



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1853.

Zweiter Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

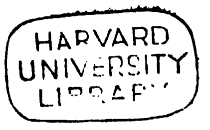
Jahrgang 1853.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.


HARVARD
UNIVERSITY

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 27. —— 2. Juli 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Gutzkow und Koenig.

1. Aus der Knabenzeit. Von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1852. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Auch eine Jugend. Von Heinrich Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Selbstbiographien werden von Vielen mit Mistrauen, mit Widerstreben aufgenommen. Daß ein Dichter viele Jahre hindurch aus der Schatzkammer seiner Phantasie dem Volke goldene Spenden zuwirft, daß er für dasselbe alle Regionen der Natur, alle Sphären der Gesellschaft, alle Zeiträume der Geschichte auszubeuten und das glücklich Gefundene im Gewande der Schönheit ihm vorzuführen sucht, daß er im Wunderquell seiner Poesie, aus dem Alles verjüngt, verklärt, idealisirt hervorgeht, mit beharrlicher Selbstverleugnung den größten Theil seines Lebens hindurch nur fremde Gestalten, nur fremde Lebensbilder sich baden läßt: das läßt sich das Publicum wie etwas das sich von selbst versteht ruhig gefallen und fühlt sich dafür wol kaum zu einem Danke, zu einer Anerkennung gemüßigt. Wenn aber der Dichter endlich auch einmal daran denkt jenes verjüngende Band seinem eigenen Leben zugutekommen zu lassen und denselben Lesern, die er so oft mit fremden Geschichten unterhalten und ergötzt hat, von seiner eigenen Entwickelung, seinen eigenen Erfahrungen zu erzählen, dann bringen ihm gar viele derselben taube Ohren und verschlossene Herzen entgegen und nehmen dieselben Stoffe, dieselben Schilderungen, die in einem Roman, in einem Schauspiel vielleicht ihr lebhaftestes Interesse in Anspruch genommen hätten, mit Lauheit, ja mit Kälte auf. Und warum das? Welche Vorstellungen mögen dabei zugrundeliegen? Ich glaube daß dieselben gar verschiedener Art sind. Der Eine mag die Selbstbiographien nicht, weil er Dichtung, aber keine Wahrheit will; ein Anderer, weil er darin *nur* Dichtung und keine Wahrheit erwartet; ein Dritter, weil er fürchtet in ihr ein schillerndes Gewebe von Wahrheit und Dichtung oder ein Zwittergeschöpf das *weder* Wahrheit *noch* Dichtung ist zu erhalten. Ein Vierter verschmäht sie wol, weil er meint: was kann ein einfaches Dichterleben, das sich wenigstens heutzutage in der Regel nicht weit von seinen Schulbänken, seinen Lesezimmern, seinem Schreibtisch verläuft, viel des Interessanten, des Spannenden bieten? Ein Fünfter kommt ihnen wol auch mit einem Vorurtheil moralischer Art entgegen, er wittert dahinter eine Eitelkeit, Selbstgefälligkeit, Selbstüberschätzung und möchte dieselbe gern mit einer Nichtachtung von seiner Seite bestrafen, oder erblickt darin wenigstens ein ihn in Schatten stellendes Selbstgefühl, die Herausfoderung einer Anerkennung, die der Autobiograph dem freien Ermessen des Lesers, dem kritischen Urtheil eines Literarhistorikers hätte überlassen sollen.

Gewiß liegt in allen diesen Vorstellungen etwas Wahres, und in nicht wenigen Fällen wird das Publicum Recht haben, für ein solches Geschenk à la Aeschines, der bekanntlich dem Sokrates in Ermangelung anderer Gaben sich selbst schenkte, bestens zu danken. Trotzdem ist das weitverbreitete Vorurtheil gegen die ganze Gattung der Selbstbiographie ein ungerechtes und beruht mehr auf einer Seichtigkeit oder Verwöhntheit des Geschmacks als auf irgendwie triftigen Gründen. Ist die Selbstbiographie und insbesondere die eines Dichters Das

was sie sein soll, eine zugleich treue und erklärende Darlegung der innern und äußern Lebensentwickelung, dann vereinigt gerade sie in sich eine Masse von Vorzügen und Reizen die sich nicht leicht in einer andern Darstellungsform beisammen finden; denn es verschmelzen sich in ihr auf die natürlichste und ungezwungenste Weise die anziehendsten Eigenschaften der historischen und der poetischen Darstellung und sie bietet überdies reichlich Gelegenheit dar, mit diesen noch die Lichtseiten der philosophischen Anschauungsweise zu verbinden. Wenn es nämlich Aufgabe der Geschichte ist einen größern oder kleinern Ausschnitt des Geschehenen streng der Wahrheit gemäß nach dem innern und äußern Zusammenhange darzustellen, so vermag dies keiner besser zu leisten als der Selbstbiograph, da er im Verhältniß zu seinem Object natürlich weit besser unterrichtet ist als irgend ein anderer Geschichtschreiber zu dem seinigen, indem er nicht blos im Besitze der äußern Thatsachen und Ereignisse ist, sondern auch die innern Motive und die zarten Fäden wodurch dieselben in Bewegung gesetzt werden kennt. Freilich muß der Biograph auch wahr sein wollen; er muß Aufrichtigkeit, Unbefangenheit und Selbsterkenntniß genug besitzen, um nicht, statt wahr zu sein, mit sich schön thun, sich als wichtig und interessant hinstellen zu wollen; besitzt er aber diese Eigenschaften und steht sonst nicht an Qualification hinter andern Geschichtschreibern zurück, so ist er dadurch daß er es zunächst und vorzugsweise mit sich selbst und seinem eigenen Leben zu thun hat, entschieden vor den übrigen im Vortheil und wird verhältnißmäßig etwas Gediegeneres und Zuverlässigeres als sie liefern können. Besteht aber andererseits die Aufgabe des Dichters darin, einen Kreis von Erscheinungen oder Begebenheiten als schön und interessant darzustellen, so ist auch dies dem Selbstbiographen im Ganzen weit leichter gemacht als dem mit andern Objecten beschäftigten Dichter. Ein mal hat er von vornherein ein concretes, aus der unmittelbarsten Wirklichkeit geschöpftes, selbst erlebtes Lebensbild vor sich und braucht sich also nicht in misliche Erfindungen, die so leicht in das Gebiet der innern Widersprüche und Unwahrheit gerathen, einzulassen; sodann leitet ihn durch all die labyrinthischen Verschlingungen der Lebenswege von Anfang bis zu Ende ein sicherer Faden und läßt ihn sich so leicht nicht auf jene Irrwege verlieren, denen der Dichter bei freiern Schöpfungen so leicht ausgesetzt ist, und endlich fehlt es seiner Vorlage von Anbeginn nicht an der nöthigen Begrenzung, welche die wesentlichste, aber auch am schwersten zu erfüllende Bedingung jedes Kunstwerks ist. Dabei ist ihm, ohne daß er darum der Wahrheit zu nahe zu treten brauchte, gestattet, Alles im Lichte der verklärenden und verschönenden Idee, gleichsam im vergoldenden Abendsonnenglanz der Erinnerung erscheinen zu lassen, die ohnehin das schlechthin Geringfügige und Gemeine mit ihren Schatten und Nebeln bedeckt, um das Wesentliche und Bedeutsame desto effectvoller daraus hervorzuheben. Freilich muß der Selbstbiograph hierzu die Gabe der poetischen Darstellung im vollsten Maße besitzen, er muß namentlich im Stande sein, nicht blos das Große, Augenfällige, Imposante, sondern auch das Kleine, Unscheinbare, Uebersehene als interessant, bedeutsam und von dem Zauber der Schönheit durchdrungen hinzustellen, er muß wie ein geschickter Maler aus verachteten Kräutern, die der profane Wanderer mit Füßen tritt, einen üppigen, reichen Vordergrund, aus einigen blauen Bergen mit schmalem Durchblick in die unendliche Weite der Welt einen Sehnsucht erweckenden Hintergrund schaffen können und einer schlichten Hütte mit ein paar Bäumen und einem spielenden Knaben darunter die Bedeutung eines fesselnden Mittelpunkts zu geben vermögen. Kann er aber dies, besitzt der Selbstbiograph diese dem Dichter überhaupt unentbehrlichen Eigenschaften, dann bedarf er, um etwas wirklich Schönes zu liefern, keiner glänzenden Herkunft, keiner Beziehungen zu berühmten Thatsachen oder Persönlichkeiten, keiner großartigen Lebensschicksale, keiner haarsträubenden Katastrophen, er braucht keine Städte umgerissen, keine Drachen erlegt, keinem Menschenfresser das Handwerk gelegt zu haben, sondern es genügt dazu ein schlichtes, einfaches, dem gewöhnlichen Auge als gewöhnlich erscheinendes Leben; denn ein jedes Menschenleben birgt in sich so viel des Bedeutsamen und Interessanten, so viel innere und äußere Kämpfe, so viel Räthsel und Lösungen, so viel Hoffnungen und Enttäuschungen, so viel Leiden und Freuden daß es eben nur ein Dichter mit der Camera obscura, dem innern Auge seiner poetischen Erinnerung aufzufangen und mit seinem künstlerisch geübten Griffel wiederzugeben braucht, um es zu einem reichhaltigen, bedeutungsvollen, fesselnden Bilde umzuschaffen. Hat sich daher ein Dichter bereits durch anderweitige Productionen als solcher bewährt, sich bereits durch seine Verarbeitungen fremder Stoffe die Liebe und Theilnahme des Volks gewonnen, dann sollte man auch seinen Selbstbekenntnissen mit gleichem Vertrauen, mit gleicher Hingebung entgegenkommen; denn es wird sich in den meisten Fällen die Erwartung rechtfertigen daß der Schöpfer im Bilde seiner selbst nicht hinter seinen sonstigen Schöpfungen zurückbleiben werde.

In diesem Vertrauen bin ich auch an die beiden uns hier vorliegenden Werke gegangen, und ich muß von vornherein erklären daß sie mich nicht getäuscht haben; denn so verschiedenartig sie auch beide sind, soweit sie auch im Stoff wie in der Behandlung desselben auseinander gehen, so haben sie doch das miteinander gemein daß sich beide den frühern Erzeugnissen beider Dichter naturgemäß und entsprechend anreihen und ganz diejenigen Hoffnungen erfüllen, zu denen einerseits die vorangegangenen Arbeiten Gutzkow's, andererseits die bisherigen Leistungen Koenig's berechtigen. Wer nun weiß welchen innigen Antheil ich schon seit einer Reihe von Jahren an den Productionen Koenig's genommen und wie ich mich in d. Bl. aus reiner Würdigung der Producte selbst — denn in persönliche Beziehung bin ich zum Autor erst in allerneuester Zeit getreten — nach und über seine „Regina", seine „Veronica", seine „Stationen", seine „Clu-

bisten von Mainz", sein „Spiel und Liebe", seinen „William Shakspeare" und sein „Haus und Welt" in mehr oder minder ausführlichen Charakteristiken mit der diesen Werken gebührenden Anerkennung ausgesprochen habe: der kann aus dem oben Gesagten zugleich entnehmen, wie hoch ich auch diese neueste Arbeit Koenig's stelle und in welchem Grade ich durch sie — ganz abgesehen von dem besondern Interesse das ich nunmehr auch an der darin sich abspiegelnden Persönlichkeit ihres Verfassers nehme — rein von Seiten ihres objectiven Kunstwerths befriedigt werde. Nicht in gleichem Maße habe ich bisjetzt Gelegenheit gehabt, mich über die Leistungen Gutzkow's öffentlich auszusprechen; auch muß ich gestehen daß ich mir selbst über dieselben nicht ein so sicheres, auf Einzelstudium gegründetes Urtheil wie über die Schöpfungen Koenig's gebildet habe, indem ich nicht allen derselben mit gleicher Theilnahme, mit gleicher Befriedigung gefolgt bin. Wenn ich mir aber aus den verschiedenen Eindrücken welche die Lesung oder Anschauung der Gutzkow'schen Werke in mir zurückgelassen hat ein Gesammtbild des Autors entwerfe und mit dem Bilde Koenig's vergleiche, so scheint mir Gutzkow zwar in seinen Anlagen vielseitiger und mannichfaltiger, in seinen Bestrebungen leichter entzündbar und weitergreifend, in seinen Effecten entflammender und anregender; Koenig dagegen ist in seiner Befähigung innerlich gedrungener und markiger, in seinem Streben ruhiger und consequenter, in seinen Wirkungen unmittelbar befriedigender und nachhaltiger. Jener ist daher eine mehr werdende, genetische, unendlich fortschreitende, dieser eine mehr vollendete, fertige, in sich abgeschlossene Natur; Jenes Arbeiten sind gleichsam glühendes, im Flusse befindliches Erz, das erst in die Form gegossen werden soll; Dieses Werke fertige Statuen, schon fest und sicher ausgeprägt aus der Form hervorgegangen; Jener macht den Eindruck eines gährenden, mit jeder neuen Rebenblüte im Fasse sich rührenden, Dieser eines ausgegohrenen, geklärten, golden oder purpurn im Becher funkelnden Weins. Daß ich hiermit den Werken Koenig's einen bleibendern Gehalt, eine vollkommenere künstlerische Gestaltung, überhaupt eine höhere Vollendung zuerkenne, ist nicht zu leugnen; aber es soll damit keineswegs eine Misachtung Dessen was Gutzkow gethan und geleistet hat ausgesprochen werden. Die Weltentwickelung, die Literatur und Kunstgeschichte bedarf nicht minder solcher Geister die in sich gewissermaßen die nimmer ruhende, sprudelnde, schäumende Strömung der Zeit repräsentiren, als solcher die sich jene unruhigen Fluten in der Tiefe ihres Wesens gleichsam zu abgeschlossenen, die Ufer ruhig abspiegelnden Seen sammeln lassen. Darum habe ich Gutzkow immer eine große Bedeutung beigelegt; denn von seinem ersten Auftreten an bisjetzt ist seine Entwickelung mit der Entwickelung der neuern deutschen Poesie stets auf das engste verschlungen gewesen, theils so daß er selbst die Bewegung excitirt, zu neuen Richtungen und Bestrebungen die erste Anregung gegeben, theils so daß er sich wenigstens an den Entwickelungsmomenten durch mehr oder minder bedeutende Arbeiten mit betheiligt hat. Dieselben Fortschritte daher, welche die Zeit in ihren Tendenzen und Ideen seitdem gemacht hat, lassen sich auch in der Entwickelung Gutzkow's nicht verkennen, und wie jene aus dem Zustande der Zerrissenheit und eines unreifen Weltschmerzes und Emancipationsdrangs nach und nach zu einer klarern Erkenntniß und ruhigern Verfolgung des ihr vorschwebenden Ziels gelangt ist, so hat sich auch sein Wesen von Jahr zu Jahr mehr geklärt und consolidirt, und im Vergleich mit der Art und Weise wie er sich als Most geberdete erscheint er schon jetzt als ein guter, gesunder, wenn auch noch nicht ganz abgelagerter Wein. Wie seine allgemeine, literarhistorische Bedeutung habe ich daher auch stets die einzelnen glänzenden Seiten seiner Werke, namentlich die bewundernswürdige Fülle und oft überraschende Neuheit seiner Gedanken und Vorstellungen, die Gewandtheit mit der er zunächst abstract gefaßte Ideen concret zu gestalten, zu lebendigen Persönlichkeiten und Charakteren auszubilden versteht, die im Ganzen glückliche Wahl der von ihm behandelten Stoffe und die namentlich auf dramatischem Gebiete, wenn auch nicht immer tiefe und geniale, doch stets ungezwungene Ausführung derselben, die Geschicklichkeit mit der er stets die interessantesten Zeitfragen in den Bereich seiner Darstellungen zu ziehen und in geistreicher Weise zu besprechen weiß, die Schärfe die er im Zergliedern, die Ausdauer die er im Entwickeln besitzt, und so noch manche andere Eigenschaften in vollstem Maße anerkannt; aber bei alle Dem bin ich von seinen Producten nie in der innersten Tiefe meines Wesens gepackt und ergriffen, nie bei einer kühlern Betrachtung derselben vom ästhetisch-kritischen Standpunkte in vollem Maße befriedigt worden. Ich habe an ihnen einerseits jene Unmittelbarkeit, jene im Dichter fast bewußtlos und instinctiv-wirkende Naturkraft und die damit verbundene, unwiderstehlich von Herz zu Herzen zuckende galvanische Strömung vermißt, in ihnen bald mehr bald minder etwas Gemachtes, Berechnetes, Beabsichtigtes gefunden und mich dadurch, wenn auch nicht verstimmen, doch um den vollen, stets mit Selbstvergessenheit verknüpften Genuß bringen lassen; andererseits habe ich in ihnen aber auch nicht jene strenge Gesetzmäßigkeit und Planmäßigkeit, jene ebenmäßige, proportionale Gliederung, jene kühl abwägende, ebenso sehr das Zuviel wie das Zuwenig vermeidende Sparsamkeit, wodurch sich wol sonst die mehr mit dem Verstande als im Enthusiasmus geschaffenen Werke auszuzeichnen pflegen, entdecken können, vielmehr die Bemerkung gemacht daß mit ihm gar häufig der Verstand ebenso durchgeht wie mit andern Dichtern die Phantasie, daß er sich durch seine Schärfe und Feinheit im Zergliedern nicht selten verführen läßt, uns irgend ein Object, statt im Vollen und Ganzen, anatomisch zerlegt und präparirt vorzulegen und sich dabei in eine unverhältnißmäßige Ausspinnung des Untergeordneten und Nebensächlichen zu verlieren. Dieses aus den frühern Schöpfungen Gutzkow's über ihn gewonnene Gesammturtheil habe ich nun aber auch, wie oben bereits ange-

deutet ist und unten weiter ausgeführt werden wird, in dieser seiner jüngsten biographischen Arbeit durchaus bestätigt gefunden; es besitzt dieselbe im Allgemeinen die nämlichen Lichtseiten wie die nämlichen Schattenseiten die seinen sonstigen Werken eigenthümlich sind, und sie hat daher ganz denselben Anspruch auf eine allgemeine und lebendige Theilnahme wie jene, was ich umsomehr hervorhebe als nach öffentlichen und privaten Stimmen zu urtheilen hier und da ein Vorurtheil gegen dieselbe obzuwalten scheint.

Wenden wir uns nun vom Allgemeinen zur speciellern Betrachtung der vor uns liegenden beiden Dichterleben oder, um uns genauer auszudrücken, Dichterjugenden, so werden wir nicht umhin können, zunächst das Verhältniß beider zueinander zu bestimmen; denn da sie beide Erzeugnisse eines und desselben Jahres sind und das Werk von Koenig als das ein wenig später erschienene in seinem Titel selbst eine Beziehung auf das ihm eben vorangegangene zu nehmen scheint, so kann es nicht ausbleiben daß sie trotz ihrer sonstigen Verschiedenheit doch miteinander verglichen und gegenseitig abgewogen werden. Außer denjenigen Unterschieden nun, die sich ohne weiteres aus dem oben bezeichneten verschiedenen Grundcharakter beider Autoren ergeben, scheint sich mir ihre wesentlichste Differenz schon in den Titeln beider Bücher auszudrücken. Gutzkow benennt das seinige „Aus der Knabenzeit“ und deutet damit an daß es sich eben nur auf das Knabenalter bezieht, ja dieses nicht einmal ganz umfaßt, sondern eben nur einen Ausschnitt aus demselben und zwar das erste Decennium, seine Kindheit bis zum Eintritt in die lateinische Schule behandelt. Koenig hingegen nennt das seinige „Auch eine Jugend“, er bietet uns also nicht blos einen Abschnitt aus seiner Kindheit noch auch die Kindheit allein, sondern sein ganzes Jugendleben bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre, dem Abschlusse seiner drei ersten Lebensstufen, seinem Eintritt in die Schule des Lebens, d. i. in die Ehe. Außer diesen äußern, jedoch auch als solchen wesentlichen und bedeutungsvollen Unterschieden deuten aber die beiden Titel auch noch einen innern, tieferliegenden an. Gutzkow bezeichnet Das was er liefert nur als etwas „aus“ der Knabenzeit, verspricht uns also nicht geradezu die Entwickelung des Knaben selbst, sondern nur etwas mit dieser Entwickelung Zusammenfallendes, Gleichzeitiges, in Beziehung Stehendes, und er spricht dies noch entschiedener und unzweideutiger in seinem Vorwort aus, wenn er darin sagt: nicht zur Nachahmung der großen Muster in der Autobiographie habe er sein Buch geschrieben; des Verfassers Person sei ihm bei dessen Abfassung in dem Grade gleichgültig gewesen daß er ausdrücklich sich gegen die Auslegung verwahren müsse, als hätte er ein Entwickelungsbild von sich selbst entwerfen wollen. Vielmehr habe er seine früheste Jugend ihrer Thatsachen wegen geschildert und zunächst sei ihm namentlich seines Jugendlebens Schauplatz, Berlin, merkwürdig genug dazu erschienen; dann aber habe er auch Manches von Seelen- und Lebenszuständen darzustellen gehabt was den Erzieher und den Freund des Volks beschäftigen und als ein Beitrag zur „Gesellschaftskunde“ aufgenommen werden könne. Ganz anders Koenig. Dieser bietet uns laut des seinem Buche gegebenen Titels seine Jugend selbst, also gerade Das an wogegen sich Gutzkow ausdrücklich verwahrt, und auch er spricht sich in seinem Vorworte specieller hierüber aus, indem er einerseits die Bedeutung biographischer und namentlich autobiographischer Werke überhaupt hervorhebt, andererseits die besondern Antriebe mittheilt, die auch ihn zur Mittheilung seiner Jugendgeschichte veranlaßt und über alle Rücksicht auf ängstliche, misgestimmte oder gar übelwollende Leser hinweggesetzt hätten. Unter diesen Antrieben nennt er zunächst den anmuthigen Reiz und den wunderbaren Zauber, der die frohen und schmerzlichen Schickungen des zurückgelegten Lebens gerade dann zu umgaukeln beginne, wenn man anfange von den Ergebnissen seines Lebens unbefriedigt zu werden, und welcher selbst einem hinter uns liegenden Alltagsleben nicht fehle, sofern sich auch dieses als ein Ausfluß des Allebens, als eine Faser der bewegten Unendlichkeit, als ein Gebild des allgemeinen Menschengeistes darstelle, und sofern in dieser wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle überhaupt die Poesie jedes Einzellebens liege, die es zum Gegenstande künstlerischer Darstellung würdig mache. Er aber habe bei einem Rückblick in seine Vergangenheit ganz besonders Grund gehabt, sich zu sagen daß er eigentlich die beste Zeit seines Lebens unbefangen und absichtslos in den Tag hinein und mehr auf Gerathewohl als nach abgesteckten Zielen gelebt habe, und er habe daher bei einer Prüfung seiner Jugend mehr als vielleicht mancher Andere von der religiösen Wahrnehmung ergriffen werden müssen, daß eine höhere Hand ergänzend das Gewebe menschlichen Lebens durchschieße und die Fäden mit der webenden Lade schlage; denn es sei ja auch auf jene ziel- und gedankenlose Weise ein Stilleben eigenthümlicher Art von nicht beabsichtigtem Zusammenhange und bedeutsam verschlungenen Beziehungen zustandegekommen. An dies Prometheische im Menschen- und Völkerleben durch ein recht kleines Lebensbild zu erinnern, sei ihm nun in einer so muthlosen Zeit nicht ungehörig erschienen; und zur unterhaltenden Theilnahme für Liebhaber des Idyllischen eigne sich dies Stilleben einigermaßen dadurch daß es, wenigstens mit seiner Jugendstrecke, wie in einem versteckten Thal, hinter einer von der Zeit rasch umfahrenen Waldecke gelegen, unserer breiten, bewegten Gegenwart schon ziemlich fremdartig geworden sei. Außer diesem tieferliegenden Impulse gibt sodann Koenig noch einen zweiten, mehr äußerlichen an, indem er erklärt: es habe ihm schon seit einer Reihe von Jahren als eine Art Schuld auf dem Herzen gelegen, die für ihn so erfreuliche Aufnahme mehrer seiner Schriften gerade in gebildeten Kreisen laut anzuerkennen, und er habe sich überredet seinen Wohlwollenden dadurch entgegenzukommen daß er ihnen, so gut er es eben vermöge, den Mann skizzire dem sie soviel Nachsicht geschenkt hätten, und dem viel daran gelegen

sei ihnen zu bekennen was ihn auf seinem Wege nicht habe dazu kommen lassen Befriedigenderes darzubieten.

So also kündigt sich Koenig's Buch offen und rückhaltslos als ein wirkliches Lebensbild des Autors und zwar zunächst als ein idyllisches Gemälde seiner individuellen, aber von höherer Hand geleiteten Jugendentwickelung an, während uns Gutzkow das seinige nur als eine Darstellung der örtlichen und zeitlichen Zustände sowie der socialen Verhältnisse unter denen er aufgewachsen, also eigentlich als einen Beitrag zur Charakteristik sowie zur Cultur- und Sittengeschichte Berlins bezeichnet. Und hierin besteht nun auch in der That der Hauptunterschied beider Bücher. Zwar ist dies nicht in der Ausdehnung zu verstehen als ob Gutzkow in seiner Schrift durchaus nicht von sich und seiner Entwickelung spräche und Koenig ganz und gar die äußern Umstände und zeitlichen Verhältnisse unberücksichtigt ließe. Vielmehr theilt Jener auch über sich und seine eigene Entfaltung, über sein kindisches Treiben und Gebahren, über seine Spiele, sein erstes Schulleben, seine ersten kindischen Liebesregungen und Freundschaftsbeziehungen Manches von allgemeinerm oder speciellerm Interesse mit, und schon dadurch daß er bei der Schilderung der außer ihm liegenden Verhältnisse zunächst von der Anschauung des Knaben ausgeht und sie gewissermaßen auf seinen Lebensfaden aufreiht, erhält seine Schrift neben der beabsichtigten allgemeinern auch eine biographische, die Subjectivität des Autors betreffende Bedeutung. Und andererseits webt auch Koenig seinem Lebensbilde sehr interessante Schilderungen seines Jugendschauplatzes, der Stadt und des Bisthums Fulda, sowie der damaligen Zeit, der in ihr herrschenden Sitten nnd der mit dem Knaben in irgenwelche Beziehung tretenden Persönlichkeiten ein, welche Schilderungen umsomehr Beachtung verdienen als sie einerseits viel Eigenthümliches, vom Gewöhnlichen Abweichendes und bisher Unbekanntes bieten, andererseits sich auf eine historisch besonders merkwürdige Zeit, auf die Jahre von 1790—1810 beziehen. Aber trotzdem besteht und bleibt der obenerwähnte Unterschied beider Bücher; denn in dem von Koenig erweist sich stets der individuelle Mittelpunkt, in dem von Gutzkow stets die elementarische Sphäre als Dasjenige was vom Autor als Hauptsache behandelt und wovon der Leser am meisten angezogen wird. In Koenig's Gemälde erscheint der Knabe, der Jüngling als das eigentliche Bild, alles Uebrige nur als der zwar bedeutsame, aber doch nur dem Hauptzweck dienende Hintergrund; in Gutzkow's Tableau hingegen machen die Gebäude, die Plätze, die Straßen, sowie die nächsten Umgebungen Berlins mit dem daselbst herrschenden Leben und Treiben das eigentliche Bild aus, und der im Vordergrund befindliche, sich alles Das anschauende Knabe macht nur den Eindruck einer zwar zur Beachtung auffodernden, aber doch immer nur untergeordneten Staffage. Ein Buch wie das Gutzkow'sche, sofern es sich vorzugsweise auf Objecte bezieht, die mehr oder weniger Jedem zugänglich sind, hätte daher seinem größten Theile nach wol auch von einem Andern geschrieben werden können, freilich nicht in der Art und Weise wie es geschrieben ist, aber doch in Rücksicht Dessen was darin beschrieben wird. Das Buch von Koenig hingegen ist durch und durch, seinem Inhalt wie seiner Form nach, einziges und ausschließliches Eigenthum seines Verfassers, und kein Anderer wäre im Stande gewesen, uns gerade dieses Lebensbild zu liefern, auch Der nicht welcher mit den äußern Thatsachen in diesem Leben bekannt gewesen wäre; denn obgleich auch diese für sich schon viel Besonderes und eigenthümlich Anziehendes haben, so erhalten sie doch erst durch die innern Motive, durch die geheimen Fäden die sie zusammenhalten die wahre und volle Bedeutung, oder es gibt, wie Koenig selbst sich ausdrückt, die Mittheilung der Motive zugleich die Hälfte der Antwort auf die Frage nach der Wahrheit des Erlebten, und das Bewußtsein des Erzählenden wird dem Erzählten zur Folie, zum untergelegten Glanzblatt, das den vorübergerauschten Tagen ihre ewige Bedeutung verleiht.

Gehen wir nun zur nähern Betrachtung des Gutzkow'schen Werks insbesondere über, so muß uns natürlich der ausdrücklichen Tendenz desselben gemäß vorzugsweise die Frage beschäftigen, wie sich Berlin mit seinen Zuständen in der Gutzkow'schen Zeichnung darstellt und welchen Genuß und welche Belehrung uns diese Zeichnung zu bieten vermag; und hieran erst wird sich die zweite Frage schließen, welcher Rückschluß sich aus dieser Zeichnung auf Gutzkow's Persönlichkeit und namentlich auf seine früheste Jugendentwickelung machen läßt.

Im Vorworte klagt der Verfasser selbst darüber daß Berlin Denen die in ihm geboren werden den übelsten Windeln- und Wiegenruf erwerbe, indem die Meinung herrsche, es könne nur gesuchten Witz, kalten Verstand, barste Gemüthsleere hervorbringen; und er gibt zu daß allerdings Berlin neben den tiefern Regungen und gehaltvollern Schöpfungen der übrigen Gebiete Deutschlands immer nur als specifisch Berlinisches seine Eckensteherwitze, seine Kreuzzeitungsfeuilletons, seine Weißbiergemüthlichkeit und die Schusterjungencouplets aus der Friedrich-Wilhelmsstadt gebracht habe. Trotzdem erklärt er daß Berlin nicht ganz so flach sei als es sich gebe und genommen werde, daß es in sich selbst eine weit bessere Entwickelungsfähigkeit besitze, als die speciellen Interessen welche jetzt dort herrschend seien gestatten wollten, daß es nicht so verlassen sei von einer gewissen Ursprünglichkeit, wie es sich in seiner Neigung zur Selbstpersifflage darstelle, ja nicht einmal so kahl, so sandig, so farblos in seiner Natur, wie man nach den allgemeinen topographischen Bedingungen der Mark glauben sollte. Er wünscht daher zur Beseitigung dieses Vorurtheils beizutragen und hofft es werde sein Buch einem bessern Studium nützen und — wenn zunächst auch nur unter den Berlinern selbst — die Ueberzeugung wecken daß Berlin nicht so total unpoetisch, so verstandesnüchtern sei als man glaube.

Eine Apologie, eine Art Rechtfertigung Berlins gegen den herrschenden Ruf ist also der speciellere Zweck

des Gutzkow'schen Buchs, und es fragt sich nun wie es diese Aufgabe gelöst hat. Zwar könnte vorher erst noch die Frage aufgeworfen werden, ob denn wirklich Berlin bisher nur in dem einen Lichte gezeichnet und angeschaut sei, ob nicht unter Andern in früherer Zeit durch E. T. A. Hoffmann, in neuerer Zeit durch Wilibald Alexis Berlin nicht nur, sondern auch die ganze sandige Mark Brandenburg bereits eine poetische Verklärung erfahren habe; allein da trotzdem die allgemeine Ansicht über Berlin keine andere geworden ist, so kann wol von jener Frage abgesehen und das Unternehmen des Verfassers als ein zwar nicht neues, aber darum immer noch verdienstliches und keineswegs überflüssiges angesehen werden. Was aber die Ausführung desselben betrifft, so glaube ich zwar nicht daß sie im Stande sein wird, in dem Urtheil über Berlin wirklich einen Umschwung zu erzeugen, ein mal weil ein solches Urtheil, selbst wenn es zum großen Theil Vorurtheil sein sollte, doch viel zu tief in wirklichen, nicht wegzuleugnenden Thatsachen wurzelt als daß es durch eine noch so poetische Schilderung Berlins umgestürzt werden könnte; sodann weil sich gerade in der Art und Weise der Gutzkow'schen Ausmalung das specifische Berlinerthum, namentlich die vom Verfasser selbst als berlinisch bezeichnete Neigung zur Selbstpersifflage nicht undeutlich wieder bemerklich macht und so gewissermaßen allen poetischen Effecten wieder den prosaischen Zopf anhängt; aber dennoch muß die Ausführung im Ganzen als eine gelungene, dem Zwecke entsprechende anerkannt werden, indem es wirklich dem Verfasser geglückt ist, uns den Schauplatz seiner Kindheit und insbesondere die nächsten Umgebungen seiner väterlichen Wohnung, die innerhalb des von außen als Musensitz, im Innern als Pferdestall sich erweisenden Akademiegebäudes lag, mit einer so sinnlichen Frische, mit einem so lebendigen Eingehen in ein reiches und buntes Detail und mit so vielen Gemüth und Geist beschäftigenden Nebenbezügen vor unserer Phantasie vorüberzuführen, daß man sich beim Lesen in der That verwundern muß, so oft an jenen Gebäuden und Räumlichkeiten vorübergegangen zu sein, ohne von dem poetischen Zauber, der nach Gutzkow's Schilderung darin steckt, auch nur eine entfernte Ahnung gehabt zu haben. Freilich wird Mancher ungläubig die Frage aufwerfen, ob denn jener Zauber auch wirklich darin stecke, ja ob ihn auch nur der Knabe Gutzkow, als dessen Anschauung doch Alles dargestellt werde, darin gefunden habe, oder ob nicht vielmehr das Ganze weiter Nichts sei als ein erst jetzt von Gutzkow, dem Vierziger, in die Luft geblasenes Schaum- und Traumbild der Häckfel in Gold umschaffenden Erinnerung oder gar nur ein Specimen von des Verfassers Virtuosität, eine brillante Etude, die ein paar nichtssagende Noten zu einem reichhaltigen und effectvollen Musikstück ausbeutet, ein poetisches Kunststück, das sich die Aufgabe stellt zu zeigen wie man auch aus Nichts Etwas, aus Schwarz Weiß, aus Fünf Grade, aus einem gemüthlosen Conglomerat von akademischen Sammlungen, Sanskritdruckereien, anatomischen Hörsälen und Cavaleriepferdeställen ein poesiereiches Idyll machen könne. Aber wie dem auch sein möge, mag das Gemälde eine objective oder blos subjective, eine poetische oder blos technische Wahrheit besitzen, der Effect desselben läßt sich nicht wegleugnen, und wer nicht ungerecht sein will, wird zugestehen müssen daß ihm wirklich Berlin durch das Gutzkow'sche Diorama, wenigstens inmitten des Anschauens, in ein ganz anderes Licht gerückt ist und daß er dadurch für eine Masse von Elementen und Momenten desselben eine poetische Anschauung gewonnen hat, die ihm vorher aller Poesie bar und ledig erschienen; und wessen Herz irgend eines poetischen Widerhalls fähig ist, der wird die unverhoffterweise hier entdeckte Poesie auch auf sein eigenes, wenn an sich vielleicht auch noch so dürftiges Jugendleben übertragen und so in objectiver und subjectiver Beziehung dem Buche einen nicht geringen Genuß danken. Daß dabei übrigens nicht Alles von gleichem Werthe, von gleicher Wirkung ist, darauf muß man gefaßt sein. Da denn doch das eigentliche Object nicht immer ausreichend erscheinen mochte, faßt der Autor jede wenn auch noch so fern und flüchtig vorüberhuschende Erscheinung beim Zipfel, um darüber oft recht lange und breite Betrachtungen anzustellen. Was aber bietet sich in einer Stadt wie Berlin nicht Alles dar, was konnte also auf diese Weise nicht Alles in den Bereich des Buchs hineingezogen werden! Allerdings wird es dadurch in Vieler Augen den Charakter der Vielseitigkeit, der Reichhaltigkeit erhalten und namentlich Denen willkommen sein die über Alles und Jedes nur gelegentlich zu sprechen lieben und die daraus für ihre Conversation manche neue Anschauung, manches treffende Raisonnement, manches geistreiche Aperçu mit in die Gesellschaft nehmen können; aber dem gediegenen Geschmack wird jene Vielseitigkeit leicht als Buntscheckigkeit, jene Reichhaltigkeit leicht als Ueberladung erscheinen, und Vieles von dem Besprochenen und Geschilderten wird ihm, wenn auch an sich gut, doch hier gesucht und gemacht vorkommen. Dies gilt namentlich von denjenigen Partien die er in der Vorrede als Beiträge zur Gesellschaftskunde bezeichnet und ziemlich reichlich in allen Abschnitten, ganz besonders aber im sechsten aufgespeichert hat. Was wird hier nicht Alles abgehandelt! Die Jugendlecture, pädagogische Poesie, das Geistersehen, märkische Bauern, die Jubelfeier der Reformation, Napoleon's Tod, die Erhebung der Griechen, Kotzebue's Ermordung, altdeutsche Tracht, die Turnerei, die Reize des Guten und Bösen, die Gewerbefreiheit und der daraus sich entwickelnde Leichtsinn im Unternehmen, die Religiosität als sittlicher Hebel, das allgemeine Stimmrecht, die innern Familienverhältnisse, die geschlossenen Gesellschaften, die Liebhabertheater, das feinere Proletariat, das Maulheldenthum, die Gesinnungslosigkeit, die dienenden Classen, namentlich die Bedienten, Köchinnen, Ammen, die Juden, der Wucher, die Lotterie, die Sparkassen, das Schutzsystem und die Freihändlertheorie — manches kürzer Berührten gar nicht zu gedenken! Ich selbst habe das Meiste hier-

von mit Interesse, ja mit Beifall gelesen, zumal ich, wenn auch nicht überall die Ansicht, doch fast durchweg die ihr zugrundeliegende Gesinnung theile; aber trotzdem ist es mir an dieser Stelle, in diesem Zusammenhange als störend erschienen, ich fühlte mich aus der Welt einer kindlichen, naiven Anschauung plötzlich in ein politisch-publicistisches Lesecabinet versetzt und fühlte mich versucht zu glauben, der Verfasser habe mit seinem Titel „Aus der Knabenwelt" auch jenen Kinderwitz verbinden wollen, der, mit dem Doppelsinne des Worts „von" spielend, das Messingene für etwas von Gold ausgibt.

Wie der Stoff, so verliert sich nicht selten auch die Darstellung, die Diction in ein fremdartiges, mehr für Zeitungen und Broschüren als für Jugenderinnerungen passendes Gebiet; ja Gutzkow der Große muß nicht blos bei Reflexionen und rückblickenden Betrachtungen, sondern auch da, wo es gilt die kindlichen Anschauungen und Erlebnisse selbst zu schildern, für Gutzkow den Kleinen die Rolle des Vormunds übernehmen. Lese man unter Anderm nur folgende Stelle über das Terrain seiner Kindheit.

Dies abenteuerliche, seltsame, lichte und dunkle, classische und romantische Gebäude, ein Pegasusstall nach Hufbeschlag und Flügelschwung, mußte einem Kinde, das ohnehin in einem Span geschnitzter Baumrinde Silberflotten, in einem blitzenden Kiesel dresdener grüne Gewölbe sieht, so gut wie das halbe Universum erscheinen. Ihr Armen, die ihr hier nur diese Uhr, diese Kunstausstellungen, diese akademischen Leibniz-Sitzungen, diese Bopp'schen Sanskritlettern, diese funkelnde Kometenwarte, den Rudolphischen Cursus über Splanchnologie nebst den demonstrativen Spiritus-Eingeweidegläsern, diese königlich preußischen Wagenremisen und die Hauptwache der Ulanen seht, wie viel ist euch von der noch übrigen wahren Poesie dieses Pantheons entgangen! Die innern Höfe, die Pluvien dieses Tempels, die lauschigen Mysterien innerhalb dieser vier Straßen, unzugänglich allen Neugierigen, von den Castellanen mit Rohrstöcken, den königlichen Leibkutschern mit Peitschen, den Wachtmeistern mit dem Sarras streng gehütet ... da gab es zu schauen, zu lauschen, zu schleichen, zu naschen, zu wühlen und zu spielen! Wirres Gemäuer, durcheinander gewürfelt. Düstere grasbewachsene Gänge, schauerliche Thürme, viereckig oder rund. Dies Chaos war ohne Zweifel dem in diesem Hause am 17. März 1811 geborenen Kinde wichtiger als die akademischen Säle, wo Schleiermacher über Plato, Wilken über die Kreuzzüge las oder Gottfried Schadow neuangekommene Vespasianische Badewannen mit seiner kostbaren, aller Welt bekannten Hausverstandslogik auch balneologisch vom Standpunkte antiker Unbequemlichkeit musterte. Hier zeichneten wol die künftigen Düsseldorfer Hübner, Hopfgarten, später Bendemann, Sohn, Hildebrandt als kleine Studienclassiker nach Gypsabgüssen, dort wurden eben von Italien Gemäldekisten zur Kunstausstellung ausgepackt und das Campagna-Romana-Stroh wie gemeines pommersches oder ukermärker Stroh behandelt; hier ordnete man die Bücher der Akademiker oder zog von der Presse ein neues Werk von W. von Humboldt über die Kawisprache, in deren vom gelehrtesten Setzer leise vor sich hin buchstabirte Gurgellaute sich das Roßwiehern einer Reitschulbahn für die Gardecavalerie mischte; dort krächzten um die Himmelskugel der Bode'schen Sternwarte Scharen von Raben, die der vergoldete blitzhelle Glanz des großen Globus ebenso wie der Leichengeruch von der grauenvollen Anatomie her anlockte ... und zwischen allen diesen Offenbarungen einer geistigen Welt das rücksichtsloseste Schmettern der Trompeten, die Signale und Ablösungen von einer der Mittelstraße gegenübergelegenen Wache, das Wiehern und Kollern und Kettenrasseln von Hunderten von Pferden, die durch Trommelschlag und Pistolenschüsse an kriegerischen Lärm gewöhnt wurden.... Sollte man glauben daß hier, wo es manchmal war wie auf dem offenen Markt oder der wogenden See, dennoch von einem Kinde still geträumt werden konnte, daß hier auf kleinen Gartenplätzen, auf grünen Rasenbänken, in Lauben von wildem Wein, durchmischt mit türkischer Bohnenblüte, hinter Fenstern mit Terrassen von Goldlack, Levkoien, Astern, hinter großen Kästen mit rother Kresse, die ihre zinnoberrothen, beizendduftenden Blüten an Bindfäden bis hoch über die Fensterrahmen rankten, eine stille nur auf sich selbst lauschende Kinderseligkeit durchlebt werden konnte? Dies war ein Tempel der Musen, ein Stall und doch das grüne Feld und der einsame, stillfriedliche Wald. Da stand ein einziger, aber riesengroßer Nußbaum, der dem ersten Rosselenker des Königs selbst gehörte und vor den lüsternen Blicken des Knaben, der schon glücklich war, nur ein einziges duftendes Blatt von ihm zu erhaschen, das er in seinem zarten Geäder mit sanftem Fingerstrich von dem Blattgrün befreite und als übriggebliebenes zierliches Geripp in seinen davon durchdufteten „Brandenburgischen Kinderfreund" legte, mit allen zugebotestehenden, oft drastischen Mitteln gehütet wurde. Es war hier Alles, Alles Idyll. Die reizendste Lockung der Natur in diesem stillen Seitenhof. Die Wohnung des so bevorzugten Selbstherrschers vom allerhöchsten Wagenbock lag mit jenem schattigen, früchteschweren Nußbaum, unter dem eine grüngestrichene Bank die allerhöchst Geduldeten zur Ruhe einlud, so lauschig, so versteckt, so malerisch, so dicht gelehnt an einen großen pittoresken Thurm, von dessen kleinen eisengegitterten Fenstern oft mit Sehnsucht hinuntergeblickt wurde, wie ein Claude Lorrain, oder wenn die königlichen Wagen begossen wurden und das Wasser durch die Landschaft rieselte, wie ein krystallheller, najadenbegeisterter Ruysdael.

In dieser bunten lebensvollen Schilderung wie viel des Echtkindlichen, Naiven, Idyllischen, wie viel aber auch des Altklugen, Berechneten, aus späterm Bewußtsein Herbeigezogenen sowol in den Vorstellungen wie in den Wortbildungen! Der Verfasser kann freilich sagen daß ja das letztere nur des Gegensatzes, des Contrastes wegen da sei, daß die monströsen Wortgebilde eben nur den Zweck hätten das Prosaische dem Poetischen, das Altverständige dem Kindlichen gegenüber als nichtig und lächerlich hinzustellen. Aber liegt nicht auch hierin schon eine Berechnung? Ist die in sich poetische Schilderung eines solchen Fingerzeigs in die Leere und Nüchternheit der Alltagsanschauung bedürftig? Nimmt man zu einem apagogischen Beweise seine Zuflucht, wenn uns ein directer zu befriedigen vermag? Liegt nicht in dem Bedürfniß, durch ironische Abfertigung des Gegentheils zu wirken, das sich versteckende Eingeständniß daß uns die Sache selbst nicht inhaltsvoll und reich genug erscheint, um allein und für sich zu wirken? Doch wir wollen darum mit dem Verfasser nicht weiter rechten, umsoweniger als man von andern Seiten um dieser Schlagschatten willen gar nicht zur Anerkennung der Lichtpartien gekommen ist, an denen doch dieses Buch nicht minder reich ist. Wie viel Schönes, Wahres und Tiefergreifendes liegt nicht in der Geschichte vom schönen Dorich und der kleinen Marianne, in der Freundschaft der beiden Väter, in der Feindschaft der beiden Mütter und in der endlichen Versöhnung derselben über dem Sarge des Kindes! Wie reich an theils ergötzlichen, theils rührenden Zü-

gen, wie lebendig und farbenfrisch sind die Erzählungen über und von seinem Vater, die Schilderungen der mütterlichen Anverwandten, namentlich des Hutmachers mit dem golddurchnähten Lederkoller und des apokalyptischen Webers, das Gemälde vom ersten Träumen und Treiben der Kinder, die Schilderungen der ersten weitern Ausflüge, namentlich nach dem Park von Schönhausen und nach Spandau, die Geschichten aus den Kasernen vom Lieutenant Haase, vom schneidernden Unteroffizier, vom tollen Langheinrich, die Schilderungen von des Knaben erstem Schulleben, seiner ersten geistigen Nahrung und seinem ersten Gebahren in den Sphären der feinern Gesellschaft.

Doch hiermit haben wir bereits Partien berührt die mehr die subjective als objective Seite des Buchs, mehr die Entwickelung des Knaben selbst als die Schilderung seiner Umgebungen betreffen. Obgleich nun diese Partien sowol der Intention wie dem Umfange nach die untergeordneten sind, so dürften sie doch vielleicht für Manchen ein größeres Interesse haben als die bereits besprochenen. Wie Berlin beschaffen ist, welch Leben und Treiben in ihm herrscht, darüber meinen die Meisten schon unterrichtet zu sein, und wenn auch ein Reiz darin liegt, gerade am Bekannten noch geheime, bisher unbekannt gebliebene Winkel und Verstecke mit neuen Menschen, neuen Sitten und neuen Lebensverwickelungen kennenzulernen, so dürfte doch ein größerer Reiz noch darin liegen, einzudringen in das innere Wachsthum einer Menschenseele, ihre ersten Regungen und Neigungen kennenzulernen, ihre Irrthümer, Enttäuschungen, innern und äußern Kämpfe zu beobachten, sie Schritt für Schritt in ihrem Entwickelungs- und Bildungsgange zu begleiten und so einen Aufschluß über die Genesis aller derjenigen Erscheinungen zu erhalten, durch die sie im Stadium einer höhern Entwickelung mit uns in Beziehung tritt. Dieser Reiz muß sich aber noch bedeutend erhöhen, wenn es sich um die nähere Kenntniß eines Dichters handelt, der, wie Gutzkow, durch eine Reihe von Geistesproducten unsere besondere Theilnahme in Anspruch genommen und sich im Gebiete der Literatur sowie im Bewußtsein seiner Nation überhaupt einen nicht unbedeutenden Platz errungen hat. Fragen wir nun, inwieweit dieses Interesse am Autor durch das vorliegende Buch befriedigt wird, oder welches Bild wir durch dasselbe von Gutzkow dem Knaben erhalten, so ist die Antwort darum einigermaßen mislich, ein mal weil die Mittheilung individueller Charakterzüge im Ganzen nur eine spärliche ist, sodann weil, wie schon erwähnt, die ganze Schrift ein wenig gar zu sehr aus der gegenwärtigen Anschauungsweise des Verfassers herausgeschrieben ist und somit nicht die Bürgschaft einer möglichst objectiven Darstellung gewährt, obschon sie andererseits durchaus nicht zu dem Argwohne Anlaß gibt als habe der Verfasser mit der Haupttendenz einen Mohren weißwaschen zu wollen noch die kleine Nebentendenz einer Selbstpurification verbunden.

Sucht man sich jedoch aus dem Mitgetheilten, von welchem Umfange und von welcher Zuverlässigkeit es auch sein möge, ein Bild von Gutzkow's Knabennatur zu entwerfen und darin ein Prototyp für sein späteres Wesen zu erkennen, so scheint man eben daraus daß sich ihm selbst seine Rückblicke in die ersten Entfaltungen der Psyche als „Erinnerungen vom Zufälligsten und für die allmälige Menschwerdung vielleicht Unwesentlichsten", als „Momente die nicht Stand halten", als „kleine fliegende blaue, rothe, grüne Flecken, wie sie Dem erscheinen der in die Sonne gesehen", kurz als rein allgemeine, jeder Eigenthümlichkeit entbehrende Nebelbilder darstellen, den Schluß ziehen zu dürfen daß der ursprüngliche Kern und Keim Gutzkow's von keinem vorherrschend individuellen Charakter mit ureigenthümlicher, repulsiver, activer Kraft, sondern vielmehr umgekehrt von überwiegend genereller Beschaffenheit mit mehr universeller, attractiver und passiver Kraft gewesen sei, und daß daher seine später hervortretende Persönlichkeit mehr die Concentration der in eigenthümlicher Weise auf ihn einwirkenden Umgebungen als die Emanation seines eigentlichen Selbst zu sein scheint. Erklärt sich auf diese Weise wie ihm die Selbstbiographie zu einer Schilderung des Schauplatzes und der Zeitumstände umschlagen konnte, so geht daraus zugleich hervor daß wir diese Schilderung als die Hauptquelle für die Erkenntniß seiner Persönlichkeit betrachten, uns also deren Entfaltung vorzugsweise aus dem Einfluß seiner Umgebungen erklären müssen. Je beschränkter nun diese Umgebungen einerseits waren, d. h. zunächst nur aus dem in sich abgeschlossenen Viereck des Akademiegebäudes und einem kleinen Kreise von Menschen ohne höhere Bildung und von untergeordneter Stellung bestanden; andererseits aber innerhalb dieser Beschränktheit wieder die größte Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit, das bunteste und verschiedenartigste Leben und Treiben herrschte und den Knaben frühzeitig mit dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst wie mit dem des Kriegs, der Politik, der höchsten Gesellschaftssphären in wenn zunächst auch nur reinäußerliche Wechselbeziehung brachte: um so früher und energischer mußten in des Knaben empfänglicher Seele, die als eine Art tabula rasa dies Alles mit den durstigsten Saugfasern in sich aufnahm, die schroffen Gegensätze des Weiten und Engen, des Großen und Kleinen, des Hohen und Niedrigen, sowie auch des Geistigen und Sinnlichen, des Wissens und Nichtwissens, der Bildung und Ungebildetheit Platz greifen und sich ihm einerseits als auf das engste miteinander verschlungen, auf das innigste zusammenhängend, andererseits als durch eine ungeheuere Kluft getrennt, als unnatürlich und gewaltsam geschieden darstellen. Sofern er nun selbst als Sohn eines prinzlichen Bereiters der engen, kleinen, niedrigen Sphäre, nicht den mehr ätherischen Regionen der Kunst und Wissenschaft angehörte, mußte sich in ihm früh ein dunkler Drang nach der aus so unmittelbarer Nähe winkenden, über ihm gelegenen Sphäre entwickeln; denn wie sehr ihn auch zunächst das bunte Treiben der die Erde mit sicherm Huf stampfenden Rosse und ihrer Reisigen anziehen mochte, die größere Anziehungskraft

lag doch für ihn in dem seiner Ahnung dunkel vorschwebenden Flügelrosse der Akademie, was sich unverkennbar in der beharrlich wiederholten Erklärung des siebenjährigen Knaben Bildhauer werden zu wollen kundgibt. Neben diesem Drange nach einem Höhern mußte sich aber auch frühzeitig in ihm ein drückendes Bewußtsein von der Niedrigkeit und Unzulänglichkeit seines Standpunkts einfinden, und es muß daher als ein charakteristischer, vorbedeutungsvoller Zug seines Wesens angesehen werden daß er sich, als er zum ersten mal in die Schule gehen sollte, mit Händen und Füßen dagegen sträubte, mit dem entschuldigenden Angstgeschrei daß er ja „Nichts wisse". Galt ihm hier die Schule gleichsam als Symbol der höhern Bildung überhaupt und drückt sich also in seinem Sträuben das Gefühl der Verzweiflung aus, von seiner Sphäre in die der Bildung hinüberzugelangen, so wiederholt sich ein ähnliches Mistrauen gegen die höhern Regionen in seinen spätern Jahren, da wo er im Hause des Malers Kleanth, zu dem er doch gleichfalls von einem unwiderstehlichen Drange hingezogen wird, anfangs sich mit banausischem und doch von edelm Selbstgefühl durchdrungenem Trotz gegen die Annahme der socialen Formen sträubt. Fügen wir zu diesen Zügen, in denen sich auf das unzweideutigste der Doppeleinfluß seiner verschiedenartigen Umgebungen erkennen läßt, noch die gleichzeitige Liebe des Knaben einerseits zur Tochter Dorich's, des „Selbstmörders in der Sattelkammer", andererseits zur Tochter eines Raths, einem lebhaften, witzigen, ausgelassenen Mädchen aus der feinern Gesellschaft, so läßt sich auch aus diesem Wenigen unschwer erkennen daß auch schon im ersten Decennium seines Lebens der Grundzug des Gutzkow'schen Charakters kein anderer gewesen ist als derjenige welcher sich als der rothe Faden durch seine ganze spätere Entwickelung hindurchzieht, nämlich ein unwiderstehlicher Trieb, die Kluft zwischen dem ihm angeborenen und dem von ihm erstrebten Elemente, zwischen dem Sinnlichen, Derben, Naturwüchsigen, Volksthümlichen einerseits und dem Geistigen, Feinen, Conventionnellen, Aristokratischen andererseits auszufüllen und beide Sphären des Daseins und der Gesellschaft gewissermaßen in eine ebenso enge und nahe Beziehung miteinander zu bringen, als diejenige war in der seinem Kinderauge Pferdestall und Musensitz, Wagenremise und Sanskritdruckerei, Cavaleriewache und Sternwarte zu stehen schienen. Von dieser Grundrichtung seines Wesens aus lassen sich all seine Entwickelungsmomente, die Triebfedern und leitenden Ideen seiner literarischen Productionen, die Grundsätze seiner politischen Gesinnung, die Licht- und Schattenseiten seiner Darstellung, ganz besonders aber auch das Unabgeschlossene, Unbefriedigte und Unbefriedigende seiner Bestrebungen und Leistungen erklären; und so dürfen wir das Gutzkow'sche Buch, obschon vorzugsweise der Darstellung von Aeußerlichkeiten gewidmet, doch auch als einen nicht unwichtigen Beitrag zur Erkenntniß seiner Persönlichkeit willkommen heißen.

Ganz anders freilich stellt sich in dieser Hinsicht die Selbstbiographie Koenig's dar. Sie ist nicht blos in einzelnen zwischendurchlaufenden Fäden, sondern in ihrer ganzen Anlage und Ausführung von Anfang bis zu Ende ein aus einer Individualität geflossenes, selbst individualisirtes und eine Individualität in ihrer ersten Entwickelung klar abspiegelndes Lebensbild. Zwar fehlt es auch hier, wie schon gesagt, nicht an einer bunten Reihe von Schilderungen des äußern Zubehörs, ohne das sich einmal kein Leben zu entfalten vermag, und diese Schilderungen sind, wenn auch nicht so en detail, nicht so studienartig ausgeführt, doch in ihrer Wirkung ganz ebenso sinnlich und farbenfrisch wie die Gutzkow'schen; aber sie sind nie blos um ihrer selbstwillen da, sondern drücken immer zugleich eine bedeutsame Beziehung zum Innern, zum Ich aus, um dessen Entwickelung es sich hier handelt. Und gerade so wie in der Darstellung Koenig's das Verhältniß zwischen Innerm und Aeußerm ein umgekehrtes ist als bei Gutzkow, so auch im dargestellten Leben selbst. Zeigte sich Gutzkow's Leben als ein Product aus der Verbindung des Multiplicators Schale mit dem Multiplicandus Kern, so erweist sich hingegen das Leben Koenig's als ein Product aus der Verbindung des Multiplicators Kern mit dem Multiplicandus Schale. Konnten wir daher von Gutzkow sagen, sein ursprünglicher Kern sei von überwiegend-genereller Beschaffenheit mit mehr universeller, attractiver und passiver Kraft gewesen und seine spätere Persönlichkeit stelle sich daher vorzugsweise als eine Concentration der auf ihn einwirkenden Umgebungen dar, so müssen wir uns hingegen über Koenig dahin aussprechen daß sein eigentlicher Kern von vorherrschend-individuellem Charakter mit ureigenthümlicher, repulsiver, activer Kraft gewesen ist und daß daher seine spätere Persönlichkeit vorzugsweise als eine Emanation seines eigentlichen Selbst angesehen werden muß. Daher übt denn auch auf Koenig seine Umgebung im Ganzen einen nur wenig bestimmenden Einfluß aus. Soviel Poetisches, Idyllisches, Trautes in seinen nächsten Familienverhältnissen auch lag, soviel des Anziehenden und namentlich ein kindliches Gemüth Ergreifenden Fulda mit seinen Bergen, seinen Klöstern, seinen Processionen, seinen altväterischen Sitten auch haben mochte: es war dies Alles der selbstthätigen Psyche des Knaben gegenüber doch nicht bedeutend, nicht großartig genug, um ihr gegenüber das Uebergewicht zu erhalten und wirklich bestimmend und maßgebend auf dieselbe einzuwirken; vielmehr verhielt sich dieselbe diesen äußern Einflüssen gegenüber mehr repulsiv als attractiv, und wenn sie auch einmal vorübergehend sich der Macht des unmittelbaren Eindrucks nicht ganz entziehen konnte, so wußte sie sich doch sehr bald des fremden Eindringlings wieder zu entledigen oder ihn ihrem eigenen Wesen zu assimiliren. Wie überhaupt Koenig eine tiefblickende Selbsterkenntniß offenbart, so ist er sich auch dieses oppositiven Verhältnisses seines Innern der Außenwelt gegenüber wohl bewußt geworden, wenn er darauf hinweist daß er, in der Jugend sehr vereinsamt und von den Bewegungen des geistigen Lebens abgeschlossen, so manche

ihm von Kindheit auf tief eingeprägte Lehre und Anschauung in vorrückenden Jahren plötzlich von sich ausgestoßen habe, wogegen umgekehrt wie von selbst Wahrheiten und Ahnungen in ihm aufgegangen seien, die weder über die Brücke mündlicher Belehrung noch auf dem mit Buchstaben gestampften Wege der Literatur den Zugang in sein Herz gefunden hätten.

Die verzagende, sich selbst überlassene katholische Knabenseele — fährt er fort — wodurch wurde sie so mündig daß sie die freiesten Gedanken unserer Forscher, sobald ihr dieselben, oft zufällig, begegneten, wie alte, vergessene Bekannte freudig aufnahm, immer aber sich wieder vor jenen verschloß, die mit bekannten Zügen, wenn auch in neuem modischem Anzuge sich auf die alten Satzungen niederlassen wollten, die in mir wie für die Ewigkeit gelegt waren? Wenn ich des stillen Wegs meiner durch hindämmernde Empfänglichkeit gefundenen Entwickelung zurückblicke, bin ich selbst verwundert, wie doch ein sich überlassenes Menschenkind zum Gegentheil von alle Dem erwachsen kann, worauf es Geburt, Familie, Wohnort und Schule, kurz, die nächsten Lebens- und Bildungsmächte abgesehen zu haben schienen.

Freilich sucht sich Koenig selbst diese Erscheinung zunächst nicht aus der Urkräftigkeit seines Ich, sondern gleichsam aus „in der Luft umschwebenden Gedanken“ zu erklären; aber indem er hinzufügt: „freilich nicht in der dicken Luft die wir athmen, sondern in einer geistigen Atmosphäre, die mit unserer Seele in ähnlicher Berührung steht wie Sauer- und Stickstoff mit unsern Athmensorganen“, und indem er diese geistige Atmosphäre noch näher als den Quell bezeichnet, aus dem „die Seele einen Theil der Elemente ihrer Entwickelung unmittelbar aufnehme, in der Weise wie aus dem Blute unsere Organe Das an sich zögen was ihnen nach ihrer Reife und Bestimmung aneigne“, denkt er sich doch die Seele die sich aus diesem reingeistigen Quell nährt und die eben durch diese Nahrung zum eigentlichen Ich oder Individuum wird als die nächste Inhaberin und Verwalterin jener Kraft, durch die er die Eindrücke der Außenwelt von sich abzuwehren oder sich unterzuordnen verstand.

Die dieser Kraft zugrundeliegende Autonomie und Innerlichkeit als die Ureigenschaft seines Wesens kommt nun bei ihm durch alle Entwickelungsstadien in den verschiedensten Formen und Charakterzügen zutage. So offenbart sie sich schon in seiner Art, sich zu vergnügen und zu spielen. Er bedarf keiner besondern Vergnügungen, keines äußern Spielzeugs. „Mein Dasein selbst“, schreibt er, „war mein stetes und volles Vergnügen. Ich hatte damals unbewußt das Himmelreich in mir selbst!“ und erzählt wie ihn ein hölzerner Pallasch, den ihm sein Pathe geschenkt, so außer sich gesetzt habe daß er nicht eher sei ruhig geworden als bis derselbe an der nächsten Mauer in Stücke zersprungen und er selbst nun wieder auf eigene Faust vergnügt gewesen sei. Und wie wenig er zur Kindesseligkeit jener überflüssigen Zuthaten unverständiger Liebe, die, wie er selbst sagt, den höchst wohlfeil zu erlangenden Kindeshimmel oder selbst auch die Engel darin nur in Gefahr setzen, bedurfte, geht aus dem idealen und frühzeitig productiven Charakter seines Spieltriebs hervor, der sich unter Anderm in dem Spiele ausdrückt, welches er einst aus kindischer Liebe zu einem niedlichen, rothwangigen Nachbarstöchterchen, um das sich die Knaben mit eifersüchtiger Zärtlichkeit drängten, in Vorschlag brachte. Koenig erzählt:

Ich weiß nicht mehr wie ich endlich auf den Vorschlag kam, wir wollten „Ewigkeits“ spielen. Das Neue und Räthselhafte fand Aufnahme und ich hatte als Angeber die Sache anzuschicken, wobei mir die gute Kenntniß des Katechismus zustattenkam. Oheim Velten war nach Gras ausgefahren, Tante und Mutter saßen bei Nachbarinnen vor dem Hause, und so gebot ich über die Räumlichkeiten unsers Hofs. Aus den Reisigwellen in der Halle wurden drei Höhlen als Hölle, Fegefeuer und Himmel hergerichtet und die Gespielen nach meiner Gnadenwahl darin vertheilt. Das am jüngsten Maivorabend geweihte Ziegenställchen hatte unter schrägem Dache einen knappen Bodenraum für das tägliche Futter. Jetzt, da er eben leer war, erhoben wir drei ältesten Buben unser liebes Katharinchen als Maria zu diesem himmlischen Sitz und umgaben sie als Dreifaltigkeit. Während nun die Seligen im Reisighimmel sich mit Jubel und Jauchzen genug thaten, ließen es die Verdammten an überbietendem Heulen und Zähnklappern nicht fehlen, wie denn auch die in der dritten Höhle ihre um Erlösung flehenden Hände auszustrecken nicht ermüdeten. Die Sache ging lustig und nachhaltig genug, indem dann und wann einer der des höllischen Heulens müde war in den Himmel überlief, um auch einmal zu jauchzen. Daß inzwischen die beunruhigte Ziege meckerte, hätte uns für die Schelmenstimmen des bösen Feindes gelten sollen, wir achteten aber nicht darauf. Denn wir Dreieinigen um Käthchens willen heimlich etwas uneinig, wollten uns nun doch auch gleich unsern Seligen und Verdammten passend bethätigen. Ich als Gottvater schon etwas verdrossen daß Sohn und Geist die Maria in die Mitte genommen und mich beiseit gedrängt hatten, schickte jenen hinab, einige Seelen aus dem Fegefeuer zum Himmel zu erlösen. Etwas ungeneigter als der Sohn zeigte sich der Geist, dem ich aus dem Katechismus bewies daß er vom Vater und Sohn ausgehen müsse. Doch folgte er endlich und hüpfte als Taube mit flügelartig gebreiteten Armen im Hof umher. Nun rückte ich der freundlichen Maria etwas näher. Doch diese dritte Bewegung war zu viel für die Umstände: die halbe Strohschütte auf der wir saßen rutschte; Maria konnte sich auf diesen goldenen Strahlen unsers Himmels nicht halten und glitt in den Hof hinab. Ihr Wehgeschrei brachte Himmel, Hölle und Fegefeuer in Aufruhr; Selige und Verdammte vermischt umstanden die Gefallene, die sich endlich erhob und mit einer Quetschung am Bein nach Hause hinkte. Ueber uns Andere kam die Ahnung eines Strafgerichts für unser frevelhaftes Spiel, sodaß wir kleinlaut davonschlichen.

Bei diesem innern Reichthum und der früh entwickelten Fähigkeit sich selbst den Himmel auf Erden zu schaffen war es denn nicht zu verwundern, wenn sich der Knabe gegen Alles von außen kommende, selbst gegen Geschenke, Lobertheilungen und Zärtlichkeitsspenden spröde und unzugänglich bewies und daher z. B. die Stepparbeiten seiner Mutter gerade darum sehr ungern zu einer Pathe trug, weil ihn das dafür zugesteckte Geschenk stets in Verlegenheit setzte, wie er denn noch später für die in der Schule wohlverdienten Prämien zu Hause lieber ein freundliches Zunicken als ein anerkennendes Schmeichelwort empfing. Dagegen fand er frühzeitig eine Befriedigung darin, sich durch eigene Arbeit irgend etwas zu verdienen und so auch seinerseits einige Scherflein zur Unterhaltung des kleinen Hauswesens beizutragen.

So sehen wir ihn, von der arbeitsamen Mutter angehalten, zunächst an den häuslichen Beschäftigungen theilnehmen, z. B. Erbsen und Linsen lesen, häusliche Bedürfnisse herbeiholen, an einem Strumpfbande stricken, des Oheims Ziege hüten, ihm den Kübel mit Stockfischen an den Hof tragen, auf seinen kleinen Garten- und Feldstücken die Pflanzen begießen, die Raupen vertilgen, den Kohl zum Ziegenfutter abblättern, Kartoffeln stecken und behacken, den Schubkarren voll Heu nach Hause fahren und was dergleichen Verrichtungen mehr sind; dann aber schafft er sich auch früh einen eigenen Erwerb, er wird dienender Meßknabe erst bei den Nonnen, dann bei den Kapuzinern, endlich in der Pfarrkirche, er hilft beim Glockenziehen, er verdient späterhin als Chorschüler und wird schon früh neben einem Lernenden zu einem für knappen Ehrensold Lehrenden. Und so spröde er sich bei der Annahme von Geschenken bewies, so gern er eigentliche Wohlthaten, z. B. den sich ihm als gar zu belebt erweisenden Klosterfreitisch, wieder abschüttelte, so übel nahm er es auf, wenn ihm das Wohlverdiente nicht zutheil wurde, wie er sich denn einst an einem knauserigen Pater Borgias dadurch rächte daß er — schon damals zu Wortspielen geneigt — fragte: „Wann wird einmal der Pater Borgias Pater Bezahlas werden?" Nicht das bloße Hinnehmen, nicht das reinpassive Empfangen also, sondern das Schaffen, das Produciren, das selbstthätige Beitragen zur gemeinsamen Thätigkeit ist seine Sache. Zwar das Reinpraktische oder diejenige Lebensrichtung welche Koenig selbst die heroische nennt und die nur darauf ausgeht, mit den Dingen der Welt und den Begegnungen des Schicksals zu kämpfen und den Fortschritt der Weltgeschichte oder wenigstens die Entwickelung ihrer nächsten Umgebung ihrem Willen und ihren Zwecken gemäß zu gestalten, ist hiermit nicht gemeint, wie sich denn auch Koenig selbst diese Richtung abspricht; wol aber jene innerliche Schöpferkraft, jener künstlerisch-wissenschaftliche Productionstrieb, dem das Bedürfniß innewohnt, das vom Ich entweder aus dem reininnerlichen Quell der Alles durchdringenden Idee, d. i. des urschöpferischen Universalgeistes, oder aus dem reinäußerlichen Quell der umgebenden Erscheinungswelt, d. i. dem Sinnengebiet, in sich Aufgenommene selbstthätig umzubilden und als concrete Erscheinung und Offenbarung seiner selbst, d. i. als Wort, Bild oder Geste wieder aus sich zu produciren, und der sich also mit einer reinpassiven Reception, mit einem bloßen Hinnehmen der Außendinge nicht zu begnügen vermag. Daher schlendert denn auch der Knabe im Ganzen ohne besondere Aufmerksamkeit an Stein, Pflanze und Gethier vorüber und gibt sich lieber einer intuitiven, den allgemeinen Natureindruck träumerisch umbildenden Thätigkeit hin, wenn ihn nicht etwa ein äußeres Schaffen, z. B. ein Suchen von Schlüsselblumen oder Sennesblättern, in nähere Beziehungen zu den einzelnen Erscheinungen brachte. Dasselbe wiederholt sich in der Schule. Für das blos für die Anschauung oder den Nutzen Berechnete, z. B. für das Rechnen und alles Das was wir jetzt unter dem Namen des Realistischen zusammenfassen hatte er keinen rechten Sinn, und selbst auf dem Gymnasium und dem Lyceum konnte er den exacten Wissenschaften keinen besondern Geschmack abgewinnen; nur die Physiologie und Anatomie, sofern sie mit dem Menschlichen, dem Individuellen auf das engste zusammenhängen, zogen ihn eine zeitlang in höherm Grade an; dagegen wendet er Allem was vorzugsweise Geist und Gemüth beschäftigt und zur Selbstthätigkeit reizt einen lebendigen Eifer zu, treibt schon das Buchstabenlernen bei der Mutter mit eigenthümlichen Empfindungen, lauscht in der Volksschule mit Aufmerksamkeit und lebendigen Regungen der Phantasie den Erzählungen von den biblischen Wundern und der Stiftung des Bisthums Fulda, hört mit Stolz daß doch seine Vaterstadt auch mit zum großen Welttheil Europa gehört, gibt sich dann mit neuen Anstrengungen dem Studium des Lateinischen hin, besonders seit er von einem Pater für sein zerfressenes ein handfestes, messingbeschlagenes Lexikon erhalten hatte, und vertieft sich endlich in den höhern Regionen seines Schullebens ganz besonders in das Studium der Philosophie und wird namentlich von der Kant'schen, die ja eben seiner eigenen Richtung gemäß eine Emancipation des Geistes von der Erscheinungswelt, eine Befreiung der reinen und praktischen Vernuft von den Dingen an sich, eine Losreißung des Ich vom Nicht-Ich anstrebte, ganz besonders angezogen und mit fortgerissen. Daneben aber treibt es ihn schon früh das Aufgenommene auch wieder zu reproduciren und seinen Gedanken eine äußere Form zu geben; und obwol der Unterricht im deutschen Stil zufolge verschiedener Reorganisationen des Gymnasiums und Lyceums recht eigentlich um ihn herumgeht, zeichnet er sich doch mehrfach gerade durch stilistische Arbeiten aus und empfängt für diese wie für seine sonstigen Bestrebungen und Leistungen so viel Auszeichnungen und vergoldete Prämien daß ihm der Director Pfister, als er eigentlich auch an der Verlosung von Prämien noch hätte Theil nehmen sollen, mit denkwürdiger Poesie zurufen konnte:

> Koenig, geh' mit deinem Pack,
> Laß den Preis dem Habersack!
> Oder wünschen wir ihn lieber
> Unserm fleiß'gen, wackern Glüber?
> Oder auch dem kleinen Reus!
> Denn der hat noch keinen Preis.

Mit dieser Richtung aufs Innerliche, Abstracte, Individuelle scheint in Widerspruch zu stehen daß ihn, wie er erzählt, beim Buchstabenlernen stets eine Angst überkommen sei, so oft ihm das i, dieser einfache Strich mit dem obschwebenden Punkt vor die Augen getreten sei, und daß er sich dies aus einer ihm damals anhaftenden Beschränktheit zu erklären sucht, die nicht im Stande gewesen sei, im i, das ja im Englischen groß geschrieben, das volle Ich bedeute, die Signatur der Persönlichkeit, das Wurzelzeichen der Individualität zu erkennen und mit ihm zugleich die Aufgabe des 18. Jahrhunderts, die Entfesselung der Persönlichkeit, zu erfassen. Wie

aber, sollte nicht vielmehr jene innerliche Angst vor dem i gerade aus dem Grauen und Schrecken zu erklären sein, das uns ergreift, wenn wir das Ich, das wir bisher nur in uns wähnten, auch außer uns erblicken? wenn uns die Subjectivität zum ersten mal objectivirt vor Augen tritt? wenn wir, wie jener Graf in „Wilhelm Meister", plötzlich einen Doppelgänger, einen Affen unsers Selbst vor uns haben oder wie Peter Schlemihl unser Schattenbild nicht an und bei uns, sondern in der Gewalt eines uns fremden, räthselhaften, feindlichen Nicht-Ich sehen? Und sollte also nicht der Angst des Knaben vor dem i vielmehr eine zu frühe Erkenntniß von der tiefen Bedeutung des i und eine allzu große Scheu das Ich im Nicht-Ich wiederzufinden zugrundegelegen haben? Diese Scheu, die bei ihm um so stärker sein mußte, je mehr sich sein Ich mit repulsiver Kraft in seiner Selbständigkeit zu behaupten wußte, zeigt sich bei ihm auch noch in andern Zügen, z. B. in dem befangenen hölzernen Ausdruck des „Ich!", das er einst in den „Hussiten vor Naumburg" als mitspielender Knabe, also als Nicht-Ich, dem Viertelsmeister Wolf antworten sollte, aber bei der Ausführung nicht antwortete, sondern nach schlechtbestandener Probe davonlief, sowie auch in der ihm lange anhaftenden Gewohnheit, bei der Lesung eines Buchs, bei der Anschauung eines Bildes oder Schauspiels gar nicht an den Autor oder Urheber zu denken, also hinter dem Object kein schaffendes Subject, hinter der Sache keine Persönlichkeit zu suchen. Ja sein Ich-Gefühl war anfangs so exclusiv, ja ich möchte sagen so selbstisch oder wenigstens selbstlich daß er, wie nach Heine's Erzählung eine jenenser Dame von Fichte glaubte, gar kein Ich außer sich, wenigstens keine Welt der Subjectivität außer der unmittebaren, natürlichen Entfaltung der wirklichen Persönlichkeit anerkennen wollte und daher, als er zum ersten mal im Theater war, das schon spielende Stück anfangs als eine bloße Vorbereitung zum Schauspiel, das erst noch kommen sollte, betrachtete und sich unter diesem blos eine Darstellung von Kunststücken, wie er sie wol von Seiltänzern oder Kunstreitern gesehen, dachte.

Sehen wir schon hieraus wie anfangs mit dem Grundcharakter seines Wesens eine gewisse Einseitigkeit und Befangenheit der Weltanschauung in nothwendiger Verbindung stand, so werden wir auch noch einige andere dem Knaben anhaftende Fehler als darin wurzelnd erkennen, namentlich eine gewisse kindische Eitelkeit, Empfindlichkeit und Unbeholfenheit im äußern, gesellschaftlichen Verkehr. Von seiner Eitelkeit erzählt er uns mit rückhaltsloser Selbstpreisgebung mehre ergötzliche Züge, z. B. wie wichtig ihm als Knaben die Wickelung, Behandlung und Tragung seines Zopfs erschienen sei und wie er mehrmals mit ihm bedeutende Umwandelungen vorgenommen habe, bis er endlich der Scheere des mit der Französischen Revolution auch über Fulda einbrechenden Zeitgeschmacks zum Opfer gefallen sei; ferner wie viel Pein und Verdruß ihm eine verschabte, fadenscheinige Stelle auf dem Kragen seines von einem adeligen Vorgänger auf ihn vererbten, sonst feinen und wohlerhaltenen Studentenmantels, die einst der Spielplatz eines gepuderten Zopfs und einer allzu strengen Bürste gewesen sei, bereitet habe, bis er durch die blaugefärbten Hände und Nasen seiner Mitschüler in ihren zwar neuen, aber groben und unechten Mänteln über jenen Makel, den er doch nur hinter sich gehabt habe, getröstet worden sei; endlich mit welchem sich reckenden und streckenden Selbstgefühl er sich einst auf Kosten des Lyceums vom Hofschneider einen neuen Rock habe anmessen lassen, wie er sich über die Farbe desselben, die der Schneider als „melirt" bezeichnet hatte, mitsammt den Seinigen den Kopf zerbrochen habe und wie sehr er endlich nicht nur durch die Farbe, sondern auch durch den Schnitt desselben befriedigt worden sei, indem derselbe sich wesentlich vor den sonstigen fuldaer Röcken ausgezeichnet hätte, deren Seitenschöße, um den Ueberfluß an Falten im Rücken und um die Rippen einigermaßen zu paralysiren, desto knapper gewesen wären und daher, beim Gehen auseinanderschlagend, einen geheimnißvollen, flüchtigen Blick auf das kurze plüschene Beinkleid, das vom Sitzen wie mit zwei Eulenaugen hervorsah und von den strotzenden freien Rocktaschen aus ungebleichtem Leinen umhüpft wurde, gewährt hätten. Mit dieser Eitelkeit, die sich unter Anderm auch noch darin äußerte daß es ihn schmeichelte, wenn man sich von verschiedenen Seiten um ihn bewarb und ihn zur Ergreifung dieses oder jenes Berufs zu überreden suchte, stand denn seine Empfindlichkeit, die ja eben verletztes Selbstgefühl ist, im engsten Zusammenhange und er legt uns auch über diese manche interessante Bekenntnisse ab. Nicht minder aufrichtig spricht er sich über sein lange Zeit hindurch befangenes und unbeholfenes Benehmen in den Beziehungen des Lebens und der Gesellschaft aus, erzählt, wie er sich mehrmals nur durch Davonlaufen aus der Verlegenheit gezogen, wie die verschlossene Miene mit dem heitern Sinn stets im Widerspruch gestanden, wie die fröhliche Laune des Herzens immer viel zu lange die Stelle, wo er gern, nur ja nicht ungeschickt in die gesellschaftliche Lustigkeit hinübergesprungen wäre, gemessen und darüber den günstigen Augenblick versäumt hätte, und wie er erst nach und nach durch die Schule des Lebens zu einer größern Unbefangenheit und Gewandtheit gelangt sei, welche Schule des Lebens er, obschon er auch hier Autodidakt gewesen, um so viel theurer habe bezahlen müssen als ihm die Schule des Wissens nur wenig gekostet hätte.

Zu diesen dem ethischen Gebiet angehörigen Fehlern des Knaben gesellen sich denn als Folgen seiner überwiegenden Subjectivität auch noch einige die dem Bereich des Gefühls und der Intelligenz angehören, namentlich seine anfängliche Neigung zum Aberglauben und zu einer gewissen Mystik und Schwärmerei der Gedanken und Empfindungen, die ihm in verschiedenen Zeiten, besonders aber zur Zeit der erwachenden Pubertät zu schaffen machten. So sehen wir ihn — wozu natürlich die katholische Erziehung und die beschränkte Anschauung seiner nächsten Umgebungen nicht wenig beitragen muß-

ten — als Kind ernstlich an Hexen glauben, gegen sie in der Walpurgisnacht mit Oheim Velten aus einer Kufe der Pfarrkirche Weihwasser holen und alle Thüren des Hauses mit dem abwehrenden Zeichen der drei Kreuze ausstatten, und wir erfahren von ihm wie er in allen alten Weibern von einigermaßen verdächtigem Aeußern Hexen geargwöhnt und sich in einem am Charfreitag vor Sonnenaufgang gelegten Hühnerei einen Talisman zur Erkenntniß derselben zu verschaffen gesucht habe. Freilich machte sich in diesem letzten Zuge des Aberglaubens zugleich die Lust zur Prüfung geltend, und wirklich scheint ihn dieses Ei, als es die ihm beigelegte Zauberkraft nicht bethätigt hatte und deshalb von der Mutter zu einem Pfannkuchen verwandt war, früh von der imaginairen zur reellen Weltansicht übergeleitet zu haben. Und ebenso nahmen auch seine religiös-schwärmerischen Stimmungen um die Zeit der Vorbereitung zur Communion, die er in ergreifend-poetischer Weise zu schildern weiß, bald einen lichtern, mehr zur heitern Pelagianischen als zur Augustinischen Anschauung neigenden Charakter an und machten eine zeitlang sogar, als ihm die Sintenis'sche Schrift „Elpizon" in die Hände gefallen war, einer nüchternen Aufklärungstheorie Platz, bis endlich die Urkräftigkeit und natürliche Gesundheit seines Ich all diese verschiedenartigen Einflüsse zu jener tiefsinnigen Religiosität verschmolz, die ebenso wol dem vom Unendlichen ergriffenen Gefühl wie der mit klarem Selbstbewußtsein denkenden Vernunft Rechnung trägt und von Koenig späterhin mehren seiner bedeutendsten Dichtungen als belebender Odem eingehaucht ist. Wenn hierbei die Vorstellung von einem zwar geheimnißvollen, aber innigen und unmittelbaren Zusammenhange des Allgemeingeistigen, Unendlichen, Göttlichen mit dem Individuellen, Endlichen, Menschlichen als ein wesentlicher, immer wiederkehrender Zug in der Gott- und Weltanschauung Koenig's erscheint, so erklärt sich daraus zugleich der ihn durchdringende Glaube an ein höheres Ahnungsvermögen, an eine Prometheische, die Zukunft nicht blos vorausschauende, sondern auch unbewußt vorbildende Thätigkeit der Seele und das inwohnende Bedürfniß, in einzelnen, scheinbar zufälligen und unwesentlichen Erlebnissen eine Art von charakteristischen Andeutungen und providentiellen Fingerzeigen für die ganze Lebensentwickelung zu erblicken. Andererseits aber erhalten wir daraus zugleich Aufschluß darüber, wie jene Vorstellung, solange sie noch nicht zum klaren Bewußtsein ausgebildet war, sondern ihn nur erst als dunkles Gefühl durchdrang, dazu beitragen mußte daß er sich in entscheidenden Momenten in der Regel mehr durch eine unmittelbar in ihm waltende höhere Macht als durch äußere, klar erkannte Zwecke und Rücksichten bestimmen ließ und demzufolge sich in Handlungen und Lebenswendungen verwickelte, die sich, obenhin betrachtet, als reine Verirrungen und beklagenswerthe Abwege darstellen, dem Tieferblickenden aber sich als unvermeidliche Folgen seines Grundwesens, als nothwendige Momente seiner Entwickelung und als heilsame Vorstufen und Durchgangspunkte zur Culmination seiner Ausbildung zu erkennen geben. Hierher gehört nun namentlich auch sein Verhältniß zu Franziska und die daraus sich entwickelnde frühzeitige Verheirathung des noch nicht ganz einundzwanzigjährigen Jünglings; denn offenbar liegt diesem Verhältniß weit mehr jenes zunächst ganz allgemeine Bedürfniß des männlichen productiven Ich nach Ergänzung durch ein weibliches empfängliches Nicht-Ich oder jener dunkle Drang des Einzelwesens nach Generalisation, jenes Verlangen des Mannes nach dem Weiblichen überhaupt als eine concrete, wieder auf ein Einzelwesen, wieder auf ein Individuum gerichtete Liebe zugrunde, und es offenbart sich darin einerseits die Stärke seiner individuellen Natur, die das Individuelle außer ihm nur als ein Generelles auffaßt, andererseits das in ihm waltende Allgemeine, Dämonische, Göttliche, was eben als der allgemeine Urquell aller Individualität und Persönlichkeit anzusehen ist.

So haben wir denn in Koenig dem Knaben und Jüngling ein durchaus einheitliches, in sich zusammenhängendes, in allen verschiedenartigen und mannichfaltigen Zügen auf einen Urtypus zurückdeutendes Lebensbild vor uns, welches uns zugleich auch über Koenig den Mann und Dichter höchst interessante und wesentliche Aufschlüsse gibt. Zwar liegt zwischen demjenigen Koenig der hier geschildert ist, und demjenigen Koenig der uns hier diese Schilderung liefert, noch eine breite, breite Kluft und wir sehen mit Sehnsucht und Spannung einer baldigen Ausfüllung derselben vom Autor entgegen; aber den Urkeim und die Wurzeln seines Daseins haben wir schon jetzt erkannt, und aus dem Rauschen der Erinnerung, das durch seine Blätterkrone weht, dürfen wir auch in dem kräftigen Stamm, der Wurzeln und Krone miteinander verbindet, eine gesunde, derbe und markige Lebensströmung vermuthen.

Ueber die Art der Darstellung füge ich diesmal Nichts hinzu, denn sie ist im Ganzen dieselbe wie in seinen Dichtungen, ja vielleicht noch gedanken- und pointenreicher und doch zugleich noch einfacher und gedrungener. Nur eine Eigenschaft müssen wir hier zum Schluß noch ein mal besonders hervorheben: die das Ganze tragende und durchleuchtende, in solchem Grade vielleicht noch nicht dagewesene Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Wenn er in der Vorrede sagt: freilich gehöre Muth und Ehrlichkeit des Bewußtseins und eine von Eitelkeit freie, über Selbsttäuschung erhabene Seele dazu, wenn das Lebensgemälde des Autobiographen jene Bedeutung gewinnen solle, die sein Pinsel, sein Farbenbret durch die höhere Absicht der sie sich gewidmet rechtfertige; so hat er durch die vertrauensvolle Offenheit, womit er uns die geheimsten Kammern und Verstecke seines Seelenlebens erschließt, bewiesen wie sehr er den von ihm selbst gestellten Bedingungen zu entsprechen gewußt hat. Außerdem aber ist uns diese Offenheit zugleich die sicherste Bürgschaft dafür daß sich sein Ich vermöge der ihm inwohnenden Urkraft unter den Schlägen der weitern Lebensentwickelung zu immer größerer Reinheit und Gediegenheit geläutert und all die dem Kinde noch anhängenden

Schlacken der Eitelkeit, der Reizbarkeit und falschen Verschämtheit glücklich ausgeschieden hat. Wie sehr aber diese Aufrichtigkeit bei ihm nicht blos ein zufälliger Zug, sondern auf das innigste mit seinem Grundwesen verwachsen, ja gleichsam die reife Frucht seines fort und fort dem Licht zugewandten Wachsthums ist, geht aus der Tiefe des Eindrucks hervor, den die Ermahnungen der Mutter, „um Gottes Willen wahr zu sein in allem Thun und Lassen“, schon in frühester Kindheit auf ihn gemacht haben. „Das Laster und Verbrechen fängt mit einer Lüge an und endigt mit einem Stricke!“ habe sie ihm oft gesagt und habe ihm dann eine Leiter vor der Phantasie aufgebaut, deren unterste Sprosse einer kleinsten Lüge allmälig zu den Staffeln des Stehlens, Raubens, Mordens und zuletzt zum Galgen geführt habe. Er fährt fort:

Und hier stehe ich an der weltweitesten Lehre die ich in jener frühesten Lebensperiode durch die Mahnung zur Wahrheit empfangen habe. Ein unzerreißbares, mit mir aufwachsendes Kleid, wie Maria ihrem Knaben gewebt hatte, vermochte die Mutter nicht zu schaffen; aber sie maß mir unaufhörlich jenes steife Unterfutter der Wahrheitsliebe zu, das, oft unbequem für mich und grob für Andere, doch so ziemlich durch alle wechselnden Lebensgewänder ausgehalten hat. So war denn von den drei Stücken, die nach Herodot zur guten Erziehung eines jungen Persers gehörten — reiten nämlich, mit dem Bogen schießen und die Wahrheit reden — doch wenigstens das letzte (the last not least, wie Lear von Cordelia sagt) auch bei mir in Betracht gekommen. Und statt des Bogenschusses, der ins Weite trifft, war ich im Glauben geübt der in die Ewigkeit reicht. Oder beziehen sich denn nicht Wahrheit und Glauben aufeinander, begegnen sie einander nicht wie Licht und Auge? ... Nehmen wir an daß die Welt im Göttlichen ruht, Alles und Jedes, auch das Vereinzeltste vom Göttlichen getragen und belebt wird, so liegt eben hierin der Dinge Grund und Wesenheit, ihre Wahrheit. Die absolute Wahrheit verbreitet sich in der unendlichen Offenbarung des Weltalls; sie ist theilgebend an die Einzelwesen, die in ihrer Erscheinung und Vergänglichkeit unwahr sind, deren jedem aber ein Nervenknötchen des Göttlichen, Unvergänglichen eingeknüpft ist, wodurch es lebt und woran es in seiner Wahrheit erkannt werden mag. Selbst im Irrthum, indem er ist, pulsirt ein Aederchen der Weltwahrheit, ohne welches er eben nicht vorhanden wäre. Und der volle Puls des Göttlichen, der den Menschen belebt, bewegt, durchglüht, die Vernunft, ist zugleich das Organ, womit er das Wahre in allen und jeden, auch den verwahrlostesten Erscheinungen des Lebens erkennt. Das Unwandelbare im Wechsel der Erscheinungen, das Gesetzmäßige im Leben der Natur und des Geistes in all den tausend und tausend Formen ist Wahrheit; darum, weil die Wahrheit das Göttliche selbst ist, hat sie solche Macht und Ausdauer. Und indem wir so inmitten der Wahrheit leben und unser Sinn wie das Dasein der Welt von ihr bewegt wird, sind wir mit uns und der Welt nur dann einig, wenn wir dieselbe auch in unser Bewußtsein aufnehmen, und sind wahr im Leben, wenn wir das erkannte Göttliche auch frei bekennen. Die Wahrheit besteht mithin durch Erkenntniß und Bekenntniß Dessen was Wesenhaftes, Gesetzmäßiges, mithin Göttliches in den Dingen der Welt und in unserm tiefsten Bewußtsein lebt. Nehmen wir aber den Glauben für das Organ der Wahrheit, so meinen wir freilich nicht den Kirchenglauben, der auf äußere Autorität etwas als wahr annimmt, wofür er in sich selbst keine hat. Der Glaube ist vielmehr der Sinn des Geistes, verbunden mit der Zuversicht des Herzens, für das Göttliche im All- und Einzelleben. Er begegnet dem Wahren wie das Auge der Sonne, selbst sonnenhaft. Wie nun Derjenige der sich in seinem Wollen und Streben auf das allgemein Nothwendige der Vernunft, also das Göttliche richtet, mit der Welt und Wahrheit immer mehr in Harmonie kommt, so liegt es in der Natur der Sache daß der gesetzlose, von Willkür bestimmte, mithin der unwahre Mensch mit sich und der Welt immer mehr zerfällt und unter Umständen mit seinem ganzen Dasein zugrundegeht. Wie eng es daher auch gemeint war daß Verbrechen und Unheil mit einer Lüge anhebe und mit einem Strick endige, berührte das mütterliche Wort doch in der That die Wahrheit der Weltordnung.

In solch einem kräftigen, blüten- und früchtereichen Baume der Erkenntniß und Bekenntniß hat sich der einfache Kern, den die Mutter in das Herz des zehnjährigen Knaben gelegt, in Koenig dem Sechziger entfaltet! Mögen die Kerne die den Inhalt seiner Früchte bilden in allen genießenden Herzen mit gleichem Gedeihen aufgehen!

Adolf Zeising.

Nationallieder der Magyaren. Uebersetzt von Vasfi und Benkö. Braunschweig, Jeger. 1852. 16. 2 Thlr.

Bei all dem hohen Interesse welches namentlich die 1848er und 1849er Revolutionsvorgänge auch in Deutschland für das benachbarte Ungarn erweckt, und bei der vielfachen Thätigkeit mit welcher literarischerseits diesem neuerwachten Interesse Rechnung getragen wird, ist doch bisher dem deutschen Publicum noch kein einziges nennenswerthes Erzeugniß der prosaischen, wissenschaftlichen oder schöngeistigen Literatur Ungarns vorgeführt worden, während bereits eine ziemlich starke Anzahl poetischer Nachbildungen vorliegt. Es ist dies keine Zufälligkeit, nicht etwa der Ausfluß der individuellen Liebhaberei oder Begabung jener Männer welche die Vermittlerrolle zwischen der deutschen und ungarischen Literatur übernommen, sondern eine natürliche nothwendige Folge des Standes und Umfangs der letztern Literatur. Diese ist noch jung, sehr jungen Datums. Ihr erster Flügelschlag reicht nicht über das letzte Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts hinaus, wo Paul Szemere, Gabriel Kazinczy, Daniel Berzsényi, Gabriel Döbrentei und einige andere begabte Patrioten den ersten Anstoß zu jener regen Geistesthätigkeit gaben, welche Ungarn namentlich im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts entfaltete. Und wie das schriftstellernde Individuum gewöhnlich seine ersten Sporen durch poetische Schöpfungen gewinnt oder wenigstens zu gewinnen versucht, so reifen auch die ersten Früchte jeder Nationalliteratur am Baume der Poesie. Erst wenn auf diesem Wege der bei wenigen Auserwählten erwachte nationale Sinn und Geistesdrang verallgemeinert, wenn die gesammte Nation zum Bewußtsein erweckt, zum Geistesgenuß befähigt und ein allseitiges Interesse an den edeln Literaturerzeugnissen regegemacht worden, erst dann findet die ernstere Prosa, schöngeistigen oder wissenschaftlichen Inhalts, einen empfänglichen Boden vor, auf dem sie ihre nachhaltigere Thätigkeit mit Glück und Erfolg entfalten, den von der Poesie gestreuten Samen zum Keimen bringen und den Bau jenes allgemeinen Literaturpantheons beginnen kann, das allen Richtungen des Geistes, allen Seiten des nationalen Lebens, allen Bedürfnissen nach geistiger Nahrung in gleich befriedigender Weise Rechnung trägt.

Unstreitig begann Ungarn vor dem März 1848 bereits in dieses zweite Literaturstadium einzutreten. Die Romane eines Eötvös, Kuthy und einiger jüngern strebsamen Talente, die dramatischen Schöpfungen Szigligeti's, die rechtswissenschaftlichen und Bühnenerzeugnisse Szigligeti's, die rechtswissenschaftlichen und verwandten Arbeiten Szalay's, die geschichtlichen Schriften von Horváth, Jástay und Andern sind sehr beachtenswerthe Anfänge, die zu schönen Erwartungen berechtigten, deren Erfüllung leider

durch die traurigen Vorgänge der letzten Jahre viel weiter hinausgeschoben ist als sich damals vermuthen ließ. Im Allgemeinen war jedoch noch das erste Stadium vorherrschend, und die dichterischen Kräfte nahmen den Vordergrund der literarischen Arena ein. Bedeutendes wurde außerdem nur noch auf dem der eigentlichen Poesie unmittelbar verwandten Gebiete des Romans erzeugt. Baron Nikolaus Jósika's übrigens schon im Vormärz durchgehend übersetzte Romane, wie einige Romane von Jos. Eötvös und Baron Sigmund Kemény können sich den diesfalligen Erzeugnissen anderer Literaturen ebenbürtig zur Seite stellen. Sonst wurde auf dem Gebiete der Prosa nur wenig ans Licht gefördert das nach Inhalt oder Form bleibendern Werth beanspruchen und die Aufmerksamkeit des Auslandes anziehen und fesseln könnte.

Wir wollen hiermit keinen Tadel ausgesprochen, sondern nur eine literargeschichtliche Thatsache constatirt haben. Wer die politische und nationale Geschichte Ungarns, die äußern und innern Kriege mit denen es bis zum Szathmárer Frieden (1711) stets vollauf beschäftigt, und die machiavellistischen, auf die Ertödtung des ungarischen nationalen Lebens und überhaupt jeder geistigen Regung hinzielenden Machinationen der östreichischen Regierung, denen es namentlich unter Karl VI. und unter Maria Theresia unablässig ausgesetzt war, auch nur oberflächlich kennt, wird für jene Thatsache den genügenden Erklärungs- und Rechtfertigungsgrund von selbst finden. Bei richtiger Würdigung dieser Verhältnisse wird sich Niemand über Ungarns Zurückbleiben auf literarischem Gebiete, vielmehr darüber wundern daß es noch die Fähigkeit behielt dieses Zurückbleiben, wenn auch etwas spät, zu erkennen, und noch Geistes- und Willenskraft genug besaß sich aus der ihm aufoctroyirten Lethargie mannhaft emporzuraffen, Energie und Ausdauer genug um mit Riesenschritten die Nachholung des Versäumten zu beginnen. Denn Riesenschritte waren es allerdings, die Ungarn auf diesem Gebiete machte. Die zu Ende des vorigen Jahrhunderts begonnenen Versuche waren unter dem europäischen Kriegslärm (1800—15) und dann unter dem Getöse der heimischen Wirren (1823—25) fast spurlos verschwunden, um erst in den letzten 20 Jahren neubelebt und fortgeführt zu werden. In dem kurzen Zeitraum von 20—22 Jahren (1826—1848) hat aber Ungarn zu einer Nationalliteratur den festen Grundbau gelegt, der bereits die Feuerprobe ausgehalten, indem er dem heftigen Stoß der letzten unglücklichen Jahre siegreich widerstanden und auf demselben noch jetzt, wiewol spärlicher und minderkräftig als im Vormärz, rüstig fortgebaut wird.

Die trefflichen Erzeugnisse welche das erste vorherrschend poetische Stadium der ungarischen Literatur bezeichnen sind jetzt auch dem Auslande nicht mehr ganz unbekannt. Petöfy's echtnationale Dichtungen haben in wenigen Jahren eine fast europäische Berühmtheit erlangt. Johann Arany's liebliche und naive Schöpfungen haben durch Kertbeny's Uebersetzung beim deutschen Publicum rasch Anklang und Eingang gefunden. Franz Kölcsey, Michael Vörösmarty, Josef Bajza, Johann Erdélyi, Michael Tompa und andere Vertreter der ungarischen Poesie sind wenigstens dem Namen nach und aus einzelnen Bruchstücken gekannt. Aber eben dadurch daß die literarische Thätigkeit Ungarns sich bisher vorzüglich oder fast ausschließlich in poetischen Schöpfungen kundgab, erhalten diese namentlich für das Ausland nächst dem schöngeistigen und künstlerischen noch einen eigenthümlichen Werth der den poetischen Erzeugnissen anderer Nationen abgeht. Indem nämlich die Poesie das einzige Organ war durch welches das neuerwachte nationale Leben sich offenbarte, wurde sie zum Träger aller Gefühle und Regungen, aller Hoffnungen und Wünsche, aller Bestrebungen und Kämpfe an denen das nationale Leben Ungarns in den letzten Jahrzehnden so reich war. Und eine geschickt angelegte Blumenlese aus diesem Garten der Poesie bietet daher dem fremden Leser nicht nur eine interessante Lecture dar, sondern gibt ihm auch ein getreues Spiegelbild der nationalen Bewegung des allgemeinen Fühlens und Wollens, des neuerwachten Lebens und Treibens in Ungarn, sozusagen eine poetische Chronik.

In diesem Sinne scheint die in der Ueberschrift unsers Artikels genannte Liedersammlung angelegt zu sein, welche die Herausgeber „als eine in Liedern geschriebene Geschichte, aus welcher der denkende Leser mehr als aus manchem sogenannten Geschichtswerke entnehmen werde", betrachten. Wir glauben den Werth der Sammlung am richtigsten gewürdigt zu haben, wenn wir sagen daß sie jener Aufgabe in befriedigender Weise entspricht. Es gilt dies namentlich von den Abtheilungen I—IV, deren erste, „Vor dem März" (S. 3—87), „die auf das Leben der Nation, auf deren Leiden und Freuden bezüglichen Lieder, welche bis zum März 1848 erschienen", enthält; die zweite, „Die Revolution" (S. 91—190), „jene Dichtungen welche anfangs den Freuden der wiedererrungenen Freiheit und Unabhängigkeit, später der bittern Enttäuschung entsprungen sind"; die dritte, „Der Kampf" (S. 193—250), rein kriegerische und Soldatenlieder und die vierte, „Nach Világos" (S. 253—266), endlich „einige dem gepreßten Herzen eines ..... Volks entflossene Schmerzenslaute".

So wird man z. B. die Allgemeinheit und Großartigkeit der jüngsten ungarischen Revolution, die Einhelligkeit, den Löwenmuth und die glühende Kampflust mit der Ungarn sich zur Vertheidigung seiner bedrohten Nationalität und zur Wiedererringung seiner staatlichen Selbständigkeit erhob, wol begreifen, wenn man in der ersten Abtheilung der vorliegenden Sammlung die Gefühle wahrnimmt, welche des Ungars Herz im Vormärz bewegten. Von jeher dem Ruhme hold, und namentlich dem kriegerischen, weidete er sich an dem Glorienscheine des Heldenthums, der seiner Väter Stirn umstrahlte, an der Erinnerung ihrer Größe und europäischen Bedeutsamkeit und blickte dabei mit Wehmuth und Selbstverachtung auf seine eigene That-, Bedeutungs- und Ruhmlosigkeit herab. Der Unterschied zwischen der glanzreichen Vergangenheit und der glanzlosen Gegenwart ist so bedeutend daß ihm jene oft nur ein Märchen dünkt.

> O Rákos, Rákos, wie erging es dir,
> Dein alter Ruhm erscheint als Traumbild mir;
> Dein Anblick schmerzt mich, schmerzt mich bitterlich,
> Und weinend pflüg' die Heimatserde ich.

So klagt Karl Kisfaludy's „Pflüger" (S. 13). Und wenn die Erinnerung an jene alte glückliche Zeit sich ihm so lebhaft aufdrängt und er ihre Wirklichkeit nicht mehr bezweifeln kann, ebenso wenig als die der traurigen Gegenwart, so beginnt der Ungar sich selbst mit Vorwürfen zu überhäufen, sich als entarteten, unwürdigen Abkömmling der großen Ahnen anzuklagen.

> O and're Ungarmannen waren's, welche
> Vordem den Blitz aus Attila's Heldenschar
> Geschleudert, — — — — —
> — — — — — —
> Mit anderm Volk vergoß sein Blut auch Arpád,
> Als er die Heimat uns am Donaustrand
> Gegründet, einst in jenen Heldentagen;
> Mit anderm Volk hat Hunyády geschlagen
> Die Heere Moh'med's aus dem Ungarland.

Die gleichen Klagen wie sie hier Berzsényi schon 1798 ertönen läßt, vernehmen wir ein halbes Jahrhundert später (1847) aus dem Munde Garay's (S. 41):

> Sind wir denn auch, so muß ich nochmals fragen,
> Wol jenes Heldenahnen, Arpád's, Sprossen?
> Sind wir denn auch erkauft mit jenem Blute,
> Die Söhne seiner würd'gen Kampfgenossen,
> Die uns mit Blut erkämpften diese Fluren
> Und uns zu einem großen Volk zu machen schwuren?

Und doch kann der Ungar sich dem traurigen Gedanken nicht hingeben daß er ganz aus der Art geschlagen, daß Alles

vorüber", daß mit dem ruhmgekrönten Ahnen auch der Ruhm der Nation, die Größe des Landes für immer zu Grabe getragen sei. Und doch fühlt er noch zu viel Lebenskraft und Thatendrang in sich, um an seinen ewigen Verfall zu glauben; und trotz der scheinbaren Anzeichen desselben ruft er in lichten Momenten mit Vörösmarty (S. 16):

Es kann nicht sein, daß Gut und Blut
Fruchtlos dem Tod sich weih',
— — — — — —
— — — — — —
Es kann nicht sein, daß Geist und Kraft
Und Streben fromm und rein,
Erliegend eines Fluches Last,
Soll hingeopfert sein!
Noch kommen wird, noch kommen muß
Uns eine bess're Zeit,
Nach der vieltausendstimmig Fleh'n
Ertönet weit und breit.

Diese schönere Zeit soll aber nicht blos erfleht, sie soll durch eigene Kraftanstrengung der Nation herbeigeführt werden, der Bajza zuruft (S. 50—52):

Erwach' aus tiefem Schlafe,
Erwache, Arpád's Sohn!
Die Sonne strahlt, es blühe
Die Ungarnation!

Magst du der Welt bezeugen,
Daß deine Kraft noch hält,
Den Stamm von tausend Jahren
Kein neu' Jahrtausend fällt!

Er fühlt daß es nicht lange mehr so bleiben kann, daß sich ein Kampf vorbereite der ihn entweder auf die Höhe seines alten Glanzes emportragen, vielleicht aber noch tiefer stürzen kann. Er schreckt jedoch vor dem herannahenden Gewitter nicht zurück, ist vielmehr bereit ihm muthig die Stirne zu bieten und sieht ungeduldig und sehnsuchtsvoll diesem entscheidenden Moment entgegen, in welchem seine eigene Manneskraft und Opferwilligkeit ihn wieder zum Herrn seines Schicksals machen werde.

Düster ist der Heimat Himmel,
Ein Gewitter scheint nicht weit;
Mag es kommen, soll mir gleich sein,
Meine Seele ist bereit.

Dort im Winkel schmollt mein Säbel
Lange schon und brummt mich an:
„Naht der Tag denn des Gerichtes
Uns noch immer nicht heran?"

So singt schon 1844 der jugendliche, vom Soldaten zum Dichter gewordene Petöfy, der später sein Wort wacker einlöste und im Momente der Gefahr die Laute mit dem Schwert vertauschte und dieses so tapfer schwang als er jene meisterhaft gehandhabt. Er ist auch der Erste der die Märzbewegung mit dichterischem Gruße willkommen heißt, aber mit der großen Geistern eigenen Divinationsgabe sofort erkennt daß erst der Moment des Kampfes, noch nicht des Siegs gekommen, daß jener erst recht beginnen werde und die allgemeine Freude über die „unblutigen Errungenschaften" eine verfrühte sei. Am 15. März 1848, wo Alles in Jubel schwimmt und die mehrhundertjährigen Wünsche der Nation wie durch einen Zauberschlag erfüllt glaubt, ruft Petöfy der Nation zu (S. 91—93):

Magyaren, auf für's Vaterland!
Jetzt oder nie, d'rum haltet Stand!
Wollt Sklaven oder frei ihr sein?
Nur diese Wahl bleibt euch allein.

Ein Wicht, ein Schandfleck uns'rer Zeit
Ist, der zu sterben jetzt sich scheut,
Den jetzt sein Lumpenleben mehr
Bekümmert als des Landes Ehr'.

Doch scheint die Nation an diesen Ernst der Zeit noch nicht glauben zu wollen. Sie sieht nirgend Grund zur Besorgniß und Furcht, sondern zu Freude und Vertrauen. Ihr hängt jetzt der Himmel voll Geigen und sie stimmt von Herzen in Garay's Jubellied ein (S. 124—125):

Bist frei und unabhängig wieder,
Mein angebetet' Vaterland;
Wo ist das Wort, das Lied zu singen,
Daß du nun frei vom Sklavenband
Und unabhängig, Vaterland?

Die kriegerischgesinnte und gegen die Ueberreste des Alten mistrauische Jugend selbst beginnt bei dem anfänglichen ruhigen und erfreulichen Fortgang der Märzbewegung vertrauensvoller und hoffnungsreicher zu werden und aus ihres Apostels (Petöfy's) Munde vernehmen wir am 28. Mai 1848 den trostreichen Zuruf (S. 133—135):

Du wirst und mußt noch leben, Vaterland,
Und Ruhm wird dir und hoher Blütenstand;
Zu Ende geht der Werktag' schwere Plag',
Erwarte nun des Festes frohen Tag.

Dies freudige Gefühl währt nicht lange. Das zweideutige Benehmen des wiener Hofs, das Verhalten des Banus Jellachich und der offene Aufstand der Serben und Raitzen zeigen schon wenige Monate nachher daß die Nation sich zu schnell gefreut, daß wenn sie auch die seit Jahrhunderten heißersehnten Güter unblutig errungen, doch deren Behauptung ernstliche Opfer und Kraftanstrengungen fodern werde, daß die Lage kritischer denn je und heroische Mittel fodere. In einem herrlichen „Geschlagen hat die Stunde" überschriebenen Gedicht ruft der sonst so friedselige Garay schon am 9. Juli 1848 der Nation zu:

Auf, Ungarvolk, erheb' dich für die Heimat!
Für Weib und Kind, die nur auf dich sich stützen;
Kannst du für etwas je im Leben kämpfen,
Das größer, schöner wär' als sie zu schützen?
Nimm rächend nun das Schwert zur Hand,
Der Preis ist Freiheit, ist dein Vaterland!

Und den Gegnern welche den Kampf hervorgerufen donnert er gleichzeitig zu:

Ihr habt's gewollt, daß sich der Kampf erhebe,
Ihr selbst, daß blutig soll das Opfer werden;
So zittert, denn der Kampf wird furchtbar wüthen....

Und als diese Prophezeiung sich bewahrheitet, als die Brücke zwischen der Dynastie und der Nation abgebrochen und letztere mit der Energie der verzweifelten Selbstwehr den Revolutionspfad auf den erstere sie hindrängt mit aller Entschiedenheit betritt, da macht Petöfy sich abermals zum Dollmetscher des allgemeinen Gefühls, wenn er den Kampf als einen „Kampf auf Tod und Leben" bezeichnet und der Nation zuruft:

— — — Laßt uns nur halb so groß sein,
Wie jene großen Heldenahnen waren,
So wird das Lager uns'rer schnöden Feinde
Erdrückt vom bloßen Schatten der Magyaren.

Der moderne Ungar zeigte sich nicht „halb" so groß als seine „großen Heldenahnen", sondern war ihrer vollkommen würdig, that es ihnen an Kampfesmuth und Tapferkeit wenigstens gleich, an Einmüthigkeit zuvor. Die Feinde wurden wirklich „erdrückt". Das gesammte Europa staunte über die Heldenthaten der Honvéds, die, kaum in den Waffenrock gesteckt, Veteranentapferkeit zeigten und Oestreichs Kerntruppen zu Paaren trieben. Wer wird es dem Ungar verdenken wenn diese seine glänzendsten Erwartungen überfliegelnden Erfolge ihn berauschen und er bereits auf seinen Lorbern ausruhen zu können meint und auch die dichterischen Kundgebungen dieser Wonneperiode nur Sieg und Jubel athmen? Der Rausch währt jedoch nicht lange. Die anfangs kaum geglaubte Annäherung der Russen droht mit neuer Gefahr. Die Nation erkennt deren Größe, schreckt aber vor ihr nicht zurück, sondern sieht in der-

selben nur eine Auffoderung zu verdoppelter Anstrengung. Das ganze Land durchzittert Ein Kampfesruf, und wir erinnern uns noch sehr lebhaft des ungeheuern Eindrucks welchen der Weckruf „Zur Sense, wer ein Ungar", eines der herrlichsten Gedichte in der vorliegenden Sammlung, in Ungarn machte, das, von einem naturalisirten polnischen Juden ausgegangen, doch die allgemeine Stimmung des Augenblicks am getreuesten wiederspiegelte (S. 181—83):

Zur Sense, wer ein Ungar!
Es droht uns Feindes Hand!
Zur Sense, wer ein Ungar!
Zum Schutz für's Vaterland!

Zur Sense greif', wer frei ist
Und wer nicht Ketten liebt,
Denn Ketten nur und Knechtschaft
Der schnöde Feind uns gibt.

Zur Sense, wer ein Vater,
Zu seines Kindes Wehr,
Zur Sense, Jüngling, schützend
Des theuern Liebchens Ehr'.

Zur Sense greif', wer stark ist,
In dessen Arm noch Blut;
Ein muthig Herz ist mächtig,
Und du, mein Volk, hast Muth....

Den hatte es auch wirklich. Das ungarische Volk zeigte sich des in ihn gesetzten Vertrauens und seiner Ahnen würdig, der großen Gefahr gewachsen. An dem innern Zwiespalt, an den kleinlichen Eifersüchteleien und an der Energie- und Thatlosigkeit seiner Führer scheiterten die heroischen Anstrengungen, und in Világos büßte das edle Volk was seine unedeln Führer schon in Pest und Komorn verschuldet. Da verstummen denn rasch alle Kriegs-, Siegs- und Freudenlieder, und „Nach Világos" vernehmen wir nur Töne der wehmüthigen Klage über die Gefallenen und Hingerichteten, den Schrei der Entrüstung über die Grausamkeit mit welcher der Sieger seinen Vortheil ausbeutet, oder auch die bittere Ironie des gepreßten Patriotenherzens, das die Landestrauer durch leichtsinnige Lustbarkeiten profanirt sieht und in einem „Faschingslied" ruft (S. 261—63):

O tanzet nur, Mädchen, o tanzet!
Es war euch so lange benommen.
Ist's jetzt doch in Ungarn so lustig,
Die Zeit ist zum Tanzen gekommen.

Blickt hin nur nach Pesth und Arad,
Auch dort wird getanzt zum Ersticken;
Die Ketten erklingen als Musik,
Die Oestreicher tanzen mit Stricken!

Ihr dürft nicht ermüden im Tanzen,
Das Vaterland ist ja so glücklich;
Ist doch jeder Baum schon ein Galgen,
Das Henkergeschäft so erquicklich!

Wir haben vorstehend sozusagen den historischen Faden der vorliegenden Sammlung verfolgt, indem wir aus der ersten, zweiten und vierten Abtheilung dem Leser jene Gedichte bezeichneten, welche nach unserer persönlichen Erinnerung bei ihrem Erscheinen allgemeines Aufsehen erregten, weil sie die augenblickliche Volksstimmung getreu wiedergaben und die eben deshalb wirklich rasch zum Gemeingut, eigentliche „Nationallieder" wurden. In diese Kategorie gehören auch mehre Stücke der dritten, „Kriegslieder" überschriebenen Abtheilung, doch sind manche derselben, wie z. B. Szász' „Phantasie über den Rákóczymarsch" und die Verherrlichungen des dritten, elften und einundsiebzigsten Bataillons viel zu lang, zu sehr beschreibend und didaktisch, als daß sie je eigentliche National- oder Lagerlieder hätten werden können; und selbst Petöfy's „Alter Fahnenträger" ist hiervon nicht ganz freizusprechen. Als wirkliche Kriegslieder, die in allen Lagern und auf allen Märschen gesungen wurden, sind namentlich zu bezeichnen der von den östreichischen Kriegsgerichten mit zweijähriger Festungshaft bezahlte „Kriegsmarsch" des Benedictiners Czuczor, das herrliche „Schlachtlied" Petöfy's, bei dessen Lecture man die Kriegstrommel, Trompetenschall, Säbelgeklirr und Kanonengetöse wirklich zu vernehmen glaubt, Arany's „Nationalgardenlied" und die anonymen „Honvéd- und Lagerlieder". Diese Abtheilung enthält außerdem mehre kleinere, nicht eigentliche Kriegs-, jedoch auf diesen Bezug habende Lieder, deren manche sich durch Lieblichkeit, Naivetät und eine geistreiche Pointe auszeichnen. Als die köstlichste dieser Dichtungen möchten wir Paul Gyulay's „Mein Herr Lieutenant" bezeichnen, die jedem gefühlvollen Leser eine Thräne der Wehmuth und einen Ruf der Bewunderung entlocken muß.

Die schwächste Abtheilung der Sammlung ist unstreitig die fünfte, welche den Titel „Die Helden" führt und in der von verschiedenen Dichtern die ungarischen und fremden Helden Hunyady, Bocskay, Rákóczy, Washington, Beauvezaire, Kossuth, Perczel, Bem, Görgei und Guyon besungen werden. Die Apotheosen rühren mit Ausnahme der letzten drei vom Vormärz her und leiden an den Uebeln denen solche Vergötterungen einzelner Persönlichkeiten, namentlich noch lebender, nur selten entgehen. Petöfy's „Rákóczy" und Czuczor's „Hunyady" machen eine rühmliche Ausnahme und würden jeder Liedersammlung Ehre machen, während des sonst so trefflichen Hiador's „Kossuth" durch Ueberschwänglichkeit und Bombast viel von seiner Genießbarkeit verliert. Zum eigentlichen Nationallied wurde kein einziges dieser Abtheilung. Das Lied über Görgei ist noch vor Világos geschrieben und der spätere Verräther gilt seinem begeisterten Lobredner noch als der

Freiheitsheld der Nation
Des starken Kriegsgotts auserwählter Sohn

dem das Volk vertraut

als dem treuesten Sohn,
Sowie es Gott vertrauet. — —

Der arme Dichter mag vielleicht, wie so mancher andere unglückliche Patriot, dieses zu große Vertrauen am Galgen oder in ewiger Festungshaft gebüßt haben.

Die letzte und sechste Abtheilung, „Balladen", endlich liefert den erfreulichen Beweis daß unsere jungen Dichter neben der Lyrik, die allerdings ihr eigentliches Element, auch die dem Epos und Drama schon näherkommende Balladenform trefflich zu handhaben verstehen. Namentlich müssen Garay's „Kont" und Petöfy's „Königsschwur" nach Inhalt und Form als sehr gelungen bezeichnet werden, während z. B. Gyulay's „Sterbender Husar" und „Letzter Husar" zu wenig Thatsächliches und zu viel lyrisches Element für eine Ballade enthalten. Der anonyme „Szerezsan" und Petöfy's „König Dobzsa" zeigen daß trotz des alten und im Ganzen genommen noch heute wahren Sprüchworts:

Bus a magyar nóta
Három század óta

(Die ungarische Note ist traurig seit 300 Jahren), ihr doch der heitere Scherz und der schalkhafte Humor nicht ganz fremd ist.

Durch die zahlreichen Citate, mit denen wir unsere Besprechung versehen, ist der deutsche Leser in den Stand gesetzt selbst darüber zu urtheilen, inwieweit die Uebersetzer dem im Vorwort gegebenen Versprechen: „der deutschen Sprache nicht zu viel Gewalt anzuthun", weil dies „nicht nur der Lecture ihren Reiz benähme, sondern leicht zu der falschen Ansicht führen könnte daß diese Härten und Mißklänge der Nationalsprache eigen sind" (S. xxiv), Genüge geleistet haben. Wir glauben in Berücksichtigung der Schwierigkeiten welche jede Uebersetzung aus einer im europäischen Sprachensysteme so isolirt dastehenden Sprache wie der ungarischen darbietet die Uebersetzung als gelungen bezeichnen zu können, wenn sie auch, was übrigens kaum vermeidlich, an Schwung und Eleganz oft weit hinter

dem Original zurücksteht und die häufige Wiederkehr von Reimen wie „mir, dir", der Nothbehelfe: „O, oh" u. dgl. wegzuwünschen wäre. Hingegen können wir nach sorgfältiger Vergleichung der Originalien mit gutem Gewissen bezeugen daß die Uebersetzer ihrem Versprechen: „dem Originale möglichst treu zu bleiben, weil nur so der deutsche Leser eine richtige Auffassung dieser echtmagyarischen Dichtungen haben kann", getreulich nachgekommen. Uebrigens hat sich die deutsche Kritik längst in einstimmiger Anerkennung über Kertbeny's unermüdliche Bestrebungen, die poetische Literatur Ungarns in Deutschland bekanntzumachen, ausgesprochen. Doch steht derselbe leider weder mit der ungarischen noch mit der deutschen Sprache auf dem besten Fuße; und seine bisherigen Uebersetzungen trugen nur zu häufig deutliche Spuren dieses gespannten Verhältnisses an sich. Durch die Verbindung mit dem begabten, beider Sprachen und Literaturen vollkommen mächtigen Moritz Eisler (Vasfi) hat Kertbeny, der hier seinen Pseudonym wieder in Benkö umpseudonymisirte, diesmal diese Klippe glücklich umschifft, und die beiden jugendlichen Uebersetzer haben in der vorliegenden Liedersammlung ein Werk geliefert, das ihnen gerechte Ansprüche auf Dank von ungarischer wie von deutscher Seite erwirbt. Die mit Umsicht und Sachkenntniß geschriebenen „Anmerkungen" und die „Erklärung der Wörter und Eigennamen" befördern bedeutend die Verständlichkeit des Buchs für den Ausländer. Ein Gleiches gilt von dem historischen Vorworte, das — einzelne Unrichtigkeiten abgerechnet, wie z. B. daß dem Fürsten Rákóczy türkischerseits die ungarische Krone angeboten worden, was nie der Fall war — einen trefflichen gedrängten Abriß der ungarischen Geschichte gibt, soweit dies zum Verständniß der vorliegenden Sammlung nöthig schien.

Wir können unsere Besprechung nicht besser als mit dem von uns vollkommen getheilten Wunsche der Uebersetzer schließen: „Möge das deutsche Volk diese Geistesproducte eines edeln unglücklichen Volks, das in seiner nächsten Nähe lebt und dessen Interessen mit den seinigen so eng verschmolzen und solidarisch sind, mit Wohlgefallen und nachbarschaftlicher Freundlichkeit hinnehmen." Es wird uns freuen wenn wir durch vorstehenden Artikel etwas zur Verwirklichung dieses frommen Wunsches beigetragen. **A. E. Horn.**

Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des 12. Jahrhunderts der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Erster bis dritter Band. Wien, Gerold. 1850—52. 22 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte einer Literatur wie die der Araber zu schreiben ist ein Unternehmen das die Kräfte eines Einzigen zu übersteigen scheint, wenn man die enormen Schwierigkeiten in Erwägung zieht, die seiner Ausführung in den Weg treten. Denn einestheils ist ihre Ausdehnung so groß und weitgreifend daß mehr als ein Menschenleben dazu gehört um nur die Hauptwerke der Araber zu lesen, anderntheils aber im Vergleich zu diesem weiten Gebiete noch so wenig von diesen Hauptwerken gedruckt daß nur der Gelehrte sich mit denselben bekannt machen kann, dem eine so reiche Handschriftensammlung wie die wiener, pariser, londoner oder petersburger zugebotesteht. Gesetzt aber den Fall daß beide Bedingungen erfüllt sind, so gibt es noch so unendlich viele Gordische Knoten zu lösen daß man bei allzu viel wissenschaftlichem Optimismus vor der Aufgabe leicht zurückschrecken kann. Es galt hier vorallem einen Grund zu legen auf dem die Zukunft ein großes Gebäude errichten soll, das nur die Kunst Einzelner mit den nöthigen Arabesken schmücken kann. Herr von Hammer-Purgstall hat diesen Grund gelegt und auf ihm schon ein weites Gerüste erbaut, innerhalb dessen die Nachwelt weiter arbeiten kann und wird, wenn sie auch vielleicht manchen einzelnen Theil wieder daraus entfernen wird und soll, der sich bei der Detailarbeit als überflüssig oder hinderlich erweist. Deshalb aber ist das Verdienst das sich Herr von Hammer-Purgstall durch sein bedeutendes Werk erworben hat nicht minder groß, und je dringender die Riesenfortschritte der neuern Wissenschaft eine engere Begrenzung der Kräfte und Studien des Einzelnen nothwendig machen, desto wünschenswerther auf der andern Seite ist es, so parador dies auch klingen mag, daß Andere diese Schranken überspringen und sehen wie es jenseit derselben aussieht, damit jene auch über die Dinge die hinter den Bergen geschehen au courant bleiben. Wir müssen in der Wissenschaft wie im Heere schwere und leichte Truppen haben, damit diese jenen auf dem Gebiete ihrer Operationen vorarbeiten können, und wenn beide nicht ineinandergreifen wollten, so würden die einen oder die andern bald zum Rückzug blasen und ihre Feldzüge aufgeben müssen. Das hängt zu genau mit dem alten Satze von dem menschlichen Stückwerk und seiner Unvollkommenheit zusammen, als daß es noch eines weitern Beweises bedürfte.

Unsere Bl. kommen mit dieser Anzeige eigentlich wie mit einer Ilias post Homerum, da in allen Lesehallen deutscher Literatur das in Rede stehende Werk schon angezeigt und der hauptsächliche Inhalt desselben angegeben worden ist. Wir möchten nicht gern Gefahr laufen schon Gelesenes hier zu wiederholen, und unterlassen es einzelne Auszüge zu geben, die noch dazu in ihrer Vereinzelung ebenso wenig eine richtige Anschauung von dem hier behandelten Gebiete geben würden als der Wassertropfen vom Meer, der ja eben nur das Element, aber kein Bild jenes sturmbewegten Wogenschlags ist, der ebenso in den Literaturen der gebildeten Völker wie im Meer wiederzuerkennen ist. Hier stehen wir vor der Aufgabe des Literaturhistorikers, der den Grund dieser einzelnen Bewegungen auffinden und sich nicht damit begnügen soll zu sagen, hier oder dort, unter dem oder jenem Titel sei das oder jenes Werk erschienen; auf diese Weise würde die Literaturgeschichte zu einem trockenen Gedächtnißwerk, zu einem ungenießbaren Conglomerat leerer Schalen werden. Hat die Geschichtschreibung sich aus dem todten und kaltlassenden Pragmatismus früherer Jahrhunderte zu den lichtern Höhen einer wahrhaft geistigen Weltanschauung erhoben, so muß es auch die Literaturgeschichte thun und auf ihrem Gebiete den Flügelschlag des Geistes erkennen, der rastlos die Welt bewegt und ihre Wasser durchzittert. Sie muß die Entwickelungsperioden der einzelnen Völker deutlich nachweisen, die im Ganzen und Großen denen des Einzelindividuums auf das Haar gleichen.

Die Perioden der Kindheit, des Drangs und Sturms, des Zweifelns nach Täuschung jugendlicher Hoffnungen und Ideale, des verständigen, bürgerlich-tugendhaften Raisonnirens und des lebensmüden Greisenalters finden sich hier wie dort, nur daß man die erste, die der Kindheit, selten in der Literatur und dann nur aus einzelnen Anklängen wiedererkennen kann. Die Araber kennen ihre eigene erste Periode sehr wenig, sei es daß sie an schriftstellerischen Versuchen sehr arm oder daß die spätere Zeit diese Sprößlinge der Vergangenheit mit der Wurzel, dem Heidenthum, vertilgte. Das ungestüme Drängen und das naturwüchsige Stürmen, das die Dichtungen der Mohammed's Zeit unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderte charakterisirt, gehört schon dem Jünglingsalter eines Volks an, in dem sich zwar der allgemeine Grundtypus des Nationalcharakters wiedererkennen läßt, in welchem aber noch so viel Unfertiges, so viel Gährungselemente liegen daß hier noch an keinen Abschluß zu denken ist. Herr von Hammer-Purgstall hat aus jener Zeit eine bedeutende Masse Material gesammelt, aus dessen Zusammenstellung und Vergleichung der Charakter dieses Anfangs arabischer Literatur ziemlich deutlich hervortritt: ein noch zielloses Umherschweifen der Phantasie, welche Gegenstände des gewöhnlichen täglichen Lebens in eine höhere Sphäre zu versetzen sucht, ohne daß ihr dies gelingt. Es fehlt noch der begeisterte Schwung den eine höhere Religion zu leihen vermag, obgleich in vielen Ueberresten der Schriftdenkmale jener Zeit schon eine höhere Lebensweisheit in Sentenzen und Spruchform

austritt, welche dem Siege des Monotheismus den Weg bahnt. Mit und durch Mohammed wird er errungen und mit ihm zieht in Mekka dieser Völker bezwingende Glaube ein, der mit Ungestüm auf den Trümmern machtloser Götter das Panier einer wenn auch nicht neuen, doch im Volke wiedererwachten Idee errichtet. Mit ihr beginnt eine neue Epoche in der Literatur der Araber, die ihren Ausgangspunkt zunächst in dem Koran hat, dessen Dialekt, der koreischitische, die Sprache der Schrift wird und durch dessen Weltanschauung sich ein neues literarisches Leben entwickelt, das um so tiefer in jenem wurzelt, je mehr der Koran selbst ein Erzeugniß arabischen Volksgeistes ist. Dies Alles hebt Herr von Hammer-Purgstall scharf hervor und zeigt deutlich wie gerade das poetische Element es ist, das Mohammed charakterisirt und das ihn, mag man ihn beurtheilen wie man will, in der Geschichte der Literatur einen sehr hohen Rang einnehmen läßt.

Je stürmischer die intensive Kraft des neu aufgetretenen und von den Arabern mit Enthusiasmus angenommenen Glaubens zu Thaten drängte, desto natürlicher ist es daß bei der mangelnden Muße in den ersten Zeiten des Islam die Anfänge einer Wissenschaft noch sehr schwache sind. Wir treffen nur Dichter an, deren Producte mehr gelegentliche sind und in denen sich ein tieferer Einfluß der geoffenbarten Religion fast noch gar nicht bemerklich macht; ihre Gegenstände sind noch immer keine andern als die Reize einer Geliebten oder die Kraft eines Renners und was dergleichen mehr ist.

Dieser Einfluß zeigt sich in der Periode welche der zweite Band des Hammer-Purgstall'schen Werks behandelt (unter der Herrschaft der Beni Omejé vom Jahre der Hidschret 40 [661] bis 132 [750]) schon ganz deutlich. Die Wissenschaft lehnt sich natürlich zunächst an den Koran an, dessen Lesarten man einer kritischen Prüfung unterwirft. Man hält dies für kaum glaublich. Nach einigen 40 Jahren schon verschiedene Lesarten? Schon Zweifel an Dem oder Jenem? Und doch ist es so natürlich daß dem Sonnenschein auch Schatten, der Wahrheit die Dichtung, um nicht zu sagen Lüge, unmittelbar auf dem Fuße folgt, und daß nun dem Geiste wieder ein weites Feld eröffnet wird, Licht von Schatten, Wahrheit von Dichtung zu scheiden. Es geht ihr genau so wie dem menschlichen Herzen, das sich Sorgen macht wenn es keine hat, denn fände sie überall Wahrheit, so krystallhell wie der silberne Quell, so würde sie sich doch wieder Dichtung erfinnen, um jene von dieser zu trennen. Genug, wir finden schon in so früher Zeit den Geist mit dieser Sisyphusarbeit beschäftigt, an welcher er sich stählt und schärft; wir finden schon wenige und 40 Jahre nach dem Tode Mohammed's wahre und falsche Ueberlieferungen über seinen Wandel und seine Worte und kurz darauf den Geist des Kriticismus, der wie der Ewige Jude die Erde durchzieht und in die Erscheinung tritt, sobald ein folgenschweres Ereigniß in dem Völkerleben einen höhern Wogenschlag hervorgebracht hat. Er bringt in seinem Gefolge die Irrlehrer mit sich, welche klar Ausgesprochenes deuteln und denen der Geist der Orthodoxie entgegentritt, um die Vergangenheit gegen die Zweifel der Gegenwart zu vertheidigen; mit beiden aber kann sich eine andere Richtung des Menschen nicht vereinigen, welche weder zweifeln noch am Buchstaben hängen kann, sondern ihre ganze Ueberschwänglichkeit in dem geoffenbarten Buche sucht und findet; so entsteht die Mystik und die symbolisirende Erklärung. Damit haben wir drei Richtungen, deren Berechtigung jede Partei durch wissenschaftliche Gründe nachzuweisen sucht, und durch diesen Kampf entstehen nun weitere wissenschaftliche Bestrebungen philologischer, geschichtlicher und philosophischer Natur, welche in der ersten Zeit natürlich noch einen vollkommen nationalen Charakter haben, der sich jedoch später, als die Araber durch ihre Eroberungen mit andern Völkern in Berührung kamen, anders färbte und zum Theil eine andere Richtung bekam. Dies zeigt sich schon in dem im dritten Bande behandelten Zeitraum (132—232 der Flucht = 749—846 n. Chr.), in welchen zum Theil die Blütezeit der arabischen Literatur fällt. Hier finden wir außer den theologischen Literaturzweigen schon Philosophie, Astronomie, Chemie, Grammatik und Lexikographie und die ersten Anfänge arabischer Geschichtschreibung, deren Werke uns zum großen Theil leider nur nach Citaten bekannt sind, welche sich von denselben bei spätern Historikern vorfinden. Herr von Hammer-Purgstall beschließt den dritten Band mit reichen Angaben aus den Werken von fast 500 Dichter und Dichterinnen dieser Periode in metrischer Uebersetzung und hat hier des Guten vielleicht zu viel gethan. Ein Gedicht wie das folgende von Ibn Kedsha et-teimi (Beschreibung eines Kameelweibleins) angeführte (S. 807):

> Höre wie ich sie beschreibe:
> Nabel tritt hervor am Leibe;
> Stark sind ihre rothen Hufe,
> Ihre Zähn' von großem Rufe,
> Trinkend nur an fünften Tagen,
> Wenig Butter in dem Magen;
> Wann auf Fütt'rung, wird es stark
> Durch des Thilih inn'res Mark,
> Wider Sonne Zufluchtsort
> Ist sein Höcker, so geht's fort.

scheint dem Referenten nicht gerade sehr poetisch zu sein, selbst nicht von arabischem Standpunkt aus betrachtet. Wissen die arabischen Dichterlesen von einem Dichter nichts Besseres als dergleichen anzuführen, so hätten sie diese Todten ruhen lassen können, und in einer arabischen Literaturgeschichte sind solche Dinge nur Ballast. Unbedingtes Erfoderniß für dieselbe aber ist eine genaue Angabe der Ausgaben die von dem oder jenem Werke erschienen sind, dem hier glücklicherweise Rechnung getragen ist.

Die äußere Ausstattung des Ganzen ist außerordentlich reich und glänzend. 63.

Lebenslinien zur Geschichte der exacten Wissenschaften seit Wiederbelebung derselben. Von J. C. Poggendorf. Berlin, Duncker. 1853. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein sehr beachtenswerthes Werk für alle Freunde der inductiven Wissenschaften. Das ist unsere innigste Ueberzeugung, nachdem wir dasselbe sorgfältig studirt haben. Damit wollen wir aber nicht in Abrede stellen daß das Buch für den ersten Augenblick keinen ganz günstigen Eindruck auf uns gemacht hat. Lebenslinien? Was soll darunter verstanden werden? Unwillkürlich werden die Gedanken bei dem Lesen dieses räthselhaften Titels auf astrologische Schicksalsdeutereien, auf physiognomische Geheimnißkrämereien gelenkt. Und schlägt man die Tafeln auf, welche des Buchs Kern ausmachen und kurz „Lebenslinien" benannt sind, so findet man viele Hunderte von schwarzen Parallellinien mit den Geburtsorten und Namen berühmter Gelehrten der Naturwissenschaften, der reinen und angewandten Mathematik. Verhütete der Name des berühmten Verfassers nicht ein vorschnelles Urtheil, so würde man glauben einen literarischen Sonderling vor sich zu haben. Doch nun zur Sache. Wir haben das Werk gelobt und der Beachtung empfohlen, es ist jetzt Pflicht unsere Ansicht durch ein näheres Eingehen zu begründen.

Beschäftigungen mit der Geschichte der exacten Wissenschaften haben den Verfasser seit einigen Jahren veranlaßt die chronologischen Data ihres biographischen Theils zu sammeln. Diese Sammlung ist schon von großem Umfange, sie erstreckt sich bereits auf mehre Tausend Personen, welche von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart für die genannten Wissenschaften thätig waren; aber dennoch ist sie noch nicht bis zu der Vollständigkeit gelangt welche der Verfasser zu erreichen wünscht und zu erreichen hofft, um sich zu genügen. Später beabsichtigt er dieselbe herauszugeben. Wir begrüßen diese Absicht mit Freuden, denn der Verfasser ist ganz der Mann dazu, die

schon lange fühlbar gewordene Lücke in unserer Literatur würdig auszufüllen. Bis zu diesem Zeitpunkt möchten aber wol noch einige Jahre verfließen. Auf den Rath der Freunde welche das gesammelte Material sahen hat sich der Verfasser entschlossen einstweilen eine Auswahl des Gesammelten zu veröffentlichen, und zwar in der anschaulichen Form welche Priestley zuerst vor etwa einem Jahrhundert in seiner „Chart of biography" zu ähnlichem Behufe angewandt hat, sodaß die Lebensdauer der historisch berühmt gewordenen Männer der exacten Wissenschaften durch verhältnißmäßige Linien tabellarisch zusammengeordnet ist. Jede der drei Tafeln enthält für die in ihrer Ueberschrift genau bezeichnete Periode, durch Lage und Länge horizontaler Linien ausgedrückt, die Lebensdata von 150 Personen aus der Geschichte der exacten Wissenschaften. Eine solche graphische Darstellung alphabetisch geordnet gewährt eine rasche Uebersicht und eine ungemeine Sicherheit im Vergleichen der Zeiten und Orte wo die betreffenden Personen thätig gewesen sind. Das Früher oder Später, das Längere oder Kürzere, das Gleichzeitige und Ungleichzeitige in der Lebensdauer drücken die Lebenslinien mit einem Schlage und besser als mit bloßen Zahlen aus. Man kann stundenlang vor diesen Tabellen sitzen und findet fortwährend Stoff zur interessanten Unterhaltung. Nur eins enthalten diese Tabellen nicht, nämlich Das was die namhaft gemachten Personen geleistet haben. Um aber auch in dieser Hinsicht den Wünschen der Leser zu entsprechen, hat der Verfasser dem Werk noch „Erläuterungen" zugegeben, welche für jeden der betreffenden Gelehrten die Hauptverdienste um die genannten Wissenschaften kurz angeben. Wir wollen hiervon einige Proben geben.

„Halley. Erste Entdeckung einer geschlossenen Kometenbahn beim sogenannten Halley'schen Cometen (1705). Erste Declinationskarte (1701). Formel für Brenn- und Vereinigungsweiten (1693). Barometerformel (1685)."

„Herschel, Fr. W., Entdecker des Uranus (1781) und seiner sechs Trabanten (1787—94), der beiden innersten Saturnmonde (1789), zahlreicher Nebelflecke u. s. w., der unsichtbaren Wärme beim Spectrum (1800). Großer Spiegelteleskop (1789)."

„Laplace. Mécanique céleste (1799). Theorie der Schallgeschwindigkeit (1816)."

Das möchte genügen um zu beweisen daß das Werk verdient von Sachverständigen beachtet zu werden. 24.

Die Zeiten sind gleich.

Wenn irgendwo in der Geschichte sich recht durchgreifende Beweise für obigen, vielfach behaupteten und ebenso oft wieder bestrittenen Satz vorfinden lassen, so ist dieses gewiß auf dem Feld des Luxus und in dessen einzelnen Phasen der Fall. Fast alle Zeitalter, soweit geschichtliche Annalen zurückreichen, klagen über Ueppigkeit, grenzenlosen unnützen Prunk der Reichen, werfen letztern oft mit großem Ingrimm bald mit Recht, bald mit Unrecht eine Reihe vermeintlicher, gegen Ordnung und Sitte anlaufender Vergehen vor, die recht bei Licht besehen den erzürnten Klägern nicht selten zum Vortheil, ja oft zum recht ersprießlichen Vortheil gereichen und gereicht haben mußten. Vergeudet der Wohlhabende, wer ist dabei am besten daran? Doch nur der minder Begüterte, weil eben der im Lauf begünstigte Geld- und Goldstrom wie jeder andere Strom nach der Seite hinfließt wo er Fall findet, dorthin wo Gold nicht eben in Haufen sich zeigt, dagegen gerade der rechte Stoff für des Ueppigen Zerstreuungssucht und buntes Leben aufgespeichert liegt. Nichtsdestoweniger wird geklagt, auch wenn die Könige bauen und der Kärrner zu karren hat. Ob nicht Adam seiner theuern Ehehälfte schon bei der Auswahl ihres Feigenblattes weniger Prunk anrieth? Luxus ist dasjenige Wort was das römische Volk auf den Heiligen Berg ziehen ließ und den Schluß des vorigen Jahrhunderts in Frankreich mit einer so blutigen Staffage versah; obwol genau genommen Niemand recht weiß was jenes Wort besagen will, indem Zeit und Ort den mit diesem Ausdruck verbundenen Begriff gänzlich aufheben oder wenigstens bis zur Unkenntlichkeit umgestalten können. Im Anfang des 16. Jahrhunderts galt es als ein gewagter Luxus Kartoffeln täglich auf den Tisch zu bringen, Federbetten statt Matratzen zu gebrauchen, und ebenso heftig eiferte derselbe Zeitabschnitt gegen Taback und Kaffee, sodaß selbst Königinnen nur ganz verstohlen ihr Täßchen zu schlürfen, Könige ganz heimlich ihr Pfeifchen zu rauchen, also Das zu thun wagen durften was jetzt jeder Holzhacker als tägliches Bedürfniß ansieht, zu jeder Tagesstunde in Freuden genießt. Königin Elisabeth's dienstthuende Cavaliere petitionirten einstmals lange vergebens um Federbetten und erreichten, was denn? einige Schütten Stroh über das vorgeschriebene Maß für ihr Nachtlager, und von Friedrich Wilhelm's Tabackscollegium ist es nun weltkundig wie ganz verstohlen das gehalten wurde, ebenso wie dessen Gemahlin ihre Kaffee- und Theegesellschaften nur auf die vertrautesten Damen ausdehnte und zwar unter Anempfehlung der größten Verschwiegenheit. Das die Wirkung der Zeit auf den Begriff Luxus. Der Ort bringt aber fast noch mehr Doppelsinnigkeit in denselben. Wir erinnern nur an die im Süden für höchst luxuriös geltenden Austerngerichte, die Havanacigarren und das englische Ale des Nordens, an Mokkakaffee und die Theestaude des Osmanischen und Himmlischen Reichs, von welchen letztern Gaben der gütigen Mutter Natur immer nur noch die königlichen Tafeln und die der Reichern das wahre Aroma aufzuweisen im Stande sind.

Ungeachtet dieser Unbestimmtheit, dieses Mystischen des Begriffs Luxus sind aber doch zu allen Zeiten so viel wohlgemeinte und oft übelgedeutete Befehle, Erlasse, Ermahnungen seiten der höhern Behörden, um der vermeintlichen Hyder die Köpfe nach und nach abzuschlagen, ergangen, daß ohne Zweifel jeder deutsche Staat in jedem Säculum einige in seinen Archiven aufbewahrte. Bald sollte es nicht Seide, bald sollte es nicht Sammet sein, bald durften nicht vier, sondern blos zwei Pferde vorgespannt werden, bald war es der Thee, bald der Champagner der zu luxuriös circulirte, und bald war an den Monturen ein Knopf vorn, bald ein solcher an der Kehrseite zu viel, ja sogar die Schnurrbärte wurden der oder jener Behörde zu luxuriös getragen. Wie weit diese väterlichen Ermahnungen dem Uebel abhalfen, darüber lassen uns direct freilich in der Regel die Geschichtsbücher im Unklaren. Die häufige Wiederholung derselben beweist dagegen indirect wie dergleichen Fingerzeige so wenig nützten als alle † † † gegen Spielhöllen und Bannstrahlen gegen die weltberühmten grünen Tische und deren Präsidenten, die Bajazette. Annoch hinkt Mephisto in allen Gestalten am Tage und Nachts in Form des Pudels, ohne und mit Pferdefuß umher, richtet Unheil auf Unheil an und die meisten Zurechtweisungen, sie prallen an Genußsucht, Langeweile, Spielsucht wie an einem stählernen Panzer ab, sodaß sich die Gleichheit der Zeiten tagtäglich aus der Anschauung ableiten läßt, wobei es oft recht lächerlich erscheint Nebelbilder zerstreuen zu wollen, die bei jedem Verdunstungsproceß, auch durch den mildesten Sonnenstrahl aufs neue ins Leben gerufen werden. Eisenbahnen gehören auch zum Luxus, desgleichen Regenschirme, Zündhütchen, Kautschuküberschuhe u. dgl. Wer hat hier Macht genug in den Händen diesen Bequemlichkeiten die Thür zu weisen? „Das Fleisch ist des Teufels Bastei", sagt bereits Luther. Wo gilt das mehr als gerade hier? Doch zur Sache!

Folgender höchst merkwürdiger Bericht des Stadtraths zu Koburg aus dem Jahre 1610 ist eins von den vielen gegen den Luxus gerichteten sehr originellen Actenstücken, der, so wunderlich er uns jetzt klingen mag, sich doch gewiß damals ganz nöthig zu machen schien, zugleich einen schönen Beitrag für die diesem Aufsatz vorangestellte Ueberschrift liefert. Er wurde aber durch den damaligen um sein Volk, wie bekannt, sehr verdienten Herzog Kasimir, dem die Klagen über nahrungslose Zeiten und zugleich über unnützen Aufwand in Kleidern, Gastereien, bei Kindtaufen, Hochzeiten in seinem Land nicht entgangen waren, unter Zuziehung seiner Landstände

veranlaßt und den Unterthanen zur Nachachtung in landesväterlicher Huld und Gewogenheit anempfohlen und lautet, unserm jetzigen Deutsch etwas mehr angepaßt, also:

„Die Ursachen zu erwägen, wo der Bürger in den Städten Abnehmen und Verderben mehrentheils herrühre und erfolge, so erachten wir daß neben andern Sünden und Lastern, darinnen bei diesen letzten Zeiten leider gelebt wird, die übermächtigen Unkosten und Zehrungen, so in Essen, Trinken, Kleidung u. s. w. geschehen, darzu wohlmaßen große Verursachungen geben: so ist, auf daß wir den Anfang von der Kindtaufe nehmen, hierbei ein solcher Misbrauch eingerissen daß derselbe zur Abnehmung bürgerlicher Nahrung eine starke Ursache; meinen derowegen daß das Bothenbrot, wie man es nennt, gegen den Gevatter gar verboten würde; auch um damit es desto eher gehalten würde, daß der Kindsvater und die Kindsbetterin den Gevatter, bis der ersucht und gebeten worden, Niemanden zuvor benennen und namhaftig machen sollen; desgleichen daß gleich Nach- oder Vormittag dem Kindsvater den geringsten Trunk nicht anbieten noch auftragen lasse, darzu sich bisweilen Andere schlagen und wird daraus ein Gesaufe, also daß der Gevatter und Kindesvater zu Zeiten anders nicht denn bezecht und trunken zur heiligen Taufe kommen, welches ohne Aergerniß nicht verläuft. Dem Gevatter könnte man freistellen seinem Vermögen nach dem Pathen einzubinden, wie auch seines Beliebens Pfarrern und Kirchnern über die Gebühr Verehrung zu thun, aber der Hebamme und den Kerzenträgern könnte ein Gewisses benannt werden, ihnen nicht darüber, doch wol darunter zu geben; sodann in das Handbecken auf dem Tisch über einen Ggr. nicht einzulegen. So könnte vielleicht dem Gevatter nachgelassen werden, den Kindtaufsgästen einen Trunk über den Tisch zu schenken, doch bei Strafe über zwei Viertel Weins nicht, und daß er des Abends Niemand mit sich anheim führen soll; auch nachdem der Kindsvater die ersten Tage des Kindbetts über billig etwas nüchtern sein und zu Hause bleiben soll, so könnte die Heimbegleitung des Gevatters wol gar eingestellt werden. Der Kindsvater möchte einen Tisch Leute, doch über 12 Leute nicht, zu speisen Macht haben, und wenn der Kindsvater und Schwäher noch am Leben, so könnten dieselben neben den Gevattern noch zugelassen werden. Welcher Handwerker und Bürger Erb und Eigen hat, oder sonsten kundlichen Vermögens wäre, den möchte man 4 Essen außer Obst und Käse nachlassen; welche Essen jedes insonderheit eines nach dem andern aufgetragen werden sollen; die andern aber, die unvermögend, sollten, ausgeschieden Obst und Käse, über 3 Essen zu speisen nicht Macht haben und sollten Bürger Confect aufzusetzen sich äußern, sondern neben dem Käse und Obst es bei Kuchen und Brezen bewenden lassen. Was aber Rathspersonen oder sonst fürnehme Bürger sind, denen könnten 5 Essen nebst einem leidlichen Confect bewilligt werden; und auf daß hierin soviel weniger gefährdet werden könnte, so sollte ein jeder Bürger und Kindsvater den nächsten Tages dem Rath bei seinen Pflichten berichten, wessen Person er gespeist und wie viel Essen aufgetragen worden. Wenn diese Mahlzeit verrichtet, so soll es nochmalen endlichen dabei beruhen und im wenigsten, weder des andern Tages noch mitten im Kindbett oder nach Ausgang desselben etwas weiter gespeißet oder gezecht werden. Es sollen auch der Gevatterkuchen, Eier, Weck, Hühner, Butter, Weizen und alles Andere, wie das sein mag, sammt der Kindbetterin Gegenschenkungen gänzlich nachbleiben. Würde aber die Kindbetterin arm sein und wollte ihr die Gevatterin, so des Vermögens, aus christlicher Liebe zur Labung und Unterhaltung etwas reichen, so sollte dasselbe hiermit nicht gemeint sein; sonsten wenn die Kindbetterin Armuths halben es nicht nothdürftig, so sollte auch solches zu schicken durchaus vermieden werden. Die Bekleidung der Pathen, wie dieselben bisher übermäßig geschehen, sollten ganz und gar eingestellt sein; doch könnte in der Kindheit ein weißes Hemdlein und ein Schurzflecklein schlecht und ohne Zacken, oder anstatt des Schurzfleckleins ein Zipfelpelzlein, so unüberzogen, und wie dies blos vom Kürschner herkäme, irgend zugelassen werden. Würde ferner ein Vater so arm sein daß er seine Kinder selber nicht bekleiden könnte, und wollte dann Jemand, der des Vermögens, seinen Pathen, auf daß derselbe desto bas zur Schul und Kirchen geschickt werden könnte, ein geringes Kleidlein um Gottes Willen anmachen lassen, könnte dasselbe vielleicht nicht gerechnet werden, doch ohne einig Hochmuth und Ueberfluß und auf daß auch desfalls minder Gefährde gebrauchet, so könnte dem Schneiderhandwerke bei seinen Pflichten eingebunden und auferleget werden, bei Strafe das geringste Todtenkleidlein keinem Bürger zu machen, sie hätten denn zuvor Uns, den Räthen der Städte vermeldet und angezeiget. Begäbe sich es dann daß das Kind in die sechs Wochen oder hernach Todes verführe, als soll der Gevatter, so Bürger, auf das Begräbniß nichts wenden und also weder das Geläut ausrichten, noch weiß oder schwarz Leichtuch schaffen. Hingegen soll der Kindsvater auch dem Gevatter keine Trauerbinden schicken, sondern dieser Unkosten alles soll nachbleiben.

Mit dem Hochzeitgeschenk wird sich ein jeder seiner Gelegenheit und Vermögen nach selbsten, ohne sonderbare Ordnung gegen Braut und Bräutigam zu erzeigen wissen, darinnen gleichwol gebührlich Maß halten, damit zu keinem Ueberfluß Ursache und Nachfolge, Schimpf zu verhüten, gegeben werde. So ist hiermit auch das Ausspeißen, wo den Gästen warmes Essen in die Häuser geschickt wurde, das Gelag, das dem Cantor und seinen Knaben gegeben und dahin gemisbrauchet wurde, daß die andern Schulcollegen dazu kamen, ihre Symbola contribuirten und ein Gezech untereinander anfingen, wodurch die Schüler in ihren Lectionen gehindert und versäumt wurden, verboten, doch ist den Hochzeitleuten gestattet mit Musik in die Kirche und in den Gassen herum zu ziehen, sowie auch das Anblaßen der Wächter von den Thürmen.“ 59.

Dramaturgische Miscellen.

Im Ernst und Scherz hat Ludwig Tieck häufig gegen den Unfug protestirt, der an unsern Theatern mit der sogenannten historischen Treue des Costüms getrieben wird. Er hat gezeigt wie diese Pedanterie der Bühnenleitung wohl zu benutzende Kräfte geistiger und materieller Art entziehe, ohne gleichwol ihren Zweck jemals vollständig zu erreichen. Das große Publicum bemerkt dergleichen Feinheiten nicht und der wahre Geschichtskenner belächelt diese nirgend zureichende Theatergelehrsamkeit. Dessenungeachtet hat sein Predigen nicht viel gefruchtet. Die großen Theater wetteifern in der Durchstöberung alter Bildwerke und Bilderbücher, um die römische Toga in die rechten Falten zu legen, und studiren sich bis an den Hals in Reisebeschreibungen, um den Zopf des Chinesen nicht um einen halben Zoll zu lang oder zu kurz zur Erscheinung zu bringen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob das Aufgefundene schön oder wenigstens charakteristisch ist; dergleichen Laieneinwendungen werden mit wichtiger Miene und der sehr entschiedenen Bemerkung: „Das Costüm ist vollständig treu“, ab und zur Ruhe verwiesen. Sei es, wenn nur dieselben Intendanzen in einem andern viel näher liegenden Punkte dieselbe Gewissenhaftigkeit und Treue zur Anwendung brächten. Hat schon irgend Jemand in einem anständigen Hause die Dame vom Hause oder gar die Kammerjungfer den ganzen lieben Tag im Ballcostüm d. h. unter Anderm im bloßen Hals herumlaufen sehen? Und doch treibt die liebe Eitelkeit unsere ersten Liebhaberinnen, Anstandsdamen und Soubretten fast gar nicht mehr anders zu erscheinen, und die hohe Intendanz der größten Theater findet dagegen Nichts zu erinnern. Finden denn diese Damen nicht sonst Gelegenheit genug, ihre, wie man sich im vorigen Jahrhundert ausgedrückt haben würde, „wenigen Reizungen“ zu produciren? Finden sie sich nicht selbst in dieser grande parure lächerlich, wenn sie in derselben etwa aus dem Schlafzimmer heraustreten um

irgend eine häusliche Arbeit vorzunehmen? Und nun vollends ein Kammerkätzchen im Volantskleide, entblößten Halses und Blumen im Haar, einen Herrn Müller oder Schulze anmeldend? Die Sache ist so lächerlich daß Hoffnung vorhanden ist, sie werde sobald noch nicht abgestellt werden.

Indem ich nach längerer Zeit wieder einmal „Kean" von Alexander Dumas durchblätterte, kann ich mich nicht enthalten zwei schon länger gemachte Bemerkungen durch dieses epochemachende Lustspiel bestätigt zu finden. Ein mal was die Form betrifft: die französischen Lustspiele erringen ihre Erfolge vermittest einer sehr ausgebildeten und geschickt gehandhabten Technik. Das ist es was sie auch in Deutschland zu Zugstücken macht, obgleich ihr Gehalt oft in noch höherm Grade als der der Tragödie unserm deutschen Wesen widerspricht. Diese Technik besteht in der Kenntniß und Aufsuchung des theatralisch Wirksamen und in dessen geschickter Anwendung. Zu Erreichung möglichst vieler Theatereffecte ist eine einfache Handlung mit einfacher Verwickelung und Entwickelung nicht hinreichend, daher mehre Intriguen, mehre Handlungen, mehre Lösungen. Aber der Mensch ist schwach: auch einen großen Mann wie A. Dumas verläßt zuweilen das Gedächtniß in diesem Labyrinth angesponnener Fäden. „Kean" ist verhältnißmäßig einfach componirt und dennoch passirt auch hier eine jener Inconvenienzen, denen meine erste Rüge gilt. Anna flüchtet sich zu Kean vor einem tyrannischen Vormund, der sie einem Manne zur Frau geben will, den sie verabscheut und verachtet, und von demselben Vormund erzählt sie später, mit welcher Sorgfalt er sich benommen habe, als sie krank war, und setzt hinzu: sie habe den Wunsch gehabt ins Theater zu gehen: vous devinez facilement qu'il fut accompli. Diese beiden Facta stimmen nicht sonderlich und ich finde darin eine Bestätigung meiner ersten Bemerkung, welche so lautet: „Durch die übergroße und künstliche Ausbildung der Technik der neuern französischen Lustspiele wird mancher Widerspruch und manche Unwahrscheinlichkeit bedingt." Die zweite Bemerkung ist folgende: „In Frankreich spricht sich die Frivolität und sittliche Indifferenz der Nation am entschiedensten im Theater aus." Kean liebt in dem Lustspiel eine verheirathete Frau und macht derselben, als sie sich von ihm trennen will, die bittersten Vorwürfe wegen ihrer „Untreue": auch sie verläßt ihn keineswegs aus erwachendem sittlichen Gefühl, sondern aus Furcht. Jeder Franzose wird dem scheltenden Kean Recht geben, der wie zur Belohnung seiner tugendhaften Treue, mit der er an der Frau eines Andern festgehalten hat, zuletzt noch ein sehr liebenswürdiges Mädchen bekommt. Keiner denkt auch nur daran daß das Verhältniß zwischen Kean und Anna von vornherein verwerflich ist. Ein deutsches Publicum würde dergleichen nicht ertragen: eine neuere französische Komödie kann ohne solches piquantes Verhältniß kaum bestehen.

Ludwig Tieck, der dramaturgische Altmeister, hat es an verschiedenen Stellen ausgesprochen, wie wünschenswerth es sei, die bessern Lustspiele unsers ältern Repertoire durch eine geschickte Ueberarbeitung aufgefrischt und wiederaufführbar gemacht zu sehen. Denn wenn es auf der einen Seite wahr sei daß Vieles in dieser leichtern Gattung des Dramas allerdings um so schneller veralte, jemehr dieses Genre sich der Tagesrichtung anbequeme, so liege doch in den ältern Stücken dieser Art so manches Tüchtige, was nicht verdiene unterzugehen. Man kann diesem verständigem Urtheil nur vollkommen beistimmen. Jene ältern Stücke eines Bretzner, Jünger, Stephani, auch Iffland's und Kotzebue's sind allerdings zum Theil in einer Sprache geschrieben, deren Weitläufigkeit und Umständlichkeit der heutige Theaterbesucher nicht mehr erträgt. Wollte sich aber Jemand die Mühe geben, diese Aeußerlichkeit zu beseitigen, indem er Sprache und hier und da auch die Gedanken moderner Auffassung und Sitte näher rückte: ich fürchte sehr, das Publicum würde sich bei der größern Mehrzahl „dieser alten Scharteken" besser amusiren als bei den kunstvollen Komödien unserer modernen Poeten. Aber die Kunst, aber das fortgeschrittene Kunstbewußtsein? Nun aufrichtig gestanden, ich glaube, es könnte den meisten modernen Komödien Nichts schaden, wenn sie etwas von der vis comica Bretzner's oder der dramatischen Einsicht Iffland's oder der Erfindung Kotzebue's abbekämen. Weinerliche Sentimentalität, abgedroschene Phrasen von dem Adel in der Brust, der besser ist als der Adel auf Pergament, verbrauchte Komödienerkennungsscenen, Medaillons, Aufopferungen und wie alle diese schönen Sachen heißen finden sich in mancher Furore machenden modernen Komödie wie in Kotzebue. Was sich aber in Kotzebue nicht, wol aber in diesen Komödien des Tags findet, ist eine grenzenlose Ungeschicklichkeit in den gewöhnlichsten theatralischen Handgriffen und eine Kunst der Langeweile, wie sie nur durch eifriges Studium erworben werden kann. Muß man unter solchen Verhältnissen manchmal sich zu dem gewissenlosen Ausruf veranlaßt fühlen: „Gebt uns unsern Kotzebue wieder", so hat man gewiß noch mehr die Erneuerung auch anderer Dramatiker, denen man auch in absoluter Schätzung mehr Werth beilegt, zu wünschen. Lessing, Goethe und Schiller kann man nicht alle Tage geben und bald werden wir sie gar nicht mehr geben können: und haben wir außer diesen Heroen eine solche abondance de richesse an bedeutendern Dramatikern daß wir alle 30 bis 40 Jahre eine ganze Serie ad acta legen können? 64.

Bibliographie.

Aegidi, L. K., Der Fürsten-Rath nach dem Luneviller Frieden. Eine reichsrechtliche Abhandlung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Anfänge. Zwei Bände. Berlin, Gaertner. 8. 2 Thlr.

Dove, H. W., Darstellung der Farbenlehre und optische Studien. Mit 2 lithographirten Tafeln. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ergänzungsband zu allen englischen Ausgaben und zur Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von Shakespeare's dramatischen Werken. Enthaltend die von J. Payne Collier in einem Exemplar der Folio-Ausgabe von 1632 aufgefundenen und herausgegebenen handschriftlichen Bemerkungen und Textänderungen in übersichtlich vergleichender Zusammenstellung bearbeitet und übersetzt von J. Frese. Drei Lieferungen. Berlin, Besser. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gröne, V., Tetzel und Luther oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablaßpredigers und Inquisitors Dr. Johann Tetzel aus dem Predigerorden. Soest, Nasse. Gr. 8. 24 Ngr.

Hanstein, J., Untersuchungen über den Bau und die Entwickelung der Baumrinde. Mit 8 lithographirten Tafeln. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kaulbach's, W. v., Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. Mit Genehmigung der General-Direction der Königlichen Museen herausgegeben. 1ste Lieferung. (3 Blätter in Kupferstichen und 1 Blatt Text.) Berlin, A. Duncker. Imp.-Fol. 9 Thlr. 10 Ngr.; Ausgabe vor der Schrift 14 Thlr. (Inhalt: Der Fries. I. u. 2. Bruchstück. Gestochen von E. Eichens. Die Geschichte. Gestochen von L. Jakoby. Moses. Gestochen von A. Hoffmann.)

Lua, A. L., Der Dorfgelehrte. Eine Erzählung für das Volk. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 8. 10 Ngr.

Meier, E., Die Form der hebräischen Poesie nachgewiesen. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 21 Ngr.

Racine, Athalja. Ein Trauerspiel aus der heiligen Schrift gezogen. Frei nach dem Französischen von J. Benninghoven. Elberfeld, Hassel. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1853
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

10. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtzigster Band und folgende. 12. Geh.

Die bereits erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten, Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d' Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**. Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII — LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX — LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV — LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr. — LXX — LXXIII. **Lesage**, Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith**, Der Landprediger von Wakefield, übersetzt durch von der Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV — LXXVII. Rußlands Novellendichter. Uebertragen mit biographisch kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr. LXXVIII. LXXIX. **Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Förster. Dritte Auflage. 2 Thlr.

11. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Siebentes und achtes Heft (Nr. 1380 — 1790). Folio. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „Bildersaal“ ist ein reiches Verzeichniß von Holzschnitten, die im Besitze der Verlagshandlung sind, und von denen zu den dabei bemerkten Preisen gute Abklatsche geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes **Bilderbuch** für die Jugend empfohlen werden.

Die ersten sechs Hefte (Nr. 1—1379) erschienen 1847—50 und kosten zusammen 3 Thlr. 14 Ngr.

12. **Blanc (L.), Histoire de la révolution française.** Tome quatrième et suite. In-8. Geh. 1 Thlr.

Der erste bis dritte Band (1847—52) haben gleichen Preis.

13. ——————, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band und folgende. 8. Geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der erste und zweite Band (1847) haben gleichen Preis.

In demselben Verlage erschien:

Lamartine (A. de), Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.

14. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Fünfter Band und folgende. 12. Geh.

Der erste bis vierte Band erschienen 1850—52 und kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

15. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Siebenundfunfzigstes Heft und folgende. Gr. 8.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft**; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der Prachtausgabe kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

16. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Fünfundvierzigste Lieferung und folgende. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der achtundzwanzigsten Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der sechsunddreißigsten Lieferung die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der vierundvierzigsten Lieferung die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln). Monatlich erscheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird nach Vollendung einer jeden Abtheilung **gratis** geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text und Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werkes sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.

VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachteinbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

17. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Zweiundneunzigstes Heft und folgende. Gr. 8.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2 Hefte ausgegeben. Der erste bis siebente Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

18. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Sechste Abtheilung. 12. Geh.

Die erschienenen Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie,** mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von **L. Rochmann.** 1844. 3 Thlr.
II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie,** bearbeitet von **L. Posner.** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von **A. Moser.** 1845. 2 Thlr.
IV. **Geschichte der Medicin,** bearbeitet von **E. Morwitz.** Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.
V. **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie,** nach den neuesten Quellen bearbeitet von **A. Moser** und **J. C. Strahl.** 1851. 3 Thlr. 18 Ngr.

19. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A — G). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Sechsundfunfzigster Theil und folgende.
Zweite Section (H — N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Dreißigster Theil und folgende.
Dritte Section (O — Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Sechsundzwanzigster Theil und folgende.

Frühern Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

20. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. Dritter Band, zweite Abtheilung u. s. w. 8. Geh.

Erster Band: **Wirbelthiere,** besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:
I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.
Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.
Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romane von Heinrich Koenig.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Koenig (Heinrich), **Die Clubisten in Mainz.** Roman. Drei Theile. 12. 5 Thlr.

———, **William Shakspeare.** Ein Roman. Zweite neu bearbeitete Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

———, **Auch eine Jugend.** 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Heinrich Koenig ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller unserer Zeit. Dem historischen Roman „Die Clubisten in Mainz", sind wenig deutsche Romane an poetischem Reichthum und tiefem Gehalt gleichzustellen. Der in zweiter Auflage erschienene Roman „William Shakspeare" (früher „William's Dichten und Trachten") hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Das neueste Werk Koenig's endlich: „Auch eine Jugend" enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Carus (C. G.), **System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1847—49. Geh. 8 Thlr. (Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. nach und nach zu beziehen.)

———, **Symbolik der menschlichen Gestalt.** Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. 8. 1853. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster bis dritter Band. 8. 1850—52. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Hort der Dichtung.

Eine Göttersage in sechzehn Gesängen.

Miniatur-Ausgabe.

Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Feodor Wehl sagt darüber in den „Jahreszeiten" unter Anderm: „Dieses Poem, das unter den nordischen Göttern spielt, schildert die Art und Weise, auf welche Wodan die verlorengegangenen und von einem geizigen Riesen in Verwahrsam gehaltenen Schalen der Poesie sich wiedererobert. Man sieht und fühlt aus Allem heraus daß dieses Gedicht einem gefaßten und durchgreifenden poetischen Geiste entsprungen, und eben darum bedauern wir, daß der Verfasser sich nicht genannt, neben dem sich so Viele nennen, die dieser Nennung nicht werth sind. Wer der Autor aber auch sei: wir heißen ihn gern willkommen und nehmen seine Gabe in dieser sich weichlich verschleppenden Zeit als eine gute Vorbedeutung und gleichsam als eine Allegorie, in der uns eine starke und gute poetische Zukunft vorausgesagt und verheißen wird. Möchte sie bald erscheinen und dieser «Hort der Dichtung» der Johannes sein welcher dem Messias vorausgeht!"

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Französisches Lesebuch

für die obern Classen von Gymnasien, Realschulen und ähnliche Anstalten. Systematisch nach den verschiedenen Literaturgattungen geordnet und mit sacherklärenden Anmerkungen von **F. Lansing,** Oberlehrer. Osnabrück, Rackhorst'sche Buchhandlung. 1853. Gr. 8. (26 Bogen.) 27 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 28. —— 9. Juli 1853.

Inhalt.

Aster über die Völkerschlacht von Leipzig.

Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813. Großentheils nach neuen, bisher unbenutzten archivarischen Quellen dargestellt von Heinrich Aster. Zwei Theile. Mit 8 Planen. Dresden, Arnold. 1853. Gr. 8. 10 Thlr.

Die Militairliteratur ist in neuerer Zeit durch einige treffliche Werke kriegsgeschichtlichen Inhalts bereichert worden. Unter diesen nehmen die Schriften des Obersten Aster einen ausgezeichneten Platz ein. Schon seine frühern Arbeiten: „Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden u. s. w." und „Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde und Priesten" u. s. w." wurden vom militairischen Publicum sowol als von der Kritik mit großer Anerkennung aufgenommen; noch mehr verdient es vorliegendes Werk, das sich jenen als Fortsetzung unmittelbar anschließt. Leider erfahren wir daß es die letzte Arbeit des Verfassers auf diesem Gebiete sein soll, was im Interesse der Militairwissenschaft nur lebhaft zu beklagen ist.

Daß in dem reichen Schatze der kriegsgeschichtlichen Literatur verhältnißmäßig so wenige Werke sind welche den höhern Ansprüchen der Wissenschaft als Muster kriegshistorischer Kunst genügen, beweist am besten mit welchen Schwierigkeiten der Schriftsteller zu kämpfen hat. Sie entspringen aus den schwankenden und widersprechenden Angaben selbst officieller Actenstücke, aus der Nachlässigkeit mit welcher die Armeetagebücher geführt und Rapporte geschrieben werden, auch aus der absichtlichen Entstellung von Thatsachen durch parteiische Schriftsteller: der Verfasser hat in seiner Vorrede einige praktische Winke gegeben wie diese Klippen zu vermeiden sind. Er ist bescheiden genug, zu erklären daß er, von der Unmöglichkeit überzeugt, eine vollständige Beschreibung der gigantischen Schlachten bei Leipzig zu liefern, seine Arbeit nur als eine Masse geordneten Materials für spätere Geschichtsforscher betrachtet. Darin muß ihm jedoch widersprochen werden. Aus keinem Werke das diese Kämpfe behandelt ist uns ein so anschauliches Bild derselben hervorgegangen; der sichere Blick, mit welchem der Verfasser die einzelnen Gefechtsacte gesondert und doch im Zusammenhange aufgefaßt hat, gibt eine Darstellung welche das militairische Auge vollkommen befriedigt. Zugleich ist hervorzuheben daß die neuen, aus den Kriegsarchiven zu Wien und Berlin, aus brieflichen und mündlichen Mittheilungen, Tagebüchern und vielen andern Beiträgen geschöpften Materialien nicht blos geordnet, sondern zu einem selbständigen Werke verarbeitet sind, das nicht dem militairischen Publicum allein, vielmehr aus voller Ueberzeugung auch dem allgemeinen Interesse empfohlen werden muß. Es wird von Jedem, der über die Riesenschlacht und ihre Scenen, über manches Einzelschicksal ihrer Theilnehmer und den unglücklichen Schauplatz des Kampfes etwas Näheres wissen will, mit dem höchsten Antheil gelesen werden.

Nach einer Einleitung welche die Schlacht von Leipzig in ihrer Bedeutung charakterisirt beginnt das Werk höchst zweckmäßig mit einer Terrainbeschreibung des Gefechtsfeldes, auf welchem 500,000 Mann mit 2000 Geschützen gegeneinander gekämpft haben; es umfaßt den Flächenraum von ungefähr einer Quadratmeile. Dem Laien wird es erklärt, warum gerade Leipzigs Fluren so oft das traurige Loos erfahren haben, der Schauplatz großer Schlachten zu sein.

Dies Loos verdankt die Gegend von Leipzig folgenden Umständen. Theils ist die Stadt ein mit vielen Kriegsmitteln versehener Handelsplatz, woselbst durch den europäischen Verkehr ein Straßenknoten entstanden ist, von welchem Hauptstraßen nach allen Richtungen in die Nachbarländer auslaufen, theils bietet das flache und zugleich sehr fruchtbare Land einige wichtige militairische Operationsscheiden dar, theils endlich findet sich eine Terrainbildung um Leipzig, die dem Gefechtsgang im Großen günstig ist und allen Waffengattungen zu manoeuvriren gestattet. Dies Alles zusammengenommen gewährt nun Das was die Regeln der höhern Kriegskunst zum Schlagen von Schlachten erfodern.

Vier natürliche Bodenabschnitte von militairischer

Wichtigkeit, unter denen die meilenlange Aue der Elster und Pleiße das bedeutendste Terrainhinderniß, folglich die stärkste Defensivlinie bildet, treten in jener Gegend hervor; die detaillirte Terrainschilderung derselben, welche musterhaft genannt werden kann, ist in der Ordnung gegeben, wie die Armeen damals das Gefechtsfeld betreten haben, nämlich zuerst der südliche Terrainausschnitt, wo die böhmische Armee heranzog, dann der westliche und nördliche für die schlesische und Nordarmee und endlich der östliche, wo sich die russische Reservearmee anschloß.

Im folgenden Abschnitte ist von dem Geiste, der Stimmung und dem Zustande der verschiedenen Heere die Rede — Verhältnisse vom größten Einflusse auf die praktische Kriegführung. Sie hatten sich seit dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs in Rußland im Verlaufe der Kriegsbegebenheiten allmälig so gestaltet wie sie sich im Herbste 1813 darstellen; neben den militairischen Einflüssen waren auch nationale mächtig geworden. In der französischen Armee hatte durch die Niederlagen seit dem Waffenstillstande das moralische Element, namentlich bei den jüngern Truppen, bedeutend gelitten, um so höher ist ihre bei Leipzig bewiesene Tapferkeit anzuschlagen. Meist schon mit Widerwillen kämpften die Bundesgenossen an ihrer Seite; der sächsischen Armee ist in dieser Beziehung wie billig vom Verfasser eine ganz besondere Rücksicht gewidmet. Von den Armeen der Gegner Napoleon's wird eine treffliche Schilderung gegeben, welche sich in Bezug auf Russen und Oestreicher hauptsächlich auf das Zeugniß des Marquis von Londonderry stützt. Die Preußen nennt der Verfasser den rastlosesten Theil des verbündeten Heeres, der sich, durch Begeisterung und Nationalhaß gegen den Unterdrücker des Vaterlandes getragen, überall mit der ausdauerndsten Tapferkeit bewährt hat. Den Schweden läßt Aster Gerechtigkeit widerfahren, aber das Benehmen ihres Kronprinzen und den Geist der seine Kriegführung geleitet hat stellt er in das gehörige, nicht eben erfreuliche Licht.

Ueber das gegenseitige Verhältniß der Ober- und Unterfeldherren werden neben schon bekannten Dingen neue und interessante Beiträge zur Charakteristik geliefert, z. B. S. 82. Bei der böhmischen und schlesischen Armee waren es die Unterführer welche oft widerstrebten, wogegen bei der Nordarmee das zweideutige Handeln des Commandirenden die preußischen Generale in die unangenehmste Lage brachte. Ueber Blücher und Schwarzenberg wird ein höchst bezeichnendes Urtheil des Grafen Westmoreland (jetzigen Gesandten in Wien), der dem Feldzuge der Verbündeten beiwohnte, angeführt.

Die Uebersicht der Stärke in welcher die Heere bei Leipzig erschienen ist nach den sehr widersprechenden Angaben der Quellen nach Möglichkeit der Wahrheit genähert. Hier vermissen wir ungern eine Specification der einzelnen Truppentheile in ihrer Corpsverbindung, umsomehr als später in der Darstellung der Schlacht manche Regimenter u. s. w. hervorgehoben sind, deren Truppenverband ältern und kundigen Militairs zwar nicht fremd sein wird, aber das Werk ist auch für jüngere Offiziere und Laien geschrieben; und wenn sich die fehlenden Angaben auch in andern Büchern nachschlagen lassen, so sind diese doch nicht immer zur Hand.

Von den strategischen Gründen, welche die Verbündeten bestimmten Leipzig zum Operationsobject zu wählen, stellt der Verfasser S. 107 die wichtigsten zusammen und vergleicht sie mit den minder haltbaren welche Napoleon bewogen seine Stellung an der obern Elbe länger als rathsam festzuhalten. Er rechnete zu viel auf Mangel an Einheit, auf Fehler bei seinen Gegnern und hoffte sie, da er mit concentrirter Macht zwischen ihnen stand, auf kürzern innern Operationslinien einzeln zu schlagen. Die Vorgänge von Ende August bis Anfang October bei den verschiedenen Armeen, ihre Stellungen und Märsche und endlich ihre Zusammenziehung bei Leipzig lassen sich, wie sie hier vorgetragen sind, mit Hülfe der beigefügten Operationskarte sehr gut übersehen. Zur Erläuterung dienen viele interessante Documente: so die Befehle Napoleon's an seine Feldherren auf seiner misglückten Demonstration gegen Berlin, wodurch er hoffte die schlesische und Nordarmee über die Elbe zurückzuziehen, die Correspondenz zwischen Blücher und Karl Johann u. s. w.

Am 14. October begann mit dem Recognoscirungsgefecht bei Liebertwolkwitz, welches die Avantgarde des böhmischen Heeres gegen die unter dem Könige von Neapel stehende französische Armee lieferte, die Reihe von Gefechten und Schlachten die man mit dem Namen der Völkerschlacht von Leipzig belegt hat. Der Verfasser protestirt gegen diese Bezeichnung; wir glauben mit Unrecht, denn wenn auch an vier Tagen und auf sehr verschiedenen Punkten gekämpft wurde, den Schlachten verschiedene Motive zugrundelagen und selbst ihre taktischen Formen wesentlich voneinander abwichen, so war es darum nicht minder ein Nationalkampf, der hier das Schicksal Deutschlands und Europas entschied, und die Bezeichnung Völkerschlacht, die der Verfasser wol zu wörtlich nimmt, kann daher immerhin auch ferner gelten. Die einzelnen Kämpfe charakterisirt derselbe vortrefflich: das Gefecht am 14. October als Recognoscirungsgefecht, die Schlacht bei Wachau am 16. October als entscheidende Hauptschlacht, die gleichzeitige bei Möckern als Ueberraschungsschlacht, die am 18. October nennt er eine Rückzugsschlacht, welche von Napoleon eben nur unternommen wurde, um einen ehrenvollen Rückzug zu erkämpfen, und endlich die vom 19. October ein großes Arrièregardengefecht, wobei eine Anzahl Truppen sich opfern mußte, um den übrigen Theil der Armee zu retten.

Es folgt nun, tageweise vorgetragen, die Darstellung der einzelnen Kriegshandlungen. Als ein besonderes Verdienst ist die Klarheit zu rühmen, mit welcher der Verfasser die ineinanderlaufenden Begebenheiten zu gruppiren weiß, ohne dabei den Zusammenhang aufzugeben. Die sorgfältig gezeichneten Schlachtplane welche beigefügt sind dienen dazu, die einzelnen Gefechtsmomente jedes

mit besonderm Erfolg handelnden Truppentheils zu verfolgen; es sind dazu, namentlich für den 18. October, statt der sonst üblichen verschiedenen Farbentöne, welche hier zu vielfach hätten nuancirt werden müssen, höchst zweckmäßig Ziffern gewählt. Nächst dieser Klarheit ist die Lebendigkeit der Darstellung zu rühmen, welche sich in geeigneten Momenten bis zu einem Schwunge der Schilderung erhebt, wie ihn die erschütternde Poesie des Kriegs auch in mündlichen Ueberlieferungen nicht selten erzeugt. Der Verfasser hat ihr eine naturgetreue Färbung dadurch gegeben daß er überall Schilderungen nicht blos von Theilnehmern des Kampfes, sondern auch von unwillkürlichen und leidenden Augenzeugen wörtlich anführt. Es leben verhältnißmäßig nur noch wenige derselben und das Häuflein wird jährlich kleiner, um so werthvoller sind ihre Erinnerungen für die Nachwelt aufzubewahren.

Das Werk begnügt sich ferner nicht damit nur die Vorgänge auf den Schlachtfeldern zu schildern, es thut auch von Zeit zu Zeit in den Abschnitten der Gefechtsacte „Blicke auf Leipzig", den Mittelpunkt des gewaltigen Dramas, wo der König von Sachsen, Napoleon's hintergangener und verrathener Bundesgenoß, den Ausgang erwartete; es knüpft Betrachtungen an jeden einzelnen Tag und dessen Ereignisse, welche von jedem denkenden Militair mit voller Anerkennung zu lesen sind: sie bieten gleichsam Stationen, Ruhepunkte, um in dem schwer zu bewältigenden Stoffe immer wieder die Ueberschau zu gewinnen.

Nach der Recognoscirung vom 14. October, in deren Schilderung die hin und her wogenden Reitergefechte und der Kampf um Liebertwolkwitz besonders gelungen sind, werden die Zustände in Leipzig, Napoleon's Ankunft daselbst und das Eintreffen der Corps welche ihm folgten berichtet und dabei hervorgehoben wie die angestrengten Märsche im ungünstigsten Wetter diese letztern ziemlich erschöpft in die Hauptschlacht gehen ließen. Die Dispositionen des französischen Kaisers werden mit Recht gerühmt, nächst ihnen die Blücher's als die besten bezeichnet. Das Verhalten der böhmischen Armee unterwirft der Verfasser einer gründlichen Kritik. „Fürst Schwarzenberg glaubte seinen Angriff vorzüglich auf Connewitz richten zu müssen, um von hier der feindlichen Stellung von Markkleeberg bis Liebertwolkwitz nicht allein in die rechte Flanke zu fallen und diese zu umgehen, sondern ihr auch völlig in den Rücken zu kommen; doch kannte er das dortige Terrain nicht." Allerdings macht es nur diese Unkenntniß des Terrains erklärlich, warum der Feldherr, wie Wolzogen in seinen „Memoiren" sagt: „auf die monströse Idee kam, 40,000 Mann, die Elite des östreichischen Heers, in diesen Zwickel von Flüssen, Sümpfen und Bächen hineinzudisponiren", wo sie sich zum Gefecht weder bewegen noch entwickeln konnten und namentlich das Geschütz überall behindert war. Nur der ausdrückliche Befehl des Kaisers Alexander, der gegen Schwarzenberg dabei ziemlich bitter wurde, rief wenigstens die russischen Truppen des Großfürsten Konstantin und die Garden von dort ab. Die Disposition für den 16. October, dem wiener Kriegsarchiv entnommen, ist wörtlich mitgetheilt; sie soll vom General von Langenau, auf dessen Terrainkenntniß (er stand vorher in sächsischen Diensten) der Fürst sich verließ, entworfen sein; die Mängel derselben würden ihm dann zur Last fallen. Eine schärfere Beleuchtung noch erfährt die Disposition des Kronprinzen von Schweden, sie wird geradezu schülerhaft genannt. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, wie Bernadotte, wenn er auch seine Kriegführung durch die Politik bedingen ließ, in seinem eigenen Interesse nicht wenigstens Maßregeln vermied die nur ein unfähiger Feldherr geben konnte.

Die Schlachten und Gefechte am 16. October, nämlich: 1) die Schlacht von Wachau, wo der eigentliche Hauptschlag geschehen sollte, 2) das Gefecht bei Connewitz, 3) das Gefecht von Lindenau und 4) die Schlacht von Möckern, werden in vier Gefechtsacte eingetheilt, welche für jeden der obigen Kämpfe detaillirt abgehandelt und zergliedert werden, um dadurch in gleichen Zeitpunkten den Fortschritt, Stillstand oder Rückschritt auf jedem einzelnen Terraintheil zu zeigen und im ganzen Schlachtengange den Zusammenhang zu erhalten. Diese Gefechtsacte sind: 1) Von Tagesanbruch bis Mittags 11 Uhr. Die Verbündeten greifen an. 2) Von 11 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags. Napoleon zieht Verstärkungen heran, bildet Angriffsmassen und drückt den rechten Flügel der Verbündeten zurück. 3) Von 4—5 Uhr Abends. Napoleon greift die Verbündeten kräftig in der Mitte und auf dem linken Flügel an. 4) Von 5 Uhr bis zum Einbruch der Nacht. Die Verbündeten schlagen den französischen Angriff ab und beide Theile beziehen wieder ihre am Morgen innegehabten Stellungen. In der Ausführung bleibt aber der Verfasser nicht consequent, indem er den dritten und vierten Act zusammenzieht. Vielleicht wäre dies besser mit dem zweiten und dritten geschehen.

Die Vorbereitungen von beiden Seiten zur Schlacht, die Vormärsche der einzelnen Colonnen der böhmischen Armee zum Angriff geben ein klares Bild der ganzen Lage. Wir sehen Schwarzenberg's Heer auf drei verschiedenen, aber aneinander grenzenden Gefechtsfeldern kämpfen. Das erste, zwischen Seifertshain und der Pleiße, von drei Stunden Ausdehnung, war das umfangreichste und wichtigste, bei Wachau aber auch das blutigste und entscheidendste; das zweite zwischen Pleiße und Elster vor Connewitz rief einen ernsten Kampf hervor, war aber nicht entscheidend; das dritte zwischen Elster und Luppe vor Lindenau, wo ebenfalls ein erfolgloses Gefecht stattfand, hatte für die Franzosen die höchste Wichtigkeit, da sich hier ihre einzige Rückzugsstraße befand, wenn sie zum Abzuge von Leipzig genöthigt wurden.

Der Raum gestattet nicht dem Vortrage in seinen Details überall zu folgen, nur das Wichtigste kann hervorgehoben werden. Die Eröffnung der Schlacht durch 48 russische Geschütze bei der Colonne des Prinzen Eu-

gen von Würtemberg, welchen mit Blitzesschnelle 100 französische entgegengestellt wurden, ist mit großer Lebendigkeit nach dem Tagebuche des Adjutanten Molostwow geschildert: der Leser durchlebt die Scenen mit. Nächst diesen ist besonders die Darstellung des großen französischen Reiterangriffs von fünfundvierzig Regimentern gelungen. In den Betrachtungen welche der Verfasser an die Schlacht von Wachau knüpft macht er darauf aufmerksam, welchen ganz andern Erfolg jener Massenangriff, unterstützt durch die nächsten Corps, wie er war, zwei Stunden früher gehabt haben würde, wo die russisch-preußischen Garden und Reserven, sowie die östreichische Reservecavalerie noch entfernt waren. Dann würden vielleicht die Glocken in Leipzig, die schon voreilig den Sieg verkündigen mußten, nicht so ganz umsonst geläutet worden sein. Der Verfasser kommt dann nochmals auf die verfehlten Angriffe gegen Connewitz zurück und widerlegt, auf die genaueste Terrainkenntniß gestützt, Plotha's Ansichten darüber, der sie ganz zweckmäßig gefunden hat. Die Schlacht von Möckern, welche von der schlesischen Armee selbständig geschlagen wurde und in keiner taktischen Beziehung mit den übrigen Gefechten des Tages stand, ist abgesondert behandelt worden. Hier muß der Kampf um das Dorf, welches als Brennpunkt der Schlacht den Namen gegeben hat, besonders deshalb gerühmt werden, weil die Darstellung außer einer genauen Schilderung der Localität auch viel taktisches Detail bietet. Die meisten kriegsgeschichtlichen Werke leiden Mangel daran, und es ist doch ebenso wichtig als lehrreich, freilich oft schwer zu ermitteln, aber in Memoiren und Geschichten einzelner Truppentheile wenigstens theilweise aufzufinden. Auch in dem vorliegenden Werke, das mehr gibt als die meisten, würden wir gern noch Manches davon gehört haben. Der erste Theil schließt mit einem Vergleiche zwischen jener Zeit einträchtiger Kämpfe und unsern Tagen der Zerwürfniß; seitdem der Verfasser ihn niederschrieb, ist es zwar schon etwas besser geworden, aber seine, des echten deutschen Kriegers würdigen Worte können nicht genug beherzigt werden.

Im zweiten Theile werden nach einer Besprechung der am 17. October bei Freund und Feind stattgefundenen Anordnungen die ersten Schritte berührt, welche Tags darauf den Uebergang der Sachsen zu den Alliirten zur Folge hatten. Es ist dem Verfasser als sächsischem Offizier nicht zu verdenken (und vom Referenten am wenigsten, dessen Vorfahren in mehren Generationen der Krone Sachsen Kriegsdienst geleistet haben, ehe er selbst in den seines gegenwärtigen Landesherrn kam) daß er dies peinliche, vielberegte Thema ausführlich behandelt, um den Schritt, der vom militairischen Standpunkte aus nimmer gerechtfertigt werden kann, wenigstens aus einem andern Gesichtspunkte, als er wol oft betrachtet worden ist, zu erklären. Er weist nach daß kein Treubruch der Armee vorliegt, sondern daß die höhern Befehlshaber der braven Truppen einzig den Zweck vor Augen hatten dem Könige, auf dessen Zustimmung sie rechneten, und dem Vaterlande zu dienen. Die Lage der sächsischen Division, ihr Unmuth gegen die Franzosen angesichts der Verwüstungen welche sie in Sachsen überall anrichteten, der Uebergang selbst und der Eindruck, sowie die nächsten Folgen welche er hervorrief werden mit einer für das größere Publicum vielleicht zu weitgehenden Ausführlichkeit abgehandelt, aber sie wird dazu dienen, manches herbe Urtheil über jenen Schritt zu mildern.

Nachdem der 16. October Napoleon über die noch nicht vollzähligen Streitkräfte seiner Gegner keinen Sieg gebracht, war der Rückzug für ihn unvermeidlich, die Verbündeten konnten denselben aber, da sie bereits seine einzige Rückzugslinie gewonnen hatten, unmöglich machen. Der Verfasser zeigt was von beiden Seiten geschehen ist. Auf der einen sehen wir von den Franzosen in unbegreiflichem Leichtsinn Alles vernachlässigt was sie noch retten konnte; weder für eine kräftige Vertheidigung von Leipzig war gesorgt noch durch hinreichende Ueberbrückung der Gewässer der nothwendig gewordene Abzug gesichert; Napoleon zauderte in der Hoffnung daß die Unterhandlungen, welche er durch den gefangenen General Meerveldt mit seinem Schwiegervater anzuknüpfen versucht, zu einem günstigen Resultate führen würden, und wäre darüber schon hier vollständig zugrunde gegangen, wenn man ihn hätte vernichten wollen. Aber gerade als er endlich den Rückzug befohlen und das Bertrand'sche Corps verstärkt hatte, das die von der dritten östreichischen Armeeabtheilung (Gyulay) schon verlegte Straße bei Lindenau festhielt, gerade als bereits zwei französische Divisionen den Marsch antraten, erhielt das Gyulay'sche Corps Befehl abzurücken und somit wurde die Rückzugslinie von den Oestreichern ohne erheblichen Widerstand geöffnet. Dieser schwere militairische Fehler kann nur aus Gründen der damaligen östreichischen Politik hervorgegangen sein, Gründe welche bisjetzt urkundlich noch nicht aufgeklärt sind. Der Verfasser spricht darüber mit einer Freimüthigkeit des Urtheils welche sich im ganzen Werke bekundet, hier aber umsomehr anzuerkennen ist, als er dasselbe dem Kaiser von Oestreich gewidmet hat. Bemerkungen welche sich einige Blätter über seine (muthmaßlichen) politischen Ansichten erlaubt haben möge der ehrenfeste Veteran belächeln!

Die Uebersicht der Gefechts- und Zeiteintheilung für den 18. October zeichnet sich wieder durch große Klarheit und Kürze aus. Es heißt:

Napoleon's Armee führte bei ihrem Zurückgehen eine Schwenkung links rückwärts aus, wozu der Pivot im Dorfe Connewitz lag. Des Marschalls Ney Corps machten dagegen eine Schwenkung rechts rückwärts, wobei der Drehpunkt hinter dem Vorwerk Pfaffendorf am Rosenthal sich befand. Seiten der Verbündeten nahm die böhmische Armee mit der russischen Reservearmee ihren rechten Flügel vor und hielt dabei anfänglich Dölitz, später Lößnig fest. Die schlesische und die Nordarmee gingen mit dem linken Flügel der letztern vor, während die schlesische die Gegend von Gohlis nach Schönfeld hinüber bis an das rechte Ufer der Parthe festhielt.

Infolge dieser Bewegungen stieß zuletzt Napoleon's linker Flügel an Ney's rechten und der rechte der böhmischen Armee an den linken der Nordarmee, dergestalt daß beide kämpfende

Parteien eine fast kreisförmig-parallele Stellung gegeneinander einnahmen, eine Position, durch welche die leipziger Schlacht vom 18. October sich auch wieder von allen Schlachten neuerer Zeit unterschied.

Zwei Gefechtsacte nimmt der Verfasser an diesem Tage an: den ersten von Tagesanbruch bis Nachmittags 2 Uhr (Eroberung von Paunsdorf, Liebertwolkwitz u. s. w. durch die böhmische Armee; Marsch der Nordarmee nach der Parthe; Gegenmaßregeln der Franzosen); den zweiten bis zu einfallender Dunkelheit (Angriff der böhmischen Armee auf Probstheida u. s. w.; Uebergang der Sachsen; Angriff der schlesischen Armee auf Pfaffendorf; Eintreffen der Nordarmee und Eingreifen derselben in die Gefechte; weitere Fortschritte der Verbündeten und ihre vergeblichen Angriffe auf Probstheida, Stötteritz und Pfaffendorf; Vertheidigungsmaßregeln der Franzosen und Ende der Schlacht.)

Die Detailschilderung, besonders der Dorfgefechte, welche ebenso schwierig darzustellen als zu leiten sind, wird keinen Leser unbefriedigt lassen. Die Frage über die Nothwendigkeit der Dorfgefechte ist dabei mit praktischer Soldateneinsicht aufgenommen. Daß auch persönliche Erlebnisse eingeflochten sind, erhöht das Interesse. Wir erfahren vom Kaiser Napoleon Manches, wodurch französische Angaben berichtigt werden; sein Benehmen während der Schlacht läßt uns einen Blick in seine Seelenstimmung an diesem verhängnißvollen Tage thun. Streng, aber gerecht wird das Verhalten des Kronprinzen von Schweden beurtheilt. Ihn hatte endlich nur die Gewalt der Umstände zur Theilnahme an der Schlacht gezwungen, in welcher er wirklich 300 Schweden — und das ist noch eine viel zu hohe Angabe — verlor. Die Verluste hat der Verfasser nach ungefähren Zahlen gleich auf die Darstellung der Schlacht am 18. October folgen lassen; sie hätten wol besser ihre Stelle am Schlusse des Werks gefunden, da sie auch die des 19. Octobers mit enthalten. Die Verbündeten haben hiernach etwa 48,000 Mann verloren — Russen 20,000, Oestreicher und Preußen je 14,000; die Franzosen dagegen 68,000 Mann, wobei 30,000 Gefangene.

Wir lesen dann die Vorbereitungen zum Angriff auf Leipzig am 19. October, die Aufstellung der französischen Truppen welche Napoleon zur Deckung des angetretenen Rückzugs bestimmt hatte und die Erstürmung der Vorstädte, deren wechselnde Scenen ganz vorzüglich geschildert sind. Der tapfern Gegenwehr wird die gebührende Anerkennung gezollt. Ueber die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke, welche Poniatowski den Tod in den Fluten finden ließ und die Arrièregarde der Vernichtung oder Gefangenschaft preisgab, hat der Verfasser aus den widersprechenden Berichten die wahrscheinlichste Annahme aufgestellt, welche den Sapeurcorporal, da er die Instruction hatte zu zünden, sobald sich der Feind in der Nähe zeige, vollkommen entschuldigt. Fürchterlich ist die Schilderung des Elends und der Verwirrung, die nun ihren Gipfel erreichte. Die persönliche Lage des Königs von Sachsen und sein weiteres Schicksal nach dem Einzuge der verbündeten Monarchen, mit aller Pietät dargestellt, welche diesem vortrefflichen Fürsten gebührt, nimmt unsere ganze Theilnahme in Anspruch. Wir begleiten den flüchtigen Kaiser und sein Heer noch eine kurze Strecke und hören noch manche interessante Mittheilung aus dem Tagebuche des Adjutanten von Odeleben, ehe dieser in das kaiserliche Hautquartier commandirte sächsische Offizier sich von Napoleon verabschiedete. Wunderbar daß der Kaiser noch daran dachte, dem Postillon welcher in den Tagen von Leipzig sein Führer gewesen war von Frankfurt am Main aus seine Belohnung, täglich einen Napoleondor, zustellen zu lassen!

Mit einer Betrachtung über die Operationsplane der Verbündeten zur Verfolgung des Feindes und die Zustände in Leipzig am 20. October schließt das Buch, welchem als Anhang noch ein Wegweiser über die Gefechtsfelder und mehre Beilagen hinzugefügt sind. Unter diesen ist der französische Amtsbericht über die Schlacht von Leipzig ein Muster von Verfälschung der Wahrheit. Wenn das Werk, dessen Besprechung wahre Freude gewährte, die letzte militairische Arbeit des Verfassers sein sollte — was wir noch immer nicht annehmen wollen — so konnte er seine schriftstellerische Laufbahn nicht würdiger beschließen. Möge es von unsern jüngern Kameraden mit aller Aufmerksamkeit studirt werden die es verdient! Sie finden darin höchst beachtenswerthe Lehren, z. B. II, 350. Das erhabene Schlachtengemälde das ihnen hier in seltener Frische aufgerollt ist, ein Bild, gegen welches die Kämpfe unserer Tage wie Pygmäenstreit erscheinen, wird ihren Blick erweitern und sie für Alles was die Zukunft bringen kann stählen.

Gustav von Berneck.

Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, G. Mayer. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Am 26. April 1820 kam Goethe auf dem Wege nach Karlsbad zu Eger an und schickte seinen Paß auf das Polizeiamt, welches damals der Magistratsrath Grüner zu verwalten hatte. Da dieser Goethe aus seinen Werken kannte, so glaubte er ihm seine Ehrfurcht darbringen zu müssen; er ließ sich bei Goethe im Gasthofe melden und überreichte ihm selbst den Reisepaß. Dies bildete die erste Veranlassung eines persönlichen Verkehrs zwischen Goethe und dem Rathe Grüner, welcher von Jahr zu Jahr an Lebhaftigkeit und Vertraulichkeit wuchs und bis zu Goethe's 1832 erfolgtem Tode ununterbrochen dauerte. Die realen Interessen welche diese Verbindung unterhielten betrafen hauptsächlich die Mineralogie, welche Goethe bei seinem häufigen Aufenthalt in Karlsbad und der Umgebung vorzüglich beschäftigte und in welche Grüner durch Goethe gewissermaßen erst recht eingeführt worden war; nächstdem aber kam fast Alles zur Sprache was Goethe in diesem Zeitraum beschäftigte und woran Grüner als ein gebildeter, dabei anspruchsloser und für den großen Dichter mit Ehrfurcht erfüll-

ter Mann sich betheiligte. Goethe seinerseits erschließt ihm gegenüber bei vielen Gelegenheiten die echthumane und gemüthliche Seite, welche so Wenige in ihm kennen oder ihm gar zutrauen wollen; dies Alles aber nicht sowol in dem Briefwechsel, welcher diesen Namen kaum verdient (denn es sind von Goethe fast nur Billete und beziehen sich eben nur oder auch größtentheils auf Mineralogie), als in dem persönlichen und mündlichen Verkehr, und hier bekennen wir gern daß wir nach Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" keine Schrift kennen, wo so mannichfaltige, charakteristische und bedeutende Aeußerungen Goethe's über Menschen und Dinge mitgetheilt werden, und zwar mit aller Treue und Vollständigkeit, da der Rath Grüner ein regelmäßiges Tagebuch führte. Dabei hatte er den glücklichen Gedanken gehabt sich aus Weimar durch Vermittelung Eckermann's alle die Stellen aus Goethe's nachgelassenem Tagebuche, welche auf seinen Aufenthalt in Eger und Goethe's Zusammenleben mit ihm sich beziehen, ausschreiben zu lassen, und jene Stellen bilden gewissermaßen die Texte welche Grüner durch seine Erinnerungen und Aufzeichnungen commentirt. So liest man z. B. unter dem 5. September 1821:

Um 11 Uhr mit Herrn von Stein und Grüner in den Schulactus der Prämienvertheilung, öffentlichen Belobung u. s. w. Abends mit Grüner literarische Schulpolizei und Staatsverhältnisse durchgesprochen.

Hierüber nun gibt Grüner folgende gar anmuthige Mittheilungen:

Nachdem wir im Saale des Schulgebäudes den von einem Rhetor (soviel als Primaner) vorgetragenen Prolog gehört hatten, stellte der Vicedirector des Gymnasiums an Goethe die Bitte, das erste Prämium einem der Abiturienten zu verleihen, weil dies auf diesen vorzüglichen Schüler einen bleibenden, ihn im Guten festhaltenden Eindruck machen werde. Goethe nahm das übertragene Amt mit Vergnügen an, sagte dem Schüler bei Ueberreichung des Prämiums aufmunternde Worte, hieß ihn näher zu sich treten, ermahnte ihn zur Beharrlichkeit im Fleiße und in den guten Sitten, schrieb seinen Namen in das Prämienbuch ein, gab ihm zur Erinnerung ein Goldstück und entließ ihn mit den freundlichsten Worten: daß es ihm angenehm sein würde, wenn er ihm sonst in seiner Laufbahn förderlich sein könnte, und daß er sich nur an ihn wenden möchte. Am Abend dieses Tags erkundigte sich Goethe näher über die Lage des Schülers, dem er das erste Prämium überreicht hatte, und ging dann unter mehren zur Hand liegenden östreichischen Schulbüchern eine deutsche Chrestomathie durch. Da sein Name darin nur selten vorkam, so war Grüner begierig, ob nicht in seinen Mienen einiger Unmuth zu lesen sein werde. Goethe aber legte das Buch ganz unbefangen weg und sagte nach einer Pause: „Als Muster für die Jugend bin ich weniger als Gellert, Lichtwer, Hagedorn zu gebrauchen."

Eines Tags besahen sie eine alte verödete jüdische Synagoge und darauf die alte Burg, in welcher die zu einem Banket geladenen vornehmsten Anhänger Wallenstein's niedergemacht worden sind. Sein Begleiter mochte irgend einen poetischen Erguß oder eine philosophische Betrachtung über jene erschütternde Katastrophe aus Goethe's Munde erwartet haben. Statt dessen blieb Goethe vor der ehemaligen Zugbrücke stehen und machte nur einige Bemerkungen über das Gestein in dem sogenannten schwarzen Thurme. Dagegen erzählt uns der Verfasser ein ander mal einen Zug der ihn überraschte. Goethe ließ sich eines Tags zu Eger Schiller's „Dreißigjährigen Krieg" von Grüner geben. Als nun dieser Abends zu Goethe kam, bemerte er daß ihm Thränen über die Wangen herabrollten. Er fragte erstaunt was ihm geschehen sei? „Nichts, Freundchen", erwiderte Goethe, „ich bedaure nur daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Misverständnisse leben konnte." Hier folgt die Erzählung der uns aus andern Bekenntnissen Goethe's hinlänglich bekannten Umstände über sein anfängliches Verhältniß zu Schiller. Ich weiß nicht ob auch folgende Anekdote schon irgendwo erzählt ist. Als Goethe einst Schiller, welcher durch ein Leiden im Unterleibe menschenscheu war, besuchte, wurde angeklopft. Schiller sprang hastig auf, öffnete die Thür, und als ein junger nicht unansehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte den berühmten Schiller zu sprechen, sagte dieser hastig: „Ich bin Schiller, heute können Sie ihn noch nicht sprechen", schob den Fremden zur Thür hinaus und machte sie zu.

Hier ein paar Aeußerungen Goethe's die sich auf Politik und Religion beziehen, Dinge welche er nach eigenem Geständniß sich sonst gern vom Leibe hielt. Es wurde einmal (am 1. September 1821) unter Anderm über den Zusammenhang der östreichischen Provinzen, über die Verwaltung derselben, besonders über Ungarn gesprochen. Goethe sagte:

Es gehört eine geistreiche, kluge und energische Regierung dazu so verschiedenartige Völkerstämme in Frieden zusammenzuhalten; hierzu mag auch die Heilige Allianz beitragen (!). Nur Schade daß es in Ungarn, in diesem so großen und gesegneten Königreiche, mit der Geistes- und Bodencultur nicht vorwärts gehen will.

Auf die Bemerkung Grüner's über die Hindernisse welche die ungarische Constitution jeder Neuerung entgegensetze erwiderte Goethe, daß da jeder König von Ungarn die Aufrechthaltung der Constitution beschwöre, sie auch das Gute und Nützliche leider mit Gewalt ihnen nicht aufdringen ließe. Es dürften aber doch einmal Zeiten kommen, wo, wie unter Kaiser Joseph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden würde.

Als Grüner ein ander mal bei Erwähnung Luther's bemerkte, daß wenn die katholischen Regenten gleich zu Anfang der Reformation kräftig eingeschritten wären und einige Misbräuche abgestellt hätten, die Umwälzung nicht in so großem Umfange stattgefunden, der Dreißigjährige Krieg Deutschland nicht so tiefe Wunden geschlagen haben würde, entgegnete Goethe:

Sie können Recht haben, allein ich sage Ihnen daß die Lehre bei Ihnen besser ausgedacht ist und mehr zum Ganzen zusammengreift als bei uns. Wir haben gute Prediger, sie werden aber wenig besucht. In jeder bedeutenden Stadt fängt man an neue Grundsätze aufstellen zu wollen. Wenn wir nur ein Original hätten!

Und solcher Kernsprüche könnte ich mehr ausheben,

z. B. über Napoleon, über die Großfürstin Helene, nachherige Königin von Würtemberg, über das „Besserwisserwollen der Preußen", über „Werther's Leiden" u. A. m. Als eine anziehende Episode des Buchs ist hervorzuheben das Leben des berühmten Scharfrichters von Eger, Karl Huß, dessen Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften" öfter gedenkt, dessen Haus wegen der seltenen Sammlungen von Münzen, Alterthümern und andern Merkwürdigkeiten von Prinzen, Fürsten und Gelehrten von Fach besucht wurde. Goethe selbst, erfahren wir hier (S. 68), nahm nicht Anstand zu Eger einmal in frühern Jahren ein Frühstück zu veranstalten, welches er mit einer berühmten Opernsängerin in seinem Hause einnahm. Dieses Haus gewährte nach der Beschreibung (S. 68) einen recht eigenthümlichen Eindruck. Im Vorhause befanden sich an den Wänden Schränke mit Mineralien, Conchylien und ausgestopften Vögeln; an der Decke hingen Seefische. In dem Zimmer rechter Hand waren verschiedene alte Waffen, Harnische, Helme und der Schrank mit der Münzsammlung aufgestellt. In einem Glasschranke boten sich dem Blicke die Schwerter dar, mit denen Huß die Hinrichtung verschiedener Verbrecher vollzogen hatte. Daneben stand eine kleine hölzerne Figur welche ein Schüsselchen in den Händen hatte, mit der Inschrift: „Beiträge zu den schönen Wissenschaften"; allerdings ein greller Contrast mit den schauerlichen Richtschwertern. Mit dem Emporblühen des Franzensbades wuchsen auch seine Sammlungen. Huß war übrigens auch im Zeichnen und Malen nicht ungeschickt. Ueber 30 Jahre wirkte er mit unermüdlichem Eifer für Erweiterung seiner Sammlungen, insbesondere der Münzsammlung. Ihr innerer Werth an Gold und Silber betrug gegen 12,000 Gulden Conventionsmünze. Als Huß immer weiter im Alter vorrückte, war ihm der Gedanke schmerzlich daß nach seinem Tode seine so mühevoll zusammengebrachte und kostspielige Münzsammlung zersplittert werden würde, und er war so glücklich daß durch Vermittelung des Raths Grüner der Fürst Metternich ihm nicht blos die Münzsammlung, sondern seine sämmtlichen Sammlungen gegen eine Leibrente von 300 Gulden Conventionsmünze abkaufte, ihn selbst aber zugleich als Custos dieser Sammlungen im Schlosse zu Königswart anstellte, wo er zufrieden lebte und starb. Huß hatte aber auf sein Amt eines activen Scharfrichters erst verzichten müssen und war zum Ehrenbürger von Eger ernannt worden, ehe der Rath Grüner mit ihm im Namen Sr. Durchlaucht verhandeln zu dürfen glaubte; Fürst Metternich hätte darüber weggesehen, ließ ihn aber gewähren.

Es bildet einen eigenen Zug in Goethe's Charakter daß er bei den verschiedenen und vielen Persönlichkeiten welche ihm im Leben entgegenkamen so gern in ihre Lebens- und Entwickelungsgänge sich einweihen ließ. So mußte ihm einst in Karlsbad der Graf Reinhard nach gemachter Bekanntschaft sein Leben ausführlich erzählen, wogegen er ihn in seine „Farbenlehre" an Ort und Stelle einweihte. Dasselbe veranlaßte er nun auch bei Rath Grüner, der sich bereits als seinen Schüler betrachtete. Es war im Juni 1823 zu Eger, Goethe war eben von seiner schweren lebensgefährlichen Krankheit genesen und ging wieder nach Karlsbad. Grüner bezeugte ihm in welche Angst seine schwere Krankheit sie versetzt hatte, und dankte ihm daß er ihm von seiner Genesung Kenntniß ertheilt. Goethe hatte nämlich seinem Sohne ausdrücklich den Auftrag dazu gegeben.

Uebrigens muß ich Ihnen sagen — erklärte ihm Goethe bei dieser Gelegenheit — daß ich seit 30 Jahren mit Niemandem auf einem so vertraulichen Fuße stehe mit als Ihnen. In Weimar bin ich nicht für Jeden zugänglich, ich kann mir die Zeit nicht rauben lassen, und man mag mich für stolz gehalten haben. Gern aber lasse ich Jene vor welche ein Ränzchen aus Italien und Sicilien mitbringen, um wahrzunehmen was seit meinem dortigen Aufenthalte sich geändert hat.

Damals war es also daß Goethe den Rath Grüner zu seinen Confessionen ermunterte. Wir können uns dabei nicht aufhalten; aber wer die Bildungszustände zu Prag, vorzüglich an der Universität unter den Exjesuiten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts näher kennenlernen will, darf sie nicht ungelesen lassen. Die Kant'sche Philosophie z. B. durfte hier im Jahre 1797 nicht gelehrt werden; man trug die Logik nach Feder vor. Meißner, der Verfasser des „Alcibiades" (der jetzige Dichter dieses Namens ist sein Enkel), lehrte die Aesthetik und die römische und griechische Literatur. Goethe gibt ihm das Lob daß er in der römischen und griechischen Geschichte sehr bewandert war. Meißner nahm zum Leidwesen aller Studirenden den Ruf nach Fulda an, wo er mit seiner Familie traurige Schicksale erlebte. Unter Goethe's Aphorismen („Werke", XLIX, 69) liest man: „Ein alter gutmüthiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr: «Etiam nihil didicisti», und läßt ihn für gut hingehen." Hier (S. 138) erfahren wir die Geschichte dieser wunderlichen Maxime. Der Schüler war kein anderer als unser Rath Grüner und der gutmüthige Examinator der Exjesuit und Professor der Mathematik Widra. Im Jahre 1825 kam Grüner auf Goethe's Andringen nach Weimar zur Jubelfeier des vor 50 Jahren erfolgten Regierungsantritts des Großherzogs Karl August. Die Beschreibung davon bietet interessante Züge. Er mußte bei Goethe wohnen, der ihm seine Studirstube einräumte, da er zur Feier des Festes eine Abendgesellschaft für die fremden Gäste gab und dazu der ganzen Etage bedurfte. Bei Tische wünschte Goethe einmal Aufklärung über die Waisenanstalten in Oestreich und foderte ihn auf Einsicht in das Criminalverfahren und die Strafanstalten Weimars zu nehmen. Falk, der Satiriker, führte damals die Aufsicht über die verwahrlosten Kinder verbrecherischer Aeltern. An ihn wies ihn Goethe. Grüner entwirft ein lebendiges Bild dieses bekannten Schriftstellers:

Ich hatte mir einen jovialen lebenslustigen Mann vorgestellt, wurde aber sehr getäuscht. Er kam mir in einem pedantischen Anzuge schüchtern und demüthig entgegen, sein Auge war matt, die Gesichtsfarbe blaßgeblich, die Wangen eingefallen. Er sprach wenig, doch deutlich, mit sonorer Stimme. Allmälig wurde er gesprächiger und sagte unter Anderm: „Sie

können nicht glauben welche fähige talentvolle Kinder sich in der Anstalt befinden. Sehen Sie, diesen Fußboden haben meine Kinder gelegt."

Die Parquets waren in der That meisterhaft gelegt. Beim Weggehen mußte sich Grüner in sein großes schwarzes Buch einschreiben. Als er Goethe Bericht erstattete und einige Bemerkungen über das Wohlthätige solcher Anstalten hinzufügte, sagte Goethe: „Darum soll Falk gelobt werden, der sich dieser Anstalt mit ganzer Seele widmet und seine Schriftstellerei ganz aufgegeben hat." Ebenso aber gab er seine Beistimmung zu erkennen, als Grüner es als einen Mangel des Criminalverfahrens in Weimar bezeichnete daß es dem Inquisiten freistehe an Universitäten zu appelliren, weil wegen der Armuth der meisten Inquisiten der Staat die nicht unbedeutenden Kosten der Appellationen an die Unversitäten tragen müsse. „Seht ihr", sprach er, „ich habe es immer gesagt, bei uns greift es nicht recht zusammen." Goethe's letzter Brief an Grüner ist vom 15. März 1832, sieben Tage vor seinem Tode geschrieben. Er bezieht sich auf seine „Farbenlehre", über welche ein prager Professor Dietrich eine Abhandlung geschrieben hatte, in der er sie in die Reihe der übrigen physikalischen Capitel eingeführt hatte.

> Es ist dies ganz in meinem Sinne — schrieb Goethe — denn die Natur wird Allen verständlich, wenn man die verschiedensten isolirt scheinenden Phänomene in methodischer Folge darzustellen bemüht ist, da man dann wohl begreifen lernt daß es kein Erstes und Letztes gibt, sondern daß Alles, in einem lebendigen Kreise eingeschlossen, anstatt sich zu widersprechen, sich aufklärt und die zartesten Bezüge dem forschenden Geiste darlegt.

65.

Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Von Erich von Schönberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dies „reichblühende Lotosbeet", das unser vielgewanderter Verfasser hier auf deutschen Boden verpflanzt hat, gehört zu den seltenern Erscheinungen unserer Literatur. Der Titel verspricht Anderes als das Buch enthält, und der Leser erwarte keine süß duftenden, aber auch schnell welkenden Blumen aus jenen Märchenländern, er mache sich auch nicht auf zarte und wie hingehauchte Aquarellzeichnungen gefaßt, denn sonst möchte er sich getäuscht finden. Unser Wanderer ist kein einfacher Tourist, der zum Stab gegriffen hat um seine Mappe auf der Wanderung mit solchen Bildern zu füllen und sie uns dann bei der Rückkehr als Angebinde zu schenken. Solche flüchtige Zeichnungen, wie sie der ebenso flüchtige Eindruck mitsichbringt, haben einen nur sehr vorübergehenden Werth, wenn sie überhaupt Werth haben. Hier aber wird uns etwas Dauerndes und Ueberlegtes geboten, ein Buch reich an unendlich viel Neuem, mag man auf die Ausdehnung des geographischen Gebiets oder auf die Sicherheit der Beobachtung und die Treue der Darstellung sehen, dessen Interesse keineswegs ein nur vorübergehendes sein kann und dessen Werth um so größer ist, je mehr sich sein Verfasser als vorurtheilsfreier Beobachter zeigt. Dieser Umstand ist scheinbar geringfügig und einflußlos, aber eben nur scheinbar, und je weniger man daran gewöhnt ist, selbst vorurtheilsfrei Land und Leute auf Reisen zu beobachten, beide zu nehmen wie sie eben sind, desto schwerer fällt es einzusehen, wie wesentlich es ist daß Der welcher Fremdes schildert die farbigen Gläser der Vorurtheile zu Hause lasse und ohne sie beobachte. Châteaubriand und Lamartine haben, so große Meisterstücke ihre Itinéraires in poetischer Beziehung sein mögen, die untreuesten Reisebilder gezeichnet die man nur haben kann, und dies wird mit allen Dichtern der Fall sein welche Länder schildern, deren Glanz und poetischer Reiz nur in der Vergangenheit liegt. „Il ne faut pas chercher midi à quatorze heures" sagt das Sprüchwort, und wer seinen Sinn nicht zeitig genug versteht, der wird durch die Erfahrung gewitzigt und in denselben eingeweiht werden, wenn es zu spät ist. Wer in Asien europäisch-christliches Leben erwartet, sieht sich getäuscht, und wer in Dem was außer dem Bereiche dieser Culturstufe nur Unglück, nur Böses, nur Trauer sieht und sehen will, wer dem allgemein Menschlichen das Auge und Ohr verschließt, wer nur Denen die seines Glaubens sind Glück und Tugend zuerkennt, der beleidige doch lieber nicht sein reines Auge durch den Anblick jener Unglücklichen und Tugendlosen und zeichne sie uns dann nicht mit jenen traurigen Farben, in denen sie sein getrübter Blick gesehen hat.

Hr. von Schönberg hat Land und Leute genommen wie sie sind, er mißt sie nicht nach einem Maßstabe der auf ihre Verhältnisse nicht paßt, sondern er schildert sie uns wie er sie wirklich fand, wie sich ihr Leben ihm darstellte, ohne dessen Gebrechen zu verhüllen, aber auch ohne dessen Lichtseiten zu verkennen; mag dann auch die europäische Eitelkeit durch herbe Sarkasmen mitunter verletzt werden, so halten sich ja Gewinn und Verlust die Wage, denn was der Stolz auf unsere Tugend an Terrain verliert, das gewinnt das tugendhafte über der Nichteuropäer Unglück trauernde Herz an Trost, wenn es erfährt daß dort oft dieselben erhabenen Züge edelster Liebe, festester Treue, frömmster Tugend zu finden sind, die wir nur bei uns für möglich halten. Wie hart auch folgende Worte unsers Reisenden klingen mögen, welche er der Erzählung eines rührenden Zugs kindlicher aufopfernder Liebe einer Griechin (II, 105) folgen läßt, so kann man doch schwer verkennen wie wahr es ist wenn er sagt:

> Um der Menschheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erkläre ich daß Erscheinungen wie diese hier nicht vereinzelt in meiner Erinnerung stehen, indem ich oft Gelegenheit hatte zu ähnlichen Begegnungen, in denen moralische Tugenden, Aufopferung, Hingebung, Pflichterfüllung glänzten; doch übergehe ich diese Vorkommnisse; denn spräche ich von denselben, wo die Schwarzen Südafrikas die handelnden Personen, so sähe der Europäer hier nur Instinct, und wären es Inder, Hindu, Mohammedaner, Gebirgsvölker des Himalaya, so sähe man

die Erscheinung nur als Folge sklavischen Sinns, tyrannischer Erziehung an und in dem Europäer, der Anderes hineinlegt, der solche Tugenden außerhalb Europa, ohne Christenthum sieht, nur den exaltirten Narren.

Der größte Theil des „Patmakhanda" beschäftigt sich mit Indien. Den ersten Eindruck den dies Wunderland auf den Europäer macht beschreibt Hr. von Schönberg als einen überwältigenden.

Man ist erfüllt von all dem Wilden, Großen, Wunderbaren, an die Urzeit Grenzenden daß man vor dem Verlangen und der Erwartung zu sehen sozusagen keine Augen hat zu sehen.

Die fremde Sprache, die fremde Nationalität, die von der unsern so völlig verschiedene Art zu leben, die Pracht der Natur, alles Dies zusammengenommen betäubt den Ankömmling so vollständig daß er erst Zeit gewinnen muß um sich selbst wiederzufinden und sich dann allmälig an seine Umgebungen zu gewöhnen und in ihnen heimisch zu werden. Das einzige Mittel hierzu ist immer die Erlernung der Sprache, ohne welche kaum ein Verständniß der fremden Erscheinungen gedacht werden kann. Hr. von Schönberg ist ein zu gewandter Reisender als daß er dies nicht selbst aus Erfahrung gewußt hätte. Sein erstes Bemühen in Indien war daher hierauf gerichtet und allem Anschein nach war es trotz aller Schwierigkeiten keineswegs erfolglos.

Er führt den Leser zunächst an die Ufer des heiligen Ganges, nach Benares, dessen Ghats er ausführlich beschreibt. Es sind dies die zu dem gesetzmäßigen Baden bestimmten Plätze, deren reichverzierte Stufen den ganzen Tag von frommen Pilgern und Pilgerinnen erfüllt sind, die oft aus der entlegensten Ferne hierher eilen, um in den Fluten des geweihten Flusses sich zu reinigen oder in ihnen der Gottheit ihr höchstes Gut, sich selbst, ihr Leben zu opfern.

Zwei irdene Töpfe an sich festgebunden geht der lebensmüde Pilger in den Fluß, bis er die Tiefe erreicht wo er nicht mehr fußen kann; die Töpfe sind leer und halten ihn so oberhalb des Wassers, er rudert sich noch eine Strecke weiter in den Strom, die Töpfe hier mit Wasser füllend, bis er sinkt — sein Ziel ist errungen, des Lebens Sorge und Mühen, sie sind vorüber, sein Opfer ward erfüllt!

In den mannichfachsten Gestalten zeigt sich hier das bunte Leben der verschiedenen Glaubensrichtungen und Nationalitäten, welche ein gleicher Zug der Sehnsucht hier zusammenführt, wie an allen Stätten einer großen Vergangenheit, wohin die Gläubigen pilgern, um dort der Erinnerung an dieselbe zu leben. Ueber Benares berichtet uns unser Reisender weiter Nichts; er scheint es bald verlassen zu haben und ist dann den Ganges aufwärts gereist in der Richtung nach Delhi. Vom Himalaja, zu welchem er von hier aus wanderte, erhalten wir mehre recht frisch gehaltene Bilder, nach denen man sich eine deutliche Vorstellung von der fremdartigen Pracht dieses merkwürdigen Gebirgs machen kann. Hr. von Schönberg hat es nach allen Richtungen hin durchwandert und schildert das Leben der hier wohnenden Völker in seinen verschiedensten Erscheinungen. Wer sich für die Zustände indischer Cultur interessirt, wird hier das reichste Material finden, dessen Mittheilung in mehr als 80 Abschnitte zerfällt, von denen ich vorzüglich auf folgende aufmerksam mache: „Gebirgsbevölkerung", „Elend der ärmern Volksclassen", „Die Bewohner eines Gebirgsdorfs", „Künste der Fakirs", „Das Heirathen in Indien", „Fechter in Lucknow", „Alle Mittel recht um Geld zu verdienen", „Der Hinduknabe bei der Leiche seines Vaters", „Bogenschießen der Sikhs". Manchen unserer Leser dürfte es vielleicht interessant sein etwas über die Theebereitung in Kaschmir und dem chinesischen Hochlande zu erfahren, über welche unser Reisender Folgendes mittheilt:

In Kaschmir findet man den Thee in zwei verschiedenen Manieren bereitet: süßen Thee und salzigen Thee. Ersterer wird einfach gekocht wie der Thee in Europa, nur daß Zimmt, am liebsten Zimmtblüte und Zucker beim Kochen beigesetzt werden, ohne Milch; dagegen fügt man gern sehr wenig Soda, hier Bussa genannt, dem Thee bei, indem derselbe sich dadurch schneller löst und mehr Farbe erhält. Dieser Art Thee bedient man sich meist weniger bei den Mahlzeiten, wo man mehr von dem gesalzenen Thee Gebrauch macht. Dieser gesalzene Thee wird auf ähnliche Weise bereitet, aber ohne Zimmt und Zucker, dagegen mit Beisatz von Kochsalz und Milch, mit welcher er am Feuer gemischt wird. Vollkommen abweichend von der in Kaschmir und den angrenzenden Ländern gebräuchlichen Manier der Theebereitung ist die in den mehr südlich gelegenen chinesischen Grenzgebieten übliche, welche von diesen als die durch die chinesische Tatarei verbreitete bessere Methode angesehen wird. Das in dieser Weise erzeugte Getränk fand ich ganz vortrefflich, und umsoweniger verabsäume ich das Verfahren in allen seinen Einzelheiten wiederzugeben. Auf zwei große Tassen wird ein reichlicher Eßlöffel voll Thee genommen und dieser am Abend in das Wasser gethan, wenn man am Morgen oder am Mittag des nächsten Tages Thee zu trinken Willens ist. Soll der Thee nun bereitet werden, so hat man 10—16 Mandeln, die am Abend gleichfalls in eine halbe Tasse Wasser gelegt wurden, zu schälen; das Wasser aber, worin dieselben über Nacht gelegen, wird bei dem Reiben und Stampfen der Mandeln mit andern Specereien, nämlich einem halben Löffel Zimmt, einem halben Theelöffel Cardamum, einer halben Kugel Betel, verwendet. Diese drei Gewürze werden mit den Mandeln zusammen gestoßen und hierauf eine Tasse Milch beigesetzt, die vorher auf zwei bis drei Viertel eingekocht wurde, der Thee aber an das Feuer gesetzt und ein kleines Stückchen Soda beigethan und so 5—10 Minuten gekocht, darauf die Theeblätter herausgethan und dieses Theewasser mit der Milch und den Gewürzen gemischt. Hierauf wird der Thee abermals an das Feuer gebracht und, nachdem er nochmals aufgewallt und je nach Wunsche mit dem nöthigen Zucker versüßt wurde, wird ein halbes Viertel frische Butter beigesetzt und mittels eines Quirls gut gemischt, wozu man sich hier eines weiten Bambutriebes bedient, in welchen man den Thee hineingießt, die Butter dazu thut und nun mit einem Holze, nach Art der Stempel des Butterfasses in den Bambu, der das Faß gleichsam vorstellt, passend, den Thee mit der Butter tüchtig mischt. Nachdem dies geschehen, wird das Gemisch nochmals an das Feuer gesetzt, doch bevor es kocht hinweggenommen und getrunken.

Von gleich großem Interesse sind Hrn. von Schönberg's Mittheilungen über die industriellen Verhältnisse Indiens, welche in dem „Patmakhanda" zerstreut sind. Wir finden hier unter Anderm genauere Nachrichten über die berühmten Kaschmirshawls (S. 382), über die billigen Silberarbeiten (II, 98), über die Säbel von Guzerat, die wegen ihrer Schönheit wie wegen ihrer

Dauerhaftigkeit sehr gesucht sind. Hr. von Schönberg erzählt (S. 318):

Man theilte mir mit, wenn ein reicher Landbesitzer einen Säbel machen lasse, so kaufe er sich zu diesem Zwecke drei Man (circa 240 Pfund englisch) gutes Eisen, und dieses werde so lange durchgearbeitet durch Treiben und Glühen, bis nur noch so viel Eisen von der ganzen Masse übrig als nöthig, um eine Klinge daraus zu schmieden. Diese daraus gefertigte Klinge werde dann dadurch geprüft daß man einem jungen Büffel damit den Kopf auf einen Hieb abhaue. Ist die Klinge gut, so soll das Experiment jedesmal glücken.

Am reichhaltigsten sind unstreitig die eigentlichen Lebens- und Charakterbilder welche unser Reisender aus Indien mittheilt. Wir begegnen hier neben den traurigsten Erscheinungen eines irregeführten Glaubens, der die Witwen bis vor wenigen Jahren zur Selbstverbrennung verdammte, den erhabensten und edelsten Aeußerungen menschlichen Gefühls und menschlicher Würde, welche deutlich dafür sprechen daß selbst eine unleugbar tiefer stehende Religion diesen tiefen Keim nicht vollkommen zerstören kann. Die Hindu erweisen sich hier als ein mit den reichsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattetes Volk, das trotz mancher Flecke seiner sittlichen Zustände, wie „Mädchenraub" (S. 329), „Polyandrie", deren Wirkungen als für die Lage der Frau besonders günstig (S. 287 fg.) geschildert werden, „Mädchenhandel und Kinder an Zahlungsstatt" (S. 397) u. s. w., doch im Ganzen auf einer höhern Stufe sittlicher Bildung steht, denn jene Flecken haften zum großen Theil an der mohammedanischen Bevölkerung, welcher auch die vielverrufenen Tänzerinnen (II, 100 fg.) angehören, über deren Gewerbe übrigens unser Reisender Folgendes mittheilt:

Verschieden von den Tänzerinnen oder Dienerinnen der Tempel sind jene welche unter dem Namen von öffentlichen Tänzerinnen mehr gekannt sein dürften, deren Geschäft es ist, in den Privathäusern zu tanzen, einestheils zur Unterhaltung beitragend, anderntheils zum Luxus gehörend. Die Tänze beider Classen von Tänzerinnen sind sehr voneinander abweichend, denn wenn die der Tempeldienerinnen nur vor den Idolen aufgeführt werden oder bei Processionen und Festen, so ist es unverträglich mit ihrem Berufe, auf Verlangen in Privathäuser zu gehen und zu tanzen, so etwa wie es unverträglich mit der Sitte eines christlichen Landes ist, die Ceremonien des kirchlichen Ritus in das öffentliche Leben überzutragen. Diese Tänzerinnen sind sämmtlich Hindu und werden von den Tempeln erhalten, gekleidet u. s. w., gehören vornehmlich zu den Tempeln, nur für diese lebend. Die andere Classe von Tänzerinnen sind dagegen vorzugsweise Mohammedanerinnen, wie in den nördlichen Theilen Indiens namentlich, und Parias, d. h. von derjenigen Classe der Eingeborenen die den vier Kasten der Hindu nicht angehören; einzelne Hindumädchen findet man auch unter ihnen, ja an einzelnen Orten Indiens sind sie selbst vorzugsweise Hindu, doch im Allgemeinen wird jene Angabe als richtig befunden werden. Die Tänze dieser Tänzerinnen sind wie erwähnt sehr abweichend von den Tänzen jener und mehr poetischer Art, möchte ich sagen; es ist gleichsam das Theater, die Oper im Kleinen, an Sujets ausschließlich wol nur eine entzündete, empfundene, verzweifelnde, aufmunternde, beglückende Liebe vorführend und in Reimen mit Gesang und reger Mimik und Handlung vorgetragen, begleitet durch Musik, Darstellungen die wol kaum für Jemand irgend verletzender Art sein können; und wenn dies gleichwol so oft gefunden wird und namentlich in Europa die Ansicht mehr verbreitet ist daß mit diesen Tänzen eine hohe Frivolität vereinigt sei, so ist man nach meiner Ueberzeugung durchaus falsch berichtet, und möchte ich behaupten daß alle Die welche diese Dinge darin sahen leichtlich die brennende Kohle im eigenen Gemüthe trugen und so rings um sich nur Feuer sahen. Daß dies nicht in gleicher Weise von den Tänzen der Tempeldienerinnen zu sagen ist, gestehe ich zu; aber man verkenne nicht daß dies eben die Dienerinnen der Tempel sind und daß im Alterthume auch die Abendländer anders über das Anstößige und das Gefühl Verletzende dachten als wir, ihre Enkel, heutigen Tags, und daß jene Tänze, jene Ceremonien sich aus der alten Zeit des Sivadienstes herschreiben. Der Inder findet in diesem Dienste Nichts den Anstand, das Gefühl Verletzendes, und gleichwol steht er in dem Gefühle der Scham dem Europäer durchaus nicht nach, ja oft hörte ich die Inder sich höchlich verwundert aussprechen über den Mangel an Schamgefühl den sie an den Europäern zu bemerken glaubten: denn wiewol der Inder wenig Bekleidung trägt, so ist er doch weit besorgter, sich nicht dieser Hüllen entblößt zu zeigen als der Europäer, und vorzugsweise sind es, wie mir das Gespräch oft ergab, die Neuangekommenen, an denen ihnen dies so auffällig erscheint. Mit wenigen Worten will ich nur noch erwähnen, wie die Mädchen, die zu den öffentlichen Tänzerinnen gehören, zwar einestheils die Kinder von Tänzerinnen sind, meist aber sind sie angekauftes Gut, geraubt da oder dort im Innern des Landes, entfernt meist von dem Orte wo sie verkauft werden und von der die Tänzerinnen haltenden Person zu dem traurigen Berufszweige erzogen, als deren Eigenthum sie betrachtet und je nach geringern oder größern Reizen mit kostbarem, schönem Anzuge und Schmucke bekleidet werden. Mannichfaltig wie die Schicksale der Menschen überhaupt sind natürlich auch die dieser Mädchen, deren Loos es war Tänzerinnen zu werden, und das Schicksal, die Zukunft derselben, wenn auch verschieden, doch selten ein beneidenswerthes, glänzendes, ist oft trauriger noch als ihr anfänglicher Beruf.

Solche Zustände findet man freilich bei allen menschlichen Gesellschaften und zu allen Zeiten, und sie berechtigen darum noch nicht zu einem Schluß auf die Höhe oder Tiefe der sittlichen Bildung.

Wir haben Hrn. von Schönberg auf einem kleinern Theile seiner Wanderungen zu folgen gesucht und von dem weitern Versuche dies zu thun abstehen müssen, weil es nicht möglich ist den Lauf derselben nach den einzelnen Bildern zu erkennen; jedoch können wir das ersehen daß er längere Zeit in den Himalajagegenden sich aufgehalten und daselbst verschiedene Jagdpartien unternommen hat, deren Beschreibung für den Liebhaber um so größeres Interesse haben wird, je wilder und unzugänglicher die Thiere sind auf welche man dort jagt. Elefanten, Tiger und Bären sind natürlich die vorzüglichsten Gegenstände der Beutelust und die Kunst ihrer habhaft zu werden je nach dem Terrain so außerordentlich verschieden, daß der lernbegierige Leser sehr vielfache Nahrung seines Wissensdurstes und eine bedeutende Erweiterung seines Gesichtskreises in dieser Beziehung erwarten darf. Natürlicherweise findet sich hier zugleich eine Masse interessanter Züge und Bilder aus dem eigenthümlichen Volksleben, mit dem unser Reisender bei diesen Gelegenheiten in eine ebenso verschiedenartige Berührung kam als dies bei seinem Aufenthalt in indischen Städten mit dort wohnenden Europäern der Fall war. Er ist für die Letztern Nichts weniger als eingenommen und gibt oft traurige Schilderungen von

ihrem selbstsüchtigen, kalten Charakter, der den Ankömmling von den meisten seiner Lands- oder besser gesagt Welttheilsleute eher abschreckt. Daß unter solchen Umständen die Achtung der Nichteuropäer vor den Europäern nicht gerade zunehmen kann, ist leicht erklärlich; und wenn hierzu noch das Raffinirte europäischer Sittenverderbniß und Halbcultur kommt, so begreift es sich sehr leicht daß der Status quo der Verbreitung des Christenthums unter den Nichtchristen eher zurückgehen als steigen wird, solange das innigere Naturleben der Letztern in ihnen ein verhältnißmäßig sehr zartes Gefühl für edlere Sittlichkeit rege und wach erhält. Hr. von Schönberg verschweigt mit vollstem Rechte alle die vielfach interessanten Züge und Erscheinungen europäischen Hochmuths und Eigennutzes nicht, die sich ihm aufgedrängt haben, und ist fast geneigt die Wagschale zu Gunsten der Hindu sinken zu lassen, was leicht ungerecht erscheinen könnte, fielen einem dabei nicht tausend Parallelen gleicher Erscheinungen aus andern Reisebeschreibungen ein, deren Vergleich für das Urtheil über die Sittlichkeit der Europäer in der Zerstreuung Nichts weniger als günstig ist. Wir müssen hierbei auf das Reisewerk selbst verweisen, das gerade in dieser Beziehung außerordentlich reich an Stoff zu den verschiedenartigsten Betrachtungen ist und dadurch sich vor unendlich vielen andern Reisebeschreibungen auszeichnet daß sein Verfasser einen vollkommen klaren Blick für das wahrhaft Sittliche und Edle besitzt und sich nicht leicht durch irgendwelche Außenseite in der Beurtheilung derartiger Erscheinungen täuschen läßt. Daß Ausnahmen hiervon auch in Indien vorkommen, bedarf umsoweniger des weitern Beweises, als unser Reisender dieselben ausdrücklich erwähnt und unter diesen besonders den General Avitabelli in Lahore als einen der tüchtigsten und edelsten Charaktere rühmt. Wird auch dessen Edelmuth von den Engländern stark bezweifelt, die seine Grausamkeit während seines Gouvernements von Peschawer nicht mit schwachen Farben malen, so verliert doch dieser Zweifel an Kraft, je ernster man die Schwierigkeit der Umstände erwägt, unter denen er zu handeln hatte. Hr. von Schönberg entwirft ein außerordentlich günstiges Bild von diesem merkwürdigen Manne, mit dem er selbst in die vielfachste Berührung gekommen ist. Unter andern Beweisen seines energischen Muthes theilt er folgenden mit:

Eine dem Pendschab und namentlich Lahore und Amritser eigenthümliche Erscheinung sind die Khalsas, fanatische Krieger, mit ihren blauen hohen Turbanen und ihren eigenthümlichen Waffen, den Chakkers oder stählernen Kampfringen, einer Waffe altindischen Ursprungs, die in der Darstellung der ältesten Götterbilder vorkommt. Die Khalsas sind in ihrem Aeußern wilde Erscheinungen, welche namentlich sich bemühen diesen Eindruck möglichst zu erhöhen; ihre ganze Bewaffnung ist in diesem Sinne gewählt und die langen gewaltigen Schwerter die sie führen könnte man mit den Zweihänden der alten Ritterzeit vergleichen. Die Khalsas waren allgemein gefürchtet und genossen ein gewisses Vorrecht, Alles ungestraft zu unternehmen; sie belästigten nur zu oft Groß und Klein und selbst der Maharadja war vor ihnen nicht sicher; ja es ging so weit daß man vermied die Plätze wo sie sich aufhielten zu passiren. Des Generals Avitabelli Wohnung war nächst einem ihrer Hauptplätze gelegen und oft führte ihn sein Weg an ihnen vorüber, und hatte man ihm von Seiten der Khalsas nicht die Achtung gezollt die ihm andern Orts zutheil zu werden pflegte, so hatte er sich dieselbe bald zu verschaffen gewußt. Er fuhr gewöhnlich in einem offenen Wagen mit vier Maulthieren bespannt aus. Als er so eines Tags an den Khalsas vorüberfuhr, stieß ein Khalsa beleidigende Reden gegen ihn aus. Der General ließ anhalten und erklärte dem Khalsa, daß wenn er sich nicht eines Bessern befleißige, um zu beweisen daß seine Kehle etwas Anderes als der Aufenthaltsort von Schmuz sei, er ihm diese mit Schmuz füllen lassen werde. Des Khalsa Erwiderung waren neue Schimpfreden, worauf der General seinen Ardelys befahl den Khalsa zu ergreifen und nach seiner, des Generals, Wohnung zu bringen, daselbst aber ihm seiner Zusage gemäß die Kehle mittels einer Spritze mit Schmuz zu füllen. Der Befehl wurde sofort pünktlich vollzogen und der Khalsa mit seiner Mahlzeit entlassen. Das Verfahren des Generals war beispiellos, und keiner der Sirdars des Landes, ja selbst der Maharadja nicht, würde gewagt haben, so gegen die allgemein gefürchteten Khalsas aufzutreten. Die Khalsas aber wagten später nie wieder die Achtung gegen den General zu verabsäumen, wiewol meist kein Anderer ungestört vorüberkommt. Unzählige ähnliche Handlungen des Generals waren in Lahore in lebhafter Erinnerung. Er scheute keine Gefahr, war aber auch, nach meiner Ueberzeugung, der einzige Mann im Pendschab, der fähig gewesen wäre Ordnung und Zucht unter diesen wilden Sekten herzustellen und zu handhaben, ohne eine bedeutende anderweitige militairische Macht nöthig zu haben.

Als Gegenstück etwas friedlicherer Art folge hier noch folgende interessante Mittheilung unsers Reisenden, welche nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Generals Ventura, über einen indischen Fakir, der sich zu einem *vierzigtägigen Todesschlaf* anbot.

Es war in Amritser, als ein Hindostaner, ein Fakir, etwa 40 Jahre alt, bei Runjit-Singh im Derbar sich einfand und erklärte daß er sich auf Wunsch begraben lassen wolle und nach 40 Tagen bei Oeffnung des Grabes in das Leben zurückkehren werde. Runjit-Singh nahm den Vorschlag an und ließ zwischen seinem Gartenhause und dem Fort von Amritser auf einer freien Ebene ein Haus erbauen, mit nur einem Thore, das vorzüglich fest gebaut war. Der festgesetzte Tag erschien, der Fakir stellte sich ein und bat daß man ihn bei seinem Todesschlafe sowie bei seinem Erwachen von seinem Diener behandeln lassen möge, da dieser von ihm in der nöthigen Behandlungsweise unterrichtet worden sei. Die Gewährung dieser Bitte wurde ihm zugesagt. Der Fakir hatte eine Vorbereitung von 20 Tagen nöthig gehabt, um sich zu dem Todesschlafe fähig zu machen und während dieser Zeit hatte Runjit ihn stets beobachten lassen. Er hatte in diesen 20 Tagen nur Milch genossen und angeblich so viele Abführungsmittel zu sich genommen daß Nichts in seinen Eingeweiden zurückgeblieben sei. Als er im Derbar erschien, waren alle ersten Sirdars des Hofs zugegen. Der Fakir schritt zur Ausführung, indem alle Oeffnungen des Körpers an Ohren, Nase u. s. w. mit Wachs geschlossen wurden — von dem Munde wußte General Ventura sich Nichts zu erinnern — und begann darauf seinen Athem nach innen zu ziehen. Nachdem er dies mehr als ein mal wiederholt, fiel er um und lag nun mit geschlossenen Augen wie ein Todter da. Alle Symptome eines Verstorbenen zeigten sich an ihm, nur auf der Mitte des Kopfes war er brennend heiß anzufühlen und das Blut schien so heftig daselbst zu schlagen daß es der aufgelegten Hand gleichsam widerstand, und gleichwol war der übrige Kopf kalt.

Man legte den Fakir darauf in den Sarg, befestigte den Deckel darauf und brachte den Sarg in ein zu diesem Zwecke

in der Mitte des erwähnten Hauses bereitetes Grab. Auf den Sarg wurden Breter gelegt, das Grab mit Erde zugeschüttet, die Erde gleich gemacht und Weizen und Reis auf das Grab gesäet. Darauf wurde die Thüre des Hauses verschlossen mit zwei Schlössern, von welchen der eine Schlüssel dem Großschatzmeister, der andere dem General Ventura übergeben wurde. Von Zeit zu Zeit, d. h. von 8 zu 14 Tagen, wurde der Zustand des Grabes in Runjit's Gegenwart untersucht, der durchaus keine Annäherung an das Grab erlaubte, da er in Dingen wo er hintergangen zu werden fürchtete äußerst scharf und vorsichtig war. An dem Gebäude wie an dem Grabe zeigte sich nicht die geringste Veränderung, Alles war unberührt geblieben.

Der vierzigste Tag erschien, man öffnete das Grab und den Sarg und fand den Fakir ganz so wie er hineingelegt worden war, nur etwas gelber vielleicht. Der Diener begann nun seine Behandlung; er buk ein zwei Finger dickes Rutibrot nach der Landessitte und legte es dem Fakir brennend heiß auf den Scheitel des Kopfs, der noch dieselbe Wärme zeigte wie am Tage des Begrabens. Hierauf begann der Diener den Fakir zu reiben an allen Gliedern, darauf öffnete er die verstopft gewesenen Oeffnungen des Körpers. Der Fakir schlug die Augen auf, jedoch wie es schien ohne seiner Besinnung mächtig zu sein. Man bereitete nun ein heißes Bad; währenddem war der Fakir so weit wieder zur Besinnung gekommen daß er sich aufrichtete. Runjit verließ nun den Schauplatz der wunderbaren Begebenheit und am Abend erschien der Fakir im Derbar, vollkommen in demselben Ansehen wie er zuerst sich vorgestellt hatte. Die Mittheilung dieses Vorfalls war mir, außer von dem General Ventura, schon vorher im Pendschab von den verschiedensten und anscheinend glaubwürdigsten Personen gemacht worden. Alle diese sprachen von dieser Begebenheit als von einer Thatsache, und ihre Erzählungen stimmten bis auf wenige unbedeutende Abweichungen vollkommen überein.

Diese und eine andere Erzählung von dem berühmten, jetzt im Besitze der Krone von England befindlichen Diamanten Koh-i-nur, für welche Referent die Leser auf das Buch selbst verweist, sind fast die einzigen welche mehr der Vergangenheit als den selbst erlebten Dingen angehören. Dies ist unstreitig mit unter den großen Vorzügen des vorliegenden Werks anzuführen daß es fast nur **Neues** bietet und sich nicht auf lange, vielgelesene Städte- und Ländergeschichte einläßt, wie dies in so vielen neuern Erscheinungen der Reiseliteratur üblich ist, vor denen sich das „Patmakhanda" rühmlichst auszeichnet.

Die Lebens- und Charakterbilder aus Persien sind ungleich geringer an Zahl und Umfang als die aus Indien, indeß machen wir doch auf folgende besonders aufmerksam: „Blick auf Schiraz und seine Umgebungen", „Pferdehandel in Persien", „Intoleranz und Fanatismus", „Festlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen von Persien", „Besuch bei dem Schah", „Eine armenische Hochzeit", „Der Gouverneur von Schiraz und sein Freund", „Wilde Sinnlichkeit". Die an den Schluß des Werks gestellten Bilder schildern zumeist türkisches Leben und Treiben, sehr häufig mit einer gegen die russische Herrschaft am Kaukasus gerichteten Polemik, über welche man sich bei dem hierin vollkommen auf englischem Standpunkte stehenden Verfasser nicht sehr wundern kann. Leider fühlt man hier zu sehr die Partei durch als daß man diesen Berichten vollkommen Glauben schenken könnte.

Wir können am Schlusse unserer Anzeige den Wunsch nicht unterdrücken daß das Werk einen weiten Leserkreis finden möge, dem es sicher durch den großen und neuen Reichthum seines interessanten Inhalts die vollkommenste Befriedigung gewähren wird. 63.

Aesthetische Fragen von J. Frauenstädt. Dessau, Gebrüder Katz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Titel dieses Buchs ist nicht glücklich gewählt, denn er erweckt andere Erwartungen als das Buch selbst erfüllt. Man wird durch ihn zu der Hoffnung veranlaßt, solche Probleme die bisher von der Aesthetik noch gar nicht oder ungnügend gelöst sind einer neuen und gründlichen Untersuchung unterworfen zu sehen und auf die bisjetzt noch unerledigten Fragen eine wenn auch nicht endgültig befriedigende, doch mit neuen Aufschlüssen verbundene Antwort oder auch nur eine neue Fassung und Formulirung der Fragen selbst zu erhalten; statt dessen aber bietet uns das Buch nur ein aphoristisches Raisonnement über verschiedene in das Gebiet der Aesthetik fallende Gegenstände, auch über solche die durchaus nicht den Charakter besonders schwieriger Probleme tragen, und die Art und Weise der Behandlung ist eine solche daß keineswegs der in Rede stehende Gegenstand als eine zu neuer Erwägung auffodernde Frage scharf und bestimmt hingestellt und von klaren wissenschaftlichen Principien aus beleuchtet, sondern eben nur noch ein mal vom Standpunkte des wissenschaftlichen Dilettantismus aus betrachtet und besprochen wird.

Auch diejenigen Hoffnungen, welche das über die Entstehung des Buchs sich aussprechende Vorwort erweckt, werden nicht erfüllt, obschon es der Verfasser gerade um deswillen vorangeschickt hat, damit nicht der Leser einen unrichtigen Maßstab an die Schrift lege und nicht mit falschen Erwartungen an dieselbe gehe. Nach diesem nämlich hat der Verfasser die einzelnen Abhandlungen ursprünglich nur **für sich**, um einem innern Bedürfniß zu genügen, niedergeschrieben und erst hinterher, als er dieselben in eine vom Allgemeinen zum Besondern fortschreitende Reihenfolge gebracht hatte, gefunden „daß aus dem Ganzen eine Gesammtanschauung über das Wesen des Schönen und der Kunst hervorginge, die wol werth wäre veröffentlicht zu werden, damit sie auch andern Freunden der Aesthetik zugutekomme," und hierauf erst sich zur Publication entschlossen. Jedenfalls wird man also eine solche „Gesammtanschauung" in dem Buche zu finden hoffen, und zwar eine dem Verfasser eigenthümliche oder mindestens in eigenthümlicher Weise gewonnene und mit neuen Gründen unterstützte; aber leider ist auch eine solche nicht daraus zu entnehmen, wenigstens ist es dem Referenten nicht gelungen, sich aus den einzelnen Erörterungen ein einheitliches Bild Dessen was eigentlich der Verfasser will oder was der eigentliche Kern seiner Ansichten ist zu construiren.

Der Verfasser ist also selbst Schuld wenn sein Buch weniger befriedigt als es sonst vielleicht befriedigt hätte; denn sieht man von den Ansprüchen welche Titel und Vorwort anregen ab, so hat es jedenfalls das Gute daß in ihm eine Reihe wenn nicht neuer und principiell entwickelter, doch größtentheils gesunder und ansprechend vorgetragener Urtheile über ästhetische Gegenstände enthalten sind, die geeignet sind den Freunden des Schönen manche Aufklärung zu geben, sie mit ältern und neuern Ansichten über das Schöne bekanntzumachen, ihr eigenes Nachdenken anzuregen und sie vor manchen Irrthümern zu bewahren. Das Buch hat also weniger eine Bedeutung für die Wissenschaft als für Die welche sich ab und zu gern einmal von der Wissenschaft zu Gaste bitten lassen, die es lieber haben eine Gemse nach und nach in einzelnen Cotelettes zu verspeisen, als selbst danach die Höhen und Tiefen zu durchklettern, sie zu erle-

gen und zu zerlegen und für Schüssel und Teller zurechtzumachen. Doch ist es auch für diesen Zweck nicht ganz passend, einerseits weil es sich in formaler Hinsicht viel zu sehr der Ausdrucksweise und Terminologie der Schule bedient, andererseits rücksichtlich seines Inhalts nicht einfach, streng und überzeugend genug in seinem Ideengange ist. Will man aber die Resultate wissenschaftlicher Forschungen auch dem Gemeinbewußtsein zugänglich machen, so hat man gerade das umgekehrte Verfahren einzuschlagen: man muß sich soviel als möglich von der schulmäßigen Form losreißen, dagegen bei der Darlegung und Zergliederung des Inhalts womöglich noch strenger, noch regelrechter verfahren; das Gerippe desselben darf zwar nicht, wie in der Wissenschaft, geradezu bloßgelegt, sondern muß mit dem verschönenden Fleisch überkleidet werden; aber eben deshalb ist um so größere Sorgfalt nöthig, es in seiner innern Construction und seinem systematischen Zusammenhange unversehrt zu erhalten, weil, wenn es in seinem verhüllten Zustande auch noch verdreht und verschoben wird, eine Einsicht in die Gliederung des Organismus gar nicht zu erreichen ist.

Den Uebelstand einer hier und da zu schulmäßigen Terminologie milderte der Verfasser zum Theil dadurch, daß er es sich überall angelegensein läßt seine abstract ausgesprochenen Sätze durch concrete Beispiele zu erläutern; ja er thut in dieser Hinsicht eher zu viel als zu wenig, namentlich da wo das Beispiel mehr Bild als Beleg ist. Der zweite Fehler hingegen, das ist die allzu lockere, plan- und principlose Entwickelung des Inhalts, wird durch Nichts gutgemacht und thut der Brauchbarkeit seines Buchs auch für populaire Zwecke bedeutenden Eintrag. Am meisten tritt dieselbe da hervor, wo es sich um die Bestimmung der ästhetischen Grundbegriffe handelt, und wir wollen daher diese einmal einer etwas nähern Betrachtung unterwerfen.

Der Verfasser geht bei derselben, wie in populairen Darstellungen gewöhnlich ist, vom Begriff des Wohlgefallens aus. Jedes Wohlgefallen, sagt er, entspringe aus der Befriedigung eines innern Bedürfnisses, setze daher stets ein Begehren voraus, und nach den verschiedenen Arten des Begehrens seien daher auch die verschiedenen Arten des Wohlgefallens zu bestimmen. Es gebe aber nur zwei specifisch verschiedene Arten des Begehrens: ein eigennütziges und ein uneigennütziges. Dem Wohlgefallen am Angenehmen und Nützlichen liege das erstere, dem Wohlgefallen am Wahren, moralisch Guten und Schönen das letztere zugrunde. Das Wohlgefallen am Angenehmen gründe sich auf das Begehren daß unser Empfindungsvermögen (Sinnesnerven und Gemeingefühl) auf eine qualitativ und quantitativ angemessene Weise afficirt werde; der Gegenstand durch den es geschehe sei für die Empfindung ganz gleichgültig. Das Wohlgefallen am Nützlichen, dem „mittelbar Guten", wurzele in dem Begehren daß die Mittel dem Zwecke des Willens entsprechen; nicht die Sache an sich also sei es, die uns hier gefalle, sondern nur ihre dem Zweck entsprechende Wirkung. Dagegen das Wohlgefallen am moralisch Guten beruhe auf dem Begehren daß der Einzelwille sich aus uneigennützigem Antriebe das allgemeine Wohl zum Zweck setze und erfoderlichen Falls diesem das eigene persönliche Wohl aufopfere; hier sei es die Beschaffenheit des Willens an sich, die uns gefalle. In ähnlicher Weise liege dem Wohlgefallen am Wahren das Begehren zugrunde daß die subjective Erkenntniß dem objectiv zu Erkennenden entspreche. Auch hier gefalle uns die Beschaffenheit der Erkenntniß an sich, ganz unabhängig von ihrem Inhalt und dem etwa daraus entspringenden Vergnügen oder Nutzen. Und so endlich beruhe auch das Wohlgefallen am Schönen auf dem Begehren daß die einzelne, räumlich und zeitlich begrenzte Erscheinung das in ihr Erscheinende, d. i. die ewige Idee, den Urtypus ihrer Gattung, die forma substantialis (das Platonische Urbild) rein und ungetrübt zur Anschauung bringe; nicht also weil sie uns, unsern subjectiven Foderungen entspreche, gefalle sie uns, sondern weil sie sich selbst, d. h. ihrer eigenen Intention gemäß sei; sowie umgekehrt eine häßliche Erscheinung, z. B. die eines Buckeligen, nicht darum uns misfalle, weil sie uns zuwider sei, sondern darum uns zuwider sei, weil sie sich selbst, der eigenen Idee nicht entspreche.

Bis hierher ist die Darstellung wenigstens scheinbar eine klare, sofern sie sich von einem Grundbegriff aus entwickelt und nach verschiedenen Seiten hin gliedert; jedoch verdankt sie diesen Schein der Klarheit mehr der sprachlichen Fassung als dem eigentlichen Gedankeninhalt. Der Grundbegriff von welchem der Verfasser ausgeht ist der des Wohlgefallens, von diesem leitet er nicht nur die Begriffe des Angenehmen, Nützlichen und Schönen, sondern auch die des Guten und Wahren ab, er macht also alle die in diesen Begriffen ruhenden Eigenschaften zu Arten des Wohlgefälligen, und zwar indem er die Gründe für die zwischen den Arten bestehenden Unterschiede nicht aus der objectiven Beschaffenheit Desjenigen was Wohlgefallen erweckt, sondern aus der eigenthümlichen Art und Weise des subjectiven Begehrens ableitet, welches durch das Wohlgefällige befriedigt wird. Seiner ganzen Eintheilung liegt also nur ein subjectives Princip zugrunde, es wird die Entscheidung der Frage, ob etwas angenehm oder nützlich, wahr, gut oder schön sei, einzig und allein von dem besondern Begehren des damit in Beziehung tretenden Subjects abhängig gemacht, es soll also z. B. das Eine nützlich, das Andere wahr sein nicht deshalb, weil das Eine so, das Andere so beschaffen ist, sondern weil durch das Eine dieses, durch das Andere jenes Begehren befriedigt wird. Es leuchtet sofort ein daß diese Annahme mindestens eine höchst einseitige ist, denn selbst wenn alle diese Eigenschaften durch die Art des subjectiven Begehrens mit bedingt wären, müßte doch nothwendig auch in den Eigenschaften selbst ein Grund ihrer Unterschiede liegen, weil verschiedene Wirkungen nur aus verschiedenen Ursachen hervorgehen; die Hervorhebung dieser in den Eigenschaften selbst liegenden Unterschiede war aber weit wichtiger als die auf welche sich der Verfasser beschränkt hat, denn die Wirkungen lassen sich weit leichter aus den Ursachen als die Ursachen aus den Wirkungen folgern. Aber die Deduction des Verfassers ist nicht blos eine einseitige, sondern theilweise geradezu falsche. Das Wohlgefällige kann wol als Gattungsbegriff für das Angenehme und Schöne, auch wol für das Nützliche, keineswegs aber auch für das Gute und Wahre angenommen werden. Allerdings liegt im Wahren und Guten auch die Möglichkeit Wohlgefallen zu erwecken, aber eben nur die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit. Das Erwecken des Wohlgefallens ist also durchaus kein wesentliches, sondern nur ein zufälliges Moment des Wahren und Guten; es bleibt etwas ganz ebenso wahr und gut, gleichviel ob es Wohlgefallen erweckt oder nicht; und wie oft begegnet es nicht wirklich dem Wahren wie dem Guten daß sie statt des Wohlgefallens sogar Misfallen erwecken. Ganz anders allerdings ist dies beim Schönen. Dieses beruht zwar auch auf einem Complex objectiver Qualitäten, aber es wird doch erst in und mit dem Wohlgefallen des Subjects fertig; bei ihm also ist das Gefallenerwecken wirklich ein wesentliches, nothwendiges Zubehör und es kann daher auch wol der Begriff des Wohlgefälligen als der Gattungsbegriff des Schönen gefaßt werden, insbesondere dann wenn man es vom Angenehmen, Nützlichen oder dergl. unterscheiden will. Der Verfasser hat sich also durch den Umstand daß das Schöne einerseits in die Sphäre des Wohlgefälligen fällt, andererseits aber auch mit dem Wahren und Guten in einer und derselben Sphäre liegt, verleiten lassen jene Sphäre mit dieser Sphäre, obwol sie nur theilweise und zufällig zusammenfallen, zu confundiren. Er ist also von vornherein in einen logischen Irrthum gefallen und er würde diesen wahrscheinlich selbst sogleich erkannt haben, wenn er sich die Aufgabe gestellt hätte die Begriffe, statt sie blos durch Ableitung und Description zu gewinnen, in die Form einer strengen Definition zu bringen, z. B. wenn er gesagt hätte: „Wahr ist Dasjenige was gefällt, weil es u. s. w.", denn hierbei würde ihm sogleich zum Bewußtsein gekommen sein daß das Wahre, um wahr zu sein, gar nicht zu gefallen braucht, und daß daher für dasselbe nothwendig ein anderer Prädicats- oder Gattungs-

begriff gewählt werden muß. Wenn also der Irrthum des Verfassers nicht sogleich in die Augen springt, so hat er dies nicht dem Gedankeninhalt, sondern der sprachlichen Einkleidung zu verdanken, welche unter einer dem Auge ganz wohlgefälligen Draperie die Gebrechen der innern Construction nicht erkennen läßt.

Haben wir bisher am Verfasser getadelt daß er das Wahre und Gute, um es mit dem Schönen, Angenehmen und Nützlichen unter einen Gesammtbegriff zu bringen, zu subjectiv gefaßt hat, so können wir es umgekehrt ebenso wenig gut heißen, wenn er das Schöne, um es mit dem Wahren und Guten, dem blos Angenehmen und Nützlichen gegenüber, unter einem engern Gattungsbegriff zu subsummiren, im Folgenden zu objectiv faßt und ausdrücklich behauptet, wir fänden am Schönen nicht um deswillen Gefallen, weil es uns und unsern subjectiven Foderungen entspreche, sondern weil es sich selbst, d. h. seiner eigenen Intention, dem Urtypus seiner Gattung gemäß sei. Allerdings ist diese Definition des Schönen seit Hegel die fast allein gültige geworden, aber in der Regel findet sich dieselbe in dieser Objectivität nur an der Spitze der Systeme, hinterher aber, wenn man vom Allgemeinen zum Besondern schreitet, sieht man sich allgemach genöthigt auch dem subjectiven Moment seine Bedeutung einzuräumen und anzuerkennen daß das Schöne noch nicht wirklich als solches ins Leben tritt und fertig wird, wenn nicht das anschauende Subject eine Hingebung desselben zu ihm, dem Subject, erkennt. Kann man nun aber dieses subjective Moment bei der Erklärung des einzelnen Falls nicht entbehren, so muß man es auch von vornherein in die allgemeine Bestimmung aufnehmen, oder es wird diese als nicht stichhaltig angesehen werden müssen. Es kann nun scheinen als ob der Verfasser diesem subjectiven Momente schon dadurch sein Recht widerfahren lasse, daß er das Wohlgefallen am Schönen von einem Begehren des Subjects abhängig macht; dem ist aber nicht so, denn dadurch daß er dieses Begehren als ein schlechthin vom Subject, vom Ich abstrahirendes, ganz und gar dem Object zugewandtes bestimmt, hebt er eigentlich die Mitthätigkeit des Subjects bei dem Zustandekommen des Schönen gänzlich wieder auf, er macht das Subject zu einem reinpassiven Factor, der allenfalls auch ganz unerwähnt bleiben könnte. Auch macht der Verfasser selbst die wesentliche Bedeutung dieses subjectiven Moments nicht geltend, im Gegentheil er bestreitet dasselbe entschieden und bringt nicht wenig Beispiele dafür, durch welche er zu beweisen sucht daß das Schöne Gegenstand einer völlig „individualitäts- und willenlosen Anschauung" sei. So sagt er unter Anderm, wenn „Nutzen und Vergnügen der Bestimmungsgrund unsers Wohlgefallens am Schönen wäre, so müßten wir eine gebratene Taube in der Schüssel schöner finden als eine frei herumfliegende und einen gebratenen Apfel schöner als einen am Baum hängenden; eine uns untreu gewordene Schöne müßte sich plötzlich in eine häßliche und eine uns viel Liebes und Gutes erweisende Häßliche plötzlich in eine Schöne verwandeln. Weiterhin spricht er geradezu aus, bei der Betrachtung des Schönen dürfe sich nichts Reizendes, d. h. nichts den individuellen Willen, Begierden und Gelüste Erweckendes, einmischen. Denn wo der Wille erwache und anfange unruhig zu werden, da sei es alsbald mit der Seligkeit und Ruhe des ästhetischen Genusses aus. Eine Schöne lieben und ästhetisch anschauen sei daher ein sehr verschiedenes Verhalten. Die Liebe mache begehrlich und unruhig, die ästhetische Contemplation hingegen wirke beruhigend.

Hiergegen ist gar viel zu erinnern. Ein mal verwechselt der Verfasser die Subjectivität der Anschauung mit der niedern Sinnlichkeit oder gemeinem Eigennutz. Ein Verlangen kann aber im höchsten Grade subjectiv sein, ohne daß es sich darum auf die eine oder die andere Weise zu erniedrigen brauchte. Ich kann verlangen daß sich ein Gegenstand mir ganz hingebe, mir sein ganzes Sein und Wesen opfere, ohne daß ich gerade das niedrig-sinnliche Gelüst zu hegen brauche, ihn zu verspeisen. Der Genuß des Auges und Ohres ist zwar nicht so zerstörend, sonst aber ebenso gut subjectiv wie der der Zunge und des Gaumens, denn das Schöne was ich nicht selbst sehe und höre existirt als solches auch nicht für mich, und was mein Auge und Ohr beleidigt kann ich auch nicht schön finden. Ebenso ist es mit dem innern Sinn, der innern Anschauung; auch diese ist dem Schönen gegenüber rein subjectiv, d. h. mein innerer Schönheitssinn vermag Nichts schön zu finden, was ihm durch diejenigen Eigenschaften auf welchen die Schönheit oder Unschönheit beruht widerwärtig ist. Daraus daß ich eine mir treulos gewordene Schöne noch schön finde, folgt nicht daß ich bei ihrer Anschauung ganz von meinem Ich abstrahire, auf allen subjectiven Genuß verzichte, sondern vielmehr daß mein Auge trotz ihrer Treulosigkeit doch noch einen Genuß an ihrem Aussehen findet. Uebrigens ist ein solches Schönfinden schon kein wahres und volles mehr; nicht das Ganze gilt mir noch als schön, sondern nur irgend ein Theil, irgend ein Zubehör desselben, d. h. Dasjenige wodurch meine Subjectivität nicht mit beleidigt ist. Sobald ich die mir widerwärtige Treulosigkeit der Schönen auch in ihren Mienen wiederfände, würde ich diese nicht mehr für schön halten können. Man könnte einwenden, auf unser Urtheil komme dabei Nichts an: die Schöne bleibe darum doch schön, gleichviel ob ich oder irgend Jemand sie schön finde. Das aber ist es eben was ich bestreite. Sie behält zwar alle einzelnen Eigenschaften, um derentwillen sie schön genannt wird; aber solange Niemand da ist der diese verschiedenen Eigenschaften im Anschauen und Genuß derselben zu einer Einheit und Totalität zusammenfaßt, ist sie noch nicht schön, sondern eben nur ein weibliches Wesen von der und der Größe, der und der Gestalt, der und der Farbe u. s. w. Und so wird überhaupt ein Object zum Schönen erst dadurch daß es zu einem genießenden Subject in lebendige Wechselbeziehung tritt und sich demselben dergestalt hingibt daß sich dasselbe aus der Anschauung eines bloßen Einzeldings zur Idee des Vollkommenen und Allumfassenden erhoben fühlt. Erst durch diese Hingebung an das Subject bewirkt das Object daß sich das Subject auch ihm ganz hingibt, und nur in diesem Momente gegenseitiger Ergänzung und Erhebung ist eigentlich das Schöne wirklich als Schönes vorhanden. Das Schönheitsgefühl ist also in der That eine Liebe, freilich keine solche wie sie sich der Verfasser denkt, nicht begehrlich und unruhig, sondern eine solche die Schiller im Sinne hat, wenn er sagt:

> Recht gesagt, Schlosser! Man liebt was man hat, und begehrt was man nicht hat!
> Denn nur das reiche Gemüth liebt; nur das arme begehrt!

also eine Empfindung die sich nicht blos in „ruhiger Contemplation", sondern auch in höchster Ekstase, in aufjubelnder Lust und in herzerschütterndem Pathos äußern kann. Wenn man freilich das Schöne nur in der Uebereinstimmung der Erscheinung mit ihrem Urbilde, d. i. ihrem Gattungsbilde erblickt, gelangt man eigentlich gar nicht bis zum Gefühl, sondern nur bis zur Erkenntniß des Schönen, und nicht einmal zu einer befriedigenden, denn einerseits macht sie es uns nicht möglich aus ihrem Begriff des Schönen heraus auch das im Komischen und Tragischen liegende Schöne zu begreifen, andererseits zwingt sie uns auch Kröten, Spinnen und anderes Ungeziefer, wenn sie nur dem Kröten- und Spinnentypus gehörig entsprechen, für schön zu erklären.

Noch weit augenfälliger zeigt sich der Mangel an principieller Entwickelung im vierten Abschnitt, wo er „zwei dem Schönen verwandte Begriffe", nämlich den des Natürlichen und den des Vollkommenen bespricht. Auf diese kommt er rein gelegentlich, und auch innerhalb der Erörterung selbst stellt sich das wissenschaftliche Verhältniß beider zum Schönen durchaus nicht klar heraus. Einzeln betrachtet kommen hier viel richtige Ansichten über das Schöne vor; aber sie schweben in der Luft, hängen nicht mit dem Vorhergehenden streng und nothwendig zusammen, ja stehen mit ihm zum Theil sogar im Widerspruch. Die Erklärung dieses Uebelstandes ist sehr einfach. Ein Theil des hier Erörterten hätte zur Basis des Ganzen gemacht wer-

den müssen, statt daß es hier auf ein Fundament gesetzt ist, welches nicht die Kraft besitzt es zu tragen. Bei diesen Fehlern in der Grundlegung darf man natürlich von der Haltbarkeit der darauf gesetzten Etagen keine großen Erwartungen hegen, und wirklich tragen alle folgenden Abschnitte noch weit mehr als die hier besprochenen den Charakter eines von Kenntniß und Geschmack zeugenden, aber sonst willkürlichen und planlosen Raisonnements. Die weitern Belege für diese Behauptung muß ich hier schuldig bleiben, aber es bedarf deren auch nicht. Ein flüchtiger Blick in das Buch wird Jeden der von wirklich wissenschaftlicher Behandlung ästhetischer Fragen einen Begriff hat von der Wahrheit des hier Gesagten überzeugen. 58.

Zur Märchenliteratur.

Seit Grimm's „Kinder- und Hausmärchen" ist für die Sammlung dieses im Volke weit umher zerstreuten Schatzes die lebhafteste Betheiligung erweckt worden. Früher fand ein Volksmärchen wol einmal eine verlorene Stelle in dem Buche eines Schriftgelehrten, als schäme man sich eigentlich dergleichen Allotrien seinem Publicum vorzuführen, und nur solche Schriftsteller die zugleich als Poeten gelten wollten waren weniger schwierig, denn sie hatten ja Rückhalt an den pariser Salonmärchen. Diese wurden natürlich sogleich übersetzt und haben ihre Stelle in der „Blauen Bibliothek" gefunden, und nach dem Muster derselben wurden dann auch auf eigene Hand Märchen erfunden, in denen es wunderbar genug hergeht. Das einzige Natürliche ist daß sie nicht Wurzel schlagen wollten und nun schon lange liebe Jahre verdorrt sind. Wenden wir uns zu den im Volke frisch fortblühenden Märchen! Zwei neue Sammlungen liegen vor uns, bei denen sie Führer sein können.

1. Volksmärchen aus Böhmen. Von J. Milenowsky. Mit sieben Holzschnitten nach Zeichnungen von C. T. Reiffenstein. Breslau, Kern. 1853. 8. 27 Ngr.

Ja, Böhmen scheint so recht ein Märchenland zu sein. Schon Shakspeare muß es wunderbar erschienen sein, weil er es mit einem Meer umgürtet, und Libussa lebt mit ihren Amazonen sicher heute noch als Zauberin fort. Darum freute sich Referent ordentlich als er den oben angegebenen Titel sah, und erwartete in einem Vorworte sachkundige Fingerzeige, die uns für Manches nothwendig erst das rechte Verständniß eröffneten. Ein Vorwort ist nicht gegeben. Nun dann! Vielleicht ergibt sich Dasjenige was die Märchen eigens als böhmische charakterisirt aus den Märchen selbst schon allgemein verständlich. Auch das nicht! Böhmisch sind nur die vorkommenden Personennamen, alles Uebrige sammt diesen Namen kann ebenso gut in Kamtschatka von einem Schriftsteller componirt werden, denn auch nicht einmal im Tone der Volksmärchen sind die erzählten Aventuren gehalten. Es mag immerhin sein daß Einzelnes daraus wirklich im böhmischen Volke lebt, allein sämmtliche Compositionen sind Salonarbeit wie die weiland französischen Fabrikate. Bei dem Märchen von Jaromil haben Tieck's Elfen Gevatter gestanden; das Pathchen hat jedoch die ihm gar deutlich vorgehaltenen weisen Lehren in den Wind geschlagen und geberdet sich auf eigene Faust recht erbaulich sentimental. „Der Glücksvogel" reiht einiges Wenige aus dem Volksbuche „Fortunat" aneinander und meint gewiß recht ehrlich zu handeln daß er sich ebenfalls Fortunat nennt. Dem Märchen vom goldenen Spinnrade sollte billig eine besondere Erklärung beigegeben sein, darüber nämlich, was eigentlich unter „Spinnrad" zu verstehen ist. Bisjetzt ist gewiß Jedermann der Meinung zugethan, das Spinnrad sei jene im 16. Jahrhundert erfundene Maschine, wo ein durch den Fuß der Spinnerin in Schwung gesetztes Rad eine Rolle dreht, welche den von den Fingern der Spinnerin gebildeten Faden aufnimmt, und dieser Faden geht aus dem um den Rockenstock gewundenen Flachs hervor. Das Spinnrad des Verfassers muß jedoch ein anderes Ding sein. Die falsche Prinzessin nämlich kauft erstlich das goldene Spinnrad, um es sogleich zu benutzen; später kommt aber noch ein Rockstock dazu und zuletzt auch ein Rocken. Vielleicht ist diese Maschinencomposition außer jenen Namen das böhmische Schibboleth. Referent bedauert daß die bei diesem Buche erfahrene Täuschung ihn wol einiges Gute hat übersehen lassen; dennoch ist mit demselben für den Volksschatz der Märchenliteratur Nichts, höchstens nur für flüchtigen Zeitvertreib etwas gewonnen. Von den Holzschnitten läßt sich gar Nichts sagen.

Anders schon steht es mit dem folgenden Buche:

2. Kinder- und Volksmärchen. Gesammelt von Heinrich Pröhle. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1853. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Märchen sind größtentheils wirklich Eigenthum des Volks und auch im Tone desselben erzählt. Der Sammler will damit das erste norddeutsche Märchenbuch vorgelegt haben, und das ist insofern richtig, als ihm der Inhalt desselben meistentheils vom Oberharz zugekommen ist. Damit ist jedoch nur gesagt daß sie eben hier sich angesammelt hatten, wie das meistens mit der Einsamkeit der Wälder, der Bergthäler und auch der Haiden der Fall ist. Im Uebrigen tragen diese Märchen keinen exclusiven Charakter, der sie an irgend einen bestimmten Ort, eine besondere Landschaft bände, vielmehr können sie mit wenigen Ausnahmen ganz Deutschland, selbst dem allgemeinen Märchenkreise angehören, und das für fleißiges Studium zeugende Vorwort weist dieses auch in reichem Maße nach. Danach ist dann aber auch die Bezeichnung „norddeutsches Märchenbuch" lediglich auf die Thatsache zurückzuführen daß die Märchen nicht an der Donau gesammelt und dort irgendwo edirt sind. Uebrigens sind manche Gegenstände dieser Sammlung anderswo unterzubringen als unter den Märchen. Dahin gehören unter Anderm Nr. 32: „Königskind", welches einige Züge aus dem Volksbuche „Kaiser Octavian" zusammenstellt. Nr. 43: „Von einem Reisenden der die Weisheit Gottes ergründen wollte", ist eine Parabel, die nebenher bemerkt auch eine sehr gute poetische Bearbeitung erfahren hat, und diese ist auch insofern eine Merkwürdigkeit, als das ganze Gedicht so eigenthümlich verschlungen dargestellt ist daß der Anfang desselben erst nach längerm Suchen gefunden wird. Stoy's „Bilderakademie", 1785, gibt den Text und im Kupferstich eine Ansicht von den eigenthümlichen Verschlingungen des Gedichts. Nr. 42: „Die beiden Pflugeisen", ist Nichts weiter als ein Gleichniß, etwa von einem Lehrer erfunden, dem es um eine anschauliche Moral zu thun war. Auch an Nr. 44: „Der goldbehängte Rappe", wird ein Moralbedürftiger seine Hand gelegt haben. Von Nr. 57: „Der Lorberbaum auf der Haide", ebenfalls nicht als Märchen zu betrachten, ist ein Volkslied vorhanden, welches jedoch nur den echten deutschen Märchenbaum, nämlich den Birnbaum kennt und einen volksmäßig leichtfertigen Schluß hat. Nr. 59: „Bürgermeister Ochs", und Nr. 68: „Ein Windbeutel", sind Anekdoten oder auch Schwänke. Nr. 61: „Die Kaufmannsfrau als Obrist", ist eine verarbeitete und überflüssig verlängerte Novelle des „Decameron". Damit mag's genug sein, um nachzuweisen daß die Redaction ihren Vorrath wol strenger zu sondern hatte. Gleichwol ist das Gegebene immer schon als ein reicher Beitrag zu unserm Märchenschatze dankbar entgegenzunehmen, und da sich nun einmal die Literatur dieses Schatzes bemächtigt hat, so könnte dieselbe wol nachgerade zur Aufstellung einer systematischen Gruppirung schreiten, sodaß z. B. alle Märchen in denen der Teufel eine Rolle, meistens die des Geprellten spielt, die Thiermärchen, die Zauberer-, die Hexenmärchen u. s. w. zu bequemerer Uebersicht zusammengestellt würden. Die letztern führen uns noch zu einer schließlichen Bemerkung. Man hat nämlich schon seit manchen Jahren darauf hingearbeitet den Aberglauben im Volke auszurotten, und die Volksbücher, die Lieder, die Märchen haben bedeutende Nachstellungen über sich ergehen lassen müssen. Nun kann nicht geleugnet werden daß der Aberglaube manches Unheil ange-

richtet hat und es daher immerhin Pflicht bleiben wird ihm entgegenzuwirken; dann aber sind es die Volksbücher, die Märchen nicht allein, die man zu verfolgen haben würde, diese sogar am wenigsten. Oder will man behaupten, sie hätten z. B. die Hexenprocesse ins Leben gerufen, mindestens ihnen Vorschub geleistet? Mit Fug und Recht wird das Keiner thun können. Die Kirche, die sonst Alles aufgreift was ihren Intentionen dienen kann, hat sich des reichen Stoffs der Volksmärchen nicht bemächtigen wollen; es konnte sich auch recht gut außer den beengenden Grenzen von Staat und Kirche selbständig behaupten, wie alle Poesie. Als es aber dem Aberglauben der Kirche und der Justiz einfiel daß ihrem Gott Brandopfer ein lieblicher Geruch seien, da mußten Tausende unglücklicher Frauen diesem Aberglauben zum Opfer fallen. Sie alle wären eines natürlichen Todes gestorben, aber der „Malleus maleficarum" und die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung wußten, obgleich nicht aus dem Volke hervorgegangen wie seine Märchen, schon dafür zu sorgen daß diese Frauen der übeln Nachrede und dem Scheiterhaufen verfielen. Wer da sagt, das seien abgethane Geschichten, der hat ganz Recht; er kann sich sogar darüber wundern dergleichen bei Gelegenheit der Anzeige eines Märchenbuchs zu lesen. Gleichwol mögen aber auch Diejenigen nicht Unrecht haben, die da sagen, es gebe zu allen Zeiten, also auch in der Gegenwart, eben da verderblichen Aberglauben wo man gegen solche Allotrien, wie sie im Volke leben und von ihm geliebt werden, mit dem Schwerte der Dialektik und wo sich es thun läßt auch mit andern Schwertern zu Felde zieht. Da ist es denn gut daß es noch Waldeinsamkeiten, Bergesschluchten und Haiden und darin Menschen gibt, deren Unbekanntschaft mit den unheimlichen Zauberstücken draußen sie zu den glücklichsten auf Erden macht. Wir Andern müssen verstohlen im Kämmerlein so ein Märchenbuch zur Hand nehmen, wenn wir für einige Stunden uns retten wollen von jenem Aberglauben, der sich anmaßt der Weg, die Wahrheit und das Leben zu sein, und darum ist auch die vorliegende Sammlung, obgleich sie noch Manches wünschen läßt, doch recht erwünscht gekommen. 36.

Das jüngste Werk über Maria Stuart.

Seit Mignet in seinem Werk über Maria Stuart das Richteramt übte und strenge Beweise ihrer Schuld vorbrachte, hat sich auch von entgegengesetztem Standpunkte eine Stimme für sie erhoben: „Lives of the queens of Scotland, by *Agnes Strickland*" (3ter Band: „Queen Mary"). Die Verfasserin in liebevollem Eifer suchte jeden Schauplatz selbst auf, prüfte jeden Actenschrank, sammelte jede Tradition welche Licht auf das Leben und den Charakter der schottischen Königin werfen konnte. Es sei uns vergönnt statt die liebenswürdigen Eigenschaften des Buchs zu preisen, es in einigen kleinen Auszügen für sich selbst reden zu lassen.

.... „Das Gemach im Palaste Linlithgow, wo Maria Stuart zuerst den Tag erblickte, ist auf der ältesten Seite des Gebäudes, auf der von Jakob III. errichteten. Ihre Geburt fand nicht in dem Schlafzimmer der Königin statt, wie allgemein angegeben, sondern in der königlichen Audienzstube, wo diejenigen der Prälaten und getreuen Peers gegenwärtig welche nicht um ihren sterbenden König zu Falkland waren; auch hatte man gleichfalls laut der örtlichen Sage von Linlithgow die angesehensten Bürger der Stadt sammt ihren Weibern als Zeugen zu diesem bang erharrten Ereignisse beschieden. Demnach war ein geräumiges Zimmer erfoderlich für die Aufnahme solcher großen Gesellschaft. Die gekrönte Distel über dem breiten Fenster das auf den viereckigen Hof sieht soll zum Gedächtnisse dieses Vorgangs daselbst angebracht worden sein. Dieses Gemach war nach französischer Mode mit buntfarbigen glasirten Ziegeln gepflastert. Einige derselben blieben noch zurück und schimmern, wo die Sonne darauf fällt, wie rohes Email; aber der Boden ist jetzt dicht belegt mit sammetnem Rasenteppiche, durchwebt von selbstgestickten frischen Wiesenblumen. Statt köstlicher Tapeten, welche bei Maria's Geburt diese Mauern umkleideten, wogt in schwermüthiger Pracht aus jedem Spalte langes Gras, gemischt mit Glockenblumen, Disteln und der wilden weißen Rose Schottlands. Weil das Dach und der Boden vom obern Stockwerke beide eingesunken sind, bildet das blaue Himmelsgewölbe allein den Baldachin. Zwei Fenster mit tiefen Nischen öffnen sich nach dem unter den Schloßterrassen wallenden schönen Miniatursee und beherrschen eine wundervolle Aussicht über anmuthige Matten und Wälder, mit der stattlichen Abteikirche St.-Michael zur Linken, dem Gegenüber der Stadt und den fernen Hochlandsgipfeln zur Rechten. Diese Fenster sind zu beiden Seiten mit Steinbänkchen versehen, die zu traulichem Zwiegespräch laden. Der Kamin ist breit und tief, von ausgehöhlten Steinpfeilern getragen. Unter all der Zerstörung welche jetzt auf dieser verödeten Stätte schottischen Königthums waltet machen sich doch überall Spuren merklich, nicht blos von dem zierlichen Geschmacke der Stuart'schen Regenten, sondern auch von häuslichem Behagen in Einrichtung der innern Stube und des Ankleidezimmers, welches die Reihe der Gemächer auf dieser Seite vom Linlithgowpalaste schließt....

.... Maria Stuart ist vorzugsweise Königin der Schotten, Königin nicht blos des Reichs, sondern des Volks, und mit all ihren Fehlern, wirklichen oder erfundenen, bleibt sie bis auf den heutigen Tag Gegenstand der Nationalbegeisterung in Schottland. Ihr Andenken wohnt in trümmervollen Palästen, wo jeder Bauer eifrig Sagen erzählt die sich an ihre Lebensgeschichte knüpfen. Nicht Ein Schloß des 16. Jahrhunderts das sich nicht einer schmucken, pomphaft als Queen Mary's Gemach bezeichneten Stube rühmte. Jede alte Familie besitzt ein Gemälde welches die Ehre eines Originalconterfeis der Königin Maria beansprucht. Flechten jeder Schattirung von Gold, blond oder kastanienbraun werden bewahrt und treulich als „wohlbeglaubigte Haare von ihr" vorgezeigt. Andere verschließen unter ihren theuersten Schätzen einen Handschuh, einen Fächer, eine hochbejahrte Uhr oder irgend eine andere der Königin Maria zugeschriebene Tändelei. Die bunte Verschiedenheit dieser Reliquien geht beinahe ins Unglaubliche. Die Spiegel und Cabinete der Königin Maria scheinen fast endlos; und was die alten, aus Eichen- oder Ebenholz geschnitzten Stühle betrifft, welche deren gegenwärtige Eigenthümer ihr zurechnen, so sind jene zahlreich genug um Stühle für alle ihre Nachkommen zu liefern, die, man darf es nicht vergessen, beinahe auf allen Thronen Europas sich befinden...."

Wir gehen jetzt auf Maria's Kindheit und Jugend über:

.... „In Folge des Verlustes der unglücklichen Schlacht von Pinkie, am 9. September 1547, verließ die junge Monarchin ihren königlichen Sitz zu Stirling und ward zur Sicherheit nach der Priorei der malerischen, durch ihre wunderschönen spanischen Kastanienbäume berühmten Insel Inchmahome im See Monteith gebracht. Maria ward von ihrer Mutter, ihrer Amme Janet Sinclair, ihren vier jungen Namensschwestern, Spiel- und Schulgefährtinnen und Ehrenfräulein begleitet: Mary Beton, Mary Seton, Mary Livingstone und Mary Fleming.... Friedlich und ausdauernd setzte das fünfjährige Kind mit ihren vier Marien das Studium fort, unter der Leitung des Priors John Erskine und ihrers Lehrers Alexander Scott, Pfarrers von Balmacellan. Französisch war ihre eigentliche Muttersprache, aber Maria wurde von ihren gelehrten Erziehern in der Geschichte, Geographie, im Lateinischen unterrichtet und in weiblichen Arbeiten, Teppichweben, Stickerei durch ihre Hofmeisterin Lady Fleming, die illegitime Tochter Jakob's IV. und Mutter einer ihrer Marien.

In dieser Periode erschien die Kleine in einer der Hochlandstracht ähnlichen Kleidung; ihr glänzendes, damals goldgelbes Haar war mit einer rosafarbenen Atlasschleife gebunden, und auf schwarzer Seide trug sie eine Tartanschärpe, von goldener Agraffe gehalten, auf welcher die vereinten Wappen Schottlands und Lothringens eingegraben. Die kleine Königin,

in diesem romantischen Gewande erfreute jedes Auge, wenn sie mit ihrem kindlichen Hofstaate fröhliche Spiele pflog am Seeufer. In ihrem Wesen lag ein Naturreiz der ihr alle Herzen gewann; ihre Hofmeister, Lehrer, Beamten und Damen und wer zufällig mit ihr in Berührung kam, von den Edelleuten und Bürgern bis zu den schlichten Fischern und biedern Bergbewohnern, beteten sie an. Glücklich für Maria Stuart, wenn sie kein weiteres Gebiet ererbt hätte als diese Feeninsel im Monteithsee!...."

Gegenüber einer andern Braut der französischen Krone — deren Hochzeitsschmuck in Notre-Dame man jüngst vielzüngig schildern hörte, einer Braut die von gleicher Insel stammend wie Maria Stuart, wie sie auf gleichen Thron jenseit des Kanals berufen, eine beinahe fatalistische Aehnlichkeit mit ihr in der Erscheinung darlegen, ja sogar die Königin gewissermaßen in der Art sich zu kleiden nachahmen soll — wollen wir uns nach dem von der Verfasserin citirten Chronisten vom Hôtel-de-Ville den Brautstaat der Gemahlin Franz' II. malen lassen, zu Gunsten einer Vergleichung mit der Toilette der Kaiserin Eugenie.

„Sie trug ein Kleid weißer als Lilien. Ihr königlicher Mantel mit Schleppe war von blaugrauem geschnittenem Sammet, reich gestickt mit weißer Seide und Perlen, erstaunlich lang, volle sechs Toisen, bedeckt mit Edelsteinen und getragen von jungen Damen, zweifelsohne den vier schottischen Marien. Die schottischen Stände hatten sich entschieden geweigert, ihre Kronjuwelen nach Frankreich bringen zu lassen, um ihre junge Herrin und deren Gatten bei der Trauungsfeier zu schmücken. Maria jedoch, ihren Rang als Herrscherin zu zeigen, trug bei dieser Gelegenheit eine stolzere Königskrone als je einer der frühern schottischen Regenten. Vermuthlich ward diese besonders für sie gefertigt, entweder auf Kosten des französischen Königs oder ihres reichen Oheims, des Cardinals von Lothringen; aus feinstem Golde, trefflich gearbeitet und mit Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden von unschätzbarem Werthe; in der Mitte ein Karfunkeltropfen, den man zu 500,000 Kronen anschlug. Um ihren Nacken hing ein unvergleichliches Juwel an Ketten von Brillanten, das nach aller Beschreibung kein anderes sein konnte als das in schottischen Berichten unter dem Volksnamen „the great Harry" (der große Heinrich) wohlbekannte. Dies war nicht einer von den Krondiamanten, sondern ihr persönliches Eigenthum, weil es von ihrem königlich englischen Großvater herkam, Heinrich VII., welcher es ihrer Großmutter, der Königin Margarete Tudor, schenkte."

Doch Lust und Leben schwinden rasch. „Maria ließ einen schönen Marmorpfeiler an der Stätte errichten, wo Franz' II. Herz in Orléans Kathedrale ruht, auch zum Gedächtniß ihrer Liebe und ihres Grams eine Medaille prägen, welche sinnbildlich für die Witwe und ihren beweinten Gemahl folgende einfache, aber hübsche Devise zeigte: eine Süßholzpflanze, deren Stiel bitter ist, die sich trauernd gegen ihre Wurzel neigt, mit dem Motto: «Die Erde birgt meine Süßigkeit.» Maria umgab sich mit düstern Symbolen der Sterblichkeit. Sie hatte für ihren eigenen Gebrauch eine Krystalluhr in Form eines Sargs fertigen lassen und eine andere in Gestalt eines Todtenbetts mit Helmzier, welche sie ihrem Lieblingsfräulein Mary Seton schenkte; die zweite von Silber mit merkwürdigen Emblemen und seltener Arbeit. Beide befinden sich, wundersam erhalten, in englischem Privatbesitze und gehen fortwährend gut. Der Name des Meisters ist Moyse von Blois."

Es scheint nicht allgemein bekannt daß Maria in gewerblicher Beziehung eine Wohlthäterin ihrer Unterthanen ward, deren Nachkommen zu Tausenden ihr Brot einer fürsorgenden Maßregel der jungen Königin verdanken.

„Auf ihrem Wege durch Lothringen hatte sie bemerkt wie nützlich sich Weiber und Kinder mit Flechten von Strohhüten beschäftigten, und eine Anzahl solcher Strohflechter vermocht, ihr nach Schottland zu folgen, um ihr Landvolk in dieser schlichten Kunst zu unterweisen. So ward die erste Strohhutmanufactur dort eingeführt unter dem Schutze einer 18jährigen Herrscherin, deren Name, obgleich von Verleumdung umwölkt, den industriellen Classen, von ihren Vätern her, über welche Maria Segen zu verbreiten suchte, theuer blieb. Das Unglück in welches sich die Königin verwickelt sah beraubte ihre kleine Colonie und ihre Mündel der Aufmunterung, deren sie sich sonst von ihrer Gönnerin erfreut hätten; dennoch rangen sie sich durch viel Ungemach hindurch und dauerten aus, bis der Sohn ihrer Beschützerin, James, der warmen Antheil für die Strohflechter seiner unglücklichen Mutter faßte, dieselben sammt ihrem nützlichen Handwerke nach Luton in Bedfordshire verpflanzte, nachdem er den englischen Thron bestiegen. Verschiedene Generationen gingen jedoch vorüber, bevor Maria's weise Absichten für die Beschäftigung von Weibern und Kindern in diesem Zweige sich gänzlich erfüllten durch die allgemeine Verbreitung britischer Strohhüte sowol in als außer dem Lande. Die von Maria's lothringischen Schützlingen gefertigten waren zweifelsohne von der malerischen Form, welche Rubens' Pinsel verewigte, in dem unter der volksthümlichen Bezeichnung «La Paliasse» bekannten Portrait seiner zweiten Gattin, Helena Forman."

Im Verfolge des Werks, soweit dasselbe bisjetzt gediehen, bringen wir schließlich die Schilderung von Maria's Ueberfahrt nach Frankreich, wobei wir zwischen der eleganten Feder von Miß Strickland heraus des alten Brantôme nie ohne Thränen zu lesendes Gemälde wiedererkennen.

„Als die Segel ausgespannt waren und die Galeere in See ging, flossen Maria's Thränen ohne Unterlaß. Beide Arme auf das Geländer des Schiffs stützend, richtete sie die Augen nach dem Ufer, welches sie verließ, mit sehnenden, schmerzlichen Blicken und rief bei jedem Ruderschlage weinend: «Lebe wohl, Frankreich! geliebtes Frankreich, lebe wohl!» Und so blieb sie die ersten fünf Stunden nach dem Einschiffen regungslos wie ein Marmorbild, taub für alle Versuche der Freunde, sie ihren traurigen Gedanken zu entreißen. Als die Dunkelheit kam, bat man sie in die Staatskajüte hinabzusteigen und ein Abendmahl zu genießen. Aber ihr Herz war zu voll von Leid als daß sie irgend Nahrung zu kosten vermochte. Dabei fühlte sie und äußerte sich wie ein Dichter. «Nun habe ich dich verloren, mein theueres Frankreich,» sprach sie, «denn diese neidische Finsterniß, gleich einem schwarzen Schleier verbirgt sie dich meinen Augen, die also ihres höchsten Sehnens beraubt sind. Lebe wohl denn, mein geliebtes Frankreich! Ich verliere deinen Anblick und soll dich niemals, niemals wiedersehen!» Sie machte die Bemerkung daß, verschieden von Dido, welche nach Aeneas' Scheiden fort und fort nach dem Meere starrte, ihre eigenen Blicke an dem Lande hingen, das ihr für immer dem Gesichte entschwand. Statt sich zur Ruhe in die ihr bereitete Kajüte im Hintertheile des Schiffs zu begeben, ließ sie auf dem Verdecke eine Abtheilung, ein bewegliches Gemach für sich einrichten und ihr Lager hinbreiten hinter diesem mit Vorhängen umzogenen Schirme. Ehe sie sich zurückzog, gebot sie dem Steuermann daß, im Falle Frankreich noch sichtbar, sobald Licht genug wäre um Gegenstände zu unterscheiden, er ihre Damen anweisen möge sie zu wecken, wenn auch noch so früh, damit sie noch ein mal dies theuere Land schauen möge.

Nach zwei vollen Tagen und Nächten, während denen alle Dinge beständig in undurchdringliches Dunkel gehüllt blieben, zerriß plötzlich die Nebeldecke, Sonntags Morgen bei Sonnenaufgang, und verrieth dem entsetzten Steuermanne und Schiffsvolke daß sie die Galeere zwischen die gefährlichsten Felsen und Sandbänke der schottischen Küste geführt hatten. Maria zeigte sich ruhig und besonnen im Augenblicke der Gefahr. «Ich fürchte den Tod nicht,» sagte sie, «noch wünschte ich zu leben, wenn es nicht zum Wohle Schottlands wäre.»"

22.

Ein Duell unter Mazarin.

Am 2. Juni 1642 heirathete Mademoiselle de Bourbon Heinrich II., Herzog von Longueville. Dieser stammte von dem berühmten Dunois ab; seine Mutter war Katharina von Gonzaga, Tochter Ludwig's von Nevers. Er war bereits ein mal mit Louise von Bourbon, Tochter des Grafen von Soissons, vermählt gewesen und hatte von dieser Marie von Orléans zur Tochter, welche 1650 mit 25 Jahren den Herzog von Nemours heirathete. Als der Herzog von Longueville zum zweiten mal heirathete, 1642, war er 47 Jahre alt. Ein Zeitgenosse nennt diese Heirath „ein grausames Geschick: er war alt, sie schön und jung wie ein Engel.“

Der Herzog von Longueville war ein galanter und tapferer Seigneur, der sich Richelieu anfänglich widersetzt, die Gefangenschaft seiner beiden Schwäger, der Prinzen von Condé, getheilt, dann aber sich unterworfen hatte. Er hatte zahlreiche Liebschaften gehabt, unter denen sein Verhältniß mit Jacqueline d'Illiers am bekanntesten war; sie hatte ihm auch ein Kind geboren. Nach seiner Versöhnung mit dem Hofe hatte er sich in die Herzogin von Montbazon verliebt und setzte dies Verhältniß auch nach seiner zweiten Vermählung fort, trotz der Unzufriedenheit und den Vorwürfen seiner Schwiegermutter, der Frau Prinzessin.

Frau von Longueville bei ihrer Sensibilität und ihrem Heroismus, der bewundern wollte, konnte einen solchen Mann nicht lieben. Gleichwol schützte sie die Milde ihres Geistes vor Verirrungen. Das Einzige was sie sich erlaubte war, daß sie auch im Hôtel de Longueville inmitten der Umgebung junger und anmuthiger Freundinnen, junger und glänzender Cavaliere lebte, an die sie sich im Hôtel Condé gewöhnt hatte. Von allen unter diesen letztern zeichnete sie nur einen aus, Moritz, Grafen von Coligny, den ältern Bruder Dandelot's, den Sohn des Marschalls von Chatillon, der für sie schon vor ihrer Verheirathung geseufzt hatte und auch vor einem Manne von 47 Jahren nicht zurückwich, zumal der letztgedachte Ehemann wenig eifersüchtig und in den Ketten einer Andern gefangen war.

Sonderbarerweise berichten uns die Zeitgenossen auch nicht das Mindeste über Coligny's Aeußeres und Charakter. Nur eine in der Nationalbibliothek in Paris befindliche Handschrift, die von einem gewissen de Maupassant, einem Cavalier im Gefolge des Prinzen Condé, herrührt, erzählt uns daß Coligny wohlgewachsen war, ohne gerade eine elegante Tournure zu haben, viel Geist und Ehrgeiz hatte und dabei (seltsam für einen Abkömmling der Chatillon und einen Freund Condé's) im Rufe geringen Muths stand.

Ob Frau von Longueville die Neigung Coligny's getheilt, darüber ist unter den Zeitgenossen großer Streit. Allein die sorgfältigsten Nachforschungen lassen es jetzt als unzweifelhaft annehmen daß dem nicht so war.

Zum Verständniß des nachfolgend erzählten „Duells unter Mazarin“, zu dem der Sage nach Frau von Longueville die Veranlassung gewesen wäre, muß ein kurzer Ueberblick über die Parteien gegeben werden.

Richelieu war am 2. December 1642 gestorben und nach seinem Tode erwachten die Plane seiner Feinde von neuem. Ludwig XIII. hielt sie durch Mazarin bis zu seinem bald erfolgenden Tode, 14. Mai 1643, in Schach; dann hinterließ er einen König von vier Jahren, die Regentschaft in den Händen einer Frau, die nördliche Grenze bedroht, die Factionen in unruhiger Bewegung, dafür aber auch den Herzog von Orléans mit dem Prinzen Condé im Regentschaftsrathe, Mazarin an der Spitze des Cabinets und den Herzog von Enghien an der Spitze der Armee.

Am 19. Mai, als Ludwig's XIII. Körper in St.-Denis beigesetzt ward, schlug der jugendliche Herzog von Enghien, Prinz von Condé, die Spanier total in Flandern in der berühmten Schlacht bei Rocroy. Das Hôtel de Condé war freudetrunken; gerade damals brauchte es um seinen Einfluß zu kräftigen eine solche That; es galt die eigenen Feinde zu demüthigen und Frau von Longueville zu rächen.

Gleich nach dem Tode Richelieu's bildeten dessen von ihm unterdrückte Feinde eine neue Partei, die auf die Königin Anna von Oestreich rechnete, weil auch sie von Richelieu so gelitten hatte. Allein ihre Ansprüche verletzten die Königin und der schöne und schlaue Cardinal Mazarin gewann bald allmächtigen Einfluß auf sie. Seine nächste Aufgabe war die „Importants“ zu vernichten, wie man die Unzufriedenen nannte wegen der Wichtigkeit die sie sich gaben. Sie übten noch ihren Einfluß aus, weil sie an ihrer Spitze die Häuser Vendôme und Lothringen hatten.

Das Haupt des Hauses Vendôme war damals der Herzog von Beaufort, der der Königin ehedem mit ritterlicher Treue gedient hatte, jetzt aber durch seine übertriebenen Anfoderungen die stolze Spanierin verletzte. Das Haus Lothringen ward durch den letzten Herzog von Guise repräsentirt, nachdem Karl von Lothringen 1640 und der Prinz von Joinville 1639 gestorben waren. Nach deren Tode machte ihr Erbe, der Herzog von Guise, Friede mit Richelieu, mußte aber, weil er mit dem Grafen von Soissons gegen ihn conspirirte, Frankreich verlassen. Als er Erzbischof von Rheims war, hatte er der schönen Anna von Gonzaga ein Heirathsversprechen schriftlich gegeben, wodurch er sie verleitete ihm nach Brüssel nachzukommen und sich bereits Frau von Guise zu nennen; sie fand ihn mit der Gräfin von Bossu vermählt, der er bald überdrüssig ward, worauf er nach Richelieu's Tode wieder nach Paris kam, Frau von Montbazon den Hof machte und alsbald sich in Mademoiselle de Pons, ein Ehrenfräulein der Königin, verliebte. Während er, um diese zu heirathen, die Trennung seiner ersten Ehe in Rom betrieb, eilte er nach Neapel, um nach Masaniello's Tode die dortige Revolution und eine Krone zu übernehmen. Seine Thorheiten brachten ihn trotz seiner persönlichen Tapferkeit in spanische Gefangenschaft, aus der ihn Condé's Fürwort befreite. Allein statt diesem zu dienen, wie er öffentlich versprochen, ging er in Mazarin's Lager über und hing Mademoiselle de Pons einen skandalösen Proceß auf Rückgabe der Möbel und Diamanten an die er ihr geschenkt, ward Großkämmerer und taugte nur dazu seine völlige Unfähigkeit als Politiker und Feldherr durch glänzende persönliche Tapferkeit und Paradiren bei Festen und Hofturnieren darzuthun. Als er in die Partei der „Wichtigen“ eintrat, war er (1643) noch nicht so abgenutzt, sein Credit nicht so untergraben, er hatte seine Unfähigkeit noch nicht so glänzend bewiesen und hatte den Namen Guise für sich.

Unter den Frauen der Partei der „Wichtigen“ waren zwei die berühmtesten, Frau von Chevreuse und Frau von Montbazon. Die Erstere, eine Tochter des Herzogs von Montbazon aus erster Ehe, dann an den Connétable von Luynes vermählt, hatte in zweiter Ehe durch den Herzog von Chevreuse in das Haus Lothringen geheirathet und ihre Treue für die Königin mit der Verbannung büßen müssen. Nach Richelieu's Tode hatte sie wollen Mazarin mit Châteauneuf ersetzen, gerieth dadurch mit der Königin in Zwist und ins Lager der „Wichtigen“.

Wie gesagt schützte sich Mazarin gegen die Häuser Vendôme und Lothringen mit den alten Parteigängern Richelieu's, den Montmorency, Longueville, Brézé, Ventadour, Chatillon. Condé blieb ebenfalls unerschütterlich der Königin treu und brachte sogar den Herzog von Orléans hinzu, der dadurch den ganzen Haß der „Wichtigen“ auf sich zog.

Der Zorn Dieser gegen das Haus Condé berührte anfänglich Frau von Longueville nicht, da sie damals sich mit Politik noch ganz und gar nicht beschäftigte. Allein sie hatte eine furchtbare Feindin in der „wichtigen“ Herzogin von Montbazon. Dieselbe hatte den Herzog von Montbazon, Vater der Frau von Chevreuse, in zweiter Ehe als alten Mann geheirathet. Sie war die Tochter jener berühmten Gräfin von Vertus, Tochter des Varenne Fouquet, Hofmeisters Heinrich's IV.

In jeder Beziehung war sie das Gegentheil der Frau von Longueville und wie gesagt die Maitresse des Herzogs von Longueville. Der galante Cardinal Retz schildert sie als ebenso schön wie eitel, sehr galant, treulos in der Liebe und in der Politik. Durch allerlei Mittel erhielt sie ihre volle Schönheit bis zu ihrem Tode; sie hatte einen sehr vollen Busen, schwarze Haare und Augen, war dabei von blendend weißem Teint und nur eine etwas starke Nase wirkte störend. Der tiefe Mund gab ihr den Anschein von Härte. Gerade im Gegentheil war Frau von Longueville blond, blauäugig, auch etwas stark, jedoch dabei immer zart und reizend, ihre Stimme tönte wie milde Musik. Die Montbazon hatte von jeher viel Anbeter gehabt. Zur Zeit da diese Geschichte spielt hatte der Herzog von Beaufort von Frau von Longueville einen Korb bekommen und war ebenfalls zu Frau von Montbazon gekommen, die durch ihn, den Herzog von Guise und ihre Stieftochter, Frau von Chevreuse, die beiden Häuser Vendôme und Lothringen beherrschte. Diesen Einfluß wendete sie an, um Frau von Longueville zu vernichten.

Eines Tags fand man bei einer zahlreichen Gesellschaft zwei Liebesbriefe von weiblicher Hand an einen Herrn geschrieben und forschte natürlich nach der Verfasserin. Frau von Montbazon versicherte daß sie aus der Tasche Moritz von Coligny's gefallen und die Handschrift die der Herzogin von Longueville sei. Die „Wichtigen" ergriffen dies Wort alsbald und die Sache ward Hofgespräch.

Die Briefe waren nicht erfunden. Frau von Fouquerolles hatte sie dem schönen und eleganten Marquis de Maulevrier geschrieben und dieser sie im Salon der Frau von Montbazon verloren. Aus Furcht Frau von Fouquerolles zu compromittiren eilte er alsbald zu dem „wichtigen" Larochefoucauld, dem er das Geheimniß mittheilte und um Intervention bat. Der Verfasser der „Maximes" begab sich auch zur Montbazon, erhielt die Briefe von dieser zurück, indem er ihr bemerklich machte wie leicht die Handschrift entdeckt werden könne, und verbrannte sie zur großen Beruhigung der Schreiberin und des Marquis von Maulevrier in Gegenwart mehrer besonderer Freunde der Herzogin von Longueville, nachdem die letztern sich überzeugt hatte daß sie nicht von dieser herrührten.

Vielleicht wäre es das Beste gewesen die Sache so beizulegen. Allein die Mutter der Frau von Longueville, die Frau Prinzessin, dachte anders. Sie wollte Genugthuung und empörte sich schon bei dem Gedanken daß die Enkelin eines Kochs, womit sie den Hofmeister Heinrich's IV. meinte, ihre Tochter beleidigen dürfe. Vergeblich waren die Berathungen, Drohungen der „Wichtigen". Der schlaue Mazarin mochte sich nicht mit den Condés brouilliren, ohne Hoffnung die Lothringer und Vendôme zu entmasken. Er brachte daher die Königin mit leichter Mühe auf die Seite der Prinzessin. Es ward beschlossen daß Frau von Montbazon sich zur Prinzessin in das Hôtel de Condé begeben und dieser ihre Unschuld versichern solle. Frau von Motteville erzählt mit großem Behagen, mit welchem diplomatischen Eifer die Worte festgesetzt wurden, welche die beiden Parteien sich sagen sollten.

Das tête-à-tête fand statt. In dem handschriftlichen Tagebuche Olivier's d'Ormesson finden wir daß es am 8. August erfolgte; Mazarin war seitens der Königin als Zeuge gegenwärtig.

Außer dieser Genugthuung hatte die Frau Prinzessin noch von der Königin erlangt, nie an demselben Orte sich aufhalten zu müssen, wo Frau von Montbazon war. Einige Zeit darauf lud Frau von Chevreuse, die noch nicht allen Einfluß verloren hatte, die Königin zu einem Abendmahl im Garten Renard, dem Versammlungsort der schönen Welt, ein. Die Königin brachte die Frau Prinzessin mit, der sie die Versicherung gegeben hatte daß Frau von Montbazon nicht mit gegenwärtig sein werde. Diese war aber da und wollte als Stiefmutter der Frau von Chevreuse sogar die Honneurs machen; die Prinzessin stellte sich als wolle sie, um nicht zu stören, sich zurückziehen; die Königin aber, ihres Versprechens eingedenk, ließ die Montbazon bitten, sich unwohl zu stellen, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen. Die hochmüthige Herzogin wollte aber nicht vor ihrer Feindin fliehen und blieb. Da verließ denn die Königin mit der Frau Prinzessin den Ort selbst. Des andern Tags verbannte ein Befehl des Königs die Montbazon aus Paris.

Die Wuth der „Wichtigen" über diese Niederlage war grenzenlos. Allein Mazarin ließ sich nicht schrecken und siegte. Am 2. December ward der Herzog von Beaufort, der gesagt haben sollte, er wollte Mazarin ermorden, verhaftet und nach Vincennes geschickt, seinem Freunde, La Chatre, der Befehl über die Schweizer genommen, die Herzoge Vendôme und Mercoeur verbannt und Frau von Chevreuse nach Tours gewiesen. Die „Wichtigen" existirten nicht mehr, die Prinzen von Condé hielten ihr Einverständniß mit Mazarin aufrecht und die neue Regierung war frisch gekräftigt.

Unter den Freunden Beaufort's und der Montbazon war Guise allein verschont geblieben wegen des Herzogs Gaston von Orléans, der in zweiter Ehe eine Prinzessin von Lothringen geheirathet hatte. Tapfer bis zur Tollkühnheit, glänzend, der Letzte der Guise, hatte er den Hader der Montbazon zu dem seinen gemacht.

Coligny hatte sich anfänglich entfernt gehalten, um durch ungestüme Vertheidigung Frau von Longueville nicht zu compromittiren. Jetzt, da Beaufort im Gefängniß war, hielt er sich an Guise; in gleicher Weise überließ der Herzog von Enghien, der die Beleidigung seiner Schwester nicht an Beaufort rächen konnte, sie Coligny. Dagegen ist es ganz ungegründet daß Frau von Longueville ihn zum Duell und zur Rache getrieben haben soll. Sie war dazu zu sanft, ihrer Mutter nicht ähnlich.

Der schon angeführte Maupassant zweifelt allein an Coligny's Muth; es ist seine Meinung aber unwahrscheinlich in jener ritterlichen Zeit. Was hätte ein Feiger in der kriegerischen Umgebung eines Condé gewollt? Hätte ein solcher Frau von Longueville nahen dürfen? Die Wahrheit ist daß Coligny eben erst von einer Krankheit genas und noch schwach war, während Guise, wie jeder Paradeheld, in voller Kraft und ein Meister der Fechtkunst war.

Secundanten waren damals Zeugen die sich ebenfalls schlugen. Coligny nahm zu seinem Secundanten Gottfried, Grafen von Estrades, einen tapfern und kaltblütigen Mann. Einmal hatte derselbe in Holland mit einem Großsprecher zu thun, der mit dem Rücken an einem Graben stand und zu ihm sagte: „Ich gehe nicht über den Graben zurück." „Und ich", sagte d'Estrades, indem er mit seinem Degen einen Strich hinter sich machte, „werde nicht über diesen Strich zurückgehen." Sie schlugen sich darauf und d'Estrades tödtete ihn. Der Secundant Guise's war der Marquis von Bridieu, der, als er 1649 und 1650 die königliche Partei ergriffen hatte, auf bewunderungswürdige Weise einen wichtigen Platz an der flandrischen Grenze gegen die spanische Armee und Turenne vertheidigte und für diese 24tägige Vertheidigung einer Bresche Generallieutenant wurde.

Der Zweikampf fand wie gewöhnlich auf der Place-Royale statt, wo schon tausend mal das edelste Blut geflossen war. Hier wohnten gleichfalls die berühmtesten Damen, die Blume der Galanterie, Margarethe von Rohan, Frau von Guimenée, Frau von Chaulnes, Frau von St.-Géran, Frau von Sablé, die Gräfin von Maure und viele andere, unter deren Augen jene leichtsinnigen und tapfern Cavaliere so gern die Schwerter kreuzten. Viele von ihnen hatten ihr Leben gelassen. In dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts war das Duell so sehr Mode geworden daß wegen der frivolsten Ursache der Degen gezogen ward. Binnen wenigen Jahren waren 900 Edelleute in diesen Zweikämpfen umgekommen. Um diese Unsitte zu hemmen ließ Richelieu den König jenes schreckliche Edict geben, welches den Tod mit dem Tode bestrafte und die Herausfoderenden von der Place-Royale auf den Grèveplatz schickte. Richelieu war unbeugsam und das Beispiel des Montmorency-Bout-

wille, der mit seinem Secundanten, dem Grafen Dechapelles, enthauptet ward, weil er Beuvron gefodert und sich mit ihm geschlagen hatte, brachte einen heilsamen Schrecken hervor und machte die Verletzungen des Edicts zu den größten Seltenheiten. Coligny trotzte Allen; er ließ Guise fodern und zum bestimmten Tage kamen die beiden edeln Gegner auf der Place-Royale zusammen.

Maupassant und d'Ormesson sowie Rochefoucauld berichten uns jedes Detail dieses berühmten Duells.

Am 12. December des Morgens foderte d'Estrades Guise seiten Coligny's. Das Rendezvous ward auf denselben Tag Place-Royale 3 Uhr bestimmt. Die beiden Gegner ließen sich den ganzen Tag nicht sehen und erschienen zur bestimmten Stunde auf dem Platze. Rochefoucauld legt hier Guise ein Wort in den Mund, das über die ganze Scene eine unerwartete Größe verbreitet und die beiden berühmtesten Kämpen der liguistischen Kriege sich in den Personen ihrer Abkömmlinge gegenüberstellt. Als Guise die Hand an den Degen legte, sprach er zu Coligny: „So werden wir den alten Zwist unserer beiden Häuser entscheiden, und man wird sehen welchen Unterschied man zwischen das Blut der Guise und das der Coligny legen muß." Coligny fiel gegen seinen Gegner weit aus, allein schwach, wie er war, wankte sein hinterer Fuß und er fiel aufs Knie. Guise trat alsbald auf seinen Degen. Coligny wollte waffenlos nicht um sein Leben bitten. Guise sprach zu ihm: „Ich will Euch nicht tödten, sondern Euch behandeln wie Ihr es verdient, da Ihr Euch gegen einen Prinzen meines Bluts ohne gegründete Ursache gewendet habt", und er schlug ihn mit dem flachen Degen. Coligny nahm wüthend alle seine Kräfte zusammen, warf sich rückwärts, machte seinen Degen los und begann den Kampf von neuem. Bei diesem zweiten Rencontre wurde Guise leicht an der Schulter verwundet und Coligny an der Hand; allein Guise schlug ihm beim zweiten Ausfalle nunmehr den Degen aus der Hand und brachte ihm einen tiefen Stoß im Arme bei, der ihn kampfunfähig machte. Währenddessen hatten auch d'Estrades und Bridieu sich schwer verwundet.

Dies war der Ausgang des letzten der berühmten Duelle der Place-Royale. Es machte in Paris ein ungeheueres Aufsehen. Die Sache kam vors Parlament, allein Dank dem Einflusse des Prinzen Condé und besonders bei der traurigen Lage des Hauptschuldigen Coligny griff die Justiz nicht thätig weiter ein. Coligny hatte Aufnahme in Condé's Hause St.-Maur gefunden und starb wenige Tage darauf ebenso sehr aus Scham als infolge seiner Wunden, die bei seiner schlechten Körperconstitution nicht heilen wollten, voll Verzweiflung die Sache seines eigenen Hauses und des der Frau von Longueville so schlecht aufrecht erhalten zu haben.

Die ganze Sache mit ihren dramatischen Umständen und ihrem tragischen Ausgang brachte ein ungemeines schmerzliches Interesse in Paris und ganz Frankreich hervor. Man vergaß eine zeitlang den Parteizwist und verschob die Zerstreuungen und Feste des Winters von 1644. Bald kamen neue vergrößernde Umstände zum Vorschein. So sollte Frau von Longueville Coligny geliebt haben, endlich sollte sie allein die Ursache des Duells sein; d'Estrades sollte Coligny vorgestellt haben, er möge sich doch beruhigen, wenn Guise ihm eine Ehrenerklärung gebe, allein Coligny habe geantwortet: darum handle es sich gar nicht mehr, er habe sich Frau von Longueville verpflichtet sich mit Guise auf der Place-Royale zu schlagen und müsse sein Wort einlösen. Auf halbem Wege konnte man natürlich nicht stehen bleiben und so sollte zuletzt Frau von Longueville bei der Herzogin von Rohan in einem Fenster hinter dem Vorhange verborgen dem Kampfe zugesehen haben.

Wie heutzutage, so drückte auch damals die Poesie, d. h. das Lied, der Sache das Siegel der Popularität auf. Das Lied ist ziemlich spöttisch und burlesk-pathetisch und befindet sich im „Recueil de chansons notées" des Arsenals:

> Essuyez vos beaux yeux,
> Madame de Longueville;
> Essuyez vos beaux yeux,
> Coligny se porte mieux.
> S'il a demandé la vie,
> Ne l'en blâmez nullement;
> Car c'est pour être votre amant,
> Qu'il veut vivre éternellement.

Nach dem Liede kommt der Roman. Das Duell hat auch den seinigen gehabt. Ein unbekannter Schöngeist der damaligen Zeit hat die Geschichte in einer kleinen Novelle behandelt, die er „Geschichte des Agesilaus und der Ismene" genannt hat; sie befindet sich in der Bibliothek des Arsenals und in der Nationalbibliothek.

Ismene, Frau von Longueville, liebt Agesilaus, Coligny, aufs zärtlichste, muß sich aber auf Befehl ihrer Aeltern, Antenor und Simiane, des Prinzen und der Prinzessin, mit Hamilkar, Baron von Longueville, vermählen. Ismene hat eine Feindin in Roxane, der Frau von Montbazon, und die Schilderungen Beider gleichen bis aufs Haar ihren Urbildern. Im Gehölz von Mirabella, Chantilly, haben Agesilaus und Ismene eine zärtliche Unterhaltung, worauf sich der Erstere traurig zur Armee des Bruders der Letztern, Marcomir, des Herzogs von Enghien, begibt und tapfer an der Schlacht von Rocroy gegen den Gothenkönig Alarich theilnimmt, die sehr ausführlich und geschichtsgetreu beschrieben wird.

Nach der Rückkehr Marcomir's erfindet Roxane jene beiden Briefe und bewegt ihren Liebhaber Florizel, Guise, wenn auch nicht offen Ismene als Verfasserin zu bezeichnen, doch sich zweifelhaft darüber auszudrücken. Darob Indignation der Königin Amalasonte, Anna von Oestreich, die Ismene schuldig glaubt; großer Zorn Antenor's und Simianens gegen ihre Tochter und Verzweiflung dieser. Die Letztere treibt wegen jener Schmach Agesilaus zur Rache und bietet ihm in Theodat, d'Estrades, einen geschickten Secundanten. Diese Drei besprechen in geheimer Berathung den Kampf. Das Duell selbst ist sehr umständlich, nur etwas anders als oben geschildert. Der verwundete Agesilaus wird von Marcomir in sein Hôtel aufgenommen und die gerichtlichen Verfolgungen des Senats zu Lutetia, des pariser Parlaments, durch dessen Einfluß beseitigt. Ismene kommt an des Agesilaus Krankenbett und dieser stirbt nach einem zärtlichen Zwiegespräch, worüber Ismene in trostlose Klagen ausbricht. 15.

Neugriechische Literatur.

Von Spyridon Antoniadis in Athen, der bereits eine griechische Geschichte herausgegeben hat, ist im vorigen Jahre auch eine griechische Archäologie, aus dem Englischen übersetzt, erschienen, die nicht blos an und für sich die Kenntniß der griechischen Schriftsteller, sondern auch die des öffentlichen und Privatlebens der alten Griechen befördert und namentlich auch über die politische Geschichte der altgriechischen Staaten, über den Staatshaushalt der Athenienser, über die öffentlichen Spiele der Griechen, das Proceßrecht und andere zum Verständniß der griechischen Redner erfoderliche Gegenstände sich verbreitet und dabei die betreffende Lexikologie nicht ausschließt. Das Buch hilft einem nicht wenig fühlbaren Mangel in der Literatur des neuen Griechenland ab.

In Korfu erschien im vorigen Jahre eine Sammlung neugriechischer Volkslieder unter dem Titel: „Ἄσματα δημοτικὰ τῆς Ἑλλάδος", mit einer sehr ausführlichen, den hochwichtigen Gegenstand mit Kenntniß und Begeisterung behandelnden historischen Abhandlung über den mittelalterlichen Hellenismus, von Spyridon Zampelios von Leukadien. In dieser Abhandlung bekämpft der Verfasser die bekannte Hellenenfresser-Hypothese Fallmerayer's und stellt, unter Darlegung der einseitigen und befangenen, von Uebertreibungen und voreiligen Schlüssen durchaus nicht freien Auffassung und Behandlung jener Frage von dem Untergange des Hellenenthums, die rechten Gesichtspunkte auf, von welchen der Gegenstand angesehen und behan-

delt werden muß, um zu einer vorurtheilsfreien Betrachtung der Gegenwart der griechischen Welt zu gelangen, auch wenn nicht verkannt werden kann daß der Verfasser selbst seinen Gegenstand keineswegs erschöpft und daß dazu umfangreichere historische und andere Studien gehören, die vielleicht nicht einmal das Werk Eines Mannes sein dürften, wenn Alles was hier von Einfluß ist und in den Kreis der Betrachtung gehört die rechte Beachtung und Anerkennung finden soll. Die angehängte Sammlung neugriechischer Volkslieder enthält deren theils historische, theils andere und darunter viele die bisher noch nicht gedruckt gewesen und als eine Bereicherung der Literatur des neugriechischen Volksliedes anzusehen sind.

Zur Beförderung des Studiums der Chronologie und der mathematischen Geographie hat der Kreter Konstantin Pfarudakis eine zunächst für Schulen bestimmte, in Fragen und Antworten eingekleidete Schrift unter der Aufschrift „Σύμμικτα" (Athen 1852) herausgegeben. Von Guizot's „Leben Washington's" ist mit Anmerkungen, die sich auf die Angelegenheiten Griechenlands beziehen, eine neugriechische Uebersetzung von P. J. Chalkiopulos (Patras 1852), und von einem griechischen Cavalerieoffizier G. Angelopulos, der längere Zeit Commandant im Piräus gewesen, ist eine vielfach interessante „Statistik vom Piräus" (Athen 1852) erschienen, die das wunderbar schnelle Aufblühen dieser wichtigen Hafenstadt von Athen in ein besonderes Licht setzt.

Die neulich von uns erwähnten Ἑλληνικὰ ἀρχαιολογήματα von Athanasios Christopulos, welche derselbe handschriftlich hinterlassen und bereits in Athen im Druck erschienen sind, verbreiten sich namentlich auch über die griechische Sprache, theils über die des Alterthums, theils über die der Neugriechen, und dürften in dieser Hinsicht auch für die Gelehrten Europas einen nicht geringen Werth haben und auf eine gewisse Anerkennung seiten derselben Anspruch machen, daher wir nicht unterlassen wollen, nach den uns diesfalls neuerdings zugekommenen Nachrichten über den Inhalt jener „Ἀρχαιολογήματα" noch Folgendes hier zu bemerken. Dieselben enthalten nämlich nachstehende einzelne Aufsätze: 1) Ueber den Namen und das Geschlecht der Griechen; 2) Ueber die Buchstaben der Griechen und wie sie gebildet wurden; 3) Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über die Meinung daß die heutigen Griechen das Griechische nicht so aussprechen wie die alten, nebst Beweis daß diese mit jenen in Betreff der Aussprache allenthalben übereinstimmen; 4) Betrachtungen über die alt- und neugriechische Sprache, nebst der Ausführung daß eine Sprache der Natur der Sache nach nicht immer die nämliche bleibt, sondern mit der Zeit nach und nach sich verändert; 5) Ueber den Ursprung der gemeingriechischen Sprache (κοινὴ γλῶσσα) der Neugriechen, über die Gründe ihrer gegenwärtigen Gestalt und unter welchen Umständen sie dieselbe erlangt habe; 6) Ueber die Frage, ob eine Sprache nach dem Vorschlage einer Classe gelehrter Männer gebildet werden und ob sie danach sich erhalten könne, sowie darüber ob die Sprachen, bei einer leidenschaftslosen und sorgfältigen Untersuchung, von Natur schön seien? 7) Pragmatische Beweisführung daß die gemeingriechische Sprache der gegenwärtigen Griechen keineswegs eine barbarische ist, wie die Erasmiten und Andere meinen, vielmehr daß sie durchaus hellenisch ist und in dieser Hinsicht attisch, dorisch, aeolisch und ionisch.

Unter dem Titel: „Τὰ Ἑλληνικά" hat der den deutschen Archäologen und Hellenisten bekannte Jakobos Risos Rangabis eine geographisch-historisch-archäologisch-statistische Beschreibung des alten und neuen Griechenland herauszugeben begonnen, die aus drei Bänden bestehen soll und wovon bereits in diesem Jahre der erste Band in Athen erschienen ist, welcher sich mit dem griechischen Festlande, mit Ost- und Westgriechenland beschäftigt. Der zweite Band wird den Peloponnes, der dritte aber die griechischen Inseln, sowol die zum Königreiche Griechenland gehörigen als die noch unter türkischer Herrschaft stehenden umfassen, auch ein Inhaltsverzeichniß enthalten. Das Buch ist zunächst für Griechen berechnet und empfiehlt sich ihnen als nützlich und nothwendig zur Kenntniß ihres Vaterlandes und des alten und neuen Griechenland; aber auch für Andere, die mehr das alte Griechenland, nicht aber das neue kennen und die über das alte nicht das neue vernachlässigen sollten, ist das Buch von Nutzen. Es heißt: im Neuen das Alte und aus dem Alten das Neue.

Von der von dem gelehrten und verdienstvollen K. Asopios, Professor der griechischen Literatur an der Otto-Universität in Athen, schon vor einiger Zeit zum Gebrauche der griechischen Schulen und Gymnasien bestimmten, auf Anordnung der griechischen Regierung in Druck gegebenen ersten Abtheilung des Buchs „Περὶ ἑλληνικῆς συντάξεως" ist im gegenwärtigen Jahre bereits die vierte Ausgabe, verbessert und vielfach bereichert, in Athen erschienen, eine Erscheinung, die, neben der Empfehlung, welche darin für den Werth des Buchs selbst liegt, auch noch insofern Beachtung verdient und von Interesse ist, als der auch auf dem Gebiete des griechischen Buchhandels sein Wesen ungescheut treibende Nachdruck jenes Buch nach der dritten Ausgabe noch im vorigen Jahre in Konstantinopel ebenfalls zu vervielfältigen bemüht gewesen ist.

Der Vorsteher des Gymnasiums zu Nauplia, Th. Pampukis, hat in Athen 1852 eine Sammlung der von ihm bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Reden herausgegeben und dabei zugleich in einem ausführlichen Vorworte über die Gesetze und Regeln der Poetik und Rhetorik nach dem Vorgange des Dionysius von Halikarnaß und Hugh Blair, dergleichen bereits vor dem Jahre 1821 von dem gelehrten Griechen Konstantinos Oikonomos in einem jedoch unvollendet gebliebenen Werke unternommen worden war, sich ausgesprochen („Οἱ σωζόμενοι λόγοι μετὰ προλεγομένων περὶ συνθέσεως"). Der Verfasser schlägt hier alle Saiten an die nur irgendwie mit der Kunst schön zu schreiben in Verbindung stehen und erschöpft seinen Gegenstand auf eine namentlich für die Griechen unserer Tage und für das heranwachsende Geschlecht vollkommen genügende, belehrende und anregende Weise.

Von den von N. Spiliadis begonnenen, die Geschichte des neuen Griechenland betreffenden, auf fünf Bände berechneten „Denkwürdigkeiten", unter dem Titel „Ἀπομνημονεύματα", ist im Jahre 1852 der zweite Band in Athen erschienen, und eine andere Sammlung verschiedener auf den griechischen Freiheitskampf vom Jahre 1821 bezüglicher Schriften und Darstellungen, namentlich auch soviel die Seeschlachten und sonstigen Seeunternehmungen der drei Inseln Hydra, Spezzia und Psara anlangt, unter dem Titel „Σπετσιωτικά" (2 Bde.), haben wir demnächst von Andreas Anargyros zu erwarten. 29.

Notizen.

Das neueste Gedicht von Longfellow, zugleich Prophezeiung auf die neueste Kaiserin Frankreichs.

Unter dem Titel „Golden legend" („Goldene Sage") hat Longfellow — der Sänger der Vereinigten Staaten, Verfasser der durch „Hermann und Dorothea" hervorgerufenen „Evangeline", welcher bei Cambridge ein hübsches Holzhaus unter grünen Wipfeln bewohnt, das also zweifach historisch geworden ist, da Washington beim Beginne des Kriegs es zu seinem Hauptquartiere gemacht — jüngst ein dramatisches Gedicht veröffentlicht, welches sich an nichts Amerikanisches knüpft, nicht an die Demokratie, nicht an die Gegenwart, sondern vielmehr mitten aus diesem Allen heraus den Leser in volles Mittelalter versetzt. Kann etwas schlagender beweisen, wie sehr die Fortschritte der Civilisation und die stets wachsenden Verbindungen der Freistaaten mit Europa eine Annäherung zwischen beiden erzielen, als wenn ein Lieblingsdichter des amerikanischen Publicums zum Gegenstande eines mit Beifall begrüßten Werks eine Sage des Mittelalters wählt, jener Epoche welche den Erinnerungen des amerikanischen Verbandes so gänzlich fremd ist? Den Stoff zu dieser neuen Dichtung hat Longfellow

einem alten französischen Fabliau entlehnt, das in dem Augenblicke, wo wir die Cäsarenkrone in der grauen Kirche von Notre-Dame auf das blonde schöne Haupt einer romantischen Spanierin sich senken sahen, fast die Weihe einer durch die Nacht der Zeiten leuchtenden Wahrsagung empfängt. Die Tradition aus welcher der Dichter ein farbenhelles Gemälde vergangener Tage zu weben verstand lautet buchstäblich so: „Der Kaiser kann nur genesen, wenn eine junge Maid ihr Leben für ihn hingibt"; das Mädchen, die Retterin, findet sich und wird statt zu sterben Kaiserin! 12.

Die Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein, welche bis 1804 bestand, war vielleicht noch schlimmer als die russische. Gebunden an die Gutsscholle, waren die Untergehörigen der adeligen Güter in allen ihren Lebensverhältnissen nur die willenlosen Sklaven der Gutsherren; sie durften sich weder nach eigener Neigung ein Handwerk noch ihre Frauen wählen, sondern mußten Beides der Genehmigung ihrer Gutsherrschaft anheimgeben. Hatte es der Leibeigene gewagt sich aus dem Gutsgebiet zu entfernen, so konnte seine Auslieferung gerichtlich verlangt werden und er war dann dem willkürlichen Verfahren des Gutsbesitzers oder Gutsinspectors preisgegeben. Er konnte gleich den westindischen Negern verkauft werden und man hat Beispiele daß leibeigene Bauern von ihren übermüthigen Herren im Kartenspiel darangesetzt waren. Alle diese Versündigungen an den ersten Menschenrechten in civilisirten Staaten waren um so gröber als diese Gewalt nur auf hergebrachten Misbräuchen beruhte die nirgend eine gesetzliche Autorität nachweisen konnten. Bis zum Jahre 1804 waren alle Versuche der frühern Landesfürsten die Lage der leibeigenen Bauern zu mildern an dem Widerstreben der privilegirten Ritterschaft gescheitert. 27.

Berichtigung.

Brüssel, 7. Juni 1853.

Geehrter Herr Redacteur!

Vor kurzem erschien in Ihrem geschätzten Blatte (Nr. 11) eine scharfe, aber wohlverdiente Recension des Romans „Ungar und Spanierin", welcher durch einen literarischen Freibeuter, der sich Emerich Kovács nennt, unter meinem Namen in die Welt gesandt wurde. Da ich jedoch nie einen Roman dieses Namens und dieses Inhalts geschrieben habe, so erlauben Sie mir hiermit ernstlich Protest einzulegen gegen den Misbrauch den jener sogenannte Herr Kovács sich mit meinem Namen zu treiben erlaubte. Ich erkläre den Roman „Ungar und Spanierin" für ein Originalmachwerk des Herrn Kovács, und da ich selbst literarische Sünden genug zu büßen habe, fühle ich mich durchaus nicht berufen, mir auch jene des Herrn Kovács aufzubürden.

Ich richte daher in vollem Vertrauen auf Ihre Loyalität, geehrter Herr Redacteur, die Bitte an Sie, diese Zeilen in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen, und zeichne mich mit Hochachtung

Ihr ergebenster

Nikolaus Jósika.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Monica. Ein Lebensbild. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 3 Ngr.

Aufsess, Freih. v. und z., System der deutschen Geschichts- und Alterthumskunde entworfen zum Zwecke der Anordnung der Sammlungen des Germanischen Museum. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 4. 4 Ngr.

Buch der Sinnsprüche. Eine Concordanz poetischer Sinnsprüche des Morgen- und Abendlandes gesammelt von W. K. Mit einem Vorwort von W. Wackernagel. Leipzig, G. Mayer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fickler, C. B. A., Heiligenberg in Schwaben. Mit einer Geschichte seiner alten Grafen und des von ihnen beherrschten Linzgaues. Carlsruhe. Gr. 8. 28 Ngr.

Firdusi, Epische Dichtungen aus dem Persischen von A. F. v. Schack. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Graul, K. L., Agnes Bernauer. Ein Sonettenkranz. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Heller, C. B., Reisen in Mexiko in den Jahren 1845—1848. Mit 2 Karten, 6 Holzschnitten und 1 Lithographie. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Herzog, Die romanischen Waldenser, ihre vorreformatorischen Zustände und Lehren, ihre Reformation im 16. Jahrhundert und die Rückwirkungen derselben, hauptsächlich nach ihren eigenen Schriften dargestellt. Halle, Anton. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das zweite Jubelfest der Kaiserlichen Universität Dorpat. Funfzig Jahre nach ihrer Gründung gefeiert am 12. und 13. Decbr. 1852. Dorpat. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kienitz, O., Prolegomena zur Geschichte der Menschheit. 1ste Lieferung. [Gratulationsschrift zur Jubelfeier der Kaiserlichen Universität Dorpat am 12. Decbr. 1852.] Dorpat. 1852. Gr. 4. 25 Ngr.

Milne-Edwards, H., Beiträge zur allgemeinen Zoologie. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Das Verfahren der Natur bei Gestaltung des Thierreichs. Aus dem Französischen übersetzt. Stuttgart, J. B. Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Oertel, Franziska, Uferblumen. Gedichte. Hannover. 1852. 16. 1 Thlr.

Racine, Phädra, deutsch von A. Böttger. Leipzig, Brockhaus. 16. 16 Ngr.

Rodenberg, J. v., König Harald's Todtenfeier. Ein Lied am Meere. Marburg, Elwert. 16. 10 Ngr.

Schacht, H., Die Prüfung der im Handel vorkommenden Gewebe durch das Mikroskop und durch chemische Reagentien. Mit 8 Tafeln lithographirter Abbildungen. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schulz, A. T., Ueber die Unsterblichkeit des Menschen, im Lichte der christlichen Religion und Philosophie. Eine kleine Ostergabe an das protestantische Deutschland. Stralsund. 8. 6 Ngr.

Severus, P. Gregorius Girard. Ein Charakter- und Lebensbild. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 3 Ngr.

Steub, L., Novellen und Schilderungen. Stuttgart, Scheitlin. Br. 8. 1 Thlr.

Zücking, C., Heimath am Harfenstein. Dichtungen. Münster, Regensberg. 1852. 12. 15 Ngr.

Waldmüller, Irrfahrten. Gedicht in vier Büchern. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Auer, J., Die Kirchenväter als nothwendige und zeitgemäße Lectüre in den Gymnasien, vom wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkte aus dargestellt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lassar, L., Verzeichniß von sämmtlichen, während des Jahres 1852 im Buchhandel erschienenen deutschen dramatischen Schriften, nach den Titeln alphabetisch geordnet. Nebst Angabe der Verfasser, Verleger, Druckorte und Preise. Mit Hinweisung bei den Titeln der in Gesammt-Ausgaben, Almanachen ꝛc. enthaltenen einzelnen Stücke, wo solche zu finden sind. Berlin, Lassar. 16. 3 Ngr.

Wächter, C. G. v., Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Ein Beitrag zur Beurtheilung desselben. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1853

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

21. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Achter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band enthalten: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartuffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli. VII. 2. Der Königsleutenant.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

22. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierte Lieferung und folgende. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die vierte Lieferung (Elster—Genelli) ist bereits erschienen.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700 — 1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828 — 46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

23. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** Dritter Band. 8. Geh.

Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr., der zweite Band (1849) 4 Thlr. 15 Ngr.

24. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von **Dr. F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Fünfte Lieferung und folgende. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von grossem Interesse für **jeden Gebildeten**, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch grosse Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, dass der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

25. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Zweites Heft und folgende. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der größten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete

Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von Christian und Friedrich Noback. Zwei Abtheilungen. 8. Cartonnirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniß nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maaß- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als **sechs bis höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. **Die Verlagshandlung garantirt dafür, daß dieser Umfang und Preis nicht überschritten wird.** Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein bloßer Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

Die beiden ersten Hefte, auf deren Umschlag sich ein ausführlicher Prospect befindet, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

26. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Fünfter und sechster (letzter) Theil. 12. Geh. 3 Thlr.

Der erste bis vierte Theil (1848—52) kosten zusammen 6 Thlr.

27. **Pfeiffer (L.), Monographia heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Vol. III. 8. Geh.

Der erste und zweite Band (1847—48) kosten 9 Thlr. 10 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Jahrgang 1853. Monat Juni.

Nr. 23. Ein abgeschiedener schwäbischer Poet. Von **B. Auerbach.** — Erinnerungen aus Griechenland. Von **L. Roß.** III. — Die Zuckerfrage in Frankreich. Von **C. Naumann.** — Literatur und Kunst. (Sternberg, „Macargan, oder die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts". — Köstlin, „Auerswald und Lichnowsky. Ein Zeitbild nach den Acten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. M." — „Dichterischer Nachlaß von Johann Gotthard von Reinhold." — Sydow, „Worte am Grabe Ludwig Tieck's".) — Correspondenz. (Aus Dresden. — Aus Niedersachsen. — Aus dem Nassauischen.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 24. Aucassin und Nicolette. Von **W. Müller von Königswinter.** — Die gute alte Zeit. Andeutungen zu einer künftigen Culturgeschichte des Mittelalters. Von **K. Seifart.** — Literatur und Kunst. (Kapper, „Die Gesänge der Serben" und „Fürst Lazar". — Braun und Schneider, „Hauschronik"; „Illustrirtes Familienbuch", herausgegeben vom Oestreichischen Lloyd.) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus der Schweiz.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 25. Aucassin und Nicolette. Von **W. Müller von Königswinter.** (Schluß.) — Bunsen und seine neueste Schrift. Von **K. Schwarz.** — Literatur und Kunst. (Zappert, „Stab und Ruthe im Mittelalter". — Rochau, „Die Moriscos in Spanien". — Böttger, „Buch deutscher Lyrik"; Racine's „Phädra".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Berlin. — Vom Rhein.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 26. Erinnerungen aus Griechenland. Von **L. Roß.** IV. — Karl Lachmann als Recensent von Klencke's „Lessing". Von **M. Hertz.** — Literatur und Kunst. (Bülow, „Militairische und vermischte Schriften". — Curtze, „Geschichte des evangelischen Kirchengesangs und der evangelischen Gesangbücher in dem Fürstenthum Waldeck".) — Correspondenz. (Aus Königsberg. — Aus Nürnberg.) — Notizen. — Anzeigen.

Das **Deutsche Museum** erscheint in **wöchentlichen Lieferungen** zu dem **Preise** von jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen **Bestellungen** an. **Inserate** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Juli 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liszt (Franz), **Lohengrin et Tannhäuser** de **Richard Wagner.** 8. 1851. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein geistreiches Urtheil Franz Liszt's, der sich hier auch als eleganter Schriftsteller zeigt, über die musikalische Richtung Richard Wagner's und besonders dessen Opern „Lohengrin" und „Tannhäuser", das allgemein mit Interesse gelesen werden wird.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Felicitas. Ein Roman von **Eliza Wille**, geb. **Sloman.** Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen und Vereins-Postämter ist zu beziehen das in monatlichen Heften von je vier Bogen Text und zwei Stahlstichen in großem Quartformat erscheinende:

Illustrirte Familienbuch

zur

Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise

herausgegeben vom

Oesterreichischen Lloyd in Triest.

(☛ Auflage 13,000 Exemplare.)

Die neuesten, theils soeben erschienenen, theils noch unter der Presse befindlichen Hefte des gegenwärtigen dritten Bandes dieser beliebten Zeitschrift enthalten folgende interessante Beiträge: Die Blinden, Novelle von **Paul Heyse.** — Das Gärtlein im Stadtgraben, Erzählung von **Theodor Meyer-Merian.** — Skizzen aus Kärnthen von **Ida von Düringsfeld.** — Gedichte von **Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Karl Simrock, Julius Mosen, Uffo Horn, Joh. Nep. Vogl** u. m. A. — Gaetano di Ruggieri, historische Skizze von **Louis Schneider.** — Sidonie von Borck, biographisches Sittengemälde aus dem 17. Jahrhundert von **F. W. Barthold.** — Hastingsfeld, historische Erinnerungen von **Theodor Fontane.** — Bilder aus der Geschichte der Türkenkriege bis zum Tode Mohammed's II. (1: Die Entsetzung von Belgrad. 2: die Belagerung von Rhodus.) von **G. E. Guhrauer.** — Charakteristiken zur Geschichte der deutschen Literatur von **J. W. Schaefer.** — Ueber weibliche Erziehung, von **Julie Burow.** — Haidebilder von **Hermann Masius** u. s. w.

Die dem Texte beigegebenen Kunstblätter sind nach den Originalen der ersten deutschen und ausländischen Landschafts- und Genremaler durch die bewährtesten Künstler in Stahlstich ausgeführt und bilden eine ansprechende Sammlung von bleibendem künstlerischem Werthe.

Der Preis eines Heftes beträgt 10 Sgr. Pr. Cour. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rhein., doch macht man sich zur Abnahme eines vollständigen Bandes von zwölf Monatsheften verbindlich. Vorauszahlung ist im Wege des Buchhandels nicht zu leisten.

Triest, im Juni 1853.

Die Direction der literarisch-artistischen Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Führer durch London und Umgegend. Von Dr. **Woldemar Seyffarth.** Mit einem Plane von London. 12. 1851. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Der Plan besonders in Etui 10 Ngr.

Dieses Buch, zunächst auf Veranlassung der londoner Weltindustrieausstellung entstanden, kann allen Besuchern Londons als zuverlässiger und praktischer Führer empfohlen werden. Der Verfasser, durch mehrjährigen Aufenthalt in England mit den dortigen Zuständen innig vertraut, fungirte bei der londoner Industrieausstellung als Commissar der königlich sächsischen Regierung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 29. —— 16. Juli 1853.

Inhalt.

Vehse's „Oestreich".

Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation von **Eduard Vehse**. Zweite Abtheilung: Oestreich. — A. u. d. T.: Geschichte des östreichischen Hofs und Adels und der östreichischen Diplomatie. Elf Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851—52. 8. 13 Thlr. 22½ Ngr.

Das Unternehmen Vehse's, welches in seinen ersten sechs Bänden mit den Mittheilungen über die preußischen Hof-, Adels- und diplomatischen Zustände debutirte und seiner Zeit in d. Bl. seinen allgemeinen Umrissen nach vorgeführt wurde *), hat das Interesse des gebildeten Lesepublicums lebhaft in Anspruch genommen. Dieses größere Publicum, welches weder Zeit noch Gelegenheit hat sich in die Details der geschichtlichen Quellen zu versenken und aus den zerstreuten Einzelheiten ein Ganzes zu bilden, fand hier ein lebendiges, farbenreiches Gemälde von Personen und Zuständen, aufgenommen von einem Standpunkte den die fachwissenschaftliche Historiographie seltener zu berühren pflegt, indem sie sich mehr an die allgemeinern Züge der Thaten und Ereignisse hält als an die unzähligen kleinen Motive die sich um die geschichtlichen Individuen gruppiren oder ihre Natur und Entwickelung bestimmen helfen. Vehse schilderte sozusagen das Privatleben der Geschichte, und sein Werk errang in seiner Wirksamkeit die meisten jener Vortheile die sich sonst an die Lecture einer andern Darstellungsgattung, an die Lecture von Memoiren knüpfen.

Wenn inzwischen die Kritik die Bemerkung äußerte, der Verfasser habe nicht eine eigentliche Geschichte der Höfe u. s. w. gegeben, sondern nur eine Reihe von „Materialien" zu einer solchen, so nimmt letzterer gegenwärtig keinen Anstand sich mit bestimmen Worten selbst zu dieser Absicht zu bekennen. Wie viel fehlt überhaupt noch ehe ein abgeschlossenes Geschichtswerk dieser Art möglich ist. Wie viele Quellen liegen noch in den Archiven verborgen, namentlich zur Aufklärung jener Perioden, wo sich die publicistische Presse noch in der Kindheit befand. Der Verfasser schrieb sein Werk ursprünglich keineswegs für den Druck, den später erst der Zufall veranlaßte. Er beschäftigte sich etwa vom Jahre 1840—50 lediglich, wie er selbst sagt, zu seinem Vergnügen damit, „den Mysterien der verschiedenen großen und kleinen deutschen Höfe nachzugehen", und hatte keine andere Absicht als die „Charaktere zu zeichnen und Anekdoten aufzubewahren". Er will seine Arbeit daher auch nur für ein Sammelwerk angesehen wissen, ohne irgendwie den Rang eines Historikers von Fach zu prätendiren. Im Vorwort zum elften Bande der „Geschichte des östreichischen Hofs" sagt er:

> Es soll Weltleuten, Gelehrten gar nicht, denn für diese ist nur die ernste Wissenschaft, eine angenehme Lecture sein, die ihnen zeigt wie es speciell und concret an den deutschen Höfen zugegangen sei. Weltleute — fügt er hinzu — kennen die Welt und wissen zu würdigen daß mit Fleiß verschiedene Urtheile über einzelne Charaktere zusammengetragen sind: sie haben aus Erfahrung gelernt daß einzelne Charaktere verschiedener Beurtheilung unterliegen. Diejenige Einheit der Darstellung die nur ein Urtheil zuläßt gehört für die ernste Wissenschaft.

Möglichste Unparteilichkeit zu bewahren und sich des eigenen Raisonnements zu enthalten, galt ihm auch für die vorliegende Fortsetzung des Werks als Hauptgrundsatz. Dabei war es uns erfreulich zu bemerken daß er einer gewissen Ausstellung der Kritik, wie es uns scheint, insofern Rechnung trug, als er in dieser Fortsetzung bei vielen Einzelheiten weit häufiger seine Quellen angibt als es früher geschehen. Es handelt sich nicht immer um den Beweis für die Glaubwürdigkeit irgend einer Mittheilung, sondern ebenso oft auch um die Befriedigung jener Neugier die sich über manchen Punkt, der vielleicht nur als kurze Notiz eingeflossen, ausführlicher informiren will. Der Historiker kennt die Quellen freilich, aber nicht so die „Weltleute", die am allerehesten die Anwandelungen einer solchen Neugier zu verspüren pflegen.

Es liegt, wie sich ganz von selbst versteht, in der Natur des Stoffs, wenn das Gemälde des östreichischen Hofs einen ganz andern Eindruck macht als das des preußischen, und der Leser wird sich bald genug von dem großen Unterschiede getroffen fühlen. In Preußen haben

*) Vergl. Nr. 120 d. Bl. f. 1851. D. Red.

sich die Verhältnisse von jeher durchschnittlich auf dem Niveau einer gewissen ethischen Reinheit erhalten. Die Beziehungen des Staats zu der allgemein europäischen Politik waren bis in das vorige Jahrhundert meist nur untergeordneter Natur, und die Dynastie blieb im Ganzen von einem angestammten Ehrgefühl und Sinn für Gerechtigkeit, Humanität und Cultur lebhaft durchdrungen und wirkte mit diesem Beispiel bis in die entferntesten Kreise. Wir lesen fast Nichts von Gräueln und Gewaltthaten, ja nur äußerst wenig von geringern Verirrungen die in ihren Folgen unheilbare Wunden zurückgelassen hätten. Daher zeigt sich das Colorit des Gemäldes kaum an einer Stelle von ganz dunkeln Schatten nuancirt und macht im Allgemeinen nirgend einen abschreckenden Eindruck. In der Geschichte des östreichischen Hofs dagegen begegnen wir manchen Partien, von denen sich das Auge des Menschenfreundes mit Schmerz, mit Unwillen, zuweilen sogar mit Entsetzen abwendet. Der Thron stand von je mit den Combinationen der großen Politik in engster Verbindung und seine Interessen wurden in die Hauptintriguen derselben hineingezogen. Er hatte diese Richtung von der universalen Stellung des deutschen Kaiserthums im Mittelalter ererbt. Inzwischen aber ist die Linie der Dynastie, zu deren Zeiten die Gewalt und List und der ärgste Egoismus häufig allein als bestimmende Momente wirkten, ausgestorben, und dieser Umstand trägt vielleicht nicht wenig dazu bei das Odium zu mildern. Mit Joseph II. aus dem Hause Lothringen beginnt ein neuer Abschnitt der östreichischen Geschichte, während der gegenwärtige Kaiser, wenn man sich so ausdrücken darf, eine neueste Periode derselben anhebt, besonders dadurch daß kurz vor und nicht lange nach seinem Regierungsantritt zwei sehr bedeutsame Neuerungen stattfanden: die endliche Emancipation der Bauern und die endliche Zuziehung der ungarischen Magnaten zur Mittragung der Staatslasten. Vehse sagt:

> Mit diesen zwei unermeßlich wichtigen Neuerungen hat gewissermaßen das Mittelalter, das in Oestreich bis in die neueste Zeit noch fortgewuchert hat, doch seinen Abschluß erhalten und die östreichische wie die ungarische Aristokratie, denen es zeither so sehr schwer fiel sich anders als mittelalterlich zu stellen, wird sich nun anders stellen müssen.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verfolgten die preußischen Regenten im Ganzen mit entschiedenem Bewußtsein das System des Fortschritts und der Toleranz. Oestreich dagegen hielt an dem Princip des Status quo fest, und zwar um so eifriger, als ihm die durch die Reformation in Deutschland ausgebrochene Bewegung der Geister von dieser Seite her Gefahr drohte.

> Die preußische Entwickelung repräsentirt die expansive, schwunghafte Kraft der Bewegung, die östreichische die intensive, solid, wenn auch schwer niederwuchtende Kraft des Stillstandes. Die Kraft welche in Preußen das Regiment trieb war eine centrifugale, die welche in Oestreich das Regiment hielt eine centripetale.

Während Preußen mit aller Kraft ringen mußte, um eine Großmacht in der europäischen Politik zu werden, ging das Bestreben Oestreichs dahin, sich neben seinem allgemein ererbten Einfluß im Besitze seiner großen Hausmacht zu erhalten; dort half der Fortschritt und die Natur des Protestantismus das Werk fördern, hier bot sich das katholische Element als ein gelegenes Mittel dar, das System zu stützen.

Das Verhältniß der Aristokratie zur herrschenden Dynastie war von je an beiden Höfen ein ebenso verschiedenes wie die angedeuteten allgemeinen Richtungen ihrer Politik. In Preußen tritt der Adel sehr in den Hintergrund. Er war weder zahlreich noch mit sonderlich großem Landbesitz ausgestattet und mußte sich schon vor mehr als zwei bis drei Jahrhunderten dem vollkommensten Uebergewicht der Krone fügen. Oestreich dagegen weist eine wirklich hohe, mächtige und reiche Aristokratie auf, die zwar erst aus den Tagen des Dreißigjährigen Kriegs datirt, nichtsdestoweniger aber einen bedeutenden Einfluß ausübte.

In einem besondern Abschnitt der Einleitung handelt Vehse von den Quellen deren er sich bei Abfassung seines Werks bediente. Unter ihnen stehen, wie man sich denken kann, die Annalen des Grafen Khevenhüller, die „Frankfurter Relationen", das „Theatrum Europaeum", die Arbeiten und Mittheilungen von Buchholz, Lanz, Mailáth, Gentz, Hormayr u. A. in erster Reihe, sowie eine Partie von Gesandtschaftsberichten, soweit dieselben bisher veröffentlicht wurden, wobei zu bedauern daß für die Herausgabe dieser so wichtigen Hülfsmittel für die detaillirte Geschichtschreibung im Ganzen noch so wenig geschehen ist.

Die gelehrte Kritik eines umfassenden geschichtlichen Werks gehört den strengwissenschaftlichen Revuen an, umsomehr als eine solche Kritik den fortlaufenden und ins Einzelnste gehenden Einblick in den ganzen Apparat der benutzten Quellen und des geschichtlichen Stoffs überhaupt zur Bedingung macht. Indem sich dagegen unsere Blätter vorzugsweise der „literarischen Unterhaltung" widmen, so dürfte es hinreichen, ja zweifelsohne erwünscht sein, statt wissenschaftlich-kritischer Untersuchungen, die nur für Wenige Interesse zu haben pflegen, dem Leser die „Geschichte Oestreichs", wie wir es ähnlich mit den Bänden über Preußen gethan haben, in einigen ihrer allgemeinern Umrisse vorzuführen und solche Züge mitzutheilen, die eben besonders der Unterhaltung Stoff gewähren, indem sie zugleich ein Bild der Zeiten und der wichtigsten Persönlichkeiten liefern. Man wird in Vehse's Werk Manches finden was neu erscheint, weil es aus den weniger zugänglichen Quellen noch nicht so allerwärts auf den Markt der Oeffentlichkeit getreten, Manches was herkömmliche Anschauungen berichtigen oder eine mangelhafte Kenntniß vervollständigen kann. Und wer noch gar von illusorischen Schwärmereien befangen ist, wem sich der Olymp der Großen dieser Erde noch mit rosigen Zauberwolken verhüllt, hinter denen er ideale Gestalten träumt, der wird zwar um eine schöne Täuschung ärmer, aber um eine praktische und unendlich wichtige Wahrheit reicher werden, wenn er plötzlich die unmittelbare Wirklichkeit vor sich sieht und begreifen

lernt daß jene exclusive Gesellschaft ganz aus demselben Thon geformt wie er selbst und aus nichts Anderm besteht als eben auch aus Menschen. Man weiß was der „Unterrock in der Weltgeschichte“, wie ein talentvoller Schriftsteller eine artige Arbeit über das historische Frauenregiment betitelte, zu bedeuten hat; man wird es verständlich und vielleicht auch bezeichnend erachten, wenn wir das Werk von Vehse den „Schlafrock in der Weltgeschichte“ nennen.

Vehse beginnt mit Maximilian I. (geboren 1458, regiert von 1493—1519), „dem letzten Ritter“, dem Helden Anastasius Grün's und des „Theuerdanks“ von dem alten Melchior Pfinzing. Max ist eine hinlänglich bekannte Celebrität der deutschen Geschichte. Im Ganzen war derselbe mehr eine geniale, liebenswürdige und geistvolle Persönlichkeit als ein großer Regentencharakter. Vehse bemerkt treffend:

> Die Thaten eines Ritters, eines Jägers, eines Athleten, eines Mäcenas und Kunstfreundes sind noch lange keine Kaiserthaten. Es fehlte ihm in allen seinen (auf Politik bezüglichen) Gedanken, Planen und Ausführungen an Kraft und Größe, an der festen, straffen Haltung, an dem consequenten, nachhaltigen Nachdruck.

Unter ihm ging Italien an Frankreich verloren, unter ihm löste sich die Schweiz vollends vom deutschen Reichskörper los.

> Weder bei seinen Landsleuten, den Deutschen, noch bei den Ausländern in seinen Franzosen-, Schweizer- und Venetianerkriegen hat Max sich eigentlich in Respect zu setzen verstanden. Er war gar oft ein Ritter von der traurigen Gestalt, ward verlacht und verspottet.

Und Machiavelli der feine Politiker sagt von ihm:

> Max glaubt Alles selbständig zu thun, und er läßt sich doch vom ersten besten Eindruck bestimmen; er hat einen reichen Vorrath von Entwürfen, aber wenn sie ausgeführt werden sollen, geräth ihm doch Alles anders als es in seinem Willen gelegen.

Eine bedeutungsvolle und tiefe Beziehung liegt in dem Umstande daß Max, der geborene östreichische Prinz, der Erste war der den Moskowiter in die europäische Staatenfamilie hereinzog, eine Allianz mit Rußland, einer seither asiatischen Macht, schloß.

Neben dem Soldatenstande fing damals besonders das bureaukratische Element, der Juristenstand, an sich geltendzumachen, infolge einiger bekannten, von Max durchgeführten neuen Institutionen des Reichs, besonders des Reichskammergerichts. Wichtiger aber noch ist es daß der großartige Gedanke, „eine Vertretung des Reichs in einem beständigen Reichsrath zu gründen, die dem heutigen englischen Parlament ähnlich gekommen sein würde“, ebenfalls schon in jener Zeit auftauchte, und zwar in dem staatskundigen Haupte des Kurfürst-Primas von Mainz, des Erzbischofs Bertold, Grafen von Henneberg. Allein Max selbst war es der dem Zustandekommen einer neuen Verfassung im Sinne des Erzbischofs hemmend in den Weg trat, da ihm, wie man weiß, als letzter Zweck bei Allem nur die Vergrößerung seiner Hausmacht vorschwebte.

Die Notizen Vehse's über den Hofstaat, die Courtoisie und die Diplomatie unter Kaiser Max sind meist den interessanten Mittheilungen des wiener Archivdirectors Joseph Chmel entnommen, der 1845 einen Band Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte des Kaisers und seiner Zeit in der „Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart“, Bd. 10, veröffentlichte, dabei aber bemerkte daß dies kaum der zehnte Theil des noch an verschiedenen Orten vorhandenen Materials sei. Mithin sieht die Geschichte des Kaisers Max, wiewol die 1839 zu Paris herausgegebene Correspondenz desselben mit seiner Tochter Margaretha von Parma, der Statthalterin der Niederlande, gleichfalls manche schätzenswerthe Kunde lieferte, noch einer großen Vervollständigung entgegen, wenn erst die nöthigen Vorarbeiten zustandegekommen sein werden. Unter Anderm liegen auch noch die eigenen Schriften Maximilian's, 22 an der Zahl, die er über allerlei Gegenstände abfaßte, auf der wiener Hofbibliothek.

Weit mehr ist dagegen in neuerer Zeit für die speciellste Erforschung der Geschichte seines Nachfolgers und Enkels, Karl's V., geschehen. Und Vehse war vorzugsweise darauf bedacht, die Personalien des Kaisers und seiner großen Minister und Generale und die diplomatischen Verhältnisse soweit es möglich war ausführlich zu geben und den Hauptpunkt in seiner Geschichte aufzuklären, den Abfall aller, auch der katholischen deutschen Fürsten von ihm bei der Expedition des Kurfürsten Moritz in Tirol, nur fünf Jahre nach seinem entscheidenden Siege bei Mühlberg. Karl V., in Gent geboren, erwuchs unter der Obhut des ihm zum Generalgouverneur bestellten Wilhelm von Chièvres aus dem Hause Croy, einer niederländischen Familie, der ersten deutschen Herzogsfamilie, die Maximilian I. 1486 durch Diplom creirte und auf deren Einfluß und Treue die Habsburger sich in den neuerworbenen Niederlanden stützten, während der erste Oestreicher der den Fürstentitel erhielt ein Liechtenstein war, gefürstet von Matthias. Ueber den Tod Philipp's, des Vaters Karl's, waltete bisher ein ziemliches Dunkel, welches erst vor vier Jahren durch eine urkundliche Mittheilung Hormayr's aufgehellt worden, indem wir erfahren daß er an Gift starb, welches ihm seine eifersüchtige Gemahlin gegeben. Auf diese Art erklären sich auch die spätern Gemüthszustände der unglücklichen Johanna in sehr natürlicher Weise. Karl's Lieblingsbücher von Jugend auf waren Thucydides und Machiavelli, die ihn sein ganzes Leben lang begleiteten, bis er sie endlich, da er Mönch geworden, mit den beiden Heiligen, dem Augustinus und Bernhard vertauschte.

Wir übergehen eine Reihe von Abschnitten, in denen Vehse den Regierungsantritt Karl's, seine französischen Kriege, die Sickingen'sche Fehde und den Bauernkrieg, den Schmalkaldischen Krieg u. s. w. ausführlich darstellt und manches interessante Document aus den von Weiß aus der Bibliothek zu Besançon edirten „Papiers d'état du cardinal de Granvilla“, aus den von Ranke excerpirten Depeschen der venetianischen Gesandten und der

ebenfalls neuerdings erst ans Tageslicht getretenen Correspondenz des Kaisers mit seinem Beichtvater Garcia de Loaysa, einem förmlichen Codex der spanischen Politik, u. s. w. mittheilt. Mit der Schlacht bei Mühlberg stand Karl auf dem Gipfel seines Glücks; aber hier culminirte er auch; denn nach diesem und mit diesem Tage begann sein Verderben. Moritz von Sachsen hatte ihn durch seine Unterstützung heben helfen, und derselbe Moritz, der schlauste Politiker, der das größte Meisterstück ausführte was jemals ein Deutscher unternahm, stürzte ihn auch wieder von der Siegesbahn herab. Vehse sagt treffend:

> Es ist die Zeit jetzt schon im Anzuge begriffen, wo nur noch die Politik den Ausschlag gibt in den Geschäften des Staats (vergl. X, 101 fg., die Schlacht bei Fleurus, am 26. Juni 1794, als culminirendes Beispiel!), wie schon früher in denen der Kirche.

Mit einer unerhörten Verschlagenheit bereitete Moritz alle seine Maßregeln gegen den Kaiser vor, sodaß weder Karl noch seine Spione, noch selbst die Diplomaten, die Meister der Politik, das Geringste merkten. Inzwischen machte sich Karl eine Partei nach der andern zu Feinden. Zunächst die Handelswelt, deren Geld er so nothwendig brauchte, die er jedoch dadurch von sich entfernte daß er die Politik der Unehrlichkeit gegen sie in Anwendung brachte. Sodann entstanden ihm Widersacher in seinem eigenen Hause, infolge seines Plans rücksichtlich der Erblichmachung des Kaiserthums, und Karl selbst hegte die Vermuthung daß sein Bruder Ferdinand und dessen Sohn Max mit seinen Gegnern im Einverständniß seien, weil er seinem eigenen Sohne Don Philipp die Krone des Deutschen Reichs zudachte. Ein allgemeiner Abfall bereitete sich rings um ihn vor, und das „letzte Räthsel" dieses Abfallens erklärt sich nach dem Aufschlusse der unlängst durch Lang veröffentlichten Staatspapiere durch die Stellung die der römische Stuhl genommen, der, „um die drohende Universalmonarchie des Kaisers abzuwenden, dem wider Karl verschworenen Moritz und seinen Anhängern insgeheim Bahn gemacht hatte". Es kam bekanntlich zuletzt zu dem Passauer Vertrage, worin den Protestanten wieder ihre Religionsfreiheit garantirt wurde.

Ueber das persönliche Leben Kaiser Karl's V. sind wir im Ganzen ziemlich genau unterrichtet, und noch in jüngster Zeit veröffentlichte ein holländischer Gelehrter, Backhuizen van den Brink, aus einem alten Archive in Brüssel ein schätzenswerthes Document, worin die letzten Tage des Monarchen in dem Kloster Yuste*) mit vieler Specialität von einem Augenzeugen geschildert werden. Die Zusammenstellungen Vehse's zeichnen ein bis in die feinsten Details ausgeführtes, von frischen Farben belebtes Bild des bedeutenden Mannes, ein Bild welches sich aus lauter stofflichen, concreten Mittheilungen zum Ganzen gruppirt. Beruht doch überhaupt eines der größten Verdienste des Verfassers darauf daß er uns nirgend durch die Steppen doctrinairer oder abhandelnder Reflexionen pilgern läßt. Wir haben dies schon in unserm Referate über die preußische Geschichte mit vollster Anerkennung hervorgehoben, wir benutzen die Gelegenheit es hier abermals zu wiederholen. Er kommt auf diese Weise der Tendenz unserer Zeit in directester Weise entgegen: unsere Zeit will eben concret Stoffliches, Thatsächliches, und je mehr Vehse beflissen ist ihr diese Kost in unablässigen Gaben zu reichen, desto bestimmter kann er sich des Interesses das er erweckt versichert halten. Von Seite zu Seite fesselt die Lecture des Werks, weil das Material in unablässiger Fülle strömt, und zwar mit der Färbung jener Specialität die ihre Radien fortwährend auf das greifbar Lebendige in der Geschichte, auf das Interessanteste in ihr, auf die Persönlichkeiten welche auf die große Bühne treten concentrirt. Der Leser der sich weniger mit einem ins Einzelne gehenden Studium der Geschichte beschäftigte wird fast durchweg jenes Gefühl empfinden, welches man hat wenn man bedeutende oder merkwürdige Menschen, die man bisher nur nennen, von deren Thaten man nur erzählen hörte und von denen man sich nur ein schwankendes Bild machen konnte, nun plötzlich persönlich, von Angesicht zu Angesicht kennenlernt, ja vielleicht sogar ihr besonderes Vertrauen erlangt, der Art daß man ihre geheimen Plane erfährt, die Regungen ihrer Herzen wahrnimmt, ihre Schwächen offen liegen sieht und zuletzt gar in ihre Kisten und Koffer, in ihre Brieftaschen und Börsen einen Blick werfen darf. Solche Blicke sind uns bei Karl V. ganz besonders gestattet; sodann bei den wichtigsten Männern seiner Staatsmaschine, namentlich bei den beiden Granvella, bei Alba, Gattinara u. A.; endlich ist das Capitel der diplomatischen Bezüge durch zwei Excerpte aus Sigmund von Herberstein's berühmter Reisebeschreibung (vom Jahre 1549 und 1551), seine Missionen nach Rußland und zu Soliman, gewürzt, sowie durch einige interessante Instructionen an Gesandte und Berichte von Gesandten des Monarchen, z. B. Bonvalot, Simon Renard. Und gruppirt Vehse hier und da einmal seinen Stoff unter dem Standpunkt einer allgemeinen Betrachtung, so wird seine Anschauung in der Regel von Elementen und Motiven getragen welche sich durch ihre lebendige Beziehung zu unserer unmittelbaren Gegenwart eine Bedeutung sichern. Doch müssen wir wie gesagt nie dabei vergessen daß es ihm nicht darum zu thun ist ein rundes, historisch-künstlerisches Ganzes zu geben, sondern eine Sammlung von Materialien, nicht für das reinwissenschaftliche, sondern für das größere gebildete Publicum welches sich über die interessanten Details der Geschichte unterrichten will.

Da die Persönlichkeiten aus den Tagen Karl's V. als aus einer Epoche welche die Theilnahme von je her aufs stärkste fesselte schon allgemeiner bekannt geworden, so gehen wir sogleich zu Ferdinand I. über. Ferdinand war ganz das Gegentheil von seinem Bruder Karl, dem ernsten, schweigsamen, nüchternen, melancholischen und kränkelnden Manne; er war „heiß wie die Sonne Casti-

*) Neuerdings erschien hierüber eine sehr brauchbare Monographie von dem Engländer William Stirling. Vergl. Nr. 48 d. Bl. f. 1852 und Nr. 24 d. Bl. f. 1853.

liens, heiter, ungemein gesprächig, er verschmähte weder Becherfreuden noch Musik und Tanz und erfreute sich der besten Gesundheit". Eine der ausführlichsten Schilderungen Ferdinand's hat uns ein Bericht des venetianischen Gesandten Navagiero vom Jahre 1547 aufbewahrt. Unter Anderm heißt es darin:

Der König ist von gutem, scharfem Verstande.... Er antwortet schnell und scharfsinnig, weiß von jedem Dinge etwas und ist stets geneigt zu fragen; was er hört behält er. Er findet Vergnügen an Kunstwerken und zumal an Artillerie, wovon er insbesondere Profession macht (ähnlich wie sein Großvater Max). Er ist ein großer Geschäftsmann, indem er Alles selbst thut und alle Sachen durch seine Hände gehen. Es ist kein Gesandter oder wer immer sonst, der mit Andern die Geschäfte macht als mit Sr. Maj. Und wenn ein armer Bürger etwa an Se. Maj. suppliciren will, so will er daß die Bittschrift ihm selbst übergeben werde; und wenn beim Gang in die Messe oder zu Tische dieser arme Mann etwas sagen will, so bleibt der Kaiser stehen und hört ihn und gibt dann die Sache (zum Bericht) wohin es ihm gutdünkt. Und dieses sich in Alles Einlassenwollen verursacht vielleicht daß die Ausfertigungen mehrentheils spät erfolgen.... Se. Maj. ist sehr religiös, hört täglich die Messe und an Festtagen eine, auch zwei Predigten, er communicirt zwei, drei, vier mal des Jahrs. Er ist gerecht, und wenn eine Ungerechtigkeit vorkommt, geht sie von den Ministern aus, die ihn übel berichten. Er ist mäßig; man glaubt daß er nie mit einer andern Frau zu thun gehabt habe als mit seiner Gemahlin, weder früher noch nach ihrem Tode. Er ist freigebig, was hinreichend die Lage seiner Diener zeigt, denn sie sind mehrentheils reich und er arm; er hat weder solche Paläste und Gebäude wie sie einem Fürsten zukommen, noch ist bei ihm Pracht im Hausrath und dergleichen. Alles kommt daher daß Se. Maj. nie anders Geld hat als auf Vorschüsse. Der König ist sanftmüthig, nur selten sieht man ihn zornig. Er ist leutselig daß er es fast zu viel ist, denn er spricht mit Allen, lacht mit Allen, mit einer allzu großen Vertraulichkeit, dergestalt daß er nicht ganz sein königliches Ansehen bewahrt. (Der pommersche Abgesandte bei dem Augsburger Reichstage 1547 und 1548, Sastrow, bemerkt daß ihm „der Mund nimmermehr stille stehe".) Mit den deutschen Fürsten verhandelt er nach seiner gütigen Natur auf ganz vertraulichem Fuße, mehr als einer ihresgleichen denn als ihr Oberherr; deshalb liebten sie ihn mehr als seinen Bruder Karl, aber andererseits mindert es bei ihnen den Respect und die Reputation. Der König lobt gern seine Angelegenheiten selbst und gibt zu daß man ihn lobe, es ist keiner der Seinigen der zu ihm mit scheuem Respect spräche.*) Großmüthig, glaube ich, ist er nicht; eine der vorzüglichsten Eigenschaften die dazu gehören daß Jemand großmüthig sei, nämlich daß einer die erhaltenen Unbilden vergesse, glaube ich nicht daß Se. Maj. besitze; denn wenn ein Fürst vormals ihm Unbilde zugefügt hat, so vergißt er sie nicht und würde sie, glaube ich, wo er könnte, rächen.

Daß zu Ferdinand's Zeiten bereits in Oestreich eine wirkliche Adelskette existirt habe, ist neuerdings durch ein Document aus den Staatspapieren Kaiser Karl's bekannt geworden. Dieses Document (vom Jahre 1542) rührt von einem Diplomaten, Sceppern Baron von Eckher, und Vehse nennt es das merkwürdigste Actenstück welches ihm in der ältern östreichischen Geschichte vor dem Dreißigjährigen Kriege vorgekommen. Besonders waren es die Räthe Ferdinand's, die Herren Hoffmann,

*) Ganz anders Karl V., der den Geschichtschreiber Paul Jovius einen Lügner nennt, weil er ihn mehr gelobt als er es verdiene.

Colonna-Fels und Roggendorf, welche den Kern dieser protestantischen Kette bildeten und sich ein ganzes Jahrhundert lang in Macht erhielten. Vehse sagt:

Nach dem Ausbruch der böhmischen Unruhen, im Anfange des Dreißigjährigen Kriegs traten diese Familien zu dem Pfälzerkönig, verloren ihre Aemter, Würden und Güter und mußten nach Schlesien flüchten. Eine vierte frondirende Adelsfamilie war die der durch Max so hoch gehobenen Dietrichstein. Diese blieb aber im Dreißigjährigen Kriege dem Hause Habsburg treu und stellte sich mit den Liechtenstein, die sich in den Söhnen des gelehrten und eifrigen Protestanten Hartmann von Liechtenstein, welcher 1585 starb, wieder convertirten, damals im 17. Jahrhundert an die Spitze der zweiten katholischen Adelskette.

Die Tendenz jener protestantischen Adelskette lief darauf hinaus, Propaganda gegen den damaligen Kaiser Karl zu machen, den König Ferdinand unter ihre Botmäßigkeit zu bringen und sich auf jede mögliche Weise zu bereichern und untereinander zu einer geschlossenen Macht zu verbinden. Daß bei dem Regierungsantritte Ferdinand's der größte Theil von Deutschland protestantisch war ist bekannt, und erst die Thätigkeit des neu gestifteten Jesuitenordens entzündete die Fackel der Reaction. Im Jahre 1551 wurde das erste deutsche Jesuitencollegium im Sitze der habsburger Regenten, in Wien gestiftet.

Ferdinand I. hinterließ, als er 1564 starb, aus einer mit Kindern gesegneten Ehe nur drei Söhne: Maximilian, Ferdinand von Tirol, den Gemahl der schönen Philippine Welser, und Karl, den Vater des pfäffischen Ferdinand II. und Stifter der steiermärkischen Linie.

Maximilian II. war in seiner Jugend eine sehr heiße, brausende Natur, und der Vater macht ihm die ärgsten Anschuldigungen in einem Briefe, der noch erhalten ist. Der Vater wirft ihm vor daß er trotzdem daß er ihn schon ein mal wie den verlorenen Sohn aufgenommen, dennoch am Hoflager des Kaisers sich übel aufführe, daß er starke Weine trinke wie er beim Herzoge von Baiern gethan habe, daß aber das Laster der Trunkenheit für ihn um so verderblicher sei, weil er ränkevoll und zornig sei; ferner daß er stöckisch sei (capitosus, auf seinem eigenen Sinn bestehend) und dem Rath verständiger Männer nicht folgen wolle, sich selbst für klüger halte und doch Nichts gesehen und gelernt habe; daß er mit leichtfertigen Leuten, seinem Bär und seiner Musik nur umgehe, ernste Männer aber aus des Kaisers Hofstaat stolz empfange und selten und wenig mit ihnen spreche u. s. w. Am interessantesten klingt der Schluß des Briefs, worin er ihm, wenn er sich der Liederlichkeit in Venere einmal nicht enthalten könne, räth, sein Gelüste wenigstens mit vorsichtiger Heimlichkeit zu befriedigen und kein öffentliches Skandal zu erregen, auch nicht mit Verheiratheten des Umgangs zu pflegen oder Gewalt zu üben.

Trotzdem wurde aus Max, für dessen Geschichte übrigens noch viel zu thun, einer der besten deutschen Regenten, namentlich insofern als er in religiösen Angelegenheiten die humansten Grundsätze walten ließ. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich daß sein früher Tod den Jesuiten und Pfaffen beizumessen. Aus einem Schrei-

ben des Postmeisters Hans Wolzogen (vergl. IV, 229 fg.) gleich nach des Kaisers Tode an den Gesandten in Konstantinopel lesen wir daß der Cardinal Christoph Madruzzi ihn schon vor Jahren mit einer „genuesischen Suppe“ vergeben hatte. Bei der Section, heißt es, fand man in seinem Herzen eine schwarze Substanz, so hart wie Stein, woraus die Aerzte das Leiden des Kaisers am Herzklopfen erklärten.

Maximilian's ältester Sohn, Rudolf II. (regierte von 1576—1612), war bekanntlich eine der absonderlichsten Persönlichkeiten die je auf einem Throne gesessen. Schon in seiner Jugend offenbarten sich bei ihm die Spuren einer düstern Hypochondrie, eine Art „Verdumpfung und Versteinerung, zeitweise ein förmlicher Blödsinn“. Dabei war er von unvergleichlicher Trägheit und hegte den entschiedensten Widerwillen gegen alle Regierungsgeschäfte, der nur dann periodisch aufhörte, „wenn er etwa bemerkte daß ein Anderer sich ihrer mit recht thätigem Eifer und Liebe annahm“, indem bei ihm dann Neid und Eifersucht erwachten. Er beschäftigte sich bekanntlich unablässig mit Alchemie, Astrologie, Magie, Mechanik und mit dem Sammeln von Raritäten, von Naturalien, von römischen und griechischen Alterthümern, Münzen, Gemmen, Statuen und Gemälden, weshalb ihn Vehse das „Haupt der Antiquare“, der „curieusen Herren“ in Deutschland, wie man sich damals ausdrückte, nennt. Sein Hof war der Aufenthalt zahlreicher berühmter Schwarzkünstler und Wundermänner damaliger Zeit, unter denen Vehse einige, z. B. John Dee, Kelley, Marco Bragadino, Hieronymo Scotto u. A., mit ihren Personalien anführt. Auch lebten die Astronomen Tycho de Brahe, Longomontanus und Kepler, sowie der böhmische Geschichtschreiber Wenzel Hagec an seinem Hofe in Prag. Der Aufenthalt Rudolf's in Spanien bis zu seinem neunzehnten Jahre in der Nähe Philipp's II. hatte sein ursprünglich sanftes, schüchternes und gerechtigkeitliebendes Gemüth verdüstert und es mit den Keimen wilden, finstern und aufbrausenden Wesens erfüllt.

In den Zeiten Rudolf's begannen die Italiener am kaiserlichen Hofe Fuß zu fassen und eine einflußreiche Partei zu bilden; ferner zeigten sich unter ihm die ersten Spuren des Soldatenregiments, das nachher im Dreißigjährigen Kriege zur weitern Entwickelung und „in den ungarischen und Türkenhändeln unter Leopold zu seiner völligen schrecklichen Ausartung gelangte“. Endlich datirt von Rudolf, wie Hormayr sagt, „die Gewohnheit der spätern östreichischen Kaiser, sich gegen ihre Minister und die hohe Aristokratie mistrauisch und einsilbig, aber gegen Schreiber und Lakaien zutraulich zu bezeigen“.

Rudolf besaß ganz im Gegensatz zu den frühern Regenten große Schätze, die er aber sorgfältig in seinen Truhen verschlossen hielt. Dabei kümmerte es ihn nicht, ob seine Beamten und Diener ihren Gehalt empfingen und ob die kaiserliche Hofhaltung mit den nöthigen pecuniairen Mitteln versehen sei oder nicht. Wir erfahren daß mitunter kein Geld vorhanden war um für die Küche einzukaufen. Nach des Kaisers Tode fand man in seinem Nachlasse 84 Centner Gold und 60 Centner Silber in Ziegelsteinform gegossen vor und zugleich auch eine aschgraue Tinctur, woraus man mehrfach beweisen wollte daß er ein Adept gewesen. Vehse theilt viele interessante Züge seines Lebens und Treibens mit, namentlich III, 41 fg.

Kaiser Matthias (1612—19) war seinem Bruder Rudolf ebenso unähnlich wie Ferdinand I. dem feinigen, Kaiser Karl V. Er beschäftigte sich, wenn ihn das Podagra nicht abhielt, nur mit Hoffesten, Tanz und Ringelrennen, Schauspielen und Jagden; namentlich trieb er mit größtem Eifer den Tanz. Bei dieser Gelegenheit excerpirt Vehse eine Reihe unterhaltender Partien aus Khevenhüller (dessen „Annalen“ schon mit Rudolf II. beginnen), worin Hochzeits-, Krönungs- und Fastnachtsfeste an Matthias' Hofe beschrieben werden, und aus Baron Hoheneck's „Stände Oestreichs ob der Enns“ die Darstellung einiger adeligen Hochzeitsfeste aus damaliger Zeit.

In die letzte Zeit der Regierung des Kaisers Matthias fällt der Sturz des allmächtigen Ministers und Cardinals Khlesl, der nach der berüchtigten defenestratio Pragensis, sowie der Kaiser selbst, für Nachgiebigkeit in den böhmischen Angelegenheiten stimmte, während Ferdinand, der spätere Kaiser, entschieden dagegen war. Vehse sagt:

> Khlesl hat noch in neuester Zeit ganz entgegengesetzte Beurtheilungen erfahren: sein Lobredner ist sein Biograph Hammer-Purgstall geworden, sein großer Tadler der Herausgeber des „Rheinischen Antiquarius“, von Stramberg, dessen Buch 1844 erschien. Letzterer nennt Khlesl bei Gelegenheit der Erzählung des Lebens des Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern zu Trier, des bekannten Feindes Oestreichs, den Mann, „dessen unselige Rathschläge vornehmlich die schmachvolle Unthätigkeit von des Kaisers Matthias' Regiment verschuldet hatten, dessen Halbheit ein Jahrhundert später Oestreich mit dem Verluste von Schlesien (!) büßen sollte, auf dessen Rechnung auch alle die sogenannten lieberalen Zuckungen, durch welche das heutige Ungarn heimgesucht und noch viel ernstlicher bedroht wird, zu setzen sind“. Von Stramberg — fügt Vehse hinzu — vergißt nur Eines: daß dazumal fast Alles in Oestreich protestantisch war, und daß Alles jetzt nur auf die Weise katholisch ist, welche die angewandten Mittel der Zurückstauung nicht verleugnet. Richelieu hat, wie Stramberg will, in Frankreich aufgeräumt und seine Maßregeln aus dem Ganzen haben die Revolution nicht aufgehalten. Hätte der Erbe der Revolution, Napoleon, Frankreich protestantisch gemacht, so wären die Halbheiten der Restauration und der Regierung Ludwig Philipp's erspart worden. Nur in England sind die Maßregeln aus dem Ganzen geglückt, aber diese Maßregeln waren protestantisch.

Ferdinand II. (1619—37) war der Kaiser der die alte römisch-deutsche Krone zum letzten male in ganz Europa gefürchtet machte und die Reaction des Katholicismus gegen den Protestantismus durchführte. Man schildert ihn als einen kleinen, corpulenten Herrn, mäßig in Speise und Trank, von großer Regelmäßigkeit in seinem äußern Leben und von der vollständigsten Devotion durchdrungen. „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer“ lautet sein Wahlspruch, der ihn Philipp II. von Spanien würdig an die Seite stellt. Die Jesuiten waren seine unumschränkten Gebieter und mit ihm kam

nach den Debauchen der frühern Regenten die Bigoterie auf den Thron.

Der Dreißigjährige Krieg führte eine solche Menge hervorragender Gestalten (zum großen Theil nichts Anderes als Räuber und Banditen) auf die Bühne, wie wir sie seit Karl V. nicht gesehen, und Vehse findet hier Gelegenheit, neben der Darstellung der hauptsächlichsten Thatsachen eine sehr reiche Fülle von Personalien beizubringen. Die Zeiten und Helden dieses Kriegs sind jedoch schon so vielfach aus andern populairen Schilderungen bekannt geworden daß wir um der Raumersparniß willen rasch darüber hinweggehen können. Zur Aufklärung der Verhältnisse der böhmischen Aristokratie vor der Katastrophe der Schlacht am Weißen Berge bei Prag benutzte Vehse neben Khevenhüller's Mittheilungen eine Reihe von Briefen des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, des erwählten Böhmenkönigs, an seine Gemahlin, die von Baron Aretin in seinen „Beiträgen zur bairischen Geschichte" abgedruckt worden. Er geht sodann ziemlich ausführlich in die Darstellung der Kriegsereignisse ein, weil der östreichische Adel und die östreichische Diplomatie darin eine so wesentliche Rolle gespielt. Endlich behandelt er die Katastrophe Wallenstein's sehr detaillirt, sowie die Austheilung der Güter des Friedländers und seiner Anhänger; „denn sie bildeten", bemerkt er, „den Fonds der Macht der neuen Aristokratie Oestreichs, die damals im Dreißigjährigen Kriege geschaffen wurde".

Wir finden in Geschichtsbüchern gewöhnlich die Behauptung, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz sei namentlich durch seine Gemahlin Elisabeth Stuart zur Annahme der böhmischen Krone bewogen worden, und man citirt dabei ihre Worte: „Lieber unter einer Krone hungern als unter einem Kurhut schwelgen." Diese Aeußerung wird jedoch schon von der Enkelin Elisabeth's, der Herzogin von Orléans, jener Dame widerlegt, deren derbe Schreibweise der Leser bereits in der Geschichte des preußischen Hofs kennengelernt hat: Elisabeth dachte, wie wir aus den Briefen der Herzogin erfahren, damals nur an Komödien, Ballete und Romanlesen und wußte kein Wort von der Wahl.

Nach den prager Executionen, Confiscationen und hierauf erfolgenden Massenauswanderungen adeliger und bürgerlicher Geschlechter aus Böhmen, wodurch sich der ganze Besitzstand änderte, begannen die kaiserlichen Gunstbezeigungen gegen die Getreuen. Ferdinand creirte von da ab gegen 30 neue deutsche Reichsfürsten, über 70 neue deutsche Reichsgrafen und über 100 neue deutsche Reichsbarone:

> Eine ganze Wolke von nicht blos deutschen, sondern auch welschen, spanischen, ungarischen, polnischen, ja sogar kroatischen Männern ist dazumal in die deutsche Reichsaristokratie eingebracht worden, um Verdienste um die östreichische Hausmacht zu belohnen.

Auf diese Weise entstand die „gut östreichisch gesinnte" neue katholische Adelsaristokratie Oestreichs, eine Aristokratie,

> welche sich unter Leopold I. später auch in Ungarn unter den Esterhazy, Palffy u. A. neue Anhänger und Genossen verschaffte und welche nebst den Jesuiten das Heft der Regierung in Oestreich erhielt. Diese Regierung vermehrte mit Güter- und Geldbestechungen fort und fort ihre Anhänger aus Gliedern der zuletzt bis zur Rebellion vorgegangenen ersten (protestantischen) Adelskette, und um sich einer neuen Rebellion zu erwehren, adoptirte sie die neuen spanischen Mittel: Gift und Dolch.

Der bedeutendste unter den neu creirten Fürsten war wie allbekannt Wallenstein. Ueber seine Jugend circulirt so manche fable convenue, z. B. über seinen Discours mit dem Cantor Fechner in Goldberg, über seine Incarcerirung in Altdorf, seinen Fenstersturz in Innsbruck. Es ist jedoch durch den Geschichtschreiber Böhmens, durch Palacky nachgewiesen worden daß sich Wallenstein während seiner Jugend nie in Goldberg, Altdorf oder Innsbruck befand. Ein anderer Irrthum entgegengesetzter Art ist der daß man häufig im Publicum meint, Schiller habe die Figur der Thekla in seinem Drama direct aus der Luft gegriffen und Wallenstein sei nie mit einer Tochter gesegnet gewesen, sowenig wie Piccolomini mit einem Sohne. Der Sohn Piccolomini's ist allerdings eine poetische Licenz. Piccolomini starb, ohne Kinder von seiner Gemahlin, einer Tochter des katholisch gewordenen Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg, wie Vehse berichtet, die er, damals sechzehnjährig, mit 52 Jahren 1651 geheirathet habe, zu hinterlassen, und sein Bruder Aeneas pflanzte das Geschlecht fort, dessen deutscher Zweig 1757 ausstarb. Wallenstein dagegen hinterließ wirklich eine Tochter von seiner zweiten Gemahlin Isabella, geborener Gräfin von Harrach, Namens Marie Elisabeth, die den Grafen Rudolf von Kaunitz heirathete, einen Ahnherrn des spätern berühmten Fürsten und Staatskanzlers Kaunitz.

Mit der Regierung Ferdinand's II. beginnt eine genauere und umfassendere Kenntniß des Hof- und Beamtenpersonals, indem im Todesjahre des Kaisers zum ersten mal ein kaiserlicher „Hof- und Staatsschematismus" im Verlage der Elzevir in Amsterdam erschien unter dem Titel: „Status particularis regiminis S. Caesareae Majestatis Ferdinandi II. 1637." Vehse vervollständigt die hieraus gegebenen Data noch mit den nöthigen speciellern Personalien und theilt bei Gelegenheit des diplomatischen Corps einige Berichte über Gesandtschaften aus und nach der Türkei mit, die viele interessante Details enthalten. So erfahren wir unter Anderm daß die Türken beim Abschluß eines Tractats dem Orden „der neu aufgestandenen Jesuiter" die Duldung in ihren Staaten entschieden verweigern.

Ferdinand III. (1637—57) war, wie Vehse ihn schildert, ein Mann von sehr geringen kriegerischen Gelüsten, von schwächlicher Gesundheit, aufs ärgste vom Podagra geplagt und in Zeiten der Erholung ein Liebhaber der Jagd.

> Er war ein Herr, den viele jener Privattugenden zierten, die eigentlich nur die Abwesenheit von von starken Leidenschaften erzeugten Begierden in sich befassen; im Ganzen war er ein Klosterbruder wie sein Vater und durch Zulassung religiös so unduldsam wie dieser durch Intention. Namentlich war er ein Vorfechter des Glaubens an die immaculata con-

ceptio beatae Mariae Virginis: er erließ die Verordnung daß Niemand Doctor werden könne der nicht die unbefleckte Empfängniß beschwöre.

Unter Ferdinand III. war Graf Max von Trauttmansdorff erster Minister (bis 1650), ein redlicher, gemäßigter, sanfter und bescheidener Mann, mit andern Worten eine ziemlich ausnahmsweise Erscheinung in diesen schlimmen Zeiten, in diesem Chaos der Niederträchtigkeit, Roheit, Habsucht, Liederlichkeit, Grausamkeit und Bestialität, wo man, wir meinen speciell die Tage des vorigen Kaisers, die größten Scheußlichkeiten nicht nur im Kriege, sondern auch im Cabinet übte, wo man mit Gift und Dolch agirte, wo man sich nicht entblödete Generalpardon zu verkünden (nach den prager Executionen), um die Leichtgläubigen und Vertrauensvollen zu fangen und dann zu plündern, wo man selbst noch die Söhne und Enkel der Hingerichteten dazu verdammte, eine rothseidene Schnur um den Hals zu tragen, weil an ihnen, wie sich die Inquisitoren ausdrückten, wenn nicht eigene Sünde, so doch die Erbsünde der Ketzerei und des allzu großen Reichthums hafte, eine Anschauung, aus deren letztem Passus man ersieht daß auch die kaiserliche Regierung nach Bedarf die entschiedensten communistischen Principien in Anwendung zu bringen verstand.

Mit dem Westfälischen Frieden, wo die wahre Macht in Europa an Frankreich überging, verliert das Kaiserthum immer mehr seine universale Bedeutung. Vor dieser Zeit gehörte sein Regiment der Hauptroute der Weltgeschichte an, von jetzt ab tritt es auf die Neben- und Seitenpfade einer provinziellen Stellung im großen Ganzen der Geschichte, wie wir uns ausdrücken möchten, zurück. „Der Hauptgewinn den der Hof durch den blutigen Dreißigjährigen Krieg zog", sagt Vehse, „war ein neues Verhältniß und eine bedeutende Gewaltsteigerung gegenüber der östreichischen Aristokratie", indem diese katholische Aristokratie durch die Kaiser geschaffen war und obenein aus den heterogensten Elementen bestand, die sich nicht leicht wieder so eng aneinander schließen konnten. Am Schlusse des Capitels über die Consequenzen des Westfälischen Friedens fügt Vehse eine Reihe interessanter Beilagen hinzu: drei Listen, welche die Adelszustände Oestreichs in Bezug auf die Betheiligung des Adels an der Reformation zu drei verschiedenen Perioden, 1541, 1580 und 1647, ins Licht stellen, ferner eine Liste, welche das Alter der unteröstreichischen Geschlechter nach ihrer successiven Aufnahme in den Herrenstand bis zur Katastrophe von 1620 nachweist, sodann eine Uebersicht der böhmischen Aristokratie vor und nach dieser Katastrophe und endlich eine Specificirung der Erbämter (zuletzt über 100) in der Monarchie, insofern sie ebenfalls mit der genannten Katastrophe wechselten.

Nach Trauttmansdorff's Tode wurde der Fürst von Auersperg, ein Convertit, Premierminister, mit welchem die Salondiplomatie und die methodische Ausbildung des Camarillagouvernements durch die Hofetiquette ihren Anfang nimmt. Pufendorf in seiner Geschichte des Großen Kurfürsten theilt manche Details über ihn mit.

Außer den angeführten Abschnitten gibt der Verfasser noch die Beschreibung der nürnberger Friedensbanquete (nach den „Frankfurter Relationen") sowie die Reise der spanischen Infantin Anna Maria von Madrid nach Wien und die Hochzeitsfeierlichkeiten mit Ferdinand III. 1631 (nach Khevenhüller); Alles voller Rococo, schwülstiger Phantastik und hochtrabenden Ceremoniels.

Ueber Kaiser Leopold I. (1657—1705) und seinen Hof existirt eine interessante Schilderung eines italienischen Touristen, des Abbé Pacichelli. Er sagt unter Anderm:

> Der Kaiser ist klein von Gestalt und von zartem Teint; er hat die der östreichischen Familie eigenthümliche Unterlippe so stark daß ihm die Schneidezähne etwas herausstehen, was ihm die Sprache etwas behindert; seine Augen und seine Stirn sind majestätisch, der Bart der ihm etwas das Kinn bedeckt ist schwarz, er trägt eine Perücke und sein Gang ist matt. (Vergl. die „Memoiren" des Marschalls von Grammont bei Vehse, V, 28 fg.).

Ein anderer Tourist, ein Engländer Dr. Brown, gibt ebenfalls eine Menge Details, desgleichen der französische Gesandte, der Marschall von Villars, und der englische Gesandte Lord Lexington (1694—98), und vorallem der fortlaufende Hof- und Geschichtsbericht der „Frankfurter Relationen", der Art daß wir über die Hofadelszustände unter diesem Kaiser ziemlich genau und ausführlich unterrichtet sind. Leopold besaß gewisse gute Eigenschaften, die aber größtentheils nur aus seiner völligen Schwäche herstammten, und seine Regierung kann als die einer „habituellen Lethargie" bezeichnet werden, die nur dann und wann einmal durch gewisse Gewaltstreiche eine Unterbrechung erlitt, z. B. bei der großen Zriny-Nadasdy'schen Verschwörung in Ungarn, wo der Kaiser in Ungarn in ähnlicher Weise verfuhr wie ehedem Ferdinand II. in Böhmen, oder bei dem an dem protestantischen Grafen Rudolf von Sinzendorff (Zinzendorf) begangenen, auf gewaltsame Convertirung hinauslaufenden Kinderraub. Sonst herrschte in dem Gemüthe des Kaisers das äußerste Phlegma, daneben ein frommer, seltsamer Aber- und Wunderglaube. Seine Liebhabereien waren die Jagd, die Musik und das Theater, das Kartenspiel und die „Curiositäten". Seine Jagdpassion veranlaßte das Tabacksmonopol, wodurch ihm speciell für diese Passion das nöthige Geld beschafft wurde. Was die Musik betrifft, so war er selbst Flötenbläser und Componist; er ließ sogar auf seinem Sterbebett noch ein mal seine Kapelle eintreten und verschied unter ihren Tönen. Endlich übte er allerlei mechanische Fertigkeiten (z. B. er drechselte), sammelte Curiosa, Raritäten und Alterthümer und trieb Alchemie.

Während der Regierung Leopold's fungirten nacheinander 15 Minister von oberstem Einfluß. Zuerst ein Italiener, Graf Portia, dessen Politik die war, die Dinge gehen und sich selbst machen zu lassen, ein Mensch dem es an aller Einsicht gebrach. Hierauf der oben schon unter Ferdinand III. erwähnte Fürst Auersperg. Ihm folgte Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz, ein stattlicher, ungemein prachtliebender Mann, von den angenehmsten und gefälligsten Formen, immer fröhlich, leb-

haft, witzig, geistreich, immer generös, immer freigebig; er wollte eine Allianz mit Frankreich und strebte dasselbe politische System welches weit später Kaunitz zur Ausführung brachte durchzuführen. Leider verfiel er zu sehr den Frauen und den Geldmäklern, während er sich auf der andern Seite durch seine Spottsucht und sein Benehmen die Feindschaft der allmächtigen Jesuiten zuzog. Vehse erzählt:

Sogar noch das von Lobkowitz öffentlich niedergelegte und öffentlich abgelesene Testament zeigte von der beißenden Laune womit er die spanischen Priester zu geißeln liebte. Dasselbe hatte einen ganz de- und wehmüthigen, reuezerknirschten Eingang. Darauf legirte er den patribus societis Jesu zum Zeichen seiner gegen selbe jederzeit gehegten Liebe und zu einiger Erötzlichkeit 82,000 — hier ging das Blatt das abgelesen ward zu Ende. Als der Vorleser es umschlug fand er: „Breternägel zu einem neuen Bau."

Er wurde ganz plötzlich gestürzt. Nach ihm übte der bekannte Feldherr Montecuculi den größten Einfluß, nicht blos ein Kriegsheld, sondern auch ein bedeutender Gelehrter, Theolog, Philosoph, Naturverständiger und Jurist, sonst ein melancholischer, unverträglicher, unerschrockener, scharfblickender, mäßiger, höchst intriguanter, vorsichtiger und umsichtiger Mann. Er war der Erste in des Kaisers sogenanntem Conferenzrath, der seit 1670 eingerichtet worden war und in dem die oberste Lenkung nur mehr auf ein collegialisches Verhältniß reducirt wurde, sodaß nach Lobkowitz' Sturz bis auf Kaunitz sich nicht wieder ein Premierminister zur unumschränkten Macht erheben konnte. Nach Montecuculi war Graf Georg Ludwig von Sinzendorf der erste Mann im Rath, durch seine Hände gingen alle Staatseinnahmen, und er genoß nach althergebrachter Verfassung das Privilegium, über die Staatsausgaben keine Rechenschaft ablegen zu dürfen. Er wurde 1680 cassirt; denn erweislich hatte er die kaiserliche Kammer um nahe an 20 Tonnen Goldes betrogen; auch gehörte directe Falschmünzerei zu seinen finanziellen Maßnahmen. Ein fernerer einflußreicher Minister war der Oberhofmeister Graf von Lamberg, „ein so verschlagener Hofmann daß er seinesgleichen suchte, aber von bornirtem Geiste", wie ihn ein am wiener Hofe damals wohlbetrauter Franzose charakterisirt. Sodann ist zu erwähnen der Reichshofrathspräsident Graf Johann Adolf von Schwarzenberg, ein Herr von trefflichem äußern Ansehen, beredt und muthig, aber ein sehr schwieriger Geschäftsmann, sodaß Pufendorf ihn „den perplexen Doctor und ewigen Zweifler" nennt. Bei Vehse heißt es:

Nächst diesen Adelsherren erlangte in der ersten Hälfte der Regierung Leopold's noch ein aus der Advocatenreihe emporgekommener Parvenu, ein bürgerlicher Actenmann überwiegendes Ansehen: der erste Hofkanzler Johann Paul Baron Hocher. Er war eins der frechsten Gewaltwerkzeuge für den Hofabsolutismus, welcher, zuerst im Dreißigjährigen Kriege durch die Militairherrschaft großgezogen, wesentlich durch Hocher mittels der Gesetzherrschaft im Stile der byzantinischen Hofpublicistik befestigt worden ist.

Ein Intimus der Jesuiten und spanischen Partei am Hofe. „Am fluchwürdigsten", sagt Hormayr, „wirkte Hocher in den Geschäften Ungarns, das er in Blut zu ersäufen und sich deshalb selbst mit den Türken zu verbinden trachtete." Ihm zur Seite als Haupturheber der Blutscenen in Ungarn stand der Hofsecretair Christian Abele, der spätere Graf von Hacking und Lilienberg, den der Kaiser besonders wegen seiner lustigen Einfälle lieb hatte. In der letzten Periode der Regierung Leopold's genossen eines überwiegenden Ansehens noch sechs Männer: der Graf von Strattmann, ein angenehmer Gesellschafter und coulanter Geschäftsmann, der auch in schwierigen Fällen wenigstens Palliativauskunftsmittel wußte; Baron Bacelini, der durch einen anekdotenhaften Zufall, der ihn als einen klugen Kopf bekundete, emporkam; Graf Franz Ulrich Kinsky, ein Mann von nicht gewöhnlichen Anlagen, dem jedoch das Talent fehlte die Herzen der Menschen zu gewinnen, vom Kaiser wegen seiner zuverlässigen Redlichkeit geschätzt; Graf Ferdinand Bonaventura Harrach, ebenfalls ein treuer, unbestechlicher Diener; Graf von Jörger, nicht minder redlich, Verfasser von acht Bänden Memoiren über die Zeiten Leopold's, aber unterdrückt bis auf wenige Exemplare welche die kaiserliche Bibliothek behielt (Graf Mailath hat das Manuscript theilweise benutzt); endlich der Jesuitenpater Wolff, ein geborener Baron von Lüdingshausen, der Preußen die Königswürde verschaffte, im Interesse seines Ordens, sowie er sich dem Zaren Peter dem Großen, als dieser zum Besuch nach Wien kam, aus demselben Grunde zu verbinden strebte.

Mit besonderer Ausführlichkeit verbreitet sich Vehse über die Hoflustbarkeiten unter Leopold; er theilt nach den Daten der „Frankfurter Relationen" (beispielsweise) eine gesammte Uebersicht der am kaiserlichen Hofe vorgekommenen Hof- und Staatsgeschäfte im Laufe des Jahres 1665 mit, erzählt den Hergang der großen Sendung des Grafen Leslie nach Konstantinopel, ferner die Hochzeitsfeierlichkeiten bei der ersten Vermählung Leopold's mit der spanischen Infantin Margaretha Therese 1666, endlich das famose große Roßballet im Carneval 1667. Es sind dies die Zeiten wo der Bombast culminirt, und man wird nicht ohne ein halb staunendes, halb spöttelndes und mitleidiges Lächeln die Ausgeburten jenes hohlen Pompes und jener unsaglichen Geschmacklosigkeiten an sich vorüberziehen lassen.

In die Regierung Leopold's I. fallen drei große Kriege mit Frankreich, zwei mit den Türken und drei große Insurrectionen der Ungarn. Hierbei bewährte sich wieder einmal das alte Glück Oestreichs, indem es trotz der kläglichsten Schwäche der kaiserlichen Staatsverwaltung zuletzt dennoch siegreich aus diesen Gefahren hervorging. Die Namen der Feldherren Montecuculi und Eugen deckten bekanntlich die Blößen. Die nähern Erörterungen sind durch die allgemeine Geschichte der Zeit gegeben; wir halten uns daher nicht weiter bei den erwähnten Thatsachen auf, und nur so viel bemerken wir daß Vehse eine ziemlich detaillirte Darstellung der Scheußlichkeiten die sich die kaiserliche Regierung in Ungarn zuschuldenkommen ließ liefert. Man liest hier wirklich das Aeußerste rücksichtlich menschlicher Entartung, und

die Tage der Neronen und Heliogabal schienen eine förmliche Auferstehung zu feiern. Die kaiserlichen Räthe schalteten unter Leopold ganz nach freiem Belieben.

Dem Spanischen Erbfolgekriege gingen ebenfalls ein paar der „dunkelsten Thaten jener heimlichen Gewaltpolitik voraus, die ihren Ursprung in Italien, ihre völlige Ausbildung bei den Spaniern und Jesuiten gefunden hat", und die der damaligen östreichischen Regierung zur Last fallen: der plötzliche Tod der Königin von Spanien, Marie Luise, und des noch nicht sieben Jahr alten bairischen Kurprinzen Joseph, der zum Könige von Spanien designirt war. Marie Luise starb, wie die Herzogin von Orléans versichert, durch den östreichischen Gesandten in Madrid, den Grafen, später Fürsten Heinrich Franz von Mansfeld (vergl. VI, 241 fg.); Joseph auf ähnliche Weise durch das wiener Cabinet, wie der Herzog von St.-Simon bestimmt behauptet. Diese Ereignisse geben Vehse Gelegenheit, hierbei ein ganzes Verzeichniß von politischen Morden zu entwerfen, welche im Verlauf der Zeiten von der spanisch-jesuitischen Partei am kaiserlichen Hofe ausgeführt wurden; und der Schluß des Abschnitts über Leopold erzählt noch ein interessantes Seitenstück, die Ermordung des Grafen Hallweil wegen einer Spielschuld durch den Prinzen von Ligne, den portugiesischen Gesandten in Wien, im August 1696.

Was die östreichische Aristokratie betrifft, so fanden unter Leopold, ähnlich wie unter Ferdinand II., große Vermehrungen derselben, sowie zahlreiche Rangerhöhungen älterer Mitglieder statt. So wurde z. B. 1671 Johann Adolf Schwarzenberg, 1687 Paul Esterhazy gefürstet; die Schwarzenberg besitzen etwa $^1/_{18}$ von Böhmen, die Esterhazy ebenso viel von Ungarn. Außer den genannten erhob Leopold noch ungefähr zehn andere gräfliche Häuser in den Reichsfürstenstand.

Leopold war drei mal vermählt: zuerst mit der oben genannten spanischen Infantin, dann mit der Prinzessin Claudia von Tirol, einer vergnügungssüchtigen Dame, die den Jesuitenfeind Lobkowitz stürzen half, weil er ihre ehemalige Züchtigkeit als Jungfrau in Zweifel gestellt hatte; zuletzt mit der Prinzessin Eleonore von Pfalz-Neuburg, einer heirathsscheuen, gelehrten und über die Maßen frommen Dame, die am liebsten ins Kloster gegangen wäre. Vehse sagt:

Als sie das Project ihrer Vermählung mit Leopold erfuhr, setzte sie sich mit Vorbedacht Sonne, Wind und Wetter aus, um ein braunes Gesicht zu bekommen und Leopold von der Bewerbung abzuschrecken.... Sie war so ungemein fromm und arbeitsam daß sie sich bis aufs Blut geißelte, Armbänder mit Eisenspitzen trug, bei Processionen barfuß ging und selbst während der Opern, die sie ihrem Gemahl zu Gefallen besuchen mußte, statt der Operntexte die wie diese Texte eingebundenen Psalmen las und Altarzierathen machte.

Tirol gehörte nebenher bemerkt dem Kaiser Leopold seit 1665, wo der hier herrschende Seitenzweig der Habsburger mit dem vergifteten Sigismund Franz ausgestorben war.

Joseph I., der älteste Sohn Leopold's und Eleonorens, bestieg den Thron mit 26 Jahren 1705 und regierte bis 1711. Mit $8^1/_2$ Jahren war er schon zum König von Ungarn, mit $11^1/_2$ Jahren zum römischen Könige gekrönt worden. „Man kann aus dieser Krönung zum römischen König mit $11^1/_2$ Jahren abnehmen", schaltet Vehse ein", welche Gewaltsteigerung bei den deutschen Fürsten die Türkenkriege und die Verbindung mit den Geldbeschaffern, den Seemächten, bewirkt hatten."

Vehse zeichnet folgendes Portrait von dem jungen Kaiser:

Joseph I. war blond, blauäugig, von gesundem Körper, von Jugend auf munter und lebhaft. Aber seine hochfromme strenge Mutter (nicht „Stiefmutter", wie es bei Vehse irrthümlich heißt) Eleonore von Pfalz-Neuburg erzog ihn in scharfer, harter Zucht. Wie später Joseph II. von Maria Theresia, so mußte auch Joseph I. von Eleonore dürre und strenge Zurechtweisungen hinnehmen, noch als römischer König. Er ertrug sie mit Widerstreben und brach einmal nach der Krönung in Augsburg in die Worte aus: „es schicke sich dieses Tractament für kein nun zum andern male gekröntes Haupt." Seine beiden Haupteigenschaften, ein ungemeiner, echtolympischer Stolz und eine starke Hinneigung zur Galanterie nach dem neuen französischen Hofton, wurden gerade durch die hochfromme und mönchisch-strenge Erziehung großgezogen. Doch blieb der Einfluß der Kaiserin-Mutter auf ihren Sohn (nicht „Stiefsohn"!) fast ebenso groß wie der der Kaiserin-Mutter Eleonore Gonzaga von Mantua (der dritten Gemahlin Ferdinand's III., einer Dame, die „mystische Andacht und weltliche Galanterie auf die merkwürdigste Weise vereinigte") auf ihren Stiefsohn Leopold gewesen war: die Kaiserinnen-Mütter haben am wiener Hofe bis auf die neueste Zeit einen sehr großen Stand und Einfluß gehabt.

Joseph liebte die Jagd und Musik und war ein Feind der Franzosen wie sein Vater, aber in „lebhafterer und ungestümerer" Weise als dieser. Er hielt sehr streng auf Etiquette, und sein Stolz ging so weit daß kein Gesandter sein Vorzimmer betreten durfte der nicht Graf war, daß er niemals mit andern Fürsten speiste und daß kein Bürgerlicher von ihm zum Minister oder Gesandten befördert wurde. Joseph war toleranter als irgend einer aus der steiermärker Linie; er trieb mit Eifer ernste Studien, verachtete die Jesuiten und die Hofcamarilla; er hatte zwar viele Liebschaften, ließ sich durch sie aber keineswegs gängeln, kurz er berechtigte in gewissen Hinsichten zu den schönsten Hoffnungen. Unter seinen Dienern standen am meisten bei ihm in Ansehen und Gunst: Prinz Eugen, Fürst Karl Dietrich Otto von Salm, Leopold Matthias, erster Reichsfürst von Lamberg, und Graf Johann Leopold Donat Trautson, der ebenfalls noch kurz vor des Kaisers Tode in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Joseph starb, erst 33 Jahre alt, an den Pocken. Mit diesem Fürsten beginnt ein etwas gesunderer und reinerer Charakter in der östreichischen Staatsleitung zu erwachen, und es will uns bedünken als ob die damals von Frankreich, den Niederlanden und England aus auftauchenden und sich weiter verbreitenden Anfänge Dessen was man die öffentliche Meinung nennt, das lebendige Weltgericht der Gesellschaft, nicht Unbedeutendes hierzu beigetragen hätten, abgesehen davon daß die unter Leopold I. angebahnte Allianz mit den ketzerischen Seemächten nach und nach ihre Einflüsse äußerte.

Joseph's Nachfolger war sein sieben Jahre jüngerer Bruder, der letzte, sechzehnte habsburgische Kaiser, Karl VI. Karl hatte seit 1704 unter abwechselndem Glück und Unglück sieben Jahre in Spanien zugebracht, als dessen König er von Oestreich im Bunde mit England und Holland proclamirt worden war und um dessen Besitz er gegen Philipp V. kämpfte. Bei einer Zusammenkunft zweier Hauptgenerale der beiden streitenden Könige fiel ein treffliches Bonmot welches die Prätendenten kurzweg charakterisirt. Lord Peterborough, der General der Engländer und Karl's, sagte nämlich zu dem französischen Anführer Vendôme: „Sind wir nicht ein paar herzensgute alte Säue daß wir uns für diese beiden Tröpfe herumschlagen! Jedenfalls bekommt Spanien einen schlechten König!"

Indeß war Karl VI. noch immer ein leidlicher Regent, der in seines Bruders Fußstapfen trat. Er übte Toleranz und sah den Pfaffen scharf auf die Finger. Seinem Aeußern nach beschreibt ihn ein Augenzeuge im Jahre 1703 als von mittelmäßiger Länge, schmal von Leib und Beinen, begabt mit großen, braunen, starrenden Augen, starken, dunkeln Augenbrauen, langer, fast gerader Nase, etwas hängenden Wangen und Lippen, von ziemlich strenger, ernster und melancholischer Physiognomie. Dabei besaß er etwas von dem bedächtigen und phlegmatischen Wesen seiner frühern Vorfahren in allen äußern Lebensregungen und Bewegungen, unterstützt von seiner steifen spanischen Grandezza, die ihn auch in den mildesten Aeußerungen seines sonst wohlwollenden Charakters nicht verließ und die so weit ging daß ihn Niemand je hat lachen sehen. Wie sein Bruder Joseph hielt er mit höchster Strenge auf die Etiquette. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd. Außerdem liebte er die Musik und die Numismatik und begünstigte die Baukunst, in welcher damals Fischer von Erlach den Ruf eines bedeutenden Meisters rechtfertigte. Gar nicht dagegen besaß er die Gabe der Rede, und bei Audienzen verstand ihn manchmal Niemand. Seine Gemahlin, die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, war eine bewunderte Schönheit ihrer Zeit; sie zeichnete sich durch ihre reizende jungfräuliche Verschämtheit, durch ihren blendendweißen Teint und durch ihre außerordentlich schönen Hände aus (vergl. die Briefe der Lady Montague, welche die damaligen wiener Hofzustände vielfach illustriren). Sie war sehr ehrgeizig, hatte viel Geist, ja sogar große Festigkeit, und nahm an den Geschäften theil, der Art daß sie dieselben oft nach Gefallen lenkte, ohne den Schein einer Einmischung von sich zu geben. Karl liebte sie sehr; dies hinderte ihn aber nicht sich noch eine Maitresse zu halten und zwar in der sogenannten „spanischen Althann", einer geborenen Herzogin Marianne von Pignatelli-Belriguardo. Karl hatte die schöne Dame kurz nach seiner Ankunft in Spanien kennengelernt und mit seinem vertrautesten Freunde und unzertrennlichen Begleiter, mit dem General und Kämmerer Grafen Michael Johann Althann verheirathet, der dadurch zu hohen Ehren und großen Besitzthümern gelangte. Die Spanierin starb erst 1755, noch von Karl's Tochter Maria Theresia geehrt. Auch war sie in der That eine ausgezeichnete Dame, „strahlend von Schönheit, Anmuth, Heiterkeit und Geist, zugleich eine warme Freundin der Künste und Wissenschaften. Durch sie kamen Apostolo Zeno 1715 und Pietro Metastasio 1729 als Hofdichter nach Wien", und von Letzterm weiß man daß er für sie in Liebe glühte, während man andererseits sogar behauptete, er sei heimlich mit ihr vermählt gewesen.

Jedenfalls übte die Gräfin Althann auf den Kaiser den trefflichsten Einfluß. Auch war sie die intimste Freundin der Freundin Eugen's, der schönen Ungarwitwe Lorel Batthyany. Seltsamerweise dagegen hegte Karl für Eugen, durch verleumderische Einflüsse bestimmt, keine eigentliche Zuneigung, sodaß er ihn selten zurathezog, obwol Eugen in der That der „Wiederhersteller Oestreichs" genannt werden kann.

Ueber Prinz Eugen gibt Vehse ausführliche Personalien und interessante Citate aus seinen Briefen, Denkwürdigkeiten u. s. w., die 1819 in einer Auswahl von dem kaiserlichen Bibliothekar von Sartori herausgegeben wurden. Eugen erscheint hierin wie in seinen Thaten als ein wahrhaft großer Mann, als der größte vielleicht der je im Kaiserstaate gelebt hat; daß darum die Pfaffen seine Feinde waren versteht sich von selbst. Sie versuchten es sogar einmal ihn durch eine vergiftete Briefeinlage von grauem, mit einem fetten Stoff getränkten Papier zu vergiften. Neben den Talenten des Feldherrn besaß er auch die Gaben eines sehr bedeutenden, aufgeklärten und durch und durch redlichen Politikers und gab sich in vieler Hinsicht als einen Vorgänger Joseph's II. zu erkennen.

Während Eugen besonders auf die Regulirung des Finanzwesens in Oestreich hinzuarbeiten suchte, erhob sich eine Schar von Feinden gegen ihn, außer den schon oben im Allgemeinen erwähnten Pfaffen und Jesuiten noch speciell der Fürst von Mansfeld, der muthmaßliche Mörder der Königin von Spanien (1689), eine der dunkelsten und unheimlichsten Gestalten in der ganzen neuern Geschichte Oestreichs, wie Vehse ihn nennt, und die Grafen Gundacker und Guido Starhemberg, ein jüngerer Halbbruder und ein Vetter Ernst Rüdiger's von Starhemberg, des tapfern Vertheidigers von Wien (1683). Einer der wärmsten Freunde Eugen's dagegen war der „Krösus Oestreichs", der Fürst Hans Adam von Liechtenstein (ein Enkel des unter Matthias creirten ersten Fürsten), der seinen Reichthum in edler Weise zu verwenden strebte; seine wärmste Freundin die Gräfin Eleonore Batthyany (die Tochter des oben erwähnten Hofkanzlers unter Leopold, des Grafen Strattmann), die als Witwe in Wien lebte.

Es folgen hierauf die Personalien zweier sehr einflußreicher Staatsmänner der Zeit, des Hofkanzlers Sinzendorf und des Staatssecretairs Bartenstein. Von Sinzendorf wird unter Anderm (nach Mailath) mitgetheilt daß er mit des Kaisers Wissen Bestechungen übte und sich bestechen ließ, daß er dabei sogar mit dem Kai-

ser theilte und daß Letzterer die Summen die er auf diese Weise erhielt wieder zu den diplomatischen Geschenken an fremde Minister verwendete. Er war „das Musterbild eines stattlichst galanten Seigneurs und Hofmanns des 18. Jahrhunderts, vom größten Ton und der ausgesuchtesten weltmännischen Manieren mächtig — aber er war nur ein sehr mittelmäßiger Staatsmann". Es ist derselbe den Friedrich der Große den „Apicius des Kaiserhofs" nannte, wegen seiner auserlesenen Tafel die er führte; dabei liebte er in hohem Maße das Spiel und die Weiber, steckte voller Eitelkeit, coquettirte mit gelehrtem Kram und gerirte sich als Mäcen. Bartenstein stammte aus einem herabgekommenen hildesheimer Adelsgeschlechte und ist ebenfalls den Parvenus beizuzählen; Violinvirtuose, Courmacher der Damen, sehr erfahren im deutschen Staatsrecht, von großer Arbeitsamkeit. Ausführlich charakterisirt ihn Graf Podewils, Gesandter Friedrich's des Großen am Hofe Maria Theresia's, in einer Depesche, aber mit wenig günstigen Farben; unter Anderm nennt er ihn in seiner äußern Erscheinung und Haltung einen petit-maître pedant.

An diese Mittheilungen schließt sich bei unserm Verfasser ein sehr reichhaltiges Capitel über die wiener Hofzustände unter den letzten Habsburgern, welches nachträglich noch durch Auszüge aus Pöllnitz und aus Lady Montague vermehrt wird und folgende Detailtitel resumirt: „Ceremoniel und Etiquette", „Andachten", „Carneval", „Jagden und Scheibenschießen", „Kapelle und Theater", „Hof- und Kanzleiunterschleife", „Armeezustände und Armeeunterschleife", „Die Hofvorschüsse", „Die Armuth der Kaiser und der Reichthum des Adels", „Der Hofjude Oppenheimer", „Anleihen und Lotterien", „Der Hofbettel" (Anbettelung des Kaisers), „Alchemie und Magie", „Sittenlicenz", „Französische Debauchen", „Das wiener Cicisbeat", „Pater Abraham a Santa Clara", „Stranitzki" (der Erfinder des wiener Hanswursts) u. s. w. Unter Anderm heißt es:

Der Hof zu Wien imponirte wie die gesammte Monarchie hauptsächlich durch seine Massenhaftigkeit. Nach Küchelbecker gehörten unter Kaiser Karl VI. nicht weniger als 40,000 Personen dazu! Davon waren 2000 in stehender Besoldung und in activem Dienste, die übrigen waren die Titulirten und Pensionirten. Man muß sagen daß dieser gewaltige Hofstaat ganz dem des Großtürken in Konstantinopel gleichkam. Der wiener Hofetat umfaßte unter Karl VI. sechs Oberhofstäbe: 1) den Oberhofmeisterstab, 2) den Oberhofkammerstab, 3) den Oberhofmarschallstab, 4) den Oberhofstallmeisterstab, 5) den Oberhof- und Landjägermeisterstab und 6) das Oberhoffalkenmeisteramt. Die Chefs dieser sechs Stäbe führten nebst den Generalen und Geheimräthen den Titel „Excellenz". Unter diesen Stäben scharte sich wieder eine ganze Wolke von Unterbeamten. Am ansehnlichsten war die „Kuchel- und Kellerpartie" versehen. Halb Wien lebte und zwar eingestandenermaßen von kaiserlicher Hofküche und Hofkeller. In der Hofwirthschaft ward im gröbsten Stil betrogen. Nur für Petersilie in der Hofküche wurden jährlich 4000 Gulden in Ansatz gebracht. Der Schlaftrunk der Kaiserin, Amalie von Braunschweig, Gemahlin Joseph's I., betrug nach der Rechnung täglich 12 Kannen Ungarwein und für jede ihrer Hofdamen 6 Kannen. Zum Einweichen des Brots für die Papageien der Kaiserin Elisabeth wurden jährlich 2 Faß Tokaierwein, für ihr Bad jährlich 15 Eimer östreichischer Wein in Rechnung gestellt u. s. w.

Wie die untern Hofbeamten durch die Subsistenzquellen des Hofs, ebenso bereicherte sich der zahllose Adel und die Geistlichkeit fort und fort durch die Güter und Finanzen des Staats, und es übersteigt diese Ausbeutung mitunter alle Vorstellung. Es konnte dies um so bequemer stattfinden, da man es den Kaisern von Seiten der Geistlichkeit und des Adels (die unter sich in der Präsidentur über die Hofkammer wechselten) klärlichst eingebildet hatte daß „ihrer Grandeur und Würde geradezu unanständig sei, die Leitung der Finanzen Denen die darüber bestellt seien anders als allerdings und absolute zu überlassen". Während die Reichthümer des Adels ins Unermeßliche stiegen, geriethen die Finanzen des Staats immer mehr in Verfall und die Kaiser selbst lebten großentheils von Vorschüssen und Anleihen. Dazu wurden sie auf alle mögliche Weise angebettelt. Man findet treffliche Details hierüber in Rink's zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erschienener Biographie Leopold's und Joseph's.

Die von Karl V. her datirende gravitätisch-steife spanische Grandezza in Ceremoniel und Etiquette erhielt sich am wiener Hofe bis in die Zeiten der Lothringer, mit denen erst, viel später also als an andern Höfen, das französische Wesen sichtbar wurde, während allerdings die galanten Sitten Frankreichs schon längst im Geheimen in Wien aufs üppigste wucherten.

Die Alchemie und Magie blieben zu Wien auch unter Karl VI. ebenfalls noch im Schwange, und aus diesen Tagen datirt ein hierauf bezüglicher großer Skandal, ein Mord, welchen drei Herren von hohem Stand, der Abbé von Sinzendorf (später Bischof von Breslau), der Reichsgraf von Merode und der französische Gesandte, der galante Herzog von Richelieu (dessen „Memoiren" Vehse sonst vielfach über die wiener Zustände benutzte), an einem armen Teufelsbeschwörer übten, weil sie sich schämten von ihm betrogen worden zu sein (VII, 20 fg.).

Der neue hohe Adel Oestreichs, der erst vom Dreißigjährigen Kriege an datirt und seine Titel meist nur dem Festhalten des katholischen Glaubens oder dem Rücktritt zu demselben verdankt, mußte sich auf der einen Seite in tiefer Devotion vor dem Kaiser neigen, andererseits aber genoß er an sich ganz immense Rechte und Privilegien, und namentlich wurde seine Macht durch seine Ausnahmestellung in Strafgerechtigkeitsfällen aufs äußerste erhöht. Nur politische Vergehungen strafte man streng, bei allen übrigen Verbrechen kam der Adel größtentheils sehr gelind davon. Vehse erzählt beispielsweise:

Selbst jene fürchterliche Ungaradelsdame Elisabeth Nadasdy, geborene Bathory, die Nichte des großen Stephan Bathory, welche 3—400 bürgerliche und bäuerliche Jungfrauen hatte aderlassen und unter gräßlichen Martern tödten lassen, weil sie die grausam verruchte Superstition hegte, Blut von gequälten und tödtlich erschreckten Personen könne, wenn man sich damit wasche, dazu dienen, die Haut weiß, weich und fein zu erhalten, starb ruhig nach dreijähriger Gefangenschaft 1614 zu Tode gefüttert auf ihrer Burg Csejtte, während noch dazu ihre gemei-

nern Helfershelfer, die sie zu den Gräueln befehligt hatte, waren hingerichtet und verbrannt worden.

Karl VI. statuirte einmal ein strengeres Beispiel bei einem Grafen Thurn, der seine Frau ermordet hatte; er wurde enthauptet, aber nicht öffentlich, um dem Auge des niedern Volks kein Schauspiel zu geben.

Wir lesen ferner noch unter dem Abschnitt über Karl VI. unterhaltende und charakteristische Details über das Eindringen und Treiben der Juden in Wien, über die Studenten daselbst, damals sehr schlimme und gefährliche Leute, die mitunter Raub und Todtschlag übten, über die nicht seltenen Meuchelmorde auf offener Straße, über die Duelle, über die Straßenpasquille und Caricaturen, über die Einwanderungen vieler spanischer Geschlechter infolge des Erbfolgekriegs, unter denen sich auch zwei einflußreiche Vertraute des Kaisers befanden, ein Graf von Tarouca und ein Marquis Realp. Zuletzt folgt nach gewohnter Ordnung des Werks das Verzeichniß und die Personalien des Hof-, Civil- und Militairetats und des diplomatischen Corps (nach dem Bestand im Jahre 1732), wobei auch zum ersten mal die „östreichische Marine" auftritt (gegründet 1701).

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Romanliteratur.

1. Frühling-, Sommer-, Herbst- und Winterliebe. Eine Erzählung aus dem Familienleben. Von der Prinzessin ***. Verfasserin der „Eglantine". Berlin, Decker. 1853. 16. 22½ Ngr.

Die einfache Erzählung entwickelt die verschiedensten Liebesverhältnisse in den verschiedenen Lebensaltern des Menschen: das stürmische Lieben der ersten Jugend, das schnell vergißt; die Leidenschaft des bewußten Alters mit all den Kämpfen und Thränen, wenn sie sich verrathen sieht, und der Stolz der diesen Verrath nicht zugestehen will; das Liebesweh der reifen Jahre nach schmerzlicher Resignation. Die Neigung eines alten Junggesellen zur würdigen Tante und deren Erhörung mögen als Frühling-, Sommer- und Herbstliebe mit Recht ihre Stelle im vorliegenden Büchlein einnehmen. Das Verhältniß des greisen Generals zur alten französischen Erzieherin seiner Kinder soll die Winterliebe sein, und wir wollen es auch gern für solche gelten lassen, trotz der ewigen Scharmützel von Neckereien und Streitigkeiten, ewigen Meinungsverschiedenheiten über Blücher und Napoleon. Woher auch sonst der Schmerz über ihren Tod, das tägliche Besuchen ihres Grabes, die Leere in seinem Leben, der lange Vormittag und der lange Nachmittag und das baldige Sterben nach der alten treuen Gefährtin einer langen Lebensstrecke. Es finden sich im vorliegenden Buch recht anmuthige Skizzen aus dem Familienleben; besonders anziehend erschien uns indeß die Einleitung, welche der verschiedenen des Abends leuchtenden Lichter gedenkt, die zu Vermuthungen und Voraussetzungen Anlaß geben. Im stillen, schlummernden Dorfe deutet das einzige Lichtchen bei einer von schwerer Arbeit ermüdeten Bevölkerung auf einen Schwererkrankten oder Sterbenden. In der Stadt beleuchtet dagegen jedes Licht eine andere Scene: das arme Dachkämmerlein des bleichen Mädchens bei mühevoller Arbeit, das trauliche Beisammensein von Aeltern und Kindern, den Wucherer der sein Geld zählt u. s. w. Mit Lichtern erwartet man Gäste, mit einem Wachsstock bewaffnet schleicht der Lauscher durch die Gemächer nach der Thür die ein Geheimniß verbirgt, ein schwacher Lichtstrahl, aber doch ein Licht strömt von der Studirlampe des Gelehrten aus und die Laterne des Todtengräbers, der noch in später Stunde einem Todten sein Grab gräbt, leuchtet auch.

„So hat jedes Licht seine besondere Bestimmung; hier bescheint es Glück und Freude, dort spiegelt es sich in Thränen wieder. Und ob auch sich schnell ein Licht verzehrt, kann es doch in seinem kurzen Dasein viel beleuchtet haben, viel Tugend, viel Laster, viel Glück, viel Elend."

Mit solchen Erörterungen leuchtet uns die Vorrede in das freundliche, heimliche, gartenumgebene Haus, den Schauplatz der Erzählung, wo der Leser freundliche Stunden verlebt und dankbar ist für die Bekanntschaft lieber Menschen mit Herzen von denen jedes seine Geschichte hat.

2. Grünes Land und blaue Wellen. Novellen von Heinrich Smidt. Zwei Bände. Berlin, Grobe. 1853. 8. 2 Thlr. 7 Ngr.

Eine Sammlung von Novellen liegt vor uns, die dem Leser manches Interesse bietet durch lebendige Darstellung und Schilderung wirklicher Zustände. Schade daß der Faden dieser Erzählungen immer an historischer Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit leidet. „Die Heimat in der Fremde" bietet zu Gunsten dieser Behauptung schlagende Beweise. Gustav der Dichter liebt die Tochter eines reichen Bankiers und der Geldstolz ihrer Aeltern trennt diese Neigung. Der Einzug eines neuvermählten Fürstenpaars, der geschildert wird, steht mit dem Verlauf der Geschichte in keinem Zusammenhang. Gustav kennt seine Abstammung nicht, ein gütiger Vormund sorgt väterlich für ihn und seine Erinnerungen zeugen von den reichen Umgebungen seiner ersten Kindheit. Der Vormund rathet ihm zu reisen, und nach zweitägiger flüchtiger Bekanntschaft folgt er einem Fremden nach Amerika, der ihm von einer glücklichen Colonie dort vorerzählt. Dieser Reisende ist nun keineswegs besonders einnehmend, geistreich oder bezaubernd, er wendet auch keine besondere Ueberredungskunst an und erweist sich später als Betrüger, der Gustav's Abstammung kennend, den reichen und vornehmen jungen Mann zum Schwiegersohn begehrt. Gustav ist auch nahe daran, trotz seinen Liebesschwüren an Rosalie sich in die reizende, kindlich naive Maja zu verlieben. Glücklicherweise ist deren Herz schon vergeben, glücklicherweise wird Rosaliens erzwungene Verlobung mit einem jungen Engländer unmöglich, da derselbe gegen Wissen und Willen seines Vaters schon vermählt ist. Der Bankier macht Bankrott und das Fräulein zieht sich nach dem Tode ihrer Aeltern in die Einsamkeit zurück. Die Colonie gedeiht nicht, sie ist verschuldet und dem Zerfallen nahe, und Gustav erfährt daß er durch seine Unterschrift seine jetzigen Besitzthümer und seine künftigen dem Unternehmen gewidmet hat. Da kommt aber ein rettendes Schiff. Gustav's Vormund, sein endlich hervortretender Vater, ein reicher Lord und Rosalie kommen an und die Geschichte geht ihren natürlichen Weg zu Ende, nachdem viel unnatürliche Schritte geschehen und unzählige Unwahrscheinlichkeiten dem Leser entgegengetreten sind. Gustav's Freunde und Gefährten sind zwar lebendig geschildert in ihren verschiedenen Individualitäten, doch greifen sie nicht ein in die Entwickelung der Erzählung, welche den Eindruck macht als seien Situationen, Charaktere und Reflexionen nur zufällig zusammengestellt worden.

Die zweite Erzählung: „Das Auswanderungsschiff", leidet an demselben Fehler, an Unwahrscheinlichkeit. Auf dem Schiffe, dessen Zustände sehr lebendig geschildert sind theils durch Tagebuch des Einzelnen, theils durch officiellen Rapport, befindet sich ein junger Schulmeister, welcher auswandert weil sein Gretchen es thut. Diese folgt dem reichen Vater der einen Mord an einem Reisenden begangen und sich mit dessen Geld bereichert hat. Der rothhaarige Jobst folgt seinem Herrn weil er Gretchen liebt und sie zum Weibe verlangt. Er weiß um den Mord, hat zu demselben gerathen und droht den Mörder anzugeben wenn die Braut nicht sein wird. Auf dem Schiff erfolgen Explicationen die der junge Schulmeister belauscht.

Gretchen stirbt am gebrochenen Herzen und der Schulmeister verspricht der Sterbenden Jobst für ihren Vater unschädlich zu machen, indem er ihm das Taschenbuch des Ermordeten als den einzigen existirenden Beweis der Missethat entwendet. Bei diesem Diebstahl wird er entdeckt und gefesselt, das Taschenbuch kommt in des Capitains Hände, der das seines ermordeten Bruders darin erkennt. Dem Capitain war es schon längst unheimlich gewesen daß er soviel Auswanderer aus Schwaben an Bord hatte, denn im Schwabenland war sein Bruder verschwunden. Er hat im Traum seinen Bruder heranreiten sehen an ein vereinzeltes Haus wo ein rothhaariger Mensch ihn empfängt. In Jobst, der den Schulmeister des Diebstahls anklagt, erkennt er den Mann seines Traums und ihn für den Mörder seines Bruders haltend läßt er ihn gefesselt vor sich führen. Als dieser nun aber seinen Herrn als Mörder bezeichnet, springt derselbe ins Meer und wird von einem Haifisch verschlungen. Das Schiff scheitert später. Alles geht unter, nur ein Kästchen mit Papieren wird ans Ufer geworfen und diese enthalten die vorliegende Erzählung.

Die Novellen leiden sämmtlich an demselben Charakterfehler den wir schon oben gerügt haben: der Unwahrscheinlichkeit und gewissermaßen der Unwahrheit. Doch haben sie auch vieles Verdienstliche aufzuweisen und geben eine unterhaltende Lecture.

3. Die Egoisten. Roman von Gustav vom See. Vier Theile. Leipzig, Otto Wigand. 1853. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman bildet den vierten, fünften, sechsten und siebenten Band der „Bibliothek deutscher Originalromane" und ist ganz geeignet einen guten Begriff von dieser Sammlung zu geben, denn es ist eine unterhaltende, spannende Erzählung, die dem Leser eine Auswahl von Egoisten vorführt von der schlechtesten wie auch von der besten Sorte.

Da begegnet man jugendlichen Egoisten und alten, klugen und dummen, rechtlichen und unrechtlichen. Der Doctor Max Brunner entfaltet seinen Egoismus den Frauen und seinen Gläubigern gegenüber: er hat Liebesverhältnisse die er leicht anknüpft, denn er ist schön und geistreich, und die er schnell wieder abbricht wenn sie ihm lästig sind. Er geht dabei rücksichtslos zu Werke und die schöne Jenny, des reichen Holzhändlers Pflegekind, wird ein Opfer seines Egoismus. Ihr Onkel und Pflegevater ist aber auch ein Egoist und will sie, um einen guten Holzhandel zu schließen, mit dem Sohn des Geheimraths Stengel verheirathen, welcher Letztere ihm nur unter dieser Bedingung den Handel zusagt. Um einer verhaßten Ehe zu entgehen flieht das Mädchen und gelangt nach mancherlei Abenteuern, nachdem sie beraubt und obdachlos ist, im Winter in eine verlassene Köhlerhütte wo sie zum Tod erkrankt. Dort findet sie den ihr zugedachten Bräutigam Stengel, der sie ausschlug ohne sie zu kennen, wie er von ihr ausgeschlagen wurde, und rettet ihr Leben. Der junge Mann hat in manchen Dienstverhältnissen nicht gut gethan und sich losgesagt von Familien- und andern Verhältnissen, um unter falschem Namen als Maler sein Leben zu fristen. Er gibt Jenny für seine Schwester aus und arbeitet für ihren Unterhalt, für ihre Pflege. Als sie wieder genesen, überzeugt er sie von dem Unwerth Maxens und sie versteht sich dazu als seine Schwester bei ihm zu bleiben und ihn von dem wüsten Leben das er bis dahin geführt zurückzubringen. Er wird auf das Gut des Baron Schilfing gerufen um dessen schöne Frau zu malen, und hier treffen wir abermals einen argen Egoisten, den Baron Schilfing. Prunk- und Genußsucht haben sein Vermögen zugrundegerichtet; er ist ein Tyrann und als solcher seinen Unterthanen verhaßt. Er ist nur auf Mittel bedacht sich vor dem Bankrott zu retten, und die Art der Mittel ist ihm gleichgültig. Er hat Processe zu führen, die er gewinnen muß um seine Stellung vor der Welt zu sichern. Ein junger Jurist Ernst Saalfeld soll ihm dabei behülflich sein, und während derselbe zu Almenau in den Archiven des Barons arbeitet und mit den Bauern verhandelt, befestigt sich sein Liebesverhältniß zu Marie, der Nichte des Barons. Diese beiden Liebenden nebst einer alten Stiftsdame sind die einzigen Nichtegoisten des Romans, denn in Almenau versammelte sich eine Gesellschaft die nur durch den Egoismus zusammengehalten wird. Tante Veronika im braunen Gewand ist eine lächerliche Person, die sich von der erheuchelten Zuneigung des Doctor Brunner bethören läßt und sich geliebt glaubt. Indem sie dem Egoismus ihres eigenen Herzens folgt, dient sie als Zielscheibe des Spotts einem Kreise dessen Egoismus gern über die Schwächen Anderer lacht und lächelt. Elise, des Baron Schilfing schöne, junge Frau, gefällt sich darin der Mittelpunkt männlicher Huldigungen zu sein und geht endlich mit dem Doctor Max Brunner und einem Theil ihres Vermögens durch, um in Italien ein romantisches Liebesleben zu führen. Sie verläßt Almenau, den ungeliebten, nicht geachteten Gemahl, die bejahrten Anbeter, um endlich den Entführer zu durchschauen und sich von ihm zu trennen. Die katholische Kirche bietet ihr ein Asyl; der Glaube soll ihr in ihrer Einsamkeit ein Trost, das Kloster ihr eine Heimat sein und ihr Vermögen der Kirche zufallen. Kalten Herzens, ohne jegliche Begeisterung, neigt sie sich dem frommen Wechsel zu. Ihre Bekehrer sind nicht geistreich, nicht klug, und wenn sie alle so wären wie die hier geschilderten, so würden wenig Seelen dem Schoose der Kirche zugeführt. Die Bekehrungsgründe sind so schal und seicht daß der gesunde Menschenverstand von Elisens ältlichem, von der Gicht geplagtem Verehrer, Baron Basel, der ihr nachgereist ist, sie leicht aus dem Feld schlagen kann, sodaß Elise noch am Abend vor dem beschlossenen feierlichen Uebertritt sich anders besinnt und den Baron heirathet, mit ihm nach Deutschland reist und Almenau, die Herrschaft ihres frühern Gatten, kauft. Sie wird dort nach den mancherlei Erlebnissen eine ganz glückliche und honnete Frau, die, ohne warmen Herzens zu sein, mit einem wohlausgebildeten weiblichen Egoismus begabt, eifrig ist in der Erfüllung ihrer Pflicht gegen den Gemahl, den Stiefsohn und den Untergebenen. Daß die Güter des Baron von Schilfing zu Concurs und Versteigerung kamen, veranlaßte der Justizrath Scharf, indem er die fälligen Wechsel und Schuldscheine aufkaufte und Schilfing ins Schuldgefängniß brachte. Er that solches aus Rache, denn er hatte Jenny's Mutter, des Holzhändlers Schwester, einst geliebt und heirathen wollen; da hatte Schilfing sie verführt und verlassen. Als noch vor ganz kurzer Zeit Jenny's Oheim den Baron zur Anerkennung seiner Tochter bewegen wollte, hatte Letzterer ihn zur Thür hinauszuwerfen und mit Hunden zu hetzen gedroht, worauf den alten Mann der Schlag rührte. Er starb, nachdem er dem Justizrath Scharf das Vergangene mitgetheilt und sein Testament zu Gunsten Jenny's gemacht hatte.

Außerdem hatte der Baron sich in seine Nichte Marie verliebt und gedachte sie zu heirathen, und da ihm Ernst Saalfeld in ihrem Herzen im Wege stand, diesen zu beseitigen gesucht, indem er ihn durch ein aus Stengel's Papieren entwendetes Document, die Statuten der Burschenschaft, worauf Ernst's Namen stand, als Mitglied einer verbotenen, damals sehr verfolgten Verbindung des Hochverraths angeklagt hatte. Saalfeld saß im Gefängniß, der Baron desgleichen. Da fällt Letzterm ein Rettungsmittel ein, das Vermögen seiner Tochter Jenny. Jetzt will er sie anerkennen und in einem Brief wendet er sich an ihr kindliches Herz. Aber Jenny ist krank. Die Herzensstürme ihrer ersten Jugend hatten ihre Gesundheit untergraben. Diesen waren noch andere Stürme gefolgt. Stengel's brüderliches Verhältniß zu ihr war nicht ohne Kampf in ein innigeres umgewandelt; das Wiedersehen mit Max hatte sie tief erschüttert. Als Max erfuhr daß sie reich sei bereute er den Bruch mit ihr, und nachdem sein Verhältniß zu Elisen gelöst war, hoffte er durch Brief und Wort in Jenny's Herzen die alte Liebe wieder anzufachen. Stengel's Eifersucht führte leidenschaftliche Scenen herbei. Das Burschenschaftsstatut hatte aber auch Stengel verrathen und er mußte fliehen. Diese Flucht nebst heimlicher Wiederkehr und geheimnißvollem Aufenthalt brachte der Braut abermals Gemüthsbewegungen; sie hatte

schon ein mal am Bruche eines Blutgefäßes darniedergelegen und der Brief des Vaters brachte neue Erschütterung in ihre exaltirte Seele. Vergebens suchte der Justizrath sie zu überzeugen daß sie keine Pflichten gegen diesen Vater habe; er wollte in der Freude über seine gelungene Rache diese nicht aufgeben; auch ist er Vormund des Mädchens und willigt nicht ein, er zieht die Verhandlungen in die Länge, bis ein zweiter Brief Schilsing's in Jenny's Hände kommt und deren schwache Constitution davon zusammenbricht. Schilsing, Max, der zufällig als Arzt gerufen wurde, und der Justizrath stehen an der Leiche, als Letzterer mit harter lauter Stimme in folgende Worte ausbricht: „Wir haben unser Werk gethan und können zufrieden sein, denn wir drei starken Männer haben wacker und vereint gearbeitet, um dieses liebliche Kind zu morden. Wenn wir uns auch haßten und verfolgten, hierin waren wir immer einig. Unsere schlechten Leidenschaften trafen in diesem Strahlenpunkt zusammen. Sie, der Sie noch immer Ihre Thränen nicht stillen können, Sie haben den ersten giftigen Wurm in die kaum erschlossene Blüte gelegt und Ihre Verfolgung selbstsüchtiger Absichten wegen bis zum letzten Tage fortgesetzt. Sie, der Sie der Todten einst das Leben gegeben, haben schon das Kind von sich gestoßen, die Wiedergefundene zum Gegenstand Ihrer schnödesten Speculation gemacht, einer so gemeinen Speculation daß auch ein gröberes Werkzeug dabei hätte zerbrechen müssen. Ich endlich, ich habe sie meinem Hasse geopfert, ihr Leben galt mir weniger als dieser langgenährte unvertilgbare Haß! So vieler gemeinsamer Niederträchtigkeit konnte das liebliche Kind nicht widerstehen, sie erlag ihr, sie starb. Wünschen wir uns Glück, wir drei, es ist Alles ganz vortrefflich gelungen!"

Die Egoisten des vorliegenden Werks leiden mehr oder weniger an den Folgen ihres Egoismus. Es fehlt indeß noch ein Egoist in der Sammlung, der dem Alles gedeiht und gelingt, dem Alles sich fügt und der dem Aeußern nach gesund, reich und glücklich wird. Solche Egoisten gibt es in der Welt.

Wir haben hier den Faden des Romans so kurz als möglich wiedergegeben. In den vier Bänden welche die Erzählung füllt klagt der Leser nicht über Längen, ein Beweis wie lebendig die Ereignisse sich zutragen, wie spannend die Situation, wie fesselnd die Charaktere und wie unterhaltend die Nebenumstände sind. Im ersten Theil bildet eine Eilpostreise mit dem verbotenen Pudel eine sehr unterhaltende Episode. Die Reflexionen der schönen Elise über den Anzug der Damen und wie und was man sich dabei denken müsse, sind genial und anmuthig. Schilderungen von Gegenden und wirklichen Zuständen, z. B. die der armen Weber, tragen den Stempel der Wahrheit. Einzelne Charakterbilder sind vorzüglich gelungen. Die Häuslichkeit des Geheimraths Stengel möchte man für eine aus dem Leben genommene halten. So können wir denn das vorliegende Werk als ein unterhaltendes empfehlen. Es erinnert an den englischen Roman und das ist ein Verdienst mehr, indem der französische und deutsche uns oft als so wenig erquicklich erscheinen mußte.

4. Die Abenteurer auf Hispaniola. Von Pietro Huesco. Aus dem Spanischen von W. A. Neumann. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 1852. 8. 3 Thlr.

Eine Notiz macht den Leser darauf aufmerksam daß von den Romanen des spanischen Autors Pietro Huesco bisher in Deutschland noch Nichts veröffentlicht wurde. Wir können solches indeß nicht für ein Unglück halten, denn obgleich das vorliegende Werk den gepriesenen Reichthum an Handlung, die spannende Darstellung und feine Charakteristik besitzt, wodurch das Interesse des Lesers während des Lesens gefesselt wird, so vermag der Roman doch nicht das Urtheil einer ruhigen Kritik auszuhalten. Ohne Erquickung erschien uns die Lecture; unbefriedigt legten wir sie aus der Hand. Der Roman spielt im 17. Jahrhundert. Der Schauplatz ist S.-Domingo und die üppige Natur der Antillen breitet ihren leuchtenden Reichthum aus. Der Commandant Don Ramon Carrol ist ein Tyrann, sein Bruder der Priester ein heuchlerischer Bösewicht. Donna Carmen, die reiche Erbin, ist Don Ramon's Mündel und wird von ihm als Braut gewünscht und betrachtet. Der junge Perlenfischer Joachim liebt sie und der eifersüchtige Gouverneur haßt und verfolgt ihn mit Grausamkeit und entwickelt die ganze Willkür welche die Verhältnisse ermöglichen. Eine Krokodiljagd, Scenen mit Bukaniern, deren Anführer Leopard genannt und als unbarmherzig geschildert wird, geben dem ersten Theil ein spannendes Interesse. Es findet sich daß Joachim der Leibeigene der Sohn des französischen Grafen Cossé ist, der in Paris seine Frau aus Eifersucht ermordet hat, weil sie mit dem Herzog von Orléans ein Liebesverhältniß angeknüpft. Er ward flüchtig und gerieth nach mancherlei Schicksalen in das Verhältniß eines leibeigenen Perlenfischers. Auf dem Sterbebette enthüllt er diese seine Lebensgeschichte. Joachim und Leopard sind seine Zuhörer; Letzterer erkennt in dem Sterbenden seinen Bruder und nimmt dessen Sohn mit sich; derselbe wird Bukanier, denn er muß fliehen, weil Carmen ihren Oheim in Selbstvertheidigung erstochen hat und der Verdacht ihn, den von dem Ermordeten so schwer Beleidigten, der ihr in Fortschaffung des Leichnams behülflich war, treffen würde. Es findet sich auch Joachim's Mutter wieder; sie ist nicht an ihren Wunden gestorben und hat sich in die Neue Welt begeben, um Gatten und Sohn zu suchen. Man begegnet ihr in Wäldern und Wildnissen als Freundin der Flibustier, als Rathgeberin der wilden Indianer. Sie findet auch den Sohn und stirbt, nachdem sie ihn in Tod und Verderben gestürzt zu haben glaubt. Solche Ereignisse grenzen gewiß an das Bereich unmöglicher Romantik. Andere Begebenheiten würden wir ebenfalls für unmöglich und unwahrscheinlich erklären, wenn nicht Zeit und Umstände zu den kühnsten Erfindungen und Mittheilungen berechtigten.

Der berühmte Besen von Holland (ein holländischer Admiral) hatte damals die Meere noch nicht von Nebenbuhlern gesäubert; die englische Marine lag noch auf den Werften; der französische Adel sah in seinen Colonien nur verächtliche Comptoirs, in denen allein die jüngern Söhne des Adels von Gascogne ihre Wappen herabwürdigten. Zu dieser Zeit war es daß die Spanier, Herren beider Indien, ihre Schiffe mit Gold- und Silberbarren befrachteten. Sie hatten die Indianer ausgerottet oder unterworfen und die Widerspenstigen in die entferntesten Wälder gejagt, fern von ihren in Brand gesteckten Hütten, wo sie ihre Wohnungen in den Gipfeln der Bäume erbauten. Die Unterwürfigsten arbeiteten in den Bergwerken und Perlenfischereien auf Rechnung der Spanier. Die Inquisition von Madrid herrschte über hundert Städte in diesen reichen Gegenden des südlichen Amerika und der Antillen.

Zu Anfang der vorliegenden Erzählung lagen in den verschiedenen Häfen reich beladene Schiffe vor Anker, die für die Halbinsel bestimmt waren. Mehrere Monate lang wagten sie sich nicht in die offene See, weil das mächtige Spanien Furcht hatte vor einigen hundert Seeräubern, welche zu ihrem Beobachtungspunkte die Schildkröteninsel, einen Felsen von 16 Meilen Umkreis, gewählt hatten. Die fabelhaften Thaten, die Wunder von Heldenmuth dieser Handvoll Abenteurer werden von spanischen Schriftstellern häufig berichtet und können allein eine Idee von der Größe dieses außerordentlichen Kampfes zwischen den wilden Seeräubern und Spanien geben, welches letztere sich im Herzen seiner Besitzungen bedroht fühlte. Die bewunderungswerthesten Charaktere hatten Gelegenheit sich in diesem malerischen Rahmen zu entwickeln, den die befremdenden, von diesen Abenteurern angenommenen Sitten darboten.

So finden wir denn in reichem Maße Kämpfe, Abenteuer, Gefahren aller Art. Helden die gehenkt werden sollen und im letzten Augenblick noch Rettung finden. Joachim's unendliche Liebe für Donna Carmen, die ihn zu den aufopferndsten Handlungen, selbst in die Knechtschaft treibt, und ihre erwachende sich immermehr steigernde Neigung bilden einen Faden des sanftern Gefühls, woran die wilden, oft haarsträubenden

Scenen sich reihen. Nach vielen Gefahren und Abenteuern werden Beide glücklich, nachdem Carmen ihn vom Karren des Todes, wo das Gelbe Fieber seine Gefährten getödtet, losgebunden und befreit hat. Es waren Wasser- und Feuerproben bestanden worden, und man freut sich als man endlich das liebende Paar in eleganter Hütte der reichen Perlenfischerei Runcheria, der Besitzung Carmens, glücklich eingenistet findet.

5. Rebecca oder die Jüdin von Moskau. Roman in zwei Theilen von Sir Robert Renner. Verfasser der Romane: „Das Blumenmädchen" und „Waldröschen". Zwei Theile. Zwickau, Gebr. Thost. 1853. 8. 2 Thlr.

Wäre der vorliegende Roman nicht so außerordentlich unbedeutend, so würde die Kritik so mancherlei zu tadeln finden, denn das einzige Bemerkenswerthe und Hervorragende daran sind seine Mängel. Im Jahr 1847 findet man einen jungen gebildeten französischen Grafen Dumont, der sich in geheime Verbindungen einläßt zur Beglückung der Menschheit. Die Freiheitsgedanken, die communistischen-socialen Ansichten jener Zeit beseelen ihn. Die geheime Gesellschaft wird entdeckt und aufgehoben; die Art und Weise wie Graf Dumont sich der Verhaftung entzieht, wie er das Dienstmädchen seiner Retterin belohnt und beglückt, füllt einen großen Theil des ersten Bandes. Er muß Frankreich verlassen und der von Freiheitsideen beseelte, für Gleichheit schwärmende, wegen geheimer Verbindung Verfolgte wendet sich nach Rußland. Er ist sehr erstaunt, kindlich verwundert als er auf dem Schiff erfährt daß in Rußland seine Ideen misliebig sind, daß dort Briefe erbrochen, politische Nachrichten unterschlagen werden, daß das freie Wort nicht vergönnt ist und daß man unfreiwillige Reisen nach Sibirien antreten kann. Dumont's Indignation ist wahrhaft komisch. Er hat auch alle verdächtigen Papiere mit sich nach Rußland genommen, damit der Leser für ihn zittern und Gefahren ahnen könne die er selbst nicht ahnt. Seine Liebesverhältnisse in Moskau, erst mit der liederlichen Fürstin und dann mit der Jüdin Rebecca, haben etwas für die Kritik Herausfoderndes; bei der ersten findet man nicht die Welt, bei der zweiten nicht die Sitte und das Benehmen einer edeln Jüdin. Abermals muß der Graf aus Moskau fliehen; Rebecca hat ihn verrathen und gerettet, sie folgt ihm, wird Christin und Gräfin Dumont. Ihr Vater der sie zum Verrath angespornt, der sie einem betrügerischen, gemeinen Juden verlobt, der mit diesem Juden vereint gegen eine Belohnung den Fremden anzugeben gedachte, kommt auch nach Paris, segnet den Bund und wird des Grafen geachteter Schwiegervater. Das vorliegende Büchlein beweist daß trotz mancher Kenntniß von Ländern, Zuständen und Verhältnissen, trotzdem daß man Vieles durchdacht, Ansichten durchsprochen und in sich selbst aufgeklärt hat, man vielleicht ein sehr mittelmäßiges Werk zutagefördern kann, aber noch lange nicht einen guten Roman. 8.

Aus Livland und über Livland.

III. *)

Esthnische Volkslieder. Urschrift und Uebersetzung von H. Neus. Herausgegeben von der esthländischen literarischen Gesellschaft. Zwei Abtheilungen. Reval, Kluge. 1850—51. Gr. 8. 2 Thlr.

Nach den vorliegenden beiden ersten Lieferungen ist die Anordnung der Stoffe noch nicht abzunehmen. Da haben wir 1. Erinnerungen aus dem Heidenthum; 2. Beschwörungen und Lieder der Zaubermacht; 3. Katholische Erinnerungen; 4. Episches und Geschichtliches; 5. Lieder der Klage; 6. Liedes Lust und Leid; 7. Aus der Natur und dem Alltagsleben; 8. Liebe und Freierei; 9. Hochzeit, Ehe, Kindesliebe. In dieser Art könnte die Aufzählung ohne Ende fortgeführt werden.

Seitdem Herder in seinen „Völkerstimmen" den ersten Versuch aufstellte, Volksdichtungen verschiedener Fremdländer dem Deutschen zugänglich zu machen, wuchs die erwähnte Literatur, einmal in Anregung gebracht, zu immer umfassendern Leistungen heran. Allein was auch bisher gewonnen sein mag, es reicht noch lange nicht hin ein vollständiges geographisches Bild der Poesie zu geben, wie sie auf den verschiedenen Gebieten des Erdballs der Genius des Volks gestaltete. Die Sonderstudien einzelner Forscher führten uns möglichst vollständige Sammlungen oder Auswahlen des Besten aus bestimmten Gegenden vor. Den verschiedenen Sammlungen schließen sich Neus' „Esthnische Volkslieder" in ihrer Weise an.

Im esthnischen Volksliede hat sich die alte Ursprache, welche mit dem im Lauf der Jahrhunderte weniger alterirten Finnischen *) häufig übereinstimmt, unverändert erhalten. Der vierfüßige trochäische Vers bildet die Grundlage für den Bau jener Volkslieder, wird aber häufig an belebtern Stellen mit Daktylen unterbrochen, welche in der Regel einen langsilbigen Schluß bedingen. Ab und zu lassen sich Monstrositäten wie — — ◡ — — ◡, jedoch nur selten blicken. Der Buchstabenreim ist der gebräuchliche in den echten alten Volksliedern, denn was neuere Versuche an Nachahmung deutscher Dichtweise zutagefördert ist ohne Werth und kann hier nicht in Betracht kommen, wo die Poesie nur insoweit als sie der vollkommenste Ausdruck der Nationalität und deren Spracheigenthümlichkeit ist interessiren darf.

Eine künstlerische Verflechtung der Reime läßt sich nirgend nachweisen. Der trochäisch-daktylische Gang des esthnischen Liedes ist durch die Eigenthümlichkeit der Sprache bedingt, welche kein einziges Wort mit kurzer Anfangssilbe aufweisen kann. Derselbe Silbenfall veranlaßte den Gebrauch des Buchstabenreims, dessen das ganze alte Nordeuropa sich bediente. Eine Abtheilung in Strophen kennt das esthnische Volkslied nicht, welches in seiner eintönigen Gesangsweise für den sprachkundigen Zuhörer keinerlei Interesse bietet. Doch finden sich in einzelnen, namentlich in den an Rußland grenzenden Gegenden gewisse Refrains, wie „öho" oder „o!", welches dem schottischen O! entspräche, und „lelo, lelo," das dem russischen „люли, люли" nachgebildet scheint. Störend sind die oft bis zum Uebermaß angebrachten Wiederholungen einzelner oder mehrer Verse. Das weibliche Geschlecht scheint auch im Esthnischen Heger und Pfleger der Dichtkunst zu sein, die Frauen und Mädchen sind es, welche zahllose Lieder im Gedächtnisse aufbewahren. Mit metallsaitener Harfe (kandel oder kannel) im Lande umherziehende Sänger nach altem Stil mag es schwerlich noch geben, der letzte wanna laulumees (alte Sänger) welcher genannt wird stammte wahrscheinlich von dem Landgute Sarimois in Wierland (Esthland) und starb 1812 oder 1813 im hohen Alter.

Ich habe einen alten Sänger Hans Werner gekannt, welcher, von meinem väterlichen Landgute Heimthal gebürtig, mit eigener poetischer Begabung ein ausgezeichnetes Gedächtniß verband, das ihn zum beliebten und in der fernsten Umgegend bei allen Festlichkeiten gesuchten Gaste machte. Er starb leider früher als ich seines Liederschatzes, der mit ihm ins Grab stieg, mich vergewissern konnte. Den Mittheilungen eines jüngern Volkssängers, Peter Kriner, und einer alten esthnischen Frau verdanke ich dagegen manches schöne Lied, deren einige in meinen „Palmen und Birken" nachgedichtet wurden. Die ältern und bessern Lieder sind, wenn auch mit vielen Abweichungen, so doch in einem gemeinsamen Stamme über ganz Esthland und das angrenzende esthnisch sprechende Livland verbreitet. (Das südliche Livland hat mit Kurland die lettische Sprache gemein.) Die Jerwen und Wierland genannten Theile Esthlands sind in schönen Volksliedern am meisten ausgebeutet worden und werden für die ergiebigsten gehalten. Arm sind die Insel Oesel und Muk, der Oesel zunächstgelegene Theil

*) Vergl. Nr. 8 und 12 d. Bl. D. Red.

*) Vergl. die in den „Origines Livoniae" Heinrich's des Letten und dem „Liber census Daniae" aufbewahrten Ueberreste des alten Esthnisch.

des Festlandes.; Eine in das russische Gouvernement Pleskau in ältesten Zeiten aus dem Herzen Esthlands verpflanzte esthnische Gemeinde hat mitten unter Russen durch Jahrhunderte mit ihrer Kleidung, mit ihren Gebräuchen auch ihre Sprache und ihre schönen Volkslieder treulich aufbewahrt. Die im innern Livland gelegene fellinsche Gegend, in der ich geboren wurde, scheint nach den von mir veranstalteten Sammlungen mit zu den ergiebigsten Landschaften für esthnische Poesie zu gehören. So gelang es mir unter Anderm das berühmte altesthnische Kriegslied in einer besondern schönen Version aufzuzeichnen, an der mir der Jahrhunderte fortgesetzte poetische Fortbau von besonderm Interesse ist. Auf dem altesthnischen Stamm finden sich die Spuren des Mittelalters, des Nordischen und Napoleon'schen Kriegs aufgedrängt.

Neus standen eine Menge umfassender Sammlungen zugebote: 1. Sämmtliche bisher zerstreut gedruckte esthnische Volkslieder; 2. kleinere handschriftliche Sammlungen, theils im Besitze des Herausgebers, theils im Besitze der esthländischen allgemeinen Bibliothek; 3. eine Sammlung des esthnischen Volkslehrers Jahn Jahnson im Kirchspiele Karuseh; 4. die des verstorbenen esthländischen Generalsuperintendenten A. Knüpfer und 5. die des Dr. C. Fr. Kreuzwald in Werro. Eine noch aus dem vorigen Jahrhundert herrührende Sammlung, welche Frau S. von Knorring (geborene Tieck) dem 1824 verstorbenen Präpositus und Consistorialassessor D. G. Glanström entlehnte, ist leider gänzlich verschwunden. Dem größern deutschen Publicum wurden bisher durch Herder, Braun, Schlegel („Reisen in mehre russische Gouvernements"), Menzel („Die Gesänge der Völker") und Jegór von Sivers („Palmen und Birken") esthnische Volkslieder in deutscher Uebertragung vorgeführt.

Was die Behandlung anlangt welcher Neus beim Uebersetzen den Urtext unterwarf, darüber wollen wir ihn selbst reden lassen: „Ich habe mich darauf beschränkt, soviel mir und Andern möglich, den wahren Sinn überall mit Genauigkeit wiederzugeben und zugleich Färbung und Ton eines jeden Stücks andeutend zu spiegeln. Darum schien mir unbedenklich, dichterische Ausdrücke und Wendungen, seltenere und alterthümliche Wörter und Formen mit Maß einfließen zu lassen, freilich zuweilen auf die Gefahr hin altfränkisch und dunkel zu werden. Nothwendiger noch dünkte mich's, den Buchstabenreim als der esthnischen Volksdichtung wesentlich beizubehalten, aber auch mit der ihm eigenen Freiheit, ohne peinliche Wahrung von Zahl und Stellung zu behandeln." Diese Uebersetzung wird den Forscher gewiß befriedigen, Demjenigen aber der einen poetischen Genuß erwartet durch das Barock-Fremde nicht genügen.

Wenn Neus der esthnischen Dichtung „kühnen Schwung und hohen Flug dichterischer Begeisterung" sowie „feine und auserlesene Zierlichkeit" abspricht, so möchte ich ihm hierin nicht in vollem Maße beipflichten. Mir scheint als habe die peinliche Aufgabe welche der gewissenhafte Uebersetzer sich stellte ihn oft verhindert die volle Schönheit des esthnischen Liedes zum Ausdruck zu bringen.

Mögen hier zwei Behandlungen desselben Liedes, die eine aus Neus' „Esthnischen Volksliedern", die andere aus Sivers' „Palmen und Birken" den Schluß machen.

Die Entstehung des Gesangs.

Wo ich lösete die Lieder,
Sinnend schuf des Sanges Weisen,
Wort zusammenwand mit Worten,
Dem Gehirn enthub Gedanken?

Als mich meine Mutter wiegte,
An der Schwebestange schaukelnd,
Lullte sie mit Liebesmunde,
Mich mit schönem Sang in Schlummer.

Traumeselfen um die Wiege,
Lullend in des Lagers Ständer,
Schlummerwacht beim Schwung der Schwebe
Kräftigten das Lied der Mutter,

Daß es durch ins Herz gedrungen,
Im verborg'nen Grund zu keimen.
Bald zum Hirtenbuben wuchs ich,
Taugte zum Geschäftsbetreiber.

Hüten ließ man mich die Heerde,
Warten Färsen unter Erlen,
Hegen Heerden unter Birken,
Wahren in der Waldung Kälber.

Vöglein von geschmeid'ger Zunge
Trugen Schall im spitzen Schnabel:
Singedrossel im Dorngesträuch,
Nistevogel im Nußgesträuch,
Schwälbchen in dem Schein der Sonne,
Spatzen unter des Daches Schirm,

Jeglichem nach jedes Weise
Ward ein Lied der Lust verlieh'n.
Lerche tiriliret Lieder,
Nachtigall, sie schmettert Schläge!

And're Weisen bot der Windhauch:
Regenrauschen mit dem Gewölk,
Aus dem Meere Murmelweisen,
Aus den Wogen Schall der Schlachten.

Sturmwind stieß in die Posaune,
In die Sackpfeif' Waldungswipfel.
Solcher Sangesmänner Lieder
Wecketen mich unversehens,

Brachten bald die Saat zum Keimen,
Die so lang' im dürren Acker
Ohne Thau geschlummert hatte.
Schnelle schärft' ich da den Schnabel,

Ließ des Liedes Klänge schallen,
Ließ der Reime Reihen wallen.
Pflügend, eggend, Schwaden sammelnd,
Schlug ich an die eig'nen Lieder.

Mit dem Sang zumal erwuchs ich,
Wir sind beide Männer worden,
Freier worden, feingestaltet,
Uns der Maid ans Ohr zu schmiegen.

Der Sänger.

Höret, wie die liederfrohe
Sangeskunde mir erwachte,
Wort zum Worte heimlich fügend
In der Brust die Flamm' entfachte.

Als mit treuer Hand die Mutter
Mir gewiegt die Wiegenstange,
Lullten ihre holden Weisen
Mich zum Schlummer mit Gesange.

Traumeselfen um das Lager,
Von der Wiegenstange nieder,
Schlummerwächter an dem Bettchen,
Nährten leise Mutters Lieder.

Tief ins Kinderherz gesenket
Harrten sie auf stillem Acker.
Und ich wuchs zum Hirtenbuben,
Zu Geschäften klug und wacker.

Kuh und Kälber sollt' ich hüten
Unter Erlenstrauch und Birken,
Schaf und Ziege sollt' ich warten,
Rings auf schattigen Bezirken.

Scenen sich reihen. Nach vielen Gefahren und Abenteuern werden Beide glücklich, nachdem Carmen ihn vom Karren des Todes, wo das Gelbe Fieber seine Gefährten getödtet, losgebunden und befreit hat. Es waren Wasser- und Feuerproben bestanden worden, und man freut sich als man endlich das liebende Paar in eleganter Hütte der reichen Perlenfischerei Runcheria, der Besitzung Carmens, glücklich eingenistet findet.

5. Rebecca oder die Jüdin von Moskau. Roman in zwei Theilen von Sir Robert Renner. Verfasser der Romane: „Das Blumenmädchen" und „Waldröschen". Zwei Theile. Zwickau, Gebr. Thost. 1853. 8. 2 Thlr.

Wäre der vorliegende Roman nicht so außerordentlich unbedeutend, so würde die Kritik so mancherlei zu tadeln finden, denn das einzige Bemerkenswerthe und Hervorragende daran sind seine Mängel. Im Jahr 1847 findet man einen jungen gebildeten französischen Grafen Dumont, der sich in geheime Verbindungen einläßt zur Beglückung der Menschheit. Die Freiheitsgedanken, die communistischen-socialen Ansichten jener Zeit beseelen ihn. Die geheime Gesellschaft wird entdeckt und aufgehoben; die Art und Weise wie Graf Dumont sich der Verhaftung entzieht, wie er das Dienstmädchen seiner Retterin belohnt und beglückt, füllt einen großen Theil des ersten Bandes. Er muß Frankreich verlassen und der von Freiheitsideen beseelte, für Gleichheit schwärmende, wegen geheimer Verbindung Verfolgte wendet sich nach Rußland. Er ist sehr erstaunt, kindlich verwundert als er auf dem Schiff erfährt daß in Rußland seine Ideen mislıebig sind, daß dort Briefe erbrochen, politische Nachrichten unterschlagen werden, daß das freie Wort nicht vergönnt ist und daß man unfreiwillige Reisen nach Sibirien antreten kann. Dumont's Indignation ist wahrhaft komisch. Er hat auch alle verdächtigen Papiere mit sich nach Rußland genommen, damit der Leser für ihn zittern und Gefahren ahnen könne die er selbst nicht ahnt. Seine Liebesverhältnisse in Moskau, erst mit der liederlichen Fürstin und dann mit der Jüdin Rebecca, haben etwas für die Kritik Herausfoderndes; bei der ersten findet man nicht die Welt, bei der zweiten nicht die Sitte und das Benehmen einer edeln Jüdin. Abermals muß der Graf aus Moskau fliehen; Rebecca hat ihn verrathen und gerettet, sie folgt ihm, wird Christin und Gräfin Dumont. Ihr Vater der sie zum Verrath angespornt, der sie einem betrügerischen, gemeinen Juden verlobt, der mit diesem Juden vereint gegen eine Belohnung den Fremden anzugeben gedachte, kommt auch nach Paris, segnet den Bund und wird des Grafen geachteter Schwiegervater. Das vorliegende Büchlein beweist daß trotz mancher Kenntniß von Ländern, Zuständen und Verhältnissen, trotzdem daß man Vieles durchdacht, Ansichten durchsprochen und in sich selbst aufgeklärt hat, man vielleicht ein sehr mittelmäßiges Werk zutagefördern kann, aber noch lange nicht einen guten Roman. 8.

Aus Livland und über Livland.

III. *)

Esthnische Volkslieder. Urschrift und Uebersetzung von H. Neus. Herausgegeben von der esthländischen literarischen Gesellschaft. Zwei Abtheilungen. Reval, Kluge. 1850—51. Gr. 8. 2 Thlr.

Nach den vorliegenden beiden ersten Lieferungen ist die Anordnung der Stoffe noch nicht abzunehmen. Da haben wir 1. Erinnerungen aus dem Heidenthum; 2. Beschwörungen und Lieder der Zaubermacht; 3. Katholische Erinnerungen; 4. Episches und Geschichtliches; 5. Lieder der Klage; 6. Liebes Lust und Leid; 7. Aus der Natur und dem Alltagsleben; 8. Liebe und Freierei; 9. Hochzeit, Ehe, Kindesliebe. In dieser Art könnte die Aufzählung ohne Ende fortgeführt werden.

Seitdem Herder in seinen „Völkerstimmen" den ersten Versuch aufstellte, Volksdichtungen verschiedener Fremdländer dem Deutschen zugänglich zu machen, wuchs die erwähnte Literatur, einmal in Anregung gebracht, zu immer umfassendern Leistungen heran. Allein was auch bisher gewonnen sein mag, es reicht noch lange nicht hin ein vollständiges geographisches Bild der Poesie zu geben, wie sie auf den verschiedenen Gebieten des Erdballs der Genius des Volks gestaltete. Die Sonderstudien einzelner Forscher führten uns möglichst vollständige Sammlungen oder Auswahlen des Besten aus bestimmten Gegenden vor. Den verschiedenen Sammlungen schließen sich Neus' „Esthnische Volkslieder" in ihrer Weise an.

Im esthnischen Volksliede hat sich die alte Ursprache, welche mit dem im Lauf der Jahrhunderte weniger alterirten Finnischen *) häufig übereinstimmt, unverändert erhalten. Der vierfüßige trochäische Vers bildet die Grundlage für den Bau jener Volkslieder, wird aber häufig an belebtern Stellen mit Daktylen unterbrochen, welche in der Regel einen langsilbigen Schluß bedingen. Ab und zu lassen sich Monstrositäten wie — — ◡ — — ◡, jedoch nur selten blicken. Der Buchstabenreim ist der gebräuchliche in den echten alten Volksliedern, denn was neuere Versuche an Nachahmung deutscher Dichtweise zutagefördert ist ohne Werth und kann hier nicht in Betracht kommen, wo die Poesie nur insoweit als sie der vollkommenste Ausdruck der Nationalität und deren Spracheigenthümlichkeit ist interessiren darf.

Eine künstlerische Verflechtung der Reime läßt sich nirgend nachweisen. Der trochäisch-daktylische Gang des esthnischen Liedes ist durch die Eigenthümlichkeit der Sprache bedingt, welche kein einziges Wort mit kurzer Anfangssilbe aufweisen kann. Derselbe Silbenfall veranlaßte den Gebrauch des Buchstabenreims, dessen das ganze alte Nordeuropa sich bediente. Eine Abtheilung in Strophen kennt das esthnische Volkslied nicht, welches in seiner eintönigen Gesangsweise für den sprachkundigen Zuhörer keinerlei Interesse bietet. Doch finden sich in einzelnen, namentlich in den an Rußland grenzenden Gegenden gewisse Refrains, wie „öho" oder „o!", welches dem schottischen O! entspräche, und „lelo, lelo," das dem russischen „люли, люли" nachgebildet scheint. Störend sind die oft bis zum Uebermaß angebrachten Wiederholungen einzelner oder mehrer Verse. Das weibliche Geschlecht scheint auch im Esthnischen Heger und Pfleger der Dichtkunst zu sein, die Frauen und Mädchen sind es, welche zahllose Lieder im Gedächtnisse aufbewahren. Mit metallsaitener Harfe (kandel oder kannel) im Lande umherziehende Sänger nach altem Stil mag es schwerlich noch geben, der letzte wanna laulumees (alte Sänger) welcher genannt wird stammte wahrscheinlich von dem Landgute Sarimois in Wierland (Esthland) und starb 1812 oder 1813 im hohen Alter.

Ich habe einen alten Sänger Hans Werner gekannt, welcher, von meinem väterlichen Landgute Heimthal gebürtig, mit eigener poetischer Begabung ein ausgezeichnetes Gedächtniß verband, das ihn zum beliebten und in der fernsten Umgegend bei allen Festlichkeiten gesuchten Gaste machte. Er starb leider früher als ich seines Liederschatzes, der mit ihm ins Grab stieg, mich vergewissern konnte. Den Mittheilungen eines jüngern Volkssängers, Peter Kriner, und einer alten esthnischen Frau verdanke ich dagegen manches schöne Lied, deren einige in meinen „Palmen und Birken" nachgedichtet wurden. Die ältern und bessern Lieder sind, wenn auch mit vielen Abweichungen, so doch in einem gemeinsamen Stamme über ganz Esthland und das angrenzende esthnisch sprechende Livland verbreitet. (Das südliche Livland hat mit Kurland die lettische Sprache gemein.) Die Jerwen und Wierland genannten Theile Esthlands sind in schönen Volksliedern am meisten ausgebeutet worden und werden für die ergiebigsten gehalten. Arm sind die Insel Oesel und Ruck, der Oesel zunächstgelegene Theil

*) Vergl. Nr. 8 und 12 d. Bl. D. Red.

*) Vergl. die in den „Origines Livoniae" Heinrich's des Letten und dem „Liber census Daniae" aufbewahrten Ueberreste des alten Esthnisch.

des Festlandes. Eine in das russische Gouvernement Pleskau in ältesten Zeiten aus dem Herzen Esthlands verpflanzte esthnische Gemeinde hat mitten unter Russen durch Jahrhunderte mit ihrer Kleidung, mit ihren Gebräuchen auch ihre Sprache und ihre schönen Volkslieder treulich aufbewahrt. Die im innern Livland gelegene fellinsche Gegend, in der ich geboren wurde, scheint nach den von mir veranstalteten Sammlungen mit zu den ergiebigsten Landschaften für esthnische Poesie zu gehören. So gelang es mir unter Anderm das berühmte altesthnische Kriegslied in einer besondern schönen Version aufzuzeichnen, an der mir der Jahrhunderte fortgesetzte poetische Fortbau von besonderm Interesse ist. Auf dem altesthnischen Stamm finden sich die Spuren des Mittelalters, des Nordischen und Napoleon'schen Kriegs aufgedrängt.

Neus standen eine Menge umfassender Sammlungen zugebote: 1. Sämmtliche bisher zerstreut gedruckte esthnische Volkslieder; 2. kleinere handschriftliche Sammlungen, theils im Besitze des Herausgebers, theils im Besitze der esthländischen allgemeinen Bibliothek; 3. eine Sammlung des esthnischen Volkslehrers Jahn Jahnson im Kirchspiele Karuseh; 4. die des verstorbenen esthländischen Generalsuperintendenten A. Knüpfer und 5. die des Dr. E. Fr. Kreuzwald in Werro. Eine noch aus dem vorigen Jahrhundert herrührende Sammlung, welche Frau S. von Knorring (geborene Tieck) dem 1824 verstorbenen Präpositus und Consistorialassessor D. G. Glanström entlehnte, ist leider gänzlich verschwunden. Dem größern deutschen Publicum wurden bisher durch Herder, Braun, Schlegel („Reisen in mehre russische Gouvernements"), Menzel („Die Gesänge der Völker") und Jegór von Sivers („Palmen und Birken") esthnische Volkslieder in deutscher Uebertragung vorgeführt.

Was die Behandlung anlangt welcher Neus beim Uebersetzen den Urtext unterwarf, darüber wollen wir ihn selbst reden lassen: „Ich habe mich darauf beschränkt, soviel mir und Andern möglich, den wahren Sinn überall mit Genauigkeit wiederzugeben und zugleich Färbung und Ton eines jeden Stücks andeutend zu spiegeln. Darum schien mir unbedenklich, dichterische Ausdrücke und Wendungen, seltenere und alterthümliche Wörter und Formen mit Maß einfließen zu lassen, freilich zuweilen auf die Gefahr hin altfränkisch und dunkel zu werden. Nothwendiger noch dünkte mich's, den Buchstabenreim als der esthnischen Volksdichtung wesentlich beizubehalten, aber auch mit der ihm eigenen Freiheit, ohne peinliche Wahrung von Zahl und Stellung zu behandeln." Diese Uebersetzung wird den Forscher gewiß befriedigen, Demjenigen aber der einen poetischen Genuß erwartet durch das Barock-Fremde nicht genügen.

Wenn Neus der esthnischen Dichtung „kühnen Schwung und hohen Flug dichterischer Begeisterung" sowie „feine und auserlesene Zierlichkeit" abspricht, so möchte ich ihm hierin nicht in vollem Maße beipflichten. Mir scheint als habe die peinliche Aufgabe welche der gewissenhafte Uebersetzer sich stellte ihn oft verhindert die volle Schönheit des esthnischen Liedes zum Ausdruck zu bringen.

Mögen hier zwei Behandlungen desselben Liedes, die eine aus Neus' „Esthnischen Volksliedern", die andere aus Sivers' „Palmen und Birken" den Schluß machen.

Die Entstehung des Gesangs.

Wo ich lösete die Lieder,
Sinnend schuf des Sanges Weisen,
Wort zusammenwand mit Worten,
Dem Gehirn enthub Gedanken?

Als mich meine Mutter wiegte,
An der Schwebestange schaukelnd,
Lullte sie mit Liebesmunde,
Mich mit schönem Sang in Schlummer.

Traumeselfen um die Wiege,
Lullend in des Lagers Ständer,
Schlummerwacht beim Schwung der Schwebe
Kräftigten das Lied der Mutter,

Daß es durch ins Herz gedrungen,
Im verborg'nen Grund zu keimen.
Bald zum Hirtenbuben wuchs ich,
Taugte zum Geschäftsbetreiber.

Hüten ließ man mich die Heerde,
Warten Färsen unter Erlen,
Hegen Heerden unter Birken,
Wahren in der Waldung Kälber.

Vöglein von geschmeid'ger Zunge
Trugen Schall im spitzen Schnabel:
Singedrossel im Dorngesträuch,
Nistevogel im Nußgesträuch,
Schwälbchen in dem Schein der Sonne,
Spatzen unter des Daches Schirm,

Jeglichem nach jedes Weise
Ward ein Lied der Luft verlieh'n.
Lerche tiriliret Lieder,
Nachtigall, sie schmettert Schläge!

And're Weisen bot der Windhauch:
Regenrauschen mit dem Gewölk,
Aus dem Meere Murmelweisen,
Aus den Wogen Schall der Schlachten.

Sturmwind stieß in die Posaune,
In die Sackpfeif' Waldungswipfel.
Solcher Sangesmänner Lieder
Wecketen mich unversehens,

Brachten bald die Saat zum Keimen,
Die so lang' im dürren Acker
Ohne Thau geschlummert hatte.
Schnelle schärft' ich da den Schnabel,

Ließ des Liedes Klänge schallen,
Ließ der Reime Reihen wallen.
Pflügend, eggend, Schwaden sammelnd,
Schlug ich an die eig'nen Lieder.

Mit dem Sang zumal erwuchs ich,
Wir sind beide Männer worden,
Freier worden, feingestaltet,
Uns der Maid ans Ohr zu schmiegen.

Der Sänger.

Höret, wie die liederfrohe
Sangeskunde mir erwachte,
Wort zum Worte heimlich fügend
In der Brust die Flamm' entfachte.

Als mit treuer Hand die Mutter
Mir gewiegt die Wiegenstange,
Lullten ihre holden Weisen
Mich zum Schlummer mit Gesange.

Traumeselfen um das Lager,
Von der Wiegenstange nieder,
Schlummerwächter an dem Bettchen,
Nährten leise Mutters Lieder.

Tief ins Kinderherz gesenket
Harrten sie auf stillem Acker.
Und ich wuchs zum Hirtenbuben,
Zu Geschäften klug und wacker.

Kuh und Kälber sollt' ich hüten
Unter Erlenstrauch und Birken,
Schaf und Ziege sollt' ich warten,
Rings auf schattigen Bezirken.

Vöglein mit gewandter Zunge
Sangen schnäbelnd ihre Lieder.
Im Gebüsche jauchzten Drosseln,
Andere vom Nest hinwieder,
Schwalben frei im Sonnenscheine,
Spatzen unterm Dach alleine.

Jedes ließ nach eig'ner Weise
Munt're Jubellieder schallen:
Heiter schwirrten Lerchensänge,
Klangvoll schlugen Nachtigallen.

Winde lockten and're Weisen:
Aus der Wolke Donnerklänge,
Aus der Welle sanftes Rauschen,
Aus der Woge Schlachtgesänge.

Stürme blasen die Posaunen,
Und die Wipfel alle sausen.
Dieser Sänger Melodieen
Weckten mich mit ihrem Brausen,

Trieben rasch den Keim, der lange
Mit dem dürren Staub gerungen.
Eilig meinen Schnabel wetzend
Hab' ich froh im Wald gesungen.

Meine Lieder gaukeln flüchtig,
Regen muthig ihre Schwingen.
Auf dem Acker, auf den Auen
Laß' ich frohen Sang erklingen.

Mit dem Lied bin ich erwachsen,
Beide sind wir Männer heute,
Um die Gunst der Schönen buhlend,
Beide schlanke Freiersleute.

Jegór von Sivers.

Anna Luise Karschin.

Die Veranlassung weshalb wir hier auf diese Dichterin zurückkommen gibt der von Klenke verfaßte historische Roman „Anna Luise Karschin"*). Die Karschin gehört bekanntlich zu dem Kreise von Dichtern, durch welche die Theilnahme Preußens an der poetischen Literatur befestigt wurde, insbesondere aber hat sie ihre wesentliche Bedeutung für die Geschichte und Zeit Friedrich's des Großen, wenngleich sie von diesem selbst, sowie leider fast die gesammte deutsche literarische Entwickelung mit gleichgültigen Augen angesehen wurde, trotzdem daß gerade Friedrich und der junge Staat Preußen viel der poetischen Begeisterung der Dichter dieses Kreises zu danken hat, indem sie einestheils seinen Ruhm und seine aufstrebende Kraft im Bewußtsein des Volks befestigten, anderntheils aber in Zeiten der Niederlage und der Entmuthigung zu neuer Kraft und neuem Kampfe begeisterten, ja manche, wie z. B. Kleist, sogar mit ihrem Herzblute die Anhänglichkeit besiegelten, die sie für ihren Helden und ihr aufstrebendes Vaterland empfanden. Ramler, Gleim und Kleist sind die vorzüglichsten Repräsentanten dieser Richtung, zu denen denn auch die Karschin gezählt wird, die damals eine bedeutendere Berühmtheit erlangt hatte, als eigentlich nach ihren poetischen Leistungen, wie wir dieselben jetzt beurtheilen, zu erwarten gewesen wäre, wenn man nicht in Anschlag bringen wollte, wie diese Frau durch ihr persönliches Schicksal so viel Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande war und wie gerade Ort und Zeit für sie so günstig waren um durch ihre Theilnahme an der patriotischen Begeisterung der Preußen für ihren König und durch ihre fast schwärmerische Anhänglichkeit an diesen, sowie durch das Bekanntwerden mit den obengenannten bedeutendern Dichtern jener Zeit die Augen der Mitwelt in höherm Maße auf die Dichterin und ihre poetischen Leistungen zu lenken. Mit Recht sagt daher auch Vilmar in seiner „Literaturgeschichte": „Das größte Interesse und ein in der That bedeutendes allgemeines und bleibendes flößt ihre Lebensgeschichte ein, das Zeitinteresse aber wurde für sie dadurch rege daß eine aus niedern Verhältnissen stammende, in tiefer Noth und Dürftigkeit ihr Lebelang schmachtende Frau über dem Elend ihres Hauses, über dem Hunger und Frost und dem kümmerlichen Holzlesen im Walde und unter den Mishandlungen ihres zweiten Gatten, eines stets betrunkenen Schneiders, die poetische Kraft ihrer Jugend nicht einbüßte — daß sie ohne alle literarische Cultur, die damals verhältnißmäßig in noch weit größern Anschlag kam als heutzutage, dennoch ebenso gut Verse machen und den großen König ansingen konnte wie Gleim und die Seinigen." Die erste Ausgabe ihrer Gedichte besorgte 1764 Gleim.

Das Leben dieser merkwürdigen Frau ist von ihrer Tochter, von K. L. Klenke beschrieben, und in der Ausgabe ihrer Gedichte von 1792 enthalten. Ihre Enkelin ist die bekannte Wilhelmine von Chézy.

Der Roman Klenke's zerfällt in drei Bücher, von denen das erste „Das Dorfmädchen", das zweite „Die poetische Schneiderfrau", das dritte „Die deutsche Sappho" überschrieben ist. Der Inhalt ist folgender: Kuchel, das Kammermädchen eines Fräulein von Rose hatte Dürbach, den Wirth der Schenke auf der Meierei Hammer an der niederschlesischen Grenze, geheirathet. Bald war dieser gestorben und sie verheirathete sich zum zweiten male mit einem Jäger Hempel, der die Schenkwirthschaft fortsetzte. Aus der ersten Ehe stammte ein Mädchen, Anna Luise, die Heldin unsers Romans. Luise war längere Zeit bei ihrem Großvater erzogen worden, derselbe hatte sie im Schreiben und Lesen unterrichten, ja sogar Latein lehren lassen; dadurch war schon frühe ihre Neigung für Lecture erwacht und ihr unruhiger Geist beschäftigte sich mit wunderbaren Phantasien, die ihre Entstehung dem Lesen des Buchs von „Der schönen Melusine", „Der asiatischen Banise", dem „Robinson" u. a. verdankten. Da im Hause nicht geduldet wurde daß sie Bücher lese, so benutzte sie die Zeit dazu, während sie das Vieh weidete, wo sie einem Bauernbuben vorlas und sich immer mehr in das phantastische Reich der Märchen- und Feenwelt hineinlebte. Die Härte der Behandlung seitens ihres Stiefvaters sowie ihrer Großmutter, die Strafen der Mutter, Alles vergaß sie, Alles duldete sie, wenn sie nur ihren Träumereien nachhängen wenn sie nur lesen durfte, und es schmerzte sie, daß es solche Wunder und Liebeszauber nicht mehr gäbe. Aus Furcht vor Strafe und zugleich auch aus dem innern geheimen Drange nach Abenteuern war sie einst entwichen, mußte aber wieder zurückkehren und durfte nun nicht mehr auf die Weide, sondern wurde im Hause beschäftigt. Mit 15 Jahren kam sie als Magd in eine Mühle, da ihre Aeltern sehr zurückgekommen waren. Hier entdeckte sie denn bald daß die Müllerin ein Liebesverhältniß mit einen Offizier unterhielt, der zuweilen aus der Stadt kam und da mußte nun Luise Schildwache halten, damit sie bei ihren Zusammenkünften nicht überrascht würden. Schon jetzt gab sie oft dem Drange ihres Herzens, der seltsamen Sehnsucht nach, die sie zwang ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken, und schrieb Verse, um sich zu erleichtern, aber dieses Leben in phantastischen Bildern und Zuständen verkümmerte ihr Dasein, sie nähte schlecht und flüchtig, besorgte ihre Geschäfte unordentlich, sodaß sie von der Müllerin entlassen wurde und zu ihrer durch den Tod Hempel's zum zweiten male Witwe gewordenen Mutter zurückkehrte. Aber das stille tägliche Nähen misfiel ihrem unruhigen Geiste und immer mehr bildete sich der Hang und Trieb Verse zu machen aus, wodurch sie manche harte Stunde zu Hause zu bestehen hatte, sodaß beide Theile zufrieden waren, als der Tuchmacher Hirsekorn aus Schwiebus um sie freite und sie heirathete. Aber welche Ehe entstand aus einer Verbindung, die einerseits aus sinnlichem Triebe und überspannter Uebereilung geschlossen und in Enttäuschung, Elend, Roheit und Armuth fortgesetzt

*) Anna Luise Karschin. Geschichtlicher Roman in drei Büchern von H. Klenke. Köthen, Schettler. 1853. 8. 4 Thlr.

wurde. Scenen der tiefsten Schmach und Erniedrigung folgten nun, sie wurde aufs gröblichste von ihrem Manne mishandelt, und ihr einziger Trost in diesen schweren Leiden war die Dichtkunst, aber dennoch war sie manchmal der Verzweiflung nahe. Mit dem Einfalle der Preußen in Schlesien 1741 begann für Luise die Lage noch trauriger zu werden, indem ihr Mann über den Krieg schimpfte, der ihn brotlos machte, während er in ihrer Seele mit seinen ungewöhnlichen Ereignissen ein wohlthuendes Gefühl erweckte und ihre im Einerlei des Alltagslebens gefangene Regsamkeit der Phantasie neue Nahrung und Beschäftigung fand. So spannte sich das Verhältniß zwischen beiden immer mehr, bis Luise sich endlich entschloß zu ihrer Mutter zu flüchten, da sie die Grausamkeiten ihres Mannes nicht mehr ertragen konnte; aber auch diese verstieß sie. Luise floh weiter; wo sie erkannt wurde und um Aufnahme oder Dienste bat, da erschien sie ein Gegenstand des Schreckens und Niemand wagte das vom Manne getrennte Weib aufzunehmen. Eine furchtbare Einsamkeit umgab das flüchtige, verlassene Weib, das nun auf unbekannten Wegen in fremde Gegenden irrte und durch ihr Dichtertalent auf Hochzeiten und Kindtaufen ein kümmerliches, tiefgebeugtes Dasein sich fristete. Sie galt bei den Leuten für ein schuldiges, geschiedenes Weib, die Schmach einer Verstoßenen, das unehrliche Gerücht einer Flüchtigen verfolgte ihre Spur, der Name Hirsekorn hielt die Erinnerung und die blutende Wunde immer frisch. O hätte ich doch einen andern Namen, jammerte sie oft, und diese Empfindungen bewogen sie zu Fraustadt eine zweite Ehe mit dem Schneider Karsch einzugehen; um sich nur aus der Schmach eines entsetzlichen Namens zu retten, hatte sie sich in Verzweiflung einem Trunkenbolde in die Arme geworfen. Vermittelst ihrer Improvisationen fristete sie sich zwar und ihrem Manne ein ärmliches Dasein, bis sie die Aufmerksamkeit des Predigers durch Gedichte religiösen Inhalts, welche sie demselben überreichte, aufsichzog; aber während sie Verse und Lieder schrieb, waren ihre armen Kinder beinahe hülflos dem Verkommen ausgesetzt und der Haushalt in dem gräulichsten Zustande. Sie vergaß die Sorge, wenn ihr Geist sich in der Sphäre der Ideen und höhern Emfindungen erging, die armselige Wirklichkeit erbleichte schnell, wenn sie einsam im Stübchen saß oder über das freie Feld wanderte, vor den Phantasiegemälden einer schönern, vollkommenern Welt. Durch den Prediger war ihr Dichtertalent allmälig weiter bekannt geworden, es war sogar eine Poesie ihrer Feder in einer berliner Zeitung gedruckt worden und das Gerücht von ihrem Talente hatte sich selbst in die weitern Kreise der vornehmen Welt verbreitet. Aber darum besserte sich in ihrem Hauswesen Nichts, da sie weder Sinn für Sparsamkeit und Ordnung noch Trieb zu den häuslichen Geschäften hatte und mit dem Erworbenen nicht zu walten verstand. Mit genialer Nachlässigkeit lebte sie nur dem Augenblicke und den Eindrücken ihrer poetischen Stimmung. Ihre Noth war insofern gemildert, als ihr Sohn von Hirsekorn, den sie auf der Flucht noch geboren hatte, in ein Waisenhaus aufgenommen und sie durch größeres Bekanntwerden ihres Ruhms, durch ihre Improvisationen und Gelegenheitsgedichte mehr Geld verdiente, indeß freilich ihr Mann der Trunksucht immer stärker anheimfiel. Der längst von der Karschin gehegte Entschluß, nach Großglogau überzusiedeln und dort vor reichern und gebildetern Gönnern zu dichten, hatte endlich 1755 seine Verwirklichung gefunden durch die Empfehlung der Freunde zu Fraustadt. Durch ihre Hymnen auf die Schlachten und Siege der preußischen Armee war sie bald daselbst sehr bekannt und Vornehme aller Stände luden sie zu ihren Gesellschaften, um sich an dem Vortrage ihrer Gedichte zu ergötzen; mit der Anerkennung entfaltete sich auch ihr Talent immer mehr, ihre Ideen erweiterten sich, aber ihr Haushalt lag im Argen und die Behandlung oder vielmehr Vernachlässigung ihrer Tochter von Karsch, Karoline, war oftmals empörend. Die Karschin lernte es mit Junkern und adeligem Militair völlig cavalièrement umzugehen, sie lachte, dichtete, dachte weder an Mann noch Kinder noch häusliche Ordnung. Sie sah ihren Mann sehr selten und vorübergehend und auch er bekümmerte sich nicht um sie. Während sie zu Hause dichtete oder von Offizieren besucht wurde oder in den Gesellschaften der Vornehmen war, trieb er sich in den Schenken umher und vertrank das Geld, welches sie verdiente und unverschlossen im Zimmer liegen ließ. So waren fünf Jahre vergangen, als ihr Mann, der wegen Trunkenheit, öffentlichen Unfugs und Hausfriedensbruchs arretirt worden war, mit den Rekruten ins Feld geschickt wurde und sie so von ihm befreit war. Sie lebte nun ganz der Poesie und nahm sich auch mehr der Erziehung ihrer Kinder an. In dieser Zeit kam der Baron von Kottwitz nach Glogau, lernte die Dichterin kennen und entschloß sich dieselbe mit nach Berlin zu nehmen. Als sie diese Nachricht erfahren hatte, schenkte sie im Taumel der Freude Möbel und Hausgeräth an die Mitbewohner ihres Hauses, ja im Rausche dieser ihr ganzes Wesen durchbebenden Freude und Erwartung dachte sie nicht daran von irgend einem Bekannten Abschied zu nehmen. Der Baron brachte die Dichterin in das gräflich von Gotter'sche Haus, und dieser Aufenthalt, dieser plötzliche Wechsel hatte für sie etwas Berauschendes und Märchenhaftes, umsomehr als der Baron Alles aufbot, sie standesmäßig in die höchsten Cirkel einzuführen, obgleich er darüber mit seiner eigenen Familie zerfiel. In diese Zeit fällt denn auch die Bekanntschaft mit Ramler und dem berliner Dichterkreise, der sich um diesen gebildet hatte. Die Einwirkung auf die Karschin blieb nicht aus, namentlich war es Ramler, der ihre Poesien schulgerechter zu machen suchte. Von hier aus breitete sich nun der Ruf der Dichterin über die Grenzen Preußens, sie hatte damit ihren höchsten Glanzpunkt erreicht. Leider sollte sie auch hier bald den Wechsel des Schicksals wieder empfinden, indem der Baron erkrankte und einen Curator bekam, wodurch ihr seine Unterstützung wegfiel. Sie war nun in der Lage, die Geschenke die sie früher empfangen hatte wieder zu veräußern, um sich und die Kinder zu erhalten, zumal der Rath in Fraustadt ihr den Sohn von Hirsekorn zugesandt hatte. Da kam ihr denn der Rath und die Hülfe ihrer berliner literarischen Freunde sehr zu statten. Der junge Hirsekorn kam zu einem Handwerk, die Tochter Karoline in Kost der Realschule, und für sie selbst wurde ein bescheidenes Zimmer gemiethet, in einem Hause dessen Eigenthümer zugleich für den Unterhalt der Dichterin Sorge zu tragen hatte. Als Gleim um diese Zeit von Halberstadt in Berlin zu Besuch war, verkehrte er viel mit der Karschin und lud sie zu einem Besuche in Halberstadt ein, wo die Dichterin glückliche Tage zubrachte. Durch die Aufmerksamkeit welche ihr bei ihrer Rückkunft die königliche Familie bewies wurde die Stimmung der Vornehmen immer mehr zu ihren Gunsten und sie erhielt den Namen „die deutsche Sappho". So sehr auch ihre Freunde sich bemühten die Aufmerksamkeit des Königs auf sie zu ziehen, so gelang es doch nur halb; der König empfing sie zwar ein mal, aber so kühl, daß es Jedem klar wurde daß von ihm für die Dichterin nicht viel zu hoffen sei. In dieser Zeit suchte sie auch ihr Stiefbruder in Berlin auf, und so wurde sie fortwährend an ihre qualvolle Jugend erinnert. Nach der Audienz sandte der König ihr zwei Thaler, welche die Karschin wieder zurücksandte mit den Versen:

> Zwei Thaler gibt kein großer König,
> Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
> Nein! Es erniedrigt mich nicht wenig —
> Drum geb' ich es zurück.

Gleim, der das Mislingen der Plane auf den König erfuhr, beeiferte sich um so mehr die Subscription auf die Gedichte seiner Freundin zu vollenden. Die Subscription brachte zweitausend Thaler ein. Aber noch immer war das Unglück in ihrer Familie nicht erschöpft. Ihr Stiefbruder, der ein Geschäft in Berlin gegründet hatte, zwang die Karschin daß sie ihm ihre Tochter Karoline zur Ehe geben mußte. Die Ehe wurde später getrennt und Karoline heirathete den Sohn des

zu Bremen lebenden sächsischen Majors von Klenke. Die Karschin lebte in ihrer Weise fort, vom Hof geschätzt, nur von Friedrich selbst nicht beachtet. Ein mal noch, nahe vor dem Tode des Königs, wandte sie sich an ihn um Unterstützung; derselbe sandte ihr drei Thaler, die sie ebenfalls wieder zurückgab. Sein Nachfolger ließ ihr bei seiner Thronbesteigung ein neues Haus bauen. Sie aber konnte kaum die Zeit es zu beziehen abwarten, nahm von dem noch feuchten Hause Besitz und starb 1791, 69 Jahre alt.

Wir sind dem Verfasser von Anfang bis zu Ende langsam gefolgt, und wenn wir nun am Ziele den Blick rückwärts wenden, so werden wir nicht verkennen daß er es verstanden hat uns für seinen Gegenstand zu interessiren, daß er mit Liebe denselben behandelt, daß er den historischen und psychologischen Theil seiner Aufgabe glücklich gelöst hat; ob aber, wenn man von dem geschichtlich-biographischen Kern ganz absieht, auch immer eine ästhetische Befriedigung eingetreten ist, das haben wir alle Ursache in manchen Punkten in Zweifel zu ziehen. Das Leben in Hirsekorn's Hause, die Behandlung der Kinder mag vielleicht nur zu wahr sein, aber in das Gebiet des poetischen Romans hereingenommen mußte es minder grell, nicht in so wilden Contrasten zur Erscheinung kommen; hier und da schlägt auch in die grellen Scenen die poetische Milderung herein, aber meistens scheint sich der Verfasser doch zu sehr von dem gegebenen Stoffe, von der subjectiven Wahrheit und vielleicht auch etwas vom Effecte zu sehr haben beherrschen zu lassen, als dies der Roman verträgt, wenngleich nicht zu verkennen ist daß auf diese Weise das Gemälde als biographische Darstellung von größerer Bedeutung geworden ist. Jedenfalls verdient das Buch alle Beachtung. 55.

Schilderungen aus Holländisch-Ostindien von F. Epp. Heidelberg, C. F. Winter. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser trat 1835 als Sanitätsoffizier in holländische Dienste und wurde nach den ostindischen Colonien eingeschifft. Der Wille seiner Obern wies ihm Stationen auf fast allen Hauptpunkten der Colonien abwechselnd an und ließ ihn die Inseln von Sumatra bis zur Bandagruppe allmälig kennenlernen; sein Beruf aber ist ganz besonders geeignet mit den verschieden Classen der Gesellschaft und ihren Verhältnissen in nähere Berührung zu bringen. Der Arzt ist ein zweiter Beichtvater, und die naturwissenschaftlichen Studien, deren er bedarf, befähigen ihn vor vielen Andern zur Beobachtung klimatischer und physikalischer Ländereigenthümlichkeiten.

Epp, ein Deutscher, hat, wie man uns sagt, schon 1841 „Schilderungen aus Ostindiens Archipel" erscheinen lassen, welche in mehre Sprachen übersetzt wurden. Das vorliegende Werk soll eine Ergänzung und Fortsetzung davon liefern.

Jede Schrift welche sich eine Aufgabe stellt wie die obige und nur mit einiger Geschicklichkeit ausgearbeitet ist wird einen Leserkreis finden. Der Drang der Gegenwart, das Dunkel von den verschiedensten Gegenden unsers Erdballs und deren Bewohnern zu entfernen, muß ihnen Bahn brechen. Wo noch so wenig geschehen ist wie in Bezug auf Ostindien, hat der Schriftsteller doppelt günstige Aussicht. Während man aus den alljährlich über Amerika, insbesondere die Vereinigten Staaten, erscheinenden Schriften eine Bibliothek bilden könnte, sind andere Theile der Erde fast ganz in Vergessenheit gerathen. Die Spannung welche man dem modernen Staat der Freiheit und Industrie zuwendete drängte andere verwandte Interessen in den Hintergrund. Der ostindische Archipel insbesondere, wenn man absieht von geologischen Forschungen, hat verhältnißmäßig wenig Beachtung gefunden, wozu auch das holländische Abschließungssystem das Seinige mit beigetragen haben mag. Und doch birgt es in sich ungeheuere Reichthümer, welche eine noch so anhaltende und schonungslose Ausbeutung nicht hat erschöpfen können und bei der erstaunlichen Zeugungskraft der tropischen Länder nicht erschöpfen wird; und doch hat Ostindien den Europäern als Lieferungskammer von Schätzen und Naturproducten gedient, ehe noch Amerika zu einiger Bedeutung gekommen war. Es gab freilich eine Zeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo die Europäer, besonders Deutsche, die immer mit ihren Wünschen nach außen schweifen, Ostindien mit denselben sehnsüchtigen und staunenden Blicken betrachteten wie jetzt Amerika; und aus jener Zeit stammen noch Reisebeschreibungen und Schilderungen des wunderbaren Osten. Aber sie rühren von ungeschickten Händen her und sind nach Stoff und Behandlungsweise veraltet und ungenießbar.

Widmet sich nun ein Mann von Kenntnissen, von einer Bildung welche der Höhe unserer Zeit entspricht und den politischen und mercantilen Interessen der Gegenwart nicht fremd ist einer solchen Arbeit, so darf er auf Anerkennung eines wohlerworbenen Verdienstes Anspruch machen. Und dies gebührt in vollem Sinne Epp.

Da es unmöglich wäre eine Inhaltsangabe in specie hier zu liefern, so fassen wir für Diejenigen welchen ein solches Buch wichtig sein kann die Hauptgesichtspunkte heraus, in denen es uns bedeutend erscheint.

Ethnographisch. Mit großer Genauigkeit ist die Menge der Bevölkerung nach ihren einzelnen Bestandtheilen, von deren hauptsächlichen Bilder entworfen werden, aufgeführt. Ein Leser von einigermaßen selbständiger Phantasie bekommt ein wundersames Gemälde von Nationenvermengung, die vielleicht nirgend eine so bunte Musterkarte aufstellen kann. Der Widerwille den der Verfasser wol nicht mit Unrecht gegen dies holländische Colonialsystem und die eingewanderten Europäer im Allgemeinen hegt, der jedoch nicht ganz von persönlicher Animosität frei ist — den Grund verbirgt er selbst löblicherweise keinen Augenblick — und das natürliche Mitgefühl für den Unterdrückten verbunden mit der poetischen Anhänglichkeit an das Große, das von der Erde verschwunden ist, mag ihn freilich zu günstig für die eingeborenen Javanen gestimmt haben. Von einem Volke das Jahrhunderte hindurch von der rohen Sinnlichkeit und Ausschweifung religiöse Profession machte läßt sich Nichts erwarten als sein Untergang. So hat auch die Geschichte, das Weltgericht, geurtheilt, indem es eine zahlreiche Nation einer Handvoll Eingewanderter unterliegen ließ. Diesen Richter der Grausamkeit zu zeihen, dazu berechtigt uns weder unsere Vorliebe für das Alte noch wie hier die noch dazu wol übertriebene Meinung von der Braminenweisheit, welche vielleicht dem Hinducultus auf Java beigemischt war, aber gewiß nicht als populaires Gemeingut gelten kann.

Politisch und industriell. Die Herrschaft welche die Holländer ausüben verdient freilich wol so gut als der sittliche oder vielmehr sittenlose Einfluß der Eingewanderten auf die Eingeborenen, eine strenge Kritik, vielleicht noch eine strengere als hier gegeben. Es ist eine traurige Wahrheit daß die Colonien stets von den Mutterländern mishandelt wurden; die Erfahrungen von drei Jahrtausenden bestätigen sie. Das Monopolsystem in Holländisch-Ostindien erscheint wirklich grausenhaft. Wenn die Erzeugnisse des Landes von den Producenten um ein Fünftheil bis ein Zwanzigtheil Dessen an die Herrschenden und ihre Magazine abgegeben werden müssen was diese im Welthandel dafür erhalten, so ist dies ein ungeheurer Wucher an den sich kaum glauben läßt. Dergleichen muß die Colonien zum gänzlichen Ruin — Entvölkerung, Aufhören der Production — oder zum Abfalle führen. Epp scheint an den letztern zu glauben. Aber in der so gemischten Bevölkerung von Holländisch-Ostindien findet sich kein Factor, keine Nationalität welche die Selbständigkeit dieser weiten Insellande zu behaupten im Stande wäre. Es bliebe übrig daß dieselben in die Hände eines neuen Herrn kämen, und dann fragte es sich ob sie ein besseres Loos zu erwarten hätten. Möglich allerdings, ja kaum zu vermeiden ist es daß den Holländern mit und um diese Colonien Kämpfe bevorstehen. Auch die übeln Herrscher ereilt das Schicksal. Die mehrmals

erwähnte Idee daß Deutschland mit der Zeit als Nation und nicht blos als Lieferant von Köpfen und Armen an der Regierung der Inseln theilnehmen werde und möge, ist für unsere gegenwärtige politische Lage zu groß und schön als daß wir Glauben daran haben könnten. Wird Holland je Deutschland zum Beschützer seines Herdes aufrufen, auch wenn letzteres in der Lage wäre Schutz zu gewähren? Die Erfahrung hat gelehrt daß keine Völker so feindlich gegen unsere Nation gesinnt sind als diejenigen welche im Tochterverhältnisse zu ihr stehen.

Naturhistorisch. Mit viel Fleiß und Kenntniß sind Notizen über die mineralischen, botanischen und animalischen Erzeugnisse der Länder gesammelt. Von der Ebene bis zum Gebirg, bis auf die Spitzen der Berge und an die Krater der Vulkane werden wir hinaufgeleitet und mit den tausend Merkwürdigkeiten des wunderbaren Tropenlandes wissenschaftlich bekanntgemacht.

Antiquarisch. Der Ostindische Archipel hat an der Geschichte und Entwickelung des asiatischen Continents theilgenommen. Seine Bevölkerung, in welchem Bildungsstadium sie auch gegenwärtig stehen mag, ist doch nicht mehr im reinen Naturzustande. Sie hat wie die Hindu eine religiöse und politische Cultur schon ein mal gepflegt, die der jener Nachbarn sehr verwandt gewesen. Auf Java hat der Dienst des Brahma und des Siwa seine heiligen Stätten gehabt, ehe die Araber den Mohammedanismus hierher brachten: davon zeugen noch Baudenkmäler welche von Epp mit einer gewissen germanischen Vorliebe aufgesucht und geschildert werden. Im Ganzen legt er aber dieser Urcultur sicherlich einen zu hohen Werth bei; denn wie herrlich diese Mysterien der Braminenkaste sich auch in der Ferne der Zeiten und des Raums ausnahmen, so dürfen wir doch nie vergessen daß sie dem Kindesalter der Menschheit angepaßt waren, und daß die Völker welche ihnen noch anhängen in einem Zustande der Kindheit sich befinden. Es heißt Abgötterei mit der Vergangenheit treiben, wenn man über ihr die Gegenwart gering achtet, und den Werth der Geschichte verkennen, wenn man, wie es jetzt oft und von Männern von anerkanntem Geiste geschieht, von ihr allein das Glück und Heil erwartet, auf welches die Menschheit hofft.

Wir haben in dieser Uebersicht den Reichthum des Materials, was in dem Buche Epp's geboten ist, noch lange nicht erschöpft, müssen uns aber damit bescheiden, zu bemerken daß jeder Wissenschafter, vom Verehrer der Naturkunde bis zur Archäologie, daß selbst der Arzt, ja sogar der Kaufmann die Schrift mit Gewinn lesen wird.

Nun noch ein allgemeines Wort mit dem unvermeidlichen Recensentenaber. Viel Geist, viel Kenntnisse, viel Wissenschaftlichkeit birgt das Buch trotz seiner zerstückten Form; hier und da hat es sogar einen Anstrich von Romantik der Denkweise. Allein was wir gegenwärtig von einem Völker- und Ländermaler fodern vermissen wir: die Gabe, das große Gemälde lebendig-anschaulich zu machen. Es fehlt dem Verfasser jene kräftige, kühne Phantasie, welche das Angeschaute, das als Gewußtes blos todt ist, weil es nur dem Verstande angehört, in belebter Gestalt zurückerschafft. Der Verstand zergliedert blos, die Phantasie setzt zusammen und beseelt das Einzelne. Wir finden die Factoren eines Tropenlandes, aber nicht sein Gemälde, nicht die Glut seiner Farben, nicht den Glanz seiner Erzeugnisse, nicht den tropischen Charakter wieder.

H. Werner.

Novelle von Collins.

„Antonina", Novelle in drei Bänden von W. Wilkie Collins, ist von der englischen Kritik nicht ungelobt, in Deutschland nicht ungelesen geblieben, und es wäre daher möglich, zumal unter den deutschen Freunden der englischen Novellenliteratur eine gewisse Klage über das qualitativ Ungenügende der jüngsten Erscheinungen laut und lauter zu werden anfängt, daß ein neuestes Phantasiegebilde von Collins: „Basil: a story of modern life" (3 Bde., London 1853), Hoffnungen erregte die sich an „Antonina" anknüpfen. Ohne solche Hoffnungen ganz zertrümmern zu wollen, dürfte es doch ebenso gewagt sein, ihnen volle Erfüllung zu verheißen. Vielleicht liegt auch hier das Richtige zwischen den beiden Extremen. Basil, der ohne Familiennamen auf- und abtritt, gehört dessenungeachtet einer zwar bürgerlichen, aber angesehenen Familie an, einer die, wie man in England zu sagen pflegt, zwei gleichmäßige Längen besitzt, einen langen Geldbeutel und einen langen Stammbaum, eine Familienart die auf letztern sich häufig mehr zugutethut als der stolzeste Abkömmling aus normannischem Blute. Basil ist der zweite Sohn; sein älterer Bruder heißt Ralph und ist ein kleiner Taugenichts, welcher dem geld- und ahnenstolzen Vater vielen Kummer verursacht. Basil hingegen — indeß auch Basil verliebt sich in die Tochter eines Leinwandhändlers, sieht und liebt sie, und weil nach den Begriffen seines Vaters die Tochter eines Leinwandhändlers für ihn eine sehr standeswidrige Partie ist und er weder den Vater kränken noch seiner Liebe entsagen mag, läßt er sich mit Margaret Sherwin heimlich trauen, und statt mit ihr zu leben begnügt er sich sie bisweilen zu besuchen. Bei diesen Besuchen drängt sich ihm die verdrießliche Wahrnehmung auf daß seine Margarethe durchaus nicht die Engelsnatur ist welche er in ihr angebetet hat. Bald glaubt er auch ein Einverständniß zu bemerken zwischen ihr und dem ersten Commis ihres Vaters, in dessen Hause sie fortwährend wohnt. Gedachter Commis nennt sich Mannion und trägt das Gepräge eines finstern, mürrischen Charakters, dem man eher die Handhabung eines Dolchs als eine süße Liebesempfindung zutrauen möchte. Wie er im Fall des Empfindens Erwiderung hoffen darf, scheint nicht weniger zweifelhaft. Gleichwol sieht ihn eines Tags der wachsame Basil mit Margarethen ausfahren, Beide allein. Basil folgt; der Wagen hält vor einem Hôtel. Die Angekommenen lassen sich ein besonderes Zimmer geben; Basil auch und zwar das anstoßende Zimmer. Was die Beiden thun und Basil nicht zu errathen braucht, hat Paul de Kock wiederholt erzählt, und der Verfasser, der nicht in dieser Beziehung allein den Geschmack der französischen Schule theilt, fühlt keine Verbindlichkeit den Vorfall in mehr als durchsichtigen Schleier zu hüllen. Das Weitere macht Margarethen wahnsinnig. In einem lichten Momente erhält sie die Verzeihung ihres Gatten und stirbt, und nun schließlich läuft ein Brief von Mannion an Basil ein, worin jener seine That als eine That der Rache bezeichnet, weil sein Vater von Basil's Vater wegen einer unter entschuldigenden Umständen begangenen Fälschung an den Galgen gebracht und dadurch ihm, dem Sohne, der Weg zu Margarethens legitimem Besitze versperrt worden sei.

11.

Notizen.

Naivetät in der Diplomatie und Kriegskunst der Chinesen.

Der ehemalige Gouverneur der Colonie Hongkong und englische Bevollmächtigte in China, Sir John Francis Davis, hat in seinem Buche „China during the war and since the peace" (London 1852) manches Interessante über das Leben in China und namentlich über den Krieg den England 1840 gegen China unternahm und der am 26. August 1842 durch den Vertrag zu Nanking beendet wurde, veröffentlicht. Nach seiner Angabe befinden sich die Chinesen hinsichtlich der räumlichen und politischen Verhältnisse der europäischen Staaten in einer liebenswürdigen Unwissenheit. Als daher der englische Krieg im Anzuge war, entschloß sich der Vicekönig über die europäischen Völker doch einige Erkundigung einzuziehen. Er ließ in der Eile alle fremden Bücher sammeln die er in China oder Indien gerade auftreiben konnte, berieth sich mit einigen zusammengelesenen Amerikanern und Russen, von denen er glaubte daß sie an dem englischen Krieg kein Interesse hätten,

und das Ende seiner Bemühungen war — eine unsinnige, voluminöse Compilation in 12 Bänden die man für „statistische Notizen über die Königreiche des Westens" ausgab. Nach Inhalt derselben hat England im Westen drei mächtige Feinde, Rußland, die Vereinigten Staaten und Frankreich; außerdem aber haben die Gelehrten des Vicekönigs entdeckt daß sich Großbritannien sehr durch die Reiche Cochinchina, Siam und Nepaul beunruhigt fühlt. Als Feldzugspläne werden zwei vorgeschlagen: entweder soll eine chinesische Armee durch Rußland marschiren und England besetzen, oder es soll eine Flotte zur Eroberung Bengalens abgeschickt werden. Und über solchem Unsinn brütete ein Vicekönig, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, dessen Forschungen die Grundlagen für die militairischen Operationen Chinas bilden sollten. Als später im Verlauf des Kriegs die Engländer den Chinesen derb zu Leibe gingen, beschäftigten sich die Chinesen mit andern sehr heitern Vorschlägen über die Vernichtung der Europäer. Die Einen wollten den Feind in Rauchwolken hüllen und ihn dann ohne daß er es merkte angreifen; Andere schlugen vor man möge ein paar Taucher absenden, welche die Steuerruder der englischen Schiffe zerstören und in die Rumpfe derselben Löcher bohren sollten. Ein Placat foderte die Engländer zur Rückkehr in ihre Heimat auf; dort sollten sie — ihre Aeltern pflegen, denn diese stehen bei den Chinesen in hoher Achtung. Auch Aufrufe wurden erlassen keinen Schwefel und Salpeter auszuführen, damit die Engländer kein Pulver fertigen könnten. General Yiking versprach den indischen Soldaten in einer Proclamation das Leben, wenn sie nicht auf die Chinesen schössen und sogar einen Mandarinenknopf, wenn sie einen Offizier auslieferten. Endlich fand man in einem verlassenen chinesischen Lager das Concept eines Briefs Yiking's an den englischen General, in welchem der Chinese Pottinger vorschlug, er möge ihm die englische Armee überliefern, wofür er der Gnade des Himmels empfohlen sein sollte. Der Vertrag von Nanking war auf dergleichen die beste Antwort. 31.

Die griechischen Kaufleute in England.

Im Jahre 1810 gab es in London zwei bis drei griechische Handelshäuser; ihre anfangs beschränkten Geschäfte und Speculationen waren vom Glück begünstigt, sodaß bald ähnliche Unternehmungen von Griechen in London begründet wurden und nach und nach der ganze Handel des Orients in ihre Hände gelangte. Dieser Handel, dessen Stapelplätze früher nur Konstantinopel und Smyrna gewesen waren, erweiterte sich nunmehr bis zu den Mündungen der Donau und den Küstenstrecken des Schwarzen Meers, nach Persien und den Provinzen Kleinasiens, deren hauptsächlichste Märkte Aleppo und Damaskus sind, bis nach Aegypten, und durch die Klugheit, Thätigkeit und Gewandtheit der Griechen erstreckte er sich nach den fernsten Ländern, wo bisher die Fabrikate Manchesters ebenso unbekannt gewesen waren als selbst der Name Englands. Die Zahl der griechischen Handelshäuser in England hat sich von fünf (im J. 1822) bis auf 200 vermehrt. Die Ausfuhr aus jenen Ländern des Orients und die Einfuhr in dieselben welche diese griechischen Handelshäuser vermitteln und woran die Griechen 1822 den geringsten Antheil hatten hat gegenwärtig einen solchen Umfang gewonnen daß in der Rangordnung der Handelsbeziehungen Englands zu andern Nationen dieser griechische Handel den dritten oder vierten Platz einnimmt, und während das Capital der 1822 in England existirenden griechischen Kaufleute wenig mehr als 50,000 Pf. St. betrug, gegenwärtig ein einziges dieser griechischen Handelshäuser mehr als das Vierfache dieser Summe jährlich gewinnt, und, nachdem seit 1846 namentlich auch der orientalische Getreidehandel in die Hände der Griechen in England gekommen ist, die Summe die jährlich in diesem Getreidehandel umgesetzt wird bis zu vier Millionen Pf. St. ansteigt. 18.

Ein königliches Wort.

Der Kammerrath Drewsen, jetzt Besitzer einer Papierfabrik unweit Kopenhagen, war einer der freisinnigen Männer, die mündlich und schriftlich das Beste des Landes besprachen. Als dieser gewandte Volksredner einst in der „Kjöbenhavenspost" einen scharfen Aufsatz über die bürgerliche Freiheit auf den Gütern geschrieben hatte, ließ der König Friedrich VI. ihn zu sich rufen um ihn darüber zur Rede zu stellen. „Sie haben wider mich geschrieben", sagte der König, „aber seien Sie nur versichert, ich will wol den Mann finden der Ihnen ebenso gut antworten soll." Drewsen, der dies selbst erzählte, fügte hinzu: „Da stand ich nun vor dem Herrn über Leben und Tod, durchdrungen von dem innigsten Gefühle der Verehrung für den edeln König, der wie Einer meines Gleichen mit mir rechtete; er, auf dessen bloßen Wink man mich sogleich ins Gefängniß geschleppt haben würde. Kann man anders als solchen König lieben und verehren?"

Nicht zu Hause.

Von der Zerstreutheit des tiefgelehrten Bischofs Dr. Münter wissen die Kopenhagener manche drollige Scene zu erzählen. Da ihn Viele besuchten und mit ihm zu sprechen hatten, schrieb er einst beim Ausgehen früh Morgens mit Kreide an seine Thür: „Dr. Münter er ikke hjemme" (Dr. Münter ist nicht zu Hause). Als er darauf Mittags wieder zurückkehrte, in Gedanken vertieft die Treppe zu seinem Arbeitszimmer hinaufgestiegen war und nun an der Thüre die Morgens von ihm selbst geschriebenen Worte laut gelesen hatte, schüttelte er den Kopf, wiederholte das „ikke hjemme", fügte ein bedauerndes „Hm! hm!" hinzu und kehrte wieder um um weiter zu gehen. 27.

Bibliographie.

Angst's, E., nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Freundeshand. 1ster und 2ter Band. Winterthur, Steiner. 1852, 53. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Böhtlingk, O. und R. Roth, Sanskrit-Wörterbuch. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1ste Lieferung. St. Petersburg. Imp.-4. 1 Thlr.

Christus und Antichristus, in populären Dialogen nach Lucian. Von Minucius Felix, dem Jüngeren. Regensburg, Manz. 24. 17½ Ngr.

Curtze, L., Geschichte des evangelischen Kirchengesangs und der evangelischen Gesangbücher in dem Fürstenthum Waldeck. Ein Beitrag zur Hymnologie. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 28 Ngr.

Freilieb, D. A., Vier Predigten den Freunden einer Kirche der Zukunft gewidmet. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Griechische Kriegsschriftsteller. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von H. Köchly und W. Rüstow. 1ster Theil. Inhalt: Aeneias, von der Vertheidigung der Städte. Heron und Philon, vom Geschützbau. Nebst einem Anhange zu den Schriften Heron's und Philon's enthaltend Vitruvius X, 13—15 und die Quellen für die Geschütze der zweiten Artillerieperiode. Mit 10 Tafeln Abbildungen. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Müller, C. A., Goethe = Tasso. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 10 Ngr.

Nolte, V., Funfzig Jahre in beiden Hemisphären. Reminiscenzen aus dem Leben eines ehemaligen Kaufmanns. Zwei Theile. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Thlr.

Peip, A., Christus und die Kunst. Eingeleitet durch Worte der Erinnerung an Ludwig Tieck. Berlin, G. Reimer. 8. 7½ Ngr.

Unterhaltungen im Bade. Aus den Papieren einer hochgestellten Dame. Zwei Theile. Mannheim, Löffler. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1853
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

28. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neue Folge. Achter Theil und folgende. 12. Geh.

Der Preis der ersten zwölf Theile dieser Sammlung ist von 23 Thlr. 24 Ngr. auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Der Neuen Folge erster bis siebenter Theil (1848—52) kosten jeder 2 Thlr.

29. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Vierter Band und folgende. 8. Geh.

Der erste Band (1850, 3 Thlr.) enthält:
Jon oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere oder das Schöne. — Hippias der Kleinere oder die Lüge. — Alkibiades der Erste oder der angehende Staatsmann. — Lysis oder die Freunde. — Charmides oder die Besonnenheit. — Laches oder die Tapferkeit. — Protagoras oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite oder das Gebet.

Der zweite Band (1851, 3 Thlr.) enthält:
Euthydemos oder der Silbenstecher. — Menon oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron oder von der Gottseligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos oder die Wortbildung.

Der dritte Band (1852, 3 Thlr.) enthält:
Theätetos oder die geistige Entbindungskunst. — Parmenides oder das Eine. — Der Sophist oder das Treibjagen. — Der Staatsmann oder das wahre Königthum.

30. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Zweite Abtheilung. 8.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes, die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend, erschien 1847 und kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Die ersten drei Bände erschienen in zweiter Auflage 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Der erste Band nebst der neu erschienenen ersten Abtheilung des vierten Bandes (1847) bilden ein besonderes Werk unter dem Titel:

Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von K. H. L. Pölitz. Fortgesetzt von F. Bülau. Drei Abtheilungen. 5 Thlr.

31. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Neunter Band. 8. Auf Druckpapier und Velinpapier.

Der erste bis achte Band (1832—50) kosten auf Druckpapier 24 Thlr. 13 Ngr., auf Velinpapier 48 Thlr. 25 Ngr.

Der achte Band erschien a. u. d. T.:

Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution 1740—95. 8. Druckpapier 4 Thlr.; Velinpapier 8 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

32. **Raumer (F. von), Vermischte Schriften.** In drei Bänden. Zweiter und dritter Band. 8. Geh.

Der erste Band (1852) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

33. **Stickel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Zweites Heft. 4.

Das erste Heft führt auch den Titel:

Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. 4. 1845. 2 Thlr.

34. **Sue (E.), Les mystères du peuple,** ou l'histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome quatorzième et suite. In-8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Tomes 1—13 (1850—52) kosten zusammen 6 Thlr. 15 Ngr.

35. ———, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Vierzehnter Theil und folgende. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der erste bis dreizehnte Theil (1850—52) kosten zusammen 4 Thlr. 10 Ngr.

36. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In 11 Heften. Zehntes und elftes Heft. 4. Jedes Heft 4 Thlr.

Die von 1845—52 ausgegebenen neun Hefte enthalten:
I. Strausse und Hühnerarten. — II. Flugvögel, Steigvögel Sangvögel, Singvögel. — III. Singvögel. — IV. Würger — Krähen. — V. Krähen, Schwalben, Eulen, Falken. — VI. Raubvögel — Wadvögel. — VII. Wadvögel. — VIII. Wadvögel. Schwimmvögel. — IX. Schwimmvögel.

37. **Töpffer (R.), Gesammelte Schriften.** Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. Achtes Bändchen und folgende. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Das erste bis siebente Bändchen enthalten:
I.—III. **Genfer Novellen.** Drei Bändchen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr. IV.—VII. **Das Pfarrhaus.** Vier Bändchen. 1852. 3 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien ferner daselbst:

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe mit 137 Bildern (in Holzschnitt) von der Hand des Verfassers. 16. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. In Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe. 8. 1847. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

———. Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers (ohne Illustrationen). 8. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 23 Ngr. Vgl. Nr. 95.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 30. —— 23. Juli 1853.

Inhalt.

Vehse's „Destreich".

(Beschluß aus Nr. 29.)

Die Regierung Maria Theresia's (1740 — 80) ist durch die Kriege mit Preußen zu einer für das östreichische Kaiserhaus sehr empfindlichen Celebrität gelangt. Die bekannte Pragmatische Sanction hatte der jungen Prinzessin (geboren 1707) die Krone verschafft, aber schon der alte Eugen besaß kein großes Vertrauen auf die Garantien. Seine Idee war es daher, wie Hormayr darthut, gewesen, die Erbtochter des Kaisers geradezu mit dem Kronprinzen von Preußen, dem spätern Friedrich II., zu verheirathen.

Dieses Heirathsproject scheiterte aber an den Familienzwistigkeiten die von Berlin her laut wurden, und am meisten durch die Gerüchte die von den unheilbaren Rückwirkungen der jugendlichen Ausschweifungen Friedrich's auf seine Gesundheit und Manneskraft ausgesprengt wurden. Der Religionsunterschied wurde in Wien nicht als ein unübersteigliches Hinderniß angesehen, ja von Einigen im Rath des Kaisers sogar als eine Brücke betrachtet zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils und einer engern Verbindung gegen Frankreich, mitunter auch gegen verschiedene unbequeme Plane des englischen Cabinets. Maria Theresia selbst konnte Friedrich aber nicht ausstehen; bei einem spätern Gespräch über Schlesiens Verlust durch Friedrich rief sie aus: „Alles besser als ihn heirathen!"

Maria Theresia bestrebte sich eine gewisse Einheit in die verschiedenen Theile des östreichischen Staatenbundes zu bringen und eine östreichische Monarchie, einen Gesammtstaat Destreich zu erzielen. Ihr System war ein entschieden absolutistisches, während sie sich auf der andern Seite gegen die Einzelmenschen im Ganzen sehr liebevoll und mütterlich zeigte. „Maria Theresia's Absolutismus", sagt Hormayr, „war idyllisch-absolutistisch, der Joseph's doctrinair-marcaurelisch." Mitunter aber verhängte sie auch strenge Züchtigungen, so z. B. nach 1742, wo die Aristokratie Böhmens abermals (und verschiedene Bürgerliche mit ihr) übel weg kam, wegen der dem Kurfürst von Baiern und deutschen Kaiser Karl VII. als König von Böhmen geleisteten Huldigung. Maria Theresia brach hier die feierlich stipulirte Amnestie, um ihre Rache zu üben. Eine Menge Personen wurden verwiesen, suspendirt, abgesetzt, anderweitig hart bestraft, eine Anzahl sogar hingerichtet, wie wir durch ein von Hormayr mitgetheiltes Mémoire näher erfahren. Es sollen 21 Köpfe gefallen sein, welche die Geschichte aber nicht nennt. Vehse meint daß sich darunter wahrscheinlich auch die letzten Grafen Wrtby, von einem der ältesten und mächtigsten böhmischen Geschlechter, befanden, indem dies Geschlecht seit der Katastrophe in den vierziger Jahren verschwunden ist.

Die Quellen über den Hof und die Regierung Maria Theresia's betreffend, so enthält der zweite und dritte Band der „Anemonen" von Hormayr bei Gelegenheit historischer Episoden über die Kriege unter dieser Kaiserin und über den Staatskanzler Kaunitz schätzenswerthe Schilderungen. Auch einzelne englische Touristen liefern Beiträge der Charakteristik. Am wichtigsten aber sind die Denkschriften und Depeschen zweier preußischer Staatsmänner und Gesandten: Fürst's und Podewils'. Letztere (Podewils' Depeschen) wurden von Dr. Wolf aus dem Fürst Schönburg'schen Archive zu Gusow (einem ehemaligen Gute Derfflinger's) bei Berlin edirt; die Denkschriften Fürst's kannte man schon fragmentarisch aus des alten Nicolai's Reise und aus Mirabeau's Werk über die preußische Monarchie, sie wurden jedoch neuerdings ausführlicher von Ranke mitgetheilt.

Der bedeutendste Mann in Wien unter Maria Theresia war der Staatskanzler Fürst Kaunitz. Die Vorfahren des Fürsten gehörten in alten Zeiten, wie die meisten Adelsgeschlechter Destreichs, zu den eifrigen Protestanten. Ein Kaunitz (Ulrich von), der 1617 starb, war gewissermaßen der Mittelpunkt der Opposition in Mähren gegen Destreich. Nach der Erdrückung Böh-

mens und Mährens durch Ferdinand wurde einer der Söhne dieses Kaunitz, Friedrich, zum Schwerte verurtheilt, aber begnadigt, und der Sohn dieses Begnadigten, Rudolf, heirathete, wie oben gesagt worden, die Tochter Wallenstein's. Ein Bruder Friedrich's von Kaunitz ward unter Ferdinand III. gegraft, und dieses Bruders Sohn Dominic Andreas war des Staatskanzlers Großvater und ebenfalls schon ein ausgezeichneter Diplomat (vergl. VI, 90). Fürst Wenzel Anton von Kaunitz war geboren 1711 und wird als einer der eigenthümlichsten Menschen geschildert. Vehse sagt:

> Kaunitz war das wunderbarste Gemisch von großen und kleinen Eigenschaften. Die kleinen treten hervor in seiner bis zum höchsten Grade emporgegipfelten Galanterie und Eitelkeit, die großen in einer sehr soliden Menschenkenntniß und in einem sehr sichern Takte sie zu behandeln und auf sie zu wirken. Wie er die Schwächen der Galanterie und Eitelkeit in einem fast fabelhaften Umfange besaß, besaß er auch den Geschäftstakt und die diplomatische Kunst, wie sie gerade damals für die Welt paßte, in der er lebte, in einer staunenswerthen Stärke. Ihm glückte das Größte was in Oestreich glücken konnte: seinen Hof zur Allianz mit dem ein Jahrhundert lang auf den Tod gehaßten und bekämpften Frankreich zu alliiren — und die Jesuiten zu stürzen. Die Hauptleidenschaft die zwischen den Eigenschaften die seine Schwäche und die seine Stärke ausmachten vermittelte war der Ehrgeiz.

Kaunitz verkehrte viel mit Theaterdamen und Courtisanen; von der famosen Courtisane Proli in Brüssel hatte er einen Sohn, welcher sich später in Paris in der Revolution als Jakobiner beim Cultus der Vernunftgöttin besonders hervorthat. Seine Neigungen, sein ganzes Wesen zogen ihn unwiderstehlich zu Frankreich. Man wird bei Vehse im siebenten Bande von S. 256—293 eine Menge Data zur Personalcharakteristik dieses bedeutenden Mannes finden, darunter manches Piquante. Durchweg erkennen wir in Kaunitz schon den modernen Menschen, auf den die Interessen des Geistes mächtig influenziren und der von dieser Seite aus auch sich die Genüsse des Lebens zu präpariren strebte. Unter den wunderlichen Eigenheiten des Mannes erwähnen wir beispielsweise daß er Nichts sprechen hören konnte noch wollte, was irgend an Tod und Sterben, wenn auch nur in einem Worte erinnerte (obwol er sich zuletzt 1794 zu Tode hungerte, vergl. IX, 78); daß er sein ganzes Leben lang die ausgesuchteste Sorgfalt auf seine Toilette verwendete; daß er in allen seinen Sachen die ihn umgaben erstaunlich sorgfältig und ordentlich war; daß er aus Rücksicht für seine Gesundheit eine sehr schmale und regelmäßige Diät hielt; daß er die freie Luft nie genoß, ja sie nicht vertragen konnte u. s. w. Hoch an ihm zu rühmen ist seine Unbestechlichkeit; er hatte stets sehr große Schulden, weil er es unter seiner Würde hielt nach Geld und Besitz zu streben. Dieser seiner Würde und Wichtigkeit war er sich aber so sehr bewußt daß er einmal sagte: „Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden, dann ruht er hundert Jahre; dies macht mich zittern für die östreichische Monarchie nach meinem Tode."

Die Kaiserin Maria Theresia hatte eine sehr strenge und einfache Erziehung genossen, die sich auch in geistiger Hinsicht in sehr engen Schranken hielt. Aber sie besaß in hohem Grade natürlichen, angeborenen Verstand. In den Papieren Podewils' ist ihre Entwickelung nach ihrer Thronbesteigung ganz vorzüglich charakterisirt, und Vehse theilt den betreffenden Passus mit, ein Passus der besonders ihren Verstand ins hellste Licht stellt und darthut daß sie das Richelieu'sche „Dissimuler c'est regner" zeitig begreifen lernte. Maria Theresia gewann die Herzen ihres Volks durch ihre Gutmüthigkeit, Lebhaftigkeit und Munterkeit. Die Kaiserin „redete sogar wieder öffentlich mit ihren Völkern und zwar auf die zutraulichste Weise". Ueber Alles liebte sie den Tanz und Maskeraden; auch spielte sie mitunter hoch und saß waghalsig zu Pferde. In ihrer Jugend verwandte sie viel Sorgfalt auf ihre Toilette, namentlich auf ihre Coiffure, und ihre damalige Kammerfrau stand dabei viele Noth aus. Es war dies eine gewisse Karoline von Hieronymus, vermählte Greiner, die Mutter der bekannten Schriftstellerin Karoline Pichler. Später strebte die Kaiserin aus allen Kräften danach sich soviel als möglich vom männlichen Wesen anzueignen.

Die Hauptschwäche welche Maria Theresia zeigte war die Bigotterie, aus der manche kleinliche oder auch wol gewaltthätige Maßregel zu Gunsten des Katholicismus entsprang. Daher ward die Kaiserin auch so häufig durch Tartuffes betrogen, während sie andererseits der Schmeichelei unzugänglich blieb. Nicht ganz frei war sie von dem alten, maßlosen habsburgisch-östreichischen Stolze, aber ebenso lebte in ihr auch ein sehr hohes Gefühl für Ehre. Maria Theresia brauchte ziemlich viel Geld, ihr Budget belief sich jährlich auf sechs Millionen Gulden, während Friedrich der Große nur den zwanzigsten Theil, etwa 220,000 Thaler verausgabte. Alles in Allem genommen gehörte sie unter die edeln und hochherzigen Seelen, welche die Achtung der Nachwelt verdienen, wie sie die Liebe der Mitwelt besaßen.

Mit Maria Theresia's Gemahl Franz kam das Haus Lothringen auf den kaiserlichen Thron. Ein Ahnherr dieses Hauses (wie man in Vehse I, 200 lesen wird), Herzog Anton von Lothringen, zugleich Bruder des Stifters des berühmten Hauses der Herzoge von Guise und des Cardinals von Lothringen hatte sich in den deutschen Bauernkriegen eine furchtbare Berühmtheit erworben; er ließ nämlich zu Savern im Elsaß auf ein mal 18,000 Bauern, denen er erst Pardon gegeben, niederstechen! Franz, Großherzog von Florenz, war der Enkel jenes Karl, der 1683 mit Sobiesky Wien entsetzt hatte. Podewils gibt gleichfalls von ihm ein detaillirtes Portrait. Er war ein hübscher Mann, sehr sanft, nachgiebig, haßte die Etiquette, hatte mäßige Neigungen für die Damen (zuletzt für die Fürstin Auersperg-Neipperg, eine Löwin von damals), liebte ein vergnügtes, heiteres und ruhiges Leben, interessirte sich aufs lebhafteste für die Künste, obwol seine eigene Bildung im höchsten Grade vernachlässigt worden war, kurz eine durchweg liebens-

würdige Persönlichkeit; obwol zum Mitregenten ernannt, mischte er sich doch niemals in die Regierung, umsoweniger als Maria Theresia hier gern allein schaltete. Auch in ihm lebte noch die Neigung für die Alchemie und Magie und er verkehrte mit allen Wundermännern der Zeit. Er starb schon 1765. Funfzehn Jahr später die Kaiserin. Vehse erzählt:

In den letzten Tagen Maria Theresia's ist keiner Fürstin so die Cour gemacht worden von Ministern, Staatsräthen, Prälaten und Aspiranten als einer alten Leibwäscherin (am Hofe), die der überaus schwerfällig gewordenen Kaiserin, die fast durchgehend auf Maschinen aufgezogen und niedergelassen ward, alle Handreichungen leistete u. s. w. und in stundenlangem Gespräch anzubringen oder auszuholen hatte, was ihr manchmal mit schwerem Golde aufgewogen worden war.

In den fernern Abschnitten handelt Vehse von den Freunden und Freundinnen der Kaiserin unter Beibringung mancher artigen Anekdote; sodann folgen Personalien und Charakteristik der Gräfin Auersperg-Neipperg, der Favoritin des Kaisers Franz, nach der ziemlich ausführlichen Darstellung des englischen Touristen Wraxall; ein anderes Excerpt aus Wraxall, der für die letzten Zeiten Maria Theresia's Das ist was Lady Montague für die Epoche Karl's VI. war, beleuchtet die wiener Hof- und Adelszustände in ziemlicher Schärfe.

Zuletzt lernen wir noch in dem Hof-, Civil- und Militairetat, sowie namentlich im diplomatischen Corps manche absonderliche Persönlichkeit kennen, z. B. Graf Nikolaus Esterhazy, Baron von Rewiczky, Reichsgraf von Kayserling (russischer Gesandter in Wien) u. s. w.

Ueber Joseph II. (1780 — 90) theilt der preußische Gesandte Graf Podewils schon im Jahr 1747, da der künftige Kaiser erst sechs Jahr alt war, ein Mémoire mit, und die hierin ebenfalls angedeutete Erziehungsweise des jungen Prinzen beweist nicht undeutlich, wieviel Joseph später dem eigenen Streben nach Bildung verdankte. Maria Theresia war eine liebevolle, aber strenge Mutter; der feurige lebhafte Joseph hieß bei ihr ein Starrkopf. Er fügte sich indeß aus Respect. Das Treiben der Adeligen, Pfaffen und Heuchler jeglicher Art am Hofe durchschaute er früh.

Joseph sagte bekanntlich dem östreichischen Reichshistoriographen Michael Ignaz Schmidt aus Würzburg: „Schonen Sie Niemand, mich so wenig als Andere, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen. Die Fehler meiner Vorfahren und meine eigenen sollen die Nachwelt belehren." Es fanden indeß in der Schriftwelt so viele alberne, schiefe oder boshafte und pöbelhafte Ausfälle gegen den großen Mann statt, daß derselbe doch verstimmt wurde und eine gewisse Antipathie gegen alle blos speculirenden, krittelnden, raisonnirenden, ja auch gegen die schönen Wissenschaften zu hegen begann. Friedrich der Große verehrte den Belletristen Voltaire; Joseph haßte ihn, um so mehr als er in ihm nur einen negativen Geist sah, er liebte dagegen den großen Bürger von Genf, den begeisterten Apostel einer positiven Richtung, der ebenfalls die encyklopädistische Schöngeisterei verabscheute. Wir besitzen noch einen interessanten Brief Joseph's an den Hofbibliothekpräfecten Baron Swieten vom Jahr 1780, worin er über Friedrich den Großen, den er sonst als Vorbild ansah, wegen seiner belletristischen Beschäftigungen direct spöttelt.

Die religiöse Toleranz Joseph's ist hinlänglich bekannt und er wirkte dafür, soweit sich nicht unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Als eine interessante Thatsache erscheint es hierbei daß er die Anhänger der natürlichen Religion, die Deisten, nicht duldete, z. B. in Böhmen die Sekte der sogenannten Abrahamiten; diese wurden trotz aller Beglückungstheorie mit Stockprügeln eingeschüchtert. Ebenso bekannt sind seine Schritte gegen die Geistlichkeit und gegen die Klöster, sowie überhaupt seine Bemühungen, die oberste Staatsgewalt zu centralisiren.

Joseph's Charakter prägt sich außerordentlich klar in seinen Handlungen und Edicten aus und in einer Reihe von Briefen, in denen sich sein mächtiger, hochherziger Geist nicht minder bekundet. Sein Privatleben war äußerst nüchtern und regelmäßig; er liebte weder das Spiel noch die Jagd, statt dessen die Musik und das Reisen. Unter den Damen zeichnete er die Fürstinnen Karl Liechtenstein und Therese Dietrichstein aus, aber man kann keineswegs sagen daß sie seine Maitressen gewesen seien. Ebenso wenig hatte er in der Männerwelt einen eigentlichen Günstling, wiewol er besonders freundschaftlich mit dem Oberstkämmerer Grafen Franz Rosenberg und mit dem Feldmarschall Lascy verkehrte.

Leopold II. (1790—92) war bis zu Joseph's, seines Bruders, Tode regierender Großherzog von Toscana. Vehse citirt über sein Leben in Florenz das interessante, von E. von Bülow herausgegebene Tagebuch von Berenhorst (einem natürlichen Sohne des alten Dessauers) und charakterisirt ihn dann selbst folgendermaßen:

Leopold II. war von Herzen ein grundgütiger Herr. Als solcher hatte er auch seine Staaten beglücken wollen, er hatte wie sein Bruder in Toscana reformirt .... Er war aber ein sehr schwacher Herr, sein Schwager Ferdinand von Neapel pflegte ihn nur il dottore zu nennen. Er war ein italienisch erzogener, auf italienische Weise kluger Herr: Furcht und Argwohn beherrschten seine schwache Seele. Aus Toscana hatte er eine ausgebildete geheime Polizei mitgebracht und war von einer Wolke von Spionen und Denuncianten umgeben .... Im letzten Jahre seines Lebens erschlafften vollends seine schwachen Kräfte, er verlor fast das Gedächtniß und konnte sich nur mit Mühe der Sachen von einem Tage auf den andern erinnern. Er hatte, obgleich er eine sehr zahlreiche Familie hatte, im Rufe starker Galanterie gestanden, diese ruinirte seine Gesundheit .... Des Kaisers Tod erfolgte kurz nach seiner Krönung zu Prag, nach nur dreitägiger Krankheit .... Man sprach zwar von Vergiftung, selbst von einer Vergiftung durch Donna Livia (seine Maitresse, eine Sängerin), die seitdem in Italien im Schooße des Reichthums und des Luxus den Lohn ihrer verbrecherischen That genossen habe. Aber nach Hormayr's Versicherung erfolgte der Tod auf alchemische, erotisch-rosenkreuzerische Excesse, denen Leopold sich hingegeben hatte. Er war ein großer Freund der Chemie und chemischer Experimente und die Arznei- und Reizmittel, die in Italien sogenannten Diavolini, die er sich im eigenen Laboratorium bereitet, sollen ihn zerstört haben. Er glich darin Friedrich Wilhelm dem Dicken von Preußen, dem er auch überhaupt darin gleich kam daß er wie dieser das kirchliche und politische System seines Vorgängers (Vehse schreibt in irrthümlicher Flüchtigkeit „Geg-

ners") verließ. Friedrich Wilhelm hatte ihm als Gesandten den General Bischofswerder geschickt, der für einen Hauptkünstler in der Zubereitung der Stimulantien galt und sogar eine Universalmedicin besitzen sollte; mit Bischofswerder hat Leopold wiederholt alchemistische Experimente im geheimen Laboratorium angestellt.

Unter seinen Kindern ist neben dem Thronfolger Franz, neben dem Erzherzog Karl, dem Helden Oestreichs in den Napoleon'schen Kriegen, und neben dem Erzherzog Johann, dem deutschen Reichsverweser von 1848, noch bemerkenswerth der Erzherzog Alexander Leopold, ein schöner, geistvoller und populärer Prinz, der 1790 mit 18 Jahren als der erste unter den Prinzen des habsburg-lothringischen Kaiserhauses die Würde des Palatinus in Ungarn erhielt, aber nur fünf Jahr lang bekleidete, indem er bei den Vorbereitungen zu einem Feuerwerke (er war ebenfalls ein enragirter Chemiker) verunglückte. In seine Verwaltung als Palatin fällt die Martinowics'sche Verschwörung, welche neuerdings von Franz Pulszky in dem historischen Roman „Die Jakobiner in Ungarn" mit vielem Geist behandelt wurde (vergl. Vehse IX, 89).

Ueber Franz II. (später Franz I.) hat sich, da er noch ein Jüngling von 16 Jahren war, Niemand so ausführlich und treffend geäußert als Joseph II. in einer Denkschrift: „Betrachtungen über des Erzherzogs Franz weitere Erziehung u. s. w.", die von Joseph Feil in seinem Beitrage zu den Quellen der östreichischen Geschichtsangelegenheiten aus den Originalien mitgetheilt wurde (vergl. Vehse IX, 68 fg. und besonders X, 100—112, wo diese scharfe und unumwundene Charakteristik in ihrem ganzen Zusammenhange zu lesen).

Im Wesentlichen ist Franz so geblieben wie ihn Joseph schilderte, nur hat sich sein Charakter gleichsam „ausgehärtet" und zwar zu einer bis zur Starrheit gehenden Gefühllosigkeit und Kälte. Beherrschen indeß, wie dies vielleicht aus der Andeutung seines Onkels fälschlich geschlossen werden könnte, ließ er sich niemals; dies verhinderte sein unbeugsamer Eigensinn und sein tiefes Mistrauen (selbst gegen seine Brüder). Vehse schildert seinen Charakter, nachdem er von seiner kalten Gefühllosigkeit gesprochen, als „ein höchst merkwürdiges Gemisch von natürlichem, gesundem Urtheil und gemeiner Kurzsichtigkeit, von Kenntniß des Details und allgemeiner Unfähigkeit sich im Großen und Ganzen zu orientiren, von Ehrgeiz und Gleichgültigkeit, von eigensinniger Festigkeit und Schwäche, von Ehrlichkeit und Falschheit", und Hormayr nennt Franz kurzweg den „Kaisertartufe". Das wiener Volk hielt ihn für gutherzig, weil er häufig eine gewisse Theilnahme für die Privatangelegenheiten der schlichten Bürgersleute vorgab und sich schlau herablassend und zutraulich zu ihnen bezeigte. Er ließ sich diese Meinung gern gefallen, obwol er oft genug die Lobhudeleien, womit man seine Gutmüthigkeit pries, in höhnischer Weise bespöttelte. Wir fügen mit Vehse noch hinzu:

Es war ihm das Höchste daß man ihn überhaupt für etwas Anderes hielt, daß man ihn immer wo anders suchte als wo er zu finden war. Darin bestand der Ehrgeiz des Franz hatte: er wollte lieber gering geachtet als errathen und durchschaut sein.

Als Staatskanzler oder Premiers fungirten unter Franz zuerst Thugut, dann Cobenzl, nach ihm Stadion, zuletzt Metternich. Der baronisirte Thugut war der erste Bürgerliche der in Wien zu so hohen Ehren emporstieg. Hormayr hat ihn in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" trefflich charakterisirt und so auch seine beiden Nachfolger. Er nennt ihn einen einseitigen, aber festen Charakter, der wie hundert Seiten aus dem „Principe" des Machiavelli ausgesehen habe. „Trotz des allgewaltigen Unterdrückungs- und Verfinsterungsinstincts der in ihm war liebte Thugut (für sich selbst) die Gelehrsamkeit", wie er doch auch viele und ausgebreitete Kenntnisse besaß.

Seine Züge waren die eines faunischen Mephistopheles, selbst seine Artigkeit war nicht ohne Anstrich versteckten Hohns und eines gewissen Cynismus .... Immer voltairisirend liebte er den Klerus und die Oligarchie im Sinne von Diderot's bekanntem Sprüchwort von der Abschaffung der Könige und Priester. Er ließ den Klerus nicht einmal als kräftiges Werkzeug des leidenden Gehorsams und des Nichtdenkens gelten.

Selbständige, freisinnige und redliche Menschen waren ihm zuwider. Die Gewalt erschien ihm als das Höchste und Beste. Er brachte die geheime Polizei in den höchsten Flor. Eine durch und durch teuflische Natur: der berüchtigte rastadter Gesandtenmord war sein Werk, das er wahrscheinlich durch den Grafen Ludwig Lehrbach ausführen ließ. Die Zeit seiner Verwaltung von 1794—1801 bildete den fühlbarsten Rückschritt aller Nationalbildung. Er war durch die Intriguen der Gräfin Poutet-Colloredo zu der Stelle eines Staatskanzlers gelangt.

Höchst interessant sind die Aufschlüsse welche Hormayr (Vehse citirt ihn) in dem nachgelassenen Fragment „Franz und Metternich" über die Schlachten bei Aspern und bei Wagram gibt. Nicht minder interessant hunderterlei andere Details die wir hier und namentlich weiter in den letzten Bänden des Vehse'schen Werks lesen. Wie natürlich häuften sich, je mehr wir den neuern Tagen zuschritten, die Quellen und mit ihnen die Geschichten in der Geschichte. Schon mit Leopold I. eröffneten sich uns umfangreichere und hellere Perspectiven hinter die Coulissen. Mit dem Vordringen des Franzosenthums und mit der Entwickelung des diplomatischen Verkehrs verbreitete und steigerte sich der Geist der Beobachtung und der schriftlichen Aufzeichnung. Das Theater der Welt selbst belebte sich immer mehr, das große Drama gewann immer weitere Dimensionen und mannichfachere Episoden, immer zahlreicher wurde das Gros der Acteurs, immer bunter und verwickelter ihre Beziehungen, immer massenhafter die Personalien, sodaß Vehse selbst in den letzten Bänden die größte Noth hat, seinen Stoff an einen festen Faden zu reihen und nach einem gewissen organischen Princip zu gruppiren und den Leser nicht in ein unabsehbares Chaos von Einzelheiten zu stürzen. Was sich im verflossenen Jahrhunderte der Ferne wegen als einen großen allgemeinen Zug, als eine Masse und leicht als ein Ganzes darstellte, das erblicken wir jetzt seiner Nähe halber in sei-

nen hundert Specialitäten, in seiner Zersplitterung, in seinen Detailbestandtheilen, die sich vor unserm Auge voneinander loslösen und gegeneinander absetzen.

Der Mittheilungen über die Napoleon'schen Zeiten gibt es bekanntlich außerordentlich viele. Für Oestreich aber sind am wichtigsten die Aufzeichnungen Hormayr's und neben ihnen die Schriften von Friedrich Gentz, namentlich viele seiner Briefe an Stein, an Johannes von Müller, an Rahel. Und wie Vieles hätten wir durch diesen Mann noch erfahren können, wenn es ihm genehm gewesen wäre, noch reichhaltigere Schriftdocumente zu hinterlassen. Er schreibt selbst in einem Briefe an Rahel vom Jahre 1813:

Ich weiß Alles; kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte was ich davon weiß, denn in so tiefer Intimität mit so vielen Hauptpartien und Hauptpersonen zugleich war Niemand und kann nicht leicht wieder ein Anderer sein. Es ist nur Schade daß es für die Mit- und Nachwelt Alles verloren ist. Denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft, zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend.

Die Aperçus, welche Gentz in seinem Briefe über Personen und Zustände mehr skizzenhaft als ausgeführt hinwirft, sind von einer seltenen Unumwundenheit, scharf und schneidend und werfen ein sehr grelles Licht auf jene Tage, nicht blos auf Oestreich, sondern auch auf fast alle andern Länder Europas, ihre Regierungen und Herrscher.

Wir lesen im neunten Bande außer den Personalien Friedrich's von Gentz noch die von den beiden Erzherzogen Karl und Johann, von Mack, von Matthias von Faßbender, von Duca (Beide Creaturen Karl's) u. s. w. Für die Ereignisse selbst benutzte Vehse vorzugsweise Gentz und Hormayr. Zuletzt folgen die Personalien des Feldmarschalls Karl Fürst von Schwarzenberg (des Siegers von Leipzig) und der Wiener Congreß. Die Personalien Metternich's theilen sich (wie die Notizen über Gentz) in diesen und in den folgenden Band. Gelegentlich fließen Bemerkungen über die verschiedenartigsten kleinen Intriguen ein, über die mehr mikroskopischen Motive in der Geschichte der jüngern Vergangenheit, über die Parteien am Hofe, in der Geschäftsverwaltung u. s. w.

Die Popularität der beiden Erzherzoge Karl und Johann war unter dem Ministerium Cobenzl bis auf die höchste Stufe gestiegen. Auf Karl, dem kleinen, magern, blassen Mann, beruhte damals die Hoffnung Oestreichs. Obwol ein tapferer General, so war gerade er dennoch entschieden für den Frieden; seit Laudon hatte kein Heerführer mehr einen solchen persönlichen Zauber auf die Soldaten ausgeübt wie er. Das Volk hoffte von ihm, wie Hormayr bezeugt, Reinigung der versandeten und verschlämmten Wege der Nationalthätigkeit und des Nationalreichthums, Auffindung neuer solcher Wege und Förderung der Nationalbildung zur Vermehrung und Steigerung der so schwer vermißten Talente. Karl schlug einen neuorganisirten Staatsrath vor, der sich wöchentlich unter dem Vorsitz des Kaisers versammeln sollte. Man machte den Versuch, aber allen dabei Betheiligten oder Interessirten misfiel das neue Institut aus leicht begreiflichen, meist egoistischen und kleinlichen Gründen. In der Politik besaß Karl keinen sonderlich umfassenden Blick und wurde größtentheils auf diesem Gebiet von zwei Untergebenen, von Faßbender und Duca geleitet. Gentz nennt Letztern geradezu einen „nichtsnutzigen" Menschen, einen „Buben". Ueber Erzherzog Johann äußert sich Gentz höchst anerkennend:

Ein vortrefflicher Jüngling, über dessen Entwickelung Sie (Johannes von Müller ist gemeint) staunen würden, denn er verändert sich von vier zu vier Wochen, sodaß selbst seine Bewunderer immer aufs neue erstaunen. Ach, wenn er frei oder besser, wenn er mächtig wäre! Was würde dieser Prinz leisten!

Vehse setzt mit charakterisirendem Seitenblick auf Kaiser Franz hinzu:

Für Paralysirung des Leistungseifers sorgte sein Bruder, der Kaiser Franz. Intriguen des Neids und der politischen Verdächtigung verdrängten beide Erzherzoge Johann und Karl, am allermeisten aber Johann aus der nur zu sehr zu Misgunst und Mistrauen geneigten Seele desselben. Später ging auch Metternich auf diese Intriguen ein: weder Karl noch Johann erhielten ein Hauptcommando im Befreiungskriege. Franz war so gegen Johann eingenommen daß Johann den geliebten Boden von Tirol 30 Jahre lang, von 1805—35, wo Franz starb, nicht hat betreten dürfen; noch 1813 ward Johann des Plans bezüchtigt daß er sich zum Könige von Rhätien habe aufwerfen wollen; Johann hat seinen Bruder Franz sein Lebelang geradezu gefürchtet. (Vergl. X, 133 fg.)

Mack galt bei Cobenzl sehr viel, namentlich auf die Autorität des alten Lascy. Gentz dagegen sagt von ihm das Bitterste: „Mack habe ich ergründet. Ein schwacher, weinerlicher, fast niederträchtiger Charakter, ein Kopf voll schiefer und halber Gedanken, durch alte revolutionnäre Tendenzen vollends von allen Seiten verzerrt und verschraubt: das war der Mann" — der Mann nämlich, den man andererseits „den größten Aufgaben", wie man sich ausdrückte, gewachsen hielt. Man kennt seine spätere Niederlage gegen Napoleon.

Erst der Feldmarschall Schwarzenberg war der geeignete Mann, die Armeen der Alliirten erfolgreich zu commandiren. Er war ein „alter und geborener Aristokrat, ein Mann des ruhigsten Aplombs; wo er handelnd vorgehen durfte, ein Mann von fester Entschiedenheit, im Uebrigen, wo es abzuwarten galt, ein Mann des leutseligsten Sichfügens und Nachgebens; ein bescheidener Charakter von jener anspruchslosen stillen Bescheidenheit die überall Vertrauen erweckt, ein vorzugsweise conciliatorischer Charakter, mehr Diplomat als General". Der Chef seines Generalstabs wurde Radetzky. Schwarzenberg's Leben ist ausführlich von Prokesch beschrieben worden.

Den Wiener Congreß betreffend excerpirt Vehse sehr Vieles aus dem 1848 herausgegebenen Tagebuch des russischen Generals Nostitz. Er setzt diese Aufzeichnungen, „eine merkwürdige Mischung von van Dyck und Rembrandt" in der Darstellung, weit über alles Andere was diese Vorgänge beleuchtet, namentlich über die Mittheilungen von Varnhagen und de la Garde, indem er in Nostitz eine überwiegendere Tiefe der Menschenbeob-

achtung und eine von welterfahrener, vornehmster Haltung immer überwachte Freimüthigkeit findet. Nostitz gibt in der That höchst piquante und lebendige Schilderungen der beim Congreß anwesenden Persönlichkeiten und des damaligen Salontreibens, wobei manche dieser Herren und Damen ziemlich übel wegkommen. Wir besitzen indeß nicht das Ganze dieser Memoiren, indem der Herausgeber Manches nicht für den Druck geeignet hielt.

In die Verwaltungsperiode Metternich's fällt der berühmte östreichische Staatsbankrott vom 15. März 1811. Man setzte die Summe von 1060 Millionen Bancozettel auf das Fünftel, auf 212 Millionen herab, sowie die Zinsen aller Staatsschulden auf die Hälfte des neuen Papiergelds. Die Maßregel datirt von dem Finanzminister Graf Joseph Wallis, einem gewaltthätigen, leidenschaftlich ungestümen, der höhern Einsicht und Ueberlegung ermangelnden, allgemein gehaßten, wenn auch sonst, wie Hormayr bemerkt, mit Verstand, Thatkraft, Arbeitsamkeit, guter Gesinnung, ja gründlicher Gelehrsamkeit begabten Manne, der die Finanzoperation mit den charakteristischen Worten verlangt hatte: „Das sind meine Vorschläge — bis zu diesem Tage müssen sie angenommen sein — wo nicht, so könnt ihr am folgenden die Boutique hinter mir zuschließen!" Nicht die Aristokratie, namentlich nicht die hohe, verlor bei diesem Bankrott, sondern leider wie immer die kleine Welt der Monarchie, das Volk, welches theilweise in das größte Elend gestürzt wurde. Es war die nothwendige Folge des uralten Systems der Aussaugung des Staats durch die Aristokratie und des Mangels einer rechtzeitig eingeführten gründlichen und richtigen Organisation der Finanzen.

Metternich's politisches Princip fußte in den auswärtigen Verhältnissen auf der Grundidee der Heiligen Allianz und im Innern auf dem dieser Idee correspondirenden Gedanken der Stabilität. Von einem vorgehenden activen Staatssystem war bei ihm nicht die Rede und alle seine Maßnahmen dienten nur den temporairen Interessen, der unmittelbaren Gegenwart. Sein ganzer Ehrgeiz befriedigte sich in einem unablässigen schlauen Laviren.

Metternich war ein Zögling der Welt und ihrer Begebenheiten, die er den Instinct hatte richtig genug aufzufassen und ihren Gang gehen zu lassen, er war ein Zögling seines, wie sein Freund Gentz bezeugt, rasenden Glücks, das er nicht verdiente und das ihn verdarb, und vor allen Dingen war er ein Zögling der Frauen, denen seine ganze eigentliche Bildung zu verdanken er selbst geradehin eingeständig gewesen ist: von ihnen ward er in den Leichtsinn eingeschult, sodaß dieser ihm gewissermaßen zur andern Natur ward.

Namentlich waren es drei Damen die ihn zuerst in Dresden so zu sagen in die Schule nahmen: die russische Fürstin Bagration, die Herzogin Katharine von Sagan*) (die Schwester der noch lebenden Herzogin Dorothea von Sagan) und die Prinzessin Friederike von Solms, von denen die zweite bekanntlich auf dem Wiener Congreß noch den größten Einfluß übte. Verheirathet war Metternich drei mal, und man wird nicht ohne Staunen einige von grenzenloser „Freimüthigkeit des Leichtsinns" strotzende Mittheilungen lesen, welche der Staatskanzler rücksichtlich des mannichfachen Ursprungs seiner Kinder aus der ersten Ehe mit Eleonore Fürstin Kaunitz machte und die Vehse, auf Hormayr's Autorität gestützt, X, 12 und 13 beibringt. Mit seiner dritten Gemahlin, der „üppig-schönen, geistvollen, kecken, stolzen und leidenschaftlichen Melanie Zichy" (einer Enkelin des durch Finanzschwindeleien und Räubereien berüchtigten Karl Zichy), standen die Barone von Hügel, welche in dem Hause des Fürsten eine große Rolle spielten und über die Vehse S. 90—93 Personalien mittheilt, im intimen Vernehmen.

*) Vehse nennt sie ein mal irrthümlich (IX, 217) „Wilhelmine"; sie hieß mit sämmtlichen Namen: Katharine Friederike Wilhelmine.

Nachdem Vehse ein langes Citat aus den „Auszügen aus den geheimen Memoiren des Fürsten Metternich, mitgetheilt von seinem Privatsecretair E. L., herausgegeben von Dr. J. Meinhart" (Weimar 1849), in denen der Fürst sich wirklich selbst zu seiner Rechtfertigung zu äußern scheint und zwar rücksichtlich des Ganges der innern Politik Oestreichs Deutschland gegenüber, beigebracht und diesem Citat ein ganz anders lautendes Urtheil über das Metternich'sche System von dem bekannten Touristen Moritz Wagner zur Seite gestellt, behandelt er die Hauptstütze, deren sich der Fürst bediente, um seine Diplomatie und Staatsverwaltung künstlich zusammenzuhalten: die geheime Polizei, an deren Spitze von 1817—48 der Graf Joseph Sedlnitzky stand. Hormayr nennt diesen Grafen humoristisch-verächtlich einen „Jammerpudel, der schon als junger Kriegshauptmann wegen Unfähigkeit, Trägheit und Eigenmacht zwei mal von Amt und Gehalt längere Zeit suspendirt, aber doch wieder der wichtigste Mann in Wien geworden war, als das vor keiner Unthat erschreckende Haupt der geheimen Polizei und der verderblichste Wehrwolf in der Censur". Zu der meisterhaft ausgebildeten, von den Jesuiten und Liguorianern unterstützten Polizeispionnage gehörte auch das berüchtigte „Chiffrecabinet" in der auf den Josephplatz hinausgehenden Stallburg. Hormayr veröffentlichte hierüber die interessantesten Details, welche das Wesen der ganzen Metternich'schen Regierung bloslegen. Auch die Manoeuvres, deren sich Metternich zur Erschaffung einer zweiten Stütze des Staats bediente: der Geldmacht, mittels eines höchst eigenthümlichen Anleihensystems, werden enthüllt. Es ist jedoch nicht nöthig, auf diese Punkte näher einzugehen, da sie aus einer Reihe von Schriften, die seit 10—15 Jahren über die gleichzeitigen östreichischen Zustände erschienen, hinlänglich bekannt geworden sind.

Ferdinand I. wird als ein von Herzen grundgütiger und liebevoller Herr geschildert, aber zugleich als ein von Körper tiefgebeugter, ganz schwacher und immer kränklicher Mann, der, obwol er Metternich's persönlicher Feind war, dennoch gezwungen wurde, den Staatskanzler in seinen Functionen beizubehalten. Graf Ficquelmont hat, wie man weiß, in seiner Schrift über Palmerston's Politik die letzten Regierungsjahre Metternich's mit vielem Scharfsinn beleuchtet. Es existirte nur noch eine oligar-

chische Ministerwirthschaft. Diese ministerielle Oligarchie regierte, wie die „Sibyllinischen Blätter" sich ausdrücken, den Staat ohne Kaiser, machte den Hof und die Erzherzoge zu ihren Dienern, trat und biß Alle die nicht ihresgleichen waren, protegirte Niemand mehr als sich selbst und die Ihrigen, verschaffte sich aller Orten Anhänger, namentlich unter den Geldmännern, brüstete sich zu Zeiten mit falschem Liberalismus und bildete jenen grauen Bund, der mit Recht sagen konnte: „L'état c'est nous autres." Hatte sich doch schon Napoleon ähnlich in den Worten geäußert: „L'Autriche n'est pas une monarchie — c'est une oligarchie de mauvaise espèce."

Unter der Rubrik des Hof- und Staatsbeamtenpersonals in den letzten Jahren vor 1848 theilt Vehse einige interessante Specialien aus Moritz Wagner's orientalischer Reise über den östreichischen Gesandten zu Konstantinopel, Grafen Stürmer, mit. Man wird hieraus mit bitterm Lächeln ersehen, wie es so häufig mit der Vertretung des deutschen Namens im Auslande bestellt war. Am Schluß des Bandes, des zehnten, gibt Vehse noch eine Liste der 222 Geschlechter des Herren- und der 119 Geschlechter des Ritterstandes Niederöstreichs nach dem Hof- und Staatshandbuch auf das Jahr 1847. Es sind 34 Fürsten, 1 Landgraf, 4 Markgrafen, 114 Grafen, 69 Freiherren, sämmtlich zum Herrenstand gehörig; zum Ritterstande gehören 2 Grafen, 36 Freiherrn, 4 Ritter, 1 Edler und 78 Herren.

Die tiefe Gutmüthigkeit und der Instinct für das Rechte neben aller Schwäche in Ferdinand's Seele wird durch Nichts mehr bestätigt als durch die geschichtliche Episode, die sich um den Sturz Metternich's dreht. Vehse erzählt:

Als am Morgen des 13. März 1848 der Graf Felix Montecuculi, der Landmarschall der niederöstreichischen Stände, durch die Studentendeputation aufgefodert, zum Kaiser ging, um ihn über die Wünsche die im Volke laut geworden seien aufzuklären, begegnete er im kaiserlichen Vorzimmer dem alten Fürsten Metternich. „Wo wollen Sie hin?" fragte er den Grafen. „Zum Kaiser," war die Antwort. „Zu dem können Sie nicht, zu dem geht der Weg durch mich!" Nach einem heftigen Wortwechsel drang aber Montecuculi dennoch in das kaiserliche Zimmer. Er stellte dem Kaiser vor, was auf dem Spiele stehe. Der Kaiser Ferdinand, bestätigend alle die Zeugnisse die ihn einen der von Herzen wohlwollendsten Menschen nennen, hörte ihn ruhig an, bis er Alles gesagt hatte, und dann sprach er zu ihm: „Gut, jetzt geh'n S' 'mal mit mir und sag'n S' das Alles noch 'mal drüben, was S' mir eb'n g'sagt hab'n!" Er begab sich mit ihm in das große Sitzungszimmer der Staatsconferenz. Hier wiederholte Montecuculi, was er dem Kaiser gesagt hatte, und hier erhielt Metternich die herbe Demüthigung durch den unverhofften Abfall seiner Getreuen, sie stimmten mit den Erzherzogen, die sich gegen ihn erklärten, sie ließen ihn fallen. Vergnügt äußerte der Kaiser: „Gut, nu kann 'ch doch auch 'mal Jemand'n eine Freud' machen, ich hab's immer nicht g'konnt!"

Es ist die Rede daß Metternich gegenwärtig Memoiren über seine ganze Laufbahn vorbereite, die jedoch erst 60 Jahre nach seinem Tode publicirt werden sollen.

Das große Ereigniß unter der Regierung des Nachfolgers Ferdinand's, Franz Joseph's I., die ungarische Revolution, behandelt Vehse ziemlich ausführlich auf mehr als 160 Seiten. Er resumirt die Bewegung mit geschickter Anordnung unter die beiden polarisch einander gegenüberstehenden Größen Kossuth und Görgei und gewinnt dadurch gewissermaßen die Vortheile einer dramatischen Einheit für den großen Conflict sowol des Landes mit der östreichischen Herrschaft überhaupt, wie auch der psychologischen Elemente der genannten Hauptcharaktere.

Mit der Thronbesteigung Franz Joseph's schien, wie Berichte vom Jahre 1849 meldeten, die altspanische Grandezza und Etiquette wol für immer aus der Burg der östreichischen Kaiser geschwunden zu sein. Indeß glaubt Vehse, daß man in der neuesten Zeit doch wieder begonnen habe die Etiquette „im Princip" zu restauriren. Die letzten ausführlichern Mittheilungen, die wir über das wiener Hof- und Festleben vernommen haben, rühren von dem geistvollen Novellisten A. von Sternberg her und Vehse excerpirt aus dem brillant geschriebenen Skizzenbuche des Genannten: „Ein Fasching in Wien", eine Reihe von Stellen. Sternberg sagt unter Andern:

Durch die Jugend des Kaisers nimmt der ganze Hof einen ganz eigenen Charakter an. Die Schönheit der Frauen spielt eine Hauptrolle, die Intrigue beginnt ihr Spiel. Alles erhält unwillkürlich einen sybaritischen Anstrich. Man amusirt sich wieder bei Hofe.

Wir schließen hiermit unser Referat über Vehse's Geschichte des östreichischen Hofs; wir haben uns bemüht sie in einigen Haupt- und Grundzügen vorzuführen und einzelne Details daraus mitzutheilen. Sind wir hier und da etwas weitläufig geworden, so glauben wir darum nicht das Interesse des Lesers vergebens in Anspruch genommen zu haben. Und vielleicht ist sein Wunsch dabei um so lebhafter erwacht, selbst an die höchst unterhaltende Lecture des ganzen Werks zu gehen. Wenn der historische Roman sich die Aufgabe stellte, die Individuen der Geschichte nach den Vorstellungen der schöpferischen Phantasie zu gestalten, weil eben das Individuelle sich am meisten der lebendigen Naturwahrheit nähert und weil der geistig gesunde Mensch auch in seiner Unterhaltung die specielle Wahrheit dem allgemeinen Schein vorzieht, so machen Werke und Darstellungen aus der Geschichte wie die vorliegende in der That fast jene ganze Gattung der literarischen Production überflüssig, indem sie die meisten derjenigen geistigen Bedürfnisse befriedigen welche den geschichtlichen Roman entstehen ließen, und zwar zugleich mit dem Vortheil problematische Erfindungen entbehren zu können. Noch mehr und ganz von selbst wird der praktische Nutzen dieser „Mystères de l'histoire" einleuchten.

Wir haben Vehse schon bei unserer Besprechung seiner Geschichte des preußischen Hofs den Vorwurf der zeitweiligen Flüchtigkeit, der ungenügenden Verarbeitung des Materials, woraus oft Wiederholungen, unrichtige Angaben und Durcheinanderwirrungen entstehen, sowie endlich einer gar zu salopen Schreibweise gemacht, und wir müssen dieselben Ausstellungen hier abermals rücksichtlich mancher Partien der vorliegenden elf Bände über Oestreich beibringen. Der Verfasser hat in dem Vor-

wort zum ersten dieser Bände auf den Vorwurf einer ungenügenden Stilistik geantwortet und spricht dabei wie Jemand, an den man übertriebene und darum ganz schiefe Anfoderungen gestellt habe. Er glaubt, man habe von ihm van der Werff'sche Zierlichkeit, einen lackirten, plattirten, vornehm durchdüftelten, salonmäßigen und diplomatischen Ausdruck verlangt, und er sperrt sich gegen derlei Zumuthungen in einer Weise die an bekannte ähnliche Repliken des heidelberger Professor Schlosser erinnert. Allerdings sagt er sehr richtig daß ein Stil mit solchen Eigenschaften nicht das wahre Wesen der Dinge, „the form and pressure" früherer Jahrhunderte erscheinen lassen könne; aber wenn er auf der andern Seite wieder die Ansprüche eines gelehrten Historikers, eines Historikers von Fach von sich ablehnt und für die „Weltleute" zu schreiben vorgibt, so durfte ihm wenigstens nicht verborgen bleiben daß sich gerade die Weltleute schwerer über die Ungelenkigkeit der Form hinwegsetzen als Diejenigen welche die Geschichte im Interesse ihrer Studien treiben. Es ist noch ein großer Schritt von einem gewandten, runden und reinen Stil, der nirgend der Natur und Wahrheit untreu zu werden braucht, bis zur Geleckheit und Coquetterie in der Sprache; diese hat wol kaum Jemand von Vehse verlangt, jenen aber gewiß Viele, so sehr sie sich auch sonst an dem Stoff seiner Mittheilungen erbauen mochten. Und daß Vehse neben seinem realistischen Sinn auch die Fähigkeit und die Disciplin einer nicht nur warmen, lebendigen und concreten, sondern auch fließenden und schönen Schreibart besitzt, das hat uns mehr als eine in dieser Hinsicht gelungene und darum doppelt wirksame Stelle bewiesen. 19.

Die Propaganda. Ihr Umfang und ihre Einrichtung.

Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland dargestellt von Otto Mejer. Erster Theil. Göttingen, Dieterich. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten male erhalten wir eine authentische, auf der genauesten Quellenforschung beruhende Darstellung eines der großartigsten Institute: der römischen Propaganda. Bei den gegenwärtigen Arbeiten der Propaganda im protestantischen Norden, den muthigen Angriffen auf England und Holland, den ununterbrochenen Missionen in deutschen Landen ist für die Gegenwart wol keine Schrift wichtiger als eine vorurtheilsfreie und ausführliche Schilderung der Einrichtung der Propaganda. Sie wird uns in vorliegendem Buche geboten. Der Verfasser ist durch mehre ausgezeichnete Monographien auf dem kirchenrechtlichen Gebiete wohl bekannt, in weitern Kreisen besonders durch die Schrift über die Propaganda in England (1851). Die besondere Darstellung des protestantischen Missionsgebiets der katholischen Kirche ist freilich noch in dieser größern Schrift nicht enthalten, aber auch ohne diese ist sie wohl geeignet durch die reichen Aufschlüsse über den Organismus des Instituts das Interesse der protestantischen Welt im vollsten Maße zu erregen. Möge der zweite Theil nicht zu lange auf sich warten lassen.*)

In diesem Augenblicke hat die katholische Kirche sich wieder neu erhoben. Viele bewundern diesen Aufschwung, ohne ihn recht zu würdigen. Die Einen sind der Ansicht, man müsse politisch sich mit dem Katholicismus gut halten, weil er gegen die Demokratie der beste Halt sei; diese vergessen daß ihm jede Staatsform recht ist, die sich ihm nur unterwirft. Die Andern sehen nicht wie sie selbst bedroht werden. Denn seit sie zu der Erkenntniß gekommen ist daß die romanischen Völker veralten, wirft sich die katholische Kirche mit Eifer auf die germanischen Völker, vor allen auf die Hauptburg ihres Feindes, auf Deutschland. Die katholische Kirche geht von dem Satze aus, daß es zum Heil der Seele gehöre katholisch zu sein: nur durch diese Kirche könne man des vollen Segens der Religion theilhaftig werden. Die Häretiker und Schismatiker erkennt sie aber als Christen, als Getaufte an; daher sind nach ihren Gesetzen die Ketzer ihr stets unterworfen. Da aber ein am Glauben irrendes Glied als krank gilt, so ist durch alle Mittel dessen Heilung möglich zu machen. Die Kirche bedurfte dazu der Hülfe des Staats; so wurde die Ketzerei ein bürgerliches Verbrechen. Das Verfahren gegen Ketzer hat also zwei Acte: zuerst einen kirchlichen, dann einen weltlichen. Für jenen besteht die Inquisition. Da aber diese in ketzerischen Gegenden nicht ausreichte, so wandte man gegen diese das Mittel der Missionen an, nur daß die Nichtchristen einfach in die Kirche aufgenommen werden, die Convertiten aber feierlich ihre Irrthümer abzuschwören haben. Hierzu besonders wirkt die Congregation de propaganda fide.

Man theilt nun in Rom alle Länder ein in Provinzen des Heiligen Stuhls und Provinzen der Propaganda; jene werden regiert von den gewöhnlichen Primatialbehörden der Curie, diese ausschließlich von der Congregation der Propaganda; jene sind schon sicher katholisch, diese sollen es erst werden.

Das Missionswesen im heutigen Sinne rührt her von den Franciscanern und Dominicanern; beide Orden haben sehr thätig gewirkt. Die rechtliche Grundform für die Stellung aller Missionen ist die päpstliche Delegation; der Papst betraut aber mit dieser Delegation ein mal für alle mal den Orden und dieser dann jeden einzelnen von ihm ausgeschickten Missionar; die Missionare werden von den Provinzialen ausgewählt. Sowie die Missionare mehr Gebiet eroberten, wurden Bischöfe nothwendig, und nun wurden die Ordensniederlassungen in größern Städten zu wirklichen Bischofssitzen erhoben, deren Bischöfe man alle mal aus dem Orden ernannte, dem jene Missionsbezirke gehörten.

Vorzüglich eigneten sich zur Mission durch ihre strenge Gliederung die Jesuiten. Hierauf bezieht sich ihr viertes Gebot: zu gehen wohin der Papst sie sende. Sie erhielten die ausgedehntesten Missionsprivilegien, doch dem

*) Derselbe ist inzwischen erschienen und wird demnächst besprochen werden. D. Red.

militairischen Princip des Ordens gemäß gehörten dieselben zunächst dem General, der sie den Gliedern des Ordens mittheilen konnte nach seinem Befinden. Der Orden wirkte zunächst außerhalb Europa, in Asien, Amerika, Aethiopien; unter dem Provinzial stehen auch hier theils Collegien, theils Residenzen, der Mittelpunkt jeder Gemeinde. Bischöfe ihrer Missionen konnten die Jesuiten nicht werden, doch bedurften sie bei ihren großen Privilegien der Bischöfe wenig. Auch gegen Häretiker und Schismatiker haben die Jesuiten gearbeitet. Hierbei erklärten sie zunächst die Beschränkung des Reformationswerks, welche im Augsburger Religionsfrieden festgesetzt war, für ungültig; nämlich es dürfe der Staatszweck in kirchlichen Dingen überhaupt Nichts mitzureden haben. Sie gingen nun darauf aus protestantische Fürsten zu bekehren; war dies gelungen, so maßten sie der Kirche das ganze factische Gewicht der landesherrlichen Reformationsgewalt an, unterstützt von dem Wunsche der Fürsten sich ihren Ständen zu entziehen. Inquisition und Autos da Fé wagte man in Deutschland nicht, aber wohl in Flandern, und in Frankreich feierte man die Bartholomäusnacht. Wo der Orden aus protestantischen Gegenden ausgeschlossen war, ging er bis dicht an die Grenzen; die Provinz England umfaßte nur Seminare oder Collegien außerhalb des Landes.

Diese Nationalcollegien sind sehr wichtig geworden. Schon 1552 stiftete Ignatius selbst das deutsche Collegium in Rom, die Musteranstalt aller Priesterseminare, mit dem Zwecke Zöglinge auszubilden, die ohne Jesuiten zu sein doch in deren Sinne arbeiten sollten. Es steht unter sechs Cardinälen: Protectoren; sie haben Vertrauensmänner in Deutschland, Skandinavien u. s. w., die ihnen begabte 15—20jährige Schüler aussuchen; wer hingeht, muß sich verpflichten sich senden zu lassen wenn er für fähig erachtet wird und wohin es den Protectoren beliebt. Sie gehen ab in bestimmte Aemter oder als wandernde Prediger. Die Schüler betrachten sich ihr ganzes Leben lang als Mandatare des Collegiums. Das später in Verfall gerathende Collegium Germanicum erneuerte Gregor XIII., der auch mehre ähnliche Collegien (das englische 1579) stiftete. Zugleich erweiterte er die jesuitische Einrichtung, daß nämlich beim Eintritt ins Collegium erst eine Prüfungszeit abzuhalten war, zweitens sie gleich in Rom und ohne Beobachtung der gewöhnlichen Zwischenräume zwischen den verschiedenen Weihen und ohne Titel geweiht werden konnten; mit dem Collegium Germanicum wurde das Hungaricum verbunden. Die Collegia erhielten dadurch mehr den Charakter eines Ordens, aber Mönche durften nicht aufgenommen werden, auch die Alumnen nicht in irgend einen Orden treten.

Der erste Jesuitenschüler auf dem päpstlichen Throne war Gregor XV., ebenso Urban VIII. Vorher hatte schon die Gegenreformation, besonders in Deutschland, begonnen. Endlich errichtete Gregor XV. 1622 eine Cardinalscongregation, der er die Leitung sämmtlicher Unternehmungen zur Verbreitung des Glaubens unter Ungläubigen und Ketzern übertrug.

Officielle Quellen für die Kenntniß der Propaganda sind: 1) das von 1839—41 in fünf Quartbänden zu Rom herausgegebene „Bullarium pontificium sacrae congregationis de propaganda fide", nicht ganz vollständig; 2) ein Auszug aus den Acten der Congregation in der hamburger Stadtbibliothek, eine werthvolle Ergänzung zu jenem „Bullarium"; 3) ein Generalbericht über den Zustand des Gebiets der Propaganda zur Zeit Innocenz XI., gedruckt 1716; 4) die statistische Uebersicht der katholischen Missionen aus dem Jahr 1842, zu Rom gedruckt (im Anhange zu diesem Buche wieder abgedruckt).

Im Jahr 1627 stiftete Urban VIII. das Collegium Urbanum de propaganda fide mit dem Gesichtskreise der Congregation. Die Propaganda wirkte von jetzt an in großem Umfange. Die Orden wollten sich nicht immer ihr fügen, oft aber gelang es ihr gänzlich die ältern Ordensmissionen unter sich zu bringen. Zuerst kam sie in Conflict mit den Jesuiten wegen der laxen Observanz derselben in China. Innocenz X. protestirte gegen den Westfälischen Frieden, unter Alexander VII. wurde Christian von Schweden bekehrt, sie erhielt ihre 20,000 Scudi jährlichen Jahrgelds aus den Einkünften der Propaganda. Auch die folgenden Clemens IX. und X. haben für die Missionen Verordnungen erlassen; überall sind alle Weltgegenden berücksichtigt. Wir erfahren unter Anderm daß schon Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen (1656—80) stark zum Katholicismus hinneigte. Innocenz XI. that wenig für die Missionen, ebenso Alexander VIII.; mehr noch Innocenz, er protestirte auch gegen die hanoverische Kur; von Clemens XI. hören wir daß seine Missionsthätigkeit lebendig war; um Hanover und Kursachsen hat er sich viel bekümmert. Innocenz XIII. und Benedict XIII. (1721—30) sind nicht recht an das Missionswesen gekommen; Clemens XII. (1730—40) war thätiger; besonders aber stammen von Benedict XIV. (1740—58) die längsten Verordnungen und zwar gesetzgebende. Clemens XIII. (1758—69) beschäftigte sich mehr mit der Administration. Clemens XIV. hob die Jesuiten auf, indeß die Exjesuiten warfen sich mit dem größten Eifer auf die Mission in Rußland, Schweden, Deutschland, Amerika, der Levante u. s. w. Pius VI. hatte mit deutschen und toscanischen Erzbischöfen, mit Joseph's II. Reformplanen zu kämpfen. 1789 wurde zuerst in den Vereinigten Staaten in Baltimore ein Bisthum gegründet. Als Pius VI. gefangen gesetzt wurde, hatte er vertraute Männer mit der obersten Leitung der Kirche betraut, die ebenso wenig wie die bei Pius VII. vorkommenden genau bekannt geworden sind. Gleich nach seiner Restitution nahm Pius VII. die Sache der Mission eifrig auf und gab den hergestellten Jesuiten viele ihrer Missionen wieder. Nordamerika tritt immer mehr hervor. Die 1822 gegründete lyoner Missionsgesellschaft ersetzte bald alle frühern Verluste. Auch Leo XII. (1825—29), Pius VIII. (1829—30), Gregor XVI. (1830—46) waren eifrig in der Mission, namentlich in Indien und China. Pius IX. wendet sich hauptsächlich gegen den protestantischen Norden.

Die Congregatio de propaganda fide ist eine ständische Commission von Cardinälen und Prälaten, die Mitglieder sind vom Papste auf Lebenszeit ernannt; im Jahr 1845 waren es 26 Cardinäle. Jetzt ist nur ein Prälat außerdem darin, ein apostolischer Notar. Dagegen gehören zur Prälatenbank die jetzt mit aufgeführten Consultoren. Von Mönchsorden sind vertreten die Karmeliter-Barfüßer, Franciscaner nebst den Kapuzinern, Dominicaner, Jesuiten, Benedictiner, Theatiner, Servi di Maria. Dann kommt das Unterpersonal. Der Präfect der Congregation wird vom Papste ernannt. Dann folgt der Secretair, ein ausgezeichneter Jurist, der zum Bischof oder Erzbischof in partibus gemacht wird. Alle einlaufenden Sachen bekommt zuerst der Secretair und verfügt auf das Geringere selbst. Das Uebrige trägt er dem Präfecten vor; dann bearbeiten und entscheiden diese Beiden das Meiste. Nur bei zweifelhaften Fällen wird jetzt die Congregation zugezogen, und dafür sind die Consultoren da, die die Sache bearbeiten und ihre Relation den Congregationsmitgliedern mittheilen, worauf dann der Präfect eine Sitzung beruft. Das Decret der Congregation bedarf noch der päpstlichen Bestätigung.

Die Competenz der Congregation erstreckt sich über die gesammte Kirche in partibus infidelium; jede andere päpstliche Congregation hat da Nichts zu schaffen. Jene Länder heißen die Provinzen der Congregation, also die Welt soweit sie noch nicht katholisch geworden. Sie hat sämmtliche Geschäfte die sich auf die Missionen und Missionare in der ganzen Welt beziehen; sie ertheilt den Missionaren mancherlei Facultäten. Doch gehen die Missionare betreffende Verfügungen natürlich auch von andern Congregationen aus, wie von der Congregation der Interpreten des Tridentiner Concils, die in zweifelhaften Fällen die authentische Erklärung eines Dogmas gibt; die Inquisition gibt da Auskunft, wo in akatholischen Gegenden von der Strenge der Zucht abgewichen werden darf; die Antworten dieser Congregationen gehen dann an die fragende Congregatio de propaganda fide zurück.

Der Missionar gründet sowol neue Gemeinden als er eine in Gefahr stehende schirmt. Freiwillige Widmung und ein besonderer Auftrag ist erfoderlich. Der Missionar widmet sich für das ganze Leben oder für eine gewisse Zeit, für jedes oder ein bestimmtes Land; er muß seinen Obern gehorsam sein, Nichts über das Missionswesen drucken lassen, keinen Handel treiben. Die Propaganda beauftragt alle Missionare. Beiweitem die Mehrzahl sind Priester; die Propaganda läßt sie sich meistens von den Orden liefern und unterhält sie selbst. Am meisten liefern die Jesuiten und Franciscaner. Die Missionsschulen der Orden stehen unter dem Ordensprovinzial, unterliegen aber der Visitation der Congregation, und diese sendet auch ab. Wo keine Missionsschulen sind, wie bei den Jesuiten, wendet sich die Propaganda unmittelbar an den General. Die weltgeistlichen Missionare bilden sich selbst und melden sich bei der Congregation zur Mission, die sie ohne Examen anstellt. Besonders für die nordische Häresie bildet sich die Propaganda ihre Missionare selbst in den päpstlichen Collegien, theils in Rom, theils außerhalb. Dazu sind in neuern Zeiten gekommen das Collegium Helveticum zu Mailand für die Schweiz, das bedeutende Seminar des missions étrangères zu Paris und andere; von den alten ist das bedeutendste das Germanicum zu Rom; das generellste ist das durch den Sprachenwettstreit am heiligen Dreikönigstage bekannte Collegium Urbanum de propaganda fide. Die Schulen gewähren kostenfreie Erziehung und besondere Privilegien. Die Alumnen aller Anstalten müssen sich seit Urban's VIII. Bestimmung 1625 für ihr ganzes Leben eidlich der Congregation verpflichten. Die den Missionaren ertheilte Vollmacht gibt bestimmt ihren Sprengel an.

Selten wird Ein Missionar abgeschickt, in der Regel mehre unter einem Präfecten oder Superior. Gelingt die Mission, so bekommt er eine kirchliche Jurisdiction, wofür ihm die Propaganda besondere Facultäten gibt; die Mission heißt dann Präfectur. Wird sie größer, so muß ein Bischof kommen als apostolischer Vicar, und hält sie sich, so wird ein wirkliches Bisthum daraus. Wo keine Bischöfe sind oder wo sie behindert sind ihre Heerde zu regieren, wird ein apostolischer Vicar hingeschickt. Die Grenzen des apostolischen Vicariats sind in der Regel politische. Der apostolische Vicar ist meistens ein Bischof. Er hat eine doppelte Amtsgewalt, ein mal die eines gewöhnlichen Bischofs und noch besondere Facultäten; aber weil er blos geschickt wird und abberufbar ist, ist er weit abhängiger als der ordentliche Bischof. Die Anstellung geschieht gewöhnlich durch ein Breve; voraus geht die Ernennung zum Weihbischof. Das erste von der Congregation errichtete Missionsbisthum war das von Babylon 1640, welches als Erzbisthum noch besteht. Ohne daß erst ein apostolisches Vicariat vorherging, wurde in Nordamerika 1789 das Bisthum Baltimore gestiftet. Aber am 1. Januar 1851 besaß die Union schon 34 Bisthümer, das englische Nordamerika 11. Sie stehen unter der Propaganda. Aehnlich großartig ist die Wirksamkeit der Propaganda in Australien und England in neuester Zeit gewesen. Diese Missionsbisthümer sind im Innern weniger strict gegliedert als gewöhnliche Diöcesen, sie sind nicht in ordentliche Pfarren eingetheilt, sondern in Missionsbezirke, die erst zu katholisiren sind. Der Bischof kann aber nicht wie der Vicar abberufen werden, er hat mit seiner Kirche eine unauflösliche Ehe eingegangen. Doch ist seine Kirche noch nicht fest gegründet, daher bleibt er der Propaganda unterthan. Weil sie auf Alles genau zu achten haben, sind ihre Sprengel so klein als möglich und werden immer dismembrirt.

Nun gibt es auch der Propaganda unterworfene Bisthümer mit ordentlichen Pfarren; dies sind solche die früher unter katholischer Regierung standen, wie in Rußland die ehemals polnischen, Malta und Irland, die Schweiz und andere.

Häufig kommt es vor daß die Ordensmissionare sich unabhängig zeigen; doch steht die Oberaufsicht der Pro-

paganda fest. Auch hören wir daß sie in Streitigkeiten zwischen den einzelnen Orden entscheidet, so in China zwischen den Jesuiten und den Bettelorden. Dort aber hatten ihre eigenen Vicare auch viel mit den Jesuiten zu kämpfen, die sich ihnen nicht unterwerfen wollten.

Als Gehülfen der Bischöfe und apostolischen Vicare erscheinen der Coadjutor, der Generalvicar, der Capitularvicar, der Provicar. Der Coadjutor hat das eventuelle Nachfolgerecht. Stirbt der Bischof, so darf der Coadjutor sofort einen Priester sich zum Coadjutor ernennen. Nach dem Tode eines apostolischen Vicars hat der Generalvicar bis auf weitere Verfügung alle Befugnisse jenes. Nur da wo wirkliche Bischöfe sind wird nicht der Generalvicar delegirt, sondern ein Capitularvicar gewählt von einem Capitel oder von den Pfarrern. Der Provicar ist ein außergewöhnliches Amt mit ausgedehntern Befugnissen als das des Generalvicars. In den holländischen Missionen kommt statt des Namens des apostolischen Vicars der des Superior und Vicarsuperior vor.

Zwischen der Propaganda und den Bischöfen vermitteln die Erzischöfe. Wo sie fehlen, treten die stehenden päpstlichen Nuntien oder besondere Delegaten ein. Die Nuntien sind Berichterstatter und Boten der Propaganda; sie haben die Aufsicht über die Alumnen der Collegia pontificia in ihrem Bezirk, durch sie gehen deren Berichte, auch haben sie die Jurisdiction im Namen der Propaganda. Während in den apostolischen Vicariaten der Vicar mit den bischöflichen Rechten auch das Visitationsrecht übt, geschieht dies in den bloßen Präfecturen durch besonders delegirte Personen; doch kommen auch anderswo solche besondere Visitationen vor. Besondere Delegationen sind das Königreich Griechenland, die Region des Libanon, Mesopotamien und Persien; die apostolischen Delegaten haben die Functionen eines apostolischen Vicars, sie stehen über den Nationalpatriarchen. Procurator heißt der stehende Beamte eines Ordens bei der Congregation zu Rom zur Besorgung des laufenden Verkehrs mit derselben.

An die Propaganda referiren regelmäßig zunächst die untergebenen Bischöfe und Erzbischöfe, dann alle Alumnen durch den nächsten Nuntius, alle Präfecten regulairer Missionen, die weltgeistlichen Missionspräfecten; diese Berichte erstrecken sich nach einem besondern Schema über das ganze Feld der Wirksamkeit. In den Antworten wird besonders auf die Reinheit der Lehre geachtet, den Unterricht, die Residenz der Bischöfe und Anderes.

In Indien und China bestanden ursprünglich zwei kirchliche Organismen: das portugiesische Erzbisthum von Goa und das spanische von Manila; jenes aber beanspruchte den Primat der indisch-chinesischen Kirche und die Obergewalt erkannte die jesuitischen Missionen an. Darauf begannen die Streitigkeiten zwischen Dominicanern und Jesuiten über die Disciplin; diese aber widersetzten sich eifrigst den Delegaten der Propaganda. Im Laufe der Zeiten, veranlaßt auch durch die Verdrängung der Portugiesen durch die Holländer und Engländer, ist in jenen Gegenden eine große Anzahl apostolischer Vicariate entstanden. Es sind dort: 1) das portugiesische Erzbisthum Goa, 2) das apostolische Vicariat von Agra, 3) von Delhi, 4) von Lassa, 5) von Ost- und 6) Westbengalen, 7) von Bombay, 8) von Madras, 9) von Visagatam, 10) von Jafnapatam auf Ceylon, 11) Colombo ebenda, 12) von Verapoli auf Malabar, 13) von Pondichery, 14) von Madureh, 15) Mayssen, 16) Coimbatour. In Hinterindien ist das apostolische Vicariat 1) von Ava und Pegu, 2) West-Tunking, 3) Süd-Tunking, 4) Ost-Tunking, 5) Central-Tunking, 6) Cochinchina, 7) Nordcochinchina, 8) Cambodia, 9) West-Siam, 10) Ost-Siam. — In China existiren: 1) das Bisthum Macao, 2) Bisthum Peking, 3) Bisthum Nanking, 4) apostolisches Vicariat Ho-Nan, 5) Vicariat Tsche-Kiang, 6) Kiang-Si, 7) Vicariat Tan-Si, 8) Vicariat Xen-Si, 9) Vicariat Hou-Quang, 10) Vicariat Fo-Kien, 11) Vicariat Su-Tschuen, 12) Vicariat Kouei-Kou, 13) Vicariat Tan-Tung, 14) Vicariat Leao-Tung, 15) Vicariat Mongolei, 16) Vicariat Ko-Konor, 17) Vicariat Yun-Nan, 18) Vicariat Korea, 19) Vicariat Japan. Hier sind Lazaristen, Franciscaner, Reformaten, Dominicaner.

Oceanien zerfällt in a) Westoceanien mit Erzbisthum Manila; die portugiesischen Besitzungen stehen unter Macao, für die holländischen ist das Vicariat von Batavia; b) Centraloceanien (Neuholland, Vandiemensland, Norfolkinseln) mit Erzbisthum Sidney, mit sechs Suffraganeaten; c) Ostoceanien mit α) Westpolynesien mit zwei Bisthümern Auckland und Porto Nicholson, β) Centralpolynesien mit dem Vicariat von Centraloceanien, Neucaledonien und Fischerinseln, γ) Ostpolynesien mit drei Vicariaten: Marchesas, Sandwich, Tahiti.

Im englischen Nordamerika sind: 1) Erzbisthum Quebec, 2) Bisthum Montreal, 3) Bisthum Kingston, 4) Bisthum Bytown, 5) Bisthum Toronto, 6) Bisthum Halifax, 7) Bisthum Arichat (Cap Breton), 8) Bisthum Charlottetown, 9) Bisthum Fredericktown (Neubraunschweig), 10) Bisthum Nordwest-(Winnipegsee), 11) Bisthum Neufoundland, 12) apostolisches Vicariat St. Pierre et Miquelon.

In den Vereinigten Staaten sind: 1) Erzbisthum Baltimore, 2) Bisthum Bardstown (Kentucky), 3) Bisthum Boston (Massachusetts, Maine, Vermons, Neu-Hampshire), 4) Bisthum Providence (Rhode-Island), 5) Bisthum Hartford (Connecticut), 6) Bisthum Charleston (Carolina), 7) Bisthum Savannah (Georgien), 8) Erzbisthum Cincinnati, 9) Bisthum Cleveland (Ohio), 10) Bisthum Detroit, 11) Bisthum Milwaukie, 12) Bisthum Dubuque (Jowa), 13) Bisthum Philadelphia, 14) Bisthum Pittsburg, 15) Erzbisthum St.-Louis, 16) Bisthum Little-Rock, 17) Bisthum Chicago, 18) Bisthum St.-Paul von Minnesotah, 19) apostolisches Vicariat östlich von den Rocky-Mountains, 20) Bisthum Mobile, 21) Bisthum Nashville, 22) Bisthum Natchez, 23) Erzbisthum Neuorleans, 24) Erzbisthum Neuyork, 25) Bisthum Albany, 26) Bisthum Buffalo, 27) Bisthum Richmond, 28) Bisthum Wheeling, 29) Bisthum Vincennes (Indiana und Ost-Illinois), 30) Erzbis-

thum Oregon-City, 31) Bisthum Vancouver, 32) Bisthum Walla-Walla, 33) Bisthum Nesqualy, 34) Bisthum Galveston. Hin und wieder haben amerikanische Gemeinden sich das Patronatsrecht angemaßt, nach dem Beispiele evangelischer Gemeinden, aber dergleichen Mitwirkung der Gemeinden bei der Anstellung ist durch päpstliche Verordnungen für unmöglich erklärt.

Auf den Antillen sind: 1) Erzbisthum d'Espagne auf Trinidad und 2) Bisthum Roseau auf Dominique (englische und dänische Karaiben), 3) Vicariat Jamaica (Jamaica, Bahamainseln und Hondouras-Colonien), 4) Vicariat Curaçao (holländische Antillen), 5) Bisthum Fort de France, 6) Bisthum Basse-Terre (französische Colonien), 7) Delegation Haiti.

In Südamerika sind Missionsgebiet: 1) Vicariat Demerary, 2) Vicariat Surinam, 3) apostolische Präfectur Cayenne.

In Afrika umfaßt das Bisthum Ceuta unter dem Erzbisthum Sevilla die wenigen spanischen Eroberungen. Im eigentlichen Marokko ist eine Präfectur der spanischen Franciscaner-Observanten; in Tanger ein französisches Bisthum, unter dem Erzbisthum Aix stehend, gleichwie das Bisthum Algier. In Tunis ist ein apostolisches Vicariat, in Tripolis eine apostolische Präfectur der Franciscaner-Reformaten. An der Westküste sind vier von Lissabon abhängige Bisthümer: Angra für die Azoren, Funchal für Madeira, S.-Jago für die Cap-Verde-Inseln, S.-Thomas. Die zwei spanischen Bisthümer S.-Cristoforo und Canaria stehen unter dem Erzbisthum Sevilla. Die französischen Besitzungen am Senegal bilden eine Präfectur; in Guinea ist ein apostolisches Vicariat; für das Hochland existiren zwei Vicariate. In Congo ist eine Präfectur; in Angola ein portugiesisches Bisthum, unter Lissabon stehend. In Südafrika zerfallen die englischen Besitzungen in vier apostolische Vicariate. In Madagaskar ist ein apostolisches Vicariat, in Isle-Bourbon und den kleinern französischen Colonien zwei Präfecturen.

In der Levante hat sich allmälig von jeder Nationalkirche eine Fraction mit Rom unirt und die maronitische Kirche ganz. Alle unirten Kirchen heißen zusammen orientalis ecclesia. Die älteste aller Missionsunternehmungen ist die im Heiligen Lande, die sogenannte custodia terrae sanctae, eine Mission der Franciscaner-Observanten unter einem Guardian auf Zion, der von seinen Brüdern gewählt wird, aber von der Propaganda bestätigt werden muß. Sein Sprengel ist Palästina und Cypern; er hat die Befugnisse eines apostolischen Vicars. Syrien steht unter dem apostolischen Vicar von Aleppo.

Mit dem apostolischen Vicariat von Aleppo (2000 lateinischen Katholiken) ist verbunden die Delegation des Libanon. Das apostolische Vicariat Aegypten umfaßt auch Arabien (Gadda, Aden). In Abyssinien ist ein apostolischer Vicar (Lazaristen). In Bagdad ist ein Erzbisthum (Franzosen, 1000 lateinische Christen), in Ispahan ein Bisthum. In Cypern ist ein Maronitenbisthum und ein lateinisches zu Famagosta. Die lateinischen Bisthümer um Griechenland her sind Reste der alten lateinischen Eroberungen. Das Erzbisthum Naxos hat unter sich die Bisthümer von Tine und Mykone, Santorino, Syra, dessen Bischof Delegat im Königreich Griechenland ist, Chios (auch für Samos); der Erzbischof von Smyrna ist zugleich apostolischer Vicar für die ganze kleinasiatische Küste (11,000 Seelen). Alle zehn Jahre wird hier eine Visitation vorgenommen.

Die Ionischen Inseln (2630 lateinische Katholiken) stehen unter dem Erzbisthum Corfu und Bisthum Zante. In Epirus hat das Erzbisthum Durazzo 10,000 Seelen, das Bisthum Alessio 21,000. In Albanien sind das Erzbisthum Antivari und die Bisthümer Scutari, Pulati und Sappa (zusammen 50,000 Katholiken). In Rumelien liegt das Erzbisthum Scopia, der Erzbischof wird vom Papste frei ernannt. In der türkischen Herzegowina sind die unirten Bisthümer Trebigne und Marcana, in der übrigen Herzegowina ein Vicariat, in Bosnien für 128,000 lateinische Christen ein Vicariat, in Serbien das Bisthum Belgrad, in Bulgarien ein Vicariat, vom Bisthum Nikopoli sind wenige Katholiken mehr übrig; in der Walachei (9000 Katholiken) ist ein Generalvicar, in der Moldau (55,000 Katholiken) ein apostolisches Vicariat; in Konstantinopel (auch für die asiatische Küste des Schwarzen Meeres) ein apostolischer Patriarchvicar (10,000 Katholiken).

Von den unirten Nationalkirchen in der Levante sind noch sechs am Leben, es sind die griechische, armenische, syrische, koptische, chaldäische und maronitische; jede hat ihren besondern Ritus, jede außer der koptischen steht unter einem Patriarchen, unter diesem Bischöfe. a) Die maronitische Kirche ist ganz unirt (500,000 im Libanon) sie haben besondern Ritus, Abendmahl unter beiderlei Gestalt und Priesterehe, der Patriarch wird von Rom bestätigt und bei einer zwiespältigen Wahl eingesetzt; er hat über seine Suffragane (Bischöfe) ziemlich vollständige Jurisdiction, er ernennt Erzbischöfe und Bischöfe; es gibt acht feste Bischofssitze. Zu Haltung der Provinzialsynode schickt zuweilen die Curie einen besondern Ablegaten. b) Die katholischen Melchiten, so, d. h. Kaiserliche genannt, weil sie nach der Unterwerfung unter das Concil von Chalcedon 451 besondern Schutz vom Kaiser Marcian erhielten, katholisch nach der Union mit Rom im Anfang des 18. Jahrhunderts. An ihrer Spitze steht der Patriarch zu Damascus, außerdem sechs Erzbischöfe und fünf Bischöfe zu Acre, Aleppo, Beirut, Baalbek, Basra, Diarbekr, Ferzul, Homs, Saida, Tiro, Tripoli; der Patriarch wird gewählt, aber vom Papste bestätigt. Uebertritt vom griechischen Ritus zum lateinischen ist verboten. Der Bischof wird vom Klerus seiner Diöcese gewählt, der Patriarch bestätigt ihn nur. Die Griechen in Italien, die Nachkommen der vor den Türken geflohenen, stehen unter lateinischen Bischöfen, haben aber besondern Ritus, auch Priesterehe, sie wohnen besonders in Calabrien und Sicilien, im Ganzen 30,000; die lateinischen Bischöfe verhandeln über sie mit der Propa-

ganda. c) Das Patriarchat der Syrer ist zu Aleppo und zählt 30,000 lateinische Christen; es ist eine seit 1781 bekehrte Fraction der monophysitischen Sekte der Jakobiten. d) Das Patriarchat der Chaldäer in Babylon, aus den Nestorianern seit dem 16. und 17. Jahrhundert bekehrt, mit nur 17,000 Seelen, aber fünf Bisthümern und vier Erzbisthümern; auch hier Priesterehe. e) Kopten, unter einem koptischen Vicar zu Kairo, unter dem auch die Kirche von Abyssinien steht; der unirten Kopten sind 2600, der nichtunirten aber 100,000. f) Das Haupt der nichtunirten Armenier ist der Katholikos im Kloster Edschmiazin. Aber es gibt auch unirte Armenier; für Cilicien, Syrien, Kappadocien, Kleinarmenien und Mesopotamien ist der Patriarch zu Chesroan im Libanon (8000 Katholiken), unter ihm die Bischöfe zu Aleppo und Mardia. Der Patriarch wählt die Bischöfe, die Bischöfe den Patriarchen. Der Patriarch verhandelt mit der Propaganda. Die Bisthümer Ancyra, Artuin, Brussa, Erzerum, Ispahan und Trebisond stehen unter dem Erzbisthum Konstantinopel (27,000 Katholiken). Die katholischen Armenier in den ehemals polnischen, jetzt russischen Ländern (28,000) stehen unter einem apostolischen Vicar, die in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien unter dem Erzbischof von Lemberg und dem Erzbischof von Venedig, welcher letztere, Vorstand des Mechitaristenklosters daselbst, blos für die Ordination ist.

Was die Katholiken in Rußland betrifft, so traten in der ehemaligen Republik Polen 1595 äußerer Vortheile wegen der griechische Metropolit von Kiew und sieben unter ihm stehende Bischöfe zur lateinischen Kirche mit Beibehaltung ihres Ritus über; jener behielt das Recht der Confirmation im Namen des päpstlichen Stuhls; die Propaganda vertrat bei diesen Ruthenen der polnische Nuntius. Nach der Theilung Polens fing Katharina II. an die Union aufzulösen und die Unirten zur griechischen Kirche zurückzuführen; für die lateinischen Katholiken stiftete sie ein neues Erzbisthum Mohilew, welches die Curie später anerkannte; in der Stiftung anderer Bisthümer verfuhr sie willkürlich. Besser verstand sich Paul mit der Curie, auch wurden für die Ruthenen drei unirte Bisthümer hergestellt. Aber seit 1828 begann der vollständige Auflösungsproceß der ruthenischen Kirche, und obgleich die Curie noch ruthenische Bisthümer aufführt, sind doch 1839 die letzten Ruthenen in den Schoos der orthodoxen Kirche aufgenommen. Polen gilt als ein wesentlich katholisches Land und gehört nicht in das Gebiet der Propaganda. Die lateinische Kirche in Rußland zerfällt in das Erzbisthum Mohilew und die Bisthümer Wilna, Samogitien (Wornic), Volhynien (Luck), Podolien (Kaminierz), Minsk und die Missionen Petersburg, Moskau (auch für Sibirien und die Tatarei), Bessarabien (Odessa, jetzt in das Bisthum Cherson verwandelt), Taganrog, Kaukasus (für die deportirten Polen).

Die an Oestreich aus dem polnischen Nachlaß gekommenen zwei ruthenischen Bisthümer Lemberg und Prczemisl bestehen noch; außerdem kommen noch andere Ruthenen vor; damit sind die slawischen Griechen gemeint, welche in Ungarn und Siebenbürgen in sieben Bisthümer vertheilt sind, sowie eine griechisch-unirte Gemeinde in Venedig. 20.

Junge Triebe der Romantik.

1. Die Pilgerfahrt der Rose. Dichtung von Moritz Horn. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 20 Ngr.
2. Die Lilie vom See. Dichtung von Moritz Horn. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 24 Ngr.
3. Schloß und Wald von A. Jordan. Berlin, Schröder. 1852. 16. 27 Ngr.

Was hat eine Besprechung von Liedern, die von Rosen und Lilien, von Schloß und Wald, von den Wehen und Wonnen der Liebe handeln, mit der Frage gemein, ob unsere Sonne ein wirklicher Fixstern ist oder sich mitsammt ihren Planeten, Kometen und Monden um eine höhere Sonne und mit dieser vielleicht wieder um eine noch höhere und mit allen zusammen um eine Centralsonne dreht? Und doch haben mich die drei kleinen Dichtungen mit denen ich hier das Publicum bekannt machen will in jene unermeßlichen Bahnen des Weltsystems hineingetrieben, und ich kann sie allen Ernstes den etwa noch zweifelnden Astronomen als nicht zu verachtende Belege für die Bejahung der letztern Frage empfehlen. Wer hätte es vor zehn, ja noch vor fünf Jahren für möglich gehalten daß Gedichte wie diese, die sich ganz unverkennbar als junge, frisch aufschießende Triebe der, wie es schien, längst abgestorbenen, begrabenen Romantiker darstellen, plötzlich wieder die fast allein daseinsfähigen, allein gesuchten, allein beliebten sein würden? War nicht die arme romantische Schule sammt Allem was in ihrem Geiste dachte und dichtete im Heine'schen Salon mit dem Scheidewasser des beißendsten Witzes überschüttet worden, daß ihr all die herrlichen, blumigen Gewänder von der Lauge zerfressen und durchlöchert nur noch wie Fetzen um den zarten Leib hingen? Ward nicht auf diesen Leib, den, wie man hätte glauben sollen, der leiseste Abendwind umwehen konnte, von den weiland „Halleschen Jahrbüchern" mit wahren Keulenschlägen eingehauen, daß es schien als würde man auch von der Seele niemals etwas Anderes als höchstens ein Todesseufzerlein zu vernehmen haben? Und ging dann nicht von Spaziergängern und Nachtwächtern, von Todten und von Lebendigen solch ein Trompetengeschmetter und Feuerlärm los, daß auch dieses Seufzerlein einer sterbenden Seele unbeachtet, ja unvernommen verhallte oder, wenn es ja einmal während einer unheimlichen Pause durchdrang und die Welt wieder an Lenz und Liebe, an Nachtigallen und Küsse erinnern wollte, sofort vom wilden Chorus mit einem: „Ein garstig Lied! Pfui! ein Liebeslied!" zum ewigen silentium verdammt wurde? Und als nun gar dem tollen Sang gemäß auch der tolle Tanz losging und das rechte und das linke Bein um die Wette die rasende Polka stampften, wer hätte da für das aus Angst unter Gänseblümchen und Himmelsschlüsselchen sich verkriechende Seelchen der Romantik auch nur noch einen Stüber gegeben und nicht darauf geschworen daß es auf immer und ewig mit ihr aus sei!

Und jetzt? Wol haben wir von ihren alten Großwürdenträgern einen nach dem andern in das Grab steigen sehen, und nach langem, hartem Kampfe hat endlich auch ihr greises Haupt, Ludwig Tieck, sein Haupt der Erde zugeneigt; aber in demselben Momente wo die alten Kämpen den Kampfplatz räumen hat sich bereits wieder ein tüchtiges Fähnlein junger Ritter zusammengeschart, die sämmtlich auf ihren Schilden die alten Devisen tragen und unter den glückverheißenden und muthzulächelnden Sternen der Herren- und Frauengunst so siegsbewußt einherziehen daß sich an einer Auferstehung der schon todt geglaubten Romantik nicht länger zweifeln läßt.

Und wie haben wir uns diese Wiederkehr des Vergangenen, diese Rückkehr zum hinter uns Liegenden zu erklären? Ist

nicht die Zeit die ewig vorwärtsschreitende, die niemals stillstehende, die niemals umkehrende? Ach nein! Das scheint nur so! Und was wir Zeit nennen, ist selbst nur eine Illusion! Was ist die Zeit? Nichts als eine Bewegung im Raume! Und was für eine Bewegung? Nur eine Bewegung im Kreise herum, jeder Schritt vorwärts zugleich ein Schritt rückwärts und jeder Schritt rückwärts wieder ein Schritt vorwärts. Was ist eine Stunde? Nichts als der Kreislauf des Zeigers auf dem Zifferblatt. Was ein Tag? Nichts als der Kreislauf der Erde um sich selbst. Und was ein Jahr? Nichts als der Kreislauf der Erde um die Sonne! Das weiß jetzt jedes Kind, und doch bilden wir uns ein weiter zu gehen, vorwärts zu kommen. Wir bilden uns sogar ein den Fortschritt selbst in unserer Gewalt zu haben, und bedenken nicht daß alle unsere Handlungen nur Folgen der Stellung sind, in der sich gerade unsere Erde zur Sonne befindet. Warum ziehen wir heute einen Sommerrock an? Weil die Sonne gerade in einem Winkel von so und so viel Graden auf die Erde scheint. Warum reist jener Kaufmann zur Messe? Weil er Sommerzeuge einkaufen will. Warum schwitzen die Arbeiter in jener Fabrik? Weil sie die Sommerzeuge fertig schaffen sollen. Warum segelt jenes Schiff nach Ostindien? Weil es Baumwolle für Sommerzeuge holt. Ein halbes Jahr später ist Alles anders, und warum? Weil die Sonnenstrahlen um einige Grade schräger auf die Erde fallen und wir statt eines Sommerrocks einen aus Sibirien zu holenden Pelz anziehen. Aber, wird man sagen, wir müssen ja trotzdem vorwärts kommen, sonst müßte es ja gerade ein Jahr wie das andere sein. Ja, wir kommen vorwärts, aber dies Vorwärtskommen ist abermals weiter Nichts als das Herumdrehen in einem weitern Kreise, als die Mitbewegung im Kreislauf, den die Sonne um sich selbst und um eine höhere Sonne macht. Daß wir von diesem Kreislauf wenig oder Nichts wahrnehmen ist natürlich, weil sich die ganze uns sichtbare Sternenwelt mit uns bewegt; aber er bleibt uns darum nicht ganz verborgen, denn er offenbart sich uns in den Umläufen oder Perioden der Weltgeschichte, in der mehr oder minder regelmäßigen Wiederkehr gewisser Erscheinungen, Richtungen, Anschauungsweisen, Denk- und Kunst-, Glaubens- und Staatsformen, in dem Abwerfen und Wiederaufnehmen von Neigungen und Moden, von Sitten und Gebräuchen, was einerseits so wetterwendisch und launenhaft, andererseits so gesetz- und kalendermäßig ist daß es sich wie der Wechsel der Sommer- und Wintertrachten nur als eine Wirkung der verschiedenen Stationen erklären läßt, in denen sich gerade die Sonne auf ihrer Rundreise um eine höhere Sonne befindet. Manchem wird die Weltgeschichte so betrachtet wie eine bloße Drehkrankheit, wie ein Wahnsinn vorkommen; aber was thut's? Man kann doch davon wie Polonius vom Sonderlingsbenehmen Hamlet's sagen: „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode!" Und wenn wir erklären sollen wie es denn zugehe daß auf ein mal die todtgeglaubte Romantik wieder frisch und munter auf den Beinen sei, so brauchen wir blos in den Sonnenkalender zu schauen und nachzusehen ob vielleicht die Centralsonne in den Wendecirkel des Krebses getreten ist, und wir haben nicht nöthig, uns sonst noch den Kopf zu zerbrechen.

Man glaube nicht als wollte ich damit daß ich die wiedererstandene Romantik und die neuesten uns hier vorliegenden Sprößlinge derselben als Krebsliteratur bezeichnet habe etwas Schlimmes oder Ominöses über sie ausgesagt haben. Nicht als buchhändlerische Krebse hat man sie sich zu denken; dafür bürgt schon das Glück welches „Die Pilgerfahrt der Rose" bereits in der Welt gemacht und sie zu einer Wiederholung ihrer Fahrt ermuthigt hat; nein, wenn man einmal „das arme Wort zu Tode hetzen" will, so denke man sie sich als ordentliche, natürliche Krebse, freilich nicht in ihrem rohen Naturzustand, als schwarzes, unheimliches, kneipendes Ungeziefer, nein, im Zustande kochkünstlerischer Verklärung als rosenfarbige, duftige, süß-zarte Leckerbissen, als milde, liebliche Producte jener Monate die selbst aus ihrem Namen das raue R ausgestoßen haben und die schon Karl der Große die eigentlichen Honig- und Wonnemonate genannt hat. Wer daher ein Feinschmecker ist, wer Krebse zu essen, wer mit Geschick den süßen Kern aus der rosenrothen Schale zu lösen und mit Genuß den wohl zurechtgemachten Söhnen der Natur das Mark auszusaugen versteht, dem dürfen die drei poetischen Schüsseln die wir heute zu bieten haben und insbesondere die beiden ersten auf das beste und angelegentlichste empfohlen werden. Zwar Hummern und großartige Seekrebse darf man in ihnen nicht erwarten; aber mit den besten Brandenburgern können sie es aufnehmen, und was ihnen an Größe abgeht ersetzen sie durch Weichheit und Zartheit des Inhalts. Auch an ihrer Form darf man keinen Anstoß nehmen. Sie stellen sich noch nicht recht als ein wohlzusammenhängendes, einheitliches Ganzes dar, sondern haben noch das Aussehen einer sehr insektenhaften, lose zusammengeknüpften Figur; auch zeichnen sich die einzelnen Stücke und Glieder noch eben nicht durch Ebenmaß und Proportionalität aus, und namentlich ihre Bewegungsorgane, ich meine ihre Verse und Versfüße, haben wenig Pepita- und Sylphidenhaftes, denn trotz ihrer fleischfarbigen Tricots merkt man ihnen einigen Mangel an Fleisch an, und selbst im Zustande der Ruhe verrathen sie daß Wohlbewegung und Takthalten noch nicht zu ihren Cardinaltugenden gehören. Aber wer wird auch von den Producten der romantisch-poetischen Sommermonde Großartigkeit und Strenge der Formen verlangen! Farbenreiz, Duft, Süßigkeit und Zartheit des Inhalts, Das ist es worauf es hier ankommt, und hierin kann unsere Lilie und Rose sich allen Blumengeistern und Waldmeistern an die Seite stellen. Schauen wir sie uns hierauf ein wenig im Einzelnen an.

„Die Pilgerfahrt der Rose" behandelt den Gedanken daß ein bleibendes Glück im Menschenleben nicht zu finden, daß der Mensch zwar in gewissem Betracht ein Höheres, aber auch ein Vergänglicheres als die Natur ist. Die allgemeine Einkleidung dieses Gedankens ist eine epische, märchenhafte; diese dient aber wieder nur dazu, um den lyrischen Ranken- und Blumengewinden als Stab und Stütze zu dienen, die sie dann auch in solcher Hülle und Fülle umschlingen daß wir das epische Gerüst oft ganz darüber vergessen haben. Ich kann mich mit dieser jetzt beliebten Art, die lyrischen Ergüsse unter anderm Namen ins Publicum einzuschmuggeln, nicht recht befreunden. Allerdings sind die jungen Dichter, denen nun einmal das lyrische Schwärmen ein Bedürfniß ist, durch die Unempfänglichkeit des Publicums gegen das Reinlyrische hierzu genöthigt; aber ich bezweifle daß mit diesem Zugeständniß welches man dem Publicum macht der Poesie als solcher gedient ist. Reinhaltung der Formen scheint mir eine Hauptbedingung für eine gedeihliche Entwickelung der Kunst, und wenn ich auch eine Vereinigung mancher Grundformen und namentlich auch des Lyrischen und Epischen keineswegs für durchaus unerlaubt halte, so glaube ich doch daß sie nur bei kürzern Gedichten, z. B. den Balladen und Romanzen, angewandt werden darf, weil bei dauerhafter Verbindung die Wirkung des Epischen durch das Lyrische und die des Lyrischen durch das Epische geschwächt wird. Das Epische bewirkt seiner Natur nach vorzugsweise ein Interesse am Object; ist das ein mal in mir erweckt, so will ich es mir nicht durch subjective Expectorationen fort und fort unterbrechen und in den Hintergrund schieben lassen; das Lyrische hingegen übt vorzugsweise einen Reiz auf das Subject aus; bin ich nun ein mal in dieser gereizten Stimmung, so fehlt mir die Ruhe für die Hingebung an das Object. Der Dichter möge sich daher, ehe er an die Ausarbeitung eines Gedichts geht, ja darüber recht klar werden welche von beiden Wirkungen er eigentlich erzeugen will und danach seine Form wählen, dann aber dieselbe mit Strenge und Beharrlichkeit festhalten und alles Fremdartige was sich ihm aufdrängt ausscheiden und für eine Mittheilung in der ihm entsprechenden Form aufsparen. Ich kann daher auch an einer Dichtung mit epischer Einkleidung den Wechsel des Versmaßes nicht gutheißen. Nur das Subject bedarf desselben, das Object hingegen

verlangt ruhige Abspiegelung, und ihm genügt vollkommen diejenige Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, die auch innerhalb eines und desselben Versmaßes zu erreichen ist. Glaubt man aber trotzdem den Wechsel der Form nöthig zu haben, so muß man ihn wenigstens nur da eintreten lassen wo wirklich ein innerer Grund dazu vorhanden ist, es muß jeder Zufall, jede Willkür dabei vermieden werden, weil sich sonst unfehlbar dem Leser das Gefühl aufdrängt, als habe sich der Dichter nur von der Bequemlichkeit dazu bestimmen lassen. Sehen wir von diesen formellen Mängeln der Dichtung ab, so enthält sie, besonders in den lyrischen Partien, des Schönen und Anziehenden, namentlich des Zarten und Lieblichen, des Elegischen und Rührenden sehr viel und wird namentlich dem jugendlichen und weiblichen Geschmack viel Befriedigung gewähren. Findet sich in der Ausdrucksweise hier und da noch etwas Blumen- und Phrasenhaftes, so bekundet doch der junge Dichter unverkennbar ein achtungswerthes Talent für poetische Darstellung und legt dies namentlich in den descriptiven Partien durch Hervorhebung der charakteristischen Einzelheiten an den Tag. Eine der gelungensten Stellen ist in dieser Beziehung die Schilderung vom Hause eines Häuers und wollen wir sie deshalb als Probe folgen lassen.

Wo das Waldgebirge
Niedersteigt ins Thal,
Ist ein traulich Plätzchen,
Wüst dereinst und kahl.
Mühsam grub der Häuer,
Der da hat sein Haus,
Unter sauerm Schweiße
Ast und Wurzel aus;
Und mit Hack' und Spaten
Hat das kleine Feld
Er vom frühen Morgen
Bis zur Nacht bestellt.
Doch der Segen krönte
Seinen regen Fleiß:
Die Kartoffeln blühen
Blau im Feld und weiß,
Und im gold'nen Halme,
In dem Sommerstaat
Prangt auf seinem Felde
Gold'ner Aehren Saat.
Die er einst als Zweige
In das Land gesetzt,
Stehen fruchtbeladen
Stolz als Bäume jetzt.
Und wie er nun sorgend
Alles gut gemacht,
Hat er an das Beste,
An ein Weib gedacht.
Seit dem letzten Tanze
In der Kirmeszeit
Hat mit stillem Sehnen
Er um's Lieb' gefreit.
Und wie nun die Schwalbe
Heim im Lenze kam
Und am Haus das alte
Plätzchen wieder nahm,
Konnt' er's nicht mehr halten,
Trieb's zum Schatz ihn fort,
Mußte hör'n das eine
Langersehnte Wort.
Und sie hat's gegeben,
Ward sein liebend Weib,
Ist ihm treu geblieben,
Sein mit Seel' und Leib.
Wie er außer'm Hause,
Waltet sie darin,
Glücklich durch die Liebe,
Mit verständ'gem Sinn.
Schau', wie nett ihr Stübchen,
Alles glatt und blank,
Weiß wie Alabaster
Selbst die Ofenbank.
In dem Fenstersimse
Blüht der Rosmarin,
Während Epheuranken
Bis zur Decke zieh'n.
In dem kleinen Käfig,
Den ihr Mann geschnitzt,
Der mit gelbem Drahte
Wie von Golde blitzt,
Singt der kleine Vogel,
Den er einst gebracht,
Als er noch verlegen
Ihr den Hof gemacht.
An der Wand, die hölzern,
Uebertüncht nur ist,
Hängt am schwarzen Kreuzchen
Der Herr Jesus Christ.
Drunter auf dem Tische,
Auf dem weißen Tuch,
Zwischen Wachsfigürchen
Steht das Bibelbuch,
Groß, mit Messingkanten,
Ein Familiengut,
Drauf, so heißt's, der Segen
Des Dreifalt'gen ruht.
Martha und Marie
Stell'n die Püppchen vor,
Die das Haupt verhüllen
In dem Trauerflor.
Aus der Bibel lesen
Abends sie und seh'n
Gläubig nach dem Kreuze
Vor dem Schlafengeh'n.
Wie sind reich die Beiden
In der Seligkeit,
Reich in ihrer Liebe
Und Zufriedenheit.

„Die Lilie vom See" stellt sich der „Pilgerfahrt der Rose" gegenüber als ein entschiedener, erfreulicher Fortschritt des Dichters dar. Zwar ist die Einkleidung im Ganzen noch dieselbe, aber das epische Element tritt weit markiger, bedeutsamer und reichhaltiger hervor, das stoffliche, objective Interesse stellt sich überall in den Vordergrund und wird als solches stets in Spannung erhalten, die lyrische Ausmalung erscheint nur noch als ein dienendes, zur Steigerung der Lebendigkeit angewandtes Element; und wenn sich auch hie und da noch phrasenhafte Ausdrücke, z. B. „Freudenrose," „Mantelkleid," „Erinnerungsabendroth" und Verstöße gegen Rhythmus und Reim finden, so hat doch auch die Diction wesentlich an Frische, Körnigkeit und Prägnanz gewonnen. Die Fabel an sich, vielleicht an eine Sage sich anschließend, trägt einen echt märchenhaften, zugleich aber auch einen ethischen Charakter, die Ausführung und Disposition derselben empfiehlt sich durch Einfachheit und Uebersichtlichkeit, nur ist das Band welches die einzelnen Theile zusammenhält nicht eng und fest genug geschlungen. Als eine zur selbständigen Romanze abgerundete Stelle theilen wir die mit, wo die verführerische Markitta den jungen Fischer in ihr Netz zu locken sucht:

Durch die hohen Fensterbogen,
Von Gardinen dicht umzogen,
Schaut der Abend sternenklar,
Und Markitta, jugendfrischer,
Wollustheißer, zauberischer
Als das Weib des Potiphar,

Ruht im sel'gen Liebeswahne
Auf rothsammtner Ottomane
Leicht verhüllt vom Schleier nur,
Und die üpp'ge Nacht der Locke
Küßt die weiße Blumenglocke
Und das Stirnband von Azur.

Von des Nackens reicher Fülle
Gleitt die reichgestickte Hülle.
Leuchtend steigt des Busens Schnee,
So, vom Jugendglanz umflossen,
Lustverlangend hingegossen,
Gleicht sie einer Danae.

Einer Ampel trauter Schimmer
Hellt das duftdurchhauchte Zimmer,
Wirft ihr zauberisches Licht
Auf des Sophas gold'ne Lehne
Und der reizenden Sirene
Schelmisch lächelnd Angesicht.

Lächelnd zählt sie Stund' um Stunde;
Horch! Aus hell metall'nem Munde
Trifft ein Glockenton ihr Ohr.
„Ja, er naht!“ Sie zählet wieder,
Drei mal fällt der Hammer nieder
An dem kleinen Pfortenthor.

„Ja, er naht, o laß mich siegen,
Liebesgöttin, laß erliegen
Ihn der Liebe süßem Laut.
Laß der Worte brünstig Flehen
In die tiefste Seele gehen,
Bis des Herzens Rinde thaut.“

Und der Fischer tritt ins Zimmer,
Ungewohnter Glanz und Schimmer
Blendet fast sein Augenlicht.
„Seid willkommen!“ spricht die Holde;
„Wüßt' ich, wie ich danken sollte,
Daß Ihr kommt; ich weiß es nicht.“

Ohne nur den Fuß zu regen,
Steht er staunend und verlegen
Vor Markitta, und das Blut
Steigt in stürmischem Verlangen
Aus dem Herzen in die Wangen,
Und erstorben ist sein Muth.

In die schwellend weichen Kissen
Sinkt er, ohne es zu wissen,
Und die holde Zauberin
Zieht, nach seinem Kusse lüstern,
Unter Schmeicheln, unter Flüstern
Ihn zum heißen Herzen hin.

Süßer als der Ton der Flöten
Lispelt sie: „Willst du mich tödten,
Mich, die glühendheiß dich liebt,
Die für dich, ohn' zu erbeben,
Dieser Jugend glühend Leben
Hin wie eine Blume gibt?“

„Komm', o komm' in meine Arme,
An dies Herz, das lebenswarme,
Meiner Seele Licht und Lust;
Oder lockt dich nicht die Rose,
Die dem lauen Westgekose
Schamhaft reicht die junge Brust?“

Und mit stürmischem Verlangen
Will sie küssend ihn umfangen —

Sieh', da steigt Libella's Bild
Aus des Herzens tiefem Grunde,
Wird in der Versuchungsstunde
Seiner Liebe Wehr und Schild.

Springt, getroffen wie von Bissen
Einer Schlange, von dem Kissen,
Und mit festem Ton er spricht:
„Nimmer, Herrin, wird's gelingen,
Mich in Euer Netz zu schlingen,
Euch, Markitta, lieb' ich nicht.“

„Laßt drum ab, mich zu bethören,
Denn Libella angehören
Dieses Herz und diese Hand;
Eine Schuld trag' ich mit Schmerzen:
Daß ihr Bild aus meinem Herzen,
Wenn auch kurze Zeit nur, schwand.“

„Und nun laßt mich sonder Weilen
Unerkannt von hinnen eilen,
Spart uns Beiden Reu und Weh.“
Spricht's, und aus dem Fensterbogen
Nieder in die dunkeln Wogen
Springt er in den Klostersee.

Seine kräft'gen Arme schlagen
Rudergleich die Fluten, tragen
Zu Libella's Haus ihn hin.
Doch Markitten ohne Sinnen
Findet in dem Zimmer drinnen
Früh die alte Pförtnerin.

Weit niedriger sowol in Dem was sie leistet als in Dem was sie für die Zukunft verspricht steht die dritte der uns hier vorliegenden Dichtungen: „Schloß und Wald“ von A. Jordan. Zwar hat sie das Eine vor jenen voraus daß sie durchweg in einer und derselben Form abgefaßt ist; aber diese Form ist einerseits sehr unglücklich gewählt, andererseits höchst unvollkommen behandelt. Es sind die bekannten vierfüßigen reimlosen Trochäen, in denen der „Cid“ gedichtet ist. Diese erscheinen in der sonoren spanischen Sprache als sehr schön, und selbst in den deutschen Uebersetzungen und Nachbildungen spanischer Romanzen machen sie noch einen recht guten Eindruck, wenn eine gewisse Grandezza des Inhalts und Ausdrucks, sowie der Wohlklang spanischer Eigennamen der an sich etwas eintönigen Form zu Hülfe kommt und sie in ihrem ursprünglichen Charakter zur Erscheinung bringt. Ein echt deutscher Stoff aber nimmt sich in diesen spanischen Stiefeln sehr fremdartig aus; alles Naive, Biderbe, Gemüthvolle geht darin verloren und das Ganze macht den Eindruck wie wenn ein Schauspieler den Götz von Berlichingen in spanischem Costume spielen wollte. Das Einzige was sich für die Wahl dieser Form sagen läßt, ist der Umstand daß in der Dichtung auch Zigeuner vorkommen, also doch wenigstens ein an Spanien erinnerndes Moment; zu allem Uebrigen aber passen die Verse gar nicht und würden daher, selbst wenn sie auf das vollkommmenste gebaut wären, den Eindruck des Gedichts nicht zu heben vermögen. Nun aber sind sie obenein vom Dichter in höchst saloper und nachlässiger Weise behandelt, es fehlt ihnen durchaus jener gravitätische Paradeschritt, der allenfalls im Deutschen für den Mangel des Reims oder strengerer Rhythmen zu entschädigen vermag, und sie unterscheiden sich daher von der wirklich prosaischen Ausdrucksweise durch weiter gar Nichts als höchstens durch gezwungene Wortstellungen und eine höchst ermüdende Einförmigkeit. Wer möchte z. B. in Versen wie den folgenden:

Lächelnd sprach der Graf zur Gattin:
„O, es mögen aus der Seele
Eines Menschen oft, zwar leise,
Solche Stimmen der Natur
In des Herzens Tiefe dringen,
Doch der Mensch erkennt sie nicht.

Otto glaubt, er sei ein Rinneck,
Anna's Bruder, und die Liebe
Wird sich nie zu ihr verirren
In der Sinnlichkeit Gestaltung."

oder gar in solchen wie diesen:

„Sollte, was ich nicht kann glauben,
Otto heiß're Lieb' zu Anna
Fühlen — sollte die Natur
Räthselhaft es ihm verrathen,
Daß er unser Sohn nicht ist:
Nun, so will ich, daß er's werde,
Will ihm selbst das Räthsel lösen,
Doch den Schmerz der ersten Wunde
Mit der Liebe Balsam heilen,
Will ihm Anna dann als Gattin
In die off'nen Arme legen."

etwas Anderes als eine schwerfällige, monotone Prosa erkennen, wenn nicht die Verse durch den Druck markirt wären. Und doch war dem Stoff der Dichtung eine Hebung durch die Form gar sehr vonnöthen; denn die Fabel als solche, nämlich die Geschichte eines von Zigeunern entführten Findlings, ist nicht blos sehr einfach, sondern auch ziemlich gewöhnlich und würde in wirklicher Prosa erzählt als eine sehr dürftige Rittergeschichte erscheinen. Hierüber ist sie nun zwar durch die Behandlung in gebundener Rede ein wenig emporgehoben, aber lange nicht hoch genug daß wir uns in einer wirklich poetischen Sphäre fühlen könnten. Mit dieser Dichtung wird sich also wol die neuerstehende Romantik nicht allzu viele Herzen erobern. 58.

Züge aus dem Familienleben der Herzogin Sidonie und ihrer fürstlichen Verwandten aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Nach ungedruckten Briefen dargestellt von Friedrich Albert von Langenn. Dresden, Meinhold und Söhne. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Zur Orientirung über den Ursprung und über die allgemeine Grundlage dieser Monographie entlehnen wir der Vorrede zuvörderst Folgendes: „Der königlich sächsische Alterthumsverein faßte vor einiger Zeit den Beschluß, seine Mittheilungen rein historischen Inhalts von denjenigen zu trennen welche sich mit Beschreibung und Prüfung der eigentlichen Denkmäler und Ueberreste der Vorzeit beschäftigen. Der Prinz Johann, bekanntlich ein nicht minder befähigter als eifriger Protector des Alterthumsvereins — unvergeßliche Tage und Stunden verdankten die Mitglieder desselben bei ihrer jüngsten Zusammenkunft in Dresden der Liberalität dieses Prinzen und seiner Verehrung der Wissenschaft und der Männer die ihr huldigen — billigte diesen Beschluß, und es erscheint die vorliegende Schrift als die erste jener Mittheilungen abgesendert von den übrigen. Die benutzten Briefe sowol der Herzogin Sidonie selbst als der übrigen fürstlichen Personen sind dem Verfasser aus dem königlichen Staatsarchive zur Verfügung gestellt worden. Der stilische Charakter derselben ist unverändert beibehalten worden, und wo es die Deutlichkeit zu erfodern schien sind Veränderungen mit der Orthographie, die in den frühern Jahrhunderten ohne alle feste Grundsätze und bestimmte Haltung war, vorgenommen worden. Als Beilagen, wofür die Specialgeschichte Sachsens nur dankbar sein kann, sind Briefe Albrecht's, Friedrich's des Weisen und Johann's des Beständigen abgedruckt worden."

Monographien, wie deren eine ist die wir vor uns liegen haben, sind gleichsam Bausteine die zur Aufführung eines größern Gebäudes nothwendig gebraucht werden, und zwar nicht blos zum Aufbau des sächsischen, sondern auch zu dem des großen deutschen Geschichtsgebäudes. Bildet nicht die Geschichte der Wettiner und ihrer Länder ein bedeutendes Moment in der Gesammtgeschichte Deutschlands? Allerdings kommt nun viel darauf an wessen Händen ein solches Werk anvertraut wird. Eine glücklichere Wahl aber als der Alterthumsverein bei Ausführung seiner Aufgabe getroffen hat war nicht leicht möglich. Herr von Langenn hat durch Stellung, Gesinnung, hohe Befähigung und ausgezeichnete Arbeiten längst beurkundet, wie ihm an Würdigkeit zu jener Wahl in Sachsen Niemand gleichkomme oder mit ihm rivalisiren könne. Uebrigens darf seine Schrift nicht allein vom rein historischen Gesichtspunkte aus betrachtet werden, sie ist zugleich ein Charakterbild des fürstlichen Lebens des 15. Jahrhunderts, und der Culturhistoriker wird das Eine und das Andere in ihr finden, was für ihn brauchbar und geeignet ist, die charakteristische Färbung jener Vergangenheit mannichfaltiger und bestimmter hervortreten zu lassen.

Der Verfasser leitet seine Monographie mit folgenden Worten ein: „Vier Orte im heutigen Sachsen erwecken vorzugsweise die Erinnerung an das Familienleben der Mitglieder des Hauses Wettin im 15. und 16. Jahrhundert: Dresden, Tharandt, Freiberg und Meißen. Drei dieser fürstlichen Wohnstätten entbehren des Glanzes der sie einst umgab, eine dagegen hat im Laufe der Jahrhunderte an Stattlichkeit gewonnen. Längst ruht die Burg zu Tharandt in Ruinen; sie schmückt auch in dieser Trümmergestalt die Thäler, worein waldige Hügel Schatten senken. Das fürstliche Schloß zu Meißen hat eine Bestimmung erhalten an welche die Begründer desselben, Ernst und Albrecht, nicht denken konnten, als sie gegen Ende des 15. Jahrhunderts neben der hohen Stiftskirche einen herrlichen fürstlichen Wohnsitz bauten. Des einst rüstigen Freiberg äußere Pracht ist dem Ruhme nicht gleich geblieben der noch heute von dort aus eine edle Wissenschaft bis über das Meer trägt. Dresden dagegen hat in Schmuck und Umfang sich hoch erhoben gegen die Zeit des Mittelalters."

Nicht ohne Rührung wird der Freund der vaterländischen Vorzeit die Fürsten-Grabkapelle des meißner Doms betreten und zwischen den Denkmälern wandeln welche die Grüfte der dort Ruhenden decken. Er wird sich bei diesen Grabstätten die Mühen, die Freuden, das Walten der längst heimgegangenen wettiner Fürsten vergegenwärtigen, denn in den stillen Hallen des Todes spricht die Geschichte am vernehmbarsten; wo das Leben sich nicht mehr bewegt, da steigt die Vergangenheit zauberhaft herauf und stellt sich uns vor das geistige Auge. In jener Grabkapelle der Kathedrale des alten Meißen ruht Friedrich der Streitbare unter prächtiger Tumba, unweit davon seine herzhafte Gemahlin Katharina, aus dem Stamme der Welfen. Auch die übrigen Metallplatten nennen werthe Fürsten, unter andern das Bruderpaar Ernst und Albrecht, von welchen Jener selbst nach der Theilung von 1485, die er, einseitigen Einflüsterungen Gehör gebend, veranlaßte, in dem geliebten Meißen wenigstens das «Ruhestättlein» finden wollte. Unfern dieser Gruft ist die des Stammvaters der Albertiner, Albrecht's des Beherzten, «des deutschen Roland», wie ihn die Krieger nannten, «des Junkers von Grimm», wie er sich selbst bezeichnete und wie er von dem muntern Bergvolke begrüßt ward. Die Inschrift auf seinem Grabe deutet auf das ehrenhafte Lebensziel dieses ritterlichen, fürstlichen Mannes, sie sagt er sei im Dienst des Heiligen Reichs zu Embden gestorben. Mit altherkömmlicher Pracht war Albrecht's Begräbniß im Dom Meißens gefeiert worden. Die bei des Herzogs Grabe aufgepflanzten Fahnen zerstörte später in den merkwürdigen Tagen des Treffens bei Mühlberg ein Blitzstrahl. Man mag aber die Grabstätte Albrecht's nicht betrachten, ohne zugleich seiner Gemahlin Zedena oder Sidonie zu gedenken. Auch sie ruht *) in der meißner Fürstengruft, «die tugendliche Fürstin, Frau Zedena, geborene von Behaym, die gewesen ein Gemahl des hochberühmten Fürsten, Herrn Albrecht's».

Die Vermählung von des Böhmenkönigs Georg von Podiebrad

*) Sie starb 1510 im Schlosse zu Tharandt in „hitziger Andacht".

Tochter mit dem Meißner diente, wie so oft fürstliche Vermählungen der Alt- und Neuzeit, politischen Zwecken; sie sollte ein Sühnungsmittel sein zwischen Sachsen und Böhmen. Denn seit Jahrhunderten hatten streitige, für Meißen und die übrigen sächsischen Länder unheildrohende Verhältnisse mit Böhmen obgewaltet. Mit dem Hause Wettin verwandte oder sonst befreundete Fürsten bemühten sich eine Verbindung zwischen Albrecht und Sidonie zustandezubringen, vorzugsweise der ritterliche und staatskluge Albrecht Achilles von Brandenburg. Er hatte „seine Gedanken mit Fleiß geneigt zu Aufhebung der schweren Bürde welche lange zwischen Böhmen und den Fürsten des Herzogthums Sachsen, der Landgrafschaft Thüringen und der Markgrafschaft Meißen um merklicher Ansprüche willen stattgefunden". Es sollte „der Unwille aus dem Herzen gewendet" werden. Man kam dem Könige Georg Podiebrad mit Vertrauen entgegen, man erkannte in ihm einen Fürsten „der seine hohe Vernunft nicht klein gebrauche". Nichts „Freundlicheres", sprach man, „sei denn liebe Kinder". Die Vermählung ward zu Eger vollzogen. Der nach dieser Stadt benannte Staatsvertrag stellte die nähern Bestimmungen der Sühne fest. Und Albrecht's Vater, Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige, hätte wol ebenso freudig Sidonien die Worte zurufen mögen, mit denen einst mehr als hundert Jahre früher der mannhafte Heinrich VII. die böhmische Elisabeth, die künftige Gemahlin seines Sohnes Johann, empfing: „Sei willkommen, du Königskind aus Böhmen". Uebrigens mußte dem nicht in Purpur geborenen Podiebrad gar sehr daran liegen seine Töchter mit alten und mächtigen Fürstengeschlechtern zu vermählen, zumal angesichts der Gefahren die ihm von kirchlichen und weltlichen Feinden drohten.

Sidonie tritt in der Geschichte nicht als eine politisch bedeutende Persönlichkeit auf — ihre zahlreichen Briefe enthalten selten Aeußerungen über politische Verhältnisse — sondern nur als hochachtbares Charakterbild der Zeit und insbesondere des Fürstinnenlebens in religiöser, mütterlicher und häuslicher Beziehung. Nur dann und wann kann sich auch Sidonie als Albrecht's Gemahlin nicht enthalten über den Undank einige Worte fallen zu lassen, den die Habsburger jener Zeit so auffällig gegen den Wettiner an den Tag legten. So schreibt sie z. B., als ihre Söhne Heinrich und Georg dem römischen König Maximilian vorgestellt worden waren, nicht ohne Bitterkeit an Georg: „Du wollest wissen daß mir mein Herr (ihr Gemahl Albrecht) solche Meinung schreibt daß der König an ihn begehr und ihm die Wahl gibt, er solle entweder nach Frankreich sich vor Paris legen oder hinab gen Ungern vor Ofen, solche liebliche Wege kann ihm der römische König vorgeben, aber er spricht vielleicht nicht: Geh', ich will dir deinen Schaden richten und was du darauf gewandt hast wieder geben." Wie dürftig und unsicher zugleich der Ersatz von Seiten der Habsburger war, den sie dem Herzog Albrecht für seine großen Opfer dadurch gewährten daß sie ihm und seiner Familie die Erbstatthalterschaft Ostfrieslands auf gegenseitigen Widerruf übertrugen, ist aus der Geschichte Sachsens hinlänglich bekannt. Charakteristisch theils für die Fürstin selbst, theils für ihre Zeit sind die Briefe an ihren ältesten Sohn Georg. So liest man z. B. in einem Briefe: „Meine Bitt ist, du wollest mir mein Sold, die 200 Gulden schicken und auch das andere Geld das ich als wenig als meines Soldes gerathen kann, denn es will mir umsonst Niemand Nichts lassen noch geben, ich muß Geld ausgeben." Und in einem andern Briefe an denselben Sohn heißt es: „Da jetzt Jahrmarkt zu Dresden ist, so bitt' ich dich du wollest deine milde Hand gegen mich erscheinen lassen, auf daß ich möge sprechen: Ei, wie mild ist der Fürst!"

Obschon eine von außen her angefachte Misstimmung zwischen Ernst und Albrecht die Theilung von 1485 zur Folge gehabt hatte, so trennte doch damals die beiden Hauptlinien der Wettiner noch keine so breite Kluft daß nicht zwischen den einzelnen Familiengliedern ein freundliches, ja sogar ein herzliches Verhältniß obgewaltet hätte. Namentlich tritt Friedrich der Weise auch in seinen privatlichen Beziehungen zu den Albertinern als trefflicher Charakter, wir möchten sagen als eine höchst freundliche Erscheinung hervor. Er blieb bekanntlich seinem Bruder Johann zu Liebe und aus Rücksichten auf die beiden Brüdern gemeinschaftlichen Staatsinteressen unvermählt, war aber deshalb nicht grämlich gegen Frauen die sein Interesse zu erregen vermochten. Er schätzte namentlich „sein liebes Mühmchen", Georg's Gemahlin Barbara, und fast in keinem der vorliegenden Briefe vergißt er herzliche Grüße an sie zu bestellen. Auch Geschenke fehlten nicht als Zeugen der Wohlgeneigtheit. Auch Georg sendete dergleichen, namentlich Erzeugnisse des Landes. Barbara las für „den freundlichen lieben Vetter gar gern schöne borstorfer Aepfel" aus, und kam die Weinlese, so sendete sie „Kotzschenbrodener Rebensaft", der wunderbar genug doch an der fürstlichen Tafel zu Lochau, Wittenberg oder Weimar willkommen war, obgleich man schon längst des Rheinfalls sich erfreute. „Euer Liebe Schreiben", heißt es in einem von Friedrich's Briefen an Barbara, „sammt dem Faß Ketzschberger (Kötzschenbrodaer) Wein und den vier Tonnen borstorfer Aepfeln haben wir zu sonderem Gefallen von euer Lieb empfangen, deß wir uns freundlich bedanken, und wären wohl geneigt euch unseres Weins auch zu schicken, so mag er sich doch mit euer Lieb Wein nicht vergleichen, wir wollen aber solches ob Gott will wieder um euch verschulden, denn euch Freundschaft zu erzeigen sind wir geneigt." Die Aepfel welche vielleicht in den Gärten des kleinen Dorfs bei Leipzig zuerst in Sachsen gewonnen wurden — es ist nicht völlig gewiß — mochten überhaupt vielen Beifall finden. „Da sich", schreibt Friedrich an Georg, „meine liebe Muhme mit borstorfer Aepfeln wiederum erzeigen will, in dem thut ihre Liebe zu viel, ich wär' auch wohl geneigt gewesen ihr aus meinem Garten was zu schicken, so hat es doch unser Herr Gott also geschickt daß dieß Jahr die Frucht darin verdorben."

Oefters machte aber auch dem Charakter der Zeit gemäß das Waidwerk mit Allem was dazu gehörte den Gegenstand des Briefwechsels aus. Bald waren es schöne Geschosse die die Fürsten einander zuschickten, bald seltene Hirschgeweihe, bald endlich Nachrichten über den Stand der Jagd. Die lochauer Haide durchklang sehr oft das Hifthorn und sie war oft Zeuge der Jagdkurzweil. Friedrich der Weise arbeitete selbst nicht ungern an Jagdgeräthschaften. „Ich schicke euer Liebe auch hierbei etliche Geschoß welche ich selber gedrehet", schreibt der Kurfürst, „und wenn sie E. Liebe gefallen, das sähe ich gern." Dafür bat sich Friedrich ein Stück Holz von Georg aus, zu ähnlichen Arbeiten. Mit dergleichen Arbeiten und dem Stoffe dazu nahm es Friedrich sehr genau und berief sich auf den Ausspruch seines Technikers. „Der Jürge Bolzenmacher," berichtet der Kurfürst, „meint, er wolle etliche Holz davon spalten, so möchte er sehen wie das Holz wäre, es gefällt ihm nicht übel, denn nur meint er müsse er es selber spalten und ausschneiden."

In mehr als einem seiner Briefe an Georg drückt Friedrich den dringenden Wunsch aus daß die Wettiner treulich zusammenhalten möchten, insbesondere angesichts der Dinge die da kommen zu wollen schienen, denn der Kurfürst war nach Maximilian's I. Tode und nach dem Beginnen der religiös-kirchlichen Wirren nicht ohne lebhafte Besorgnisse um das Deutsche Reich. Selbst Mismuth befiel zuweilen den sonst so ruhigen und gefaßten Fürsten, als körperliche Leiden „den alten Gesellen", wie er sich oft nennt, zu quälen anfingen; und in der That waren auch die Mishelligkeiten mit denen er während seines Reichsvicariats zu kämpfen hatte gar wohl geeignet das Gemüth zu verstimmen. Und diese Verstimmung geht zuweilen so weit daß er in ihr selbst eine Strafe Gottes erkennen zu müssen glaubt, „weil er vielleicht mehr der Welt und den Leuten denn seinen Geboten lebe". Genug, man erkennt selbst aus dem kleinsten Zuge Friedrich's des Weisen, wie trefflich er an Geist und Gemüth war und würdig daß ihn der Rath der Fürsten vor allen Andern hörte, wenn es zumal hochwichtigen Dingen galt.

Anspruchslos, wie es Männer zu sein pflegen die um ihrer Verdienste und ihrer Tüchtigkeit willen der öffentlichen Anerkennung sicher sein können, schließt der Verfasser seine Monographie mit folgenden Worten: „Wenn es gelungen ist die Aeußerungen der fürstlichen Personen aus jener Zeit zu einem Bilde zu verweben, dessen Farbe und Schein dazu beitragen jene Tage zu vergegenwärtigen, so ist der Zweck erreicht. Vielleicht begleitet das anspruchslose Bild, dessen Entwerfung der Verfasser dieser Blätter sich zur Aufgabe machte, einen oder den andern Freund der Geschichte an die Ruinen zu Tharandt, zum Grabe Friedrich's des Weisen, unter die Zinnen der Albrechtsburg und zu Meißens ehrwürdigem Dome." Wir aber schließen unsere Anzeige mit dem dringenden Wunsche daß der berühmte Verfasser die Freunde der Geschichte Sachsens noch recht oft mit solchen Gaben beschenken und insbesondere seine Arbeit über den trefflichen Rathgeber des Kurfürsten Moritz, von Carlowitz, uns nicht lange vorenthalten möge. 60.

Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda von Karl Adolf Menzel. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kaum gibt es für den Historiker ein anziehenderes Thema im Gesammtgebiete der Geschichte als die Erforschung des Entwickelungsgangs der jüdischen Geschichte in der Epoche der biblischen und apokryphischen Zeit, welche den Gipfelpunkt der religiös-sittlichen Entwickelung der asiatischen Menschheit klar vor Augen stellt. Denn während der Geschichtsforscher in China nur das Nichtkennen der Innerlichkeit, in der reichen Naturanschauung Indiens nur das Erwachen der Innerlichkeit findet, aus dem sich in dem alten Persien das Licht erhebt, tritt ihm gleich an der Schwelle des jüdischen Alterthums der Gedanke als einer und klarer, als reiner monotheistischer Gott (Jehova) entgegen, der so wenig kirchlich ist daß sein Name nicht ausgesprochen und er selbst nicht abgebildet werden soll. Vom profanen Standpunkte aus betrachtet ist überhaupt die Geschichte des jüdischen Volks unwichtig, aber von dieser Geschichte verschieden ist die geistige, sittliche und religiöse Geschichte. Nicht in Dem was es in seinem Lande, sondern in Dem was es für die übrige Welt gedacht, gethan, getragen und gelitten hat ist und bleibt das jüdische Volk bemerkenswerth. Gott ist Schöpfer des Himmels, der Erde und der Menschen, der Natur und des Geistes, dies ist das Erste in der jüdischen Religion und Geschichte. Sowie aber Gott ein einfacher Gedanke ist, so ist die Welt entgöttert. Gott ist und bleibt Schöpfer und Herrscher, aber die Welt ist frei und somit auch die Geschichte. Hieraus erklärt es sich warum in der Geschichte der Chinesen, Inder und anderer asiatischen Völker überall und zu jeder Zeit Wunder geschehen, im Alten Testamente aber nur eine natürliche Geschichte berichtet wird, in der zwar hin und wieder auch Wunder vorkommen, die aber immer nur im Hintergrunde erscheinen als die letzten Verbindungsmittel zwischen Gott und Menschen. Dieser einfachen, Jedermann begreiflichen Wahrheit wollte und will man zum Theil noch jetzt ebenso wenig ins helle Auge schauen als der, daß der Gedanke Gottes als des Einen, nicht blos einfachen, der neben sich alle andern Gedanken duldet, nothwendig ein intoleranter sein muß. Denn der Gedanke des einen, aus aller Natürlichkeit tretenden Gottes muß alle Natürlichkeit bekämpfen; der Gedanke ist das Entgegengesetzte der Natur, diese wesentlich vernichtend. Und weil man diese Wahrheiten nicht gut vertragen konnte, und weil ihre überzeugende Kraft die aufgestellten Schemata mancher Systeme bald über den Haufen zu werfen vermochte, hielt man bei Betrachtung dieses historischen Themas Ausdrücke wie „Starrheit, Zähigkeit, Egoismus und lächerlicher Nationalstolz der Juden" in Bereitschaft und vergaß daß die Juden mit Recht im Alterthum sich das auserwählte Volk nannten, weil sie allein es waren in der Mitte der Völker, die damals den Geist bewahrten und Gott erkannten. Ueberdem erscheint die Ausschließlichkeit des jüdischen Glaubens niemals als ein Fanatismus der sich über andere Länder verbreiten will — das sich verbreitende und über große Strecken ergießende Judenthum ist der Islam —; der jüdische Glaube blieb ein Pfund gesenkt in das Herz eines Volks, das ihn nur mit Mühe bewahren konnte gegen die Verführungen der angrenzenden Völker. Aber dieser Glaube durchdrang energisch das ganze Dasein des Volks und verlieh ihm das dem ganzen Alterthume fremde Bewußtsein einer bedeutenden, „welthistorischen" Sendung, was uns bei einer tiefern Betrachtung seiner politischen Verhältnisse und Institutionen, seines Cultus, seiner prophetischen und historischen Literatur und Poesie immer klar entgegentritt.

Dieser tiefern Betrachtung, welche allerdings ihre großen Schwierigkeiten hat, weil sie eine gründliche Kenntniß der hebräischen und aramäischen Sprache, einen gesunden, klaren, kritischen Blick und vollkommene Vertrautheit mit den Alterthümern des Volks Israel erfodert, muß sich der Historiker hingeben, der den Charakter, den Entwickelungsgang und den Beruf des jüdischen Volks inmitten der ungeheuern Staatenkolosse des Alterthums im Lichte heutiger Wissenschaft darstellen will. Hier genügt durchaus nicht ein hohles, aus Excerpten zusammengestoppeltes Wissen, noch eine aus secundairen Quellen und Bibelübersetzungen geschöpfte Kenntniß des Judenthums und der jüdischen Geschichte, obschon es durch einseitige Theoreme gewisser Religionsphilosophien und Philosophien der Geschichte wie ein von einem glänzenden Rahmen geschmücktes Bild erscheint; denn durch solche literarische Falschmünzerei wird das bislang in die älteste Geschichte der Juden gebrachte babylonische Gewirre nur noch vergrößert und manche ihrer durch die Bemühungen ernster und gründlicher Bibelforscher festgestellten Basen aufs neue verrückt und in eine falsche Stellung gebracht. Die Behandlung und Bearbeitung der alten jüdischen Geschichte verlangt mit unnachsichtlicher Strenge von ihrem Autor daß er sich ganz und gar in den Geist des alttestamentlichen Judenthums versenke, ihn aus den Originalquellen des biblischen Schriftthums kennen lerne und richtig und selbständig ohne Hülfe der so leicht zerbrechenden Krücken philosophischer Hypothesen darstelle. Wie richtig unsere Behauptung ist, dafür zeugen die jüngsten umfangreichen gelehrten Bearbeitungen der Geschichte des Volks Israel von Bertheau, Ewald, Herzfeld, Lengerke und Munk, denen insgesammt eine gründliche Durchforschung der Schriften jüdischer Vorzeit zugrundeliegt, wodurch sie auch so glücklich manche hohe Stufe erreicht, von der aus eine weitere Forschung fernere wichtige Resultate für das Ganze des jüdischen Alterthums hoffen darf. Dieses einsehend benutzte der neueste deutsche Bearbeiter der Geschichte des Alterthums, Professor Duncker in Halle, die Untersuchungen der genannten Fachgelehrten gewissenhaft und zeichnete hiernach in Kürze zwar, aber geschickt und ansprechend die Geschichte des äußern und innern Volkslebens der Israeliten. Nicht so der Verfasser unsers Buchs. Was vor ihm die anerkanntesten Männer theologischer und historischer Wissenschaft im Gebiete der Geschichte Israels geleistet, scheint er kaum gelesen zu haben, und wenn gelesen, absichtlich bis auf einige Paradoxa des zwar gründlichen, doch hin und wieder zu manierlichen Ewald zu ignoriren; dahingegen dienen ihm die lächerlichen und unkritischen Extravaganzen, die ein Nork in seinem sogenannten „Hebräisch-chaldäisch-rabbinischen Wörterbuch" und in seiner „Biblischen Mythologie" niedergeschrieben, zu einer sichern Grundlage eines freilich ebenso sichern Raisonnements über die Geschichte eines Volks, welches er selbst im Vorworte (S. IV) „als das Vorbild einer noch unerfüllten Zukunft, als Träger des dunkeln Schildes, unter welchem die weltregierende Macht ihre Rathschlüsse über das Menschengeschlecht birgt", bezeichnet. Freilich scheut sich der Verfasser seinen Hinter- und Gewährsmann, dem er wahrscheinlich auch seine geringe, kaum erwähnenswerthe Kenntniß

des Hebräischen verdankt, mit Namen anzuführen; die Pflicht des gewissenhaften Recensenten, der selbst ein schlechtes Buch von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit liest und seinem Quell und Ursprung nachforscht, ist es aber dies zu thun. Doch lassen wir dies und das was daran und darum einstweilen auf sich beruhen und hören wir vorab was der Verfasser als die Aufgabe seines Buchs erkannt hat: „Das vorliegende Werk bezweckt, die Unkenntniß, die bei vielen gebildeten Deutschen einerseits aus Geringschätzung, andererseits aus Befangenheit und Aengstlichkeit auf der Geschichte Israels lastet, zu beheben (!) und durch eine zunächst vom kirchlichen Standpunkte unabhängige wissenschaftliche (sic) Behandlung für die Unkirchlichen den werthvollen geschichtlichen Gehalt des Stoffs vor Augen zu stellen, die Kirchlichen aber mit der Ueberzeugung zu befreunden daß es einer Wiedererweckung der Inspirationslehre für die Geschichtsbücher des Alten Testaments nicht bedarf um den darin wehenden Geist Gottes dem Geiste in uns vernehmbar zu machen, welcher von jenem genommen ist." Und nach einer weitern Auslassung darüber daß der wesentliche Gehalt der biblischen Bücher Nichts durch die Ausstellungen der Kritik verliere, bei welcher Gelegenheit auf die sachkundigen Masoreten mit Vornehmheit und Mitleiden herabgeblickt wird, heißt es im Vorworte (S. XI) weiter: „Daß ich die Schätze alter und neuer (?!) Schriftgelehrsamkeit nicht unbenutzt gelassen habe, bedarf ebenso wenig einer besondern Versicherung als daß die eigene Einsicht in den Schrifttext mehrfach zu Ergebnissen geführt hat, die von den herkömmlichen Vorstellungen abweichen."

Sollte man nicht aus diesen Worten schließen daß des Verfassers Buch zum mindesten ein klares Bild von dem Volksleben Israels und der Naturseite seines Staats oder einigen Aufschluß über die Begründung, Behauptung und den Verfall der Theokratie, über Prophetie, Prophetenthum und dessen Verhältniß und Wechselbeziehung zum Priester- und Königthume uns geben würde? Aber nein, von allen diesen Grundelementen der jüdischen Geschichte spricht des Verfassers weitschichtiges Buch nur überhin und andeutungsweise, und was im Vorbeigehen über diese Punkte gesagt wird, ist weder frei von Befangenheit, noch irgendwie geeignet die richtige Auffassung der geschichtlichen Vergangenheit des Judenthums und der Judenheit im geringsten zu fördern, könnte eher noch dazu beitragen daß die neueste „Geschichte der Philosophie" noch einige Ungereimtheiten mehr von „den Hebräern" zu erzählen wüßte, falls sie sie nicht bereits aus Nork's Büchern excerpirt hätte. Denn Das was der Verfasser S. 5 und 6 über Eel Elijon und Eel Schaddai mit gelehrtem Prunke dem Leser auftischt, steht ebenso wörtlich in Nork's „Wörterbuch" in den betreffenden Schlagwörtern, als seine gelehrt und belehrend sein sollende Anmerkung über Baal (S. 182) sich in des Letztern „Biblischer Mythologie" (I, 12, 13) findet. Und bei dem Allem verräth der Herr Consistorial- und Schulrath Menzel eine Unkenntniß des Hebräischen die alle Begriffe übersteigt, sodaß die dem Buche einverleibten selbständigen Uebersetzungen biblischer Texte nicht nur ohne allen und jeden Werth sind, sondern als ein wahres testimonium paupertatis ihres Verfassers gelten können, dem nicht einmal die richtige Aussprache des Hebräischen bekannt zu sein scheint. Denn statt El Eljon, El Roi, Rama, eber u. s. w. schreibt er Eel Elijon, Elijohn, Eel Roeh, Ramath, Heber u. s. w.; kein Wunder also, wenn sein Buch von falschen und willkürlichen Bibelinterpretationen wimmelt, wenn z. B. S. 45 Ben Belial als „Leute der nach oben gestiegenen Schlechtigkeit" erklärt werden, S. 76 der Fürst von Besek, Adoni Besek, zu einem Könige von Jerusalem gemacht und S. 438 das hebräische Arum, listig, mit Ahriman in eine Parallele gebracht wird. Hätte der Verfasser zu seiner Arbeit nur die griechische Bibelübersetzung der sogenannten Siebziger, die neueste Auflage von Winer's „Biblischem Realwörterbuch" und Hitzig's „Exegetisches Handbuch zum Alten Testamente" gewissenhaft benutzt, er hätte dann weder (S. 16) von zwei Oppositionsmännern Eldad und Medad zu sprechen, noch (S. 115) einen Zweifel über die Tödtung Goliath's durch David anzuregen, noch auch (S. 204) nach einem neuen Aufschlusse über den Tod Ben-Hadad's sich umzusehen, noch endlich (S. 291) eine unhaltbare Hypothese über das Zurückweichen des Schattens am Sonnenzeiger zur Zeit König Hiskias' aufzustellen gebraucht. Zu welchen sonderbaren Resultaten des Verfassers selbständige Bibelforschung führte, ist leicht zu ersehen aus S. 78, wo der richtige Gebrauch, die wahre Bedeutung der hebräischen Suffixa verkannt, aus S. 87, wo der Davidischen Volkszählung eine falsche Deutung gegeben, aus S. 131, wo in Betreff Ezjon Geber's (nicht Ezeon) die Stelle 2. Chron. 8, 18 falsch interpretirt wird. In einem solchen Buche, wo ähnliche und gleiche Fehler wie die beregten zu Dutzenden anzutreffen und über zwei Drittel der angeführten Belegstellen falsch citirt sind, liest man auch ohne Befremden Dinge, wie sie S. 240 und 241 in der Anmerkung des Weitern explicirt werden, und ist nicht erstaunt, wenn sein Verfasser sich keine Rechenschaft über den midraschartigen Charakter der Bücher der Chronik gegenüber den Büchern Samuel und der Könige zu geben weiß und sich von vornherein etwas auf die Entdeckung zugutethut, „daß die Reden und historischen Aufsätze des Jeremias ohne Rücksicht auf die Zeitfolge in einer Weise aneinander gereiht sind die den gewöhnlichen Leser nothwendig verwirrt" (S. x). In Summa: das Buch des Herrn Consistorial- und Schulraths Menzel hat im Allgemeinen wie im Besondern und Einzelnen seinen Zweck verfehlt, und die Abfassung einer volksthümlich gehaltenen, nach den Resultaten der neuesten Bibelforschung gearbeiteten Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda bleibt noch immer einem geeigneten, tüchtigen deutschen Fachgelehrten vorbehalten.

H. Jolowicz.

Der Proktophantasmist in Goethe's „Faust".

In dem Proktophantasmist der Walpurgisnachtsscene im ersten Theil des „Faust" hat Goethe bekanntlich Nicolai verspottet, wie deutlich aus den demselben in den Mund gelegten Worten hervorgeht, womit er die Geister anredet:

Ihr seid noch immer da! Nein, das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!

Ferner:

Ich sag's euch Geistern ins Gesicht,
Den Geisterdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.
Heut' seh' ich, will mir Nichts gelingen;
Doch eine Reise nehm' ich immer mit
Und hoffe noch vor meinem letzten Schritt
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Aber weniger bekannt dürfte den meisten Lesern der Ursprung des Namens Proktophantasmist sein (ein Wort das schwer zu übersetzen ist, da es einen Visionnair bedeutet, dessen Visionen vom Hintern, πρωκτός, podex, herrühren). Angedeutet ist dieser Ursprung in den gleich auf das Vorherige folgenden Worten des Mephistopheles:

Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen.
Das ist die Art wie er sich soulagirt,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergötzen,
Ist er von Geistern und von Geist curirt.

Die vollständige Erklärung über diese Bezeichnung Nicolai's als eines Steißphantasmisten hat Referent zufällig in einem Buche gefunden, wo er sie am wenigsten gesucht hätte, nämlich im zweiten Bande von Johannes Müller's „Physiologie", in dem Capitel über die Phantasmen. Dort erzählt

Müller: „Nicolai's berühmte Visionen waren im Jahre 1791 entstanden, nachdem ein gewohnter Aderlaß und das Ansetzen der Blutigel wegen Hämorrhoiden unterlassen worden. Auf ein mal, nachdem eine heftige Gemüthsbewegung stattgefunden hatte, stand plötzlich die Gestalt eines Verstorbenen vor ihm, und noch denselben Tag erschienen verschiedene andere wandelnde Personen, was sich in den nächsten Tagen wiederholte. Die Phantasmen erschienen unwillkürlich und Nicolai war nicht im Stande, nach Willkür diese oder jene Personen hervorzubringen. Auch waren die Erscheinungen meistens unbekannte Personen. Sie erschienen bei Tag und Nacht und mit Licht und Farben, die aber blässer als an den natürlichen Objecten waren. Nicolai ging dabei aus. Nach einigen Wochen fingen die Phantasmen auch zu reden an. Vier Wochen nach dem Beginn dieser Affection wurden Blutigel an den After gelegt. An demselben Tage fingen die Figuren an zu verblassen, sich langsam zu bewegen; zuletzt zerflossen sie so daß von einigen Figuren eine zeitlang noch einzelne Stücke zu sehen übrig waren." („Berliner Monatsschrift" 1799, Mai.)

Diese Thatsachen also benutzte Göthe und rächte sich an Nicolai für die durch denselben ihm zugefügten Kränkungen auf die angegebene Weise, indem er ihn als Proktophantasmist (Steißvisionnair) auf dem Blocksberg erscheinen ließ.

Bei dieser Gelegenheit erwähnt Johannes Müller auch Goethe's eigener Gabe, bei geschlossenen Augen Phantasmen zu sehen. Goethe hatte nämlich, wie er selbst in seiner Schrift „Zur Morphologie und Naturwissenschaft" erzählt, die Gabe, wenn er die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte sich in die Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, daß dieselbe nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt verharrte, sondern sich auseinander legte und aus ihrem Innern sich wieder neue Blumen entfalteten, farbige, phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war Goethe unmöglich, die hervorsprossende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange als ihm beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnte er hervorbringen, wenn er sich den Zierath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immer fort veränderte, völlig wie Kaleidoskope.

Im Jahre 1828 hatte Johannes Müller Gelegenheit mit Goethe über diesen Beide gleich interessirenden Gegenstand sich zu unterhalten. Da auch Müller, wenn er sich ruhig bei geschlossenen Augen hinlegte, vor dem Einschlafen leicht Bilder erschienen, so war Göthe sehr begierig zu erfahren, wie sich diese Bilder bei ihm gestalteten. Müller erklärte daß er durchaus keinen Einfluß des Willens auf Hervorrufung und Verwandelung derselben habe und daß bei ihm niemals eine Spur von symmetrischer und vegetativer Entwickelung vorkomme. Goethe hingegen konnte das Thema seiner Bilder willkürlich angeben, und dann erfolgte allerdings scheinbar unwillkürlich, aber gesetzmäßig und symmetrisch das Umgestalten.

Diesen Unterschied zwischen seinen eigenen und Goethe's Phantasmen erklärt Müller aus der Verschiedenheit „zweier Naturen, wovon die eine die größte Fülle der dichterischen Gestaltungskraft besaß, die andere aber auf die Untersuchung des Wirklichen und des in der Natur Geschehenden gerichtet ist".

Man sieht also daß auch die Phantasie bei all ihrer Freiheit im Bilden von der vorherrschenden Geistesrichtung des Individuums tingirt ist, wie denn auch Müller darauf aufmerksam macht daß „je nach den geistigen Richtungen der Visionnairs die Gesichter religiöse, tröstende und hülfreiche oder schreckende Gestalten Lebender oder Verstorbener sind. Je nach dem Bildungszustande des Visionnairs werden die Visionen entweder für real oder für krankhafte Zustände des Sensoriums gehalten."

Nicolai, der Proktephantasmist, gehörte zu den Visionnairs der zweiten Art. 53.

Notizen.

Statistisches.

Aus dem kürzlich erschienenen „American almanac and repository of useful knowledge for the year 1853" (Boston, 1853) entnehmen wir folgende statistische Notizen über Amerika: „In Nordamerika besitzt Dänemark ein Areal von 380,000 englischen Quadratmeilen mit 17,000 Einwohnern; Frankreich 118 mit 200; Rußland 394,000 mit 66,000; die britischen Besitzungen (Neubritannien, Ost- und Westcanada, Neubraunschweig, Neuschottland, Prinz Eduards-Insel und Neufundland) haben 2,255,401 mit 2,472,195; die Vereinigten Staaten von Amerika 3,260,073 mit 23,283,345; ganz Nordamerika mithin 4,497,592 mit 26,128,740 Einwohnern. Die Länder und Inseln des mittlern Amerika außer Westindien (Mexico, San-Salvador, Nicaragua, Honduras, Guatemala; Mosquitia, Britisch-Honduras) werden auf 3,157,740 englische Quadratmeilen mit 9,352,000 Einwohnern berechnet; Westindien auf 90,185 englische Quadratmeilen mit 3,603,746 Einwohnern. Die südamerikanischen Länder betragen 6,500,000 englische Quadratmeilen mit 18,275,195 Einwohnern. Diese vertheilen sich auf die einzelnen Länder wie folgt:

	Qu.-M.	Einwohner.
Republik Venezuela (Präsident José Greg. Monagas)	774,000	1,250,000
Rep. Neugranada (Präs. José Hilaro Lopez)	380,000	2,200,000
Rep. Ecuador (Präs. H. Urbina) . .	325,000	600,000
Rep. Bolivia (Präs. Gen. Belzu) . .	318,000	1,700,000
Rep. Peru (Präs. J. R. Echenique) .	524,000	1,400,000
Rep. Chile (Präs. General Monte) .	144,000	1,200,000
Die Argentinische Republik (Präs. ?)	927,000	1,600,000
Rep. Uruguay (Präs. Joaquin Suarez)	120,000	140,000
Rep. Entre-Rios (Präs. Urquiza [?])	82,000	80,000
Rep. Paraguay (Präs. Carlos Lopez)	74,000	260,000
Kaiserthum Brasilien (Kaiser Pedro II.)	2,300,000	7,560,000
Britisch-Guiana (Gouverneur H. Barkly)	76,000	127,695
Holländisch-Guiana	38,500	7000
Französisch-Guiana (Vic. de Lengendes)	21,500	03,000
Patagonien (eingeborene Häuptlinge) .	380,000	120,000
Falklandinseln (Geo. Rennie) . . .	16,000	500

Merkwürdigerweise schlägt dieser neueste „American almanac" die Gesammtbevölkerung des Erdkreises nur auf 854,047,481 an und gibt davon auf Afrika (60 bis) 101 Million; auf Amerika 57,359,681; auf Asien mit den Inseln 429,600,000; auf Australien mit den Inseln 1,368,000; auf Europa 263,220,300; endlich auf Polynesien 1,500,000.

Parallele zwischen Jakob I. und Karl I. von England.

Der englische Schriftsteller Gilfillan gibt in seiner neulich erschienenen Schrift „The martyrs, heroes and bards of the Scotish covenant" folgende vergleichende Charakteristik der Könige Jakob I. und Karl I. von England: „Jakob I. endete eine Regierungsperiode, die ebenso unentwickelt und unheimlich in ihren Aussichten für die Zukunft war als seine Persönlichkeit. Sein unglücklicher Sohn Karl I. bestieg den Thron. Wie dieser Letztere mit einem entschiedenern Sinn ausgestattet war, so sollte er auch mit entschiedenerm Widerstande zu kämpfen haben, einem entscheidungsvollern Schicksal entgegengehen, eine entschiedenere und bestimmtere Einwirkung auf die Geschichte seines Landes üben. Fast scheint es als hätte sich, sei es mit Bewußtsein, absichtlich, sei es unwillkürlich und unbewußt, in ihm das Princip entwickelt, eine dem Charakter seines Vaters völlig entgegengesetzte und fast mit Verachtung auf denselben zurückblickende Richtung zu ergreifen. Jakob war kleinmüthig, Karl beherzt und zuweilen selbst übereilt. Jakob war schwankend; Karl halsstarrig. Jakob war schlau und listig, bei Karl artete die Klugheit in betrügerisches Wesen aus. Jakob besaß eine natürliche Gutmüthigkeit die seine Gegner

mit ihm versöhnte; dagegen war das kalte und hochfahrende Wesen Karl's ebenso abstoßend als seine vorherrschende Gemüthsstimmung übermüthig war und seine Grundsätze willkürlich. Jakob besaß Gelehrsamkeit, aber ohne Weisheit; Karl besaß Geschmack, Talent und natürliche Begabung. Jakob war verachtet, aber nicht gehaßt, Karl wurde in gleichem Maße verabscheut und hochgeachtet. Jakob hatte sehr wenig Königliches in seinem Wesen, er war von Natur ein schottischer Großer von barscher Zunge, aber leutseligem Herzen; Karl vereinigte die schlaue Politik eines italienischen Fürsten und eines spanischen Hidalgo mit dem Stolze eines schottischen Häuptlings. Nur in drei Punkten waren Vater und Sohn einander ähnlich: in der Misachtung von Treue und Glauben; in der Hochhaltung ihrer königlichen Rechte; in dem Widerwillen gegen abweichende Ansichten sowol auf politischem als auf confessionnellem Gebiet. Nur zeigte Jeder von ihnen das letztere auf die seinem Charakter eigenthümliche Weise: Jakob in eigensinnigen und unregelmäßigen Ausbrüchen, Karl durch ein consequent und rücksichtslos verschärftes System des Angriffs, wie die schillernde Schlange auf ihrem todbringenden Pfade durch das Gebüsch gegen ihre Beute dahingleitet."

Eine amerikanische Schriftstellerin, Sarah Josepha Hale zu Neuyork, hat es unternommen, die Biographien oder vielmehr biographischen Umrisse der berühmten Frauen und Mädchen aller Zeiten in einem Octavbande von 904 S. mit 230 Holzschnitt-Portraits dem Büchermarkt zu übergeben. Der bei Harpers erschienene Band führt den Titel: „Woman's record, or sketches of all distinguished women from the beginning till A. D. 1850". Er zerfällt in die vier Abtheilungen: Alte Zeit, Mittelalter, Neue Zeit, Gegenwart. Jede dieser Abtheilungen ist in sich alphabetisch geordnet. Den ersten beiden Abtheilungen sind zusammen 150, den letzten (die noch lebenden Frauen umfassenden) dagegen 337 Seiten gewidmet. Die Portraits beschränken sich nicht auf die historischen Zeiten, sondern streifen auch in mythische Perioden hinüber; auch Andromache, Semiramis, Tomyris u. s. w. sind durch Bildnisse repräsentirt! Daß die amerikanische Frauenwelt vorzugsweise bedacht und die amerikanischen Schriftstellerinnen mit Vorliebe behandelt sind, wird nicht auffallen, denn das ganze Werk ist ziemlich planlos und wird in Europa höchstens durch seine Schwächen Aufmerksamkeit erregen. 4.

Wellington im Hause der Gemeinen.

Ausgangs des vorigen Jahrhunderts war überall ein Spielwerk en vogue, das im Französischen bandalore, im Englischen quiz hieß, in Deutschland aber unter dem Namen Joujou bekannt ist. Dasselbe ist aus zwei Holzscheiben die im Mittelpunkt durch einen kleinen Cylinder vereinigt zusammengesetzt sind; an diesem ist ein Faden befestigt, und das ganze harmlose Spiel besteht darin daß man jene zwei Scheiben an dem Faden auf- und niederrollen läßt. Mann und Frau, Jung und Alt, Arm und Reich erlustigte sich am Quiz, und die klügsten Leute schlossen sich nicht aus, deß ist ein berühmter Irländer, Lord Plunket, Zeuge. „Eines Tags", erzählt dieser, „wohnte ich einem Comité des Hauses der Gemeinen bei, an dem auch der Lordlieutenant von Irland, Edward Fitzgerald, theilnahm. Auch dessen Adjutant, der Herzog von Wellington, der sich damals noch Capitain Wellesley nannte, war gegenwärtig. Derselbe beschäftigte sich jedoch, ich entsinne mich genau, während der ganzen langen Sitzung lediglich damit daß er Quiz spielte." In der That, eine seltsame Frivolität für einen Mann, der später Herzog von Wellington werden sollte. 31.

Bibliographie.

Anton, D., Gedankenblitze. Gedichte. Görlitz, Heinze u. Comp. 12. 7½ Ngr.

Aus Venedig. Vom Verfasser des Memnon. 1ster Band. Basel, Bahnmaier. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bechstein, L., Hainsterne. Berg-, Wald- und Wandergeschichten. Zwei Bände. Halle, Pfeffer. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Bertholdi, H., Der Präsident. Roman. Zwei Bände. Halle, Pfeffer. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Biedenfeld, F. Freih. v., Die Blumen im Zimmer. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Böttger, A., Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Leipzig, Costenoble. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carbonnel, L. de, Voyage politique, scientifique et littéraire, dans le monde de la lune. 1er Partie. Hambourg. 1852. 8. 12 Ngr.

Gerlach, F. D., Die älteste Bevölkerung Italiens. Eine geschichtliche Untersuchung. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hutterus, J. M., Die Montenegriner. Trauerspiel. Trier, Troschel. 16. 15 Ngr.

Lachenal, F., Gedichte. Basel, Bahnmaier. 1852. Br. 8. 7½ Ngr.

Niendorf, A. M., Liebenstein. Eine thüringische Sage. Berlin, A. Duncker. 16. 12 Ngr.

Noack, L., Christenthum und Humanismus. Oder das religiöse Bewußtsein Jesu und die Erlösungsthatsache des Christenthums. Rudolstadt, Froebel. Gr. 12. 12 Ngr.

Orlich, E. H. v., Aus Preußens Vorzeit. Gedichte. Breslau, Korn. 16. 20 Ngr.

Peez, A., Die Deutschen in Vergangenheit und Zukunft. Eine patriotische Phantasie. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 10 Ngr.

Phull, Baron C. L. de, Essai d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de Fontainebleau en 1762. Original français publié pour la première fois par le Baron F. de Batz. Avec une préface de l'éditeur, traduite de l'Allemand, une pièce additionelle et deux plans. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Schaefer, J. W., Schiller. Eine biographische Schilderung. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Sternberg, A. v., Selene. Berlin, Schroeder. 16. 1 Thlr.

Sybel, H. v., Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. 1ster Band. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Thlr.

Welden, L. Freih. v., Episoden aus meinem Leben. Beiträge zur Geschichte der Feldzüge der österreichischen Armee in den Jahren 1848 und 1849. Grätz, Damian u. Sorge. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen. Nebst allgemeinen Motiven und Inhaltsverzeichnisse. Mit: Spezielle Motiven dazu. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Protestantismus als politisches Princip. Eine katholische Beantwortung der gleichbetitelten Dr. Frdr. Jul. Stahl'schen Schrift. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Ngr.

Die angebliche Steuerverweigerung in Kurhessen und der Proceß gegen die Mitglieder der aufgelösten Ständeversammlung. Beleuchtet auf den Grund der Landtagsprotocolle und anderer officieller Actenstücke. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Strodtl, M. A., Moriz Carrierre's „christliche Ueberzeugungen" nach dessen „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk" dargestellt. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 15 Ngr.

Das serbische Volk in seiner Bedeutung für die orientalische Frage und für die europäische Civilisation. Eine Denkschrift. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1853

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

38. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Achter Band. 12. Geh.

Der erste bis sechste Band erschienen 1843 in zweiter Auflage und kosten 12 Thlr.; der siebente Band (1846) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

39. **Volks-Bibliothek.** Neunter Band und folgende. 8. Geh.

Die bisjetzt erschienenen Bände dieser Volks-Bibliothek enthalten:

I. Joachim Nettelbeck. Von J. Ch. L. Haken. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. Der alte Heim. Von W. G. Keßler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.

III. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.

V. Das Kriegsjahr 1813. Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

VI. Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Von G. G. H. Lenz. Neue Ausgabe. 1849. 1 Thlr.

VII. Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. Von D. L. H. 1852. 20 Ngr.

VIII. Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von R. John. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Neue Ausgabe. 1852. 20 Ngr.

40. **Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Dritter Theil und folgende. 12. Geh.

Der erste Theil enthält: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" (1843); der zweite Theil: „Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz" (1845). Jeder Theil kostet 1 Thlr. 15 Ngr.

41. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Dritter und vierter Band. 8. Geh.

Der erste Band (1851) kostet 1 Thlr. 22 Ngr., der zweite Band (1852) 2 Thlr. 20 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

42. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 5me édition. In-8. 1852. Geh. 8 Ngr. — Second cours. 3me édition. 1853. 10 Ngr. — Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

43. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. Third edition. 1852. 8vo. Geh. 10 Ngr. — Second course. Third edition. 1853. 12 Ngr.

44. ——— Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language. First and second course. Second edition. 8vo. 1853. Geh. 5 Ngr.

45. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** Third course. 8vo. Geh.

46. **Auerbach (J.), Schul- und Hausbibel.** Die heiligen Schriften der Israeliten im Auszuge und in theilweise freier Bearbeitung. Aus dem Grundtexte. Nebst einer Auswahl aus den Apokryphen, wie auch aus den Lehren und der Spruchweisheit späterer Zeit und einer Zeittafel. In zwei Abtheilungen. 8. Geh.

47. **Beaulieu (C., Freiherr),** Kriegs- und Friedenslieder. 8. Geh. 1 Thlr.

48. **Benfey (T.), Kurze Grammatik der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh.

Vgl. Nr. 9.

49. **Bratranek (F. Th.), Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt.** 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Eine geistreiche, gehaltvolle Bereicherung der gegenwärtig mit Recht so geschätzten naturwissenschaftlich-schöngeistigen Literatur, die sich gleichsam strahlenartig um Humboldt's „Kosmos" herumlegt, und in der diese „Aesthetik der Pflanzenwelt" eine wesentliche Lücke ausfüllt. Der interessante Stoff und die anziehende Darstellung empfehlen das Werk allen Gebildeten, für sinnige und gehaltvolle Lecture Empfänglichen. Der reiche Inhalt erhellt am besten aus folgender Angabe der Ueberschriften der einzelnen Abschnitte: Einleitung. — A. Die Ahnung. 1. Die Naturreligion. 2. Das Märchen. 3. Das Volkslied. 4. Rationelles. 5. Jahreszeiten. a. Klima. b. Jahresfeste. c. Jahreszeitpflanzen. — B. Die Sehnsucht. 1. Pflanzendüfte. 2. Pflanzenfarben. a. Braun und Grün. b. Blau und Gelb. c. Roth und Weiß. 3. Pflanzengestalten. a. Stamm und Laubkrone. b. Blumen. c. Früchte. d. Pflanzenindividualität (α. Selbstbedeutsame Pflanzen. β. Pflanzen der Reminiscenz. γ. Giftpflanzen.) 4. Pflanzengruppirung. a. Pflanzenformationen. b. Bedeutung der Umgebung. c. Bedeutung der Bodenbeschaffenheit. 5. Vegetationsphysiognomie der Landschaft. a. Steppen. b. Wälder. c. Die Borrage. d. Vegetationsgebiete und Pflanzenreiche. — C. Die Sinnigkeit. 1. Die Pflanzensprache. a. Blumensprache. b. Bildlichkeit der Poesie. c. Landschaftsmalerei. d. Auflösung der Blumensprache. 2. Die Convenienzpflanzen. a. Der Selam. b. Pflanzenspielereien. c. Les fleurs animées. 3. Der Park.

50. **Bremer (Frederike), England im Jahre 1851.** Zwei Theile. 12. Geh.

51. ———, **Eine Ostergabe.** 12. Geh.

Die vollständige Ausgabe der Bremer'schen Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

Unter besondern Titeln sind einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des

Präsidenten. Vierte Auflage. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Eine Sommerreise. Zwei Theile.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

52. **Bülow (H. D. von)**, Militärische und vermischte Schriften. In einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung herausgegeben von **Eduard Bülow** und **Wilhelm Rüstow**. Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 31. —— 30. Juli 1853.

Inhalt.

Die neueste kunsthistorische Literatur.

1. Geschichte der griechischen Künstler von Heinrich Brunn. Erster Theil. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Griechische Reiseskizzen von Hermann Hettner. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1853. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Kunst der Hellenen. Festrede am Geburtstage Schinkel's von Ernst Curtius. Berlin, Hertz. 1853. Gr. 8. 4 Ngr.
4. Die Kolosse der Dioskuren von Monte Cavallo im Neuen Museum zu Berlin von Adolf Stahr. Berlin, David. 1853. Lex.-8. 10 Ngr.
5. Geschichte der deutschen Kunst von Ernst Förster. Zwei Theile. Mit 32 Stahlstichen. Leipzig, T. O. Weigel. 1851—53. 8. 4 Thlr.
6. Musikalische Charakterköpfe. Ein kunsthistorisches Skizzenbuch von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1853. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Wesen einer Zeit wird nicht allein aus den wissenschaftlichen Stoffen ersichtlich welchen die allgemeine Vorliebe sich zuwendet; auch die Form in welcher die Wissenschaften betrieben werden kann als Fingerzeig dienen, wenn es gilt den Charakter einer historischen Periode zu bestimmen. Das gewaltige Interesse welches die Naturwissenschaften gegenwärtig für sich in Anspruch nehmen, die Aufmerksamkeit welche sich auf die Erforschung der materiellen Dinge gerichtet hat, sind, wenn auch ein sehr gewichtiger, doch nur ein einzelner Charakterzug des modernen Lebens. Indem man die Naturstudien der Gegenwart betont und aus dieser veränderten Richtung der wissenschaftlichen Forschung auf eine neue Richtung der Zeit selbst schließt, darf man der großen Wandelungen nicht vergessen welche gleichzeitig auf andern wissenschaftlichen Gebieten vorsichgegangen. Man erinnere sich nur wie seltsam die neuere Weise Geschichte zu erforschen und zu schreiben von der früher gültigen absticht. Es haben nicht allein die Zeitgenossen im Verhältnisse zu den Vorfahren den kritischen Blick geschärft, eine genauere Umsicht, eine größere Vorsicht gelernt, schon in den allgemeinsten Anschauungen weichen sie auffallend von diesen ab und folgen entgegengesetzten geistigen Strömungen. So wenig Verwandtes auch sonst die oratorischen französischen Historiker, die behäbigen, überlegten Briten und die gründlichen Deutschen haben mögen, in einem gewissen realistischen Zuge stimmen sie doch alle überein: dies haben die Einen mit den Andern gemeinsam daß sie sich nicht mit der Annahme selbstbewegender Ideen begnügen, daß sie überall den endlichen Wurzeln, den individuellen Motiven der historischen Bewegungen nachspüren und das persönliche Leben in der Geschichte belauschen. Hat sich in der historischen Wissenschaft die Form der Anschauung geändert, so gibt es andere Wissenschaften, bei welchen zwar Form und Methode einen geringen Wechsel verrathen, welche aber dafür beinahe alles stoffliche Interesse verloren haben. Wir, großgezogen unter den Einflüssen der speculativen Philosophie, in Gedankenkreisen zu Hause, welchen aber auch jede Handhabe abgeht, in die Geschicke der Gegenwart einzugreifen, haben schon jetzt Mühe verstanden zu werden, wenn wir die Schleußen öffnen und dem altgewohnten Strome von absoluten Begriffen Raum geben; als welche Wunderthiere werden wir erst der nächsten Generation erscheinen, bis Moleschott's Stoffwechsel und Du Bois-Reymond's Nervenströmungen in die Lehrbücher der Psychologie eingedrungen, Erziehungsartikel geworden sind. Noch vor wenigen Jahrzehnden hätte man speculative Erörterungen über medicinische Gegenstände nicht unbedingt zurückgewiesen, noch vor wenigen Jahren mit der Einmischung der Philosophie in das Gebiet der Politik, der Kunst sich befreundet; wer würde heutzutage das erstere auch nur für möglich halten und über das letztere nicht mitleidig die Achseln zucken, wer hätte es sich überhaupt im philosophischen Deutschland noch vor kurzem träumen lassen daß man nicht die Metaphysik

meinen werde, wenn man von allgemeinen Bildungsfächern spricht. Und doch ist es so. An keiner einzigen gelehrten Schule bildet mehr die Philosophie den geistigen Mittelpunkt und übt sie die größte Anziehungskraft; glücklichern Schwestern und Halbschwestern mußte sie Einfluß, Interesse überlassen und für sich behielt sie fast gar Nichts mehr übrig als das Vorrecht der Facultät den Namen zu schenken, wie sie auch für ihre Vertreter keinen bessern Rath bereit hat als den: Historiker und Philologen zu werden. Wer nicht das letztere ist, in eminenter Weise ist, mag nur gleich auf den Namen des Philosophen verzichten; was ihn früher dazu stempelte, die speculative Kraft, wie man es früher nannte, die Phantastik, wie man es heutzutage scheltet, gilt Nichts, beim Volke Nichts, auch bei den eigenen Fachgenossen Nichts.

Am auffallendsten zeigt sich dieser unerwartete Wechsel der Stimmung und Anschauung in demjenigen Theile der Philosophie, in welchem sie noch zuletzt große Erfolge errungen, in der sogenannten Wissenschaft vom Schönen. Sie hieß früher Aesthetik und war ausschließlich eine logische Wissenschaft, sie heißt nun Kunstgeschichte und ist, wie es schon der Name bekundet, ein historischer Zweig. Solange noch die speculative Aesthetik herrschte, glaubte man das Wesen des Schönen erkannt und ergründet, hatte man es definirt, in seine Merkmale aufgelöst, von verwandten Begriffen geschieden, die bekannte Luftfahrt mit demselben, zum Erhabenen und Komischen bis zur Umkehr zu sich selbst dargestellt. Aehnlich verfuhr man auch mit der Wirklichkeit des Schönen, mit der Kunst. Kunstform wurde an Kunstform gereiht, eine Kunstgattung neben die andere hingestellt, abstracte Eigenschaften derselben erörtert, ohne Rücksicht auf das Zeitmoment, auf ihre wirkliche Entwickelung und Gestalt, auf ihre thatsächliche Abhängigkeit voneinander und der umgebenden Cultur. Die Lehre von der besten Verfassung, welche die alten Staatsphilosophen so eifrig aufsuchten, hatte hier ihr Gegenstück gefunden, wie die Meinung, welche allen Formen des Staats, der Kunst u. s. w. eine gleiche, relative Berechtigung zuschrieb und nur eine historische Ableitung billigte, ihren schärfsten Gegner. Es mag dahingestellt bleiben, wie sehr oder wie wenig die subjective Neigung, der Zeitgeschmack das „absolute Schöne" bestimmten, und ob nicht hinter der absoluten Fassung der Begriffe sich vielfach nur die mangelhaften Resultate der Empirie, soweit dieselbe eben mit ihren Forschungen gekommen war, bargen. Es soll auch keineswegs behauptet werden, die Aesthetik mit ihren generalisirenden Tendenzen werde niemals wieder zu Ehren kommen. Vielleicht gilt auch von der Kunstlehre der Satz, welchen Naturforscher von ihren Fächern so häufig im Munde führen: Solange nicht die empirische Forschung in ihrem ganzen Umfange vollendet ist und alle ihre Hauptaufgaben gelöst sind, müssen wir jeden naturphilosophischen Versuch als voreilig und unberechtigt zurückweisen. Die empirische Wissenschaft zersplittert und zerbröckelt nicht den Stoff. Wer ihrer Fortbildung mit aufmerksamem Auge folgte, weiß wie ämsig und energisch sie auf Einheit und Einfachheit dringt. Man lasse sie gewähren, man lasse die Untersuchungen, welche so merkwürdige Resultate über die Verwandtschaft des Chemismus und Organismus brachten, elektrische Processe in unserm Nervenleben nachwiesen, die Ansichten vom Umfange und der Form der Materie so gewaltig änderten, man lasse diese Untersuchungen noch fortgesetzt werden, ihr Ziel und Ende ist und bleibt die Lehre von den allgemeinen, von den Grundrechten der Natur, die dann freilich mehr bedeuten als bloße Namen und Begriffe, und Zahlen und Retorten nicht zu fürchten haben.

Aehnlich, meine ich, verhält es sich vielleicht auch mit der Wissenschaft des Schönen. Auch sie mag einmal wieder das Gewand der Allgemeinheit anziehen und vom Absoluten sprechen, bis die empirische, historische Forschung vollendet ist. Bis dahin bleibt freilich noch ein weiter Weg zurückzulegen. Vorläufig begnügen wir uns auf den innern Widerspruch aufmerksam zu machen, an welchem nach unserm Bedünken das hervorragendste Lehrbuch der Aesthetik unserer Tage leidet, jede Aesthetik, soweit sie eine Logik und Metaphysik des Schönen ist, leiden muß. Es ist von der ebenso gründlich als weitläufig angelegten dickleibigen Aesthetik Vischer's die Rede. Daß der geistvolle Verfasser der klaren, durchsichtigen Form, welche er bekanntlich mit großer Meisterschaft handhabt, eine Formlosigkeit vorzog wie sie selbst in der deutschen Literatur nicht allzu häufig ist, und die Wissenschaft vom Schönen in ein den Juristen abgeborgtes Gehäuse steckte, ist auch ein Widerspruch welcher schwer zu erklären ist. Doch beschäftigt uns hier ein anderer, tieferer, jenes eigenthümliche Schwanken zwischen logischer und historischer Behandlung, das Herbeischleppen eines riesigen historischen Materials, ohne es vollkommen unterbringen zu können, das Bemühen, Aesthetik und Kunstgeschichte als Einheit aufzufassen und darzustellen, ohne einen andern Erfolg als daß die Grenzen der erstern stetig zerrissen, der Stoff der letztern ebenso stetig auseinander gezogen wird. Vischer's Aesthetik hat vielleicht weniger Leser gefunden als sie verdient, gewiß aber sind die meisten Leser ihre Freunde geblieben; ob sie jedoch die größere Anziehungskraft durch ihr Festhalten an ästhetischen Formen und Formeln oder durch ihr Hindrängen zu historischer Auffassung geübt, ist sehr zweifelhaft. Die Lehre vom Naturschönen ist anerkanntermaßen ihr verdienstlichster Theil. Nimmt man aber ernstlich den Ausgangspunkt für die Erkenntniß des Kunstlebens vom Naturschönen, so kann es kaum mehr fraglich sein daß man damit der früher üblichen metaphysischen Grundlage für Kunstbegriffe Thor und Eingang versperrt und die Welt der Erfahrung betritt. Es lassen sich wol auch hier künstliche Kategorien festhalten, die natürlichen Gruppen trennen und abstracte Eintheilungen und Gliederungen vornehmen — bei Vischer fehlt es an dem Einen so wenig als an dem Andern — es können den fabelhaften vier Elementen, in ihren ästhetischen Wirkungen

geschildert, aus ihrem natürlichen Zusammenhange losgerissene Pflanzentypen folgen, dann Gruppen aus der Thierwelt, nach irgend einem willkürlichen System geordnet, und diesen endlich der Mensch sich anschließen, charakterisirt als Individuum, als Glied der Familie, als Angehöriger einer Race, eines Stammes u. s. w. Das reine, durch keine Abstractionen getrübte Bild der Natur, als die Quelle ästhetischer Anregungen und die Bedingung eines bestimmten Kunstlebens, bleibt stets ihre Schilderung in ihren thatsächlichen, geschlossenen, räumlichen und zeitlichen Grenzen. Die Aesthetik thut nur Fehlschüsse, wenn sie vereinzelte Pflanzen, künstlich geordnete Thiergruppen betrachtet: nur in einem bestimmten landschaftlichen Rahmen gedacht, übt die Flora und Fauna eine ästhetische Wirkung und nimmt Einfluß auf die künstlerischen Anschauungen. Was die Aesthetik nur theilweise vollführt und mit halbem Erfolge versucht, gelingt vollkommen erst der Kunstgeschichte, welche die Betrachtung der einzelnen historischen Perioden mit landschaftlichen Schilderungen beginnt, daran das Culturleben der Volksstämme reiht und schließlich die in solcher Umgebung gültigen Kunstformen und Kunstgattungen erörtert. Jeder andere Weg hat den Nachtheil daß er Zusammengehöriges trennt und Fremdartiges untereinander mischt, an jeder einzelnen Stelle nur die halbe Wahrheit sagt und doch überall durch unnütze Wiederholungen den Fortgang hindert. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hat die von Vischer beliebte Anordnung zur Folge daß wir an den Orient zuerst bei der Schilderung des Naturschönen, dann bei der Erörterung der Geschichte als ästhetischer Stoffwelt, weiter noch, wenn von den einzelnen Kunstformen, von der Geschichte des Ideals und von den einzelnen Kunstgattungen die Rede ist, geführt werden. Zu wiederholten malen spinnt sich das Gewebe der Weltgeschichte vor unsern Augen ab, und niemals erfassen wir doch den rechten Faden. Wir werden viele falsche Ableitungen gelehrt und verkennen den thatsächlichen Entwickelungsgang, wähnen daß sich die classische Phantasie aus der symbolischen und aus jener die romantische unmittelbar herausgebildet hat und vergessen alle vermittelnden Factoren, reden von Kunstformen und sehen nicht das Abstracte dieser Redeweise, wenn wir von den wirklichen Künsten Umgang nehmen, raisonniren über die einzelnen Kunstgattungen und erwägen nicht wie mannichfach die aufgestellten Grundsätze und Regeln von Zeitverhältnissen u. s. w. abhängig sind. Wie lächerlich ist nicht z. B. das Geschwätz über Idealismus und Naturalismus in der Malerei, wenn man nicht sofort den wirklichen Boden der Geschichte betritt, romanische und germanische Anschauungen, Kunststoffe und Kunstformen abwägt, wie schwankend alle Bestimmungen über das Epos ohne ein gründliches Eingehen in den antiken Geist. Doch genug davon. Wenn man vielleicht auch ungläubig den Kopf über die Zumuthung schüttelt, die Aesthetik solle in Kunstgeschichte aufgehen, wie die Naturphilosophie in die realen Naturwissenschaften überging, so viel wird man doch zugeben: ohne die gründlichsten kunsthistorischen Studien kein Aesthetiker, wie auch ohne eine Erweiterung unserer kunstgeschichtlichen Erkenntnisse keine Fortbildung der Aesthetik. Ist die letztere in einer selbständigen Form überhaupt noch möglich, dann ist sie es nur unter der Voraussetzung gänzlichen Aufgebens ihrer Einseitigkeit, welche nur im Idealismus der Antike alles Heil der Kunst, den Inbegriff aller Schönheit erblickte. Diese Vorliebe für eine einzelne Kunststufe ist vom historischen Standpunkte überhaupt schon bedenklich, vollends ungerechtfertigt erscheint sie in einer Wissenschaft deren Urtheile auf absolute Geltung Anspruch machen. Interessant bleibt es zu bemerken welchen nachhaltigen Einfluß dieser ästhetische Glaube auf die Kunstthätigkeit und die Kunsterkenntniß unserer Tage gewonnen. Selbst in den letzten Jahren, nachdem doch das Studium der mittelalterlichen Kunst einen so großen Aufschwung genommen, neigt sich die Wagschale in doppelter Beziehung zu Gunsten der Antike. Wir werden hier ungleich weniger mit dilettantischen Grillen geplagt als dort und dagegen ungleich mehr mit formell vollendeten, durchsichtig klaren Darstellungen beschenkt. Die Dilettanten mögen freilich durch jene bekannte Classe von Archäologen aufgewogen werden, welchen jedes Kunstwerk nur als mythologisches Problem erscheint; der formellen Vollendung so vieler Schriften über das classische Alterthum können wir aber für das Mittelalter fast Nichts entgegenstellen. Die Kunst des Mittelalters sucht noch ihren Winckelmann, wie sie auch in Betreff der Ordnung und Sichtung des Stoffs noch immer eines zweiten Otfried Müller harrt. Liegt dies am Gegenstand oder ist es nur eine Frage der Zeit?

Von den letzhin erschienenen Werken über die Kunst des Alterthums — der Orient wird noch viel zu sehr entdeckt und ausgegraben um schon erkannt werden zu können — sei Heinrich Brunn's „Geschichte der griechischen Künstler" nur einfach erwähnt. Ein gründliches, auf weit angelegten Studien beruhendes Buch, welches zunächst wol nur in gelehrten Kreisen Eingang finden wird, doch später nicht ohne Einfluß auch auf allgemeiner gehaltene kunsthistorische Schriften bleiben kann. Man muß es dem Verfasser Dank wissen daß er die Scheidelinie zwischen Künstlern und Handwerkern mit möglichster Strenge einhält und die zahlreichen Vasenmaler und Gemmenschneider in einen Anhang verweist. Die schöne Form muß wieder in ihr altes Recht eingesetzt und die Kunstgeschichte von dem Ballast befreit werden, mit welchem sie der Aberglaube vieler Gelehrten, jede Darstellung aus der Mythen- oder Heroengeschichte habe dieses Stoffs wegen Anspruch auf den Namen eines Kunstwerks, beschwert. Aus welchem Grunde sollten nicht auch unsere bemalten Pfeifenköpfe und Soldatenbilder in der Geschichte der Malerei angeführt werden? Im vorliegenden Bande liefert Brunn die Geschichte der Bildhauer von dem sagenhaften Dädalus angefangen, der eben nur den Collectivnamen für die älteste Künstlerschaft bildet, bis auf die Zeit der römischen Herrschaft herab. Der Stoff des Werks führte es mit sich daß

wir längere Zeit bei trockenen Namen verweilen, auf Inscriptionen anstatt auf Statuen und Reliefs achten müssen; doch fehlt es auch nicht an ästhetischen Excursen, wie z. B. über den Farnese'schen Stier und die Laokoongruppe. Nachdem Brunn durch philologische Interpretation der bekannten Stelle bei Plinius den Beweis geliefert daß der Worttext den Laokoon keineswegs als ein Werk aus der Zeit des Titus hinstelle, versucht er aus der Technik, der Compositionsweise die Entstehung der Gruppe in der rhodischen Kunstschule, in der ältern Zeit der Diadochenherrschaft zu begründen.

Stehen auch die Künstler des Laokoon an reiner poetischer Schöpferkraft, an Unmittelbarkeit der künstlerischen Auffassung den Meistern älterer Zeit entschieden nach, so wird doch der Mangel dieser Eigenschaften bedeutend gemildert durch ein gewaltiges, auf den umfassendsten Studien beruhendes künstlerisches Wesen. Auf der Anerkennung dieser Eigenschaft beruht aber auch die Entscheidung über die Entstehungszeit der Gruppe. Sie erklärt sich nicht nur in der Zeit der Diadochen, sondern sie erscheint geradezu als das naturgemäße, nothwendige Resultat, als die Frucht aller frühern Entwickelungsstufen. In der römischen Kaiserzeit würde sie eine Anomalie, wenn nicht geradezu unerklärlich sein.

Wie wichtig und anziehend auch des Verfassers Versuch sein mag, aus dem Wesen des Kunstwerks selbst seine äußere Genesis zu erklären, wir sind durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnde hinreichend gewitzigt, um die Frage schon jetzt für erledigt und geschlossen zu erklären, wenn sie auch Brunn durch seine mit Welcker übereinstimmenden scharfsinnigen Untersuchungen der Lösung näher gebracht hat.

Erkennen wir in Brunn's „Geschichte der griechischen Künstler" eine wichtige kunsthistorische Vorarbeit, deren Nachwirkungen wenigstens auch über den Kreis der Fachgenossen hinaus sich verbreiten werden, so sind Hermann Hettner's „Griechische Reiseskizzen" bereits in ihrer gegenwärtigen Gestalt darauf berechnet, auch weitere Kreise über das Wesen der griechischen Kunst aufzuklären, aufzuklären im strengsten Sinne des Worts, nämlich die wahre und rechte Kunde darüber zu verschaffen. Wenn Hettner's Buch den Leser nicht mit dem schweren Geschütze archäologischer Gelehrsamkeit bestürmt, so liegt der Grund nicht etwa in dem Unvermögen des Verfassers; wenn sich die Blätter so angenehm lesen als wären sie eben in frischer Erinnerung an reizende Erlebnisse niedergeschrieben, so meine Niemand er habe es blos mit einem geistreichen Tagebuche zu thun, wie sie die moderne Literatur in so großer Zahl aufweist. Hettner hat sich hier wie auch sonst in frühern Schriften die undankbare Aufgabe gestellt über Kunst mit Kunst zu schreiben, er hält nicht wenig auf die formelle Vollendung seiner Bücher und meint der wahre Gedanke verliere Nichts von seinem Gehalte, wird er gut ausgesprochen. Solche Meinungen sind nun aber namentlich in der modernen Kunstwissenschaft, wie die Praxis zeigt, wenig beliebt, hier scheinen holperige Perioden, falsche Redewendungen, schiefe Ausdrücke zur Sache zu gehören, und ein Buch welches einfach und schön geschrieben ist erweckt in der Regel kein gutes Vorurtheil für seine sachliche Tüchtigkeit. Wäre wol die Kunstgeschichte so rasch zu Ansehen und Anerkennung gekommen, hätte schon Winckelmann zu diesem Glauben sich bekannt, hätten nicht glücklicherweise gerade unsere Musterschriftsteller für Kunst und Alterthum sich interessirt? Ob also auch die rechtgläubige Gemeinde die „Griechischen Reiseskizzen" anerkennen und nicht vielleicht auch diesmal an der schönen Form des Buchs Anstoß nehmen wird, müssen wir erwarten, der Beifall der Ketzer — das Verständniß des Volks — entgeht ihnen gewiß nicht.

Die „Griechischen Reiseskizzen" beschäftigen sich nicht ausschließlich mit der antiken Kunst und den Ueberresten altgriechischen Lebens, der Reisende hatte auch Muße für die Betrachtung der Gegenwart. Wir werden in buntem Wechsel von den griechischen Ostern zur Akropolis, vom alten Erechtheion zum modernen Hofballe, vom Jupitertempel zu Olympia zu den Mönchen von Megaspiläon in Achaja geführt, und zwischen reizende Naturschilderungen mischen sich häufig politische Raisonnements, welchen die Philhellenen an der Isar wahrscheinlich eine minder schwarze Färbung und eine weniger deutliche russische Perspective wünschen werden. Kunstgeschichtlich wichtig sind besonders jene Capitel der ersten Abtheilung, welche die Akropolis und die in Athen bewahrten plastischen Denkmale behandeln, sowie die Abhandlung in der zweiten Abtheilung: „Wie die Alten ihre Tempel bewahrten." So vielfach schon die Akropolis beschrieben und erörtert wurde, wir erinnern uns keiner Beschreibung welche so umständlich und gründlich und dabei so klar und anziehend geschrieben wäre wie die von Hettner gelieferte. Wir untersuchen mit ihm zunächst die Mauern der Akropolis, durchschreiten dann die mächtigen Propyläen, gewinnen eine klare Einsicht über den Grundriß des Baus und dringen ein in das Verständniß der künstlerischen Formen, wir wandern dann von Tempel zu Tempel, messen den Parthenon und studiren das räthselhafte Erechtheion und ermüden so wenig als schauten wir in Wirklichkeit mit begeistertem Auge diese Denkmale attischer Größe und Kunst. Erfreute uns an der Beschreibung der Akropolis besonders die klare Anordnung und durchsichtige Darstellung, so fesselt uns die Abhandlung über die Polychromie durch die scharfsinnige Weise, in welcher diese ziemlich leidenschaftlich behandelte Streitfrage hier gelöst wird. Nach Hettner entschied ganz einfach das bei dem Baue verwendete Material, ob man an der äußern Cellawand und den Säulenstämmen die natürliche Steinfarbe ließ oder zur Tünche griff. Marmortempel strahlten in ihrem ursprünglichen weißlichen Glanze; wo dagegen der Bau mit unscheinbarem Tuffstein u. s. w. ausgeführt wurde, da sparten die Griechen auch an den Außenwänden nicht den Anwurf und farbigen Ueberzug. Die Richtigkeit dieser Ansicht springt so deutlich in die Augen und stimmt so vollkommen mit den Monumenten und der Ueberlieferung überein, daß man sich nur wundern muß daß sie nicht schon längst zur Schlichtung des langwierigen Streits herbeigezogen wurde.

Ehe ich die Thätigkeit des letzten Jahres für die Erkenntniß der mittelalterlichen und neuern Kunst beschreibe, will ich noch zwei kleine Schriften, die Kunst des Alterthums betreffend, hervorheben. Ernst Curtius hat bei Gelegenheit des Schinkelfestes über die „Kunst der Hellenen" gesprochen und mit der ihm eigenen Beredtsamkeit das vielbestrittene Thema ob wir durch das Studium der Griechen gewonnen oder verloren neuerdings durchgenommen; Adolf Stahr benutzte die Aufstellung des Gypsabgusses der „Rossebändiger" im neuen berliner Museum zur Veröffentlichung einer Monographie über diese „Kolosse der Dioskuren". Der äußern Geschichte dieser vielgewanderten Gruppe reiht er den daran sich knüpfenden Sagenkreis und eine umfassende ästhetische Würdigung des Kunstwerks an, welche uns wieder das Schicksal der Antiken beneiden läßt. Wir reden wol viel über Rafael und seine Stanzen, wir lobpreisen diesen oder jenen der Heimat und unserer Zeit nahegelegenen Künstler, enthusiasmiren uns für gothische Dome und romanische Münster; wie selten haben aber noch mittelalterliche Kunstwerke so beredte und verständige Erklärer gefunden als sie der Antike in reicher Zahl zutheil wurden. Darin hat E. Curtius vollkommen Recht daß wir noch immer der Antike uns näher fühlen als jedem andern Kunstkreise und viel eher auf ein allgemeines Verständniß hoffen dürfen, wenn wir die Aufmerksamkeit auf antike Ideale als wenn wir sie auf die Gestalten des Mittelalters lenken. Trotzdem würden wir seiner Behauptung von der Allgemeingültigkeit des antiken Ideals nicht unbedingt beistimmen. In der Regel werden die einzelnen Kunstgattungen nicht hinreichend gesondert, und was von der einen oder andern gilt viel zu rasch auf alle übertragen. Man wird wol deshalb nicht den Fanatikern gegen das Alterthum beigezählt werden, wenn man behauptet daß die von den Griechen geschaffenen poetischen Typen eine größere Allgemeingültigkeit in Anspruch nehmen als die localern Gestalten der bildenden Künste und die Nachbildung der erstern keineswegs die Nachahmung der letztern zur nothwendigen Folge habe. Wird kein anderer Grund zur Rechtfertigung dieser Behauptung gebilligt, so sei die engere Verbindung der bildenden Künste mit der hellenischen Religion zur Erwägung hingestellt. Wir müßten zu dieser zurückkehren, wollten wir bezüglich der bildenden Künste und der Musik ausschließlich den griechischen Vorbildern nachleben, wir müßten auf alle Volksthümlichkeit der Kunst verzichten, wenn wir Stoffe und Formen immer nur der Antike entlehnten. Und thun wir nur das Eine und lassen das Andere, was erhalten wir dann Besseres als die französische Pseudoclassicität, als das griechische Profil vorne und den Zopf hinten. In jedem Fall ist es rathsam, zunächst nur die gründlichste Erkenntniß der Bedingungen des griechischen Kunstlebens zu suchen und mit praktischen Experimenten bedächtig zu verfahren; fanden sich doch auch die Gegner der Antike genöthigt, an die Stelle allgemeiner Lobeserhebungen des Mittelalters und seines Kunstgeistes historische Studien treten zu lassen, wollten sie für ihre Ueberzeugungen Freunde gewinnen.

Im Hinblicke auf die guten Früchte welche die Kunstgeschichte aus diesem Eifer den einen oder den andern Kunstkreis auf den Thron zu setzen gewonnen mögen wir ihm noch gern längere Dauer wünschen; die Wirklichkeit wird sich schon ihr gutes Recht wahren, die historische Forschung, besonders auf dem Gebiete mittelalterlicher Kunst, aber kann äußere Anregungen noch immer nützen und verwerthen, bis sie in höherm Grade erstarkt und eine nachhaltigere innere Regsamkeit entfaltet. Daran fehlt es noch vielfach, nicht allein weil dieser wissenschaftliche Zweig sein Dasein erst nach Jahren zählt, sondern auch, weil es leider hier noch wenige festbegründete Principien gibt, um Hypothesen, Grillen und Liebhabereien auszuschließen. Im Ganzen ist die wissenschaftliche Thätigkeit des letzten Jahres für die Kunstgeschichte des Mittelalters ziemlich ersprießlich gewesen. Außer zahlreichen Monographien, besonders über mittelalterliche Kirchenbauten, sind auch wichtige Vorarbeiten, Materialsammlungen zum Nutzen und Frommen künftiger Geschichtschreiber veröffentlicht worden, und es hat endlich auch eine populaire Geschichte der deutschen Kunst das Licht der Welt erblickt. Diese auffallende Verzögerung erklärt sich leicht aus dem eigenthümlichen Wesen der ältern deutschen Kunst und wurde nicht etwa durch eine träge Misachtung der heimischen Dinge verschuldet. Mit Ausnahme der deutschen Baukunst, welcher es auch keineswegs an zahlreichen Bearbeitern und an allgemeiner Theilnahme gebricht, fehlt es der ältern deutschen Kunst an einer organischen Entwickelung. Wir erblicken viele und vielversprechende Ansätze, wir stoßen auf zahlreiche Anfangspunkte der Kunst; aber den Abschluß, die formelle Vollendung erblicken wir nicht, wir müssen fast überall gewahren wie das Begonnene plötzlich abbricht, die heimischen Pfade verlassen und fremde mit geringem Verständnisse betreten werden und zuletzt die ganze Kunst wörtlich in Sand verläuft und für Jahrhunderte in ihrer Entwickelung unterbrochen wird. An den Künstlern lag es nicht daß die ältere deutsche Kunst ohne Vollendung blieb; es lag an den engen Zunftverhältnissen, an den beschränkten städtischen Kreisen, an der Zerfahrenheit des öffentlichen Lebens, an dem Mangel größerer Culturmittelpunkte. Wir können nicht mit dem Künstler rechten daß die harte Noth der Zeit keine bedeutendern Monumentalwerke duldete, wir können es aber auch nicht dem Volke verargen, wenn es verhältnißmäßig nur eine geringe Freude an der eigenen künstlerischen Vergangenheit äußert. Es eilt nicht herbei, auch die einzelnen Schulen kennenzulernen und von Werkstätte zu Werkstätte zu pilgern, es begnügt sich alle harten, steifen, eckigen Gestalten, kleinlichen Faltenbrüche altdeutsch zu nennen, und vieler populairen Darstellungen, fürchte ich, wird es noch bedürfen, um diese Vorurtheile zu brechen und den Stoff populair zu machen. Auch die hohen Preise die gegenwärtig für altdeutsche Stiche geboten werden können nicht zum Gegenbeweise dienen. An solchen

Liebhabereien hat die Masse der Gebildeten, vom Volke gar nicht zu reden, keinen Theil. Die Bearbeitung der deutschen Kunstgeschichte hat, wie wir sehen, zunächst mit innern Schwierigkeiten zu kämpfen. Als nicht die geringste darunter haben wir die hohe Bedeutung zu betrachten, welche im entscheidenden Zeitabschnitte der Bilderdruck, der Holzschnitt und Kupferstich gewinnt. Darüber läßt sich wol leicht ein allgemeines Urtheil fällen, aber in die Einzelheiten einzudringen, wie es doch von einer Kunstgeschichte verlangt wird, ist ebenso schwierig für den Verfasser wie ermüdend für den Leser.

Jedenfalls ist Ernst Förster unter den Lebenden der treffliche Mann dazu, diesen Schwierigkeiten zu begegnen und ein volksthümliches Buch zu schaffen. Gestützt auf einen Reichthum der Anschauungen, wie er nur selten sonst anzutreffen ist, und auf ein gewiegtes Urtheil, besitzt er auch die Klarheit der Form, ohne welche jedes derartige Unternehmen nothwendig scheitern muß. Wir begrüßen demnach Förster's „Geschichte der deutschen Kunst" nicht allein als eine zweckmäßige, sondern auch als eine tüchtige Erscheinung in der deutschen Literatur.

Ueber die richtige Weise Kunstgeschichte zu schreiben kann man streiten. Man kann es vorziehen die Kunst in ihrem Zusammenhange mit der Zeitbildung zu beschreiben, und dann tritt vor der Charakteristik der allgemeinen Richtungen und Beziehungen der einzelne Künstler und das einzelne Kunstwerk etwas in den Hintergrund, oder man verweilt nur bei diesen letztern und hebt den Kreis des künstlerischen Wirkens abgesondert von den übrigen Culturzweigen hervor. Die eine Weise ist bekanntlich in der Literaturgeschichte seit langer Zeit schon üblich, die andere ist in der Geschichte der bildenden Künste gebräuchlich. Auch Förster hat diese letztere angewendet. Wir müssen es angesichts der Schwierigkeiten einer culturgeschichtlichen Darstellung besonders des deutschen Mittelalters billigen, können es aber doch nicht verhehlen daß eine populaire Darstellung der Kunstgeschichte schwerlich ihr Ziel erreicht, wenn sie die Fäden vernachlässigt welche die Kunst an die andern Erscheinungen des geschichtlichen Lebens knüpft. Der Laie ist mit seinem Urtheile bald bei der Hand daß doch eben nur Willkür im Fortgange der Kunst walte, und sieht in dem Verweilen des Historikers bei den Incunabeln der Kunst, bei den unvollendeten Ansätzen derselben eben nur die Liebhaberei der Gelehrten für das Absonderliche und dem gewöhnlichen Verstande Gleichgültige. Dieser Aberglaube wird nicht bekehrt, außer man weist den nothwendigen, gesetzmäßigen Entwickelungsgang der Kunst auf, oder was Dasselbe heißt, man erklärt ihren Zusammenhang und ihre Uebereinstimmung mit der betreffenden Zeitbildung. Jedenfalls ist es aber besser dieses Verhältniß ganz unberührt zu lassen als in den Monumenten der Vergangenheit geistreiche Einfälle symbolisirt zu wähnen, wie es so viele Modeschriften versuchen. Bekanntlich sind die meisten Schriftsteller über mittelalterliche Kunst in einer oppositionnellen Stellung zum Geiste des Mittelalters, sie zucken die Achseln über die Wahrheiten und Heilslehren des Mittelalters und pochen auf ihr aufgeklärtes Bewußtsein. Sind sie aber auch nach der einen Richtung dem Mittelalter entfremdet, so wollen sie es doch nicht wie die Antike als eine abgeschlossene historische Gestalt auffassen, der man für ihre Zeit alles Recht angedeihen lassen kann, ohne deshalb in den Verdacht eigener Gläubigkeit zu verfallen. Die antike Kunst erklärt man aus dem Geiste der Antike, die Kunst des Mittelalters dagegen soll mit dem Geiste der Neuzeit begriffen werden, ihr enges Verhältniß zu dem mittelalterlichen Glaubenskreise wird abgeleugnet und an der Stelle der echten religiösen Symbolik eine neue Symbolik, die von pulsirenden Gewölben u. s. w. spricht, geschaffen. An Scharfsinn fehlt es diesen Ansichten weniger als an der Beglaubigung daß diese geistreichen Einfälle schon im Mittelalter lebendig und gültig waren. Ernst Förster hält sich wie gesagt von diesem Vorgange in der Deutung alter Kunstwerke fern und begnügt sich mit einer einfachen, klaren Darlegung der äußern Geschichte der deutschen Kunst.

Bisjetzt liegen von Förster's „Geschichte der deutschen Kunst" zwei Bände vor, welche bis zum Zeitalter der Reformation reichen und den Fortgang der Entwickelung durch 32 Stahlstiche und zahlreich eingedruckte Holzschnitte versinnlichen. In allgemeinen Umrissen zeichnet Förster die Anfänge der deutschen Kunst in der altchristlichen Zeit und dem karolingischen Zeitalter. Bekanntlich waren diese Perioden nicht reich an monumentalen Werken und auch dies Wenige ist mit geringen Ausnahmen für uns verloren gegangen. Erst mit dem Eintritte in das neue Jahrtausend beginnt, wie überall, so auch in Deutschland eine lebendigere Regsamkeit, zunächst in der Baukunst, und ihr verdanken wir den romanischen Baustil, an welchem übrigens mit jedem Schritte in seiner Entwickelung die Elemente immer mehr zurücktreten, welchen er seinen Namen verdankt, und die Grundzüge des gothischen Stils deutlich werden. Mit diesem letztern, vom 13. Jahrhunderte an, beginnt Förster einen neuen Zeitabschnitt, und versucht es nun auch die Sculptur und Malerei nach vereinzelten Werken, nach Gruppen und Schulen zu charakterisiren. Es mag dahingestellt bleiben ob es nicht rathsam gewesen wäre die Aufzählung der einzelnen Bauten einer Tabelle zu überlassen, da denn doch das Buch zunächst für Laien bestimmt ist, welche wol schwerlich die vielen Namen und Daten im Texte genießbar finden werden, und dafür die allgemeine Charakteristik des Stils, das Leben und die Wirksamkeit der Bauhütten, die Baugeschichte an einzelnen anschaulichen Beispielen ausführlicher zu schildern: jedenfalls sind die der Malerei gewidmeten Abschnitte mit besonderer Vollendung gearbeitet, die Geschichte der Architektur im Vergleiche mit diesen weniger glücklich durchgeführt. Der Schluß des ersten Bandes führt uns die wenig bekannten prager, oberdeutschen und kölner Malerschulen (über deren größte Meister wir kaum die dürftigsten Notizen besitzen) vor; der zweite erörtert dann ausführlich die altniederländische Schule und die von ihr abhängigen

deutschen Malerschulen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und schließt mit Lukas Cranach, dem „Malermeister“ par préférence. Im Anhange wird überdies noch eine gedrängte Geschichte des Bilddrucks geboten.

Wir haben schon oben die Wichtigkeit des letztern für die deutsche Kunst hervorgehoben und freuen uns daß derselbe auch hier nach Würde vertreten ist. Für die Geschichte deutscher Bildung läßt sich schwer ein Beitrag von größerm Interesse ersinnen, als die Geschichte des deutschen Holzschnitts und Kupferstichs bietet, in ihrem Beginne, bei dem es noch zweifelhaft ist ob er von Spielkarten oder Heiligenbildern abgeleitet werden soll, wie in der Zeit der höchsten Blüte. Aber auch die deutsche Kunst weiß kein besseres Material, ihre eigenthümlichen Vorzüge in helles Licht zu stellen und ihre Mängel zu verbergen, als namentlich den Holzschnitt, dessen breite einfache Behandlung dem derbern Formensinn und der übersprudelnden Phantastik der alten Meister mehr zusagte als alle andern Kunstgattungen. Auch ist es merkwürdig daß die Geschichte des Kupferstichs bei gleichem äußern Fortgange mit der Geschichte der deutschen Malerei gerade in entgegengesetzter Richtung sich entwickelt. Beide nehmen nämlich ihren Weg von den Niederlanden nach dem Niederrheine und von da nach Schwaben, dem Oberrheine, Baiern und Franken.

Während aber die Malerei auf diesem Wege an ursprünglichen Kräften und Fähigkeiten einbüßt, gewinnt die Kunst des Kupferstechens mit jedem Schritte den sie nach Süden vorwärts thut an Vollkommenheit, um in Kolmar und Nürnberg einen Blütenglanz und Reichthum zu entfalten, wie ihn die Malerei in Gent und Brügge erlebt hat.

Liegt darin die Erklärung der hervorragenden Stelle, welche der deutsche Bilderdruck bei Kunsthistorikern und Kunstkennern einnimmt, so wird auch dadurch die verhältnißmäßig geringe Theilnahme des Volks für die altheimische Kunst deutlich. Nachdem die erste selbständige Blüte deutscher Malerei um die Hälfte des 15. Jahrhunderts herum vorzeitig abbrach, blieb für die Folgezeit die altniederländische Schule der mustergültige Typus. Einzelne Künstler durchbrachen die Schranke und eroberten sich eine Selbständigkeit wie sie nicht größer gewünscht werden kann; aber im Ganzen und Großen steht die altdeutsche Malerei gegen die altniederländische auf zweiter Linie. Ist auch diese im Wesen und in der Form germanisch, der Wechsel der Dinge hat es mit sich gebracht daß sie heutzutage doch nicht mehr dem Volke als heimisches Erzeugniß gilt. Es denkt an die abgeleiteten, oft trüben Ströme und nicht an die Quelle, wenn es von der Kunst der Vorfahren spricht. Hat dieses Vorurtheil das Interesse an der altdeutschen Malerei geschwächt — die Masse der Gebildeten hat sich nun einmal besonders Lukas Cranach zum Vertreter derselben erkoren — so kommt noch ihr allerdings fühlbarer handwerksmäßiger Betrieb dazu, um sie uns zu entfremden. Auferzogen im ästhetischen Dilettantismus, der auch in der praktischen Kunstsphäre weitere Kreise treibt als man gemeiniglich denkt, verzeihen wir Alles eher als einen Verstoß gegen den guten Geschmack und haben für alles Andere einen offenern Sinn als für die technische Tüchtigkeit. Gerade diese letztere Seite ist aber bei unsern alten Meistern am meisten ausgebildet, dagegen die andere ziemlich brach liegt. Dies sind die innern Hindernisse welche der raschen Popularität der altdeutschen Kunst und ihrer Geschichte wehren; an Förster liegt es nicht, wenn sie auch jetzt kaum mit der gewünschten Eile eintreten wird. Sein Buch ist klar und übersichtlich geschrieben, für den Fachmann werthvoll und den Laien anziehend. Ist durch Förster eine empfindliche Lücke in der kunsthistorischen Literatur ausgefüllt worden, so bleibt doch der Wunsch nach einer baldigen Ergänzung der eigentlichen Kunstgeschichte durch eine culturgeschichtliche Schilderung der deutschen Kunst noch rege. Gerade die letztere dürfte ihrem Verständniß und der Theilnahme für dieselbe rasch Bahn brechen. In welcher Weise Cultur- und Kunstgeschichtliches verknüpft und vermittelt werden kann, hat erst neulich Riehl in seinen „Musikalischen Charakterköpfen“ in trefflicher Weise dargethan.

Riehl's musikalische Ansichten, sein Eifer für die Wiederbelebung der alten classischen Musik, seine geringe Neigung, den Chorgesang „Vivat Wagner!“ anzustimmen, sind nicht ohne Anfechtung geblieben. Zunächst ist ja Riehl kein patentirter Musiker, und wenn wir für die künstlerische Production auch den Dilettanten befähigt glauben, die Kritik und das Verständniß sollen Zunftgeheimniß bleiben; dann aber ist überhaupt, was unsere Zeit noch an Kampfslust besitzt, nur noch in der Musik zu finden. Hier gibt es Parteien und Fahnen, hier haßt man die Vergangenheit, glaubt an eine Zukunft, hier zerrt und reißt man an Autoritäten und predigt neue Götter, hier hat sich nicht allein der Name, sondern auch die That der Revolution erhalten. Die Kunst der Musik zeigt einen merkwürdigen Gegensatz zu allen übrigen Kunstgattungen. In der Poesie hat die positive Richtung, wenn nicht den Sieg, doch den größten äußern Erfolg errungen; in der Malerei ist man schon lange von der Foderung abgekommen, Neues und Selbständiges zu schaffen, man wandelt der Väter Weg und folgt der Väter Art und meint von der Gegenwart sie sei eben nur werth vom Künstler vergessen zu werden. Ganz anders die Musik, welche nicht allein ihr eigenes Wesen reformiren will, sondern auch die Umgestaltung aller andern Künste, namentlich der dramatischen Poesie in Aussicht stellt. Die Zeit wird lehren wie viel davon bloße Worte, wie viel wirkliche, klangreiche Noten sind. Ist aber auch Riehl als Musikkritiker nicht ohne Gegner geblieben, als Culturhistoriker hat er die fruchtbarsten Anregungen geliefert. Es lag wol auf allen Zungen daß auch der Tondichter auf keinem Isolirschemel sitze, daß er ein Product seiner Zeit sei und wesentliche Richtungen derselben verkörpere; aber wenn es auch Alle meinten, Wenige sprachen es auch, noch Wenigere haben es kenntnißreich durchgeführt. Der „musikalische Bänkelsänger“ Wenzel Müller, welchen Riehl zuerst vorführt, wie erklärt er sich nicht vollkommen aus dem specifischen wiener Geiste, und

umgekehrt, wie hilft er nicht diesen gegenwärtig nur noch mythischen wiener Geist erklären. Wer das alte Oestreich, wie es unter Kaiser Franz war, schildern will, thut nichts Besseres als er erzählt uns recht viel von Wenzel Müller und dem Kasperle und Staberle und beschreibt den in der Leopoldsstadt unsterblichen deutschen Hanswurst; wer die Möglichkeit des altöstreichischen politischen Regiments, diesen Druck, unter dem es sich doch gehäbig lebte, diese Beschränkungen des öffentlichen Geistes, die doch alle Welt zufrieden ließen, glaublich machen will, muß zunächst die eigenthümliche wiener Musik und Poesie beschreiben. Und daß gegenwärtig keine Tanzweise mehr durchgreifen, keine Posse mehr packen kann und die alten Gassenhauer verklungen sind und Castelli und Bäuerle und Nestroy zu den abgethanen Sachen gehören, ist auch von einem andern als dem ästhetischen Standpunkte nicht unwichtig. Ebenso treffend wie dieser letzte Bänkelsänger ist auch der musikalische Dramatiker des französischen Kaiserthums, Gasparo Spontini, des Malers David entsprechendes Gegenbild charakterisirt und Mendelssohn als der Musiker der gebildeten Gesellschaft bestimmt. Riehl hat Recht, wenn er die allgemeine Kunstgeschichte eine noch nicht existirende Disciplin nennt. Die ästhetische Betrachtung die bisjetzt die übliche war hat den historischen Nerven über Gebühr vernachlässigt, und auch die kunsthistorischen Schriften haben in der Regel eine äußere Geschichte der einzelnen Kunstgattungen geliefert. Riehl hat aber zu dieser erst zukünftigen Wissenschaft einen tüchtigen Baustein geliefert, indem er die Musik aus ihrer Vereinsamung riß und mit der Culturumgebung in nahe Berührung brachte. Möchte sein Streben auch auf verwandten Kunstgebieten bald Nachfolger finden. **Anton Springer.**

Der finnische Dichter Runeberg.

1. Johann Ludwig Runeberg's gesammelte Dichtungen. Deutsch von Hans Wachenhusen. Erster und zweiter Band. Leipzig, Lorck. 1852. 8. 20 Ngr.

Die im ersten Bande enthaltenen „Sagen des Fähnrich Stahl" sind nicht blos von diesen beiden Bänden, sondern überhaupt von Allem was Runeberg geschrieben das bei weitem Bedeutendste und sie sind es die ihn zum Liebling des schwedischen Volks machten und ihm den seit Tegnér's Tode verwaisten Dichterthron einräumten. Freilich verleugnet sich auch in ihnen der weiche, melancholisch-ernste Grundton nicht, der in allen Dichtungen Runeberg's wiederklingt; was aber diesen „Sagen" ihren besondern Werth gibt, das ist die nationale Färbung, die sie tragen, der Geist der Vaterlandsliebe, der in ihnen weht. Dieselbe Wahrheit, Innigkeit und Wärme, die Runeberg's Idyllen so ansprechend machen, zeichnen auch seine Sagen aus; als neues Element tritt aber hinzu der todesmuthige Heroismus des finnischen Volks, das ohne Unterstützung gelassen von seinem legitimen Herrscher, befehligt von einem Mann, der sich seine „klingenden Sporen" mit der Feder verdient und seine Carrière hinter den Contortischen im Kriegsministerium gemacht hatte, dennoch freudig Gut und Leben dem Vaterlande zum Opfer brachte. In einfacher, ungezierter Sprache geben uns diese anscheinend kunstlosen Gesänge eine Schilderung des letzten erhebenden, wenngleich unglücklichen Kampfes der Finnen gegen die russische Uebermacht (1808), indem sie uns die einzelnen hervorragenden Heldengestalten in diesem Kampfe in ihrer Eigenthümlichkeit vorführen, so wie die noch jugendliche Volkssage sie dem Dichter überlieferte; glänzende Thaten des Heldenmuths wechseln mit episodischen Ereignissen, wie die Laune des Zufalls sie oft mit humoristischer Hand hineinstreut in die blutigsten Scenen des Kriegs; selbst den Feind besingt er, den Kosackenanführer Kulneff, den wilden Sohn der Steppe, der ebenso tapfer als bieder und brav war, ebenso wacker trank als kämpfte, und dessen bärtiges Gesicht in den finnischen Bauernhäusern neben dem der vaterländischen Helden hängt:

> Der Feige nur ist uns verhaßt,
> Nur ihm gebühren Schand' und Hohn;
> Hoch Dem, der kühn sein Schwert erfaßt',
> Dem tapfern Kriegessohn.
> Ein froh Hurrah, ein lautes Hoch
> Für Den, der kühn die Klinge zog,
> Wie er's im Leben auch gemeint,
> Ob Freund uns oder Feind!

Die Uebersetzung, von der wir soeben eine Probe gaben, ist, im Versmaße des Originals, sichtbar mit vieler Liebe gearbeitet und wird von Jedem der die außerordentlichen Schwierigkeiten kennt, die mit metrischen Uebersetzungen überhaupt, besonders aber aus so kurzen und reimreichen Sprachen wie die schwedische verknüpft sind, freudig und dankbar begrüßt werden. Nachdem wir dies unser allgemeines Urtheil vorausschickten, wird es uns gestattet sein etwas näher auf die Kritik der vorliegenden Uebersetzung einzugehen.

Zu dem Gelungensten der Uebersetzung gehört die Romanze „Der König". Die an Aberwitz grenzende Jämmerlichkeit des Königs Gustav Adolf, der, nachdem der Erzengel bisher nicht zur Rettung Finnlands erschienen, in königlicher Hochherzigkeit sich Karl's XII. Handschuhe anziehen und mit dessen Schwert umgürten läßt, um durch diese symbolische Handlung den Russenfeind zu verjagen, die der Dichter ebenso geschichtlich treu als mit schlagender Ironie schildert, ist es dem Uebersetzer gelungen ebenso naiv-komisch wiederzugeben.

> Von Karl dem Zwölften legen
> Die Handschuh heut' Wir an,
> In Uns'rer Doppelwürde
> Als König und als Mann;
> Umgürten mit dem Schwert Uns,
> Das einst geführt der Held,
> Damit Entsetzen fasse
> Die matte träge Welt.

Und wenn es am Schlusse heißt:

> Wie weit dem finn'schen Kriege
> Von Vortheil und Gewicht
> Des Königs große Handlung,
> Weiß die Geschichte nicht,

Des Schreckens waren sicher,
Die ihn umgaben, voll:
Karl Lagerbring, Graf Piper
Und auch der alte Koll.

Ebenso gelungen sind „Die beiden Dragoner", „Der alte Hurtig" und „Kulneff", aus dem wir die Schlussstrophe oben schon mittheilten. Auch die herrliche Romanze „Der Bruder der Wolke," ist bis auf wenige Misverständnisse und wenngleich nicht eben bedeutende Auslassungen sehr glücklich wiedergegeben. Denn von dem fremden, zerlumpten Knaben, der in die hoch auf dem Gebirge im dichten Walde gelegene Dörflerwohnung gleichsam aus einer Winterwolke hineingeschneit war, heisst es S. 29: „schlug im nächsten Jahre schon das Brennholz", während es im Original heißt: „högg sveder", d. h. „fällte Bäum', um in die Asch' zu säen", und S. 34: „saß der treue Knecht, der alte Klinga", während knekt bedeutet „Soldat" wie unser „Landsknecht". S. 36 oben steht:

So auch stand die Kirche auf dem Hügel,
Schweigen ruhte auf der öden Gegend,
Wie der Mondschein auf dem kalten Herbste.

Und im Original heißt es:

So auch stand die Kirche auf dem Hügel,
Wie ein Sternbild, einsam unter Wolken;
So lag Schweigen auf der öden Gegend,
Wie der Mondschein auf dem kahlen Herbste.

Lobend anzuerkennen ist die Uebersetzung der Romanze „Döbeln bei Jutas", die sich ebenso durch Treue als durch Leichtigkeit der Diction auszeichnet. Weniger befriedigte uns die Uebersetzung des „Sven Dufva", welche nach unserm Dafürhalten zu dem Schönsten in der ganzen Sammlung gehört. Sven Dufva, der jüngste von neun Söhnen eines armen, verabschiedeten Sergeanten, — von dem der Dichter meint, er wisse nicht, ob der Papa Verstand genug gehabt für alle seine Kinder; war das aber der Fall, so habe er sicher den ältern zu viel gegeben, denn für den jüngsten war kaum ein Fünkchen übriggeblieben; — wuchs heran, breitschulterig und stark, aber trotz seiner unermüdlichen Arbeitsamkeit dem greisen Vater eine stete Sorge, was künftig aus ihm werden solle; und diese Sorge macht sich denn häufig in Fragen Luft, bis der sonst stets schweigsame Sven einmal unerwartet antwortet: „Soldat!" und nachher ruhig hinzufügt:

. . . Hier geht's doch verkehrt mir von der Hand,
Wol wen'ger Kunst gehört dazu, zu fall'n fürs Vaterland.

Sven wird Soldat; aber so sehr er sich auch abmüht, er verwechselt stets das Commando; sein Lieblingstempo ist das „Fällt's Bayonnet!", und Befehl und Mannschaft dient er stets zum Gelächter. Da bricht der Krieg aus. Man ließ ihn Gewehr und Tornister behalten und dem Bataillon folgen, und von nun an focht er mit in jedem Kampfe und wartete auf als Diener, wenn Rast gemacht war. Einmal war er mit bei einem Commando von 20 Mann, das einen Steg über ein Flüßchen ausbessern sollte; die Arbeit war vollbracht, im naheliegenden Bauernhäuschen that sich die Truppe gütlich und Sven wartete auf (nicht, wie es in der Uebersetzung heißt: hielt Wache!). Da jagt ein Adjutant auf abgetriebenem Pferde heran, mit dem Befehl, die Brücke augenblicklich abzubrechen, um den Uebergang des Feindes zu hindern, und wenn dieses nicht mehr möglich sei sich bis auf den letzten Mann zu wehren: der General rücke selbst zu ihrem Entsatze an. Der Posten kann die Brücke nicht mehr erreichen; die Höhen gegenüber sind von den Russen schon besetzt: diese geben Feuer und acht Finnen stürzen; noch ein mal Feuer, und nur noch fünf sind übrig. Da wird zum Rückzug commandirt, den Alle antreten, nur Sven Dufva nicht, der zum Stege hinunterrennt, sich keck und breit auf der Brücke hinpostirt, mit seinem Lieblingstempo, das Bayonnet gefällt. Die Russen stürmen an, doch auf der schmalen Brücke kann immer nur einer an Sven heran und den schleudert er kräftigen Kolbenschlags in den Fluß. Am Ende hätte er trotz seiner ungeheuern Körperkraft der Anstrengung doch erliegen müssen, denn niederschießen konnte man ihn nicht gut, da sein nächster Feind ihm immer als Deckung diente; da kam der General Sandels mit seinen Truppen und verjagte den Feind aus seiner Position, nachdem er vorher wohl bemerkt daß man den glücklichen Ausgang nur der Tapferkeit eines einzigen Mannes verdankte. Als Alles ruhig geworden, saß Sandels ab, ging zur Brücke hinunter und fragte nach dem Mann der die Brücke vertheidigte; da zeigte man auf Sven Dufva, der da lag am Boden, nicht ruhiger als sonst, aber bleicher viel.

Und Sandels beugte sich hinab, schaut den Gefall'nen an,
Der war so unbekannt ihm nicht, ein wohlbekannter Mann.
Doch unterm Herzen, wo er lag, da war das Gras so roth,
Denn eine Kugel traf die Brust — Sven Dufva, der war todt.

„Die Kugel wußte was sie that; sie traf ihn sicher hier",
So sprach der edle General, „sie wußte mehr als wir.
Daß seine Stirn nur leer und arm, das hat sie wohl gewußt,
Sie suchte sich, was besser war, die edle, tapf're Brust!"

Und diese Worte hatten bald im Heer die Rund' gemacht,
Und Jeder war der Meinung, daß der Sandels recht gesagt.
Sven hatte, sprach man, von Verstand nur wenig unter'm Hut;
Sein Kopf, der war wol nicht viel werth, jedoch sein Herz war gut.

Ebenso wenig befriedigt gleich die erste Romanze, die weit hinter dem Originale zurückbleibt; und dennoch mußte diese, da sie uns eben ein treues Bild des Erzählers selbst, Fähnrichs Stahl, vorführen soll, mit besonderer Sorgfalt behandelt werden. Der vierte Vers im Original, der so sehr den Gegensatz zwischen dem eiteln, auf seine lateinischen Brocken eingebildeten Schüler und dem großen Veteranen, der alle Schlachten mitschlug, hervorhebt, und worin Runeberg seinen eigenen jugendlichen Uebermuth persiflirt, fehlt ganz, man weiß nicht warum, besonders da das „Pfeifchen" in Vers 9 erst so seine Erklärung findet; er ließe sich etwa so geben:

Ich — aus 'ner Meerschaumpfeife stolz
Nur Gesla-Knaster rauchte,
Der Alte — aus 'nem Kopf von Holz
Geschnitt'ne Blätter schmauchte,

> Wenn's überhaupt noch Taback war,
> Denn oftmals raucht er Moos sogar.

Die Selbstpersiflage in Vers 7 ist ganz verloren gegangen, und doch ist der folgende Vers nur so verständlich. Man vergleiche:

> Doch oft auch fand ich meine Lust
> An seiner biedern Sitte,
> Den edeln Zügen, dieser Brust,
> Dem Rock nach altem Schnitte,
> Der Adlernase und sodann
> Der Brille ohne Löffel dran.

Anstatt:

> Zu seh'n die eckige Gestalt,
> War mir ein Hauptvergnügen,
> Die Haltung steif, der Rock so alt,
> Der Ernst in seinen Zügen,
> Die Adlernas' am meisten dann
> Mit Brillen ohne Bügel dran.

Wie matt heißt es S. 22, V. 4: „Für unser Beider Vaterland, deß Liebe ich genossen", statt etwa: deß Werth sich mir erschlossen; die Ungenauigkeit in V. 2, S. 23 zeigt sich auf den ersten Blick ins Original, und so geht es das ganze herrliche Gedicht durch, mit abwechselnden Ungenauigkeiten und Plattheiten (S. 24, V. 1: „welch hohes Loos auf Erden", statt etwa: wo fand man ihn auf Erden?; S. 25 die beiden ersten Reihen, und gar erst Vers 2 die vier ersten Reihen); der vorletzte Vers fehlt wieder aus unbekannten Gründen ganz, und doch drückt er das vertrauliche, auf gegenseitige Liebe und Achtung begründete Verhältniß zwischen dem greisen Fähnrich und dem jugendlichen Studenten so einfach schön aus. Man könnte ihn etwa so wiedergeben:

> Fortan schlug freudig nur sein Herz,
> Wenn ich ihm stand zur Seite,
> Wir theilten Freude, theilten Schmerz,
> Wir rauchten Knaster Beide.
> Er alt und ich ein Jüngling blos,
> Ich nur Student, er königsgroß.

Auch in der Romanze von „Konow", die im Ganzen gut gelungen ist, finden sich manche Flüchtigkeiten; unter Anderm fehlt wieder Vers 6 ganz; es scheint fast als wenn der Uebersetzer die Verse nicht gemocht hat, worin vom Taback die Rede ist. Ebenso verhält es sich mit „Otto von Fiandt", und da können wir die Behauptung des Uebersetzers (Vorrede, S. 12) nicht völlig unterschreiben: „er sei keinen Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen". Gleich V. 1 heißt es:

> Der verstand nur zu befehlen,
> Laßt von ihm euch hier erzählen.

statt etwa:

> That auf seine Brüder schmälen,
> Davon hatt' er das Befehlen.

Und S. 69, V. 3 statt

> War auch Fiandt just kein Held,
> War er nützlich doch im Feld.

etwa:

> War ein Held auf seine Weis',
> Wie sie jetzt nicht mehr im Preis'.

Auf S. 71 fehlt hinter dem ersten wieder ein Vers.

Im „Feldmarschall", worin uns der Dichter die Ansicht ausspricht, die das Heer von seinem General-en-chef hatte und die dann einstimmig die wegwerfendste ist, muß der Uebersetzer das Original an einigen Stellen ganz misverstanden haben. S. 100 läßt er Ehrnroth sagen:

> Ehrnroth sprach: „Laßt uns gedenken,
> Daß auch ihn der Ruhm einst ehrte;
> Nimmer ist's die Speisekammer,
> Die den Lorber schätzen lehrte. (?)
> Klingspor's Heldenbahn, sie trug ihn
> Einst hinan zu solchen Ehren;
> Liebt er jetzt auch mehr die Schüssel
> Als den Kampf, wer will's ihm wehren?"

Im Original heißt es etwa:

> Ehrnroth sprach: „Woll't nicht vergessen,
> Wo er seinen Ruhm errungen:
> Wer erglüht' in Magazinen
> Für der Ehre Foderungen?
> Commissair des Kriegs begann er
> Seine Heldenbahn voll Plunder,
> Liebt er jetzo mehr die Schüssel
> Als den Kampf, wen nimmt es Wunder?"

Im folgenden Verse ist die letzte Reihe ein durchaus willkürlicher, aber ganz sinnentstellender Zusatz des Uebersetzers. Dann heißt es S. 101, V. 1:

> Daß dies Land er aber kenne
> Muß ihm selbst sein Feind gestehen;
> Ja er sah wie wir die Höhen,
> Diese tausend, tausend Seen.
> Ohne Gott und Herz im Busen
> Wäre wahrlich der geboren,
> Der dies Land nicht bis zum Tode
> Zu vertheidigen geschworen.

statt:

> Unser Land mit seinen Inseln,
> Seinen Klippen, hat's gesehen,
> Sah wie wir von unsern Bergen
> Diese abertausend Seen.
> Ohne Gott und Herz im Busen
> Ist doch wahrlich der geboren,
> Der dies Land nicht bis zum Tode
> Zu vertheidigen geschworen.

Auch der letzte Vers gibt die Herzensmeinung des „alten barschen Lode" nicht ganz wieder, sondern läßt in der ersten Hälfte vermuthen als interessire Lode sich für Klingspor, wovon er jedoch weit entfernt ist, wenn er am Schlusse sagt:

> Der Feldmarschall! Der Feldmarschall!
> Strömt es aus dem Mund, dem vollen!
> Schande ist's, daß tapf're Männer
> Von 'nem solchen sprechen wollen.

Dankbar anzuerkennen ist die Zugabe der Romanze „Sveaborg", die in der Originalausgabe nicht enthalten, sondern erst später in schwedischen Zeitungen veröffentlicht ist. Es hat überhaupt diesen „Sägen des Fähnrich Stahl" ein zweiter Theil folgen sollen, dessen Erscheinen aber von Seiten der russisch-finnischen Censur zu große Hindernisse in den Weg gelegt sind. Runeberg darf es auch wol nicht wagen denselben in Schweden herauskommen zu lassen, wo man ihn mit offenen Armen aufnehmen würde, und wir werden also wol noch lange

darauf warten müssen. „Sveaborg" hat uns also der Uebersetzer zugegeben; weshalb er uns aber den „Lieutenant Zidén" vorenthalten hat, ist schwer zu begreifen; ebenso wenig weshalb die Reihenfolge des Originals verändert worden ist.

Dieser kleinen Ausstellungen ungeachtet, die der Uebersetzer vielleicht bei einer hoffentlich recht bald nöthigwerdenden zweiten Auflage der Sagen berücksichtigt, müssen wir auf unser oben abgegebenes Urtheil zurückkommen, daß nämlich die Arbeit eine sehr verdienstliche ist, der man es auf jeder Seite ansieht daß sie mit Liebe unternommen und mit Fleiß und Ausdauer zu Ende geführt wurde.

Zweiter Band: „Nadeschda". Dies episch-lyrische Gedicht in neun Gesängen, schon früher (1846) von Holmberg ins Deutsche übersetzt und in der borgoer Zeitung veröffentlicht, ist eine der zartesten Liebesnovellen, deren Schauplatz der Dichter in das Innere von Rußland verlegte.

Nadeschda, die Leibeigene, soll sich auf Verlangen ihres Pflegevaters gleich den übrigen Sklaven der Herrschaft festlich schmücken, denn in das Schloß, das so lange leer gestanden, zieht heute der neue Herr ein, der ältere Bruder, über dessen Einkehr der Jubel um so größer und wahrer ist als es der bessere, der milde Woldemar ist, dem die Herrschaft zufiel, und nicht der finstere, wilde, jüngere Bruder Dmitri. Doch der schönen, im jugendlichen Liebreiz strahlenden Nadeschda blutet das Herz bei dem Gedanken, sich zu schmücken gleich dem Opferlamm, dessen die Schlachtbank wartet; voll tiefen Wehs betrachtet sie ihr Bild im Bache, bis sie plötzlich mit der Hand das Wasser in Bewegung setzt, sodaß sein Spiegel nur ein Zerrbild wiedergibt.

„So, du junger Fürst", so ruft sie aus,
„Soll die Sklavin nach des Vaters Wort,
Wenn er's fodert, heute vor dir steh'n,
Wecken keine Glut in deiner Brust,
Nur den Schauer flücht'gen, kalten Schrecks!"

Und Nadeschda floh des Baches Rand,
Legte still den Weg zum Schloß zurück,
Ordnet unterweges ihr Gewand.
Nicht von Blumen, nein, von Riethgras flecht
Traurig sie den Kranz sich um das Haupt;
Von der Distel brach die Krone sie,
Steckte statt des Schmucks sie an die Brust,
Wand von Halmen einen Gürtel sich,
Legte um die schlanke Hüfte ihn.
Also zu des Fürstensohnes Schloß
Eilt die Sklavin schweigend und geschmückt.

Indessen naht der finstere Dmitri als Gast an der Seite des Bruders. Sie wählen den Weg durch den Park. Beide lassen ihre Falken zugleich steigen, um Jagd auf eine Taube zu machen, die im Wipfel einer Birke harmlos in ihrem Gefieder pickt. Ueber ihr Opfer gerathen beide Falken in einen Kampf, der damit endet daß Woldemar's Falke mit schlaffen Flügeln zur Erde fällt. Durch den Lärm aufgescheucht, sucht die Taube in ihrer Angst Schutz auf Woldemar's Schulter. Auch hierher verfolgt sie der Falke und will eben seine Klauen in sie hineinschlagen, als Dmitri ihn mit dem Knauf seiner Reitgerte zu Boden streckt. Dann den blutenden Liebling anschauend, spricht er:

Dieses Opfer deiner Freude,
Woldmar, weißt du, was es kostet?

Und als dieser versprochen den Kaufpreis zu zahlen, lächelt Dmitri höhnisch:

Will ich seinen Preis dir nennen:
Nicht zu viel hat er gekostet;
Nur zwei süße Purpurlippen,
Und zwei rosenrothe Wangen;

Nur zwei Arme, deren Ketten
Diesen Nacken oft umfingen;
Nur zwei dunkelbraune Augen,
Die bei diesem Handel weinten.

Finstern Sinnes läßt Woldemar nun dem Bruder die Wahl unter seinen Sklavinnen; auf wen diese fälle ahnt man schon. Beim Empfang auf dem Schlosse erblickt Woldemar „die halmumkränzte Magd" und zornig ruft er aus:

Komm'! — Strohnymphe, Halmumgürtete,
Denn eine Braut versprach ich längst
Dem Sklaven Andrej, meinem Pförtner, diesem Schelm,
Und Andrej soll dein Gatte sein!

Da erhebt Nadeschda zu ihm das Auge, ihre Blicke begegnen sich und Zorn und Verachtung wandeln sich augenblicks in Liebe. Und als nun Dmitri vortritt und diese für den Falken als Ersatz begehrt, da erklärt Woldemar sie für frei:

Frei ward sie ja geboren: wer's als Engel ward,
Ist seit der ersten Stunde frei,
Und diese Freiheit gab ich ihr nicht als Geschenk,
Nein, nur bekräftigt hab' ich sie!

Dmitri verbirgt seine Wuth, aber beim Festmahl klingt er mit des Bruders Glase:

Woldmar, für dich ein Hoch, aus dessen Räuberhand
Ich meine Sklavin rauben soll!

Noch selbige Nacht ist Nadeschda aus ihrer Wohnung verschwunden, gerettet von Woldemar und verborgen bei einer stillen Fürstenfamilie, in deren Kreise sie „ihre Blumenseele in tausendfacher Schöne entfaltet". Nur in Zwischenräumen von mehren Jahren kann Woldemar seine geliebte Gattin sehen, dann aber fühlen sich Beide im Himmel. Der Gesang (der vierte) in dem der Dichter das Liebesglück der Beiden malt gehört zu den schönsten des Gedichts: der tiefsten Gemüthsinnigkeit kommt nur die keuschește Reinheit der Empfindung wie die edelste Einfachheit der Sprache gleich. Auch die Uebersetzung dieses Gesangs ist durchaus gelungen.

Woher kommt mir die Wonne,
Wenn deinen Kuß ich fühle?

So fragt er die Liebende und sie antwortet:

Nur meine Wonne ist es,
Die dir entgegen duftet.

Später heißt es weiter:

Zwei Mächte suchen drohend
Mein Glück mir zu entreißen:
Die eine ist mein Bruder,
Die and're meine Mutter.

Die Flamme die dein Anblick in der Brust des Bruders weckte ist unauslöschlich, und meine Mutter, die stolze Fürstin, die nur Glanz und Ahnen und der Sklaven Zahl und Menge achtet, ist unerbittlich:

Und wüßt' sie meine Liebe,
Sie würd' mich von dir reißen,
Und folgt' dir auch verblutend
Ein Stück von meinem Herzen.

Dann im fünften Gesange auf Woldemar's Schloß die schöne Scene zwischen Woldemar und Miljutin, dem Pflegevater Nadeschda's, der in der Ungewißheit über ihr Schicksal vom heftigsten Schmerze verzehrt wird, bis ihm Woldemar die Tochter, nun als Fürstin, zuführt.

Der Dichter führt uns nun auf das Schloß der stolzen Fürstin-Mutter. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrt der finstere Dmitri heim: von keinen Großthaten die er vollbrachte kann er der Mutter auf ihre Fragen erzählen:

Zwei Sterne, blutig einer, der and're schön,
Sie leuchten ihm, sie saugen des Herzens Blut!
Der Stern der Liebe ist es — der Rache Stern.

Und nun entdeckt er ihr Woldemar's Ehe mit einer Sklavin, und die ahnenstolze Mutter ertödtet in ihrem Herzen die Liebe zum erstgeborenen Sohn und spricht zu Dmitri:

Bist du auch finster, bleibst du mein einz'ger Sohn.
Sieh', uns'rer Ahnen Größe ruht jetzt auf dir.

Wie er aber finstern Trotzes auch seine Liebe zur selben Sklavin gesteht, da bricht die Kraft der Mutter zusammen und matten Schritts verläßt sie den Ahnensaal.

Nachdem sie ihre Klage gegen den ehrvergessenen Sohn bei der Kaiserin Katharina angebracht, führt uns der Dichter in die Gemächer Potemkin's, des allmächtigen Ministers und Günstlings der Kaiserin. Der stolze „Bezwinger der Krimm" hält hier den Offizieren der aus der Türkei heimgekehrten Armee eine donnernde Philippika über den schlechten Geist der unter ihnen eingerissen sei, da sie den Gemeinen als Kameraden behandelten, ihn bei allen Nachlässigkeiten schonten, weil er eine Schlacht an ihrer Seite kämpfte; Ordnung und Selbstverleugnung verlange Rußland von seinen Söhnen und viel dergleichen mehr. Dann, nachdem er die Offiziere entlassen, wird Woldemar sein Verbrechen gegen die geheiligte Sitte aufs bitterste vorgeworfen und er nach Tomsk verbannt.

Nadeschda mit ihren beiden Söhnen aus dem Schlosse geflüchtet, hatte Schutz gefunden in einer Hütte der Nachbarschaft, wo sie geehrt und geliebt wurde, als sie die Nachricht erhielt: Er ist da, der finstere Dmitri, der euch nach dem Leben stellt. Da beschließt die Gebeugte weiter zu wallen: nur ein mal will sie die Stelle noch sehen, wo sie ihren Gatten zuerst erblickte. Eben dort lauert Dmitri schon, bereit auf sein Opfer hinzustürzen, als plötzlich wie ein Wunder mit ihm vorgeht. Zaudernd, zweifelnd steht er versunken in ihrem Anblick.

Dieses Bild, wie gleich und doch wie ungleich,
Das ein mal geschaut wie unverlöschlich
Vor dem halbverglühten Aug' gestanden!
Seine Sklavin sucht er jetzt, die einst'ge
Feenhafte, rosengleiche Jungfrau —
Doch er findet eine bleiche Mutter,
Früh gereift in ihres Lebens Ernste,
Auf der Stirn den Adel der Entsagung
Und des Kummers.

Die guten Mächte siegen, doch nicht auf lange. Schon ist sein böser Wille wieder reif zur That, da trocknet der eine der kleinen Buben mit der Mutter Schleier ihr die Thränen aus dem Auge:

Und durchzuckt von einem Schauder wendet
Fort das Antlitz rasch der Bruderhasser.

Im letzten Gesange tritt die Kaiserin selbst auf. Die bekannte historische Anekdote von den gemalten Gebäuden, Gärten u. s. w. hat der Dichter auf das Gut der Fürstin verlegt; die Kaiserin läßt sich dadurch aber ebenso wenig als durch die schmucke Kleidung der hungerbleichen Gutsunterthanen täuschen. Nadeschda tritt auf mit ihren Kindern; ihre Leiden und Resignation rühren die Kaiserin, die sie begnadigt und ihrem Gatten wiedergibt.

Die Uebersetzung ist fast durchgängig fließend und getreu und steht viel höher als die (freilich beiweitem schwierigere) der „Sagen des Fähnrich Stahl"; ob dem Uebersetzer die Holmberg'sche Bearbeitung zugänglich war, wissen wir nicht.

Von der Verlagsbuchhandlung ist Nichts versäumt die Ausgabe würdig auszustatten; das Portrait Runeberg's ist ein in jeder Beziehung höchst gelungener Stahlstich und als solcher eine sehr erfreuliche Zugabe.

2. Hanna. Ein Gedicht in drei Gesängen von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen von Johannes van der Smissen. Mitau, Reyher. 1850. 16. 20 Ngr.

Dies reizende Idyll gehört zu Runeberg's besten Dichtungen und nimmt neben den Meisterwerken unserer eigenen Literatur in diesem Zweige, neben der „Luise" und dem „Siebzigsten Geburtstag" von Voß und Goethe's „Herrmann und Dorothea", einen würdigen Platz ein. Auf dem nationalen Hintergrunde seiner Heimat mit ihren waldbekränzten Bergen, ihren tiefen, stillen Seen, ihren Buchten und Klippeninseln zieht er uns ein Gemälde auf, ebenso künstlerisch vollendet und in sich abgeschlossen als wahr und so voll anheimelnden Liebreizes daß es einem bei der Lecture förmlich wohl wird. Herrscht sonst in den Runeberg'schen Dichtungen der frühern Periode, der auch die „Hanna" angehört, ein ernster, fast wehmüthiger Ton vor, sodaß man sich zu der Annahme berechtigt glaubt, irgend ein großer Schmerz, ein unerfülltes Sehnen liege als steter Hintergedanke in der Seele des Dichters verborgen, so hat er sich von demselben ganz frei gemacht in diesem Gedichte, in dem Form und Inhalt im vollkommensten Einklange stehen.

Der Dichter führt uns in den stillbefriedeten Kreis einer Landpfarrersfamilie ein. Der würdige, hochbejahrte Pfarrer erwartet am Fenster, in Gemüthlichkeit seine Pfeife rauchend, den am heutigen Johannisabend von der Universität heimkehrenden Sohn, der die Erlaubniß

erhielt einen Freund mitzubringen. Hanna, des Alten siebzehnjährige Tochter, sitzt derweilen am Webstuhl und läßt das Schiffchen fleißig hinüber- und herüberfliegen, betrachtet dann mit weiblichem Stolz das zierliche Gewebe und freut sich schon darauf, welche Bewunderung sie in dem Stoffe bei der ganzen Gemeinde in der Kirche erwecken wird, als sie von der alten Susanne, der vieljährigen treuen Dienerin, in ihren Träumen unterbrochen wird, die ihr die Ankunft des alten, reichen „Amtmanns“ (wie hier das schwedische befallningsman, das richtiger Landrath, kaiserlicher Voigt heißt, übersetzt ist) meldet, die heute unter ganz absonderlichen Umständen geschah: in neuem Cabriolet, mit stolzem, schnaubendem Rosse, gar zierlich gekleidet, und was noch mehr, nicht hochmüthig und wegwerfend wie sonst gegen die Dienerschaft, sondern freundlich und herablassend. Was kann das anders bedeuten als daß er kommt um zu freien? Und da räth denn die alte gescheute Magd ja mit vollen Händen zuzugreifen.

Der Amtmann, der in seinem Dünkel auf Reichthum und amtliche Stellung ganz allerliebst geschildert ist, freit denn in der That und nach gepflogener Ueberlegung mit der treuen Dienerin erbittet sich Hanna Bedenkzeit; nicht daß sie den Freier nicht wollte, war er doch angesehen und mächtig mehr als Einer in der ganzen Gegend und ihr unbefangenes Herz kannte die Liebe noch nicht, sondern und weil Susanne es anrieth und die Sitte es so erheischte. Dennoch breitet sich, sie weiß nicht warum, ein Kummer über Hanna's Seele, und aus dem Gemache des Vaters entlassen (die Mutter war lange schon todt), sucht sie die ältere Freundin auf, die Vorsteherin des Hauswesens, um ihr die bevorstehende große Wendung in ihrem Schicksale mitzutheilen. Johanna erschrickt über die Werbung des Amtmanns und räth mit warmer Beredsamkeit ab:

Schicklicher wär's wol dem ältlichen Herrn, zu suchen ein and'res
Mädchen, so werth nicht als Ihr, die eher könnt' Tage und Nächt' ihm
Wärmen den frostigen Leib und verwelken, verpestet vom Alter.
Hütet Euch, lasset nicht Gold und Schätze bethören das Herz Euch,
Hütet Euch, Kummer und Gram sind des Funfzigjährigen Mitgift.
Was, wenn des Alten Acker ist größer als And'rer, die Wohnung
Höher ihr Dach, ja Stockwerke hoch zum Himmel emporstreckt,
Fort ist dennoch das Glück.

Und weiter:

Darum wartet nur noch, bis ein Jüng'rer mit wärmerem Herzen
Bietet Euch weniger Schätze, vielleicht doch frohere Tage.

Hanna erstaunt und wird förmlich böse auf die Freundin: mehr als Liebe könne auch der Jüngling nicht wecken.

Ach, so seufzte sie nun, die schöne Johanna, vergebens
Schätzt man das Gold nicht hoch, da es Alles ebnet auf Erden,'
Machet den Alten jung und das Junge gleichstellt dem Alten.
Laß da nur immer das Wort, das ich redete, schwinden im Winde,
Wie mit dem Winde es kam, und werde dem Alten die treue
Gattin und mache ihm Freud' und freu' dich hinwieder der Schätze;
Hüte dich nur zu schau'n, was du noch wol niemals geschauet,
Einen Jüngling, dir gleich an Alter und gleich auch an Stande,
Sieh' nicht einmal im Traum einen solchen, damit nicht sein Auge
Falle auf dein's und ein Blick, nicht mehr verscheucht und vergessen,
Bleibe dann fest wie ein Dorn dir tief im gepeinigten Herzen.

Gedankenvoll tritt Hanna ans Fenster, und als sie hinausblickt in die herrliche, vom milden Glanze der Abendsonne überstrahlte Gegend mit ihren Bergen und Hainen und spiegelnden Seen, weithin und überall nur bekannte, liebe Stellen, da stürzen ihr die Thränen ins Auge, und sie meint sich nicht trennen zu können von der trauten Heimat, und so müsse sie denn wol Johanna's Rath befolgen und den alten Herrn durch eine Absage betrüben. Da biegt plötzlich ein Wagen um die Ecke; der Bruder ist es und noch ein Fremder, die grüßend ihre Hüte ziehen, und vor Freuden schlägt sie die Hände zusammen, der Amtmann und seine Freierei ist vergessen und sie eilt hinunter die Kommenden noch im Hofe zu begrüßen.

Man ahnt schon den Ausgang: der junge Fremde, der Freund des Bruders, ein schöner, kräftiger, unverdorbener Jüngling nimmt in seiner kecken frohen Weise des Mädchens Herz im Sturm. Wol erschrickt sie anfangs und ihr Trotzköpfchen will sich dem heimlichen Wunsche entgegenstemmen; es gelingt aber nicht gar lange, der Zug des Herzens ist zu mächtig und sie capitulirt. Der Vater, nicht wenig und keineswegs angenehm überrascht über das Verhältniß, das sich so plötzlich und hinter seinem Rücken anspann, läßt sich dann erweichen und gibt seine Einwilligung zur Verlobung der Tochter mit dem Sohne seines frühverstorbenen innigsten Jugendfreundes.

So einfach die Handlung ist, so reich ist das Gedicht an wechselnden Situationen, in denen sich das innere Leben der Seele bald in Wehmuth, bald in Freude und Scherz bethätigt. Nichts Gesuchtes, Gemachtes, Krankhaftes, Verzerrtes! Alle Zustände des sittlichen Lebens, in die wir versetzt werden, offenbaren die menschliche Natur einfach und wahr, rein und ungetrübt.

Die Uebersetzung läßt Nichts zu wünschen übrig. Sinn-, ja fast wortgetreu gibt sie uns das Original wieder in derselben einfachen, ungekünstelten Weise und durchaus fließender Sprache, der man es nicht anmerkt daß sie eben Uebersetzung ist. Die äußere Ausstattung ist ganz ansprechend.

3. Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Gesängen, übersetzt von Karl Eduard Elfström. Wiborg. (Leipzig, Brockhaus.) 1852. Gr. 8. 20 Ngr.

„Der Weihnachtsabend“, ein Epos in Hexametern geschrieben gleich der „Hanna“, bleibt in jeder Beziehung weit hinter dieser zurück. An schönen Einzelheiten fehlt es freilich nicht, und wie könnte das bei einem so begabten Dichter wie Runeberg anders sein? So sind besonders die eingestreuten Episoden, die beiden Romanzen und des alten Pistol Erzählung von seinem Abenteuer mit dem Kalmücken aus seinen Kriegsjahren in der Jugend außerordentlich schön, echte Perlen, denen das ganze eigentliche Gedicht zu einer wenig entsprechenden Fassung dient. Es sind dies aber eben nur Episoden und als solche im Verhältniß zum Umfange des Gedichts selbst viel zu lang, da sie etwa die Hälfte des Ganzen ausmachen.

Der Schwiegersohn einer adeligen Familie auf dem Lande (in Finnland), Hauptmann in der russischen Armee, ist ins Feld commandirt gegen die Türken. Nun, man sollte meinen, dazu ist ein Militair am Ende da daß er zu Felde zieht; es ist das seine (wenigstens was den Offizier betrifft) selbstgewählte Bestimmung; und die Frau des Offiziers, wenn ihr die Abwesenheit ihres Gatten und unter drohenden Gefahren auch Trauer verursacht, müßte eben in dessen Pflichterfüllung ihren Trost, ja ihren Stolz und ihre Ehre finden.

Die Frau Hauptmännin aber verfällt nicht blos in grämlichen Unmuth, der sich in stetem Jammern und Klagen Luft macht, sondern steckt die ganze Familie damit an: den alten, biedern, sonst stets heitern Vater, der selbst in jüngern Jahren als Oberst bei der Armee stand und in Türkenkriegen Lorberen errang, und dem nun bei den langen Gesichtern und unaufhörlichen Klagen der Weiber weder die Pfeife noch Abends der Grog schmeckt, und noch mehr die Mutter, die förmlich unschön, als wahres Hauskreuz erscheint. Die ganze Situation ist also von vornherein eine unberechtigte und deshalb unpoetische, und so läßt denn auch trotz der schönen Einzelheiten das Gedicht kalt.

Die einzige vernünftige Person in der Familie ist die jüngere Tochter, die sechzehnjährige Auguste, eins jener lieblichen Frauenbilder, wie Runeberg sie ebenso wahr als reizend zu schildern weiß. Sie ist der wohlthuende Geist in der in sich zerfallenen Familie und neben dem alten Stelzfuß Pistol die Erscheinung die uns mit dem Gedichte versöhnt. Sie weiß es — nachdem sie zur Feier des im Norden so festlich gehaltenen Weihnachtsabends sowol für die Familie als für die Dienerschaf alle Vorbereitungen getroffen, auch noch Zeit gefunden hat, einer armen Witwe mit ihren fünf Kindern persönlich die Weihnachtsgeschenke zu bringen — den Vater durch Musik und den Gesang seines Lieblingsliedes, die Mutter durch freundlichen Zuspruch und die hysterische Schwester durch Vorlesung zweier von ihr selbst gedichteten Romanzen zu trösten, und eilt dann hinunter in das Zimmer der Dienstboten, um auch deren Freude durch ihre Gegenwart zu erhöhen. Da erzählt nun der alte Invalide ein Abenteuer aus seiner Jugend im Türkenkriege, eine Erzählung in Inhalt und Form so vollendet, wie nur eine Sprache sie aufzuweisen hat, und die es verdient dem Schönsten von „Fähnrich Stahl's Sagen“ an die Seite gestellt zu werden. Kaum ist die Erzählung beendet, so ist schon ein Wagen vorgefahren, der Herr Hauptmann, die Ursache aller Zerwürfnisse und Leiden, wieder da, der Friede wiederhergestellt und die Geschichte zu Ende. Doch nein! noch eine Episode: der Sohn des greisen Pistol, sein einziger, der als Gemeiner in der Compagnie des Hauptmanns stand, hat, um diesen zu retten, fallen müssen; Pistol steht nun ganz einsam, weist aber das Anerbieten auf das Gut des Obersten zu ziehen und das Gnadenbrot da zu essen entschieden zurück:

> Noch plätschert der Hecht im Schilf meines Weihers,
> Birkhuhn und Auerhahn hausen auch noch in der Näh' meiner Hütte,
> Rüstig bin ich und kann die Angel noch werfen, und Schlingen
> Stell' ich noch wohl zur Noth und wenig bedarf der Zufried'ne.

So meinen wir unser obiges, weniger günstiges Urtheil hinreichend belegt zu haben: die schönen Episoden stellen die Schwäche des Ganzen nur noch mehr ins Licht. Selbst der Titel erscheint als ein unberechtigter, da dieselben Ereignisse an jedem Tage des Jahres ebenso gut hätten eintreffen können und auf die Feier des Festes selbst gar nicht weiter eingegangen ist. Die Uebersetzung läßt auch Manches zu wünschen übrig; besonders sind die im Original so reizenden beiden Romanzen durchaus misrathen, in denen Gedanken und Sprache auf gleiche Weise maltraitirt werden. Härten wie Sonn'schein, Gen'ral und ähnliche finden sich mehre.

4. Das Grab zu Perrho. Episches Gedicht in zwei Gesängen, übersetzt von Karl Eduard Elfström. Helsingfors.

Dieses Gedicht, welches Runeberg's Dichterruhm in Schweden zuerst begründete, ward 1831 von der schwedischen Akademie für schöne Wissenschaften mit der goldenen Preismedaille belohnt und gehört zu dem Vorzüglichsten was Runeberg uns geliefert hat. Hier finden wir seine ganze Classicität wieder, die wir oben so bereitwillig und freudig anerkannten: warme Empfindung, Adel der Gesinnung, wechselnde Situationen, einfach kräftige Sprache, plastische Darstellung. Aeltern-, Bruder- und Vaterlandsliebe bilden den Grundton des Gedichts, das ernsten Inhalts in fünffüßigen Trochäen ernst und feierlich einherschreitet, wol den Leser mit Wehmuth erfüllt, ihn zugleich aber erhebt und für das Edelste begeistert.

Einen Auszug aus demselben zu machen würden wir fast als einen Heiligenraub ansehen; um einen vollständigen Begriff von der Schönheit desselben zu geben, müßten wir es ganz (19 Seiten) hersetzen.

Die Uebersetzung ist größtentheils sehr gelungen und liest sich, obgleich eine Jugendarbeit Elfström's, beiweitem

fließender als die des „Weihnachtsabend“. Wer Runeberg's Muse aus einer kleinen Dichtung kennenlernen will, dem empfehlen wir (neben „Fähnrich Stahl's Sagen“ und „Hanna“) vorzugsweise „Das Grab zu Perrho“. 66.

Zur Geschichte des spanischen Dramas in Lope de Vega's Zeit.

Den nachstehenden Mittheilungen liegt theilweise ein sehr selten gewordenes, zu seiner Zeit sehr beliebtes Buch: „Plaza universal de todas las ciencias y artes“ („Der Marktplatz aller Wissenschaften und Künste“) des Cristóval Suarez de Figueroa zugrunde. Der Verfasser, von dessen Lebensumständen wir nur sehr wenig wissen und der nicht mit dem ihm ziemlich gleichzeitigen Dichter Francisco de Figueroa el Divino verwechselt werden darf, von welchem Quevedo in der „Vida del gran tacaño“ (Cap. 10) den dichtenden Küster sagen läßt, er habe in seinem Hause ein Bildniß des göttlichen Figueroa („Obras de Quevedo“ [I, 112, Madrid 1772], vergl. Depping's „Romancero“ [II, 457, 1844] und Lope de Vega in „Virtud, pobreza y mujer“, Act 1: Hipolito:

> Hoi Henares se lamenta
> Del divino Figueroa — —)

gehörte dem alten, in Spanien weitverzweigten Geschlechte der Figueroa an. Die Begründer dieses Geschlechts nämlich, fünf Brüder galicischer Herkunft, nahmen zwischen Coruña und Betanzos nahe bei einigen Feigenbäumen, die auf galicisch figueiras heißen, mit Waffengewalt die hundert Jungfrauen weg, welche die christlichen Spanier als jährlichen Tribut (el pecho del burdel, die Bordellsteuer genannt, vergl. Mateo Lujan de Sayavedra's „Guzmán de Alfarache“ [Theil 2, Buch 2, Cap. 11] in Aribau's „Biblioteca de autores españoles“ [III, 403, Madrid 1846]; Depping's „Romancero“ [I, 71 fg.]; Lope de Vega's „Las doncellas de Simancas“) dem Maurenkönige Abderramán II. eben zuführten, und gaben dadurch den ersten Anstoß daß der König von Leon Ramiro um das Jahr 844 diesen schmachvollen Mädchenzins verweigerte; seitdem aber legte sich die Familie den Zunamen de Figueroa bei und nahm fünf grüne Feigenblätter in goldenem Felde als Wappen an, und daher sagt Figueroa in der „Plaza universal“ (Discurso 74: „De los reyes de armas ó haraldos“): „Die Espinele wählten zu ihrem Wappen die Dornen, die Figueroa fünf Feigenblätter, die Fajardo die Nesseln, die Mendoza die Ketten und Herzen.“ Auch stammt von ihnen in weiblicher Linie der größte Theil des spanischen Adels, in männlicher Linie aber das berühmte Haus de Feria, ferner die Markgrafen de Priego y Celada, die Grafen de los Arcos y Añover. Vergl. des berühmten Humanisten Lic. Luis Tribaldos de Toledo (Herausgebers der „Guerra de Granada“ von Diego Hurtado de Mendoza, aber ohne die Ergänzung des dritten Buchs) Lebensbeschreibung Francisco's de Figueroa in der „Colleccion“ des Ramon Fernandez: „Poesias de Franc. de Figueroa, llamado el divino“ (Band 20, Madrid 1785). Der Duque de Feria, Staatsrath und Capitan general der königlichen Leibwachen, nahm mit Philipp II. und dem Bruder des Herzogs von Alba, Don Antonio de Toledo, Johannitergroßprior, am 18. Januar 1568; es war Dom. II. post Epiph., den unglücklichen Don Carlos in seinem Bette gefangen (Llorente, „Historia critica de la inquisicion de España“, Madrid 1822, VI, 199). Dahingegen dichtete Francisco de Figueroa seine Elegie auf Don Carlos' Tod: „Si el amor al pasar del rio Leteo“ u. s. w. Die Gedichte del divino Figueroa erschienen aber erst 1626 zu Lissabon bei Peter Craesbeek. Neuerdings zeichnete sich ein junger Dichter Figueroa durch seine 1841 bekannt gewordene und mit Beifall aufgenommene Tragödie „Blanca de Castilla“ aus.

Das hier in Rede stehende Buch nun hat in der mir vorliegenden Ausgabe folgenden Titel: „Plaza universal de todas ciencias y artes, parte traduzida de Toscano y parte compuesta por el Doctor Christoual Suarez de Figueroa. A Hieronymo Perarnav Cauallero Catalan, Señor del Castillo y Lugar de la Roca de Albera, en el Condado de Rossellon. Año 1630. Con licencia en la fidelissima villa de Perpiñan, por Luys Roure Librero. Y á su costa.“ Am Ende: „En Perpiñan, por Luys Roure Librero, Año MDCXXIX.“ Laut der „Bibliotheca Hispana nova“ des Nicolas Antonio (III, 251, Madrid 1788) soll die erste Ausgabe dieser „Plaza“ zu Madrid 1615 bei Luis Sanchez (einem berühmten Drucker, bei welchem Gonzalo de Ayala als Corrector arbeitete und den Grund mit dazu legen half daß man sich in Hinsicht auf Rechtschreibung nach den madrider Drucken, wie noch heute ziemlich allgemein Regel ist, richtete; vergl. Antonio Ponz, „Viaje de España“ [III, 128 fg.; IV, 300]), die Uebersetzung von Guarini's „Pastor fido“ durch Figueroa aber zuerst 1609 in Valencia, der Geburtsstadt des Uebersetzers, erschienen sein. Jedoch datirt in der Perpignaner Ausgabe Roure's, die vielleicht schon eine zweite von diesem Drucker ist, die vorgedruckte Censura del ordinario aus Madrid vom 4. April 1612 und die Aprobacion aus Madrid vom 1. Mai 1612. Es wäre also nicht unmöglich daß die „Plaza“ zuerst 1612 gedruckt worden und die Ausgabe vom Jahre 1615 schon die zweite wäre. Wie schon der Titel anzeigt, hat Figueroa das Buch zum Theil aus dem Italienischen übersetzt. Im Jahre 1585 nämlich erschien zu Venedig bei Giov. Battista Somascho „La piazza vniuersale di tutte le professioni del mondo e nobili et ignobili. Nuovamente formata, e posta in luce da Tomaso Garzoni da Bagnacauallo“, gewidmet „Di Trevigi alli V. Decembre MDLXXXV“ dem Alfonso secondo da Este Duca di Ferrara, von welchem Buche ich noch spätere Ausgaben, ohne die deutschen Uebersetzungen in Rechnung zu bringen, gesehen habe. (Vergl. über Garzoni, geb. 1549, gest. 8. Juni 1589, Jöcher, II, 873). Figueroa sagt aber zu Ende des „Prologo“: „Ich hatte das italienisch geschriebene Buch des Thomas Garzon durchgesehen und gewann die Mannichfaltigkeit der darin abgehandelten Dinge lieb, und hielt es der Mittheilung würdig, dafern es einiger Sachen entbehrte die zufällig unserer Volksweise nicht recht geläufig sind. Diese ließ ich, indem ich bei meiner Uebersetzung eine Auswahl traf, weg und fügte, wo mir es angemessen schien, andere hinzu. Es erscheint also jetzt übersetzt, gekürzt und vermehrt. Wollte Gott, es würde ein Gegengift wider das Gift der crassen, oben angedeuteten Unwissenheit. Aus seinem Titel wenigstens wird man auf seinen Nutzen schließen. Ist es ein Marktplatz und reich an Allem, so müßte, wer hier einzukaufen unterlassen wollte, sehr beschränkt sein. Es handelt von allen Wissenschaften und Künsten mit so vieler Sachkenntniß und in solcher Allgemeinheit daß es die schwächsten Köpfe vorwärts bringen und Leute von geringen Geistesfähigkeiten zum Philosophiren anleiten könnte. Der Dank für diese Wohlthat wird seinem ersten Verfasser geschuldet, welcher auf die Abfassung dieser Abhandlung Jahre verwandte, und auch ich meinerseits habe nicht wenig Zeit und Sorgfalt aufgewendet, damit sie die Gestalt erhielten die sie heute haben und die von ihrer frühern sehr verschieden ist, da dieses Buch aus Fremdem und Eigenem zusammengesetzt ist, ein Verfahren dessen sich, Anderer zu geschweigen, Anguilata mit dem Ovid bediente. Wolle Niemand sich mit der Erwägung abmühen, ob ich bei meiner Aufgabe als Dolmetscher zu viel oder zu wenig gethan. Denn was das Eine anlangt, so ist der Zuwachs den der vermehrte Theil des Werks erlangt hat nicht so gar groß, und in Betreff des Andern war meine Absicht die, mein Augenmerk mehr auf Vervollkommnung als auf Uebersetzung zu richten, indem ich aus dem vorhandenen Gesammelten das Beste auswählte. Es wäre leicht gewesen, in Hinsicht auf die Anordnung der Gegenstände die Stellung derselben zu ändern, aber ihre bunte Mannichfaltigkeit erschien

recht und angemessen, damit die eingeschobenen minderwichtigen Gegenstände hin und wieder wie zur Erholung und zum Ausruhen bei dem tiefen Gehalte der wichtigern dienen möchten." Ob Quevedo („Obras", I, 222 ff.) bei seinem spöttischen „Libro de todas las cosas y otras muchas mas", worin ein Abschnitt anleitet: „Para saber todas las ciencias y artes mecánicas y liberales en un dia", auf dieses Werk des Garzoni-Figueroa ein Absehen hatte oder nicht, mag dahin gestellt bleiben. Beliebt wenigstens war Figueroa nicht. Er hatte zwar auch gedichtet, aber der Dichtkunst Valet gesagt, sich der Kritik zugewendet und als Kritiker mehrfach gegenseitige Verstimmungen, wie das nun so geht, geweckt und genährt. Als Beleg hierzu mag das Folgende dienen. Im Discurso 82: „De los maldicientes" sagt Figueroa: „Obschon dieses Laster, einander Uebles nachzusagen, bei allen Völkern gar alt ist, so hat es doch, wie es scheint, in Spanien seine Wurzeln am tiefsten getrieben. Hier ist, um den vollständigen Ruf der Gelehrsamkeit zu erlangen, für die Mehrzahl der Hauptgrundsatz der, fremdes Wissen und Anderer Vorzüge bissig anzufallen und zu verurtheilen auf Gerathewohl hin. Zum Zeugniß für die Wahrheit dieser Behauptung könnte, zumal in Madrid, ein gewisser San Felipe *) gegenüber gelegener Ort dienen, wo man in mancherlei Zusammenkünften und Versammlungen auf Nichts weiter ausgeht, als wie der Unwissendste den Gelehrtesten unter seine Füße bringen möge, da der Neid in seinem Trachten nach Erweckung übeln Rufs die schuldige Achtung und die gebührenden Lobeserhebungen ausschließt." Und Discurso 105 „De los poetas y humanistas": „Kurz, wenn die Versmacher dieser Zeiten, denen, um Dichter zu sein, so sehr viel abgeht, mit ihren stumpfsinnigen Köpfen der Poesie zu schaden vermocht hätten, so würde diese sich niemals mehr in Misachtung und Elend gebracht gesehen haben als eben jetzt, da ja die Anzahl Derer nicht gering ist welche entweder als altersschwache Greise, die ihr ganzes Leben hindurch eben so unwissend als anmaßend gewesen sind, oder als junge Laffen ohne Kenntniß der Wissenschaft Alles brandmarken, verschreien und verkleinern, während doch sie allein die nichtsnutzigsten Subjecte, völlig unfähig und dazu geboren sind, Männern von echter Gelehrsamkeit zum Gelächter und zur Unterhaltung zu dienen! Spaniens geistvolle Männer sind aller Hochachtung und allen Lobes werth um des feinen Sinnes und der wissenschaftlichen Tüchtigkeit willen mit der sie mancherlei Poesien in verschiedenen Gattungen schreiben. Einige befleißigen sich seit nicht gar langer Zeit einer neuen Art der Composition (nach der Weise des Statius in seinen «Wäldern»), die sie darauf begründen daß sie die Gedanken durch Einschachteln der Wörter und ablativos absolutos, ohne Artikel, verdunkeln, obschon sie sorglich um die Eleganz der Redensarten und Ausdrücke bemüht sind. Groß sind die Streitigkeiten welche diese Neuerung unter Spaniens Dichtern veranlaßt hat, da einerseits viele wider sie als unverträglich mit der eleganten Deutlichkeit aufstehen, andererseits einige ihr folgen, als sei sie etwas Auserlesenes und als schmücke sie mit dichterischem Glanze. Ei, meinetwegen. Denn da ich schon vor geraumer Zeit den Versen Valet gesagt habe, so will ich auf diese Streitereien nicht eingehen, auch keine Meinung über Für und Wider aussprechen. Allein das kann ich nicht unterlassen, hier auf Das hinzudeuten was in dieser Beziehung ein neuerer Schriftsteller sagt, nämlich: «Denique dum a multis non intelligeris, nec te ipse intelligis. Nam aliorum prostant opera multis ingenii et eruditionis luminibus illustrata, quae tamen intelliguntur.»" Man vergleiche dazu was A. F. von Schack in seiner vortrefflichen „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (II, 40 u. 515 fg., Berlin 1845) aus desselben Figueroa's „Pasajero, advertencias utilísimas á la vida humana" (Madrid 1617) mittheilt, sowie auch die Stelle über die Komödie in Bartolomé Leonardo de Argensola's „Epistel" in Fernandez' „Coleccion" (III, 102 fg.) von den Worten an: „Tras esto á Musas cómicas te inclinas etc." Daher kam es wol auch daß Figueroa von gewissen Seiten her ignorirt wurde. Auffällig mindestens ist daß Lope de Vega's vieljähriger italienischer Freund Fabio Franchi in seinem den 1636 zu Venedig erschienenen „Essequie poetiche alla morte di Lope de Vega" einverleibten „Ragguaglio al Parnasso" sagt: „Dem Juan de Jauregui ist bemerklich zu machen daß der «Torrismondo» des Tasso und Guarini's «Pastor fido» sich ein spanisches Gewand gleich dem Amint wünschen." Als wenn Figueroa's Uebersetzung des „Pastor fido" nicht schon 1609 zu Valencia bei Peter Patricius Mey und 1622 zu Neapel erschienen gewesen wäre. Bei dieser Gelegenheit schalte ich, weil es weniger bekannt scheint, ein daß der berühmte Ritter Giambattista Marino, Dichter des „Adonis", sich Lope de Vega's Bildniß gewünscht hatte, weshalb sich dieser durch den Florentiner Francisco Yaneti, laut Lope's Widmung seiner Komödie „Virtud, pobreza y mujer" („Comedias", Theil 20, Madrid 1627, von Juan Gonzalez) an Marino, für ihn malen ließ.

Das spanische Schauspielwesen jener Zeit anlangend heißt es in der „Plaza universal" (Discurso 91: „De los comediantes y autores de comedias", 336 fg.): „Italien hat einige ausgezeichnete Schauspieler gehabt, wie den Fabio, der die Farbe seines Gesichts nach Belieben in Blässe oder Röthe verwandeln konnte und die Zuhörer durch die Art und Weise und die Anmuth seines Vortrags zur Bewunderung hinriß. Auch Isabella war eine Zierde der Bühne und ebenso tugendhaft als schön. Ich übergehe die gelehrte Vicentia, die niedliche Lydia und die göttliche Vittoria, die mit bewundernswerthem Treffsinn merkwürdige Verwandelungen mit sich vornahmen, und insonderheit verdient Vittoria als ein Compendium der Kunst aufgestellt zu werden, denn ihr Geberdenspiel war ebenmäßig, ihre Bewegungen harmonisch und übereinstimmend, ihre Action anmuthig, ihre Worte lieblich, ihre Seufzer schalkhaft, ihr Lachen köstlich, ihre Haltung stolz und edel, und in ihrer ganzen Persönlichkeit herrschte vollendete Würde. Spanien hat wundertreffliche Schauspieler und Schauspielerinnen gehabt und besitzt deren noch; unter Andern Cisneros, Galves, den göttlichen Morales, Saldaña, Salcedo, Rios, Villalba, Murillo, Segura, Renteria, Angulo, Solano, Thomas Gutierres, Avendaño, Villegas, Mainel; diese sind bereits verstorben. Unter den lebenden: Pinedo, Sanchez, Melchor de Leon, Miguel Ramirez, Granados, Christoval, Salvador, Olmedo, Cintor, Jeronimo Lopez. Von Frauen: Ana de Velasco, Mariane Paez, Mariane Ortiz, Mariane Taca, Jeronima de Salcedo, die jetzt todt sind; von denen die heute noch leben: Juana de Villalba, Marifiores, Michaele de Lujan, Ana Muñoz, Josefe Vaca, Jeronima de Burgos, Polonia Perez, Maria de los Angeles, Maria de Morales u. A. die ich der Kürze wegen nicht erwähne. (Bis hierher hat von Schack [II, 656 fg.] diese Stelle spanisch.) Unter dieser Voraussetzung kann man sagen daß diejenigen Personen welche sich in diesem Stande durch ihr ehrbares Verhalten hervorthun jeden Lobes würdig sind. Aber die aller Weihe baren Komiker, die heutzutage diesen Stand verstören, dadurch daß sie Unzüchtigkeiten und Anstößigkeiten in die Komödien einführen, dürfen nicht ohne offen ausgesprochene Rüge wegkommen. Was das Erste betrifft so sind die Verfasser von Komödien, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, in gänzlicher Unkenntniß der Kunst oder thun doch so als kennten sie dieselbe ganz und gar nicht; sie wollen sich ihrer nicht bedienen und führen für sich an, sie müßten nothgedrungen die Entwürfe zu ihren Stücken nach dem mo-

*) El convento de San Felipe el Real de Madrid; agustinos calzados.

Felix.

Un mes en Madrid viví,
Siendo estacion de mis pasos
Las gradas de San Felipe,
Y las locas de palacio.

Calderon, „Antes que todo es mi dama" (jorn. I, Ausgabe von J. G. Keil. Leipzig 1829, IV, 417.)

dernen Geschmacke ihrer Zuhörerschaft bemessen, und diese, so behaupten sie, würde sich an Stücken, deren Inhalt denen des Plautus und Terenz gleich käme, wacker langweilen. Daher verfassen sie, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, indem sie dieselbe mit Gift füttern, Stücke denen es beinahe an jeglicher Belehrung, an allen Sittenregeln und guten Ausdrücken fehlt, und wer sie mit anzuhören geht vergeudet unnützerweise drei bis vier Stunden Zeit, ohne am Ende irgend einen Vortheil davonzutragen. Und dies ist der Grund, sagt Valerius Maximus («De externis institutis», cap. VI), weshalb die Stadt Massilia das Schauspielerwesen nicht zulassen wollte, weil man einsah wie sehr die zur Darstellung gebrachten Stücke sich gegen früher verschlechtert hatten. Diese Neuern wollen nicht sich davon überzeugen daß sie, um die Alten nachzuahmen, ihre Schriftwerke mit Sittensprüchen füllen müßten, indem sie die so löbliche Absicht, in der Kunst der Lebensweisheit zu unterrichten, vor Augen legten, wie das ja auch dem guten Komiker obliegt, wenn er auch den Zweck hat zum Lachen zu bewegen. Dagegen aber verrathen die meisten Lustspieldichter wenig Treffsinn und nur beschränkte Meisterschaft, da es Jedem erlaubt ist den Stoff nach seinem Geschmack ohne Regel noch Ordnung zu wählen. So erdreisten sich denn Leute die kaum lesen können Bühnenstücke zu schreiben, wofür als Zeugen dienen mögen «Der Schneider von Toledo», «Der Wollenweber von Sevilla» und andere dienende Bürschchen und unfähige Komödianten, denen es am Besten fehlt. Folge von diesem Uebelstande ist daß auf den Bühnen Komödien dargestellt werden, die durch unzüchtige Stellen und gemeinste Witzeleien Aergerniß geben und in denen Alles von Ungehörigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten strotzt. Hier ist es wo die Fürsten der ihnen gebührenden Ehrfurcht verlustig gehen und die Königinnen ihrer Würde, indem sie diesen Freiheit geben für Alles und ihnen für Nichts den Zwang der Enthaltsamkeit auflegen, zu unverkennbarem Aergerniß tugendsamer Ohren. Hier ist es wo der Bediente ohne Bescheidenheit spricht, ohne Scham die Dienerin, mit Unwürdigkeit der Alte u. dergl. m. (Vergl. von Schack, II, 515 fg.) Am lächerlichsten nimmt sich aus daß sie, während sie doch Diejenigen sind die aus neun Bogen Volksliedchen bedeutenden Gewinn ziehen, in alle Komödien unter dem Namen eines Poeten (s. Lope de Vega in «La amistad pagada», jorn. II) eine Figur einführen, auf die sie absichtlich allen Jammer und alle Mängel der Welt zusammenhäufen. Sie lassen ihn ganz arm, ungewaschen, pinselhaft, verfolgt sein und ihn kurz und gut in jeder Hinsicht die Verachtung und das Gelächter herausfodern, auf daß männiglich erkenne, was maßen sie ihren eigenen Stand und die übrigen Berufsgenossen zu ehren wissen. Es fehlt nicht an Männern welche die dramatische Poesie verherrlicht haben, unter den Spaniern ein Lope de Rueda, ein Velarde, einzig in der altehrwürdigen Sprachweise, ein allberühmter Lope de Vega, Tarraga, Aguilar, Miguel Sanchez, Miguel de Cervantes, Mira de Mescua *), Luis Velez, Gaspar de Avila u. A. Gemeiniglich theilte man in Spanien die Lust- und Trauerspiele in sechs Theile: Musik, Prolog oder Loa, Zwischenspiel (Entremes), erste, zweite und dritte Jornada, obgleich man jetzt allmälig die Loa oder den Eingang hinwegnimmt und nur noch die Musik, das Zwischenspiel und die drei Acte bleiben." (In Bezug auf die Loa läßt Calderon den Cázaro sagen:

Ruego á los cielos,
Que alguna Loa no eche;
Con su historia y con su cuento.

„Nadie fie su secreto", jorn. I; Keil IV, 530.)

Unbegründet erscheinen diese Klagen Figueroa's über Unanständigkeiten in der Alltagswaare der Komödien seiner Zeit kaum, wenn man erwägt daß es dem so zarten und feinfühlenden Calderon, ob auch äußerst selten und por gracejo der Graciosos, doch noch zuweilen widerfährt, die scharfgezogene Grenze zwischen Dem was nach heutiger Anschauung auf den Bretern schicklich oder unschicklich ist immer genau einzuhalten. Wenigstens deutet folgende Stelle auf Mangel an Seife und Kamm in dem Spanien seiner Zeit:

Fabio.

Mas. vaya un cuentecillo:
Con una dama tenia
Un galan conversacion,
Y gozando la ocasion
Un piojo, entre sí decia:
Ahora no se rascará;
Bien, sin zozobra ni miedo,
Comer á mi salvo puedo.
El galan, cansado ya
Del encarnizado enojo,
A hurto de la tal belleza,
Metió con gran ligereza
Los dedos, é hizo al piojo
Prisionero de aquel saco.
Volvió la dama al instante,
Y halló la mano á su amante
A fuer de tomar tabaco;
Y preguntó con severo
Semblante, porque no hubiera
Otro allí, que lo entendiera:

---

*) Salen Celia y Otavia con mantos, Roselo y Ludovico.

Roselo.
Y donde en efeto vais?
Celia.
A la comedia famosa,
Que representa *Morales*.
Ludovico.
Famosa; como se nombra?
Otavia.
La rueda de la Fortuna.
Roselo.
Teneis razon, escribióla
El Doctor *Mescua*.
Ludovico.
Bebió
Todo el cristal de Helicona.

Lope de Vega, „Virtud, pobreza y mujer", Act 2. In demselben Stücke Act 1 feiert Lope de Vega einen jetzt fast unbekannten Komödiendichter, den Pedro Liñan:

Juan.
Toledo, Hipolito, precia
Estos dos famosos hijos
(d. i. den Garcilaso de la Vega und den Gregorio Hernandez)
Por su mas alta riqueza,
Y si admite algun tesoro
De muchos que en competencia
De los dos pueden honrarla
Bien me permiten que sea
Pedro Liñan.
Hipolito.
Justamente,
Aunque sus obras no quedan
Impresas, con que se olvida
La memoria de sus letras.
Juan.
Tal fué de Pedro Lainez,
Raro y unico Poeta,
Por no imprimir olvidado.

Des Liñan läßt Quevedo in seiner „Vida del gran tacaño", Cap. 10 den dichtenden Sacristan also gedenken: „Hombre soi ye que he estado en una posada con Liñan, y he comido mas de dos veces con Espinel." („Obras", I, 112; Madrid 1772.) In der „Loa de la comedia" in Agustin's „De Rojas Viaje entretenido" wird Liñan ebenfalls gepriesen (v. Schack, I, 401; II, 504).

¿Murió ya aquel caballero?
Y él mui desembarazado,
La mano así, respondió:
No, señora, aun no murió,
Pero está mui apretado.

Calderon: „El secreto á voces" (jorn. II; Keil, III, 353). Und Lope de Vega in „La bella malmaridada" (jorn. II):

Casandra.

¡Pon en mi regazo, amigo,
La cabeza, espulgaréla!

Vergl. desselben „Lo cierto por lo dudoso" („Comedias", Theil XI, Act. 1, 20); Cervantes im „Don Quixote" (II, 29); Depping's „Romancero" (II, 464). Ueberaus unfläthig und ekelhaft aber müßte es erscheinen, wenn in Deutschland wirklich jemals Scenen der Art zur öffentlichen Darstellung gelangt wären, wie sie erzählt werden von dem Bearbeiter des „Guzman de Alfarache", Aegidius Albertinus, fürstlicher Durchlaucht in Baiern Secretarius, in seinen 1615 zu München gedruckten „Landtstörtzer Gusman von Alfarche oder Picaro genannt" u. s. w. (picaro gibt Albertinus häufig durch „Schmarack" wieder), worin die Ueberschrift des Cap. LIV (452) lautet: „Gusman wirdt auß einem Berg-Knappen ein Comediant, vnd erzehlt etliche artliche Possen die er gerissen."

Figueroa berichtet ferner im Discurso 58: „De los profesores de memoria" (254 fg.): „Gegenwärtig befindet sich in Madrid ein junger Mann der ein ungemein gutes Gedächtniß besitzt. Er heißt Luis Remirez de Arellano, ist der Sohn adeliger Aeltern und gebürtig von Villaescusa de Haro (Ponz, III, 9). Selbiger behält nach dreimaligem Hören eine ganze Komödie im Gedächtniß, ohne auch nur im Geringsten über den Verlauf des Stücks und seiner Verse zu irren. Den ersten Tag verwendet er auf die Eintheilung des Stücks, den zweiten auf die darin vorkommenden Abwandelungen und den dritten auf die Genauigkeit in den Versen. Auf diese Weise prägt er jede beliebige Komödie seinem Gedächtnisse ein. Namentlich trug er so (Lope de Vega's) «Dama boba», «El principe perfeto» und «La Arcadia», anderer nicht zu erwähnen, in sein Gedächtniß über. Als ich die Komödie (Lope de Vega's) «El galan de la membrilla», welche Sanchez zur Darstellung brachte, mit anhörte, fing dieser Schauspieldirector an, die Inhaltsangabe des Stücks so auffällig zu kürzen und den Dialog zu unterbrechen, daß sich die Zuschauer zu der Anfrage genöthigt sahen, wodurch denn diese Beschleunigung und Verstümmelung veranlaßt würde? Und er antwortete öffentlich: dadurch daß Derjenige anwesend sei — und dabei zeigte er auf ihn hin — der in drei Tagen jede Komödie mit seinem Gedächtnisse aufnehme, und aus Furcht, dieser möchte sie entführen, gebe er dies Stück so schlecht. Dadurch entstand Lärm im Theater und Alle verlangten der Director solle innehalten; und kurz und gut es half nichts, das Stück konnte nicht eher weiter gespielt werden als bis Luis Remirez das Theater verließ." Diese Stelle, deren sich von Schack gar nicht erinnert haben muß, wirft genügendes Licht auf Das was Lope de Vega in dem Vorwort zu seiner Komödie „La Arcadia" (Bd. 13, Madrid 1620; von Schack, II, 149) sagt: „Dazu kommt noch der Diebstahl der Komödien durch jene Beiden die der Pöbel Memorilla und «den mit dem guten Gedächtniß» (gran memoria) nennt, die mit einigen ihnen im Gedächtniß bleibenden Versen unzählige von ihrer eigenen Erfindung vermischen und dergleichen Komödien dann in die Landstädte und an die umherwandernden Schauspieldirectoren verhandeln. Ich möchte mich gern der Mühe überheben meine Stücke selbst herauszugeben, aber ich kann es nicht, weil man welche die ich nicht anerkenne mit meinem Namen druckt. So möge denn der Leser diesen so sorgfältig wie möglich verbesserten Band und mit ihm meinen guten Willen hinnehmen, dem es darum zu thun ist daß er diese Schauspiele in weniger fehlerhafter Gestalt lese und daß er nicht glaube, irgend ein Mensch auf der Welt könne eine Komödie aus dem Gedächtniß nachschreiben." Eben darauf bezieht sich auch die Stelle in Calderon's „Cada uno para sí" (jorn. II; Keil, IV, 737), worin es sich zwischen Herrn und Diener um eine zerrissene Reiserechnung handelt:

Felix.

¡Vuelvela á hacer!

Hernando.

¡Buena es esa!
Al de la feliz memoria
No fuera fácil hacerla!
Cuanto mas á mí, que soi
Él de la infeliz.

Eine Anekdote in Bezug auf die Schauspieler Cisneros und Manzanos steht in Mateo Aleman's „Guzman de Alfarache" (Theil 2, erschienen um das Jahr 1603; Buch 1, Cap. 2, S. 18 der valencianer Ausgabe vom Jahr 1787). Guzman erzählt dort: „Die Zeit über daß ich meinem Herrn, dem Gesandten, diente, war ich sein Spaßmacher, und ich versichere dir, jede andere körperliche Arbeit wäre für mich weit weniger beschwerlich und mühselig gewesen; denn um Witze, Scherze und Späße machen zu können, dazu müssen vielerlei Umstände zusammentreffen und sich vereinigen: eine natürliche Anlage die sich im Verein mit dem Gesichtsausdrucke, dem Wuchse und der Bewegung des Körpers und der Augen geltendmachen muß, dergestalt daß diese Gaben einander unterstützen und jede für sich eine besondere Anmuth habe, damit sie alle zusammen das Wohlgefallen des Andern erwecken. Denn läßt du zwei verschiedene Personen Einunddasselbe sagen, die eine wird dabei so verfahren daß man dir die Schuhe von den Füßen nehmen und das Hemde ausziehen kann, ohne daß du es vor Lachen merkst, die andere aber wird sich so zu deinem Misbehagen verhalten daß du die Thür zu entlegen und zu enge finden wirst, um nur schnell genug zu fliehen und davon zu kommen; und wie sehr Leute dieser Art sich auch anstrengen ihren Späßen jene nothwendige Lebendigkeit zu geben, so ist es ihnen doch nicht möglich. Auch wird eine anhaltende Lecture erfodert, um zu wissen wie und wenn, welcherlei und worüber Witz zu machen ist. Ingleichen muß man ein Gedächtniß für Vorfallenheiten und Personenkenntniß besitzen, damit Das was man sagen will auf die Person über die man sich auszulassen gedenkt von Haus aus passe und stimme. Wohl angebracht ist Sorgfalt in Erforschung Dessen was im Leben Anderer, zumal der Edelsten, am tadelnswerthesten ist, denn weder Gesichtszüge, kecke Rede, Körperstellung, lustige Augen, mancherlei Schaupfennige verlarvter Gaukeltänzer *) noch alle Wissenschaft der Welt wird im Stande sein, die Seele eines Eiteln zu bewegen, so die Würze des Afterredens fehlt. Jenes Tüpfelchen Säure, jenes Körnlein Salz ist es was Geschmack und Würze gibt und in das Fadeste und Einfältigste Annehmlichkeit bringt. Denn alles Andere nennt die gemeine Menge ein hölzernes Ding ohne Leben (die valencianer Ausgabe hat «porque á lo restante llama el vulgo retablo, artefício con poco ingenio». Aribau's «Bibliotheca» (III, 266): «llama el vulgo *el retablo* artefício con etc.»), ein Kunststück von wenig Geist. Ebenso sind auch Zeit und Umstände unter denen man Witze machen will von Wichtigkeit; denn zur Unzeit und ungelegen angebracht ist kein Witz möglich, auch will man sie weder stets hören, noch kann man deren stets machen. Man verlange Witziges von dem fertigsten Witzling und überrumple ihn, und unbefriedigt wird man von ihm gehen. So etwas trug sich mit dem Cisneros, einem der berühmtesten Schauspieler, zu, als er einst mit Manzanos (der es ebenfalls war, und Beide waren von Toledo, die zwei größten Komiker

*) Varias medallas de matachines. Matachines sind Tänzer in Larven mit hölzernen Schwertern und bedängt mit aufgetriebenen Rindsblasen. Daß man Schaupfennige zugleich als Heftel und als Zierath an den Hüten trug, beweist die Romanze von Gaiferos und Melisendra in Depping's „Romancero" (II, 133 fg; vergl. I, 132; II, 221, 236, 244, 281, 289).

die man ihrer Zeit kannte) im Gespräch war und zu diesem sagte: «Seht einmal an, Manzanos, alle Welt hält uns für die zwei witzigsten Leute die man heutzutage kennt. Setzt bei solchem Rufe in dem wir stehen ein mal den Fall, unser Herr der König ließe uns rufen. Ihr und ich, wir treten bei ihm ein und er fragt uns, nachdem wir ihm die schuldige Ehrfurcht bezeigt haben, sofern wir vor Verwirrung *) damit ordentlich zustande kommen: Seid Ihr Manzanos und Cisneros? Ihr werdet ihm mit Ja antworten, denn ich werde kein Wort herausbringen. Alsbald spricht er abermals zu uns: Nun, so laßt euere Witze hören. Da möchte ich denn wissen was wir ihm sagen sollen.» Manzanos gab ihm zur Antwort: «Ei, Bruder Cisneros, wenn wir uns, was Gott nicht wolle, in solcher Lage sehen sollten, da wird weiter Nichts zu erwidern sein, als: Sie sind noch nicht gahr.»" (Vergl. von Schack, II, 664.)

Des Cisneros gedenkt Llorente („Historia critica de la inquisicion de España", VI, 179) bei folgendem Vorfalle: „Als Don Diego Espinosa, Präsident des Raths von Castilien, war (er wurde hernach Cardinalbischof von Siguenza, Generalinquisitor und Staatsrath), verwies er den Komiker Cisneros vom Hofe, als dieser sich eben angeschickt hatte eine Komödie im Zimmer des Don Carlos aufzuführen. **) Don Carlos, von diesem Vorgange benachrichtigt, verlangte vom Präsidenten, er sollte mit der Vollziehung dieses Befehls bis nach beendigter Aufführung der Komödie warten. Das erlangte er nicht, und nun suchte er, einen Dolch in der Hand, den Don Diego Espinosa unmittelbar im Palaste selbst auf, beleidigte ihn zornerfüllt öffentlich und sagte zu ihm: «Pfäfflein, Ihr wagt Euch an mich und wollt den Cisneros nicht zu mir lassen? Bei meines Vaters Leben, ich werde Euch umbringen.» Und vielleicht hätte er es gethan, wenn nicht die spanischen Granden die bei dem Vorfalle zugegen waren dazwischen getreten wären und der Präsident sich geflüchtet hätte."

F. K. Seidemann.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

F. L. Fülleborn.

Kleine Schriften in Beziehung auf die Einheitslehre als Grundwissenschaft von F. L. Fülleborn. Erstes Heft. Marienwerder, Levysohn. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser hat bereits in mehren Schriften sich bemüht die Einheitslehre als Grundwissenschaft darzustellen und zu entwickeln. Die gegenwärtige Sammlung kleinerer Aufsätze hat den Zweck, da die Theorie der Einheitslehre noch wenig bekannt sei, sie von neuem hinzustellen und nachzuweisen. Die zusammengestellten Aufsätze sind folgende: 1) Skizze der Einheitslehre als Grundwissenschaft. 2) Auch in der Natur ist die Liebe das Waltende, ein Vortrag, gehalten im December 1852. 3) Der Standpunkt der Phrenologie nach der Einheitslehre. 4) Das Allgemeine der organischen Geistesthätigkeiten nach der Einheitslehre. 5) Ueber den Begriff des Urwesens. 6) Erörterung einiger Bedenken gegen meine Theorie.

Der Verfasser (Appellationsgerichts-Chefpräsident) gehört, ähnlich wie F. Dorguth (Geheimer Justizrath in Magdeburg), zu den Dilettanten unter den Philosophen. Er sagt selbst von sich: „Den Philosophen habe ich mich als Laie, als Autodidakt zugesellt, der sein philosophisches System, wenngleich allerdings noch äußerst unklar und wenig entwickelt, sich bereits gebildet hatte, als er zu dessen Prüfung, Berichtigung und weiterer Entwickelung erst nähere Kenntniß von Dem nahm was die philosophischen Schulen gelehrt. Ich gehöre daher nicht zu den schulmäßig gebildeten Philosophen; mein System ist nicht durch Folgerung oder weitere Entwickelung aus einem bereits von einer oder der andern Schule dargelegten System hervorgegangen, sondern es bestand bereits in der rohen Grundlage, als ich die Hülfe der Schulen benutzte."

Die Nachtheile die eine so isolirte Stellung hat verkennt der Verfasser zwar nicht, aber er tröstet sich mit den Vortheilen die sie mit sich bringt, mit dem „unbeschränkten Umblick" den sie gestattet. „Frei von dem Beschränkenden irgend eines Schulsatzes vermag ich unbefangen über alle philosophischen Systeme zu urtheilen, und diese Unbefangenheit hat auch ihren Werth, sie gestattet mittels der Freiheit des Blicks hier und da zu erschauen was das gediegenste Wissen wegen Mangels völlig freier Umschau nicht erfaßte."

Auch Referent ist der Meinung daß man durch das bloße Studium der Geschichte der Philosophie, d. h. Dessen was die philosophischen Schulen bisher gelehrt haben, noch nicht zur Philosophie befähigt ist, so wenig als durch das Studium der Geschichte der Poesie zur Dichtkunst, sondern daß der Philosoph geboren sein muß wie der Dichter. Das Beste thut überhaupt in allen Künsten und Wissenschaften das angeborene Talent oder Genie, obwol dasselbe allerdings von außen durch die geschichtlichen Fortschritte und Leistungen der Hülfe und Anregung bedarf. Aber in Fülleborn's Schriften ist doch so wenig von der „Hülfe der philosophischen Schulen", die er „mit innigem Danke" anzuerkennen vorgibt, zu spüren, daß sein philosophisches Talent (von Genie kann nicht die Rede sein) völlig verwildert und ohne alle Zucht des Gedankens, d. h. ohne alle Methode auftritt. Von einem richtigen Aperçu ausgehend, daß nämlich der Einheitstrieb oder populair zu reden die Liebe sich als Grundprincip in allen Dingen kundgibt, weiß er doch dieses so wenig philosophisch darzustellen und zu entwickeln daß er die allerunhaltbarsten, man möchte fast sagen aus dem Katechismus aufgenommenen Sätze damit zusammenschmelzt, obgleich doch dieselben in gar keinem innern Zusammenhang mit jenem wahren Aperçu stehen. Einerseits faßt der Verfasser den Einheitstrieb oder die Liebe als immanentes Weltprincip auf und ist insofern Pantheist. Er sagt daß Christus bereits den Ursatz der Grundwissenschaft, nämlich den Inhalt des Wesentlichen alles Seins und aller Bewegung ausgesprochen hat, wenn er sagt: „Gott ist die Liebe." Andererseits aber wiederum geht der Verfasser über dieses immanente Weltprincip hinaus, wird, mit Kant zu reden, transscendent, d. h. alle mögliche Erfahrung überfliegend, indem er die Welt zusammt ihrem inwohnenden Einheitstrieb aus einem frei sich bestimmenden, persönlichen, intelligenten Gott ableitet, und insofern ist er Theist. Er erwidert auf die im fünften Aufsatz aufgestellte Frage:

„Worin besteht das Urwesentliche, welches das Wesen alles Seins und aller Bewegung in der Wirklichkeit begründet?" Folgendes:

„Die Beantwortung dieser Frage gewährt die Einheitslehre als Grundwissenschaft. Nach ihr ist Gott das Urwesen, das Ursächliche aller Wesen und das deren Wesen immanirend Bestimmende, allein sie unterscheidet zwischen Gott als dem durch sein eigenes Bestimmen Gewordenen, als der Person oder Individualität Gottes, und zwischen der Welt in der das Wesen Gottes sich neben Gott entwickelt hat." Gott ist also

*) Martin: „Turbarse es respetar las Majestades." Lope de Vega: „El mejor mozo de España" (jorn. I).

**) Espinosa, Liebling Philipp's II., Generalinquisitor 1566, gestorben am 5. September 1572 (Llorente, V, 49), ertheilte 1565 der madrider cofradía de la pasion ein Privilegium, den nach Madrid kommenden Schauspielergesellschaften Locale für ihre Vorstellungen zu liefern (v. Schack, I, 263 fg.). Reiche Leute der höhern Stände ließen in ihren Häusern sich Schauspiele aufführen. Daher heißt es in Depping's „Romancero" (II, 262):

Y, por no poder salir
A' ver los toros ó cañas,
Te enviaba por servirte
Músicas, tragedias, zambras. —

Eine Scherzrede des Cisneros führt Lope de Vega in der Vorerinnerung zum zwanzigsten Theile seiner „Comedias" (Madrid 1627) mit den Worten an: „Fiados en lo que dijo Cisneros, que habia dos mil leguas de aquí á Sevilla, yendo por Jerusalén."

dem Verfasser ein räumliches Wesen, da er neben der Welt wohnt.)

Von seinem neben der Welt wohnenden Gott erzählt uns der Verfasser folgende, zwar sehr erbauliche, aber dafür desto weniger philosophische Geschichte (S. 14 fg.): „Wenn Gott die Liebe ist, so folgt daraus daß er, indem er selbst bestimmend diese Wesenheit sich gab" (was war er denn ehe er diese Wesenheit sich gab und zu welcher Zeit gab er sie sich? muß man hier den Verfasser fragen), „auch das Bedürfniß nach Dem übernahm was diese Wesenheit erheischt. Liebe aber erheischt Wechselseitigkeit; erst durch Wechselseitigkeit verwirklicht sie sich. Gott also bedurfte zur Verwirklichung dieser sich selbst gegebenen Wesenheit Gegenstände der Liebe die er zu lieben und die ihn wieder zu lieben vermochten. Ansonst würde das Subject der Liebe in Gott auf dessen Ich beschränkt, bloße Selbstsucht, leb- und lieblose Einerleiheit geblieben, mithin gerade in das Gegentheil der Liebe übergegangen sein. Solche Gegenstände der Liebe, die dazu geeignet mit Gott in ein solches wechselseitiges Verhältniß zu treten, konnten aber nur Individualitäten sein, die ein die Wechselseitigkeit begründetes Anderes darboten, durch dieses Andere das Gebiet des lediglich Gewordenen überschritten. Die freien Geister erscheinen als dergleichen zur Liebe Gottes geeignete Individualitäten. In der Selbstschaffung des frei Bestimmenden, durch welche, wenngleich in gewaltig geringerm Maße, ein der Selbstschaffung Gottes ähnliches Durchsichsein begründet wird, liegt ein solches Anderes welches die freien Geister von dem lediglich organisch Gewordenen unterscheidet."

In dieser ganzen theologischen Geschichte ist nicht weniger als Alles unbewiesen. Sie zu glauben steht zwar Jedem frei, aber sie für ein wissenschaftlich gewonnenes, wohlbegründetes, philosophisches Resultat auszugeben, ist der Gipfel der Selbsttäuschung. Ueberhaupt ist der Verfasser durchweg über seine „Grundwissenschaft" in einer großen Selbstverblendung befangen. Seine Grundwissenschaft entbehrt alles philosophischen Grundes. Der alte längst überwundene Gegensatz von der Naturnothwendigkeit und Geistesfreiheit wird vom Verfasser unbesehens wieder aufgenommen und aufgewärmt, als ob kein Kant und kein Schopenhauer dagewesen wären, die nachgewiesen daß Freiheit nur dem Ding an sich zukommt, Nothwendigkeit hingegen das ganze Gebiet der Erscheinung umfaßt, also Freiheit nicht minder von der Natur, sofern sie Ding an sich ist, als Nothwendigkeit vom Geiste, sofern er Erscheinung ist, ausgesagt werden muß. Hätte sich der Verfasser wirklich die Hülfe der philosophischen Schulen zunutzegemacht, hätte er wenigstens Kant's „Kritik der reinen Vernunft" gründlich studirt, so hätte er sich sein wunderliches Gemisch aus Theismus und Pantheismus, wie man seine Grundwissenschaft bezeichnen muß, erspart. Er rühmt zwar die Unabhängigkeit von den Schulsystemen, die ihm sein freier, isolirter Standpunkt gewährt, aber sein Autodidaktenthum hat ihn dafür desto abhängiger von seinen eigenen, mit dem Katechismus eingesogenen Vorurtheilen gemacht. Seine Grundwissenschaft ist keine reine, entschiedene und consequente Philosophie, sondern, wie leider so viele Producte der neuesten philosophischen Literatur, ein Zwitter aus Theologie und Philosophie.

Sehr in die Enge haben den Verfasser die im sechsten Aufsatz mitgetheilten erhobenen Bedenken gegen seine Theorie getrieben:

„daß, wenn zwischen Gott und der Welt zu unterscheiden sei, sich aus dem Wesen der Welt nicht auf das Wesen Gottes zurückschließen lasse, alsdann das Materielle, welches das Charakteristische der Welt ausmache, keinen Rückschluß auf Gott, der als reiner Geist angesehen werde, gestatte;"

„ferner sich auch ein Hervorgehen des Materiellen aus der Ausstrahlung Gottes, die ich als organischen Urquell der Welt annehme, deshalb als unbegründet darstelle, weil aus dem reingeistigen Wesen Gottes kein Materielles ausstrahlen könne."

Hören wir nun wie sich der Verfasser aus dieser Schlinge herauszureißen sucht. Der Dampf und die Eisenbahnen müssen ihm dazu behülflich sein. Hätte man es doch nicht gedacht daß diese auch in der Philosophie, ja in der „Grundwissenschaft" eine Rolle spielen würden. „Das Göttliche, welches als Ursächliches die Entstehung der Welt bewirkt hat und in ihr immanirend fortbestimmt, ist ebenso von Gott zu unterscheiden als die einzelnen Ideen von dem Geiste der solche erzeugt hat und die als solche Erzeugnisse zwar dem Wesen dieses Geistes entsprechen, aber nicht er selbst sind. Dergleichen einzelne Ideen eines menschlichen Geistes stellen sich ungeachtet ihrer geistigen Natur nicht selten auf das deutlichste als das Ursächliche ganz neuer sinnenfälliger Hergänge heraus. Es ist die zum Bewußtsein gelangte Idee von der Kraft des Dampfes, welche als Idee rein geistig, dennoch das Ursächliche des durch die Sinne wahrzunehmenden Hergangs der Bewegung auf den Eisenbahnen u. s. w. bildet, denn ohne jene Idee würden diese Hergänge nicht in die Erscheinung treten."

Der „sehr geachtete Philosoph", dessen Einwendungen der Verfasser mit diesem Eisenbahngleichniß abfertigt, dürfte wol erwidern: Dein Gleichniß hinkt gewaltig. Denn der Geist des Menschen benutzt nur das in der Natur vorhandene Eisen und den Dampf, schafft diese Materien aber nicht. Hingegen Gott soll ja deiner Grundwissenschaft zufolge die Materie der Welt nicht blos geistig benutzen, sondern auch aus seinem reinen Geist heraus materiell schaffen. Zwischen Benutzen eines schon vorhandenen Stoffs und Erschaffen desselben ist aber ein himmelweiter Unterschied. Mein Geist kann hundert Thaler sehr gut benutzen, aber auch nicht einen Pfennig aus Nichts schaffen.

Der Verfasser scheint auch das Ungenügende seines Gleichnisses gefühlt zu haben, indem er bald darauf hinzufügt: „Es bleibt hiernach nur die Erörterung der Frage übrig: wie das organisch bestimmende Uebersinnliche zu dem körperlichen Stoffe gelangt ist, welcher jetzt als Bedingung des Daseins der Natur erscheint?" Er beantwortet diese Frage dahin: „Daß dieser Stoff sich das gedachte Bestimmende selbst geschaffen habe, erscheint mir nicht als bedenklich." Ihm ist, da „jeder Körper lediglich auf einer Verbindung beruht, nur Ergebniß des Einheitstriebes ist", die Folgerung zweifelsfrei begründet, „daß das organische Urbestimmende, ebenso wie es jetzt neue Stoffe durch Verwirklichung seines Wesens schafft, auch den Urstoff werde geschaffen haben", und mit diesen Worten schließt er seine Schrift. Indessen zwischen Verbindung schon vorhandener Stoffe und der gänzlich neuen Schöpfung des Stoffs überhaupt ist doch immer noch eine ebenso unübersteigliche Kluft wie zwischen dem Addiren mehrer schon vorhandener Thaler zu einer Summe und dem gänzlichen Schaffen dieser Summe aus Nichts.

Möge daher der Verfasser seine Grundwissenschaft noch ein mal revidiren und sie besser begründen als er bisher gethan hat. Auf dem bisherigen Grunde kann die wissenschaftliche, methodische Philosophie keine Notiz von ihr nehmen. Der transscendente, alle mögliche Erfahrung überfliegende Theil in des Verfassers Weltansicht muß erst gänzlich von dem immanenten, auf Erfahrung beruhenden ausgeschieden und über Bord geworfen werden, um in die Reihe der philosophischen Systeme eintreten zu können.

J. Frauenstädt.

Die Sprüchwörter der Polen, historisch erläutert mit Hinblick auf die eigenthümlichsten der Lithauer, Ruthenen, Serben und Slowenen und verglichen mit ähnlichen anderer Nationen; mit beigefügten Originalen. Ein Beitrag zur Kenntniß slawischer Culturzustände von Constant Wurzbach. Zweite veränderte und stark vermehrte Ausgabe. Wien, Pfautsch und Voß. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein sehr reichhaltiges, für Alle die welche sich mit der Erforschung der Volkssagen, Volkslieder und anderer unmittelbar

aus dem Volk hervorgegangenen Erzeugnisse beschäftigen, sehr beachtenswerthes, aber auch für weitere Kreise, selbst für das gewöhnliche Lesepublicum nicht uninteressantes Buch, da einerseits die darin gesammelten und verglichenen Sprüchwörter selbst einen großen Schatz des Sinnigen und Piquanten enthalten, andererseits die zur historischen Begründung und Erklärung derselben mitgetheilten Erzählungen und Anekdoten aus Geschichte, Mythologie und Privatleben zum großen Theil nicht weniger unterhaltend als belehrend sind Eine speciell eingehende wissenschaftliche Kritik des Buchs zu liefern, muß Referent den eigentlichen Fachgelehrten überlassen; nur so viel sei hier im Allgemeinen gesagt daß es im Ganzen den Eindruck einer sorgfältigen, auf Quellenstudium gestützten Arbeit macht. Der Verfasser hat dasselbe in vier Abschnitte getheilt, von denen der erste die historischen, der zweite die culturhistorischen, der dritte die an einzelne Sagen, Thiere u. s. w. sich anschließenden und endlich der vierte die aus denkwürdigen Aussprüchen hervorgegangenen Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Polen und vergleichungshalber auch anderer Nationen enthält.

Die Abtheilung der historischen Sprüchwörter ist chronologisch geordnet und enthält mehr oder minder interessante Mittheilungen aus der Geschichte und dem Leben polnischer Könige und anderer berühmten Personen, namentlich des Boleslaus Chrobry, Kasimir's I., Boleslaus' des Krummmauls, Wladislaus Lokietek's, Kasimir's des Großen, Wladislaus Jagiello's, Johann Albert's, Sigmund's I., Sigmund August's, Stephan Bathory's, Sigmund's III., Johann Kasimir's, Johann Sobieski's, August's II., Stanislaus Leszczynski's und August's III., wobei unter andern die Redensarten: „Einem ein Bad bereiten"; „Den Polen macht der Schade klug"; „Geben wir Gold zu Gold"; „Er faselt als wär's vom eisernen Wolfe"; „Valachia tumulus Polonorum"; „Er sitzt da wie in der deutschen Predigt"; „Dem Teufel ein Licht aufstecken"; „In König Albrecht's Tagen ward der Adel erschlagen"; „Auf Narrenrede gibt es keine Gegenrede"; „Die Königin Bona ist gestorben"; „Bring' ein Kind zur Welt, Weib, das hundert Jahre zählt"; „Mit dem Fußvolk in Polen ist keine Ehr' zu holen"; „Jemand die Zähne weisen"; „Er hat sich mit Stroh hinausgewunden"; „Das ist so schwer wie Czenstochau zu vertheidigen"; „Nicht Salz, nicht Handel hoben ihn hinan, sondern nur Das was ihm weh gethan"; „Es ging ihm dabei wie dem König Hans in der Walachei"; „Der Eine nach Sachsen, der Andere dorthin wo die Bäume wachsen"; „Der Gemeinen zwei und vier Offiziere dabei"; „Unter dem König von Sachsen iß, trink und laß den Bauch dir wachsen", mehr oder minder befriedigend in ihrer Entstehung und Bedeutung erläutert werden. Das allgemeinste Interesse dürften hierunter die Mittheilungen über die Hofnarren und deren Witzreden für sich in Anspruch nehmen, und wir wollen daher hier Einiges davon in verkürzter Form ausheben. Binnka, der Lustigmacher des krakauer Castellans Christoph Szydlowiecki, sagte einst, als ihn mehre vornehme Herren zum Besten hatten: „Finden Sie nicht, meine Herren, daß ich vornehmer bin als mein Herr?" „Wie so? Wie so?" fragte Alles voll Neugierde. „Ganz natürlich", entgegnete Binnka, „mein Herr hat nur einen Narren und ich" — dabei wies er mit der Hand auf die ihn Umstehenden — „deren eine solche Menge." Einst wurden dem Könige Sigmund I. Blutegel auf die Füße gesetzt; Stanczyk, sein Hofnarr, zu den herumstehenden Höflingen sich wendend, wies auf die Blutegel mit den Worten: „Ein treues Bild der Freunde eines Königs und seiner Höflinge." Derselbe Stanczyk soll auch, als er in Gegenwart mehrer Hofdamen etwas Zweideutiges gesagt und deshalb gescholten wurde, zuerst die bekannte Entschuldigung gebraucht haben: „Wenn es noch reine Jungfrauen sind, so verstehen sie es nicht, wenn sie es aber verstehen, ist Nichts mehr an ihnen zu verderben." Einst wurde in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen, welcher Stand wol der zahlreichste. Stanczyk behauptete, der der Aerzte, und versprach deren an dem kleinen Orte wo man sich gerade befand binnen drei Tagen mehr als hundert aufzuweisen. Ein Edelmann wettet deshalb mit ihm um 100 Gulden. Folgenden Tags sah man den Narren mit verbundenem Gesichte stöhnend umherlaufen und über Zahnschmerzen klagen, worauf ihm Jeder dem er begegnete ein unfehlbares Mittel anrieth, das sich der Schalk schwarz auf weiß geben ließ. So bekam er bald die bedungene Zahl der Aerzte zusammen, und was das Beste war, der Edelmann welcher es bestritten befand sich selbst darunter und half so seinem Gegner die Wette gewinnen. Von diesem Stanczyk erzählt der Herausgeber unter andern auch noch folgenden Witz und zwar in dieser Form: „Bei einer Bärenhetze, welche Sigmund, der diese Art Jagd sehr liebte, zu Wilna veranstaltete und wobei viele Gäste zugegen waren, weigerten sich die Hunde den Bären zu fassen. Der König, darüber verwundert, bemerkte: die Hunde müßten zu sehr gefüttert worden sein, weil sie den Bären nicht packen wollten. Stanczyk, der dem Könige zur Seite stand, entgegnete: «Gnädiger König, lasse deine Schreiber los, denen verschlägt es Nichts, wenn sie sich auch vollgegessen haben, sie packen doch Alles zusammen.»" In dieser Fassung, wobei man nur an das Zusammenpacken von Schreibereien denken kann, erscheint der Witz gänzlich ohne Salz. Sollte vielleicht der polnische Wortlaut, den der Herausgeber hier nicht mitgetheilt hat, erlauben, sich unter den Schreibern die dann und wann mit zu Tafel gezogenen niedern Räthe zu denken, welche, nachdem sie sich gehörig satt gegessen, zuletzt bei Servirung des Confects auch noch gehörig zuzupacken und sich die Taschen vollzustecken pflegen? Dann müßte aber in den Worten des Königs wie in denen des Narren beide mal das Wort „zupacken" gebraucht werden, was für die Hunde und die Räthe gleich gut passen würde. Recht ergötzlich sind auch die Mittheilungen über Winnicki, den berühmten Hofnarren Joh. Sobieski's, der einst einem hochmüthigen Fremden auf die Frage: wer er sei? antwortete: „Der Hofbarbier, denn er ziehe Jene bei der Nase welche sie hochtrügen und seife unkönigliches Hofgezücht ein", und ein ander mal einen dünkelhaften Franzosen, der sich bei der Königin eingeschmeichelt hatte, dadurch lächerlich machte daß er ihn unter dem Vorwande, er könne so der Königin vor der Zeit zu Hühnersuppen verhelfen, verführte, die Functionen einer Bruthenne zu verrichten. Manche der hier auf bestimmte historische Personen zurückgeführten Anekdoten cursiren jetzt als Gemeingut, oder, was das Wahrscheinlichere ist, sie haben schon damals als Gemeingut existirt und sind von den Erzählern zur Erhöhung des Effects auf bekannte Persönlichkeiten bezogen worden. So wird der bekannte Schwank daß ein Diener, von dem sein Herr behauptet habe er könne einen Eimer Wein austrinken, dies erst an einem Eimer Wasser versucht und dann die Aufgabe gelöst habe, hier als ein Vorfall an der Tafel von Stanislaus August erzählt und die Ausführung des Kunststücks einem Bernardinermönch zugeschrieben.

Daß es neben diesen scherzhaften auch nicht an ernsten, ja traurigen Mittheilungen aus der polnischen Geschichte fehlt, ist bei dem Charakter derselben nicht anders zu erwarten. Nicht minder reichhaltig und in vielem Betracht noch interessanter und instructiver sind die Erläuterungen der culturhistorischen Sprüchwörter, die uns unter Anderm vom Luxus und Uebermuth des polnischen Adels, von den Verhältnissen der Bauern und anderer Stände, von einzelnen Oertlichkeiten sowie von der Tracht, den Einrichtungen und den herrschenden Gebräuchen der Polen recht lebendige und anschauliche Bilder entwerfen. Auf diese Erläuterungen und Schilderungen näher hier einzugehen verbietet der Raum; wir begnügen uns daher nur einige der erläuterten Sprüchwörter selbst auszuheben, soweit sie schon an und für sich ein Interesse zu bieten vermögen. Solche sind:

„Was in einem Tage ein Pole vertrinken thut, macht oft aus eines Deutschen Hab' und Gut." „Die Gesetze gleichen Spinneweben; die großen Hummeln brechen durch, die Fliegen aber bleiben hängen." „Der Edelmann am Hofe dient, indeß ihm daheim der Knüppel grünt." „Auch in Paris macht man nicht aus Hafergrütze ein Reisgericht." „Was der Landmann

sich kocht zum Essen, wird vom Senator aufgefressen." „Er schindet sich die Füße und hat die Stiefel auf dem Knüttel hangen." „Am Samstag genäht, es Sonntag auf den Tandelmarkt geht." „Man trägt im Polenland jedes Jahr ein ander Gewand." „Ein Mazure, eine Ungarmütz', ein türkisch Pferd, ein ung'risch Schwert sind gar viel werth." „Keine Hochzeit ohne Brautwerber, kein Leichenschmaus ohne Bettler."

Der Inhalt der dritten Abtheilung hat vorzugsweise ein mythologisches Interesse, besonders in den Teufelssagen über die Sprüchwörter: „Wo der Teufel nicht ausreicht, dort schickt er ein altes Weib hin." „Verbum nobile debet esse stabile", und in den Bemerkungen zur Redensart: „Er zischt wie die Schlange wenn sie keine Ziegenmilch zu trinken hat." Jene machen uns mit „Twardowski", dem polnischen „Faust", diese mit dem in Lithauen einst herrschenden heidnischen Schlangendienst bekannt und geben zu interessanten Vergleichungen mit den Mythen anderer Völker Anlaß. Von den Sprüchwörtern dieser Abtheilung führen wir an:

„Der Frosch sah, wie man das Pferd beschlägt, und er gleich seinen Fuß entgegenstreckt." „Der Bär brummt, wenn auf ihn ein Zweiglein fiel; wenn ihn ein Baum zerquetscht, dann schweigt er still." „Es ist, nimmt sich ein junges Weib ein alter Mann, als spannte man ein feurig Roß an morschen Karren an." „Gezähmter Wolf, getaufter Jud', gelöthet Schwert und ein versöhnter Freund sind wenig werth." „Die Katze möcht' auch Fische fressen, aber sie mag sich den Schwanz nicht nässen." „Der Hahn ist kecker auf dem eig'nen Mist, als wenn er auf fremder Hecke ist."

Die vierte Abtheilung „Apophthegmata Polonica" ist der Zahl nach die reichhaltigste, denn sie enthält die Nummern von 125 bis 488. Zu Erläuterungen geben die hier aufgeführten Sprüchwörter seltener Gelegenheit; desto mehr zu Vergleichungen. Bei manchen derselben hätten aus dem Schatz der deutschen Sprüchwörter wol noch mehr oder passendere angezogen werden können, doch läßt die Zusammenstellung auch so wie sie ist schon deutlich die Beziehungen zwischen deutschem und polnischem Leben erkennen, und liefert den Beweis daß sich der Herausgeber namentlich mit der Körte'schen Sammlung: „Die Sprüchwörter der Deutschen", wohl bekannt gemacht hat. 58.

Notizen.

Französische Literatur in der Fremde.

Eine Novität des pariser Büchermarkts heißt: „Histoire de la littérature française à l'étranger depuis le commencement du XVII. siècle" von Sayous. Dieser Titel ist nicht recht verständlich oder erschöpft mindestens den Inhalt des Buchs nicht. Der Verfasser beschäftigt sich nämlich nicht blos mit den Schriftstellern, die im Auslande geboren oder an dasselbe gefesselt, französisch geschrieben haben, wie François de Sales und Bayle, sondern er studirt auch die Ausländer, die wie Hamilton nach Frankreich kamen und in französischer Sprache schrieben. Es leuchtet wol ein daß das Thema ein interessantes ist, allein der Stoff war schwer abzugrenzen und mit dieser Schwierigkeit scheint auch der Verfasser gekämpft zu haben: es fehlt seinem Buche an der rechten Einheit. Dagegen empfiehlt sich das letztere durch gewissenhafte Untersuchungen über manche wenig bekannte Partien der französischen Literaturgeschichte. Die bisjetzt erschienenen Bände behandeln nur das 17. Jahrhundert. 31.

Für Alterthumsforscher.

Der Witz eines rheinischen Spaßvogels, welcher einen angeblich römischen Stein mit einer ganz unverständlichen Inschrift Alterthumsforschern zur Entzifferung brachte, worauf nur verzogen und schlecht buchstabirt nichts Anderes zu lesen war als: „C. J. Cäsar aß lieber Sardellen und Neunaugen als Hering und Käse", und lange Zeit im Stillen über die vielen damit angestellten Deutungsversuche lachen konnte, ist bekannt genug. Nicht immer bedarf es erst eines Spaßvogels, um die Alterthumsforscher auf eine falsche Fährte zu bringen. Wir besitzen aus dem 16. Jahrhundert Trinkkannen, den Niederlanden, dem Niederrhein und Westfalen entstammend, am Halse mit bärtigen Köpfen und darunter mit einer Inschrift versehen, einem Trinkspruche, der schon öfter als altgallisch, celtisch proclamirt wurde. Wenn man ihn ansieht und die Buchstaben zählt, mit Mühe endlich folgende Reihe herausliest:

DRHICKVNIESIGOINETVRGE . . (bis)

staunt man freilich und kommt auf die seltsamsten Erklärungen früher als auf die allerdings stark corrumpirte richtige Lesart:

Trink und eß, Gott nicht vergeß.

Eine solche Trinkkanne wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts in Geldern aufgefunden und von einem niederländischen Gelehrten als altgallisch bezeichnet, die Inschrift auf einen celtischen Cultus bezogen. Diese Kanne, deren Verfertiger es sich kaum träumen ließ daß er die Opferung eines Celten dem Gott Hesus darstellte, ist noch gegenwärtig im Besitze der utrechter Sammlung von Alterthümern. 67.

Bibliographie.

Agenda. Im Manuscript für Brr. FMr. (v. Br. D. Marbach.) Leipzig, Weinedel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Albrecht, F., Gedichte. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 1 Thlr.

Bähr, J. K., Der animalische Magnetismus und die experimentirende Naturwissenschaft. Dresden, Türk. Gr. 8. 10 Ngr.

Barth, C. G., Bilder aus dem innern Leben. Gesammeltes und Neues, in Erzählungen. Heidelberg, K. Winter. 8. 24 Ngr.

Christliche Betrachtungen von Frau v. B—S. Wien, Seidel. Gr. 16. 15 Ngr.

Bruberger, W. J., Spätherbst-Blüthen. Dichtungen. Breslau, Gosohorsky. 16. 1 Thlr.

Eckardt, L., Dramaturgische Studien. I. — A. u. d. T.: Vorlesungen über Shakspeare's Hamlet. Versuch einer psychologischen Entwickelung. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 24 Ngr.

Ende der Geheimnisse des Volks. Deutsche Original-Ausgabe in zwei Bänden. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Hartung. 8. 5 Ngr.

Geschichte des Rabbi Jeschua ben Jossef hanootzri genannt Jesus Christus. 1ster Band: Kritische Untersuchung der Quellen. 1ste Lieferung. Altona, Heilbutt. 8. 15 Ngr.

Kant's, I., Kritik der reinen Vernunft herausgegeben von G. Hartenstein. Leipzig, Voss. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Löhn, Anna, Giovanna. Episch-lyrisches Gedicht. Dresden, Türk. 16. 15 Ngr.

Mildenstein, C. v., Für den Thron. Denkschrift für Fürsten und Völker. Leipzig, Hunger. 8. 10 Ngr.

Shakespeare's Dramen. In deutscher Uebertragung von F. Jencken. 1.: Hamlet. Mainz, Janitsch. 16. 18 Ngr.

Weber, O., Aeltere Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Ein Haus und Familienbuch. 1ste Lieferung. Altona, Lange. Gr. 16. $4\frac{1}{2}$ Ngr.

Tagesliteratur.

Schuselka, F., Das türkische Verhängniß und die Großmächte. Historisch-politischer Beitrag. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Die Stellung der Hansestädte. Bemerkungen, veranlaßt durch sechs Artikel der Weser-Zeitung. Hamburg, Herold. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1853
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 30.)

53. **Bunsen (C. K. J.), Hippolytus und seine Zeit.** Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. 8. Geh.

Dieses neueste Werk des berühmten Gelehrten und Staatsmanns, gegenwärtigen königlich preussischen Gesandten in London, Bunsen, ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Ausgehend von der Entdeckung eines kürzlich herausgegebenen Werks über „sämmtliche Häresien", das der Verfasser dem Bischof Hippolytus (Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.) zuschreibt, erörtert derselbe die bedeutendsten Fragen religions- und kirchengeschichtlicher Philosophie, gibt mit Benutzung der besten Quellen ein treues Bild altkirchlicher Sitte und Verfassung, sowie der fortschreitenden Entwickelung des Christenthums bis in die Gegenwart, und stellt schliesslich die wichtigsten alten Liturgien, durch eine historisch-kritische Einleitung erläutert, in authentischer Form zusammen. Das Werk ist vor kurzem zuerst in englischer Sprache erschienen und wird jetzt dem deutschen Publicum in einer ebenfalls vom Verfasser selbst veranstalteten deutschen Original-Ausgabe dargeboten. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise, welche dem Werke in England bereits die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt haben, lassen denselben Erfolg im Vaterlande des Verfassers erwarten. Eine werthvolle Bereicherung der deutschen Ausgabe bildet das „Vorwort" zu derselben, worin sich der Verfasser ausführlich und in ebenso würdigem als freimüthigem Tone über die kirchlichen, wissenschaftlichen und politischen Zustände Deutschlands und den Beruf des deutschen Volks ausspricht, ein Votum, das, gewissen Bestrebungen der Gegenwart gegenüber, in den weitesten Kreisen gelesen und beachtet zu werden verdient. — Der erste Band ist bereits erschienen und kostet 3 Thlr. Der zweite Band folgt in kurzem nach.

54. **Bunsen (C. K. J.), Urkunden und Forschungen** oder kritische Beiträge zur Geschichte des zweiten christlichen Jahrhunderts. 8. Geh.

55. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par **Francisque Michel.** Avec un glossaire. Deux vol. In-8. Geh.

In demselben Verlage ist erschienen:

Romancero castellano, ó Colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping*. Nueva edicio con las notas de Don *A. Alcala-Galiano*. 3 tomos. 2. 1844—46. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der dritte Theil einzeln unter dem Titel:

Rosa de romances, ó Romances sacados de las „Rosas" *de Juan Timoneda*, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping*, escogidos, ordenados, y anotados por Don *F. J. Wolf*. 1846. 20 Ngr.

56. **Carus (K. G.), Symbolik der menschlichen Gestalt.** Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein neues, geistreiches und höchst interessantes Werk des als Gelehrter, Physiolog, Arzt und selbst bildender Künstler rühmlichst bekannten Geh. Medicinalrath Dr. K. G. Carus in Dresden. Die darin zum ersten male als ein Ganzes bearbeitete „Symbolik der menschlichen Gestalt" ist die Wissenschaft von der Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben, von den geheimnißvollen Gesetzen, nach denen das leibliche Abbild unsers geistigen Urbildes sich nach diesem unendlich verschieden gestalten muß. Es sind über das gesammte Formengebiet der menschlichen Gestalt (Haupt; Antlitz: Nase, Auge, Augenbrauen, Mund, Zähne, Lippen, Mundwinkel, Kinn, Bart, Ohr, Sprache; Hals, Nacken, Brust, Rücken; Arm, Hand, Fuß u. s. w.) ausgedehnte, und durch zahlreiche Illustrationen erläuterte symbolische Forschungen, die weder mit den mystisch-pietistischen Lehren Lavater's, noch mit den „verworrenen Theorien" der Chiromantie, noch mit „den nicht viel bessern der sogenannten Phrenologie" zu verwechseln sind.

57. ——— **Proportionslehre der menschlichen Gestalt.** Zum ersten male physiologisch begründet und durch 10 Tafeln erläutert. Fol. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1847—49. 8 Thlr. Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.

Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit einer Tafel. 8. 1849. 20 Ngr.

58. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts hat sich das Conversations-Lexikon einen wohlverdienten Platz unter den **Nationalwerken der Deutschen** errungen. Von bescheidenen Anfängen aus hat es sich allmälig, in zehnmaliger Umarbeitung, zu einer reichen und umfassenden **Real-Encyklopädie für die gebildete Welt** entwickelt, die Alles in sich faßt, was Vergangenheit und Gegenwart an allgemein Wissenswürdigem und Interessantem darbieten. Das Conversations-Lexikon, in gegen 200,000 Exemplaren verbreitet, ungerechnet die zahlreichen Nachbildungen und Uebersetzungen, darf sich gewiß mit vollem Rechte rühmen, zur Förderung wahrer Bildung und Aufklärung in den weitesten Schichten des deutschen Volkes Etwas beigetragen zu haben. Wie alle frühern Auflagen des Conversations-Lexikon hat auch die noch im Erscheinen begriffene **zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage sich der größten Anerkennung und lebhaftesten Theilnahme seitens des deutschen Publicums zu erfreuen. Außer den genau revidirten und zum Theil völlig umgearbeiteten Artikeln der frühern Auflagen enthält dieselbe eine große Anzahl ganz neuer Artikel. Sie ist ein ebenso vollständiges als treues Bild des gegenwärtigen Standes der Cultur und Wissenschaft. Schon im Hinblick auf den merkwürdigen, in der Geschichte der Literatur und des Buchhandels einzig dastehenden Erfolg des Conversations-Lexikon wird die Verlagshandlung desselben niemals eine wesentliche Aenderung damit vornehmen, vielmehr die weitere Ausbildung und Vervollkommnung der bisherigen Idee des Werks, wie es dem Publicum einmal zum Bedürfniß geworden, stets als ihre Hauptaufgabe betrachten. Dennoch hat sie sich nicht verhehlen können, daß für einen großen Theil des Publicums eine andere Ausführung derselben Idee, die dem Conversations-Lexikon zu Grunde liegt, ein ebenso dringendes Bedürfniß sei. Während nämlich das aus 15 Bänden bestehende Conversations-Lexikon in zum Theil größern Artikeln eine umfassende und ausführliche Belehrung über alle Zweige des Lebens und der Wissenschaft ertheilt und als wahres Familienbuch zugleich anziehende Unterhaltung gewährt, wünscht der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörende, der Beamte, Geschäftsmann, Oekonom, Handwerker ꝛc. oft lieber ein ähnliches Werk, das ihm nur eine kurze Auskunft über jede ihm gerade auftauchende Frage gibt, ein weniger umfängliches, billigeres **Nachschlagebuch für**

den augenblicklichen Gebrauch. Um diesem oft geäußerten und gewiß berechtigten Wunsche zu genügen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, neben dem **Conversations-Lexikon**, und ganz von diesem getrennt, ein neues encyklopädisches Werk herauszugeben, das sie bis auf Weiteres als «**Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch**» bezeichnet. Dieses Werk soll in kurzen, aber ganz selbständigen Artikeln nicht nur den Gesammtinhalt der zehnten Auflage des **Conversations-Lexikon** darbieten, sondern **noch weit mehr**, wenn **auch** ganz gedrängte Artikel enthalten als jenes Werk. Es soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc., sich selbst oder Andern rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches **Nachschlagebuch** kommt es dem unmittelbaren und rein praktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungskreise entgegen; es ist zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon.**

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kosten wird.

Auf die äußere Ausstattung wird die größte Sorgfalt gewendet. Der Satz, mit ganz neuen Lettern, ist zweispaltig, das Aufschlagen eines Artikels sehr erleichternd, den Raum aufs zweckmäßigste schonend. **Das Papier**, mit dem zu der zehnten Auflage des **Conversations-Lexikon** verwendeten übereinstimmend, zeichnet sich durch Weiße und Festigkeit aus.

Es ist die Absicht der Verlagshandlung, die Herausgabe des Werks in dem Zeitraum von ungefähr **zwei Jahren** zu beendigen, und es werden daher in der Regel **monatlich zwei Hefte** erscheinen. **Ausdrücklich garantirt dieselbe aber, daß der Umfang des Werks 40 Hefte zu 5 Ngr. nicht überschreiten wird, und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern.**

Sammler von Subscribenten werden aufgefodert, sich mit einer soliden Buchhandlung in Verbindung zu setzen, die ihnen angemessene Vortheile zugestehen wird. Bei Bestellungen einzelner Exemplare können die Buchhandlungen keinen Rabatt bewilligen.

Die bereits erschienenen Hefte dieses Werks und eine ausführliche Ankündigung sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Vgl. Nr. 15.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 32. —— 6. August 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Von Karl Gustav Carus. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.*)

Die rechte Naturbetrachtung wird die Frage nach der Idee, nach dem Sinn und der Bedeutung der einzelnen Gestalten und Lebenserscheinungen nicht dadurch erledigen wollen daß sie dieselbe unbeachtet zur Seite schiebt; sie wird im Stoffe, in seiner Bewegung, seiner physikalischen und chemischen Beschaffenheit die äußere und nothwendige Bedingung für die Möglichkeit des Organismus erfassen, aber die Verbindung der einzelnen blindwirkenden Atome und Kräfte zu einem harmonischen, sich selbst in allem räumlichen Unterschied, in allem zeitlichen Wechsel einheitlich erfassenden Ganzen nicht für *ein* Ungefähr, sondern für eine selbst wieder gesetzmäßige Combinationsweise, für eine That zwecksetzender Vernunft erklären. Daß wir sehen, weil zufällig unser Auge den Brechungsgesetzen der Aetherwellen gemäß gebaut, zufällig der Nerv für die Erzeugung der Lichtempfindung im Zusammentreffen mit jenen geeignet sei, daß wir uns bewegen, weil wir Muskeln haben, dies möchte gesagt werden können, wenn solches glückliche gelegentliche Zusammentreffen ein mal und nicht wieder statthätte; wo aber sich etwas immer ereignet, da wird der Zufall ausgeschlossen und tritt ein Gesetz, ein die Erscheinung leitender und beherrschender Grund hervor. Das ist allerdings eine unfruchtbare Betrachtung, wenn man früher sagte: Wir athmen, damit das Blut in den Lungen abgekühlt werde; denn da war die Wirkung der Luft auf das Blut, die Wärmeerzeugung bei der Verbrennung der Kohle durch die Berührung mit dem Sauerstoff gar nicht untersucht, sondern der Natur willkürlich ein Zweck untergeschoben; aber wenn wir aus der Function des Auges, der Lungen ihren Bau zu begreifen suchen, wenn erst um dieser Function willen der Bau der Organe wie Aether und Luft für uns eine Bedeutung haben, so wird diese Betrachtung eine förderliche, eine zu wahrer Erkenntniß leitende sein, und Niemand der sich mit der Erforschung von Organismen beschäftigt, wird sich ihr entziehen können. Ein Anderes ist es jedoch, aus der Größe und Gestaltungsweise der einzelnen Glieder eines Organismus auf die ihm zugrundeliegende Idee oder auf die besondern Anlagen und Eigenschaften der Seele zu schließen, die ihn bildet und durchdringt. Hier wird die strenge Wissenschaft, die auf dem Experimente, die auf Beweis und Gegenbeweis fußt, der Ahnung, der Divination, dem Blick des Genius stets Vieles überlassen müssen, oder vielmehr es wird nicht möglich sein diese Symbolik der Gestalt zum Rang einer eigentlichen Wissenschaft zu erheben. Wol aber wird ein Mann wie Carus, gestützt auf ein erfolgreiches Studium der Anatomie und Physiologie, begabt mit dem Auge des Künstlers für das Charakteristische der einzelnen Formen und für ihre bildnerische Verwendung zum Ausdruck eines Gedankens, uns eine Reihe

*) Vergl. hierüber Nr. 18 und [illegible] d. Bl. D. Red.

höchst geistvoller und sinnreicher Bemerkungen über den Zusammenhang von Geisteseigenthümlichkeiten und Naturformen machen, und er wird dazu fortgehen, auch Gründe für seine Aussprüche aus dem Zweck und zweckmäßigen Bau der einzelnen Glieder, insonderheit nach dem Entstehen und der Entwicklungsgeschichte derselben sowol im Menschen als im ganzen aufsteigenden Stufengange des Thierreichs aufzufinden und dadurch eine Bestätigung für den Eindruck zu gewinnen, welchen irgend eine Gestalt auf das auffassende Gemüth macht. Denn das läßt sich einmal nicht leugnen, wir treiben Alle Symbolik der menschlichen Gestalt, wir haben fortwährend von Menschen die uns begegnen bald einen günstigen, bald einen ungünstigen Eindruck, wir schließen von der äußern Erscheinung auf das Innere, und es befremdet uns nicht, wenn wir Shakspeare's Cäsar sagen hören:

> Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
> Mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen;
> Der Cassius dort hat einen hohlen Blick,
> Der denkt zu viel, die Leute sind gefährlich.

Im vorigen Jahrhundert machten Lavater und Gall viel Aufsehen. Jener wird von Goethe geradezu ein Seher genannt, er besaß den Instinct des Genius aus dem Gesicht des Menschen auf seine Gemüthsart zu schließen, aber indem er nun Regeln hierfür aufstellen, indem er die Bedeutung der einzelnen Theile für Charaktereigenthümlichkeiten festsetzen wollte, verfuhr er ganz willkürlich, ohne Kenntniß der Physiologie und vergleichenden Anatomie, und seine bald in mystischem Dunkel, bald mit prophetischer Salbung vorgetragenen Lehren foderten Lichtenberg's Spott heraus, durch Holzschnitte von Sauschwänzchen und deren Deutung das Hohle und Uebertriebene der Physiognomik lächerlich zu machen. Gall hat Verdienste für die Förderung der Anatomie und Physiologie des Gehirns gehabt, er hatte schon als Knabe die Schädel seiner Mitschüler betrachtet, dann den mannichfaltigen Kopfbau der Thiere studirt und auf den Zusammenhang desselben mit deren Naturell geachtet; aber er verirrte sich bald dahin, nach den einzelnen Windungen und Erhöhungen der Schädelknochen eine Reihe von Seelenvermögen und Trieben anzunehmen, die unter ihnen ihren Sitz haben sollten, und aus dem Gehirn ein Fachwerk mit verschiedenen Abtheilungen für besondere Geisteskräfte zu machen, womit dann weder die Psychologie noch die Naturkunde sich einverstanden zeigen konnte; und wenn seine Nachfolger aus der Combination der einzelnen Schädelwülste dem Menschen sein Leben deuten, so ist dies um gar Nichts besser als wenn man in früherer Zeit nach dem Stand der Gestirne einem Neugeborenen das Horoskop stellen und sein Schicksal bestimmen wollte. Wie die Astrologie zur Anatomie, so verhält sich diese Kranioskopie zu einer wissenschaftlichen Anthropologie.

Allein der Misbrauch soll den rechten Gebrauch nicht hemmen oder aufheben. Versuche an lebenden Thieren, denen man das große oder das kleine Gehirn weggenommen, lehrten daß jenes das Organ der Vorstellungen, dieses der willkürlichen Bewegungen sei; Carus suchte daneben in den Vierhügeln den Sitz der Gefühle, lenkte sein Augenmerk auf die größere, geringere oder harmonische Durchbildung des Vorder-, Mittel- und Hinterkopfs bei vielen Männern und Frauen und strebte danach eine mit der Natur- und Seelenkunde nicht im Widerspruch stehende Schädellehre aufzustellen. In frühern Zeiten hatte man dem Menschen aus den Linien seiner Hand geweissagt; der Franzose d'Arpentigny faßte in neuerer Zeit viele Hände ins Auge um mehre Grundformen derselben festzustellen und deren Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Burmeister schrieb eine geistvolle Abhandlung über den menschlichen Fuß um den menschlichen Charakter daran nachzuweisen. Im vorliegenden Werk hat sich Carus die Aufgabe gestellt einmal den ganzen menschlichen Organismus zu betrachten, ob es gelingen möge die Formensprache der Natur zu verstehen und den Sinn ihrer Linien und Schriftzüge zu entziffern. Er sucht anatomisch und physiologisch die Bedeutung der einzelnen Gliedmaßen für den Menschen klar zu machen; indem er fortwährend dessen Entwickelungsgeschichte und die mannichfaltigen Formen des Thierreichs heranzieht, er bringt dies dann in Zusammenhang mit dem Eindruck welchen die größere oder kleinere, übermäßige oder verkümmerte Bildung eines jeden Glieds auf uns macht, und sucht denselben durch jenes zu erklären und den Grund nachzuweisen, indem er gern an Das anknüpft was der Neapolitaner Porta, was Lavater, was Herder ahnungsvoll ausgesprochen, was sich aus den Worten der Dichter, was sich aus den Werken der Plastiker oder Maler zur Bestätigung oder Deutung bietet. Hierbei bleibt immer viel Subjectives, und die Symbolik der menschlichen Gestalt wird darum noch zu keinem Zweige der Naturwissenschaft, sondern eher zum Bausteine einer Aesthetik oder auch zu einer anziehenden Anleitung sich die Eindrücke verschiedener Persönlichkeiten klar zu machen. Carus ist Naturforscher, Psycholog und Künstler. Diese Verbindung sonst geschiedener Kräfte und Wirkungskreise zeichnet seine Leistungen aus, hat aber ihm selbst und diesen von strengen Richtern den Vorwurf des Dilettantismus manchmal zugezogen. Aber nur in Einseitigkeiten verrannte Fachleute brechen den Stab über seine Arbeiten und verschmähen zu ihrem Schaden den Gewinn den sie ziehen könnten, wenn sie ihre Weise durch die seinige einsichtsvoll sich ergänzten.

Ueber den Begriff den er mit dem Ausdruck Symbolik verbindet gibt uns Carus in der Einleitung Aufschluß. Wir streben, sagt er, dahin, die Welt als das Symbol des höchsten ewigen Mysteriums der Gottheit, den Menschen als das Symbol der göttlichen Idee der Seele anzuschauen; also soll nach seiner Ansicht das Geistige im Sinnlichen sich abbilden und wir sollen aus den Formen von diesem die Wesenheit von jenem verstehen lernen. Wir machen nicht mehr gleich den alten Assyrern den geflügelten Löwen und geflügelten Stier zu Sinnbildern für das schöpferische Princip des Geistes und das empfangende der Natur, sondern

wie erkennen in dem Verhältniß von Sonne und Planet ein unmittelbares Symbol der wunderbarsten Wechselwirkung eben jener höchsten männlich befruchtenden und begeistigenden, sowie der weiblich empfangenden und gestaltenden Naturkräfte, die Pflanze mit ihrer geheimnißvollen Entwickelung ist das Symbol der unbewußt sich darlebenden Seele, der Mensch das Ebenbild der Welt.

Näher in Bezug auf das vorliegende Werk heißt es dann:

Der Mensch in seinem Wunderbau ist die erste That der Seele oder vielmehr der Idee, und zwar eine solche durch welche die Idee zur Seele und zum Geiste sich entfaltet; wir betrachten daher diesen Bau mit Recht als das höchste Zeichen, als das eigenste Symbol dieser Idee, und wie Goethe als Gleichniß des Lichts sagt: „Vergebens bemühen wir uns den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten“, so studiren wir das Ergebniß der bildenden Thaten der Idee, die Organisation, und zwar hier insbesondere die gesammte äußere Erscheinung des Menschen, und das Bild seines innern seelischen Seins muß uns deutlicher und verständlich daraus entgegentreten.

Carus gibt eine schematische Uebersicht über Constitutionen, Temperamente, Geistesstufen, Anlagen und Triebe, wo gerade die Seelenthätigkeit nicht berücksichtigt wird die er selbst doch auch bei diesem seinem Werke vielfach walten läßt, die Phantasie. Bei vielen könnte man fragen warum er gerade diese und keine andere aufführt; indeß ist die Einleitung und der allgemeine Theil nur die Vorhalle und einzig die Auffindung des Moduls für die menschliche Gestalt und ihre Proportionen von Bedeutung. Seit den Tagen der griechischen Bildhauer hat man sich um eine Lehre über die Größenverhältnisse des menschlichen Körpers und seiner Glieder bemüht; schon in seiner „Physis“ hat der Verfasser es ausgesprochen wie hier kein für Alle gültiger Maßstab gemacht, sondern für jeden Menschen das Urmaß seiner Gliederung in ihm selbst gesucht werden müsse. Da nun die Wirbelsäule der Mittelpunkt und Träger des Organismus ist und bei dem Erwachsenen die dreifache Größe wie beim Neugeborenen erreicht, so entdeckt Carus daß ⅓ derselben als Maßstab für die wichtigsten Gebilde des menschlichen Körpers genommen die Größe derselben meist in einfachen ganzen Zahlen angeben lasse. So beträgt zum Beispiel die Höhe des Kopfs ohne Unterkiefer, der Durchmesser des Kopfs, der Bogen der Unterkieferäste einen Modulus (⅓ der Länge der Wirbelsäule); ebenso die Länge des Brustbeins, die Linie vom Brustbeinende bis zum Nabel, von da zum Schambogen, die Länge der Hand, die Länge des frei vorstehenden Fußrückens; die Länge des Arms ist gleich der ganzen Wirbelsäule oder 3 m. Diese Verhältnisse ergeben eine reine geschlechtslose Mitte der menschlichen Gestalt, einen Typus, um welchen herum die einzelnen Körper spielen, indem sie bald hier, bald da das Normalmaß überschreiten oder nicht erreichen und gerade danach einen Rückschluß auf die Grundrichtung der den Leib bildenden Lebensthätigkeit gestatten. Carus weist dabei auf die schöne Symmetrie und edle Durchbildung hin, welche in der Doppelkrümmung der menschlichen Wirbelsäule und ihrer Beziehung zum aufrecht getragenen Haupt herrscht, während ihre einfache Krümmung bei den Vögeln, ihre horizontale geradlinige Erstreckung bei den Fischen schon hinlänglich die niedere Entwickelungsstufe bekundet. Er spricht alsdann von Raumerfüllung und Gewicht des normalen menschlichen Körpers und bestimmt jene auf 2—2¼ rheinische Kubikfuß, diese auf 60 Kilogrammes. Je jünger und unentwickelter der Körper, desto mehr walten die flüssigen Elemente vor, mit dem Alter wächst die feste Masse, die Verknöcherung. Wenn nun im Munde des Volks ein Mann von großem oder geringem Gewicht ebenso sprüchwörtlich geworden, als das zu Leichte, von der Frau gesagt, einen Mangel an innerm Halt des Seelenlebens andeutet, so meint Carus daß innerhalb gewisser Grenzen die Steigerung der Masse und Schwere den kräftig ausgeprägten Charakter und die Stärke der Geistesenergie bezeuge. Aber wie sind diese Grenzen zu bestimmen? Hier bleibt dem subjectiven Ermessen viel überlassen. Und gibt es nicht auch Ausnahmen? Carus spricht gar bald selbst von geistigen thätigen Naturen, die dem Organismus nicht gestatten im Fettablagern ein müßiges Capital aufzuhäufen und mager bleiben, Carus selbst stutzt über die massenhafte Körperlichkeit Karl's des Großen, Michel Angelo's, Händel's und meint sie durch einen besonders mächtigen Kopfbau wieder aufwiegen zu müssen. Wir werden in der Kunst in der von ihm angegebenen Weise richtig symbolisiren, aber im Leben wird ein sicherer Schluß um so schwerer sein, je mannichfaltiger die eigenthümlichen Lagen, Bedingungen, Schicksale des Lebens sind, die alle ihren Einfluß auf die Gestaltung des Leibes geltend machen. Goethe war groß und stark und doch der Lyriker, dessen Geist mit der feinsten Empfindsamkeit für alle Stimmungen und Regungen der Menschen und Dinge begabt war; Napoleon, der Mann der Herrschergewalt, war ohne bedeutende Körpermasse namentlich in der Zeit seiner aufstrebenden Größe; Luther, der stürmische Choleriker, gewann doch einen bedeutenden Leibesumfang und hatte eine spitze, dünne Stimme. Fest steht das Vorwiegen der Kopfmasse bei den Kaukasiern vor den Amerikanern, den Mongolen, den Negern; Cuvier, Goethe, Talleyrand, Humboldt, Thorwaldsen zeichnen sich durch große Schädel aus. Aber gar häufig sind feine und geschickte Geister, gerade die eigentlichen Künstlernaturen wie Rafael, wie Kaulbach, gar nicht mit einem besonders umfangreichen Haupte begabt, und die griechischen Künstler der besten Zeit bildeten den Kopf im Verhältniß zu dem Rumpfe kleiner als wir ihn zu sehen gewohnt sind.

Doch es ist eigentlich immer misbräuchlich in der Wissenschaft einen allgemeinen Theil vor die besondere Durchführung hinzustellen, jener wird dann nur vage Allgemeinheiten enthalten oder er wird im Besondern einbegriffen sein, denn das Allgemeine existirt niemals für sich, und wer das Besondere richtig erfaßt, erhält das Allgemeine mit. Und so wollen wir uns sofort zu

den einzelnen Ausführungen von Carus wenden, die des Belehrenden und Interessanten viel darbieten, und zwar nicht mit der zwingenden Gewalt einer objectiven Wissenschaftlichkeit ausgestattet sind, aber eine so anziehende als genußreiche Lecture gewähren und Kunst und Natur zu gegenseitiger Beleuchtung und Erklärung miteinander in Verbindung setzen.

Wir beginnen mit dem Schädel. Hier ist der Knochen mehr als sonst zum äußern Symbol des von ihm eingeschlossenen Organs geworden; zugleich legt sich die Form seiner Wölbung unter dünner Decke dem betrachtenden Auge, der betastenden Hand blos und gibt noch nach Jahrhunderten Zeugniß von dem Leben das sich unter ihm regte. Zunächst muß nun beachtet werden daß das Gehirn kein vom Rückenmarke wesentlich verschiedener Körpertheil, sondern nur eine gleichsam zur Blüte gekommene höhere Stelle desselben ist, und daß Gehirn und Rückenmark während ihrer ersten allmäligen Gestaltung im Menschen eine Reihe von Formen durchlaufen, höchst ähnlich denen welche in den verschiedenen Thierclassen als bleibend erscheinen. So besteht unser Gehirn anfangs gleich dem des Fisches aus drei aufeinander folgenden Ganglienpaaren, umgeben von zarten Knorpelblättern, in denen man unschwer die drei Wirbelbogen des Hinterhaupts, der Scheitel- und Stirnbeine erkennt. Carus ergreift hier das Urphänomen für die symbolische Deutung der spätern Gestalt, fügt indeß selbst die Bemerkung hinzu, die sich dem kundigen Leser sofort als Einwendung aufdrängen würde, daß das vordere Ganglienpaar sehr bald an Wachsthum die beiden andern weit übertrifft und endlich im Schädel das Vorderhaupt ganz, das Mittel- und Hinterhaupt großentheils ausfüllt, sodaß die Vierhügel und das kleine Gehirn von den beiden Hemisphären überlagert werden. Dennoch soll die ursprüngliche Beziehung und Signatur jener Gebilde dieselbe bleiben. Allein es wird doch ganz unmöglich sein, beim lebenden Menschen zu bestimmen ob die größere oder geringere Entwickelung des Mittel- und Hinterkopfs von den Vierhügeln und dem kleinen Gehirn oder ob sie vom großen bedingt wird, und wenn wir auch mit Carus in diesem das Organ der Intelligenz, in jenem das des Gefühls und der ausführenden Willensthätigkeit annehmen, so wird sich aus dem erwähnten Grunde doch aus der Schädelform kein sicherer Rückschluß machen lassen, da nur im Vorderhaupt das große Gehirn allein, in dem übrigen Schädel aber mit den beiden andern Theilen gemeinsam gegenwärtig ist und ebenso gut wie sie die größere oder geringere Ausdehnung, die stärkere oder schwächere Wölbung der umschließenden Wirbelknochen veranlaßt haben kann.

Viele Erfahrungen an Menschen und Thieren machen es allerdings sehr wahrscheinlich daß die beiden Hemisphären der Herd sind wo alle Sinneseindrücke zusammenströmen und die Seele erkennend, vergleichend, urtheilend waltet. Schwieriger wird die Bestimmung für die Vierhügel. Der Verfasser bemerkt das Vorwiegen dieser Abtheilung bei den niedern Thieren wie beim menschlichen Embryo, sowie daß hier der Sehnerv hervortritt und daß ihre Masse beim Weibe verhältnißmäßig größer ist als beim Manne; ihm ist demnach ihre Beziehung auf die Region der dunkeln Gefühle der Seele unverkennbar. Ich möchte aus den erwähnten Gründen hier eher das Organ des bildenden Lebens in materieller wie in geistiger Hinsicht suchen, hier den Herd der den Stoff zum eigenen Leibe gestaltenden Thätigkeit wie den der Phantasie erblicken. Das Gefühl ist ja überhaupt keine Thätigkeitsrichtung der Seele, sondern ihre Selbstinnigkeit, das Innewerden des eigenen Zustands, in welchen sie durch die Vorstellungen versetzt wird mit denen sie sich beschäftigt, mögen sich dieselben auf Erkennen, Handeln oder künstlerisches Gestalten beziehen. Das kleine Gehirn ist durch Vivisectionen als das Organ der Bewegungen und Triebe, der praktischen Ausführung dargethan. Die Ausbreitung der Hemisphären über die Vierhügel und das kleine Gehirn und die das Ganze durchziehenden Leitungsfasern stellen indeß die Totalität des Gehirns als ein einiges in regster Wechselwirkung aller seiner Theile dar, gerade wie der Wille sich durch das Selbstbewußtsein vom bloßen Trieb unterscheidet und jeder Willensentschluß ein Gedanke, jeder Gedanke ein Resultat des Willens ist. So eifert auch Carus gegen die Absurdität der sogenannten Phrenologie und spricht von einem moralischen Ekel, der ihn erfülle, wenn er bei Betrachtung der in ihren Windungen schön gefalteten Oberfläche des Gehirns, deren jeder Theil dieselbe innere Structur hat, jeder Theil im innigsten Verein zum andern steht, jeder Theil aus einer und derselben Hauptmasse sich hervorbildete, sich vorerzählen lassen solle: in dieser Stelle stecke das Gewissen, in jener die Theosophie, in einer andern der Mordsinn. Seine Kranioskopie will vielmehr daß man sich eine Kenntniß verschaffe von der räumlichen Ausdehnung des Schädels überhaupt wie seiner drei einzelnen Wirbel im Besondern, um zu sehen wie weit das Organ des Seelenlebens überhaupt und nach seinen hauptsächlichsten Abtheilungen als den Vertretern seiner Thätigkeitsweise entwickelt sei. Der große Schädel gibt ein günstiges Prognostikon für das geistige Vermögen. Die Entwickelung der Vorderhauptswirbel in die Breite deutet auf Vielumfassen und auf eine analytische Geistesrichtung, die in die Höhe auf Concentration und Festhalten eines bestimmten Ideengangs. Beim Mittelhaupt sagt Carus nun selbst daß seine bedeutende Entwickelung bei Menschen gefunden werde die zur Kunst oder Religion sich wenden, er weist seine Größe bei Schiller, Felix Mendelssohn, Thorwaldsen nach und spricht davon wie sein Vorwiegen zuletzt die Schwärmerei bedingen könne. Alles Dies scheint mir auf das bildende Leben und auf die Phantasie zu deuten und meine obige Hypothese zu bestätigen. Die größere Region des Hinterhaupts deutet auf materielle Tüchtigkeit und Thatkraft, auf das technische Vermögen der Ausführung. Carus redet dann von der schönen Modellirung des Schädels in seinen bedeutungsvollen feinverbundenen Schwellungen und Senkungen, deren Mangel dem

zarten Kinderschädel eigen ist, aber bei dem Erwachsenen auf Leerheit und kindisches Wesen schliessen läßt. Er stellt dann eine Reihe von Stirnen zusammen um ihre Sprache zu entziffern, die Eigenthümlichkeiten des Goethe'schen, Schiller'schen, Kant'schen, Voltaire'schen Geistes in ihnen wiederzufinden, wobei wir aber den Leser wie bei so vielem Folgenden auf das Buch selbst verweisen müssen, da die Veranschaulichung durch die Zeichnungen hier ebenso nothwendig als die geistvolle Darstellung des Verfassers wesentlich ist. Er verfährt mit weit mehr Klarheit als die poetisirenden Herder und Lavater, deren geniale Blicke er häufig näher begründet. Nur gilt hier überall das „Zuweilen“ und „Oftmals“, das der Verfasser bei einer gleich anzuführenden Stelle über die Haare gesetzt, sonst aber manchmal ausgelassen hat. Er spricht von dem Eindruck welchen die Art wie das Haar getragen wird dem Antlitz und dadurch dem ganzen Menschen verleiht, wie die Natur im zarten Kindesalter, wo noch Nichts zu verhüllen ist, und im Greisenalter, wo Nichts mehr verhüllt werden soll, den kahlen Scheitel zeigt, während im mittlern Leben der in tausendfältige Conflicte verwickelte Mensch das Geheimniß seines Kopfbaus nicht gern zutageträgt. Man putzt dürftige Schädel um sie bedeutend erscheinen zu lassen; einfach glattes Haar verträgt nur eine höhere edlere Kopfform gut, für Rafael's Madonna ist keine andere denkbar. Carus sagt:

> Alles was die geistige Productivität im Manne im hohen Grade in Anspruch nimmt und ebenso Alles was seine leibliche Productivität erschöpft, wird die Dichtigkeit des Haares vermindern.

Aber darum ist die Glatze doch noch kein untrüglich Zeugniß des tiefen Denkers oder des ausschweifenden Lüstlings, und mit einem Hinblick auf Goethe läßt Schiller seinen Wallenstein von sich selbst sagen:

> Daß über seinem braunen Scheitelhaar
> Die schnellen Jahre machtlos hingegangen.

Im Gefühl der nothwendigen limitirten Redeweise fährt Carus fort:

> Heißt es daher zuweilen mit Recht: Frauen haben langes Haar und kurze Gedanken; so kann man dagegen oftmals auch bei unserm Geschlecht den Gegensatz zwischen Fülle der Gedanken bei haarlos gewordenem Scheitel und Gedankenarmuth bei dickem, dichtem Haar nachweisen. Wenn Hamlet von einem schlechten Schauspieler sagt, er ärgere sich, wenn solch handfester haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fetzen reiße, so ist dies Beiwort jedenfalls ein guter Gegensatz zu dem selbst haarlosen Scheitel des großen Dichters.

Gern würde ich der lebendigen, sinnigen, ebenso den Künstler wie den Anatomen bekundenden Darstellung der Theile des Angesichts, der Augen, der Nase, des Mundes, sowol an sich als in ihrer Zusammenfügung und Verbindung folgen; aber auch hier sind seine trefflichen Zeichnungen für das Verständniß der Schilderung erforderlich um sogleich den augenscheinlichen Beweis ihrer Richtigkeit zu geben. Nur eine Bemerkung in Bezug auf das Auge möge noch hier stehen. Carus sagt daß das eigentlich sinnliche und seelische Gebilde des Auges, die Nerven- oder Netzhaut, gerade so weit reicht als die undurchsichtige Haut des Augapfels, daß bei den Thieren der Augenstern, bei dem Menschen die Netzhaut überwiegt, die beim Kinde noch verhältnißmäßig kleiner ist als beim Erwachsenen. Nun ward von den Griechen gerade der große Augenstern vorzugsweise gebildet, ihre Königin der Götter als ochsenäugig (βοῶπις) von den Dichtern besungen, während die christlichen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts ihren Engel- und Heiligengestalten ganz ungewöhnlich kleine Augensterne gaben und so den sensibeln, geistigen Ausdruck erhöhten. Ein Auge mit großem Stern und weniger Weiß bezeichnet sinnliche Fülle, Kraft, aber neigt gegen das Thierische, übermäßige Kleinheit des Augensterns ist Schwäche und Verkümmerung; ein Auge mit kleinerm Stern und viel Weiß deutet auf Zartheit, höhere Sensibilität und Geistigkeit. Indeß ist das Bedeutendste im Auge der Blick. Schon Herder sagt:

> Jeder große Mann hat einen Blick den Niemand als er mit seinen Augen machen kann. Dies Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle übrigen Vorzüge und macht einen Sokrates zu einem schönen Mann im besondern Verstande.

Carus setzt hinzu:

> Analysirt man Das was man den Blick nennt, so findet sich freilich, es sei das Gesammtresultat aller Bildung beider Augen, insbesondere aber ihrer Beschattung, ihrer Richtung und ihres Glanzes. Nur durch die ganz reine, weit mehr als gläserne Durchsichtigkeit der vordern Augengebilde und durch den richtigen Grad ihrer Anfeuchtung wird das geheimnißvolle Hindurchwirken der Innervationsstrahlung, aus dem tiefen Grunde des Auges hervordringend und von seiner Nervenhaut unmittelbar ausgehend, möglich; welche dann die eigene magnetische Wirkung des Augenstrahls bedingt und eines so mächtigen Eindrucks auf andere Individuen fähig ist, daß man jedenfalls mit größerm Recht als es da heißt: „Le style c'est l'homme“, sagen dürfte: „Der Blick ist der Mensch.“

Wie bedeutungsvoll der Hals für die Charakteristik ist, leuchtet sofort ein, wenn wir erwägen daß er zeigt wie der Mensch sein Haupt und Leben trägt. Er enthält den obern Theil des Rückenmarks und damit die Communication sämmtlicher Nerven des Stamms mit dem Gehirn, er enthält die Luft- und Speiseröhre; seine Rückseite erscheint mehr für das geistige, seine Vorderseite für das leibliche Leben bedeutungsvoll. Die Einfügung der Kehlgegend in die Brust, des Nackens in die Schultern ist dabei in Linien und Flächen für Anmuth und Holdseligkeit namentlich bei den Frauen bestimmend. Im Hals des Farnese'schen Hercules prägt die starke Musculatur des stiermäßigen Nackens mit ihrer straffen Streckung das Thatkräftige der Athletennatur trefflich aus; fein, schlank, gerundet mit leicht hervortretendem Kehlkopf ist der Hals Rafael's auf dem selbstgemalten Portrait, das Psychisch-Sanguinische des Temperaments, das Sensuelle der Constitution und die Schönheit des Gemüths in den vom Haupt auf die Brust ebenmäßig sanft herabgeschwungenen Linien ausdrückend. Dem Zeus gibt der Hals die breite, großartig edle Basis für das Haupt, dessen Lockenbewegung den Olymp erschüttert, die schöne kühne Muskelschwellung deutet beim

Apollo von Belvedere auf die begeisterte Thatkraft und Siegesfreude. Scheidler sagt wol deshalb in seiner „Psychologie" daß Helden kurzhalsig seien, weil der lange Hals Kopf und Brust, Ueberlegung und Muth der Ausführung auseinanderrückt; Alexander der Große und Goethe's Egmont sind aber bei allem Heldenthume so gemüthvolle, phantasiereiche Menschen daß ihnen der feinere, schlankere Hals wohl zusagt. Weiter entwickelt Carus wie die feste Haltung des Rückens die auf eigenem Schwerpunkt des Charakters ruhende Persönlichkeit bezeichnet und die hin- und herschwankenden Seitenbewegungen des Rückgraths oft mit dem unstätschlotterigen Geiste zusammenhängen; er vertieft sich mit Lust in das reizende Muskelspiel auf dem Rücken antiker Bildwerke und erörtert wie eine Verunstaltung des Rückens eine Verschiebung der ganzen Bildung, auch im Geistigen einen mistrauischen oder satirischen Zug hervorruft. Muth und Lebensfrische hängen mit dem Athmen und dem dadurch bedingten Stoffwechsel und der körperlichen Verjüngung eng zusammen; „ein Mensch von freier Brust", sagt Herder, „wird in aller Welt für frei und edel gehalten, er kann doch athmen"; und Carus macht auf den Unterschied der Geschlechter aufmerksam:

> Die normal größere, breitere, mächtigere Brust des Mannes trägt offenbar das Symbol einer größern Kraft des Charakters und eines mehr leuchtenden Muths, während die zartere, engere Brust des Weibes so viel mehr nur die Dulderin bezeichnen würde, trüge nicht wieder der an ihrer Außenseite schön sich wölbende Busen die edelste Beziehung auf das Geschlecht und das unverkennbare Siegel der Liebe.

Ueber die Brustgliedmaßen ruft schon Herder in der „Plastik" aus:

> Und wie der Arm des Mannes strebt! Muskeln seine Siegeskränze und Nerven seine Bande der Liebe! Mächtig und frei gehen sie von den Schultern hervor, die Werkzeuge der Kunst und die Waffen der Tugend. Sie sind da die Brust zu schützen, Geliebte, Freund und Vaterland zu umschlingen, ans Herz zu drücken und zu vertheidigen. Und die Hand ein Gebilde voll feinen Gefühls und organischer Uebung.

Carus fügt hinzu:

> Gewiß, so ist es! Und wie arm wäre das höchste Gebild des Gehirns, wenn ihm zum Vollstrecken seiner Ideen das schöne gegliederte Gebilde von Arm und Hand fehlte! Ebendarum muß dasselbe auch in hohem Grad symbolisch sein für die Eigenthümlichkeit des Menschen.

Er erörtert dann wie das größere und kleinere Willens- und Wirkensvermögen des Mannes und Weibes sich schon in der angespannten Schwellung der Muskeln des Oberarms kund gibt, und deutet an wie am Unterarm das Muskelspiel um so reicher wird als hier die mannichfaltigen Handbewegungen entspringen und geleitet werden. Man beobachte, sagt er, den rauhen, sonnengebräunten, langen und starken Vorderarm des gröbern Handarbeiters, den magern, gedehnten, eckigen des gewöhnlichen Schreibers, den kräftigen und doch feingebildeten des Virtuosen, den schlanken, weichgerundeten der schönen Frau oder den vertrockneten und vergilbten, mit spitzigem Ellenbogen der zänkischen Alten, und eine ganze Reihe symbolisch verschiedener Formen wird uns entgegentreten. Das Capitel über die Hand ist eine neue erweiterte Durchführung einer frühern Abhandlung, die Carus auf Veranlassung der oben schon erwähnten Schrift von d'Arpentigny schrieb, und gibt mit vielen erläuternden Zeichnungen im Hinblick auf thierische Formationen wie auf große Kunstwerke die Charakteristik der Hand nach dem in ihr selbst liegenden Doppelwesen, daß sie sowol das Organ des Tastens, des Fühlens, als des Wirkens nach außen, des eigentlichen Handelns ist. Es folgt hieraus, je nachdem sie für das Eine oder das Andere besonders geschickt ist, der Gegensatz der sensibeln und der motorischen Hand; jene ist länglicher, feiner, diese breiter, starkknochiger. Die elementarische Hand ist nach keiner Rücksicht recht entwickelt, die psychische oder ideale zeichnet sich durch schön harmonische Ausbildung in Verschmelzung jenes Gegensatzes aus. Wer ein mal Tizian's schönes Bild von Christus mit dem Zinsgroschen sah, der wird sich auch erinnern wie der Künstler das gemeine knifflige Wesen des Pharisäers durch die eckige, durch starke Gelenkknochen der Finger charakterisirte Hand, die das Goldstück hält, und die reine Seelenklarheit und Ruhe des Heilands durch die so schlichtbewegte, edelgeformte, seelische Hand desselben symbolisirt hat. Auch an Rafael's kreuztragendem Christus (lo spasimo di Sicilia) bewundern wir die ideale Hand, während der Krieger, welcher ihn am Stricke emporreißt die motorische, Maria Magdalena die sensible zeigt. Und so wird sich leicht an vielen Bildern oder Statuen verfolgen lassen wie die Künstler im Instincte des Genius mit der Natur wetteifernd das Rechte trafen.

In ähnlicher Weise betrachtet Carus noch den Fuß, wo ihm die erwähnte Abhandlung von Burmeister in dessen „Geologischen Bildern" eine gute Vorarbeit war.

Was nun die Anwendung der kurz angedeuteten Theorie in pädagogischer, gerichtlicher, socialer Beziehung angeht, so folgt aus dem von mir zur Kritik des Carus'schen Buchs Gesagten daß jene mit der größten Vorsicht geübt werden müsse, daß man sich nie zu dem Glauben verleiten lasse, es müsse aus bestimmten Körperformen auch nothwendig eine bestimmte Geistesrichtung oder That entsprungen oder doch mit ihr verbunden sein. Am bedeutendsten ist die künstlerische Anwendung. Die Künstler mögen festhalten daß die Natur nicht blos durch das Angesicht, sondern durch alle Glieder des Menschen das innere Wesen ausdrückt, daß alle Glieder eine individuelle Proportion haben und in Wechselzusammenhang stehen, damit das Talent durch Einsicht und Studium sich das organische Gestalten des Genius möglichst zu eigen mache. Und darum glaubte ich auch sagen zu dürfen daß das vorliegende Buch die Symbolik deren eigenem Wesen nach nicht in die Reihe der experimentellen und deductiv beweisenden Naturwissenschaften gebracht, aber ein Grenzgebiet der Physiologie, Psychologie und Aesthetik im Geist und mit den Kenntnissen der neuern Zeit wieder angebaut hat, und zwar auf eine so sinnige, belehrende und anziehende Weise wie es von dem so berühmten als jugendfrischen Veteranen zu erwarten war.

Moriz Carriere.

Zur ältern deutschen Literatur.

Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen: Ritter- und Pfaffenmären, Stadt- und Dorfgeschichten, Schwänke, Wundersagen und Legenden von Jakob Appel, Dietrich von Glatz, dem Freudenleeren, Heinz dem Kellner, Jansen Enenkel, Heinrich und Johannes von Freiberg, Hermann Fressant, dem Hufferer, Konrad von Würzburg, Sibot, dem Stricker, Volrat, dem Vrielsheimer, Wernher dem Gartener, Heerand von Wildonie, dem Zwinzäuer und Andern, meist zum ersten male gedruckt und herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen. Drei Bände. Mit drei Schrifttafeln. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 9 Thlr. 18 Ngr.

„Meine Herren und Damen! Treten Sie gefälligst herein! Hier sind allerlei Raritäten zu sehen, die in hiesiger Stadt noch nie gezeigt worden sind!" Dies ungefähr tönte uns aus dem vielversprechenden Titel des vorliegenden Buchs entgegen, auf dessen Erscheinung wir so viele Jahre vergeblich gewartet hatten. Wir gestehen offen daß dieses selbstgefällige Ausposaunen keinen günstigen Eindruck auf uns machte. Man kann es dem Romanschreiber, der vorallem die Neugierde der Lesewelt erwecken muß, um ein Publicum zu finden, man kann es dem Herausgeber von Wundercuren oder andern Charlatanerien wol verzeihen, wenn sie zu solchen Titeln ihre Zuflucht nehmen, welche gebildete oder ungebildete Dummköpfe reizen können die also angepriesene Schrift zu kaufen, weil sie sonst keinen einzigen Abnehmer finden würden; wir finden es aber unverzeihlich und den guten Geschmack aufs vollständigste verhöhnend, wenn ein Gelehrter bei einem wissenschaftlichen Werke zu solchen abgenutzten und kleinlichen Mitteln seine Zuflucht nimmt. Denn entweder gibt der Verfasser eines solchen Titels damit zu erkennen daß er selbst keinen Geschmack hat, und daher unfähig ist Werke der Poesie in die Welt einzuführen, oder er setzt voraus daß sein Publicum selbst geschmacklos sei, indem er es in die Kategorie der neugierigen Gaffer herabsetzt, welche an Jahrmärkten die Stände der Bänkelsänger oder die mit Wunderthieren und Wachsfiguren sparsam genug versehenen Buden offenen Mundes umlagern. Der Titel soll ganz einfach das Buch bezeichnen welchem er gegeben ist; er soll es von allen andern Büchern unterscheiden und in der größtmöglichen Kürze den Inhalt desselben angeben. Jedes Wort welches weiter hinausgeht ist vom Uebel und widert den Leser ebenso sehr an, als wenn der Verfasser eines Buchs mit seinen kaiserlich-königlich-großherzoglichen und andern Titeln prahlt, in denen sich wol die Eitelkeit, aber nicht die innere Bedeutung des Mannes spiegelt. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Titel selbst schon einen Widerspruch enthält? Wenn er zuerst mit vollem Munde alles Mögliche verspricht und dieses Versprechen sodann auf das bescheidenste Maß zurückführt? Zwar gibt der Verfasser Gründe hierfür an, aber sie können nicht im Geringsten den unangenehmen Eindruck verlöschen den der Verfasser selbst muthwillig herbeigeführt hat. Er habe, sagt er, seine Auslese nach der reichhaltigsten alten Sammlung benannt. Diese hatte aber das volle Recht die Ueberschrift „Gesammtabenteuer" zu wählen; denn offenbar hatte der Sammler derselben die redliche Absicht, alle Erzählungen mitzutheilen die zu seiner Kenntniß gekommen waren. Da dies bei Herrn von der Hagen nicht der Fall war, so hatte er zu diesem Titel kein besseres Recht als der Bärenführer eine Menagerie anzukündigen. Es stand ihm allerdings frei nur 100 Erzählungen mitzutheilen, allein es stand dann nicht in seiner Willkür ihnen den angegebenen Titel voranzusetzen. Noch schlimmer stellt sich die Sache heraus, wenn wir den Zusatz „meist zum ersten male gedruckt" näher ins Auge fassen. Man sollte danach erwarten daß wenigstens drei Viertheile oder doch zwei Drittel oder allerwenigstens 51 von den mitgetheilten 100 Erzählungen zum ersten male durch Herrn von der Hagen veröffentlicht würden. Allein wenn wir uns nicht sehr verrechnet haben, so haben wir 56, sage sechsundfunfzig Stücke gefunden, die schon früher in diesen oder jenen Büchern erschienen waren. Das heißt aber geradezu das Publicum irreführen, was umsoweniger ungerügt gelassen werden darf, als Herr von der Hagen sich hierbei offenbar hinter eine leicht zu erkennende Sophisterei zu verbergen sucht. Indem er uns nämlich (S. XLVII) berichtet daß der Druck des Werks schon im Jahre 1840, also vor 10 Jahren begonnen wurde, fügt er (auf der folgenden Seite) hinzu: „So ist es denn auch hier geschehen daß während des Drucks manches damals noch ungedruckte Stück nun schon anderweitig erschienen, obgleich später gedruckt ist." Wenn dies auch seine vollkommene Richtigkeit haben mag, so konnte es ihn doch nicht zu dem angegebenen Zusatz auf dem Titel berechtigen, denn für die Käufer und Leser ist Druck und Zeit der Erscheinung durchaus nicht zu trennen; es ist somit eine Behauptung, welche für die Verlagshandlung die unangenehmsten Folgen haben könnte, wenn wir in England oder Amerika lebten. Denn wenn unter ähnlichen Gerichtsverhältnissen die Käufer dem Verleger das Buch wieder anheimstellten, weil sie, durch den Titel irregeführt, dasselbe angeschafft hatten, so würde jedes Geschworenengericht ohne Zweifel die Käufer ermächtigen sich ihr Geld gegen das Buch zurückgeben zu lassen.

Es ist kein Zweifel daß der größte Theil des Werks schon längst gedruckt war ehe dasselbe in den Buchhandel kam; hätte es der Herausgeber auch nicht ausdrücklich gesagt, man hätte es dem Buche mit seinem verschiedenen Papier leicht angesehen. So sind wir aber auch in den Stand gesetzt auszumitteln welche Abschnitte erst in der neuern Zeit hinzugefügt worden sind. In allen Bänden sind die Einleitungen sammt den Lesarten, Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträgen neu hinzugekommen; außerdem ist der Anhang des zweiten Bandes: „Aus Jansen Enenkel's Weltbuch", und im dritten sind die Marienlegenden (73—90) neuern Drucks. Da nun diese letztern (17 an der Zahl) schon 1846 von F. Pfeiffer herausgegeben wurden, so fallen sie offenbar nicht in die Reihe derjenigen Stücke, welche, obgleich früher gedruckt, doch später erschienen sind als andere

Ausgaben. Ebenso wenig können darunter die Erzählungen begriffen sein, welche in den „Altdeutschen Wäldern" der Gebrüder Grimm, in Graff's „Diutiska", in Laßberg's „Liedersaal", im „Colvczaer Coder", in Docen's „Miscellaneen" u. s. w. stehen, weil alle diese Bücher lange vor dem Jahre 1840 erschienen sind. Alle diese zusammen bilden eine Zahl von wenigstens 47 Stücken welche schon veröffentlicht waren, ehe Herr von der Hagen den Druck seiner Sammlung begann, sodaß der prahlende Zusatz „meist zum ersten male gedruckt" auf das äußerste Minimum zusammenschmilzt. Aber auch dieses Minimum verschwindet, wenn man die Zahl der gedruckten Verszeilen betrachtet, da von den 44,225 Reimen welche das Buch enthält wenigstens schon 26,114 gedruckt sind, also 4000 mehr als die Hälfte der Gesammtzahl. Hätte Herr von der Hagen alle in den verschiedenen Handschriften aufbewahrten Erzählungen mitgetheilt, so würden wir es nicht nur nicht tadeln, wenn er schon Gedrucktes wieder aufgenommen hätte, sondern wir würden es in jeder Weise billigen; allein da er dies nicht gethan hat, so hätte er auch nur in seltenen, durch die Kritik oder durch andere Gründe gebotenen Fällen schon Bekanntes nochmals vorlegen sollen. Vielleicht befürchtete der Herausgeber daß das Buch zu groß und daher zu kostspielig würde, wenn er in der That die Gesammtabenteuer veröffentlicht hätte; allein wenn er die höchst überflüssigen Inhaltsangaben zu jedem Stücke ausgelassen und die 200 oder mehr leergelassenen Blätter benutzt hätte, so würde er mit Uebergehung des schon Gedruckten so ziemlich Alles was nicht bekannt ist haben mittheilen können, und er hätte sich auf diese Weise ein unbestreitbares Verdienst erworben, was bei der angegebenen Einrichtung des Werks jetzt wol kaum der Fall ist. Wir haben die Inhaltsangaben welche jedem einzelnen Stücke vorangehen überflüssig genannt; wir können in der That nicht begreifen wie Herr von der Hagen sich entschließen konnte soviel Papier unnöthigerweise bedrucken zu lassen. Offenbar hat er es in Nachahmung des „Liedersaals" gethan; allein da der Freiherr von Laßberg, der denselben herausgegeben, sein Buch auf eigene Kosten drucken ließ und dasselbe bekanntlich nicht verkaufte, sondern an Freunde oder bekannte Gelehrte rc. verschenkte, so hatte er die Rücksichten gegen das Publicum nicht zu nehmen die Herr von der Hagen nicht hätte vergessen sollen. Dazu kommt daß die Bekanntschaft der ältern deutschen Sprache damals, als Herr von Laßberg seinen „Liedersaal" erscheinen ließ, weit weniger verbreitet war als jetzt (beinahe 30 Jahre später) und er daher auch diejenigen Leser berücksichtigen mußte, denen das Mittelhochdeutsche weniger geläufig war. Herr von der Hagen sagt zwar daß er in diesen Inhaltsanzeigen Gelegenheit gefunden habe dunklere Stellen zu erläutern; dies gilt aber doch nur von seltenern Fällen und entschuldigt sein Verfahren umsoweniger als die nöthigen Erläuterungen anderswo nicht nur in kürzerer Fassung, sondern auch deutlicher hätten gegeben werden können.

Der Vorbericht zerfällt in fünf Abschnitte. Im ersten bespricht der Herausgeber „die Dichtkunst der altdeutschen Erzählungen: Reim und Versmaß", ohne eben Neues mitzutheilen. Der zweite, welcher sich über den Umfang, die Einrichtung und Ausgabe der Sammlung verbreitet (dies ist der passendste Ausdruck, denn die Darstellung ist in der That entsetzlich breit), enthält die seltsame Bemerkung daß der Herausgeber für dieses Werk in Abweichung seines bisherigen Gebrauchs bei Editionen altdeutscher Schriftwerke die lateinische Schrift gewählt habe, „weil diese 100 Erzählungen auch den neulateinischen, romanischen Sprachen, überhaupt der allgemeinen Literatur angehören". Der dritte Abschnitt: „Geschichte dieser Sammlung: Vorgänger und Mitarbeiter", hätte ganz füglich wegbleiben können, da er auch gar Nichts enthält was einigermaßen von Interesse für den Leser sein könnte; ebenso entbehrlich ist der vierte Abschnitt, welcher aus einer summarischen Inhaltsanzeige der mitgetheilten Stücke besteht. Und so erscheinen die 69 ersten Seiten des Vorberichts als vollkommen überflüssig, wenigstens hätte das Nothwendige auf einige wenige Seiten zusammengefaßt und der also gewonnene Raum besser verwendet werden können. Der fünfte Abschnitt endlich, welcher besser als selbständiges Ganzes hätte aufgestellt werden sollen, weil dessen Fortsetzung auch in den folgenden Bänden erscheint, gibt die Geschichte der einzelnen Erzählungen, d. h. es werden darin nicht nur die handschriftlichen Quellen angegeben, aus welchen der Herausgeber jede einzelne Erzählung entnommen hat, sondern auch die übrigen Bearbeitungen des nämlichen Gegenstandes nachgewiesen, soweit sie wenigstens Herrn von der Hagen bekannt waren. Ehe wir jedoch hierüber ins Nähere eingehen, müssen wir zuvörderst unser Bedauern aussprechen daß es dem Herausgeber nicht beliebt hat eine übersichtliche Darstellung derjenigen frühern und spätern Schriftwerke zu geben, in denen die den altdeutschen Erzählungen zugrundeliegenden Stoffe bearbeitet erscheinen, wobei zugleich auf ihr gegenseitiges Verhältniß hätte aufmerksam gemacht werden müssen. Dadurch hätte das vorliegende Buch augenscheinlich bedeutend gewonnen; es wäre, was es nun in keiner Weise ist, ein Quellenwerk geworden. Und von wem soll man eine solche Darstellung erwarten, wenn nicht von einem Gelehrten, der eine ausgebreitete Belesenheit besitzt, wie Herr von der Hagen, und dem überdies eine so reiche Bibliothek zugebotesteht wie die berliner, dem sogar die größten Büchersammlungen Europas ihre Schätze bereitwillig mittheilen, sobald er ihrer bedarf; der endlich durch seine persönlichen Beziehungen in den Stand gesetzt ist, so manche Vorarbeiten Anderer zu benutzen, die vielleicht nur auf eine Gelegenheit warten, ihre in bescheidener Stille gemachten Forschungen einem bekannten Manne anzuvertrauen, damit er sie der gelehrten Welt vorlege? Aus dem Umstande aber daß Herr von der Hagen seinem Gegenstande diese höhere, allgemeinere Seite nicht hat abgewinnen können, geht auf das schlagendste hervor daß er nicht in die Reihe der großen Gelehrten gehört, die in großartiger Auffassung selbst

des unwichtig erscheinenden Stoffs demselben eine historische, eine wissenschaftliche Bedeutung einzuhauchen vermögen. Man denke sich daß die „Gesammtabenteuer“ von Jakob Grimm herausgegeben wären, von demselben Grimm, dessen Namen Herr von der Hagen nicht über seine Lippen zu bringen vermag, weil er für ihn ein bloßer Eindringling in das Heiligthum der altdeutschen Sprache und Schriftkunde ist, welch eine ganz andere Gestalt würde das Buch haben! Und die angegebene Behandlung und Auffassung lag doch so nahe! sie ergab sich so nothwendig aus dem Stoffe, und es reizten zudem schon so viele und so bedeutende Vorarbeiten daß man sich kaum denken kann wie Herr von der Hagen es unterlassen mochte seinem Werke die wissenschaftliche Weihe zu geben. Allein derselbe steht in der Wissenschaft wie in der Politik noch auf derselben Stufe die in den Jahren 1813—15 allerdings ruhmvoll genannt werden konnte, die aber heutzutage nur auf historische Anerkennung Anspruch machen darf und die man allen Ernstes zurückweisen muß, wenn sie sich, abgestorben wie sie ist, in das Leben eindrängen will. Der schlichteste Setzer und Drucker hat gewiß die unbedingteste Ehrfurcht vor Gutenberg und verehrt ihn als den Erfinder der göttlichen Kunst, dem todten Worte tausendfache Stimme zu verleihen; aber wenn Gutenberg heute wieder auferstünde und nun in anmaßender Sprache verlangte daß man, seinen Genius anerkennend, zu seinen hölzernen Lettern und seiner unbeholfenen Presse zurückkehre, so würde sich Achtung und Ehrfurcht bald in Mitleiden über die kindische Zumuthung verwandeln und Jeder darüber zu lächeln berechtigt sein der doch keine Spur von dem großen Geiste des trefflichen Meisters besitzt. Der Spruch des weisen Salomo: „Alles hat seine Zeit!“ gilt auch hier auf das vollständigste; und eben weil Herr von der Hagen diesen weisen Spruch vergessen hat, eben weil er glaubt daß wir noch mit ihm fühlen und denken sollten wie er 1813 gefühlt und gedacht hat, setzt er sich der Gefahr aus mit seiner Staatsweisheit sowol als mit seiner Wissenschaft von der jetzigen Welt zurückgewiesen zu werden.

Die allgemeine Behandlungsweise die wir oben angedeutet haben war aber um so nothwendiger, als nur auf diesem Wege auch die Entstehungsgeschichte der einzelnen Erzählungen gründlich hätte durchgeführt werden können. Sobald jedes mitgetheilte Stück für sich allein betrachtet wurde, mußten nicht nur mannichfache Beziehungen ganz verborgen bleiben, es konnten auch die gefundenen Verhältnisse nur höchst oberflächlich berührt und auseinandergesetzt werden. Es ist allgemein anerkannt daß die alten Sagen, Märchen und Erzählungen der Völker auf eine merkwürdige, ja wunderbare Weise ineinander greifen, von Nation zu Nation, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen, bei den entferntesten Völkern und in den entferntesten Zeiten erscheinen und überall das Gepräge der Ursprünglichkeit, des selbständigen Werdens ansichtragen, während sie doch auf Ueberlieferung beruhen, sodaß man oft eine Erzählung, die mitten aus unserm Leben erwachsen zu sein scheint, auf ein mal im Morgenlande oder bei den finnischen Völkern wiederfindet. Zwar ist es allerdings möglich daß einzelne Thatsachen sich nach Jahrhunderten und bei den entferntesten Nationen wiederholen und daß somit manche Erzählung und Sage zwei oder mehre ursprüngliche Quellen habe *); allein in den meisten Fällen muß doch Ueberlieferung vorausgesetzt werden, wenn zwei dem Wesen nach vollkommen ähnliche Erzählungen bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten erscheinen. Und wie der Sprachforscher oft Wörter in einer an Umfang sehr beschränkten Mundart antrifft, welche in der Schriftsprache verloren gegangen und für sie vollkommen unverständlich sind, während er sie in den ältesten und räumlich entlegensten Sprachen wiederfindet, sodaß ein früherer Zusammenhang der Völker durchaus nothwendig erscheint, wenn er auch historisch nicht nachgewiesen werden kann; so werden wir auch mannichfaltig überrascht, Erzählungen bei den ältesten Völkern wiederzufinden, welche in unserer nächsten Umgebung entsprungen zu sein scheinen, von denen uns sogar umständlich berichtet wird, an welchem Orte, zu welcher Zeit und bei welchen Personen sie sich zugetragen haben.

Sehr oft sind freilich die ältern Quellen, aus denen man die Ueberlieferung nachweisen könnte, verloren gegangen oder sie sind wenigstens noch unbekannt; aber auch in diesen Fällen können wir häufig mit der größten Sicherheit auf Tradition schließen, wenn wir die verschiedenen uns zugänglichen Bearbeitungen ins Auge fassen. Denn wenn uns z. B. altdeutsche Erzählungen aus dem 13. oder 14. Jahrhundert begegnen, für die uns keine ältern Quellen bekannt sind, wir aber dieselben in italienischen Novellisten des 15. Jahrhunderts wiederfinden, von denen wir mit Sicherheit behaupten können daß sie die altdeutsche Bedeutung nicht gekannt haben, so dürfen wir wol ohne weiteres annehmen daß beiden

*) Ein merkwürdiges Beispiel der Art hat Referent selbst erlebt. Jedermann kennt die Anekdote welche unter Anderm in Sanguin's oder Meidinger's französischer Grammatik erzählt wird: Einst ging ein Bauer zu einem Brillenhändler und verlangte eine Brille mit der er gut lesen könne. Es wurden ihm nach und nach alle vorhandenen Brillen auf die Nase gesetzt, aber keine paßte. Erst als der Optiker, über das merkwürdige Auge des Bauern in Verzweiflung gerathen, die Sache näher untersuchte, stellte sich heraus daß dieser überhaupt nicht lesen könne und in seiner Einfalt glaubte, es würde ihm eine gute Brille zu der erhabenen Kunst verhelfen, weil er oft gehört hatte daß Dieser oder Jener nur mit Hülfe einer Brille zu lesen im Stande sei. Wie mußte daher Referent erstaunen, als er einst in Paris den Verhandlungen des Zuchtpolizeigerichts beiwohnte und die nämliche Thatsache zum Jubel aller Anwesenden vortragen hörte. Nur hatte der einfältige Tropf der die Brille kaufen wollte in seinem Aerger darüber daß er mit keiner lesen könne alle Brillen auf den Boden geworfen und, wenn wir uns recht erinnern, sogar den Optiker mishandelt, weil er glaubte derselbe wolle ihm muthwilligerweise keine passende Brille geben, worauf dieser ihn vor das Gericht citirte, weil er den angerichteten Schaden nicht vergüten wollte. Die ganze Verhandlung steht im „Courrier“ oder „Journal des Tribunaux“, doch können wir das Jahr nicht genau bestimmen; jedenfalls fiel die Sache am Anfange der dreißiger Jahre vor.

Bearbeitungen eine ältere gemeinsame Quelle zugrunde liegt. So hätte der Herausgeber der vorliegenden Sammlung sich vorallem mit dem Novellenschatz der Italiener bekannt machen müssen, was leider nicht geschehen ist; denn offenbar kennt er außer Boccaccio und dem neuern Casti keinen einzigen italienischen Novellendichter und ebenso wenig die ältern Dramatiker, die nicht selten alte Erzählungsstoffe bearbeitet haben. Zwar führt Herr von der Hagen oft genug den Bandello, den Straparola, die „Cento novelle antiche" u. s. w. an, allein er kennt diese nur aus Le Grand d'Aussy's Bearbeitung der altfranzösischen Contes und Fabliaux, welchem Werke er überhaupt so ziemlich das Beste verdankt was er uns in der angeführten Beziehung mitgetheilt hat. Es möchte sogar scheinen als ob ihm Grimm's Anmerkungen zu dessen „Märchen", sowie des trefflichen Valentin Schmidt Arbeiten zum Theil unbekannt geblieben wären. Durch Le Grand hat sich aber der Verfasser verführen lassen, eine große Zahl von neuern Bearbeitungen anzuführen, die zwar für den Franzosen interessant sein mögen, weil sie eben in seiner Sprache abgefaßt sind, für uns aber auch keinerlei Bedeutung haben. Denn wenn wir oben sagten daß auch neuere Bearbeitungen von Wichtigkeit sein könnten, so konnten nur solche gemeint sein, welche auf verlorengegangene ältere Quellen zurückweisen, nicht aber die welche aus den noch vorhandenen ältesten Bearbeitungen entnommen wären. Allerdings mögen den spätern Umdichtungen der letzterwähnten Art manche andere Vorbilder zugrundegelegen haben, die wir nicht kennen, und insofern können auch diese für die Geschichte der volksthümlichen Erzählungen von Wichtigkeit sein. Um dieses aber auszumitteln, müßte man sie lesen, eine Mühe die sich Herr von der Hagen nicht gegeben hat, indem er sich begnügte Le Grand's Nachweisungen einfach abzuschreiben. Er hätte viel besser gethan sich diesen französischen Gelehrten zum Muster zu nehmen und die spätern deutschen Bearbeitungen der mitgetheilten Erzählungen nachzuweisen, wozu ihm die Sammlungen des 16. Jahrhunderts (deren Literatur Fischart in seinem „Gargantua" so ziemlich vollständig anführt) große Dienste hätten erweisen können, z. B. Wickram's „Rollwagenbüchlein", Frey's „Gartengesellschaft", Pauli's „Schimpf und Ernst", der Wegbürger, sowie die Schwänke und Dramen Rosenplüt's und von Hans Folz u. s. w. Aber Herr von der Hagen gehört zu jenen Tausenden die da immer von deutschem Fleiß, deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst, deutscher Gründlichkeit sprechen und dabei (allerdings wieder echtdeutsch) von dem Fleiß des verachteten Nachbarvolks zehren.

Was nun die in den drei Bänden mitgetheilten Erzählungen selbst betrifft, so gehören mit Ausnahme der 10 Legenden und der 10 aus Jansen Enenkel's „Weltbuch" mitgetheilten Abschnitte zu denjenigen Gedichten welche die altfranzösische Literatur so ganz richtig Contes et Fabliaux benennt: es sind Erzählungen von Begebenheiten, welche, obgleich die verschiedensten Stände betreffend, doch sehr allgemeiner Natur sind, weil sie meistens Liebesgeschichten darstellen, wenn man Verhältnisse mit diesem Namen bezeichnen darf, in denen die reinphysische Liebe in ihrer vollsten Nacktheit erscheint. Und doch sind sie von den altfranzösischen Contes wesentlich verschieden. Abgesehen davon daß in keiner Erzählung die Schilderung bis zum Ekelhaften geführt wird, was bei den französischen häufig der Fall ist, erscheinen die Darstellungen — man kann nicht sagen verhüllter, wo uns das Geheimste offenbart wird — aber dabei doch sittsamer, weil sie weniger darauf ausgehen die Lüsternheit zu erwecken. Es spricht sich in ihnen eine gewisse kräftige Roheit aus, welche in den vertrautesten Beziehungen der Geschlechter nur die Nothwendigkeit des natürlichen Triebes erblickt und von dessen Befriedigung mit derselben Heiterkeit und Unbefangenheit erzählt, als wenn es sich um eine von zwei Freunden ausgestochene Flasche Wein handelte. Daher erscheint selbst der Ehebruch in milderer Farbe, da auch dieser nur als Wirkung der im Menschen liegenden Nothwendigkeit erscheint. Freilich finden sich auch einzelne Erzählungen, in welchen die Absicht Lüsternheit hervorzurufen deutlich genug hervortritt, oder in welchen die obenberührte ekelhafte Ausführlichkeit an die französische Darstellungsweise erinnert; allein es rühren gerade diese Erzählungen von gebildeten Verfassern her (unter welchen besonders Konrad von Würzburg zu nennen ist), während bei den mehr volksthümlich gehaltenen Gedichten der erwähnte Unterschied sichtbar ist.

Wie aber die damalige Welt von der unabweisbaren Kraft und Alles bezwingenden Gewalt dieses Naturtriebs überzeugt war, wird in der höchst ergötzlichen Erzählung „Aristoteles und Fillis" recht lebendig dargestellt. Der griechische König Philipp ließ seinen Sohn Alexander durch den weisen Meister Aristoteles erziehen und gab Beiden mit ihrem Gesinde ein besonderes Haus mit einem schönen Garten. Die hoffnungsvolle Zucht und Lehre wurde aber durch die Minne unterbrochen, in welcher der junge feurige Alexander gegen die schöne Phyllis, ein Fräulein seiner Mutter, entbrannte. Die Schöne erwidert seine Liebe und bald vereinigte Beide der heimliche Garten. Als Aristoteles dies entdeckte, klagte er es dem Könige, der dem Fräulein mit Strafe drohte. Diese betheuerte ihre Unschuld, welche die Königin bezeugte. Die beiden Geliebten wurden aber scharf beobachtet und auseinander gehalten. Alexander saß brummend in der Schule, und die leidvolle Phyllis sann auf Rache. Sie schmückte sich aufs reizendste und ging früh Morgens mit schneeweißen Füßen im Garten durch den Thau zum rieselnden Brunnen, Blumen und Blüten sammelnd und dabei ihr luftiges Gewand bis über das Knie aufhebend. Der weise Greis erblickte sie durch das Fenster und ließ sich durch die Liebreizende bethören, die ihm eine Hand voll Blumen ins Fenster warf und ihn minniglich grüßte. Er lud sie zu sich herein und bot ihr, die sich kosend zu ihm setzte, 20 Mark für eine Nacht. Sie versagte ihr Magdthum für Geld, wollte jedoch seinen Willen thun, wenn er sich einen Sattel der dort hing auflegen, mit ihrem Gürtel sich aufzäumen

und so von ihr durch den Garten reiten ließe. Der weise Aristoteles war nicht stärker als Adam, Simson, David und Salomo:

> Der alte gouch sich nider lie
> ûf die hende und ûf diu knie.
> Diu schoene minneclîche
> nam vil behendiclîche
> unde leite den satel ûf in,
> und nam ir sîdîn gürtelîn
> und macht im ein zoum in den munt.
> Do hete si gewunnen an der stunt
> von rôsen ein blüejendes zwî;
> diu schoene, missewende vrî
> nam den zoum in die hant
> unde sâz ûf den wîgant
> unde reit in vil schône;
> in eime süezem dône
> sanc si ein süezez minneliet.
> Dô sûmte sich der alte niet,
> er krouch ûf allen vieren dô —
> des wart ir gemüete vrô —
> und krouch gegen den boumgarten
> und truc ûf im den zarten
> süezen minneclîchen lîp.

Als sie am Ziele war, sprang sie fröhlich ab, schalt den alten Gauch daß er ihr Ehre und Liebe genommen, verhöhnte ihn daß seine hundert Jahre nun wieder zu sieben geworden und wünschte ihn zum Teufel. Die Königin hatten mit ihren Fräulein von der Zinne des Palastes Alles gesehen; so ward die große Schmach bald dem Könige und dem ganzen Hofe kund und erscholl überall, sodaß der weise Meister, dem Schimpf und Spotte zu entfliehen, nach einer Woche mit seinen Büchern und aller Habe heimlich zu Schiffe ging und nach einer Insel, Galicia genannt, fuhr.

> Dâ beleip er und machte dâ
> ein michel buoch und schreip das an,
> waz wunderlîche liste kan
> daz schoene ungetriuwe wîp,
> und wie diu leben unde lîp
> manigem hât versêret;
> und swer sich an si kêret,
> der wirt von ir gevangen,
> als der visch an dem angen
> und als der vogel in dem strikke.

Es ist auch eine französische Erzählung über den nämlichen Gegenstand vorhanden („Le lay d'Aristote" von Henri d'Andeli), doch ist sie wol nicht die Quelle des deutschen Gedichts, da die Einkleidung ganz verschieden ist. Bei dem französischen Dichter ist nämlich Alexander schon König und auf seinen Kriegszügen. Er verliebt sich auf seinem Kriegszuge durch Indien, und die Reize der Jungfrau sind so mächtig daß er darob Alles, selbst den Krieg vergißt. Zwar wagte Niemand ihm Vorstellungen zu machen, dagegen tadelten ihn Viele hinter seinem Rücken. Als sein Meister Aristoteles dies vernahm, unterrichtete er ihn von der Unzufriedenheit der „Barone des Reichs", daß er über einer fremden Frau Alles vernachlässige, und er selbst tadelt ihn. Alexander theilt das der Geliebten mit, und diese beschließt sich zu rächen, was sie in der That bewerkstelligt, indem sie den weisen Aristoteles zu der erzählten Reiterei bewegt, welcher Alexander zusieht. Die Einkleidung des deutschen Gedichts ist viel schöner, weil Aristoteles sich viel lächerlicher darstellt, wenn er als Lehrer des jungen Königssohns in so schwerem Widerspruche mit sich selbst erscheint, als wenn ihm dies in seiner bloßen Eigenschaft als Rathgeber des Königs begegnet; und hätte der deutsche Dichter wirklich aus der französischen Quelle unmittelbar geschöpft, so hätte er durch die vorgenommene Veränderung sein poetisches Talent im hohen Maße beurkundet. Allein wir glauben daß er die französische Erzählung nicht kannte, denn sonst hätte er gewiß die lebendige Ausführlichkeit derselben nachgeahmt, welche die Zusammenkunft des weisen Aristoteles mit der muthwilligen Jungfrau in reicher epischen Entfaltung darstellt. Auch haben beide Erzählungen zwei ganz verschiedene Zwecke. Während der französische Poet die Lehre daraus zieht: „Turpe est doctori, cum culpa redarguit ipsum", will der deutsche Dichter, wie schon erwähnt, die Macht der Schönheit und des Naturtriebs zur Anschauung bringen, was gewiß auch eine richtige Auffassung der dargestellten Begebenheit ist.

Diese Erzählung hat wie so viele andere ihren Ursprung im Morgenlande; sie findet sich im Fabelbuche Bidpai's: „Kalila und Dimna", welches im 13. Jahrhundert von dem bekehrten Juden Johannes von Capua aus der hebräischen Uebersetzung in das Lateinische übertragen wurde. Aehnlichen Inhalts ist die bekannte Märe vom berühmten Zauberer Virgilius, der, von einem schönen Weibe bethört, sich in einem Korbe zur verliebten Zusammenkunft in einen Thurm hinaufziehen läßt und in der Luft schwebend zum Gespötte des Volks wird.

Für jene Zeit, wo die reinphysischen Beziehungen der beiden Geschlechter von dem erwähnten Gesichtspunkte der Naturnothwendigkeit angesehen wurden und dieselben daher auch als durchaus natürlich erschienen, sodaß man die Unbekanntschaft mit diesen Verhältnissen als eine Unmöglichkeit betrachtete, kann es nicht auffallen daß der Witz an solchen Personen einen willkommenen Stoff fand welche davon noch Nichts wußten. Während wir uns jetzt nichts Abscheulicheres denken können als den Misbrauch der kindlichen Unschuld, erblickten unsere rohen Vorfahren darin nichts Anderes als die gerechte Bestrafung übergroßer Dummheit, wie denn noch heutzutage in der französischen Volkssprache innocent einen Dummkopf bedeutet. Daher machen auch die alten Mären solchen Inhalts auf uns nicht den widrigen Eindruck, den neuere Erzählungen der Art in reichem Maße hervorbringen. Auch ist dieser Stoff vielfältig bearbeitet. Die anmuthigste der hierher gehörigen Erzählungen ist „Das Häselein". Ein Ritter begegnete einst, als er mit Hund und Sperber auf der Jagd war, auf welcher er einen lebendigen Hasen gefangen hatte, einem schönen Jungfräulein, welchem das Häselein so gefiel daß sie es zu kaufen wünschte. Der Ritter verlangte dafür ihre Minne. Da sie nicht wußte was das sei, und behauptete, sie habe keine, jedoch versicherte daß sie

ihm dieselbe gern geben wollte, wenn er sie finden könne, stieg der Ritter ab und suchte bis er das Gewünschte fand. So erhielt sie das Häselein als Kaufpreis, welches sie ihrer Mutter zeigte, die unterdessen heimgekommen war. Auch erzählte sie ihr wie billig sie das niedliche Thier erhalten habe. Die Mutter sah die Sache freilich mit andern Augen an und machte ihr die bittersten Vorwürfe, schlug sie und zerraufte ihr die schönen Locken, ohne ihr jedoch das eigentliche Sachverhältniß zu erklären. Um ihre Mutter wieder zufriedenzustellen, bat sie den Ritter, der nach drei Tagen wieder des Wegs kam, den Handel rückgängig zu machen. Dieser war es zufrieden; er gab ihr die Minne wieder wie er sie genommen hatte, doch ließ er ihr das Häschen zu ihrer großen Freude, da sie glaubte den Ritter übervortheilt zu haben. Jubelnd erzählte sie es ihrer Mutter, die ihr aber wiederum Schläge gab. Als der Ritter ein Jahr später ein reiches Fräulein als Braut heimführte, lud er auch jenes Mädchen zur Hochzeit ein und erzählte die Geschichte seiner Braut. Diese aber schalt das gute Kind daß es so dumm gewesen sei die Sache ihrer Mutter zu entdecken. Sie selbst, fügte sie hinzu, habe dem Kaplan ihre Minne wol hundert mal gegeben, aber es habe Niemand auch das Geringste davon erfahren. Der Ritter war nicht wenig betroffen dies zu vernehmen, aber er faßte bald einen vernünftigen Entschluß: er schickte das reiche Fräulein heim zu ihrem Kaplan und feierte noch an demselben Tag seine Hochzeit mit dem unschuldigen Landmädchen. Der erste Theil der Erzählung kommt in verschiedenen Darstellungen vor, z. B. in der Märe vom Sperber, die Herr von der Hagen ebenfalls mittheilt; eigenthümlich ist dagegen der zweite, versöhnende Theil. Wenn aber Herr von der Hagen sagt daß der Inhalt desselben sonst nicht bekannt sei, so ist es nicht ganz richtig, da dasselbe auch von einem italienischen Novellisten, wenn wir nicht irren, von Bandello, bearbeitet worden ist. Leider haben wir denselben nicht zur Hand, sodaß wir ihn nachschlagen und die Sache mit Bestimmtheit ausmitteln können. Doch können wir uns genau an den Gang der Erzählung erinnern, der von dem der deutschen in mehren Punkten verschieden ist. Ein reicher Bauernsohn verliebt sich in ein armes Mädchen, das seine Liebe erwidert und von seiner Redlichkeit überzeugt sich ihm ganz hingibt. Doch läßt sich dieser durch den Reichthum eines andern Mädchens verblenden; er verläßt die erste Geliebte, die nun ihrer Mutter ihren Fehltritt gesteht und von derselben bestraft wird. Bei der Trauung ist sie in der Kirche, wo ihre Thränen die Aufmerksamkeit der Braut erregen, welche bei dem Hochzeitsmahle sich nach ihr erkundigt. Da erzählt er ihr das ganze Verhältniß und verschweigt ihr auch nicht daß das arme Mädchen von ihrer Mutter mishandelt worden sei, worauf die junge Frau das Mädchen wegen ihrer Dummheit schalt daß sie von der Sache gesprochen habe, und hinzufügt, sie habe daheim jahrelang vertrauten Umgang mit dem Großknechte gehabt, ihre Mutter wisse aber noch heute Nichts davon. Als der Mann dies gehört, habe er denn bedauert, seiner ersten Geliebten nicht treu geblieben zu sein, von der er überzeugt gewesen sei daß sie nur ihn allein geliebt habe.

Wie sich der Witz über „dumme" Mädchen lustig macht, so auch und noch mehr über „dumme" Jünglinge. Hierher gehört die Erzählung von einem jungen Mönche, der zum ersten mal aus seinem Kloster kommt und dem sein Abt die für ihn neuen Mädchen für Gänse ausgibt, worauf ihm eine Meierstochter solchen Unterricht gibt daß er, in das Kloster zurückgekehrt, allen seinen Klosterbrüdern anempfiehlt sich Gänse anzuschaffen. Uebrigens ist der Einfall, unerfahrene Jünglinge durch erfahrenere Frauen im „Minnespiel" unterrichten zu lassen, vielfältig bearbeitet worden; er kommt schon bei Longus in dessen „Daphnis und Chloe" vor und findet sich in Diderot's „Jacques le fataliste" vor, bei welchem sich der junge Mensch übrigens nur unerfahren stellt, um gerade dadurch zu seinem Zwecke zu gelangen.

Bei der vorzugsweisen Neigung dieser Erzählungen, Liebesabenteuer darzustellen, ist es begreiflich daß manche derselben den alten und von den italienischen Novellisten bis zum Uebermaß behandelten Stoff der Weiberlist in mehr oder weniger komischer Weise darstellen. Auch hier begegnen wir mancher aus dem Morgenlande entlehnten Erzählung. So ist der „Verkehrte Wirth" von Herrant von Wildonie einer alten indischen Geschichte nachgebildet, welche Johannes von Capua folgendermaßen wiedererzählt:

Ein Einsiedler begegnete eines Abends einem Schumacher der ihn die Nacht bei sich aufzunehmen wünschte. Er führte ihn also mit nach Hause und empfahl seiner Frau für ihn auf das beste zu sorgen, da er selbst von einem Freunde zum Nachtessen eingeladen war. Diese Frau hatte einen Liebhaber, und die Frau eines benachbarten Barbiers diente als Unterhändlerin. Als der Mann fort war, sagte das Weib zur Kupplerin: „Rufe mir doch meinen Liebhaber, meine Gute! denn mein Mann ist nicht zu Hause." Sogleich lief die Unterhändlerin und holte ihn herbei. Die Ehebrecherin setzte sich mit ihm vor die Hausthür. Da kam plötzlich der Schumacher etwas berauscht wieder und erblickte Beide. Doch that er als sähe er den Mann nicht. Sobald er aber mit ihr im Zimmer war, band er sie an einen Pfeiler und schlug so lange auf sie los bis er ganz müde war. Dann ließ er sie stehen, legte sich zu Bett und schlief ein. Da trat die Frau des Barbiers durch die offene Thür hinein und sagte zu ihr: „Ei, Liebe, dein Liebhaber ist draußen und ist böse daß du ihn so lange allein läßt." Jene aber antwortete kläglich: „Sieh' nur mein Unglück. Aber thue mir doch den Gefallen und laß dich nur den Augenblick für mich anbinden, bis ich mich bei ihm entschuldigt habe. Ich bin gleich wieder hier." Die willfährige Frau des Barbiers war es zufrieden, band ihre Nachbarin ab und ließ sich festmachen. Als die Frau eben hinaus war wachte der Mann auf und rief sie. Die Kupplerin aber schwieg still um nicht erkannt zu werden. Der Schuhmacher gerieth nach vielem vergeblichen Rufen in den höchsten Zorn, weil er das Schweigen für ein Zeichen von Tücke hielt, nahm ein Messer, schnitt ihr die Nase ab und gab sie ihr in die Hand mit den Worten: „Schenke sie deinem Freunde." Dann begab er sich wieder zu Bett und schlief ein. Als nun die Frau des Schuhmachers wieder kam, sah sie was ihrer Freundin begegnet war, bedauerte sie herzlich, band sie los und ließ sich wieder festbinden. Die Kupplerin ging darauf betrübt und ohne Nase nach Hause. Die Schuhmachersfrau aber überlegte wie sie sich un-

schuldig stellen könne. Zu dem Ende rief sie überlaut: „Du Herr, mein Gott, bin ich schuldig, erbarme dich nicht meiner; hat mich aber mein Mann im falschem Verdacht, so gib daß meine Nase mir wieder so gesund werde wie sie immer gewesen ist." Nach diesen Worten rief sie ihrem Manne zu: „Steh' auf, du Bösewicht, steh' auf und sieh' die Wunder Gottes zur Bekräftigung meiner Unschuld! Meine Nase ist wieder gesund wie immer!" Der Mann erwiderte: „Schweig', Nichtswürdige! Willst du Gott mit deinen ruchlosen Reden versuchen?" Als er aber aufgestanden war und Licht angezündet hatte, sah er mit großem Erstaunen daß ihre Nase völlig wieder hergestellt war. Es reute ihn also was er gethan, er band sie los, bat um Verzeihung und versöhnte sich mit ihr.

Ein altfranzösisches Gedicht „Des tresces" erzählt Dasselbe unter mancherlei Abweichungen, welche zum Theil durch die veränderte Localität geboten waren. Die bedeutendste besteht darin daß der Mann (hier ein Ritter) der untergeschobenen Frau nicht die Nase, sondern die Haare abschneidet, wodurch die Sache einen mehr komischen Charakter erhält und zudem an die im Mittelalter gewöhnliche Strafe erinnert, den Ehebrecherinnen das Haupt kahl zu scheren. Offenbar hat der deutsche Dichter die französische Erzählung gekannt, die er in allen ihren Zügen wiedergibt; doch hat er sie mit der größten Selbständigkeit nachgedichtet, wie man sich aus der Vergleichung beider Erzählungen leicht überzeugen kann, ja er hat wirkliches Talent darin beurkundet daß er mehre nothwendige Motive erfunden hat, die im französischen Vorbild nicht vorkommen.

Die Weiberlist beschränkt sich aber nicht blos darauf den verbotenen Umgang mit andern Männern zu verbergen; sie zeigt sich auch unschuldiger zur Verheimlichung der Naschhaftigkeit wie im entlaufenen Hasenbraten. Diese Geschichte erzählt auch Frater Johannes Pauli in seinem „Schimpf und Ernst", nur ist bei ihm eine Köchin, nicht eine Ehefrau die Hauptperson.

Auff einmal war ein Herr, der hett ein Haußmagd, die war schleckerhafftig. Auff einen Sonntag hett er ein guten Gesellen zu Gast geladen, der solt bey jhm zu nacht essen, vnd sprach zu der Haußmagd: Brathe vns zwey Hüner, ich hab ein Gast geladen. Da nun die Hüner gebraten waren, da schmackten sie ihr so wohl daß sie beide Hüner aß. Der Gast kam in die Küchen, die hett zwo Thüren, vnd sprach zu der Köchin: „Wo ist der Herr?" Sie sprach: „Sehet jhr jhn nicht dort stehen? Er wetzet das Messer vnd wil euch beide Ohren abschneiden. Es ist heut acht Tag, da schniedt er auch eim Gast die Ohren ab." Da lief der Gast hinweg. Der Herr kam in die Küche vnd sprach: „Wo sindt die Hüner hinkommen?" Die Haußmagd sagt: „Der Gast hat sie mit jhm hinweggetragen; sehet jhr nicht wie er dort lauffet?" Der Herr lieff jhm nach vnd hett das Messer jn der Handt, vnd winckt jhm mit derselbigen Handt vnd schrey: „Gib mir nur eins." Der Gast lieff noch fester vnd sprach: „Ich gib dir keines." Der Herr meynt, er solt jhm ein gebraten Hun geben. So meynt der Gast, er solt jhm ein Ohr geben. Domit bleyb die Kellern bey Ehren.

Die altdeutsche Erzählung hat vor dieser nicht blos den Vorzug größerer Sprachgewandtheit, sie ist auch künstlerischer angelegt. Es ist ein Pfaff, den ein Ritter eingeladen hat um zwei Hasen verzehren zu helfen, die er auf der Jagd erbeutete. Als der Ritter mit dem Gast an der Tafel saß und in Erwartung des guten Bratens das Messer wetzt, dabei aber ob des langen Wartens erzürnt ein unmuthiges Gesicht macht, flüstert die Frau, welche die beiden Hasen mit ihren Freundinnen schon verspeist hatte, dem Pfaffen ins Ohr daß ihr Mann sie Beide eines verbotenen Umgangs im Verdacht habe und sich nun rächen wolle, daher das Messer wetze um ihm abzuschneiden womit er gesündigt haben solle. Da ergreift der Pfaff voll Entsetzen die Flucht und verbirgt sich in der Kirche vor dem nacheilenden Ritter. Es ist hier die Flucht des Gastes offenbar weit besser motivirt als bei Pauli, bei welchem das Abschneiden der Ohren in keiner Weise begründet ist, sodaß der Gast als ein Dummkopf erscheint, während der Pfaff der altdeutschen Erzählung den triftigsten Grund haben mochte dem Zorne des Ritters zu entfliehen.

Neben den vielfachen Erzählungen, in denen die erfindungsreiche List der Frauen in der Täuschung ihrer Männer dargestellt wird, finden wir auch eine („Das Auge"), in welcher die Liebe der Frau zu ihrem Gatten in rührendster Weise erscheint.

Ein edler tapferer Ritter, dem jedoch zu allen Vorzügen der der körperlichen Schönheit mangelte,

> Er was nicht ein schoenre man,
> wesereht unde ran;
> swarz und snoede war sin hâr,
> sin varwe bleich und niht klâr,
> unwunnecliche war sin lip,

hatte zur Frau

> daz allerschoenest wip
> diu man bî sînen zîten vant.

Dazu war sie ebenso tugendhaft als schön und liebte ihren Mann auf das innigste, sodaß sie ihm alle Zweifel wegen seiner Gestalt benahm. Oft zog er aus in entfernte Lande, um ritterlichen Turnieren beizuwohnen, und stets empfing sie ihn mit der größten Liebe wieder, wenn er zurückkehrte. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ihm einst ein Auge ausgestochen; es schmerzte ihn aber nicht sowol der Verlust desselben als vielmehr der Gedanke an sein Weib. Und er sprach zu seinem Knappen:

> Dû hâst selber wol gesehen,
> was mir leider ist beschehen:
> ê nû mîn unjetânre lîp
> hinnan vür mîn reine wîp
> betrüeben solde, ê wolt ich,
> das man ie ze tôte mich.
> Si hât durch wiplichen prîs
> mich geêret in manige wîs
> mit vriuntlicher stoete,
> daz ich missetoete,
> liez ich si iht des an mir sehen,
> und des siu an mir schamte sich.
> Ich was ê niht sô minniclich:
> ich möhte ir wider zoeme
> nû sîn und ungenoeme!

Der Knappe aber tröstete ihn, indem er ihn an die bewährte Liebe seiner Gattin erinnerte. Zugleich bot er sich an ihr die Nachricht von dem Unfall zu bringen und dem Ritter getreulich zu melden wie sie sich dabei benommen habe. Er wurde von dieser freudig empfan-

gen. Als sie nun des Gatten Entschluß vernommen und gehört daß er nur deshalb nicht heimkehren wolle, weil er befürchte ihr durch seinen Anblick wehe zu thun oder sie möchte sich seiner schämen, sprach sie: „Wenn es Nichts weiter ist, so kann bald Rath geschafft werden.“ Hierauf ging sie in ihre Kammer

> und wolte ir liebem manne
> benemen des zwivels swoere:
> mit einre spitzen schoere
> ir selber ein ein ouge ûz stach,
> daz si niht mêr dar an gesach
> ir tage unz an ir ende sider,
> und gie zuo dem knappen wider.
> Si sprach: „Nû sage dem hêrren dîn,
> er müge nû âne zwîvel sîn,
> sît wir geliche wâfen tragen.
> Swaz ich im her in mînen tagen
> êren noch erboten hân,
> daz ist âne schameheit getân,
> niht wan mit stoeter triuwen kraft
> leist ich ime geselleschaft.
> Nû soltu manen in hie bî,
> daz er âne zwîvel sî,
> und daz er kume, er würde mir
> nie so liep, ern sî noch zwir
> mir alsô liep, alse er was ê!“

Der Ritter klagte schmerzlich, als ihm der Knappe mittheilte was geschehen sei; er kehrte jedoch heim und lebte mit ihr in herzlicher Liebe und Freude bis ans Ende.

Gerade wie viele der mitgetheilten Erzählungen auf die ältesten Quellen, sogar nach Indien zurückweisen, so haben sich wiederum andere bis in die neuesten Zeiten verpflanzt, und so erkennen wir in ihnen manche alte, in der Jugend uns lieb gewordene Geschichte wieder. So erinnert uns die Erzählung „Der Frauen Zucht“ von Sibot an Shakspeare's „Zähmung der Widerspenstigen“, nur hat der deutsche Dichter noch einen zweiten Theil, in welchem auch die „Mutter der Widerspenstigen“ gezähmt wird, indem ihr der Schwiegersohn den Zornbraten aus dem Leibe schneidet. So treffen wir auch die bekannte Geschichte des Castellans von Coucy, der in rasender Eifersucht seinem Weibe das Herz des sie liebenden Ritters zu essen gibt, und selbst die schöne Sage von Hero und Leander wird uns von einem alten deutschen Dichter mit liebenswürdiger Naivetät erzählt. „Die drei Wünsche“ erinnern uns an Hebel's gleichnamige Erzählung, nur sind im alten Gedichte die Wünsche anderer Art als bei Hebel, da die Frau sich den schönsten Rock herbeiwünscht, der ihr auf den Wunsch des in Zorn gerathenen Mannes in den Bauch fährt, sodaß ihnen Nichts übrig bleibt als zu wünschen daß sie von der unerquicklichen Einquartierung befreit werde.

Ganz unbekannt und ohne Zweifel mit großer Selbständigkeit bearbeitet, wenn ihr auch eine ältere Quelle zugrundeliegt, ist die „Historie von eim edelman und sinem knechte Heinrich.“ Da sie beiweitem die lieblichste von allen mitgetheilten Erzählungen ist und in ihrer ganzen Haltung das Gepräge des echten Volksmärchens ansichträgt, glauben wir unsere Anzeige nicht besser schließen zu können als wenn wir unsere Leser noch mit diesem anziehenden Gedichte bekannt machen.

Vormals saß in einer Stadt ein Jungherr, der in hohen Ehren lebte, nie etwas unvergolten ließ und bei allen Turnieren und Hofhaltungen war. Das that er lange im Dienste einer edeln Geliebten, bis der Tod sie ihm entriß. Seitdem lebte er stets in tiefer schmerzlicher Trauer, sodaß seine Aeltern auch sorgenvoll darüber starben und sein Leid noch größer ward.

Nun hatte er lange Jahre einen guten treuen Knecht, der ihm manchen Trost zusprach: er der so große Ehre habe möge wieder fröhlich leben mit den Leuten. Der Jungherr wollte bis an sein Ende trauern. Der treue Heinrich aber mahnte ihn an den Spruch: man solle kein Leid zu lange tragen, und redete ihm so viel zu bis der Herr sein Herzeleid vertrieb, so gut er vermochte; jedoch blieb die rosige Schönheit der Geliebten ihm stets eine Angel im Herzen. Seine Mage (Verwandten) hätten gern durch eine Gattin seine Jugend erheitert, aber vergeblich. Er turnierte wieder wie zuvor. Deshalb verkaufte er einen Hof nach dem andern, sodaß all sein Erb darauf ging. Das sah Heinrich ungern und sprach oft dagegen; aber der Herr schweigte ihn damit daß er wie bisher in Ehren leben müsse.

Eines Tags kam ein stattlicher Herold geritten und verkündigte einen Hof des Königs von Cypern, der seine Tochter und sein Königreich dem Ritter oder Herrn verhieße welcher dort den Preis gewönne. Der Herold wurde zu dem Jungherrn gewiesen, der ihm Kleider und Roß, wol 40 Gulden (Goldstücke) werth, schenkte und sogleich das Abenteuer bestehen wollte. Heinrich stimmte bei, weil der Jungherr nur noch zwei Höfe und ein Haus hätte und damit sein Turnieren aus wäre. Der Herr hieß ihn alsbald Alles verkaufen und Pferde und Rosse anschaffen. Heinrich bereitete Alles zur Fahrt. Sein Herr hatte so nur noch einen Hof, den schenkte er Heinrich, seinem Weibe und Kinde. Heinrich dankte sehr, und als zur bestimmten Zeit*) Alles ritterlich ausgerüstet war, ritten Beide dahin.

Unterwegs gesellte sich ein Ritter zu ihnen, der frohen Muthes, aber arm war, und als er die Fahrt vernommen, ebenfalls nach Cypern wollte. Der Jungherr gebot Heinrich ein gutes Abendmahl zu besorgen und ein Tuch von Seide oder Sammt zum Geschenke für den Ritter zu kaufen. Heinrich wandte ein daß ihr Geld bald verzehrt sei; der Herr aber verwies ihn dann auf die Pferde und Rosse. Heinrich gab ihm Recht und befolgte den Befehl, erklärte aber dem fremden Ritter frei, wenn er mit ihnen zehren wolle, müsse er auch Geld dazu hergeben. Dieser erbot sich nach 14 Tagen freier Zehrung seinerseits 14 Tage die Kosten allein zu tragen. Dies wurde angenommen, und so ritten sie gesellig fürder. Der Ritter vernahm von dem Jungherrn daß er schon drei Jahre seine Geliebte betrauerte, in deren Namen er keine Bitte versagen könne. Nach Verlauf von 14 Tagen kündigte Heinrich den Wechsel an. Der Ritter war bereit dazu und besorgte am Abend die Herberge, aber am nächsten Morgen ritt er schon vor Tage mit seinem Gesinde hinweg. Als der Wirth dies berichtete, schalt Heinrich; sein Herr aber entschuldigte den Ritter durch Noth. Heinrich meinte, die Geldnoth, und man sollte ihn erstechen. Der Jungher aber beruhigte ihn; was Je-

*) Nicht zur „Maienzeit“, wie der Herausgeber sagt, da es ausdrücklich im Texte heißt:

> Als nû komen was diu zît,
> diu nâch vor dem meijen lît.

Im Maien sollte das Fest stattfinden, wie denn einige Zeilen vorher der Jungherr ausdrücklich sagt:

> Als ich hân vernomen,
> sulen wir zem meijen dar komen.

Es ist kein gutes Zeugniß für die Aufmerksamkeit des Herausgebers daß er den Jungherr im Mai von der Heimat abreisen und ihn dann im April in Venedig ankommen läßt.

nem Ehre beschert sei, komme ihm von Gott: und er hieß Heinrich eine Messe besorgen. Dies geschah. Darauf aßen sie und Heinrich klagte dem Wirth ihren Verlust. Der Jungherr vertraute auf Gottes Gnade; Heinrich auch, solange sie noch Rosse hätten, deren eins sie dort lassen mußten, sodaß sie nur noch zwei behielten.

So kamen sie im April nach Venedig, wo sie lange auf Schiffe warten mußten und ihnen das beste, wol 100 Gulden werthe Roß starb, sodaß Heinrich an der Weiterreise verzweifelte. Dennoch kamen sie mit dem einen Rosse nach Famagust, der Hauptstadt Cyperns. Heinrich fragte was nun zu thun, da der Herr doch nicht zu Fuß auftreten könne. Der Jungherr erkannte Heinrich's Treue und klugen Rath und wollte sich ihm fürder ganz überlassen; nur müsse er durchaus am Hofe turnieren, und vielleicht gelinge es ihnen Beiden zur Freude. Heinrich gelobte ihm fürder ein treuer Gefährte im Leben und Tode zu bleiben. Dann hieß er den Jungherrn im nahen Walde sich vergnügen bis er zurückkäme. Der Jungherr ging hin und setzte sich in dem lieblichen Walde, eine Meile von der Stadt, an einen kühlen Brunnen.

Heinrich ritt in die große, schöne Stadt und fragte nach einem Wirthe der einem Herrn die nöthigen Rosse stellen könnte. Er fand bald einen solchen und erzählte ihm wie sein Herr mit großem Aufwande weiter gekommen und unterwegs drei Rosse und zwölf Pferde verloren habe. Der Wirth war bereit, wenn er ihn sähe, und Heinrich eilte ihn zu holen.

Als er wieder zu dem Jungherrn kam und ihm Alles berichtete, dankte ihm dieser herzlich und setzte sein ganzes Heil auf ihn. Heinrich hieß ihn nun sein bestes Kleid anlegen und frohgemuth sein; er war jedoch besorgt wie sie ohne Geld und Pferd den Wirth befriedigen sollten. Der Jungherr verwies ihn auf Gottes Hülfe und hieß ihn mit dem Wirthe 20 gute Gesellen, vier Rosse und ein schönes zeltendes Pferd bringen, um ihn unter Drommeten und anderm Spiel in die Stadt zu geleiten. Heinrich ritt wieder in die Stadt um es zu bestellen, und der Wirth rüstete sogleich Alles zu.

Unterdeß saß der Jungherr in der Sonne am Brunnen und sah ein Vöglein sich auf die Blumen setzen, es trug einen Stein im Schnabel, legte ihn ins Gras und hub an wunderschön zu singen. Dies wiederholte es und flog dann auf einen Baum. Der Jungherr verwunderte sich darüber und gedachte sich des Steins zu bemächtigen wenn der Vogel wieder käme. Das geschah; der Vogel ließ wieder den Stein fallen und sang daß es weit erscholl, da warf der Jungherr nach dem Vogel daß er entflog und den Stein liegen ließ. Dieser war klar und leuchtend wie ein Karfunkel. Der Jungherr ergriff ihn, und alsbald spürte er daß er wie ein Vogel dahinfliege; dann flog er wieder an seine Stelle zurück, freute sich sehr und erwartete seinen treuen Heinrich.

Der Wirth war bald bereit mit vier Rossen und Gefolge seiner Mage und mit Spielleuten; er ritt neben Heinrich der den Zelter führte. Als er den Jungherrn so stattlich sah, erbot er ihm große Ehre, freute sich und wünschte ihm den Preis. Der Jungherr stellte Alles Gott anheim, bestieg den Zelter und erschien dem Wirthe ritterlich ohnegleichen. So ritt er mit Beiden zu des Wirthes Gefolge, die den dreißigjährigen herrlichen Mann auch über Alles priesen. Er grüßte Alle freundlich und ritt mit ihnen unter Drommeten und Pfeifen mit großem Zulaufe freudig in die Stadt.

Der König wunderte sich über den unbekannten Gast und ging auch herfür ihn zu schauen, mit ihm seine Frau und Tochter, welche, sobald sie den Jungherrn erblickte, heimlich Gott anrief daß ihm der Dank werde. Ebenso traf ihn bei ihrem ersten Anblick der Pfeil der Frau Venus ins Herz. Er grüßte sie und den König und Jedermann höflich. Alle bewunderten den unbekannten Ankömmling; doch dieser hatte mit Heinrich verabredet daß sein Name und Geschlecht verborgen bleibe.

In der Herberge war ihm gutes Gemach bereitet. Der König sandte seinen Truchseß hin ihn zu Tisch zu laden; der Jungherr ließ sich aber durch die Ermüdung von der langen Seereise entschuldigen. Der König ließ es gelten; seine Tochter aber war betrübt und betete für den Geliebten, denn auch sie hatte der Minne Pfeil ins Herz getroffen.

Der Jungherr in seinem Gemache erblickte durch das Fenster den minniglichen Fangstrick seines Herzens und ein Brand der Frau Venus entzündete das Minnefeuer noch stärker. Da verwandelte er sich in ein Vöglein und flog in das Fenster, wo er die Königstochter gesehen, die auf den Knien um ihn betete. Sie sprang auf, schlug das Fenster zu und lief dem wilden Vöglein überall nach es zu fangen. Zuletzt setzte es sich auf ein Bette, sie warf eine schöne Kogel (Schleier) darüber und ergriff den Vogel: da ward plötzlich daraus ein junger Mann. Sie erschrak so daß sie in Ohnmacht fiel. Er küßte sie nach Herzenslust, gab sich ihr als den neuen Gast zu erkennen, entschuldigte sich durch den Minnepfeil im Herzen und daß Gott ihm zu fliegen verliehen habe. Sie erkannte ihn sogleich, gestand ihm ihr herzliches Verlangen nach ihm, umschlang ihn mit ihren schneeweißen Armen und bot ihm ihren rothen Mund: was Beide da thaten das mag ein Narr wol rathen.

Darüber kam die Tischzeit des Königs, und damit sie nicht verspähet würden, schieden die Geliebten mit minniglichen Worten. Die Schöne gab dem Ritter einen kostbaren Kranz, welchen er für sie als Helmkleinod führen sollte. Er verhieß es und drückte sie an sein Herz; sie befahl ihn Gott; er ward wieder ein Vögelein und flog in seine Kammer.

Heinrich kam ihn zu Tisch zu rufen. Der Jungherr schloß auf und gab ihm den Kranz in Verwahrung. Heinrich freute sich daß Gott ihn im Gemache so wohl berathen, und fragte woher es komme; der Jungherr sagt ihm nur, es komme daher wo es ihnen Beiden wohl frommen möge. Heinrich brachte dem Wirthe das Kleinod zur Verwahrung, der noch keinen schönern Kranz gesehen hatte und ihn auf 4000 Gulden schätzte, was Heinrich sehr gern hörte. Das Mahl war reichlich nach Landessitte, und nach demselben gebot der Jungherr den Wirth und die Seinen auf den folgenden Tag stattlich zu kleiden. Heinrich besorgte mit dem Wirthe das Tuch zu 30 Röcken, welche dieser für seine Kinder und Verwandten mit Dank empfing.

Am nächsten Tage, da der König ein Stechen haben wollte, bat der Jungherr Alle, Ritter, Knechte, Dienstmannen und wen sie mitbrächten, zum Nachtessen welches er stattlich bereiten hieß. Alle sagten zu und fragten ob der in so hohen Ehren lebende Herr nicht Artus oder Alexander wäre, oder von wannen er käme. Niemand kannte ihn, außer jener Ritter, der ihm unterwegs sein Geld hatte verzehren helfen: der erzählte wie er mit ihm geritten, und rühmte seine herrlichen Sitten und seine Freigebigkeit; jedoch wisse er nicht wer und woher er wäre.

Zur Essenszeit stellten Alle sich ein; der Wirth mit seinen Leuten empfing sie vor der Thüre. Alle saßen fröhlich bei Speise und Trank, und nach dem Mahle hub der Tanz an. Heinrich hatte den Kranz auf seines Herrn Helm gebunden daß es Jeder sah und Mancher ihn darum beneidete. Jener schlaue Ritter der sich ihm unterwegs schon zugesellt hatte trat vor den Jungherrn und bat ihn um seiner Geliebten willen um das Kleinod. Dieser gewährte sogleich, nahm selbst den Kranz ab und gab ihn zu Aller Verwunderung dem Ritter, der schön dafür dankte. Heinrich schalt diese Verschwendung an den schnöden Ritter, der den Tod verdient habe und den er zum Henker wünschte, und drohte sogar seinen Herrn zu verlassen. Dieser sagte, dann wisse er nicht was anzufangen und es wäre ganz um ihn geschehen, wenn er ihn verließe. Heinrich ließ sich erbitten. Als die Gäste Urlaub nahmen, bat der Herr sie sämmtlich zum nächsten Tage wieder. Alle versprachen es und bereiteten sich zum Hofturniere.

Der Jungherr fragte Heinrich was er nun auf dem Helme führen solle; dieser meinte scherzend ein Hühnernest und mußte sogleich eins herbeischaffen und auf den Helm binden. Am Morgen mit Sonnenaufgang bereitete der Wirth das Früh-

mahl. Der Jungherr ging zur Messe; darauf rüstete er sich zum Ritterspiel und Heinrich mußte ihm auch auf dem Schilde ein Hühnernest malen, dann stieg er zu Roß und ritt mit dem Wirth und 30 Mannen auf die Bahn. Es war noch früh und er der Erste, dann erschien der Ritter mit dem Kranze. Der König und seine Tochter schauten aus den Fenstern, sie freute sich den Kranz zu sehen und betete für ihren Trauten. Dieser, mit dem Hühnerneste, faßte den Speer und rannte Alles nieder; der Ritter mit dem Kranze wollte seine Gesellen rächen, wurde aber auch in den Mist gestochen. Der König rief: „So mir der gute Tag! das mag wol ein Degen sein!“ Zumal erstaunte er als der Ritter mit dem Hühnernest den nächsten so anrannte daß Roß und Mann ins Moos fielen, und er dann noch einen dritten niederstach.

Die Königstochter aber beklagte den Unfall ihres vermeinten Ritters mit dem Kranze und flehte Gott und seine Mutter für ihr geliebtes „blühendes Reis“. Bevor sie jedoch ihr Gebet ausgesprochen, lag der Kranz abermals vor dem Hühnerneste zu Boden, und dieses behielt den Preis des Tags. Alles verwünschte den unbekannten Abenteurer, den der Teufel herbeigeführt habe. Der Sieger aber kraft seiner Minne war frohgemuth, wenn die Königstochter den abermaligen Unfall des Kranzes betrauerte.

In die Herberge kam ein Bote des Königs und lud ihn zum Essen. Er entschuldigte sich diesmal damit daß er selbst Gäste geladen habe. Der König zürnte sehr daß an seiner Statt ein Anderer den Hof halte. Der Truchseß aber beschwichtigte ihn bis auf den folgenden Tag.

Der Jungherr begab sich in seine Kammer, um, wie er sagte, auszuruhen und Heinrich verschloß ihn darin. Er aber flog alsbald zur Kammer seiner Geliebten, von der er minniglich empfangen wurde; sie setzten sich Beide nieder und waren glücklich beieinander zu sein. Beim Scheiden wünschte sie ihm herzlich Sieg über den mit dem Hühnerneste. Er versprach es am folgenden Tag besser zu machen. Auch meldete sie ihm den Zorn ihres Vaters und bat ihn nach dem Nachtessen mit seinen Gästen zu Hofe zu kommen, und er verhieß es. Zuletzt gab sie ihm eine goldene, mit Steinen besetzte Krone, sie auf dem Helme zu führen, und hieß ihn frohgemuth sein. Er gelobte es, und Beide schieden mit herzlichem Kusse.

Als er wieder in seiner Kammer war, rief er seinen treuen Heinrich und gab ihm die Krone in Verwahrung. Dieser freute sich daß nun ihre Zeche gesichert sei, wunderte sich und gedachte sein Herr verstehe die Schwarzkunst. Er ging nun in den Speisesaal und band die Krone auf den Helm; wohl wußte er, der Ritter „Schelm“ werde sie ihm nicht darauf lassen, getröstete sich jedoch, wo den Kranz und die Krone, werde sein Herr am folgenden Tag wol noch ein ander Kleinod finden.

Die Gäste kamen und Alle saßen fröhlich zu Tische, da trat ein Ritter herein und lud den Wirth mit ihnen auf den folgenden Tag zu Hofe; dieser sagte es zu. Dem Ritter des Kranzes, der mit zu Tische saß, stach auch die Krone in die Augen. Nach aufgehobener Tafel foderte der Jungherr Alle auf ihm nach Hofe zu folgen. Köstlich gekleidet und von Allen gepriesen ging er mit ihnen hin und ehrte den Hof des Königs.

Unter Drommeten und Pfeifen zog er mit seinem Gefolge wieder in die Herberge und bewirthete die Gäste mit Confect und Wein. Dann beurlauben sich Alle; nur der Kranzritter blieb noch und bat ihn bei seiner Geliebten Huld um die Krone. Sie wurde ihm sogleich gewährt: er solle sie sich von Heinrich geben lassen, und als dieser sagte er wolle ihm lieber einen Strick, um sich daran zu hängen, geben, nahm der Jungherr selbst die Krone vom Helm und gab sie ihm, der vergnügt sich nun am folgenden Tag damit zu schmücken und zu rächen gedachte.

Vor Schlafengehen fragte der Jungherr seinen getreuen Diener was er nun auf dem Helm führen solle? Dieser rieth ihm zu einem Ofenwisch und mußte sogleich einen herbeischaffen, auf den Helm binden und einen im Schilde malen. Heinrich spottete, der Wisch stehe besser als die Krone, und der Herr lachte.

Am Morgen nach der Messe zog Heinrich die Rosse hervor und der Ritter mit dem Ofenwische ritt unter klingendem Spiele zum Turniere; Alle schauten nach ihm aus und hielten ihn für den rasenden Thoren mit dem Hühnerneste. Noch war Niemand auf dem Plan und er versuchte sein Roß. Da kam der Ritter mit der Krone, und alsbald rannte der mit dem Ofenwisch ihn nieder. Mit Leid sah die Königstochter ihre Krone im Staube. Die andern Ritter kamen nun auch: der mit der Krone raffte sich wieder auf, wurde aber nochmals so niedergestochen daß Mann und Roß im Moose lag. Die Jungfrau ward noch betrübter; den König aber erfreute der mit dem Ofenwische, den er auch für den mit dem Hühnernest hielt. Dieser rannte sofort noch einen Ritter nieder und danach Alles was ihm vorkam bis zur Nacht. Da ritt er wieder als Sieger fröhlich mit seinem Gefolge zur Herberge.

Der König sandte einen Knecht aus, sich insgeheim nach ihm zu erkundigen. Hocherfreut war die Königstochter als sie von dem Boten vernahm daß er ihr Herzenstrauter wäre; sie schwieg aber und ging in ihre Kammer ihn zu erwarten. Dieser begab sich auch wieder zu seinem Gemache, entwaffnete sich und flog zur Minniglichen. Sie, voll hoher Freude, begrüßte ihn als ihren liebsten Diener der sie ganz mit des Maien Thau durchdrungen, als ihres Herzens stets und wonnig blühende Aue. Er gelobte, immerdar Alles zu thun was sie erfreuen könne. Sie fragte warum er ihren Kranz und Krone nicht geführt habe, und gern vernehmend daß er sie um ihretwillen hingegeben, bot sie ihm dafür eine köstliche, mit Perlen und Edelsteinen gestickte Kogel (Kappe), und er mußte seiner „zarten Blume“ schwören sie durchaus nicht wegzugeben. Darüber nahte die Essenszeit, und mit herzlicher Umarmung schied er von seinem „blühenden Reise“.

Die Ritter die zwei Abende seine Gäste gewesen versammelten sich in seiner Herberge, mit ihm zu Hof zu gehen. Durch Heinrich davon benachrichtigt, kleidete er sich bald an und ging mit dem stattlichen Gefolge zu Hofe. Der König setzte ihn über alle Ritter und Edelknechte; Alle saßen fröhlich beim Mahle und reichlich wurde der Wein geschenkt. Als die Tafel aufgehoben war, da trat Groß und Klein mit Drommeten und Pfeifen in den Saal und der Tanz hub an. Der Jungherr sprang lustig an dem Reigen, sang und trieb mancherlei Freude, und die Königstochter mit ihm. Ungern entließ sie ihn, als er sich mit Allen beurlaubte. Herrlich ritt er wieder durch die Stadt; alle Leuten schauten ihm nach und fragten spöttisch wo der Ritter mit dem Strohwisch sei; der habe sich wohl bethan und müsse diesem am folgenden Tag den Preis lassen; die übrigen wurden daran gemahnt wie jener sie im Turnier beschimpft habe.

Früh Morgens erschien der Ritter mit der Kogel auf dem Plan, und man erkannte darin den Nachfolger des Hühnernestes und Ofenwisches. Ein Ritter rief die übrigen zum Kampfe gegen ihn, und das Stechen hub an. Der Kogelritter zerbrach Speer auf Speer, und „risch wie ein Vogel“ rannte er Alle nieder daß sie nicht wiederkamen, und sein war die Ehre des Tags.

Mit überschwänglicher Freude schaute die Königstochter aus dem Fenster den Preis ihres Ritters; sie fragte ein Fräulein neben ihr, wer ihr am meisten gefiele, und hörte mit stiller Freude den Kogelritter nennen. Der König pries diesen auch als „Herrn der Herren“, welchen selbst der mit dem Hühnernest und der mit dem Ofenwisch nicht bestehen möge. Da sah er den Wirth, ließ ihn rufen und fragte nach den beiden. Dieser gestand, es sei eben der mit der Kogel, und erzählte wie er den Perlenkranz und die Krone verschenkt und wie er ihn mit den Seinen gekleidet habe; zwar wisse er nicht wer und woher derselbe wäre, doch werde sein Geschlecht durch ihn geadelt. Deß freute sich der König sehr, und er hieß den Wirth von ihm die ganze Zeche des Ritters fodern.

Im Abreiten von dem Turnei schlug der Jungherr scherzend auf einen seiner Gesellen; die Andern thaten desgleichen, und so eilten Alle fröhlich zur Herberge. Dort hieß der Jungherr seinem Diener, ihm zu melden, wenn die Gesellen kämen, und flog heimlich zu der Trauten, die ihn herzlich begrüßte als ihren Sonnenschein und süßen Thau ihres vom Minnestrahl durchbohrten Herzens, das vor Freuden spalten möchte. Er küßte sie tausend mal und wünschte sie ritterlich erworben zu haben. Sie war dessen gewiß, weil er stets den Preis gewonnen. Beim Scheiden gab sie ihm noch ein von ihr selbst gemachtes Kleinod von Perlen und Edelsteinen.

Es war Zeit zu Hof zu gehen; der Jungherr kam auch. Alle empfingen das Handwasser, und der König hieß Jeden nach seinen Würden setzen. Nach der Tafel hieß der König Alle einen Kreis bilden, und der Hofmeister verkündigte auf den folgenden Tag die Ertheilung des Danks. Alle gingen froh vom Hofe, denn Jeder hoffte für sich. Auch der Jungherr hielt sich nicht für den Geringsten, und er schied fröhlich von den Frauen. Seine Begleiter erkannten im Gespräch untereinander ihm die Königstochter zu.

In der Herberge gebot er seinem getreuen Heinrich, mit dem Wirthe die Zeche zu machen. Dieser sagte, es sei schon Alles bezahlt. Heinrich hielt es für Scherz, der Wirth aber berief sich auf den König. Vergnügt ging der getreue Diener zu Bett und schlief sorglos bis zum hellen Morgen, sodaß er den sanften Ruf seines Herrn nicht hörte. Dieser wollte ihn schlafen lassen; da erwachte der treue Knecht, lachte freudig und verkündigte dem Herrn die frohe Märe, welche dieser anfangs auch für Scherz hielt. Er dankte Gott und ging zur Messe, wo er auch den König und die Frauen sah. Dann forderte er selbst noch in der Herberge vom Wirthe die Rechnung und vernahm die Bestätigung von Heinrich's Rede. Mit diesem begab er sich nun zum Könige, und auf den Knieen dankte er ihm aller Ehren und erbot sich ihm lebenslänglich zu Diensten, bat aber um Urlaub nach der fernen Heimat, wo die Seinen Nichts von ihm wüßten. Der König gebot ihm zu bleiben bis der Dank ertheilt würde. Hierauf ging man zur Tafel, und als nach dem Essen die Gäste sich im Saale ergingen, auf die Entscheidung harrend, berieth sich der König heimlich mit seinen Rittern und Edelknechten, wer den Dank verdient hätte. Der zuerst Befragte nannte den mit dem Hühnerneste, der zweite den mit dem Ofenwische und der dritte den mit der Kogel und der vierte rieth auch zu einem dieser drei. Da entschied der König, damit Jedem sein Lohn werde, solle der mit der Kogel seine Tochter haben, der mit dem Ofenwische sein Königreich nach dem Tode und der mit dem Hühnernest solle sein Reich schon bei Lebzeiten verwalten. Dann ließ er die Tochter in den Saal führen und ihre Bewerber einen Kreis schließen, in welchem sie drei mal umgeführt und endlich dem Bestimmten gegeben werde. Das geschah. Die Jungfrau ging mit verschämtem Erröthen und großer Angst im Kreise umher, nicht wissend woran sie war, bis sie dem Jünglinge gegeben wurde, der vor der Erröthenden wie eine Rose entbrannte, und Beider Minne sich offenbarte. Heinrich sah es mit großen Freuden. Am Abend wurde das Beilager gehalten und minniglich lagen Beide zusammen.

Am Morgen ließ er alle in der Stadt anwesenden Gäste zu einem achttägigen Hof einladen, welcher mit mancherlei Kurzweil, Stechen und Turnieren gehalten wurde, worauf er Alle mit Rossen und Pferden beschenkte und ihre ganze Zehrung bezahlte. Danach zogen Alle heim; nur der beglückte Jungherr blieb dort und ward ein berühmter und mächtiger Landesherr. Auch blieb der getreue Heinrich bei ihm; Beide verlangten nicht mehr heim.

Hie lâz ich die rede beliben:
Got müez uns in sin riche schriben!
Amen.

6.

Dante's Göttliche Komödie in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit mit einer übersichtlichen Darstellung des Inhalts von J. K. Bähr. Nebst Plänen der drei Reiche und astronomischen Zeichnungen. Dresden, Kuntze. 1852. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Studien, denen ein allverehrter Fürst mit glänzendstem Erfolge mehre Decennien widmet, finden nothwendig in weitern Kreisen als sonst geschehen wäre Anklang, und so reiht sich an das Treffliche das von dem Urheber dieser Bewegung selbst geboten war noch manche weitere, mittelbar ihm gleichfalls zu dankende Frucht. In solcher Weise haben in neuerer Zeit die ein so tiefes Verständniß der „Göttlichen Komödie" erschließenden Arbeiten von Philalethes gewirkt, und es ist zu bedauern daß nicht mehr von den namentlich in Dresden dadurch angeregten Forschungen zur öffentlichen Kunde gekommen ist.

In Beziehung zu diesem neugeweckten Interesse dürfen wir auch wol die sieben Vorlesungen stellen, durch welche Bähr einer Anzahl von Künstlern das Verständniß jenes Gedichts zu eröffnen versucht hat. Daß nun ein Bedürfniß zu solchen Vorträgen überall vorhanden war und daß nach den Mittheilungen des Verfassers die Theilnahme für dieselben andauerte, ist ein erfreuliches Zeichen, welches wir als Omen annehmen wollen, in nicht langer Zeit werde der von Vielen gehegte und vom Präsidenten Göschel schon öfters ausgesprochene Wunsch sich verwirklichen, daß an einer unserer großstädtischen Universitäten, etwa in Berlin, ein Lehrstuhl für die erschöpfende Erklärung von Dante's unsterblichem Gedichte errichtet werde.

Um so höher ist aber jener Erfolg anzuschlagen, als was Bähr hier bietet nichts Anderes als das bloße Knochengerüst der „Göttlichen Komödie" ist, zu dessen Veranschaulichung umfassende prosaische Auszüge nicht etwa nur der dichterisch schönsten, sondern vorzugsweise der die Structur erläuternden Stellen mitgetheilt werden. In der That kann ich nicht bergen daß mir zweifelhaft scheint, ob durch diese Aufzählung von Höllenkreisen und Fegfeuerstufen, von Strafen und Büßungen, von Planeten und Engelscharen, entkleidet von dem Reize den die Dichtung über das kunstreiche Gebilde zu breiten gewußt hat, und beraubt jener Fülle dramatischen Lebens, das uns in dem Detailreichthum der „Göttlichen Komödie" entgegentritt, der mit dem Gedichte noch unbekannte Leser sich in einem viel höhern Sinne angesprochen fühlen wird als in dem befremdeter Verwunderung über so viel seltsame Erfindungen mönchisch mittelalterlichen Geistes.

Wir haben in Literaturgeschichten, Biographien u. s. w. bereits eine große Zahl solcher prosaischen Auszüge aus der „Divina comedia", daß eine neue Arbeit dieser Art auch dann nicht als eine wesentliche Förderung der Dante-Studien gelten dürfte, wenn sie, wie der vorliegenden allerdings nachzurühmen ist, durch mehre Vorzüge sich von den ältern unterscheidet.

Zu diesen Vorzügen zähle ich nun zunächst die allerdings sorgsame Erörterung der Räumlichkeiten der drei jenseitigen Reiche und der Zeitverhältnisse der dichterischen Reise. Zur Veranschaulichung beider dienen mehre theils lithographirte, theils in Holz geschnittene Abbildungen. Neu ist von den „Planen der drei Reiche" im Grunde nur die wol füglich zu entbehrende Zeichnung von zehn concentrischen Kreisen zur Darstellung der Vision im achtundzwanzigsten Gesange des „Paradieses". Die Aufrisse von Hölle und Fegfeuer sind die altherkömmlichen, nur in den Dimensionen mehr als billig reducirt. Die Ansicht der Malebolge in einer Art Cavalierperspective entspricht im Wesentlichen dem Aufriß bei Philalethes, genügt aber ebenso wenig als, auffallend genug, irgend eine andere, um den so vielfachen Gedanken des Dichters darzustellen. Der Plan der „Natur, geschaffen durch die schaffende Kraft(?)", ist der des Systems der Himmel, den ich schon der zweiten Ausgabe der Kannegießer'schen Uebersetzung (1825) beigab und der seitdem von Kopisch u. A. vielfach wiederholt ist.

Ebenso ist die Zeitberechnung, die in derselben Weise von mir gegebene, welche durch eine Reihe von Holzschnitten, die nur in der Stellung der Himmelskörper voneinander abweichen, versinnlicht wird. Noch anschaulicher werden die von Dante angenommenen Zeitverhältnisse durch das „Orologio Dantesco" des leider zu früh verstorbenen trefflichen Padre Ponta, obwol dasselbe an dem Uebelstande leidet daß es der Oekonomie des Raums wegen das Weltgebäude in das Innere der Erdoberfläche legt und dadurch die Beziehungen von oben und unten, von rechts und links u. s. w. nothwendig umkehrt. Ein vollständiges Bild der Anschauung des Dichters liefert eine vor schon fast zehn Jahren von mir entworfene bewegliche „Welttafel", welche für die „Topografia Dantesca" bestimmt ist, die Herr von Reumont in Verbindung mit mir zu geben beabsichtigt.

Eben bei der Sorgfalt die Bähr auf diese Localitäten gewandt hat ist zu rügen, daß er S. 22 „den Eingang oder offenen Rand des trichterförmigen Raums der Hölle bei Zion oder Jerusalem angrenzen" läßt, während nach zahlreichen Stellen Jerusalem bekanntlich sich über dem Mittelpunkt des Höllentrichters erhebt und der Eingang der Dante'schen Hölle vermuthlich mit dem der Virgilischen Unterwelt zusammenfällt. Daß auf der folgenden Seite unter den Bewohnern des Limbus die nach Christi Versöhnungstod ungetauft gestorbenen Kinder trotz „Purgatorio", VII, 31 nicht erwähnt sind, ist um so bemerkenswerther, da nach S. 231 diese Auslassung weniger auf bloßem Vergessen als auf falschen Voraussetzungen zu beruhen scheint.

Als ein weiteres Verdienst ist dagegen die fleißige Benutzung der übrigen Schriften des Dichters hervorzuheben, deren Citate nur leider so allgemein gehalten sind daß das Nachschlagen der einzelnen Stellen Demjenigen der nicht ohnehin schon mit ihnen vertraut ist in den meisten Fällen kaum gelingen wird.

Noch ist zu rühmen daß der Verfasser den specifischen Unterschied der Strafen in der Hölle und der Büßungen im Fegfeuer, den die Dante-Commentatoren fast durchgängig verkennen, nicht nur im Allgemeinen richtig (so wie ich ihn im „Hermes" [1824, Heft 2, S. 165—166] bezeichnet habe) hervorgehoben, sondern auch im Einzelnen überzeugend nachgewiesen hat. Wenn er dagegen S. 170 zu „Purgatorio", XXXIII, 85, 86 die scholastische Philosophie, deren Erforschung nach Beatrice's Tode Dante sich ergab, als von dem göttlichen Wege weit abführend bezeichnet, so kann ihm zwar meine Zustimmung (vergl. Hermes 159—162) natürlich nicht entgehen; doch muß ich befürchten daß solche Auffassung auch über ihn einige der Donnerkeile des Zorns herbeirufen wird, mit welchen Ruth Diejenigen verfolgt die sich an der vollen Harmonie der philosophischen Studien Dante's und seiner Liebe für Beatrice zu zweifeln erlauben.

Sollte ich in der Behandlung des Gegenstandes die Richtung bezeichnen in der ich dem Verfasser am wenigsten beizupflichten vermag, so ist es die oft wiederkehrend rationalistisch gefärbte Ausdeutung der Allegorien. Täusche ich mich nicht, so überschreitet Bähr zu Zeiten in der Voraussetzung allegorischer Bilder die eigene Absicht des Dichters, während er an andern Stellen unzweifelhaft vorhandene Allegorien in einer wenigstens für mein Gefühl unpoetischen, verstandesmäßigen Weise erklärt. Als Beispiel der ersten Art führe ich den wiederholt (S. 16, 28, 29, 110, 159) nicht ohne Vorliebe ausgesprochenen Gedanken an daß Dante in der Hölle die körperliche Schwere und auf den sieben Büßungsstufen des Fegfeuers Athem und Schatten abstreife. Beides dürfte irrig sein. „Purgatorio", XI, 43 scheint mir zu beweisen daß Dante damals noch einen mit Schwere behafteten Körper hatte, und die „Purgatorio", XXX, 91 u. XXXI, 20 erwähnten Seufzer des Dichters lassen sich ohne Athem schwerlich denken.

Proben der von mir als rationalistisch bezeichneten Allegorideutung ließen sich in Menge geben. Ich begnüge mich mit folgenden. Nach S. 37 soll das Fegfeuer ein Bild unsers zum Bewußtsein gelangten Lebens sein, in welchem wir durch die innere Stimme Sehnsucht zum Guten empfinden und durch Erfahrung uns Tugenden anzueignen streben. S. 44 deutet die Worte Virgil's („Hölle", I, 121) dahin daß der Mensch seine sittliche Freiheit erst durch die That erringen müsse, dann aber eine höhere unmittelbare Einwirkung erwarten könne. Der folgenden Seite nach wäre die Donna gentile des zweiten Gesangs (Jungfrau Maria) zu verstehen von der zum Guten sich neigenden Seele oder der in ihr ruhenden Vernunft. Wenn Virgil, der heidnische Dichter, im christlichen Fegfeuer (z. B. II, 52) des Wegs unkundig ist, so soll dies (S. 107 u. 110) bedeuten daß, sowie der Mensch es schwer finde die Sünde und ihre Folgen richtig zu erkennen, so es auch der Vernunft anfänglich schwer werde dem Menschen den richtigen Weg zu zeigen, der ihn von der Sünde befreit. Virgil's Erklärung der Worte welche er der Sibylle über die Unwirksamkeit des Gebets in den Mund gelegt hatte („Purgatorio", VI, 41), will der Verfasser S. 115 dahin verstehen daß das Gebet als das ausgesprochene Verlangen der Einigung in Gott keinen Erfolg habe, wenn die Reue oder das erwachte Bewußtsein unserer göttlichen Natur nicht vollkommen gewesen sei.

Als letztes Beispiel erwähne ich den Engel der („Inferno", IX, 80) niedersteigt, um den beiden Dichtern die Pforten der Stadt Dis zu öffnen. Bähr deutet ihn (S. 60) dahin daß an der Grenze der Verstandessünder und Gewaltthätigen, deren Streben nur ihr endliches Selbst war, die menschliche Vernunft, die gegen sinnliche Leidenschaften ankämpfen könne, nicht ausreiche; daß sie vielmehr einer noch höhern Kraft bedürfe: dies sei der edle Trieb zum Guten, der uns den Muth gebe jeden Widerstand zu beseitigen. Dabei lautet es dann noch besonders auffallend daß (nach S. 57, 124, 206 Anm.) das der Ankunft des Engels vorausgehende Gebaren der Dämonen und Furien bedeuten soll, sie trachteten danach, die Vernunft gefangenzunehmen, um den Menschen durch Aberglauben für das Böse empfänglich zu machen. Sehr verschieden von dieser Auslegung ist die vor kurzem von dem um Dante-Studien vielverdienten Fürsten Cantani (Herzog von Sermoneta) zu Rom mit großem Scharfsinn ausgeführte, nach welcher unter dem vermeintlichen Engel der Schatten des Aeneas zu verstehen wäre.

Die vom Verfasser ausgezogenen und übersetzten Stellen genauer mit dem Original zu vergleichen, habe ich nicht unternommen; doch sind mir einige Versehen umsomehr aufgefallen, als ein Blick auf die Arbeit von Philalethes genügt haben würde sie zu vermeiden. S. 140 wird la salute del suo suggetto („Purgatorio", XVII, 106) „der Gegenstand ihres Heils" und gleich darauf ogni affetto è deciso da quello odiare (Vers 111): „Die Wirkung des Hasses gegen dasselbe ist unmöglich" übersetzt. Ein ähnliches Misverständniß läßt den Verfasser S. 184 für per non soffrire freno alla virtù che vuole („Paradiso", VII, 25) sagen: „um nicht den Zügel der Tugend zu dulden." Auffallender ist es noch, wenn Bähr S. 183 die schöne Stelle („Paradiso", V, 105), in welcher der Dichter sich die Seligkeit und zwar unter den Ruhmbegierigen prophezeien läßt (vergl. auch „Paradiso", XV, 30): „Ecco, chi crescerà li nostri amori", durch: „Hier wird unsere Liebe sich mehr entzünden", wiedergibt, oder wenn er S. 195 bisavo („Paradiso", XV, 94) mit „Onkel" und S. 223 Ambra (Bernstein, „Paradiso", XXIX, 25) mit „Achat" übersetzt. Nicht minder irrig heißt es aber S. 196 für: il tempo non fuggía la misura („Paradiso", XV, 110: Die Zeit der Heirath war nicht eine gegen vernünftiges Maß verfrühte): „Die Zeit ihrer Heirath entfernte sich über das Maß".

Weniger ist es natürlich zu verwundern, wenn Bähr unter mehren Erklärungen einer Stelle diejenige sich angeeignet hat die mir wenigstens nicht als die richtige erscheint. So übersetzt er z. B. S. 201 das ingigliarsi („Paradiso", XVIII, 113) durch: „mit einer Lilienkrone schmücken", während der oben genannte Fürst Cantani in einer eigenen Abhandlung die Rich-

tigkeit der von mir in der zweiten Ausgabe von Kannegießer's „Dante“ gegebenen Erklärung: „die Gestalt einer Lilie annehmen“, überzeugend nachgewiesen hat. Ebenso interpungirt er die Stelle „Paradiso“, XXV, 90—91 noch in der alten Weise, obwol nach den übrigens divergirenden Ausführungen von Brun. Bianchi und Arbib wenigstens so viel feststehen dürfte daß der Punkt in dem zweiten jener Verse zu streichen und an das Ende des ersten zu setzen ist.

Ohne Zweifel bloße Uebereilungen sind es, wenn S. 184 („Purgatorio“, VI, 128) Raimund Berlinghier mit Romeo verwechselt oder S. 190 das Augustinische Werk „De civitate dei“ dem Orosius beigelegt wird. Etwas complicirter scheint der Irrthum S. 189, wo der Verfasser zuerst als Inhalt der Decretalen angibt, was überhaupt nicht in ihnen steht, und dann von den wirklichen Decretalen als „bekanntlich“ aussagt, was höchstens von den unechten des Pseudo-Isidor wahr sein könnte, „bekanntlich“ aber in neuerer Zeit bestritten ist.

Schließlich möge noch ein Uebelstand gerügt werden, der besonders in den Schriften sächsischer Autoren häufiger als billig den Leser zu stören pflegt: ich meine die bis zur Unkenntlichkeit entstellende Incorrectheit der Rechtschreibung von Eigennamen. So heißt es auch hier S. 6 Luginiani statt Lunigiana, S. 147 Agnani statt Anagni, S. 193 Brissius statt Bryson und noch viel Anderes mehr dergleichen.

Karl Witte.

Tagebuch aus Languedoc und Provence von Moritz Hartmann. Zwei Bände. Darmstadt, Leske. 1853. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Es ist geradezu lächerlich das Alles beschreiben zu wollen!“ sagt der Verfasser an einer Stelle bei den Feenbildern welche beim Anbruch der schönen, blauen, sternenbesäeten, Nachtigall durchsungenen provençalischen Nacht vor ihm auftauchen. Und doch hat er es beschrieben, und wir gewinnen, wenn auch keine vollkommene Anschauung, doch blitzende Bilder voller Reiz und Lockung, mehr davon zu sehen.

Seit Thümmel's „Reisen durch das mittägliche Frankreich“, das erste poetische Werk was das deutsche Publicum in moderner Zeit auf jene Gegenden aufmerksam machte, hat sich die Ansicht über die Schönheit jenes Landes sehr verändert. Wirkliche Reisende und Touristen, die nach Thümmel dort gewesen und Schilderungen geliefert haben, wollen nur schöne Oasen in einer ausgebrannten Wüste von Kalkstaub und verdorrenden Olivenbäumen gefunden haben; sie zählen mehr das Ungemach als die zauberhaften Eindrücke auf der Reise auf. Warum fliegt man durch ein solches Land! Wenn man mit Extrapost durch Hellas fliegt, geht es ebenso, wie man aus Nicolai's Reise weiß.

Der deutsche Flüchtling Moritz Hartmann scheint (dem letzten Capitel zufolge, welches er als Portal seinem Tagebuch vorangesetzt hat) ein reizendes Asyl daselbst auf einem von künstlerischen Landsleuten bewohnten oder besessenen Bergschloß am südlichsten Auslauf der Cevennen gefunden zu haben, von wo aus er gemächlich seine Streifereien nach Morgen und Abend unternimmt oder von den Zinnen des Schlosses aus die Fata Morgana, die vor ihm aufsteigen, vor dem realen Menschen oder dem Dichter, erfaßt und schildert. In beiden Fällen handelt er darin als Dichter zugleich sehr praktisch, daß er die Mittagssonne, ihren Brand und ihr Licht vermeidet, für sich und uns die Abendbeleuchtung oder den frühen Morgen wählt. Die Dürre, das blendende Mittagslicht auf dem Kalkboden, die unerträgliche Hitze haben so Viele vor ihm beschrieben daß es keines Dichters dazu bedarf, und wer will das wissen, lesen, wer im Unbehaglichen sich behaglich fühlen! Der Dichter in dem Maler, wenn man es nicht sonst wüßte, zeigt sich auch darin daß er mit leisen Andeutungen über die Schattenseiten weggeht; wer zu lesen versteht, weiß doch wieviel damit gesagt ist. Zum Beispiel wenn er die antiken Einrichtungen und Erinnerungen im Speisekeller der Diener schildert und die classischen Krüge, die wie in Pompeji an die Wand gelehnt stehen, voll des feurigen, kostbaren, süßen Weins, oder, heißt es, mit hier noch kostbarerm Inhalt, mit Quellwasser gefüllt. Wenn man dem nachdenken will, wieviel des Reizes dieser Zaubergegenden verschwindet, und wie lebendig ließe sich diese Wassernoth in einem nackten Kalkgebirge und in sumpfigen Flußalluvionen und Maremmen malen! Wozu aber wenn man froh ist und erfreuen will!

Welche interessante Abhandlung ließe sich über den Unterschied schreiben, wie Thümmel und Moritz Hartmann ihren Gegenstand geschildert haben; es würde zur Abhandlung über unsere Literatur oder die Culturgeschichte des ästhetischen Geschmacks. Thümmel gehört einer vergangenen Epoche, über welche die folgende romantische den Stab gebrochen hat, Hartmann gehört einer jüngsten an, die längst wieder die Romantiker als auf Irrwegen wandelnde Aesthetiker verdammt hat. Thümmel und Hartmann stehen sich gewissermaßen im Glauben nahe, und doch welcher Unterschied in der Auffassung, im Colorit! Zu jener witzigen, frivolen Nüchternheit der aufgeklärten Großritter im Zopf können wir nicht zurückkehren, ohne unsere Natur zu verleugnen, und diese Natur ist doch wieder das Product unserer sogenannten romantischen Studien. Möge man diesen Durch- und Uebergang schelten wie man will, wir verdanken ihm so viel daß wir uns an uns selbst versündigten wenn wir ihn verleugnen wollten. Was ist denn dieses Südfrankreich, wenn wir nur seinen lauen Himmel, seine Oliven und Feigen und Menschen, Charaktere, Erscheinungen und Gruppen darauf malen, wie sie überall sich finden, wenn wir nicht die eigenthümlichen Weisen aufsuchen und die wunderbaren historischen Monumente herausstellen in ihrer ganzen Bedeutung zur Gegenwart! Das thut Hartmann; das Besondere vor dem Allgemeinen, Abgeschlossenen, Abweichenden, die Schlagschatten der Gegend, der Menschenbilder, der historischen Ruinen hebt er hervor, Dasjenige was man in andern Ländern nicht oder nur selten findet, er colorirt es mit der Farbe die der Stoff selbst bietet und webt nur den harmonischen Zauber einer allgemeinen dichterischen Sprache darum, und Das ist es was uns anzieht. Da malt er die Fata Morgana, die in diesen weithingedehnten Sumpfregionen so überraschend aufsteigen, die nackten Kalkgebirge der Cevennen, die doch nicht nackt erscheinen, wenn der eigenthümliche Duft dieses Himmels sie färbt und bekleidet; da läßt er gespensterhaft das Fieber aus den Maremmen aufsteigen und ganze Landstriche verwüsten; da zeigt er uns die hellenischen Physiognomien in den Landleuten, die von der Phocäer-Colonie Marseille ihren Ursprung haben müssen; die kolossalen römischen Ruinen, unter denen er auch gern etwas Griechisches entdecken möchte, die Reste der Sarazenenbauten, die Trümmer der Feudalburgen und Städte. Es ist aber das historische Element, die Gesondertheit, der eigenthümliche Stempel den Völker, Stämme und Geschlechter der Gegend aufgedrückt haben, was ihr den Zauber für den Touristen verleiht, und weil der Dichter diesen Stempel anerkennt und nicht wie der Künstler nur die allgemeine Schönheitslinie sucht, wird daraus eine ganz eigene Reihe von Bildern, die wir so mit Vergnügen lesen daß wir selbst zuweilen hinein versetzt uns dünken.

So hätte freilich ein Thümmel auch die Idylle von den Seidenwürmern schreiben können, aber nicht die Andeutung auf den Aufruhr in den Cevennen. Die todte Stadt, Aigues-Mortues, und die Stadt aus einem Stein gehauen, die alte Feudalstadt der erloschenen Grafen von Baux sind meisterhafte Bilder. Wenn man antike Bauten schildert, geräth man unwillkürlich in die gelehrte Beschreibung, was den Eindruck schwächt. Nur in der Schilderung der Tempel von Pästum hat Stahr sich davon freizumachen gewußt. Tempel von Pästum sind freilich die Arena von Nismes nicht, auch nicht die maison carrée. In der Beschreibung der mittelalterlichen Baudenkmale tritt aber wieder der Dichter hervor, nicht in dem Sinn daß

er erfindet, fabelt, aber er hat ein Colorit zu behandeln, und darin ist Hartmann Meister.

Die elegischen Rückblicke auf die religiösen und andern Verfolgungen, auf die blutigen Vernichtungskriege gegen die Waldenser, Camisarden, die Protestanten und Bonapartisten zur Zeit der Restauration in Avignon und Nismes, die Streiflichter auf die verschiedenen politischen Gefangenen in den Festungen geworfen, gewinnen ein doppeltes Interesse wenn man den Verfasser selbst als Flüchtling weiß, der, aus Deutschland verbannt, kaum in dem großen Frankreich jetzt ein Asyl findet. Um so anerkennenswerther daß der elegische Ton nicht überwiegt, daß er so frisch und frei Natur, Menschen, die Kunst und die Erinnerung behandelt. Er zaubert uns in ein Zauberreich, in dem wir selbst gern leben, aus dem wir nicht fort möchten.

Während diese Zeilen zum Druck abgeschickt wurden, ging uns auch der zweite Theil des „Tagebuch" zu, der an Interesse dem ersten nicht nachsteht, vielmehr den durch das Ganze laufenden rothen Faden noch deutlicher zeigt. Diesen mag sich der Leser selbst aufsuchen, wir danken dem Verfasser daß er uns ein beinahe vollständiges Bild des Landes, seiner Bewohner und selbst eine Art Mosaikgemälde seiner Geschichte geliefert hat.

Von besonderer Anziehung sind seine Hinweisungen auf den Cevennenkrieg, einen der scheußlichsten und grausamsten Verfolgungskriege die je geführt worden, wenn nicht der allerscheußlichste, weil er nicht stattfand in einem Zeitalter der Finsterniß und Barbarei, sondern in dem erleuchteten und wie die Franzosen sagen, dem goldenen Ludwig's XIV. Mit Recht zieht der Verfasser eine Parallele zwischen diesem und Philipp II., zwischen Ludwig's Präfecten, dem blutigen Henker Baville Lamoignon und einem Alba, und fragt: Wie kamen jene fanatischen Spanier, die von Geburt und Bildung gelehrt waren die Ketzer zu hassen, zu dem Ruf den ihnen die Geschichte beilegt, wo diese so mild und nachsichtig über jenen König und seinen Satrapen hinweggeht, die durch Geburt und Bildung gemahnt waren menschlich gegen anders Denkende zu handeln? Auch die Historie ist von Zufälligkeiten abhängig und nicht immer das Weltgericht. Man verfolgt und sammelt jetzt, wenigstens von protestantischer Seite, in Frankreich mit vieler Aufmerksamkeit die Geschichte der Camisarden, und Hartmann führt uns auf ihre Schlachtfelder, er zeigt uns die kühnen strategischen Züge und Rückzüge des jungen Cäsar jener Zeit, des räthselhaften Cavalier, er läßt vor unsern Augen die Gebeine der Märtyrer aufgraben und ihre Geister erscheinen. Es ist eine treffende psychologische Erklärung die er gibt, wie es möglich wurde daß der begeisterte Gottesheld, der neue David der Kinder Gottes, Jean Cavalier, so einschlagen konnte daß er als Condottiere für Den und Jenen der Krieg führte und seine Dienste annahm enden mußte. Die Oertlichkeit des Kampfes findet Hartmann in Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" so dargestellt, als müsse der Dichter an Ort und Stelle die Gegend aufgenommen haben, was doch bekanntlich nicht der Fall ist, da Tieck nie in diesem Südfrankreich war. In der Beschreibung der Stierkämpfe, wie sie noch an einigen Orten des mittäglichen Frankreich abgehalten werden, nur barbarischer, grausamer und feiger als in Spanien, werden wir unwillkürlich auch an die Glaubenskämpfe und Religionskriege gemahnt die dort ausgefochten wurden. Der fanatische Pöbel stürzte sich nicht mit weniger Wuth auf die andersgläubigen Albigenser, Hugenotten, Reformirten und Camisarden, als auf die unglücklichen seiner infernalischen Blutlust geweihten Stiere, die beiläufig gesagt in Frankreich sich kaum vertheidigen dürfen. Der Protestantismus steht übrigens, wurzelnd auf den Leichen und dem Blut so vieler Märtyrer, in den kleinen Gemeinden des Landes unerschütterlich fest, nur nicht in der schöpferischen Reinheit und Begeisterung, wie der Verfasser es wünscht. Jene Camisarden, die in ihrem Glaubensmuth, in der Prophetengabe, die sie überkam wie Pilze aus der Erde schießen, so aggressiv gegen den Katholicismus auftraten und in mancher Beziehung den Puritanern Schottlands so ähnlich waren, haben ihren Enkeln Nichts als einen conservativen Protestantismus vermacht. Sie verhalten sich nur in guter Defensive gegen den katholischen Klerus, leben und streben in sich selbst aber nicht weiter. Lese man übrigens das gerühmte Toleranzedict, durch welches erst 1787 Ludwig XVI. die Duldung der Protestanten aussprach. Ausdrücklich geschah es nicht aus christlicher Ueberzeugung noch aus Liebe für seine andersgläubigen Unterthanen, sondern der König erklärt seine protestantischen Unterthanen eigentlich nur um deswillen für nicht mehr vogelfrei, weil es ihm an Spürhunden und Treibern fehlt, um sie scheuchen, fahnden hinrichten zu lassen, wie es von seinen in Gott ruhenden Vätern geschehen; er erklärt sich von der öffentlichen Meinung, welche schreiend die Emancipation der Dissidenten fodere, für überwunden und gibt geständlich nur Das nach was zu verweigern nicht mehr in seiner Macht steht, nämlich daß sie leben, athmen, essen, trinken, sich verheirathen und Handel treiben dürfen, weiter Nichts. Das Toleranzedict des frommen Königs ist in seiner Auflösung ein Document, was seinen Haß und seine Verachtung gegen Die attestirt denen er Gnade spendet. Es ist eine traurige, aber vollständig erwiesene Wahrheit daß der mächtige Adel Südfrankreichs, der erst den Protestantismus mit ganzer Seele ergriffen hatte und später, als Nichts mehr dabei zu gewinnen war, die Sache verließ, schnell aus dem Anhänger zum Verfolger umschlug; und zwar verfolgte er auf das barbarischste seine ehemaligen Glaubensgenossen. Die Revolution hat ihn dafür grausam genug gestraft, er ist vollständig vernichtet und so daß die Gleichmachung ins Fleisch und Blut der gesammten Bevölkerung eingedrungen ist.

Alterthümer springen dem Beobachter und Sammler überall entgegen; noch cursiren römische Kupfermünzen dergestalt als Sousstücke in den Provinzen daß man sie in jedem Klingelbeutel findet. Der Verfasser ertheilt den Numismatikern Europas den Rath, sich an die Pastoren in Südfrankreich zu wenden, wenn sie römische Münzen aus der Kaiserzeit eintauschen wollen. Dagegen prophezeit der Verfasser einem andern spätern Alterthum einen baldigen Untergang, der provençalischen Sprache, trotz aller ihrer Poesie und den Anstrengungen die man macht, sie zu erhalten; die französische Sprache dringt siegend bis an die Pyrenäen vor. Die deutsche Sprache macht auch Eroberungen, natürlich nur als Liebhaberei und Studium der Gelehrten; es ist aber interessant zu hören mit welcher Achtung man sie studirt. Noch interessanter daß der Süden von deutschen jungen Aerzten wimmelt; es sind die deutschen Flüchtlinge, welche der Existenzmittel beraubt in dem berühmten Montpellier eifrig Medicin studiren und, wie es scheint, dann leicht vermöge des Rufs deutscher Gelehrsamkeit Praxis finden. Vergessen sie ihr Vaterland?

Lassen wir zum Schluß den Verfasser und Dichter ein mal selbst reden: „Ich schreibe dies, auf einem Felsstücke sitzend, beschattet von einem wilden Brombeerstrauch, der mich gütig gelabt hat, da ich seit Stunden, vom Wege verirrt, allen Menschenwohnungen fern bin. Vor mir ein schmaler Fußpfad, nur selten von den Ziegen und dem Jäger betreten, er verliert sich in verwittertem Gestein, um mich dehnt sich weit und breit eine kahle Gebirgswüste, aus grauen Bergrücken zusammengestückelt. Weit hinter mir der freundliche Gau Baunages und weit vor mir die Ketten der Hochcevennen, die vierfach und fünffach, gezackt und in langgestreckten Linien hinziehen. Ein grauer Schleier zittert in der Mittagssonne glühend über ihren Häuptern. Nichts bewegt sich rings als etwa eine Eidechse, die aus den kalkigen Steinen schlüpft, und, durch zwei Hügelreihen getrennt, die Flügel einer Windmühle, die einförmig und einzeln auftauchen und verschwinden. Empfinde ich jenes süß unheimliche Gefühl? Mehr als jeder Andere braucht der Wanderer eine Heimat. Der gezwungene Reisende wandert nicht, er flieht." An einer Stelle vorher sagt er: „Ohne Ziel ist das Reisen fast so traurig wie ein Leben ohne Zweck, ohne

Idee. Wenn nicht die Heimat das letzte Ende des Wanderers, der vielen Mühen letzter Lohn ist, ist es ein Irren in der Wüste, ein im Kreise Gehen, ein Streifzug durch eine unendliche Fläche, von deren Horizont kein schattiger Baum, kein gastliches Licht winkt. Der Wanderer muß die Aussicht auf einen heimischen Herd haben, um den herum seine Lieben sitzen, die mit Theilnahme den Erzählungen von fremden Ländern, von Abenteuern und bestandenem Mühsal horchen. George Sand beschreibt einmal das süß-unheimliche Gefühl des Alleinseins in fremder Ferne, irgendwo in einem weltvergessenen Thale, in einem labyrinthischen Gebirge, da man sich sagt: Jetzt bist du zum ersten mal allein, jetzt bist du frei; dir, dir allein und den Geistern in dir überlassen. Wenn aber dieses Gefühl ein alltägliches geworden, dann hat es seinen Reiz verloren." 69.

Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. Erzählt von O. Klopp. Hanover, Rümpler. 1852. 8. 1 Thlr.

Am 24. März 1607 wurde Michiel Adriaanszoon zu Vlissingen auf der Insel Walcheren geboren. Sein Vater war ein armer Bierträger, seine Mutter die Tochter eines Reitersmanns, weshalb Michiel den Namen de Ruiter annahm. In der Schule wußten die Lehrer nicht viel zu seinem Ruhme zu sagen; es war ihm unbehaglich zwischen den engen, dumpfen Wänden; wo aber ein muthwilliger Streich auszuführen war, stand Michiel an der Spitze, und zuletzt mußte man ihn aus der Schule verweisen. Nun wurde der Knabe auf die Seilerbahn der Herren Lampsen zu Vlissingen gegeben; aber auch das gefiel ihm nicht; sehnsüchtig schaute er nach den hohen Masten und den schwellenden Segeln, denn da nur meinte er die rechte Heimat zu finden. Auf der Seilerbahn war man ebenfalls mit ihm nicht zufrieden und es war nahe daran daß man ihn fortschicken wollte; darum entschlossen sich die Aeltern, seinen dringenden Wünschen zu willfahren und den elfjährigen Knaben als Hochbootsmannsjungen auf ein Schiff zu geben. So war der Anfang des Seehelden, der nach einer langen und ruhmvollen Laufbahn am 29. April 1676 als Herzog in Spanien, Ritter in Dänemark und General-Admirallieutenant von Holland und Westfriesland auf dem Bett der Ehre starb, und dem die Geschichte das Zeugniß ausstellt daß er zu diesen hohen Aemtern und Würden nicht durch Gunst, sondern lediglich durch wahres Verdienst erhoben worden ist. Die Menge der berühmten Thaten die er auf dem Meere vollbracht hat, seine fast immer vom Siege gekrönten Kämpfe gegen die afrikanischen Seeräuber, gegen die portugiesischen, englischen und französischen Flotten sind in der vorliegenden Schrift ausführlich erzählt, wobei der Verfasser das 1687 erschienene Werk von Brandt: „Het leven en bedryf van den heere de Ruiter" als Hauptquelle benutzt hat. Die alte Einfachheit dieser Quelle findet sich auch in dieser Bearbeitung wieder; das Bild des Helden ist schmucklos gezeichnet, seine Thaten werden ohne dichterisches Gepränge vorgeführt; die von ihm gelieferten Seeschlachten sind nicht mit phantastischen Farben gemalt, sondern schlicht und ruhig beschrieben; die politischen Verhältnisse, unter welchen de Ruiter sich bewegte, sind im Lichte der neuern Forschungen dargestellt; es wird daher dieses Buch Jedem der sich für den Gegenstand speciell interessirt und keinen Seeroman à la Sue, sondern nüchterne geschichtliche Wahrheit lesen will, als eine wackere Arbeit willkommen sein.

Um eine Probe aus dem Buche zu geben, lassen wir die Beschreibung des zum Besten der Niederlande unternommenen und glücklich ausgeführten Betrugs folgen, durch welchen Johann de Witt und sechs andere holländische Staatsmänner ihre minder patriotischen Collegen und den spionirenden englischen Gesandten Downing überlisteten.

„Der Neid der Engländer war von Jahr zu Jahr gestiegen; denn trotz Cromwell's Navigationsacte war der Handel der Niederländer damals noch fünffach bedeutender als der englische. Dieser Neid war eine der Hauptursachen des Kriegs, den Karl II. ohne alle Veranlassung und Kriegserklärung schon im Frühlinge 1664 an der Westküste Afrikas führte. Die Engländer behaupteten dort daß der portugiesische König die ganze Westküste Afrikas an seine Tochter, die Gemahlin Karl's II., als Mitgift abgetreten habe, und daß sie sich deshalb in Besitz derselben setzen müßten. Der englische Admiral Holmes eroberte ein Fort und einen Hafen nach dem andern, und es war große Gefahr vorhanden daß die ganze Goldküste den Niederländern verloren ginge. Unter solchen Umständen klagte die westindische Compagnie, deren Besitzthum verletzt war, bei den Generalstaaten und diese foderten Rechenschaft bei dem englischen Gesandten Downing. Er erwiderte daß es nur Streitigkeiten zwischen der westindischen Handelscompagnie in den Niederlanden und der afrikanischen in England seien, daß aber sein König die Sache untersuchen und dann nach Befinden derselben Recht sprechen würde. Indessen war mit einer solchen Antwort den Generalstaaten nicht gedient und es ward sofort der Beschluß gefaßt, 12 starke Kriegsschiffe auszurüsten und hinzusenden. Aber Johann de Witt und einige andere Mitglieder der Generalstaaten, in Allem sieben, erwogen daß solche Hülfe zu spät kommen würde und Eile noth thäte; zugleich bedachten sie daß unter den Generalstaaten selbst einige Männer dem Interesse Englands zu sehr ergeben seien; darum kam es darauf an, einen raschen Entschluß zu fassen und zugleich diesen geheim zu halten. Was nun geschah, war fast ein Wunder an List und Klugheit zu nennen. Jene sieben Männer kamen überein, statt der Ausrüstung 12 neuer Kriegsschiffe den Admiral de Ruiter mit seinen 12 Kriegsschiffen aus dem Mittelmeere nach dem grünen Vorgebirge und Guinea zu senden. Diesen Beschluß rückten sie in das Protokoll ein, welches am Montag Morgen, den 11. August, verlesen ward und welches Dasjenige enthielt was am Sonnabend, den 9. August, beschlossen war. Aber sie trugen Sorge daß während der Verlesung diejenigen Mitglieder denen sie am wenigsten trauten bei Seite in die Fensterbogen gezogen und in ein Gespräch verwickelt wurden, sodaß sie nicht zuhörten; auch wurde absichtlich so rasch gelesen daß selbst der Präsident, der von einem jener sieben Männer um etwas gefragt wurde, den Inhalt des Protokolls nicht genau kannte. Dazu kam daß am Sonnabend nicht blos ein Anderer den Vorsitz gehabt hatte, sondern auch viele der Mitglieder nicht gegenwärtig gewesen waren. Der Beschluß des Montags ward von den sieben Männern, die im Geheimniß waren, nur als Erweiterung von demjenigen des Sonnabends angesehen und der Präsident vom Sonnabend unterschrieb das Protokoll, wie es häufig geschieht, ohne es gelesen zu haben, in vollem Vertrauen auf die richtige Abfassung desselben durch den Secretair. Also war die Sache selbst vielen Mitgliedern der Generalstaaten ein Geheimniß und sie erkannten die Wichtigkeit des so stillschweigend gefaßten Beschlusses erst aus den weithinwirkenden Folgen. So kam es daß dem englischen Gesandten, der fast Alles was in der Versammlung der Generalstaaten vorging augenblicklich erfuhr, dieser Plan verborgen blieb. Er meldete an seinen König Karl II. daß die Unternehmungen der Generalstaaten gegen die Thaten des Admiral Holmes noch in weitem Felde seien. Als jedoch den Engländern bedenkliche Vermuthungen über das Verbleiben de Ruiter's mit seinen Kriegsschiffen aufstiegen, erhielt der Gesandte Downing Befehl, der Sache genauer nachzuforschen. Er wandte sich geradezu an de Witt und fragte, ob de Ruiter Auftrag habe nach der Westküste Afrikas zu segeln. De Witt erwiderte: «Ich kann Euch versichern daß die Admitalität der Provinz Holland ihm keinen Auftrag gegeben hat, worüber der englische König in Sorge sein dürfte; und was die Generalstaaten anbetrifft, so habe ich wol nicht nöthig Euch darüber etwas zu sagen, da Ihr ja Alles wisset was in deren Versammlung vorfällt.» Auf diese Worte hin versicherte Downing seinem Hof daß de Ruiter nicht nach Guinea geschickt sei, und

als endlich die Engländer hinter die Wahrheit kamen, war es für sie zu spät geworden, dem Admiral de Ruiter mit Erfolg auf diesem Zuge entgegenzutreten; er hatte bereits seinen Zweck erreicht, die Interessen der niederländisch-westindischen Compagnie sichergestellt und den Engländern empfindliche Verluste an der afrikanischen Küste zugefügt." 27.

Bekenntnisse eines italienischen Flüchtlings.

Eine soeben in London erschienene Schrift „Lorenzo Benoni, or passager in the life of an Italian", wie weiter auf dem Titel bemerkt ist, von einem Freunde des Verfassers herausgegeben, hat einen italienischen Flüchtling zum Verfasser und ist in einem recht lesbaren Englisch geschrieben, obschon der rhetorisch-pathetische Stil, wie er den Italienern überhaupt eigenthümlich ist, den Eindruck des Ganzen mehr beeinträchtigt als erhöht, wozu noch kommt daß der Erzählung offenbar noch mancherlei Elemente rein poetischer Erfindung beigemischt sind, die der Glaubwürdigkeit des darin Mitgetheilten nicht selten Eintrag thun. Jedoch enthält die Schrift auch Manches was für die Zustände und Stimmungen des italienischen Volks charakteristisch ist und zu ihrer genauern Kenntniß beitragen kann. Sehr richtige, wenn auch leider sehr verzweifelte Ansichten legt der Verfasser einem vorgeblichen Oheim von ihm in den Mund. Hier eine Probe: „Ich nahm keinen Anstand", erzählt der Verfasser, „in Gegenwart meines Oheims bei jeder Gelegenheit mit größter Leidenschaftlichkeit die Landesregierung der ärgsten Dinge zu beschuldigen, während er all seine Beredtsamkeit aufwandte mich davon abzubringen. «Ihr jungen Leute», pflegte er dann zu sagen, «seht die Dinge nicht wie sie sind, sondern wie euere Phantasie sie euch erscheinen läßt. Ich gebe zu daß es nicht leicht Jemand gibt der die Regierung (die sardinische) nicht haßt und verabscheut; sie aber läßt sich dies nicht anfechten und schreitet in gedeihlicher Weise fort. Sieh' dich doch nur in der Gesellschaft um und sage mir aufrichtig wo du jene männlichen Tugenden, jenen Opfergeist, jene Selbstentsagung erblickst, woraus allein eine Regeneration der Völker hervorgehen kann. Blicke z. B. auf unsern Adel. Die Bejahrten unter ihm sehen freilich scheel auf die Regierung; meinst du aber, sie thäten dies aus Liebe zur Freiheit? Weit gefehlt! Sie murren nicht aus Freiheitsliebe, sondern weil sie gern selbst an das Ruder kommen möchten. Die jungen Leute aber denken an nichts Anderes als an ihre Reitpferde und ihre Maitressen. Die mittlern Classen sind gänzlich vom Dämon der Selbstsucht besessen; Jeder speculirt nur darauf ein Aemtchen oder ein Landhäuschen zu erhalten und sich so schnell als möglich, durch welche Mittel es auch sei, zu bereichern und emporzubringen. Nummer Eins ist ihr Gott.» «Aber das Volk, Oheim?» «Ja, das Volk! Mit dem kommst du mir gerade recht! Das Volk ist abergläubisch und unwissend (nicht durch seine eigene Schuld, ich gebe es zu, aber es ist einmal so) und befindet sich demzufolge in der Leibeigenschaft der Pfaffen, dieser geschworenen Feinde jedes Fortschritts. Das Volk hört Morgens die Messe und berauscht sich Abends und glaubt dabei mit Gott und seinem Gewissen auf dem besten Fuß zu stehen. Was bleibt uns noch übrig? Einige junge Leute die sich an der griechischen und römischen Geschichte vollgesogen haben, die, ich will es nicht in Zweifel ziehen, begeistert und edelherzig, aber vollkommen untüchtig sind etwas Anderes auszuführen als was sie schließlich an den Galgen bringt. Wo im Allgemeinen die Mannestugend fehlt, mein Bester, da fehlt auch die Kraft etwas Tüchtiges hervorzubringen. Die Masse, das versichere ich dir, ist verfault bis in das Innerste. Angenommen daß es euch auch gelänge für einen Augenblick aus dem Bestehenden tabula rasa zu machen, was dann weiter? Was könnt ihr aus solchen Elementen aufbauen? Ein Bauwerk welches auf in sich zerbröckelten Trümmern aufgebaut ist hat keinen Halt und wird beim ersten Stoß in sich selbst zusammenbrechen. Das Uebel hat in der Wurzel der Gesellschaft selbst seinen Sitz.» «Wohlan denn», rief ich heftig, «so laßt uns das Uebel an der Wurzel selbst angreifen.» «Sprichst du im Ernst?» sagte mein Oheim an den Nägeln kauend und sich dann in einiger Aufregung erhebend; «glaubst du daß die Gesellschaft sich umwenden läßt wie ein Pfannkuchen? Wahrlich der Junge ist auf dem geraden Wege nach dem Ospedaletto» (dem Bedlam von Genua) u. s. w." Trotz ihres übertriebenen Pathos auf der einen Seite sind die Italiener auf der andern doch außerordentlich dazu geeignet (und ihre Geschichte gibt ihnen hierzu freilich genug Handhaben), die innere moralische Fäulniß des menschlichen Geschlechts und besonders ihres eigenen Volks zu erkennen, und Machiavelli, der die Behauptung aufstellte: „Es gibt in der Welt Nichts als Pöbel", stützte sein System auf diese moralische Fäulniß ebenso wol als Mazzini das seinige. 70.

Literarische Notizen.

Bei George Routledgo in London erscheint in gleichmäßigem Format eine illustrirte Ausgabe der nordamerikanischen Dichter. Bisjetzt sind vollständig: Lowell's (James Russel), Longfellow's, Whittiar's, Sigourney's, Willis', Bryant's und Holmes' poetische Werke. Die von Lowell sind mit Einleitungen von A. R. Scoble Esq., die von Bryant mit einer von Griswlod verfaßten Lebensbeschreibung des Dichters und einem Vorwort von F. W. R. Bayley Esq., die von Sigourney mit einer Einleitung von dem Letztgenannten versehen. Die Ausgabe von Willis' Werken enthält eine Zahl von Gedichten die bisher noch nicht gedruckt waren, die von Longfellow auch seine Uebersetzungen. Die Illustrationen sind von Dalziel. Auch erschienen Longfellow's „Complete prose works" ebenfalls mit Illustrationen von Dalziel nach Zeichnungen von John Gilbert ausgeführt.

Als das „Most extraordinary work of the season" zeigt die Buchhandlung von Hope und Comp. an: „The adventures of a Lady in Tartary, Thibet, China and Kashmir; through portions of territory never before visited by European; with an account of the journey from the Punjal to Bombay Overland, via the famous caves of Ajunta and Ellora. Also, an account of the Maballeshwur and Neiglherry mountains, the sanataria of the Bombay and Madras presidencies." (Drei starke Bände mit Kupferstichen, Portraits und Karten.) 71.

Bibliographie.

Delius, N., J. Payne Collier's alte handschriftliche Emendationen zum Shakspere gewürdigt. Bonn, König. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Gall, Louise v., Der neue Kreuzritter. Roman. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, R. Gedichte. Mainz, v. Zabern. 8. 15 Ngr.

Helfferich, A., Kunst und Kunststyl. Mit einem Sendschreiben an W. v. Kaulbach. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 16 Ngr.

Heufler, L. R. v., Italienische Briefe. Mit einem Anhange: Erinnerungen aus dem Küstenlande. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, E., Simson und Delila. Eine Tragödie in fünf Akten. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 Thlr.

Ploennies, Luise v., Mariken von Nymwegen. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr.

Rietmann, J. J., Ueber Shakspeare's religiöse und ethische Bedeutung. Eine practische Studie. St. Gallen, Huber u. Comp. 12. 27 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benfey (Theodor), ***Handbuch der Sanskritsprache.*** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Zweite Abtheilung. Erster Theil. — A. u. d. T.: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil. Text, Anmerkungen, Metra. 8. Geh. 4 Thlr.

Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der **Sanskritliteratur** machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniss durch das vorliegende Werk ab, dessen *erste Abtheilung* (1852, 5 Thlr.) eine **vollständige Grammatik** der Sanskritsprache enthält, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lecture, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodass das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmässigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Mit dem soeben erschienenen *ersten Theile der zweiten Abtheilung* dieses „Handbuchs der Sanskritsprache" — einer **Chrestomathie**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen lehrt — und dem ebenfalls bald vollendeten *zweiten Theile der zweiten Abtheilung* — einem **Glossar** — ist das Werk vollständig.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von ***T. Benfey.*** 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist zur Einsicht zu erhalten:

Centralblatt
für
Naturwissenschaften und Anthropologie.
Herausgegeben von
Prof. Dr. *Gustav Theodor Fechner.*
I. Jahrgang. 1853. Erstes Semester.
Hoch 4. Geheftet. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1853.

Avenarius & Mendelssohn.

Josef Rank's Dorfgeschichten.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben von **Josef Rank.** **Erste Gesammtausgabe.** **Drei Bände.** 12. Geh. 5 Thlr.

Josef Rank's Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde" gehören zu den besten Erzeugnissen der deutschen Dorfgeschichtenliteratur. **Max Waldau**, der bekannte Dichter und Kritiker, stellt sie den Auerbach'schen Dorfgeschichten an die Seite, indem er u. A. sagt: „Beide, Berthold Auerbach und Josef Rank, die besten oder, sagen wir es nur heraus, die einzigen Dorfgeschichtenschreiber unserer Zeit, kennen das Dorf und wirken auf Grund dieser Kenntniß. Gleichwol sind sie wesentlich voneinander verschieden, sie gehen auf verschiedenen Wegen nach verschiedenen Zielen." **Rank's Dorfgeschichten** verdienen deshalb gewiß von allen Freunden der Auerbach'schen Dorfgeschichten gelesen zu werden.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Delius, N. Dr., Ungedruckte Provenzalische Lieder von Peire Vidal, Bernard v. Ventadorn, Folquet von Marseille und Peirol von Auvergne. 10 Ngr.

——————, Der Mythus von William Shakspere. Eine Kritik der Shakspere'schen Biographie. 7½ Ngr.

——————, J. Payne Collier's alte handschriftliche Emendationen zum Shakspere gewürdigt von Dr. N. Delius. 8. Geh. 12½ Ngr.

☞ Die von J. Payne Collier aufgefundenen **handschriftlichen Emendationen zum Shakspere** haben wegen ihres Alters und ihrer scheinbaren Bedeutung für das Verständniss des Dichters die grösste Sensation hervorgerufen. Die angezeigte Abhandlung enthält einen eingehenden Bericht über diesen Fund und setzt durch ihre Kritik den deutschen Leser in den Stand, über den Werth des Fundes sich ein selbständiges Urtheil zu bilden.

Bonn, 15. Juni 1853. **H. B. König.**

Soeben erschien in **Miniatur-Ausgabe** bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Racine's Phädra, deutsch von **Adolf Böttger.** Geh. 16 Ngr. Geb. 22 Ngr.

Adolf Böttger, dem deutschen Publicum durch seine eigenen Poesien wie durch meisterhafte Uebersetzungen ausländischer Dichterwerke rühmlichst bekannt, beginnt eine beabsichtigte Uebertragung der bedeutendsten Tragödien **Racine's** mit der vorliegenden Uebersetzung der in Deutschland namhaft-anerkanntesten Tragödie „Phädra", deren Aufnahme über eine künftige Fortsetzung des Werks entscheiden soll, und bittet, die Wahl gerade dieses Stücks nach dem hohen Vorgang Schiller's ihm nicht als Anmaßung zu deuten.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1853
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

59. **Cotta (B.), Deutschlands Boden** in seinen nationalökonomischen Wirkungen dargestellt. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Zwei Theile. 8. Geh.

60. Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte. Herausgegeben von Dr. **H. Prosch** und Dr. **H. H. Ploss.** In drei Bänden. 8. Geh.

61. **Die heiligen Frauen.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Dritte Folge der Frauen der Bibel. In Lieferungen. 4. Jede Lieferung 8 Ngr.

Die Erste und Zweite Folge dieses Werks mit 38 Stahlstichen erschienen 1851 und kostet jede derselben geheftet 5 Thlr., cartonnirt 5 Thlr. 15 Ngr., gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr.

Die Erste Folge erschien in 20, die Zweite Folge in 18 Lieferungen zu 8 Ngr., welche auch einzeln zu beziehen sind.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr. Gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

62. **Gedichte des Rothenburger Einsiedlers.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr.

63. **Georges (E. E.), Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch.** 8. Geh.

64. **Grangier (L.), Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française,** depuis son origine jusqu'à nos jours. Ouvrage rédigé d'après les meilleurs critiques et destiné aux maisons d'éducation des deux sexes. In-8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Premiers éléments de littérature française comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. 1850. 18 Ngr.

Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.

65. **Hahn (Generalsuperintendent Dr. A.), Das Bekenntniß der evangelischen Kirche** in seinem Verhältniß zu dem der römischen und griechischen. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen. 8. Geh.

66. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Der bekannte Dichter **Wolfgang Müller** in Düsseldorf sagt über diese allgemein freundlich begrüßte Gedichtsammlung, die jetzt bereits in zweiter Auflage erscheint, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung": „Sie verdient den allerfreundlichsten und herzlichsten Geleitsbrief an alle gebildeten Menschen im deutschen Vaterland. Dies Buch ist in der That wie ein edles und reiches Schatzkästlein: die Gedanken liegen darin wie die farbigsten, funkelndsten Edelsteine und zeigen in ihren Formen so tadellose, scharfgeschliffene krystallinische Gestaltungen, daß Herz und Sinn ihre aufrichtige Freude daran haben müssen. Friedrich Rückert in der «Weisheit des Brahmanen» und Leopold Schefer in seinem «Laienbrevier» sind seine Vorgänger, der erstere aber ist redseliger, der letztere schwülstiger als Hammer, bei dem man neben der Klarheit des Gedankens den präcisen und prägnanten Stil bewundern muß."

67. **Hartmann (K.), Praktisches Handbuch** der Roh- und Stabeisen-Fabrikation in leichtfaßlichem Vortrage. Zugleich als systematischer Text zu: „Die Fabrikation des Eisens. Von **E. Flachat, A. Barrault** und **J. Petiet.** Atlas mit erläuterndem Texte." Mit acht Tafeln. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein gedrängtes, praktisches Lehrbuch für Alle, die ein näheres oder entfernteres Interesse an dem Eisenhüttengewerbe nehmen. Ausführliche Prospecte über den Inhalt des Werks sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, durch die auch das obenerwähnte Werk von **Flachat, Barrault** und **Petiet** (drei Lieferungen, 92 Tafeln und Karten enthaltend, 1847—51, 27 Thlr.) von mir bezogen werden kann.

68. **Horn (M.), Die Lilie vom See.** Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue Dichtung des durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: „**Die Pilgerfahrt der Rose**" (geheftet 20 Ngr., gebunden 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, rasch bekanntgewordenen jugendlichen Dichters, die sich gewiß ebenso zahlreiche Freunde gewinnen wird.

69. **Der Hort der Dichtung.** Eine Göttersage in sechszehn Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

70. **W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Großoctav. — Ausgabe in Octav. Geheftet und gebunden.

Ebendaselbst erschien:

Lichtstrahlen aus W. v. Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. 1852. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachläßen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege." Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon die fünfte Auflage erscheint.

Dem Interesse das die „Briefe an eine Freundin" für **Wilhelm von Humboldt** erregten, haben die von **Elisa Maier** aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen" es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und vor kurzem schon in zweiter Auflage erschienen.

71. **Irving (W.), Ausgewählte Schriften.** Mit Illustrationen von **Henry Ritter.** 8. Geh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 33. — 13. August 1853.

Inhalt.

Frankreich nach seinen innern Verhältnissen und seinen Beziehungen zu Europa.

1. Der neue Kaiser der Franzosen. Politische Bedenken. Wien, Jasper's Wwe. und Hügel. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Napoléon III par *M. A. de La Guéronnière*. Paris 1853.
3. Geschichte des Kaisers Ludwig Napoleon. Nach authentischen Quellen, sowie den Schriften und Briefen des Kaisers bearbeitet. Berlin, Sacco. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Napoleon III., Kaiser der Franzosen. Sein politisches und literarisches Leben mit Rücksicht auf seine Familie. Dargestellt von A. Liebesfreund. Berlin, Hempel. 1853. 8. 20 Ngr.
5. Les limites de la France, par *Alexandre Le Masson*. Paris 1853.
6. Lettres franques. A Napoléon III, Empereur des Français. Par *Frédéric Billot*. Paris 1853.
7. Les limites de la Belgique. Réponse aux Limites de la France. Zweite Auflage. Brüssel 1853.
8. Westeuropäische Grenzen. Von einem Beamten der Civilisation. Trier, Lintz. 1853. 8. 15 Ngr.
9. Das französische Kaiserthum und die europäischen Mächte, oder der Allianzvertrag vom 20. November 1815. Freiburg im Br., Diernfellner. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.
10. Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Ludwig Napoleon und den deutschen Heerestheilen. Von einem deutschen Offizier a. D. Erste und zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 20 Ngr.
11. Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den vier letzten Regierungsformen. Eine statistische Skizze vom Freiherrn Friedrich von Reden. Darmstadt, Jonghaus. 1853. Gr. 8. 7½ Ngr.
12. Frankreich, seine Elemente und ihre Entwickelung. Mit einer Einleitung über Form und Freiheit in der Geschichte. Von Gustav Diezel. Stuttgart, Göpel. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
13. Ueber die mögliche Größe Frankreichs. Von Naudot. Aus dem Französischen übersetzt von C. J. Bergius. Breslau, Korn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

Der neue Napoleon.

Eine bekannte politische Phrase nennt Frankreich die „Unruhe in der deutschen Staatenuhr". Stärker drückt dies der Verfasser einer der oben angeführten Schriften, der „Limites de la Belgique", aus, wenn er sagt: „Frankreich ist seit mehren Jahrhunderten die große Ruhestörerin Europas." Ohne dies harte Urtheil schon hier bekräftigen oder widerlegen zu wollen, können wir so viel doch unbedenklich aussprechen daß Frankreichs ganzes Sein und Thun, seine innere Entwickelung ebenso wie die unmittelbar nach außen gewendeten Phasen seiner Politik weit mehr als die irgend eines andern Staats auf die allgemeinen Verhältnisse Europas, die innern Zustände der Nachbarländer und den Weltfrieden beinahe zu allen Zeiten einen entscheidenden Einfluß geübt haben. War dies von jeher der Fall, so scheint es in erhöhtem Maße stattfinden zu sollen, seitdem durch die neuesten Ereignisse in Frankreich ein Zustand der Dinge herbeigeführt worden ist, der, mag er nun dauernd sein oder über kurz oder lang zu einer neuen Katastrophe führen, in jenem Falle durch die beinahe unabweisbaren Bedingungen seiner Dauer selbst, in diesem durch die unabsehbaren Folgen eines abermaligen Umschwungs verhängnißvoll für ganz Europa zu werden droht. Es ist keinem Zweifel unterworfen daß seit dem 2. December 1851 die empfindliche Magnetnadel der allgemeinen europäischen Politik mehr denn je nach dem Lande hinneigt, welches schon so oft gleich einem politischen Aeolus die Stürme revolutionnairer Bewegungen wie eroberungssüchtiger Kriegszüge über Europa entfesselt hat. Mit ängstlicher Spannung blicken sowol die einzelnen Staaten und ihre Lenker als auch in den einzelnen Staaten die verschiedenen politischen Parteien auf den Mann hin, der, weil er Frankreichs Geschicke in diesem Augenblick an seinen Willen und seinen Stern gefesselt hat, nach jener alten und leider nur zu oft bewahrheiteten Tradition von der geschichtlichen Initiative Frankreichs die Geschicke der ganzen Welt, der alten wenigstens, in seiner Hand zu halten scheint. Und nicht blos um die persönlichen Absichten dieses Man-

nes handelt es sich, nicht um Das allein, wovon man annimmt daß er es werde thun wollen, sondern um Das was er thun kann oder thun muß. Denn darüber sind bei aller sonstigen Verschiedenheit der Ansichten in Betreff der politischen und moralischen Würdigung der gegenwärtigen Regierung Frankreichs die Meinungen beinahe aller Parteien übereinstimmend, daß der dritte Napoleon nicht blos durch seinen Willen, seine Kraft oder List, sondern durch den gewaltigen Zug eines in der ganzen vorausgegangenen Entwickelungsgeschichte Frankreichs tief gewurzelten Verhängnisses zu jener schrankenlosen Gewalt gelangt ist, die ohne jene tiefern Voraussetzungen als etwas schlechthin Unbegreifliches, als eine geschichtliche Abnormität und Absurdität erscheinen müßte; daß aber auch aus gleichem Grunde der Gebrauch dieser Gewalt nicht von dem Willen, den guten oder bösen Absichten jenes Mannes allein abhängt, sondern von eben jenem übermächtigen Verhängniß Frankreichs, welches in dieser Person sich gleichsam verkörpert hat.

Wir haben seiner Zeit (vergl. Nr. 30 d. Bl. f. 1852) die That des 2. December 1851 auf Grund der verschiedenartigen literarischen Urtheile und Mittheilungen darüber nach ihren unmittelbaren sittlichen und politischen Motiven zu würdigen unternommen. Heute kommt es uns darauf an, die Folgen dieser That für Europa und speciell für unser Vaterland ins Auge zu fassen. Wir werden uns deshalb zunächst noch ein mal mit der Persönlichkeit zu beschäftigen haben, welche der Urheber und Träger des mit dem 2. December 1851 in Frankreich zur Herrschaft gelangten politischen Systems ist, wir werden versuchen, mit Benutzung der hierüber vorhandenen literarischen Documente den Charakter und die Willensrichtung des gegenwärtigen Beherrschers der Franzosen, wie sie aus seiner Bildungsweise, seinen Thaten und Aeußerungen resultirt, in ihrem maßgebenden Einfluß auf die Geschicke Frankreichs und insbesondere auf dessen äußere Politik zur Anschauung zu bringen; wir werden sodann aber auch die in den Zuständen Frankreichs selbst, in dessen bisheriger Entwickelungsgeschichte, in dem Charakter der französischen Nation enthaltenen Momente, welche auf die Willensentschließungen auch des scheinbar unumschränktesten Machthabers einen schwer abzuweisenden Einfluß äußern, in Betracht ziehen müssen; wir werden, soweit möglich, aus einer Vergleichung dieser verschiedenen Factoren die muthmaßlichen Wirkungen berechnen, welche von deren vereintem Gewicht für die innern Zustände wie für die äußere Politik Frankreichs, durch Beides aber auf die allgemeine Gestaltung der europäischen und zunächst der deutschen Verhältnisse in Aussicht zu stehen scheinen.

Daß Ludwig Napoleon nicht, wie man hier und da angenommen, blos durch die Gunst des blinden Zufalls und den Drang äußerer Verhältnisse in die Bahn geworfen worden, die ihn zu einem so hohen Ziele geführt hat; daß durch sein ganzes Leben und Streben wie ein rother Faden ein gewisses fatalistisches Bewußtsein einer durch seine Geburt und Abstammung ihm zugewiesenen Bestimmung und der entschlossene Wille diese Bestimmung zu erfüllen sich hindurchziehe, diese Ansicht finden wir von den Verfassern sämmtlicher in der Ueberschrift angeführten neuesten Charakteristiken des Mannes, auch denen die ihm minder günstig gesinnt sind, getheilt und durch manche bisher weniger bekannte Einzelheiten bestätigt. Schon die Erziehung des jungen Napoleoniden hatte an dieser Richtung seines Charakters wesentlichen Antheil. Der Verfasser der Schrift „Der neue Kaiser der Franzosen" bemerkt:

> Die ehemalige Königin von Holland hatte etwas von dem Geiste ihres Adoptivvaters, noch mehr aber von der fatalistischen Zuversicht ihrer Mutter. Die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften übertrug sie in der Erziehung ihrer Kinder, welche sie zum Theil selbst leitete, auch auf diese, und so darf es uns nicht wundern, wenn wir einerseits diesen Fatalismus als ein hervorstechendes Element in dem Charakter des neuen Kaisers bemerken, andererseits in seiner halb bürgerlichen Erziehung, in der Umgebung seines Jünglingsalters die ursprüngliche Erklärung finden, welche den Schlüssel zu vielen der wichtigsten seiner spätern Acte uns in die Hand gibt.
>
> Der von der Natur aus schon geistreiche junge Mann konnte unter der mütterlichen Leitung eines so phantasiereichen Weibes wie Hortense, dessen Cultus die Verehrung des Kaisers, dessen Ueberzeugung die Zukunft ihrer Familie und dessen Hoffnung ihre Kinder waren, keinen andern Weg einschlagen als jenen welcher entweder zur einstigen Größe oder zum Gespötte von ganz Europa führte. Der Geist des Prinzen mußte sich frühzeitig an die Rolle gewöhnen, welche er selbst eintretenden Eventualitäten gegenüber in Europa zu spielen haben könnte, und klug und berechnend mußte er genau jeden Schachzug voraus bedenken, vorallem aber das Feld kennen lernen, auf wel die Schlachten der Zukunft geschlagen werden sollten.

Man hat als einen Beweis gegen die berechnende Klugheit des Prinzen Ludwig Napoleon vielfach seine verunglückten Unternehmungen zu Strasburg und Boulogne angeführt, und vielleicht hat die Unterschätzung seiner geistigen Fähigkeiten, zu welcher sich viele seiner Gegner dadurch verleiten ließen, nicht wenig zu dem leichten Siege beigetragen, den er über dieselben erfocht. Da es uns hier nicht darauf ankommt, eine Charakteristik Ludwig Napoleon's im Allgemeinen zu schreiben, sondern nur diejenigen Momente in seinem Leben und seinem Charakter zu bezeichnen, welche uns für seine noch bevorstehenden Handlungen bedeutungsvoll erscheinen, so verweisen wir wegen der Einzelheiten jener beiden Unternehmungen auf die ziemlich ausführliche und zum Theil nach Berichten von Augenzeugen (die unsers Wissens bisher noch nicht allgemeiner bekannt waren) abgefaßte Darstellung dieser Vorgänge in der Schrift „Napoleon III." und begnügen uns, hier nur das, wie uns scheint, sehr zutreffende Urtheil wiederzugeben, welches der Verfasser der andern vorhin angeführten Schrift über die Ursachen des Mislingens jener beiden Attentate ausspricht und worin zugleich darauf hingedeutet wird, wie gerade dieses Mislingen wesentlich dazu beigetragen habe, Ludwig Napoleon auf denjenigen Weg zur Erreichung seines nie aufgegebenen Ziels hinzuweisen, welchen er seitdem mit soviel Beharrlichkeit verfolgt und auf welchem er zuletzt so große Erfolge errungen hat. Nach

dem Verfasser der Schrift „Der neue Kaiser der Franzosen" unterlag der Prinz in Strasburg und Boulogne aus folgenden Gründen.

Die Regierung Ludwig Philipp's war eine solche, welche jene ganze große Masse der Bevölkerung in Frankreich befriedigte, die einen stetigen Fortschritt, eine glückliche Entwickelung der materiellen Interessen, welche den Frieden nach außen, den Wohlstand im Innern als das höchste Ziel eines zufriedenen Landes ansehen. Alle Jene welche im Besitze irgend eines Einflusses mit manchen Verhältnissen unzufrieden waren bildeten eine kaum beachtenswerthe Minorität, am größten war noch jene Anzahl welche sich weder um das Princip noch um den Namen der Regierung viel kümmerte, die nur leben, nur existiren wollte, die zu Allem schwieg und Alles gleichgültig hinnahm, im Innersten der Seele aber dennoch immer dachte: Auch unser Tag wird kommen!

In dieser Masse des Volks, in diesen von allem politischen Leben ausgeschlossenen Reihen, in dieser jetzt schweigenden Menge war aber einzig und allein ein gewisser Bonapartismus übrig geblieben, insofern der Kaiser vor der Seele dieser Menschen als das verkörperte Bild der aus dem Staube emporgestiegenen Größe lebendig dastand, wie eine Protestation gegen die Anschauungen einer nach ihm gekommenen Zeit, welche die Verdienste der Menschen nun wieder nach dem Stammbaume zu taxiren begonnen hatte.

In diesen Massen war das Bild des Kaisers nach und nach zum Repräsentanten jeder Größe Frankreichs geworden, und glaubte man Frankreich zu nachgiebig gegen das Ausland, so stand in dem Geiste dieser Menschen der Gedanke fest: Unter dem Kaiser wäre dieses nicht geschehen; unterdrückte man irgend einen Stand, so erinnerten Jene sich daß der Kaiser nur nach dem Verdienste, nicht nach dem Namen gefragt; und klagte das Volk über die Noth der Zeiten und schlechten Verdienst, so war es zu bekannt, welcher Wohlstand unter der Kaiserregierung in Frankreich geherrscht!

Aber für diese Massen eben scheint der Prinz Ludwig Napoleon noch nicht das rechte Verständniß gehabt zu haben, als er weder vor dem Auftreten in Strasburg noch in Boulogne sich viel mit den untern Classen beschäftigte, sondern, wie es scheint und wie man im ersten Augenblicke es begreiflich finden wird, seine ganze Hoffnung auf die Armee gesetzt hatte.

Darin lag eben seine Unkenntniß der Verhältnisse. Was das Heer betrifft, das allerdings alle Ursache gehabt hätte den Namen Napoleon zu feiern und sein Andenken zu erhöhen, so war dieses unter eine Kriegszucht gestellt die ihm keinen andern Gedanken als den der Fahnentreue übrig ließ. Ist es doch überhaupt eine Art des Wahnsinns, eine Armee welche das Gesetz der Ehre festhält in ein Complot verwickeln zu wollen. Armeen verschwören sich nicht, sie gehorchen höchstens einem Verschwörer — und niemals hat in Frankreich das Heer allein eine Revolution gemacht, nicht einmal die beiden Staatsstreiche, den 18. Brumaire und den 2. December, denn beide waren mit Genehmigung der öffentlichen Meinung vorbereitet und vollbracht worden. Der Prinz vergaß es daß Das wonach die republikanische Partei seit Jahren gestrebt hatte, nämlich durch Emissaire auf die Armee zu wirken, im Ganzen gescheitert war. Einige misvergnügte Unteroffiziere, einige ehrgeizige Offiziere, beide zusammen eine sehr kleine Zahl, versprachen wol von Zeit zu Zeit ihre Mitwirkung, aber immer war man in den entscheidenden Augenblicken genöthigt, das Uebertriebene dieses Versprechens, die Gefahr, auf solche Versprechen überhaupt gebaut zu haben, zu erkennen.

Und ganz derselbe Fall war es auch mit dem Prinzen Ludwig Napoleon. Jene große Masse der Bevölkerung, welche ihn vielleicht schon damals unterstützt hätte, wenn auch zu vermuthen ist daß diese Hülfe nur eine eigennützige gewesen wäre, wo er als Werkzeug hätte dienen sollen, diese Bevölkerung hatte er nicht beachtet und auf eine Armee speculirt die ihn nicht beachtete.

Es ist minder bekannt oder vielleicht auch vergessen daß noch bei zwei andern Gelegenheiten der Prinz Napoleon mit revolutionnairen Mitteln sich in den Besitz einer Gewalt zu setzen versucht hat, auf welche er durch seinen Namen ein Anrecht zu haben glaubte. An der italienischen Revolution im Jahre 1831 nahm er nebst einem ältern Bruder persönlich Antheil. Diesen Letztern raffte eine Krankheit hin, gerade in dem Momente als sie die Sache für die sie kämpften verloren sahen; der Prinz Ludwig Napoleon entging sowol den Gefahren dieser Krankheit, die auch ihn erfaßte, als den viel größern, unter denen er verfolgt und leidend noch eine zeitlang verborgen in Italien leben mußte, bis die Entschlossenheit seiner Mutter ihn glücklich nach Frankreich rettete. In demselben Jahre wurde er, wie wir gleichfalls aus der schon erwähnten Schrift erfahren, von Polen aus aufgefodert, sich an die Spitze der dortigen Revolution zu stellen, war auch wirklich schon auf dem Wege nach Warschau, als ihn in Dresden die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der polnischen Bewegung erreichte und zur Umkehr zwang. Nach Erwähnung dieser beiden und der strasburger Katastrophen bemerkt der Verfasser dieser Schrift:

Jedem Andern würde das Zertrümmern der bisherigen Hoffnungen als ein Fingerzeig des Schicksals erschienen sein, aber diesen eisernen Napoleoniden schreckte es nicht ab.

Wol aber scheint es ihn zu ernsterm Nachdenken über die Mittel zur Erreichung seines Ziels veranlaßt zu haben. Insbesondere zog er aus den mislungenen Versuchen eine große Lehre: daß es nämlich nothwendig sei auf die Masse der Bevölkerung zu wirken, wenn er zum Ziel kommen wolle. Dies bezeugen die Schritte die er nach seiner Rückkehr aus Amerika (im Jahre 1837) that, deren Zweck war, theils im Allgemeinen das französische Publicum mit sich zu beschäftigen, theils im Besondern dem eigentlichen Volke oder den untern Classen zu zeigen, was sie von ihm zu erwarten hätten, wenn er zur Macht gelangen würde.

Der Prinz veröffentlichte damals mehre Schriften. Die erste dieser Schriften, das wichtigste Werk des Prinzen, insofern man es für sein Glaubensbekenntniß und das Programm seiner Zukunft ansehen kann, erschien im Jahr 1839 unter dem Titel: „Les idées Napoléoniennes." Indem er darin die alten Kaiserideen zur Basis nimmt, entwickelt er eine neue Form des Kaiserthums, wobei er sich bestrebt, den demokratischen und socialistischen Ideen seiner Zeit gerecht zu werden. Der Anker aller Prätendenten, das Schlagwort von der Volkssouverainetät, wird da ausgeworfen, die Massen werden als der Kern des Staats hingestellt und die Beförderung des Wohls der Massen, als der Majorität der Bevölkerung, als des Kerns des Landes, als des fruchtbaren Bodens, aus welchem jede staatliche Kraft emporwachsen muß, proclamirt.

Es wäre jedoch ein Irrthum zu glauben daß der

Prinz Ludwig Napoleon sich durch solche Erklärungen der republikanischen Demokratie in die Arme geworfen habe. Er war Socialist und Demokrat geworden, weil er glaubte, sich mit diesen Ideen eine mächtige Hülfsmacht in der Bevölkerung Frankreichs selbst zu rekrutiren, er wollte sie benutzen als das Holz zu seinem neuen Throne; der Mann welchem die Erinnerung an die Kaiserkrone seines Oheims keine Ruhe gönnte durfte von einer Republik Nichts erwarten können, konnte kein wahrer Freund ehrlicher Republikaner sein. Nichtsdestoweniger versuchte der Prinz aber mehr als ein mal mit den Häuptern der radicalen Partei in Verbindung zu treten. Man nahm jedoch seine Eröffnungen nur mit einem gewissen Mistrauen auf, denn wenn die Partei auch geneigt war, ihn als Mauerbrecher in der ersten Reihe der Opposition gegen die königliche Regierung zu gebrauchen, so wollte sie sich doch nicht dazu hergeben, seinem persönlichen Ehrgeize als Fußschemel zu dienen, und man erklärte ihm förmlich, man sehe keinen Vortheil darin, den Thron Ludwig Philipp's zu stürzen, um an dessen Stelle den seinigen, vielleicht in der Zukunft sogar mit allen Attributen des Napoleon'schen Despotismus aufzurichten. Es wurde mehrfach hin und her unterhandelt, aber das Ende war daß der Prinzprätendent jede Idee von Republik als unverträglich mit dem französischen Geiste entschieden zurückwies und immer bei seiner Idee des Kaiserthums stehen blieb. Die letzte Unterredung, zu welcher auf seinen Wunsch ein Abgeordneter der Redacteure des „National" zu ihm nach London gekommen war, endete damit daß Jeder bei seiner Meinung stehen blieb, und der Republikaner schied von dem Prinzen mit den Worten:

Da dem so ist, so werden wir einander mit Flintenschüssen empfangen.

Wir können nicht umhin, hier die Urtheile von zwei bedeutenden Männern der republikanischen Partei über den Prinzen Ludwig Napoleon einzuschalten, welche de La Guéronnière in seiner Schrift mittheilt.

Armand Carrel gab über Ludwig Napoleon folgendes Urtheil ab:

Die politischen und militairischen Werke Ludwig Napoleon's verkündigen einen starken Geist und einen edeln Charakter. Der Name den er trägt ist der größte der Neuzeit, er ist der einzige welcher die Sympathien des französischen Volks mächtig zu erregen vermag. Wenn dieser junge Mann die neuen Interessen Frankreichs zu begreifen versteht, wenn er im Stande ist seine Rechte der kaiserlichen Legitimität zu vergessen, und sich auf Nichts zu stützen als auf die Souverainetät des Volks, so kann er eines Tags berufen sein, eine große Rolle zu spielen.

Ebenso merkwürdig wie dieser Ausspruch, namentlich aber auch bezeichnend für die Stellung und den Charakter der Demokratie in Frankreich ist ein ähnlicher von Michel de Bourges, einem der Häupter des Republikanismus in den letzten Jahren. Er soll nach der „Geschichte des Kaisers Ludwig Napoleon" gesagt haben:

Wenn die Demokratie in Frankreich sich gründet und etwas gründet, so geschieht es durch die Gewalt eines Einzigen, und dieser Einzige ist Ludwig Napoleon.

Im Jahre 1840, kurz vor dem Attentat zu Boulogne, erschien eine Schrift unter dem Titel „Londoner Briefe". Man glaubt daß dieselbe von Persigny, schon damals dem ergebensten Vertrauten des Prinzen, herrühre; sie wurde nach Möglichkeit unter dem französischen Militair verbreitet. Darin wird ein Vergleich zwischen Napoleon und Julius Cäsar angestellt und die Aehnlichkeit zwischen Beiden auch auf die Erben ihrer beiderseitigen Namen ausgedehnt. Es heißt dort:

Bei dem Tode des Dictators ist es sein Großneffe Octavius, welcher den großen Namen Cäsar zu führen wagt, wie es heutzutage Napoleon's Neffe ist, der eine ähnliche Rolle spielen zu wollen scheint.

Der junge Neffe Cäsar's ist zu Apollonia an der Küste von Epirus, wo er seine Studien und Uebungen vollendet und häufig Thränen vergießt über den Tod seines Oheims. Alle Statthalter des Dictators haben seine Sache aufgegeben und das römische Volk verrathen, um die Gunst der Aristokratie zu erbetteln. Antonius, Lepidus und die Andern schmücken sich mit dem Ruhme Cäsar's, um das Volk zu blenden; aber in Wahrheit verrathen sie sein Andenken, bemächtigen sich seines Vermögens, ächten seine Familie und leben öffentlich mit den Mördern ihres Wohlthäters. Er, der junge Cäsar, schmachtet geächtet fern von Rom, eine Beute des Schmerzes und des Kummers; aber seine glühende Seele lechzt danach, das beschimpfte Andenken seines Oheims zu rächen, und bald enthüllt er der Welt durch eine öffentliche Handlung das Ziel seines Ehrgeizes. Seine Verwandten, seine Freunde beschwören ihn in der Verbannung zu bleiben, die Erbschaft des großen Mannes nicht zurückzufodern. Jedermann räth ihm an so gefährliche Ansprüche zu vergessen, und man versichert, es gebe für ihn Sicherheit und Glück nur in der Dunkelheit des Privatlebens. Aber der junge Octavius weist die kleinmüthigen Rathschläge zurück, er erklärt daß er tausend mal lieber sterben als auf Cäsar's großen Namen und Ruhm Verzicht leisten will. Der junge Octavius wagt es also allein und ohne Unterstützung den großen Beruf, das Werk seines Oheims fortzusetzen, auf sich zu nehmen. Geächtet und verurtheilt durch ungerechte Gesetze, scheut er sich nicht, diesen Gesetzen Trotz zu bieten und nach Rom zu ziehen. Eines Tags kommt er an der Küste von Brundusium an und landet bei der kleinen Stadt Lupia ohne eine andere Bekleidung als die seiner Diener und einiger seiner Freunde, aber getragen von dem großen Namen Cäsar's, der allein ihm bald Legionen und ganze Heere geben sollte. Und wirklich, kaum haben die Hauptleute und Soldaten zu Brundusium vernommen daß der Enkel ihres ehemaligen Feldherrn ihren Mauern nahe ist, als sie in Masse ihm entgegen eilen, ihm ihre Huldigung darbringen und ihn in den Ort einführen, zu dessen Gebieter sie ihn machen. Dieser erste Erfolg ist nur vorübergehend; bald folgen ihm Mühen und Drangsale; aber es geht doch hier und auf diese Weise der große Stern von Cäsar's Neffen auf, jener Stern der ihn durch tausendfache Schwankungen und Unfälle hindurchführt und ihn endlich, 15 Jahre nach dem Tode seines Oheims, unter dem Namen Augustus und mit dem Titel Kaiser an die Spitze des römischen Volks bringt.

Auch das Boulogner Attentat mislang. Noch ein mal hatte der Prinz falsch speculirt. Inzwischen hatte er hier wie in Strasburg persönlichen Muth, Lebensverachtung und jenes ruhige Phlegma gezeigt, welches Denen unentbehrlich ist die um Alles oder Nichts spielen. Aus den darauf gefolgten Verhandlungen vor dem Pairshofe sind zwei Stellen in der Rede des Prinzen wichtig für die Beurtheilung des Charakters und der Absichten desselben und hoch bedeutungsvoll gerade im gegenwärtigen Augenblick.

Der Kaiser, mein Oheim — sagte er — wollte lieber abdanken als durch Verträge die Beschränkung der Grenzen genehmigen, welche Frankreich der Gefahr preisgab, sich der Verachtung und den Drohungen auszusetzen, wie das Ausland sie heutzutage sich erlaubt. Nicht einen Augenblick habe ich diese Lehre vergessen.

Am Schlusse seiner Rede wandte er sich noch ein mal an seine Richter mit den Worten:

Ich vertrete vor Ihnen ein Princip, eine Sache, eine Niederlage. Das Princip, es ist die Volkssouverainetät; die Sache, es ist die des Kaiserthums; die Niederlage, es ist die von Waterloo! Das Princip haben Sie anerkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen.

Im Gefängniß schrieb er dann jene bekannte Broschüre: „Die Vertilgung des Pauperismus", worin socialistische Ideen den imperialistischen zur Folie dienen müssen, immer aber im Hintergrund beider das letzte Wort des Kaiserthums, der Krieg steht. So heißt es daselbst:

Die Menge der Waaren die ein Land ausführt steht immer im directen Verhältniß zu der Anzahl der Kugeln die es seinen Feinden zusenden kann.

In einer andern Schrift, welche er gleichfalls in der Gefangenschaft schrieb, den „Historischen Fragmenten", findet sich folgender bedeutungsvoller Ausspruch:

Unter freien Nationen vermag keine noch so starke Regierung die Freiheit im Innern zu unterdrücken, wenn sie nicht den Ruhm außerhalb sucht.

Ebenso spricht er sich aus in Briefen aus jener Zeit, das eine mal:

Ein Kind der Revolution, der Erbe des Mannes, der mir nur deshalb groß erscheint, weil ich glaube daß er Alles für den Triumph der Revolution gethan hat, kenne ich keine andern Grundsätze als die Volkssouverainetät, keinen andern Zweck als die Anstrengungen zur Organisation der Demokratie und zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen, wobei ich jedoch unsere Fahne dem Auslande gegenüber emporhebe.

Und in einem andern:

Ich sehe in Frankreich nur Besiegte und Sieger von Waterloo. Die Sieger haben die Macht, sie erniedrigen und unterdrücken unser Land, die Besiegten leiden und seufzen. Wie auch die Namen klingen welche diese sich geben, wie auch die Orte heißen die sie bewohnen, sie sind alle die Kinder einer und derselben Mutter, der Revolution, und wenn jemals der Kampf wieder beginnt, so werden sie sich wieder unter derselben Fahne vereinigen.

Nach seiner Befreiung aus Ham machte ihm, wie de La Guéronnière erzählt, seine Cousine, Lady Douglas, Vorstellungen: er möge doch nun jenen Planen entsagen, die ihm und den Seinigen soviel Schmerzen bereitet hätten.

„Meine Cousine — antwortete ihr der kaum Befreite — ich gehöre nicht mir an, ich gehöre meinem Namen und meinem Vaterlande. Hat das Glück mich zwei mal verrathen, so wird mein Schicksal sich nur um so gewisser erfüllen. Ich warte es ab."

Noch eine andere Aeußerung Ludwig Napoleon's führt de La Guéronnière an, um jenen fatalistischen Zug in dessen Charakter zu beweisen. Wie er erzählt, schrieb der Prinz aus seinem Gefängniß zu Ham an eine vornehme englische Dame:

Mit dem Namen den ich trage bedarf ich entweder der Dunkelheit eines Gefängnisses oder des Glanzes der Krone.

Wir schließen hier jedoch das Bild an, welches derselbe Schriftsteller von der Persönlichkeit des jetzigen Kaisers entwirft, wobei wir nur daran erinnern daß de La Guéronnière zu den fanatischen Bonapartisten und den halb officiellen Organen des neuen Machthabers gehört.

Sein scheinbar ruhiges und empfindungsloses Gesicht ist nur die Maske eines reichen innern Lebens. Die Augen sind erloschen, aber sie sind tief wie der Gedanke der in ihrem Kreise erscheint, wie die Flamme die aus der Esse emporsteigt. Die Stirn ist düster wie das Schicksal, aber sie ist gewaltig wie ihre Ideen. Die Lippen sind bleich, aber sie sind dünn, fein und discret, indem sie sich nur gerade so viel öffnen als nöthig ist, um den kurzen und bestimmten Ausdruck eines überlegten und festen Willens durchzulassen. Das Wort klingt träge und gezogen, aber sicher, und seine scheinbare Indifferenz ist nur ein Uebermaß von Selbstvertrauen. Die Kühnheit durch Schüchternheit verhüllt, die Festigkeit durch Weichheit verdeckt, die Unbeugsamkeit durch Güte aufgewogen, die Feinheit durch Gutmüthigkeit verborgen, Leben unter dem Marmor, Feuer unter der Asche — in einem Worte etwas von Augustus und Titus unter der Maske Werther's, dieses Typus deutscher Träumerei: so erscheint Ludwig Napoleon Bonaparte.

Dieses nach der Natur skizzirte Portrait erklärt den ganzen Mann. Zugleich werden durch dasselbe die verschiedenen Urtheile über ihn gerechtfertigt. Es ist in der That erklärlich, wie die Einen allen Ernstes die höhere Fähigkeit Ludwig Napoleon's bestreiten und wie die Andern sie mit Fanatismus erheben. Ludwig Napoleon ist ein ungewöhnlicher Mensch, seine Ungewöhnlichkeit verbirgt sich aber unter einem zweifelhaften Aeußern. Sein ganzes Leben ist innerlich; sein Wort verräth nicht seine Ideen, seine Geberde bringt nicht seine Kühnheit zur Anschauung, sein Blick spiegelt nicht sein inneres Feuer ab, sein Benehmen enthüllt nicht seine Entschlüsse. Seine ganze geistige Natur ist durch die physische gewissermaßen in Schranken gehalten. Er denkt und discutirt nicht, er beschließt und deliberirt nicht. Seine besten Freunde kennen ihn nicht. Er erweckt Vertrauen und verlangt es nie. Am Tage der Boulogner Expedition hatte ihm der General Montholon versprochen, ihm zu folgen, ohne zu wissen wohin es ging .... Jeden Tag präsidirt er schweigend seinem Ministerrathe, hört Alles, spricht wenig und gibt Nichts zu. Mit einem Worte, kurz und bestimmt wie ein Tagesbefehl durchschneidet er die verwickeltsten Controversen. Hierdurch erklärt es sich, warum ein parlamentarisches Ministerium bei ihm unmöglich ist. Ein parlamentarisches Ministerium würde regieren wollen und er möchte nicht abdanken, selbst wenn er herrschen könnte.

Mit dieser Unbeugsamkeit des Willens hat er nichts Herbes und Absolutes in der äußern Form. Er herrscht ohne zu erniedrigen. Die Königin Hortense nannte ihn einen sanften Starrkopf (doux entêté). Dieses mütterliche Urtheil ist vollkommen wahr. Ludwig Napoleon besitzt jene Herzensgüte welche oft die Arbeiten des Geistes mäßigt und verhüllt. Seine etwas englische Steifheit in der äußern Erscheinung, in Manieren und selbst in der Sprache verschwindet unter seiner Freundlichkeit, welche bei ihm Liebenswürdigkeit der Empfindung ist. Viele täuschen sich hierin und halten seine Herzensgüte für Schwäche und seine Freundlichkeit für Höflichkeit. Im Grunde ist er vollkommener Herr seiner selbst, und aus seinen besten Gedanken werden nur nach und nach, wie er es beschlossen hat, Handlungen. Er ist leicht für etwas einzunehmen, nie hinzureißen, und er berechnet Alles, selbst seinen Enthusiasmus und seine Kühnheit. Sein Herz ist nur der Vasall seines Kopfes.

So ist der Mann beschaffen dem gegenwärtig die Geschicke Frankreichs in unumschränkter Machtvollkommenheit anvertraut sind. Was dieser Mann in den ver-

Erlaubniß gegeben hatte, zu gehen wohin es ihm belieben würde und nach Gefallen sein weiteres Fortkommen zu suchen. Beim Anblick dieses geheimnißvollen Menschen tauchen lebhafter als je die schwangen Erinnerungen seiner Kindheit in seiner Seele empor, und der erste Beschluß den er jetzt in dem Zustande seiner neuen Freiheit faßt ist der, auf die Entdeckung seiner Heimat, seines Vaters und des Mörders seiner Mutter auszugehen. Aber wo den Ariadnefaden finden, um zum Zwecke zu gelangen, da ihm wol gewisse allgemeine Bilder aus der frühesten Knabenzeit vorschweben, nirgend jedoch ein wirklicher Name?

Nichtsdestoweniger wagt er es; er stürzt sich forschend und spähend in die Welt. Die Idee zu jener Entdeckung zu gelangen bestimmt die Richtung seines Lebens und zugleich die Form des Romans. Macargan's fernere Existenz ist ein Wandern und Abenteuern aus einem Verhältniß in das andere, von einem Ort zum andern. Eine feste Laufbahn, ein dereinstiger fester Beruf des Wirkens schwebt ihm nicht vor; er strebt sich überall nützlich zu machen, die Zwecke des Augenblicks zu verrichten, für das Gute und Rechte zu kämpfen, aus allen Lagen Nutzen für seine innere Bildung zu schöpfen und seine innere Unabhängigkeit zu bewahren. Halb lenkt der Zufall seine Schritte, halb die Sympathien oder Antipathien und Conflicte die zwischen ihm und seiner Umgebung eintreten, da er sich überall sehr bald ohne Verstellung als Den gibt der er seinem geistigen Wesen nach ist. Dieses Wesen besitzt etwas Spartanisches, eine gewisse herbe Strenge, welche der Persönlichkeit Macargan's einen Typus verleiht, der uns manchmal an einen Charakter wie Seume war erinnert, umsomehr als verschiedene Geschicke des Sternberg'schen Helden in ihrer Natur und in ihren allgemeinsten Umrissen einigen Partien aus dem Leben des genannten deutschen Dichters ziemlich parallel laufen. Auch haben sie Beide die kräftige, meist in autodidaktischer Abgeschlossenheit sich entwickelnde Ursprünglichkeit jener kernhaften Menschen die Goethe mit dem speciellen Namen „Naturen" zu bezeichnen pflegte.

Die Schicksale Macargan's sind ziemlich bunt und, wie schon angedeutet worden, an dem Faden eines Wanderlebens aneinander gereiht. Diese Art der Episodenfolge weist auf die ersten Anfänge der Romanliteratur zurück; der Organismus der ältesten Romane ist das biographische Element mit den Hebeln des Wanderns und der Abenteuer, eine sehr einfache Form, wie sie auch dem Entstehen einer neuen Productionsgattung entspricht, aber sehr practicabel und passend für den Charakter vieler Erzählungen, sodaß sie nicht nur bis heute im Gebrauch blieb, sondern für gewisse Entwickelungen auch künftighin stets unentbehrlich sein wird. Nur müssen wir daran erinnern, daß jemehr diese Form die Darstellung erleichtert und der Phantasie Gelegenheit gibt sich frei zu ergehen, auch in desto höherm Maße dem Autor die Verpflichtung erwächst, ihr im Fortschritte gegen die naiven Anfänge der Vergangenheit zu einer geistigen Bedeutung und innern Nothwendigkeit zu verhelfen, mit andern Worten, in der langen Reihe von Lebensgeschicken des Helden nicht blos ein buntes Allerlei von Ereignissen und äußerlichen Unterhaltungsstoff abzuspinnen, sondern diese Geschicke zum Ausdrucke eines großen Gesammtgedankens und zu Momenten einer wirklichen Entwickelung der Hauptperson zu machen.

Wir würden weder dem Autor noch dem Publicum einen Gefallen thun, wollten wir den Verlauf der Begebenheiten, das Geheimniß jedes neuen Romans, mit dürren Worten Schritt für Schritt verrathen. Macargan geräth in sehr mannichfache Lagen: er bricht sich in der That „durch allerlei Volk und Gelichter" Bahn. Ein mal ist er unter Anderm Jahre lang Soldat und lernt den Absolutismus mit dem blinden Gehorsam in seinem äußersten Extrem kennen; ein ander mal lebt er auf dem Schlosse eines Grafen, eines Freigeistes und Philanthropen mit gewissen Anflügen von Rosenkreuzer- und Illuminatenthum. Hier auf demselben Schlosse spielt zugleich die Flachheit und Frivolität in den beiden Töchtern des Grafen und in einem französischen Abbé (der, nebenbei und für Herrn von Sternberg bemerkt, auf S. 143 Madame Geoffrin mit der Marquise du Deffand, einer andern berühmten Dame der Zeit, verwechselt, indem Letztere und nicht Erstere blind wurde) eine Rolle, und Macargan sieht bis zu welcher Caricatur die Freigeisterei ausarten kann, wenn ihr das Regulativ einer gesunden, edeln Natur fehlt. Später treffen wir den Helden in dem Hause eines Juwelenhändlers zu Warschau; und in der hohen Gesellschaft dieser Stadt tauchen ihm die ersten deutlichern Spuren von dem Mörder seiner Mutter auf. Mit dem Juwelier reist er nach Kiew, wo die Kaiserin Katharina II. eben Hof hält, wird der Liebling Potemkin's, dann der Günstling der Kaiserin selbst, mit der er sich auf dem Gipfel des Entzückens in Weltverbesserungsplanen ergeht, entdeckt nun wirklich den Mörder seiner Mutter, seinen Vater, den er im Duell tödtet, und fällt endlich durch die Ränke des zurückgesetzten Potemkin als das Opfer einer Intrigue, in deren Falle ihn das geheimste Bedürfniß seines Herzens gestoßen.

Wenn wir es in dieser neuen Production des geistvollen Verfassers nur mit einem einfachen Roman zu thun hätten, so müßten wir uns durch Das was er gegeben ganz entschieden befriedigt fühlen. Die Erzählung schreitet rasch vor, die Ereignisse selbst sind interessant, die Entwickelungen spannend, die Charaktere mit kurzen, kräftigen Pinselstrichen entworfen, und obenein liegt über dem Ganzen ein Chiaroscuro welches das Anziehende des Buchs nur noch vermehren kann. Mit einem Wort, das größere Lesepublicum, welches vorallem nach Unterhaltung trachtet, wird das Buch nicht eher aus der Hand legen als bis es die letzte Seite absolvirt hat. Herr von Sternberg besitzt, wie alle Welt weiß, ein so glückliches Darstellungstalent und einen so fein und anmuthig combinirenden Geist, daß er Alles was seine Feder berührt in das Gold angenehmen Unterhaltungsstoffs verwandelt, nicht blos des gewöhnlichen Unterhaltungsstoffs, sondern jenes höhern der durch seine sinnreichen Wendungen und Anschauungen unser Denken befruchtet. Darum dürfen wir aber auch unsere Ansprüche an den so vorzüglich begabten Schriftsteller nach Möglichkeit steigern; denn wir würden ihm keine besondere Ehre erweisen, wollten wir von ihm nur Das was hundert Andere ebenfalls zu bieten im Stande sind, einen gewöhnlichen, stofflich spannenden Roman verlangen, umsomehr als er sich selbst mit Bewußtsein ein höheres Ziel steckte, wie hier der Titel und die Einleitung hinlänglich bekunden.

Was dürfen wir erwarten, wenn uns ein Roman vorliegt, der einen Helden darstellt in welchem die Philosophie eines Zeitalters zum Ausdruck gelangt? Gewiß vorallem eine psychologische und consequente Entwickelung dieser Philosophie in der Seele des Helden; denn gerade hierauf beruht ja die specifische Bedeutung des Themas selbst. Wir möchten nicht behaupten daß uns Herr von Sternberg von dieser Seite genügend befriedigte. Schon daß er die Anregungen und Ansichten Macargan's durch Herwigk Hendrick, also auf dem Wege der Doctrin erstehen ließ, statt auf dem Wege der eigenen Erfahrung und des eigenen Abstrahirens, schien uns verfehlt, ja streng genommen kommt der Held in seiner Erkenntniß nicht über diese ersten Anregungen hinaus; er erlebt keine wahre Entwickelung seines Denkens und seiner Metaphysik, sodaß eigentlich die Doctrin mit ihren mannichfachen Sätzen und Schattirungen und die psychologischen Elemente des Helden organisch unvermittelt nebeneinander liegen bleiben. So oft der Verfasser auch beide Seiten verbindet, ist die Verbindung nur eine mechanische. Die nähere Bestimmung Dessen was man Alles unter der Philosophie des 18. Jahrhunderts zu verstehen habe, wie ferner die beiden Hauptrichtungen derselben, der sensualistische und ideelle Materialismus, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, einander bekämpften, und welche symbolischen Momente die Entwickelung des Romans aus diesen Grundlagen noch schöpfen konnte: das sind Gegenstände die wir hier nicht weiter berühren wollen. Wir sagen „symbolisch", weil alle Handlung, alles Ereigniß

entgegenzutreten. So ist der friedliche, gemüthliche Stifter, der selbst nur ein Friedensstifter sein möchte, gewissermaßen zu einem Streit- und Unruhstifter geworden, und aus den stillen, beschaulichen Lotosblumen seiner Poesie ist ebenso gut wie aus den Olivenblättern Elihu Burritt's schon mancher Erisapfel hervorgewachsen, der die friedlichen Räume des Theetisches wie den Hochzeitssaal der Thetis in eine Vorhalle des Trojanischen Kriegs verwandelte.

Wird nun die Frage aufgeworfen: Welche von beiden Parteien hat Recht? so stellt sich sogleich die zweite Frage entgegen: Wer kann darüber entscheiden? Wer vermag sich bei der Beurtheilung des Schönen dergestalt auf den objectiven Standpunkt zu erheben daß nicht zuletzt doch sein Urtheil durch den rein individuellen und subjectiven Grundzug seines Wesens bestimmt würde? Mag auch Jemand noch so ruhig verfahren, noch so kalt die Licht- und Schattenseiten der Stifter'schen Dichtungen gegeneinander abwägen, darüber, ob er die Vorzüge dem „Zwar" und die Mängel dem „Aber" oder umgekehrt dem „Zwar" die Mängel und dem „Aber" die Vorzüge zuzutheilen habe, entscheidet zuletzt nur die ureigenthümliche Anlage seines Ich, die besondere Mischung oder Idiosynkrasie seines Wesens; den letzten Ausschlag gibt also nicht ein Allgemeines, Objectives, sondern ein Persönliches, Subjectives, und diesem wird keine andere Persönlichkeit eine Berechtigung zu endgültiger Entscheidung der Frage zugestehen. Diese Erscheinung, die überhaupt bei der Beurtheilung des Schönen eine nie ganz zu bewältigende ist, tritt gerade bei der Würdigung Stifter's um so stärker hervor, als auch seine Poesie selbst einen so stark individuellen, eigenthümlichen Charakter trägt und mithin die anziehende oder abstoßende Kraft derselben mehr als sonst durch den Grad der Verwandtschaft, in welchem der Leser zum Dichter steht, bedingt ist. Nun werden die Gegner Stifter's sagen, eben hierin liege die Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit seiner Poesie; die Freunde aber werden erwidern, die Eigenthümlichkeit, die individuelle Ursprünglichkeit sei gerade die Grundbedingung, die wesentlichste Eigenschaft des Schönen, und die Frage ist ihrer Lösung um Nichts näher gerückt.

So ist also eine Lösung auch nie zu erreichen und jede weitere Erwägung ist unnütz und erfolglos? Das nicht! Es kann damit nicht unmittelbar das einzelne Urtheil der Persönlichkeit geändert, wohl aber die Persönlichkeit selbst umgestimmt und zu einer andern Auffassung des Objects allgemach übergeleitet werden. Im ersten Augenblicke, wo uns der bisher von uns übersehene oder gern entschuldigte Fehler einer lieben Erscheinung mit grellern Farben zum Bewußtsein gebracht wird, finden wir uns in dem Angegriffenen selbst mit verletzt und werden nur zum Widerspruch gereizt; aber hinterher wenn wir zu dem Genuß derselben oder einer ihr verwandten Erscheinung ruhig zurückkehren, tritt auch uns der Fehler störender als sonst entgegen und in unsern Enthusiasmus kommt so nach und nach mehr Kritik hinein. Umgekehrt ist es nicht anders. Haben wir bisher in einem uns im Ganzen befremdenden Kunstwerke einen wirklich schönen Zug unbeachtet gelassen oder nicht nach Verdienst gewürdigt, so werden wir zwar anfangs, wenn uns ein Anderer darauf aufmerksam macht, nur noch blinder gegen denselben werden; aber wenn wir späterhin einmal wieder mit ruhigem, unbefangenem Sinn an dasselbe gehen, wird sich uns dieser schöne Zug in ganz anderm Lichte darstellen, wir werden uns seinem Eindruck nicht entziehen können, und in unsere Kritik wird sich mehr Anerkennung mischen. Im Ganzen ist hierbei freilich der angreifende Theil gegen den vertheidigenden im Vortheil, und es kann leider dem Genießenden weit leichter ein Genuß zerstört als dem Gleichgültiggebliebenen ein solcher bereitet werden. Aber eben deshalb haben die Freunde eines den Angriffen ausgesetzten Dichters doppelt Ursache, diesen Angriffen gegenüber nicht zu schweigen, sondern nach Kräften auch ihre Auffassung desselben geltend zu machen und sich, ohne ihr Ohr gegen die gerechten Ausstellungen zu verschließen, insbesondere die Hervorhebung seiner Schönheiten angelegen sein zu lassen.

Indem ich nun von vornherein erkläre daß auch ich zu diesen Freunden des Dichters gehöre und mir gern eine Vertheidigung desselben zur Aufgabe mache, darf ich doch andererseits auch nicht unerwähnt lassen daß meine Liebe zu ihm von vornherein mit einer völlig klaren Erkenntniß seiner Fehler verbunden gewesen ist. Wo viel Licht, ist starker Schatten, und so sind denn auch die Schattenseiten der Stifter'schen Dichtungen so stark hervortretend und in die Augen fallend daß sie so leicht keinem Auge verborgen bleiben können; ich aber konnte mich denselben um so weniger verschließen als ich, seit einer längern Reihe von Jahren mit wissenschaftlichen Studien der Aesthetik und kritischen Arbeiten beschäftigt, in den Arbeiten Stifter's nothwendig auf eine Reihe von Eigenschaften und Erscheinungen stoßen mußte, die mit den Resultaten meiner wissenschaftlichen Arbeiten nicht in Einklang zu bringen waren und die auch das unmittelbare ästhetische Gefühl nicht gutzuheißen vermochte. Auch äußere Umstände, die mein Urtheil hätten irre leiten oder bestechen können, waren nicht vorhanden: keine persönliche Beziehung, keine gemeinschaftlichen Tendenzen, keine zusammenfallenden Interessen irgend welcher Art; im Gegentheil ich fand ihn zum Theil auf einem vom meinigen beträchtlich abweichenden Wege und hier und da von Vorstellungen beherrscht, die mich eher gegen als für ihn hätten stimmen können. Trotzdem übten seine Dichtungen stets denselben Zauber über mich aus, und es offenbarte sich mir in ihnen dergestalt das stille, aber mächtige Walten eines gottdurchdrungenen Genius, daß das nicht sowol blendend als mild leuchtende Licht desselben weder durch die daneben sich lagernden Schatten noch durch die zwischen uns liegende Ferne geschwächt werden konnte. Hätte die Poesie Stifter's diese Wirkung blos auf mich ausgeübt, so hätte ich doch wol, trotzdem daß ich keinen Grund entdecken konnte, meine Empfindung

durch irgend etwas bestochen geglaubt; so aber sah ich und sehe ich wie es Andern nicht anders ergeht, wie ein großer Theil der Nation und nicht unerhebliche Stimmen der Kritik meine Anschauungsweise theilen und wie selbst in England, wo nicht der schlechteste Sinn für Auffassung des Schönen vorhanden ist, trotz der Kluft die zwischen einem östreichischen Dichter und dem englischen Volke liegt, die Leistungen Stifter's die wärmste Anerkennung und Bewunderung finden. Es muß denn doch also jenem Zauber etwas Wahres und Wesentliches zugrundeliegen, und es fragt sich nun, worin dies eigentlich besteht. Diese Frage aber ist nicht leicht zu beantworten; denn während die Fehler Stifter's recht unverhüllt obenauf liegen, verbergen sich seine Schönheiten fast wie geflissentlich in der Tiefe, sie sind gleichsam die goldenen und silbernen Adern im Schoose der Erde, welche der Sage nach nur Dem durch die dunkle Erdkruste glänzen, welchem eine magische Wünschelruthe oder die Springwurzel das Auge geöffnet; und selbst in der Tiefe entdeckt oder zu Tage gefördert wird das Gold gar oft verkannt, indem es dem ungläubigen Sinn dort als Häcksel erscheint, hier aber sich ihm in Kohle verwandelt. So macht es sich denn daß manchem unter den Gegnern Stifter's gerade Das als werthloses Gestein erschienen ist, worin seine Bewunderer gediegene Erzstufen erblickt haben, und wir werden daher zur Enthüllung seiner Kleinodien und Schätze vielleicht am leichtesten gelangen, wenn wir zunächst denjenigen Seiten seiner Poesie nachspüren, welche von der ihm abholden Kritik verworfen zu werden pflegen.

Die ausführlichste, bestbegründete und auf der Basis der Gerechtigkeit aufgebaute Darlegung der gegen Stifter zu erhebenden Vorwürfe ist unter den mir bekannt gewordenen die welche sich in Nr. 52—58 d. Bl. f. 1851 findet und Wilhelm Hemsen zum Verfasser hat. Fassen wir die dort umständlich entwickelten Rügen hier ins Kurze zusammen, so laufen sie etwa auf Folgendes hinaus: Stifter's Poesie sei überhaupt eine zu einseitige, zu beschränkte; sie ziehe sich namentlich allzu sehr vom Gebiet der weltbewegenden Zeitinteressen in den engen Rahmen friedlicher Stilleben zurück; sie räume daher der Natur im Gegensatz zum Menschenleben ein viel zu weites Feld ein, verliere sich in zu umfangreiche und detaillirte Beschreibungen des Schauplatzes, sodaß die Menschen nur als die Staffage desselben erschienen, halte damit in unnatürlicher Weise den Fortgang der Erzählung auf und zerstöre die proportionale Gliederung des Ganzen; wo aber Stifter das Menschenleben zum Gegenstand der Darstellung mache, da greife er vorzugsweise wieder nur die stillen, gleichsam vegetativen Elemente heraus, seine Menschen seien gleichsam nur „wandelnde Bäume", er umgehe mit ängstlicher Scheu die Darstellung des Großen, Gewaltigen, Erschütternden, fertige selbst da wo der Stoff ein näheres Eingehen verlange die bedeutsamern Momente, namentlich die innern und äußern Kämpfe allzu kurz und einsilbig ab und halte sich dagegen nicht selten bei Aufzählung des Geringfügigsten und Alltäglichsten auf. Es könnten daher seine Dichtungen weder von Seiten des Inhalts noch von Seiten der Form genügen, sie seien keine Kunstwerke, sondern wirklich nur Studien; das habe man sich anfangs gefallen lassen und gehofft, es würde sich etwas Anderes daraus entwickeln; das sei aber nicht geschehen; die letzten seiner Arbeiten seien nicht vollendeter als die ersten, es zeige sich kein Fortschritt und es sei daher auch kaum noch etwas Bedeutenderes von ihm zu erwarten.

Gehen wir zunächst auf die erstgenannten Vorwürfe ein, so ist es unleugbar daß sich seine Poesie in gewissen engen, den stürmischen Zeitinteressen mehr oder minder fernliegenden Grenzen bewegt. Aber warum ihm dies zum Vorwurf machen? Non omnia possumus omnes! Der einzelne Mensch ist eben nur ein einzelnes Glied in der großen Kette der Menschheit und er vermag etwas wirklich Großes und Tüchtiges nur zu leisten, wenn er sich darauf beschränkt, gerade den Platz auszufüllen, auf den ihn seine innere Anlage hingestellt hat. Das ist ja gerade der Hauptgrund, warum jetzt in der Kunst verhältnißmäßig so wenig geleistet wird, weil Jeder Alles sein, Alles leisten, die ganze Welt erfassen, erschüttern, mit sich fortreißen möchte, weil von dem alten Goethe'schen Satz: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!" Keiner mehr etwas hören will, weil jedes Talentchen sich einbildet ein Universalgenie zu sein. Universalgenie! Als ob das nicht geradezu eine contradictio in adjecto wäre, wenigstens wenn von einem einzelnen Menschen die Rede ist. Gott ist das Universalgenie; der Mensch aber ist gerade nur dann Genie, wenn der ureigenthümliche Keim seiner Individualität eine solche Kraft besitzt, sich mit Concentration aller seiner Kräfte nur dieser Individualität gemäß zu entwickeln. Das Genie fährt also nicht nach allen Richtungen auseinander, sondern im Gegentheil, es nimmt sich zusammen, es beschränkt sich, es geht mit dämonischer Consequenz und Ausdauer stets nur auf ein Ziel los, und eben nur dadurch erringt es seine Siege. Ich dächte also, in unserer nach allen Seiten hin zerfahrenden, alle Unterschiede nivellirenden und darum Nichts zu Stande bringenden Zeit verdiente gerade ein Dichter der sich zu begrenzen weiß Anerkennung statt Tadel. Allerdings ist es die Pflicht der Kritik zu sagen: Das sind die Grenzen, worin sich seine Poesie bewegt! Aber wenn er innerhalb dieser Grenzen wirklich etwas leistet, wenn er uns darin eine eigenthümliche, vom Licht der Schönheit beleuchtete Welt offenbart, dann dürfen wir ihm daraus keinen Vorwurf machen, um so weniger als neben ihm andere Dichter genug existiren, die uns wieder andere Sphären des Schönen eröffnen. Aber, wird man einwenden, der Dichter muß ein Herz haben für die Wehen und Kämpfe der Zeit, er muß die Saiten anschlagen die zum Sturmliede der Gegenwart stimmen! Das erste gebe ich zu. Aber woraus darf geschlossen werden daß unserm Dichter dieses Herz fehle? Daraus daß er nicht in den allgemeinen Jammer mit hineinjammert und das Chor der Jämmerlichkeit noch um eine Stimme ver-

mehrt? daß er sich nicht als geharnischter und gepanzerter Ritter geberdet und sich zum Weltverbesserer berufen glaubt? Ich sollte denken, wir hätten auch daran die Hülle und Fülle gehabt und könnten es verschmerzen, wenn auch einmal einer in anderer Weise der Welt zu dienen sucht. Aber hält sich denn auch wirklich Stifter von der Erwägung Dessen was noth thut so gänzlich fern? Weist nicht auch er in allen seinen Dichtungen mit klaren, deutlichen Fingerzeigen auf den Weg hin, von dem er glaubt daß er zum Ziele führen werde? Und ist etwa dieser Weg ein so gar verkehrter oder falscher daß wir uns nicht um ihn zu kümmern brauchten? Ich sollte meinen, es könnte nicht schaden, wenn ihn dieser und jener einschlüge der ihn jetzt verachtet. Denn was ist der Grundgedanke der alle Stifter'schen Schöpfungen durchdringt und beseelt? Die Ueberzeugung daß nur eine die Cultur fördernde, der Humanität dienende, anspruchslos wirkende und dem Ganzen sich unterordnende Thätigkeit wahrhaft zu befriedigen und dem ersehnten Ziele näher zu bringen vermöge. Alle von ihm gezeichneten Menschen sind solche die in einer derartigen Thätigkeit ihre Beruhigung oder in der Unterlassung derselben die Quelle ihres Unmuths finden; der Haideknabe, der Doctor Augustin, der Jude Abdias, der Major und Brigitte, der Hagestolz und Victor, Alfred Muffar mit seinen Töchtern, Tiburius u. A. sind die hervortretendsten theils positiven, theils negativen Belege dafür, lauter Personen die schon in den „Studien" gefunden werden. In den „Bunten Steinen" aber verfolgt Stifter diese Richtung noch planmäßiger, noch bewußter; denn was dort blos einen ästhetischen Zweck hat, erhält hier eine ethische Bedeutung; der Dichter will nicht blos malen, sondern erziehen; seine Bilder sind nicht bloße Studien, sondern Vorbilder, Vorlegeblätter, nicht blos für den Genuß, sondern auch zur Belehrung, zur Warnung gemacht. Ein wie treffliches Musterbild einer gesunden, naturwüchsigen Knabennatur liefert uns hier sogleich die erste Erzählung „Granit" in dem Sohn des Pechbrenners, der, nachdem Alles um ihn herum an der Pest gestorben, tief im Gebirge mit praktischem Sinne das Rechte ergreift und dadurch nicht blos sich, sondern auch ein an der Pest darniederliegendes kleines Mädchen, welches er im Walde findet, vom Tode errettet. Minder anmuthig, aber von tief rührendem Eindruck erscheint im „Kalkstein" der Pfarrer, der sich den härtesten Entbehrungen, ja sogar dem Verdacht des Geizes aussetzt, um nur ein Sümmchen zusammenzusparen, von welchem für die Kinder, die bisher durch Wasser und Morast zur Schule waten mußten, ein an passender Stelle gelegenes Schulhaus gebaut werden könne.*) Von gleich ergreifender Wirkung ist das warnende Bild welches er im „Turmalin" aufstellt, ein Rentherr und seine Gattin, welche statt der Welt irgendwie zu nützen, sich unbedingt ihren an sich zwar nicht unedeln, aber für sie und für die Menschheit unfruchtbaren ästhetischen Genüssen hingeben, hierüber den sittlichen Halt verlieren, ihr Glück zertrümmern sehen und sich nun mit gleicher Maßlosigkeit in ihre Schmerzen verlieren und darüber theils selbst zugrundegehen, theils ihr anfangs so vielversprechendes Kind verkommen lassen, welches Das was es zuletzt noch wird nur der umsichtigen, thätigen Hülfe einer menschenfreundlichen Frau zu verdanken hat. Denselben praktischen, zum Helfen bereiten, aufopferungsfähigen Sinn finden wir im kleinen Konrad des „Bergkrystalls" wieder, der seine Schwester Sanna, mit der er sich im Schneegestöber in die Gletscherregion eines Schnee- und Eisbergs verirrt, so trefflich zu trösten, zu ermuthigen und mit liebevoller Selbstverleugnung zu schützen und zu stützen weiß. Im „Katzensilber" begegnen wir wieder dem schon mehrfach von Stifter gepriesenen segensreichen, Herz und Geist befriedigenden Walten eines Landwirths und seiner Gattin, die sich mit unverdrossener, im Unglück wie im Glück gleich rüstiger und umsichtiger Thätigkeit der Urbarmachung des Bodens, der Verbesserung und Verschönerung der Wirthschaft, der Erziehung der Kinder und der allmäligen Vermenschlichung eines wilden, scheuen Waldmädchens widmen. Und endlich in dem letzten der „Bunten Steine", „Bergmilch" genannt, zeichnet der Dichter wieder und zwar hier in mehr heiterer als ernster Weise, zu welchen Wunderlichkeiten der Mensch verführt wird, wenn er sich allzu sehr von der Welt isolirt, und wie wohlthätig und glückerzeugend es wirkt, wenn in einen also abgeschiedenen Kreis ein frisches thatkräftiges Element hineinfährt, selbst wenn es anfangs feindlich auftritt und zunächst nur Schreck und Bestürzung erregt.

So liegt also jedem der hier aneinandergereihten Bilder eine sittliche Idee, die Tendenz, den Menschen zur hülfreichen Thätigkeit, zur Selbstaufopferung, zur Mitarbeiterschaft an dem großen Werk der Humanität anzuspornen, zugrunde, und es ist also gewiß Nichts ungerechter als unserm Dichter Indifferentismus gegen die Interessen der Menschheit, ästhetische Müßiggängerei oder gar geflissentliche Hegung und Pflegung des Quietismus vorwerfen zu wollen. Allerdings nimmt er die Beispiele, an denen er die heilsamen Wirkungen eines thä-

*) Diese Erzählung stellt auch der englische Recensent im „Athenaeum" (Januar, Nr. 1318) sehr hoch und reiht sie unmittelbar an die von ihm für die beste gehaltene und allerdings in Form und Stoff den Kunstgesetzen mehr als die andern entsprechende letzte Erzählung „Bergmilch". Er sagt darüber: „Next in merit is the sketch of a starved country priest, buried in a stony wilderness: the story of whose youth, of the endurance of his later calling, and of the innocent but quite eccentric piety of the design to which his self-imposed privations are devoted, make an admirable portrait; a living of one of those simple and loveable oddities of which Stifter is peculiarly fond." Vom „Katzensilber" sagt er: „Of all the stories this perhaps is the choicest as a work of art. The progress of the interest, its mystery and the nice skill with all that seems strangest in the incidents is made to look natural; as well as the gradations that conduct us to the unexpected pathos of the close, lie in a series of touches each so slight and seemingly artless that it would be impossible to transfer theyr effect but by transcribing the whole." Vom „Bergkrystall" sagt er: „The last tale if not so original as Mica is the most entire in its plan of any in the series. It is a complete and moving little poem."

tigen, praktischen Sinnes nachweist, nicht aus der Anzahl derer die damit auch den Glanz der äußern Erscheinung verbinden und ohnehin weit genug ins Feld leuchten; nein, er sucht sie sich in den verborgenen, verkannten Schichten der Gesellschaft auf und macht es sich zur Aufgabe, auch den im Stillen, Kleinen, Unscheinbaren segensreich wirkenden Naturen eine Anerkennung zu verschaffen. Aber wollen ihn deshalb Diejenigen tadeln, deren wahrhafte oder vorgebliche Tendenz ebenfalls auf die Hervorziehung und Hebung der bisher verkannten und unterdrückten Elemente in der Gesellschaft gerichtet ist? Müssen sie nicht darin vielmehr ein dem ihrigen verwandtes Streben erkennen, wenn er auch Das was vielleicht sie gern auf ein mal und gewaltsam herbeigeführt sähen nur auf dem Wege der ethischen und ästhetischen Erziehung zu erreichen sucht?

Wenden wir uns nun zur Erwägung des zweiten Vorwurfs, daß Stifter in seinen Dichtungen der Natur im Verhältniß zum Menschenleben ein viel zu weites Feld einräume und darüber die Hauptaufgabe der Poesie aus dem Auge verliere, so wird sich zeigen daß auch dieser Tadel, so gerecht er auf den ersten Blick erscheint, doch zum großen Theil auf einer einseitigen Ansicht der Sache beruht. Allerdings ist es wahr daß, rein extensiv betrachtet, die Naturschilderungen bei ihm einen verhältnißmäßig zu großen Platz einnehmen und die Entwickelung der Geschichte, für die uns der Dichter zu interessiren sucht, oft allzu lange unterbrechen. Aber bei der Beurtheilung von Dichtungen darf man doch nicht blos mit der Elle messen, sondern muß mit der Wage des ästhetischen Gefühls wägen, und thut man das, so wird man unschwer erkennen daß in den Stifter'schen Dichtungen denn doch das Hauptgewicht, der eigentliche Schwerpunkt in den Personen und deren wenn auch noch so einfacher Geschichte liegt und daß von ihm nicht die Menschen des Schauplatzes, sondern der Schauplatz der Menschen wegen gezeichnet wird. Nun aber wird man sagen, durch jene extensive Bevorzugung werde das ästhetische Gefühl in seiner Abwägung irre geleitet, und sie könne um so weniger entschuldigt werden, als eigentlich nur die Darstellung des Menschlichen die Aufgabe der Poesie sei und also die Naturschilderung streng genommen außer ihrem Gebiete liege oder wenigstens nur auf einen sehr bescheidenen Platz Anspruch machen könne. Den ersten Einwurf lasse ich gelten und bin gleichfalls der Ansicht daß Stifter selbst durch eine allzu umfangreiche Behandlung der Naturerscheinungen zu einer Verkennung seines Wesens Veranlassung gegeben hat. Aber der Ansicht daß die Natur kein ebenbürtiger Gegenstand der Poesie sei, kann ich nicht ohne weiteres beistimmen, so sehr sie auch, seit Schiller bei der Besprechung Matthison's die landschaftliche Poesie in das Profanum des Musentempels verwiesen und Goethe nur den Menschen als das dem Menschen Interessante erklärt, ja Hegel geradezu die Natur aus der allein seligmachenden Kirche des Schönen excommunicirt hat, zur herrschenden Ansicht geworden ist oder wenigstens recht oft, wo es gerade zum Zwecke dient, als eine von vornherein feststehende Wahrheit ausgesprochen wird. In der That ist nun an ihr auch etwas Wahres, es ist nämlich richtig daß die Natur als solche, d. h. sofern sie als ein Besonderes, Anderes dem Geist gegenübergestellt wird, der Schönheit untheilhaftig ist, weil sie so gedacht nur der Inbegriff der realen Dinge und Erscheinungen, nicht ihrer blos im Geiste sich abspiegelnden Qualitäten ist. Aber existirt denn diese Natur als solche, diese rein für sich betrachtete Natur irgend anderswo als im wissenschaftlichen Schematismus? Besteht etwa auch in der Wirklichkeit die für die wissenschaftliche Betrachtung allerdings nothwendige Scheidung dieser beiden Existenzialformen der Welt? Nein, hier erscheinen Natur und Geist in ewiger, unzertrennlicher Wechselbeziehung, in engstem, innigstem Verbande; die Natur existirt in keinem Augenblicke, ohne zugleich entweder als Ausfluß des göttlichen oder als Reflex des menschlichen Geistes zu erscheinen, sie ist dem Menschen die gewaltigste und unmittelbarste Verkündigung der Gottheit, der Mutterschoos, aus dem er selbst hervorgegangen, der mütterliche Busen, an dem er sich fort und fort nährt, kräftigt, erhält, der Mutterarm, dem er sich nur entwindet, um auch als freigewordener Sohn mit ungeschwächter Sehnsucht in denselben zurückzukehren, sie selbst an seiner Entwickelung theilnehmen zu lassen und ihr immer mehr und mehr den geistigen Stempel seines eigenen Wesens aufzudrücken. Und diese Natur, diese den Menschen gebärende, nährende, wiederspiegelnde Natur sollte kein würdiger Gegenstand der dichterischen Darstellung sein? sie sollte in der Poesie höchstens ein beiläufiges, im Vorübergehen abzuthuendes Moment sein dürfen? Nimmt sie denn eine so untergeordnete Stellung im Leben, in der Wissenschaft ein? Erscheint sie nicht gerade in diesen beiden Sphären als eins der Hauptobjecte, womit es der Mensch überhaupt zu thun hat? Ist nicht fast alle menschliche Thätigkeit darauf gerichtet, der Natur immer mehr Herr zu werden, ihre Kräfte und Stoffe für menschliche Kräfte zu benutzen und sie selbst immer mehr zu cultiviren, zu anthropomorphisiren und zu idealisiren? Und verfolgt es nicht gerade jetzt die Wissenschaft als ihre höchste Aufgabe, immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, ihre tausend Wunder zu begreifen und die Schranken zwischen ihr und dem Geiste aufzuheben? Und nur die Kunst soll um die Natur als ein ihrer unwürdiges Object herumgehen oder sie, wenn sie nicht ganz zu beseitigen, so kurz als möglich abfertigen? Es leuchtet ein daß dazu gar kein Grund vorhanden ist, und sie thut es auch in der That nicht, sie hat immer die hohe Bedeutung der Natur anerkannt und auch ihre Aufgabe darin gesucht, das Schöne welches der menschliche Geist in ihr entdeckt in idealisirter, vergeistigter Form zur Erscheinung zu bringen, und wir werden daher auch Stifter keinen Vorwurf daraus machen dürfen, wenn er sie uns in solchen verklärten, vermenschlichten Bildern vorführt. Daß aber die Stifter'schen Naturgemälde keine todten Abklatsche, keine geistlosen Copien der

natürlichen Erscheinungen, sondern wirklich beseelte, von Geist und Leben durchdrungene Bilder derselben sind und den Menschen stets im innigsten Verkehr mit der Natur zeigen, das haben sogar die Gegner unsers Dichters stets anerkannt. Darin aber liegt nun eben auch der Grund des unwiderstehlichen Zaubers den sie über das menschliche Gemüth ausüben, und die Basis ihrer Berechtigung, nicht ein blos beiläufiges, sondern bis zu einem gewissen Grade selbständiges Interesse für sich in Anspruch zu nehmen. Von dieser Berechtigung hat denn auch Stifter in diesen „Bunten Steinen“ wieder Gebrauch gemacht und dadurch die Poesie wieder mit einer Reihe der trefflichsten Naturschilderungen bereichert, unter denen wir namentlich die herrlichen Schilderungen der Gletscherwelt im „Bergkrystall“, sowie des Hagelwetters und der Feuersbrunst im „Katzensilber“ hervorheben. Aber es ist unter allen diesen keine, in der nicht doch der Mensch als der Kern und Mittelpunkt und zugleich durch Geist und Thatkraft als der Herr und Ueberwinder der Natur erschiene, wie denn hier z. B. die Schrecken und Gefahren der Eisregion selbst von ein paar schwachen Kindern überwunden, die Verheerungen und Zerstörungen des Hagels und Feuers aber von der unermüdlichen Thätigkeit des Menschen nicht blos mit Fassung getragen und mit Umsicht überwältigt, sondern auch bald als Antriebe zu neuen und schönern Schöpfungen benutzt werden.

Ich wende mich nun zum dritten Vorwurf, daß Stifter in seinen Darstellungen des Menschenlebens zu sehr das Kleine, Geringfügige, Nebensächliche bevorzuge und dagegen dem Großen, Gewaltigen, Erschütternden fast geflissentlich aus dem Wege gehe. Auch hierin liegt etwas Wahres, und wol Jeder hat gewiß ein mal bei Lesung der Stifter'schen Studien nach Hemsen's von Tieck entlehntem Ausdruck „etwas mehr Wolf in die Schäferei“ gewünscht und sich hier und da getäuscht gefühlt, wenn die Ausbrüche der Leidenschaften, die Kämpfe und Katastrophen, statt wirklich dargestellt, nur schwach und leise in ihren Folgen angedeutet wurden. Auch in den „Bunten Steinen“ hat Stifter dieses Verfahren im Ganzen beibehalten und z. B. im „Turmalin“ die eigentliche Sturm- und Drangperiode sowie die wirkliche Leidenszeit hinter die Scene verwiesen und uns nur mit der dumpfen Schwüle vor und den abziehenden Wetterwolken nach dem Gewitter bekanntgemacht. Können wir nun aber auch diese Behandlungsweise nicht durchweg gutheißen, so müssen wir sie doch gerade in unserer Zeit, wo die Dichter und Künstler fast nur noch durch Knalleffecte zu wirken suchen, als eine sehr heilsame Erscheinung willkommen heißen und vermögen darin nur die Wirkung eines höchst zarten ästhetischen Gefühls und richtigen Takts zu erkennen. Denn schon stand die Kunst an den äußersten Grenzen Dessen was sie im Großen und Gewaltigen zu leisten vermag, der Munitionsvorrath ging auf die Neige, Auge, Ohr und Herz waren geblendet, betäubt, abgestumpft, das Außerordentlichste ward wie das Gewöhnlichste aufgenommen; da that es wirklich noth, einmal sich von all diesen verbrauchten und unwirksam gewordenen Mitteln loszusagen und zu versuchen, ob sich nicht durch Anwendung scheinbar schwacher und geringer Mittel, ja selbst durch Verschweigen noch tiefere und nachhaltigere Wirkungen erzeugen ließen und ob nicht das Schöne, wie im Großen, ebenso auch im Maßhaltenden und Kleinen enthalten sei. Und Stifter hat durch die Theilnahme die er gefunden bewiesen daß es so ist, und wir haben weit mehr Ursache ihm dafür zu danken als ihm darüber Vorwürfe zu machen. Und was ist denn überhaupt die Aufgabe der Kunst und Poesie? Doch die, uns die Welt immer mehr im Lichte der Schönheit darzustellen und auch diejenigen Schönheiten zur Offenbarung zu bringen, die das gewöhnliche Auge übersieht. Das Große und Erhabene also, welches auch dem blödesten Auge sofort als solches erscheint, bedarf der Vermittelung der Kunst weit weniger als das scheinbar Kleine und Geringfügige. Die Welt ist überall voll des Schönen, im Großen wie im Kleinen, im Hohen wie im Niedrigen, im Außerordentlichen wie im Gewöhnlichen. Aber was sich uns nicht aufdrängt, was uns nicht imponirt, woran wir uns gewöhnt haben, darin vermögen wir das Schöne kaum noch zu entdecken, und es thut uns daher gar sehr ein helfender Genius noth, der uns diese übersehenen, verachteten Gegenstände in das rechte Licht rücke und uns auf ein mal da Perlen und Juwelen erblicken läßt, wo wir nur Regentropfen und Kies zu sehen vermochten. Und Stifter ist ein solcher Genius wie wenig Andere. Er kann, wie ich schon früher ein mal über ihn sagte, die gewöhnlichsten Karten ausspielen und wird dennoch das Spiel gewinnen. Er bedarf zu seinen Schöpfungen keines großartigen Stoffs, keiner zeitgeistschwangern Ideen, keiner patriotischen Tendenzen, keiner spannenden Situationen, keiner blendenden Gedanken, keiner piquanten Diction, und doch besitzen dieselben eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Mit wenigen unbedeutend scheinenden Worten hat er uns wie die Spinne ihren Fang in einem Netze unzerreißbarer Fäden gefangen. Die leiseste Berührung reicht hin und er hat uns wie ein Magnetiseur vollkommen in seiner Gewalt. Er braucht nur das Augenlid zu bewegen und er zieht uns wie die Geliebte mit einem verstohlenen, kaum bemerkbaren Liebesblick in einen Zauberkreis, aus dem wir uns nicht wieder losreißen können, bis er selber den Zauber löst. Diese Macht im Kleinen, diese Wirkung mit geringen Mitteln hat er auch in den „Bunten Steinen“ wieder durch unzählige Beispiele bewiesen. Wie fein charakteristisch ist z. B. jener Zug den er vom armen Pfarrer im „Kalkstein“ erzählt, daß ihm manchmal bei den Aermeln ein ganz klein wenig eine Art Handkrausen hervorgegangen seien, die er immer bemüht gewesen sei wieder heimlich zurückzuschieben, woraus der Beobachter anfangs schließt, sie möchten vielleicht in einem Zustande gewesen sein daß er sich ihrer hätte schämen müssen, während sich hinterher ergibt daß eine weit tiefere, psychische Ursache zugrundegelegen. Welche tiefe Beobachtung und feine Zeichnung weiblichen Zartgefühls liegt ferner unter andern in der Schilderung

der Art und Weise wodurch die Mutter im „Katzensilber" nach und nach das scheue „braune Mädchen" an sich gewöhnt, wie sie ihm nicht sogleich mit täppischer Gutmüthigkeit die süßen Gaben aufdringt, sondern sich, als sie die Scheu des Mädchens erkannt, anfangs geflissentlich fern hält, dann nur wie zufällig dann und wann einmal durch das Zimmer geht, ohne sich weiter um das Kind zu bekümmern, ein blasses Kleid anzieht und sich die Locken in den Nacken kämmt, ganz wie ihr kleines „Schwarzköpfchen", an welches sich das braune Mädchen schon gewöhnt hatte, sodaß sie gleichsam nur „ein großes Schwarzköpfchen" war. Eine wie tief ins Herz eindringende Wirkung macht es unter Anderm auch, wenn im „Turmalin" das halb blödsinnige Mädchen mit dem großen Kopfe, nachdem es sich schon an den Tod ihres Vaters gewöhnt und mit dem Gedanken daran vertraut gemacht zu haben scheint, doch plötzlich stutzt und einfach fragt: „Er wird gar nicht mehr kommen?" In solchen und ähnlichen Zügen liegt oft eine Wirkung die das Herz nicht minder packt und ergreift als das Größte und Erhabenste, und der Dichter beweist hier daß vollkommen wahr ist was er in der tiefgedachten Vorrede sagt, nämlich daß die Kraft welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen mache dieselbe sei, welche die Lava im feuerspeienden Berge emportreibe und auf den Flächen der Berge hinabgleiten lasse. Aus dieser Vorrede geht zugleich hervor daß Stifter sich Dessen was er will wohl bewußt, daß er nicht blos ein gemüthlich schwärmender, sondern auch ein klar schauender und hell denkender Dichter ist. In dem stärkern Hervortreten dieses Bewußtseins und in dem damit verknüpften, schon oben angedeuteten ethisch-erziehenden Charakter dieser „Bunten Steine" liegt denn auch der Fortschritt welchen Stifter in seiner Poesie gemacht hat, und hiermit erledigt sich zugleich der ihm zuletzt gemachte Vorwurf, daß überhaupt in seinen Productionen keine Entwickelung, kein Fortschritt zu bemerken sei. Hoffentlich wird er aber auch hierbei noch nicht stehen bleiben und uns auch durch seine fernern Schöpfungen beweisen daß ein Stillstand überhaupt nicht möglich ist.

Adolf Zeising.

Zur Geschichte des spanischen Dramas in Lope de Vega's Zeit.

(Beschluß aus Nr. 31.)

A. F. von Schack bringt (I, 300 fg.) aus der zu Madrid 1596 erschienenen „Philosophia antigua poetica del Doctor Alonso Lopez Pinciano, medico Cesáreo (512 fg.) Folgendes: „Eine Stunde nach dem Mittagsessen läßt Don Fadrique den Alonso Lopez wissen, ihr gemeinsamer Freund Ugo sei in Madrid angekommen, sie Beide hätten beschlossen ins Theater zu gehen, ob er nicht mit ihnen kommen wolle. Ohne weitere Antwort sagen zu lassen, wirft der Pincianer sogleich den Mantel um und begibt sich zu seinen Freunden.... Fadrique sagt: «Wir haben die Wahl zwischen dem Corral de la Cruz, wo das Trauerspiel Iphigenia, und dem del Principe, wo eine Komödie aufgeführt wird.» Die Meinungen der Freunde, für welches der beiden Theater man sich zu entscheiden habe, sind getheilt, bis sie zuletzt dahin übereinkommen, das zunächst gelegene zu wählen. Da sie sich nun schon beim Kloster der Heiligen Dreieinigkeit befinden, indem sie die Calle de las Urosas hinab- und die de los Regidores hinaufgegangen sind, so befinden sie sich am nächsten bei der Tragödie und biegen deshalb in die Calle de la Cruz ein. Nachdem sie ins Theater eingetreten sind und sich gesetzt haben, erörtern sie ob der Schauspielerstand ein achtungswerther sei oder nicht, und erwähnen, ein Priester habe behauptet, die Komödianten seien infam und unwerth das heilige Sacrament zu empfangen. Die übereinstimmende Meinung der Freunde lautet, es gebe allerdings eine schlechte und infame Gattung von Histrionen, die, wie z. B. die Zarabandisten, mit unanständigen Bewegungen zu Schändlichkeiten reizten; an sich aber sei der Stand der Schauspieler, der tragischen sowol als der komischen, durchaus nicht verächtlich, sondern nützlich und nothwendig.... Fadrique wundert sich über die geringe Anzahl von Zuschauern, da das Stück doch zum ersten mal aufgeführt werde, worauf Alonso Lopez erwidert, ein Seiltänzer gebe irgendwo in der Stadt Vorstellungen und ziehe die Menge an sich. Inzwischen haben die Musiker hinter der Scene angefangen ihre Instrumente zu stimmen. Ein Schauspieler in Hirtentracht sieht hinter dem Vorhang hervor und gibt den Freunden Anlaß zu allerhand Bemerkungen über seine Kleidung, den mit goldenen Streifen besetzten Schafpelz, die Kapuze, den großen Kragen und die steife Halskrause die ein Pfund Stärke enthalte; man wundert sich was ein Hirt in der Tragödie zu schaffen habe und findet auch die Tracht an sich für einen Schäfer unpassend.... Das Stück (über dessen Darstellung keine weitern Einzelheiten gemeldet werden) findet großen Beifall. Am Schluß wirft Pinciano die Frage auf, ob es der Tragödie nothwendig sei, mit Unglück zu endigen, oder ob auch ein fröhliches Ende statthaben dürfe? Da aber die Vorstellung lange gewährt hat und jeder der drei Freunde Drang fühlt zu seinen Geschäften zurückzukehren, so verschieben sie diese Erörterung auf ein anderes mal und trennen sich, sobald sie das Schauspielhaus verlassen haben." Diese Stelle aus dem Buche des valladolider Arztes, wenn sie nämlich demselben wirklich ureigen angehört, hat der unberufene Fortsetzer von Mateo Alemán's Roman „Guzmán de Alfarache", der pseudonyme Mateo Lujan de Sayavedra treulich benutzt und verwendet, wie denn überhaupt ein und derselbe Gedanke bei den damaligen spanischen Schriftstellern vielfältig ausgebeutet zu werden pflegt von Vielen. Er erzählt nämlich in der von ihm gelieferten, zuerst 1600 oder 1601 zu Valencia gedruckten „Parte segunda" dieses Sittenromans (Buch III, Cap. 7; in Aribau's „Biblioteca", III, 418 fg.), wie nachsteht: „Ich sage dir also, der frühe Morgen fand die Bücher in meinen Händen und Abends legte ich mit ihnen zur Ruhe nieder, und daraus kannst du abnehmen wie ihre schrecklichen Zauber auf mich wirkten; denn bei dem Wohlgefallen das ich an Versen hatte und der Lust sie auf der Bühne hersagen zu hören, worauf ich ganz erpicht war, setzte ich mir in den Kopf Schauspieler zu werden. Zu dem Ende fing ich an den Schauspielhof de la Cruz, wo Heredia seine Vorstellungen gab, noch fleißiger zu besuchen. Ungemein gefiel mir das ungebundene und unstäte Leben dieser Art Leute, die heute in der Residenz, morgen in Sevilla und übermorgen in Toledo sich aufhalten und das Vergnügen haben täglich etwas Anderes zu sehen und schöne Kleider zu tragen, und die dahin leben ohne an morgen zu denken. Diese Außenseite behagte mir höchlich, obgleich ich später sah, wie bitter Dasjenige ist was von außen angenehm scheint. Ich fing an mir in dieser Schauspielertruppe Freunde zu schaffen und den Proben beizuwohnen, und ich stellte ebenfalls meine Proben an im Machen von Liebeserklärungen und warb bei einer Allerweltskunstgenossin, die nur so sein mußte, um Liebe. Weil ihr so etwas nichts Neues war, so verschmähte sie mich nicht dergestalt daß ich an einem Erfolge hätte verzweifeln müssen, sondern sie behandelte mich im Anfange nur als einen unreifen Gelbschnabel, bis sie an mir inne ward daß ich aus einem bloßen Gelbschnabel bereits weiß geworden war, gleich altem Weine, und daß ich mehr vom

Schimmel als vom Grünen an mir hatte. Doch sollst du das Endergebniß später erfahren. Eines Nachmittags ging ich mit zweien meiner Genossen, Leuten von gutem Geschmack, das Schauspiel zu sehen; wir lasen an einer Straßenecke die Zettel. Da sahen wir daß im Corral de la Cruz die «Iphigenia», eine Tragödie, und in dem Corral del Principe ein Lustspiel gegeben wurde. Einer von uns wollte ein Lustspiel sehen und kein Trauerspiel, denn er war sehr weichherzig und weinte gern. Einmüthig wurde beschlossen, wir wollten in den am nächsten gelegenen Hof gehen. Eben langten wir beim Kloster der allerheiligsten Dreieinigkeit an, denn wir waren von der Straße de las Urosas herunter und zu der de Relatores hinangestiegen, und so gingen wir als in das nächste in das Theater de la Cruz, um das Trauerspiel mit anzusehen. Ich aber bekam den übeln Ausgang und den schlechten Erfolg desselben so satt daß nicht viel fehlte und ich hätte den Gedanken Schauspieler zu werden fahren lassen. Doch die Locktöne meiner neuen Liebschaft warfen mich mit mehr Heftigkeit in die alte Bahn zurück, als wie wenn eine Wurfmaschine mich geschleudert hätte. Ich verweilte wenig bei dem Gedanken wie niedrig und verachtet dieser Stand sei, denn selbst dies machte keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich überlegte nicht daß die Poesie zwar eine edle, vorzügliche und freie Kunst ist, daß aber die Ausübung derselben auf den Bretern in großer Verachtung steht, sodaß es Leute in Menge gibt die nicht allein Diejenigen welche sie ausüben für ehrlos halten, sondern sogar in der Meinung stehen, man dürfe ihnen das heiligste Sacrament nicht reichen; und dies habe ich selbst einen würdigen Mann behaupten hören; aber die Absicht dieser Person war besser als ihre Einsicht, und in dem Eifer das Rechte zu treffen irrte sie. Es ist wahr, eine gewisse Gattung von Schauspielern ist verächtlich und niedrig und ganz ehrlos, diejenigen nämlich welche, wie jetzt die Sarabandisten, durch unzüchtige und unanständige Bewegungen zu Unzucht und Geilheit anreizten und noch anreizen; solche nannten die Römer Histrionen und von ihnen heißt es, sie seien vom Genusse des heiligsten Sacraments ausgeschlossen. Von Denen aber welche die Lateiner zu ihrer Zeit Schauspieler nannten, wie die Tragiker und Komiker, wüßte ich nicht warum sie für ehrlos gehalten werden sollten. Ich frage: wenn die Arzneiwissenschaft eine in Anerkennung stehende Kunst und die Rechtskunde so edel und nothwendig ist, warum sollen der Apotheker und der Gerichtsfrohn, welche die Vollstrecker der Arzneiwissenschaft und der Gerechtigkeit sind, ehrlos sein? Ja selbst der Henker ist nicht ehrlos, insofern als er des Königs Befehl vollzieht. Wenn also, wie ich gesagt habe, die Poesie eine Kunst hohen Geistes und eine ehrenvolle und nützliche Beschäftigung ist, weshalb soll Derjenige welcher sie ausübt verächtlich sein?"

„Daher bestimmen Einige den Begriff der Komödie *) dahin daß sie eine Fabel sei, welche dadurch daß sie besondere Leidenschaften kennen lehrt das dem menschlichen Leben Nützliche und Schädliche offenbart. Andere aber sagen richtiger, sie sei ein in Handlung gesetztes thätiges Gedicht, dessen Stil populair und dessen Ende fröhlich ist. Aber für unsern Zweck ist die Begriffsbestimmung Anderer viel besser, welche sagen, die Komödie sei eine thätige Nachahmung, angestellt zu dem Ende, um das Herz mittels der Lachlust von den Leidenschaften zu säubern; und wiewol alle Schauspiele einen Endzweck haben, nämlich Belehrung, Unterhaltung und Vergnügen, so gibt es doch viele Unterschiede zwischen der Tragödie und Komödie, wie sie die zuletzt angeführte Begriffsbestimmung anzeigt, in welcher es heißt, sie sei thätige Nachahmung. Sie unterscheidet sich, weil sie Handlung hat, vom epischen und dithyrambischen Gedichte, und mittels der Lust und des Lachens sondert und unterscheidet sie sich von dem Epos und der Tragödie. Fernere Unterschiede sind: die Tragödie muß würdevolle Personen haben, die Komödie gewöhnliche; in der Tragödie müssen Befürchtungen vor fortwährender Gefahr herrschen, in der Komödie nicht; die Tragödie hat traurige und klägliche Ausgänge, was bei der Komödie umgekehrt ist, welche fröhliche und glückliche Ausgänge haben muß; die Tragödie hat gute und ruhige Anfänge und unglückliche Ausgänge, bei der Komödie findet das Gegentheil statt; in der Tragödie wird das Leben gelehrt welches man fliehen muß, und in der Komödie regelmäßig dasjenige welches man befolgen und nachahmen muß; die Tragödie gründet sich auf die Geschichte, aber die Komödie ist Erdichtung; die Tragödie verlangt erhabenen, die Komödie niedrigen Stil, und wiewohl von Dem was ich gesagt habe vielfach Abweichungen vorkommen und in einigen echten und reinen Komödien, die keine Tragikomödien sind, Befürchtungen, Weinen, Unstern und Tod gefunden werden, so ist dennoch Alles auf Zeitvertreib und Lachen abgenommen, und wer darüber nicht lacht, verdient daß man über ihn lache. Was ist lächerlicher als einen unreifen und närrischen Burschen, dem eine Straßendirne das Fell über die Ohren gezogen hat, jammern zu sehen daß man ihm Geld und Gesundheit ausgesogen? Gibt es ferner etwas Belachenswertheres als einen verliebten Gecken über die Abwesenheit seiner Dame und die Dame vor Eifersucht auf ihren Liebhaber weinen zu sehen? Die Ränke einer Kupplerin zu sehen, die des Rufian? Einen boshaften Diener voll Furcht und Angst, man werde ihn durchprügeln wegen einer von ihm begangenen Schurkerei? Einen Verliebten der auf der Straße in einer Januarnacht mitten im Schneegewande der Erde um Diejenige seufzt welche zwischen feinster holländischer Leinwand im besten Schlafe liegt und ihn, wenn sie erwacht, auslacht und verspottet? Und mag auch der Tod tragisch sein, so dienen die in den Komödien vorkommenden Todesfälle, wenn dergleichen statthaben, doch zur Belustigung und zum Zeitvertreibe, weil es Sterbefälle von Personen die in der Welt überflüssig sind, wie es eine alte Störenfriedin ist, ein alter Geizhals, ein Rufian, ein Straßenräuber, ein Verräther oder eine Kupplerin. Aus diesem Allem lassen sich viele gute Lehren ziehen, welche sich der Seele mit großer Kraft und Lebhaftigkeit einprägen, ebenso wol vermöge des Stoffs als mittels des Plans der Tragödie und Komödie, die im Anfange langsam und spannend beginnen, hernach aber allmälig sich verwirren und verwickeln; die Verwirrung wächst fort bis zu demjenigen Theile welcher die Katastrophe und Lösung der Verknüpfung und Verwickelung genannt wird, auf welcher Fabel des Stücks die Spannung, auf der Lösung aber das Erheiternde und Befriedigende für den Verstand beruht. Und hierin unterscheiden sich Tragödie und Komödie recht und wesentlich voneinander, weil in der Tragödie die Furcht erregende, in der Komödie dagegen die für die Hörer mit Wohlbehagen und Lachen erfüllte Verwickelung allmälig fortschreitet. Und wie gesagt, sind der Stoff und die Gedanken nicht unehrbar, sondern der Sittlichkeit entsprechend, so ist unzweifelhaft daß die Schauspiele nützlich sind."

Im folgenden achten Capitel, wo Guzmán sein Vorhaben ausführt, in die Schauspielergesellschaft Heredia's eintritt und berichtet was ihm auf der Reise nach Valencia begegnete, heißt es weiter: „Ich für meine Person dachte wenig an den allgemeinen oder den besondern Nutzen; denn gewiß ist daß ein Mensch der es mit sich selbst so schlecht vorhatte nicht nach dem Gemeinwohl ausschauen würde. Aber ich habe dir gesagt wie es um die Ausübung der Schauspielkunst steht, und wie

*) Torres Naharro in seiner „Propaladia" vom Jahre 1517: „Comedia no es otra cosa, sino un artificio ingenioso de notables y finalmente alegres acontecimientos por personas disputado." Lope de Vega: „Das Drama soll die Handlungen der Menschen nachahmen und die Sitten des Jahrhunderts malen. Von der Tragödie unterscheidet sich die Komödie dadurch daß sie niedere und plebejische Handlungen darstellt, die Tragödie aber hohe und königliche." („Arte nuevo de hacer comedias"). El doctor Mira de Amescua in der Aprobacion zum zwanzigsten Bande der „Comedias" des Lope: „Este libro de comedias de Lope de Vega Carpio merece ser impreso, no solo para enseñar virtudes morales y políticas, que es el fin de la comedia, sino para honra de España y admiracion de otras naciones."

es sein würde wenn man sie in der gebührenden Weise handhabte, denn in der Art und Weise und in den Gegenständen liegt Wohl oder Uebel; denn obschon zuweilen beim Jagdmachen auf Scherz und Witz Worte mit untergemischt und Dinge gesagt werden die von Dunkelheit nicht frei sind, so nimmt dies doch dem Stücke nicht alle Nahrung für den Geist und alle wesentlichen Bestandtheile, und es wird, so es an sich gut und lehrreich ist, geeignet sein gute Beispiele zu geben. Auch Vergnügen wird es gewähren, weil es viel zu lachen gibt, und dies ist es was in den Lustspielen zumeist zu beschaffen ist, weil sie fast nur das Lachen zum Zweck und Gegenstand haben; und weil ich einmal davon rede, will ich nicht unterlassen dir einen Ausspruch mitzutheilen, der mich, als man ihn mir erzählte, lachen machte. Ein gutmüthiges Schaf von einem Manne, dessen Ehehälfte mehr als zur Hälfte den Befehl im Hause führte, überhob ein paar Aerzte, die sich miteinander unterhielten, des Streites darüber, warum die Natur in den Brüsten einiger Männer Milch erzeuge. Als nämlich einer derselben antwortete, die Natur thue Nichts ohne Zweck, und zweifelsohne erzeuge sie in den männlichen Brüsten zu irgend einem Zwecke Milch, und zwar seiner Ansicht nach deshalb, damit der Mann nöthigenfalls die Kinder mit seiner Milch ernähren könne, sprach unsere gute Haut wie folgt: «Ihr Herren, ich bitte euch um Gotteswillen, redet leise, denn wenn das die Weiber erfahren, werden sie uns stets unsere eigenen Kinder und zuweilen auch noch die Kinder Anderer säugen lassen!» Das Lachen beschafft man in den Lustspielen auf mancherlei Weise. Die Handlungen und die Worte anlangend ist zu bemerken, daß diejenigen derselben welche ohne auffälligen Nachtheil für irgend wen Stoff zum Lachen geben die feinsten und besten sind, und diese Gattung ist der Art daß sie vor Königen und Fürsten sich sehen lassen kann. Die übrigen, welche ihren Ursprung in der Spottsucht, der übeln Nachrede, der Unanständigkeit und Unflätherei der Worte haben, sind schlecht, und daher muß der Schauspieler sich vor ihnen hüten, weil die Könige, Fürsten und Großen von Natur alle Unanständigkeit verabscheuen. Die Figur des Tropfes, deren man sich in Spanien bedient, ist gut und unschädlich, weil er Gelächter verursacht, dadurch daß er viele Sätze anfängt und keinen vollendet und tausend überaus spaßhafte Anstrengungen macht sich richtig auszudrücken, und er ist eine Person welche die Menge mehr zu ergötzen pflegt als alle übrigen Personen die in der Komödie auftreten, aus dem Grunde, weil in ihr Unwissenheit und Bosheit *) und bäurische und plumpe Verliebtheit, drei der lächerlichsten Eigenschaften, sich vereinigen; und weil jede Häßlichkeit, ich meine nämlich inwiefern sie das Lachen herausfodert, ihr wohl ansteht, so ist sie die für die Komödie passendste Person, und durch das Ausfindigmachen derselben haben es die Spanier den Griechen und Römern zuvorgethan, die sich in ihren Lustspielen, um das Lachen zu erwecken, der Sklaven bedienten, denen aber einige Eigenschaften des Lächerlichen abgingen, denn sie besaßen nur die Spottsucht oder die Verliebtheit oder höchstens beide zusammen, entbehrten dagegen des Ausdrucks der einfältigen Unwissenheit, die eine große Erweckerin des Lachens ist. Nach geendigter Tragödie machte ich mich von meinen Freunden los und begab mich in das Ankleidezimmer, wie ich zu thun pflegte, um meine Herrin Isabella zu sehen; wir versprachen uns gegenseitig goldene Berge, und ich ließ mich endlich überreden, mich anwerben zu lassen und der Truppe zu folgen, die alsbald sich nach Valencia aufmachte auf Anlaß der Festlichkeiten die man dort erwartete (1599 bei der Vermählung Philipp's III. mit Margarethe von Oestreich). Ich begab mich mit den Mitgliedern der Truppe in die Herberge.... Bei dem jetzigen Wohlgefallen das meine Nymphe an mir hatte handelte ich in Hinsicht auf die Losgebung meiner Livree, in die ich mich vor nicht gar langer Zeit gesteckt hatte, nicht ganz recht, und wiewol ich einsah daß viel Grund vorhanden war sie meinem Herrn wieder zuzustellen, da ich nicht länger in seinem Dienste bleiben wollte, so fiel mir doch ein daß ich meine alten Lumpen, die ich als Dorfküster getragen hatte, wieder hervorsuchen müßte, und mit ihnen würde ich zwar die Komödie (Lope de Vega's) vom Domine Lucas nicht übel, wol aber die des „Schneiders als Ritter" gar schlecht vorgestellt haben, und das hätte ebenso viel geheißen als meine neuen Absichten mit Isabella durchkreuzen, und Keiner von der Truppe würde mich ferner haben ansehen wollen, während mir doch Alle in jener andern Kleidung sehr willfährig entgegengekommen waren. Denn unter den Menschen findet folgender Unterschied statt. Einige gelten durch sich selbst, andere durch ihren Besitz, andere durch Das was sie scheinen. Ich gehörte zu den letzten, und beraubte ich mich des äußern Anscheins, so wäre das ebenso viel gewesen, als hätte ich mich zu einem Hans Niemand gemacht und die Karten aus der Hand gelegt. Ich traf das Abkommen mit mir, meines Herrn nicht zu gedenken und meinen Vorsatz und den Weg nach Valencia mit Heredia zu verfolgen. Anfangs gaben sie mir Rollen die wenig Mühe erfoderten, damit ich mich üben möchte. Ich erwies mich trefflich darin, als ob ich für nichts Anderes geboren wäre. Ohne Zweifel besaß ich großes Talent für die Komik, denn Scham wohnte mir seit Jahren nicht mehr bei; ich war sehr fertig im Sprechen, hatte keinen übeln Wuchs, entbehrte des äußern Anstandes nicht und besaß ein wundervolles Gedächtniß. Nach und nach gaben sie mir wichtigere Rollen, von denen das ganze Stück abhing. Allein in Madrid getraute ich mir nicht auf den Bretern zu erscheinen, damit mein Herr mir nicht die Livree ausziehen ließe."

Im neunten Capitel läßt Lujan de Sayavedra seinen Guzmán erzählen, wie es ihm in Valencia mit seiner Geliebten ergeht. Da heißt es denn: „Am zweiten Spieltage zeigten sich die Galane schon aufdringlicher und meine Feindin weniger spröde, denn sie lockte mit ihren Augen auch die Gleichgültigern. Dies war ein altes Spiel; sie hatte schon mehr als ein mal, ja vielmals die Bühne Valencias betreten und kannte die Straße de la Mar, die Plaza de la Olivera (hier war der Corral de la Olivera), den Strand *) und seine Baracken und

*) Ein in Spanien allgemein gültiger, fast zum Sprüchwort gewordener Erfahrungssatz. „No hai simple, que no sea malicioso!" sagt Balthasar Gracian im „Discreto", in dem Dialog „El buen entendedor"; und im „Guzmán de Alfarache" (Theil 2, Buch 2, Cap. 1) heißt es: „Nunca la necedad anduvo sin malicia, y bastan ambas á destruir no una casa, empero toda una república." Bei Lope de Vega: „Y no os pese, si soi vano, Que como soi tan villano, Soi malicioso en estremo!" („Los Benavides", jorn. 2). Und: „Estos villanos murmuran, Como es propia su malicia." („Comedia de Urson y Valentin, hijos del Rei de Francia," jorn. 3). Und: „Los villanos teneis fama De maliciosos." („La ventura sin buscalla", jorn. 2). Bei Calderon im „Alcalde de Zalamea" (jorn. 1; Keil IV, 92): ¿Qué villano no ha sido malicioso?" Figueroa schildert in der „Plaza universal" (Discurso 55, S. 248) den Bauer seiner Zeit so: „El villano es sucio cuanto se pueda decir, siempre sudado siempre lleno de polvo, mudando apenas camisa el Domingo. Es de ordinario torpe para todas cosas. Cuanto al ir á caballo, se halla ser verdadero aquel dicho: El villano no tiene espuelas, y si las tiene, es sola una, y si tiene dos, no son iguales, y si son iguales, no son suyas, y si suyas, no tienen correas, y si tienen correas, son de cordel. Son tambien los villanos por estremo groseros, y descorteses en sus conversaciones, hablando siempre con lenguaje tosco. Precianse de *astutos* como raposos, *de maliciosos* como mala casa, siendo cualquiera buei en discurso, asno en juicio, mulo en entendimiento, y villano en procceder,, que es cuanto se puede decir."

*) El Grau, Grao, ein limosinisches Wort. Der Komödiendichter Guillén de Castro, geboren 1569 zu Valencia, war Capitan del Grao de Valencia. Ein nicht mehr vorhandenes Drama Lope de Vega's hat den Titel: „El Grao de Valencia". Er ist eine halbe Legua von Valencia entfernt (Ponz „Viaje", IV, 155). Regañon scheint hier

den Arcaden der Plaza de la Morera, sie hatte alle Bekanntschaften die der Auffrischung nicht bedurften, ich aber, Dummkopf der ich war, wähnte meine Barke trocken zu erhalten und daß es keiner Pumpe bedürfen würde, um das Wasser hinauszuschaffen welches sie bei so schäumenden Wogen einschlucken mußte. Zu der Festgefügtesten kann man, wenn die Gelegenheiten kommen, kein volles Vertrauen haben, ich aber setzte mein Vertrauen auf ein Weibsbild das mir im Vormachen von Blendwerk hätte Unterricht geben können und das alle Schulen, wie man nach seinem Gelüsten leben könne, durchgemacht hatte, und wenn auch nur auf den Bretern, die der Gipfelpunkt eines andern nicht weniger freien Lebens sind. Als das Theater aus war, begaben wir uns in unsere Herberge, die wir auf dem Platze de la Olivera hatten, und schon erwarteten uns an der Thür derselben etliche Liebhaber. Sie traten mit uns ein. Bei der nun folgenden Unterhaltung mußte ich mein Herz weit machen und ihm, damit es diese Verdrießlichkeiten in sich aufnehmen könnte, die Falten auslassen, ja es sogar umkehren. Ich kannte die Art dieser Leute, denn wenn sie unwillig werden, bleibt kein Schauspieler am Leben, und sie haben schon manchen gehörig aufgeschlitzt und in das andere Leben gesendet. Ich waffnete mich mit Geduld und tröstete mich sogar über ein so gewisses Uebel. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, mancherlei Einladungen zu Spaziergängen wurden gemacht, aber es kam ein hübscher Entremes eines Dichters dazwischen, der, wie ein Portugiese in einen langen Boimantel gekleidet, nach dem Director fragte. Er war den Anwesenden bekannt, und da ihnen seine Weise nicht fremd war, vermutheten sie daß er, wie es auch wirklich der Fall war, irgend ein vertracktes Theaterstück mitgebracht hätte. Sie benachrichtigten den Director und baten ihn, er solle ja nicht vorbeilassen es anzusehen, denn es werde zum Todtlachen sein und er möge es in Aller Beisein vorlesen lassen. Heredia kam herzu und sagte zu ihm: «Womit soll ich Ihnen dienen? Ich bin der Director, und wenn Euer Gnaden ein Dichterwerk mitbringen, denn wir wissen bereits daß Sie ein berühmter Dichter sind, so werden Sie uns einen großen Gefallen erzeigen, da es uns an guten Bühnenstücken fehlt, und ganz besonders für einen Ort von so gutem Geschmack, wie Valencia ist, das jeden Director zittern macht.» Die gute ehrliche Haut war über solche Zuvorkommenheit höchlich erfreut und sprach: «Sein Sie um Komödien außer Sorgen, ich werde Sie mit so vielen als Sie nöthig haben versehen, denn ihrer zwei habe ich angefangen, und von dieser hier die ich bei mir habe wird schon ihr Name sagen was sie ist.» «Wie betiteln Sie dieselbe?» sagte Heredia, «denn auf einen guten Titel kommt sehr viel an.» «Man kann ihr viele Titel geben», erwiderte der Dichter, «aber mir scheint, am besten für sie paßt: Der betrügerische Gefangene.» «Sehr gut», sagte Heredia. «Ew. Gnaden wollen uns die Gunst erzeigen vorzulesen, denn hier steht Herr Guzmán, ein Mann von gutem Geschmack, ihm übergebe ich diese Sache und werde mich seinem Ausspruche fügen, und ich glaube das Stück wird etwas ganz Vorzügliches sein, da es von Ihrer Hand ist.» «Wer zweifelt daran?» sagte der Dichter. «Die Komödie selbst wird für sich zeugen und ich war Willens sie keinem andern Director zu geben als dem Porras, der mir tausend Realen für jedes Lustspiel angeboten hat.» «Lesen Sie», sagte Heredia, «und ist das Stück Das was wir voraussetzen, so sollen Sie nicht um Porras *) weinen.» Der «traurige Poet», hätte er es doch nicht gethan! zog einen Heftumschlag heraus und begann mit ein paar Versen, die er nicht aus einer Seidenhandlung zu holen brauchte, so schlecht hatte er sie gemessen, dessenungeachtet aber schlug er bei jeder Redondilla die Augen auf und sah alle Zuhörer an als ob es ein wundervoller Gedanke gewesen wäre. Wir Alle standen da und hätten vor Lachen vergehen mögen, und es zu verbeißen war unmöglich, sodaß er es endlich gewahr werden mußte; er sagte ganz aufgebracht: «Ich glaube, Ihr Herren, Euer Magen ist auf die Verse Lope de Vega's eingerichtet, und Euch scheint Nichts gut genug!» Wir verstellten uns soviel wir konnten und behaupteten, er irre sich, denn sie hätten nicht über die Verse, sondern über eine Geschichte gelacht die Isabellen eingefallen wäre und wodurch sie uns Alle zum Lachen herausgefodert hätte. Er ließ die Entschuldigung gelten und fuhr fort: «Wohlan denn, meine Herren, Sie sollen einen Act aus einem Schäferstück nach Art der Mauren da drüben in Afrika sehen, ein wundervolles Stück, denn die Dichter hatten bisher noch nicht beachtet daß es bei den Mauren Schäfer gibt, und es ist eine neue Erfindung.» Da sagten wir zu ihm: «Wie aber sollen diese Hirten sich kleiden? Denn die Schafpelze deren wir uns in Spanien bedienen werden für sie nicht passen, und außerdem würde die Erfindung nicht neu sein.» Er wurde einigermaßen verblüfft und sagte, wir könnten uns in Valencia bei Vielen die in Algier gefangen gewesen wären erkundigen, welcher Kleidung sich dort drüben das Berg- und Hirtenvolk bediene. «Schön!» sagten wir zu ihm, «ein sehr guter Einfall. Lesen Sie den Act.» Er begann ohne alle Umstände, denn er wußte ihn auswendig, aber wir waren nahe daran vor Lachen zu platzen. Einer der in Valencia heimischen Cavaliere, die dem Geruche meines Teichs Bethesda nachgezogen waren, brach in ein Gelächter aus das er nicht mehr zurückhalten konnte, und da es für uns nicht erst der Lockung bedurfte, brachen wir auf der Stelle Alle los. Denn unser Poet war so sehr aus aller Fassung daß er nicht wußte was er sagen sollte. Er wickelte seine Papiere ein und steckte sie in die Hosen, beklagte sich sehr über den ihm gespielten Streich und sagte, wir wüßten nicht was Schauspiele und Verse wären. Damit schlich er sich die Treppe hinab und ließ uns für ein ganzes Jahr Stoff zum Lachen."

Schließlich gebe ich noch eine weniger bekannte und benutzte Stelle Quevedo's, die auf das Theaterwesen seiner Zeit Bezug nimmt, aus seinem „Besuch der Spitznamen" in der Unterwelt („Visita de los chistes", in den „Obras", I, 203—205, Madrid 1772). Sie lautet: „Auf der einen Seite saßen einige verstorbene Frauen, und Hurrleburrl (Cochitehervite) sagte: «Hier

---

der gefürchtete Nordwind zu sein. Der redliche Ponz („Viaje", IV, 259) eifert darüber daß man zu seiner Zeit die madrider Theater Coliseos nannte: „Con la mayor impropiedad", sagt er, „llaman en Madrid Coliseo del Principe y Coliseo de la Cruz á estos dos teatros."

*) Das Gewöhnliche was die Directoren für eine Komödie zahlten, scheint 800 Realen gewesen zu sein.

Arias.

Aquí la doncella vive.

Lasaro.

Ni la oigas ni la veas,
Señor, hasta que se haga;
Que son como las comedias,
Sin saber, si es buena ó mala,
Ochocientos reales cuesta
La primera vez; mas luego
Dan por un real ochocientas.
Déjala imprimir primero;
Que comedias y doncellas,
Como esten dadas al molde,
Las hallarás por docenas.

Calderon: „Nadie fie su secreto" (jorn. 1; Keil IV, 634). In einer Epistel des Alonso Ezquerra an Barthol. Leonardo de Argensola und dessen Antwort darauf (Fernandez' „Coleccion", III, 153. 166) werden als enfado general de nuestros dias genannt las poesias del músico de Porras, ó Belardo. Ob das dem bekannten Schauspieldirector Porras gilt, kann ich nicht sagen. Aeußerst beliebt durch ihre Tonstücke waren Palomares, der schon todt war, als Lope de Vega seine „Bella mal maridada" (jorn. 1 u. 3) schrieb, und Juan Blas „Que es un angel en la tierra". Figueroa, „Plaza universal", Discurso 40, 206 fg.

ist Doña Sieweißsichetwas (Fafula), hier Marie Dieschlägtgleichzu (Mari Zapalos) und hier Mari Sitzefleisch (Mari Rabadilla, Bleibfürdich)». Ruschelpeter (Trochimochi) sagte: «Machen Sie ihre Sachen schnell ab, meine Damen, denn noch warten viele Leute!» Doña Sieweißsichetwas sprach: «Ich bin eine Frau von Stand und Rang.» Wir aber sagten: «Die beiden Andern sind die unglücklichen Weiber, deren Ruf von euch Lebendigen droben in euern Gesprächen verlästert zu werden pflegt.» «Mich für meine Person kümmert das nicht», sagte Doña Fafula, «aber man soll wissen daß ich die Gattin eines schlechten Komödiendichters bin, der unzählige Komödien geschrieben hat und der mir eines Tags sagte: Das Papier, Frau, wird froh sein wenn es zu Fetzen geworden sich auf den Dungstätten findet, dort wird es zufriedener mit mir sein als in den Drucken der Komödien, umsomehr als ich es nicht ferner werde vertheuern können. Ich bin eine Frau von vieler Geltung gewesen und habe mit meinem Manne, dem Dichter, tausend Zänkereien über die Komödien, Autos und Entremeses gehabt. Ich sagte zu ihm: Wenn in den Komödien ein auf seine Knie niederfallender Vasall zum Könige spricht: Gib mir diese deine Füße! warum antwortet dieser immer: Die Arme, das wird besser sein!? Denn wenn gesagt wird: Gib mir diese Füße, so wäre es doch vernünftiger zu antworten: Womit soll ich denn hernach gehen? Ueber den Hunger der Diener und ihre Furcht habe ich große eheliche Zerwürfnisse mit ihm gehabt. Auch hatte ich meine guten Gründe daß ich ihn vermochte am Schlusse der Komödien die Ehre der Infantinnen nicht aus der Acht zu lassen, weil er mit ihnen umsprang wie mit Fangbällen, die man in der Luft schlägt, und das jammerte mich. Die Aeltern derselben werden mir das all' ihre Lebtage nicht lohnen können. Ich ging ihm bei den Mitgiften in den Verheirathungen an die Hand, um die Verwickelung im dritten Acte zu Ende zu bringen, denn sonst würde es in der ganzen weiten Welt keine Gelder mehr gegeben haben. Und bei der einen Komödie, damit nur nicht Alle miteinander sich darin verheiratheten, verlangte ich von ihm daß der Bediente den sein Herr mit der Dienerin zu verheirathen wünschte sich dessen entschieden weigern solle, und daß davon nicht loszukommen sei, damit wenigstens ein Bedienter ledig davonkäme. Wo wir aber in den heftigsten Wortwechsel miteinander geriethen, sodaß ich fast die Ehe mit ihm aufzugeben Willens war, das war bei den Frohnleichnamsstücken. Ich sagte ihm: Mensch, bist du denn des Teufels? Muß denn in den Autos del Corpus der Teufel immer mit so großer Heftigkeit auftreten und mit lauter Stimme reden unter Schreien und Stampfen mit den Füßen und mit einer Heftigkeit, daß es aussieht als ob das ganze Theater sein und noch zu klein dazu wäre um seine Rolle zu spielen, wie wenn Jemand spräche: Ei, so rieche doch das ganze Haus nach Teufel. *) Bei deinem Leben, Mann, mache doch einmal ein Auto worin der Teufel mäuschenstill ist und sich das Maul zuhält. Und da er alle Ursache hat zu schweigen, so rede er nicht! Es rede in einem Auto wer kann, und das mit Recht, und ereifere sich! Ward doch sogar die „Geduld" selbst zuweilen unwirsch und hat die Geißel genommen und Tische, Buden und Katheder umgeworfen und Lärm gemacht! Ich brachte ihn dahin daß er, wo er sagen konnte Padre eterno, nicht Padre eternal sagte, auch nicht Satan, sondern Satanás; denn diese Wörter wären gut, wenn der Teufel auftritt und spricht: Bu, bu, bu, und wenn er wie eine Rakete abgeht. Ich habe die Entremeses von ihrer Bürde befreit, weil sie Allen Prügel auflegten, und mit allen ihren Prügeln brachten sie die Entremeses zustande; und wenn sich dieselben darüber beklagten, sagte ich: Mögen sie sich über die Komödien beklagen, die mit Heirathen enden und schlimmer daran sind, denn sie sind Prügel und Weib zusammen. Die Komödien die das hörten henkten, um sich zu rächen, die Heirathen den Entremeses an den Hals, und diese, um zu entwischen und unverheirathet zu sein, enden zum Theil in Bartschaberwesen, Guitarrchen und hohem Lied.» «So schlecht sind die Weiber, Frau Doña Fafula?» fragte Mari Zapalos. Doña Fafula antwortete schnippisch und mit vieler Herablassung: «Seh' einmal einer an, womit uns jetzt Mari Zapalos angestochen kommt.» Kommen oder nicht kommen, kurz in einem Hastdunichtgesehen wollten sie einander kratzen und zuletzt packten sie einander, denn Maria Sitzefleisch, die dabei zugegen war, konnte sich nicht herbeimüßigen Frieden zu stiften, weil ihre Kinder darum daß jedes derselben aus seinem Schüsselchen aß handgemein geworden waren. «Seht zu», sagte Doña Fafula, «daß ihr in der Oberwelt sagt wer ich bin!» Mari Zapalos sagte: «Seht zu daß ihr sagt wie ich sie zugerichtet habe.» Mari Rabadilla sprach: «Sagt den Lebendigen droben: Wenn meine Kinder ein jedes aus seiner eigenen Schüssel essen, was Uebles thun sie ihnen? Wie viel schlechter sind sie selbst, da sie aus der Schüssel anderer Leute essen, wie «Don Diego von der Nacht» und andere Mitgesellen seines Zuschnitts.»"

Endlich gestatte ich mir noch eine Bemerkung über das Wort Tertulia. So nannte man nach v. Schack's (III, 25 fg.) Angabe seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Logen der obern Reihe in den Theatern de la Cruz und del Principe zu Madrid, die früher desvanes, Oberböden, geheißen hatten und in denen vorzugsweise das gebildete Publicum und die Geistlichen ihre Sitze nahmen. Es war damals Mode den Tertullian zu studiren, und namentlich hatten die Priester die Gewohnheit, ihre Predigten durch Citate aus seinen Werken zu zieren, weshalb man sie scherzweise Tertullianten und ihren Platz die Tertulia nannte. Aus diesen Logen, denen man schon früher den Ehrentitel „gelehrte Desvanes" geliehen hatte, kamen die Urtheile, auf welche die Dichter, als auf die von Kennern, das meiste Gewicht legten. Das ist ganz gut und deshalb singt der Doctor Bartolome Leonardo de Argensola („Coleccion" von Ramon Fernandez, III, 93 fg.):

> ¡O siglo atroz, de abominable zelo!
> ¡Qué monstruos de otros monstruos multiplicas!
> ¿Qué dijera el severo Tertuliano
> A vista de costumbres tan inicas?

Aber der Stich den man mit dem Namen Tertulia geben wollte wird in seinem prickelnden Stachel um ein Merkliches fühlbarer, wenn man bedenkt daß Tertullian, wie nach ihm Mariana, de spectaculis geschrieben und wider sie geeifert hat, gleich Denen die ihn im Munde führten, doch aber jene desvanes selbst besuchten, ja wol auch Komödien schrieben.

J. K. Seidemann.

*) Der Redensart des täglichen Lebens: „Huele la casa á hombre", angepaßt, wenn man andeuten will daß ein Mann im Hause ist der als Herr das Regiment zu führen versteht. Also: Der Teufel soll im Hause regieren! Ueber la paciencia vergl. „Llorente", VIII, 113).

Macargan, oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ein Roman von A. von Sternberg. Leipzig, Brockhaus. 8. 1853. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Geschäft der Kritik ist im Grunde nichts Anderes als eine paraphrastische Uebertragung des militairischen Wer da? auf das literarische Gebiet. Je ungewöhnlicher das Aussehen einer herannahenden Erscheinung für den wachthabenden Soldaten, je bedeutender der Name des Verfassers oder je interessanter der Titel eines neuen Werks für das Auge der Kritik, desto lauter der Ruf beider Posten und desto dringender der Wunsch, sich von der innern Wahrheit Dessen was das Aeußere verkündet zu überzeugen. Ein Titel wie „Macargan, oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts" hat einen vielversprechenden Klang, und überdies ist das 18. Jahrhundert, wie man weiß, die eigentliche Domaine des Herrn von Sternberg, wir meinen die Tage vor der Revolution, die Zeiten der Grandseigneurs, der Regence, des Rococo. Hier gleicht seine Feder ganz dem Pinsel des pariser Maler Baron, der uns heute mitten im 19. Jahrhundert die reizendsten Bildchen im Geiste Watteau's, Lancret's und Detroy's auf die Leinwand

zaubert, und zwar in der ganzen brillanten Pracht jener Farben, deren das bunte Costume und die lebensfrohe Heiterkeit jener Epoche bedarf, schalkhafte, junge Mädchen und geistreiche, frivole Weiber in bauschenden Roben und Haartouren à la Pompadour, lustige oder sentimentale Cavaliere aus den Tagen des Duc d'Orléans, kurz das ganze Personal des goldenen Leichtsinns, hinter dessen glänzendem Schimmer sich allgemach die Wetterwolke von 1789 zusammenballte.

Aber die Philosophie des 18. Jahrhunderts? Welche Philosophie meint Sternberg? oder richtiger gefragt, welche kann er nur meinen? Nicht die des Freiherrn Christian von Wolf, obgleich Macargan sich ein mal heimlich dem Militairdienste entzieht und so in den Augen des preußischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. einen trefflichen Beleg für die Irrlehren des hallenser Philosophen abgegeben hätte, als man denselben, wie bekannt, anschwärzte, er predige das dem Militairwesen so gefährliche Princip des Determinismus, infolge dessen ein Soldat nach der „Bestimmung Gottes" desertiren könne. Ebenso wenig denkt der Verfasser direct an das System des großen Weisen von Königsberg. Vielmehr meint er jene praktisch-gedankliche Anschauung der Dinge, die dem sich gestaltenden socialen Leben des Jahrhunderts zugrundelag. Aber er faßt diese Anschauung in ihrem weitesten Umfange zusammen, er combinirt eine Menge von Doctrinen zu einem Ensemble, in welchem der Skepticismus, der Materialismus, die Philanthropie und in anticipirender Weise selbst auch der kategorische Imperativ oder wenigstens ein verwandtes Princip der Tugendlehre Platz haben.

Der gespenstige kleine Mann, dem der Verfasser, wie er auf der ersten Seite erzählt, auf seinem Spaziergange an einem „trüben Novembernachmittag" begegnete, und der ihn auffodert nach den schriftlichen Hülfsmaterialien, die er ihm übergibt, einen Mann oder Vertreter des 18. Jahrhunderts zu skizziren, dieser Roman-Einleitungs-Kobold à la E. T. A. Hofmann citirt das bekannte Bild von den beiden Rossen aus Platon's „Phädrus", um die Philosophie der genannten Epoche zu charakterisiren. „Eins", sagt er, „ist das wilde, das in den Abgrund ziehen will, das andere das weiche, stille, demüthige, das seinen Genossen und selbst den Führer immerdar zurückzuhalten beflissen ist. Dieses Gleichniß", fährt er fort, „kann Jedermann beliebig auslegen, ich für meine Person lege es so aus: Das wilde Roß ist die Seele eines Mannes dem die Welt zu klein ist...." „Und dieses schwarze Roß soll die Philosophie des 18. Jahrhunderts sein?" „Ja", rief der kleine Mann, im Ausdruck hoher Seligkeit sich endlich verstanden zu sehen.... „Diese kühne, diese wilde Lehre, welch ein glücklicheres Bild könnte für sie gefunden werden als dieses schwarze Roß Platon's.... Es ist ganz gleich was Plato im Sinne hatte, genug daß sein Gleichniß sich so drehen und wenden läßt daß es auch für unsere Sätze paßt. Ich bleibe dabei, das 18. Jahrhundert war das wilde, schaumbedeckte, schwarze Roß, und in den Abgrund hat es seinen Führer auch richtig gezogen. Aber wie liebe ich dieses prächtige Thier."

Gewiß eine interessante und geistvolle Anwendung die der Verfasser von dem Platonischen Bild macht, in der Absicht den Helden seiner Erzählung mit ein paar kühnen Pinselstrichen im voraus unserer Vorstellung nahe zu bringen, einen Helden der sich blindlings der Richtung des schwarzen Rosses überlassen soll. „Wie wäre es", fragt der kleine Mann, „wenn Sie es übernähmen einen Sohn dieses kecken, muthigen, dieses trotzigen und unverzagten Jahrhunderts zu schildern? Wenn Sie ihn darstellten, wie er, ein armer Mensch, hülflos geboren, sich durch die mächtige Flamme die seine Seele erwärmt und erweitert bemerkbar macht, und wie er, eine unbändige und trotzige Natur wie sein Jahrhundert, sich Bahn zu brechen weiß durch allerlei Volk und Gelichter? Und die Hauptsache, wie er auf keinen Dank, auf keine Belohnung Anspruch macht, weder irdische noch himmlische, sondern nachdem er seinen Weg über Felsen gemacht, sich abwärts wendet den Pfad ins Dickicht, wo die Gebüsche über ihm zusammenschlagen und Niemand weiß wo er geblieben."

Und diese Aufgabe verfolgte Sternberg in den Lebensgeschicken seines Macargan. Zugleich läßt sich aber auch aus der gegebenen Andeutung erkennen daß der Verfasser nur eine bestimmte Seite der Philosophie des 18. Jahrhunderts im Sinne hatte. Von der Frivolität der Zeit ist in Macargan's Seele nicht die geringste Spur, und nur in einigen nebensächlichen Personen kommt diese Richtung gelegentlich zur Erscheinung. Macargan's Skepticismus wendet sich nirgend gegen die Foderungen des natürlichen Rechts und Sittengesetzes, sondern statt dessen nur gegen die verjährten menschlichen Dogmen. Er glaubt an kein Jenseits, an keine überirdische Lenkung der menschlichen Angelegenheiten; er will gut und recht handeln, nicht nach äußern Antrieben, sondern nach dem Drange des eigenen Innern. Dabei ist er sich aber der menschlichen Unvollkommenheit sehr wohl bewußt und zugleich der Pflicht, an der eigenen Erhebung zu arbeiten. „Darum", sagt er (S. 200), „geziemt's dem Manne, der stark, gut, edel und seinem eigenen Urtheile würdig durchs Leben gehen will, daß er seine Begierden beherrsche und vor allen Dingen nie und nirgend Unrecht ausübe. Er würde aber Unrecht ausüben, wenn er sein Wohlsein oder seinen Genuß im Auge behielte, während sein Bruder leidet." Eine Art freimaurerischer Philanthropismus, wie ihn das vorige Jahrhundert besonders cultivirte und für die allgemeinere öffentliche Praxis vorbereitete, ist die Grundlage jener Entwickelungen, bei denen sein Leben im letzten Stadium anlangt.

Macargan ist der pseudonyme Sproß vornehmer Aeltern; über seiner Herkunft und seiner Heimat liegt der Schleier des Geheimnisses. Ueberhaupt bezeichnet der Verfasser auch sonst in der ersten Hälfte seines Romans nirgend die Oertlichkeiten, auf deren Boden die Verhältnisse spielen, ja wir können es nur höchst unbestimmt errathen in welchem Lande wir uns befinden. Der „trübe Novembernachmittag", mit dem schon die erste Zeile des Buchs anhebt, ist das Symbol der Stimmung die den ganzen Verlauf beherrscht, sowie die erste Thatsache, deren sich der Held aus seiner frühesten Jugend erinnert, mit ihren Schatten und mit ihren Consequenzen bis in die letzten Tage seines in der Fülle der Kraft meteorgleich verlöschenden Lebens hinausreicht.

Als Knabe mit seiner Mutter in ein einsames, wüstes Schloß entführt, muß er sehen wie Letztere hier von einem Manne ermordet wird, von dem sie sonst nur mit „Liebe und Zärtlichkeit" gesprochen, den er selbst nie anders als „in Glanz und Pracht und in dem Anzuge eines schönen, tapfern und beliebten Cavaliers" gesehen, dessen Züge aber später seinem Gedächtniß total entschwunden sein müssen. Aber auch ihn persönlich trifft der damalige harte Schlag, man schafft ihn weit fort an ein fernes Seegestade und übergibt ihn zur Ernährung und Erziehung einem alten Fischer und seiner Frau. In völliger Verlassenheit wächst er hier auf, bis er endlich auch in der Einsamkeit einen Genossen, einen Freund findet, und zwar in einem Manne, einem Weisen, den die Verfolgung des „Aberwitzes und der Despotie" aus seiner Heimat getrieben und der hier eine Zufluchtsstätte, wenigstens temporair errungen. Herwigk Hendrick, so nennt ihn der Verfasser, gewinnt den größten Einfluß auf die jugendliche Seele Macargan's; er wird gewissermaßen sein geistiger Vater, er unterweist ihn auf den einsamen Spaziergängen die sie miteinander machen in der Natur- oder Vernunftreligion, er erzählt ihm von den Menschen und vom Lauf der Welt, er pflanzt den Sinn für die Freiheit, für das Große und Erhabene in seine Brust und vermacht ihm den Muth der innern Ueberzeugung zu folgen, in edler Selbständigkeit dazustehen und den Kampf gegen jede Art von Unwahrheit oder Unterdrückung zu wagen.

Mit diesem Erbtheil des hochgeehrten und innigst geliebten Mannes ausgestattet, verläßt Macargan endlich, 16 Jahr alt, die Einöde des Strandes, nachdem eines Tags ein fremder Mann, der Abgesandte Dessen der ihn einst hierher schaffen ließ, angekommen war, ihm die nöthigen Mittel überreicht und die

Erlaubniß gegeben hatte, zu gehen wohin es ihm belieben würde und nach Gefallen sein weiteres Fortkommen zu suchen. Beim Anblick dieses geheimnißvollen Menschen tauchen lebhafter als je die schwarzen Erinnerungen seiner Kindheit in seiner Seele empor, und der erste Beschluß den er jetzt in dem Zustande seiner neuen Freiheit faßt ist der, auf die Entdeckung seiner Heimat, seines Vaters und des Mörders seiner Mutter auszugehen. Aber wo den Ariadnefaden finden, um zum Zwecke zu gelangen, da ihm wol gewisse allgemeine Bilder aus der frühesten Knabenzeit vorschweben, nirgend jedoch ein wirklicher Name?

Nichtsdestoweniger wagt er es; er stürzt sich forschend und spähend in die Welt. Die Idee zu jener Entdeckung zu gelangen bestimmt die Richtung seines Lebens und zugleich die Form des Romans. Macargan's fernere Existenz ist ein Wandern und Abenteuern aus einem Verhältniß in das andere, von einem Ort zum andern. Eine feste Laufbahn, ein dereinstiger fester Beruf des Wirkens schwebt ihm nicht vor; er strebt sich überall nützlich zu machen, die Zwecke des Augenblicks zu verrichten, für das Gute und Rechte zu kämpfen, aus allen Lagen Nutzen für seine innere Bildung zu schöpfen und seine innere Unabhängigkeit zu bewahren. Halb lenkt der Zufall seine Schritte, halb die Sympathien oder Antipathien und Conflicte die zwischen ihm und seiner Umgebung eintreten, da er sich überall sehr bald ohne Verstellung als Den gibt der er seinem geistigen Wesen nach ist. Dieses Wesen besitzt etwas Spartanisches, eine gewisse herbe Strenge, welche der Persönlichkeit Macargan's einen Typus verleiht, der uns manchmal an einen Charakter wie Seume war erinnert, umsomehr als verschiedene Geschicke des Sternberg'schen Helden in ihrer Natur und in ihren allgemeinsten Umrissen einigen Partien aus dem Leben des genannten deutschen Dichters ziemlich parallel laufen. Auch haben sie Beide die kräftige, meist in autodidaktischer Abgeschlossenheit sich entwickelnde Ursprünglichkeit jener kernhaften Menschen die Goethe mit dem speciellen Namen „Naturen" zu bezeichnen pflegte.

Die Schicksale Macargan's sind ziemlich bunt und, wie schon angedeutet worden, an dem Faden eines Wanderlebens aneinander gereiht. Diese Art der Episodenfolge weist auf die ersten Anfänge der Romanliteratur zurück; der Organismus der ältesten Romane ist das biographische Element mit den Hebeln des Wanderns und der Abenteuer, eine sehr einfache Form, wie sie auch dem Entstehen einer neuen Productionsgattung entspricht, aber sehr prakticabel und passend für den Charakter vieler Erzählungen, sodaß sie nicht nur bis heute im Gebrauch blieb, sondern für gewisse Entwickelungen auch künftighin stets unentbehrlich sein wird. Nur müssen wir daran erinnern, daß jemehr diese Form die Darstellung erleichtert und der Phantasie Gelegenheit gibt sich frei zu ergehen, auch in desto höherm Maße dem Autor die Verpflichtung erwächst, ihr im Fortschritte gegen die naiven Anfänge der Vergangenheit zu einer geistigen Bedeutung und innern Nothwendigkeit zu verhelfen, mit andern Worten, in der langen Reihe von Lebensgeschicken des Helden nicht blos ein buntes Allerlei von Ereignissen und äußerlichen Unterhaltungsstoff abzuspinnen, sondern diese Geschicke zum Ausdrucke eines großen Gesammtgedankens und zu Momenten einer wirklichen Entwickelung der Hauptperson zu machen.

Wir würden weder dem Autor noch dem Publicum einen Gefallen thun, wollten wir den Verlauf der Begebenheiten, das Geheimniß jedes neuen Romans, mit dürren Worten Schritt für Schritt verrathen. Macargan geräth in sehr mannichfache Lagen: er bricht sich in der That „durch allerlei Volk und Gelichter" Bahn. Ein mal ist er unter Anderm Jahre lang Soldat und lernt den Absolutismus mit dem blinden Gehorsam in seinem äußersten Extrem kennen; ein ander mal lebt er auf dem Schlosse eines Grafen, eines Freigeistes und Philanthropen mit gewissen Anflügen von Rosenkreuzer- und Illuminatenthum. Hier auf demselben Schlosse spielt zugleich die Flachheit und Frivolität in den beiden Töchtern des Grafen und in einem französischen Abbé (der, nebenbei und für Herrn von Sternberg bemerkt, auf S. 143 Madame Geoffrin mit der Marquise du Deffand, einer andern berühmten Dame der Zeit, verwechselt, indem Letztere und nicht Erstere blind wurde) eine Rolle, und Macargan sieht bis zu welcher Caricatur die Freigeisterei ausarten kann, wenn ihr das Regulativ einer gesunden, edeln Natur fehlt. Später treffen wir den Helden in dem Hause eines Juwelenhändlers zu Warschau; und in der hohen Gesellschaft dieser Stadt tauchen ihm die ersten deutlichern Spuren von dem Mörder seiner Mutter auf. Mit dem Juwelier reist er nach Kiew, wo die Kaiserin Katharina II. eben Hof hält, wird der Liebling Potemkin's, dann der Günstling der Kaiserin selbst, mit der er sich auf dem Gipfel des Entzückens in Weltverbesserungsplanen ergeht, entdeckt nun wirklich den Mörder seiner Mutter, seinen Vater, den er im Duell tödtet, und fällt endlich durch die Ränke des zurückgesetzten Potemkin als das Opfer einer Intrigue, in deren Falle ihn das geheimste Bedürfniß seines Herzens gestoßen.

Wenn wir es in dieser neuen Production des geistvollen Verfassers nur mit einem einfachen Roman zu thun hätten, so müßten wir uns durch Das was er gegeben ganz entschieden befriedigt fühlen. Die Erzählung schreitet rasch vor, die Ereignisse selbst sind interessant, die Entwickelungen spannend, die Charaktere mit kurzen, kräftigen Pinselstrichen entworfen, und obenein liegt über dem Ganzen ein Chiaroscuro welches das Anziehende des Buchs nur noch vermehren kann. Mit einem Wort, das größere Lesepublicum, welches vorallem nach Unterhaltung trachtet, wird das Buch nicht eher aus der Hand legen als bis es die letzte Seite absolvirt hat. Herr von Sternberg besitzt, wie alle Welt weiß, ein so glückliches Darstellungstalent und einen so fein und anmuthig combinirenden Geist, daß er Alles was seine Feder berührt in das Gold angenehmen Unterhaltungsstoffs verwandelt, nicht blos des gewöhnlichen Unterhaltungsstoffs, sondern jenes höhern der durch seine sinnreichen Wendungen und Anschauungen unser Denken befruchtet. Darum dürfen wir aber auch unsere Ansprüche an den so vorzüglich begabten Schriftsteller nach Möglichkeit steigern; denn wir würden ihm keine besondere Ehre erweisen, wollten wir von ihm nur Das was hundert Andere ebenfalls zu bieten im Stande sind, einen gewöhnlichen, stofflich spannenden Roman verlangen, umsomehr als er sich selbst mit Bewußtsein ein höheres Ziel steckte, wie hier der Titel und die Einleitung hinlänglich bekunden.

Was dürfen wir erwarten, wenn uns ein Roman vorliegt, der einen Helden darstellt in welchem die Philosophie eines Zeitalters zum Ausdruck gelangt? Gewiß vorallem eine psychologische und consequente Entwickelung dieser Philosophie in der Seele des Helden; denn gerade hierauf beruht ja die specifische Bedeutung des Themas selbst. Wir möchten nicht behaupten daß uns Herr von Sternberg von dieser Seite genügend befriedigte. Schon daß er die Anregungen und Ansichten Macargan's durch Herwigk Hendrick, also auf dem Wege der Doctrin erstehen ließ, statt auf dem Wege der eigenen Erfahrung und des eigenen Abstrahirens, schien uns verfehlt, ja streng genommen kommt der Held in seiner Erkenntniß nicht über diese ersten Anregungen hinaus; er erlebt keine wahre Entwickelung seines Denkens und seiner Metaphysik, sodaß eigentlich die Doctrin mit ihren mannichfachen Sätzen und Schattirungen und die psychologischen Elemente des Helden organisch unvermittelt nebeneinander liegen bleiben. So oft der Verfasser auch beide Seiten verbindet, ist die Verbindung nur eine mechanische. Die nähere Bestimmung Dessen was man Alles unter der Philosophie des 18. Jahrhunderts zu verstehen habe, wie ferner die beiden Hauptrichtungen derselben, der sensualistische und ideelle Materialismus, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, einander bekämpften, und welche symbolischen Momente die Entwickelung des Romans aus diesen Grundlagen noch schöpfen konnte: das sind Gegenstände die wir hier nicht weiter berühren wollen. Wir sagen „symbolisch", weil alle Handlung, alles Ereigniß

vorzugsweise in einem so gedanklichen Vorwurf wie der gegenwärtige der innersten Absicht nach symbolisch sein muß, ein Punkt den Herr von Sternberg wol auch nicht so berücksichtigte, wie es hätte geschehen sollen.

Doch Herr von Sternberg ist ein viel zu liebenswürdiger Schriftsteller, als daß man nicht doch zuletzt über den Eindrücken seines Talents vergäße, was dieses Talent selbst über der Flüchtigkeit seines Naturells vergessen. Und lassen wir schließlich nicht außer Acht daß es eine sehr ernste und bedeutsame Absicht war, in einem Philosophen des 18. Jahrhunderts eine Reihe von Zügen aufzustellen, von denen viele unserer Gegenwart zu einem passenden Beispiele der Nachahmung dienen könnten. Herr von Sternberg aber, wie wir nach einer Aeußerung in der Einleitung annehmen dürfen, hatte diese Absicht. 19.

Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel von Ernst Curtius. Zwei Bände. Mit 21 Karten und eingedruckten Holzschnitten. Gotha, Perthes. 1851—52. Gr. 8. 8 Thlr.

Das vorliegende Buch, dessen Verfasser sich bereits durch einzelne Monographien, z. B. über die Akropolis von Athen, Olympia und die Insel Naxos, bei dem gelehrten Publicum im voraus zu dieser wissenschaftlichen Darstellung wol hinreichend beglaubigt hatte, muß als ein höchst schätzbares Erzeugniß echt deutschen Fleißes angesehen werden, und zwar auf einem Gebiete, auf welchem die deutsche Wissenschaft bisher weniger thätig gewesen ist. Der Verfasser benutzte einen mehrjährigen Aufenthalt in Griechenland (von 1837—1840), um durch eigene Anschauung und unter Benutzung fremder Beobachtungen und Untersuchungen sich eine möglichst vollständige Kenntniß des hellenischen Bodens, soweit derselbe zum Königreiche Griechenland gehört, zu verschaffen, und er unternimmt es nun hier, die historische Chorographie von Griechenland ihrer eigentlichen Aufgabe näher zu führen, einer Aufgabe, deren Zweck der Verfasser darin findet (I, 53), „die ganze ordnende, schaffende, einrichtende Thätigkeit des menschlichen Gedankens in Beziehung auf den Boden darzustellen, damit man schließlich erkenne, was das Land durch seine Bewohner geworden sei". „Man ist es müde", sagt der Verfasser an einem andern Orte (I, 138), „über ein schon so häufig besuchtes Land immer von neuem Bände von Reisebeschreibungen durchzulesen, welche Bekanntes wiederholen oder gleichgültige Dinge, welche die Person des Reisenden betreffen, mit lästiger Ausführlichkeit behandeln". Allein es ist auch ebenso die Sache nur Weniger, „das weitschichtige Material der englischen, französischen und deutschen Reisewerke durchzuarbeiten und sich aus denselben die wesentlichen Züge zu einem Bilde von Altgriechenland zu vereinigen". Darum muß die Chorographie es wagen, mit Hülfe der reichen Vorarbeiten eine historische Beschreibung des classischen Landes zu geben, umsomehr, da Alle die sich mit hellenischer Literatur und Geschichte beschäftigen auf dem Boden von Hellas heimisch zu werden wünschen, und die Alterthumswissenschaft „den Beruf hat, ihnen das Land darzustellen, wie es zur Zeit der hellenischen Geschichte gewesen ist". Die Schönheit dieser Aufgabe zog den Verfasser an, seitdem es ihm gelungen war, die hellenischen Küsten zu sehen, und er widmete sich ihr nicht ohne besondere Veranlassung von Seiten des unvergeßlichen Otfried Müller, mit welchem Curtius in Griechenland selbst zusammentraf. Indeß beschränkte er sich zunächst auf den Peloponnes, da „die Halbinsel ein natürlich begrenztes Ganzes bildet, welches zu einer besondern Darstellung sich eignet", und er gibt diese anschauliche Darstellung der Halbinsel in Beziehung auf ihre hellenische Geschichte, wie sie noch von Niemandem versucht worden ist, indem er die Chorographie des Peloponnes „in organischem Zusammenhange darstellt und das Wissenswürdigste über seine Landschaften, seine Städte und Alterthümer möglichst vollständig zusammenstellt". „Noch ist", bemerkt er selbst, „kein classisches Land in dieser Weise beschrieben worden, und wer selbst erfahren hat, wie schwierig es ist, auch nur ein beschränktes Local anschaulich und genügend darzustellen, der wird die Arbeit zu würdigen wissen, welche es kostete, die Beschreibung eines so bedeutenden, so vielgestaltigen und an geschichtlichen Erinnerungen reichen Landes in einem Buche zu umfassen." Die wissenschaftliche Kritik hat bereits den hohen Werth des Werks anerkannt; auch neuere Reisende selbst haben ihn zu würdigen gewußt, nachdem sie an Ort und Stelle durch eigene Erfahrung die Schwierigkeit und Kostspieligkeit derartiger Untersuchungen kennengelernt haben, und es wird seine besondere Bestimmung sein und bleiben, als eine Fundgrube der Ergebnisse gelehrtester und tiefster Untersuchungen die Kenntniß eines Landes fort und fort zu vermitteln, das nicht nur in der Geschichte der Menschheit eine wichtige Rolle gespielt und dessen Volk in den Werken der Wissenschaft und Kunst noch heutzutage fortlebt, die auf unsere Zeiten gekommen sind, sondern das vielleicht auch in näherer oder fernerer Zukunft noch ein mal, wennschon unter ganz andern Verhältnissen, in die Geschichte Europas einzutreten berufen ist.

Das ganze Buch zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen und einen besondern. Der allgemeine Theil enthält eine geographische Einleitung, Bemerkungen zur Naturgeschichte der Halbinsel, einen Ueberblick über die Geschichte der Halbinsel und eine Darstellung der Quellen und Hülfsmittel, wogegen im besondern Theile die Beschreibung der einzelnen Landschaften (Arkadien, Achaja, Elis, Messenien, Lacedämon und Argolis) enthalten ist, von welchen einer jeden einzelnen Beschreibung wiederum eine geographisch-historische Einleitung voransteht und weiter ausführende gelehrte Anmerkungen folgen. Ein möglichst erschöpfendes Namen- und Sachregister über beide Bände erleichtert den Gebrauch des Buchs, dem außerdem viele Karten und Zeichnungen zur Veranschaulichung der Darstellung beigegeben sind. In dem allgemeinen Theile des Werks ist der „Ueberblick über die Geschichte der Halbinsel" (I, 64—108) von besonderm Interesse; denn diese Uebersicht über die mannichfaltigen und vielfach hemmenden und vernichtenden Schicksale des Landes lehrt daß der Peloponnes „nur unter den hellenischen Stämmen eine Geschichte durchlebt hat, welche es verdient daß wir mit treuester Forschung ihre Spuren im Lande aufsuchen; nur unter ihnen ist er im vollsten Maße geworden, wozu er von Natur berufen scheint: ein selbständiges Mittelglied zwischen dem Abend- und Morgenlande, ein wohlgeordneter Staatenbund, nach außen fest geschlossen, nach innen auf das mannichfaltigste gegliedert. In allen folgenden Jahrhunderten sind Versuche gemacht worden, neue Culturen einzuführen, aber alle sind in neuen Stürmen untergegangen, als wenn kein Volk würdig befunden wäre, in den Wohnsitzen der Hellenen heimisch zu werden." Wenn schon bereits im 13. und im 17. Jahrhundert durch Eroberungen der Franken und durch Unternehmungen der Venetianer vergebliche Versuche von Seiten des Abendlandes gemacht wurden, die Halbinsel wieder zu beleben, so ist es doch erst im 19. Jahrhundert dem dritten Versuche dieser Art, nachdem das christliche Abendland „die im Innern selbstthätig erzeugte Erhebung der Neugriechen nur anerkannt und in Schutz genommen", gelungen, eine Wiederbelebung Griechenlands anzubahnen, die allein „als eine würdige und als eine solche bezeichnet werden kann, welche dauernde Erfolge hoffen läßt". Allein dies kann mit Sicherheit nur dann geschehen, wenn die Politik gegen Griechenland eine wahre und aufrichtige, wenn sie namentlich frei von Egoismus und egoistischen Absichten ist, wenn sie ihre Wohlthaten nicht dadurch verkümmert und geradezu vernichtet daß sie eigennützige Foderungen und eigensinnige Zumuthungen daran knüpft, wenn sie vielmehr im wohlverstandenen Interesse Europas und europäischer Cultur die nothwendige Sorge übernimmt. „Man hat sich", sagt der Verfasser (I, 106) sehr richtig, „nicht entschließen können, die neugeschaffene An-

lage möglichst frei und unverkümmert aufwachsen zu lassen; auch zum dritten male ist die abendländische Cultur zu sehr als eine fertige Form auf den griechischen Boden übertragen worden, auch jetzt muß sich Griechenland von den übermächtigen Einflüssen erst wieder frei machen, um zeigen zu können, wie weit das alte Land und sein mit vielen neuen Bestandtheilen gemischtes Volk aus eigener Kraft sich eine Geschichte bilden können, und die nächste Zukunft hat den Beweis zu liefern daß die hellenische Geschichte den Schoos des Landes, der sie getragen, nicht so erschöpft und die folgende Barbarei es nicht so unheilbar verwüstet hat, als daß nicht eine neue Cultur und eine neue Geschichte daselbst entstehen könnte." Von einer Seite gewährt das vorliegende Werk von E. Curtius auch in dieser Hinsicht fruchtbare Winke und Aufschlüsse, und die Darstellung der Elemente der alten Geschichte des Landes läßt aus der Vergangenheit manchen Schluß zu auf die Zukunft desselben. Auch in dieser Richtung mag das Werk allen Denen die an Griechenland und an seiner Wiederbelebung lebhaften Theil nehmen bestens empfohlen sein. 9.

Pariser Theaterschau.

„Ehre und Geld", Lustspiel von Ponsard.

Das neue Stück Ponsard's hat einen ernstlichen, wirklichen, unbestreitbaren und unbestrittenen Erfolg gehabt; ein förmlicher Jubel hat das Lustspiel durch alle fünf Acte begleitet. Der Inhalt der Handlung ist folgender; man kann danach selbst prüfen, ob der Erfolg verdient war.

Ein junger Mann, schlechtweg Georg genannt, vater- und mutterlose Waise, bewohnt in Paris in einem schönen Hause eine angenehme Wohnung, die mit jener kostspieligen und frivolen Eleganz ausgestattet ist welche den Reichthum verräth. Georg ist ein braver junger Mann, der glücklich genug ist um einen wahren Freund zu besitzen, Rudolf; Rudolf ist ein Zigeuner, ein Abenteurer der Poesie und der schönen Künste, ein Skeptiker, ein Freidenker den wir Alle kennen und von ganzem Herzen liebenswürdig finden. Er hat nie gewußt, welch positiver Sinn sich mit den Worten Vermögen, Ehrgeiz, Macht, Ansehen verbindet; der Zufall ist sein Gott; ihm allein dankt er Alles; er weiß nicht, was Hindernisse sind, denn er überwindet sie.

Im Beginn des Stücks gibt Georg seinen Freunden ein großes Diner. Nach Tische beginnen sie die guten Weine des Wirths mit Lobeserhebungen zu bezahlen. „Ihr seid ein großer Maler, Monsieur Georg", sagt der Eine; „glücklich die reiche Mutter die Euch ihre Tochter gibt", der Andere. Rudolf warnt Georg vor diesen Schmeichlern und gibt ihm dabei den guten Rath, auf derartige Lobeserhebungen nur so viel zu hören als ihm eben persönlich angenehm sei, aber ihnen nicht zu glauben; er solle nicht meinen daß er tugendhaft sei; die Tugend sei für den Reichen leicht; allein man müsse arm sein, man müsse leiden, wenn man wissen wolle, ob man die Kraft habe, der Laune, dem Haß, den schlechten Leidenschaften zu widerstehen. Darum möge er sein Geld hüten, wolle er diese Probe nicht bestehen.

Im zweiten Acte hat Georg seine Augen auf die Tochter Mercier's, eines großen Fabrikanten, geworfen; Laura ist eine gute Partie, indeß hat Georg nicht dies in ihr gesucht, sondern er hat sie schön gefunden und liebt sie. Selbst ohne Mitgift würde er um die Hand Laura's gebeten haben. „Unbesonnener"! sagt der kluge und reiche Mercier zu sich selbst. Durch den Notar Georg's weiß er indeß daß dieser nicht weniger als 30,000 Livres Rente hat, und Mercier gewinnt es über sich auf diese Summe hin das Glück seiner Tochter zu wagen; er meint, zur Noth könne man damit leben und er sei nicht der Mann, um deswillen abzubrechen; gute Aufführung und Zartheit stelle er höher als Reichthum. Und in der That verlangt Mercier auch mehr nicht als Rechtschaffenheit, Ehre und 30,000 Livres Renten.

Der Vater Georg's war aber leider auch ein großer Fabrikant gewesen, war mit Hinterlassung eines bedeutenden Deficit gestorben, und um dieses zu decken, war das ganze mütterliche Vermögen seines Sohnes erfoderlich. In diesem Dilemma faßt Georg einen Entschluß, er tritt die Erbschaft ohne das leidige beneficium inventarii an; er ist damit aber ruinirt. Die Scene in der er den Gläubigern seinen Entschluß mittheilt ist trefflich; die Geldleute sind ebenso erstaunt über die Rechtlichkeit des jungen Mannes wie dieser über ihr Erstaunen. Als Finale ergreift jeder bezahlte Gläubiger die Hand Georg's, drückt sie mit Wärme und sagt zu ihm: „Rechnen Sie auf uns!" Dies tröstet unsern Helden: „Sie würden ins Feuer für mich gehen", meint er. Sein Notar warnt ihn nicht allzu viel zu vertrauen und er hat Recht; die Dankbarkeit dauert nicht lange und die Menschen erinnern sich nicht gern an eine gute Handlung, deren sie nicht fähig sind.

Mercier, der eben erst von der Ehre und der strengen Rechtlichkeit gesprochen, steht keinen Augenblick an die Heirath kurz abzubrechen, nachdem er den Ruin und die Verarmung seines Schwiegersohns erfahren; er lobt zwar seine Tugend, fragt aber, wozu sie diene? Rudolf, der die Angst Georg's bemerkt hat, begreift daß der „Familienvater" und seine Klugheit die große Hingebung Georg's nicht fassen könne und macht daher einen Versuch, Mercier zu gewinnen; allein vergeblich sind seine Schmeicheleien, vergeblich erinnert er ihn an frühere Scherze und Schwärmereien, vergeblich erinnert er ihn an seine treffliche Stimme, die ihm unter seinen Gefährten den Namen Sergent-Major eingetragen habe; Mercier erinnert sich an Nichts mehr und will von Georg Nichts wissen; er will einen Schwiegersohn, der erst reich und dann rechtlich ist.

Im dritten Acte findet man die beiden jungen Töchter Mercier's, Laura und Lucile; ihr Gespräch dreht sich mehr oder weniger direct um den ewigen Kampf zwischen Liebe und Geld. Laura gehorcht ihrem Vater, der den fernern Umgang mit dem ruinirten Georg nicht mehr dulden will, und willigt in die Heirath mit einem gewissen Richard, einem scheinheiligen, aber reichen Menschen. Georg ist außer sich; Rudolf sucht ihm Muth einzuflößen, erinnert ihn daran daß er ein Künstler, ein Mann sei und kein Träumer. Allein Georg hat noch manche bittere Enttäuschung durchzumachen. Auf einem Balle begegnet er einem Staatsmanne, der ihn, als er noch reich war, zum Staatsrath zu machen versprochen hatte und der jetzt, seit der junge Mann keine Diners mehr gibt, ihn in irgend einem Bureau unterbringen will und verspricht, ihn bei einem Schlingel Namens Raymond zu empfehlen, den Georg ehedem zur Thüre hinausgeworfen hatte. Von seinem Protector verlassen wendet er sich an seine Gläubiger, die ihm so viel versprochen als er sie bezahlt hatte. Er braucht nur 20,000 Francs, um sein Vermögen vielleicht wiederzugewinnen, das er so großmüthig aufgeopfert; allein vergeblich. Nur einer von ihnen hält es der Mühe werth sich zu entschuldigen so gut es geht und gibt ihm dabei als Ersatz nur den Rath, er solle ja nicht bauen.

Aus seiner Verzweiflung retten Georg Rudolf und das Mitgefühl einer Frau. Lucile, die jüngere Schwester Laura's, verräth ihm auf einem Balle ihre Sympathie. Sie liebt und achtet ihn. Dieser Gedanke daß sich des Verlassenen ein fühlendes Wesen noch annehme ermuthigt ihn und von jetzt an hat er auch die Kraft zur unermüdlichen Arbeit.

Im fünften Acte erfahren wir daß Mercier durch seinen eigenen Schwiegersohn ruinirt worden ist; in diesem Augenblicke tritt der unbesonnene Georg, der aber inzwischen sich ein neues Vermögen erworben hat, zu dem niedergebeugten alten Mercier und bittet um die Hand seiner zweiten Tochter; mit einem Blick ihres Auges fragt Lucile rücksichtsvoll ihre Schwester, ob sie glücklich sein dürfe, und Laura antwortet nicht verneinend; sie ist zufrieden mit dem Glücke Lucilens und Beide heirathen sich.

Der Verfasser von „Lucrèce" verdient jedenfalls bei seinen Versuchen das Interesse der Beobachter. Seine frühern Stücke „Homer", „Charlotte Corday" und selbst „Horaz und Lydie" ließen die Erfindungsgabe, die Lebendigkeit, die Gabe der lebhaften Beobachtung, das schnelle und feste Skizziren in Ponsard nicht erwarten, Eigenschaften die Molière so groß machen und die so nothwendig waren bei einem Thema wie das dieses neuen Lustspiels. Ehre und Geld! das ist eine alte Geschichte, es ist der ewige Contrast zwischen der arbeitsvollen, schwierigen Existenz und den leicht erlangten Ehren, zwischen der bedürftigen Rechtschaffenheit und dem prunkenden Laster.

So alt diese Geschichte indeß auch ist, so kann man ihr etwas Neues doch nicht absprechen. Von allen Götzen der Neuzeit hat das Geld die meisten Anhänger; allein diese Geschichte hätte eine lebendigere Form, mehr Charakteristik, mehr Handlung erhalten sollen. Gerade die Handlung fehlt dem Lustspiel Ponsard's am meisten. Man weiß nur zu häufig gar nicht wer denn die Personen welche auftreten eigentlich sind, woher sie kommen und wohin sie gehen. Die besten Effecte entstehen weniger aus der Handlung selbst als aus einem mühsamen Kunststück. Der Staatsmann im Stück z. B. hat keinen Namen, er ist vielmehr ein Typus und sein einziger Zweck ist daß er Georg sein früher gegebenes Versprechen nicht halten und ihm eine untergeordnete Stelle anbieten soll. In der That ist Ponsard's Lustspiel mehr eine dialogisirte Satire, die oft zur moralischen Epistel wird. Es ist ein bequemer Rahmen, in welchem der Verfasser unter verschiedenen Gesichtspunkten den Gedanken jenes ewigen Contrastes zwischen Ehre und Geld erscheinen läßt. Unzweifelhaft finden sich viele glückliche Züge darin, ein gewisser Eifer der Rechtschaffenheit gegen alle eigennützigen Capitulationen des Gewissens, gegen die Weichlichkeit der Seelen, welche durch das Wohlsein verderbt werden; allein leider erhebt sich auch hier Ponsard nicht über das Niveau einer an sich wenig erfinderischen Natur. Er scheitert hier oft an der gewöhnlichen Klippe seines Talents, dem Gemeinplatze. Ponsard besitzt eine gewisse Naivetät, vermöge deren er seine Werke mit einer Menge Wahrheiten anfüllt, die anzutreffen man sich zwar freut, die aber doch schon allbekannt sind. „Ehre und Geld" enthält eine Unzahl solcher Wahrheiten, denen die Poesie des Dichters indeß keinerlei Reiz zu verleihen vermocht hat. Vergleicht man freilich das Werk Ponsard's mit vielen andern Lustspielen, so steht es weit über diesen, wennschon es auch beiweitem nicht den Anfoderungen an ein wirkliches Lustspiel entspricht. 15.

Wie die Barone von Thirlestane an den Bettelstab geriethen.

Zwei in ihrer Richtung und der Art ihrer Zusammenstellung sehr verwandte Schriften: „Family romance, or episodes in the domestic annals of the aristocracy" (2 Bände) und „The romance of the forum, or narratives, scenes and anecdotes from courts of justice" (2 Bände), rühren von zwei Brüdern her, das erste von Bernard, das andere von Peter Burke. Beide sind reich an spannenden und interessanten Mittheilungen, namentlich criminalistischen Inhalts, anekdotenartig zusammengestellt, zur Ausfüllung müßiger Stunden sehr brauchbar. Sie gehören zu jenen Büchern welche man ebenso leicht aus der Hand legen als wieder in die Hand nehmen kann, ohne daß der Leser infolge dieser Unterbrechung den Faden verliert; „aber", meint das „Athenaeum", „keiner von beiden Brüdern besitzt jenes ungemeine Geschick, womit z. B. Feuerbach aus criminalistischen Vorfällen die tiefere philosophische oder psychologische Bedeutung an das Licht zu ziehen wußte". Zur Probe theilen wir hier im Auszuge aus dem erstgenannten Buche eine Erzählung mit, welche mir für Romanschriftsteller und Balladendichter ein ausgezeichneter Stoff zu sein scheint, nämlich die Erzählung: „Wie die Scotts von Thirlestane an den Bettelstab kamen". Die Geschichte spielt in jener Feudalzeit, wo die Schlösser der Adeligen die Sitze ungebändigter Leidenschaften und Gewaltthätigkeiten waren und es nicht leicht einem Feudalherrn einfiel, seine Zuflucht zu der selbst noch ungeregelten und trüglichen öffentlichen Rechtspflege zu nehmen. Auch hielt man damals die Selbsthülfe für ehrenvoller. Die Geschichte ist in Kürze folgende. Sir Robert war zum zweiten male verheirathet und hatte von seiner zweiten Gemahlin, die mit allen nur immer möglichen bösen Leidenschaften ausgerüstet war, mehre Kinder, die er aber seinem von ihm zärtlich geliebten Sohne erster Ehe, einem blühenden Jüngling, in Allem nachsetzte. Das Herz seiner zweiten Gemahlin empörte sich bei dem Gedanken daß dieser Jüngling bestimmt sei das reiche Familienerbe anzutreten, während ihre eigenen Söhne leer ausgehen oder sich doch nur mit einem geringen Erbtheil begnügen sollten. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie wählte den kürzesten, aber auch verbrecherischsten Weg. Eben sollte die Burg von Gonnesclaugh, welche Sir Robert für seinen ältesten Sohn hatte erbauen lassen, eingeweiht werden. Der junge Laird war bei der Feierlichkeit gegenwärtig. Er verlangte nach einem Becher Wein, um den Maurern und Werkleuten für den auf ihn ausgebrachten Spruch zu danken. Der Pfeifer der Familie, John Lally mit Namen, füllt ihm den Becher. Der junge Laird trank. In der Frist einer Stunde war er roth und todt. Der Pfeifer war verschwunden, und es scheint daß er mit dem ihm zutheilgewordenen Blutlohn glücklich die Landesgrenze erreichte; denn man hat nie wieder von ihm etwas gehört. Der alte Baron hatte bei sich ein Fest veranstaltet, als die Kunde kam daß der junge Thirlestane unter höchst verdächtigen Symptomen eines plötzlichen Todes gestorben sei. Das Festmahl löste sich in Trauer und Wehklagen auf; der alte Baron aber berief alle Familienmitglieder und alles Gesinde zu einer allgemeinen Versammlung und Berathung. „Sind Alle da?" fragte er. „Alle", antwortete eine Stimme, „der Pfeifer ausgenommen." Mehr bedurfte es für den alten Herrn nicht; er wußte daß der Pfeifer von jeher der Vertraute seiner Gemahlin gewesen. Die bei diesem Rufe in ihm aufsteigende Ahnung beraubte ihn fast des Gebrauchs seiner Sinne. „Wir sind Alle hier, ausgenommen John Lally, der Pfeifer!" wiederholte er, und mehre Tage lang hörte man von ihm Nichts als diese Worte. Er beschloß sich an der Mörderin zu rächen, und zwar im Geiste seiner Zeit. Von seinem Vermögen sollte den Söhnen zweiter Ehe Nichts übrig bleiben. Dies hatte er beschlossen, und er bewerkstelligte dies in folgender, ohne Zweifel origineller Weise. Er ließ den Leichnam seines geliebten Erstgeborenen auf das kostbarste einbalsamiren und befahl, ihn ein Jahr und einen Tag lang zu Thirlestane in Parade auszustellen. Während dieser Zeit blieb sein Schloß Jedermann zugänglich, täglich hielt er offene Tafel, die feinsten Weine flossen, Jeder durfte zugreifen und nehmen und genießen, was und soviel ihm gefiel. Währenddessen schmachtete seine verbrecherische Gattin im untersten Verließ bei Wasser und Brot. Während der drei letzten Tage dieser ein Jahr dauernden Schwelgerei hatte das Fest seinen Höhepunkt erreicht. Ganz Südschottland schien herbeigeströmt zu sein, die Burg faßte die Zahl der Schmausenden und Zechenden nicht; die Wiese unter dem Schlosse mußte den Gästen eingeräumt werden. Man schlug in der Trunkenheit die Weinfässer mit Beilen auf und ließ deren köstlichen Inhalt auf den Boden rinnen. In der Kirche von Etterick, etwa eine (englische) Meile von Thirlestane, wurde die Leiche des jungen Laird in einem bleiernen Sarge beigesetzt, und so groß war der Leichenzug, daß, als die Ersten sich bereits in der Kirche befanden, die Letzten die Thore der Burg noch nicht verlassen hatten. Bald darauf, nachdem er all' sein Hab und Gut verthan, starb Sir Robert und ließ seine Familie in äußerster Dürftigkeit zurück. Seine verbrecherische Gattin aber fristete ihre noch übrige Lebenszeit als elende Straßenbettlerin. 70.

Notizen.

Zur Byronliteratur.

Der bekannte Buchhändler Murray hat eine Gesammtausgabe der Byron'schen Dichtungen („The complete works of Lord Byron") in acht Bänden erscheinen lassen, die im „Athenaeum" als die vollständigste, genaueste und dabei typographisch am schönsten ausgestattete Ausgabe der Byron'schen Dichtungen empfohlen wird, welche bisher erschienen ist. Der Berichterstatter erzählt bei dieser Gelegenheit Folgendes: Ein reicher londoner Kaufmann habe ihm jüngst mit triumphirender Miene eine Byronausgabe in Einem Bande gezeigt welche sich auf dem Titel als eine Ausgabe von Byron's poetischen Werken angekündigt habe. Er, der Berichterstatter, habe nun einen Blick hineingeworfen und zu seiner Verwunderung wahrgenommen daß in dieser Ausgabe der ganze vierte Gesang des Childe Harold (also von 495 Stanzen nicht weniger als 186!) gefehlt habe! Dies habe darin seinen Grund daß ein Abdruck dieses vierten Gesangs gemäß dem in Betreff desselben abgeschlossenen Vertrags in die Kategorie des straffälligen Nachdrucks gefallen sein würde. Murray's Byron gehört zu den wohlfeilen Gesammtausgaben die auf eine weite Verbreitung zielen. Hierbei kann der Verfasser gegenwärtiger Notiz die Bemerkung nicht unterdrücken daß ihm eine allzugroße Verbreitung der Byron'schen Dichtungen, namentlich unter der Jugend, nicht sehr wünschenswerth und ersprießlich zu sein scheint. Byron sollte nur in den Jahren männlicher Reife gelesen werden, wo man über sich und die Welt bereits möglichst im Klaren ist. Er ist überdies der Dichter der vornehmen Welt, deren sublimirte und raffinirte Empfindungen und Anschauungen er vorzugsweise repräsentirt. Das Sichbespiegeln und Schwelgen in dem eigenen Selbst fand in ihm seinen entschiedensten Ausdruck. Viel prickelndes Gewürz, aber wenig Nahrungsstoff! Von der körnigen Gesundheit Shakspeare's, von den erhabenen und erhebenden Ideen unserer deutschen classischen Dichter ist in Byron Nichts. Dies mag Manchem als die Ansicht eines Pedanten erscheinen, aber ich glaube (und Jedermann fühlt dies im Stillen mit) unser ganzer geistiger und moralischer Zustand sei ein solcher daß er auf die Dauer nicht haltbar ist, und daß wir vor Allem dahin trachten müssen die Rechte des einfachen gesunden Menschenverstandes wieder zur Geltung zu bringen und der Herrschaft des krankhaften subjectiven Gelüstes ein Ende zu machen. 71.

Ein interessantes Büchlein, worin auch manches noch heutzutage Gültige vorkommt, führt folgenden Titel: „Sieben böse Geister, welche heutiges Tags die Küster oder sogenannte Dorff-Schulmeister regieren; als da sind: 1) der stolze, 2) der faule, 3) der grobe, 4) der falsche, 5) der böse, 6) der nasse, 7) der tumme Teufel, welchen kömmt hinten nach gehuncken, als ein Ueberleyer, der arme Teufel, aus dessen miserablen Aufzug und Erzehlungen der elende Zustand der armen Dorff-Küster einigermaßen zu erkennen. Dieselben sich nicht nehmen an, die keine Ursach haben daran. Mit angefügten Sieben Küster-Tugenden. Kosmopel, auf Kosten der Societät". o. J. (um 1701). Verfasser desselben soll J. G. Zeidler gewesen sein.

Theodorus Gaza widmete dem Papste Sixtus IV. seine lateinische Uebersetzung der „Thiergeschichte" des Aristoteles und überreichte sie demselben in einer prachtvollen, reich verzierten und kostbar eingebundenen Handschrift. Der Papst fragte ihn, was er für Auslagen für die Fertigung der Handschrift gehabt habe, und ließ ihm, als er es erfahren hatte, gerade nur diesen Betrag als Belohnung auszahlen. Gaza warf das empfangene Geld sofort in die Tiber und entfernte sich aus Rom, wo den fetten Eseln, wie er sagte, selbst das beste Futter nicht schmecke. Er starb in hohem Alter in Calabrien. Besser ging es Philipp Desportes, der von Karl IX. für ein kleines Gedicht hundert Pistolen und von Heinrich III. für wenige Verse tausend Thaler bekam. Ja Maria von Medici belohnte Marino für sein Gedicht „Adone" mit hunderttausend Gulden, die demselben jedoch bald darauf gestohlen wurden.

Saumaise (Salmasius) scheint sich seiner immensen Gelehrsamkeit in fast zu hohem Grade bewußt gewesen zu sein. Als er sich nämlich eines Tags mit Gaulmin und Maussac auf der königlichen Bibliothek befand und Ersterer sich geäußert hatte daß sie drei wol alle Gelehrten Europas aufwögen, erwiderte er: Fügen Sie allen Gelehrten der Welt sich selbst und Maussac hinzu, so dürfte ich allein sie wol alle aufwiegen!

Der Professor Cl. Belurger zu Paris, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts lebte, war ein so großer Verehrer Homer's daß er ihn stets bei sich führte, ihn ganz auswendig lernte, ja sogar mit in die Kirche nahm und sich desselben statt eines Gebetbuchs bediente. Inzwischen brachte ihm sein Liebling einen frühen Tod. Belurger wollte nämlich den Schauplatz der von Homer besungenen Thaten mit eigenen Augen erforschen und schiffte sich nach Aegypten ein, um von da nach Asien zu gehen, wurde aber zu Alexandrien krank und starb ohne das Ziel seiner Sehnsucht erreicht zu haben.

Der Abbé Marolles ließ seine Werke meist auf eigene Kosten drucken, und um dies zu können, war er zu verschiedenen malen gezwungen, seine Büchersammlung zu verkaufen, was namentlich der Fall war, als er 1680 seine Uebersetzung des Athenäus herausgab. 57.

Bibliographie.

Assmann, W., Handbuch der allgemeinen Geschichte für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete. Zwei Bände in vier Theilen. 1ster Theil: Geschichte des Alterthums. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Byron, Lord, Childe Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Englischen im Versmaß des Originals übersetzt von A. Büchner. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Castlereagh's, Lord, Denkschriften, Depeschen, Schriftenwechsel und sonstige amtlich-diplomatische und vertrauliche Mittheilungen. Herausgegeben von seinem Bruder Charles William Vane Marquis von Londonderry. Sachlich gesichtet und deutsch bearbeitet von E. Frankenberg. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen. Ein biographischer Beitrag. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

König, Th., Anton Gregor. Eine Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mosenthal, S. H., Dramen. 1ste Folge: Deborah. — Cäcilie von Albano. Mit dem Bildniß des Verfassers. Pesth, Heckenast. 16. 1 Thlr.

Wuttke, A., Geschichte des Heidenthums in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Das Geistesleben der Chinesen, Japaner und Indier. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Zingerle, J. V., Gedichte. Innsbruck, Wagner. 16. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Kerner, J., Die somnambülen Tische. Zur Geschichte und Erklärung dieser Erscheinung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 9 Ngr.

Mousson, A., Das Tischrücken. Ein Wort der Aufklärung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Bekenntniß der evangelischen Kirche

in seinem Verhältniß zu dem der **Römischen** und **Griechischen.** Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen von **Dr. August Hahn,** Generalsuperintendenten der Provinz Schlesien, Oberconsistorialrath und Professor. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine Schrift, die sowol wegen des in der Gegenwart zu erneuter Wichtigkeit gelangten Gegenstandes als wegen der amtlichen Stellung und wissenschaftlichen Bedeutung des Verfassers die allgemeinste Beachtung, besonders aller Theologen, verdient.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift
der
Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. ***Hermann Brockhaus*** in Leipzig.

Siebenter Jahrgang. ***1853.***

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Die **Insertionsgebühren betragen 2 Ngr.** für die Zeile. **Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergutung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.**

Zweites Heft.

Das Chinesenthum, die Jesuiten und die evangelischen Sendboten. Von Prof. *Neumann.* — Erläuterung des Anfangs der babylonischen Inschrift aus Behistan. Von Schulrath *Grotefend.* — Das Mahâbhâshga. Von Prof. *M. Müller.* — Ueber Gazzâlîs Ibjâ 'ulûm al-dîn. Von Dr. *Hitzig.* — Ueber das I-king. Die Texte des Confucius, welche sich auf die verschiedenen Reihenfolgen der Kwa beziehen. Von Dr. *Piper.* — Zwei arabische Urkunden. Mitgetheilt von Prof. *v. Kremer.* — Die neuesten Leistungen in der Planographie von Jerusalem. Von Dr. *Tobler.* — Zur muhammedanischen Numismatik. Von Prof. *Stickel.* — Ueber einige Stellen in den syrischen Akten Simeons des Styliten. Von *P. Zingerle.* — Kelgeres Lieder. Mitgetheilt von Dr. *Barth.* — Eine angebliche Bearbeitung des Yajurveda. Mitgetheilt von Dr. *Weber.* — Hebräische Quellen für das Buch Henoch. Von *A. Jellinek.* — Verzeichniss der in Constantinopel letzterschienenen orientalischen Drucke und Lithographien. Von Freih. *v. Schlechta-Wssehrd.* — Bibliographische Anzeigen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Zwei Preisaufgaben. — Die Morgenländische Gesellschaft von Constantinopel. Von Prof. *Fleischer.* — Subscriptions-Einladung auf Nasif's Divan. Von Prof. *Fleischer.* — Verzeichniss der für die Bibliothek der Deutschen morgenländischen Gesellschaft eingegangenen Schriften u. s. w.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Praktisch-theoretisches Handbuch der französischen Sprache.

Mit Uebungen nach einem ganz neuen System.

Von **B. Wendleng.**

8 Geh. 20 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thesaurus literaturae botanicae

omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Curavit **G. A. Pritzel.** 4. 1847—51. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

Die gewichtigsten Stimmen des In- und Auslandes haben bereits anerkannt, dass dieses jetzt vollständig erschienene Werk, welches seit seinem Beginn das Interesse des botanischen Publicums in hohem Grade erregte, dem immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse einer *genauen bibliographischen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur* auf das gründlichste abhilft.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Bibliographisches Jahrbuch
für den deutschen
Buch-, Kunst- und Landkartenhandel.

I. Jahrgang 1853. (In 2 Bänden.) 1. Band.

33½ Bogen. Gr. 8. Velinpapier. Subscriptionspreis geh. 1 Thlr. 10 Ngr.; cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt:

Wissenschaftliche Uebersicht der erschienenen Werke, nebst alphabetischem **Materien-Register.** — **Register** derjenigen **Schriftsteller** (Verfasser, Bearbeiter, Uebersetzer, Herausgeber) aus Abtheilung I., deren Name den Titeln als Ordnungswort nicht vorangestellt ist. — **Register** der **Maler,** Zeichner, Kupferstecher, Lithographen ꝛc. aus Abtheilung I., deren Name den Titeln als Ordnungswort nicht vorangestellt ist. — Register der Buchhandlungen ꝛc.

Erste Abtheilung: **Erschienene Bücher und Zeitschriften, Kunstsachen und Landkarten.** (Mit Angabe der Preise.)

I. Bücher und Zeitschriften. — II. Kunstsachen, — mit den Unterabtheilungen: Einzelne Blätter: Ansichten von Gegenden, Städten; Bauwerken ꝛc.; Bildnisse; Historien- und Genrebilder ꝛc.; Vermischtes; Denkmünzen. — III. Landkarten und Pläne.

Zweite Abtheilung: **Künftig erscheinende Bücher und Zeitschriften, Kunstsachen und Landkarten.**

(Nach den Angaben der Verleger redigirt.)

Die Reichhaltigkeit des im „Bibliographischen Jahrbuch" Gebotenen wird sich ganz besonders erst bei dem regelmäßigen und fortgesetzten Gebrauche desselben herausstellen; es ist bei Bearbeitung sowol des eigentlichen Katalogs als der beigefügten Register auf so verschiedenartige Bedürfnisse Rücksicht genommen, daß eine irgend bibliographische Auskunft schwerlich mit gleicher Leichtigkeit anderswo wird gefunden werden können. — Keine andere Literatur besitzt ein derartiges Repertorium ihrer neuen Erscheinungen.

Leipzig, im Juli 1853.

Avenarius & Mendelssohn.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchandlungen zu beziehen:

Blanc (L.), **Histoire de la révolution française.**

Tome quatrième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erste bis dritte Band (1847—52) haben denselben Preis.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 34. —— 20. August 1853.

Inhalt.

Bunsen's „Hippolytus und seine Zeit".

Erster Artikel.

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Von Christian Karl Josias Bunsen. Erster Band: Die Kritik. Mit 1 lithographirtem Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.

Als im Jahre 1851 in Orford ein nicht starker griechischer Band erschien, mit dem Titel: „Des Origenes Philosophumena, oder Widerlegung aller Häresien", herausgegeben von dem französischen Gelehrten Miller, da achteten in Deutschland wie in England vielleicht einige Theologen und der angeführten Stellen classischer Schriftsteller wegen einige Philologen auf dies früher für verloren gehaltene angebliche Werk des Origenes, und es wurden in theologischen Blättern bald hier und da Stimmen laut, welche es dem Letztern ab und dem einen oder andern ältern Kirchenvater zusprachen. Außer diesem speciellen Kreis aber hat dasselbe schwerlich Beachtung gefunden und würde wol niemals über denselben hinaus genannt worden sein, wenn nicht diesem Buche eins der seltensten und seltsamsten Schicksale zutheil geworden wäre. Ein im bewegtesten Leben der Gegenwart stehender Staatsmann, ein Deutscher, den wir mit Recht zu den deutschesten Söhnen des Vaterlandes zählen dürfen, hat in englischer Sprache diesen Schatz verlegener theologischer Gelehrsamkeit zu dem Mittelpunkt eines großen Werks gemacht, welches nun auch in deutscher Gestalt, und als solches halb Original, halb Uebersetzung, mit dem Anspruch vor das Publicum tritt, die Aufmerksamkeit aller Gebildeten und Denkenden in beiden Nationen zu erwecken, indem es für die Lösung der schwersten und ernstesten Fragen der Gegenwart die Anknüpfungspunkte in den Bildungen und Zuständen der urältesten christlichen Kirche sucht und die „Aussichten des Christenthums und der Menschheit" aus ihren „Anfängen" hervorleuchten läßt.

Und in der That, schwer ist es zu sagen, wem das Werk mehr Eigenthümliches und Neues darbietet: dem gelehrten Theologen, der mühsam an der Herstellung eines theoretischen Bildes vergangener Zeiten arbeitet, oder dem praktischen Staats- oder Kirchenmanne, der zu der Regierung und Ausbildung kirchlicher Zustände der Gegenwart und Besserung ihrer Schäden mitzuwirken berufen ist, oder auch dem denkenden Laien, dem es Ernst ist, inmitten der verworrenen Gegensätze in Wissen, Glauben und Fühlen eine bewußte und feste Stellung einzunehmen und die Innigkeit seines Glaubens mit der geistigen Bildung zu versöhnen, die unsere Zeit von einem Jeden fodert und Jedem möglich macht. Und selbst wer kirchlichen und religiösen Interessen fremd wäre, müßte sich angezogen fühlen durch ein Buch das eine Vermittelung zwischen deutschem und englischem Geiste erstrebt und darstellt, die Weltstellung beider Nationen, nicht nur auf religiösem Gebiete, vielseitig berührt und beleuchtet und „eine engere Verbindung der Geister zwischen dem germanischen Mutterlande und den zwei angelsächsischen Weltreichen diesseit und jenseit des Atlantischen Meeres anbahnen" will.

Wer den vorliegenden ersten Band der deutschen Ausgabe zur Hand nimmt und das Inhaltsverzeichniß durchläuft, der wird sich mit Staunen sagen, wieviel zusammenkommen mußte, um ein solches Buch als das Werk Eines Mannes möglich zu machen. Aufgezogen in einer gründlichen deutschen philologischen und philosophischen Bildung, die ihre Krone in einem innigen persönlichen Verhältniß zu dem großen Muster deutscher aufbauender Forschung, Niebuhr, fand; gereift und doch jung erhalten durch ein langes Asyl auf jenem wunderbaren römischen Capitol, das die Stille ernster, den flüchtigen Tagesfragen abgewandter Betrachtung mit einer jedes Jahr erneuten lebendigen Berührung mit den bedeutendsten Geistern aller Nationen, die sich immer wieder zu jenem Mittelpunkt der abendländischen Welt hinfinden, zu verbinden gewährt; gekräftigt und gleichsam ausgeweitet durch einen dauernden Aufenthalt in der Weltstadt der Gegenwart und einen lebendig eingreifenden Verkehr mit

dem englischen Volke, das an praktischer Sicherheit und gestaltender Kraft nicht mit Unrecht den Römern verglichen worden ist; gewöhnt durch seine politische Stellung an große Aufgaben, praktische Zwecke und einen umfassenden Ueberblick weiter Verhältnisse und naher und ferner Ziele; mit deutschem Bedürfniß des Gemüths und des Geistes, des Glaubens und des Erkennens und mit englischem Bewußtsein der Pflicht des Handelns, christlich-kirchlicher Gesinnung und mit philosophisch-staatsmännischer Begabung und Ausbildung: so tritt der Verfasser zu gleicher Zeit vor Deutschland und England und möchte die geistigen Kräfte und Elemente beider Länder aufrufen und vereinen, um zu dem einen Ziele der Verjüngung der europäischen Menschheit durch das Christenthum in Kirche und Staat zusammenzuwirken.

Wer sich von dem Wesen und der Bedeutung dieser Aufgabe recht durchdrungen hat, der wird sich nicht mehr wundern, wenn er fast auf allen Seiten dieses Buchs die gründliche, bis ins Einzelnste gehende wissenschaftliche Forschung über die Vergangenheit mit immer neuen Blicken auf die Gegenwart abwechseln oder sich verbinden sieht. Wir sind an solche Behandlung in Deutschland wenig gewöhnt, trotzdem daß auch unsere Wissenschaft das Leben zu beherrschen und zu gestalten den Anspruch macht; leider fällt gerade in kirchlichen und religiösen Dingen die Wissenschaft und das Leben nur zu sehr auseinander; und gerade in dieser Trennung möchte wol der tiefste Schaden unserer Kirche liegen. Bunsen's innerstes Wesen ist auf die Versöhnung beider gerichtet; und von der weltumfassenden Vorrede (der deutschen Ausgabe) an bis in die speciellste kritische Ausführung hinein trägt die Darstellung diesen Charakter. Wer aber auch bei flüchtigem Ueberblick vielleicht sich versucht fühlen möchte, auf dies Buch das alte Spottwort de re omni scibili et non scibili anzuwenden, der bedenke daß es gerade auf diesen Gebieten viele Dinge gibt, welche das menschliche Wissen und Erkennen hier auf Erden wol nie erreichen wird, und welche es sich doch als ewiges Ziel vorstecken und anzustreben unablässig bemüht sein muß, in jenem echtdeutschen Sinne Lessing's, der im Wege zur Wahrheit die Wahrheit selbst fand.

Es ist nicht unsere Absicht, weder auf eine erschöpfende Analyse des reichen Inhalts noch eine eigentliche Beurtheilung des Buchs uns einzulassen. Wir wollten nur eine Charakteristik desselben geben — und glauben dazu durch die obige Charakteristik des Verfassers schon einen nicht unwesentlichen Beitrag geliefert zu haben — und auf einige der hervorragendsten Punkte desselben aufmerksammachen. Den Reichthum des Inhalts ersieht man leicht aus den nach guter englischer Sitte ausführlichen Inhaltsanzeigen. Wir bemerken noch daß ein Theil der Abhandlungen in der zweiten Abtheilung von dem Verfasser selbst ursprünglich deutsch geschrieben ist, der Hauptinhalt des Bandes aber aus dem englischen Original von dem Licentiaten Dr. Rauh unter den Augen des Verfassers so vortrefflich übersetzt ist, daß, wer es nicht weiß, es gewiß als ein deutsches Original hinnehmen und lesen würde. Wer für die ursprünglich englische Abfassung in der oben bezeichneten eigenthümlichen Stellung Bunsen's nicht eine hinreichende Erklärung finden sollte, der lese die kurze Rechtfertigung nach, welche er selbst im Eingange der deutschen und in der englischen Vorrede gibt (S. 1 fg. und S. 10 fg.).

Wir müssen namentlich über den größten Theil der fünf Briefe an den Archidiakonus Julius Hare (Uebersetzer Niebuhr's und Tieck'scher Erzählungen) hinweggehen, welche den eigentlich philologischen Boden für die ganze Betrachtung zu gewinnen und den Beweis zu führen bestimmt sind, daß das Eingangs erwähnte, von Miller herausgegebene Buch ein Werk des Hippolytus und daß dieser Hippolytus wirklich um das Jahr 200 v. Chr. Bischof von Portus bei Rom gewesen sei. Für das Interesse der nicht theologischen Leser, auf die der Verfasser doch gerechnet, dürfte diese Ausführung etwas zu viel Raum in Anspruch nehmen; doch war sie nothwendig, denn auch nachdem die Unmöglichkeit daß das Buch von Origenes sei gleich nach dessen Erscheinen eingeleuchtet hatte, so hatten doch auch deutsche Gelehrte noch zwischen Hippolytus und dem Presbyter Cajus geschwankt. Schwerlich wird nach der vorliegenden Beweisführung auch der zweifelsüchtigste Kritiker noch schwankend bleiben. Wir übergehen den Reichthum an Notizen und Aufklärungen zur Ketzer- und Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte, welche der Verfasser aus dem Werke des Hippolytus beibringt; aber wir können nicht umhin, auf den dritten Brief aufmerksam zu machen (S. 91 fg.), der das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. „Regierung und Zustand der römischen Kirche unter Zephyrinus und Callistus (199—222)" überschrieben, gibt er uns aus dem das Gepräge der localsten und individuellsten Wahrheit an sich tragenden gleichzeitigen Zeugniß des Hippolyt ein Bild aus der Sittengeschichte der alten christlichen Kirche, das freilich weit hinter dem Ideale zurückbleibt, welches Manche gern noch in jenen Zeiten suchen, und einen heilig gesprochenen Bischof der römischen Kirche in einem Lichte erscheinen läßt, das seinen die Unfehlbarkeit beanspruchenden Nachfolgern wenig angenehm sein kann, das aber durch die Anschauung, wie siegreich die Kirche sich auch durch frühe innere Schäden und Mängel durchgearbeitet hat, reichlich dafür entschädigt. Wir sehen einen Sklaven und Betrüger durch allerlei Künste sich erst der verdienten Strafe entziehen, dann das Vertrauen eines schwachen Bischofs und endlich den bischöflichen Stuhl von Rom selbst gewinnen, auf dem er bedenkliche Irrlehren begünstigt und nicht allein die kirchliche, sondern die sittliche Zucht untergräbt; wir sehen aber auch einen Presbyter derselben Kirche (denn das war Hippolyt zugleich mit seiner bischöflichen Würde in der zu Rom gehörigen Hafenstadt Portus) ihm im Bewußtsein der christlichen Wahrheit und der Würde und des Rechts seines auch auf apostolischer Einsetzung beruhenden Amts widerstehen und die reinern und bessern Elemente der Gemeinde um sich versammeln und sie kräftigen und zusammenhalten. Dies Stück rö-

mischer Kirchengeschichte verdient gerade in unserer Zeit besondere Beachtung, und wir empfehlen diesen Brief allen Denjenigen die geneigt sind aus dem kirchlichen Alterthum einen Götzen zu machen.

Daß von diesem Götzendienst die Liebe, mit welcher der Verfasser das christliche Alterthum umfaßt und darstellt, weit entfernt ist, zeigt eben die Behandlung dieses Punktes, aber auch die ganze Behandlung des Gegenstandes. Nicht eine blinde Verehrung, sondern eine unparteiische und gründliche Wahrheitsliebe leitet seine Feder, wenn er das Bild des kirchlichen Lebens in Verwaltung, Sitte und Gottesdienst entwirft.

Das oben berührte merkwürdige Verhältniß der Suburbanbischöfe zu dem Presbytercollegium der Metropole Roms gibt Veranlassung zu den tiefgreifendsten Untersuchungen und Ausführungen über die Art und die Entwickelung des damaligen Kirchenregiments und die allmälige Ausbildung desselben zu einem hierarchischen System und einem priesterlichen Regiment, in dem das natürliche und göttliche Recht der Gemeinde nur zu bald zurücktrat. Wie früh beginnt in der christlichen Kirche der Kampf der evangelischen und der hierarchischen Elemente! wie früh der Gegensatz der Freiheit und der Autorität, an dessen Lösung auch wir noch immer arbeiten! an dessen ungelöstem, vergeblich abgeleugnetem Widerspruch gerade unsere evangelische Kirche krankt! Ob die kirchlichen Institutionen der „organisch freien Gesammtgemeinde", wie der Verfasser sie (S. 36 fg. der deutschen Vorrede und sonst mehrfach) andeutet und die wesentlich auf eine Verbindung der bischöflichen und der Synodalverfassung ausgehen, diese Lösung schon vollständig enthalten? ob praktisch ins Leben getretene Institutionen, wie der evangelische Oberkirchenrath in Preußen, der wenigstens gegen ein kirchenregierendes Ministerium des Cultus ein großer Fortschritt ist, diese Lösung schon jetzt anzubahnen fähig sind? das wird wesentlich von den Männern abhängen, in deren Hand die Ausführung dieser Institutionen gelegt ist: ob sie im Stande sind, sich frei zu halten von Formalismus und Bureaukratie, ob sie durch schaffende That und freie Fülle des Lebens den unleugbaren Mangel einer traditionnellen Autorität zu ersetzen wissen, ob sie in Arbeit und Gebet sich das Zeugniß und die Weihe des Heiligen Geistes erringen, welche höher steht als alle kirchliche Weihe, ob sie erkennen und begreifen daß nur im Handeln, in der lebendigen That, nicht in der Theorie und der Satzung jener Gegensatz zwischen Freiheit und Autorität sich lösen läßt!

Der Name des Verfassers ist in frühern Zeiten wol angefeindet worden als der eines Parteigängers strengster kirchlicher Autorität, pietistischen oder auch römischkatholischen Buchstabenglaubens aus religiöser Unfreiheit: einen beredtern und eifrigern Vertheidiger äußerer und innerer Freiheit des religiösen Geistes, als den er sich in unserm Buche zeigt, kann man sich wol kaum denken. Manchem Strenggläubigen in Deutschland wie in England mag er damit sogar Anstoß geben, während freilich Diejenigen auch nicht mit ihm zufrieden sein werden, welche die Freiheit in der Entleerung der Religion von jedem positiven, dogmatischen oder historischen Inhalt suchen. Seinen eigenen Standpunkt spricht er im Zusammenhange in den „Aphorismen aus der Philosophie der Geschichte der Menschheit und der Religionsgeschichte insbesondere" (S. 257 fg.) aus, in denen er, wie Hippolytus selbst am Schluß seines Werks, sein eigenes Glaubensbekenntniß niederlegt und die freilich für seine englischen Leser wol den fremdartigsten und deutschesten Theil seines Werks bilden möchten. Wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir aus diesen Sätzen, die im Ganzen selbst doch nur Bruchstücke sein wollen und können, noch wieder einzelne Bruchstücke citiren wollten; nur eine Stelle können wir nicht umhin anzuführen, die für das ganze Buch charakteristisch ist und demselben als Motto hätte vorangestellt werden können (Abschnitt XV, S. 844):

> Das Christenthum ward nicht vernunftwidrig, sondern göttlich-vernunftgemäß geboren, nicht sklavisch, sondern frei; und die folgerichtige Kritik der evangelischen und apostolischen Urkunden zeigt nicht daß der glorreiche Bau der Kirche auf Kohlen gegründet war, die man für Gold, noch auf Sand, den man für Fels gehalten: wol aber zeigt sie daß er in zu engen Verhältnissen sowol für seinen göttlichen Stifter als für die Menschheit aufgeführt ward, um ewig zu dauern. Die apostolische und alte Kirche ist eben so wenig unbedingt maßgebend als irgend eine andere; aber sie bezeugt nicht nur verneinend, sondern auch in der allerbejahendsten Weise die erfreuliche Thatsache, daß sie in allen wesentlichen Punkten mit Dem übereinstimmt was die philosophische und geschichtliche Kritik als Wahrheit anerkennen muß.

Diese philosophische und historische Kritik ist dem Verfasser sonach wesentlich nicht eine zerstörende, sondern eine begründende und aufbauende, daher er sich nicht scheut, ihre Ergebnisse, auch wo sie dem Herkömmlichen widersprechen, offen und unbefangen darzulegen.

Wie er seine Methode der historischen Forschung und Kritik auf den neutestamentlichen Kanon der alten Kirche (in Betreff dessen er für die Echtheit des Johanneischen Evangeliums gerade aus dem Hippolyt die gewichtigsten Beweise gegen die Angriffe neuerer, mit großer Prätension aufgetretenen kritischen Schulen gewinnt), auf die Ansichten der alten Kirche von Schrift und Ueberlieferung, auf einzelne Punkte der kirchlichen Gesetzgebung und Regierung, auf die unentwickelte und doch innerlich sehr positive Dogmatik der vornicänischen Kirche anwendet: das möge man im Buche selbst nachlesen. Nur auf zwei, auch von dem Verfasser besonders hervorgehobene und in größerer Ausführlichkeit behandelte Punkte müssen wir um so mehr aufmerksammachen, als dieselben die Grundlage für wichtige, im bald zu erwartenden zweiten Bande zu veröffentlichende Ausführungen bilden. Es sind die Untersuchungen über die apostolischen Constitutionen und über die alte Auffassung des christlichen Opfers und des Abendmahls. Die erstern haben ein doppeltes Interesse; als Lösung eines Problems das die Gelehrten vielfach beschäftigt hat, nämlich der Frage über den Ursprung der acht Bücher die unter jenem Namen bekannt sind; und dann wegen

des Lichts das sie auf Charakter und Bedeutung der Tradition in der Kirche überhaupt werfen, eine Frage die ja in dem Controverse zwischen Katholiken und Protestanten jetzt wieder eine große Rolle spielt.

Wir können die Untersuchung natürlich nicht im Einzelnen verfolgen, sondern nur die Hauptergebnisse andeuten. Je weniger in den Schriften der Apostel, die alle einen bestimmten Anlaß und Zweck hatten, ein umfassendes System christlicher Ordnung gegeben ist, um desto natürlicher war es daß sie in den einzelnen Gemeinden, die sie stifteten oder in denen sie sich aufhielten, Vorschriften gaben und Anordnungen trafen welche die Verhältnisse regelten.

Sicher bestanden diese Verordnungen ursprünglich als mündliche Ueberlieferung oder wenigstens nur in den Urkunden einzelner Kirchen, nicht in einer amtlich allgemein anerkannten Gestalt; aber sie wurden beobachtet und waren daher lebendige praktische Regeln in den apostolischen Hauptgemeinden, wie Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, Rom und andern (S. 421).

Sie bildeten den Ausgangs- und Kernpunkt für die Sitte und Gewohnheit dieser Kirchen, in denen dann der lebendige christliche Gemeingeist sie je nach dem wachsenden Bedürfniß ergänzte; es erwuchs so ein Gewohnheitsrecht, welches auf wirklich apostolischer oder in apostolischem Geiste gebildeter Sitte beruhte und durch dessen Niederschreibung in den einzelnen Kirchen mehre allmälig wachsende Sammlungen entstanden.

Gegen das Ende der vornicänischen Periode brachte man die alten einfachen Sammlungen von Gebräuchen und Verordnungen in ein Buch, indem man verschiedenen Zusammenstellungen von Coutumes eine Einleitung gab oder eine passende Abhandlung eines alten Werks abschrieb oder im Auszug benutzte.

Indem der Verfasser nun verschiedene, zum Theil erst in neuerer Zeit bekannt gewordene Texte in den morgenländischen Sprachen, der syrischen, koptischen und abyssinischen, und die besten, bisher nicht genug beachteten Handschriften des griechischen Textes der acht Bücher der „Constitutionen" vergleicht, stellt er fest daß dieser griechische Text drei verschiedene Sammlungen enthält: die ersten sechs Bücher, das siebente und das achte. Von diesen drei Sammlungen ist die zweite noch am meisten in ursprünglicher Gestalt erhalten; die dritte, das achte Buch, ist noch von einem besondern Interesse für das vorliegende Werk, weil der Verfasser nachweisen zu können glaubt daß gerade

diese Sammlung mit Hippolyt in Zusammenhang gebracht werde, sowol durch die Einleitung, die es eröffnet und die im Wesentlichen als ein Theil des verlorenen Buchs des Hippolyt „Die apostolische Ueberlieferung über die Gaben des Heiligen Geistes" betrachtet werden kann, als durch den Wortlaut der Capitel über die Kirchenämter und vielleicht einiger andern (S. 441).

Die ersten sechs Bücher sind leider in späterer Zeit, etwa im sechsten Jahrhundert, mit absichtlicher Fälschung überarbeitet worden, und zwar in demselben Sinne, in derselben Gegend und vielleicht von denselben Händen wie die Briefe des heiligen Ignatius, über welche Bunsen bekanntlich vor einigen Jahren tiefgreifende kirchengeschichtliche Untersuchungen veröffentlicht hat.

Nichtsdestoweniger läßt sich durch die Vergleichung der verschiedenen Sammlungen und Texte eine der Ursprünglichkeit mit ziemlicher Sicherheit nahe kommende Herstellung jener alten, in der vornicänischen Kirche geltenden Zusammenstellung apostolischer Traditionen und kirchlicher Sitten entwerfen, welche die Lehre oder die Verordnungen oder die Constitutionen der Apostel genannt, ein Buch bildete, das zwar nicht kanonisch, doch „mehr gelesen ward als irgend ein anderes, ein Buch vor dessen Ansehen selbst die Bischöfe sich beugten und das die Kirchen in zweifelhaften Fällen zu Rathe zogen" (S. 418). Diese Herstellung selbst, als das „Kirchen- und Hausbuch der alten Christen", haben wir im zweiten Bande der deutschen Ausgabe zu erwarten, bei dessen Besprechung wir vielleicht näher darauf eingehen zu können hoffen dürfen. Englisch liegt sie bereits im dritten Bande der londoner Ausgabe vor und gibt ein höchst anziehendes Bild des kirchlichen und häuslichen Lebens der alten Christen.

Fast von noch größerm Interesse sind die Untersuchungen des Verfassers über den Gottesdienst der alten Kirche, die Feier des Abendmahls und die Idee des christlichen Opfers. Drei hier zum ersten mal veröffentlichte, aber schon in den Jahren 1822, 1823 und 1829 niedergeschriebene Abhandlungen zeigen daß der Verfasser hier alte Lieblingsstudien wieder aufgenommen hat, wie denn seine Vorliebe für liturgische, gelehrte und praktische Untersuchungen durch seine frühern kirchlichen Sammlungen und Entwürfe hinreichend bekannt ist. Wir erachten diesen Theil seiner Bestrebungen für besonders wichtig und eingreifend in die kirchlichen Strömungen der Zeit, da das Bedürfniß einer Hebung und Entwickelung des Gottesdienstes der evangelischen Kirche sich überall mächtig, aber leider meist noch in sehr verworrener und hin und her tappender Weise regt, und gerade hier ein Zurückgehen auf die Urtypen der alten christlichen Kirche am meisten geeignet erscheint den rechten Weg zu weisen.

Bunsen gebührt in der That das große Verdienst, zuerst wieder auf die so vielfach, erst durch die Verirrung der römischen Kirche und dann durch die Polemik gegen diese verkannte Idee des christlichen Dankopfers, des Selbstopfers der Kirche im Gottesdienst und ihr Verhältniß zum Abendmahl aufmerksamgemacht zu haben. Dies Verhältniß drückt der Verfasser einfach aus (S. 408):

Die Kirche (d. h. die wahrhaften Glieder des Leibes Christi, geeinigt in brüderlicher Gemeinschaft und beherrscht durch das Wort Christi), indem sie ihn empfängt, der sich für sie als ein ewiges Opfer der Versöhnung dargebracht, opfert, erfüllt von kindlicher Dankbarkeit, sich selbst als ein lebendiges Lobopfer.

S. 376:

So ward die Feier der dankbaren Selbstopferung der Kirche auf das Versöhnungsopfer Christi gegründet und durch dessen feierliches Gedächtniß besiegelt.

Während die römische Kirche dies Dankopfer der Kirche in ein neues Sühnopfer derselben, eine nicht sacramentlich-symbolische, sondern factische Wiederholung des Versöhnungstodes Christi verkehrte, ging den Protestanten, die das Empfangen der Kirche im Abendmahl betonten

und die Thätigkeit derselben im Gottesdienst zurückstellten, meist auch der Begriff und die That des Dank- und Selbstopfers verloren. Die Wiederherstellung und die rechte Verbindung desselben mit dem Gottesdienst und dem Abendmahl ist unsers Erachtens die Lebensfrage für den Gottesdienst der evangelischen Kirche; sie hat zugleich eine praktisch-liturgische und eine dogmatische Seite. Wir halten eine richtige Entwickelung dieser beiden Seiten für das einzige Mittel, den in neuerer Zeit, Gott sei es geklagt! so unbesonnen, ja wir möchten sagen frevelhaft wieder aufgeregten Streit zwischen Lutherthum und Calvinismus zu versöhnen. Der Widerspruch der Dogmen, der nur auf dem Gebiete der Reflexion gilt, berührt die Thatsache nicht welche ihnen zugrundeliegt; diese Thatsache soll in der Feier des Abendmahls bei dem Gottesdienst liturgisch ausgesprochen werden, und wenn das auf richtige Weise geschieht, so wird sich ohne Zweifel die dogmatische Entwickelung der liturgischen anschließen und ihr folgen, diesmal zum Guten, wie es leider früher so sehr zum Schlimmen geschehen. Wir stimmen hier ganz den Thesen des Verfassers bei (S. 382):

> Jede dogmatische Darstellung dieser Idee und des Zusammenhangs ihrer Theile ist einseitig und wird durch die überwiegende Stärke der factischen Darstellung indifferentiirt, sowie diese lebendig auftritt.

Und:

> Die Streitigkeiten der beiden protestantischen Kirchen (Luther und Calvin) liegen nicht allein gar nicht auf jenem höchsten Gebiete, sondern sind nur aus der gleichen Anerkennung desselben hervorgegangen.

Wenn es oft und vielleicht nicht mit Unrecht, obgleich mit vielfachem Misverstand gefodert ist, daß, damit die Union der Kirchen wirklich werde, ein Bekenntniß gefunden werden müsse, in welchem die Gegensätze nicht allein als gleichgültig nebeneinander gestellt, sondern in einer höhern Idee versöhnt würden: so glauben wir daß in den Thesen und Ausführungen des Verfassers dazu die fruchtbarsten Keime und Andeutungen gefunden werden können. Wir müssen daher wünschen daß nicht nur Theologen, sondern auch Laien, denen es Ernst ist um eine bewußte und klare Stellung innerhalb der kirchlichen Zeitfragen, gerade diesem Theil des vorliegenden Buchs ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Wir brechen hier ab, in der Absicht, nach dem Erscheinen des zweiten deutschen Bandes, der auch eine zum ersten mal gründlich kritische Sammlung der Gottesdienstordnungen der alten Kirche enthalten wird, auf dies wichtige Werk zurückzukommen und dann auch der deutschen Vorrede, welche das Ganze eröffnet und abschließt und die Resultate namentlich für Deutschland zusammenfaßt, einige Worte zu widmen. 68.

Zur Geschichte des deutschen Drama.

Die dramatische Poesie der Gegenwart hat sich durch den Schwall einer sie theils vergötternden, theils jede Lebensfähigkeit ihr absprechenden Kritik hindurchwinden müssen, und es ist ihr — gewiß kein geringes Verdienst — gelungen, sich selbständig und zukunftskräftig aus diesem kritischen Wirrwarr zu retten. So sehr sie nun diesen Triumph der eigenen Energie zu danken hat, jener im Vergleich zu den genannten Extremen nur spärlich vertretenen Kritik wohlwollenden Ernstes und unbefangener Besonnenheit gebührt auch ein redlicher Antheil an diesem erfreulichen Resultate, und gegenwärtig, wo vorallem in der Bühnenkritik das Verdammen wieder so sehr Mode geworden ist daß man in den Feuilletons der Zeitungen in einem wahren Pfuhl der Verdammniß schwimmt, muß es als eine besondere Aufgabe der parteilosen Dramaturgie erkannt werden, unbeschadet hohen Ernstes und strenger Kunstfoderungen mit Wohlwollen und Vorurtheilsfreiheit nicht nur eine Reinigerin, sondern auch eine Pflegerin des dramatischen Gartens zu sein. Die allgemeine Stimmung des Publicums ist durch jene gallsüchtige Kritik in einer Weise mistrauisch gegen die neuere dramatische Production geworden, daß es dieselbe gänzlich zu vernachlässigen beginnt, was im Vereine mit der Mattigkeit und Zähigkeit welche die deutschen Bühnenvorsteher mit wenig Ausnahmen schon an und für sich der vaterländischen Dichtung entgegenhalten, wie ein bleierner Alp auf der künstlerischen Schaffung lastet und den aufstrebenden Talenten die Zukunft nach allen Richtungen hin trübt und verbaut. Wir haben deshalb die vorliegenden Schriftchen

1. Das deutsche Drama der Gegenwart von August Henneberger. Greifswald, Koch. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Dramatische Studie über Hebbel's Tragödie „Julia" von Karl von Brugk. Wien, Lechner. 1852. Gr. 12. 20 Ngr.

mit lebhafter Freude begrüßt und in ihnen (besonders jedoch in der erstern, denn in Brugk's „Studie" ist etwas Vorliebe für den behandelten Gegenstand nicht zu verkennen) den Geist gewürdigt, der, fern von der blasirten Stimmung unserer Tage, den Genuß und die Freude am Schönen rein und ungebrochen sich erhalten hat und welcher, ein entschiedener Feind allen aus bloßem Vergnügen am Nergeln entspringenden Tadels, nur um der Sache willen rügt. Henneberger spricht die Intention seiner Schrift sehr prägnant in den folgenden Worten aus:

> Es ist der Zweck der nachfolgenden Bogen, die deutsche dramatische Literatur der Gegenwart in ihren Hauptvertretern darzustellen und einer ästhetischen Würdigung zu unterziehen. Es soll gezeigt werden daß weder die Klage der Kritiker gerechtfertigt scheint, welche eine dramatische Literatur der Gegenwart überhaupt anzuerkennen sich weigern, noch das Jubelgeschrei einiger Poeten, welche als lachende Erben großer Vorgänger gleich den Homerischen Helden sich rühmen, weit besser zu sein als die Väter.

Sehen wir zu, inwieweit der Verfasser seinem Zwecke entsprochen hat. Die dramatische Literatur der Gegenwart mit Recht nur im Kreise der gegenwärtig schaffenden Talente begreifend, charakterisirt er dieselbe im Allgemeinen nach dem Streben, sich von den Principien unserer classischen Dramatik frei zu machen und außerhalb derselben dem deutschen Drama „neue Bahnen" zu eröffnen. Ueberzeugt von der Richtigkeit dieser Charakteristik hätten wir ein tieferes Eingehen auf dieselbe,

welches unser Autor sich erspart hat, dringend gewünscht; denn erst wenn der innerste Nerv und Organismus einer bestimmten und allgemeinen Geistesrichtung bloßgelegt und in seiner Lebenskräftigkeit nachgewiesen ist, erst wenn die kahlen Stellen und öden Flecke, die von dieser Richtung Befruchtung und Bebauung erwarten, aufgedeckt sind, wird die Berechtigung einer derartigen Strebung und mit dieser ihre höhere Existenz bewiesen und verstanden. Das pragmatische Referiren des thatsächlichen Hergangs ersetzt dem Verständniß die philosophische Analyse nicht, und diese läßt sich im besprochenen Falle um so weniger entbehren, als sie ein Hauptargument gegen jene pedantische Krittelei bietet, welche die Berechtigung der sich außerhalb unserer classischen Dramatik bewegenden Production leugnet und nach den Anfangsworten Henneberger's doch ganz entschieden von ihm bekämpft werden soll. Daß unser Autor jene Berechtigung, soweit sie auf gesunder Grundlage ruht, vollkommen anerkennt, lehrt uns sein Buch; aber daß wir darüber, warum er das zu thun nicht umhin kann, so blutwenig erfahren, müssen wir als eine Oberflächlichkeit rügen, die um so störender wirkt als sie, gleich im Anfange der Schrift sich bemerklich machend, der ganzen Arbeit eine gewisse Flüchtigkeit prognosticiren läßt, von welcher wir denn auch das sonst so verdienstliche Werkchen nicht freisprechen können.

Nachdem nun im Eingange unsers Schriftchens Halm als „halb unbewußter" Träger dieser Emancipationsbestrebungen vorgeführt und sein Wesen in dem Versuche, das Drama im Gegensatze zur Schiller-Goethe'schen Richtung lyrischer zu machen, einem ebenso wohl begründeten Lobe als durchaus gerechtfertigten Tadel unterworfen worden ist, gelangt unser Verfasser zu den eigentlichen Tendenzpoeten, und hier hat er, was wir vorhin vermißten, die Analyse dieser Richtung des modernen Drama mit wenig Worten klar und anschaulich zu vergegenwärtigen verstanden. Kräftig nachweisend daß die Tendenz, insofern sie mit tüchtiger, nach ihrer eigenen Realisirung energisch ringender Gesinnung und Ueberzeugung identisch, den Poeten ebenso ziere wie den Mann überhaupt, und daß nur da dieselbe als etwas Verwerfliches zu bezeichnen sei, wo sie, sich an die Stelle der Poesie setzend, für diese gelten will und dem gewählten Stoffe einen willkürlichen Stempel aufzwinge, spricht Henneberger den Unterschied zwischen der Tendenz unserer classischen und unserer modernen Dramatik dahin aus, daß dort „die mit der ganzen individuellen Erscheinung des Dichters verwachsene Gesinnung sich zur Geltung zu bringen sucht, während die modernen Poeten ihre Tendenz der allgemeinen Zeitbewegung entnehmen und so statt zu schieben geschoben werden". Da nun, fährt der Verfasser weiter fort, diese Zeitbewegungen im Grunde sehr einfach seien, so erkläre sich hieraus die „Uniformität" der modernen Dramatik, deren Gegensatz zur Schiller-Goethe'schen Anschauung nicht wie bei Halm ein unbewußter, sondern ein durchaus bewußter sei: „nicht Lehrer, nicht Propheten ihrer Zeit, sondern nur Diener, nur der Mund derselben wollen diese modernen Dichter sein". Ist das so gewiß? In dieser Schärfe sicher nicht. Zugegeben daß Goethe und Schiller ihre eigene grandiose Persönlichkeit als beherrschendes Princip ihrer Zeit auf den Nacken setzten, so ganz losgerissen von dieser Zeit, so durchaus gar nicht aus dem Stoffe dieser Zeit entsprungen waren beide Heroen zuversichtlich nicht: auch sie stellen sich als ein Product ihrer Zeit heraus; diese gipfelt in ihnen, und wenn Beide in dieser Gipfelung sich weit über ihre Zeit erheben, so ist doch eben diese Zeit in ihrem geistigen Inhalte für sie Mittel und Fundament gewesen, sich so hoch über sie als leuchtende Glanzsterne aller Jahrhunderte emporzuschwingen. Und in diesem Sinne sind sie gleichfalls Diener und Organe ihrer Zeit gewesen, ohne das freilich sein zu wollen. Aber wollen denn die modernen Poeten in ihrer Allgemeinheit wirklich das und nur das sein? Ist es ihnen in der That so gar nicht darum zu thun, sich auch als Lehrer, als Propheten ihrer Zeit zu bewähren? Hier tritt unser Verfasser dem modernen Drama entschieden zu nahe und zwar in einer Weise, die ihm den Vorwurf, er ordne hier die Wahrheit einer theoretischen Marotte unter, nicht erspart. Zugegeben daß die neuern Dichter sich lebhaft und energisch als Producte ihrer Zeit, als Träger und Verbreiter der Principien und Lebensaxiome dieser Zeit fühlen und bethätigen, sie würden sicher von dem Augenblicke an, wo sie nur das Echo, nur der Schall eben dieser Zeit wären und sein wollten, auf den Namen von Poeten, als welche sie doch unser Autor unangefochten gelten läßt, keinen Anspruch mehr erheben dürfen; denn das erst macht den Poeten daß er die Seele seiner Zeit in das Sonnenlicht der ewigen allgemein menschlichen Schönheit harmonisch verklärt und mitten unter dem Gewirre von Widerspruch, Kampf und Dissonanz den Weg zu zeigen versteht, der in die göttliche Klarheit tiefinnerlichster Versöhnung führt. Diese Verklärung und Versöhnung erstrebend hört das Talent auf, bloßer Diener, bloßes Organ seiner Zeit zu sein und documentirt den ernsten Willen, der Lehrer und Prophet derselben zu werden. Es ist das unzertrennlich von dem Begriffe Künstler, und es ist schwer zu ersehen, wie Henneberger die modernen Dichter in ihrer Dichterberechtigung anerkennen will, wenn er in ihnen geradehin eine Herabwürdigung ihrer eigensten Berufung — und das wäre doch wol die Tendenz, das bloße Maulwerk des Tags zu sein — zu erblicken und aussprechen zu müssen glaubt. Wahrlich, des liebevollen Eingehens des Verfassers auf die einzelnen Persönlichkeiten der nach dieser Seite hin von ihm ungerecht beurtheilten Dramatik wären diese gar nicht werth, wofern sich jener Ausspruch als eine Wahrheit erwiese. Die schöne und tiefe Sentenz, die Robert Prutz in seinem „Bauernkönig" versinnlicht und welcher unser Verfasser alle Ehre angedeihen läßt — „In Sünde kann die Freiheit nicht gedeih'n" — ist die Schilderung des vom Franzosen unterjochten, nach Befreiung dürstenden „und doch vor jedem Versuche zurückbebenden" Deutschlands in Gottschall's „Schill", welchen doch Henneberger

selbst als ein „großes und tiefergreifendes Bild" hervorhebt; in jenem „Robespierre", „der, in die Einseitigkeit seines Tugendwahns verrannt, die sittliche Ordnung verletzt und an dieser Verletzung untergeht, sobald die Erinnyen nach der Idee der Billigkeit zur Vergeltung mahnen" — ein Vorgang den unser Autor trotz aller Abneigung gegen Griepenkerl doch „tragisch" zu nennen nicht umhin kann — ist mit alle Dem (um aus den Dramen, die in vorliegendem Schriftchen als specifisch tendenziös nicht mit Unrecht bezeichnet werden, einige herauszugreifen) Nichts weiter von den Poeten erreicht und bezweckt, als bloße Diener und bloße Organe ihrer Zeit zu sein? Uns dünkt, es tritt darin die Absicht, gerade dieser Zeit ein Lehrer zu sein und ihre eigene Zukunft an der poetisch gestalteten Vergangenheit prophetisch ihr vorzuführen, mit vollster Energie ins Leben, und abgesehen von den angeführten Dichtungen würde es viel leichter sein nachzuweisen, daß gerade diese Absicht eben als bewußte Absicht zu ausschließlich verfolgt wurde, als daß die Richtung, nur Diener, nur Organ der Zeit sein zu wollen, zu einer gewissen Herrschaft gekommen sei.

Nachdem nun unser Verfasser in Prutz und Gottschall insofern die hervorragendsten Erscheinungen der Tendenzdramatiker geschildert hat, als in ihnen Tendenz und Poesie „noch keine sich ausschließenden Gegensätze" geworden sind, sondern in harmonischer Verschmelzung ein schönes Ganzes erzeugen, verurtheilt er mit allem Rechte an J. L. Klein, Julius Mosen und Griepenkerl diejenige Poesie die sich der Tendenz entweder gänzlich opfert oder diese als den Deckmantel der eigenen Nichtigkeit zu benutzen strebt, indem er zu dem Resultate gelangt: „Diese Poesie der Negation ist die Negation der Poesie." Doch scheint uns, als ob Henneberger bei Besprechung Griepenkerl's über der immerhin gerechtfertigten Abneigung gegen dessen Richtung im Allgemeinen die innere Kraft und Bedeutsamkeit dieses Talents unterschätzt habe und in der Absicht, die Gattung in diesem Einen zu bekämpfen, ungerecht gegen die specielle Persönlichkeit geworden sei. Diesen specifischen Tendenzpoeten reiht der Verfasser im weitern Verfolge seiner Darstellung, Mosenthal und Freytag als Repräsentanten mit Glück wählend, diejenige Gruppe von Dramatikern an die mit geringerer Energie und Ausschließlichkeit der Tendenz sich zugebote stellen, und gelangt, nachdem er Gutzkow und Laube einer ausführlichen Besprechung gewürdigt und sich mit Beurtheilung der Bücherdramen des Grafen Veltheim, die uns unbekannt sind, „den Uebergang zu Hebbel gebahnt hat", zu diesem, „dem originellsten unserer jetztlebenden Dramatiker". Wenn unser Autor Gutzkow und Laube auf Grund der Vielgestaltigkeit ihrer Productionen und ihrer gedanklichen und sprachlichen Eleganz aus der Masse der übrigen Dramatiker hervorhebt, so ist das ein zwar vollkommen wahres und unbestreitbares Moment, kann aber als einziges, mindestens als gewichtvollstes und allein maßgebendes nur in Bezug auf Laube Platz greifen; denn es ist in der That befremdlich, wie bei dem tüchtigen Verständnisse, welches die vorliegende detaillirte Beurtheilung beider Dichter im Allgemeinen bekundet, unser Verfasser nicht aus seinen eigenen Auseinandersetzungen ersah, mit wie wenig innerm Grunde er Talente wie Gutzkow und Laube aneinanderjochte. Wir wollen Laube die Eleganz seiner Gedanken wie seiner Sprache ebenso sehr als die äußere Mannichfaltigkeit seiner Schöpfungen lassen und hierin ihm einen Vorzug vor seinen dramatischen Genossen gern einräumen, ihn aber auf gleiche Höhe mit Gutzkow stellen, heißt der Poesie Gewalt anthun. Denn jene Tiefe und jene Tragweite des Gedankens, jener strenge Ernst des Schaffens, jene Solidität des Geistes, jene originelle und frische Anschauung — Alles Momente wie sie in Gutzkow's Dichtungen uns kräftig und energisch begegnen und von unserm Verfasser durchaus gewürdigt werden — wo finden sich diese als eine Macht und als ein rother Faden in Laube's Productionen, die Henneberger über das Niveau des graziösen Wurfs, des feinen Geschicks und der klugen Benutzung dieser oder jener günstigen Zufälligkeit nicht zu erheben vermag. Eingeräumt daß auch Gutzkow hin und wieder einmal den Eindruck des „Gekünstelten" hinterläßt — es bleibt das bei ihm eben eine Ausnahme: bei Laube hingegen ist es fast zur Regel geworden; einverstanden damit daß auch Gutzkow strebt „den Punkt zu finden, von wo aus das deutsche Theater am besten zu packen sein möchte"; einverstanden damit daß dieses Streben an und für sich ein durchaus richtiges, gesundes und innerhalb seiner Beschränkung ein segensvolles sei, bei Gutzkow artet es nie aus in jenes manierirte Tasten und Hasten, in jenes Horchen und Lungern wie bei Laube: es ist immer der besonnene Forscher und der ernste Denker, der, wenn er auch einmal einen falschen Schluß zieht, doch stets die richtige Logik wiederfindet. Daher auch das unmännliche Afficirtsein durch jedwedes äußere Moment, dieses Angezogenwerden durch jede Geringfügigkeit, die eben Gelegenheit zu irgendwelcher Piquanterie bietet — große Schattenseiten der Laube'schen Muse — sich nirgend bei Gutzkow vorfinden: wir möchten im Gegensatze zu Gutzkow, dem philosophischen Dramatiker, Laube den specifisch-journalistischen nennen, wie sich denn nach unserer dem Urtheile des vorliegenden Büchleins über diesen Poeten im Allgemeinen beipflichtenden Ansicht Hebbel als der Dramatiker der Caprice kennzeichnen läßt. Mit diesem Dichter geht unser Verfasser sehr scharf ins Gericht und es ist sicher kein Titelchen in dem Sündenregister desselben vergessen. Wir hätten dagegen umsoweniger etwas einzuwenden, als Henneberger sich im Uebrigen von der schöpferischen Genialität und Urkraft Hebbel's durchdrungen zeigt; allein der Ton, in welchem dies Gericht abgehalten wird, scheint uns einer solchen Dichterkraft gegenüber nicht würdig genug, und wir hätten die außerordentlichen Vorzüge derselben um deswillen mindestens ebenso energisch und detaillirt hervorgehoben gewünscht als die Mängel, weil die Kritik im Allgemeinen mit Hebbel schlecht umgegangen ist und das Publicum — und

für dieses hat ja doch wol Henneberger sein Schriftchen verfaßt — durch diese Kritik verblüfft, den geschmähten Dichter wie eine Art Tollhäusler anzustarren sich gewöhnt hat. Auch wir wünschen mit unserm Autor lebhaft einen Tag von Damascus für Hebbel, allein wir sind der Meinung daß derselbe durch fortwährendes Nergeln und unablässiges Breittreten der Fehler und Schroffheiten gerade bei einer Natur wie die Hebbel's eher verzögert als beschleunigt wird. Was hilft es am Ende, wenn, nachdem Einer sechs Seiten lang heruntergemacht und zwar motivirt heruntergemacht ist, schließlich die im Vergleich zum Tadel unmotivirte kurze Erklärung folgt: dennoch sei der also Gescholtene schließlich ein ganz vortrefflicher Kerl? Doch wir kommen auf Hebbel in der bald zu besprechenden Brugk'schen Studie zum Trauerspiele „Julia" näher zurück und wollen hier nur noch bemerken daß unser Verfasser die Besprechung der „Hauptrichtungen" des modernen Drama mit einem anerkennenden Urtheile über Dingelstedt, Otto Ludwig und Hans Köster schließt, wobei es freilich befremdlich ist daß ein so mittelmäßiger Poet wie der Letztere gleichsam als Dritter im Bunde der erstern durchaus tüchtigen und frischen Talente aufgeführt und überhaupt zur Besprechung gezogen wird, wo es sich um Hauptrichtungen deutscher Dramatik handelt. Mit einer Uebersicht über den gegenwärtigen Stand unsers Lustspiels und unserer Posse schließt Henneberger sein Buch, und es ist auch hier die Aufführung so mancher unbedeutenden Persönlichkeit zu rügen, während tüchtigere Kräfte unbeachtet geblieben sind. Aber ist denn wirklich die Frage nach dem Stande der gegenwärtigen Literatur nach allen Hauptrichtungen in diesem Werkchen erörtert? Wir glauben nicht und vermögen die Gründe nicht recht zu ersehen, welche Henneberger bestimmt haben dürften, eine sehr entschiedene Strömung unsers neuesten Drama auch nicht einmal zu erwähnen; wir meinen diejenige, die, fern von jeder speciell tendenziösen Richtung und diese geradezu ausschließend, nur im Kunstwerke als solchem ohne alle von außen hereingelegte Beziehungen den einzigen Zielpunkt aller Kunst sucht und verehrt. Den Dichtern dieser Färbung ist es nicht darum zu thun, das Drama lyrischer zu machen, noch es als ein Product zeitmäßiger Politik und Philosophie zur Geltung zu bringen, noch auch nur durch nebenhergehendes und nur dann und wann ein Wort mitsprechendes Tageswesen demselben das Weltbürgerrecht zu erkaufen; es ist ihnen lediglich um den reinen keiner partiellen Zeitströmung unterworfenen Kunstzweck zu thun, und man würde diese Richtung als eine in die Principien unserer classischen Dramatik entschieden zurückleitende Reaction bezeichnen müssen, wenn sie sich nicht dadurch wieder sehr augenfällig von dieser unterschiede, daß jene Schicksalsidee, wie sie in antiker Frische und Reinheit die Schiller-Goethe'schen Dramen beseelte und später von schwächlichen Nachahmern carikirt und outrirt wurde, ihr durchaus fern liegt und in ihr eben Alles von Menschen und nur von Menschen geschieht. Henneberger's Büchlein trägt die Jahreszahl 1853; er war somit verpflichtet, die eben charakterisirte Richtung, deren kräftige Talente unsere dramaturgischen Artikel in diesen Blättern schon mehrfach vorzuführen Gelegenheit hatten, jedenfalls mit in eine Besprechung zu ziehen, die sich die moderne Dramatik nach ihren Lebensbethätigungen zu schildern als Aufgabe gestellt hat, und daß er dieser Pflicht nicht nachgekommen ist, motivirt abermals den Tadel einer unwissenschaftlichen Flüchtigkeit, welchen Fehler schon beim Beginne seiner Abhandlung wir dem Autor vorzurechnen nicht umhin konnten. Trüge das Schriftchen überhaupt nicht die offenbare Absicht an der Stirne, eben kein Literaturwerk, sondern nur ein populärer Wegweiser auf dem Gebiete des neuesten Drama für die Allgemeinheit des gebildeten Publicums sein zu wollen, so würde dasselbe vor der ernsten Kritik schwerlich bestehen und dem Tadel, es sei eine unorganische, oft des innern Zusammenhangs und der scharfen Analyse entbehrende Arbeit, nicht entgehen können. In dem anspruchslosen Sinne aber, in welchem uns der Verfasser das Heftchen geboten zu haben scheint, ist es mit Rücksicht auf den wohlwollenden Geist, der es im Allgemeinen beseelt, und die frische und von aller Pedanterie freie Anschauung ein durchaus empfehlenswerthes Buch, dem wir eine recht weite Verbreitung ebenso herzlich wünschen als eine auch höhern streng wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Nachfolge, wie sie zu geben der geschätzte Autor Talent und Beruf in vollem Maße hat. Möchte seine ehrliche Bereitwilligkeit, das Schöne und Edle, soweit es mit redlichem Willen erfaßt werden kann, allüberall freudig zu begrüßen und Andern zu rechtem Genusse kräftig vor Augen zu führen, mehr und mehr wieder herrschendes Princip in der deutschen Kritik werden und so der schneidende Hohn und die affectirte Geringschätzigkeit des kritischen Modetons in ihrer Hohlheit und Geistesjämmerlichkeit sich bloßstellen und aufreiben! Das eben besprochene Schriftchen hat diesem ernsten Wunsche eine erfreuliche Hülfe geleistet und findet einen wackern Bundesgenossen in Karl von Brugk's „Dramatischer Studie über Hebbel's Tragödie Julia", welche sich als eine schöne That auf dem angedeuteten von so mancher Gegenrichtung streitig gemachten Gebiete erweist.

Ehe wir zur Besprechung dieser „Studie" gelangen, ist es unumgänglich nothwendig einen flüchtigen Blick auf die Fabel und den Gang des Trauerspiels zu werfen, welches sie sich zur Beurtheilung und zur Vertheidigung gewählt hat.

Der alte Italiener Tobaldi hat eine Tochter, die er als Ebenbild ihrer von ihm vergötterten Mutter mit aller Liebe und Zärtlichkeit eines Vaterherzens umfaßt; am Vorabende des Rosenfestes ist sie, die zur Ehre der Rosenjungfrau erwählte, plötzlich verschwunden, und dem durch diesen Abfall seines Kindes bis ins Mark seines Lebens erschütterten Vater bleibt Nichts übrig als der Glaube, Julia habe sich sträflich einem Manne preisgegeben und sei dadurch gezwungen worden, dem Rosenfeste, das ihre Schande öffentlich enthüllt haben würde, zu entfliehen; er betrachtet sie nicht nur als todt, sie ist

es ihm bis auf einen sehr schwachen Rest von später wieder aufflackerndem Vatergefühl auch innerlich wirklich; ihr Leben kann er demnach nicht mehr retten, so will er ihre und seine Ehre wahren: darum läßt er durch seinen Hausfreund und Hausarzt aussprengen, Julia, von einer ansteckenden Krankheit plötzlich befallen, sei gestorben. Tobaldi's Verdacht ist eine Wahrheit. Er hat früher mit einem gewissen Grimaldi eine politische Verschwörung gegen die fremden Unterdrücker seines Vaterlandes unterhalten, und als später der Genosse noch ein mal einen ähnlichen Versuch nicht aus patriotischen, sondern aus persönlich-egoistischen Gründen und zu einer Zeit, in welcher derselbe nicht glücken konnte, unternimmt, mahnt ihn Tobaldi davon ab und sucht ihn endlich durch die nur fingirte Drohung, er werde ihn angeben, von dem Räuberhandwerk, das er ergriffen, zurückzuhalten. Nun wird Grimaldi durch eines Andern Dazwischenkunft dem Schaffot überliefert und glaubt natürlich, Tobaldi sei der Verräther. Der unglückliche Räuber hat einen Sohn, und obwol er diesen fern von seinem Treiben hat erziehen lassen, konnte er doch nicht hindern daß dieser im Augenblicke, da die Häscher den Vater zu fahnden trachten, hinzueilt, einen davon, um den Vater, dessen Gewerbe er nicht ahnt, zu befreien, tödtet und so ein Mörder wird. Antonio — so heißt der Jüngling — erfährt nun Alles, auch die vermeintliche Schuld Tobaldi's an Grimaldi, und voll glühender Rachelust betritt er, selbst jetzt ein Räuber und Oberhaupt der väterlichen Bande, den Wohnort Desjenigen den er für seines Erzeugers Mörder zu halten nicht umhin kann. Hier sieht er Julien, zunächst ohne zu wissen wer sie sei, und eine glühende Liebe erweckt ihr Anblick in ihm; er findet Erwiderung, und in dem Momente, da sie sich ihm völlig ergibt, feiert seine Liebe und seine Rache — denn inzwischen hat er erfahren daß sie Grimaldi's Tochter — den höchsten Triumph. Sie als seine Gattin selbst heimzuholen, hatte Antonio versprochen; aber er kommt nicht, und am Vorabende des Rosenfestes entweicht Julia der öffentlichen Schande wie dem Vaterhause, den Geliebten, den Erzeuger des Kindes, das sie bereits unter dem Herzen fühlt, zu suchen — sie findet ihn nicht, und nun will sie durch fremde Hand sich dem Tode, den sie selbst sich zu geben ein Grauen hat, überliefern — da tritt Graf Bertram aus dem Gebüsch und verhindert den Mord. Auch er war diesem kritischen Momente bereits nahe, denn er hat alle Freuden und Leiden des Lebens so ausgelebt daß ihm dasselbe ein Leben eben nicht mehr ist, nur eine langsame Verwesung, aber der Gedanke daß irgendwo vielleicht noch ein Unrecht wieder gut zu machen sei und ihm dies Wiedergutmachen zufallen könne, setzt den Unglücklichen in den Stand, diese Verwesung noch ferner zu ertragen. Julia's traurige Geschichte bietet ihm die Erfüllung jenes Gedankens, und in Hinweisung auf das junge Leben unter ihrem Herzen hält er sie zurück vom Selbstmorde, ihr eine Scheinehe mit ihm zur Herstellung ihrer und ihres zu erwartenden Kindes Ehre anbietend, welche Grosmuth von ihr im besondern Hinblick auf ihre Mutterpflicht angenommen wird. Zunächst gilt es den Vater zu versöhnen, aber den versöhnt Nichts, auch nicht der Tochter Erscheinen; er begräbt sein Kind in Gestalt eingesargter Steine und Julia Gräfin Bertram zieht mit ihrem Gatten auf dessen Güter nach Tirol, nachdem sie ihm gelobt hat, dafern der einstige Geliebte wieder vor ihr Auge trete und ihrer Liebe noch würdig sei, ihm davon Wissenschaft zu geben, damit er das Hinderniß zwischen seinem und ihrem Glück hinwegräume. Und Antonio tritt in der That vor Juliens Auge; da klärt es sich auf: an einer mörderischen Wunde hat er schwer darniedergelegen und einen Boten aus der Schar seiner Räuber zu senden wäre der Geliebten Todesurtheil gewesen. Was Wunder daß die alte Liebe in Juliens Brust aufs neue erglüht, wie sehr sie auch dieselbe hinter das Gefühl tiefster Hochachtung vor ihrem Gatten zurückzuzwingen versucht. Bertram wird zum zweiten male ihr Retter: nicht der directe Selbstmord, wol aber der indirecte — ein Sturz vom Felsen bei der von ihm leidenschaftlich betriebenen Gemsenjagd — soll ihn vom Leben und Julien und Antonio von ihm befreien: so, unter Lebenden Friede und Versöhnung stiftend, glaubt er ein Recht zu haben sich die Wohlthat des Todes zu spenden. Mit der sichern Aussicht auf sein nahes Ende und der Verbindung Antonio's und Juliens schließt das Stück, welches gegen mannichfache Angriffe in socialer, sittlicher und künstlerisch-psychologischer Beziehung zu rechtfertigen die Aufgabe des Verfassers vorliegender „Studie" ist.

Den Dichter im innigsten Zusammenhange mit seiner Zeit als deren künstlerischen Vertreter einerseits und Lehrer andererseits begreifend und würdigend, sucht unser Autor zunächst nachzuweisen daß das Drama „Julia" eben in unserer Zeit aufs tiefste wurzele, Verhältnisse und Gestalten, die eben nur aus dieser Zeit gewachsen, versinnliche und also die gegenwärtige Wirklichkeit im Lichte höherer Kunstfoderungen poetisch gestalte. Die Düsterheit, die dämonische Gespensterhaftigkeit, die Vorliebe am Gräßlichen, die man an Hebbel mit so viel Schärfe tadele, mache just den Charakter unserer Zeit aus, die eine Zeit schleichenden Gifts und unheimlicher Nachtgespenster, keine heroische Zeit sei: was man Hebbel vorwerfe, sei eine Schuld der Zeit, und der Poet, der mitten im Graus solcher Zustände wie die gegenwärtigen seien von Rosenduft und Mondscheinglanz lisple, sei ein Träumer, kein echter Dichter. Eben eine brennendste Frage gerade unserer Tage, die Blasirtheit, finde in diesem Drama ihre künstlerische Lösung, und wie sich im Helden des Stücks, dem Grafen Bertram, dies Moment gestalte und löse, so werde durch des alten Tobaldi Persönlichkeit der krasse selbstsüchtige Egoismus unserer Tage, durch Bertram's hausbackenen Bedienten das Philisterthum derselben repräsentirt. Wir sind, wie schon oben ausgesprochen wurde, darin vollkommen der Ansicht unsers Verfassers daß der echte Dichter völlig isolirt von dem geistigen Ringen, Glück und Leiden seiner Zeit gar nicht zu denken ist; wir erkennen an, daß wenn

Die Lyrik auf Reisen und im Boudoir.

1. Ada die Lesghierin. Ein Gedicht von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Lieder des Mirza-Schaffy mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. Zweite, durch einen Anhang vermehrte Auflage. Berlin, Decker. 1853. 16. 1 Thlr.
3. Palmen und Birken. Dichtungen von Jegór von Sivers. Zweite, durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Leipzig, Weber. 1853. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Frauenbilder und Huldigungen. Von G. F. Daumer. Drei Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 1853. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Daß unsere Lyrik stoffhungerig ist, auf Reisen geht, ferne Welttheile in ihre poetischen Kreise zieht und auch die Boudoirs nicht mit den gewöhnlichen Vierpfennigbildern der Alltags-Amoretten austapezirt, sondern mit Portraits denen es nicht an geistvollen Unterschriften fehlt, das ist ein unleugbarer Fortschritt über die lyrische Nichtigkeit hinaus, der es zuletzt an jedem Stoff zu fehlen anfing, während sie die Form bis zur Feinheit poetischer Elfenbeinschnitzereien subtilisirte. Die vor uns liegenden lyrischen Gedichte legen alle von solcher Stoff suchenden Strebsamkeit Zeugniß ab. Bodenstedt holt sich ein episches Gedicht aus dem Kaukasus, aus dem er schon die Weisheit des Mirza-Schaffy, die jetzt in zweiter Auflage erscheint, geholt, um dem deutschen Volke einen neuen west-östlichen Divan auszupolstern. Jegór von Sivers parallelisirt Centralamerika und Livland in glücklicher Naturmalerei, und Daumer, der jedem Molochdienst die Hafisische Weisheit gegenüberstellte, der die Religion eines neuen Weltalters aus den Bildungselementen dieses Jahrhunderts herausdestilliren wollte, gibt ein dreibändiges poetisches Liebesevangelium heraus, in welchem er eine gesunde, von allem romantischen Dusel freie Liebe predigt.

Nr. 1. Bodenstedt's „Ada" ist eine poetische Erzählung aus dem Kaukasus, an deren Faden sich eine Reihe von Natur- und Sittenschilderungen anreiht, welche die eigentliche Essenz der ins Breite gehenden Dichtung bilden. Hierin liegt bereits ein künstlerisches Misverhältniß. Für eine mit Sittenmalereien gespickte Novelle ist die epische Ausdehnung zu gewaltig, der Umfang einer Byron'schen „Braut von Abydos" genügte vollkommen für den eigentlichen epischen Inhalt der Dichtung; für ein echtes Epos, welches den großartigen Freiheitskampf jener Bergvölker in angemessener Weise darstellte, ist die Composition zu novellistisch, sodaß die nationalen Kämpfe neben der Liebesgeschichte mehr einherschlottern. Eine zweite Ausstellung welche die Kritik machen muß ist der durch gar keinen innern Grund motivirte plötzliche Wechsel der gereimten fünffüßigen Trochäen mit den reimfreien, durch welchen die Einheit des künstlerischen Gewebes willkürlich zerrissen wird und die Dichtung einen salopen Anstrich bekommt. Entweder mußte das Gedicht von Anfang bis zu Ende mit gleichmäßiger rhythmischer Strenge und Reimgebundenheit durchgeführt oder der Wechsel des Rhythmus und die Verschmähung des melodischen Reimschmucks mußte durch den Gehalt selbst bedingt werden. So aber macht es den Eindruck als wäre dem Dichter plötzlich der Athem ausgegangen, als wäre es nur eine Concession an seine eigene Bequemlichkeit, wenn er seinen Trochäen das Reimhalsband abnimmt, sodaß sie in der zweiten Hälfte des Gedichts oft ganz frei umherlaufen. Diese Zerrissenheit der Form wirkt wie immer auf den Inhalt zurück, der uns durchaus nicht in klarer Abgeschlossenheit entgegentritt. Es ist ein Ineinanderschachteln von Episoden, welche fortwährend das Interesse zersplittern, sodaß eine naive Wiedererzählung der Fabel erschwert wird. Der Kampf der Stämme unter sich vermischt sich bunt mit dem Kampf gegen den Erbfeind, die Charaktere Emir Hamsad, Ali Beg der Wolf von Lesghistan, der Derwisch Muhammed, welcher die ganze Sentenzenfracht der Dichtung auf seinen Schultern trägt, der Prophet Schamyl und Ada selbst sind mehr poetische Photographien als feste epische Gestalten von Fleisch und Bein. Mit einem Wort, man merkt es der Fabel und der Erzählung an daß sie nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern nur um der dichterischen Verherrlichung des Kaukasus und seiner Volkssitten zur Unterlage zu dienen. Hier müssen wir den gerügten Mängeln der Composition gegenüber die Glanzpunkte der Dichtung suchen, wo Bodenstedt's Talent wie eine unterdrückte Flamme durch das ganze aufgeschichtete dürre Reisig der Novelle in die Höhe prasselt. Seine Vorzüge bestehen theils in einem Reiz der Schilderung, die mit mehr lyrischer Grazie als epischer Behaglichkeit farbenreich und ansprechend uns Gegenden und Gestalten vorführt, theils in jener im heitern und frischen orientalischen Geist gedichteten Fülle der Reflexionen, die sich wie ein rother Faden durch das ganze Werk ziehen; Reflexionen welche die höchsten Interessen des Lebens, die Liebe, den Glauben, das Vaterland, die Freiheit in ebenso gesunder wie naiver Weise aussprechen. In diesen Reflexionen à la Mirza-Schaffy, die aus allen Spalten der Dichtung hervorgucken, ist die Quintessenz des kaukasischen Volkslebens geistig erfaßt, während uns aus den Darstellungen der Kämpfe, der Feste, der Hochzeiten und Begräbnisse u. s. w. die buntbewegte Aeußerlichkeit dieses Lebens klar entgegentritt. Die „Ada" ist ein neuer poetischer Bilderbogen aus dem Kaukasus, aber sie ist kein künstlerisches Gemälde, in welchem harmonisch Alles um einen Mittelpunkt geordnet, mit weiser Oekonomie Licht und Schatten vertheilt ist und die bewegende Seele des Ganzen alle Theile mit gleicher Nothwendigkeit durchdringt. Jedes Bild einzeln betrachtet ist vortrefflich: das Buch verdient zahlreiche Leser und wird sie finden, da das Interesse an jener großartigen Natur und ihren kräftigen Bewohnern in Deutschland lebendiger ist als je; aber die strenge Kritik muß bedauern daß Bodenstedt trotz aller Langathmigkeit wieder im Fragmentarischen steckengeblieben ist, und muß diese Schranke als eine Schranke seines Talents überhaupt erkennen.

Die dichterische Form im Einzelnen ist oft von einer gewinnenden Grazie, Leichtigkeit und Klarheit. Was Glanz der Schilderung, poetischen Fluß, glühendes Colorit betrifft, so steht Einzelnes in der „Ada" ohne Concurrenz in unserer neuen Poesie da. Wir führen den Bajaderentanz als Beispiel an:

Die alte Heldenkraft entwich,
Doch blieb das alte Spiel besteh'n,
Wo Bokus' Bajaderen sich
In wollustvollem Tanze dreh'n.

Das Tamburin springt von der Hand,
Schnellt klingend auf, fällt klingend nieder,
Hoch fliegt das luftige Gewand,
Leicht schwingen sich die vollen Glieder.

Und Jede tanzt für sich allein,
Und doch zugleich im Ringelreih'n.
Schwank biegt der Leib sich wie zum Gruß,
Wie luftgetragen schwebt der Fuß.

So tanzen Dshinnen ihren Tanz
Am Elborus bei Mondenglanz.
Da plötzlich alle Mädchen flieh'n,
Zu Boden fliegt das Tamburin,
Und auseinander stiebt der Kranz!

Entsetzen zuckt aus jeder Miene,
Sieh', eine Tänzerin als Biene
Gekleidet fliegt im Kreise um,
Das ist ein Schwirren, ein Gesumm'!

Es suchen alle Bajaderen
In Angst der Biene sich zu wehren,
Man wirft nach ihr, doch weicht sie nicht.
Hier fliegt ein Schleier vom Gesicht,
Dort fliegt die Hülle von der Brust,
Doch immerfort die Biene sticht
Und fliegt umher in kecker Lust.

Hald aus den Kleiderwellen steigen
Die Tanzenden im wilden Reigen....

In Jugendpracht
Die Reize blüh'n;
Die Lippe lacht,
Die Augen sprüh'n
In südlich blendendem Gefunkel.
Und weißer als der Schnee der Firne
Erglänzen Nacken, Hals und Stirne,
Umwogt von Locken, glanzvoll dunkel.
Der Körper zuckt in süßer Regung,
Wollust in jeglicher Bewegung....

Wol blendend strahlt im hellsten Licht,
Was sich in Spiel und Tanz entblößt,
Doch Hamsad lockt die Schönheit nicht,
Die schamlos Blick und Gürtel löst!

Was er erstrebt, was ihn erfüllt,
Erscheint ihm in ganz anderm Glanze
Als aller Reiz, der sich enthüllt
In Bokus' Bajaderentanze!

Ebenso vortrefflich gelingen Bodenstedt die lyrischen Ouverturen, wie z. B. die Introduction Schamyl's, an welcher Scenerie und Beleuchtung zusammenwirken, etwas Großartiges und Imposantes hat.

Der Tag geht zu Ende. Schon flimmern und blitzen
In rosigem Glanze der Berge Spitzen.
Es spannt sich ein breiter Feuersaum
Weit um den blauen Himmelsraum.

Ein Adler schwebt über Dargos Veste,
Senkt sein Gefieder,
Erhebt es wieder,
Fliegt vorwärts nach seinem Felsenneste.

Auf Dargo wogt es von bunten Schwärmen,
Und weit umher ist ein Drängen und Lärmen.
Die grünen Prophetenfahnen weh'n,
Umwandelt von Scharen markiger Reiter,
Die gekommen, Schamyl, den Propheten, zu seh'n.
Da sieht man stählerne Panzer blitzen,
Sieht rothbeschuhte stattliche Reiter
Wie eingeschmiedet zu Rosse sitzen.

Es geht ein Murmeln: Der Imam zeigt sich!
In tiefem Schweigen Alles verneigt sich
Die Arme gekreuzt; und vor ihm weitet
Der Kreis sich, wie er fürbaß schreitet,
In aller Naibs Geleite,
Die hinter ihm geh'n und zur Seite.
Sein Turban ist blau und weiß sein Gewand;
Den Koran hält seine linke Hand;
Mit der rechten ertheilt er den Segen,
Wie er wandelt auf seinen Wegen u. s. w.

„Die Karavane und der Ueberfall", „Die Wanderung durchs Gebirge", „Ada's Hochzeit" und andere Gesänge zeichnen sich ebenfalls durch glückliche poetische Darstellung aus. Was die Reflexionen betrifft, so haben sie alle den echt orientalischen Zuschnitt, und der Gedanke sitzt wie eine Perle in einer arabeskenreichen, vielverschlungenen Bildermuschel.

Euch schreckt des Feindes Heerzahl
Ob ihrer großen Mehrzahl,
Derweil wir Wenige sind,
O, ihr im Glauben blind!
Wie mögt ihr sehend werden,
Denn wer mag mit Euch rechten!
Ist nicht des Guten auf Erden
Stets weniger als des Schlechten?

Mehr Unkraut seht ihr sprossen
Als Rosen blüh'n im Thal,
Seht immer von edeln Rossen
Nur eine geringe Zahl,
Doch zahllos stets sind schlechte.
Und ist das Gold, das echte,
Nicht seltener als alle
Gemeineren Metalle?
Und sind wir höher nicht
Vor Gottes Angesicht
Als Rosen, Gold und Pferde
Und alle Schätze der Erde?

Trefflicher noch in dieser Beziehung ist folgende Stelle:

Wie der Erde Feueradern
Durch geheimnißvoll Getriebe
Auf geheimnißvollen Bahnen
Den entferntesten Vulkanen
Botschaft voneinander künden
Und zu gleicher Glut entzünden;
Also hat die junge Liebe
Ihr geheimnißvoll Getriebe,
Daß, was eine Brust entzündet,
Sich der andern Brust verkündet,
Ob in Freude, ob in Schmerz,
Ob getrennt durch Raum und Orte.
Wie das Auge, hat das Herz
Seine Sprache ohne Worte.
Weh' ihm, der sie nicht versteht,
Dem das Menschliche entgeht,
Das vom Thier uns unterscheidet.

Hin und wieder erinnert der Sentenzenreichthum freilich an des seligen Sancho Pansa aufgestapelte Sprüchwörter, und er wird jongleurartig ellenweise aus dem Munde gezogen, wie z. B. in folgender Stelle:

Schwer wol in der Einsamkeit
Drückt auf Hamsad jetzt die Zeit;
Denn wie Wasser nicht im Siebe,
Bleibt Geduld nicht bei der Liebe.

Aber wo sich solcher Art
Ungeduld und Liebe paart,
Ist die Hoffnung stets im Bunde,
Zeigt den Lohn für Qual und Mühe.

Stets zu spät kommt gute Kunde,
Schlechte Kunde stets zu frühe.
Doch wer hofft, bleibt frohen Muthes,
Denn die Hoffnung zeigt nur Gutes.

„Die Stufen der Erkenntniß" enthalten neben einzelnen sententiösen Perlen auch viel Breites und Doctrinaires. Bodenstedt hat mit seiner „Ada" den poetischen Illustrationen des Kaukasus eine der reichhaltigsten und glänzendsten hinzugefügt, ob sie als Ganzes, als epische Dichtung indeß im Tempel der Poesie „eine bleibende Stätte finden wird", wie die Vorrede zu verheißen scheint, das ruht, um mit dem alten Homer zu sprechen, im Schoose der Götter.

Nr. 2. „Die Lieder des Mirza-Schaffy", den Lesern d. Bl. bereits bekannt (vergl. Nr. 27 d. Bl. f. 1852), sind jetzt in einer neuen eleganten Auflage erschienen. Der Anhang ist unbedeutend und enthält einige graziöse Variationen über dasselbe Thema des klugen Lebensgenusses, das uns in den verschiedenfüßigsten Ghaselen jetzt hinlänglich vorgepredigt worden ist.

Nr. 3. Wie Bodenstedt in den Orient, so wandert Jegór von Sivers nach dem tropischen Centralamerika, um dort Blumen zu pflücken, die in unsern gewöhnlichen poetischen Herbarien nicht zu finden sind. „Palmen und Birken" sind ebenfalls in einer zweiten Auflage erschienen, ein Beweis dafür daß unser Lesepublicum sich aus der vaterländischen Lüneburger Haide unserer Gemüthslyrik nach den erotischen Savannen sehnt und jedem

poetischen Wegweiser in die Ferne willig folgt. Der Titel „Palmen und Birken" verheißt eine Poesie der Contraste, die natürlich über das blos landschaftliche Element hinausgeht und das durch die äußere Natur bestimmte Gemüthsleben in wechselnden Bildern darstellt. Dennoch ist die landschaftliche Malerei vorherrschend, und ihr gehören die glücklichsten Dichtungen des begabten Autors an. Er ist ein Jünger der ältern Freiligrath'schen Schule, deren großes Verdienst darin bestand, den Horizont unserer Lyrik zu erweitern, sie von der Kleinstädterei und Dachstubenidylle zu erlösen, ihr eine Weltperspective und einen kosmopolitischen Pulsschlag zu geben. Der junge livländische Dichter gehört dem deutschen Vaterland nur in der Arndt'schen Bedeutung des Worts an, eine Bedeutung die er gleich im ersten Gedicht zu erweitern trachtet:

Und was am eig'nen Herde
Der Deutsche nimmer fand,
Baut nun die ganze Erde,
Ein deutsches Heimatland.

Mit dieser großartigen Ouverture beginnt der poetische Orbis pictus des Dichters, der seine Weltanschauung an jene alten samothrakischen Urklänge orpheischer Weisheit anlehnt, wenn er in seinem Gedicht „An den Schachspieler Kieseritzky in Paris" die Menschen mit den Schachfiguren vergleicht:

Nothwendigkeit, so heißt der starke Lenker;
Der Sieg ist sein, und wär' er noch so sauer,
Denn sein Vollstrecker ist der tiefe Denker.

Die Gedichte „Unter den Tropen" scheinen uns die werthvollsten Gaben des Werks zu sein, denn wenn sie auch nicht an die Freiligrath'sche Klarheit der Schilderung heranreichen und sich von den Gedichten dieses Autors dadurch wesentlich unterscheiden daß sie die Objectivität der Darstellung durch einen lyrischen Chorus subjectiver Empfindungen unterbrechen, so enthalten sie doch einen Schatz glücklicher Anschauungen, keck hingeworfener farbenreicher Bilder und eine wohlthuende, gleichmäßige Wärme des Gefühls, in welcher diese poetische Blumenwelt behaglich gedeiht. Wir haben als das Charakteristische dieser Dichtungen bereits erwähnt daß die landschaftliche Scenerie selten um ihrer selbst willen da ist, daß aus all dieser bunten Tropenvegetation am Schluß eine einfache Gefühlsblume emporschießt. Sivers macht die Stimmung, die Empfindung zur Pointe der Schilderung, und wenn er damit auch den strengen Typus der beschreibenden Poesie verwischt, so erhebt er doch wieder dadurch seine Dichtung über die engen Schranken der letztern hinaus in das Gebiet der höhern Lyrik. Auch macht er sich keiner gesuchten Pointenhascherei schuldig, sondern man fühlt es mit dem Dichter: diese Landschaft, diese Naturscene muß aus den Saiten der Seele solche und keine andern Accorde locken. Gerade hierin erkennen wir die Macht des Selbsterlebten. Freiligrath entrollte seinen poetischen Kosmos vom Contortische aus; seine Phantasie war durch Lecture mit exotischen Bildern geschwängert und sein Talent gab sie in der glücklichsten poetischen Form wieder. Sein Gemüth war aber bei dieser Reproduction wenig berührt; sie gab deshalb bestimmte Gestalten, bunte Farben, fertige Bilder ohne alle subjective Zuthat. Sivers war selbst in Centralamerika; die ihn umgebende große Natur, die er sich nicht erst poetisch zu schaffen brauchte, rief deshalb in seinem Gemüth Empfindungen wach, reflectirte sich gleichsam nach innen. So schildert er eine Nacht auf dem Karaibenmeer; aber er unterhält sich mit dem Mond und den Sternen von der fernen Heimat. Er sieht unter den Korossopalmen, unter den vom Arocadostamme herabwehenden Orchideen in der tropischen Wildniß, die er mit glühenden Farben schildert, einen dürren Baum:

Od' und ewig lautlos raget
Nun der Stamm, der zweigberaubte,
Und der Zahn des Wurmes naget
Schon das Holz, das kaum entlaubte.

Die Liane, welche munter
Einst den grünen Baum umwunden,
Hängt vom dürren Ast herunter,
Und ich sinne künft'ger Stunden.

Sei du mir ein Götterbote,
Ernster Mahner, den ich ehre,
Nimmer bist du mir der Todte,
Denn dir dank' ich weise Lehre!

Ja, ich traue deiner Kunde,
Will dem Augenblicke schwören,
Dem Genusse dieser Stunde,
Ganz der Freude nur gehören.

Hier durchbricht die Reflexion die Schilderung, wie an andern Stellen die Empfindung. Ganz in der Situation bleibt das Gedicht „Der Pflanzer", dessen Schlußpointe nicht der Empfindungswelt des Dichters, sondern dem objectiven Leben selbst angehört. Wir theilen es daher als Probe Sivers'scher Dichtweise ganz mit.

Durch den dunkeln Urwald schallen
Scharfe Beile, Schlag um Schlag,
Wo die Riesenstämme fallen,
Stürmt hinein der junge Tag.

Die erschrock'nen Sänger schweigen
Und es flieht der Jaguar.
Krächzend eilt in hast'gem Reigen
Dort die Papageienschar.

Seht, schon prasseln rothe Feuer
Jenen dürren Stamm empor,
Solche Blütenungeheuer
Sah die Wildniß nie zuvor.

Schon ergreift die Glut die Aeste.
Weh', schon ist die Flamme da,
Um die Brut im Hangeneste
Klagt der Oropendula.

Nach und nach aus finsterm Walde
Steigt die Lichtung berghinauf,
In der Asche sprossen balde
Maïs und Bananen auf.

Braune Indianer streuen
Hier des Kaffee rothe Frucht,
Und Cacao, mich zu freuen,
Keimet dort in feuchter Schlucht.

Hoch aus schwarzgebrannter Erde
Sproßt empor der Indigo.
Bei der Kuf am Quelle werde
Bald der reichen Erde froh.

Dort im Waldesschatten ranke
Die Vanille sich hinan,
Und der Rebenstock, der schlanke,
Klimme seine steile Bahn.

Nun auf diesem Gipfel baue
Ich die Palmenhütte mir,
Durch die Wipfel weht die laue,
Freie Meeresbrise hier.

Mit geblähtem Segel steuert
Jenes Schiff in unsern Port.
Hißt die Flagge! Grüße feuert
Die Kanone von dem Bord!

Und ich schaue durch die Weiten
Ueber Bäum' und Berg hinaus,
Wo sich Meer und Himmel breiten,
Und dann blick' ich in mein Haus.

Blick', ein stolzer Herrscher, nieder
Auf mein selbstgeschaff'nes Reich.
Tönet, jubelt, Vogellieder!
Jub'le, Seele, jenen gleich!

Jeder Baum steht hier in Blüte,
Rauschet, duftet immerhin!
Ich nur trau're im Gemüthe,
König ohne Königin!

Das „Hineinstürmen" des „jungen Tags" gehört zu den glücklichsten poetischen Bildern, denn es vereint Prägnanz, Kraft und lebensvolle Anschaulichkeit. Dagegen erinnern „balde", „mich zu freuen" u. s. w. nicht an die Freiligrath'sche Correctheit und Gewandtheit, sondern verrathen eine sprachliche Ungelenkheit, die sich in Sivers' Dichtungen nicht allzu selten offenbart. Der tropischen Farbenpracht und Naturüppigkeit stellt der Dichter mit Glück in vielen Gedichten die sterile Winterpoesie seiner Heimat gegenüber. Der Norden weist den Menschen in sein Inneres zurück, deshalb überwuchert in diesen nordischen Blättern die Reflexion die Schilderung, obgleich die Schneelandschaft, „die stumme Winterwüstenei, das kalte todtenbleiche Eisgefilde", zu welchem der Frost die Ostsee umzaubert, der von Schneeflocken umwirbelte Tannenwald mit großer Treue dargestellt sind. Diese nordische Poesie trägt nicht wie die südliche den Charakter des Genusses und der Befriedigung, sondern den der Sehnsucht und der Melancholie. Die esthnischen Volkssagen in ihren naiven und culturhistorisch interessanten Weisen sind eine Bereicherung des Literaturgebiets, das Herder mit seinen „Stimmen der Völker" zuerst in Deutschland urbar gemacht. Dagegen ist der Romanzencyklus „Nonnenwerth und Rolandseck" ohne originelle Kraft, und die Erinnerung an Schiller's „Ritter Toggenburg", in welchem die Einfachheit und Innigkeit des Romanzentons bei aller Kürze so glücklich getroffen ist, kann dem Sivers'schen Cyklus nicht zum Vortheil dienen. Auch die lyrischen Vorstudien, welche der vulgärsten und in allen Winkeln wachsenden Liebesflora angehören, gereichen den „Palmen und Birken" nicht zur Zierde.

Nr. 4. Der Hafissänger Daumer hat drei Bände „Frauenbilder und Huldigungen" erscheinen lassen, die bei oberflächlichem Anblick an Oettinger's „Buch der Liebe" und ähnliche Toilettengeschenke erinnern, aber offenbar die Absicht haben, der Boudoirpoesie einen höhern Gehalt zu vindiciren. Diese drei Bändchen enthalten eine poetische Bildergalerie von Frauen, welche den ganzen Kalender plündert. Käthchen, Alma, Fanchon, Rosa, Elmire, Heliodora, Adele, Stella, Marie, Veronika, Agnes, Regina, Liane, Bella, Malwine, Miranda u. A. sind die Heldinnen dieser Gedichte, in denen sich die Liebe prismatisch bricht. Die Liebe ist überall, gegenüber hypersentimentaler oder cynischer Verirrung, die gesunde, geistig-sinnliche, und hierin sowie in der gesunden, von Bilderballast und Bilderbombast und Verschnörkelung freien Form möchten wir den Hauptvorzug dieses Liebesalbums finden. Dagegen scheint uns die prismatische Vielseitigkeit zu willkürlich, zu kaleidoskopisch, es fehlen die charakteristischen Schlagschatten. Der Lyriker mußte seine Frauengestalten durchgängig mehr individualisiren, und wenn wir auch von der Foderung dramatischer Klarheit und Bestimmtheit absehen, so müssen wir doch wenigstens mit jedem Namen ein bestimmtes Bild verknüpfen können; kurz, die lyrische Unterschrift muß bezeichnender für das Portrait sein als es hier meistens der Fall ist. Heine's Salonportraits sind zwar nicht viel mehr als überzuckerte Bordellpoesie; dennoch mit welcher plastischen Wahrheit treten uns hier gleich die Gestalten entgegen; und aus den zwei ersten Versen:

Diese stolzen Gliedermassen
Kolossaler Weiblichkeit

baut sich uns gleich der ganze Tempel der Göttin auf, und aus dem Tempel erkennen wir ihren Cultus. Die Form des Daumer'schen Frauenalbums ist offenbar geeignet eine geistvolle poetische Anatomie der Liebe zur Darstellung zu bringen; eine Aufgabe die in unserer Literatur trotz des Oettinger'schen lyrischen Kleisters, der Heine'schen grotesken Skizzen und dieser Daumer'schen Portraits noch immer nicht gelöst ist. Mit einer bestimmten Frauengestalt müßte zugleich ein bestimmter Cultus der Liebe, der diesem Portrait angemessen wäre, poetisch dargestellt werden. Die cynische, die frivole, die sentimentale, die skeptische, die naive, die heroische Liebe würden der ernsten und heitern Muse einen reichen Schatz erschließen; eine solche Gemäldegalerie wäre nach einem geistigen Princip geordnet. Die Daumer'sche Muse strebt hin und wieder solche charakteristische Bestimmtheit an; aber im Grunde kommt es ihr auf etwas Anderes an. Das Daumer'sche Werk ist ein etwas weitschweifiger, aber ernstgemeinter Protest gegen die falsche Sittlichkeit, gegen unfreie und unwahre Pruderie, gegen die dualistische Trennung des Menschen in Leib und Seele, deren höhere Einheit gerade in der Liebe ihre schöpferischen Triumphe feiert. Darum wendet sich die Daumer'sche Muse mit gleichem Ernst gegen die Aufgeblasenheit der Formheiligen und Geisterbanner wie gegen die Liederlichkeit und Frivolität, welche mit Dem was schon die Natur geheiligt ein leichtfertiges Spiel treibt. Zu leugnen ist indessen nicht daß das aphoristische und fragmentarische Element vorwiegt, was bei Daumer nicht auffallen darf, da er in seiner „Religion des neuen Weltalters" sogar ein neues Glaubenssystem aus Aphorismen aufzubauen strebte. Das erste und zweite Bändchen enthalten viel Triviales neben Einzelnem, was durch Klarheit, Schwung und Fluß, Hafisische Grazie und überzeugende lyrische Beredtsamkeit sich auszeichnet. Das Schenkenkäthchen, Alma, Fanchon und einige andere sind nur lyrische Porzellanmalereien; dagegen wird in Rosa uns bedeutender ein frisches, adelheiteres Kind des Lenzes vorgeführt, während Daumer's Muse bei der Verherrlichung Adelens einen mehr tragischen und pathetischen Anlauf nimmt. Einzelne dieser Dichtungen haben einen melodischen Fall, der zur musikalischen Composition herausfodert, z. B.:

Lache, lache, liebes Herz,
Treibe deinen holden Scherz,
Sonnenheiter, wie du pflegst,
Lächle selbst durch deinen Schmerz!
Düsterte dein Angesicht
Schienen auch die Sterne nicht,
Hüllte sich in dumpfe Pein
Deiner Seele lichter Schein,
In die alte Nacht zurück
Stürzte Leben, Welt und Sein.

Andere athmen ein reizendes Liebesgetändel, das sich auch in glücklicher Form wiederspiegelt.

Eine Schar von Amoretten,
Allerliebsten, kleinen, netten,
Lustigen Geschwärms erscheinen
Seh' ich in des Lockenhaares
Goldenem Geringel dir.
Wie die holden Jungen gaukeln,
Wie sie schwingen, wie sie schaukeln;
Wie sie Seiltänzkünste wissen
Auszuführen allerniedlichst
An so prächt'ger Seile Zier!
Wie sie klimmen, wie sie klettern,
Wie sie schlüpfen durch die Ritzen
Und mit losen Augen blitzen
Hier und dort und dort und hier.
Nun jedoch mit einem male
Flattern sie, wie rasche Vögel
Vom Gezweige niederrauschen,
All' von ihren gold'nen Aesten
Flattern, ach wohin? In meine
Brust hinein, wo sie zu Hause,
Wo sie ihre stille Klause,
Ihr geheimes Nestchen haben,
Wo hinein ein neues Ei legt,

Es mit einem neuen kleinen
Zarten, aber unruhvollen
Schalke dieser Art bevölkernd,
Jede neue Lächelwonne,
Jeder neue Blick von dir.

Diese heitere Amorettenspielerei artet in andern Gedichten, wie in denen an Stella, oft in eine etwas kindische Gurlihaftigkeit aus. Die Gedichte an Liane wenden sich mit heftiger Polemik gegen die frömmelnde Scheinheiligkeit, während die Macht der Weiblichkeit dithyrambisch verherrlicht wird.

Das Weib, es ist der Blütenduft des Seins,
Ist das Arom, das himmlisch-wundervoll
Die irdische, gemeine Welt durchwürzt.
O komm' und sei ganz Weib!
O hülle mich ganz in deinen mystischen,
In deinen magischen Violenduft;
Betäube mir damit die wache Seele.
Mach' Alles um mich her
Zu Traum und Zauber und erfülle mich
Mit mehr als menschlicher Seligkeit Gefühl.

Das dritte Bändchen enthält die werthvollsten poetischen Gaben, an denen besonders die stets graziöse, nie schwerfällige Form hervorzuheben ist. Daß die Form vom Dichter commandirt werde, ist eine Anfoderung die man in der heutigen Zeit mehr noch als in jeder andern machen darf, da die technische Virtuosität sich an so vielen großen Mustern heranschulen darf und sprachliche Gewandtheit bereits ein Gemeingut der Bildung geworden ist. Dennoch begegnen uns so viele Dichtungen, die bei großen Prätensionen nicht einmal diesen einfachsten Ansprüchen genügen. Daumer's Form hat einen classischen Anhauch und beobachtet vorallem stets das Maß. Die nach Rubini gedichteten Sonette an Miranda zeigen nirgend gewaltsame syntaktische Verrenkungen und Inversionen, lassen nirgend den gleichmäßigen melodischen Fluß ins Stocken gerathen oder die Wiederholungen und Verschlingungen der Reime als einen tyrannischen Zwang erscheinen, dem sich die Sprache widerwillig beugen muß. Man merkt es diesen Sonetten an daß die poetische Form den Dichter nicht hemmt, sondern trägt. Nur der häufige Gebrauch der Fremdwörter, angeschirrt im Viergespann der Sonettenreime, und einzelne prosane Wendungen, wie der „Strick ew'ger Reize", ein Bild bei dem es einem grün und gelb vor den Augen wird, verdienen Tadel.

Getrennt von dir auf lange, lange Tage,
Fern deinem Munde, deiner Brust zu sein,
Ach, wie ertrag' ich diese grimme Pein?
Ach, wie beschwicht' ich diese bitt're Klage?

Soeben noch in Edens Rosenhage,
Berauscht von deiner Liebe Feuerwein,
Nun plötzlich einsam wieder und allein,
Die Welt verkehrt zu einem Sarkophage!

Das Eine, was gelinde Täuschung beut,
Ist, daß ich weiß, du denkest, hold erglüht,
Auch in der Ferne meiner ohne Wanken.

Wie sehr dich auch die bunte Welt zerstreut,
Es heget mich dein göttliches Gemüth
Im Heiligthume seiner Huldgedanken.

Noch gelungener als in diesen „Sonetten" ist die Form in der zweiten Abtheilung, deren geistiger Gehalt auch von hervorragender Bedeutung ist und die Quintessenz der Daumer'schen Weltanschauung ausprägt. Neben so musikalischen Liedern wie das zehnte:

In meiner Nächte Sehnen
So tief allein,
Mit tausend, tausend Thränen
Gedenk' ich dein.

oder das funfzehnte:

Auf meinem Lager
Voll kranker Pein
Denk' ich nur ewig
Und ewig dein.
O lichtes Leben,
O schöner Stern!
Du bist so nahe,
Und doch so fern,
Nah mit der Seele,
Fern mit dem Leib,
Mir fremd vor Menschen,
Vor Gott mein Weib u. s. w.

finden sich auch glückliche Epigramme wie das achtzehnte mit der Pointe:

Was hält die Welt für ein Gericht!
Der Haß ist frei, die Liebe nicht.

oder glockenhelle, Goethisch hingehauchte, in der Form classische Gedichte, wie das folgende:

Du irrst, o Lieb'! Nicht Alles endet,
Nicht jede Seelenglut verglüht;
Nicht nur für einen Tag gespendet
Ist jede Wonne die uns blüht.
Denn ihren Reiz hat auch die Treue,
Hat einen ew'gen Reiz bei dir.
Du bist mir ja das ewig Neue,
Das ewig Schöne bist du mir.
Laß Alles um uns her veralten,
Laß diese ganze Welt vergeh'n!
Was mit so göttlichen Gewalten
Die Brust erfüllt, es wird besteh'n.

und das fünfunddreißigste, das an Glut der Empfindung wenig Rivalen hat:

An Wandel und Wechsel, o glaube nicht!
Dein Bangen, es ist verschwendet.
Du bist ja, ich weiß es, aus höchstem Licht
Zu meinem Troste gesendet.

Du bist ja, ich fühl' es, so gut, so rein,
Wie Nichts auf irdischen Auen,
Ich kann nur athmen, um dein zu sein,
Ich kann nur lieben und trauen.

Und fänd' ich es anders, und wär's ein Trug,
Dem ich die Seele verschrieben,
Auch dann noch wirkte der mag'sche Zug;
Ich würde trauern und lieben.

Und wärst du entstiegen dem Höllengrund
Und erschienen zu meinem Verderben,
Ich würde hangen an deinem Mund;
Ich würde lieben und sterben.

Dem aphoristischen Charakter des Ganzen gemäß finden wir nach diesen Originalgedichten noch einen etwas bunten Anhang: Gedichte weiblichen Ursprungs, ob von Daumer selbst oder einer modernen Sappho, wollen wir dahingestellt sein lassen; doch scheinen einzelne Wendungen mehr auf das letztere hinzudeuten. Dann schleudert Daumer in einem Prosaaufsatz „Nebukadnezar II., oder Heinrich Heine in seiner neuesten Gestalt" dem kranken Dichter den Fehdehandschuh hin, weil er ihn zu den „gottlosen Selbstgöttern" gezählt. Die Abfertigung Heine's ist etwas grob und witzlos und viel zu tendenziös erbittert gegen einen Humoristen, dem es so wenig mit einer theologischen Bekehrung Ernst ist. Dazu ist Heine viel zu sehr Romantiker, viel zu sehr im Cultus genialer Selbstironie befangen, und die humoristische Art und Weise mit welcher er seine Rückkehr zum Glauben an einen persönlichen Gott als einen erhabenen Act seiner eigenen, souverainen Willkür darstellt, zeigt am deutlichsten daß von diesem etwas verfrühten Heine'schen Testament der alte juristische Grundsatz gilt: Testatoris voluntas revocabilis est usque ad vitae extremum exitum.

Rudolf Gottschall.

Ludwig XVII.

Louis XVII, sa vie, son agonie, sa mort, captivité de la famille royale au Temple, ouvrage enrichi d'autographes, de portraits et de plans, par *A. de Beauchesne*. Zwei Bände. Paris 1853.

Als in der berüchtigten Nacht vom 5. zum 6. October sich die pariser Volksmasse um das Schloss von Versailles lagerte, hörte man den Ruf: „Man wird nur den Dauphin schonen." Tags darauf wurde die königliche Familie zwar nicht ermordet, aber „erobert" und in Triumph in die Stadt gebracht. Auf dem Quai vor der Terrasse der Tuilerien stand damals ein junger Mann, wie Beauchesne erzählt, welcher bei jenem unwürdigen Triumphzuge empört ausrief: „Wie! Hat denn der König keine Kanonen, um diese Canaille wegzufegen?" Dieser junge Mann war Napoleon Bonaparte. Er gab bei diesen Worten seinem Kameraden in der Militairschule, de Bourienne, den Arm und dieser hat dem Verfasser die Anekdote wieder erzählt.

Das Unglück des Dauphin, dessen zuerst in jener Nacht gedacht worden war, nahm bei der unglücklichen Reise nach Varennes seinen Anfang; der Dauphin tritt in dem Buche Beauchesne's auch erst bei Gelegenheit derselben mehr in den Vordergrund. Der Paß den die königliche Familie hatte lautete auf den Namen einer Baronin von Korff, welche mit zwei Kindern, einer Kammerfrau, einem Kammerdiener und drei Bedienten nach Frankfurt ging. Um die Täuschung zu vollenden, wurde der Dauphin als kleines Mädchen verkleidet; er ward um 11 Uhr des Abends geweckt und fiel vor Schlaf bald um; seine Schwester, von der der Verfasser die Details mitgetheilt erhalten hat, fragte ihn, was man wol vorhabe, und er entgegnete: „Ich glaube, man will Komödie spielen, weil wir verkleidet werden."

Der unglückliche Ausgang des Fluchtversuchs, an dem der König selbst Schuld war, ist bekannt. Die königliche Familie ward angehalten und ein Decret der Nationalversammlung zerstörte jede Hoffnung. „Man befragte den Prinzen über die Abfahrt aus den Tuilerien, worauf das schlaftrunkene Kind kaum antwortete und in den Augen seiner Mutter die Erklärung für Das suchte was um ihn vorging. «O Karl», sagte seine Schwester leise zu ihm, «du hast dich getäuscht, das ist keine Komödie!» — «Das sehe ich schon lange», antwortete ihr der Dauphin in demselben Tone."

Bei der Rückfahrt stiegen Pétion, Barnave und Latour-Maubourg als Commissaire der Nationalversammlung mit in den königlichen Wagen. Pétion stieg indeß bald wieder mit den groben Worten aus: „Ich bin wie die Nation, ich muß frei sein." Anders benahm sich dagegen Barnave; er antwortete dem Könige ehrerbietig und dieser sowol als die Königin waren gerührt über sein loyales Benehmen. Als die Unterhaltung einmal stockte, nahm er den Dauphin auf seine Knie und behielt ihn eine Zeit lang. Die lebendigen und geistreichen Antworten des Kindes frappirten ihn häufig. Der Verfasser knüpft hieran eine Bemerkung über Barnave's Charakter und spricht die Ansicht aus, daß wenn Barnave Ludwig XVI. und Marie Antoinette nicht so nahe kennen gelernt hätte, er in der Revolution wol eine ganz andere Rolle gespielt haben werde; die persönliche Berührung mit den Bourbons habe ihn zum Royalisten gemacht.

Als die königliche Berline in Paris einfuhr, wurde sie mit einem allgemeinen Stillschweigen empfangen. Schon am Morgen hatte man Placate angeklebt: „Wer dem König applaudirt, wird geprügelt, wer ihn beleidigt, wird gehangen!" Als die Königin sah, wie ihre Kinder in dem Wagen schwitzten, besonders der Dauphin kaum athmen konnte, rief sie den Nationalgardisten zu: „Sehen Sie, meine Herren, in welchem Zustande meine armen Kinder sich befinden; sie ersticken!" Als Antwort riefen ihr einige Stimmen hinter den Nationalgarden halblaut zu: „Wir werden dich bald anders ersticken!" In den Tuilerien waren Aller Häupter bedeckt; ein einziger Mann, Guilhermy, Mitglied der Nationalversammlung, verbeugte sich mit den Zeichen tiefster Ehrfurcht und mit dem Hut in der Hand. Man rief ihm zu, seinen Hut aufzusetzen, er warf ihn jedoch mitten unter die Menge und blieb mit entblößtem Haupte ruhigen Gesichts stehen.

Diesen düstern Tagen folgten die unbewölkten, heitern, an welchen der König durch Annahme der Constitution die Gutgesinnten entwaffnete. Allein diese Ruhe dauerte nicht lange. Der 20. Juni und der 10. August stürzten den Thron um. Als die königliche Familie in den Temple abgeführt wurde, hielt der Wagen etwas auf dem Vendômeplatze an, damit Ludwig XVI. die von ihrem Piedestal herabgestürzte Reiterstatue Ludwig's des Großen sehen und das Geschrei des Pöbels hören konnte: „So behandelt man Tyrannen!" Der Dauphin sagte: „Wie sie boshaft sind!" — „Nein, mein Sohn," antwortete der König, „sie sind nicht boshaft, aber irregeleitet."

Man fragt sich hier, woher der Verfasser diese flüchtigen Worte, diese interessanten Details erlangt hat. Er verdankt sie seinen unermüdlichen Nachforschungen; geheime Portefeuilles, Gerichtszimmer, Verwaltungsarchive, vertraute Correspondenzen, Familienpapiere haben ihm gedient; die höchsten Personen haben ihm lange Zeit vertrauliche Mittheilungen gemacht; mit unermüdetem Eifer hat er jede Quelle erschöpft.

Der Dauphin war damals sieben und ein halbes Jahr alt, lebhaft und zugleich sinnig-ernst; trotz seiner Jugend verlangte er nie nach seinem Spielzeug und seinen Spaziergängen von ehedem. Die Namen von Versailles und den Tuilerien kamen nie über seine Lippen. Er schien die alte Herrlichkeit nicht zu vermissen.

Nach allem Schimpf den man dem König angethan konnte man ihm nur noch das Leben nehmen. Beauchesne erzählt hier einen seltsamen Vorfall. Als Ludwig XVI. unten an dem Schaffot stand, wollte er bekanntlich sprechen; allein das Gedröhn von Trommelwirbeln übertönte seine Stimme. Der König rief bei diesem Lärm die Worte: „Welcher Verrath! Ich bin verloren!" Welchen Sinn haben diese geheimnißvollen Worte? Erwartete er seine Rettung von gewissen Versprechungen? Konnte er annehmen daß man ihn verurtheilen werde, um ihn zu begnadigen? Hoffte er auf Mitleiden?

Am 21. Januar war Marie Antoinette Witwe geworden, nachdem sie bereits seit langer Zeit aufgehört hatte Königin zu sein. Die Detonationen der Gewehre und das Freudengeschrei des Pöbels hatten ihr ihr Unglück angezeigt. Der Dauphin beschäftigte sich seit dem Morgen mit seiner Mutter; er küßte ihr die Hände und benetzte sie mit seinen Thränen; er versuchte sie mit Liebkosungen und durch Worte zu trösten. Die Königin hatte Trauerkleider verlangt und man brachte ihr eine Anzahl am 27. Januar in den Temple. Als sie Madame und den Dauphin zum ersten male schwarz gekleidet sah, sagte sie zu ihnen: „Meine armen Kinder, für Euch ist das auf lange Zeit, für mich ist es für immer."

Es waren damals noch viele Fluchtversuche im Werke; allein Die welche das Complot bildeten konnten nur die Königin allein retten; diese entschloß sich jedoch nie dazu, sich von ihren Kindern zu trennen. Dafür trennte man sie vom Dauphin. Vergeblich hielt die Königin den Commissairen der Gemeinde vor daß er noch so jung sei, daß er ihre Sorgfalt noch so sehr brauche. Sie mußte der Gewalt weichen. Sie raffte ihre ganze Kraft zusammen, setzte sich auf einen Stuhl, nahm ihren Sohn, legte ihre beiden Hände auf seine kleinen Schultern und sprach ruhig, unbeweglich, mit gefaßtem Herzen ernst und feierlich zu ihm folgende Worte: „Mein Sohn, wir werden uns trennen. Erinnere dich deiner Pflichten, wenn ich nicht mehr bei dir bin, um sie dir ins Gedächtniß zu rufen. Vergiß nie den guten Gott, der uns prüft, noch deine Mutter, die dich liebt. Sei weise, geduldig, ehrenhaft und dein Vater

wird dich von der Höhe des Himmels herab segnen." Als sie dies gesprochen, küßte sie ihn auf die Stirn und übergab ihn den Kerkermeistern. Das arme Kind stürzte auf seine Mutter zu, umfaßte ihre Knie und hielt sich mit allen Kräften an ihrem Kleide fest. „Mein Sohn", sprach sie, „wir müssen gehorchen, wir müssen." — „Seien Sie außer Sorgen", sagte einer der Commissaire, „die Nation, immer groß und immer edelmüthig, wird für seine Erziehung sorgen."

Der Schuhmacher Simon, der Bewunderer Marat's, der Schützling Robespierre's, das Mitglied des Gemeinderaths, war der neue Lehrer des Dauphin. Der junge Prinz sagte mit jenem so lebhaften und offenen Gerechtigkeitsgefühle der Kindheit zu den Commissairen: „Zeigt mir das Gesetz welches Euch befiehlt, mich von meiner Mutter zu trennen und mich ins Gefängniß zu bringen." Die Commissaire wußten Nichts zu entgegnen, als Simon ihnen zu Hülfe kam. Er erwiderte dem Knaben: „Schweige, Capet, du bist ein bloßer Raisonneur." Ein anderes mal, als der Prinz gegen seine Wächter dieselben Reclamationen vorbrachte, sagte Simon: „Dem Wölfchen läßt sich schwer der Maulkorb anlegen; er möchte das Gesetz kennen wie Ihr; er fragt Euch immer nach Gründen, als ob die für ihn da wären! Vorwärts, Capet, sei ruhig, oder ich werde den Bürgern zeigen, wie ich dich bearbeite, wenn du nicht demüthig bist!"

In einem Augenblick der Freigebigkeit oder der Berechnung gab Simon ihm eine Maultrommel und sagte dabei: „Deine Wölfin von Mutter und deine Hündin von Tante spielen das Klavier; du mußt sie auf der Maultrommel begleiten; das wird eine prächtige Musik geben!" Das arme Kind weigerte sich indeß die Maultrommel anzunehmen und dieser Act der Rebellion kostete ihm die ersten Schläge. „Ihr könnt mich strafen, wenn ich gefehlt habe," rief der Knabe, „aber Ihr dürft mich nicht schlagen, hört Ihr? Ihr seid stärker als ich!" „Ich bin hier, um dir zu befehlen, Thier!" erhielt er zur Antwort.

Simon und seine würdigen Freunde gefielen sich förmlich darin, den Dauphin an seinen empfindlichsten Stellen zu verletzen. Bald schickte ihm Chaumette eine kleine Guillotine zum Spielzeug, die ein mitleidiger Commissair ins Feuer warf, bald nannte man ihn in seiner Gegenwart den Sohn „Ludwig's des Abgekürzten" (Louis le raccourci). Eines Tags ließ Simon seinen Zorn über eine Niederlage der Republikaner an dem Körper des Prinzen aus, der vergeblich rief: „Ich bin ja nicht Schuld daran." Ein ander mal schnitt man ihm sein prächtiges Haupthaar ab oder man machte das arme Kind mit schlechtem Weine trunken und setzte ihm dann wider seinen Willen eine rothe Mütze auf den Kopf, sodaß Simon, stolz auf seinen Sieg, ausrief: „Endlich, Capet, endlich bist du Jakobiner!" Die republikanische Roheit ging noch weiter. Eines Tags nahm der grausame Lehrer ein Fußbad und ließ sich dabei von dem Prinzen bedienen; dieser mußte ihm Linnen am Ofen wärmen; das Kind gehorchte, ließ aber aus Ungeschick ein Stück verbrennen. Simon überschüttete hierauf den Prinzen mit einer Flut von Schimpfreden, da er ihn mit der Hand nicht erreichen konnte. Nach einer Weile, als er Simon's Zorn vorüber glaubte, wollte ihm der Sohn der Könige von Frankreich die Füße trocknen, allein Simon stieß ihn mit dem Bein heftig fort.

Alle diese Nichtswürdigkeiten ertrug der Dauphin mit einer seltenen Heldenmüthigkeit; so sehr er auch weinte, es entfuhr ihm doch kein Schrei. Sein einziger Gedanke war dabei seine Mutter. Die Polizei ließ damals Pamphlete und Lieder gegen „Madame Veto", gegen die „östreichische Wölfin" in den Straßen von Paris verkaufen oder vertheilen. Das war das Vorspiel des Processes der Königin. Eines Tags brachte Simon ein solches obscönes Lied mit nach Hause und befahl dem Dauphin, es ihm zu singen. Dieser verstand zwar den schändlichen Inhalt nicht, ahnte aber irgend eine Schlechtigkeit und legte das Lied schweigend auf den Tisch. Vergeblich befahl ihm Simon zu singen. Der Prinz sprach seine Weigerung im festen Tone aus. Jetzt drohte Simon ihn zu ermorden, wenn er nicht singe, und als der Prinz „Niemals!" rief, schleuderte er nach dem kleinen Märtyrer einen eisernen Feuerbock, sodaß das Kind jedenfalls getödtet worden wäre, wenn es dem Wurfe nicht ausgewichen wäre.

Die Königin verließ den Temple am 9. August 1793, ohne ihren Sohn wiedergesehen zu haben. Ihre Gefangenschaft in der Conciergerie, ihr Proceß, ihr Tod sind bekannt. Der Dauphin erfuhr nicht, welch neuer Verlust ihm bevorstand, und hat es auch später nie erfahren. Am 16. October trieb eine ungeduldige Neugierde Simon auf die Plateforme des Thurms; der Dauphin und Simon's Frau folgten ihm. Oben hörten sie, wie Truppenabtheilungen nach Hause zurückkehrten, und Simon sprach sich dahin aus daß die Geschichte wol vorbei sein möge; seine Frau meinte indeß daß man deshalb wol nicht soviel Umstände gemacht haben werde; diese Meinungsverschiedenheit führte zu einer Wette. Der Theil welcher Unrecht hatte sollte dem andern Theile einige Gläser Branntwein geben. Die Commissaire des Temple kamen bald darauf auf die Plateforme, und Simon erfuhr von ihnen daß er Recht hatte; die Königin war eben guillotinirt worden. Seine Frau bekannte die Wette verloren zu haben. „Welche Wette?" fragte unschuldig das Kind, das mit einem Balle spielte. „Die Wette geht dich Nichts an," entgegnete Simon; „wenn du aber vernünftig bist, sollst du deinen Theil davon bekommen." Und in der That trank der Sohn Marien Antoinettens am Abende von dem Branntwein, in dem sich seine Wächter betranken, weil seine Mutter hingerichtet worden war!

Der Gedanke an seine Mutter verließ den Dauphin zu keiner Zeit. Oft träumte er von ihr und eines Nachts (es war der 14. oder 15. Januar 1794) fand ihn sein Kerkermeister mit gefalteten Händen und auf den Knien, wie er betete. Simon weckte seine Frau und goß dem Unglücklichen, um ihn von seinem „Aberglauben" zu heilen, eine Kanne mit kaltem Wasser über den Körper, auf die Gefahr hin, ihm eine tödtliche Krankheit zuzuziehen. Das Kind flüchtete sich auf das Kopfkissen, den einzigen Fleck des Bettes der trocken geblieben war. Simon erhob sich jedoch, ergriff ihn bei der Hand und schüttelte ihn: „Ich will dich lehren, Paternoster zu beten und wie ein Trappist des Nachts aufzustehen!" Als das Kind ihn nicht verstand, glaubte Simon, es schweige aus Widerstandsgeist, ergriff ergrimmt seinen großen, mit Nägeln beschlagenen Schuh und wollte den Dauphin schlagen; dieser hielt seine beiden Arme vor und rief: „Was habe ich Euch denn gethan daß ihr mich ermorden wollt?" — „Dich ermorden, Wölfchen! Als ob ich das wollte, als ob ich das je gewollt! O! die Viper! Sie weiß wol nicht daß ich sie nur ein mal am Halse zu drücken brauche und sie schreit nicht mehr!" Mit einem kräftigen Stoße warf er den Dauphin darauf in das Bett und dieser mußte zitternd vor Kälte in dem eisigen, durchnäßten Bette die Nacht zubringen.

Als Simon endlich seinen Posten aufgab, sagte seine Frau beim Abschiede zum Dauphin: „Capet, ich weiß nicht wenn ich dich wieder sehen werde"; und Simon fügte hinzu: „O! die Kröte ist noch nicht zertreten, aber sie wird aus der Krötenpfütze nicht herauskommen und wenn alle Kapuziner der Welt sie herausziehen wollten." Es folgte nunmehr eine andere, womöglich noch schrecklichere Existenz für den Unglücklichen. Er sah keinen Wächter mehr, allein seine Kammer wurde zugeriegelt und vergittert; kaum ein schwaches Licht drang noch ein; durch ein Thürchen erhielt er seine groben Speisen, ohne zu sehen wer sie brachte. So sollte er leben, so sollte er auch sterben.

Der 9. Thermidor änderte Nichts an der Politik gegen den Sohn Ludwig's XVI., er erleichterte aber in Etwas die Last seiner Fesseln; der Prinz erhielt mitleidige Wächter und

durfte seine geschwächten Glieder bewegen. Laurent, der erste seiner Wächter, führte ihn auf die Plateforme des Thurms; beim Heruntergehen hielt der Dauphin vor einer Thüre in der dritten Etage an und richtete einen melancholischen und gierigen Blick auf dieselbe. Diese Thüre führte zu dem Zimmer welches er noch immer von der Königin bewohnt glaubte. Ein anderes mal pflückte er gelbe Blumen die auf der Plateforme zwischen den Steinen kümmerlich wuchsen und legte sie beim Herabgehen an die Thüre seiner Mutter. Als der Commissair, der hinter ihm ging, dies sah, rief er ihm zu: „Du irrst dich in der Thüre.“ „Ich täusche mich nicht,“ sagte der Knabe leise und ging nachdenklich in seine Zelle zurück.

Einer seiner Wächter, Gomin, war am freundlichsten mit ihm gewesen und er hatte daher zu diesem auch ein gewisses Vertrauen gefaßt. Eines Abends, am 22. Ventôse des Jahres III (12. März 1795), war er allein mit ihm und Gomin bot ihm an, Lotto oder eine Partie Dame zu spielen. Das Kind schaute den fremden Mann mit tiefem Blicke an, gleichsam fragend, wieweit seine Güte wol gehen werde, erhob sich und ging langsam nach der Thüre zu, immer mit jenem fragenden Blicke. Gomin sagte, unruhig über den Gedanken der dem jungen Gefangenen beikam: „Ihr wißt wohl daß das nicht geht.“ „Ich will sie ein einziges mal wiedersehen,“ sagte das arme Kind, „laßt mich sie nur ein einziges mal wiedersehen, bevor ich sterbe, ich bitte Euch!“ Gomin führte den Unglücklichen, dessen Bitte er nicht erfüllen konnte, sanft an seinen Platz zurück; der Dauphin warf sich auf das Bett und blieb lange bewußtlos liegen.

Das traurige Ende Ludwig's XVII. ist bekannt. Beauchesne hat die geringsten Umstände die sich auf dasselbe beziehen gesammelt. Seine Garantien für die Details, die er uns gibt, während Simon Gefangenwärter war, sind die Witwe Crévassie und die Fräulein Menager und Semele, welche alle Drei mit den Simon'schen Eheleuten in vertrautem Umgange lebten. Die Einzelheiten nach dem 9. Thermidor verbürgen Laurent, Gomin und de Lasne, die Wächter des Prinzen. Endlich hat Beauchesne auch die Beweise für den Tod und die Beerdigung desselben der strengsten Prüfung unterworfen.

Man hätte glauben sollen daß 58 Jahre diese Beweise, diese Spuren vernichtet hätten; allein selbst die Mauern und Steine des Temple beginnen zu sprechen, die Wächter legen Zeugniß ab und das Schluchzen, die Seufzer, die Beleidigungen und die Grausamkeiten sind gezählt und ein Theil der Geschichte geworden. 15.

Neueste Forschungen in Schweden nach böhmischen und mährischen Literaturschätzen.*)

Es sind, wie bekannt, zu wiederholten malen Versuche gemacht worden, darüber was zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs von den Schweden aus Böhmen und Mähren an Literatur- und Kunstschätzen als Kriegsbeute mit fortgeführt worden ist, genauere Kenntniß zu erhalten und zumal zur Gewißheit zu kommen, was aus diesen jetzt schwedischen Schätzen für Böhmens und Mährens Geschichte und Literatur zu erwarten sei. Die Versuche waren aber seither alle mehr oder weniger fehlgeschlagen oder hatten mindestens zu keinen nur einigermaßen wirklich befriedigenden Resultaten geführt, und wenn schon die von Pez und Dobrowsky auf jenen Gegenstand gerichteten Forschungen für die Wissenschaft überhaupt in vielen Beziehungen von großem Nutzen gewesen sind, so haben doch auch sie in der Hauptsache, worauf sie gerade besonders abzielten, keine sichern Ergebnisse geliefert und die davon gehegten Erwartungen nicht befriedigt, wohl aber dazu beigetragen, die Hoffnungen auf die in Schweden geborgenen Schätze nur noch mehr zu spannen. „Man ahnte, man träumte von größern Schätzen und sehnte sich nach dem Augenblicke, diese der Heimat zugänglich zu machen“; sollten sich doch nach einer in neuerer Zeit gemachten Mittheilung des Vicebibliothekars der Universität Lund, Dr. Brunnerus, die in Schweden befindlichen literarischen Schätze Böhmens und Mährens allein auf 7—8000 Bände belaufen. Erst jüngst ist es durch den Professor Dr. Dudik in Brünn, der im Auftrage des mährischen Landesausschusses im Jahre 1851 eine Reise nach Schweden zum Zwecke erneuerter Forschungen über die schwedischen Schätze unternommen hatte, möglich geworden die lang ersehnte und angestrebte Kenntniß darüber zu erlangen. Es war aber auch eine sehr glückliche Wahl daß der mährische Landesausschuß zu dieser Reise einen Mann ausersah, der mit der hinreichenden Sachkenntniß das lebhafteste Interesse an dem Gegenstande in sich vereinigte, und der, wenn er nicht ohnehin schon seine Befähigung zu den ihm übertragenen Studien durch seine Beschreibung der Cerroni'schen Handschriftensammlung bewiesen hätte, jedenfalls durch das über seine Reise herausgegebene Werk den überzeugendsten Beweis davon gegeben hat.

Man ist über die Größe und den Werth der von den Schweden in Böhmen und Mähren erbeuteten Literatur- und Kunstschätze, wie sich aus den Dudik'schen Forschungen mit ziemlicher Zuverlässigkeit ergeben hat, seither in großem Irrthume befangen gewesen, und man dürfte namentlich darin sehr geirrt haben, wenn man ohne weiteres alle Verluste an dergleichen Schätzen, die man vom Dreißigjährigen Kriege her zu beklagen gehabt oder wenigstens beklagen zu müssen geglaubt hat, der Beutelust der Schweden auf Rechnung geschrieben. Von den Schweden sind gewiß sehr viele werthvolle und kostbare Gegenstände als willkommene Kriegsbeute mit fortgeführt worden, theils auf eigenen Antrieb, theils und vorzüglich aber auf Wunsch ihres Reichskanzlers Axel Oxenstierna, der aus den Glücksfällen des Kriegs für seine Sammlungen sowol als die der gelehrten Königin Christine den möglichsten Gewinn zu ziehen beabsichtigte; allein der Verlust ist ohnehin nicht nur beiweitem nicht so groß gewesen als man bisher geglaubt hat, sondern auch nicht so ganz unersetzlich, zumal da, was die noch jetzt in Schweden befindlichen böhmischen literarischen Schätze anlangt, die Aussicht vorhanden ist daß die Benutzung derselben von Seiten aller für die böhmische Literatur sich interessirenden Gelehrten ohne Schwierigkeiten fortan werde stattfinden und Alles was von böhmischen Drucken in Stockholm, Upsala, Westerås und Strengnäs liegt, mit den böhmischen Handschriften vereint, als eine eigene Sammlung in Stockholm werde zusammengestellt werden können.

Nach den Dudik'schen Forschungen haben nur Olmütz und Nikolsburg in Mähren und Prag in Böhmen Verluste an Literatur- und Kunstschätzen durch die Schweden erlitten. Olmütz, welches vom 15. Juni 1642 bis zum 8. Juli 1650 in den Händen der Schweden war, verlor seine Bücherschätze zum größten Theile, wogegen unter Erwägung der damaligen Umstände mit Gewißheit sich annehmen läßt daß die Schweden keine wichtigen Manuscripte oder gar Diplome aus Olmütz entführen konnten, da es Thatsache ist daß das bischöfliche Archiv, in welchem die Manuscripte aufbewahrt wurden, noch vor der Einnahme der Stadt durch die Schweden glücklich nach Wien gerettet und in Sicherheit gebracht worden war. Mehr aber verlor Nikolsburg, welches am 17. April 1645 von den Schweden erobert wurde: die gesammte ausgezeichnete Dietrichstein'sche Bibliothek, die schon von Adam Freiherrn von Dietrichstein (gest. 1590) angelegt worden sein soll, jedoch erst durch den berühmten olmützer Cardinalbischof Franz Fürst von Dietrichstein (gest. 1636) in den Besitz ihrer Hauptschätze gekommen war, fiel dabei in die Hände der Sieger und wurde in 48 Fässern verpackt nach Schweden abgeführt. Die Handschriften,

*) Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Im Auftrage des hohen mährischen Landesausschusses im Jahre 1851 unternommen und veröffentlicht von B. Dudik. Brünn, Winiker. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

deren die Bibliothek eine grosse Anzahl besaß, theilten wol — mindestens zum größten Theile — das Schicksal der gedruckten Bücher, während Archivalien bei dieser Gelegenheit nicht mit verloren gingen. Die größten Opfer waren Prag auferlegt, welches, nachdem die Kleinseite und das königliche Schloß am 26. Juli 1648 in die Gewalt der Schweden gerathen war, nicht nur der im Schlosse befindlichen Kunst- und Schatzkammer, sondern auch der ehemals Rosenberg'schen, damals königlichen Bibliothek beraubt wurde; letztere eine Sammlung von der ein Zeitgenosse mit Recht sagen konnte: „Vidi, tractavi, laudavi, stupui et admiratus sum tot raritates non minus quam antiquitates bibliothecae huius." Wie groß der Umfang dieser Verluste in Olmütz, Nikolsburg und Prag gewesen sei, läßt sich, da von den nikolsburger und prager Schätzen noch Inventarien vorhanden sind, ziemlich übersehen. Nur von den olmützer Büchern fehlt ein solcher Katalog, obwol auch ohne diesen aus der frühern stockholmer Consistorialbibliothek, die seit 1843 in der königlichen Bibliothek aufgestellt worden ist, manche Aufschlüsse gewonnen werden können. Von böhmischen Büchern hat die olmützer Bibliothek sicher sehr wenig enthalten, was wol darin seinen Grund haben mag, daß durch die Vorschrift des prager Registers alle zwischen 1414—1635 erschienenen böhmischen Bücher für der Ketzerei verdächtig erklärt worden waren und daher in der olmützer Bibliothek gewiß nicht verschont geblieben sind. Ebendasselbe gilt von der nikolsburger Bibliothek, wo noch das hinzukommt daß der Cardinalbischof Fürst von Dietrichstein, dem doch die Bibliothek ihre hauptsächlichsten Bereicherungen verdankte, kein Böhmisch verstand und deshalb auch keinen Anlaß hatte, auf die Vermehrung seiner Sammlung durch böhmische Bücher besonders bedacht zu sein. Unter den 10,000 Bänden welche die nikolsburger Bibliothek wol enthalten haben kann findet sich in dem noch vorhandenen Kataloge höchstens ein halbes Hundert böhmischer Bücher. Von Incunabeln besaß diese Bibliothek etwa 100 Stück; die meisten andern Bücher gehören den Jahren 1520—90 an und betreffen vorzüglich Theologie, namentlich das Bibelstudium, Geschichte und Medicin mit Chirurgie, weniger Philosophie und noch weniger das classische Studium. Was die Rosenberg'sche Bibliothek anlangt, so hat diese dem Kataloge zufolge aus 10—11,000 Nummern bestanden, worunter an 4500 theologische mit Einschluß von 170 Paläotypen bis 1500 und 541 Handschriften, ferner nahe an 1700 juristische und medicinische, gleichfalls mit Inbegriff von 240 Incunabeln und 222 Manuscripten, sowie an 2600 historische mit 36 Manuscripten. Auch mit der prager Schatzkammer waren den Schweden „100 an allerhand Kunstbüchern", wozu der jetzt in Stockholm befindliche Codex giganteus und der bekannte Codex argenteus in Upsala gehörten, in die Hände gefallen.

Die Schweden säumten nicht die erbeuteten Schätze in Sicherheit zu bringen und an den Ort ihrer neuen Bestimmung gelangen zu lassen. Die mährischen Bibliotheken wurden von Olmütz und Nikolsburg aus über Leobschütz nach Großglogau und die Oder hinab nach Stettin und von dort nach Stockholm geschafft, wo sie wahrscheinlich im Jahre 1647 ankamen. Die prager Schätze konnten natürlich erst später folgen; die Bibliothek überwinterte während des Jahres 1648/49 in Dömitz, einer kleinen Festung im Mecklenburgischen, nahm dann von dort aus ihren Weg nach Wismar und, hier mit der übrigen prager Beute (der Kunstsammlung) vereinigt, weiter nach Stockholm. Im Mai 1649 waren auch diese Siegestrophäen in Stockholm gelandet. Unrichtig ist die Annahme daß von den mährischen Bibliotheken Vieles sein Grab in der Ostsee gefunden haben soll, da, wie Dudik nachgewiesen hat, Nichts bei dem Transporte über See verloren gegangen ist.

Zur Zeit als die Kriegsbeute in Stockholm eintraf war Christinens Hof gerade der Sammelplatz von einer Menge Gelehrten jeglicher Art und Gattung, wie eines Salmasius, Descartes, Freinsheim, Isaak Vossius u. A. In einer solchen Umgebung und bei Christinens eigener wissenschaftlicher Bildung läßt es sich wohl erwarten daß die Königin den Werth der nach Schweden gebrachten Schätze zur Genüge werde erkannt haben und bemüht gewesen sein, sie soviel als möglich gemeinnützig zu machen. In der That vertheilte die Königin in dieser Absicht die böhmischen und mährischen Schätze, was sie davon nicht ihren eigenen Sammlungen einverleibte — es waren dies die Kunstwerke, die sämmtlichen Handschriften und eine kleine Anzahl gedruckter Bücher — an verschiedene Orte: Åbo, Upsala, Westerås, Strengnäs und die Nikolaikirche in Stockholm, deren Bibliothek übrigens, die Consistorialbibliothek, wie schon bemerkt, im Jahre 1843 der großen königlichen stockholmer Bibliothek zugefallen ist, erhielten jedes seinen Antheil und haben sich diesen auch bis auf die Gegenwart zu bewahren gewußt, was leider von denjenigen Gegenständen die in Christinens Händen in Stockholm zurückblieben nicht gesagt werden kann. Denn zur Zeit als Christine dem Throne entsagte (6. Juni 1654) und kurz darauf den schwedischen Boden verließ, erlitten die stockholmer königlichen Sammlungen an der ihnen zugetheilten Kriegsbeute manchen Abbruch, da nicht nur die Königin selbst Vieles mit sich ins Ausland nahm, sondern auch die Gelehrten, die seither in Christinens Umgebung gelebt und an ihrem Hofe sich gesonnt hatten, die günstige Gelegenheit der mit Christinens Thronentsagung und schneller Abreise verbundenen Verwirrung wohl zu benutzen verstanden, um ihre eigenen Sammlungen auf Kosten der königlichen zu bereichern. Arckenholz schreibt in Bezug hierauf in seinen Memoiren zur Geschichte der Königin Christine namentlich von deren Bibliothek: „Qu'elle a été pillée, et que ceux qui y étoient préposés, aussi bien que quelques-uns des autres savans étrangers, qui étoient à Stockholm, dans le tems, qu'elle (Christine) avoit fermement résolu de quitter la Suède, en firent le partage entr'eux." Bei dieser Plünderung soll sich vor Allen Isaak Voß sehr stark betheiligt haben, der sich auch so wenig scheute von seinem Raube zu sprechen, daß er an Heinsius den 10. Juni 1655 schrieb: „Interim ita habeas, me non paucos libellos rariores, qui bis inter libros reginae extarent, mihi attribuisse, tum quod illi meae deessent bibliothecae (olim enim donavi serenissimae reginae — vor drei oder vier Jahren, um die enorme Summe von 20,000 Fl.), tum quod existimarem, eos in tuis, vel saltem paternis extare libris." Ein besonderes Glück war es für die aus Böhmen und Mähren stammenden Handschriften daß sich sowol die Königin selbst als auch die gelehrten Herren ihrer Umgebung, mit andern Studien beschäftigt, wenig für die böhmischen Manuscripte interessirten und daher bei ihrer Auswahl dieselben nicht weiter berücksichtigten. Ein vom Bibliothekar Zacherius im Jahr 1695, also 41 Jahre nach Christinens Abreise verfaßter Katalog, den die stockholmer königliche Bibliothek besitzt, macht es zur Gewißheit daß von böhmischen Handschriften keine mit der Königin ausgewandert oder sonst verschleppt worden ist, sondern alle in Stockholm geblieben und zur königlichen Bibliothek gekommen waren. Was die Königin von Büchern mit sich ins Ausland genommen hatte, das kaufte, nachdem es zwar vorher noch mancher Veruntreuung unterlegen zu haben scheint, nach Christinens Tode der Papst Alexander VIII. (1689—91), der die Bücher als bibliotheca Alexandrina (denn Christine hatte sich nach der zu Rom empfangenen Confirmation zu Ehren des Papstes Christina Alexandra genannt) in der Vaticana aufstellen ließ. Dagegen traf die in Stockholm zurückgebliebenen Bücher bei dem großen Schloßbrande im Jahr 1697, wo man kaum die Leiche des Königs Karl XI. retten und nur mit Noth einen kleinen Theil der Bücher und Handschriften in Sicherheit bringen konnte, schweres Ungemach. Nach dem im Jahre 1698 aufgenommenen Register muß die Bibliothek bei dem Brande nicht weniger als 17,272 Druckwerke und 1046 Manuscripte eingebüßt haben. Gleichwol scheinen die böhmischen Bücher verhältnißmäßig noch mit am glücklichsten der großen Gefahr entgangen zu sein, da

nach dem obengenannten Register der Verlust an böhmischen Handschriften sich nur auf 22 Stück belaufen hat und im Uebrigen „hungarische, böhmische, polnische und russische Bücher, so bei der hölzernen Thür im Gange gestanden", als erhalten aufgeführt worden. Die Bohemica, die vielleicht eine eigene Abtheilung bildeten, mögen wol gerade diesem Platze an der Thüre zumeist ihre Rettung zu verdanken haben. Der braunauer Codex giganteus, der bei dem Brande zum Fenster hinausgeworfen worden war, verlor zwar in Folge dessen die Deckel, wurde aber sonst nur wenig vom Wasser beschädigt. Seitdem hat Alles was bis dahin von böhmischen und mährischen Schätzen ein Unterkommen in Schweden gefunden hatte an den ihm angewiesenen Platze unversehrt sich erhalten. Unter den von Dudik durchforschten 17 größern Bibliotheken und Archiven haben sich Bücher und Handschriften im Reichsarchive und in der königlichen Bibliothek zu Stockholm, sowie in den Bibliotheken zu Strengnäs, Upsala und Westerås wohlerhalten vorgefunden. In den königlichen Schlössern zu Stockholm, Drottningholm und Gripsholm, sowie im gräflich Brahe'schen, ehemals Wrangel'schen Archive zu Skokloster trifft man auf die Reste der prager Kunstschätze, von denen allerdings, da Vieles mit der Königin aus Schweden fortwanderte, auf dortigem Boden die Spuren seltener, überhaupt auch schwerer zu verfolgen sind. In den kleinern schwedischen Bibliotheken, welche Dudik mit Hülfe Anderer gleichfalls hat durchforschen lassen, zeigen sich nirgend böhmische Bücher, und was sich davon etwa im Privatbesitze noch vorfinden dürfte, das kann sicher nicht viel sein. Sehr merkwürdig ist es daß man in der Bibliothek zu Lund, von wo doch in neuerer Zeit die Nachrichten über die in Schweden befindlichen literarischen Schätze Böhmens und Mährens durch den Vicebibliothekar Dr. Brunnerus zunächst ausgegangen waren, wenn schon auf einige schöne von dort stammende Incunabeln, doch auf gar keine böhmischen Bücher, geschweige denn auf böhmische Handschriften trifft.

War es übrigens dem Professor Dudik bei seiner Mission nach Schweden sehr nahe gelegt, seine Forschungen in den dortigen Bibliotheken und besonders Archiven auch auf Quellen über die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs überhaupt zu richten, so darf man mit Recht erwarten daß sich unter den Früchten dieser mit Energie und Geschick verfolgten und mit glücklichen Resultaten belohnten Forschungen auch einige nähere Nachweise über einen der wichtigsten Punkte jenes Kriegs, den Wallenstein'schen Verrath werden finden lassen, hinsichtlich dessen, wenn sich auch die öffentliche Meinung bereits für Wallenstein's Schuld entschieden ausgesprochen hat, doch die Herbeischaffung von möglichst überzeugenden Beweisen dafür jedenfalls, zumal aus so guten und sichern Quellen wie den schwedischen, wünschenswerth blieb. In der That befinden sich unter den von Dudik aus Schweden mit zurückgebrachten Papieren eine Anzahl Abschriften von wichtigen, auf Wallenstein sich beziehenden neuen Documenten, die im stockholmer Reichsarchive niedergelegt sind und theils in Originalen, theils in amtlichen, früher dem Reichskanzler A. Oxenstierna gehörigen Copien bestehen. Die Einsicht dieser Documente läßt in Bezug auf die Frage über den Treubruch des Herzogs von Friedland an seinem Kaiser und Herrn ferner keinen Zweifel mehr aufkommen. Der General Jochmus, dem von Dudik die erwähnten Abschriften zur Einsicht und Prüfung vorgelegt worden sind, hat die Resultate dieser seiner Prüfung in folgenden drei Punkten zusammengefaßt.

1) Der Bericht des Legaten Chemnitz an den schwedischen Reichsrath ist ein klarer Abriß der gepflogenen Unterhandlungen und wird durch die andern betreffenden Schriftstücke erläutert. Der Berichterstatter selbst hegt keinen Zweifel über den projectirten Abfall des Herzogs von Friedland, er sucht nur — nach dem Mislingen der Ausführung — die Bedenken und das Zaudern der evangelischen Heerführer und namentlich des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar zu rechtfertigen und zu entschuldigen, während er noch der Hoffnung bleibt, daß selbst nach dem tragischen Ereignisse zu Eger ein Theil des Wallenstein'schen Heerkörpers zu den Schweden übergehen werde.

2) Der Abfall des Herzogs von Friedland kann hinfort nicht mehr als ein eventuelles Project bezeichnet werden; denn die neu aufgefundenen Schriften beweisen aufs bündigste daß sowol das Heer des Herzogs Bernhard als auch ein Theil der Wallenstein'schen Kriegsvölker in voller Bewegung war, um den Verrath der letztern unter des Herzogs von Friedland eigenem Vorgange zu vollführen.

3) Der kaiserliche Hof war mithin vom militairischen Standpunkte aus vollkommen und absolut in seinem Rechte, den Herzog von Friedland als Reichsverräther zu erklären und zu behandeln, jedenfalls zu verhindern daß der projectirte Abfall gelinge, und womöglich sich der Person des Generalissimus lebendig oder todt zu versichern. 2.

Historische Forschungen über Häuserschilder in Frankreich.

Unter dem Titel „Recherches historiques sur les enseignes" (Rouen 1851) hat de la Quérière in einer großen Anzahl französischer Städte Merkwürdigkeiten dieser Art gesammelt und aufgezeichnet, welche sich bis auf unsere Tage erhielten und die Richtungen des mittelalterlichen Geistes anschaulich machen. Besonders volksthümlich erscheinen die Heiligen, deren Andenken sich an die heroischen Zeiten der französischen Monarchie knüpft: St.-Denis, St.-Martin, St.-Eloi, St.-Geneviève. Ebenso jene welche die Zünfte und Gewerke zu ihren Schutzpatronen erwählt hatten: St.-Honoré, St.-Fiacre, St.-Crépin u. s. w. Von ritterlichen Abzeichen bestanden die gewöhnlichsten in einer Darstellung der vier Haimonskinder, mit gefällter Lanze auf Einem Streitrosse reitend. Den französischen Schild (écu de France) trifft man in vielen Städten, wobei beachtenswerth daß dieses nämliche Sinnbild sich zur Zeit Cicero's unter dem Namen „Gallischer Schild" (scutum Gallicum) als Herbergszeichen im alten Italien findet, zum Gedächtnisse der von den Römern gegen die transalpinischen Völkerschaften geführten Kriege.

Bei Erwähnung des Schildes mit „dem spinnenden Stachelschweine" (la truie qui file), der sowol zu Paris als in andern Orten vorkam, spricht sich de la Quérière dahin aus daß diese und ähnliche Embleme, wie der Esel der die Laute schlägt, die garnwindende Katze, der lachende Hund u. s. w., sich wahrscheinlich auf eine im 15. Jahrhundert verbreitete Sitte beziehen, nach welcher man, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln, in Käfigen über die Eingänge der Läden abgerichtete Thiere hing, die allerlei Kunststücke trieben. In Betreff des spinnenden Stachelschweins ist diese Erklärung nicht richtig. Dieses Sinnbild erweist sich vielmehr nur als Vignette einer berühmten Volkssage. Wer hat nicht von der Königin Pédauque gehört, welche, in ihrer Tugend bedroht, Gott anflehte, ihr eine Ganspfote zu verleihen? Hier auf unserm Schilde (enseigne, wie es der Nachbar über dem Rhein nennt) ist es eine schöne junge Maid, die, um sich der Gewalt ihres Gebieters zu entziehen, zu der Jungfrau betet, sie durch Verwandelung in ein Stachelschwein zu entstellen, und die nach ihrer Metamorphose noch ihre Spindel behält, als Erinnerung an ihren vormaligen Stand. Die Fabliaux (gereimte Erzählungen), die Bestiaires (Thierkämpfer) und später die Feenmärchen lieferten ihren namhaften Beitrag. Häuserschilder vom gestiefelten Kater, von Gargantua, vom Rothkäppchen zeugten für die Erfolge eines Rabelais und Perrault in einer Periode, wo das Andenken an die Kreuzzüge noch volksthümlich war durch die hauptsächlich über Herbergen figurirenden Schilder der „Stadt Jerusalem", des „rothen Kreuzes" und der „drei Mauren". Uebrigens sind die geschichtlichen Traditionen im Allgemeinen ziemlich selten, und wir kennen unter den Königen der alten Monarchie nur zwei, den heiligen Ludwig

und Heinrich IV., welche durch die Popularität des Ruhms zu der Popularität der „Enseigne" gelangten.

Neben den mystischen Sinnbildern behaupten die burlesken unstreitig eine Hauptrolle. Häufig sind es Wortspiele über Eigennamen. So ließ Cottier, Arzt Ludwig's XI., über seiner Wohnung einen Strauch in Stein hauen mit der Inschrift: „A l'abricotier" (Zum Aprikosenbaum). Oder es sind wirkliche Rebus, wie an dem von Saural erwähnten Hause, das unter der Benennung der „vieille science" (alte Wissenschaft; la vieille scie ânse: die Alte sägt den Henkel eines Kruges ab) bekannt ist, weil man an der Façade ein altes Weib erblickte, welches am Handgriffe eines Geschirrs sägte. Zuweilen stößt man auch auf scharfe Epigramme: In Troyes hatte man an dem „Le trio de malice" (das boshafte Trio oder Kleeblatt) genannten Haus eine Katze, einen Affen und eine Frau abgebildet, und in diesen Rabelais'schen Hieroglyphen „la bonne femme" (die gute Frau) durch ein Weib ohne Kopf dargestellt. So sehen wir das Mittelalter selbst bis in seinen Häuserschildern dem Geiste der Trouvèren treu bleiben und seine spöttische und schalkhafte Ader stets wieder aus irgend einer Quelle überraschend vorsprudeln. 22.

Notizen.

Deutsche Bilder in London.

Wie bekannt, wurde vor kurzem in London eine Ausstellung deutscher Bilder eröffnet, die eine permanente sein und jede zweite Woche mit neuen Bildern vermehrt werden soll. Das „Athenaeum" zeigt sich von dieser Ausstellung nicht sehr befriedigt, behauptet daß die Landschaftsmalerei in England zu Hause sei, nicht aber in Deutschland, und daß diese Ausstellung, weil sie fast nur Landschaften enthalte, den Engländern nur einen schwachen oder falschen Begriff von deutscher Kunst beibringen könne. Um den Geist deutscher Kunst kennen zu lernen, müsse man die gedankenreichen Bilder Kaulbach's, die von Frömmigkeit erfüllten Werke Overbeck's, Bendemann's und Heinrich Heß', die phantasiereichen Steinbrück's und Neureuther's, die romantisch-balladenhaften Lessing's gesehen haben u. s. w. Dieses abfällige Urtheil über die deutsche Landschaftsmalerei scheint ein wenig von englisch nationalem Vorurtheil angeflogen zu sein; man braucht den einzigen Namen Rottmann zu nennen, um durch ihn zugleich an das Vollendetste was die moderne Landschaftsmalerei überhaupt leistet zu erinnern, dann an die Darstellungen der münchner Landschafter aus dem Hochgebirge oder der düsseldorfer (z. B. Lessing's, Schirmer's) aus dem Waldleben. Es ist mit solchen einzelnen Proben, wie sie auf der londoner Ausstellung deutscher Bilder vereinigt sein mögen, immer ein schlimmes Ding; denn wahrscheinlich sind sie der Mehrzahl nach solche welche in der Heimat selbst keinen Absatz fanden und nun John Bull in der Annahme daß sie für diesen gut genug seien zum Kauf angeboten werden. Auf der münchner Kunstausstellung im Jahre 1846 erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen ein Bild von einem der berühmtesten englischen Landschafter, dem verstorbenen Turner, gesehen zu haben, welches so confus und barock war daß es ein Gegenstand für die Satire der „Fliegenden Blätter" wurde und bei den münchner Künstlern allgemeine Heiterkeit erregte. Wie nun, wenn man nach dieser vereinzelten Probe die englische Landschaftsmalerei, die ja auch einen Gainsborough und Morland zu ihren Vertretern zählt, im Ganzen hätte beurtheilen wollen? Dies fiel keinem deutschen Kunstrichter ein; man nahm vielmehr an daß Turner in seinem die Walhalla darstellenden Bilde nur einer augenblicklichen Caprice gehuldigt habe und indem er nach Originalität haschte, auf einen Abweg gerathen sei. Als die beste unter den in London ausgestellten deutschen Landschaften bezeichnet der Kritiker des „Athenaeum" Bodom's (?) norwegische Landschaft, auch lobt er wegen ihrer gewissermaßen „bäuerischen Naivetät" ein norwegisches Landschaftsbild von Gude mit Staffage von Tidemann, (Bauernbegräbniß) und ein landschaftliches Bild von Nordenberg, eine Scene aus Dalekarlien darstellend; doch fügt er hinzu, die Ausführung lasse Manches zu wünschen übrig, selbst nach den Begriffen deutscher Ausführung. Weiter heißt es: „Selbst Hildebrandt, dessen ausgezeichnete Bilder in Wasserfarben uns von Berlin her noch sehr wohl im Gedächtniß sind, scheint um Geschmack und Wahrheit zu kommen, wenn er in Oelfarben malt." Von einem Ecce homo des Prof. Mücke heißt es: „Die Gestalt des Erlösers ist mehr akademisch als mit ursprünglichem Gefühl aufgefaßt, der Farbenton zwar nicht ungefällig, dürfte aber kaum einem kritischen Auge genugthun." 71.

Eckensteher und Schauspielkunst.

Am 29. December 1644 wohnte Wilhelm, der einzige Sohn des Prinzen von Oranien, in der Stadt Amsterdam der Eröffnung des Theaters bei. Die Aufführung begann mit einem römischen Triumphzug, der sehr natürlich dargestellt wurde; auch alles Folgende hatte ein sehr buntes, natürliches Aussehen, nur war das Sujet etwas frei behandelt und hielt sich nicht streng in den Regeln der 24 Stunden. Auf der Bühne erblickte man nämlich die Hölle, die Furien, ein ländliches Fest, zwei Edelleute die in einen Brunnen hinabgestürzt wurden, zwei Königsöhne und zwei andere Prinzen welche getödtet wurden, und darauf den König und die Königin welche man ermordete, eine geraubte Jungfrau, einen verurtheilten Mauren, endlich einen Vater, der vor Wuth starb. Ein Zeitgenosse berichtet über den damaligen Zustand der Kunst in Amsterdam Folgendes: „Die Schauspieler werden nicht unterhalten wie die französischen, sondern Lastträger und Matrosen spielen, so gut es gehen will, die Personen beiderlei Geschlechts. Vorher besprechen sie sich untereinander wie sie die Stücke spielen wollen, die sie in kernhafter, humoristischer Eckensteherprosa selbst fertigen. Sobald die Vorstellung beendet ist, theilen sie die Hälfte des Gewinns unter sich, den Rest vertheilen sie an die Armen. Dann kehrt die Theaterprinzessin als Matrose zu ihrer Schaluppe zurück und der Tyrann nimmt bescheiden seine Tragreffs wieder auf." 31.

Bibliographie.

Groß-Hoffinger, A., Rußland und der Orient. Ein Versuch zur Aufklärung der Verhältnisse. I. Berlin, Nauck. Gr. 8. 15 Ngr.

Munch, P. A., Die nordisch-germanischen Völker, ihre ältesten Heimath-Sitze, Wanderzüge und Zustände. Eine Uebersetzung der beiden ersten Abschnitte von „Det norske Folks Historie" von G. F. Claussen. Mit einer Uebersichts-Charte über den Norden gleich nach der germanischen Einwanderung. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Offenes Bittschreiben an die in Evangelicis beauftragten Herren Staatsminister: Es möge der Religionsunterricht in der Volksschule Sachsens dergestalt geordnet werden, daß die für den systematischen Religionsunterricht bestimmten Spruchsammlungen aus Luthers Bibelübersetzung geschöpft werden, dagegen in den Bibellesestunden eine andere, berichtigte, gereinigte und gemeinverständliche Uebersetzung der heiligen Schrift in Anwendung komme; und es möge deshalb § 44, 1 a. der zum Volksschulgesetz gehörigen Ausführungsverordnung dahin erweitert werden. Leipzig, Serig. Gr. 8. 6 Ngr.

Denkschrift für die hohe deutsche Bundesversammlung das Germanische Museum zu Nürnberg betreffend. Nürnberg. Gr. 4. 6 Ngr.

Eichelberg, L., Nachtrag zum Jordan'schen Criminalproceß, zugleich als Beitrag zur Zeitgeschichte. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

44. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Einundsechzigstes bis siebenundsechzigstes Heft, oder achten Bandes fünftes bis achtes Heft (Schluß) und neunten Bandes erstes bis drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der Prachtausgabe kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

45. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Dreiundfunfzigste bis zweiundsechzigste Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der 28. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 36. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 44. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 52. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 62. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel 2—4 Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

- I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

46. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Zweites bis viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts hat sich das Conversations-Lexikon einen wohlverdienten Platz unter den **Nationalwerken der Deutschen** errungen. Von bescheidenen Anfängen aus hat es sich allmälig, in zehnmaliger Umarbeitung, zu einer reichen und umfassenden **Real-Encyklopädie für die gebildete Welt** entwickelt, die Alles in sich faßt, was Vergangenheit und Gegenwart an allgemein Wissenswürdigem und Interessantem darbieten. Das **Conversations-Lexikon**, in gegen 200,000 Exemplaren verbreitet, ungerechnet die zahlreichen Nachbildungen und Uebersetzungen, darf sich gewiß mit vollem Rechte rühmen, zur Förderung wahrer Bildung und Aufklärung in den weitesten Schichten des deutschen Volkes Etwas beigetragen zu haben. Wie alle frühern Auflagen des **Conversations-Lexikon** hat auch die noch im Erscheinen begriffene **zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage sich der größten Anerkennung und lebhaftesten Theilnahme seitens des deutschen Publicums zu erfreuen. Außer den genau revidirten und zum Theil völlig umgearbeiteten Artikeln der frühern Auflagen enthält dieselbe eine große Anzahl ganz neuer Artikel. Sie ist ein ebenso vollständiges als treues Bild des gegenwärtigen Standes der Cultur und Wissenschaft. Schon im Hinblick auf den merkwürdigen, in der Geschichte der Literatur und des Buchhandels einzig dastehenden Erfolg des **Conversations-Lexikon** wird die Verlagshandlung desselben niemals eine wesentliche Aenderung damit vornehmen, vielmehr die weitere Ausbildung und Vervollkommnung der bisherigen Idee des **Werks**, wie es dem Publicum einmal zum Bedürfniß geworden, stets als ihre Hauptaufgabe betrachten. Dennoch hat sie sich nicht verhehlen können, daß für einen großen Theil des Publicums eine andere Ausführung derselben Idee, die dem **Conversations-Lexikon** zu Grunde liegt, ein ebenso dringendes Bedürfniß sei. Während nämlich das aus 15 Bänden bestehende **Conversations-Lexikon** in zum Theil größern Artikeln eine umfassende und ausführliche Belehrung über alle Zweige des Lebens und der Wissenschaft ertheilt, und als wahres Familienbuch zugleich anziehende Unterhaltung gewährt, wünscht der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörende, der Beamte, Geschäftsmann, Dekonom, Handwerker ꝛc. oft lieber ein ähnliches Werk, das ihm nur eine kurze Auskunft über jede ihm gerade auftauchende Frage gibt, ein weniger umfängliches, billigeres **Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch.** Um diesem oft geäußerten und gewiß berechtigten Wunsche zu genügen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, neben dem **Conversations-Lexikon**, und ganz von diesem getrennt, ein neues encyklopädisches Werk herauszugeben, das sie bis auf weiteres als **„Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch"** bezeichnet. Dieses Werk soll in kurzen, aber ganz selbständigen Artikeln nicht nur den Gesammtinhalt der zehnten Auflage des **Conversations-Lexikon** darbieten, sondern noch weit mehr, wenn auch ganz gedrängte Artikel enthalten als jenes Werk. Es soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc., sich selbst oder Andern rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches **Nachschlagebuch** kommt es dem unmittelbaren und rein praktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungskreise entgegen; es ist zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon.**

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kosten wird.

Auf die äußere Ausstattung wird die größte Sorgfalt verwendet. Der Satz, mit ganz neuen Lettern, ist zweispaltig, das Aufschlagen eines

Artikels sehr erleichternd, den Raum aufs zweckmäßigste schonend. Das Papier, mit dem zu der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon verwendeten übereinstimmend, zeichnet sich durch Weiße und Festigkeit aus.

Es ist die Absicht der Verlagshandlung, die Herausgabe des Werks in dem Zeitraum von ungefähr zwei Jahren zu beendigen, und es werden daher in der Regel **monatlich** zwei Hefte erscheinen. **Ausdrücklich garantirt dieselbe aber, daß der Umfang des Werks 40 Hefte zu 5 Ngr. nicht überschreiten wird, und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern.**

Sammler von Subscribenten werden aufgefodert, sich mit einer soliden Buchhandlung in Verbindung zu setzen, die ihnen angemessene Vortheile zugestehen wird. Bei Bestellungen einzelner Exemplare können die Buchhandlungen keinen Rabatt bewilligen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

47. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Fünfundneunzigstes bis siebenundneunzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis achte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

48. **Die heiligen Frauen.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Dritte Folge der Frauen der Bibel. 4. Zweite Lieferung. 8 Ngr.

Die zwei ersten Folgen erschienen 1851 und kostet jede geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr.

Ebendaselbst erschien früher:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

49. **Grangier (L.), Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française,** depuis son origine jusqu'à nos jours. Ouvrage rédigé d'après les meilleurs critiques et destiné aux maisons d'éducation des deux sexes. In-8. Broché. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Premiers éléments de littérature française comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. 1850. 18 Ngr.

Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 35. —— 27. August 1853.

Inhalt.

Das türkische Verhängniß und die Großmächte. Historisch-politischer Beitrag von Franz Schuselka. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 20 Ngr.

Es ist zu wünschen daß diese Schrift nicht blos in dem gewöhnlichen Sinne in den Buchhandel gekommen, sondern daß es möglich wäre daß sie einem jeden christlichen Monarchen und also eben so dem Kaiser von Rußland als andern Fürsten Europas, übrigens nicht blos zu flüchtiger Lecture, sondern zur genauen Prüfung und zur Selbsterkenntniß wie zur Beherzigung zukomme. Denn das Buch ist wie eine Posaune die den Untergang des Türkenreichs als eine innere und äußere Nothwendigkeit ankündigt, dabei aber auch mit heiligem Eifer und mit edler Freimüthigkeit der christlichen Politik der Fürsten nicht allein Rechte, sondern namentlich ernste Pflichten anweist. Wir können nur wünschen daß man diese Rechte und Pflichten nach Gebühr anerkenne und zu diesem Zwecke die Wahrheiten beherzige, die hier den christlichen Regierungen aus dem Standpunkte des Christenthums und der Geschichte, namentlich aber aus dem Gesichtspunkte der Politik der Interessen offen gesagt und zugerufen werden. Wenn der Verfasser nach unserer Ansicht hierbei im Allgemeinen und auch insofern vollkommen Recht hat, als er sagt (S. 1):

> Jahrhunderte lang war das Türkenschwert die Geißel, mit welcher Gott die in völlige Unchristlichkeit versunkene Christenheit züchtigte, um sie wenigstens zeitweilig zu besserm Erkennen und edlerm Wollen aufzurütteln.

wenn er eben so Recht hat, indem er ferner sagt (S. 5):

> Die Vernichtung drohende Barbarei der Türken hat durch die Kreuzzüge die erste Wiedergeburt Europas bewirkt.

so möchte man wol auch mit Recht sagen daß es in der Mission der Türken liegen könne, wenn auch nicht die letzte, doch die unserer Zeit nöthige Wiedergeburt Europas zu bewirken. Die politischen Zustände Europas sind in der Gegenwart fast aller Orten so traurig daß man meinen möchte, es könne nur eine große Idee die Völker Europas aus ihrer Trägheit und Versumpfung wahrhaft aufrütteln, und man kommt wol in Versuchung, solche Erfolge von dem Christenthume als einer urkräftigen und weltbewegenden Macht zu erwarten, wenn diese Macht von irgend einer Seite her, und zwar auf ähnliche Weise wie zur Zeit der Kreuzzüge geschah, einen kräftigen Anstoß erhielte. Was gegenwärtig in China geschieht und sich vorbereitet, dürfte wol dafür sprechen. Jedenfalls ist man wenigstens zu dem Wunsche berechtigt daß die Türken, wie sie hier S. 9 u. 13 dargestellt und genannt werden, die „Zucht- und Lehrmeister der Christen", die „Warner und Wecker Europas" auch jetzt noch und selbst insofern sein und bleiben mögen als sie, wie der Verfasser S. 18 sagt, ihren christlichen Gegnern das biblische Wort zurufen könnten: „Wer sich keiner Schuld bewußt ist, der werfe den ersten Stein auf uns!"

Die ganze Schrift zerfällt in neun Abschnitte. Besonders empfehlen wir die drei ersten: „Die Mission der Türken", „Ursachen des Sturzes der Türkenherrschaft" und „Rückblick auf die abendländischen Unternehmungen im Orient", den Politikern, Diplomaten und allen Denjenigen die sich über den Stand der Sache historisch aufklären und die rechte Grundlage zu unbefangener Beurtheilung der orientalischen Frage gewinnen wollen. Da wird man denn z. B. erkennen daß die Hauptursachen des Mislingens aller Unternehmungen der Christen gegen die Türken: Uneinigkeit, Misgunst, feindselige Eifersucht zwischen den Confessionen und Nationen der Christenheit, stets und bis auf die neueste Zeit zugleich die mächtigen Bundesgenossen der Türken gegen die Christen gewesen sind (S. 4); man wird, auch wenn man mit den Gründen, aus denen der Sturz der Türkenherrschaft erklärt wird, nicht allenthalben sich einver-

stehen kann, doch aus Demjenigen was über die Ursachen der langen Dauer der Türkenherrschaft in Europa zum Theil sehr fein bemerkt wird, zur richtigen Beurtheilung der hier einschlagenden Verhältnisse, namentlich auch (S. 24 fg.) in Betreff des falschen Verhältnisses der europäischen Diplomatie zu den Türken Vieles lernen können. Der Inhalt des dritten Abschnitts (S. 35—47) hat besonderes Interesse für die abendländischen Regierungen Europas, zur Selbsterkenntniß und zur Beherzigung, namentlich auch insofern der Verfasser nach dem dort gegebenen Rückblicke auf die abendländischen Unternehmungen im Oriente als die neuorientalische Macht Rußland aufstellt, welche dem Abendlande zuruft: „Der Orient, das bin ich!" Dagegen werden nun freilich im vierten Abschnitt („Rußland und die Türkei") die Ansprüche die Rußland in Bezug auf die Türkei bereits erhoben hat und etwa erheben kann unparteiisch geprüft, aber alle diese Ansprüche werden im Allgemeinen und theils in Betreff der Nationalität, theils in Ansehung der Religion *) mit der größten Entschiedenheit und in einer Weise zurückgewiesen, die ebenso dem heiligen Ernste des Verfassers für eine gerechte Sache, wie dessen Freimüthigkeit alle Ehre macht. Was er in dieser Hinsicht erklärt, kommt in der Hauptsache in gewisser Beziehung auf Dasjenige hinaus was S. 59 bemerkt wird:

> Die Lebensflut der Bildung hat Rußland gehoben und stark gemacht, als es sich jugendfrisch in die Strömung warf, um die asiatische Erbsünde abzuwaschen und durch die Culturtaufe in die humane Gemeinschaft der Civilisation aufgenommen zu werden. Wenn aber Rußland seine damals erlangte Kraft jetzt überall zur Hemmung des Geschichtsstroms aufbietet, so wird er es sicher rächend heimsuchen. Er hat schon mächtigere Reiche hinweggespült, wenn sie ihn eindämmen und zur Versumpfung zwingen wollten.

Wenn demnach der Verfasser im vierten Abschnitt die bisherige russische Politik in Bezug auf die orientalische Frage als eine durchaus falsche und ungerechte bekämpft und er dies auch aus dem Gesichtspunkte der russischen Interessen selbst thut und ihr geradezu eine wahre und tüchtige Strafpredigt hält, so setzt er im fünften Abschnitt (S. 68—78), wo er über Preussens Verhältniß zur orientalischen Frage nicht minder offen und ebenso im Interesse Deutschlands als in dem des Orients sich ausspricht, auseinander, daß Preussen im eigenen und im deutschen Interesse nur mit Oestreich gegen Rußland gehen dürfe und daß es nur dann gegen Oestreich in Opposition treten müsse, wenn dieses letztere durch Rücksichten sich verleiten ließe, die eigenen und Deutschlands Interessen Rußland zu opfern. Nachdem sodann im sechsten und siebenten Abschnitt über die „orientalische Frage Frankreichs" und über „Englands Interessen im Orient" gesprochen worden und der Verfasser im erstern über Frankreich und die Franzosen im Allgemeinen starke Wahrheiten ausgesprochen, dagegen in dem letztern mit Flammenschrift die nur materielle Interessen verfolgende egoistische Weltpolitik Englands im Allgemeinen und in Betreff des Orients geschildert und verdientermaßen gebrandmarkt, namentlich zur Charakteristik dieser Politik gegen die Griechen vollkommen wahr (S. 92) bemerkt: „Bei der Erhebung der Griechen stand das freie (?), classisch-gebildete, bigott-christliche England mit kalter, gefühlloser Grausamkeit im Bunde mit den Türken" u. s. w., setzt er im achten Abschnitt (S. 105—130) das unbestreitbare und klare Recht Oestreichs, aber auch dessen strengste Pflicht auseinander, in der orientalischen Angelegenheit für sich und für Deutschland als zuerst und zumeist betheiligte Hauptmacht entscheidend aufzutreten, und er weist diese Verpflichtung Oestreichs nicht nur im allgemeinen politischen, sondern auch im nationalen Interesse mit Hinsicht auf die Foderungen der Geschichte, Religion, Politik und Vernunft auf das deutlichste nach. Geschickt und durch innere Gründe vollkommen gerechtfertigt ist der Uebergang den der Verfasser zu dem Schlußabschnitt „Griechenlands Zukunft" (S. 131—141) macht, Griechenlands, das allerdings für die Lösung der orientalischen Frage ebenso den Endpunkt bildet, als es gewissermaßen auch der Ausgangspunkt, das Alpha und Omega der europäischen Politik in Betreff des Orients ist oder doch sein sollte. Indem er nämlich von der Nothwendigkeit einer Aenderung der östreichischen Politik in Ansehung der orientalischen Frage und also auch in Ansehung Griechenlands ausgeht, weist er für Oestreich als auf einen wichtigen Bundesgenossen im Oriente auf Griechenland hin. „Oestreich," sagt der Verfasser S. 129, „trete als Sprecher, als Beschützer, als Kämpfer für das Recht Griechenlands auf. Oestreich und Griechenland sind die einzigen Staaten welche auf den Nachlaß der Türken wirkliche und unbestreitbare Rechte haben" u. s. w. Diese Rechte, insoweit sie vom Verfasser Griechenland und dem Griechenstamme zugesprochen werden, weist er in dem neunten Abschnitt gegen die bisherige Politik der sogenannten Schutzmächte auf der einen Seite mit einer Entrüstung, auf der andern mit einer Kraft der Ueberzeugung und der Begeisterung nach, die überhaupt den Verfasser durch sein ganzes Buch hindurch begleitet und womit er an der Hand der Geschichte und der politischen Moral und Klugheit ungescheut über einen empfindlichen Gegenstand der Politik der Gegenwart sich ausspricht. Hat er nun auch Recht, wenn er S. 141 am Schlusse seiner Schrift sagt:

> Die Griechen können nun allerdings der großchristlichen Gewalt ebenso unterliegen wie sie einst der großtürkischen unterlegen sind.

so fügt er auch mit vollkommenem Rechte hinzu:

> Aber wie sie sich gegen diese endlich zum Kampf erhoben, so werden sie sicher auch gegen jene zu den Waffen greifen, und wie sie damals die öffentliche Meinung der Welt für sich hatten, die ihnen den Sieg erzwingen half, so wird auch, und noch allgemeiner und entschiedener, in dem neuen Kampfe dieser mächtige Bundesgenosse für die Griechen sein.

*) In beiden Beziehungen stimmt der Verfasser mit der Grundidee eines kleinen Schriftchens überein, das in Athen im Mai dieses Jahres erschienen und unter dem Titel „Einige Worte über die orientalische Frage. Stimme der Mahnung aus Athen" (Dresden, Schaefer) ins Deutsche übersetzt worden ist. Die kleine Schrift ist einer besondern Beachtung durchaus nicht unwerth.

zu endlicher Entscheidung ist die Frage nachgerade reif, aber auf dem bisher beliebten Wege gelangt sie zu einer wahrhaften und endlichen Entscheidung nicht. Dazu gehört ein freierer Blick, die Großmuth der Gerechtigkeit und weniger Egoismus. 9.

Philosophische Vorlesungen über den Staat, gehalten und herausgegeben von Johann Eduard Erdmann. Halle, Schmidt. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.

Gegen Erdmann's „Vorlesungen über den Staat" könnten Den der sie selbst noch nicht, wohl aber ihren Verfasser kennt, folgende zwei Bedenken zum voraus einnehmen: 1) Erdmann ist Hegelianer und zwar ein sehr hartnäckiger, der sich durch alle bisherigen noch so schlagenden Gegenargumente gegen die Hegel'sche Philosophie noch nicht um ein Haar breit von derselben hat abbringen lassen. Hat er doch, obgleich ihm Prof. Exner zu Prag in der famosen Schrift „Die Psychologie der Hegel'schen Schule" (Leipzig 1842) die Absurdität seiner Hegel'schen Psychologie bis zur Evidenz nachgewiesen, dennoch sich nicht gescheut, in seinen spätern Auflagen dieselbe absurde Psychologie vorzutragen, ja sogar dieselbe in seinen vor kurzem erschienenen „Psychologischen Briefen" populair zu machen. Läßt sich also wol von einem so zähen Hegelianer erwarten daß er eine andere als die Hegel'sche Staatsphilosophie lehren werde? 2) Erdmann ist ordentlicher Professor an einer Universität und hat seine Vorlesungen über den Staat vom Katheder herab vor Studenten gehalten. Wird er da wol den Muth gehabt haben, auch solche Wahrheiten vorzutragen die gegen die herrschende Politik streiten? Wird er nicht, wenn auch nicht als bewußter Heuchler, doch vielleicht in jener unbewußten Heuchelei, mit der man sich von Amts wegen überredet zu glauben was man nicht glaubt, dem Bestehenden das Wort geredet haben, wenn dasselbe auch nicht zu billigen ist?

In der That, diese beiden Bedenken könnten Manchen zum voraus gegen das Buch einnehmen. Doch uns sollen sie nicht abhalten dasselbe einer unparteiischen Prüfung zu unterwerfen und dem Verfasser in allen Stücken gerecht zu werden. Vielleicht hat er sich in diesen Vorlesungen von der Hegelei losgesagt; vielleicht hat er auch den Muth gehabt, obgleich er Professor ist, dennoch die Wahrheit zu sagen. Wir wollen sehen.

Die Vorlesungen sind ganz so gedruckt wie sie gehalten worden. „Nichts steht in ihnen was nicht auf dem Katheder gesagt wurde, und nur sehr Weniges was im mündlichen Vortrage gesprochen ward, ist weggelassen, weil es zum Druck nicht passend schien." Wer nun aber glaubte, die Vorlesungen enthielten, wie es der studirenden Jugend gegenüber ziemt, durchaus nur eine ernste wissenschaftliche Deduction, eine rein der Wahrheit gewidmete Untersuchung, die ohne alle Rücksichten und Absichten nur Das ausspricht was begründet und bewiesen ist, der würde sehr irren. Der Herr Professor geht oft weit mehr darauf aus die Studenten zu unterhalten und zu belustigen als gründlich zu belehren. Ferner hat das Belehren nicht immer den Zweck den Staat seinem wahren Wesen und seiner eigentlichen Aufgabe nach begreiflich zu machen, vielmehr oft nur den die Studenten zu guten preußischen Patrioten, zu gutgesinnten Unterthanen zu bilden. Man merkt die Tendenz und wird verstimmt, denn Tendenzphilosophie taugt ebenso wenig wie Tendenzpoesie. Endlich kommt Erdmann auch in diesen Vorlesungen noch nicht von der Hegel'schen Begriffsphilosophie los, die, anstatt die Begriffe selbst ihrem Ursprung nach zu untersuchen und zu begründen, wie jede echte Philosophie thut, vielmehr nur von vorausgesetzten Begriffen ausgeht und aus denselben dann herausnimmt was sie zum voraus hineingelegt. Daß es nun bei einer solchen Begriffsphilosophie nicht ohne Gewaltsamkeit, nicht ohne Sophisterei abgehen kann, die auch da wo die Erfahrung und Wirklichkeit gegen die aufgestellten Begriffe streitet, dennoch dieselben der Erfahrung zum Trotz zu behaupten sucht, versteht sich von selbst. So kann es uns denn auch nicht befremden daß die Hegel'sche Philosophie viele Sophisten gebildet hat, von denen unser Verfasser einer der stärksten und gewandtesten ist, da er Alles beweist was er beweisen will. Thäte er dieses immer blos zum Scherz, wie unlängst in der kleinen gedruckten Vorlesung: „Wir leben nicht auf der Erde", dann könnte man sich es noch gefallen lassen. Aber leider durchdringt die Sophistik auch seine ernsten philosophischen Schriften und Vorträge; leider beweist er auch hier Alles was er will, anstatt nur Das beweisen zu wollen was sich beweisen läßt. Da kann man denn natürlich nicht mehr dazu schweigen, besonders wenn man bedenkt wie schädlich und gefährlich solch sophistisches Treiben auf die studirende Jugend wirken muß, die erst im geraden und gesunden Denken geübt werden soll und die noch nicht scharfsinnig genug ist, um sogleich die ihr mit der imponirenden Miene und Zuversicht geistiger Ueberlegenheit vorgetragenen Trugschlüsse zu entlarven. Ein leichtfertiges Herumspielen um die Probleme, ein piquantes und geistreiches Schwatzen mit unterlaufender Gelehrsamkeit ist nicht Philosophie, d. h. Liebe zur σοφία, zur Wahrheit und Weisheit. Wollte der Verfasser blos sein politisches Glaubensbekenntniß ablegen und sich mit den Studenten darüber vertraulich unterhalten, so hätte er nicht den Titel wählen sollen: „Philosophische Vorlesungen über den Staat." Als vertrauliche Mittheilungen über sein politisches Credo kann man des Verfassers Buch sehr angenehm, geistreich unterhaltend und mitunter auch belehrend finden. Als philosophische Vorlesungen hingegen muß man es in der Form wie es vorliegt schlechterdings verwerfen. Hätte sich der Verfasser die politischen Werke eines Platon, Aristoteles, Spinoza und anderer großer Philosophen zum Muster genommen, dann hätte er gesehen, mit welchem Ernst und welcher Würde ein echter Philosoph über Politik spricht. Ich will damit nicht sagen daß ein Professor sich den Studenten gegenüber alles Witzes

und aller erheiternden Bemerkungen und Anspielungen enthalten soll, daß er, nur wie ein trockener steifer Gliedermann in hölzernen Perioden einherschreiten und dabei gravitätische Gesichter schneiden soll; vielmehr wird es zur Belebung des Vortrags und zur Erholung von schwerem, tiefem Nachdenken gut sein, mitunter eine kleine Digression zu machen, ein witziges Gleichniß anzubringen, satirische Anwendung des Allgemeinen und Abstracten auf besondere bekannte Zeitverhältnisse und Bestrebungen zu machen; aber immer wird hinter solchem Scherz der tiefe Ernst durchblicken müssen, und der Zuhörer wird das Gefühl haben müssen: ridendo dicit verum. Bei Erdmann hingegen tritt das Witzeln und Sticheln zu sehr in den Vordergrund und hat man sehr oft das Gefühl: ridendo dicit falsum. Höre man nur z. B. wie er den Studenten die Volkssouverainetät wegzudisputiren sucht (S. 35):

Wo ein Volk die Autonomie, Souverainetät verliert, da hört es auf Staat zu sein, und umgekehrt, wo eine Provinz zum Staat wird, geschieht dies dadurch daß sie aufhört abhängig zu sein, daß sie Autonomie, Souverainetät erhält. Darum hat für mich die Frage, ob die Souverainetät dem Volke (überhaupt) zukomme, ebenso wenig Sinn als die Frage, ob der Mensch (überhaupt) geistreich oder schön sei, sie erhält einen Sinn dadurch daß sie sich auf ein Volk beschränkt. Thut sie dies, so werde ich das hinsichtlich des polnischen Volks verneinen, weil es unter einem andern Volke steht, ein Souverain aber der unter einem andern steht, trotzdem daß sich das frankfurter Parlament dafür begeistern konnte, für mich nie einen Augenblick aufgehört hat ein hölzernes Eisen zu sein; dagegen werde ich von dem russischen Volke sagen, es sei souverain, d. h. es bilde einen Staat. Ein Volk also kann souverain sein oder nicht, dagegen wäre ein nicht souverainer Staat ein Unding.

Also die Frage nach der Volkssouverainetät ist dem Herrn Professor identisch mit der Frage, ob der Mensch geistreich oder schön sei. Einen Unterschied zwischen de jure und de facto, zwischen rechtmäßigen und thatsächlichen Eigenschaften kennt er nicht oder will er wenigstens hier nicht kennen. Das polnische Volk hat kein Recht auf Souverainetät, weil es factisch keine mehr hat, weil sie ihm geraubt worden. Das ist ja gerade wie wenn ein Dieb Dem der sich auf sein Eigenthumsrecht beruft lachend zuriefe: Du Thor, wie kannst du Eigenthum beanspruchen, da du keines mehr hast, da ich es dir gestohlen habe? Oder wie wenn Der der mich widerrechtlich eingesperrt hat mir höhnend zuriefe: Du Narr, wie darfst du Freiheit beanspruchen, da du keine mehr hast, da ich dich eingesperrt habe?

Doch Erdmann besitzt eine große Geschicklichkeit das Bestehende zu justificiren. Was ist, ist recht, weil es ist. Sagt ja doch sein großer Meister Hegel: Was wirklich ist ist vernünftig, und was vernünftig ist ist wirklich. Gleich noch ein Pröbchen von seiner Kraft das Bestehende zu justificiren. Da nämlich, wo er von dem so laut gerühmten, so oft beneideten selfgovernment der Engländer und Amerikaner und dagegen dem verschrieenen Bevormunden der Beamten bei uns spricht, sagt er (S. 142—144):

Der Wahlspruch den man gewöhnlich als den der bevormundenden Regierungen bezeichnet: Alles für das Volk und Nichts durch das Volk, ist in der preußischen Administration mit solcher Energie durchgeführt daß vor Jahren ein Engländer — irre ich nicht, so war es Lord John Russell selbst — öffentlich aussprechen konnte, Preußen habe in 20 Jahren mehr Fortschritte gemacht als England in einem Jahrhundert. Mag es sein daß die bevormundenden Beamten oft ein barsches Ansehen annahmen und sich als die alleinigen Inhaber der Staatsweisheit ansahen, man muß nicht ungerecht sein und nicht vergessen daß das Vermögen des Mündels unter diesen Vormündern nicht vergeudet wurde, sondern daß sie ihm materielle und geistige Schätze genug aufgehäuft haben, an denen jetzt der Mündiggesprochene zehrt, wenn er sie nicht gar verschleudert. Mag man nun eine Ansicht von den alten preußischen Beamten haben welche man will, mag der Eine bei ihrer Beurtheilung besonders die Lichtseite im Auge haben daß nur durch sie Reformen schnell ins Leben zu rufen waren und daß ihr „verrosteter Mechanismus" ein festes Bollwerk war gegen jede despotische Willkür, — mag ein Anderer besonders die Schattenseite hervorheben, dieses entsetzliche Schreiberwesen, diesen Mangel jedes persönlichen Verhältnisses, indem die tüchtigsten Beamten fast jährlich eine andere Stelle bekamen, — in Einem werden Beide übereinkommen müssen, wenn sie sich nicht gegen die Erfahrung verblenden wollen daß wir infolge des vielen Regierens und Administrirens uns gewöhnt haben, regiert und administrirt zu werden, daß, wie die große Bedeutung des Militairs bei uns uns zu einem soldatisch gesinnten Volk gemacht hat, ganz ebenso wir (innerlich) ein Beamtenvolk sind; wenn Einer sagt: Das ist traurig, so antworte ich: Es mag sein, aber es ist. Es mag auch traurig sein daß wir einen schlechten Sommer haben, aber es ist einmal so, und wer sich, weil dies nicht sein sollte, nicht danach einrichten wollte, wäre nicht klug. Blicken Sie in welches Verhältniß Sie wollen und Sie werden es finden. Bei jeder Facultätsangelegenheit ist das dritte Wort: Das muß man dem Ministerio vorlegen; fährt Jemand auf der Eisenbahn und es geht zu langsam, so heißt es: Das kommt daher daß der Staat nicht die Eisenbahnen verwaltet; brennt ein Dorf ab, so kommt bei der Privatwohlthätigkeit wenig heraus, man wendet sich an die Regierung; wo eine größere Stadt anstatt der städtischen Polizei königliche bekommt, ist in Jahresfrist Alles in besserer Ordnung und Jedermann sagt: Das ist ein anderes Ding; — alles Dies ist, nur die Wenigsten haben das Gefühl daß es anders sein müsse, oder das Geschick selbst zu administriren. Bei solchem Mangel an dem Geist, aus dem das selfgovernment hervorgeht, ist es Thorheit, es zu fodern oder zu erwarten. Die Antwort die man stets hört: Ja, gebt dem Volke mehr Freiheit, so wird es kommen; man muß es dahin bringen, dazu erziehen u. s. w., ist die ewige Schulmeisterei, die uns dahin bringt Einrichtungen zu treffen, die da passend sein werden, wenn wir zu Engländern geworden sind. Wir können ein solches selfgovernment wie sie nicht haben, weil wir nicht so sind wie sie.... Das Vernünftigste ist, nicht sich zu englisiren oder zu prussificiren, sondern sich zu sagen: So sind wir Beide einmal.

Also, wie eine Nation einmal ist, so soll sie bleiben. Es ist Thorheit, Verbesserung ihrer Sitten und Zustände zu fodern, sowie es Thorheit ist einen andern Sommer zu verlangen. Wir können keine bessern Einrichtungen bekommen, weil wir sie bisher nicht gehabt haben. Wir müssen ewig unmündig bleiben, uns ewig bevormunden lassen, weil wir einmal unmündig sind und uns bisher haben bevormunden lassen. Knaben schreiten fort und werden selbständig, aber Männer sollen stehen bleiben. Thiere werden veredelt und nehmen durch lange Gewohnheit eine andere Natur an, aber Nationen sollen Nichts voneinander annehmen, sondern

so roh bleiben wie sie sind, eben weil sie es sind, und weil, wie Hegel sagt, was wirklich ist, vernünftig ist.

Als taktlos muß man es bezeichnen daß Erdmann gleich in der ersten Vorlesung über den „Völkerfrühling" von 1848 spottet. Aus einem tiefen Bedürfniß hervorgegangene Volksbestrebungen, die jedoch verunglücken mußten, weil ihre Leitung in die unrechten Hände gerieth, weil die Männer die an der Spitze standen im Rausche der Begeisterung die Besonnenheit verloren und des Genies entbehrten, das zur Gründung neuer staatlicher Ordnungen unumgänglich nothwendig ist, solche verdienen doch eher Mitleiden als Spott. Man kann dem Verfasser zugeben daß die Politik des Herzens allein nichts Dauerndes zu schaffen vermag, daß etwas mehr als Gemüth und Gefühl zur Staatenlenkung gehört, nämlich Kopf, Kenntnisse, wahre und klare Begriffe. Aber verdient eine Tugend darum geschmäht zu werden, weil eine andere, durch die sie sich nothwendig ergänzen muß, ihr fehlt? Ist das Herz darum in der Politik zu verachten, ist Begeisterung zu schelten, weil sie allein nicht ausreicht? Die nachfolgende Stelle mag daher auch immerhin dem zugrundeliegenden Gedanken nach wahr sein, die Form ist keineswegs zu billigen, und schwerlich wird Erdmann das Zutrauen der Freisinnigen unter seinen Zuhörern gewonnen haben.

Es sind die Stimmen noch nicht verhallt welche uns zurufen, zu der Zeit wo die Diplomatie herrschte, da seien gelehrte wissenschaftliche Untersuchungen am Platze gewesen, seit dem großen „Völkerfrühling" aber habe sich die Sache geändert und der offene Sinn des Volksfreundes überwinde die Schwierigkeiten, vor welchen die abgefeimten Diplomaten zurückweichen mußten. Da in allen Zweigen des Wissens sich ähnliche Stimmen bereits erhoben hatten, so wäre es ein Wunder gewesen, wenn nicht in der Lehre vom Staat sich ganz Aehnliches gezeigt hätte. Nachdem es auf den Gassen gepredigt war daß die Religion nur enthalten dürfe was jedem Menschen von selbst klar ist und daß das Herz den Theologen mache, nachdem gebildete Leute sich zu der einfachen Prießnitz'schen Pathologie und Therapie bekannt hatten, daß die verdorbenen Säfte ausgewaschen werden müßten, nachdem die gelehrte Jurisprudenz als unnütz verworfen war, nicht nur durch Mephistopheles, sondern durch Staatsanwälte und Gerichtspräsidenten, nachdem man in der Philosophie glücklich so weit gekommen war als ihr eigentliches Organ die fünf Sinne anzusehen, mußte natürlich auch an den Staat die Reihe kommen. Lamartine sprach es öffentlich aus, daß um über Fragen der Nationalökonomie zu urtheilen, es der Kenntnisse bedürfe, dagegen sei die Politik die Sache des sentiment, des Gefühls, des Herzens. Als die Praxis dieser politique de sentiment schon Frankreich längst ins Unglück gebracht hatte, sah ich wie in Erfurt die Wiederholung dieser Phrase (denn sehr originell sind wir in unsern politischen Reden nicht) einen wahren Beifallssturm hervorrief. Trotz der Autorität Lamartine's und des Beifall spendenden erfurter Tags muß ich jenen Grundsatz als den Grundsatz der Roheit bezeichnen, weil der Unterschied zwischen dem Rohen und dem Gebildeten darin besteht daß jener natürlich-individuellen Antrieben folgt, während bei diesem allgemeine (Vernunft-)Motive bestimmend sind, zu deren Auffinden es eines angestrengten Nachdenkens bedarf.

Hier hat Erdmann nicht bedacht, daß, obwol der Rohe seinen natürlich-individuellen Antrieben folgt, doch nicht der umgekehrte Satz wahr ist, daß Jeder der seinen natürlich-individuellen Antrieben folgt roh ist. Der von Natur Edle, Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebende folgt auch seinen natürlich-individuellen Antrieben, wenn er edel handelt, die Wahrheit spricht und Gerechtigkeit übt, und doch wird ihn Niemand roh nennen, so wenig als den Künstler der seinem angeborenen Genius folgt. Oder will Erdmann wirklich behaupten daß Lamartine und der erfurter Reichstag roh waren?

Wohin aber das Geltendmachen jenes Princips der Roheit führt, das lehrt uns ein Blick auf die Art wie die Mehrzahl in unserer Zeit über staatliche Dinge zu urtheilen pflegt.... Mancher von Ihnen erinnert sich vielleicht noch jenes badischen Bauern vom Jahre 1849, welcher einer der lautesten Schreier war unter den Aufständigen und auf die Frage, was er denn wolle, die Antwort gab: er wolle die Republik mit dem seligen Großherzog an der Spitze. Dem badischen Bauer vergibt man dergleichen und lacht darüber daß er nicht recht gescheidt ist. Viel ernster aber wird die Sache, wenn ganz gleiche Confusion sich bei Denen zeigt welche die Gesetze machen.

Nun kommen mehre Beispiele, welche zeigen sollen daß „ganz gleiche Confusion" bei den Redactoren der Grundrechte, nach deren §. 137 kein Deutscher einen fremden Orden annehmen dürfe, und bei den Männern der preußischen Kammern in Betreff der Trennung der Kirche vom Staate geherrscht habe. Und damit man nicht blos von der Unklarheit, sondern auch von der Unwahrheit der rohen Herzenspolitik Beispiele habe, so sagt der Verfasser (S. 8—12):

Blicken wir, um anderer Beispiele nicht zu gedenken, auf Die welche es so oft und laut ausgesprochen haben, sie seien der eigentliche Ausdruck des Volkswillens, daß sie wirklich viele Gutmüthige gefunden haben die es ihnen glauben, die Zeitungsredacteure, so zeigen diese uns täglich das Messen mit doppeltem Maß und Gewicht, welches natürlich ist, wo die wechselnde Leidenschaft, wo Sympathien und Antipathien des Herzens das Wort führen anstatt der unabänderlichen und consequenten Stimme der Vernunft. Gleich zu concreten Fällen, damit ich nicht scheine zu verleumden: Als in Frankfurt im Anfange des Jahres 1849 über die Erblichkeit der Kaiserwürde abgestimmt wurde, stimmten sämmtliche Reichsminister für dieselbe; die Majorität bei diesem Beschlusse war gering, sie betrug nur vier Stimmen; dies hinderte aber manche Zeitungsredacteure nicht, jenen Beschluß als Willen des deutschen Volks zu bezeichnen. Ich habe Nichts dagegen, denn sie haben es oft ausgesprochen, was die Majorität beschließe, das sei Wille des Volks, und da ist es am Ende gleichgültig wie viele die Majorität bilden. Aber wenn diese selben Männer im Januar 1851 sich heiser darüber schreien, es sei ein Skandal daß das preußische Ministerium nicht abtrete, wenn mit einer Majorität von nur vier Stimmen, worunter ihre eigenen, ein ihm ungünstiger Beschluß abgelehnt wird, dann sehe ich daß jenes ihr Princip nur festgehalten wird, wo es den Parteigenossen zugutekommt, und sie werden mir verächtlich wie jeder andere Lügner. Oder aber wenn dieselben Zeitungen, die Monate lang geschrien hatten, es sei ein Skandal daß Herr von Radowitz unsere auswärtige Politik mache, aber nicht verantworte, der Minister Manteuffel aber, der notorisch sie nicht wollte, dieselbe vertrete, wenn diese selben jetzt immer dem Minister Manteuffel vorwerfen, er sei von Dem abgegangen was er selbst früher gewollt, so ist das dieselbe lügenhafte Weise wie in Frankreich, wo die Opposition Herrn Guizot stets die entente cordiale mit England zum Vorwurf machte, als aber bei den spanischen Heirathen Lord Palmerston das Loos des betrogenen Betrügers erfuhr, über Herrn Guizot herfiel, weil er das ein-

zige Palladium von Frankreichs Wohl, die entente cordiale geopfert habe.

Diese Stelle, die noch viele ihresgleichen in dem Buche hat, genügt um zu zeigen, in welchem Sinne der Verfasser philosophische Vorlesungen über den Staat halten zu müssen gemeint. Um die ganz einfache, leicht faßliche Wahrheit zu beweisen daß in der Politik das Herz und der Wille allein nicht genügt, sondern daß man wahre und klare Begriffe haben müsse, daß Verstand und Kenntnisse den Willen leiten müssen, daß Vernunft die natürlichen Antriebe beherrschen müsse, werden Lamartine und Prießnitz, der erfurter Reichstag und die Grundrechte, ein badischer Bauer und die preußischen Kammern, die Erblichkeit der Kaiserwürde und die Zeitungsredacteure, Radowitz und Manteuffel, Guizot und Palmerston, die entente cordiale und die spanischen Heirathen herbeigezogen, lauter Beispiele für die sich wol passendere hätten finden lassen.

Gehen wir näher auf den Inhalt der einzelnen Vorlesungen ein, deren an Zahl 15 sind und deren jede einen besondern Punkt behandelt, so verwahrt sich der Verfasser in der ersten Vorlesung dagegen, als wolle er Politik im Sinne der Staatslenkungskunst lehren, in welchem Sinne das Wort gewöhnlich genommen wird, „wenn man von der Politik des Fürsten Metternich spricht, oder wenn man sagt daß England an Sir Robert Peel seinen größten Politiker verloren habe". Die letztvergangenen drei Jahre haben ihm eine Menge von Beispielen gezeigt „daß deutsche Professoren keine Politiker sind, d. h. nicht Staaten zu lenken verstehen, und daß es demgemäß kaum zweckmäßig sein möchte, wenn bei uns politische Körper (Wahlkreise) besonders gern Professoren zu ihren Vertretern wählen". Dagegen die Politik als Staatenkunde und als das Wissen um staatliche Dinge wolle er den Professoren nicht absprechen. „Diese ist gerade ihre Sache, und mehr als aller übrigen Professoren möchte sie die der deutschen sein." Dies komme daher daß wir Deutschen universeller sind und für das Staatsleben der verschiedensten Völker mehr Interesse haben als die Engländer und Franzosen. Dieses universellere Interesse trage dazu bei daß wir uns eine möglichst vollständige Kunde des staatlichen Lebens der verschiedensten Völker verschaffen, aus welcher dann die allgemeinen Regeln mit größerer Sicherheit abgeleitet werden können als wenn sie von den Einrichtungen nur eines Staats abstrahirt würden.

Seine eigene Aufgabe formulirt nun der Verfasser so: Da der „Staat überhaupt", dessen Erscheinung die besondern Staaten sind, Das ist was man als das Wesen oder den Begriff oder die Idee des Staats zu bezeichnen pflegt, so will ich die Idee des Staats entwickeln, indem ich zeige was aus ihr folgt und was darum in jedem Staate sich zeigen muß, wenn er seiner Idee entsprechen oder was Dasselbe heißt ein wahrer Staat sein soll. Es heißt (S. 4):

> Diese Idee wird in dem praktischen Staatsmann ebenso leben müssen wie in dem historischen Politiker oder politischen Historiker, denn ohne sie läuft der erstere Gefahr zum bloßen Routinier herabzusinken, der höchstens im Stande ist eine überlieferte Technik fortzusetzen, und der zweite, bei irgend einem unerwarteten Zeitereigniß eine Jahrzehnde hindurch festgehaltene Theorie zu opfern. Allein es wird für Beide genug sein daß diese Idee in ihnen als Gefühl existirt, ganz wie der Künstler ohne die Idee des Schönen nur ein ideenloser Farbenvirtuos wird, andererseits es aber für ihn genug ist, wenn ihn ein ideales Gefühl, ein ideenvoller Instinct leitet, den man mit dem Worte Genialität zu bezeichnen pflegt. Ebenso genügt bei dem Kunstkenner der ideale Geschmack. Ganz anders dagegen verhält es sich mit uns. Wie der Aesthetiker nicht nur fühlen, sondern wissen soll was schön ist, so wollen wir uns zum Bewußtsein bringen jene Idee des Staats welche den Politiker als Genialität leitet, wollen uns Rechenschaft darüber ablegen was er, ohne sich vielleicht stets der Gründe bewußt zu sein, befolgt.

Dieses zum Bewußtsein Bringen der Staatsidee und Dessen was aus ihr folgt ist allerdings in gegenwärtigen Zeitläuften, wo die wahre Staatsidee hüben und drüben abhanden gekommen zu sein scheint, sehr nützlich und nothwendig, und der Verfasser hat daher nicht Unrecht die Studenten so anzureden (S. 7):

> Da nun Sie Alle die ich vor mir habe in einigen Jahren Urwähler, resp. Wahlmänner sein werden, da ein großer Theil von Ihnen einmal mit die Regierung des Landes bilden wird, da ich endlich hoffe daß ein recht großer Theil von Ihnen, wenn Sie 30 Jahre alt sind, auch schon so viel Vertrauen im Lande genießen wird daß man ihn in die Kammern hineinwählt, für alle diese Fälle es aber nothwendig ist daß Sie gewisse Principien alles Staatslebens als unerschütterlich fest behaupten, so komme ich darauf zurück daß eine Vorlesung für Sie von Nutzen sein kann, in welcher die Principien entwickelt werden sollen, welche aus dem Begriffe des Staats folgen und deren Negation darum begriffswidrig ist. Der Zweck meiner Vorlesung also ist, durch ein Entwickeln dieser Principien Sie in den Stand zu setzen, politische Fragen und politische Persönlichkeiten, zu deren Beurtheilung wir nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sind, richtig und gerecht zu beurtheilen.

Aber nun fragt sich es auch ob Erdmann wirklich diesen seinen löblichen Zweck erreicht, ob er die richtigen Mittel dazu gewählt habe?

Da nach Erdmann „Entwickelung aus der Idee oder philosophische Betrachtung Dasselbe ist", wie er ausdrücklich am Anfange der zweiten Vorlesung erklärt, so soll seine ganze Darstellung nur die Evolution des einen Satzes sein, in welchem die Idee des Staats liegt: „Der Staat ist der höchste sittliche Organismus." (S. 18.) Wer diesen seinen Satz nicht zugestehe und demgemäß die Consequenzen daraus sich nicht gefallen lasse, werde, wenn er anders richtig gefolgert, seiner Darstellung wenigstens die formelle Wahrheit nicht absprechen können, „sollte er es auch mit des Polonius' Worten thun: Ist's Tollheit gleich, so hat es doch Methode." Als ob ein Philosoph sich mit blos formeller Wahrheit, mit methodischer Tollheit begnügen dürfte, als ob es ihm nicht vorallem darauf ankommen müßte, die Idee, aus der er entwickelt und folgert, selbst erst zu begründen, damit nicht das ganze auf ihr errichtete Gebäude in der Luft schwebe. Aus Begriffen, Ideen und Sätzen, die man vorausgesetzt hat, folgern, ist sehr leicht, denn man braucht aus ihnen nur herauszunehmen was man schon zum voraus

in sie hineingelegt hat. Aber die Begriffe, Ideen und Sätze selbst zu begründen, d. h. die realen Gegenstände und Verhältnisse nachzuweisen, auf denen sie ruhen und durch die allein sie objective Gültigkeit erlangen, das ist eine ganz andere Sache, und doch besteht eben hierin die echte Wissenschaft. Was hilft es, aus dem Satze: „Der Staat ist der höchste sittliche Organismus", richtig und consequent zu folgern, wenn der ganze Satz falsch ist? Was würde wol Erdmann dazu sagen, wenn Jemand aus dem Satze: „Der Staat ist ein Zuchthaus", in 15 Vorlesungen richtige Folgerungen machte, wie etwa diese: Jeder Unterthan muß an Ketten gelegt werden, — würde Erdmann mit dieser blos formellen Consequenz zufrieden sein? Durften also nicht diejenigen seiner Zuhörer, denen der Satz: Der Staat ist der höchste sittliche Organismus, nicht ohne weiteres einleuchtete, mit Recht verlangen daß er ihnen diesen vorausgeschickten Satz selbst erst begründe?

Diesen Uebelstand hat Erdmann selbst auch gefühlt, aber er wußte sich nicht anders zu helfen als daß er entweder das ganze Hegel'sche System ab ovo vortrüge, bis er an diejenige Stelle desselben gelangte, wo der Staat als höchster sittlicher Organismus hervorspringt, — welcher Weg aber sehr langweilig war, da er um zum Staat zu gelangen erst durch die vom reinen Sein = Nichts beginnende Logik, dann durch die ganze Naturphilosophie, dann durch die Anthropologie, Phänomenologie und Psychologie, dann sogar noch durch das Naturrecht und die Moral hätte hindurchwaten müssen, — oder aber daß er kurzen Proceß machte und frischweg den Satz hinstellte: „Der Staat ist der höchste sittliche Organismus", sich darauf verlassend daß dieser Satz „hinsichtlich seines Inhalts schwerlich anstößig sein möchte".

Diese beiden Arten der Darstellung vergleicht Erdmann „mit zwei Specialkarten eines Landes, auf deren einer die Nachbarländer mit ihren Flüssen, Gebirgen u. s. w. mit angegeben sind, nur nicht so genau und nicht colorirt, während auf der andern dieses Land wie eine Insel auf dem Ocean des weißen Papiers schwimmt" (S. 17). Von diesen wolle er der Kürze haber die letztere erwählen. Aber dabei hat er nicht bedacht daß die Begriffe in der Philosophie nicht wie die Länder auf einer Karte nebeneinander liegen, sondern nach und auseinander folgen, daß mithin ein Begriff, der eine Menge andere Begriffe zu seinem Verständniß voraussetzt, nicht wie eine Insel auf den weißen Ocean des Papiers hingeworfen werden darf, sondern wie die Folge aus dem Grunde entwickelt, gleichsam auf den Urahn seines Stammbaums zurückgeführt werden muß, der, wenn sein Abkömmling kein bloßes Phantom sein soll, zuletzt sich selbst als etwas Wirkliches erweisen muß. Und abgesehen hiervon, so hat Erdmann zu viel vertraut, wenn er voraussetzt daß seine Idee vom Staat als dem höchsten sittlichen Organismus unverfänglich sei und schwerlich Anstoß erregen werde. Bei mir wenigstens hat er großen Anstoß damit erregt. Denn, sagte ich mir, soll der Satz: Der Staat ist der höchste sittliche Organismus, bedeuten was der Staat ist, so haben wir noch keinen einzigen Staat. Denn wo ist wol ein Staat zu finden der diesem Prädicat entspräche? Noch nicht einmal Gerechtigkeit herrscht in allen Staaten, geschweige denn Sittlichkeit. Weder Dänemark noch Rußland, weder Frankreich noch die Türkei, weder Oestreich noch Preußen ist nach des Verfassers Definition ein Staat.

Soll aber sein Satz nur bedeuten was der Staat sein soll, so ist er wiederum nicht wahr; denn das heißt dem Staate zu viel aufbürden, von ihm zu verlangen er solle der höchste sittliche Organismus sein. Der Staat hat genug gethan, wenn er seinen wahren Zweck erreicht, erstlich das Volk gegen äußere Feinde zu schützen und zweitens im Innern nicht blos durch Gesetze die Person und das Eigenthum eines Jeden zu sichern, sondern auch jedem Zweige menschlicher Thätigkeit, die einem ursprünglichen Bedürfniß entspricht, also der Agricultur, den Gewerben, dem Handel, der Wissenschaft, Kunst und dem religiösen Cultus durch verfassungsmäßige Rechte die Bedingungen zu gewähren, unter denen allein sich dieselben frei entwicken und fortschreiten können. Der Staat ist sonach nicht, wie es nach Erdmann's Definition scheint, Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, indem er durch Recht und Gesetz nur die Bedingungen gewährt, unter denen allein es möglich ist die Zwecke der Menschheit zu erreichen.

Im Alterthum freilich war der Staat Alles in Allem, weil der antike Mensch, der Grieche und Römer, ein exclusiv-nationales Bewußtsein hatte, mehr von sich als Bürger denn als Mensch wußte. Die Nationalzwecke absorbirten so sehr alle andern, das Individuum ging so ganz im Staate auf daß sogar ein Platon — ganz dem hellenischen Bewußtsein gemäß — verlangte, der Staat solle die Erzeugung der Bürger unter seine Aufsicht stellen, nicht allein die Zahl der Geburten im Staate solle dem Interesse des Ganzen gemäß geregelt, sondern auch die Zeit der Erzeugung von Solchen bestimmt werden, welche der jede Periode beherrschenden kosmischen Einflüsse kundig sind; woher denn die Platonische Weibergemeinschaft nebst Anordnungen über die Zeit und Art der vom Staat erlaubten Geschlechtsverbindungen, über Abtreibung und Aussetzung eines Theils der Kinder u. s. w. („De re publica", V, 457 fg.). Und auch bei Aristoteles finden sich in der „Politik" (VII, 16) noch ähnliche Foderungen.

Aber mit dem Christenthum, welches an die Stelle des exclusiven Nationalbewußtseins und der Alles absorbirenden Staatsinteressen das allgemein menschliche Bewußtsein und die höhern Zwecke des Individuums setzte, mußte sich auch die Ansicht vom Staate ändern. Man mußte erkennen daß nicht der Staat das Höchste und die Individuen nur Mittel für Staatszwecke sind, sondern daß umgekehrt die Individuen der Endzweck und die Staatseinrichtungen nur Mittel für die allseitige Entwickelung der Individuen sind. Die Hegel'sche antikisirende Staatsphilosophie, zu der sich Erdmann bekennt, ist daher veraltet, ja sie ist heidnisch. Denn diese Staats-

philosophie spricht geringschätzig vom Individuum und der individuellen subjectiven Moral, betrachtet diese nur als ein untergeordnetes Moment in dem höhern substantiellen Willen des Staats, während doch in Wahrheit der Staat weiter Nichts ist als ein Rechtsinstitut, das über die Legalität der Handlungen wacht, aber die Moralität, die sittliche Gesinnung nimmer zu geben vermag, als welche eine höhere, über den Staat hinausliegende Quelle hat.

Doch darum kümmert sich unser Verfasser nicht. Da er einmal Hegelianer ist, so denkt er es auch bleiben zu müssen und analysirt daher frischweg seine auf den weißen Ocean des Papiers hingeworfene Insel: Der Staat ist der höchste sittliche Organismus. Er belehrt uns in der zweiten Vorlesung 1) warum der Staat Organismus, 2) warum er ein sittlicher Organismus, und 3) warum er der höchste sittliche Organismus zu nennen sei. Daß er den Staat einen Organismus nennt, das könnte man ihm noch hingehen lassen, wenn er nur darauf aufmerksamgemacht hätte daß in diesem Organismus die einzelnen Glieder, die Bürger, nicht Mittel zum Zwecke des Ganzen, sondern umgekehrt das Ganze nur Mittel für sie ist. Aber daß er ihn den höchsten sittlichen Organismus genannt hat, das ist unverzeihlich.

Das Wort sittlich hat nämlich nach dem Hegel'schen Sprachgebrauch eine ganz eigenthümliche Bedeutung. Es bildet nicht, als gleichbedeutend mit moralisch, wie wir Andern es nehmen, einen Gegensatz zu dem blos Rechtlichen, Legalen, sondern „sittlich ist was weder rechtlich noch moralisch ist, weil es Beides ist". Wem dies dunkel klingt, der lese folgende Erdmann'sche Erklärung und sehe dann, ob es ihm klarer geworden ist. Hier heißt es (S. 24—26):

In den sittlichen Gemeinschaften, z. B. der Ehe, hat man es nicht mit einer nur rechtlichen Verbindung zu thun, mit einem Vortrage in welchem die Persönlichkeiten sich behaupten, Mein und Dein sich ausschließt, sondern ganz im Gegentheil, hier heißt es: Was mein ist das ist dein. Noch mehr ist das sichtbar in dem Verhältniß von Vater und Kind, wo die Theorie daß der Vater das Kind ernähren müsse infolge eines fingirten Pacts zwischen ihm und dem zu erzeugenden Kinde wol schwerlich noch Anhänger zählt. Auf der andern Seite fühlen wir aber sehr gut daß eine bloße sogenannte Gewissensehe auch dem Begriff der Ehe nicht entspricht, sondern daß dazu nothwendig ist daß sie durch ein höheres öffentliches Forum legalisirt werde, und Jeder wird zugestehen daß der Mensch nicht nur moralisch verpflichtet ist für seine Kinder zu sorgen, sondern wol auch dazu gezwungen werden kann. Woher nun dieses Schwankende in unserer Beurtheilung? Daher daß in der Ehe und Familie wir es mit einer Gemeinschaft zu thun haben, die weder rechtlich noch moralisch ist, weil sie Beides ist, und zwar nicht nur wie eine Summe beider, sondern so daß beide in ihr als negirte, — latent, gebunden — enthalten sind und darum frei werden und hervortreten, wo jene Gemeinschaft stirbt, ganz wie die Bestandtheile des lebendigen Organismus. So ist die Ehe kein Contract, aber der Ehebruch ist ein Contractbruch (— reime sich diesen contractlosen Contractbruch zusammen wer kann; mir wird es offen gestanden unmöglich! —) und die Scheidung ein Civilproceß; so ist es nicht das Gewissen was den Mann an sein Weib bindet, erst wo er nach einem andern Weibe begehrt, die Ehe gebrochen hat in seinem Herzen, da klagt ihn sein Gewissen darüber an. Wir sprechen also von Sittlichkeit nur dort wo wir es mit einer ethischen Gestalt zu thun haben, in welcher Moralisches und Rechtliches sich nicht nur durch Addition, sondern durch Multiplication, nicht nur mechanisch, sondern chemisch verbunden haben. Die legale Gesinnung, die gesinnungsvolle Legalität, kurz was wir Treue, Pietät nennen, das macht das Band einer sittlichen Gemeinschaft und in ihr besteht die Sittlichkeit. Unser Satz nennt den Staat einen sittlichen Organismus und setzt ihn deshalb außerhalb der blos rechtlichen und der nur moralischen Verbindungen. Der Staat ist kein bloßes Rechtsinstitut, und die Theorie des Rechtsstaats hat an mir keinen Anhänger, weil der Rechtsstaat nur ein aus einem Vertrage hervorgehender sein könnte, und weil in einem solchen es sich nur um Rechtsobjecte, d. h. um erzwingbare Leistungen handeln, die Gesinnung aber ganz gleichgültig bleiben würde. So aber kommt es zu keinem Staat, höchstens zu einer Solidarität egoistischer Interessen. Zu einem Staat gehört mehr. . . . Der Staat als sittliche Gemeinschaft ist also ganz wie die Ehe weder ein Vertrag noch ein bloßes Gewissensband, sondern geht über beide hinaus. . . . Wie, obgleich Ehe und Vaterpflicht kein Vertrag war, der Ehebruch und die Verleugnung der Vaterpflicht als ein Contractbruch angesehen werden durfte, ebenso die verletzte Pietät gegen den Staat. . . . Der aufgestellte Satz also hebt den Staat über das rechtliche wie über das moralische Gebiet hinaus, indem er ihn zur Erscheinung der Sittlichkeit macht, in welcher Moralität und Legalität Eins war.

Welche Verwirrung der Begriffe! Die sittliche Gemeinschaft ist „weder rechtlich noch moralisch, weil sie Beides ist". Das ist ja gerade wie wenn Einer sagte: Der Mensch hat weder Augen noch Ohren, weil er Beides hat. Und sodann: Der Staat ist wie die Ehe kein Contract, und doch ist die Verletzung des Staats, sowie der Ehebruch, ein Contractbruch. Welche Sophistereien! Simplex veri sigillum. Die einfache, nackte Wahrheit ist diese: Es gibt Handlungen, zu denen man von Rechts wegen gezwungen werden kann, und solche zu denen man nicht gezwungen werden kann, oder Rechts- und Liebespflichten. Für die Erfüllung jener sorgt der Staat, für die Erfüllung dieser die Religion und Moral. Nun ist es zwar etwas Schönes, wenn der Bürger die Gerechtigkeit, das Neminem laede! wozu er vom Staate gezwungen werden kann, auch gern und freiwillig übt, wenn er das Gesetz aus Liebe erfüllt, wenn er nicht blos legal handelt, sondern auch legal gesinnt ist. Denn in einem solchen Staate werden weniger Verbrechen vorkommen und die Ruhe und Ordnung wird weniger gestört werden als da, wo der Bürger das Gesetz nur fürchtet. Aber darum, wie Erdmann, behaupten: der Staat sei kein Staat in welchem nur Rechtlichkeit, Legalität waltet und nicht zugleich Pietät und Moraliät, das heißt mehr behaupten als sich beweisen läßt.

Was Erdmann gegen den Rechtsstaat einwendet daß derselbe „nur aus einem Vertrage hervorgehe" ist nicht wahr. Der Rechtsstaat geht aus dem natürlichen Bedürfniß der Menschen, in Gemeinschaft zu leben und sich durch ihre Kräfte gegenseitig zu ergänzen, hervor. Ohne dieses natürliche Bedürfniß käme es ebenso wenig zu einem Staatsvertrage wie ohne das natürliche

Bedürfniß der Ehe zu einem Ehecontract. Die Grundlage des Staats ist das Naturrecht. Weil dieses aber im rohen Naturzustande, wo sich die Menschen noch nicht zu einem Staate verbunden haben, vielfachen Angriffen unterliegt, welche die Person und das Eigenthum eines Jeden in Gefahr bringen, so verpflichten sich die Menschen im Staatsvertrage, gegenseitig das Naturrecht zu respectiren. Der Rechtsstaat geht also nicht aus einem Vertrage hervor, so wenig als das Naturrecht aus einem Vertrage hervorgeht, sondern findet im Vertrage nur seinen Ausdruck und seine Sanction. Der Staat schafft das Recht nicht durch Vertrag, sondern schützt es nur durch ihn. Doch solche Gedanken sind einem Hegelianer viel zu einfach als daß er sich darauf einlassen sollte. Der Staat ist der höchste sittliche Organismus, das klingt doch weit erhabener; damit auch kann man, wie Erdmann gethan, den Absolutismus begründen.

Hören wir dagegen wie ein von Hegel'scher Philosophie frei gebliebener Kopf über das Recht und den Staat urtheilt. Professor Ahrens sagt in seinem ausgezeichneten Werke „Cours de droit naturel ou de philosophie de droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne" (Paris 1840) ebenso wahr als klar:

Die Entwickelung des Menschen in den verschiedenen Fähigkeiten womit er begabt und in den verschiedenen Verhältnissen, in die er einzugehen fähig ist, kann nicht ohne zahlreiche Bedingungen vonstattengehen. Die besondere Wissenschaft, welche das Ensemble der vom menschlichen Willen abhängigen Bedingungen, die zur Erreichung seines Endzwecks nothwendig sind, auseinandersetzt, ist die Wissenschaft des Rechts. Das Recht unterscheidet sich dadurch von der Moral daß es von der innern Intention, von den Motiven welche eine Handlung leiten abstrahirt und nur die Bedingungen des menschlichen Lebens ins Auge faßt. Diese Bedingungen aber, als eine äußere Thatsache, lassen sich bestimmen und realisiren, ohne daß man auf den guten oder schlechten Willen Dessen der sie gewähren muß Rücksicht nimmt. Das Recht muß bongré malgré erfüllt werden, weil was eine Bedingung des Lebens und der Entwickelung Aller ist nicht der Willkür der Person überlassen werden darf. Würde auch die Moralität der Handlungen gänzlich verschwinden, Recht und Gerechtigkeit müßte dennoch gehandhabt werden, um die sociale Welt vor dem Ruin zu bewahren. Der Rechtsbegriff ist ein universeller; er erstreckt sich über das ganze menschliche Leben, über alle physischen und intellectuellen Verhältnisse, er bezieht sich auf alle vernünftigen Zwecke, sowol individuelle als sociale, indem er die nothwendigen Bedingungen zu ihrer Erreichung begreift. Das Recht bezieht sich also auf die religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, commerciellen Interessen des Menschen und der Gesellschaft, aber berührt sie wie gesagt nur von der einen Seite, der conditionnellen Seite nämlich, wonach sie von Bedingungen abhängen, die zu ihrer Entwickelung nothwendig sind. Diese Wahrheit ist höchst wichtig für die Bestimmung des Verhältnisses, in welchem der Staat, dieses sociale Rechtsinstitut, zu den andern Zweigen der menschlichen Thätigkeit steht. Der Staat darf nämlich, obgleich er in Rapport mit allen menschlichen Interessen und allen Sphären der socialen Thätigkeit steht, dennoch, um die durch das Recht gezogenen Grenzen nicht zu überschreiten, nicht in ihre innere Organisation interveniren, sondern muß sich auf die Gewährung der zu ihrer Existenz und Entwickelung nothwendigen äußern Bedingungen beschränken. Der Staat ist also nicht Zweck, sondern Mittel, eine Ansicht mit der sich freilich der Absolutismus nicht begründen läßt.

Was Erdmann in der dritten Vorlesung über die Einseitigkeit der blos humanistischen wie der blos nationalen Politik sagt ist wahr. Wie aber, wenn die nationale Politik, die Politik der Volksthümlichen, der Patrioten, mit der kosmopolitischen, humanistischen Politik in Conflict kommt, wenn die russisch oder östreichisch Gesinnten etwas wollen was den kosmopolitischen, humanistischen Ideen zuwider ist, sollen da jene siegen und diese unterliegen? Darüber hat der Verfasser geschwiegen. Er neigt sich sehr auf die Seite der nationalen Politik, da er die humanistische als utopistisch verspottet und überhaupt sehr für das Naturwüchsige, sowie für das geschichtlich Gewordene eingenommen ist. Da dürfte es denn wol nicht überflüssig sein ihm bemerklich zu machen daß der Mensch zwar seinem Ausgangspunkte nach ein Naturwesen ist, aber daß er sich auch als Mensch über die natürliche Beschränktheit zu erheben hat. Nennt er das blos Menschliche „abstract", so nenne ich dagegen das blos Nationale bornirt. Wie bornirt der volksthümliche Patriotismus macht, das hat schon Börne in seinem „Menzel, der Franzosenfresser" gezeigt. Erdmann geht so weit zu behaupten: „Der Unpatriotismus ist ebenso wie der Ehebruch ein Verbrechen." Aber er bedenkt nicht daß es auch einen verbrecherischen Patriotismus, daß es auch eine nationale Politik geben kann die schändlich und niederträchtig ist, weil sie sich gegen das allgemein Menschliche versündigt. Es hätte also wol nicht geschadet, wenn er als Philosoph, d. h. als Vertreter der Menschheit, das Nationale und Naturwüchsige minder stark betont hätte. Börne hat ganz Recht:

Die unwandelbare Freundschaft und der Ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht.

Erdmann sagt, der Kosmopolitismus in der Politik schade gewöhnlich der ganzen Menschheit, „während diese sich am allerbesten befindet, wenn jeder Staat nur sein eigenes Wohl im Auge hat. Wenn England sein eigenes Wohl im Auge hat, so ist seine Politik auch dem Ganzen zuträglich". Dabei sieht er sich aber selbst genöthigt, sogleich hinzuzufügen: „Freilich ist es sehr die Frage, ob es sein eigenes Wohl befördert, wenn es sich in den Credit bringt brutaler Unterdrücker des Schwächern oder Beförderer aller fremden Revolutionen zu sein." Hieraus ergibt sich aber von selbst daß die nationale Politik nur unter der Bedingung, daß sie nicht gegen die kosmopolitische streitet sich rechtfertigen läßt. Da wo das eigene Wohl eines Staats mit dem Wohle der Menschheit in Conflict kommt, wo die nationalen Bestrebungen den humanistischen zuwider sind, da haben jene diesen zu weichen. Dies hätte Erdmann als Phi-

losoph, d. h. als Einer der die Interessen nicht dieses oder jenes Volks, sondern die Interessen der Menschheit vertritt, mehr hervorheben sollen. „Rechtthun ist die beste Politik", sagt er selbst in der fünften Vorlesung. Darum hätte er aber auch diesen Gedanken in den Vordergrund stellen sollen, denn von ihm hängt es ab, ob die nationale oder die kosmopolitische, ob die conservative, das Geschichtliche festhaltende oder die progressive, es umbildende Politik die beste sei. Es kommt Alles auf den Inhalt an, d. h. auf die Gerechtigkeit, die Jedem das Seinige gibt.

In der vierten Vorlesung macht der Verfasser, anknüpfend an Das was er am Schluß der dritten über die Weltstellung der verschiedenen Staaten gesagt, einen Excurs in das Gebiet factischer Zustände und sagt da viel Vortreffliches über die Mission Deutschlands, die Rolle des Vermittlers zwischen den verschiedenen Nationen zu übernehmen und dadurch der Feindseligkeit derselben entgegenzuarbeiten. Deutschland ist bestimmt, nicht Schlachtfeld, sondern Meßplatz zu sein für den Austausch der Waaren und Ideen. „Der deutsche Geist bedarf um sich zu beleben der steten Assimilation des Fremden, er ist omnivorer Natur." Das Thörichte, Bornirte, Spießbürgerliche, Kleinstädtische der exlusiv nationalen Politik bringt Erdmann in dieser Vorlesung selbst zum Vorschein.

Die fünfte Vorlesung zeigt worin der gebildete, intelligente Patriotismus besteht und wie ebenso wenig ohne Achtung vor dem Hergebrachten als ohne Rücksicht auf die kommenden Geschlechter wahrer Patriotismus stattfinde. Hier kommt endlich der Gedanke zum Vorschein, den ich oben als denjenigen bezeichnet, den der Verfasser an die Spitze seiner Beurtheilung der verschiedenen Arten von Politik hätte stellen sollen, daß es nämlich gegen die Extreme der conservativen wie der neuerungssüchtigen Politik nur ein Wahres gebe, das Festhalten am Ewigen, am Rechten und Vernünftigen.

Dies halte man fest und vergesse in keinem Augenblick daß was unrecht und unvernünftig ist nicht vertheidigt werden darf, und bestände es seit Jahrtausenden, und Unrecht nie gethan werden darf, auch wenn es das allgemeine Wohl zu befördern scheint. (S. 59.)

Sodann definirt der Verfasser in dieser Vorlesung den Begriff der Constitution oder Verfassung und unterscheidet ihn streng von dem der Verfassungsurkunde. Unter Constitution versteht er die bleibende Grundlage aller Institutionen eines Staats,

sodaß es keinen Staat gibt der nicht seine Constitution oder Verfassung hätte. Wenn darum die Frage aufgeworfen wird wer die Verfassung geben soll, so hat sie ebenso wenig einen Sinn wie die, wer einem Volk seinen Geist und seine Mission geben soll. Diese hat es von Gott, von Natur und Geschichte, genug es hat sie, und der Versuch einem Volke eine Verfassung zu geben, d. h. seine Grundinstitutionen ohne sein Zuthun zu ändern, ist eine Sünde gegen seinen Geist, die darum nothwendig empört. (S. 62.)

Er nimmt also Constitution, da er den Staat einen Organismus genannt hat, in dem Sinne wie man von körperlicher Constitution eines Einzelorganismus spricht. In Verfassungsurkunden sieht er keine Garantie der Verfassung. „Daß eine Verfassung nicht umgeworfen wird, dies wird garantirt nur durch ihre Stärke, d. h. dadurch daß jene Einrichtungen wirklich Wille des Volks sind und ihm theuer." Die Ansicht daß Urkunden die Sicherheit der Verfassung garantiren nennt er

ebenso naiv als wenn ich glaubte hinsichtlich des Geldes das ich einem Zahlungsunfähigen geliehen habe vollkommen sicher zu sein, wenn er mir einen Wechsel ausstellt. Eine solche Urkunde für sich garantirt Nichts, sondern ob sie einen Werth hat hängt blos davon ab, ob was sie enthält auch wirklich im Volke feststeht, ganz wie der Wechsel durch die Zahlungsfähigkeit gut, nicht aber diese durch jenen garantirt wird. (S. 63.)

Dennoch verkennt er den Werth und die Wichtigkeit geschriebener Verfassungsurkunden nicht, sondern betrachtet denselben vielmehr ausführlich in der sechsten Vorlesung. Ihr Werth liegt ihm in Dem, „worin auch der Werth der Grundsätze liegt, die den Menschen nicht ändern, wol aber in seiner Weise zu sein bestärken, indem was bis dahin unbewußtes Princip seines Handelns war, jetzt bewußte Norm wird". Er untersucht sodann wie Verfassungsurkunden beschaffen sein müssen um ihrem Zweck zu entsprechen, dabei überall Rücksicht nehmend auf historische und factische Zustände, und faßt endlich am Schluß der Vorlesung das Resultat der ganzen Untersuchung, die viel Beherzigungswerthes enthält, so zusammen: Verbriefte Grundsätze der Verfassung sind ein großes Glück, umsomehr je länger sie bereits gegolten haben. Entstehen sie erst, so müssen sie so beschaffen sein daß sie alt werden können. Dies wird am leichtesten erreicht, wenn sie nicht ein, sondern mehre Instrumente bilden, indem dann auch Aenderungen vorgenommen werden können ohne die Erklärung daß die Verfassung geändert werden müsse. Soll es aber durchaus eine sogenannte Charte sein, so wird diese um so besser sein, je mehr sie sich auf einige wenige Hauptgrundsätze beschränkt, die als solche nicht auf dem Wege der gewöhnlichen Gesetzgebung geändert werden können, alles Detail aber der gewöhnlichen Gesetzgebung sowie das ohne Ruin des Staats überhaupt nicht Zweifelhafte dem allgemeinen Bewußtsein und der Sitte überlassen. Hält sich die Charte nicht in diesen Grenzen, so wird sie respectirt hemmen, umgangen depraviren, stets verändert die Revolution permanent machen und anstatt (was sie sollte) Stütze, vielmehr Feindin alles gesetzlichen Sinnes werden. Die ganze sechste Vorlesung war nur Ausführung dieser Gedanken.

Die siebente Vorlesung handelt von den verschiedenen Staatsgewalten, unter welchen der Verfasser die verschiedenen Weisen versteht, „in welchen der Staat seine Souverainetät bethätigt oder sich als absoluten Herrn zeigt". Von ihnen unterscheidet er aber die verschiedenen Staatskörper (corps), gerade sowie die Sensibilität von dem Nerven in dem sie sich verkörpert. Die Staatskörper sind ihm nur die Organe der Staatsgewalten, weshalb er die Theorie von der Trennung der Staatsgewalten für falsch erklärt, nur eine Trennung der Organe oder Staatskörper zulassend.

Hier ist die Trennung nothwendig, damit jedes Organ,

indem es nur einer Function dient, die Zwecke derselben mit Meisterschaft vollführe. So ist in allen europäischen Staaten die Gesetzcommission vom Obertribunal u. s. w. getrennt, nicht damit Gesetzgebung, Justiz und Administration jede ihren Weg gehen, sondern damit sie zusammengehen, damit ein Geist in ihnen allen sich zeigen könne. (S. 78.)

Die achte Vorlesung handelt zuerst von der legislativen Gewalt.

Auf die Frage, wer das Gesetz feststellt, gibt es nur die eine Antwort: das Volk, wenn es nämlich unabhängig ist, d. h. der Staat, und die Sätze daß la volonté générale oder la volonté du peuple das Gesetz bestimmt, sind vollkommen richtig. Umgekehrt aber: sollte der legislative Körper, d. h. diejenigen Personen denen jene Function des Staats übertragen ist, Solches als Gesetz feststellen was mit dem Willen des Volks streitet, so wäre das nur nominell ein Gesetz, es wäre, weil es keine Geltung bekommt, ein Wunsch jener Männer, in Wirklichkeit aber eine große Lüge. (S. 81.)

Die passendsten Legislatoren sind nach dem Verfasser die intelligenten Patrioten. Jedoch sieht er selbst ein daß daraus die neue Frage entsteht, bei wem finden wir diesen intelligenten Patriotismus? Wo ein Staat erst gegründet werde, da sei der Gründer zu gleicher Zeit der Gesetzgeber, wie Moses, Romulus, Mohammed,

die mit zwei Kammern nicht weit gekommen wären, weil der Schöpfergenius allein sein muß, indem ihm Alles zum Hinderniß wird. Anders ist es da wo der Staat consolidirt ist, die Gesetze ihr bestimmtes Gepräge haben, und es eben darum weniger um eine neue Schöpfung als um eine ruhige Entwickelung sich handelt. Aber auch in diesem Fall wird bei verschiedenen Völkern Verschiedenes normal sein; was in England vortrefflich ist, wäre in Rußland ein Unsinn. (S. 82.)

Das Feststellen der Gesetze durch Bureaus und Collegien hat nach dem Verfasser die Vortheile 1) daß es schneller mit der Gesetzgebung geht, 2) dem Lande viel weniger kostet und 3) „was die Hauptsache ist, ein Gesetz über dessen Zustandekommen man Nichts weiß, hat bei der Mehrzahl einen ganz andern Nimbus als wenn sie in diesen Mechanismus tiefer hineingesehen haben". Doch das unbedingte Vertrauen zu dieser Weise der Gesetzgebung dauere nicht ewig, es komme im Fortschritt der Zeiten zu berathenden Ständen und endlich von diesen zum Verlangen nach einem Parlament, d. h. der Feststellung der Gesetze durch Mandatare des Landes. Man halte dann sogar schlechte, aber durch Volksvertreter votirte Gesetze für besser als gute, die auf bureaukratischem Wege entstanden, was ungefähr so geistreich sei, „wie die Ansicht jenes reichen Bauern, daß es besser sei honnet, d. h. mit einem Arzt zu sterben als ohne einen solchen gesund zu werden". (Ein Gleichniß, das nicht recht hierher zu passen scheint.) Sei nun das Verlangen nach einer parlamentarischen Feststellung der Gesetze in einem Lande so mächtig geworden daß ihm nachgegeben werden müsse, so entstehe die Frage, ob sich wol gewisse Normen feststellen lassen über die Befugnisse die nicht sowol dieses oder jenes Parlament hat, sondern die jedem Parlamente zugestanden werden müssen, wenn es seinem Begriff entsprechen soll. Daraus daß der Wille des Staats dieses Beides enthält, daß die Willkür des Einzelnen beschränkt und Beisteuer zur Erhaltung des Ganzen vom Einzelnen gefodert werde, ergebe sich daß das Parlament die doppelte Befugniß habe „die Gesetze zu votiren und die Steuern zu bewilligen". Ueber diese beiden Punkte spricht nun der Verfasser ausführlicher und macht dabei wieder einen Excurs ins Gebiet factischer Zustände. Da aus dem Steuerbewilligungsrecht auch das der Steuerverweigerung folgt, weil bewilligen können und abschlagen dürfen Dasselbe ist, so fodert der Verfasser mit Recht daß was in keinem Falle abgeschlagen werden darf, dazu man auch Niemandem ein Bewilligungsrecht einräume.

Diejenigen Leistungen und Steuern nämlich, ohne welche der Staat aufhört zu existiren, diese dürfen auf keinen Fall verweigert werden, eben darum aber darf auch das Parlament nicht das Recht in Anspruch nehmen sie zu bewilligen, weil ein Parlament nicht das Recht haben darf den Staat zu morden.... Das Geld darum, wodurch Kirche und Schule, wodurch die Justiz und der gesandtschaftliche Verkehr erhalten wird, das endlich welches der König für sich und seinen Hof bedarf, das darf, weil es ohne Frage herbeigeschafft werden muß, nie in Frage gestellt werden. Den Parlamenten die Bewilligung dieser Summen überlassen, dies wäre ein Unsinn. (S. 88.)

Hierüber wird gewiß kein Vernünftiger mit dem Verfasser streiten. Aller Streit über die Steuern fängt erst da an, wo es sich um die Höhe der Summen handelt. Nicht darum, ob überhaupt für Kirche, Schule, Justiz, Militair u. s. w. beigesteuert werden soll, sondern in welchem Verhältniß, wie viel? darum handelt es sich. Ueber dieses Wie viel, welches die Hauptsache ist, sagt aber der Verfasser Nichts. Er ist gegen die jährliche Bewilligung des Budgets und zeigt die Differenz, die in dieser Hinsicht zwischen uns und England obwalte. Die hauptsächlichste Differenz betreffe das Militairbudget.

Hier halten nun die Engländer besonders darauf daß dieses jährlich bewilligt wird, und es sind Stimmen laut geworden welche Dasselbe für Preußen verlangen. Allein wer dieses verlangt, vergißt ganz daß unsere Militaireinrichtung eine ganz eigenthümliche Bedeutung hat. Man hat sich geärgert daß Preußen ein Militairstaat genannt worden ist; in der That ist er es, da er nur aus gewesenen, seienden oder werdenden Soldaten besteht (die Kränklichen ausgenommen). Die Militairjahre sind aber für den größern Theil wirkliche Erziehungsjahre, in welchen Intelligenz und Zucht gefördert wird, mehr als in den meisten unserer Volksschulen. In Preußen ist, so parador das klingen mag, das Kriegsministerium ebenso sehr Unterrichtsministerium wie das welches so heißt. Bei uns ist es eine Schande, wenn man gesund ist, von dem Dienste ausgeschlossen zu sein, während in England das angeworbene, unter der Peitsche stehende Militair als eine Art von Prätorianern angesehen wird. Hört unsere Militaireinrichtung auf, so ist Preußen nicht mehr Preußen, sie ist für unsern Staat neben Kirche, Schule u. s. w. eine der Säulen auf welchen er steht und darf eben deshalb nicht in jedem Jahre in Frage gestellt werden. Da sie bleiben muß, so darf nicht erst weiter gefragt werden, ob sie bleiben soll. (S. 91.)

Man sieht daß der Verfasser gut preußisch gesinnt ist.

Die neunte Vorlesung sucht Allgemeingültiges festzustellen über die Art wie das Parlament organisirt und gegliedert werden muß. Das Resultat ist: die Organisation ist gut, wenn die Hauptinteressen des Landes gleich vertreten sind und darum selbst bei sich geltendmachendem Egoismus der Staat nicht gefährdet wird.

In wie viele Abtheilungen das Parlament zerfallen, nach welchem Princip dieselben gesondert sein sollen, diese Frage erfodert in jedem Staate eine andere Antwort, weil dieses sich danach richtet, wie viel gleichberechtigte Hauptinteressen dort unterschieden werden müssen. Darum, wenn ich mich sehr interessirt habe für die Frage, ob in Preußen eine oder zwei Kammern wünschenswerth seien, so muß ich auf der andern Seite gestehen daß die Fragen, ob das Ein- oder Zweikammersystem (überhaupt), ob die Erblichkeit oder Nichterblichkeit der einen Kammer (überhaupt) vorzuziehen sei, mir gerade so vorkommen wie die Frage, welche Farben den Damen am besten steht, was bekanntlich verschieden ist, je nachdem die Dame braun ist oder blond. Die Gliederung ist gut die auf einem Gegensatz wirklicher, dem Staate wichtiger Interessen beruht. Die dagegen ist schlecht die (etwa aus Nachahmung) wirkliche Verschiedenheit der Interessen ignorirt. (S. 95.)

Um zu zeigen daß diese allgemeine Antwort keineswegs unfruchtbar ist, und um auch hier wieder seine Zuhörer die factischen Zustände von einem bestimmten Princip aus beurtheilen zu lassen, macht der Verfasser wieder einen Excurs in das Gebiet factischer Zustände und wirft einen kritischen Blick auf existirende Einrichtungen. Er spricht zuerst über England, wobei er unsern Constitutionsmachern einen Hieb gibt, die „immer an Engel in den Kammern und Teufel am Ministertische oder auf dem Throne gedacht zu haben scheinen". Er nennt die englische Gliederung des legislativen Körpers vortrefflich, „nicht weil er in zwei Häuser zerfällt, sondern weil dieses Zerfallen auf gegebenen Verhältnissen beruht". Dann ist von Frankreich, von den Vereinigten Staaten, von Belgien die Rede. Endlich kommt der Verfasser auf sein Lieblingsthema, auf Preußen, da doch das Wichtigste für uns sei daß wir zu einem festen Urtheil kommen nicht sowol hinsichtlich der Einrichtungen anderer Länder, sondern hinsichtlich unseres eigenen, und er meint daß für Preußen die Gliederung des legislativen Körpers gut, d. h. echtpreußisch sein würde, wenn sie gewissermaßen englisch-amerikanisch-belgisch wäre, was er aus den complicirten Landesverhältnissen nachzuweisen sucht.

Die zehnte Vorlesung bespricht die wichtige Frage: Wie müssen die Parlamentsglieder beschaffen sein? denn durch eine zweckmäßige Organisation des Parlaments sei zwar viel geschehen, aber lange noch nicht Alles. Das Allermeiste hänge doch von der Beschaffenheit der Persönlichkeiten ab welche in dem Parlamente sitzen. Die Summe dieser Vorlesung über die Beschaffenheit der Deputirten ist: Sie sollen gebildete, politisch reife und sachverständige, besonders aber mit gesetzlichem Sinne ausgestattete Männer sein. Sie sollen aber auch als solche allgemein anerkannt werden und nicht noch außer der eigenen Schuld die von Einrichtungen tragen, die früher oder später den Verdacht hervorrufen daß sie an ihren pecuniairen Vortheil, an ihre eigene persönliche Sicherheit denken und Gesetze den Andern geben, über die sie sich selbst lustig machen. Damit man zu solchen und so angesehenen Deputirten komme, müssen Anstalten getroffen werden die es nur den Gescheidtesten und Besonnensten möglich machen zu wählen, nur den Besten, gewählt zu werden. Die Freiheit das Schlechte zu thun soll Niemand haben, eben darum auch nicht die Freiheit, nach Kräften den Staat zu ruiniren. Solange alles Dieses nicht stattfinde, und leider sei dies unsere Lage, so lange laufe man Gefahr daß die Kammern Gesetze machende Körper heißen und Gesetze hemmende sind.

An Hieben auf die Roheit und den Cynismus unserer legislativen Kammer fehlt es in dieser Vorlesung nicht. Es werden ganz specielle Fälle angeführt, z. B. (S. 107):

Wenn ein sehr hervorstechendes Oppositionsglied in Gegenwart des Herrn Ministers von Manteuffel von „geistreichern Ministern als unsere" spricht und, da Einige murren, fortfährt: „Sie werden doch nicht leugnen daß Herr Guizot geistreicher war als Herr von Manteuffel?", so weiß man wol was unter vier Augen auf eine solche — parlamentarische Wendung gehört, aber nicht was vor den Augen des ganzen Volks. Es ist gewiß nicht zu loben, wenn vom Ministertische Anspielungen auf die Corpulenz eines Oppositionsglieds gemacht werden, aber wenn man in den „Stenographischen Berichten" gelesen hat was in unserm Parlamente Alles und wie es namentlich gegen die Minister gesagt wird, besonders aber wenn man öfter Gelegenheit gehabt hat zu sehen wie es bei den Sitzungen hergeht, so wird man darüber milder urtheilen; bei dem rohen und cynischen Geist der sich in unsern legislativen Körpern von Jahr zu Jahr mehr eingebürgert hat, der sich nicht einmal vor Denen verbirgt die auf den Tribunen sitzen und oft ganz entsetzt sind über die Art wie bei uns Die sich betragen die über Staatsgesetze entscheiden, — mag es schwer sein sich immer in den gehörigen Grenzen zu halten. Auf das gute Vorurtheil welches den Gesetzen entgegenkommt deren Urheber die Elite der Bildung sind, werden die unserigen wol noch eine zeitlang warten müssen.

Man sieht wie der Verfasser das Versprechen zu halten weiß das er den Studenten in der ersten Vorlesung gegeben, daß er sie anleiten wolle politische Zustände und Persönlichkeiten zu beurtheilen. Hassenpflug, Metternich, Peel, Guizot, von Manteuffel, Palmerston, d'Israeli, von Gagern und Eisenstuck, Waldeck, Jacoby und Rodbertus, Riebe und Koppe nebst Kühne und weiß der Himmel wer noch Alles müssen dem Verfasser herhalten, um an ihnen seine philosophische Staatsidee nebst Dem was aus ihr folgt zu demonstriren. Schönere Stunden haben die Studenten die dieses Collegium besucht gewiß nie verlebt. Welch ein Selbstgefühl gibt das, von solcher Höhe auf all das politische Gesindel unserer Tage hinabsehen zu können, sich sagen zu können: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie einer von Diesen.

Jedoch unser Verfasser greift die Deputirten nicht blos wegen ihres Mangels an festen politischen Principien und an Sachverstand an, o nein, er greift sie auch wegen eines Ueberflusses an, d. i. wegen der Diäten — gewiß einer der härtesten Angriffe! Die Messieurs à 25 francs und die „Dreithalermänner" haben seinen Beifall nicht, weil dadurch daß Deputirter zu sein ein profitabeles Geschäft ist, die Ehre dieses Amts in Gefahr und in Miscredit kommt.

Ich weiß wol daß man von der Unmöglichkeit spricht die Diäten abzuschaffen. Wäre ich von dieser überzeugt, so wäre

ich es auch davon daß wir nicht lange ein Parlament haben werden. Denn dauert das Besoldetsein auch nur zehn Jahre, so wird dadurch das Parlament so discreditirt sein daß es an der allgemeinen Verachtung sterben wird. Ich leugne aber jene Unmöglichkeit. Wenn gesagt wird daß dann nur Reiche gewählt werden könnten, so setze ich dem das allerentschiedenste Dementi entgegen. Man kann in Berlin sehr wohlfeil leben, und es ist mir noch nicht bewiesen daß ein Deputirter besser leben muß als ein Student. (Hört! Hört!) Dem Ansehen der Gesetze wird es gewiß nicht schaden, wenn die Deputirten abgemagert von der Session zurückkommen, während man jetzt die entgegengesetzte Bemerkung macht. Der gemeinschaftlichen gemüthlichen Zweckessen werden vielleicht weniger werden, von denen und von deren erhebenden Toasten uns die Zeitungen jetzt immer erzählen; das ist kein Unglück. Jetzt treten diese zu sehr in den Vordergrund, und der Irrthum eines Franzosen, der von Mr. Mielentz als einem wichtigen Parteihaupt sprach, hat neben der komischen doch auch eine sehr ernste Seite u. s. w. (S. 115.)

Nach der Frage wie die Abgeordneten beschaffen sein und welche Stellung sie in der öffentlichen Meinung haben sollen, geht der Verfasser zu der praktisch noch wichtigern über: Wie kommt man zu tüchtigen Abgeordneten? und bespricht die Art der Wahlen. Wenn man, sagt er, die Einrichtung träfe daß gewisse Kategorien, also vorallem die einen gewissen Grundbesitz haben und dann, wenn es sein soll, gewisse mehrjährige Beamte der Commune und des Staats directe Wähler, die Uebrigen dagegen zum Ernennen solcher Wähler befugt wären, so wäre Alles erreicht was er wünsche. Er zeigt die Vortheile dieser Einrichtung, fodert aber dazu auch noch ein persönlicheres Verhältniß zwischen dem Wahlkreise und den Deputirten als es jetzt stattfindet.

Je mehr ein wirkliches Verbundensein, eben darum auch Gebundensein des Deputirten an die Ansichten und Wünsche seiner Mandanten stattfindet und gesetzlich anerkannt ist, um desto größer ist eigentlich das Gewicht und die Macht des Deputirten der Regierung gegenüber. (S. 124.)

Was die Wählbarkeit betrifft, so will der Verfasser auch diese an gewisse Bedingungen geknüpft wissen und entgegnet Denen welche hierin eine Beschränkung der natürlichen Freiheit der Wählenden sehen,

daß es auch eine Beschränkung derselben ist, wenn ich mein eigenes Haus nicht anzünden darf, und daß schlechte Deputirte ein größeres Unglück sind als eine Feuersbrunst. Wer sich der natürlichen Freiheit erfreuen will, gehe in die Urwälder Amerikas, er wird ihrer so viel finden als ihm Panther und Klapperschlangen zugestehen.

Der Verfasser ist zwar nicht für einen hohen Census als Bedingung der Wählbarkeit bei uns, aber doch für solche Beschränkungen die hergenommen wären von absolvirten Studien oder von langem Bekleiden eines Amtes u. dergl., so aber daß nicht nur einer dieser Gesichtspunkte geltendgemacht würde, sondern daß der Grundbesitz durch den absolvirten Universitätscursus und vice versa vertreten werden könnte.

Das Wesentliche ist dabei dies daß nur Solche auf die Liste der Wahlcandidaten gestellt werden, bei denen es wahrscheinlich ist daß sie Anhänglichkeit an das Vaterland, an ihren Wahlkreis, daß sie kein Interesse an Neuerungen als solchen haben, daß sie Intelligenz und Erfahrung genug haben, um nicht durch Phrasenmacher confus, und Gewissenhaftigkeit genug, um nicht durch Aussicht auf persönlichen Vortheil zum Verleugnen der Interessen ihrer Mandanten gebracht zu werden. Nur unter solchen muß die Wahl sein, darum soll sie auch nur frei sein unter solchen. (S. 127.)

Nachdem die zehnte Vorlesung von der legislativen Gewalt gesprochen, geht die elfte zur Betrachtung der Regierungsgewalt über, unter welcher der Verfasser das Vermögen des Staats versteht, in seinem Conflicte mit dem Einzelwillen seinen Willen durchzusetzen. Regieren soll also hier nicht heissen régner, sondern gouverner. Dies führt zum Begriff des Beamten, als dem Organe der Regierungsgewalt. Der Verfasser zeigt den Unterschied zwischen Deputirten und Beamten und unterscheidet sodann innerhalb des Kreises der letztern die Justiz- von den Administrativbeamten. Er spricht zuerst von den Justizbeamten und der Unabsetzbarkeit der richterlichen Personen, dabei einen Blick werfend auf die gegenwärtigen factischen Zustände. Er fodert, obgleich man sparsam sein solle mit der Ertheilung einer Würde die zu einem absolut selbständigen Staatsbeamten macht, zwar nicht eine so starke Reduction der Richterzahl, die uns der geringen Anzahl richterlicher Beamten in England näherte, jedoch etwas Anderes was nachahmungswerth sei, nämlich „das Verbot daß Richter in die Kammern gewählt werden dürfen". Der Verfasser zeigt die Incompatibilität der richterlichen mit der Deputirtenthätigkeit und wünscht jenes Verbot nicht nur wegen der daraus hervorgehenden Conflicte, sondern weil es an und für sich sachgemäß ist.

Wie es nämlich eine Unvereinbarkeit gewisser körperlicher Beschäftigungen gibt, wie der Schornsteinfeger nicht zugleich Leinen oder zarte Seidenstoffe den Käuferinnen vorlegen wird, so gibt es eine Incompatibilität zwischen gewissen Berufen, und als solche möchte ich den Beruf des Richters und des Kammermitglieds bezeichnen. (S. 137 fg.)

Gegen den Einwand, es sei doch sei doch sehr wünschenswerth daß sich in den Kammern Männer von juristischen Kenntnissen und juristischer Praxis befänden, erwidert der Verfasser daß deren sich genug finden und immer finden werden unter den nicht im Staatsdienst stehenden Advocaten.

Ueber die Administrativbeamten ist der Verfasser sehr ausführlich. Die Spitze der Administration bildet der Minister: Il gouverne, mais il ne régne pas. „In demselben Maße als der Minister für Alles einstehen soll, in demselben muß er auch allmächtig sein." Die verschiedenen Ministerien sind ursprünglich nur Zweige des einen Ministeriums.

Formell kann man Nichts dagegen haben, wenn ein einziger Minister die ganze Administration leitet. Ist nun eine größere Menge von Ministern da, so ist es erklärlich daß einer derselben als die Hauptperson erscheint, nach dem dann das Ministerium genannt wird, weil er als die Seele desselben gedacht wird, seine Ansichten das System bestimmen, nach welchem regiert wird.

Naturgemäßerweise falle die Präsidentur demjenigen Minister zu, welcher das wichtigste Ministerium hat, dies sei aber in verschiedenen Ländern verschieden.

Im ruhigen und geordneten Lauf der Dinge ist bei uns

kein Ministerium wichtiger als das des Innern, und mit diesem wird die Präsidentur verbunden sein, wenn unsere Angelegenheiten geordnet sind; ehe sie es sind, wird man am meisten wünschen müssen daß der Minister des Auswärtigen und unter Umständen daß ein Militair an der Spitze des Ministeriums steht.

Eine Vertheidigung des Ministers von Manteuffel gegen die bittern Vorwürfe der Opposition daß er seit dem November des Jahres 1850 die frühere Politik völlig verlassen habe und daß ein solcher Wechsel des Systems, ohne daß das Ministerium wechsele, in den Annalen constitutionneller Länder unerhört sei, macht den Beschluß dieser Vorlesung. „Aber es hat ja gewechselt", ruft der Verfasser aus. „An die Stelle des Ministeriums Brandenburg ist das Ministerium Manteuffel getreten, es kann darum durch das System seines Vorgängers nicht gebunden sein u. s. w." — eine Stelle, die, wie so viele andere in den Vorlesungen des Verfassers, wegen der darin zum Vorschein kommenden Tendenzphilosophie wol anderswohin gehört als auf den Katheder.

Nachdem der Verfasser die beiden Staatsgewalten, in denen die Souverainetät des Staats sich äußert, die Legislation und die Regierung (Rechtspflege und Administration), jede für sich ihrem Begriffe nach fixirt, geht er in der zwölften Vorlesung zu der Betrachtung über, „wo ihr Verhältniß normal und wo es krank ist". Summa: der Geist und Wille des Volks soll in der Legislative und der Regierung herrschen; wo dies ist, wird in beiden Ein System geltendgemacht werden. Je weniger die Einrichtung des legislativen Körpers Garantie dafür gibt daß sich in ihm nur die wesentlichen Landesinteressen geltendmachen, um so weniger wird die Uebereinstimmung mit ihm hinreichen, damit die Regierung das Wohl des Landes realisire. Vielmehr wird in demselben Maße ihre Selbständigkeit, ebenso aber auch ihre Verantwortlichkeit größer sein müssen. Nicht daß sie sich gegenseitig schwächen, sondern daß sie sich unterstützen, ist die Bestimmung der Organe beider Staatsgewalten. Mistrauen gegen die Regierung ruft stets ein eben solches Mistrauen gegen die Regierten hervor.

Um diese Gedanken zu beweisen bringt der Verfasser wieder viel Factisches vor und zeigt daß bei uns nothwendig werden kann was in England der größte Tadel wäre, daß ein Ministerium außerhalb aller Kammerparteien steht. Da bei uns die Parteien kein System vertreten, sondern nur Namen, Persönlichkeiten, da es ferner nur glücklicher Zufall sei, wenn unsere Deputirten wirklich die Stimme des Landes aussprechen, so sei auch durchaus kein vernünftiger Grund aufzufinden, warum ein Ministerium, weil es heute eine, morgen eine andere Combination der Fractionen gegen sich hat, abtreten soll, um einem andern Platz zu machen, welches den Kammern gegenüber dieselbe Stellung haben und im Lande vielleicht noch weniger Vertrauen genießen dürfte. „Bei uns folgt aus einer Niederlage des Ministeriums in der Kammer nicht daß es das Vertrauen des Landes verloren, ebenso wenig aber auch daraus daß es die Majorität für sich hat, daß das Land ihm vertraut." Nur hätte der Verfasser in dieser Vorlesung mehr hervorheben sollen daß die Schuld des Mistrauens und der Spannung zwischen der Regierung und den Volksvertretern auf beiden Seiten liege, daß nicht blos das Ministerium Ursache habe den Kammern, sondern diese ebenso dem Ministerium zu mistrauen, eben weil beide einmal Entgegengesetztes wollen und zwischen Solchen die Entgegengesetztes wollen kein Vertrauen stattfinden kann.

In der dreizehnten Vorlesung kommt der Verfasser auf die Herrschergewalt, als diejenige, in der sich die beiden andern (die Legislation und Regierung) vereinigen und die darum über ihnen stehe, weshalb die Bezeichnung derselben als pouvoir exécutif und die Ansicht daß sie neben den andern beiden Gewalten stehe entschieden zu verwerfen sei.

> Ueberall ist der Executor ein untergeordneter Beamter, und jene Bezeichnung hat viel dazu beigetragen daß die Staatsgewalt, in der sich die beiden andern vereinigen und die darum über ihnen steht, als eine ganz untergeordnete angesehen, ja zuletzt gleich Null gesetzt wurde. (S. 161.)

Hier bringt nun der Verfasser die verschiedenen Arten der Herrschaft zur Sprache und sagt:

> Wir werden einen Staat, wo die Herrschergewalt von Allen oder Mehren ausgeübt oder vielmehr ihnen zugeschrieben wird, Republik (mit ihren beiden Formen Demokratie und Aristokratie) nennen, dagegen von einer monarchischen Verfassung dort reden, wo Einer Subject der Herrschergewalt ist.

Nun kommt ein Meisterstück von sophistischer Deduction:

> Die Frage nach der sachgemäßen Verkörperung dieser Staatsgewalt kann nur durch Vergleichung mit den beiden andern beantwortet werden. In beiden zeigte der Staat was er will. In beiden bestand sein Wollen im Deliberiren und endlichen Beschließen. Die Conclusa der Kammern und Behörden waren das letzte. Wenn nun aber die Psychologie lehrt, was übrigens das Beispiel jedes Unentschlossenen bestätigt, daß das Beschließen noch nicht die Vollendung des Wollens ist, sondern daß zu diesem, welches nur die Bilanz aus den Gründen zieht, als der Act der die Sache vollendet, das grundlose Entscheiden, d. h. das hinzutreten muß, wo nicht Gründe, sondern Ich mich bestimme, und welches wir Entschluß nennen, so wird, was im Begriffe des Wollens überhaupt liegt, auch vom Willen des Staats gelten müssen. Ist aber dies, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn überall das Bedürfniß entsteht daß den durch Deliberation gefundenen Beschlüssen des Staats die Sanction zum Staatsentschluß durch ein grundlos Entscheidendes gegeben werde. Die Weise des Alterthums, diese Entscheidung dem Zufall, dem Orakel oder Omen zu übertragen, genügt uns nicht. Wir wollen, wie die Alten, grundlose Entscheidung, aber wir wollen sie, wie sie in dem Willen liegt, und aus einem Willen heraus spricht. Darum bedürfen wir nach unserer ganzen Anschauung dazu eines wollenden Subjects, das beliebig sagen kann: Ich will und Ich will nicht, und die Vollendung des Staatswillens, die allendliche Entscheidung, die ein Ent- (d. h. Aus-) schließen aller andern Beschlüsse ist, wird darum bei uns realisirt nicht durch ein Collegium oder eine Verkörperung von Gründen, sondern durch ein Ich welches Verkörperung des subjectiven Entschließens ist. (S. 162 fg.)

Welche falsche Psychologie liegt doch dieser Deduction zugrunde! Zum Beschließen, welches nur die Bilanz aus den Gründen zieht, muß, damit es zum Entschließen werde, das grundlose Entscheiden (d. h. eine Wir-

kung ohne Ursache) kommen. Erst überlege ich z. B., ob ich verreisen soll, d. h. ich wäge die Gründe für und wider ab; dann beschließe ich zu verreisen; das hilft mir aber noch Nichts, ich muß mich erst, nachdem ich es aus Gründen beschlossen habe, noch grundlos dazu entschließen, sonst kommt es nicht zur Reise. Die Gründe dürfen nicht entscheiden, sondern der grundlose Wille. Als ob es ein grundloses Wollen gäbe, als ob nicht jedes Wollen — bewußte oder unbewußte — Gründe hätte. Und gesetzt auch es gäbe ein grund- und bodenloses Wollen, würde daraus schon folgen daß die vernünftigen, wohlüberlegten Beschlüsse der Staatsgewalten von einem solchen bodenlosen Willen, einem solchen beliebigen: Ich will und Ich will nicht zuletzt abhängen sollen?

Doch das kümmert den Verfasser nicht. Er steuert auf den Absolutismus los und bleibt dabei: „Die Einrichtung wird um so besser sein, je mehr der Wille des Herrschers das: Mir beliebt es des Staats ist." Eben darum aber sieht er die Wahlmonarchie als die schlechteste Verfassungsform an; denn ein gewählter König müsse sich doch nach dem Willen seiner Wähler richten, könne nicht absolut: Ich will sagen. Republik passe nur für kleine Staaten, die den Charakter einer Commune haben, wie Hamburg, Lübeck, Genf, oder für solche die nicht durch natürliche Bande, durch Nationalität oder Autochthonie entstanden, sondern ein Gemisch von Nationalitäten oder auch durch ihr Interesse herbeigezogene Einwanderer enthalten, wie die Schweiz und die nordamerikanischen Freistaaten. Es bleibe also für Staaten die dem Begriff des „höchsten sittlichen Organismus" entsprechen sollen nur die Erbmonarchie übrig. Denn in dem Herrscher, soweit er dies ist, werde der Staat Subject, Ich. Nun sei aber der wirkliche Staat nicht nur wie Nordamerika ein künstliches Ganzes, das vertragsmäßige Berechtigung hat, sondern vermöge des natürlichen Haftens am Lande, welches die Nationalität gab, sei er ein Naturproduct. Darum werde seinem Begriffe dasjenige Ichwerden allein entsprechen, wo das von Natursein mit dem Berechtigtsein zusammenfällt.

Da dies nun nur der Fall ist in der (Intestat-) Erbfolge, wo der Mensch durch den natürlichen Vorgang der Geburt vertragsmäßige Rechte hat, wo er erzeugt, d. h. auf natürlichem Wege geworden, aber ehelich, d. h. gesetzlich erzeugt ist, so ist die Erbmonarchie die Erscheinung der Herrschergewalt, wo die höchste Gewalt des natürlich-rechtlichen Staats an einem auf natürlich-rechtlichem Wege Gewordenen, als Das was ihm von Natur und Rechtswegen zukommt, haftet oder er die Incarnation derselben ist. Darum ist der wahre König der es in der Erbfolge wurde. (S. 165 fg.)

Das nenne ich doch deduciren! Der Verfasser ist nicht damit zufrieden, wie andere vernünftige Menschen die Vortheile der Erbmonarchie als den Grund ihres Vorzugs vor andern Verfassungen anzugeben, nein, da er einmal sich in den Kopf gesetzt hat, Alles als nothwendig aus dem Begriff des Staats folgend zu deduciren, so zwingt er sich aus seinem vorausgesetzten Begriff: Der Staat ist der höchste sittliche Organismus, die Erbmonarchie herauszuklügeln. Als ob Staaten ohne Erbmonarchie keine Staaten wären, als ob im Begriff des Staats schon etwas über die bestimmte Art und Form der Herrschergewalt läge! Im Begriff des Staats liegt so wenig etwas von Erbmonarchie als im Begriff der Stadt vom erblichen Bürgermeister. Ueberdies kann ja die erbliche Monarchie, das von Natur zum Herrschen Berechtigtsein, welches der Verfasser aus dem Begriff des Staats als eines Naturproducts ableitet, auch in den vertragsmäßig zustandegekommenen Staatsverfassungen, durch den Willen der Einzelnen, festgesetzt werden. Wird der Verfasser etwa behaupten daß eine solche durch Wahl zustandegekommene Erbmonarchie, weil sie künstlichen Ursprungs, dem Begriff des Staats widerspreche? Würde Frankreich aufhören ein Staat zu sein, wenn es jetzt mit Ludwig Napoleon eine neue erbliche Dynastie begönne?

Die vierzehnte Vorlesung handelt von den Rechten der königlichen Würde. Der König ist nach dem Verfasser „von Gottes Gnaden". Er ist der von Gott berufene, weil das Volk das in ihm Person wird das von Gott berufene ist.

Dieser Ausdruck, welcher das Volk ehrt, weil es nicht als eine zufällig zusammengelaufene Bande, sondern als ein im Weltplan nothwendiges Glied bezeichnet wird, hat bekanntlich viele Widersacher gefunden. Er ist der beste Ausdruck für die Königswürde. Weil wie ich gezeigt habe diese Würde ihrem Begriffe erst ganz entspricht wo sie erblich ist, eben deswegen tritt auch diese Formel bei der Erbmonarchie als die passendste hervor. (S. 173.)

Aus dem aufgestellten Begriffe des Herrschers folgert sodann der Verfasser daß der König zu ergänzen und zu vollenden habe was die beiden andern Staatsgewalten geleistet. Darum habe zwar der König nicht die Gesetze zu machen, er habe sie aber durch seine Sanction zu vollenden, und weil eben dadurch erst der Staat sich jedes andern möglichen Wollens entäußere, so sei er der alleinige Gesetzgeber. Der Verfasser unterscheidet nämlich zwischen Gesetze machen und Gesetze geben.

Die Gesetze zu machen, das steht der Würde des Königs nicht zu, darum wird er, wo sie berathen werden, nicht hineinreden. Gründe für und wieder abzuwägen und das Conclusum daraus zu ziehen, dies ist die Aufgabe eines Collegiums; sich zu entschließen, blos des Subjects. Dies allein thut er, indem er sagt Ja oder Nein. Durch jenes wird das Gesetz zum Gesetz, durch dieses bleibt es beim Alten.

Nun kommt in Parenthese ein Witz:

(Hegel hat einmal gesagt, der König setze nur den Punkt auf das i. Nach der gewissenhaften Art wie man in Deutschland Worte eines Andern citirt hat man daraus gemacht, der König sei nur ein Punkt auf dem i. Aber auch Die die dies nicht thaten behaupteten, jener wirkliche Hegel'sche Ausspruch mache den König zu einem ohnmächtigen Wesen. Einem Solchen konnte Hegel sehr gut antworten: Bester Freund! nur durch einen solchen Punkt wird was dem gehörte dein, was du wahrscheinlich für sehr bedeutend halten wirst.)

Dann führt der Verfasser fort:

Da wer nicht Nein sagen darf auch eigentlich kein Ja sagt und der König ja der sich frei entschließende Staat ist, so muß gesagt werden daß ein König der nicht Nein sagen kann kein König ist. Darum führt jede Beschränkung des Veto zur Abschaffung der Königswürde.

Gegen den Einwand daß der König mit seinem absoluten Veto ja allen von den Kammern vorgeschlagenen Gesetzen die Sanction versagen könnte, erwidert der Verfasser (S. 175):

Gewiß! aber man bedenke doch daß jedes neue Gesetz eine Neuerung ist, ohne welche der Staat bestehen kann, wie die Erfahrung gelehrt hat, daß also höchstens die Entwickelung langsamer wird und ein Volk Zeit hat u. s. w.

Nach dem Verfasser ist also, auch wenn die Kammern Nein sagen zu Dem was der König bejaht, dennoch der König mit seinem absoluten: Ich will, der sich „frei entschließende Staat". Daß nach dem Verfasser der König, weil er durch seinen Willen das Gesetz erst zum Gesetz macht, nicht unter, sondern über dem Gesetz steht, wie der Schöpfer nicht unter, sondern über dem Geschöpf, das darf uns nach dem Vorangegangenen nicht befremden. Der Verfasser nennt dieses über dem Gesetz Stehen die Unverantwortlichkeit des Königs. Man könnte gern Alles was der Verfasser dem König vindicirt gelten lassen, wenn nur der König ein Gott und nicht ein Mensch wäre. Doch was kümmert das unsern Verfasser. Er fährt fort den Absolutismus zu deduciren (S. 178):

Wie der König als Gesetzgeber die Thätigkeit Derer vollendet welche es berathen und beschließen, ganz so vollendet und ergänzt er auch durch seine Sanction Beschlüsse der Regierung. Wie er darum die Gesetze nicht machte, aber doch der alleinige Gesetzgeber war, ebenso regiert er nicht, ist aber der alleinige Regent, der sich zum Gouverneur und zum ganzen Gouvernement gerade so verhält wie der Herr zum Verwalter; er ist nicht der höchste Beamte, sondern steht über allen Beamten, sodaß eben darum die obersten Beamten seine Diener sind und heißen. Eben darum sind wir Alle, die unter seinen Dienern stehen, in seinem Dienst, und der stolze Engländer thut sich etwas zu gut daß er sich „Her majesty's colonel" nennen kann.

Eben deswegen, sagt der Verfasser, nennen sich auch die Regierten mit Recht des Königs Unterthanen, und es sei dies keineswegs ein Zeichen von serviler Gesinnung.

Nun kommt die Deduction des Begnadigungsrechts, welches nach dem Verfasser nur dem König, nicht aber einem Präsidenten zukommt.

Das Begnadigungsrecht ist begreiflicherweise eines welches der bloße Rechtsstand nicht dulden kann; wie Israel, als es auf dem Standpunkte des Gesetzes stand, keine Könige, sondern nur Richter hatte, ebenso kann Kant nicht umhin dieses Recht ein „schlüpferiges" zu nennen. Natürlich, denn was er König nennt, ist eigentlich nur ein höchster Beamter. Nur in wem die Souverainetät des Staats verkörpert ist, Person wird, nur in dem kann der Staat persönliches Mitleid zeigen. Darum halte ich das Begnadigungsrecht eines Präsidenten für sachwidrig. Umgekehrt aber, wenn (wie seit einiger Zeit in England) der König nicht entscheidet, so ist dies eben so begriffswidrig. Er muß sich, wie Gott, erbarmen weß er will. (S. 182.)

Als ob das nicht ein Präsident auch könnte! Doch freilich, ein Präsident ist ja kein Gott, wie ein König. „Im Begnadigungsrecht zeigt der König seine gottgleiche Macht, er hemmt den ewigen Lauf der Gesetze und läßt Gnade für Recht ergehen." Ein zweites, nach dem Verfasser dem Könige ausschließlich zukommendes Recht ist das des Kriegs, der Gewalt an die Stelle des Rechts setzt.

Den Krieg anzufangen und zu beendigen ist Sache des Königs. Er ist darin vollkommen unbeschränkt wie in dem Begnadigen des Verbrechers, denn da hier das Recht aufhört, so entscheidet das persönliche Wollen. Ganz wie bei dem Begnadigungsrecht aber gesagt war daß die Rechte der Einzelnen nicht gekränkt werden dürfen (der König kann z. B. nicht erlassen was ein Anderer mir zahlen soll, daher tritt die Begnadigung ein nur wo der Staat beleidigt war), ebenso haben auch bei dem Kriege die Kammern das Recht die Mittel zu verweigern. Wäre der König im Stande aus seiner eigenen Tasche eine Armee zu besolden, so dürfte er den allerunpopulairsten Krieg auch in England führen. (S. 183.)

Endlich drittens ist das Recht, Gesandte zu schicken und Verträge abzuschließen, ausschließliches Recht des Königs.

Es tritt ganz wie in der Begnadigung das persönliche Mitleid, im Kriege das persönliche Gefühl der Stärke, so hier das persönliche Interesse an die Stelle der objectiven Gründe, im Könige aber trat das Persönlichwerden des Staats hervor. (S. 183.)

Das Resultat dieser ganzen vierzehnten Vorlesung faßt der Verfasser selbst mit folgenden Worten zusammen:

Der König ist als Vollender der legislativen Function der Gesetzgeber, er ist als Vollender der regierenden Function Regent, es hängt endlich von seiner alleinigen Entscheidung Alles ab wodurch sich die volle Souverainetät bethätigt, und so ist er souverainer Monarch.

Wahrlich, wer nun noch leugnet daß der Verfasser ein Ministerportefeuille verdient, der gehört nicht zu den „Gutgesinnten", der will keine erbliche Persönlichkeitsherrschaft.

Die funfzehnte und letzte Vorlesung wirft noch einen Blick auf die über den Staat hinausliegenden Sphären und stellt einen Kanon auf für das Verhalten des Einzelnen dem Staate gegenüber.

Unsere Untersuchung berechtigt uns ihn so aufzustellen: Jedes egoistische, atonisirende Handeln tastet das Wesen des Staats an, denn er ist Organismus; jedes unrechtliche und unmoralische Handeln ebenso, denn er ist sittlicher Organismus. Wer endlich darüber spottet daß an den Staat und sein Haupt, wie an die Familie, die Stimme des Bluts fassen soll, faßt ihn nicht als den höchsten unter den sittlichen Organismen, welcher, weil er dies ist, die Natur der in ihm enthaltenen beiden andern vereinigt.

So kehrt der ganze Vortrag am Ende in seinen Anfang zurück, schließt mit dem gleich anfangs aufgestellten Satze: Der Staat ist der höchste sittliche Organismus. Alles was der Verfasser in diesen Satz hineingelegt hatte hat er in den einzelnen Vorlesungen nach und nach herausgezogen, und somit hat er am Schluß das Bewußtsein sein Versprechen erfüllt zu haben.

Ich habe mein Wort gehalten. Es kann sein, ja ich halte es für wahrscheinlich daß manches Urtheil welches ich aussprach, besonders aber die Art in welcher ich es that, Manchen unter Ihnen verletzt, ja vielleicht ganz von mir entfernt hat. Ich hätte dies vermeiden können, wenn ich hinter dem Berge hielt, mit doppelsinnigen Redenkarten die Schroffheit meiner Ansichten bemäntelte. Ich habe dies nicht thun wollen. Klarheit

und Wahrheit war mein leitender Grundsatz, und darum habe ich mich ganz Ihnen preisgegeben.

Dies bestätigt was ich gleich anfangs gesagt, daß die Erdmann'schen „Vorlesungen" mehr als das politische Credo des Verfassers denn als eine gründliche Untersuchung über das objective Wesen des Staats aufzufassen sind. 53.

Zur socialen Frage.

1. England im Jahre 1851. Von Friederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Altona, Dircksen und Ingwersen. 1852. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

2. Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris. Von Franz Hettinger. Mainz, Kirchheim und Schott. 1852. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Daß die sociale Frage zu den brennendsten der Gegenwart, um einen Lieblingsausdruck gewisser Kreise zu brauchen, gehöre, wird wol ebenso wenig von irgend Jemandem bezweifelt, als daß alle bisherigen Versuche zu deren befriedigender Lösung, theoretische wie praktische, wie dankenswerth an sich immerhin, das große Problem erst um wenige Schritte seiner Lösung näher geführt, ja daß diese selbst nach einem Jahrhundert noch vollkommen befriedigend nicht gefunden sein wird. Ist doch auch sie in ihrem höchsten Princip ein Ideal, und zu vollständiger Realisirung von Idealen ist nun einmal bekanntlich unsere sublunarische Welt nicht geschaffen. Arbeitet doch überdies die menschliche Gesellschaft seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden im allmäligen Fortschreiten ihrer Entwickelung an der Lösung der socialen Frage, sobald man den Ausdruck nicht im allerengsten und willkürlich beschränktesten Sinne auffaßt, wie es unsere modernen Socialdemokraten so gern thun, die nur das Arbeiterproletariat als den Gegenstand derselben anzusehen gewohnt sind. Die Sache hat man schon seit unvordenklicher Zeit gehabt, wenn auch das Wort dafür eine Errungenschaft neuerer Zeit ist und noch dazu eine bisher leidlich unklar gebliebene, sofern der Begriff bald im engern, bald im weitern Sinne genommen, oft sogar auch nur als geläufiges und doch eigentlich unverstandenes Schlagwort gebraucht wird. Jedenfalls ist es ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß, wie der geistreiche W. H. Riehl ein mal irgendwo sagt, unsere Epoche die große Wahrheit gefunden hat, die bürgerliche Gesellschaft sei durchaus nicht gleichbedeutend mit der politischen Gesellschaft, und daß in diesem Grundgedanken die Vertreter der extremsten Anschauungen des öffentlichen Lebens, nämlich die social-demokratische und die ständisch-aristokratische Partei, unwillkürlich von den heterogensten Ausgangspunkten her sich begegnen, weil die ganze culturgeschichtliche Entwickelung vielfach unbewußt, aber unaufhaltsam hindrängt zur theoretischen (oder praktischen) Begründung einer neuen Disciplin, der „Wissenschaft vom Volke", da ja ohne volle, lebendige Anschauung der Realität des Volkslebens jene praktische Sicherheit nicht zu gewinnen ist, welcher die segensreiche Ausführung der „Wissenschaft der Politik" nicht zu entrathen vermag.

Daraus ergibt sich von selbst daß auf diesem Gebiete neben der theoretisch-speculativen Ventilirung der Frage selbst, wie sie zur Gewinnung einer klaren Anschauung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unbedingt erfoderlich, vorzugsweise auch die praktische Seite derselben berücksichtigt werden muß, da sie bei weitem mehr noch als neuere Disciplin in das Bereich der Erfahrungswissenschaften gehört und in allen ihren wesentlich praktischen Einrichtungen auf die Lehren der Erfahrung überwiegend, man darf vielleicht sagen fast ausschließlich hingewiesen ist, wenn sie nicht bloße Luftschlösser bauen, unfruchtbar experimentiren und todtgeborene, utopische Plane ausbrüten, sondern reellen Nutzen schaffen und das Wohlsein der Gesellschaft wirklich und nachhaltig fördern will. In allen civilisirten Ländern ist neuerdings bald mehr bald minder stark das Bedürfniß der Nothwendigkeit eines ernstern Angreifens dieser Frage in das Bewußtsein getreten, und es sind die verschiedenartigsten Versuche mit größerm oder geringerm Glück und Erfolg und in mehr oder weniger umfassender Weise, je nach augenblicklichem Bedürfniß gemacht worden, um wenigstens den hauptsächlich sichtbar gewordenen Uebelständen nach Möglichkeit Abhülfe zu gewähren. Die Natur und Beschaffenheit dieser Versuche und Einrichtungen, sofern sie irgend praktischen Werth haben, zu immer allgemeinerer Kenntniß zu bringen, ist deshalb ein dankenswerthes Unternehmen, zumal wenn die Darstellung von blos statistischer Trockenheit sich fern hält und im Gewande der Unterhaltung auch größern Leserkreisen die Belehrung bietet, welche geeignet ist ihnen einen klaren und sichern Blick in die Einzelheiten dieses weitumfassenden Gegenstandes zu erschließen. Von diesem Standpunkte aus heißen wir denn auch die beiden oben angezeigten Schriften willkommen, indem wir gleich von vornherein die Bemerkung nicht unterdrücken können daß von jedem andern Standpunkte aus betrachtet ihr literarischer Werth uns ein ziemlich problematischer dünkt.

Friederike Bremer und die sociale Frage? Vielleicht wird diese Zusammenstellung manchen der geehrten Leser wunderlich scheinen, und doch gibt sie in diesen „flüchtigen Blättern auf flüchtiger Reise" (so möchten wir nämlich Nr. 1 charakterisiren, da der gewählte Titel „England im Jahre 1851" doch etwas zu pretentiös ist und mehr verspricht als er hält) so manches schätzbare Material zur praktischen Beantwortung der Frage, was bisher in dem praktischen England für die sociale Hebung des Proletariats versucht und großentheils mit Erfolg versucht worden ist. Sie hat es indeß nur mit dem christlichen Socialismus zu thun und betrachtet Alles von diesem Standpunkte, wie denn überhaupt eine durchaus fromm-gemüthliche, bisweilen selbst etwas an den Kanzelton streifende Färbung dem ganzen Buche eigen ist, und dies dünkt uns zugleich wie Ursache so Folge, daß die Persönlichkeit der Verfasserin mehr als nöthig in den Vordergrund tritt, und daß das Werkchen in Nebendingen mehrfach eine unerquickliche Oberflächlichkeit und Breite bekundet, die durch die leider sehr holperige und schleppende Uebersetzung noch schärfer hervortritt. Gründliche Untersuchungen und tiefe Raisonnements wird man von der Verfasserin nicht erwarten, auch bietet sie dem mit dem Gegenstande Vertrauten nichts Neues dar. Aber sie hat einen praktischen, durch vielfache Reisen (auch früher schon in England und Amerika) geschärften Blick und ein warmes Interesse für den Gegenstand ihrer Darstellung und Menschenwohl im Allgemeinen, dem man gern auch den etwas übertriebenen Enthusiasmus für England verzeiht, welcher nur in seltenen Fällen auch die Schattenseiten sie wahrnehmen läßt und bisweilen selbst ihren schwedischen Patriotismus überwiegt. Das Buch hat das Verdienst, in unterhaltendem Gewande die Beobachtungen und Schilderungen Dessen vorzuführen, was zur Hebung des Proletariats, namentlich auch des weiblichen, in den letzten Jahren geschehen ist, und darin finden wir das Hauptverdienst des Buchs. Was über die londoner Weltausstellung gesagt ist, wird allerdings nur für genügsame Leser ausreichen; aufmerksam aber wollen wir machen auf die Bemerkungen, resp. Beschreibungen und Beobachtungen über Fabrikarbeiter, Mäßigkeitsvereine, Ragged schools, Volksvergnügungen, Volkslecture, Boarding houses, dormilories, Emigrantenhäuser, Volkswasch- und Badeanstalten, Volksunterricht, Missionen, Arbeitervereine und deren Organisation (Schneiderverein, Nätherinnenverein), königliche Zeichenschule für Frauenzimmer, Asyl für Lehrerinnen u. s. w. Auch bietet der Besuch in Stratford on the Avon eine hübsche idyllische Episode.

Nr. 2 ist von einem katholischen Geistlichen verfaßt, und vielleicht ist dieser katholische Geistliche ein Jesuit, falls man sich einen Schluß aus der überall unverhüllt sich aussprechenden enthusiastischen Vorliebe für diesen Orden gestatten darf. Das Buch ist specifisch katholisch und hat in seiner Fassung uns oft

und lebhaft an die Schreibmanier der Gräfin Hahn-Hahn in ihren römisch-katholischen neuen Schriften erinnert, wenn der Verfasser sich auch klüglich hütet den Protestantismus so unverschämt wie jene Convertitin anzugreifen und nicht im Stande ist in geistreicher Darstellung es ihr gleichzuthun. Er vermag nur nicht (S. 114) „die Bedeutung einer Kirche zu begreifen noch an ihren göttlichen Charakter zu glauben, die nach Jahrhunderten, und ihr Leben selbst zählt ja kaum ein paar Jahrhunderte, wie aus tiefem Schlafe erwachend gewahrt, daß sie Nichts mehr ist wie eine Schule für hadernde und zänkische Gelehrte, ein Tummelplatz für tausend entgegengesetzte und sich bekämpfende Meinungen und ihrem eigentlichen unmittelbarsten Berufe ist entfremdet worden;" er bekennt freimüthig daß er „die Idee der wahren Kirche nicht mehr finden könne in einem Institut, das, nachdem es Jahrhunderte verträumt, sich erst jetzt wieder auf seinen ursprünglichen Beruf besinnen muß; man müsse sich an das Wort des Herrn halten: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" (Etwa Früchte wie die Gräuel der Inquisition, der Ketzerrichterei oder des Jesuitismus; wie die Gräuel des Cölibats, die Zuchtlosigkeit des Klosterlebens u. s. w.?!) Die katholische Liebe mit ihren Wohlthätigkeitsanstalten, frommen Brüderschaften und religiösen Vereinen, vermöge deren die katholische Kirche eine rechte Volkskirche und das einzige Bollwerk gegen den Pauperismus, „das traurige, aber nothwendige Resultat unsers den ewigen göttlichen Principien entfremdeten Staatslebens", und seinen Milchbruder, den Communismus, diese Kinder unserer unchristlich und gottlos gewordenen Staaten, ist; diese erscheint dem Verfasser in römisch-hierarchischer Exclusivität als das einzige Heilmittel aller socialen Gebrechen, und diese allein hat bisher den gänzlichen Ruin der menschlichen Gesellschaft verhindert. Es ist ein Axiom daß die gesammte sociale Welt verschmachten müßte, hätte ihr nicht die katholische Liebe (S. 108, vergl. S. 105: „die da wurzelt in der heiligen Eucharistie und ihre Form findet in dem Gelübde der Virginität") ein Capital hinterlegt von dem sie zehrt, „daß die Kirche seit Jahrhunderten das große Problem der Armuth, dieses Kreuz der Staatsökonomie, gelöst, daß sie allein es lösen kann". Der Protestantismus gewährt dem Verfasser nur einige Hoffnung, wahrscheinlich die Hoffnung einer Umkehr in den großen Schafstall der alleinseligmachenden Kirche, durch die die pietistischen Bestrebungen der Neuzeit, die allerdings (das ist ja schon oft genug von uns ausgesprochen) dem kirchlichen Romanismus, wo nicht gar dem Jesuitismus sehr entschieden in die Hand arbeiten. Er erinnert da an die zunächst durch den bekannten Dr. Wichern im Rauhen Hause bei Hamburg angeregte Innere Mission: „Wir Katholiken können dieses Unternehmen und noch mehr die gläubige, von ernstem christlichem Geiste zeugende Gesinnung, die in ihm sich ausspricht, nur freudig begrüßen und mit Theilnahme seiner Entwickelung folgen; aber das Werk selbst und die Art und Weise wie es in Büchern und Zeitschriften (z. B. in Tholuck's «Literarischem Anzeiger», der augsburger «Allgemeinen Zeitung», 1849 rc.) besprochen wurde, ist ein lautes, öffentliches Dementi des Protestantismus, enthüllt, wie es keine Polemik vermocht hätte, die innere Unwahrheit, Haltlosigkeit und Lebensunkräftigkeit des ganzen Systems." Wir nehmen von diesen „freudig anerkennenden" Aeußerungen Act und meinen, das Bisherige genüge, den Standpunkt des Verfassers klar zu machen.

Den realen Inhalt des Buchs anlangend, so muß es (die einzelnen Briefe waren schon in der Zeitschrift „Der Katholik" abgedruckt) als eine praktische Beispielsammlung von Versuchen zur Lösung der socialen Frage, worauf der Verfasser selbst einen unverkennbaren Werth legt, und gleichzeitig als eine wesentliche Ergänzung zu den zahllosen, seit Jahren über Paris erschienenen Werken angesehen werden. Der Verfasser ist vollkommen im Rechte, wenn er im Vorwort sagt: „Ausführliche statistische Schriften haben uns mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt Paris bekanntgemacht, und frivole Touristen ermangeln nicht, uns von Zeit zu Zeit die Geheimnisse des modernen Babel zu enthüllen. Aber von dem segensvollen Walten des heiligen Glaubens, den erhabenen Offenbarungen des katholischen Lebens, den herrlichen Erweisen erbarmender Liebe, an denen Paris so reich ist, von alle Dem haben wir bisjetzt nur äußerst Weniges in Deutschland erfahren." Diese Lücke hat er mit großer Sorgfalt, umfassender Ausführlichkeit und Vollständigkeit ausgefüllt. Er ist mit persönlicher Vorliebe an das Werk gegangen und seine Stellung als katholischer Geistlicher hat ihn dabei wesentlich begünstigt. Ziehen wir ab, was vielleicht ein leicht erregbares, scheinbar zu inniger Schwärmerei geneigtes Gemüth, eine lebhaft erregte, enthusiastische Natur an hellen Lichtern zur Verherrlichung der römischen Kirche und ihrer orthodoxen Diener (denn jede freiere Regung in ihrem Schoose, z. B. die Bestrebungen der Universität, „dieses heidnisch-rationalistischen Lehrkörpers, der Frankreich entchristlicht und entsittlicht" [S. 91], verdammt er mit zelotischer Strenge!) zu viel aufgesetzt, und sehen wir ab von den einseitigen Raisonnements wie von den begeisterten Lobsprüchen, die er überall den Persönlichkeiten und Instituten ertheilt, welche und soviel sie als Träger und Beförderer einer specifisch römischen Hierarchie erscheinen, so bleibt für den Historiker und Statistiker, für den Staatsmann und den Menschenfreund, ja für Jeden der von der weitausgedehnten und im höchsten Grade achtungs- oder beachtungswerthen Thätigkeit der katholischen Kirche auf dem Gebiete der socialen Bestrebungen für kirchliche und wohlthätige Zwecke ein lebendig anschauliches Bild im Allgemeinen sich entwerfen oder das „moderne Babel" auch von dieser sehr ehrenwerthen Seite kennen lernen will, des wahrhaft Interessanten und Belehrenden so außerordentlich viel übrig daß wir das Werkchen der angelegentlichsten Beachtung empfehlen müssen, zumal wir glauben annehmen zu dürfen daß seine Genauigkeit im thatsächlich Einzelnen durch jenen Enthusiasmus wenigstens nicht wesentlich beeinträchtigt ist, obwol wir das bescheidene Bedenken nicht unterdrücken können daß die vom Verfasser vielfach mit großer Genugthuung hervorgehobene Betheiligung der höhern und höchsten Stände an den selbst bisweilen abstoßendsten Liebeswerken doch auch ihren Grund zum Theil nicht in tiefern sittlichen Antrieben, sondern in der bequemen römischen Lehre von der Werkheiligkeit haben möge. Diese Art aufopfernder Hingabe und Demuth ist ein gar bequemes Ruhekissen für Gewissensqualen, und die Abbüßung früherer Sünden durch Wohlthätigkeitswerke, wenn auch um der Sache willen sehr erfreulich, ist doch noch immer kein Beweis für wahrhafte Bekehrung im Sinne des Evangeliums. Ist es ja doch ausgesprochenermaßen dem finstern mittelalterlichen Geiste der römischen Hierarchie, und leider ähnelt ihr darin der protestantische Pietismus nur zu sehr, vorzugsweise um den unbedingten Gehorsam gegen ihre Anordnungen zu thun; nach der wahrhaft christlichen Gesinnung, der echten Herzens- und Geistesbildung fragt man wenig, denn je bornirter und unwissender das Volk, um desto williger läßt es sich lenken und gebrauchen. Adoptirt doch unser Verfasser selbst mit aufrichtiger Anerkennung und ohne Einschränkung den Grundsatz der christlichen Schulbrüder (S. 325): „man müsse die Zöglinge gewöhnen an Ehrfurcht vor Gott und Gehorsam gegen ihre Lehrmeister, was ohne Zweifel viel wichtiger sei als Lesen, Schreiben und Rechnen", und sucht klüglich auch die Staatsmänner von der Richtigkeit dieses Grundsatzes zu überzeugen, indem er ihnen das moderne Schreckbild „des demokratischen Schullehrers, den sie als die gefährlichste Schlange seit Jahren im eigenen Busen genährt und großgezogen", als wirksamen Gegensatz vorhält! Man sieht, auch unserm Verfasser heiligt der Zweck die Mittel; auch er gefällt sich, wo es die Verherrlichung und Hebung seiner Kirche und seines Standes gilt, überall in Extremen; er kennt die Mittelstraße nicht oder will sie nicht kennen, und deshalb ist für unbefangene Gemüther die Warnung, sein Buch nicht ohne ruhigen, unparteiisch-kritischen Blick zu betrachten und nicht durch Phrasen sich blenden und verwirren zu lassen, keinenfalls überflüssig.

Das Werkchen behandelt im ersten Abschnitt (Brief 1—7) die kirchlichen Zustände von Paris: den Klerus und seinen Einfluß, seine Stellung zur Politik und zur Gesellschaft, die Seelsorge und den Gottesdienst, seine Erziehung in den Seminarien und deren Gegensatz zur Universität und den Staatsschulen, die weiblichen Erziehungsklöster, die französische Kanzelberedtsamkeit mit einer kurzen und interessanten Charakteristik Lacordaire's, Ravignan's, Ventura's u. s. w. Im zweiten Abschnitt die Wohlthätigkeitsanstalten und das Schul- und Erziehungswesen: die Hospitäler, die Congregationen für Krankenpflege, die wohlthätigen Vereine, beiläufig in religiös-sittlicher Beziehung den Verfall des Familienlebens, die verderblichen Zustände der Fabrikarbeiter, die Concubinate, Sonntagsentheiligung, den verderblichen Einfluß der Literatur und Kunst auf die Sittlichkeit ꝛc., und die gegen diese Uebelstände wirkenden Vereine, wobei wir namentlich auf das über den Vincentiusverein (S. 234 fg.) Gesagte aufmerksammachen möchten, woraus, wollten wir gleich dem Verfasser in Extreme uns verlieren, wir leicht sehr staatsgefährliche Tendenzen und Bestrebungen würden denunciren können! Dann verbreitet sich der Verfasser über das Findelhaus, die Waisenhäuser, die Krippen, die Kinderbewahranstalten, Abendschulen, die Brüder der christlichen Schulen, die religiösen Versammlungen der Soldaten, die Schutzvereine für Lehrlinge, junge Arbeiterinnen, entlassene Sträflinge u. s. w. und fügt endlich als Anhang noch eine Skizze über „Katholisches Leben in einer französischen Provinzialstadt" (Metz) hinzu, welche den Ministerialrath Max von Gagern zum Verfasser hat und nach jeder Seite hin, auch in der Vorliebe für den Jesuitenorden, in vollem Einklange mit dem Buche steht.

1.

Zur Literatur der Sagen und Märchen.

1. Feenmärchen aller Völker von Anthony R. Montalba. Aus dem Englischen übertragen von L. Du Bois. Lemgo, Meyer. 1850. 8. 20 Ngr.
2. Ungarische Märchen und Sagen. Aus der Erdélyi'schen Sammlung übersetzt von G. Stier. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 16. 17½ Ngr.
3. Deutsche Hausmärchen. Herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen, Dietrich. 1851. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alle drei hier zusammengestellten Sammlungen mögen als Beiträge zu dem immer mehr anwachsenden Schatze der Sagen- und Märchenliteratur willkommen geheißen werden; doch hat die erste derselben insofern einen geringern Anspruch darauf, als sie keine aus den Urquellen geschöpfte, sondern aus andern Sammlungen entnommene Zusammenstellung ist, wie wir deren schon mehre und weit vollständigere als diese besitzen. Wichtiger ist die zweite Sammlung, die als eine dankenswerthe Ergänzung der ältern Sammlungen ungarischer Märchen von Gaal und Mailáth anzusehen und aus der von der Kisfaludy-Gesellschaft zu Pesth veranstalteten Originalsammlung geschöpft ist. Sie enthält überhaupt siebzehn Märchen und außerdem eine Uebersetzung der Kölcsey'schen Ballade von Michael Dobozi, der eine geschichtliche Sage zum Grunde liegt. Unter den Märchen sind die meisten solche die sich in den Grundzügen unter den Märchen fast aller Völker wieder finden; manche derselben deuten unverkennbar ihren germanischen oder deutschen Ursprung an; doch haben sie sämmtlich das Gepräge magyarischer Erzählungen angenommen, was sich theils in der Einflechtung ungarischer Sitten und Gebräuche, theils in der Anwendung gewisser Darstellungsformeln zu erkennen gibt. Dahin gehören z. B. die beliebten Eingangsworte: Wo war's, wo war's nicht; es war einmal u. s. w., die zuweilen auch länger ausgesponnen sind, wie z. B. im ersten: „Wo war's, wo war's nicht; ich weiß nicht; einen Hahnenschrei weg über sieben mal sieben Länder, da war eine große Rankenpappelespe, die hatte sieben mal siebenundsiebzig Zweige; auf jedem Zweige waren sieben mal siebenundsiebzig Krähennester, in jedem Neste waren sieben mal siebenundsiebzig junge Krähen. Wer einem Märchen nicht ordentlich zuhört oder wer dabei einschläft, dem sollen alle jungen Krähen die Augen aushacken; wer aber auf mein Märchen Achtung gibt, der soll Gottes Land immer schauen"; oder auch im elften: „Wo war's, wo war's nicht; ein hundert Jahre alter Unterrock hatte nur eine einzige Falte, die hatte ein Fältchen und in der habe ich gelesen daß einmal ein König war" u. s. w.; oder noch wunderlicher im fünften: „Wo's war, wo's nicht war, das sag' ich nicht; genug damit daß ein zersprungener, zerklungener Kachelofen war, wo kein Loch drin war, da war Alles gut, da buken sie Kuchen drinne, da ist auch das gegessen worden. Nun also auf den Bergen von Komorn, auf den gläsernen Brücken an dem schönen goldenen Lampenstock, da lag einmal ein debrecziner Schafpelz, der hatte neunundneunzig Falten, und aus den neunundneunzig Falten habe ich folgende Worte herausgelesen" u. s. w. Aehnliche stereotype Wendungen finden sich auch am Schluß, doch sind sie weniger originell und laufen namentlich oft auf den deutschen Schluß hinaus: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch." Rein magyarisch-tatarischen Ursprungs scheint nur das zweite Märchen zu sein und darf insofern als das werthvollste der ganzen Sammlung angesehen werden. Seinem allgemeinen Charakter nach gehört es zu den Räthselmärchen und theilt mit andern den überall wiederkehrenden Grundgedanken, daß ein jüngster verkannter Sohn sich durch größere Klugheit auszeichnet und dadurch nach Bestehung mancher Abenteuer ein großes Glück macht. Die Ausführung dieses Gedankens aber ist neu und zeichnet sich namentlich in den darin vorkommenden Aufgaben und Lösungen durch Eigenthümlichkeit und Sinnigkeit aus. Unter den übrigen Märchen finden wir Variationen zu Grimm's „Die beiden Brüder", „Die drei Handwerksburschen", „Hänsel und Gretel", „Die zertanzten Schuhe", „Die dankbaren Thiere" u. s. w., sowie zu mehren andern die sich in den Sammlungen von Kannegießer, Bechstein, Gommer, O. L. B. Wolff u. s. w. finden. In beigefügten Anmerkungen hat der Herausgeber auf die verwandten Märchen anderer Völker, sowie auf altmythologische Grundzüge in ihnen aufmerksam gemacht, wodurch die Sammlung auch eine wissenschaftliche Bedeutung gewinnt. Die Schott'sche Sammlung der walachischen Märchen scheint ihm jedoch nicht bekannt gewesen zu sein, sonst würde ihm diese ganz besonders reichlich Anlaß zu Vergleichungen geboten haben.

Die reichste unter den hier zusammengestellten Sammlungen ist aber die dritte. Die darin enthaltenen Märchen sind laut der Vorrede vom Herausgeber und seinem Schwager, dem großherzoglich hessischen Lieutenant W. v. Ploennies, unmittelbar aus dem Munde des Volks und zwar vorzugsweise viel aus dem Munde der Soldaten beim Wachtfeuer, ein großer Theil im Odenwalde, an der Bergstraße und aus den Mittheilungen eines Zigeuners gesammelt worden. Daher finden sich denn auch verhältnißmäßig weit mehr eigenthümliche unter ihnen als in andern Sammlungen; namentlich sind unter der großen Anzahl der Soldatenmärchen sehr viele, die, wenn nicht im Ganzen, doch in einzelnen Zügen den Eindruck der Neuheit machen. Schade ist daß der Herausgeber sich über die Auffindung nur im Allgemeinen ausspricht, statt bei jedem einzelnen seine Quelle anzugeben und namentlich die Heimat desselben zu bestimmen; auch vermißt man ungern Anmerkungen, in denen ihre Beziehungen zu verwandten Märchen angedeutet werden. Zum rein poetischen Genuß bedarf man deren freilich nicht, auch nicht, wenn man blos an ihre Bestimmung für Kinder und Volk denkt. Aber fast noch größer als dies zunächstliegende ist jetzt das wissenschaftliche Interesse der Märchen, und wer ihnen einmal seine Thätigkeit widmet, sollte immer auch diesem entgegenkommen, zumal wenn er, wie unser Herausgeber, auf diesem Felde selbst schon mit Erfolg gearbeitet hat und demzufolge im Besitz mancher interessanten Kenntniß und Beobachtung sein muß. Unter denjenigen Märchen die mir beim Durch-

lesen der Sammlung als besonders charakteristisch, neu, fesselnd oder durch andere Eigenschaften hervorstechend erschienen sind, nenne ich folgende: „Von den 18 Soldaten", „Der Pfiffigste", „Das Schloß des Todes", „Der getreue Paul", „Vom Räuberhauptmann Hans Kühstock", „Der Traum des Wolfs", „Die eisernen Stiefel" und „Von der schönen Schwanenjungfer"; doch muß ich bemerken daß sich bei der Lesung von 51 Märchen, die sich doch mehr oder weniger in denselben Grundformen bewegen, die Umrisse des Einzelnen leicht verwischen und das Urtheil seine Sicherheit verliert. Durch seinen gräßlichen und grausenerregenden Charakter zeichnet sich die „Leichenfresserin" aus, ist aber unbefriedigend in seiner Lösung. Zur Probe „Das allzeit zufriedene Knäbchen":

Zwei Bauersleute hatten ein Kind, und wie es denn in der Welt geht, wo nur eins ist, da wird's verzogen. Die Aeltern hatten aber kein Auge auf die Fehler des Bübchens und nannten es immer nur ihr allzeit zufriedenes Kind. Eines Tags war eine Hochzeit im Ort, dazu waren die Bauersleute auch eingeladen, und da sie nirgendwo allein hingingen, so nahmen sie auch ihr allzeit zufriedenes Kind mit. Als das Essen vorbei war, kamen Birnen, Nüsse und Anisgebackenes auf den Tisch, von jedem hohe Teller voll. Die Gäste ließen es sich wohl schmecken und der Bräutigam gab den Kindern von Allem soviel sie haben wollten. Als die Gäste aufstehen und zum Tanze gehen wollten, kam das allzeit zufriedene Kind, stellte sich neben den Bräutigam und weinte bitterlich. Sogleich sprangen die Aeltern von ihrer Bank herbei, um zu sehen, was das sei. Der Bräutigam fragte das Knäbchen, was ihm fehle, aber es weinte immer bitterlicher und endlich weinte seine Mutter mit und es verschlug kein Haar, dann hätte der Vater auch geweint. Da fragte der Bräutigam wieder: „Hast du denn Hunger?" und das Kind schrie: „Ach, ich bin ja schon satt." „Das dachte ich mir, ach, mein Kind ist ja immer so gern zufrieden", schluchzte die Mutter. Der Bräutigam sprach: „Dann komm' her, ich stopfe dir die Hosentasche voll Anisgebackenes", aber das Kind schrie noch ärger: „Sie sind ja schon beide voll!" „Dachte ich mir's doch", schluchzte die Mutter, „unser Kind ist so gern zufrieden, es muß ihm etwas Anderes fehlen." Der Bräutigam sprach: „Dann gehe nach Hause, leere sie aus und komm' wieder, dann bekommst du mehr." Da schrie das Kind noch viel ärger: „Ich war schon drei mal zu Hause." „Nein, das ist es auch noch nicht, unser Kind ist so bald zufriedengestellt, Kindeshand ist bald gestillt, es muß ihm etwas Anderes fehlen", schluchzte die Mutter und weinte bittere Thränen. „Dann geh' nach Hause und komme noch ein mal wieder", sprach der Bräutigam, doch da schrie das Kind wie verzweifelt: „Wenn ich wieder komme, haben die Andern Alles gegessen." „Wir heben dir Alles auf und essen Nichts mehr", sagte der Bräutigam und da lachte das Kind ihn an und lief weg. Die Mutter rief aber: „Ach es ist doch rührend, wie unser Kind ein allzeit zufriedenes Gemüth hat." „Ja, das weiß der Himmel", sprach der Vater, „so gibt's keins mehr." 58.

Historisches.

1. Vita de Caterina de' Medici. Saggio istorico da *Eugenio Alberi di Firenze*. Florenz.
2. Das Gebetbuch Maria Stuart's.
3. Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan par *L. de Mas-Letrie*.

Die Veröffentlichung historischer Studien, welche das gegenwärtige Jahrhundert charakterisirt, läßt nicht nach; man kann die Spuren davon überall in Europa wie Amerika finden. Eine englische Revue veröffentlicht die genaue Beschreibung der „Gebete Maria Stuart's", die in der Bibliothek zu Petersburg aufbewahrt werden und mit eigenhändigen Noten beschrieben sind. Mas-Letrie veröffentlicht eine Geschichte der Insel Cypern, von der der zweite Band eine Sammlung der von ihm auf seinen langen Reisen gefundenen Documente enthält, und der Florentiner Alberi hat aus den mediceischen Archiven eine treffliche Geschichte der Katharina von Medici geschrieben. Der Grundzug dieser historischen Arbeiten ist das Forschen nach den Originaldocumenten; letztere werden manchmal mit etwas zu viel Beiwerk herausgegeben, neben dem sie als Nebensache erscheinen. Dies scheint bei Mas-Letrie die völlige Abtrennung derselben in einem besondern Bande veranlaßt zu haben. Eine andere Gefahr dieses Studiums der Documente ist daß man riskirt die Wahrheit eines Paradoxon halber zu verlassen. Alberi, der Katharina von Medici bis zur Canonisation lobt, hat sich durch die trügerische Vertrautheit und die familiaire Anmuth der Originaldocumente täuschen lassen.

Es gibt drei schlechte Arten der Geschichtschreibung: die Geschichte des gewöhnlichen Gemeinplatzes, der man auch nicht das Geringste glauben darf; diejenige welche aus den Ereignissen und den Menschen bloße metaphysische Symbole macht; endlich die paradoxe und parteiische Geschichte, die um Nichts besser ist und von jeder Leidenschaft oder jedem Vorurtheile je nach dem Interesse oder der Laune des Autors verfaßt wird. Gewöhnlich fängt der Gemeinplatz an, wie er durch die Volksüberlieferung gebildet wird, dann kommt das Paradoxon, ein Werk der Gelehrten, die Wahrheit kommt erst ganz zuletzt.

Die beiden berühmtesten historischen Personen des 16. Jahrhunderts, Katharina von Medici und Maria Stuart, sind die deutlichsten Beweise hierfür. Sie sind erst nach 250 Jahren begriffen und richtig beurtheilt worden; die Bibliotheken brechen zusammen unter der Last der Bücher deren Gegenstand oder Vorwand sie gewesen sind; alle Verbrechen wurden ihnen zugerechnet, alle Tugenden ihnen beigezählt. Für die Protestanten ist Maria Stuart ein Ungeheuer, für die Katholiken eine Heilige. Brantôme hört nicht auf die unvergleichlichen Tugenden Katharinens zu loben; der neue Historiker dieser Königin übertrifft ihn noch hierin; der Erstere schildert sie als weise, discret, zurückhaltend, anmuthig und geduldig; der Zweite erblickt in ihr einen zweiten Richelieu, der, weniger blutig, die Toleranz und Gleichheit unter Barbaren predigt, geschickt, muthig und geradsinnig. Man lese Henri Estienne; sie ist Messalina, Livia und Lucrezia Borgia auf ein mal.

Die Katharina der gewöhnlichen Geschichte ist gut, um von Chenier zu einem Drama verwendet zu werden; die Katharina des Paradoxon, das vollkommene Wesen, hat keine Lebenskraft. Das was wir suchen ist die Wahrheit. Diese ist aber nicht so leicht zu finden. Bevor alle Archive durchsucht und miteinander verglichen sind, bevor die Familien welche im Besitze der alten Briefe sind deren Abdruck erlauben, bevor alle besondern Correspondenzen Eigenthum der Oeffentlichkeit werden, vergehen Jahrhunderte. Es genügt nicht blos die geistige Thätigkeit bei diesem Werk, sondern man braucht auch Geld und Zeit. Der Fürst Labanoff hat sein ganzes Leben, lange Reisen, einflußreiche Freunde, einen ausgedehnten Credit, zahllose Quellen, eine hohe Stellung und ein bedeutendes Vermögen angewendet, um alle Briefe der Maria Stuart zu sammeln. Und doch hat er nicht alle bekommen; denn es fehlen ihm fünf oder sechs. Diese Briefe Maria Stuart's füllen sieben prachtvolle Bände, die in London mit großem Luxus gedruckt worden sind und keinen Zweifel mehr über den wahren Charakter jener unglücklichen Fürstin lassen. Mignet hat diese und seine eigenen Documente einer weitern Bearbeitung unterworfen.

Gegenüber dem Fürsten Labanoff, allein mit einer sonderbaren Neigung zu der Geschichtschreibung welche als die paradoxe bezeichnet worden ist, hat ein Italiener aus den mediceischen Archiven die neuesten Documente an das Tageslicht gefördert, welche die größte Klarheit auf die Handlungen und Triebfedern der Katharina von Medici verbreiten. Verbindet man mit diesen beiden ausgezeichneten Sammlungen die „Briefe von Ellis", die in London erschienen sind, und die „Correspon-

denz Heinrich's IV.", neuerdings von Berger de Xivrey gesammelt, so wird die verworrenste aller Epochen aufgeklärt. Aus jenen dunkeln Zeiten treten zwei Frauenfiguren hervor, die seltsamer sind als ihr Paradoxon, interessanter als der gewöhnliche Roman; eine wahre Katharina, eine wirkliche Maria Stuart, zwei Wesen, welche keine Ungeheuer sind, sondern Frauen, welche Das sein mußten, was sie gewesen sind, so leiden wie sie gelitten, und so leben wie sie gelebt haben.

Der Fürst Labanoff neigt sich augenscheinlich zu der Ansicht hin, welche Maria Stuart als von jedem Vorwurf frei erscheinen lassen würde; Alberi zeigt sich als der noch ergebenere Lobredner Katharinens. Beide scheinen mehr verführt als überzeugt; es ist kein Wunder daß der Schöpfer seine Schöpfung liebt.

Katharina war weder heftig noch leidenschaftlich; man kann hierin Alberi Glauben beimessen; ist dies aber ein Beweis dafür daß sie besser war? Politikerin, schlau, ränkevoll, nicht heftig, nicht blutdürstig; das sind alles Negationen, keine Eigenschaften. Sie war ruhigen Temperaments, wie dies ihre Stellung neben Diana von Poitiers beweist; geistreich, mild, gleichgültig gegen Alles, wie dies sehr deutlich die kleinen runden Züge ihres Gesichts andeuten. Sie ist weder ein Koloß, den Capefigue in ihr findet, noch weniger ein scheußliches Ungeheuer; sie ist eine geistreiche Florentinerin, so fein wie nur möglich, halb bürgerlich, halb literarisch gebildet, weniger barbarisch als Frankreich war.

Um einen ordentlichen Begriff vom damaligen Frankreich und der niedrigen Stufe seiner Civilisation zu bekommen, braucht man nur Tasso's Brief über Frankreich zu lesen. Was man für ein Raffinement italienischen Verbrechens genommen hat, ist weiter Nichts als die Ueberlegenheit der Civilisation.

Katharina kam also nach Frankreich und brachte ihre Gewohnheit der Schlauheit, allein nicht den Geist, den es bedurfte, um die Guisen und die Calvinisten zugleich zu unterwerfen. Es handelte sich um einen schrecklichen Kampf und es war ein kraftvoller Athlet von nöthen.

In jenen neuen Büchern sieht man öfter Untergebene eine Rolle spielen, welche dazu dient die historische Entwickelung vollständig und, um es zu sagen, in ihrer ganzen Häßlichkeit zu zeigen. Es sind geheime Agenten der Unterhandlungen, Spione, Verräther, Lakaien der Verschwörungen, die sie bestehlen und verkaufen. So fand im 16. Jahrhundert ein gewisser Ridolfi, ein Agent des Papstes, sieben Jahre lang Mittel und Wege am Hofe Elisabeth's für Maria Stuart, den Papst, den Herzog Alba und zwar durch seine Verbindungen mit Burleigh, Essex, Baco zu wirken. Ein Anderer, ein gewisser Randolph, war von Elisabeth in die Nähe Maria Stuart's gesendet worden, wo er eine unwürdige Rolle spielte. In untergeordneter Stellung verschaffte Krazoczky dem Herzog von Anjou den polnischen Thron; endlich war es ein gewisser Chérelle, Secretair des französischen Gesandten Mauvissière, welcher die sämmtlichen Briefe der unglücklichen Maria Stuart copirte.

Katharina, sehr geschickt im politischen Schachspiel, hätte in den Intriguen der Antichambre und der Salons gesiegt; die großen Ereignisse machten sie scheu. Maria Stuart war durch und durch Guisin und eifrige Katholikin, heftig, hartnäckig, beredt, intrigant und aufbrausend; Niemand war weniger poetisch als sie. Die Verse an Frankreich, die man ihr beimißt, sind von einem gewissen de Querlon. So oft sie zärtlich werden will, wird sie abscheulich. Wenn sie dagegen Das sein will was sie ist, stark, heftig und thatkräftig, so kann man sie nur bewundern. In ihrem Gebetbuche stehen unter 40 schlechten Versen auch zwei sehr schöne:

> La vieillesse est un mal qui ne se peut guérir,
> Et la jeunesse un bien que pas un ne ménage.

Diese Gebete auf Pergament sind ein prachtvolles Manuscript des 15. Jahrhunderts, mit Arabesken beladen, ein Buch, das nicht allein Maria Stuart von ihrer zartesten Jugend begleitete, sondern sich während ihrer Gefangenschaft auch mit ihren traurigen Erinnerungen bedeckte; dem Anscheine nach ging es nach ihrem Tode in die Hände des Kanzlers Baco über, welcher seinen Namen auf die letzte Seite geschrieben hat. Man findet darin neben dem Namen Arabella's Seymour mehre andere Namen des Hofs, unter andern auch den des Grafen Essex.

Die Poesien der Gefangenen verkünden einen heftigen Willen und eine leidenschaftliche Seele; sie sind nicht schön; indeß wird man von jener Energie gerührt, wenn Maria Stuart bei Gelegenheit des schreitenden Löwen, der in ihrem Wappen vorkommt, ausruft:

> Il n'apportient porter ces armes
> Qu'à ceux qui d'un coeur indompté
> Comme nous n'ont peur des allarmes
> D'un temps puissant et sans bonté.

Man sieht dieses Geschöpf, welches die Romandichter aus Honig und Milch geformt haben, sich als wahre Guisin zeigen, würdig jenes Heinrich Guise, den Matthieu Paris so gut schildert: „mit seinen starren Blicken die Masse des Volks durchdringend, sodaß jeder seiner Freunde ihn wiedererkennen und sich sagen konnte: Er ist da!" Es war falsch gerechnet und unverständig, in Schottland den Süden darstellen zu wollen; die Guisen brachten in ihrem Ehrgeiz das junge Weib um, als sie es dorthin schickten.

Die Enthüllungen kommen erst nach und nach. Don Carlos von Spanien ist nicht gestorben, weil er der Frau seines Vaters, die 30 Jahr alt war, als er erst 13 zählte, den Hof gemacht hat. Maria Stuart ging nicht zugrunde aus Zärtlichkeit für Bothwell. Elisabeth hat sie nicht aus Eifersucht geopfert. Katharina von Medici hat kein Vergnügen daran gefunden, ihre Hände in Blut zu tauchen. Sondern Don Carlos zeigte Wildheit, Unabhängigkeit und einige Neigung zum Protestantismus; das fanatische Spanien hat ihn getödtet. Maria Stuart zeigte sich als katholische Nebenbuhlerin der protestantischen Elisabeth; das protestantische England hat sie getödtet. Katharina von Medici war zufrieden Jedermann zu täuschen, und sie tödtete nur bei großer Nothwendigkeit; Niemand wollte sie tödten, aber Jedermann verabscheute sie.

Die sanften Heldinnen verschwinden. Maria Stuart zeigte sich von ihrer Ankunft an als Nebenbuhlerin ihrer Cousine; sie titulirte sich auf Befehl des Königs von Frankreich Königin von England. Sie ließ mit unklugem Uebermuthe sehen, wie sehr sie wünsche daß ihre gute Cousine Elisabeth die Gefälligkeit haben möge, ihr den Platz zu räumen und den Thron abzutreten. Zu gleicher Zeit zeigte sie sich in allen ihren Handlungen entschlossen und erschreckte ihre ungeschlachten und finstern Unterthanen.

Ihre wahren Gedanken liegen nicht in ihren offenen Briefen an Elisabeth, „die gute Schwester, der sie Confituren schickt" und gegen die sie sich in Betheuerungen der Zärtlichkeit und Ergebenheit ergießt, und ebenso wenig in ihrer Correspondenz mit ihren Gesandten. Der Grund dieser heftigen und glühenden, stolzen und muthigen Seele, dieser Lothringerin, findet sich in ihrem Briefe an die Königin von Spanien, mit der sie erzogen worden war. Alle ihre Plane, Elisabeth zu verführen, England zu bekehren, und ihre ganze Entschlossenheit, ihr Leben selbst im Nothfall diesem Werke zu opfern, athmen in jenen beredten und kräftigen Zeilen, die sehr verschieden sind von der elegischen Beredtsamkeit, die man so sehr versucht ist ihr beizumessen. „Ich werde bei dieser Arbeit sterben!" sagt sie, und sie ist darüber umgekommen. „Ich habe viel Herzen gewonnen und ich würde sie (Elisabeth) lenken, indem ich ihr gefiele, wenn man mich sie sehen ließe!" Gibt es einen lebendigern Zug, um das Herz dieser Sirene des Süden aufzuklären! Sie täuschte Elisabeth; aber sie erkannte weder Zeit noch Ort noch Menschen. Sie haßte Elisabeth und machte vom Machiavellismus eine ungeschickte Anwendung. Ihre Heftigkeit schadete ihrer List. Allein welche heroische Wuth! „Mit Wenigem würde man «dieser Königin» lehren, sich zu unterfangen den Unterthanen gegen die Fürsten zu helfen!" Welch eine Ver-

achtung in diesen Worten; sie behandelt Elisabeth immer mit diesem verächtlichen Tone, wenn sie offenherzig spricht. Außerdem ist sie „ihre gute Schwester, sich mychtye and bilovit cousignace (cousinem)," wie sie sich in ihrem englisch-französischen Patois ausdrückte. . 15.

Notizen.

Localschilderungen und Localtopographien scheinen in England nicht so häufig zu sein als in Deutschland, wo jede größere Stadt eine reichhaltige, sich fast von Jahr zu Jahr mehrende Localliteratur besitzt. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem in Deutschland überaus mächtigen Localgeiste, der wieder mit unserm ausgeprägten Individualismus zusammenhängt. Ausländer haben diese Eigenthümlichkeit an uns entdeckt und uns nicht selten vorgeworfen daß der Deutsche als Individuum sich ungemein wichtig nimmt und auf die Specialverhältnisse unter denen er heranwuchs, mögen sie auch die beschränktesten und von der Aermlichkeit des ganzen deutschen Lebens ein trauriges Zeugniß sein, eine außerordentliche Bedeutsamkeit beilegt. Mit dieser Richtung hängt dann wieder der Cultus, den er seinen nächsten localen Umgebungen, namentlich seinem Geburtsort widmet (und in diesem Localcultus zeigt sich dieser an sich bedenkliche Individualismus in veredelter Gestalt) aufs genaueste zusammen. In England beherrscht jeden Einzelnen die Vorstellung der Reichseinheit und der Weltstellung der Nation und verleiht dem Briten jenen Nationalstolz, der das englische Volk vor allen übrigen auszeichnet und auf solidern Grundlagen ruht als die französische mit einem bedeutenden Zusatz von Flunkerei versetzte Nationaleitelkeit. Dazu stellt die Weltstadt London alle übrigen Städte des Reichs zu sehr in Schatten als daß diese sich viel auf sich selbst einbilden könnten. Indeß tauchen doch auch in England jetzt mehr als früher von Zeit zu Zeit Specialschriften über einzelne Provinzstädte auf. Hierzu gehört unter Anderm das jüngst erschienene Buch „Rambles in an old city, comprising antiquarian, historical, biographical and political associations", von S. S. (Mrs. oder Miß?) Madders. Die „old city" ist Norwich, aus dessen Volksleben und historischer Vorzeit viele interessante Schilderungen in diesem Buche enthalten sind. Hierher gehört manches von der Verfasserin Mitgetheilte über alte Gebräuche und Sagen, in welchen sich der Zusammenhang mit altskandinavischem oder angelsächsischem Ursprung deutlich genug erkennen läßt. So pflegt man den in Norwich fürs Parlament Gewählten dadurch zu huldigen daß man sie auf eine hölzerne Platte setzt und dann die Platte von zwei oder drei Dutzend Männern in die Höhe gehoben wird. Wer erkennt hierin nicht ein Ueberbleibsel jener alten germanischen und skandinavischen Sitte, den neugewählten Herrscher auf einem Schilde in die Höhe zu heben? Freilich hat diese Sitte hier einen etwas „hölzernen" Charakter angenommen, dem Charakter unserer Zeit entsprechend.

Während sich in Deutschland, das sich so gern seiner hohen Bildung rühmt, selbst die wenigen literarischen Blätter und Monatsschriften nur mit Mühe und Opfern halten können und fortdauernd mit ihrer Existenz zu kämpfen haben, wurden kürzlich in England, das deren so viele bereits besitzt, zwei neue angekündigt: nämlich von Parker „The national miscellany", welches alle Zweige der Literatur zu umfassen bestimmt ist, und „The press", welches sich ein wenig in die Brust wirft und von sich selbst sagt daß es eine Lücke in der Journalistik ausfüllen und Politik, Literatur und Kunst nach einem neuen Plan behandeln werde. Diese Wochenschrift kündigt sich übrigens als eine conservative an.

Die allgemeine Unbehaglichkeit und das Bedürfniß nach glückseligen und harmonischen Zuständen hat auch in England viele Geister ergriffen; nur spricht sich dieser Mismuth, diese Sehnsucht nach Gott weiß welchen glücklichen Zuständen oft in wunderlicher Weise aus. So erschien in London soeben eine Jeremiade unter dem Titel: „The future, or things coming on the earth, in letters to a friend". Der Verfasser dieser Briefe, Joshua Elisha Freeman, prophezeit das bevorstehende Erscheinen des Antichrists, die Zerstörung der „großen Babylon" durch einen allgemeinen Untergang auf physischem Wege und auf Anordnung der rächerischen Gottheit und hierauf das tausendjährige Reich des Friedens und der Glückseligkeit. Wer's erlebt! 71.

Standesvorzug.

Die Verfasser der „Xenien" rügten es einst daß man Personen von hohem Stande in den Hörsälen der Universitäten besondere Ehrenplätze anwies, in den Versen:

> Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert;
> Wohl! denn trennte der Stand nirgend, er trennte doch hier!

Was würden sie gesagt haben, wenn sie in einem görlitzer Schulprogramm von 1747 Folgendes gelesen hätten: „Ohnerachtet ein Jeder, der in unser Gymnasium aufgenommen werden will, sich die bestehende Ordnung gefallen lassen muß, so setzen wir doch niemals bei dem Bezeigen gegen die Untergebenen diejenigen Vorzüge aus den Augen, so einigen die Geburt oder der Stand der Aeltern gegönnt. Wir unterscheiden demnach adelige und vornehmer Leute Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch daß wir ihnen theils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten; theils auch daß sie von gewissen Verrichtungen ausgenommen sind, denen sich Andere nach der Verfassung des Gymnasii unterziehen müssen, z. B. Leichenbegleitungen. Doch wollen wir diese Freiheiten nicht bis auf das Degentragen gedeutet wissen!" 13.

Bibliographie.

Aulenbach, F., Im Golf von Neapel. Neustadt a. H., Gottschick. Gr. 16. 25 Ngr.

Baltisch, F., Elegie am Grabe Napoleon's. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3 Ngr.

Delius, R., Gedichte. Bremen, Heyse. 16. 1 Thlr.

Handelmann, H., Die letzten Zeiten Hansischer Uebermacht im Skandinavischen Norden. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klencke, H., Mikroskopische Bilder. Naturansichten aus dem kleinsten Raume. Ein Gemälde des Mikrokosmus in seinen Gestalten und Gesetzen. In Briefen an Gebildete. Mit 430 in den Text gedruckten mikroskopischen Figuren. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kothe, H., System der Mnemonik oder Gedächtnißlehre. Theoretisch-praktische Anleitung zur raschen Erlangung eines vorzüglichen Kunstgedächtnisses. Cassel, J. G. Luckhardt. Gr. 8. 8 Ngr.

Ludwig's, O., dramatische Werke. 1ster Band. — A. u. d. T.: Der Erbförster. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Gastronomische Studien. Dresden, Kuntze. Br. 8. 24 Ngr.

Wilm, Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise. Zwei Theile. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Diezel, G., Rußland, Deutschland und die östliche Frage. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 15 Ngr.

Einige Worte über die orientalische Frage. Eine Stimme der Mahnung aus Athen. Dresden, R. Schaefer. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

50. **Hahn (Generalsuperintendent Dr. A.), Das Bekenntniß der evangelischen Kirche** in seinem Verhältniß zu dem der römischen und griechischen. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen. 8. Geh. 1 Thlr.

    Eine Schrift die sowol wegen des in der Gegenwart zu erneuter Wichtigkeit gelangten Gegenstandes als wegen der amtlichen Stellung und wissenschaftlichen Bedeutung des Verfassers die allgemeinste Beachtung besonders aller Theologen verdient.

51. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

    Wolfgang Müller in Düsseldorf sagt über diese allgemein freundlich begrüßte und bereits in zweiter Auflage erscheinende Gedichtsammlung in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“: „Sie verdient den allerfreundlichsten und herzlichsten Geleitsbrief an alle gebildeten Menschen im deutschen Vaterland. Dies Buch ist in der That ein edles und reiches Schatzkästlein: die Gedanken liegen darin wie die farbigsten, funkelndsten Edelsteine und zeigen in ihren Formen so tadellose, scharfgeschliffene krystallinische Gestaltungen, daß Herz und Sinn ihre aufrichtige Freude daran haben müssen. Friedrich Rückert in der «Weisheit des Brahmanen» und Leopold Schefer in seinem «Laienbrevier» sind seine Vorgänger, der erstere aber ist redseliger, der letztere schwülstiger als Hammer, bei dem man neben der Klarheit des Gedankens den präcisen und prägnanten Stil bewundern muß.“

52. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** &c. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Fünfte Lieferung. (Genelli—Heer.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

    Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

    Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** &c. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

    Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

53. **W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Großoctav. — Ausgabe in Octav. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

    Ebendaselbst erschien:

    Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. 1852. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

    Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diede) werth und theuer geworden; ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege.“ Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin“ haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon eine fünfte Auflage nöthig geworden.

    Dem Interesse das die „Briefe an eine Freundin“ für Wilhelm von Humboldt erregten, haben die von **Elisa Maier** aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen“ es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in zweiter Auflage vorliegen.

54. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständiges Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Dritte Auflage. In sechs Heften. Zweites Heft. 8. Geh. 10 Ngr.

    Dieses Fremdwörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung und billigen Preis vor ähnlichen Werken aus.

55. **Kudrun**, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von **Wilhelm von Ploennies.** Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von **Max Rieger.** Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

    Ein Werk, bestimmt und geeignet, dem Studium des Mittelhochdeutschen neue Freunde zu gewinnen. **Wilhelm Grimm** hat die Widmung angenommen. Die „Kudrun“, ein deutsches volksmäßiges Epos aus dem 13. Jahrhundert, ist bekanntlich in ästhetischer und nationaler Beziehung neben dem „Nibelungenlied“ eins der größten Kleinodien der deutschen Literatur.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 36. —— 3. September 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Moritz Wagner's Reise nach Persien und dem Lande der Kurden.

Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. Von Moritz Wagner. Zwei Bände. Mit einem Vorläufer: Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus. Leipzig, Arnold. 1852. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Als Frucht der mehrjährigen Wanderungen welche der Verfasser in Westasien gemacht hat kennen wir bereits die anziehende Schilderung seiner Reise nach Kolchis.*) Die vorliegenden Bände enthalten nebst Denkwürdigkeiten von der Donau und dem Bosporus Beschreibungen der türkisch-armenischen Alpengegenden, eines Theils von Persien und des Kurdenlandes. Glücklicher als seine Vorgänger, der deutsche Alterthumsforscher Schulz und der Engländer Browne, welche unter den Händen kurdischer Räuber verbluteten, ist unser Verfasser den Gefahren seiner Reise entgangen und mit schätzbarer Ausbeute für die Wissenschaft wohlbehalten wieder in der Heimat angelangt, um jetzt aufs neue seinem Forschungstriebe in einer andern Hemisphäre genügezuthun.

In dem Vorworte der gegenwärtigen Schrift bittet der Verfasser diejenigen Leser welche jede politische Lecture abgeschworen, den ersten Abschnitt, der eine Würdigung der orientalischen Politik Oestreichs enthält, zu überschlagen. Aber nicht nur dieses erste, 44 Seiten umfassende Capitel — eine Strafpredigt über das System welches den deutschen Einfluß auf den Orient ganz aus der Hand gegeben und mehr als vieles Andere der russischen Machtvergrößerung Vorschub geleistet, jenes beklagenswerthe System dessen Erfinder und Träger keine höhere Staatsweisheit kannten als möglichste Vervollkommnung der innern Polizei, während sie vor jedem kräftigen Handeln nach außen scheu zurückbebten — nicht nur dieses erste Capitel ist politischer Natur, sondern auch weiterhin finden wir häufige Betrachtungen und Beurtheilungen derselben Art, z. B. über die Stellung der europäischen Diplomaten in der Türkei, die traurige Ohnmacht der Vertretung deutscher Interessen im Orient, die russische Politik gegenüber Persien, Rußlands und Englands Stellung in Centralasien, die wahrscheinlichen Folgen eines dortigen Zusammenstoßes dieser beiden Großmächte u. s. w. Wir vermuthen daß die Mehrzahl der Leser obige Bitte nicht berücksichtigen und des Verfassers politischen Streifzügen mit mehr Theilnahme folgen wird als den von ihm eingeflochtenen Mittheilungen über vorgefundene Reibungsconglomerate, Molasseformationen, subalpine Pflanzen, Pschadbäume, Reptilien, Coleopteren und andere geologische, botanische und zoologische Merkwürdigkeiten, welchen zwar in einem wissenschaftlichen Werke eine wichtige Stelle gebühren würde, deren beiläufiges Einstreuen jedoch in ein Buch von so gemischtem Charakter wie das vorliegende von untergeordneter Bedeutung ist; denn für den Leser, welcher eine unterhaltende Belehrung wünscht, sind jene naturgeschichtlichen Mittheilungen zu trocken, für den Fachgelehrten aber zu dürftig. Auch wir wollen uns daher in Nachfolgendem mehr an Wagner's Beobachtungen über Menschen halten als an seine Notizen über Steine, Thiere und Pflanzen.

Als der Verfasser seine Reise antrat, lagen die Ge-

*) Vergl. Nr. 28—30 d. Bl. f. 1851. D. Red.

schicke Oestreichs und anderer Staaten noch in den Händen des Fürsten Metternich. Dieser Staatsmann pflegte in den Tagen seiner Allmacht durchreisende Gelehrte und Schriftsteller nicht ungern bei sich zu sehen; er hatte gegen Männer der Feder nicht den barbarischen Groll Sr. vandalischen Majestät Genserich I.; auch die Antipathie gegen Literatur und Literatenthum, wie wir sie im Lande der Apfelsinen finden, wo man Sophokles, Schiller und Shakspeare als politisch-anrüchig verbietet, war dem Fürsten Metternich fremd; ebenso wenig kann man sagen daß er gegen Bücherschreiber die souveraine Verachtung getheilt habe welche in manchen hohen Regionen herrscht. Schon weil er in der Jugend nicht mit Soldatenspiel und Pferdedressur seine besten Stunden vergeudet, vielmehr neben seinen speciellen Liebhabereien auch manche solide Kenntnisse sich angeeignet, konnte er die Schriftstellerprofession, sofern sie ihm nicht schroff entgegentrat, ziemlich wohl leiden. Gelehrte, Dichter, Geschichtschreiber figurirten unter seinen nächsten Günstlingen und ihnen mochte er sogar leichte Anwandelungen von Liberalismus durch die Finger sehen. In den langen Audienzen, welche Metternich öfters deutschen und fremdländischen Autoren gewährte, lag seinerseits wol ebenso viel Behagen als Berechnung.

War er doch nicht blos gebildeter Standesherr, virtuoser Diplomat und feiner Salonmann, sondern hatte auch den schmucken Redebau in nicht gemeinem Grade in seiner Gewalt, und dabei stand ihm ein unerschöpflicher Vorrath von Weisheitssätzen, eine solche Fülle von tiefklingenden Redefiguren zu gebote daß er selbst bei längern Unterredungen mit kenntnißreichern und geistig überlegenen Männern nicht leicht auf den Sand gerieth, vielmehr der Biene gleich, die mit Blumenschleim die Löcher ihres Zellenbaus füttert, auch seine Wissenslücken durch zierliche Redeblümelei zu verkleben wußte. Gelahrtheit und Ideenreichthum des Besuchers haben den berühmten Staatsmann noch weniger aus der Fassung gebracht als Napoleon's grollende Löwenstimme bei der dresdener Zusammenkunft. Er kannte ja die schüchterne Natur, das gedrückte Wesen des deutschen Doctors und Professors, der, wenn er in seiner Studirstube über kecke, weltumgestaltende Projecte brütet und seinen Gedankenflug bis zu den Wolken nimmt, doch einem großen Herrn gegenüber gar leicht das kühne Denken einbüßt, auch den stolzen Nacken zum Bücken bringt und das freie Oppositionswort in ein unterthäniges Compliment verwandelt. Fürst Metternich aber besaß alle Eigenschaften, die ihm eine Ueberlegenheit sichern mußten: eine wahrhaft imponirende Würde, Anmuth der Formen, volle Ruhe und Gemüthskühle. Und dabei hat ihn das Bewußtsein seiner staatsmännischen Macht und Standeshöhe nie verlassen, auch wenn er sich noch so huldvoll herablassend geberdete.

Dem Verfasser wurde — ungesucht und, wie er „aufrichtig und bescheiden" sagt, fast unerwünscht — die Auszeichnung zutheil, zu einer Unterredung mit Metternich gerufen zu werden. Ein bekannter Dichter und Vertrauter des Fürsten hatte ihm von Wagner's Reisezwecken gesprochen und erhielt den Auftrag diesen zu benachrichtigen daß der Staatskanzler ihn in einer besondern Audienz empfangen wolle, daß er auch bereit sei ihn mit Empfehlungsbriefen an den Internuntius und die Consulate in der Levante auszustatten. Von dieser Audienz erzählt der Verfasser:

Fürst Metternich, der mit mir höchst gesprächig ein Stündchen in seinem Arbeitszimmer auf und abging, berührte zuletzt die Politik. Als ich an ihn die Bitte stellte mir seine Ansicht mitzutheilen, wie ein Deutscher die orientalische Frage vom deutschen Standpunkt aufzufassen habe, schwieg er einen Augenblick und über sein fein und edel geschnittenes aristokratisches Gesicht spielte ein Zug, den man fast für eine Anwandelung von Verlegenheit hätte halten können, wenn solche bei einem so redeflüssigen und wortgerüsteten Großdiplomaten überhaupt denkbar wäre. Se. Durchlaucht geruhte mir zu sagen daß sein Freund und Vertrauter, Baron Clemens von Hügel, der seine Ansichten über die türkische Frage genau kenne, mich hierüber des Nähern und Bestimmtern belehren werde. Nach einigen indifferenten Aeußerungen kam jedoch der Fürst selbst wieder auf die große östliche Angelegenheit zu sprechen, die einzige welche damals die europäischen Großmächte neben ihren innern Verlegenheiten sehr ernstlich beschäftigte. Ich glaube die Aeußerungen des berühmten Staatsmanns hier nicht wörtlich wiedergeben zu dürfen und bemerke nur daß die Hindeutung auf die Nothwendigkeit einer friedlichen und erhaltenden Politik Oestreichs der kurze Sinn der ziemlich gedehnt und allgemein gehaltenen Bemerkungen war. Durch eine kleine Pause im ergiebigen Redefluß ließ ich mich gegen den Rath des Hofrath von *** zur interruptiven Zwischenfrage verleiten: ob die erhaltende Politik auch da an ihrem Platze sei, wo man durch die übergroße Ausdehnung des Nachbars Gefahr laufe Licht und Luft zu verlieren, und ob die Friedensliebe so weit gehen dürfe, fremdes Protectorat in Ländern zu dulden, welche Oestreichs Grenze berühren, bei Völkern desselben Stamms, dessen Repräsentanten auch unter östreichischem Scepter stehen? Diese Zwischenfrage und vielleicht mehr noch der nicht ganz unterwürfige Ton, in dem sie hervorgebracht worden und den man in der Staatskanzlei fast ausschließlich zu hören gewohnt war, misfielen sichtlich und schnitten leider die Conversation ab.

Von dem politischen Privatissimum, welches der Verfasser hiernächst bei dem Baron Clemens von Hügel genossen, hat er leider wenig profitiren können.

Herr von Hügel verstand es meisterhaft Parade zu machen mit einem Wust gehaltloser Scheingedanken, mit Rhetorik und philosophischen Redensarten die Leerheit seines Hirns zu verblümeln und nichtigen Worten einen Anstrich von Gedankentiefe zu geben. Auf gewisse Menschen hat er damit manchmal Eindruck gemacht, besonders in den ersten Augenblicken. Näher betrachtet, erkannte der nüchterne Beobachter bald die geistige Dürre, die Armuth an gesunden Ideen. Man konnte von dem seligen Staatsarchivar wie Shakspeare von jenem Venetianer sagen: „Seine vernünftigen Gedanken sind zwei Weizenkörner in zwei Scheffeln Spreu versteckt; ihr sucht den ganzen Tag bis ihr sie findet, und wenn ihr sie habt, so verlohnen sie das Suchen nicht."

In der hohen Staatskanzlei gab es keine lästigern Fragen als: Was wird Oestreich thun, wenn das russische Protectorat der Donaufürstenthümer sich in ein bleibendes Besitzthum verwandelt, wenn zuletzt auch Byzanz und mit ihm der Brückenkopf des Pontus, das Thor des levantischen Handels und der östliche Schlüssel des Archipels und Mittelmeers in russische Hände übergehen? Von solchen Gefahren wollte man Nichts wissen, man ignorirte die Werften, die Kriegshäfen und die Flotten von Nikolajeff und von Sebastopol, diese Damoklesschwerter, die an langen Pferdehaaren gebunden über dem Scheitel Stambuls und des armen Sultans schweben. Man sprach lieber von der australischen Flora, welche in Hietzing's Gewächshäusern so stattliche Vertre-

ter hatte, von den prächtigen Papageien die dem Baron Karl von Hügel vom Ganges zur Donau gefolgt, vom Wunderlande Fasogle, wo Bergrath Russegger nach Gold gegraben, von Mehmed-Ali und Rundschit-Singh, vom blauen Nil und blauen Dunst. Man machte es wie der Vogel Strauß, der da glaubt durch Begraben der Augen im dicken Federpelz dräuenden Gefahren zu entgehen, und meinte vielleicht mit jenem römischen Cäsar daß die Dinge nicht geschehen, wenn man nicht von ihnen redet, und daß in großen Uebeln Stummsein der beste Talisman sei.

Wenig erwärmt von den Strahlen politischer Weisheit, mit welchen Metternich und Hügel die orientalischen Verhältnisse beleuchteten, zog der Verfasser von dannen nach der Hauptstadt der Türkei. Gleich am ersten Tage seines Aufenthalts in Konstantinopel hatte er Gelegenheit, dem Sultan auf dem Wege nach einer Moschee zu begegnen. Abdul-Medschid war damals 20 Jahre alt, sah aber bereits wie ein gereifter Dreißiger aus. Um die mandelförmig geschnittenen Augen, deren mildschöner Ausdruck von Manchen gerühmt worden ist, welche damals aber mehr trübe und hohl als sanft leuchtend aus den dunkelbläulichen Rändern blickten, wie Nebelsterne aus einem höhenrauchigen Horizont, lagerten sich bereits einige Falten, ebenso um die Mundwinkel. Die Wangen waren eingefallen, die Haut hing schlotterig vom ovalen Gesicht, das damals keineswegs stramm und gespannt war, wie es Fallmerayer später beschreibt. Vielleicht hat später mit der gebesserten Gesundheit die Gestalt des Sultans sich verschönert; möglich daß Dr. Spitzer's Stahlpillen und Abmahnung von allzu häufiger Haremsfrequenz im Bunde mit des Seraikochs Krafthühnerbrühen und Burgunderbädern die gesunkene Nervenkraft wieder belebt, die Muskelfaser neu gestärkt und die schlotterige Gesichtshaut besser gespannt hat; damals aber als Wagner ihn sah war der junge Sultan ein leibhafter Candidat des Hospitals. Auch zwei Jahre später, als der Verfasser diese hohe Person nochmals sah, äußerte ein neben ihm stehender Renegat: „Wenn ich der Sultan wäre und so wie er aussähe, ich würde mich nie öffentlich blicken lassen.“ Abdul-Medschid ritt theilnahmlos vorüber; sein Auge blickte in gerader Linie starr über die beturbanten Köpfe oder weißen Hüllen der Volksgruppe hinweg, deren männlicher Theil die Hand aufs Herz legend sich ehrfurchtsvoll beugte, aber keinen Jubelschrei laut werden ließ, welcher in der Türkei ebenso wenig Brauch und Sitte ist als der kaiserliche Gegengruß. Selbst das gnädige Lächeln, das heute abendländischen Herrschern bei öffentlichen Erscheinungen so geläufig ist, hat die ottomanische Hofetiquette noch nicht angenommen. Der Sultan Abdul-Medschid ist von sanfter und harmloser Gemüthsart; Wagner hält ihn sogar für einen „freundlichern und gutmüthigern Herrn als die meisten christlichen Dynasten des Occidents“. Geniale Züge wußte man nie von ihm zu erzählen, aber der wohlwollenden sehr viele. Er ist nicht eben prachtliebend und verschwenderisch, gilt in den Augen vieler Türken sogar für sparsam. Für die Europäer und die Künste ihrer Civilisation hat er keine eigentliche Passion, keinen Enthusiasmus, aber auch keine alttürkische Abneigung. Er steht den Reformen immerhin näher als den Stocktürken, schwankt aber doch manchmal und möchte es mit beiden Parteien nicht verderben. Vielleicht ist das in seiner und des Reichs Lage das Klügste und Ersprießlichste was er thun kann; weder durch alttürkische Energie noch durch Reformeifer wäre jetzt noch die Zukunft des osmanischen Staats zu retten; eher würde jedes Extrem in irgend einer Richtung die Katastrophe seines Untergangs beschleunigen.

Der ziemlich ausführlichen Charakteristik des Riza-, Reschid-, Rifaat-, Omer-Pascha und anderer türkischer Staatsmänner, die neuerdings wieder viel genannt wurden, widmet der Verfasser eine größere Anzahl von Seiten als man nach dem Titel seines Buchs erwarten sollte; sodann kommt er auf die bei der Pforte weilenden europäischen Diplomaten zu sprechen. Während er die Schlauheit und Thätigkeit der russischen Gesandtschaft hervorhebt und den Engländer Stratford Canning als den „hervorragendsten Mann durch politischen Einfluß wie durch Geist, Charakter, Energie und Edelsinn in der perotischen Diplomatenwelt“ rühmt, entwirft er ein trauriges Bild von dem östreichischen Grafen Stürmer, der erst vor nicht langer Zeit den Internuntiaturposten geräumt hat. Feines und leutseliges Wesen wird ihm zwar zuerkannt, wenn es sich um empfohlene Reisende handelte; armen Teufeln dagegen, die in Schicksalsnöthen möglicherweise eine reelle Unterstützung von Seiten der Gesandtschaft hätten in Anspruch nehmen können, blieb die östreichische Kanzleithür fest verschlossen. Was Herr von Stürmer als Vertreter einer Großmacht geleistet, bezeichnet Wagner mit folgenden Worten:

> Weder in den großen politischen Fragen noch in den kleinsten Differenzen mit den türkischen Behörden war Herrn von Stürmer ein diplomatischer Triumph gegönnt. Dagegen hat er das Seine redlich beigetragen, um den Namen des Nemtsche-Giaur bei den Türken lächerlich und verächtlich zu machen, und es wird eines tüchtigen Nachfolgers, eines Staatsmanns von Kopf und Herz bedürfen, um durch ehrenhaften Ruf und ebenso feste als kluge politische Haltung im Interesse Oestreichs wieder gut zu machen was Stürmer dagegen gesündigt hat.

Mit dem Dampfer Stambul fuhr der Verfasser über Samsun nach Trapezunt. In dieser Stadt interessirt man sich aufs lebhafteste für die Verhältnisse des Kaukasus und die Vorgänge in den russischen Grenzländern; sie ist das eigentliche Stelldichein aller Tscherkessen und Abchasen, welche zu politischen Zwecken die Verbindung mit der Türkei unterhalten, aller türkischen Sklavenhändler, die von dorther den Haremsbedarf der reichen Türken beziehen, aller europäischen Abenteurer, welche nachdem sie in Kairo und Konstantinopel als militairische Schulmeister schlechte Geschäfte gemacht, ihr Glück bei den Tscherkessen versuchen wollen, aller Flüchtlinge aus Rußland und Ausreißer aus dem russischen Heere. Trapezunt ist gewissermaßen die einzige Stadt außerhalb des russischen Gebiets, wo es möglich ist, über die militairi-

schen Ereignisse im Kaukasus Nachrichten einzuziehen. Alle fremden Consuln legen sich auch hier hauptsächlich auf das Kundschaftermetier für ihre Regierungen, besonders der englische. Bekanntlich hat England kein Consulat in den Kaukasusländern, nicht einmal in Tiflis, wo die russische Regierung sich die Anwesenheit eines britischen Repräsentanten ausdrücklich verbeten hat. Seit dem Besuch des Herrn Urquhart an der tscherkessischen Küste, seit der Beschlagnahme des Schiffs Vixen, seit dem abenteuerlichen Aufenthalte der Herren Bell, Longworth und Neith unter den Tscherkessen hatte sich das Mistrauen der russischen Regierung gegen alle reisenden Engländer in diesen Gegenden verdoppelt. In Trapezunt verkehren fast alle kaukasischen Emissaire mit dem britischen Viceconsul. Unter den Bergbewohnern wie auch unter den Türken gilt England gewissermassen als die Schutzmacht aller Opposition gegen Rußland.

Auf den Rath des englischen Consuls in Trapezunt machte der Verfasser die Weiterreise bis Erzerum mit türkischen Postpferden und von dort weiter mit einer Handelskaravane. Mit den Pferden wechselte auch der türkische Postillon und Wagner bekam auf seinem Wege nach Baiburt bald einen echten Osmanli mit der gewöhnlichen Grandezza, der Trägheit und dem ehrlichen Sinn (bekannte türkische Raceneigenschaften, die sich freilich immer mehr verlieren, je weiter man nach dem Osten vordringt), bald einen halbwilden Lasen, bald einen verschmitzten Armenier als Pferdeführer und Wegweiser. Von Trapezunt bis Sehana ist die Gebirgslandschaft eine der herrlichsten. Nicht so grandios wie der äußere Anblick der silberleuchtenden Gipfel des Kaukasus von der Teeksteppe gesehen, nicht so wild romantisch, nicht so reich an bizarren Felsbildungen, an glänzenden Firnen und Gletschern, noch an prächtigen Wasserfällen mit ewigen Schneeraketen, wie einige Querthäler der schweizerischen und savoyischen Alpen, doch fast noch malerischer, lieblicher und anmuthiger in den Einzelheiten. Wälder, Baumgruppen, ein prachtvoller alpiner Blumenteppich oberhalb der Baumregion, einzelne Häuschen und Alpenhütten, die nur selten in größern Gruppen beisammenstehen und Dörfchen bilden, schmücken zu beiden Seiten die grünen und im Frühling farbenreichen Berghalden. Der Tschebislik, welcher diese Querthäler durchströmt, ist in dieser Jahreszeit ein breiter und sehr reißender Strom, welcher in vielen Cascaden wild schäumend herabstürzt.

Die Bevölkerung von Erzerum belief sich in den letzten Jahren auf etwa 40,000 Köpfe, von welchen mindestens fünf Sechstel Türken sind. Nächst ihnen sind die gregorianischen Armenier am zahlreichsten vertreten; von katholischen Armeniern gab es nur 80 Familien, die aber ziemlich wohlhabend sind; griechische Familien zählt man nur sechs. Der Bazar von Erzerum steht nicht im Verhältnisse zur Größe und politischen Wichtigkeit der Stadt; er ist einer der armseligsten von allen welche der Verfasser in den größern Städten der Türkei gesehen hat. Die Händler sind größtentheils Armenier, die Käufer mehr Türken und selbst Kurden. Die commercielle Wichtigkeit dieser Stadt besteht in ihrem Transporthandel europäischer Waaren nach Persien, in ihrer vermittelnden Lage zwischen Trapezunt und Tabris.

Die Schilderung welche die Mehrzahl der in Erzerum lebenden Europäer dem Verfasser von den Schrecken des dortigen Winters machte, nahm ihm die Lust seinen Aufenthalt bis zur rauhen Jahreszeit auszudehnen. Der Winter auf diesem Plateau ist länger und trauriger als man selbst bei dieser hohen Lage denken sollte. Der Schnee bleibt acht Monate des Jahres hindurch in den Gassen liegen. Vom November bis April erreicht hier die Schneehöhe in der Regel 3—4 Fuß. Mitten durch die weiße Masse, für deren Wegschaffung man keine Sorge trägt, treten sich die Fußgänger ihre Bahnen. An den Mauern der Häuser bleibt der Schnee manchmal klafterhoch aufgethürmt; nur der Zugang zu den Thüren wird durch Schaufeln frei gemacht. Im October kaufen die Bewohner gewöhnlich den Vorrath an Holz, Kohlen und andern Bedürfnissen für den ganzen Winter ein. Sogar an Fleisch müssen ansehnliche Provisionen angeschafft werden, denn ganze Monate lang erhält die Stadt keine Zufuhr von Lebensmitteln.

Die Reise von Erzerum nach Persien macht man am sichersten, wohlfeilsten und bequemsten mit einer jener großen Handelskaravanen, welche von Erzerum fast jede Woche nach Tabris abgehen und dorthin meist englische Baumwollzeuge und Manufacturwaaren bringen, auch böhmisches Glas, Tücher und Pelze von der leipziger Messe, selbst nürnberger Spielwaaren u. s. w. Die schwächsten dieser Karavanen zählen gewöhlich 200—300, die stärksten bis 900 Pferde. Maulthiere werden hierzu selten verwendet und Kameele sah der Verfasser nur bei einer einzigen Karavane zwischen Salmas und Choi, die aber die türkische Grenze nicht überschritt. Eine der interessantesten Seiten dieser Art zu reisen ist das Studium der Thiersitten. Die Karavanenthiere haben das Eigenthümliche daß sie überaus stark an ihren Gewohnheiten hängen, die geregelte Ordnung respectiren, die Geselligkeit lieben, für alle Bekannte und Freunde, gleichviel ob zwei- oder vierbeinige, besondere Anhänglichkeit zeigen, dabei sehr ungastlich sind und fremde Vierfüßler nicht leicht in ihrem großen Familienkreise dulden. Diese Bemerkung gilt zunächst von den Pferden. Die Maulthiere, Esel und die kleinen Dromedare, welchen man erst in Persien begegnet, haben ihre besondern Charakterzüge und bedürfen einer ziemlich verschiedenen Behandlungsweise.

Ohne die Gelehrigkeit der Karavanenpferde, ohne ihren Respect vor herkömmlichen Gewohnheiten würde es ungemein schwer sein, bei Aufbruch und Ankunft der Karavane, wo in der Regel großer Lärm herrscht und Hunderte von Menschen- und Thierstimmen durcheinanderschreien, unter einer solchen Masse die nothwendige Ordnung zu erhalten. Doch der milde und fügsame Charakter des orientalischen Pferdes bei all seinem Feuer kommt diesem Zwecke sehr zu statten. Die boshafte, heimtückische Gemüthsart der Mustangs in den amerikanischen

Pampas ist ihnen fremd, ebenso der stierköpfige Eigensinn der Walachen- und Kosackenpferde in den Donau- und Donsteppen, wo Stimme und Schlingen des Tabnutschik sich mit Mühe Gehorsam verschaffen in der wilden ausgelassenen Heerde. Die an die ungebundene Freiheit ihrer Steppenrepublik gewöhnten Rosse würden sich dort der Karavanenzucht und dem Packsattel nicht so leicht fügen.

Jedes Karavanenpferd hat eine Schelle am Halse, deren Läuten es verrathen würde, wenn es sich etwa gelüsten ließe, während des Marsches auf die Seite zu gehen oder von der Weide sich in die Berge zu entfernen. Ein solches Vergehen kommt aber stets nur bei Neulingen vor; das eingewöhnte und geschulte Packpferd gibt nur höchst selten Anlaß zur Klage. Kaum hat der Kariwan-Baschi zwei Stunden nach Mitternacht das Zeichen zum Aufbruch gegeben, so verkünden helles Wiehern, Schnauben und Klingeln der von der Weide zum Lager getriebenen Pferde daß sie alle bereit, frisch und marschirlustig sind. Mitten in der Dunkelheit der Nacht entsteht nun im Bivouac ein Leben und ein Lärmen welches dem Reisenden keinen Schlummer gönnt, selbst wenn er gern fortschlafen möchte, bis das letzte Pferd bepackt und das Zelt aufgeladen ist. Die so klugen und gelehrigen Thiere wissen trotz der Finsterniß stets ihren rechten Stand in der Nähe des Herrn dem sie gehören, und der Knechte, die sie striegeln, tränken und beladen, zu finden. Mitten in dem Lärm und Gewühl der schreienden Menschen steht das Thier unbeweglich still, bis der Packsattel und die Waarenbürde, welche nach beiden Seiten hin das rechte Gleichgewicht haben muß, aufgeladen sind. Das ist immer das Werk weniger Secunden, denn die Packleute haben den Griff los. Mit einem einzigen Schwung und Taktschrei heben je zwei Männer die Ladung in die Luft und werfen sie auf den Packsattel. Kaum spürt das Pferd die Last auf dem Rücken, so geht es sogleich von selbst weiter, eins dem andern folgend, nie zwei nebeneinander. Das bestdressirte russische Soldatenregiment kann nicht regelrechter, in gleichmäßigerm Tempo, genauer gemessenem Schritt und geraderer Linie marschiren, d. h. in Gegenden wo die Beschaffenheit des Terrains und die Richtung des Gebirgspfades es gestatten. Kommt durch irgend einen Zufall einige Verwirrung in die Colonne, z. B. durch den Sturz eines Pferdes auf schlüpferigem Wege oder durch eine in entgegengesetzte Richtung ziehende Karavane, so hält das Thier welches dem Verwirrungspunkte am nächsten steht still und sein Nachfolger ebenfalls. Die ganze Pferdecolonne macht Halt, das Geläute verstummt und die bepackten Vierfüßler stehen so festgebannt wie die steinernen Rosse vor dem römischen Quirinal, ohne der starken Faust eines Bändigers zu bedürfen. Ist der Grund der Verwirrung gehoben, so setzen sich die Pferde eins nach dem andern von selbst wieder in Bewegung. In gleichförmigem Marschtritt geht es wieder vorwärts und der gleichförmige Klingklang der Schellen hallt wieder durch die weite, menschenleere Wildniß der armenischen Alpen.

An die Spitze der Linie stellt man gewöhnlich die ältesten, erfahrensten und klügsten Pferde. Der Führer ist meist ein langmähniger Patriarch, welcher das wandernde Metier schon einige Jahrzehnde treibt, genaue Landes- und Ortskenntniß hat und auf seine Erfahrung, seine Pferdeweisheit mit Recht stolz ist. Nie verirrt sich derselbe, nie scheut er, wenn etwa ein Felsblock von bizarrer Form oder ein Todtengerippe am Wege liegt oder selbst Kameele, gegen welche die Pferde eine besondere Antipathie haben, vorüberziehen. Auch wenn ein Gewitter am Himmel grollt und zuckende Blitze, Hagel und Regen die jüngern Thiere erschrecken und unruhig machen, kommt der Führergaul nicht aus der Fassung. Das Beispiel des Vorgängers aber wirkt beruhigend und beschwichtigend auf den Nachfolger, während die Unruhe des Führers sich ebenso schnell auf die Hinterpferde fortpflanzen und Unruhe und Verwirrung in die ganze Marschcolonne bringen würde. Ortskenntniß und Instinct leiten den Patriarchen selbst in der schwärzesten Nacht, wenn finstere Wolken jede Himmelskerze umhüllen, vollkommen sicher. Hemmt ein Fluß oder reißender Wildbach den Weg, so hält der Führergaul so lange still bis der nächste Reiter die seichteste Uebergangsstelle erkundet hat. Letzterm folgen dann der Patriarch und die Veteranen, die Eingewöhnten und zuletzt die Neulinge des Packtrosses watend oder schwimmend. Freilich läuft das nicht immer ohne Gefahr oder Unfall ab. Bei starker Schneeschmelze oder nach Wolkenbrüchen haben die Wildbäche oft eine furchtbare Gewalt und reißen die schwimmenden Thiere in die Strömung fort. Doch retten Instinct und Klugheit sie in den meisten Fällen.

Die Karavanenpferde sind in Bezug auf Toleranz gegen Fremde ihres Standes und Geschlechts nicht besser als ihre Herren. Sie können Pferde, welche nicht zu ihrer speciellen Sippschaft gehören, nicht ausstehen. Lagern zwei Karavanen zufällig in der Nähe beisammen, so beobachten sich die weidenden Thiere mit gespitzten Ohren, galopiren wiehernd auf und ab mit offenen Nüstern und gesträubten Mähnen und verrathen damit ihre Rauflust. Dies geschieht namentlich, wenn in dem einen Lager oder vielleicht in beiden sich Hengste befinden, auf welche selbst die Castraten neidisch und erbost sind. Doch wenn auch keine geschlechtliche Eifersucht sich einmischt, zeigen doch die meisten jüngern und feurigern Pferde einen nicht geringen Grad von Händelsucht, sobald sie fremde sehen. In diesem Falle vergessen sie am häufigsten Zucht und Gehorsam und bleiben taub gegen die Stimme der Hüter. Plötzlich sprengt das hitzigste Roß, das seine Kampflust nicht länger bändigen kann, in wilden Sätzen herausfodernd gegen die Weide des andern Lagers vor. Seine feurigsten Kameraden folgen ihm als Schildknappen und Secundanten. Kampfmuthiges Wiehern fodert wie eine trompetenschmetternde Heroldsstimme die tapfersten der Gegner zum Streite. Die Ausfoderung wird gewöhnlich angenommen und der Heroldsgruß von der andern Seite mit ebenso jauchzendem Wiehern erwidert. Schnaubend und bäumend stürmt in gewaltigen Sätzen ein hochbeiniger Turkomanier dem feuerfarbigen Hengst von Erzerum oder dem Silberschimmel von Karabagh entgegen. Hauend und beißend treffen sich die Gegner und jeder sucht den andern an der Seite zu fassen. Wiehernd und schäumend brausen die Gefährten um die Kämpfenden herum. Die Pferde von jeder Karavane halten gegen fremde brüderlich zusammen und das Turnier würde bald zu einer allgemeinen Schlacht werden, wenn nicht das Geschrei und die Flüche der herbeieilenden Hüter, von der drohend geschwungenen Roßpeitsche unterstützt, die feindlichen Pferdeparteien rechtzeitig auseinander brächten. Wenn zwei Karavanen sich auf dem Marsche begegnen, zeigt sich dieser feindselige Haß gegen die fremden nicht. Die Pferde sind sich dann des Ordnungszwangs, der Disciplin bewußt und verrathen keine Rauflust. Mit gespitzten Ohren, aber friedlich gehen die bepackten Colonnen im ruhigen Klingklang aneinander vorüber. Mitten durch das Schellengeläut dringt zuweilen das verliebte Wiehern eines Hengstes, aber Zaum und Gebiß und nöthigenfalls Peitsche und spitze Eisensporen dämpfen seine heißen Triebe.

Hinter Bajasid überschritt der Verfasser die persische Grenze. Der reiche Anbau setzte ihn hier in einige Verwunderung. Nach den Büchern und Schilderungen europäischer Reisender soll Persien fast noch mehr verwahrlost, verödet und entvölkert sein als die asiatische Türkei. Für die Provinz Aserbeidschan und besonders für diese Grenzgegenden scheint diese Angabe nicht zu passen. Mit Ausnahme der südöstlichen Ufer des Urmiasees, wo Sümpfe und Salzboden den Anbau erschweren, fand der Verfasser im Allgemeinen in den persischen Landschaften die er durchwanderte beiweitem fleißigern und bessern Bodenanbau als auf türkischem Gebiet. Na-

mentlich in diesen Grenzlandschaften kündigt sich Persien vergleichsweise günstig an. Auf türkischer Seite sind die meisten Grenzbezirke selbst zunächst der Karavanenstraße entvölkerte Wildnisse, in welchen nur kurdische Nomaden und Räuber mit Pferden und Heerden sich tummeln. In Persien erscheinen die ersten Dörfer zwar etwas armselig, aber mit munterm Grün, Gärten und Bäumen umgeben. Neben der bessern materiellen Cultur fallen auch sogleich bei dem Verkehr mit den Eingeborenen deren höflichere Formen auf. Auch die Sicherheit nimmt auf persischem Boden zu, und obwol sich auf den Bergabhängen noch einzelne Gruppen schwarzer Kurdenzelte zeigten, so schien doch bei der armenischen Karavane, mit welcher der Verfasser reiste, jede Furcht vor Raubanfällen vorüber zu sein, seitdem sie sich von der Grenze entfernt hatte.

In 27 Tagen hatte die Karavane die Reise von Erzerum bis Tabris zurückgelegt. Tabris oder Tauris ist gegenwärtig der Größe nach die zweite, der Bevölkerungszahl nach aber die erste Stadt des ganzen persischen Reichs. Sie liegt in einer nackten, traurigen Fläche, am Fuße ebenso nackter, hoher, phantastisch gestalteter Felsberge, welche den nordöstlichen Stadttheil halb einkeilend sich schroff in ziemlich malerisch geschwungenen Linien östlich über der Stadt erheben und mit ihrer röthlichen Färbung in ihrer äußern Erscheinung ziemliche Aehnlichkeit mit den kahlen Felsgruppen Siciliens haben. Tabris hat 16,000 Häuser und nahe an 140,000 Einwohner. Straßen und Häuser sind im Ganzen so gleichfömig daß es einige Zeit erfodert, um sich hier zurecht zu finden. Die Gabe des Ortssinns wird hier auf eine scharfe Probe gestellt, da hervorragende Gebäude oder Gegenstände, welche zur Orientirung dienen könnten, in dieser großen Stadt nur sehr sparsam vorhanden sind.

In Betreff der persischen Frauen machte der Verfasser die Bemerkung daß sie in Tabris fast ebenso zahlreich als die Männer auf der Gasse wandeln, um die Bäder oder ihre Verwandten und Freundinnen zu besuchen; sie erscheinen aber hier nicht in jener buntfarbigen Glorie von Seide und Stickerei, womit sie in den Harems glänzen und die Augen ihrer Gatten und Herren ergötzen. Vom Kopf bis zu den Füßen sind sie in einfarbige Linnen, Mousseline oder grobe Baumwollenzeuge förmlich eingewickelt, und das Auge blickt nur durch die winzigen Oeffnungen einer gitterförmig gewebten Kopfhülle. Die Straßentracht der Türkinnen und Armenierinnen in Stambul und selbst der Maurinnen in Tunis und Algier, so streng man dort auch der gebotenen Gesichtsverhüllung nachzukommen sucht, würde in Tabris und Teheran für ganz unzüchtig gelten. Die verhüllten Maurinnen der Berberei lassen wenigstens die schwarzen stechenden Augen zwischen den weißen Mousselintüchern frei herausschauen und die brunette Nasenwurzel dazu. Die Türkinnen in Konstantinopel gehen noch weiter und lassen mit den sinnlich brennenden Augen auch das ganze Näschen sehen, verbergen also nur Stirn, Mund und Kinn und gönnen nicht nur ihren Augen freien Ausblick über das bekannte Wonnebild der bosporischen Siebenhügelstadt, sondern lassen auch den männlichen Spaziergängern, welche bei den süßen Wassern unter mildem Platanenschatten an ihnen vorüberwandeln, ziemlich ungehinderten Einblick in die wesentlichen Theile ihrer feinen Gesichtchen. In Tabris hingegen ist der Phantasie grenzenloser Spielraum gegeben. Der hundertäugige Argus würde sich vergebliche Mühe machen, die geheimnißvollen Reize zu entziffern, welche unter diesen dichten Hüllen vergraben sind. Man sieht nur vermummte Gespenster, welche kaum etwas Menschenähnliches haben und auf der Straße ebenso leicht für wandernde Säcke gelten könnten, welchen irgend ein persischer Zauberer ein paar Füße angehext.

Um persisches Volksleben und Volkssitten im Großen zu studiren, ist der Bazar der einzige geeignete Ort. Häusliche Sitten und religiöses Ceremoniel sind in Tabris den Europäern unzugänglich; um so offener aufgeschlossen ist aber alles Uebrige. Das öffentliche Leben concentrirt sich ganz in den weiten Hallen und Höfen des Bazar, wo man Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, sinnliche Genüsse, Luxus und Misère in wunderlichster Weise vermengt findet. Was gleich bei dem Anblick des Bazar auffällt, ist die ungeheuere Masse europäischer Waaren im Verhältnisse zu den Erzeugnissen Asiens. Ueber drei Viertel des Inhalts dieser Magazine und Buden stammen aus Europa, das Meiste aus England. Baumwollzeuge, Tücher, Stahlwaaren aller Art sind auf den ersten Blick als britische Erzeugnisse zu erkennen. Deutschland und Rußland liefern hierzu die gröbern Artikel. Aus Oestreich stammen beinahe sämmtliche feinere Glaswaaren, worunter besonders viele Nargilehgläser nach orientalischem Geschmack mit bunter Farbenpracht überladen. Der Bernstein für die Tschibukspitzen, welche durch ganz Asien verbreitet sind, wird zwar größtentheils von den preußischen Ostseestädten geliefert, findet aber erst in Konstantinopel seine Verarbeitung. Die in Konstantinopel ansässigen böhmischen Glashändler waren seit einigen Jahren gegen den Bernstein in Concurrenz getreten, indem sie Tschibukspitzen aus böhmischem Glase von gelblich-weißer Färbung lieferten, welche der beliebtesten Sorte von Bernstein täuschend ähnlich sahen, aber doch nur bei den ärmern Rauchern Gunst und Anklang fanden. Die gröbsten und wohlfeilsten der in dem Bazar vorräthigen Manufacturwaaren stammen aus Sachsen und Böhmen und besonders Rußland. Auch nürnberger Spielwaaren sind in ziemlicher Menge zu bemerken, z. B. kleine falsche Kinderuhren mit dem Locomotivbilde auf dem Zifferblatt und der deutschen Aufschrift: „Dampfwagenfahrt von Nürnberg nach Fürth.“ Sogar das lithographirte Bildniß des persischen Schahs führt deutsche Aufschrift und den nürnberger Verlagsstempel. Unter den asiatischen Waaren stammt das Schönste und Geschmackvollste aus Hindostan, besonders Shawls, Teppiche, Decken. Die minder fein gewebten Shawls, deren geschmackvolle Färbung mitunter den gerühmten persischen Sinn für hübsches Colorit und zier-

liche Zeichnung bewährt, kommen großentheils aus den südlichen Provinzen Persiens. Von orientalischen Waaren liefert Schiras die besten und solidesten Gegenstände, besonders Säbelklingen von ausgezeichneter Güte und mitunter überaus hohen Preisen. Bei diesen persischen Waffen gilt im Allgemeinen daß der Werth der Klinge den Werth der äußern Verzierung übersteigt. Luxusscheiden, prachtvolle Griffe von Gold, Elfenbein und Edelsteinen, wie man sie nicht nur in den Bazars von Konstantinopel und Kairo, sondern auch in Tiflis, ja sogar in den Städten der Berberei öfters findet, sind in Persien nicht gebräuchlich oder jedenfalls sehr selten. Die größte Sorgfalt wird von den Waffenschmieden von Schiras stets auf die damascirte Klinge verwendet, welche aus einzelnen Stahlstriemen kalt zusammengeschmiedet wird und eine ebenso anhaltende und ermüdende Arbeit als geübte Hand erfodert. Die Waffenschmiede von Tabris, Teheran und Ispahan haben es den berühmten Schwertfegern von Schiras in diesem Handwerk, das im Orient noch auf der Höhe der Kunst steht und in besonderm Ansehen gehalten wird, noch nicht gleichzuthun vermocht.

Merkwürdiger als die Waarenbuden sind die Werkstätten der Handwerker. Alle Metiers sind in diesem Bazar vertreten, von den allerschwerfälligsten bis zu den feinsten. In der Regel sind die verwandten Professionen in nächster Nähe beisammen, was schon deshalb nothwendig scheint, weil nicht jedes Geschäft den Lärm vertragen würde, der z. B. in der Nähe der Kupferschmiedewerkstätten herrscht. Ohnehin bringen Geschrei der Verkäufer und Träger, das Summen der plaudernden Gruppen und das rastlose Auf- und Abwogen der Durchgehenden Unruhe genug in diese Hallen. Als Gegensatz zu den lärmenden Metiers verdienen die persischen Schönschreiber Erwähnung. Sie treiben das gleiche Geschäft wie die bekannten écrivains publics in den größern Städten Frankreichs und sind nicht besser als diese logirt und honorirt. Wer eine Petition an einen Großen oder irgend ein Geschäftsschreiben — Liebesbriefe sind in Persien nicht gebräuchlich — abzufassen hat und des Schreibens nicht kundig ist, nimmt zu einem dieser öffentlichen Kanzelisten seine Zuflucht. Dieselben verfertigen auch Talismane und Amulete mit Koransprüchen auf Pergamentpapier, deren kalligraphische Meisterschaft Nichts zu wünschen übrig läßt und von unsern besten Schönschreibmeistern in Europa wenigstens nicht übertroffen würde.

Auch öffentliche Schulen sieht man zu Tabris mitten zwischen Magazinen und Buden. Der Lehrer-Mollah docirt gewöhnlich bei offener Thüre, und es herrscht in diesen Schulzimmern ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe. Der Verfasser trat ohne Umstände in einen dieser Schulsäle ein und grüßte den Schulmeister, der statt des schwarzen zottigen Kalpaks einen weißen Turban trug und den Eingetretenen freundlich einlud neben ihm Platz zu nehmen. Seine Zöglinge, etwa 60 an der Zahl, saßen auf den Teppichen des Fußbodens ziemlich unordentlich im großen Halbkreise um den Meister. Die meisten waren Knaben von 10—12 Jahren, doch befanden sich unter den Schülern auch einige olivenfarbige Lümmel von 17—18 Jahren, die bereits ziemlich stattliche Schnurrbärte trugen und nach der Mittheilung des Lehrers sämmtlich vom Lande waren. Die Schüler lasen zusammen alle halblaut, plauderten aber auch ganz ungenirt miteinander, liefen hin und her, wechselten die Plätze und schienen von der Zucht und Ordnung unserer europäischen Schulen keinen Begriff zu haben. Neben der allgemeinen Leseübung, die hier jeder Schüler für sich trieb, nahm der Lehrer noch eine besondere vor, indem er einen Jungen nach dem andern zu sich rief, der ihm von einem vorgelegten Manuscript unter beständigem Kopfwiegen laut vorlesen mußte. Die sehr sauber geschriebenen Blätter, welche der Schulmeister den Zöglingen vorlegte, enthielten Verse von Hafis und Firdusi, welche diese Jungen mit derselben Leichtigkeit lasen wie der gelehrteste orientalische Professor einer deutschen Hochschule. Türkische Schriften und Bücher werden in den Schulen der Perser nicht gelesen. Auch scheinen dort nur Wenige der türkischen Schriftsprache mächtig, obwol die Volkssprache in ganz Aserbeidschan ein verdorbenes Türkisch ist. Das gewöhnliche Schulgeld, das dem Lehrer-Mollah bezahlt wird, beträgt einen Sahebgeran (30 Kreuzer) monatlich für den reichern Schüler, einen Abbas (15 Kreuzer) für den armen. Außerdem werden besondere Geschenke gegeben. So gab einer der Zöglinge in Gegenwart des Verfassers dem Meister ein halbes Dutzend schöner Aepfel.

Musiker, Sänger, Taschenspieler, Gaukler, Märchenerzähler tragen in Tabris nicht wenig dazu bei, das ohnehin so bewegte Bazarleben mannichfaltig und unterhaltend zu machen. Der Bazar von Konstantinopel ist gewiß viel umfangreicher und hat weit mannichfaltigere und prachtvollere Waaren, bietet aber lange nicht dieses wechselvolle Bild des Marktes von Tabris und ist vergleichsweise still und langweilig. Bei den Taschenspielern sah der Verfasser Nichts von überraschenden Kunststücken, welche man sonst von indischen Gauklern rühmt; Alles war hier gewöhnlich und stand weit hinter der Fingerfertigkeit und der Täuschungskunst eines Bosco zurück. Märchenerzähler in Derwischkleidern fanden aufmerksame Zuhörer sowol unter den Budenmännern als unter den sonstigen Anwesenden. Ihr Vortrag war lebhaft und feurig; durch Stimme und Mimik suchten sie den Eindruck ihrer Wundergeschichten zu erhöhen. Im Uebrigen geht es hier wie auf den Jahrmärkten Deutschlands und in den Seestädten Italiens: Alle wollen gern hören und sehen, aber Niemand will zahlen und die Collecte liefert gewöhnlich einen sehr magern Ertrag.

Die europäische Gesellschaft in Tabris ist fast ausschließlich durch die Mitglieder der Consulate Rußlands und Englands und durch die Geschäftsführer von vier griechischen Handelshäusern Konstantinopels repräsentirt, welche letztere den europäisch-persischen Handel durch Ca-

pital, Landeskenntniß und Thätigkeit ausschließlich zu monopolisiren und alle einheimischen wie fremden Concurrenten zu verdrängen wußten. Der britische Generalconsul Bonham führte eine ziemlich einfache Haushaltung und begnügte sich, die kleine europäische Colonie ein oder zwei mal in jedem Semester zu Tische zu laden. Ungleich beliebter waren die Herren vom russischen Consulat, welche aber auch ihr Möglichstes thaten, durch artiges und liebenswürdiges Benehmen im Privatverkehr wie durch offene Tafel die europäische Geselligkeit zu beleben und so zur Unterhaltung in einer trotz ihrer Größe und Handelsbewegung traurigen und langweiligen Stadt, wo man in der Regel nur zwei mal des Monats Briefe und Zeitungen aus Europa bekommt, das Ihrige beizutragen. Das Gleiche läßt sich auch von den griechischen Kaufleuten rühmen. Ein reisender Deutscher gehört in Tabris nicht zu den häufigen Erscheinungen und die Ankunft eines solchen gibt in der kleinen europäischen Colonie immer Manches zu reden. Russen, Engländer und Franzosen sieht man dort natürlich öfter als andere Nationalitäten Europas, da ihre Regierungen in Persien politische Geschäfte machen und in Teheran ihre diplomatischen Vertreter haben. Von reisenden Deutschen welche in Tabris gewesen wußte man dem Verfasser keinen zu nennen als den östreichischen Naturforscher Kotschy und den alten originellen Baron Hallberg aus München, die aber Beide nur flüchtig vorübergezogen, ohne zu verweilen.

Eine besondere Eigenthümlichkeit bietet das häusliche Verhältniß der Europäer in Tabris dar. Einige der dort weilenden Griechen waren verheirathet, hatten aber ihre Frauen in Konstantinopel zurückgelassen. Die meisten aber waren ebenso wie die Mitglieder des russischen Consulats als Junggesellen gekommen. Sowol von ihnen als von der Kategorie der Verheiratheten hatte jeder nach dem bei Europäern in Persien längst schon üblichen Gebrauch eine Nestorianerin für eine gewisse Zeit geehelicht. Die christliche Sekte der Nestorianer, welche in Aserbeidschan fast noch zahlreicher als die gregorianisch-armenische ist, hat für Europäer besondere Vorliebe und findet nicht die mindesten Scrupel, weder aus nationalen oder religiösen noch aus sittlichen Rücksichten, ihre Töchter vertragsmäßig für eine bestimmte Anzahl von Jahren oder Monaten und gegen eine festgesetzte Summe zu verheirathen. Dieses Geschäft wird gewöhnlich mit aller Regelmäßigkeit und Förmlichkeit, stets in Gegenwart der Aeltern oder der nächsten Verwandten des Mädchens, öfters sogar im Beisein eines nestorianischen Priesters, der hier vielleicht die Stelle des europäischen Notars vertritt, abgemacht. Man wetteifert sogar, jedem neuen Ankömmling aus Europa, von dem man einen längern Aufenthalt voraussetzt, ein solches Mädchen aufzudringen. Der Reiche hat natürlich die Auswahl unter den Jüngsten und Schönsten. Sobald man über die Dauer dieses matrimonio alla carta, wie es dort nach fremdem Sprachgebrauch zuweilen genannt wird, und über den vom Manne zu leistenden Preis sich geeinigt hat, wird das Mädchen dem Europäer von den Verwandten in aller Förmlichkeit zugeführt. In den meisten Fällen zieht sogar die ganze älterliche Familie der Braut mit in das Haus des temporairen Gemahls, der sie natürlich auf seine Kosten ernähren muß. Oefters wird dies zur ausdrücklichen Bedingung bei Abschluß des zeitlichen Ehebündnisses gemacht. Diese Sitte ist bei den Europäern in Persien, besonders in Aserbeidschan, bereits so alt und allgemein daß das sittliche Gefühl dort nicht den geringsten Anstoß daran nimmt; man fragt sich gegenseitig ganz unbefangen, wie sich die Frau Gemahlin befinde und was die Kinder machen. Jeder dieser russischen und griechischen Herren hat einen Theil seiner Wohnung für die Frauengemächer reservirt und nennt dieselben Harem. Die Frauen behalten die Lebensweise der Eingeborenen bei sowie auch die Tracht, verhüllen das Gesicht wenn ein Fremder den Hausherrn besucht, erscheinen nie bei Tische, wenn der Gemahl Freunde bewirthet, füllen die Stunden, die ihnen der eheliche Umgang und die Pflege der Kinder übrig lassen, wie die mohammedanischen Perserinnen mit Putz und Badebesuch aus und erscheinen wie diese auf offener Straße in dichten weißen Hüllen vom Haar bis zur Zehe. Eheliche Treue und zärtliche Pflege der Kinder kann man von diesen nestorianischen Frauen wol rühmen. Bei gänzlichem Mangel an Bildung des Geistes und Gemüths, schön aber ohne Anmuth, konnten sie wol dem materiellen Bedürfnisse der Männer genügen, jedoch nicht die Bestimmung einer Lebensgefährtin nach den Begriffen der gebildeten Stände in Europa ersetzen, wo bei geistigem Verständniß und ähnlicher Bildungsstufe die Frau auch Gedanken und Gefühle mit dem Manne zu theilen vermag und mit ihm auch in einem geistigen Bunde lebt. Wie wenig diese Art von persisch-fränkischer Ehe die Herren in Tabris befriedigte, bewies der sehnsüchtige Ton, in welchem sie von ihren frühern Liebesverhältnissen in den großen Hauptstädten Europas sprachen. Gern hätten sie eine elegante Grisette und deren französische Grazie der schönsten Haremskönigin des Orients vorgezogen. Keiner von diesen Herren hat der regelmäßigen Schönheit, welche den Orientalinnen nicht abzusprechen ist, das Wort geredet; aber jeder pries die Liebenswürdigkeit, die Anmuth, die reichen Gaben des Geistes und Herzens, welche man unter den gebildeten Frauen Europas findet. Alle diese Herren schienen ihre nestorianischen Schönen höchst langweilig und reizlos zu finden und beneideten den englischen Consul Bonham um den Besitz seiner gebildeten und liebreizenden Frau. Sobald nach Ablauf der festgesetzten Zeit der Ehecontract gelöst ist, wird ein neuer Vertrag geschlossen, wenn der Europäer nicht inzwischen seiner temporairen Gattin müde geworden ist und ein ähnliches Verhältniß mit einer andern anknüpfen will. Die entlassene Frau findet um so schneller einen neuen Freier unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, als sie demselben eine hübsche Baarschaft mitbringt, während sonst der heirathslustige Nestorianer seine Frau ihren Aeltern abkaufen muß. Die aus-

dem zeitlichen Ehebunde mit den Europäern entsprossenen Kinder gehen fast immer in den Besitz der Mutter über. Man versicherte dem Verfasser, daß die nestorianischen Mütter für diese Kinder eine fast zärtlichere Liebe bewahren als für die später im neuen Ehebündnisse geborenen. Auch der nestorianische Stiefvater soll seine Pflichten gegen diese mit der Heirath an ihn übergehenden Kinder keineswegs vernachlässigen. Noch merkwürdiger ist daß die europäischen Väter, sobald ihre Bestimmung sie in ihre Heimath zurückruft, ihre Kinder ganz ohne Gewissensscrupel zurücklassen und dann der ungewissen Zukunft preisgeben, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Nur ein einziger Fall ist dem Verfasser bekannt geworden, wo ein reicher Europäer eins dieser Kinder mit sich genommen. Der längere Aufenthalt im Orient scheint sehr geeignet, selbst bei Männern, die sonst ganz redlichen Charakters sind, die Stimme der Natur, der Ehre und des Gewissens allmälig zu betäuben.

Schließlich entlehnen wir Einiges aus den Mittheilungen des Verfassers über das Volk der Kurden, von welchem er theils durch eigene Anschauung, theils durch ein von dem Director der Kreisschule in Eriwan, Herrn Abowian, ihm anvertrautes Manuscript über die Sitten, Charakterzüge und Lebensweise jenes merkwürdigen Volks sich genaue Kunde verschafft hat.

In jenen schauerlichen, von unabsehbaren Schilfwäldern durchschnittenen Landschaften südlich vom Urmiasee, zwischen den Flüssen Dschagatu und Buranduß sah der Verfasser fast nur kurdische Dörfer und Nomadenlager, zum Theil von recht malerisch wilden Räubergestalten im Geschmack des Salvator Rosa bevölkert; überall wurde er bei diesen Stämmen ziemlich gastfrei aufgenommen trotz des räuberischen Sinnes den man ihnen nicht mit Unrecht zuschreibt und wovon Wagner später in der Umgebung von Bajasid selbst ein fatales Beispiel erlebte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die heutigen Kurden im östlichen Taurus ein Mischlingsvolk gleich den Kabylen des Atlasgebirgs, bei welchen sich ebenso wenig ein bestimmter Typus des Körpers oder der Gesichtsbildung, übereinstimmende, hervorstechende Racenmerkmale angeben lassen. Der Verfasser hat die verschiedensten Gesichter und Gestalten unter den Kurden gefunden, im persischen Kurdistan mitunter ebenso hohe und wohlgeformte Gestalten wie die Perser Aserbeidschans und die Beduinen Nordafrikas, zuweilen ebenso schöne, schlanke und edle Körperformen wie bei den Tscherkessen am Kuban, mit wunderschönem, echt morgenländischem Gesichtsprofil, aber auch plumpe, misgestaltete, groteske Individuen mit grob geschnitzten Gesichtern, großen Köpfen und großen Nasen; im armenischen Hochlande sah er wandernde und seßhafte Kurden, deren Gestalten und Gesichtsschnitt bald dem Türkischen, bald dem Armenischen sich näherten. Auch in ihrer Sprache zeigt sich eine starke Mischung verschiedener Völkeridiome; ihre grammatische Structur ist am nächsten der persischen verwandt, ihre Wörter sind, namentlich bei den westlichen Kurdendialekten, zum größern Theile dem Türkischen und Arabischen entlehnt. Auch die syrisch-chaldäische Sprache der Nestorianer ist im Hakarigebiet nicht ohne Einfluß auf das kurdische Idiom geblieben. Außerdem enthält die kurdische Sprache noch manches Eigenthümliche und ist in eine so große Menge von Dialekten zerspalten wie wenige andere Sprachen.

Die Kurden sind in zwei Stände oder Kasten getheilt: in den Kriegerstand, welcher nur Heerden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt, und in den Bauernstand, Guran genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier oder fünf mal zahlreicher sein soll als ersterer. Nach Rich unterscheiden sich dort die Guran durch ihre Physiognomien wie durch ihren Dialekt von der Kriegerkaste; ihre Gesichtsbildung soll viel sanfter, von regelmäßigern Zügen und öfters ganz griechisch sein. Die echten Kurden der Kriegerkaste beschreibt Rich als ein sehr stämmiges, gesundes Volk, unter dem viele Männer und Frauen von hohem Alter sich gut erhalten. Aber ihre Physiognomie habe sehr grobe Züge, dicken Vorderkopf, eckige Winkel, tiefliegende, starre Augen, meist blau oder von grauer Farbe. Ihr Tritt sei fest und hart, in ihren Manieren spreche sich der Gebieter im Lande augenblicklich ganz unterscheidend von der Haltung des Bauern aus.

Die große Masse des Kurdenvolks bekennt sich zu einer Nebensekte der Sunniten, Schufi genannt, und ist geschworener Feind der Schiiten, welche sie noch weit mehr meidet und verachtet als die Christen. Raub und Diebstahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, sondern sind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapfern würdig. Aber so tief in Charakter, Gewohnheiten und Lebensweise eingedrungen wie bei den Kurden ist die Raublust bei keinem der barbarischen Völker, welche der Verfasser während fünfjähriger Reisen in Afrika und Asien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht bei den Tataren und Tscherkessen am Kuban, nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Ansichten der Kurden gehört gewaltsamer Raub zu den echten Heldenthaten und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern, hat nicht nur gegen die türkischen Paschas und gegen die ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karavanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen Adschani*) überfallen. Indeß gilt im Orient die Ansicht daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch honneter und menschlicher benehme als der Tatar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es ihm gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält sich sogar jeder Mishandlung, wenn letzterer sich nicht zur Wehre setzt. In der Provinz Eriwan ist es öfters vorgekommen daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauchbare, selbst das Hemde vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechtern Kleider als Geschenk zurückgelas-

*) Der Name welchen die Kurden den schiitischen Persern und Tataren geben.

sen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertode zu bewahren.

Eheliche Liebe und Treue ist bei den Kurden keine Seltenheit und ihre Kinder lieben sie zärtlich, selbst wenn sie krüppelhaft oder schwächlich sind. Der barbarische Brauch der Indianer Amerikas, der Spartaner und der alten Germanen, schwächliche Kinder zu tödten oder zum Verhungern auszusetzen, existirt nicht bei diesen Bergbewohnern des Orients. Die Mädchen heirathen in der Regel zwischen dem zehnten und zwölften Jahre, nachdem die Bedingungen zuvor zwischen den Aeltern der Braut und des Bräutigams festgesetzt worden. Wie es im ganzen Morgenlande üblich ist, muß auch hier der Bräutigam für die Braut bezahlen. Nur reiche und vornehme Kurden heirathen mehre Frauen; die gemeinen Krieger und Guran sind froh, wenn sie Eine Frau erkaufen und ernähren können. Die Frauen der Häuptlinge und Großen führen ein so üppiges Leben, als es in ihren düstern und verfallenen Burgen oder in den luftigen Wanderzelten ihrer beweglichen Jailaks, wo von Comfort nach europäischen Begriffen keine Rede sein kann, möglich ist. Stets schmücken sich diese vornehmen Kurdinnen mit reichen Stoffen, hüllen sich in buntfarbige persische Shawls und behängen sich mit Gold- und Silbermünzen, mit Perlen und Edelsteinen. Sie sticken und weben nur zum Zeitvertreib und bringen den Tag meist mit Tanz und Putz, mit Baden und mit Einreiben wohlriechender Essenzen und Salben zu. Diese Art von orientalischem Luxus ist bei den kurdischen Fürstinnen mehr im Gebrauch als man nach der Roheit und Aermlichkeit der Lebensweise des Volks im Allgemeinen denken sollte. Immer steht eine große Zahl von Sklavinnen und Dienern bereit, jeden Wink der Herrin zu erfüllen. Oft freien die kurdischen Häuptlinge um die Töchter türkischer und persischer Großen in den Städten. Ihnen wird von Seiten des Gatten, da sie in der Regel schön und an die üppige Lebensweise des älterlichen Harems gewöhnt sind, die zärtlichste Aufmerksamkeit zutheil, natürlich nur solange sie jung sind und durch ihre Reize den Gatten beherrschen. Nicht immer aber versöhnen die seidenen Kleider, der Goldtand, das Juwelengeschmeide und das duftende Rosenöl sammt all den kurdischen Herrlichkeiten jene stolzen Pascha- und Sardartöchter mit ihrem Loose. So üppig das Leben einer Khanun (Frau eines Häuptlings), so hart ist das Loos der Weiber gemeiner Krieger oder Bauern. Alle häuslichen Arbeiten müssen sie verrichten, müssen nicht blos weben, stricken, nähen, sondern auch Wasser tragen, Holz hacken, die Lastthiere bepacken, das Zelt in den Jailaks aufschlagen und wieder zusammenlegen, das Vieh melken, Käse und Butter bereiten und dazu die Kinder säugen, nähren und kleiden. Der Mann treibt nur das Vieh auf die Weide, der Bauer bestellt nur den Acker, der Krieger zieht nur zu Kampf und Raub aus. Jede Arbeit im Hause hält er unter seiner Würde, sitzt da gewöhnlich müßig mit gekreuzten Beinen auf der Filzdecke, welche ihm das Weib bereitete, und raucht die Pfeife in träger Ruhe. Das Weib verrichtet die schwersten Arbeiten ohne Murren und Klage. Sie hat keinen andern Gedanken als daß sie nur des Mannes wegen auf der Welt sei, daß sie ihm dienen, sich für ihn plagen müsse. Schönheit, wo sie vorhanden war, und Jugendfrische gehen bei so harter Lebensweise natürlich schnell verloren. Fast alle Kurdenfrauen die der Verfasser gesehen waren früh verwelkt und gealtert, mit kupferiger Gesichtsfarbe, die meisten unbeschreiblich häßlich, mit ihren dürren, harten Zügen, ihren stieren schwarzen Augen, ihrem struppigen Haar, in ihrem seltsamen phantastischen Aufzuge und mit überflüssigem Schmuz ein Bild leibhafter Hexen. Dagegen bemerkte er unter den jungen Mädchen manche liebliche Gestalt, hübschen Teint und kluge schwarze Augen, welche den fremden Franghi-Hekhim (europäischen Arzt) neugierig musterten. Die meisten Kurdinnen tragen ein einfaches Tuch von weißer oder rother Farbe nachlässig um den Kopf gewunden, ein Kleid von grobem Stoff mit einem Gürtel über die Knie herabreichend und weite Beinkleider. Das Haar der gemeinen Kurdinnen hängt fliegend und unordentlich über den Rücken herab; die vornehmen Frauen lassen sich ihr gewöhnlich sehr langes und reiches Haar gleich den Georgierinnen in viele zierliche Zöpfe flechten.

So gering auch im Allgemeinen die kurdische Galanterie gegen das schöne Geschlecht ist, so hat man doch auch nicht selten von Beispielen gehört daß der geschwungene Stahl den Händen des Rächers entsank, wenn ein Weib sich zwischen ihn und sein Opfer mit ausgebreiteten Armen stellte und um Erbarmen flehte. Wie heilig auch das Gesetz der Blutrache gilt, würde doch die öffentliche Stimme eines Stamms den Mann verdammen, der das Flehen des Weibes unbeachtend den Racheact vollzöge. Gewöhnlich erfolgt in solchen Fällen durch die Dazwischenkunft Anderer eine vollständige Versöhnung und der Rächer begnügt sich mit einigen Geschenken, dem sogenannten Blutpreis. Nur in äußerst seltenen Fällen sollen Mishandlungen und Schändung der Frauen in Kurdistan vorkommen, und auch dann nur gegen Christinnen und schiitische Ketzerinnen. Wer einem Weibe Gewalt anthut, selbst im Lager des Feindes, ist in der Meinung seiner Landsleute gebrandmarkt und eine große Gewalt übt diese öffentliche Meinung selbst bei Kurden. Die Blutrache herrscht bei ihnen fast in derselben Stärke wie bei den Bergvölkern des Kaukasus. Die blutigsten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme sind oft die Folgen eines einzigen Verbrechens. Doch gibt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreises und der Dazwischenkunft eines Weibes noch einige Mittel der Versöhnung und der Rettung für den dem Untergange geweihten Missethäter. Stürzt sich der Schuldige mit dem Säbel in der über den Rücken hängenden Scheide und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemde genannt wird und als Zeichen völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte seines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah, und gibt dadurch zu

erkennen daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Gegners anheimgebe, so gebietet zwar kein Gesetz, aber Brauch und Sitte die Vergebung. Schimpf und Schande würde Dem zutheil welcher das Odschag, d. h. das Hausrecht, entehrend, dem wehrlos reuigen Feinde ein Leid zufügte. Durch die Nacht der Barbarei dieser Gebirgsbewohner zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl. Nicht nur der Charakter der Einzelnen zeigt solche Funken von Edelsinn und Großmuth, nein in der allgemeinen Sitte selbst wohnt mancher zarte Zug, und man merkt immerhin daß man es bei diesen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erste Morgenroth der Cultur und der mildern Sitte für jene westlichen Länder schimmerte, in welchen erst Jahrtausende später dasselbe Princip zu einem mächtigen Leuchtthurm für den Erdball werden sollte.

27.

Gott in der Natur. Die Erscheinungen und Gesetze in der Natur im Sinne der Bridgewater-Bücher als Werke Gottes geschildert von Otto Köstlin. Mit zahlreichen Abbildungen. Zwei Bände. Stuttgart, Neff. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man könnte es fast als eine vermessene Unternehmung betrachten daß nach der Erscheinung eines so vorzüglichen Buchs, wie die auch in d. Bl. mit verdientem Lobe erwähnten „Bridgewater-Bücher", deren Verfasser zu den Koryphäen unter den englischen Naturforschern gehören, ein deutscher Gelehrter es wagt mit jenen Männern in die Schranken zu treten und ein Buch von ähnlicher Tendenz und Anlage zu schreiben. Man könnte versucht werden zu glauben, der verwandte Titel der neuen Schrift sei nur ein Aushängeschild für irgend ein mittelmäßiges literarisches Erzeugniß, um alte und neue Freunde des interessanten Gegenstandes herbeizulocken. Doch dem ist nicht so. Ein Blick auf das vor uns liegende Buch zeigt daß sein Verfasser, durch die „Bridgewater-Bücher" und ihr schönes Thema angeregt, nur versucht hat den Faden den ihre Verfasser so schön ausgesponnen nochmals aufzunehmen und in seiner Weise zu verarbeiten. Ihre Absicht, ihr Stoff sind auch die seinigen, aber der Weg den er eingeschlagen, um mit ihnen zu gleichem Ziele zu gelangen, ist ein ganz anderer. Während dort jeder der Verfasser sich einen und zwar den für ihn geeignetsten Theil der Naturwissenschaften herausgenommen und im Sinne der Preisaufgabe bearbeitet hat, macht unser Verfasser das gesammte unermeßliche Gebiet der Schöpfung von den ersten Rudimenten des Erdenlebens bis hinauf zum denkenden und bewußten Menschen zum Vorwurf der Untersuchung. Es entgeht uns zwar dadurch manches Detail wie es die „Bridgewater-Bücher" über einzelne Zweige der Naturwissenschaften liefern, wir gewinnen aber dafür einen Ueberblick über das Ganze, wie er jenen Büchern ganz abgeht, wir sind an der leitenden Hand des Verfassers im Stande, dem ganzen großen Plan der der Schöpfung zugrundeliegt nachzugehen, und der Verfasser, der gewissermaßen und soweit es dem schwachen Sterblichen gestattet ist, die Zügel des Ganzen in einer Hand zusammenfaßt, führt uns sicher durch alle scheinbar verschlungenen Irrgänge der Natur bis zu ihrem Urheber als dem letzten Ringe der unermeßlichen Kette der geschaffenen Dinge hinauf. Nur durch ein solches Zusammenfassen des Stoffs gewinnt das Ganze der Untersuchung eine feste Unterlage, und abgesehen von aller göttlichen Offenbarung, leitet uns diese zu der Annahme eines absoluten Gottes außer und über der geschaffenen Welt hin, der, wenn er auch aller menschlichen Vorstellung entrückt ist, doch als existirend vorausgesetzt werden muß und ohne dessen Voraussetzung alles Dichten und Trachten der Menschen einem zwecklosen Irren in der Wüste gleicht. Der Verfasser ist Herr seines Stoffs, er weiß in allen Fächern der Naturwissenschaften Bescheid und hat die Gabe klar und verständlich zu schreiben, und Referent kennt kein Buch welches in ähnlicher Weise die verschiedenen Gliederungen des Gesammtgebiets der Schöpfung zur Einheit verbände und den rothen Faden, der sich durch alle einzelnen Zweige hindurchzieht, so schön und geschickt verfolgte, wie das seinige.

Um uns den Weg zum Verständniß des Ganzen zu bahnen, führt uns der Verfasser im ersten Abschnitt die allgemeinen Eigenschaften und Kräfte der Natur: Cohäsion, Schwere, Bewegung und Gleichgewicht, Schall, Licht, Wärme, Magnetismus, Elektricität und chemischen Proceß vor. Im zweiten Abschnitt geht er zu dem Reiche der Gestirne, ihrer Bewegung, der Ausstrahlung von Licht und Wärme, sowie zur innern Zusammensetzung und der äußern Gestalt derselben über. Im dritten Abschnitt endlich gelangt er zu unserer Erde und betrachtet zuerst den jetzigen Zustand derselben, die allgemeinen Verhältnisse: Höhen und Tiefen der Erdrinde, Regionen, Zonen, Jahreszeiten, Isothermen, Isotheren und Isochimenen, Binnen- und Inselklima, Bild der Continente und Meere, entsprechende Vertheilung der Organismen, Erdmagnetismus; die Bewegungen in Atmosphäre, Gewässern und Erdrinde: Luftströmungen, Meeresströmungen, Bewegung von Sand, Bewegungen der Bäche und Flüsse, Zertrümmerung und Absatz von Mineralien, ähnliche Wirkungen des Meers, Deltabildungen, Gletscher, Erdbeben, Hebungen und Senkungen der Erdrinde, Vulkane, Quellen, Luftelektricität, Polarlichter, Organismen; die chemischen Processe: Atmosphäre, Erdkörper, Zersetzung der Erdrinde, chemische Neubildung, Organismen, Verkohlung, Versteinerung, Krystallbildung. Eine zweite Unterabtheilung ist den frühern Zuständen der Erde: erste Erdrinde, geschichtete Gesteine, massige Gebirgsarten, Faltung der Erdrinde, Alter der Erdschichten, fossile Organismen, Altersunterschiede der Gebirgsarten, Metamorphismus, Ausbildung der Continente und Meere, Ausbildung des Klimas, erratische Blöcke, entsprechende Ausbildung der Organismen, gewidmet. Gewiß werden sich manche Leser freuen einen Blick in dieses dunkle Reich des erwachenden Erdelebens zu werfen, denn wenn auch alles hier Vorgetragene bekannte Dinge sind, so ist es doch kaum irgendwo so schön und anschaulich zusammengestellt und auf Plan und Zweckmäßigkeit so allseitige Rücksicht genommen, wie sie es hier finden werden.

Der zweite Band, welcher in vier Abschnitte zerfällt, handelt im vierten Abschnitt von dem Reiche des Organischen im Allgemeinen: die Organismen und der Planet, Organismus und Krystall, die organische Zelle, die organische Species. Der fünfte Abschnitt ist der Pflanze gewidmet, und es kommen hier zur Besprechung: Pflanze und Thier; die allgemeinen Verhältnisse des Pflanzenlebens, der innere Bau der Pflanze; ihre äußere Form; die natürlichen Gruppen des Pflanzenreichs. Der Leser erhält hier ein sehr schönes und anschauliches Bild des ganzen Pflanzenlebens, und manche Seiten desselben, wie z. B. die Zellenformation und die Gesetze der Blattstellung, werden, wenn sie ihm auch nicht neu sein sollten, doch in solcher Darstellung für ihn an Klarheit gewinnen. Im sechsten Abschnitt werden die Thiere, die allgemeinen Verhältnisse des thierischen Lebens, die Gewebe der Thiere, ihre zusammengesetzten Organe, die Organe der Verdauung, der Athmung, der Absonderung, des Kreislaufs, die Sinnesorgane, die elektrischen Organe, die äußern Bewegungsorgane und die Centralorgane des Nervensystems, die natürlichen Gruppen des Thierreichs betrachtet. Unter Anderm werden hier besonders die Betrachtungen der verschiedenen Bewegungsarten: Schwimmen, Kriechen, Schreiten, Fliegen, Graben und Ergreifen den Leser anziehen. Im siebenten Abschnitt endlich schließt das Ganze mit dem Menschen, seinem Körper, Bewegungsorgan, Centralorganen des Nervensystems, seiner geographischen Verbreitung und seiner Seele.

Jeder der verschiedenen Abschnitte der Schrift hat zum Schlusse noch eine besondere Uebersicht. Um einen Blick in Zweck und Plan des Ganzen thun zu lassen, verweilen wir noch einige Augenblicke bei der des letzten, von dem Menschen handelnden Uebersicht. Das erste allgemeine Resultat, welches sich aus der Betrachtung der Natur ergibt, ist die Gesetzmäßigkeit, die alles Geschaffene durchdringt und regelt. Sie ist eine doppelte. Als *allgemeine* Gesetzmäßigkeit besteht sie unabhängig von den einzelnen Naturkörpern, und wir erkennen diese Seite derselben in dem Verhalten der allgemeinen Agentien, der Schwere und Cohäsion, des Magnetismus, der Elektricität und der chemischen Verwandschaft, der Bewegung des Schalls und des Lichts. Dieser allgemeinen Gesetzmäßigkeit steht eine *besondere* gegenüber; sie zeigt sich in dem Verhalten der einzelnen Naturkörper, der Individuen. Diese Individuen treten theils untereinander in bestimmte Beziehung, theils aber bestehen sie aus verschiedenen Theilen, die untereinander innig verbunden sind. An den Individuen muß also eine innere und eine äußere Gesetzmäßigkeit, eine Harmonie der Theile und eine Harmonie der Individuen unterschieden werden. Die *innere Harmonie* ist zuerst bei der Erde nachzuweisen; dort stellt sich klar heraus, wie der feste Erdkörper, die wässerige Hülle und die Atmosphäre der Erde ununterbrochen nach sehr bestimmten Gesetzen aufeinander einwirken, und wie diese Gesetze in den frühern Perioden der Erdbildung und jetzt stets dieselben geblieben sind. Bei den Organismen wird die innere Harmonie mannichfaltiger vermittelt. Die Gestalt der Individuen bleibt hier nicht mehr wie bei den Gestirnen geradezu durch die innern Vorgänge bestimmt, sondern sie folgt einem eigenthümlichen Principe. So kommt zu der innern Harmonie der Thätigkeiten noch die gesetzmäßige Bildung der Gestalten und die harmonische Wechselbeziehung der Thätigkeiten und Gestalten hinzu. Die Gesetze der Gestalt treten im Pflanzenreiche vorzüglich in die Erscheinung; das innige Zusammenwirken verschiedener Thätigkeiten wird besonders klar in den thierischen Lebensprocessen.

Die *äußere Gesetzmäßigkeit* erscheint nirgend so großartig und erhaben als in der Vereinigung der Gestirne zu umfassenden Systemen. In diesen existirt jedes Individuum zugleich durch sich und durch alle andern, um seiner selbst und um aller andern willen. Im organischen Reiche hat das Individuum eine geringere Bedeutung für das Ganze; es ist für das Pflanzenreich und für das Thierreich weniger wichtig, ob ein Individuum untergeht oder neu hinzukommt. Darum nimmt aber doch jeder Organismus zu allen übrigen eine bestimmte Stellung ein, und diese gibt sich namentlich in der Weise zu erkennen, wie das Individuum die organische Gestalt an sich entwickelt. Formgesetze bedingen überwiegend die Systeme der Pflanzen und der Thiere. Im Kreise des Menschlichen erst tritt die Harmonie der Himmelskörper in einer höhern Form wieder auf; an der Stelle der Schwere wirkt die freie Vereinigung zu höhern, sittlichen und vernünftigen Zwecken. So steht innerhalb jedes Naturgebiets das Verwandte mit dem Verwandten in harmonischer, haltender und fördernder Beziehung. Aber auch die verschiedenen Gebiete existiren nicht blos um ihrer selbst, sondern das eine um des andern willen. Einzelne pflanzenfressende Thiere dienen den reißenden Thieren zur Nahrung; aber das Pflanzenreich im Ganzen liefert die Stoffe, aus welchen die Thiere ihre Substanz erneuern. Das Pflanzenreich selbst zieht seine Nahrung aus den gasförmigen, tropfbar flüssigen und festen Theilen des Planeten. Dem Menschen endlich stehen Pflanzen- und Thierreich als Nahrungsquellen zugebote. Dies sind nur die wichtigsten von den Wechselbeziehungen der Naturreiche; sie verfolgen in den angeführten Beispielen überwiegend Eine Richtung, vom Planeten durch das organische Reich zum Menschen. Sicher aber ist nach diesen Erörterungen daß alle Individuen in einem gesetzmäßigen Zusammenhange untereinander stehen.

Diese innere und äußere Gesetzmäßigkeit bezieht sich auf die Theile Eines Individuums und auf die verschiedenen Individuen, sofern sie *mit und nebeneinander existiren*. Dieselbe Harmonie aber findet statt zwischen den *aufeinanderfolgenden Zuständen Eines Individuums* und *zwischen den Individuen welche nacheinander in die Erscheinung treten*. Jeder Zustand hat seine Bedeutung für sich; aber er ist durch vorhergehende Zustände bedingt und er wirkt selbst wieder bestimmend auf spätere Zustände ein. Ebenso treten neue Individuen nicht aus dem Kreise der Gesetzmäßigkeit heraus, welcher frühere Individuen verbunden hatte. Am innigsten ist der Zusammenhang, wenn von einem organischen Individuum ein neues entspringt; aber auch ohne diese directe Verbindung bleiben die Individuen trotz des Untergangs der einen und der Entstehung der andern die Träger der allumfassenden Gesetze der Thätigkeit und Gestalt. Es sind nur neue Weisen, in welchen das neue Individuum die dauernden Gesetze verwirklicht. Sofern aber jedes Individuum ein Glied in der Ordnung des Ganzen darstellt und zur Erhaltung dieser Ordnung beiträgt, werden auch die alten Individuen gleichsam die Unterlage der Harmonie, in welche die neuen eintreten. So dient jedes Individuum wieder den nachfolgenden, und dies geschieht in besonderer Weise, wenn das untergehende Individuum dazu verwendet wird die Substanz eines andern als Nahrung zu erneuern.

Faßt man alle diese Punkte zusammen, so ist kein Zweifel daß jeder einzelne Theil eines Individuums und jedes Individuum als Ganzes nur im Zusammenhang mit andern neben ihm bestehenden oder ihm vorangehenden oder nachfolgenden Theilen oder Individuen besteht. Dieser Zusammenhang muß als ein allgemeiner, ausnahmsloser gedacht werden. Er bezieht sich aber auf zwei Seiten der Existenz. Ein mal sind alle Individuen und alle Theile Eines Individuums durch gemeinsame Gesetze der Gestaltung untereinander verbunden. Dann greift jedes einzelne durch seine innern Vorgänge und Thätigkeiten in den Zusammenhang des Ganzen harmonisch ein. Dieser zweite Punkt ist hier von besonderer Bedeutung. Denn dadurch daß der eine Theil, das eine Organ eines Individuums durch seine Thätigkeit die andern fördert, daß der eine Proceß den folgenden vorbereitet, ist die Verknüpfung dieser Theile und Zustände eine *zweckmäßige*; und ebenso müssen wir eine bestimmte *Zweckmäßigkeit* in der Weise erkennen, wie der Lebensproceß des einen Individums die Existenz anderer Individuen fördert, wie der Planet für die Pflanze, die Pflanze für das Thier zur Nahrungsquelle wird. Unter dieser natürlichen Zweckmäßigkeit verstehen wir alle jene Fälle, wo das Einzelne, sei dieses nun eine Seite eines Individuums oder ein Individuum selbst, durch seine Thätigkeiten oder Vorgänge zur Harmonie der Gesammtheit beiträgt. Zweckmäßig ist die Bewegung eines Planeten in Bezug auf sein Sonnensystem, die Gestalt der pflanzlichen und thierischen Gewebe in Bezug auf ihre Thätigkeiten, der organische Stoffwechsel in Bezug auf die Erhaltung und Erneuerung des organischen Baus, die Thätigkeit der einzelnen Biene in Bezug auf das Streben des ganzen Stocks.

Nirgend ist in dieser Gesetzmäßigkeit eine Lücke, sondern ein harmonisches Band verknüpft alle geschaffenen Dinge. Hieraus muß nothwendig geschlossen werden daß nicht mehre Gesetze in der Natur herrschen, sondern daß *ein einziges Gesetz, ein einziges ordnendes und verbindendes Princip* in allem Geschaffenen sich offenbart. Gegenüber der Vielheit der natürlichen Dinge muß dieses Princip als eine Einheit aufgefaßt werden. Worin ist dieses Eine Princip der Gesetzmäßigkeit zu suchen? Existirt es durch sich selbst oder durch einen außer ihm liegenden Grund?

Der Verfasser sucht zu zeigen daß dieser Grund weder in einer allgemeinen Substanz, noch in einer Grundkraft, noch in irgend einem geschaffenen Individuum, noch endlich in der Gesammtheit, im harmonischen Beisammensein aller einzelnen Geschöpfe liege. Er muß demnach nicht innerhalb, sondern außerhalb der Natur gesucht werden, und wir sind genöthigt ein Princip anzunehmen welches wesentlich Eins und von der Gesammtheit der Geschöpfe

unterschieden ist. Hierin liegt offenbar zum ersten male die Unterscheidung zwischen Welt und Gott, zwischen der Gesammtheit der Naturkörper und zwischen einem Principe welches seine Existenz außerhalb der Natur hat, aber die Existenz der natürlichen Dinge bestimmt. Für jetzt erscheint Gott nur als der Grund der Gesetzmäßigkeit welche alles Geschaffene durchdringt. Es fragt sich, wie Gott nach den Resultaten der Naturforschung genauer zu denken ist.

Da die Gesetzmäßigkeit der Natur eine umfassende und einheitliche ist, so muß Gott zuerst als Einheit gedacht werden; als Eines Wesen unterscheidet er sich von der Gesammtheit des Geschaffenen und steht außerhalb dieser Gesammtheit. Ist Gott aber der Grund der Gesetzmäßigkeit der Natur, so ist er zugleich der Inbegriff alles Gesetzes und Maßes; er ist, um menschliche Eigenschaften zur Vergleichung anzuwenden, die absolute Vernunft. Für die göttliche Vernunft kann es selbst wieder keinen Grund der Existenz geben als Gott selbst; denn sonst träte Gott in den Kreis der beschränkten und abgeleiteten vernünftigen Geschöpfe.

Ist Gott die absolute Vernunft und ist er dieses nur durch sich selbst, so entsteht weiter die Frage, worauf die Existenz Gottes überhaupt beruhe. Und hier ist zuerst wieder darauf hinzuweisen daß von einer absoluten Materie, welche ursprünglich vorhanden und durch Gott erst geformt worden wäre, nicht die Rede sein kann. Kein natürliches Individuum enthält in sich den vollen Grund seiner Existenz, sondern alle Individuen weisen auf einen Grund hin der außer ihnen liegt. Darum kann in der Gesammtheit aller Naturkörper ebenso wenig der Grund ihrer Existenz überhaupt als der Grund ihrer Gesetzmäßigkeit liegen; sondern die Natur im Ganzen weist auf einen Grund ihrer Existenz hin der außer ihr gesucht werden muß. So gelangen wir für die Existenz der Dinge wie für ihre Gesetzmäßigkeit auf ein Princip das außerhalb der Dinge steht, und das, sofern es der gemeinsame Grund aller Existenz ist, nur als Einheit gedacht werden kann. Es wäre widersinnig, ein eigenes Princip der Gesetzmäßigkeit und ein eigenes Princip der Existenz anzunehmen; kommt diesen beiden Principien die Einheit als wesentlich zu, so sind sie nur in Einem Wesen als Attribute des Einen, absoluten Gottes zu denken. Gott ist also der absolute Grund der Dinge, und er ist eben damit der Grund seiner eigenen Existenz.

Gott ist nach allem Diesem das Eine, absolut vernünftige und absolut existirende Wesen. Aber diese Eigenschaften Gottes sind nothwendig noch mit andern verbunden. Als absolute Vernunft hat Gott das absolute Wissen seiner selbst und der geschaffenen Dinge; er ist allweise. Als absoluter Grund der Existenz hat er allein die absolut freie Bestimmung über seine eigene Existenz und über die Existenz der Natur; er ist allmächtig. Faßt man die Beziehung Gottes zur Welt nach diesen beiden Seiten zugleich auf, denkt man Gott zugleich als Grund der Existenz und der Gesetzmäßigkeit der Welt, so erscheint Gott im vollen Sinne als Schöpfer. Aber er hat die Welt nach ihrer Erschaffung nicht wie eine Maschine sich selbst überlassen, sondern zu ihrer Existenz ist sein ununterbrochenes Wirken nothwendig, und Gott wirkt fort als Erhalter der Welt. So findet sich bei Gott die höchste Vereinigung der geschaffenen Individuen mit ihrem absoluten Grunde. Gott unterscheidet sich von der Welt als die absolute Einheit; aber die Existenz der Welt ruht nur in dem schöpferischen Willen Gottes. Wir bezeichnen den Menschen, sofern er das Bewußtsein von dem Zusammenhange der geschaffenen Individuen mit ihrem Ursprunge hat, als persönliches Wesen, Gott ist die absolute Persönlichkeit, weil er den Zusammenhang zwischen Gott und Welt nicht nur mit absoluter Klarheit weiß, sondern auch durch seinen absoluten Willen hervorbringt. Gott ist endlich absoluter Geist, sofern seine eigene Existenz sammt der Existenz der Welt auf ihm als dem absoluten Grunde ruht.

Die Welt steht der absoluten Einheit des göttlichen Wesens nicht als absolute Vielheit, dem absolut freien Schöpfer nicht als eine absolut gebundene gegenüber, sondern die Gesammtheit des Geschaffenen besteht aus Individuen welche die Einheit und die Freiheit des göttlichen Wesens mit verschiedener Vollkommenheit abspiegeln. Die Einheit bleibt bei allen Individuen noch eine äußerliche und prägt sich nur in ihrer räumlichen Abgeschlossenheit, in ihrer Gestalt aus. Ebenso wird die Freiheit nicht zum eigenen Besitze der Individuen, sondern sie wird ihnen als individuelle Eigenthümlichkeit anerschaffen. Einheit und Freiheit bleiben daher bei den Gestirnen wie bei den Organismen noch ganz im Grunde ihrer Existenz in Gott beschlossen. Beim Menschen erst werden sie zum Besitze des Individuums selbst, und dadurch erhebt sich das menschliche Individuum zur Person. Aber diese von Gott verliehenen Eigenschaften beherrschen beim Menschen nicht die ganze Existenz, sondern nur die bewußte Seelenthätigkeit. Der Mensch als Ganzes weist wie jedes Geschöpf auf Gott als den Grund seiner Existenz hin, und er unterscheidet sich als Person von den Individuen eben dadurch daß er in sich das Bewußtsein des göttlichen Ursprungs trägt. Diese Mittheilung göttlicher Eigenschaften an geschaffene Wesen kann nur aus der absoluten Güte des freischaffenden Gottes erklärt werden.

Weisheit, Macht und Güte sind also die göttlichen Eigenschaften welche sich in der Natur offenbaren. Es sind Attribute die sich aus der Betrachtung der Natur mit Nothwendigkeit ergeben. Der Gang des Beweises aber wird durch diese Zusammenfassung auch für Diejenigen klar werden welchen sich das Band des Ganzen unter den Einzelheiten der Darstellung bisweilen zu verlieren scheint. Gott offenbart sich in der Natur nicht blos da oder dort, er offenbart sich nicht blos auf einzelne Weisen, sondern an allen Punkten der Natur treten seine Eigenschaften klar vor die Seele. Darum sind alle Naturgebiete in den Kreis der Betrachtung aufzunehmen; die allgemeinen Naturkräfte, die Gestirne, unser Planet sind nicht weniger Offenbarungen Gottes als die Pflanze, das Thier und der Mensch. Keins dieser Gebiete darf Denjenigen überlassen bleiben welche die Existenz der Natur aus einer unbewußten Kraft oder aus dem nackten Begriffe erklären zu können glauben. Alle Reiche, alle Seiten der Natur müssen aufgeboten werden, um für das Dasein und Wirken des Einen Gottes zu zeugen.

Auf jeder Stufe der Betrachtung tritt das göttliche Wirken wieder in neuer Weise hervor. In den allgemeinen Eigenschaften und Kräften der Natur bedingt es nur die allgemeine, abstracte Gesetzmäßigkeit des Geschaffenen. Erst in den Individuen erhalten die göttlichen Gedanken volle Wirklichkeit. Und hier prägen sich in der Welt der Gestirne wieder die allgemeinsten Naturgesetze mit Strenge, aber auf die großartigste Weise aus. Im organischen Reiche wird durch die größere Freiheit der Gestalt die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen und eben damit die Harmonie des Ganzen bedeutend erhöht. Im Menschen endlich wird die individuelle Einheit und Freiheit zu einem Besitze des Individuums selbst; sittliche Lebenszwecke treten an die Stelle der organischen. So stellen die sieben Abschnitte, in welche der Verfasser den ganzen Gegenstand der Untersuchung getheilt hat, eine Folge von Stufen dar, von welchen immer die nächste höher liegt als die vorhergehenden. Jede neue Stufe ruht auf den vorherigen; aber sie wird zur höhern Stufe nur durch die neuere und höhere Weise der göttlichen Offenbarung. Vorzüglich ist es die göttliche Güte welche auf dieser Stufenleiter in immer hellerm Glanze aus den Naturerscheinungen hervorleuchtet, bis endlich ihr Licht über das menschliche Wesen sich in seiner ganzen Fülle verbreitet.

Wie der Mensch allein seinen Gott kennt und fühlt, so ist nur ihm die Gabe verliehen, in der Natur überall die Offenbarungen Gottes zu erforschen und zu finden. Darum entspringt aus der Natur eine immer neue Befestigung und Stärkung des angeborenen Gottesbewußtseins. Aber zugleich wird das sittliche Gefühl des Menschen klarer und sicherer durch die richtige

Auffassung der Stelle die der Mensch in der göttlichen Schöpfung einnimmt. Als das höchste Geschöpf unserer planetarischen Welt und doch als endliches, geschaffenes Wesen, als ein vernünftiges und freiwollendes Geschöpf und doch als ein hülfsbedürftiges, auf die göttliche Liebe sich stützendes Wesen fühlt sich der Mensch zugleich erhoben und gedemüthigt. Als das höchste Ziel seiner Thätigkeit erkennt er zur Ausführung der göttlichen Zwecke in der Schöpfung mitzuwirken; aber er ist sich bewußt daß er dieses Ziel nur in einer dauernden Gemeinschaft mit Gott, nur durch die stärkende und ermunternde göttliche Liebe zu erreichen vermag. So bereitet sich der Mensch zu einer sittlichen Harmonie seines Wesens vor, welche die natürliche Harmonie der geschaffenen Dinge beiweitem übertrifft. 73.

Das Bekenntniß der evangelischen Kirche in seinem Verhältniß zu dem der Römischen und Griechischen. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen von August Hahn. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Von vornherein bezeichnen wir diese Schrift auch auf die Gefahr, der Hinneigung zu einer extremen Richtung auf dem heutigen theologisch-kirchlichen Gebiete bezüchtigt zu werden, von welcher wir uns jedoch frei wissen, als ein gutes Zeichen der Zeit. Sie weist auf erwünschte und nöthige Rückkehr ernster Beschäftigung mit dem Christenthume in seiner Wesenheit hin und kann und wird Allen die zu jener Beschäftigung sich veranlaßt und hingezogen fühlen vielfach förderlich werden. Wir wünschen und weissagen ihr auch darum eine freundliche Aufnahme; möglich ist eine solche wieder geworden.

Das wäre in der nivellirenden Zeit von 1848 der Fall nicht gewesen, die in höchster Potenz proclamirte, was in der jüngsten Vergangenheit unverständigerweise gepredigt worden war. Denn Geistliche und Schullehrer um die Wette glaubten, gestützt auf die dem positiven Christenthum vielfach entfremdete oberflächliche Bildung, ihren religiöse Gegenstände berührenden Schriften keine bessere Empfehlung mitgeben zu können als die Erklärung daß sie durchaus nichts Confessionnelles enthielten. Sie wußten in der That nicht was sie thaten.

Der verewigte Oberhofprediger Reinhard hielt am Reformationsfesttage 1796 in der Sophienkirche zu Dresden eine herrliche Predigt über das Thema: „daß sich in den Händen der Menschen Nichts mehr verschlimmere als die Religion." Er bewies seinen Satz auf das schlagendste. In diesem Beweise liegt aber auch zugleich die Rechtfertigung und Nothwendigkeit der Schriften, die, wie die dieser Anzeige vorliegende, die sogenannten Unterscheidungslehren der Kirchen prüfend und beurtheilend vorführen. Denn wo verschlimmert worden ist, da muß auch wieder verbessert werden können; auf Deformation Reformation. In der Praxis war die Kirche von Rom zeitig genug verdorben und die geschichtlichen Zeugnisse darüber sind nicht wegzuräumen; im Principe ward sie wirklich schismatisch auf dem Concilium zu Trient, und aus Kirchenvätern, Concilienbeschlüssen und päpstlichen Bullen läßt sich ein System des katholischen Glaubens zusammenstellen, das manches Anathema, das in Trient ausgesprochen und verbrieft ward, offenbar Lügen straft. Warum soll sich die evangelische Kirche, die auf diesen an die Quelle und Wurzel des Christenthums erinnernden Namen stolz sein darf, das Recht nehmen lassen, jene Verschlimmerungen klar aufzuzeigen?

Wir geben zu daß in der Art wie dies protestantischerseits geschah vielfach gefehlt worden ist. Man brach die Gelegenheiten vom Zaune und ließ sich zahlreiche Uebertreibungen zuschuldenkommen. Wer die Jahre 1817 und 1830 mit durchlebt hat, wird sich Belege dazu bald vergegenwärtigen können. Aber auch katholischerseits ist hier gefehlt worden, fast durch Nichts mehr als durch die Behauptung des Ursprungs der evangelischen Kirche aus der Revolution.

Die Erneuerung dieses Vorwurfs durch das Domcapitel zu Breslau gab dem Verfasser der vorliegenden Schrift zu ihrer Abfassung die Feder in die Hand, machte sie ihm nach seiner amtlichen Stellung zu einer Gewissenspflicht. In wie würdiger Weise er aber seine Kirche vertritt, dafür zeugen die schönen Worte, mit welchen er das Vorwort schließt: „Da solche Urtheile über unsere Kirche aus niederer Schmähsucht abzuleiten die Achtung vor den Verfassern jener Schreiben (er meint den Hirtenbrief des Fürstbischofs von Diepenbrock von 1852 u. A. m.) verbietet, so kann ihre Quelle nur gesucht werden entweder in Unkenntniß oder in Befangenheit auch sonst edler Menschen, in der Macht der Vorurtheile, welche mit der Muttermilch eingesogen worden sind, und gern suche ich sie in diesen. Aber eben darum war es nöthig, die Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen deutlich und gründlich, wie es das gegenwärtige Bedürfniß fodert, darzustellen und dem Herrn, der die Herzen der Menschen lenken kann nach seinem Wohlgefallen, vertrauend, den Lesern es zu überlassen, selbst zu urtheilen, auf welcher Seite die Wahrheit sei."

Zunächst nun haben wir dem Verfasser nachzurühmen daß er den Vorwurf seiner Aufgabe in bester Ordnung durchführt. Nach Auseinandersetzung des Begriffs der wahren und dann der apostolisch-katholischen Kirche bespricht er die Lehre von den Gegenständen der religiösen Verehrung, von der Heilsordnung und von den Gnadenmitteln und schließt mit den Hoffnungen der Kirche. Er stellt jedesmal in dem Texte zuerst die Lehre der evangelischen Kirche auf, entwickelt dann die der römisch-katholischen und griechischen Kirche und fügt die Beurtheilung derselben bei, in welcher er die allgemeinen und besondern Differenzpunkte klar hervortreten läßt. Dieser eigentliche Text ist so faßlich dargestellt daß sein Verständniß gebildeten Laien auch nicht die mindeste Schwierigkeit machen kann; ihnen wird auch als Ergänzung alles Das willkommen sein was in den dem Texte untergesetzten Anmerkungen aus den betreffenden Symbolischen Büchern beigebracht ist und die Belege für die Behauptungen im Texte bietet. In dieselben Gesindestübchen der Noten sind aber auch gelehrte Erläuterungen, zum Theil in griechischen und lateinischen Anführungen aus den betreffenden Quellen, verwiesen, welche die Schrift für die Studien der Theologen von Fach anziehend machen; die vielfach bewährte Gelehrsamkeit des Verfassers leuchtet aus diesem Theile der Arbeit glänzend hervor, sodaß die ganze Schrift ein sehr ausgebreitetes Publicum zu befriedigen vermag und zu finden verdient. 21.

Paris.

In Deutschland ist es schon längst Sitte daß der Schriftsteller von einigem Ruf und einigen Geldmitteln aus angeborener Wanderlust oder aus zuvorkommender Rücksicht auf deutsche Polizei, alt oder jung, aber doch irgend einmal im Leben einen Eroberungszug unternimmt nach dem modernen Babylon an der Seine, dessen Gamins so oft sich als „leitende Staatsmänner" mit handgreiflichem Erfolge versucht haben. Will das Glück ihm wohl, so kommt der literarische Pilgrim gerade zu einer Revolution, die zu beschreiben ihm besonderes Vergnügen macht. Läßt die Staatsumwälzung aber, von der beiläufig Jedermann weiß daß sie kommen muß, allzu lange auf sich warten, so bleiben ihm die historischen Erinnerungen in denen er schwelgen kann, die mannichfachen Lustbarkeiten, die er als Beobachter „aus Studium" alle durchkosten muß, die grollende Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, die ihm schon aus der Heimat zur Gewohnheit geworden, endlich das weite Feld der Conjecturalpolitik — was kann ein entschlossener Schriftsteller nicht Alles daraus machen! Fände er Lesepublicum, so würde er um ein Dutzend Bände nicht verlegen sein, allein er denkt an den Weisheitsspruch seines Horaz: „Sunt certi denique fines", und so

beschränkt er sich auf ein mäßiges Buch „Briefe aus Paris" oder „Revolutionnaire Studien" u. dergl., oder gar auf ein Heftchen wie Heinrich Laube, oder endlich auf bloße Zeitungsberichte, von denen man ja doch nicht wissen kann ob sie bei einer Veranstaltung von des Autors „sämmtlichen Werken" nicht auch noch einmal ein Buch abgeben werden. In Deutschland ist man indeß dieser Parisliteratur jetzt ziemlich müde, nicht weil das Kaiserreich langweilig wäre und das öffentliche Interesse von der Stadt Napoleon's III. sich abgewendet hätte, auch nicht weil die Geschichte den armen Autoren regelmäßig den Possen spielt, noch vor dem Erscheinen ihrer „Skizzen" gerade das Gegentheil von Dem geschehen zu lassen, was sie mit der Miene der Unfehlbarkeit der Welt als bevorstehend prophezeien werden, sondern weil Paris in den Büchern nachgerade recht eintönig und langweilig wird. Die Boulevards, die Pariserinnen, die Gamins, die Börse, die Blumenmädchen, der Ball der Großen Oper, die Grisetten u. s w., das sind die immer wiederkehrenden Schablonen, hinter denen das ewig wechselnde Leben der französischen Hauptstadt sich nicht mehr erkennen läßt. Die letztere Bemerkung ist nicht insbesondere veranlaßt durch das Buch eines geborenen Ungarn, von dem ich gleich reden werde, denn sie bezieht sich eben auf die Gattung; indeß ist sie auch nicht unanwendbar auf dasselbe, wenn man von seinem Titel:

Paris. Politische und unpolitische Studien und Bilder. 1848—52. Von Friedrich Szarvady. Erster Band. Berlin, F. Duncker. 1852. 8. 2 Thlr.

die Bezeichnung „Erster Band" hinwegstreicht. Man kann freilich nicht wissen was die nachfolgenden Bände an Inhalt bieten und ob sie die interessanten Stoffe aus dem Leben von Paris, die man mit Verwunderung bei Szarvady unerwähnt findet, nachholen werden. Allein der erste Band kommt über die übliche Schablone nicht weit hinaus; wer mit der bisherigen Parisliteratur auf vertrautem Fuße steht, wird aus ihm wenig Neues lernen; wer dagegen erst anfangen will, Paris zu studiren, der wird bei Szarvady in eine angenehme Vorschule gehen, denn sein Vortrag ist piquant, geschmeidig und lockend. Er beginnt mit „Paris in Paris", d. h. mit den Boulevards, die er für den Lebensstrom „dieser Hauptstadt der Gesittung" (?), hält und erinnert nicht uninteressant daran, wie es eine Eigenthümlichkeit großer Städte sei daß sie eine oder mehre Straßen, auch Plätze besitzen, die sozusagen ein Resumé oder Inhaltsverzeichniß aller ihrer andern Eigenthümlichkeiten geben. Wer die Chiaja bewundert, kennt Neapel, wer den Marcusplatz angestaunt, der begreift das süße Meeräthsel Venedig, und wer in der Corsia dei servi lustgewandelt, der weiß Mailand auswendig. In Regentstreet beschaut sich London in einem Verkleinerungsspiegel und die Perspective von Petersburg schreit dem Fremden schon von weitem entgegen daß er sich auf eine Nachäffung von Paris gefaßt machen müsse. Aehnlich steht es mit den Linden in Berlin und für Wien mit dem Prater, ähnlich mit den Boulevards in Paris, nur daß was von den Mittelpunkten anderer Städte gesagt werden kann von den pariser Boulevards in einem noch weit höhern Grade gilt. Szarvady läßt dieselben der Reihe nach Revue passiren und ist in seinen Beschreibungen unerschöpflich; auch weiß er die wahre Würze, die jedem über Paris gesprochenen Worte unentbehrlich ist, die historische Perspective, geschickt zu verwenden. Ueber die Fremden in Paris wird uns nichts Besonderes, das wir nicht schon wüßten, berichtet; beachtenswerth ist nur, was Szarvady über seine Landsleute sagt. „Den Ungar liebt der Franzose vorzüglich seit dem letzten Kriege. Früher kannte man mein Vaterland hier nur durch seinen Tokayerwein, seine Erhebung für Maria Theresia, seine guten Husaren in den Kriegen gegen Napoleon und durch seine Blutegel. Man wußte hier und da etwas von Matthias Corvinus, Rákoczy, aber am meisten berühmt war es durch die Diamantensporen und den prachtvollen Anzug des Fürsten Esterhazy." Zum Beleg dessen daß das französische Volk bisher nur wenig oder fast gar Nichts von den „jetzt allbekannten und beliebten" Magyaren wußte, beruft er sich auf eine Grisette (!) des quartier latin, die auf ihrer petite carte den Ungar nicht stehen hatte und doch immer noch so viel über Ungarn gewußt haben soll als mancher französische Volksvertreter. Denn einer der Letztern, der sich angeblich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu beschäftigen pflegte, fragte Szarvady einmal, ob Siebenbürgen eine türkische Provinz sei. „Seither", versichert Szarvady, „ist es freilich besser geworden und meine Landsleute erfreuen sich der Gunst der Franzosen. Selbst die Reactionnairsten können ihre Sympathien für die Ungarn nicht verleugnen. Es gibt ziemlich viele Ungarn in Paris; die meisten gehören dem Handwerkerstande an und werden von den Meistern gern beschäftigt. Die politischen Flüchtlinge bilden beiweitem die Minderzahl." Ueber das Thema der Pariserinnen phantasirt Szarvady zu sehr, anstatt zu charakterisiren. Was ich meine, wird man aus einem Beispiel erkennen. „Die Pariserin", heißt es in Szarvady's Buche, „liebäugelt nicht mit dem Blicke und nur sie versteht es, mit dem Lächeln zu coquettiren. Sie weiß ihrem Geliebten vor aller Welt die geheimsten Dinge zuzulächeln, ohne ihn auch nur ein einziges mal anzuschauen." Ferner: „Wem der Gang noch nicht Lavater'scher Leitfaden genug, der mag das Auge der Pariserin fragen. Wenn sie mit dem Geliebten geht, so sieht sie diesen an, während sie am Arme ihres Mannes gerade vor sich hinblickt. In beiden Fällen bemerkt sie Alles was um sie vorgeht, weil sie gewohnt ist mit den Augenwinkeln zu sehen. Sie schaut sich nie um und Niemand an, sie sieht im Fluge wie der Adler und behält noch Zeit genug, doppelte Buchhaltung über die Eroberungen zu führen die sie gemacht." Man wird kaum piquanter und graziöser, wol aber charakteristischer über die pariser Frauen schreiben können. Szarvady's Schilderungen nehmen sich im weitern Verlauf zum Vorwurf: die „Beredtsamkeit in den Straßen", den „Tempel von Jerusalem", d. h. die Börse, „Salonleben und Conversationsgeist", „Tanz, Gesang und Blumen", den „Ball der Großen Oper", „Künstlerleben", „Le revers de la medaille", d. h. Paris als moralischen Gesammteindruck auch in seinen Schattenseiten, endlich den „Concordeplatz und noch etwas", nämlich die naheliegenden revolutionsgeschichtlichen Reminiscenzen, und endigen mit einer mehr als hundert Seiten umfassenden, hübsch zusammengestellten historischen Abhandlung über die pariser Presse und das Feuilleton. Mitten in der großen Masse des von Szarvady gebotenen, schon bekannten Materials ist die Charakteristik Emil Girardin's und des Journals „La presse" als anerkennungswerth herauszuheben. Dieselbe bot mancherlei Schwierigkeiten bei den unaufhörlichen Schwankungen in der politischen Stellung des vielbekannten Journalisten. Szarvady sucht nachzuweisen daß in Girardin's politischer Laufbahn trotz der vielen Inconsequenzen eine gewisse Logik liege und seine politische Haltung sich immer auf eine gewisse Grundidee zurückführen lasse. Der Redacteur der „Presse" ist ihm die Personificirung des französischen Geistes; schnell findet er sich in eine gegebene Situation, er verallgemeinert gern die Ansicht des Augenblicks zu einem Systeme, er spinnt die einzelnen Gedankenfäden, wenn sie auch durch einen zufälligen Anlaß zutagekommen, gern zu einem Ganzen und findet stets Mittel, aus einzelnen Bausteinen schnell ein Gebäude fertig zu bringen. Hiermit sind seine Vorzüge und seine Schattenseiten gegeben. Die Improvisation führt häufig zum Provisorischen und der schnelle Nothbau macht häufige Neubauten nothwendig. „Girardin ist unermüdlich bei dieser Arbeit, wie ein perpetuum mobile; heute aus der Verschanzung des einen Systems herausgeschlagen, macht er sich morgen aus den Ueberresten, welche den vernichtenden Ueberresten der Kritik entgangen oder im Auge der unerbittlichen Erfahrung Gnade gefunden haben, ein neues Wohnhaus und richtet sich darin ein, als ob er es nie mehr verlassen sollte." Nie hat ein Journalist so viele Ideen der öffentlichen Discussion unterbreitet als Girardin.

Alles Dies hindert indeß nicht daß man in Deutschland bei aller Anerkennung seines Talents in ihm immer nur den politischen Aventurier sieht. Die bekannte, als ein Zeugniß für Girardin's immer bereiten Takt von Szarvady angezogene Phrase, die seiner Zeit zum Wahlspruch sämmtlicher Vertheidiger des Auserwählten vom 10. December ward: „Louis Bonaparte c'est l'inconnu, il faut essayer", charakterisirt seine frivole Bonmot-Politik am schlagendsten. Sie kann Verwunderung, nicht Bewunderung erregen. Günstiger dagegen wird man über Girardin urtheilen, wenn man ihn vorzugsweise als Journalisten betrachtet. Seine Polemik ist nicht blos scharf, sondern trifft auch immer den wunden Fleck; in ihr ist das beißende Bonmot besser verwendbar. Namentlich versteht er eine Situation, einen Mann, eine Partei durch eine einzige Phrase zu charakterisiren. Wie kann man z. B. jene heuchlerische Taktik und jene unaufhörlichen Transactionen mit ihren Grundsätzen, welche die Legitimisten ihre nationale Politik nennen, treffender bezeichnen, als dies Girardin mit einem Satze gethan hat. „Eine Fahne", rief er ihnen zu, „die man in die Tasche steckt, ist keine Fahne, es ist ein Sacktuch."

Das Capitel über die Presse hat Szarvady ins Charakterisiren gebracht; die eigentlichen Schilderungen aus Paris schließen mit ihm ab, dagegen folgen noch „Portraits und Silhouetten" von Lamartine, General Cavaignac, Thiers und Ludwig Napoleon. Außerdem machte die ungestüme Eile der Geschichte, die Szarvady's Buch schon recensirte und corrigirte, ehe es noch gedruckt war, ein Nachwort an den Verleger F. Duncker in Berlin nöthig. Eine Kritik seiner Endurtheile über die genannten Persönlichkeiten zu geben ist hier nicht der Ort, dagegen mag bemerkt werden daß Szarvady wie in seinem ganzen Buche so auch in seinen Charakteristiken unterrichtet, gewandt, liebenswürdig ist. Dasjenige aber was seinem Werke über Paris derzeit noch fehlt ist eine eingehende Besprechung solcher pariser Zustände die einen Fruchtkeim der Zukunft in sie tragen. Was Szarvady bisher geboten, ist von der Oberfläche des öffentlichen und bürgerlichen Lebens geschöpft; seine Bilder sind Reflexe die mit gesunden zwei Augen Jeder sehen kann. Heutzutage sind wir aber nicht genügsam genug, um nicht mehr von einem Bilderzeichner von Paris zu verlangen. Was treiben oder trieben zur Zeit der Beobachtungen Szarvady's die Parteien in Paris, die Legitimisten, die Orléanisten, die Republikaner? Was sagen sie über die Gegenwart, was hoffen sie von der Zukunft, wie stehen sie zueinander? Wie sieht es in den Werkstätten der Arbeiter aus? Was ist aus dem Socialismus geworden? Von den *Männern* im Volke wollen wir hören, und von den Grisetten und Blumenmädchen nur nebenbei, von den Bestrebungen der Geistlichkeit und ihrem Verhältniß zur Wissenschaft, von der Gewürzkrämerpolitik des Bourgeois, von der Stimmung des Heers u. s. w., und über alle diese Gegenstände erwarten wir nicht blos Reflexe, sondern Studien. Gutzkow's viel angefeindetes Buch über Paris zeigt wenigstens in der Stoffauswahl recht deutlich, wo in dem Paris der Neuzeit mit Interesse zu verweilen ist; ich veranschlage seinen Werth deshalb auch ungleich höher als den von Szarvady's „Bildern". Da die letztern aber zur Zeit nur Fragmente sind und der nächste Band möglicherweise das ausgesprochene Urtheil modificiren kann und hoffentlich modificiren wird, so füge ich demselben gern bis auf weiteres die Clausel bei: Mit Vorbehalt. 10.

Die Nachtseite der Civilisation.

Tait's „Edinburgh magazine" enthält in einer seiner jüngsten Nummern eine Betrachtung über die „Nachtseite der Civilisation", also über jene wichtigste Frage unserer Zeit, die uns fast mehr als jede andere beschäftigen und uns keine Ruhe lassen sollte, bevor es uns gelungen ist das hier uns vorliegende Problem zu lösen. Denn so blendend auch die Lichtseiten der gegenwärtigen Civilisations- und Gesellschaftszustände sein mögen, so sind doch ihnen gegenüber die Schattenseiten so massenhaft daß sie die erstern, wenn ihrer Ausbreitung kein Halt geschehen kann, allmälig zu verdunkeln und zu verschlingen drohen. Wenn der Pauperismus früher auch vorhanden war und zwar oft in sehr furchtbarer Gestalt, so drängte er sich doch nicht wie heutzutage gerade an denjenigen Stellen zusammen, wo er am gefahrdrohendsten ist, in den Metropolen, den Residenzstädten und überhaupt in den großen Städten, welche zugleich die Sitze der Regierungen und der obersten Landesbehörden sind. Gerade an diesen Plätzen ist die Massenarmuth zu einer Macht erwachsen die man respectiren und noch mehr fürchten muß. Mochten in alten Zeiten aus Mangel an Communicationsmitteln auch vielleicht ganze Landstriche aushungern, so blieb diese Calamität doch eine isolirte und meist ohne alle Gefahr für die Gesellschaft im Ganzen, während diese jetzt gerade an den Centralisationsplätzen von den Heerscharen des Pauperismus fortdauernd in einem förmlichen Belagerungszustand gehalten wird. Und zwar ist das gefährliche Element in diesen Centralstädten nicht die eigentliche Bettelarmuth, sondern jene Bevölkerungsclasse, die gern, solange der Körper noch aushält, arbeitet und verdient, aber nicht genug um den Ansprüchen und Bedürfnissen der modernen Lebensweise genügen oder einen Fonds abwerfen zu können für die Zeiten eintretenden Mangels, oder einer durch Krankheiten oder Altersschwäche herbeigeführten Arbeitsunfähigkeit. Solche Unglückszeiten zehren die wenigen Ersparnisse — wenn überhaupt welche gemacht worden sind — in der Regel schnell hinweg, stürzen in Schulden und machen den spätern Verdienst zu einer Täuschung, da der Erwerb zu einem großen Theil auf Deckung der inzwischen nothwendig gewordenen Schulden verwandt werden muß. Und wie vielen derartigen Wechselfällen ist nicht — ich sage nicht blos der eigentliche Arbeiter, sondern auch der jetzt zu so großen Massen angeschwollene kleine Bürgerstand, namentlich bei zahlreicher Familie ausgesetzt! Denn je größer eine Familie wird, um so größer wird auch die Fläche, auf welche die so unberechenbaren Schläge des Schicksals wirken können.

Man hat gegen diese Gefahren allerlei Mittel theils vorgeschlagen theils angewendet, man hat z. B. in einigen Ländern die Heiraths- und Ansässigmachungserlaubniß bis zum äußersten erschwert und Gemeindegesetze gegeben, wodurch sich jede Gemeinde gegen die andere hermetisch abschließt und das Freizügigkeitsrecht auf ein Minimum beschränkt wird. Aber die einsichtigern, praktischern Gesetzgeber kennen die Gefahren sehr wohl welche mit Erschwerungen dieser Art verbunden sind, wenn sie zu weit getrieben und in die Macht individueller Willkür gelegt werden. Denn abgesehen davon daß durch solche Maßregeln die allgemeinen Veranlassungen zur Unzufriedenheit, zum Groll und geheimen Trotz einen bedenklichen Zuwachs erhalten, so läßt sich wol unschwer nachweisen daß die Cohorten der Emeutiers sich zum weitaus größten Theile aus den Massen der durch keine Rücksicht auf den Familienherd gebundenen ledigen Leute zu rekrutiren pflegen. Endlich jemehr man die Verheirathungserlaubniß erschwert, umsomehr fördert man die schleichende Unsittlichkeit, die Hauptquelle jener Frivolität die es mit Allem und somit auch mit Revolutionen leicht nimmt. Die Mittel der Gesellschaft die Heirathen zu beschränken reichen vielleicht aus, aber nicht die Mittel die Concubinate und die illegitimen Geburten zu beschränken. Diese Sprößlinge illegitimer Verhältnisse sind dann wieder meist die natürlichen und geschworenen Gegner einer Gesellschaft, die ihnen wegen eines von ihnen nicht verschuldeten Makels Zurücksetzungen und Kränkungen allerlei Art angedeihen läßt. Und man vergesse nicht daß wir in einer Zeit leben, in der die Anregungen zur Sinnlichkeit und Genußsucht zahlreicher und die Gelegenheiten und Anstalten zur Befriedigung dieser Triebe ungleich zugänglicher sind (namentlich auch den untern Classen und der Jugend) als je früher, daß unser Zeitalter recht eigentlich das Zeitalter der in allen Verführungskünsten geübten Roués ist und daß der

Don-Juanismus in gewissen Ständen und Lebensaltern leider fast ein unerlaßliches Requisit Derjenigen ist welche bei ihren Standes- und Altersgenossen nicht für pedantische Moralisten gelten wollen.

Man hat den untern Ständen von den Kanzeln und andern Stellen officielle Moral zugerufen, von ihrem Hange zum Luxus, zum Wohlleben, zur Verschwendung abzulassen, sich einzuschränken und ein Familienleben im Sinn und Geist älterer Zeit zu beginnen. Aber man klopft an eine falsche Thür und predigt tauben Ohren. Das Streben nach Luxus, nach äußerm Schein, nach Ostentation und comfortabeln Einrichtungen liegt in der Gesammtrichtung der Generation, und solange die höhern und höchsten Stände sich Nichts versagen und dem durchgreifenden Princip eines luxuriösen Wohllebens vor aller Welt huldigen, so lange wird man von den untern Ständen nicht verlangen können daß sie allein in der Entbehrung ihr Glück suchen. Es lebt so ziemlich Alles über sein Vermögen hinaus, sogar die Staaten die dies System nur durch Contrahirung immer neuer Schulden und Anleihen durchsetzen können. Dieser Geist pflanzt sich von Gesellschaftsclasse auf Gesellschaftsclasse fort, wie das Licht, wie der Schall in der Atmosphäre sich fortpflanzen. W. H. Riehl hat neulich in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" in einem sehr schönen und vortrefflichen Aufsatz die häuslichen Sitten unserer Zeiten mit denen vergangener Zeiten verglichen und dabei unwiderleglich nachgewiesen daß die natürliche sociale Körperschaft des Hauses in einem Proceß fortdauernder progressiver Auflösung von innen heraus begriffen ist; er verlangt daß sich wieder ein das „Ingesinde" mit umfassendes Familienleben im alten Sinne ausbilde. Aber das Princip welches in alter Zeit das Familienleben und die städtischen Gemeinwesen durchdrang und ihren Kern bildete, das der Religiosität, ist — wer wollte es leugnen? — nicht mehr in demselben Grade vorhanden als früher und läßt sich auch nicht octroyiren; wo es sich aber geltend zu machen sucht geschieht es meist in der Form eines krankhaften, nicht aus der Fülle aufopfernder Liebe schöpfenden, selbst egoistischen, bequemen und exclusiven Conventikelwesens, eines religiösen Geheimbündnisses welches das Trachten zur Schau trägt für sich selbst wieder etwas ganz Besonderes zu sein. Früher hatten noch die Duldenden und Entbehrenden einen Trost in der Religion, in dem Allen gemeinsamen Glauben an ein Jenseits, in welchem alle oft so schneidenden Gegensätze und Ungleichheiten dieser unvollkommenen Welt zur Ausgleichung kommen würden. Gegenwärtig sind die Massen wie allbekannt vollkommen darüber einverstanden daß man nur für das Diesseits zu leben und zu sorgen habe; daß in dem Diesseits, dieser so kurzen Spanne Zeit, alle Genüsse an die man Anspruch macht befriedigt werden müßten. Wenn ihr genießt, sagen sie, so wollen auch wir genießen. Gibt es doch selbst wenige Geistliche noch welche mit dem Volke zu entbehren wüßten! Die Staaten selbst befördern zum Theil aus staatsfinanziellen Gründen die Anstalten des Vergnügens und der Schwelgerei, weil, was das Volk verzehrt, in der Form indirecter Abgaben dem Staatseinkommen zugutekommt. Innerhalb dieser so complicirten Verhältnisse treten dann freilich jene ganz eigenthümlichen Erscheinungen zutage, gegen welche man zwar alle Mittel eines höchst künstlich organisirten Polizeisystems in Bewegung setzt, während man um eigentliche moralische Hülfs- und Heilmittel im höchsten Grade in Verlegenheit ist, weil man da auf einen faulen Fleck in sich selbst stößt.

Doch kehren wir zu der Betrachtung des „Edinburgh magazine" über die Nachtseiten der gegenwärtigen Civilisation zurück. Der Verfasser des citirten Artikels bemerkt unter Anderm: „Ohne Zweifel übertrifft das gegenwärtige Zeitalter alle frühern durch einen erstaunlich raschen Fortschritt in der Wissenschaft, in den nützlichen Handthierungen, in der Lebensweise, im geselligen Verkehr, in der Verwaltung, kurz in Allem was man unter dem allgemeinen Namen der Civilisation zu verstehen pflegt. Man braucht blos das Factum hervorzuheben daß der größte Theil Dessen was unsern jetzigen Comfort und unser häusliches und öffentliches Wohlbefinden ausmacht, noch in der Zeit die in den Gedächtnißkreis des jetzigen Geschlechts fällt entstanden oder Gemeingut geworden ist. Unsere Gaserleuchtung, unsere Kohlenfeuerung, unsere treffliche Straßenpflasterung, unsere trefflichen Poststraßen-, Kanal-, Eisenbahnbauten, unsere Dampfwagen und Dampfboote, unsere Posteinrichtungen und so viele andere Verbesserungen und Fortschritte, durch die sich das England unserer Tage von dem England der Plantagenet unterscheidet, sind das Product eines einzigen Jahrhunderts. Hierzu rechne man die unermeßliche Verbreitung der literarischen Hülfsquellen, die Einrichtung von Warte-, Sonntags- und andern Schulen, die wissenschaftlichen und Kunstvereine, die Handwerkervereine, die Missionsanstalten, die Sparkassen, die Rettungskassen, die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten — wie sollten wir nicht Freude und Stolz empfinden in einem Zeitalter zu leben, welches so aufgeklärt, so tugendhaft (?) und glücklich ist?"

„Aber inmitten der Beglückwünschungen, die wir uns selbst darüber machen, fühlen wir uns durch einige bedenkliche und gefährliche Erscheinungen gestört, die nur zu geeignet sind unsere Zufriedenheit mit dieser so hoch entwickelten Civilisation beträchtlich herabzustimmen. Wir müssen mit Schrecken wahrnehmen daß sich eine ganze Menschenclasse unter uns befindet, welche an diesen Vortheilen keinen Theil hat, ja deren Schale umsomehr sinkt, je höher die der verfeinerten Gesellschaft sich hebt. Wir lesen mit Schauder daß die Zahl der vor Gericht gestellten Verbrecher in England und Wales, welche sich 1805 nur auf 4605 belief, innerhalb der letzten zehn Jahre auf eine Durchschnittszahl von nicht weniger als 27,000 jährlich gestiegen ist. Und unter dieser Zahl Verbrecher befanden sich jährlich nicht weniger als 10,000 Burschen die noch nicht das 17. Lebensjahr erreicht hatten! Wir erkennen zu unserer Bestürzung daß es in jeder der großen Städte unsers Landes Bezirke gibt, von einer Generation bevölkert, die unwissender, entsittlichter, heidnischer, von allen heilsamen Einflüssen mehr ausgeschlossen ist als je eine frühere, seit Großbritannien christlich wurde! Wenn wir nach den Ursachen dieser fürchterlichen Erscheinung forschen, so fühlen wir uns in noch höherm Grade bestürzt, wenn wir wahrnehmen daß sie gerade in jenen Verbesserungen und Fortschritten liegen, welche wir zugleich als die Quellen und die Ausflüsse der modernen Civilisation anzusehen gewohnt sind. Gerade jene vervollkommneten Chausseen und prächtig erleuchteten Straßen, jene Eisenbahnen und Omnibus, jene Dampfschiffe, Docks und andere Schöpfungen moderner Geschicklichkeit und Industrie sind es, denen wir das überrasche Anschwellen unserer großen Städte und die weitklüftige Trennung der sie bewohnenden Classen verdanken."

Der Verfasser des Artikels im „Edinburgh magazine" kommt sodann auf einen Bericht zu sprechen, welchen Hill als Recorder für Birmingham einem in Betreff jugendlicher Verbrecher niedergesetzten Comité des Unterhauses erstattet hat. Im Eingange seines Berichts bemerkt er daß noch vor anderthalbhundert Jahren in England eigentlich keine große Stadt außer London bestanden habe. Aber es sei das traurige Ergebniß großer Städte daß das Individuum dort völlig unbeachtet und ohne Aufsicht seitens der Stadtgemeinde leben könne, und daß gerade dieser Umstand für Viele das Hauptmotiv sei sich hierher zu ziehen. Der Recorder fährt dann fort: „Noch eine andere Quelle der Demoralisation möchte ich erwähnen, die noch von Andern wenig bemerkt worden ist, von mir aber nach der Erfahrung und Beobachtung langer Jahre als sehr wichtig angesehen wird. Diese Quelle der wachsenden Demoralisation ist die immer mehr zunehmende Auseinanderklüftung der Classen, indem es immer mehr Mode wird, daß wer nur immer kann, seine Wohnung außerhalb der Stadt und soweit als möglich von seinem Geschäftsbureau zu verlegen trachtet. Diese Sitte ist erst im Laufe des letzten halben Jahrhunderts allgemeiner geworden. Früher, wo der Reiche dem Armen

näher wohnte, übten die höhern Classen über ihre Nachbarn eine gewisse verborgene, aber sehr wirksame Controle, die jetzt fehlt. Die höhern Classen berauben sich so des wohlthätigen, bildenden und versittlichenden Einflusses auf die niedern immer mehr. Inmitten einer rauschenden und ungeheuern Bevölkerung befinden sich diese Volksclassen wie in einer vollkommenen Wildniß und Einöde, ihren schlimmen Trieben anheimgegeben. Unter diesen Massen, und namentlich den Kindern die unter ihnen aufwachsen, gilt dann als der Tüchtigste Derjenige welcher sich mit möglichst weniger Arbeit, durch Stehlen, Betteln, Gaunerei und Schwindelei die Mittel zu seiner Subsistenz zu verschaffen, aufs schlaueste den Nachstellungen des Gesetzes zu entgehen und wenn er dem Gesetze verfällt, ihm ein Schnippchen zu drehen oder mit frechster Stirn Trotz zu bieten weiß." Den jugendlichen Vagabunden hat man in England den Namen City Arabs gegeben, und Hill schildert sie folgendermaßen: „Der City Arab ist träg, jeder festen stetigen Thätigkeit und jedem Zwange abgeneigt; lieber erträgt er Hunger, Durst und Kälte als daß er arbeitet; und was den Schmuz betrifft, so befindet er sich in ihm wohler als in der Sauberkeit. Ein sittliches Bewußtsein hat er nicht; der Begriff des Lasterhaften besteht für ihn nicht; Faullenzen ist so sehr seine zweite Natur daß er sich zeitweise lieber große Entbehrungen gefallen läßt, als daß er unter dem Zwange welchen die civilisirte Gesellschaft dem Individuum auflegt arbeitet oder die Schule besucht." Diese Schilderung ist sehr treffend. Nimmt nicht aber auch unter den höhern Classen das Pflichtgefühl für die Arbeit immer mehr ab? Gewinnt nicht auch unter diesen der Grundsatz immer mehr Eingang daß die Arbeit nicht mehr als solche, sondern nur noch als Mittel sich ein möglichst bequemes und luxuriöses Dasein zu gründen Werth und Bedeutung habe?

Mit Hill's Betrachtungen über Birmingham stimmen auch die der Miß Mary Carpenter überein, einer Dame die sich durch ihre angestrengten Bemühungen für die sittliche und leibliche Rettung verwahrloster Kinder aus den niedern Ständen rühmlichst hervorthut. „Ich habe die Erfahrung gemacht", sagt sie, „daß Stadtbezirke, welche früher zum großen oder größern Theile von respectabeln Leuten bewohnt waren, jetzt von der niedrigsten Classe in Besitz genommen sind, indem die «Respectabeln» sich in die fashionabeln Quartiere zurückziehen und wenn nur irgend möglich es sogar vermeiden, jene Brutstätten der Armuth und Demoralisation auch nur vorübergehend zu betreten."

Doch sind Bristol und Birmingham noch immer in dieser Hinsicht nicht mit London, Liverpool und Glasgow zu vergleichen. In den „Heldenquartieren" dieser drei Städte kann man die ergiebigsten, wenn auch furchtbarsten Studien über das leibliche und sittliche Elend machen, dessen das menschliche Geschlecht fähig ist. Der Gefängnißinspector F. Hill erzählt in seiner Schrift „Crime: its amount, causes and remedies": ein Freund von ihm, Capitain Miller, sei einmal in eine Wohnung in einem glasgower Armenquartier gerufen worden, wo man wenige Augenblicke vorher ein Weib ermordet hatte. Der Körper der Erschlagenen war noch warm. Trotzdem hatten zwei Frauenzimmer in der andern Ecke des Zimmers ihr ärmliches Bett keinen Augenblick verlassen und lagen so vollkommen gleichgültig darin, als ob gar Nichts geschehen wäre. Ob man diese Apathie oder besser Abgestumpftheit selbst unter den Wilden findet, ist sehr zu bezweifeln. Wie kann man sich aber über solche traurige Erscheinungen wundern, wenn man z. B. liest daß eine Armencommission im londoner Kirchspiel Church-Lane in 90 Bettstellen nicht weniger als 463 Personen beiderlei Geschlechts beieinanderliegend fand? Für die erschreckende Zunahme der Armuth in England mag auch dies beweisen, daß die Armensteuer in London von jährlich 200,000 Pf. St. in den Jahren 1783—85 jetzt auf jährlich 742,000 Pf. St. und für England und Wales von nahe 2,168,000 Pf. St. auf nahe 7,271,000 Pf. St. gestiegen ist.

So steht es mit der Bettlerarmuth; wie aber mit der Fabrikbevölkerung, die wenigstens arbeitet und insofern eine respectablere Classe bildet? Von dieser sagt Frederike Bremer in ihrem bekannten Buche über England: „Aufgewachsen unter dem Geräusch der Maschinen, ohne Schulen, ohne religiöse oder moralische Pflege, abgehärtet unter schwerer Arbeit, in beständigem Kampfe mit den Verhältnissen des Lebens, haben sie sich einen Geist angebildet, der wenig in Einklang steht mit den höhern bildenden Elementen des Lebens, deren Segnungen sie niemals erfahren. Atheismus, Radicalismus, Republikanismus, Socialismus von allen Arten wurzelt und wächst hier im Verborgenen unter starken, sich täglich mehrenden Volksmassen, die nur durch die Furcht vor der gewaltigen Macht, die gegen sie angewendet werden kann, im Zügel gehalten werden." So verhält es sich mit den „classes dangereuses", und wol nicht mit Unrecht war jüngst in der „Spener'schen Zeitung" bemerkt: „Nähme, was Gott verhüten wolle, das steigende Elend in Englands Hauptstadt in dem bisherigen Maße zu, so würde der menschliche Verstand mit allen Anstrengungen der öffentlichen Gewalt und der persönlichen Menschenliebe zuletzt kaum ausreichen, des Uebels und der Noth Herr zu werden." Zwar haben philanthropische Individuen aus beiden Geschlechtern und menschenfreundliche Vereine bedeutende Anstrengungen gemacht und machen sie fortdauernd, dieser Gefahr und Verwilderung entgegenzuarbeiten, aber selbst Frederike Bremer, welche viele der von ihnen hervorgerufenen Anstalten besucht und beschrieben hat, muß zum Schlusse gestehen daß ihre Heilswirkung verhältnißmäßig nur wenige Punkte auf der unermeßlichen Fläche menschlichen Elends berührt, daß sie wie Tropfen im Meer sind. Die Bestrebungen jener entsagenden Individuen und Vereine werden außerdem noch vielfach gekreuzt und gebrochen durch die egoistische Speculation, die selbst noch aus der Bettlerarmuth Capitalien herauszupressen weiß, wie denn Henry Mayhew in seinem interessanten und lehrreichen Werke „London labour and the London poor" erzählt daß die Besitzer der londoner Bettlerherbergen aus einem dieser Häuser jährlich gegen 2000 Thaler ziehen, und da sie oft 10—12 solcher Bettlerherbergen vorstehen, jährlich eine Jahresrente von 14—16,000 Thalern einstreichen. Diese Bettlerherbergen sind aber die eigentlichen Brutnester der geistigen und leiblichen Faulheit, des Müßiggangs, des moralischen Verderbens und complotirenden Verbrechens.

Werfen wir von England einen Blick auf unser deutsches Vaterland, so fällt unser Blick zwar nicht auf eine so riesenhafte unermeßliche Weltstadt wie London, oder solche wie Bienenkörbe schwärmende reine Fabrikstädte wie Birmingham und Glasgow, aber doch auf Städte, deren Bevölkerung wie die von Wien und Berlin eine halbe Million fast erreicht hat, während Städte wie Hamburg (dieses kleine London, welches auch seine Bettlerherbergen, z. B. den „deepen Keller", besitzt, dessen Geheimnisse L. Löffler vor einiger Zeit in der „Illustrirten Zeitung" entschleierte), Breslau, Köln, Dresden, München u. a. in kaum minder reißender Progression wachsen. Und zwar ziehen sie ihre Zunahme vorzugsweise aus dem arbeitenden und Proletarierstande, während die reichen aristokratischen Familien immer mehr die Neigung zeigen, sich aus ihnen zurückzuziehen und sie nur als gelegentliche Absteigequartiere zu Geschäftszwecken und während der Saison zu benutzen. Auch fehlen uns in Deutschland die ausgleichenden moralischen Mittel, wie England sie aufweist, der Gemein- und Bürgersinn, der Associationsgeist, das praktisch-religiöse Element, die Colonien, die unermüdliche, lebensvolle Thätigkeit im Großen, Ganzen, das auch den Einzelnen erhebende und mit sich fortreißende Bewußtsein, einem mächtigen weltgebietenden Staate anzugehören und unter einer Verfassung zu leben, welche der Entwickelung der individuellen Kräfte freien Raum gewährt und nicht jene kleinlichen Chicanen und Beschränkungen gestattet, die auf der andern Seite wieder eine fortdauernde, ebenso kleinliche Opposition gegen die bestehenden Einrichtungen und einen an Allem mäkelnden Mismuth hervorrufen. Auch darf man sich nicht verhehlen daß die

Garnisonsstädte des Continents (und gestehen wir es nur, auch zum Theil die kleinern Universitätsstädte, so wenig ich gemeint bin, der etwa beabsichtigten Kopfhängerei auf unsern Hochschulen das Wort zu reden) dem sich dann auf weitere Kreise verpflanzenden Hange der Modernen zum Flaneurismus, zur Frivolität, zum müßiggängerischen Genuß, zur Ostentation und zur Geringschätzung des reinbürgerlichen Elements großen Vorschub leisten. Die Gefahren sind also auch auf dem Continente nicht gering und fodern zur äußersten (moralischen) Wachsamkeit auf. Was aber die „Retter der Gesellschaft" betrifft, so erinnern diese bisweilen an gewisse Retter bei großer Feuersgefahr, die freilich diejenigen Gegenstände welche sie retten beiseite bringen, aber nicht in Sicherheit. Leider fehlt es unserer Generation nach allen Seiten an jener wahren und aufopferungsfähigen spontanen Liebe und Humanität, die allein gegen die Bestialität und den Cynismus, wie sie in verschiedenen Revolutionszeiten zum Ausbruch kamen, und gegen die von der glänzenden Firnißdecke einer geistig, aber nicht moralisch hochentwickelten Cultur nur oberflächlich verhüllten Elemente der Barbarei sich wirksam und heilkräftig erweisen können.

Hermann Marggraff.

Die Otto-Universität in Athen.

Mit einem besondern Interesse wird ein Jeder der an der Entwickelung des neugriechischen Staats und Volks, an der Entwickelung des griechischen Elements für unsere Zeit und für die Zukunft lebhaften Antheil nimmt, Dasjenige lesen was Hettner in seinen „Griechischen Reiseskizzen" (Braunschweig 1853) über die Universität in Athen und über das dasige Universitätsgebäude selbst mittheilt. Letzteres ist, nur zum größten Theil, „durch die Unterstützung reicher griechischer Kaufleute, die im Auslande leben, gegründet und von einem alten Philhellenen, dem dänischen Architekten Hansen, wie es die Umstände geboten, in bescheidenen Verhältnissen, aber in reingriechischem Stil aufgeführt" (jene Beiträge auswärtiger Griechen betragen nach der Mittheilung eines griechischen Freundes 100,000 Thaler, die natürlich zum Ausbau des noch nicht vollendeten, nur in einem Flügel ausgebauten Gebäudes nicht ausreichten). „Wol in der ganzen Welt", bemerkt der Verfasser weiter, „hat kein Universitätsgebäude eine bedeutendere Lage. Wenn der Student aus seinem Hörsaale heraustritt und in der offenen Säulenhalle die den Eingang bildet auf- und abwandelt, da hat er den farbenstrahlenden Hymettus vor sich, dessen Bienen sprüchwörtlich mit dem Ruhme der attischen Weisheit und Kunst verwebt sind. Und die alte ehrwürdige Akropolis mit den ragenden Säulen des Parthenon mahnt ihn an die alte Herrlichkeit seines Vaterlandes. Welches Jünglingsherz fühlte sich nicht gehoben durch so ernste Mahnung?" Sagt der Verfasser ferner in dieser Hinsicht daß „die Gebildeten unter den Griechen mit einer wahrhaft rührenden Liebe an dieser neuen Schöpfung, der athenischen Universität, hängen und daß die athenischen Professoren mit Stolz darauf hinzuweisen pflegen, wie die Universität recht eigentlich der ideelle Mittelpunkt des unter vieler Herren Länder zerstreuten Griechenthums ist und als solcher vielleicht die Pflanzschule der künftigen politischen Einheit", so ist diese Ansicht und eine solche Hoffnung nicht blos die der Griechen, sondern auch die Meinung Anderer die mit den geistigen und politischen Zuständen der betreffenden Länder und mit den sonstigen hier einschlagenden Verhältnissen bekannt sind, und die Universität in Athen muß nicht allein als ein in den Orient vorgeschobener Posten der Civilisation angesehen werden, sondern sie muß zugleich als der Hoffnungsanker und als der weithin strahlende Leuchtthurm für die moralische und politische Wiedergeburt der christlichen Völker des Morgenlandes gelten. In diesem Sinne haben sich Griechen selbst bei geeigneten Gelegenheiten öffentlich und ohne alle Scheu in Athen ausgesprochen. So haben wir z. B. diejenige Rede vor uns liegen, mit welcher am 28. September 1852 der Professor des Strafrechts an der Otto-Universität, Spyridon Pillikas, das von ihm von 1851 auf 1852 verwaltete Rectorat niederlegte. Geben sich in derselben überhaupt begeisterte patriotische Gesinnungen des Redners in Betreff der Universität in Athen kund, die sich nicht nur auf die Griechen des Königreichs Griechenland beschränken, sondern im Gegentheile alle Griechen, namentlich die der angrenzenden Länder mit heiliger Liebe umfassen, so muß dies vornehmlich auch von Demjenigen gelten was dort von dem Eifer für die Zwecke und für die Bedürfnisse der Universität als von einer patriotischen Pflicht eines Jeden und einer „edeln, lobens- und dankenswerthen Handlung, für welche sich aber der Einzelne selbst zunächst zu danken habe", gesagt wird. „Wer seinem Volke Wohlthaten erweist", heißt es dort weiter, „opfert auf dem Altar des Vaterlandes und befördert die Herrlichkeit der Ehre und des Ruhms der Nation, und der Glanz dieser Ehre und dieses Ruhms verbreitet sich über alle einzelnen Glieder derselben. Ich weiß nicht welch inneres Entzücken und welch hochherziger Sinn uns erfüllt, wenn wir beim Eintritt in diese Räume (des Universitätsgebäudes nämlich) uns erinnern daß sie nicht nur durch die Beiträge des sichtbaren Vertreters der Nation, des Königs von Griechenland, sowie der Regierung und der Kammern des Königreichs, sondern zum thatsächlichen Beweise daß das Gebäude nach dem Ausspruche eines edeln Kämpfers des Freiheitskampfes ein Nationalgebäude sei, durch die Gaben aller Griechen der Erde errichtet worden, vielleicht weil in die Zukunft das Bewußtsein der Nationalität in weiterm Maße als in der Gegenwart hindurchleuchtet. Und es ist ein Glück daß die Zeit der Opfer noch keineswegs vorüber ist, der Opfer, nicht zur persönlichen Wiedervergeltung, sondern zum Genusse des Opfers, als ein stummes Vorgefühl der Früchte desselben. Wir dürfen uns nicht blos rühmen, indem wir den Kampf loben den wir gekämpft haben, sondern wir müssen ihn nachahmen." In ähnlicher Weise sprach sich auch der damals (am 28. Sept. 1852) neu eintretende Rector der Otto-Universität, der Professor Perikles Argyropulos, über dieselbe in derjenigen Rede aus, mit welcher er das Rectorat übernahm, indem er bemerkte daß „die Griechen und alle Diejenigen welche den Griechen günstig gesinnt sind ihre hoffenden Blicke auf die Universität in Athen richten"; und noch mehr war dies bei der Festfeier der Fall, welche am 25. März 1853, als am Geburtstage der griechischen Freiheit (25. März 1821), von den Studenten der Universität in Athen veranstaltet worden war und zu welcher man den Rector Argyropulos nebst dem Universitätssecretair und den vier Dekanen geladen hatte. Auch bei dieser Gelegenheit, wie einst in der griechischen Nationalversammlung von 1844, wo der Abgeordnete der Stadt Korinth, Rendis, erklärte daß er „eine Beendigung der Revolution und ein freies Griechenland nicht eher zugeben könne, als bis das Kreuz seine glorreiche Stelle auf dem Dome der Sophienkirche wieder eingenommen haben werde", und wie neue griechische Dichter in ähnlicher und in gleicher Weise ebenfalls erklärt haben, sprach sich die Ansicht aus daß „das am 25. März 1821 begonnene Werk noch nicht vollendet sei, und daß es nicht eher als geschlossen angesehen werden könne, als bis die Sonne der Freiheit alle Kinder des großen griechischen Vaterlandes bescheine, die dem größten Theile nach noch unter dem Joche der Barbarei schmachten"; eine Ansicht, von welcher auch der genannte Rector der Universität selbst bei dem Toaste ausging, in welchem er es offen und laut aussprach daß „die Universität das geeignetste Mittel zur Erreichung jenes großen Ziels sei, und daß unter ihrem wohlthätigen Einflusse das griechische Volk zu seiner großen Bestimmung gelangen könne".

Die Universität in Athen ist im Allgemeinen durchaus nach deutschem Vorbilde eingerichtet. In dem Verzeichnisse der Vorlesungen an derselben für das Winterhalbjahr 1852 auf 1853 wurden 47 Professoren und Privatdocenten (3 in der theologischen, 12 in der juristischen, 12 in der medicinischen und 20 in der philosophischen Facultät) aufgeführt, welche bis auf den

Chemiker Landerer Griechen sind, neben dem jedoch Professor Fraas, ebenfalls ein Ausländer, Director des botanischen Gartens in Athen ist, welche übrigens mit Ausnahme der Privatdocenten nur vom Staate besoldet werden, ohne irgend welches Honorar für ihre Vorlesungen zu erhalten, welche den Studenten frei und unentgeltlich gewährt werden. Im Jahre 1850 auf 1851 zählte die Universität 397 Studenten, dagegen 1851 auf 1852 gegen 500*), wovon ein großer Theil aus Thessalien, Epirus und Kleinasien, also aus dem türkischen Griechenland, ja sogar von den Jonischen Inseln ist, obgleich Corfu selbst eine Universität hat. Bereits besitzt die Universität in Athen, welche doch erst seit Mai 1837 besteht, durch die patriotische Freigebigkeit reicher Griechen des Königreichs und außerhalb desselben, besonders durch Vermächtnisse mancherlei Art unbewegliches und bewegliches Eigenthum, und namentlich sind in dieser Beziehung die reichen Griechen Jonidis und Arsakis als Wohlthäter ihrer Nation hervorzuheben. Vorzüglich die Familie der Jonidis ist in dieser Hinsicht der rühmlichsten Auszeichnung würdig, da sie die Universität und ihre Zwecke besonders thätig und freigebig unterstützt und z. B. 1851 auf 1852 zur Unterstützung Studirender, zum Theil auf deutschen Universitäten, 2500 Drachmen und zum Ankauf von Büchern (es besteht in Athen bei der Universität eine besondere Βιβλιοθήκη Ἰωνιδῶν) 862 Drachmen verwendet worden (außerdem besaß diese Βιβλιοθήκη am 1. September 1852 in der griechischen Nationalbank annoch 1742 Drachmen), auch 1852 noch besonders 600 Drachmen für Herausgabe eines Werks über Kirchenmusik an den Professor der Kirchenmusik Saphirios Saphiropulos gezahlt worden sind. Unter den griechischen Patrioten welche die Lehrzwecke der Universität befördern helfen ist auch noch der reiche griechische Kaufmann in Triest, Ambrosios Rallis, zu nennen, der in seinem lebendigen Eifer für die Bildung seiner Nation 1850 einen poetischen Wettkampf für ein jedes Jahr festgesetzt und als Kampfpreis die Summe von 1000 Drachmen mit der Bestimmung ausgesetzt hat, daß, wenn Bewerbungen stattgefunden haben und Gedichte zu diesem Zwecke eingegangen sind, von der jedesmal zu ernennenden, aus Universitätsprofessoren bestehenden Commission die Eingänge geprüft und darüber stets am 25. März öffentlich Bericht erstattet werden solle. Es ist bereits anderswoher bekannt geworden daß wenigstens 1851 der ausgesetzte Preis dem Griechen Zalakostas für dessen Gedicht, das den Fall Missolonghi's zum Gegenstande hat, zuerkannt worden ist, und in der oben erwähnten Rede erkennt der genannte Professor Pillikas es ausdrücklich an, wie sehr durch solche poetische Wettkämpfe die weitere Ausbildung der Sprache, die nicht stehen bleiben, aber auch nicht ohne Kritik zur altgriechischen Sprache zurückkehren darf, gefördert werde. Gewiß kann man dem Redner hierbei nur Recht geben, wenn er in dieser Hinsicht sagt: „Die Archäologie hat ihre Grundlage in den historischen Wissenschaften; aber für eine neue Dichtkunst ein altes Gewand von Wörtern und Redensarten wählen, ist ein Widerspruch mit sich selbst; der Hauch der Kirchhöfe vernichtet das Leben der Gefühle und Empfindungen." Was den gedachten Wettkampf 1852 betrifft, so erlangte keine der eingegangenen sechs Dichtungen den Preis, wennschon zwei derselben ausgezeichnet wurden; für die von Ambrosios Rallis ausgesetzten 1000 Drachmen ward jedoch auf Vorschlag der philosophischen Facultät der Thesaurus des Henricus Stephanus angekauft und der Ankauf anderer philologischer Werke von besonderm Werth angeordnet.

Zuletzt gedenken wir hier noch der zur Zeit vereinigten Universitäts- und Nationalbibliothek in Athen, die nach den uns vorliegenden genauen Angaben 1851 auf 1852 einen Zuwachs von 3499 Bänden, zum größten Theil durch Geschenke fremder Regierungen und Einzelner, erhalten hat, und daß dieselbe bereits im Ganzen gegen 6[illegible] Bände enthält. „Crescit occulto velut arbor aevo", kann man mit Horaz von der Universität in Athen im Allgemeinen und im Einzelnen in Wahrheit sagen."

29.

*) 10 Theologen, 109 Juristen, 66 Philosophen, 278 Aerzte und 38 Pharmaceuten.

Literarische Notiz.

Englische Schriften über die Türkei.

Unter den jetzigen politischen Verhältnissen ist auf das soeben in zweiter wohlfeilerer Auflage und mit einem neuen Vorwort bereicherte Werk aufmerksam zu machen: „Travels in European Turkey, trough Bosnia, Servia, Bulgaria, Macedonia, Roumelia, Albania and Epirus, with a tour trough Hungary and the Slavonian provinces of Austria on the Lower Danube" von Edmund Spencer (2 Bde.), ferner auf ein an mancherlei interessanten Mittheilungen reiches Werk, welches soeben unter dem Titel erschien: „The frontier lands of the Christian and the Turk; comprising travels in the regions of the Lower Danube in 1850—51. By a British resident in the East" (2 Bde., mit Karten und Illustrationen). Der „Morning Herald" sagt über dieses Werk: „Der Verfasser schildert nicht nur die äußere Gestalt der Länder die er besucht hat; er verbreitet sich auch über die Geschichte ihrer Bewohner und führt dieselbe bisweilen bis auf die frühesten Zeiten zurück. Er schildert die Sitten und Gewohnheiten, die politischen Institutionen, den Handel, die gegenwärtige Lage und die wahrscheinlichen künftigen Schicksale dieser Völker. Das Werk ist zur rechten Zeit erschienen. Wer sich über diese Länder Kenntniß verschaffen will, wird mit Vergnügen seine Zuflucht zu diesem Buche nehmen, und wir sind überzeugt daß es einen schnellen und guten Absatz finden wird. Es ist in einem glänzenden und anziehenden Stil geschrieben und dürfte denselben Beifall finden, welchen Warburton's „Crescent and the cross" gefunden hat. Interessant ist ein Besuch des Verfassers beim Hospodaren der Walachei. Dieser bewirthete ihn aufs köstlichste mit einem Diner tête-à-tête und benahm sich gegen ihn überhaupt so herablassend daß der Brite vergebens sich den Kopf darüber zerbrach, was der Hospodar damit eigentlich beabsichtige. Beim Abschied löste sich das Räthsel, indem der Hospodar zu ihm äußerte: wahrscheinlich werde er (der Brite) doch ein Buch über seine Reise verfassen, und da hoffe er daß er ihm (dem Hospodaren) Gerechtigkeit werde widerfahren lassen. — Da zu gleicher Zeit auch wegen gewisser Grenzdörfer zwischen der Türkei und Griechenland Verwickelungen eingetreten sind, so dürfte auch auf folgende Schrift zu verweisen sein: „Mount Athos, Thessaly and Epirus: being the diary of a journey from Constantinople to Corfu" von George Ferguson Bowen.

71.

Bibliographie.

Clemen, W., Gedichte. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 20 Ngr.

Friedländer, L., Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Gehren, Wilhelmine v., Eine Schriftstellerin. Roman. Stuttgart, Mäcken. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heine, W., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Fr. Gerstäcker. Leipzig, Costenoble. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Lenau's, N., Briefe an einen Freund. Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Karl Mayer. Stuttgart, Mäcken. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Polko, Elise, Kleine Malereien für die Kinderstube. Mit 12 Bildern in Buntdruck von Carl Merkel. Leipzig, Schlicke. 1854. Br. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 35.)

56. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Sechste bis achte Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für **jeden Gebildeten**, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

57. **Meyer (Ch. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** Zweite Auflage. In fünf Heften. Zweites Heft. 8. Geh. 8 Ngr.

Vollständigkeit und Correctheit zeichnen dieses Handwörterbuch auf das vortheilhafteste aus.

58. **Phull (Baron C. L. de), Essai d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de Fontainebleau, en 1762. Original français publié pour la première fois par le Baron F. de Batz. Avec une préface de l'éditeur, traduite de l'allemand, une pièce additionelle et deux planches.** In-8. Broché 2 Thlr.

Dieses Werk ist das französische **Original** des kürzlich von Freiherrn **von Batz** zuerst in deutscher Uebersetzung herausgegebenen „Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegsoperationen" (Stuttgart, Cotta, 1852) aus der Feder des Generals **von Phull.** Letzterer, der Lehrer, Freund und militärische Mentor des Kaisers Alexander und, was jetzt nicht mehr bezweifelt werden kann, der eigentliche Urheber des strategischen **Plans**, der 1812 Napoleon's Feldzug gegen Rußland scheitern machte, unterrichtete den Kaiser Alexander in der Kriegskunst und das im vorliegenden **Werk** Gesammelte diente ihm dabei als Leitfaden. Dasselbe darf somit als **eine der werthvollsten und wichtigsten Bereicherungen der Militärliteratur** bezeichnet werden.

59. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Zwanzigster Theil. Neue Folge. Achter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

60. **Racine's Phädra** deutsch von **Adolf Böttger.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 16 Ngr. Gebunden 22 Ngr.

Adolf Böttger, dem deutschen Publicum durch seine eigenen Poesien wie durch meisterhafte Uebersetzungen ausländischer Dichterwerke rühmlichst bekannt, beginnt eine beabsichtigte Uebertragung der bedeutendsten Tragödien **Racine's** mit der vorliegenden Uebersetzung der in Deutschland namhaft-anerkanntesten Tragödie „Phädra", deren Aufnahme über eine künftige Fortsetzung des Werks entscheiden soll, und bittet, die Wahl gerade dieses Stücks nach dem hohen Vorgang Schiller's ihm nicht als Anmaßung zu deuten.

61. **Scott (Walter), Die Jungfrau vom See.** Romantisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Friederike Friedmann in Königsberg hat sich durch ihre Uebertragung von **Byrons „Korsar"** (1852, gebunden 20 Ngr.) rasch einen so geachteten Namen als Uebersetzerin erworben, daß ihre soeben erschienene vortreffliche Uebersetzung des lieblichen Gedichts „**Die Jungfrau vom See**" von **Walter Scott** gewiß mit gleicher Theilnahme begrüßt werden wird.

62. **Wendleng (B.), Praktisch-theoretisches Handbuch der französischen Sprache.** Mit Uebungen nach einem ganz neuen System. 8. Geh. 20 Ngr.

Aus dem Verlage der **Buchdruckerinnung** in Leipzig ist in den Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen:

Das Neue Testament.

Deutsch durch **Dr. Martin Luther.** Nach der letzten Ausgabe von 1545. 4. 1840. Früher 2 Thlr., jetzt 20 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Kortum (C. A.), Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen. Sechste Auflage. 8. Hamm. 20 Ngr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXIV. (1852.) 8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1852. 8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza

archeologica per l'anno 1852. Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich sehr werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Die Jahrgänge 1848—1851 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. 8. Roma. 1848. 4 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

XXIII. Obras de *Don Francisco de Quevedo Villegas.* Coleccion completa, corregida, ordenada e ilustrada por Don *Aureliano Fernandez-Guerra y Orbe.* T. I.

Trość religii to jest Dzieje starego i nowego Testamentu wraz z Katechizmem rzymsko-katolickim przez **X. A. R.** Trzecie wydanie. 8. Poznan. 6 Ngr.

Molnbilder. Dikter af **Joh. Alfthan.** 8. Wiborg. 26 Ngr.

Matthias Alexander Castrén, tecknad af **Carl Gust. Borg.** 8. Helsingfors. 1853. 9 Ngr.

Latinsk Grammatik för Skolar och Gymnasier af **Edward af Brunér.** 8. Helsingfors. 1853. 26 Ngr.

Latinsk Grammatik för Begynnare af **Edward af Brunér.** 8. Helsingfors. 1853. 22½ Ngr.

Guvernanten Celias Minnen. Af Förf. till Granriskojan. 8. Helsingfors. 1852. 26 Ngr.

Dikter af Thekla Knös. Rättad och tillökt upplaga. 8. Helsingfors. 1853. 26 Ngr.

Fältskärns Berättelser af Z. Topelius. Första Cykeln. I. **Konungens Ring.** 8. Helsingfors. 1853. 15 Ngr.

Myntbeskrifning, eller underrättelser uti kunskapen om mynt, hufvudsakligast med afseende å sådane i koppar, jemte trogna afbildningar is ynnerhet af de mynt och medaljer som i Finland varit gängse, afvensom åtskilliga andra länders, af **M. Weckström.** Häftet I. 8. Helsingfors. 1853. 12 Ngr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
2. **Ausländische Commissionsartikel von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

   Diese beiden Kataloge sind durch einen Nachtrag bis Ende 1852 fortgeführt.
3. **Verlagskatalog von August Campe in Hamburg.**
4. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude des langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
5. **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu bedeutend ermäßigten Preisen bis zum Schlusse des Jahres** 1853 durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

   ☞ Bei einer Bestellung aus diesem Verzeichniß im Betrage von 10 Thlr. und mehr auf ein mal wird 10% Rabatt bewilligt.
6. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. **VII.—XII.**
7. **Catalogue de Livres au rabais**, qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig.**
8. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais** de **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
9. **Catalogue d'une collection précieuse de Livres anciens de Théologie etc. offerte aux prix très-bas marqués par F. A. Brockhaus à Leipzig.**

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

Fünfte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Großoctav. — Ausgabe in Octav. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Lichtstrahlen

aus W. von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege." Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon eine fünfte Auflage nöthig geworden.

Dem Interesse das die „Briefe an eine Freundin" für W. v. Humboldt erregten, haben die von Elisa Maier aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen" es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in zweiter Auflage vorliegen.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Soeben erschien von diesem Werke das **98.** und **99. Heft** (Bogen 5—12 des neunten Bandes), enthaltend:

Die Häupter der ungarischen Revolution. (Schluß.) — **Neuere Fortschritte des Fabrikmaschinenwesens.** Zweiter Abschnitt. — **Die deutsche Nationalversammlung.** Dritter Abschnitt. Vom frankfurter Septemberaufstande bis zur Auflösung des Rumpfparlaments zu Stuttgart.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im September 1853. **F. A. Brockhaus.**

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Demiurgos. Ein Mysterium. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zarncke's „Literarisches Centralblatt" äußert unter Anderm über diese großartig angelegte und bei ungewöhnlicher Tiefe dennoch mit durchsichtiger Klarheit ausgeführte Dichtung eines in der Literatur wie in der politischen Welt nicht unbekannten Autors: „Sowol nach seiner Intention als nach seiner Durchführung gehört das vorliegende Gedicht zu den bedeutendsten poetischen Erscheinungen der Gegenwart. Der Dichter hat es sich zur Aufgabe gestellt, die verschiedenen Ansichten über Menschenwohl und Völkerglück, wie sie überall in Tagesblättern und Flugschriften, in Bierstuben und in Hörsälen, in heimlichen Agitationen und in welterschütternden Bewegungen kund werden, uns vorzuführen. Aber er thut dies nicht etwa deshalb, um die bisher in kritisirender, philosophirender, politisirender Form in Umlauf gesetzten Gedanken nun auch einmal in dichterischem Gewande darzustellen, etwa um sie auch Denjenigen zugänglich zu machen, welche ihnen bisher keinen Geschmack abgewinnen konnten, oder sich doch von der Art und Weise, wie sie gegenwärtig meist behandelt zu werden pflegen, mit Widerwillen abwandten; sondern in der von vornherein ausgesprochenen Absicht, zu zeigen, daß allen Klagen, Prophezeiungen und Befürchtungen zum Trotz der gegenwärtig um die socialen Fragen entbrannte Kampf als solcher werthvoll ist, weil er die Kräfte stählt, die Gegensätze in der Spannung hält, ohne welche wahres Leben überhaupt nicht denkbar ist, und inmitten eines äußerlichen Friedens Bewegungen hervorruft, wie deren nun einmal die Menschheit bedarf, wenn sie nicht versauern und versumpfen soll.... Was nun die Durchführung dieses Gedankens betrifft, so hat der Dichter dafür die freie dramatische Form gewählt, deren Urbild der Goethe'sche «Faust» ist. Er erlangt dadurch den großen Vortheil, die zur Anschauung zu bringenden Tendenzen überall in lebensvollen Persönlichkeiten gleichsam plastisch uns vorzuführen. Bei der großen Sicherheit und Gewandtheit, mit der der Verfasser über die Sprache verfügt, und bei der Besonnenheit, mit der er die verschiedenen beregten Richtungen sich gegenwärtig gemacht hat, ist ihm diese poetische Charakterisirung in überraschender Weise gelungen. So ist in «Heinrich», der durch das ganze Drama hindurchgeht, die charakterlose, wissensarme und glaubensleere sogenannte Bildung, in dem «Hobelmann» die Unzufriedenheit des zur Genußsucht aufgestachelten Proletariats, in der «heiligen Familie» die Feuerbach-Bauer'sche Weltanschauung mit classischer Präcision gezeichnet. Daß es dabei nicht an manchen starken Zügen fehlt, kann weder befremden, noch weniger dem Dichter zum Vorwurf gemacht werden."

Soeben ist erschienen:

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

Sechste Lieferung.

Bausorge — Beleg.

Preis: 20 Ngr.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. **Hermann Brockhaus** in Leipzig.

Siebenter Jahrgang. 1853.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Drittes Heft.

Beiträge zur Kenntniss der indischen Philosophie. Von Dr. *Max Müller*. — Zendstudien. Von Dr. *M. Haug*. — Uebersetzung und Erklärung von Jaçna c. 44. — Zur Geschichte des abyssinischen Reiches. Von Prof. *Dillmann*. — Ueber die Versgattung Mawâlijâ. Von Prof. *Flügel*. — Ueber eine Stelle in Yâska's Commentar zum Naighantuka, Provincialismen betreffend. Von Dr. *Max Müller*. — Plutarch aus Cyrillus erläutert. Von Dr. *G. Parthey*. — 100 Badaga-Sprüchwörter. Mitgetheilt von *M. Bühler*. — Neueste Beiträge zur Kenntniss der Zigeuner und ihrer Sprache. Von Prof. *Pott*. — Aus einem Briefe des Herrn *O. Blau* (über die arabische Uebersetzung des Barlaam und Josaphat). — Verzeichniss der in Constantinopel letzterschienenen orientalischen Drucke und Lithographien. Von Freiherrn *von Schlechta-Wssehrd*. — Aus einem Schreiben des Dr. *Julius Oppert* (über die Lage von Babylon). — Aus einem Briefe des Dr. *P. Bötticher* (über seine syrischen Studien.) — Aus einem Briefe des Missionars *Weigle* (über die dekkanischen Sprachen). — Aus einem Briefe des Prof. *Graf* (über seine Ausgabe des Bustan). — Berichtigung zu Gildemeister's Bibliotheka sanscrita. Von Prof. *Benfey*. — Aus Briefen an Prof. *Fleischer* von *Sprenger*, *Amari* und *Brugsh*. — Ueber den Apiskreis. Von Prof. *Lepsius*. — Bibliographische Anzeigen. Erwiederung und Berichtigungen. Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek der Deutschen morgenländischen Gesellschaft eingegangenen Schriften u. s. w.

Tieck's Kritische Schriften.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kritische Schriften von Ludwig Tieck.

Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse sein. Der dritte und vierte Band, auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunsch von **Eduard Devrient** geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgischen Blätter", welche 1826 bereits gesammelt erschienen, sondern auch viele später geschriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils noch gar nicht publicirte. Diese letztern sind für die Besitzer der frühern Ausgabe der „Dramaturgischen Blätter" (zwei Bändchen, 1826) in einem dritten Bändchen (1 Thlr.) besonders zusammengestellt.

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben der

neunte Band (65.—72. Heft).

Kirchenbücher — Lund.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im September 1853. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française,

depuis son origine jusqu'à nos jours. Ouvrage rédigé d'après les meilleurs critiques et destiné aux maisons d'éducation des deux sexes,

par ***Louis Grangier.***

In-8. Broch. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Premiers éléments de littérature française comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. 1850. 18 Ngr.

Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Goltz (Bogumil), **Ein Jugendleben.** Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der Verfasser des „Buch der Kindheit" (1847), des „Menschen-Dasein" (1850) und der Schrift „Ein Kleinstädter in Aegypten" (1853), welches erstere Rosenkranz eine „Fundgrube für alle Zeiten" und Diesterweg ein „unschätzbares Kleinod" genannt hat, tritt hier mit einem Werke auf, in welchem er das Landleben in einer Wahrheit und Plastik, mit so quellfrischen Empfindungen schildert, daß sich der Leser mitfortgerissen und zum Mitdichten aufgelegt fühlt. Was aber mehr wie die Poesie, die Lebensweisheit, der Humor und der überall schlagende Verstand des Buchs sagen will, das ist die lebendigste Schilderung, die herzigste Würdigung des Landvolks. Das Werk ist in dieser Hinsicht dem Besten an die Seite zu stellen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete geleistet hat.

Romane von Robert Prutz.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Prutz (Robert), **Das Engelchen.** Roman. Drei Theile. 12. Geh. 5 Thlr.

———, **Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum als Literarhistoriker wie als lyrischer und dramatischer Dichter längst rühmlichst bekannt, ist mit den beiden vorliegenden Werken auch in die Reihen der besten deutschen Romanschriftsteller eingetreten. Schärfe und durchaus wahre Charakteristik, spannende Handlung und innige Beziehung auf die socialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart haben beiden Romanen rasch die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewendet.

Bei **Vandenhoeck u. Ruprecht** in **Göttingen** ist soeben erschienen:

Grundriß der Pharmacognosie

von

Dr. A. Wiggers,

Professor in Göttingen.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Erste Hälfte. 21 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis für das vollständige Werk 3 Thlr. 15 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kudrun, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von **Wilhelm von Ploennies.** Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von **Max Rieger.** Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Werk, bestimmt und geeignet, dem Studium des Mittelhochdeutschen neue Freunde zu gewinnen. **Wilhelm Grimm** hat die Widmung angenommen. Die „Kudrun", ein deutsches volksmäßiges Epos aus dem 13. Jahrhundert, ist bekanntlich in ästhetischer und nationaler Beziehung neben dem „Nibelungenlied" eins der größten Kleinodien der deutschen Literatur.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 37. —— 10. September 1853.

Inhalt.

Die Pflanzenwelt in neuester wissenschaftlicher und ästhetischer Auffassung.

1. Grundzüge der philosophischen Botanik von F. T. Kützing. Zwei Bände. — Erster Band: Historische Einleitung. Methode. Naturleben. Die Pflanzentheile. Mit 18 Tafeln Abbildungen. Zweiter Band: Das Pflanzenindividuum als Organismus. Mit 20 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
2. Botanische Briefe. Von F. Unger. Mit Holzschnitten. Wien, Gerold. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt. Von F. Unger. Wien, Braumüller. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 28 Ngr.
4. Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Oscar Schmidt. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 5 Ngr.
5. Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt von Hermann Masius. Leipzig, Brandstetter. 1852. Gr. 8. 27 Ngr.
6. Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt von F. T. Bratranek. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Erster Artikel.

Die wissenschaftliche Botanik.

Es sind nun hundert Jahre vorüber seit Linné die Formen der Pflanzenwelt in ein leicht übersichtliches System brachte. Dieses System ist in seiner Art so ausgezeichnet daß es als unverbesserlich angesehen werden muß. Dieser Vorzug ist aber auch sein größter Fehler. Denn indem es keine Verbesserung, überhaupt keine Veränderung duldet und diesen Charakter auf jede Pflanzenform künstlich und absichtlich überträgt, welche nach ihm einer wissenschaftlichen und systematischen Behandlung unterworfen wird, so stellt es sich mit dem wahren Pflanzencharakter in Widerspruch. Wie das System, so sind auch die methodologischen Regeln welche Linné in seiner „Philosophia botanica" gab. In streng logischer Ordnung folgen die Sätze aufeinander, alle so aneinandergefügt daß einer den andern hält, einer den andern stützt. Alle stehen mit dem System in engster Beziehung, sie sind für dasselbe gemacht, daher auch so unbeugsam, so starr, so unverbesserlich wie dieses.

Die systematische Erstarrung welche Linné's wissenschaftliche Thätigkeit in die Botanik brachte gründete sich meist auf die Betrachtung eines einzigen Moments im Pflanzenleben, nicht auf das Leben selbst. Darum genügte auch diesen Betrachtungen das todte Fragment der Pflanze, wenn es nur denjenigen Moment zeigte welchen das System verlangte. Die Zeit war noch nicht da wo das System durch die Pflanzen bestimmt werden konnte, es wurden vielmehr die Pflanzen durch das System bestimmt. Das leitende Princip in der Botanik ging auf die Bewältigung der speciellen Pflanzenformen durch das System aus. Die vorherrschende Thätigkeit der meisten Botaniker (bis in die jüngste Zeit) bestand daher auch darin daß die Leute Pflanzen sammelten, trockneten, systematisch bestimmten, ordneten und so in Reih und Glied gebracht zu Pflanzenpacketen vereinigten. Das gefiel besonders den Dilettanten, namentlich wenn die Pflanzen schön aufgelegt waren und, in dem feinen Papierbogen liegend, einen netten, freundlichen (Manche nannten es auch einen ästhetischen) Anblick gewährten. Eine Rarität, eine neue Species gab dem Pflanzenbogen noch einen besondern Werth. Die Species war der Mittelpunkt um welchen sich die wissenschaftliche Thätigkeit fast allein drehte. Da gab es constante, gute und schlechte Species. Die schlechten Species wurden aber nicht unter den guten gelitten, sie wurden zu den Varietäten gestoßen. Zwar kamen unter den guten Species mitunter Exemplare vor welche sich nicht an die Diagnose kehrten, also von derselben abwichen und dadurch manchmal ebenso zu der Diagnose der Nachbarin paßten. In solchen Fällen half man sich auf verschiedene Weise. Wer friedlicher Natur war und es nicht so genau nahm, ließ die Sache laufen und rief sich höchstens das „Perfectum est sub

sole nil" ins Gedächtniß zurück, oder es wurden auch wol solche Exemplare welche den Werth einer guten Species in Miscredit bringen konnten ausgemerzt; mitunter wurde auch die Natur in der Weise verbessert daß man einzelne unpassende Blätter abzupfte, wie z. B. der selige Schrader in Göttingen.

Wer aber ehrlich war dem war das Ausmerzen und Abzupfen doch ein Gräuel, und Solche gestanden wol manchmal ein daß diese und jene für constant gehaltenen Species ineinander übergingen und folglich Varietäten seien u. dgl. m. Damit war aber gewöhnlich ein literarischer Streit eröffnet; denn in der Degradation der Species zur Varietät wurde jedesmal die Eitelkeit einer Autorität verletzt, deren Name als Wachtposten bei der Species immer mit aufgestellt ist, und so wurde unaufhörlich das Publicum mit den elendesten Streitigkeiten über gute und schlechte Arten behelligt, bei welchen in der Regel nur Persönlichkeiten unter wissenschaftlichem Deckmantel ausgefochten wurden.

Daß nach und nach das Linné'sche System verlassen wurde, indem das Jussieu'sche oder natürliche die Oberhand gewann, änderte in der Hauptsache Nichts, denn in derselben Weise als das natürliche System die Herrschaft erhielt, wurde auch die Linné'sche Methode in dasselbe hineingetragen und so der natürlichen Methode das specifische Gepräge des Linné'schen Systems aufgedrückt. Die eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit blieb daher im Grunde dieselbe, nur war sie, anstatt wie früher auf die Species allein, jetzt noch auf die Familien gerichtet. Wie man sonst in der Aufstellung neuer oder in der Zusammenziehung alter Species alles Heil gesucht, so suchte man es jetzt in der Aufstellung neuer Familien, und mit diesen Bestrebungen ging zugleich die Zersplitterung der Gattungen Hand in Hand. So hat diese Behandlung die Pflanzenwelt in viele Tausende von systematischen Lappen und Fetzen zerrissen, die man mühsam wieder ebenso systematisch zusammenzuflicken versucht hat. So hat sich die Botanik bis in die neueste Zeit hingequält und quält sich fort.

Ein Gedanke der sich nun über hundert Jahre in den Köpfen festgesetzt hat ist nicht so leicht loszuwerden, wenn wir auch von seiner Unrichtigkeit überzeugt sind. Denn das unendliche Heer der Consequenzen, das sich seitdem daran gefügt hat, ist mit unserm übrigen Wissen so innig verwachsen daß es unmöglich ist es ebenso schnell zu vernichten, als wir die Ueberzeugung von der Unrichtigkeit des Grundgedankens gewinnen können. Der Grundgedanke der hier herrscht ist der: daß (nach Linné) die Zahl der Species eine vom Anfang her geschaffene sei („species tot sunt, quot diversas formas ab initio produxit infinitum Ens"). Daran glaubt Niemand mehr, wol aber hält man die Consequenzen dieses Gedankens fest, indem man den Glauben an die constante Art durchaus nicht will fahren lassen. Große Anstrengungen sind daher gemacht worden, um die Existenz der constanten Art zu retten.

Die unerquicklichen Streitigkeiten in der systematischen Botanik haben indessen allmälig den Blick der Hellsehenden von dem System hinweg und zunächst wieder auf die Pflanze direct gelenkt; nämlich auf die Pflanze im Leben, wie sie entsteht, wächst und vergeht. So hat sich neben der systematischen Pflanzenkunde noch eine morphologische oder, wenn man will, biologische herangebildet, deren hauptsächlichstes Ziel die Erforschung der Entwickelungsgeschichte der Pflanzen ist. Diese Betrachtungsweise hat mit Christian Wolf begonnen, sie hat Goethe bei seinen Studien über die Metamorphose der Pflanzen und Thiere geleitet, und Decandolle war der Erste welcher nach ihr die Bedeutung der verschiedenen Organe in der Wissenschaft bestimmte, sie auf diese Weise auch in die systematische Botanik einführte und so ein neues Element in dieselbe aufnahm. Seitdem aber ist der starren Linné'schen Betrachtungsweise der feste Grund genommen, das Linné'sche System ist beiseite geschoben und die Grundsätze der „Philosophia botanica" werden nicht mehr respectirt. Darob haben sich schon viele Klagen erhoben. Umsonst hat man versucht auf die alten herrlichen und trefflichen Gesetze von Linné zurückzukommen, aber der steife alte Zopf und die Zwangsjacke passen nicht mehr zu der Beweglichkeit und plastischen Gliederung des frischen lockigen Jünglings. Dennoch aber wurde noch ein mal ein Versuch gemacht das bewegliche Pflanzenleben in starre Formen zu schmieden, in starrere als man je früher gekannt und geahnt hatte. Die „mathematische" Formel und das „Schema" waren es, welche das „Unveränderliche" (das Ding an sich), welches die Wissenschaft in allen zu einer Species zusammengehörigen Individuen suche, festhalten sollten. Nägeli, den wir hier besonders im Sinne haben, ist daher auch nicht mit der Fixirung guter und schlechter Arten zufrieden; im Gegentheil, alle Arten haben bei ihm eine „absolute" Bedeutung, denn Erfahrung und Speculation beweisen (nach ihm) die Absolutheit der Begriffe.

Dieser absoluten Naturphilosophie tritt nun der Verfasser des unter Nr. 1 angezogenen Werks entschieden entgegen. Kützing, obschon er durchaus die Erscheinungen des organischen Lebens auf bestimmte physikalische und chemische Processe zurückführt, gehört doch keineswegs zu denjenigen Naturforschern, welche, wie Vogt, Moleschott und viele Andere, das Absolute in den Stoff oder die Materie versetzen, vielmehr setzt er dasselbe jenseit des Physischen und über das Physische, daher es auch bei ihm die Bedeutung des physischen Nichts hat, indem er selbst durch Negation des Physischen dazu gelangt. Das Absolute verhält sich daher bei Kützing zum Physischen nicht immanent, sondern transscendent, und die Anknüpfung an das jenseitige Absolute, sowie die Ableitung alles Physischen von demselben bestimmt Das was derselbe als Moralprincip bezeichnet im Gegensatz zu dem Naturprincip, nach welchem das Physische seinen Ursprung und seinen Grund in sich selbst hat.

Es stellt sich immer entschiedener heraus daß sich Grundsätze die sich diametral gegenüber stehen ebenso in der Wissenschaft wie im socialen Leben bekämpfen. Es handelt sich

dabei um nichts Geringeres als um die Entscheidung der Frage: Soll das Natur- oder das Moralprincip als oberstes gelten? Ich habe mich für das Moralprincip entschieden und zu zeigen gesucht daß dasselbe in den Grundsätzen des Christenthums am reinsten ausgesprochen sei und daß die heutige Naturwissenschaft aus ihm entsprungen.

Das classische Heidenthum konnte nach Kützing, weil es im Humanismus wurzelte, keine reinen, wahren, natürlichen, sondern nur anthropopathische Anschauungen von der Natur gewinnen; seine Naturgeschichte war daher Fabel, seine Physik und Theologie Mythologie. Diese Grundsätze wurden schon früher von Kützing in einer kleinen Schrift „Die Naturwissenschaften in den Schulen als Beförderer des christlichen Humanismus" (Nordhausen 1850) auseinandergesetzt. Die „Grundzüge der philosophischen Botanik" sind aus dem Bedürfniß des Verfassers entstanden, jene Grundsätze wenigstens in einer naturwissenschaftlichen Disciplin durchzuführen.

Die Arbeit wurde mir insofern wesentlich erleichtert als die Vertreter der Botanik in neuerer Zeit theils bewußt, theils unbewußt einen Weg eingeschlagen, der bei seiner weitern Verfolgung zu denselben Resultaten führen muß. Dennoch hielt bisjetzt der alte Aberglaube an die Existenz der constanten Arten sowie überhaupt an die Auffindung scharfer Unterschiede die Naturwissenschaft gefangen, und obschon es Niemandem gelungen, auch nur eine constante Art zu begründen, so hoffte man doch daß es der Zukunft gelingen werde.... Mittlerweile aber hat der gesunde Sinn sich an die Erscheinungen selbst gehalten und sich in der Betrachtung des Mannichfaltigen und ewig Veränderlichen nicht stören lassen. Durch diese Praxis aber wurde mit jedem Tage der Widerspruch gegen den alten Aberglauben größer, und der völlige Bruch mußte über kurz oder lang zutagekommen.... Auf diese Weise nur wird es erklärlich, wenn das vorliegende Buch in der Auffassung der Erscheinungen mit der neuern Botanik größtentheils Hand in Hand geht, während es in dem methodologischen Theile so vielen eingewurzelten und fix gewordenen irrigen Ideen entschieden gegenübertritt.... So gewiß nun das Christenthum in der Naturwissenschaft den kräftigsten geistigen Hebel für sein Verständniß bei den Völkern gewonnen hat, so gewiß wird es auch den Sieg über das classische Heidenthum vollenden, dessen geistige Hinterlassenschaft vermöge ihrer logischen und antik-ästhetischen Vollendung von großem formalen Werthe, dagegen aber auch theilweise durch seinen Inhalt um so gefährlicher sich ausweist, als derselbe in der antik-schönen Form mehr Sinnenreiz und zügellose Phantasien als moralische innere Befriedigung erzeugt.... Dieser moralische Nachtheil wurzelt einzig und allein in der fabelhaften Naturanschauung, welche ebenso wol das Wesen des Griechen- als des Römerthums ausmacht.... Nur die wahre Naturwissenschaft besiegt den antiken Aberglauben und führt uns aus dieser classisch-fabelhaften Phantasiewelt zu den Ideen der ewigen Schönheit, welche der wahre, nicht der erdichtete Schmuck der Welt ist.... Diese wahre Naturwissenschaft tritt aber auch mit Entschiedenheit jener modernen Naturphilosophie gegenüber, welche, ein Rudiment des Heidenthums im Christenthum und dem verknöcherten Aberglauben an die constanten Arten sich anschließend, in ihrer Beschränktheit sich einbildet „daß für Physiologie und Systematik Begriffe von absoluter Form gefunden werden können".... Die Anhänger dieser Philosophie scheinen noch nicht zu wissen daß die absolute Größe weder einer Vermehrung noch einer Verminderung fähig, überhaupt unveränderlich ist, und daß wir daher mit derselben gar Nichts anfangen können.... Es wird sonach gar nicht schwer fallen, die Spielereien mit dem Formelkram der niedern Mathematik, womit diese Schule, gestützt auf ihre idealen Zeichnungen, die Natur der Pflanze hat darstellen wollen, zu beseitigen.... Dieses Werk hat es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht, dem verderblichen Schematismus, der in den letzten Jahren in der Botanik eingerissen ist und dahin geht, die wahre Natur durch ein eckiges verzerrtes Schema zu verunstalten, entgegenzutreten. Endlich will es auch darauf aufmerksammachen daß Viele mit der Firma der wissenschaftlichen Einheit gar ein verderbliches Spiel getrieben. Anstatt, wie es die Einheit erfodert, sich die Aufgabe zu stellen, die Fäden zu suchen welche die Formenkreise miteinander verknüpfen, hat man die Einheit gesucht in der Aufstellung sogenannter absoluter Unterschiede!... Durch absolute Trennungen entstehen nur Einheiten, aber keine natürliche Einheit; denn alle solche Trennungsversuche sind willkürliche Handlungen, die nie in der Natur begründet werden können. Daher kann auch die Aufsuchung der absoluten Unterschiede nie befriedigen, und alle Anhänger dieser Methode kommen zuletzt — wenn sie redlich sind — zu dem offenen Geständniß daß sie sich eine Aufgabe gestellt, die sie auch im kleinsten Theile nicht lösen können; darum sie die Lösung immer zukünftigen Geschlechtern aufbürden müssen, wodurch ein ewiges fruchtloses Fortwälzen von Generation zu Generation entsteht, an dem Niemand Freude erlebt.... Anders ist es bei der entgegengesetzten Methode, welche in dem vorliegenden Buche zuerst in allgemeinere Anwendung kommt. Sie erkennt in der physischen Welt nur relative — nicht absolute — Einheiten, und ihr Ziel ist die Auffindung der Fäden welche die Erscheinungen in der Natur nach möglichst vielen Seiten hin ordnend miteinander verknüpfen. Diese Fäden sind da, sie können erkannt und gefunden werden, und so schafft sich der Forscher mit jedem Schritte den er selbständig vorwärts thut in der Erreichung seines Ziels die schönste geistige Befriedigung, den reinsten Genuß.

So weit die Vorrede. In dem methodologischen Theile werden diese Ideen noch weiter und ins Einzelne entwickelt. Am Schluß heißt es hier (S. 240):

So bin ich nun da angelangt, wo sich aus den bisherigen Darlegungen von selbst ergibt daß das Ziel der Botanik nicht in der Kenntniß der absoluten Art, was ein Unding ist, und in der Aufstellung eines Systems von Arten — welches im Widerspruch mit der Natur der Pflanze ist — bestehen kann, sondern in der Darstellung eines Systems der Bewegungen welche die Pflanze bilden.... Wie verkettet und verschlungen auch diese Bewegungen sein mögen, so ist ihre Darlegung doch von da an möglich, wo man sie in ihrem Ursprunge aufsuchen und zu dem Ende verfolgen kann, bis man gewiß ist daß sie der Vegetation nicht mehr angehören.... Sie allein geben die Lebensgeschichte der Pflanze ab, und nur diejenigen Ströme des Pflanzenlebens, welche sich zu besondern größern, kleinern und kleinsten Systemen unter sich in dem ganzen großen Systeme absondern, können als bestimmte Gruppen wieder erkannt werden.... Daher erscheint die Kenntniß der Species, Gattung, Familie u. s. w. zunächst nur als eine vorläufige Aufstellung und Vertheilung von Marken — eine Constellation — in den verschiedensten Theilen des Pflanzenreichs, um sich von ihnen aus in dem labyrinthischen Getriebe sicherer orientiren zu können.... Es muß endlich klar und bestimmt ausgesprochen werden daß man sich, getäuscht durch eine scheinbare Abgeschlossenheit der Arten in den höher entwickelten Pflanzen- und Thierformen, nun bereits Jahrhunderte hindurch vergeblich bemüht hat eine vorgefaßte falsche Idee wahrzumachen, überhaupt eine beschränkte Idee in der Wissenschaft als eine allgemeine zu fixiren, ehe man die mikroskopischen Formen darum befragt hatte.... Darum muß ich hier noch bei allen nähern Bestimmungen des organischen Lebens anführen daß man den Werth einer noch unbekannten Größe nur durch Vergleichung mit bekannten ebenbürtigen und möglichst gleichwerthigen Größen richtig beurtheilen kann. Ist daher die unbekannte Größe von der Art daß wir keinen Maßstab dafür besitzen, so

muß sie als etwas Eigenthümliches, Totales betrachtet und beurtheilt werden.... Die Summe unserer methodologischen Betrachtungen besteht nun darin: 1) Die Pflanzenwelt (wie überhaupt die ganze Natur) erscheint uns zunächst als eine totale Größe. Wir zerlegen das große Total in kleinere und kleinste durch Differentiiren und gelangen so zu den (physischen) Differentialen, den Gliedern eines (physischen) Integrals, welches wir durch Summirung und Anordnung der Differentiale erhalten. 2) Die Gleichungen geschehen hierbei mit solchen bekannten Größen welche ebenfalls Totale sind, deren absoluten Werth wir zwar nicht kennen, deren relativen Werth wir aber durch Erfahrung, aus unmittelbarer Anschauung wissen. 3) Die Sprache drückt alle diese Größen durch Sinnbilder aus, deren Verhältniß sie entweder mehr oder weniger willkürlich oder nach der Natur als Vorbild festzustellen sucht. 4) Im gewöhnlichen Leben haben alle jene Sinnbilder die Bedeutung von Totalen, in der Wissenschaft aber bedeuten sie oft, nicht immer, ein Integral. 5) Weil die Zerlegung keines einzigen Totalen bis auf das äußerste kommen kann, so ist auch jedes Integral nur in seinem relativen Werthe bekannt und es unterscheidet sich daher von dem Totalen nur durch eine größere, nicht durch absolute Schärfe. 6) Das Höchste was wir mit einem Sinnbilde darstellen können ist ein möglichst lebendiges und treues Naturgemälde. Das Gemälde ist die einzige mathematische Formel für die Natur, aber ihre Glieder gehören nicht der niedern, sondern der höchsten Mathematik — der Poesie, die sinnbildend vergleicht — an.

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern.

Darum fühlte auch Alexander von Humboldt daß der Kosmos nur als ein großartiges Naturgemälde sich darstellen lasse. Und Wilhelm von Humboldt sagt: Es mag wunderbar scheinen, die Dichtung, die sich überall an Gestalt, Farbe und Mannichfaltigkeit erfreut, gerade mit den einfachsten und abgezogensten Ideen verbinden zu wollen; aber es ist darum nicht weniger richtig. Dichtung, Wissenschaft, Philosophie, Thatenkunde sind nicht in sich und ihrem Wesen nach gespalten; sie sind eins, wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch eins ist oder sich durch wahrhaft dichterische Stimmung in jene Einheit zurückversetzt.

Aber diese Einheit kann auch noch hergestellt werden, wenn die Wissenschaft sich bemüht, nicht blos die Unterschiede der Dinge aufzusuchen und festzustellen, sondern auch die verbindenden Fäden zu knüpfen welche den Menschen mit der Natur ebenso als mit seinem Gott verknüpfen. So hat die Naturwissenschaft eine große moralische, ja religiöse Bedeutung, indem sie den Dualismus aufhebt und das ganze Leben mit sich selbst versöhnt.

Das Leben in seiner physischen Bedeutung ist die relative Bewegung im absoluten Raum, also im Unräumlichen.... Dadurch werden relative Räume, relative Größen gebildet. Nur diese sind für uns physisch vorhanden; die absolute Größe ist daher das physische Nichts, aber eben darum das absolute All, aus welchem zeitweise, relative Räume belebt werden. Diese belebten Räume sind das Geschiedene vom Absoluten, die physische Trennung von Gott, aber nicht die geistige. Denn der Geist Gottes — außerräumlich und außerzeitlich — wirkt überall als das bewegende Gesetz, als das belebende Wesen, als continuirliche Kraft.

Mit diesen Ansichten werden freilich unsere modernen Materialisten nicht zufrieden sein; denn nach Moleschott ist die Kraft „kein stoßender Gott, kein von der stofflichen Grundlage getrenntes Wesen der Dinge". „Sie ist des Stoffs unzertrennliche, ihm von Ewigkeit innewohnende Eigenschaft." Was ist denn aber der Stoff mit der von ihm „unzertrennlichen, ihm von Ewigkeit innewohnenden" Kraft? Moleschott antwortet: „Ich gelange zum allgemeinen Begriff des Stoffs, wenn ich denselben von allen Eigenschaften entkleide, durch welche sich der eine Stoff vom andern unterscheidet. Dann bleiben immer noch drei Eigenschaften übrig. Der Stoff ist schwer, der Stoff erfüllt den Raum und der Stoff ist der Bewegung fähig." Hätte Moleschott auch noch diese drei Eigenschaften negirt, so würde er den Stoff selbst negirt haben, und doch wäre ihm noch etwas übriggeblieben, was er oben dem Stoffe als „von Ewigkeit her ihm innewohnend" vindicirte, nämlich das Unräumliche, Unzeitliche am Stoff, die Kraft. Daß es übrigens mit der oben erwähnten, dem Stoffe „von Ewigkeit innewohnenden Kraft" nicht seine absolute Richtigkeit haben kann, sondern daß wirklich von außenher wirkende Ursachen den Stoff bestimmen, lesen wir bei Moleschott („Kreislauf des Lebens", S. 341) selbst: „So bewirkt das Licht eine Verbindung des Wasserstoffs mit Chlor zu Salzsäure, es bedingt die Entwickelung der Farbstoffe in den Pflanzen, lauter Wirkungen die sich im Schatten nicht ereignen." „Die unmittelbare Ursache solcher Zersetzung besteht darin daß ein Lichtstrahl die Stofftheilchen welche er trifft in schnelle Schwingungen versetzt" u. s. w. Also ein „Lichtstrahl"! Ferner heißt es (S. 411): „Im Licht verengert sich das Sehloch der Regenbogenhaut im Auge, während es sich im Dunkeln erweitert." Das Licht hat aber gar keine Schwere, besitzt also gar nicht die Eigenschaft eines Stoffs. Ebenso ist es mit der Wärme, der Elektricität, dem Magnetismus. Das Alles weiß Moleschott und doch lesen wir wiederholt (S. 347): „Nun aber ist die Kraft eine Eigenschaft des Stoffs. Eine Kraft, die nicht an den Stoff gebunden wäre, die frei über dem Stoff schwebte und sich beliebig mit dem Stoff vermählen könnte, ist eine ganz leere Vorstellung." Ausdrücke wie „leere Vorstellung" dürfen uns ebenso wenig irre machen als wenn wir in dem Bekenntniß einer Freien Gemeinde lesen: „Ein Gott ohne Welt ist ein Unding." Wer freilich mit dem Absoluten, Unbedingten, Unbewegten, Unzeitlichen und Unräumlichen, daher Ewigen — immer und immerfort wieder an den „erfüllten Raum" — um die „leere Vorstellung" zu vermeiden — oder an ein „Ding" — um das „Unding" zu umgehen — denken muß, der kann nur einen materialistischen Begriff von Gott bekommen. Es ist Thatsache daß jede sogenannte physische Kraft sich auf Bewegung zurückführen läßt, und daß seit Galilei der Grundsatz der Relativität aller Bewegung als das Princip der ganzen Phoronomie gilt. Darum ist bei Kützing das primum movens, das Absolute, außerweltlich; es offenbart sich nur in den Erscheinungen als Weltprincip, ohne jedoch selbst als Absolutes in die Erscheinung zu treten. In der „Weltseele" erkennt Kützing nur eine Abstraction des Physischen welche die Natur zu ihrer Voraussetzung hat. Sie ist ihm also etwas Secundaires, nicht Primaires, daher auch

nicht identisch mit dem Absoluten. Weiter heißt es bei Kützing:

Das Gesetz der Bewegung ist die Beziehung der Zeit auf den Raum.... Es können wol ähnliche, aber nicht gleiche Bewegungen im Raume wiederkehren, weil die Zeit alle physischen Verhältnisse ändert.... Es ist also das ganze Naturleben ein System von continuirlichen veränderlichen Bewegungen und diese Bewegungen sind nur gradweise voneinander verschieden.

Die Materie betrachtet Kützing als „das erste Resultat der Bewegung".

Da wo die Materie durch die Bewegungen in sich selbst sich zu differentiiren beginnt, also aus dem Homogenen in das Heterogene übergeht, bilden sich materielle Differentiale, welche mit dem allgemeinen Namen der Grundstoffe, Elemente belegt werden.... Durch die Vereinigung der verschiedenen Grundstoffe nach bestimmten Verhältnissen werden die zusammengesetzten Stoffe, die chemischen Verbindungen hervorgerufen. Durch die Vermehrung gleichartiger Stofftheilchen und deren maßlose Verbindung werden die Massen gebildet. Erst aus den Massentheilchen entstehen die für uns sinnlich wahrnehmbaren und tastbaren, concreten Körper.... Die Bewegungen der Massentheilchen bringen die Massendifferentiale hervor, welche den Aggregationszustand bedingen.... Wenn gewisse Molecule in einer Flüssigkeit erstarren, so verbinden sich diese häufig zu Körpern von bestimmter Gestalt und zwar an verschiedenen getrennten Punkten. Diese Körper sind daher im Anfang unter sich geschieden, wenn auch gleichartig, und wachsen, indem sie sich mit gleichartigem Stoff aus der Flüssigkeit verbinden. Sie sind individualisirt.

Das Leben ist also nach Kützing nicht blos den Organismen eigen, sondern erstreckt sich über die ganze Natur. Die Krystalle und organischen Körper werden in folgender Weise unterschieden:

Die Krystalle zeigen sich immer von (physischen) Ebenen und geraden Linien begrenzt, man muß daher annehmen daß die Bewegung der Molecule bei ihrer Verbindung eine geradlinige oder wenigstens eine solche gewesen welche der geradlinigen nahe kommt.

Die organischen Körper entstehen durch Bewegung der Molecule „in deutlichen transscendenten Curven. Daher haben diese Körper auch keine ebenen, sondern krumme Flächen".

Bei der Darstellung des Pflanzenlebens finden wir nun auch durchgängig daß der Verfasser die Entwickelung desselben durch Bewegung vom Anfang bis zum Ende festhält. Es ist dies noch nirgend so streng und allgemein durchgeführt. Wo nun die Darstellung in den der Beobachtung zugänglichen Gebieten sich bewegt, sind überall die Erscheinungen durch getreue und genaue, der Natur entnommene — nicht schematische — Zeichnungen erläutert.

Den Anfang des Pflanzenlebens setzt Kützing nicht (wie Schleiden u. A.) in die Zelle — denn die Zelle ist schon „eine höhere, oft sehr complicirte organische Form" —, sondern in die Schleimkügelchen, Schleimfasern, Schleimhäute, deren selbständiges Vorkommen er nachweist.

Jede Form entsteht aus der Bewegung. Die organische Bewegung geschieht stets in der Richtung der transscendenten Curven. Die Ursache davon kann nur in dem Wesen des Mediums begründet sein, worin die Bewegung der sich zu Gestalten vereinigenden Massentheilchen stattfindet. Ein Hauptbestandtheil dieses Mediums ist das Wasser, ein homogener flüssiger Körper. Die andern Theile des Mediums sind in dem Wasser gelöst und dienen theils dazu das Medium selbst bilden zu helfen, theils aber auch aus demselben sich auszuscheiden. Jede Ausscheidung beruht auf einer Differenz der Massentheilchen. Diese tritt jedesmal ein sobald das Mischungsverhältniß sich ändert. (Das letztere ändert sich aber sowol durch die Wärme als durch das Licht und durch die Einwirkung der umgebenden Körpermassen.) Die krummlinige Richtung der veränderlichen Bewegung in einem Mittel, woraus organische Bildungen hervorgehen, liegt in der Eigenthümlichkeit der darin aufgelösten Organstoffe.... Die Organstoffe bilden sich wie jeder Stoff auf chemischem Wege. Wo sie in hinreichender Masse auftreten, da ist die nothwendige Folge davon die Entstehung organischer Körperformen.... Die organische Bewegung ist jedenfalls schon in der Flüssigkeit welche die Organstoffe aufgelöst enthält vorhanden. Ist das, so ist auch schon die Flüssigkeit organisirt. Aber eben weil diese organischen Formen flüssig sind, so fließen sie wieder zusammen und ihre Existenz geht mit ihrer Entstehung vorüber. Diese Formen sind daher auch der Wahrnehmung ganz entzogen, wenn sie wirklich vorhanden sind. Der Uebergang aus den zerfließenden flüssigen organischen Formen in die mehr bleibenden, fester werdenden ist so allmälig daß man ihn gar nicht merkt. Daher auch die erste Entstehung des Organischen ganz unsern Blicken entrückt ist.... Wir müssen von einer organischen Bildung Das trennen was dieselbe einschließt und ausschließt. Wir nehmen nur die erstarrte organische Form als solche an, weil nur diese der Betrachtung zugänglich ist.... Weil die sichtbaren Elementarformen durch Erstarrung der bewegten Molecule entstanden sind, so kann man rückschließend aus ihnen die Form der Strömungen beurtheilen welche bei ihrer Bildung stattgefunden haben.... Soweit die ersten Anfänge des Organischen uns zugänglich sind, beginnen sie damit daß eine flüssige, schleimige Masse sich bildet. Diese hat entweder eine Substanz aus der Cellulosereihe oder einen Proteinkörper zum Inhalte, oder beide sind zu gleicher Zeit vorhanden.... Man kann im Allgemeinen sagen daß thierische Formen sich vorzugsweise aus Proteinschleim, die vegetabilischen aus Celluloseschleim entwickeln. Aber es kommt die Cellulose auch im Mantel der Ascidien und bei andern Thieren vor, und welche Rolle die Proteinsubstanzen in der Pflanzenwelt spielen, werde ich bald zu erwähnen Gelegenheit haben.

Nachdem nun der Verfasser über die drei organischen Grundformen Schleimkörner, Schleimfasern und Schleimhäute gesprochen, erörtert er die Zellenbildungen.

Wenn heterogene flüssige oder halbflüssige Schleimmassen oder starre und flüssige Schleimkörperchen in Berührung miteinander sind, so erfolgt an der Berührungsstelle eine Verdichtung der berührenden Wände. Diese verdichteten Wände schließen die eine Substanz von der andern ab, und eine Schleimwand welche einen oder irgend welche mehre Theile gleicher oder auch anderer Substanz einschließt heißt eine Zelle. Die Zellenwand bildet sich ebenso wol aus den Substanzen der Cellulose- als auch der Proteinreihe. Der Zelleninhalt kann aus denselben oder auch aus andern Substanzen bestehen.

Die verschiedenen Arten und Formen der Zellen erwähnen wir hier nur insofern als von ihnen gewisse Eigenschaften: Härte, Weichheit, Zähigkeit, Brüchigkeit u. s. w., der Substanz des Pflanzenkörpers und seiner Organe abhängen. Denn aus der Vermehrung und Verbindung der Zellen entsteht das Zellgewebe und dieses letztere ist die substantielle Grundlage jeder höher entwickelten Pflanze. Schleimkörner und Schleimfasern scheinen noch kein individuelles Leben zu führen. Erst bei der Zelle — der einzelligen Pflanze — ist das Individuum

genauer bestimmt. Bei mehrzelligen Pflanzen bildet entweder die äußere Zellenlage oder eine bestimmte allgemeine Haut, die Cuticula, die Grenze.

Bei weiterer Entwickelung zerfällt ebenso der einzellige als der mehrzellige Pflanzenkörper in mehre Außenglieder, welche als Wurzel, Stengel und Blatt unterschieden werden. Diese bedingen sich gegenseitig; Wurzel und Stengel als Gegensätze, indem beide in derselben Längenachse in entgegengesetzter Richtung wachsen; sie sind sich aber auch wieder ähnlich darin daß beide ihre jüngsten Theile in der Spitze haben. Das Blatt entwickelt dagegen seine Spitze zuerst, seine Basis zuletzt. Es kommt erst da vor wo der Stengel selbst sich in Glieder abtheilt; jedem Stengelgliede entspricht ein Blatt und das Blatt ist nur die äußere, frei gewordene Spitze eines Stengelglieds. Darum hört auch ein Blatt nicht an seinem Anhaftepunkte am Stengel auf, sondern setzt sich unterwärts (mehr oder weniger deutlich) bald mehr äußerlich, bald mehr innerlich im Stengel fort. Die äußere Fortsetzung nennt Kützing die „Blattspur". Letztere trägt zur äußern Form des Stengels bei, indem sie die Rinde desselben bildet. Es gibt verlängerte und verkürzte Stengelglieder; auch sind die letztern verschiedenartig angeordnet, wodurch zugleich die Blattordnungen am Stengel entstehen.

Diese äußern Grundtypen — Wurzel, Stengel und Blatt — wiederholen sich nun bei den höhern Pflanzen theils in einerlei, theils in mehrerlei Art. So entstehen Entwickelungsreihen, welche zu einem Ganzen gehören und miteinander organisch verwachsen sind. Die Entwickelungsreihen selbst sind zweierlei Art: a) Formationsreihen, welche nur den Werth von Gliedern besitzen; b) Generationsreihen, welche anfangs zwar auch den Werth von Gliedern haben, später aber sich unabhängig vom mütterlichen Individuum fortentwickeln können. Die nähere Bestimmung der Formationsglieder wird durch die Art der Blattbildung und der dazu gehörigen Stengelglieder bedingt. Jede nicht aus Generationsgliedern bestehende (phanerogamische) Pflanze zerfällt in einen untern und einen obern Theil. Jeder kann als ein Blätterstock betrachtet werden, und so erscheint der untere als Grundstock, der obere als Blumenstock. Der Grundstock dauert oft mehre (sogar sehr viele) Vegetationsperioden, sodaß die verschiedenen Generationen desselben miteinander verwachsen (Sproßformen). Auf diese Weise entsteht ein Pflanzenstock (Bäume), dessen nächste Glieder Generationsreihen sind.

Wir haben dieses Wenige aus den vielen speciellen, überall durch Beispiele aus der Natur entlehnten Mittheilungen ausgezogen, um dem Leser wenigstens einigermaßen zu zeigen wie Kützing seinen Stoff behandelt hat. Im Allgemeinen zeigt sich überall das Bestreben die Darstellung durchaus den Erscheinungen in der Natur anzupassen; dies kann auch nur der einzig richtige Weg sein, denn „wenn die Pflanze der Ausdruck eines Gesetzes ist, so müssen wir auch dieses Gesetz darstellen, sobald wir den wahren Ausdruck für die Pflanze gewonnen haben". Das Resultat aber ist dieses:

Der Anfang der Pflanze beginnt als unsichtbare Größe.... Jedes Pflanzenindividuum läßt sich auf den Zellenkern und dessen Umgebung zurückführen.... Das Pflanzenleben kann nur aus seinen Wachsthumsbewegungen erkannt werden. Diese Bewegungen sind zwar stetig, aber nicht gleichmäßig. Es kommen dabei Steigerungen und Verzögerungen vor.

Dadurch entstehen Differenzen, die Differenzen erzeugen die Gliederung, die Gliederung bedingt aber die ganze Organisation von der Zelle bis zum höchst entwickelten Individuum. Aber die Glieder sprossen erst eins aus dem andern. Sie sind nicht schon vom Anfang an vorhanden, nicht schon präformirt, sondern entstehen erst. Die spätern sind Kinder der frühern. Die höhern sind nur modificirte Wiederholungen der niedern und nur dadurch etwas Anderes. In ihrem Ursprunge aber sind alle gleich. Dadurch wird der unmittelbare Zusammenhang und die ursprüngliche Indifferenz aller Pflanzenorgane factisch nachgewiesen. Aber das Individuum setzt sich ebenso wol in einer als in mehren (vielleicht in unendlich vielen) Individuenreihen fort, die ebenfalls wieder Generationsreihen für sich sind. Die Individuen unserer jetzigen Bildungsepoche zeigen große Differenzen untereinander. Diese sind bisher benutzt worden, um ein System der Individuen zu gründen.

Die nächste Gruppe, welche wir durch die Vereinigung gleichartiger Individuen erhalten, nennen wir die Pflanzenart, Pflanzenspecies. Weil die Individuen der Species nicht gleich sind und die verschiedenen Systematiker auch nicht dieselben Individuen (Exemplare) untersuchen und beobachten können, so kann bei ihnen auch der Begriff der Art nicht immer ein völlig übereinstimmender sein; daher die vielen Differenzen in der Auffassung und Begrenzung (der Bestimmung des relativen Werths) der Art. Hierin liegt nun der Grund warum überhaupt eine vollständige Uebereinstimmung bei der systematischen Beurtheilung der Pflanzenformen unmöglich wird.... Es kann daher auch nicht Aufgabe der systematischen Botanik sein, ein unveränderliches System zu errichten, sondern nur vorübergehende Kategorien, welche mit Einverleibung schon früher gegebener bewährter Erkenntnisse und mit Ausschluß alles erkannten Unrichtigen die Wissenschaft um einen Schritt weiter führen. So ist die systematische Botanik nie fertig, sondern im beständigen Werden begriffen.... Die Art (species) ist die niedrigste Kategorie im System, die Abtheilung (divisio) die höchste. Das ist Alles was man über den Werth der Kategorien im System sagen kann. Die Pflanzenwelt hat ihren Maßstab in sich selbst, nicht außer sich.... Ueber den Begriff der Species sind viele unnütze Worte geschrieben worden, unnütz darum, weil man die Species in einer Weise hat begreifen wollen wie sie gar nicht existirt. Denn die „unveränderlichen Merkmale", welche der Species zugrundeliegen sollen, sind in der Wirklichkeit ebenso wenig vorhanden als die „völlig gleichen Merkmale unter völlig gleichen Verhältnissen". Eine solche Definition hat daher keinen Werth.... Sehen wir nun die bisherigen speciellen Arbeiten in der systematischen Naturgeschichte nach, so finden wir daß die Arten nur nach den weniger veränderlichen Merkmalen der Individuen begründet werden. Dadurch erscheint aber der Begriff der Art als ein sehr relativer; ein anderer ist aber auch nicht möglich.

Der Werth eines Individuums wird bestimmt durch den ganzen Umfang seiner Entwickelungsgeschichte. Nur dieser Umfang macht die Differenzen. Die größten Differenzen treten aber am Ende der Entwickelung des Individuums auf, die

kleinsten am Anfang. Man kann daher auch sagen daß der wahre Ursprung eigentlich noch gar keine Differenz in den Individuen bemerken läßt, sondern bei allen ein gleicher ist. Diese ursprüngliche Gleichheit verknüpft sie eben und ist es welche ihnen allen den gleichen Begriff einer Pflanze zukommen läßt. Hier also am Ursprunge müssen wir die Gleichheit der Pflanzenindividuen suchen; an ihrem Ursprunge müssen wir auch die Einheit, die Verknüpfung der Arten, Gattungen und aller übrigen systematischen Kategorien finden.

Dagegen könnte man nun aber doch einwenden, daß weil jede Pflanze, also auch jede besondere Art, als unsichtbare Größe beginne, vielleicht auch unsichtbare Differenzen da seien, deren Anwesenheit erst später bei weiterer Entwickelung zum Vorschein komme. Die Möglichkeit, selbst die Wahrscheinlichkeit der Anwesenheit unsichtbarer Differenzen muß zugegeben werden. Doch kommt uns noch Mancherlei zustatten, wodurch dieser Einwurf ohne Einfluß auf die eben vorgetragene Lehre ist. Wir wollen nicht zurückgehen bis zur Stoffbildung, mit der jede Pflanze anfängt und wo von specifischen Differenzen, überhaupt von organischer Form gar nicht die Rede sein kann. Wir haben noch einen andern Alliirten, der alles Vorgetragene Punkt für Punkt bestätigen muß. Das ist die Geschichte der Pflanzenart oder der höhern Kategorien, wie sie von Unger in den beiden angeführten Werken dargelegt wird. Unger hat neben den vielfachen Abweichungen, welche die Art in ihrem Entwickelungsgange erleidet, auch die Pflanzenreste, welche die Erdrinde durch alle Epochen ihrer Bildungsgeschichte bewahrt hat, selbst vielfach untersucht und die Früchte dieser Untersuchungen, verbunden mit den neuesten Forschungen Göppert's und anderer Paläontologen, in den „Botanischen Briefen“ sowie in dem „Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt“ so ausführlich dargelegt, wie man es unter den jetzigen Umständen nur erwarten kann. Unger spricht sich darüber wie folgt aus:

Es ist eine unbestreitbare Thatsache daß die Pflanze nur in einer Reihenfolge von Verjüngungserscheinungen ihr Ziel erreicht. Die Bildung der Zellen, der Aufbau in Blattcyklen und Blattformationen und endlich die Sproßbildung und Sproßfolge sind nichts Anderes als engere und weitere Kreise, in welchen sich das Absterben und Wiedererzeugen der Pflanze darstellt. In gleicher Folge schreitet die Pflanze bei ihrer Fortpflanzung fort. Es ist kein Stillstehen, und ist auch das Individuum zum Abschluß gebracht, so baut es sich in seiner Nachkommenschaft doch in derselben Weise fort. Dadurch entsteht eine Reihe von Individuen, räumlich zwar voneinander getrennt, aber durch die Generationsfolge doch immerhin zu einer Einheit, zu einem Ganzen verbunden. Wie auch in der Reihe dieser Individualisirungen das Leben auf- und niederschwanken mag, alle Glieder desselben hängen immerhin realiter zusammen, obgleich der Faden reißt der sie bei ihrer Entstehung zusammenhält. Die Summe dieser in der Erscheinung getrennten Individuen ist es nun, welche wir als Gattung (species) bezeichnen, und es ist nicht in Abrede zu stellen daß dieser Begriff keineswegs ein bloßes Aggregat von Einzelheiten, sondern eine Reihe derselben darstellt, in der sich jedes Glied in einem gewissen Verhältniß zu den übrigen Gliedern verhält. Dieses Verhältniß ist aber kein anderes als in welchem eine Zelle zur andern, ein Blattcyklus und eine Blattformation zur andern und endlich ein Sproß zum andern sich befindet.... Dadurch geht aber von selbst hervor daß die Gattung in ihrer Wesenheit Dasselbe ist was eine Zellreihe, eine Folge von Blattcyklen und Blattformationen, sowie eine Sproßfolge, d. i. ein organisches Ganzes. Als solches muß demnach die Gattung auch alle jene Eigenschaften besitzen welche organischen Wesen überhaupt zukommen. Unter diesen bezeichnen wir vor allen andern erstens die Entstehung aus einem Keime, zweitens die Entwickelung zu einem vollendeten Ganzen und drittens das Aufgeben der Individualität nach Erreichung der Bestimmung.... Mit einem Worte, die Gattung muß einen Anfang, eine Reihenfolge und ein Ende haben. Leider ist die kurze Spannezeit, die einzelne Beobachter für die Erscheinungen dieses Lebensgangs der Gattung widmen können, viel zu klein, um erfahrungsmäßig diese Stadien auch nur an einer oder der andern Gattung ausfindig zu machen. Nur das Absterben der Gattung oder das Entstehen derselben könnte allenfalls, als auf kürzere Zeiträume beschränkt, ein Gegenstand der Erfahrung sein; allein da sich auch hierin die Beobachtungen mehrer Menschenalter ergänzen mußten, die wenigsten Pflanzen aber durch ihren Einfluß auf den Menschen seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, so ist wol begreiflich daß wir auch über diesen Punkt völlig im Dunkeln sind. Nur aus der Thierwelt tauchen hier und da bedeutungsvolle Thatsachen auf welche in der Pflanzenwelt ähnliche Erscheinungen vermuthen lassen.... Indeß sind uns selbst in unserer fragmentarischen Beobachtungszeit Erscheinungen aufgestoßen die bedeutungsvoll den großen Metamorphosengang einer Gattung in die andere und somit das Zusammengehören dieser unter eine höhere Einheit deutlich beurkunden.... Das Abweichen einzelner Merkmale von der Regel in der Succession von Generationen ist eine der gewöhnlichsten Erscheinungen. Wie weit diese Abweichungen oft gehen können, zeigen unsere Culturpflanzen, in welchen wir die Stammältern kaum wieder, ja oft gar nicht mehr zu erkennen im Stande sind. Daß diese Abweichungen nicht durchaus von einer Aenderung äußerer Einflüsse herrühren, beweist schon der Umstand daß sich zwei ähnliche Arten von Pflanzen unter diesen Umständen häufig ganz verschieden verhalten.... Endlich liegen noch die Erscheinungen abnormen Bildungstriebes *) als nicht unbedeutende Momente für das stetige Vorhandensein eines umbildenden Pflanzentriebes in der Wagschale. Wer kennt nicht die ihm auf jeder Wiese, in jedem Garten aufstoßenden Zeichen verwandelter Pflanzentheile! Nicht blos daß sich Stamm und Blätter übermäßig ausdehnen, ein anderes Gewebe, andere Bestandtheile u. s. w. erhalten; selbst in der sonst so gesetzmäßigen Blattordnung tritt ein Schwanken ein; die Cyklen ändern sich, die Aufeinanderfolge in den Formationen wird gestört und Umwandelungen der sonderbarsten Art treten ein.

*) Ueber den „Bildungstrieb“, der von Blumenbach in die Wissenschaft eingeführt wurde, sagt Kützing: „Man spricht auch wol bei der Fortpflanzung und Entstehung der Pflanzen von einem specifischen Bildungstriebe. Man hat aber hiermit nur einen Ausdruck für eine unklare Vorstellung gewonnen, unter dem sich am Ende Jeder denken kann was er will. Der Ausdruck Bildungstrieb kann als das Princip einer organischen Formenreihe nur dann einen Sinn haben, wenn man sich darunter eine Bewegung von einer bestimmten Form denkt, welche sich auf gewisse Stoff- und Massentheilchen überträgt, auf diese Weise wiederholt und so immer weiter fortpflanzt. Es ist klar daß diese Bewegung nach verschiedenen Seiten hin und bei dem Uebergang auf verschiedenartige Massentheilchen, sowie durch den Einfluß anderer Bewegungen, auf die sie stößt, auch danach modificirt werden muß. So entsteht ein Complex von Bewegungen, deren Resultat eben eine complicirte Form sein muß. Wir sehen hieraus daß wir durch die Annahme eines besondern Bildungstriebes gar Nichts gewinnen; denn die Zurückführung der Gestalten auf die Bewegung, als das Grundphänomen aller Körperbildung, und die Uebertragung derselben von Glied zu Glied und hierdurch von Individuum zu Individuum macht die Annahme eines besondern Bildungstriebes ganz überflüssig.“ Kützing vermeidet daher diesen Ausdruck principiell, während er bei Unger viel gebraucht wird.

Wem sind die sogenannten verbreiteten Schößlinge, die gefüllten Blumen, die durchwachsenen Blüten, die zerschlitzten Früchte u. A. m. unbekannt geblieben? Ueberall ist es der nach Sättigung dürstende Bildungstrieb, welcher bald versteckt, bald offen diese Erscheinungen hervorruft. Und es sollte diesem Wandelgeist, diesem Vertreter des Unstäten und Veränderlichen in der That nicht gelingen, sich über die engen Grenzen der Gattungseigenthümlichkeit hinauszuschwingen? Dies ist kaum glaublich.... Wenn wir demnach auch alle bisher gemachten Beobachtungen über die Umänderung der Gattungstypen als unrichtig verwerfen müssen, können wir doch nicht umhin, in dem Genius der die Gattung bestimmt dennoch die Kraft zu erkennen, die nicht blos aus Wasser Wein (?) macht, sondern mit gleicher Zaubermacht auch eine Gattung in die andere überzuführen im Stande ist. Ist aber aller Gattungsunterschied vor diesem Zauberstabe in Nichts versunken, wie läßt sich zweifeln daß in den höhern Kategorien nicht dieselbe genetische Einheit herrsche, daß nicht auch sie das Ergebniß der Abstammung in weitern Kreisen sei? Wahrlich, wir würden sehr irren, wenn wir nicht auch diesen durch unsern Geist zusammengefaßten Einheiten eine reale Existenz beimäßen. Hat sich die Einheit des Pflanzenlebens überhaupt nur dadurch möglich gemacht daß alle seine einzelnen Elemente eins aus dem andern hervorgegangen sind, so ist diese Einheit in der gesammten Schöpfung der Pflanzenwelt gewiß ebenfalls nur dadurch möglich daß ein Glied aus dem andern, eine Gattung aus der andern, ein Geschlecht, eine Familie aus der andern ihren Ursprung nahm. Und ebenso wenig im Pflanzenleibe auch nur eine einzige Zelle von außen hinzukommt, ebenso wenig kann eine Gattung, ein Geschlecht, eine Ordnung u. s. w. von Pflanzen von außen hergekommen und nicht aus ihrem Schoose entstanden sein.... So baut sich vor unserm erstaunten Blicke nicht blos das wunderbar gegliederte Gebäude der sichtlichen Pflanzengestalt auf, es reicht dies selbst in Regionen hinein die unser sterbliches Auge nicht mehr zu durchdringen im Stande ist. Nicht blos die Einzelpflanze, sondern das ganze Pflanzenreich ist ein Bau, ein Bau zu dem die Tausend und aber Tausend Geschlechter wie Blätter und Blüten, wie einzelne Zellen als Bausteine dienen.

Machen nun auch schon diese geistreichen Combinationen dem Leser die ganze Lehre von der organischen Einheit der Pflanzenwelt annehmbar, so wird die Wahrheit derselben zur vollen Gewißheit erhoben, wenn wir demselben Verfasser in die verschiedenen Schichten der Erdrinde folgen, welche die Noth und der Forschungseifer der Neuzeit unsern Blicken bloßgelegt hat.

Wer hätte noch vor 200 Jahren geahnt daß in den den Mineralkörpern ganz und gar verwandten Steinkohlen nichts Anderes als die Reste einer ungeheuern Vegetation der Vorwelt begraben liegen; wer hätte vermuthet daß es uns aus den an der Grenze dieser Lager im tauben Gesteine vorkommenden Abdrücken von Blättern, Rindentheilen, Früchten, Samen u. s. w., sowie aus ihrer hier und da erhaltenen Structur gelingen würde, ihre Bildungsgeschichte zu lesen; wer hätte endlich damals die kühne Hoffnung gehegt, daraus sogar einen Maßstab für die Zeit zu finden und die Millionen von Jahren zu zählen die in der Bildung der Pflanzenwelt der Gegenwart vorausgegangen sind? Haben dem Geschichtsforscher die Geognosten ein immer vollständigeres Bild von der Aufeinanderfolge der Gesteinschichten und der Schichtencomplexe (Formationen) gegeben und die Entstehungsweise derselben anschaulich gemacht, so unterließen es jene umgekehrt nicht Schritt für Schritt von den untersten bis zu den obersten Schichten die in ihnen eingeschlossenen, obgleich meist nur in Trümmern, aber dennoch zum Kennen erhaltenen organischen Reste aufzulesen, sie untereinander zu vergleichen, zu ordnen und sich durch diese bedeutungsvollen Wracks früherer Schöpfungsperioden einen Ueberblick sämmtlicher Wesen und ihrer Formen zu verschaffen.... Es stellte sich gar bald die unzweifelhafte Wahrnehmung heraus daß die Pflanzenwelt sowie die Thierwelt von den frühesten Weltaltern an bisjetzt einen mächtigen Umschwung erlitten haben.... Alle Zweifel über die Unvollständigkeit unserer Untersuchungen wurden gelöst, und wenn uns gegenwärtig auch nicht das ganze Materiale vor Augen liegt, worüber die heutige Schöpfung der Pflanzenwelt ihren Reichthum entfaltet, so sind uns doch die wesentlichen Glieder jener bis in undenkliche Zeiten hinabgehenden Vegetation sicherlich nicht mehr verborgen.... Aus der Zusammenstellung aller bisher gelieferten Beiträge von Sternberg, Lindley bis auf A. Brongniart und Göppert geht für die Entwickelungsgeschichte der Vegetation als sicher hervor, daß mit den sieben großen geologischen Perioden (die jetzige mit eingerechnet) auch die Pflanzenwelt, die in sieben größere Abstufungen zerfällt, nur stufenweise sich nach und nach herangebildet hat.

Zeichnet sich die erste oder die Uebergangsperiode durch den vorherrschenden Charakter der allereinfachsten Gewächse aus, so ist es die Steinkohlenperiode, die durch das Ueberwiegen der sogenannten Gefäßkryptogamen, die Triasperiode durch die Monokotyledonen, die Juraperiode durch die Gymnospermen u. s. w. bis zur heutigen siebenten Periode, die durch den überwiegenden Einfluß der dialypetalen Pflanzen bestimmt wird. Diese Untersuchungen zeigen ferner ganz klar daß selbst die erste der Schöpfungsperioden mit einer Summe von Pflanzenformen begann, die maßgebend für alle übrigen sein konnte, d. h. in welcher die Keime für alle später erfolgten Entwickelungen zu finden sind, mit einem Worte, mit Pflanzen die in der That als wahre Urformen anzusehen sind. Es liegt also der Pflanzenwelt im Ganzen nicht etwa eine einseitige lineare Entwickelung zugrunde, sondern eine allseitige strahlenförmige Ausbreitung, und in jenen Urbildern ist der ganze Inhalt der Jetztvegetation wie in einer nach flüchtigen Umrissen entworfenen Kreidezeichnung enthalten.... Konnte es bei diesem steten aus sich Herausgehen der Vegetation, welche sich nach und nach in den Schöpfungsperioden versinnlichte, anders kommen, als daß mit der Entstehung neuer Formen die frühern allzumal ihr Ende, ihr Erlöschen fanden? So schreitet die Idee der Pflanze, wie früher von Zelle zu Zelle, von Blatt zu Blatt, von Sproß zu Sproß, von Individuum zu Individuum, auch hier in stetem Absterben und Neuerzeugen der Geschlechter in ununterbrochenem Wellenschlage der Verjüngungen vorwärts, eine Schöpfungsperiode um die andere bedingend, jede neu, jede fremd, jede aus den frühern verwandten, aber durchaus veredelten Elementen hervorgehend.

Wie ganz anders erscheint uns nun die Pflanzenwelt der Gegenwart, sie, die durch Tausende ungenügender Versuche zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit und ihrer weit umfassenden Verbreitung herangereift, in der Mannichfaltigkeit ihrer Geschlechter ihre ganze Geschichte in sich abspiegelt. Kann uns der bisher unerklärte Eindruck, den ein Farrnkraut, ein Nadelwald, ein Cycadeenbusch, ein Grasfeld auf uns macht, in seiner letzten Bedeutung noch verborgen bleiben? Ist es nicht das längst verschlossene Grab der Steinkohlenflötze, das sich hier aufthut, das geheimnißvolle Dunkel der Jurazeit, der Triasperiode, das uns aus denselben anspricht?

Das ist die Darlegung von Thatsachen in zusammengedrängten, aber deutlichen Zügen, die wir den „Botanischen Briefen" entnommen haben. In dem andern Werke Unger's werden diese Thatsachen, durch viele interessante Einzelheiten gestützt, noch ausführlicher erörtert. Es beweist also gerade die Geschichte der Pflanzenspecies (oder Gattung, wie Unger sagt) am deutlichsten, wie sich die mannichfaltigen Formen nach und nach aus dem Einfachsten entwickelt haben, und wie wirklich dadurch (was auch Unger besonders hervorhebt) die reale Einheit

der Pflanzenwelt existirt. Wenn man nun dies Alles gelesen, ja mit großem Interesse gelesen hat, und man schlägt das Blatt um und liest weiter: „Mit dieser Anschauungsweise, die sich nicht nur als eine physiologisch nothwendige, sondern auch als eine empirisch wahrnehmbare zu erkennen gibt, steht jedoch die erfahrungsmäßige Stabilität der Pflanzenarten durchaus nicht in Widerspruch und kann nicht in Widerspruch stehen", so weiß man in der That nicht, ob man mehr die Naivetät oder die Logik des Mannes bewundern, oder gar wol an etwas Anderes, vielleicht an irgend einen gewissen Hintergrund denken soll! Es kann sich doch nur darum handeln, ob die Arten stabil (constant) sind oder nicht. Sind sie stabil, so können und dürfen sie sich auch in Millionen von Jahren nicht verändern, selbst kleine Schwankungen heben die Stabilität schon auf. Aber die Arten haben sich verändert, sodaß die eine aus der andern hervorgegangen ist, ja die endlose Mannichfaltigkeit der Pflanzenformen wird durch ihre genetische Verwandtschaft unmittelbar zur Einheit verbunden; das ist doch die höchste Veränderung des Einzelnen und die Aufhebung der Stabilität im höchsten Grade die es nur geben kann, folglich kann auch von einer Stabilität der Art durchaus keine Rede sein. *)

Diese Frage wäre abgethan. Es sind aber noch zwei nicht minder wichtige und interessante Fragen übrig, nämlich: 1) Haben alle Pflanzen einen pflanzlichen (mütterlichen) Ursprung, oder gibt es welche unter ihnen, die mutterlos, also durch Urbildung entstehen, und wenn dies, auf welche Weise? 2) Welche Berührungen hat die Pflanzenwelt mit der Thierwelt; sind scharfe Grenzen zwischen beiden großen Reichen, oder sind Uebergänge vorhanden?

Was die erste Frage betrifft, so ist dieselbe für Jedermann befriedigend zu beantworten, der sich von den literarisch-historischen Traditionen nicht weiter als sie verdienen in seinem Urtheil bestimmen läßt. Zu diesen Traditionen gehört das Harvey'sche „Omne vivum ex ovo", an welches gewisse Physiologen mit eben derselben Hartnäckigkeit glauben als ein Schwarzer an seinen Fetisch. Der Leser muß, wenn er das Folgende recht klar auffassen will, jenes omne nicht vergessen. Harvey kann unter dem omne vivum schon nicht das Leben gemeint haben wie es Kützing meint; er hat nur das Thierleben und hier zunächst wieder das Menschenleben im Auge gehabt. Nur spätere Physiologen haben die Phrase auch auf das Pflanzenleben ausgedehnt. Dieses haben wir zunächst hier im Sinne.

Unger merkt man es an daß er nicht recht mit der Sprache heraus will oder nicht heraus kann; was er auf der einen Zeile sagt, negirt er auf der zweiten wieder. Anders bei Kützing; hier heißt es (II, 6 fg.):

Unter den Algen kommen neben sehr entwickelten und großen die unentwickeltsten, kleinsten Pflanzenformen vor. Diese letztern haben im Verein mit den niedern Pilz- und Flechtenformen den alten Lehrsatz — omne vivum ex ovo — umgestoßen. Daß das Hühnchen und viele andere Thiere aus dem Ei, daß der Eichbaum aus der Eichel, der Haselstrauch aus der Nuß entsteht, wer wollte das leugnen? Aber so gewiß sich die niedern Thierformen auch durch Theilung vermehren und so gewiß man auch Pflanzen durch Steckreiser ziehen kann, so gewiß ist doch auch daß das Hühnerei ebenso wenig der Anfang des Hühnchens ist als die Eichel der Anfang des Eichbaums. Ein Ei und ein Pflanzensame sind schon gewisse und bestimmte Entwickelungsstufen von nicht nur individueller, sondern auch specifischer Geltung. Ein Ei und ein Same kann daher auch nur da in Betracht kommen, wo sie wirklich vorhanden sind: jenes bei den Thieren, dieser bei den phanerogamischen Pflanzen. Diese sind blühende und samentragende, die Kryptogamen aber nur blühende (sporentragende) Pflanzen. Der specifische Anfang ist daher hier in der Sporenzelle, dort in dem Samenkeime zu suchen.... Die isolirte Phanerogamenzelle kann sich nicht selbständig zur Phanerogamenpflanze entwickeln, wohl aber die isolirte Kryptogamenzelle zur Kryptogamenpflanze.... Ueberhaupt steht so viel fest daß der Einfluß eines mütterlichen Organismus oder Organs nicht weiter reicht als sein specifischer und individueller (organischer) Wirkungskreis geht. Dieser ist aber bestimmt da zu Ende wo es sich um die Bildung einer allgemeinen organischen Form handelt, welche weder einer einzelnen Species, noch einem Individuum, noch einem einzelnen Organ, sondern allen Organen, Individuen und Arten zugrundeliegt. Das ist bei Zellgewebspflanzen die Zelle und bei noch niedrigern die Schleimhäute, Schleimfasern, Schleimkörner. Eine jede dieser Formen beherrscht nur den Kreis von dem sie die Grundlage bildet. Keine dieser Formen vermag aber den Stoff zu beherrschen, denn sie bilden ja nicht den Stoff, sondern der Stoff bildet sie. Darum ist die Stoffbildung auch die Grundlage jeder organischen Bildung. Da nun die Stoffbildung nur von chemischen Bedingungen, aber keineswegs von organischen Formen abhängig ist, so ist hiermit zugleich seine von irgend einer organischen Form unabhängige Bildung als nothwendig erwiesen.

*) Ein Aufsatz von A. Braun in der „Botanischen Zeitung" (1852, Nr. [illegible], S. [illegible]) bewegt sich übrigens ganz in ähnlichen Widersprüchen. Braun gibt zu daß die Linné'sche einfache Auffassung durch die Geologie und Paläontologie vernichtet sei, polemisirt aber gegen Kützing daß er nur eine scheinbare Abgeschlossenheit der Arten annehme. Er gibt dabei zuletzt der Frage eine ganz andere Gestalt und zwar eine solche die von Kützing gar nicht angegriffen, vielmehr factisch immer anerkannt worden ist. Braun sagt nämlich: „Die Species kann von diesem (dem Unger'schen) Gesichtspunkte aus natürlich nicht mehr als ein ursprüngliches und unmittelbares Product der Schöpfung betrachtet werden; sie erscheint vielmehr als ein Glied geschichtlicher Entwickelung, das aber als solches dennoch seine bestimmte Bedeutung hat, denn die Entwickelungsgeschichte der Natur schreitet nicht haltlos (soll wol «haltungslos» heißen?) zu neuen Bildungen fort. Wie sie einerseits ihre bestimmten, durch ein Fortschreiten zu neuen Gestaltungsverhältnissen bezeichneten Wendepunkte hat, so hat sie auch andererseits zwischen diesen ihre festen Standpunkte, ihre Epochen, innerhalb welcher eine historische Befestigung (?) der Charaktere bis ins Einzelne der Bildungen eintritt, eine Befestigung, in welcher eben die Beständigkeit der Species ihren Grund hat." Wenn fest und Befestigung keine schärfere Bedeutung haben sollen als was man so unter gewissen Umständen eben fest, wie z. B. ein fester Strick, festes Papier, fester Zwirnfaden, festes Baumöl u. s. w., nennt, so hat Braun gerade eben durch sein Raisonnement bestätigt, was Kützing gewollt hat, nämlich daß die Art nur eine relative, keine absolute, constante ꝛc. Bedeutung habe, und daß der Artbegriff in seiner absoluten Bedeutung, wie er von Nägeli aprioristisch aufgestellt und angenommen wurde, bei den höhern ebenso wenig als bei den niedern Pflanzenformen Anwendung finden kann, demnach zu den wirklichen botanischen Absurditäten gehört. Wenn nun die Beständigkeit bei Braun sich auf eine solche Befestigung der Species gründet, so kann das eben nur eine negative oder höchstens relative Beständigkeit sein was aber nach logischen Regeln keine Beständigkeit ist. „Man nennt's halt nur so."

Diese unabhängige, ursprüngliche Stoffbildung bedingt daher das organische Leben in seiner allgemeinen Bedeutung überhaupt, sie liegt allen organischen Formen unmittelbar zugrunde, obschon die Bildung gewisser (aber nicht aller) specifischer Formen noch an andere (vorweltliche) Bedingungen mit geknüpft ist.... Es leuchtet ein daß niedere organische Formen ursprünglich (mutterlos) da entstehen müssen, wo der Stoff dazu erzeugt wird, denn jene sind eine nothwendige Folge von diesem. Im Wasser und der atmosphärischen Luft sind die Bedingungen zur Stoffbildung für Organismen gegeben, folglich auch die Möglichkeit zur ursprünglichen Pflanzenbildung. Man hat ferner die Entstehung von Algen in destillirtem Wasser, welches in verschlossenen Gefäßen dem Sonnenlichte ausgesetzt wurde, beobachtet, unter Umständen welche die Anwesenheit eines mütterlichen Organismus oder seines Keims daselbst gar nicht erwarten lassen.

Eine zweite Art der mutterlosen Zeugung niederer Pflanzenformen ist die daß der Stoff dazu zwar vorhanden, aber einer abgelebten organischen Form noch angehört. Durch Einwirkung von Wasser, Luft und Wärme wird jene organische Form aufgelöst und der freigewordene Stoff geht in neue (andere) organische Bildungen ein. Auf diese Weise werden die meisten Pilzbildungen erzeugt.

Endlich kann noch eine dritte Art der mutterlosen Entstehung angenommen werden. Sie besteht darin daß lebende organische Theilchen, welche unter der Herrschaft eines mütterlichen Organismus sich gebildet haben, eine selbständige (von der bisherigen verschiedene) Entwickelungsweise beginnen, die sich oft so ausdehnen kann daß die Existenz des mütterlichen Organismus dadurch theilweise oder ganz gefährdet wird. Dahin gehört die Bildung der Pflanzenexantheme, die ebenfalls zu den niedern Pilzformen gerechnet werden, z. B. Brand, Mutterkorn, Mehlthau u. s. w.

Auch die Hefe, das Kirschgummi, Traganthgummi, Senegalgummi und ähnliche aus den Bäumen ausfließende und durch krankhafte Zellenauflösung entstandene Bildungen werden von Kützing hierher gerechnet. In Bezug auf die zweite Frage heißt es bei Kützing:

Auf die Thiere ist der Einfluß des Pflanzenlebens so groß daß die Existenz jener ganz auf diesem ruht.... Die thierischen Organismen haben mit den vegetabilischen nicht blos in den Stofformen, sondern auch in den sinnlich wahrnehmbaren Grundformen Vieles gemein. Auch bei Thieren bestehen die letztern aus Schleimkörnchen, Schleimfasern, Schleimhäuten und Zellen. Auch bei dem thierischen Zellgewebe verdickt und verhärtet sich die Zellmembran; auch die thierische Zelle entwickelt und vermehrt sich wie die Pflanzenzelle.... Man kann wol mit Recht sagen daß im Grunde gar keine Trennung zwischen der Thier- und Pflanzenwelt besteht, sondern eine unmittelbare, natürlich nothwendige Verknüpfung. Alle genauen Untersuchungen der neuesten Zeit, welche zum Zweck hatten scharfe Unterschiede zwischen Thieren und Pflanzen aufzufinden, haben gerade das Gegentheil bewirkt, indem alle aufgestellten Unterschiede als nichtig befunden wurden.... Als Ehrenberg Augenpunkte, einen Mund, Eingeweide (Magensäcke), bewegliche Wimpern u. s. w. bei mehren Infusorien aufgefunden hatte, glaubte derselbe durch diese Merkmale Haltpunkte gefunden zu haben, wodurch der Unterschied zwischen Pflanzen und Thieren für immer sichergestellt zu sein schien. Diese Ansichten sind aber durch die Arbeiten der neuesten Zeit als irrthümlich erkannt worden.... Es hat sich nämlich herausgestellt daß viele von Ehrenberg aufgestellte Infusorien weder Augen noch Mund noch Magen und Samendrüsen besitzen. Die rothen Punkte welche Ehrenberg bei gewissen Monadinen und Euglena für Augen gehalten haben sich als rothe Farbkörperchen ausgewiesen, welche gar oft in Pflanzenzellen vorkommen. Ich fand sie zunächst bei den Schwärmzellen von Ulothrix zonata und wies zugleich nach daß diese Schwärmzellen mit Microglena monadina Ehr. identisch seien. Niemand glaubt mehr daran daß diese rothen Punkte Augen sind. Späterhin hat sich auch herausgestellt daß die helle Stelle dieser Körperchen, welche Ehrenberg als Mund in Anspruch nahm, gar kein Mund ist, sondern ein innerer Zellenraum, aus welchem sich die Chlorophyllsubstanz zurückgezogen hat. Ferner zeigt sich daß diejenigen Körperchen welche Ehrenberg als männliche Samendrüsen bei den Bacillarien ausgab Nichts weiter als Oeltröpfchen sind; die Ehrenberg'schen Eierstöcke der Bacillarien, Desmidieen und anderer verwandter Formen haben sich theils als Chlorophyllkörner, theils als Proteinbildungen, mit Stärkekügelchen gemengt und durch Chlorophyll oder andere Stoffe gefärbt, herausgestellt, wie sie sich in Pflanzenzellen so häufig finden; endlich hat Ehrenberg die Vacuolen, welche bei denselben Organismen als Zellenkern erscheinen, für Magensäcke gehalten.... Da nun auch die Desmidieen, Bacillarien, Euglenen, Volvocinen, Chlamydomonaden und noch andere (Ehrenberg'sche) Infusorien im Sonnenlichte Sauerstoff entwickeln, wie Pflanzen, während die entschiedenen Thiere den Sauerstoff aufnehmen und dafür Kohlensäure abgeben, so stellt sich durch den chemischen Lebensproceß dieser Gebilde ebenfalls eine Aehnlichkeit mit den Pflanzen und zugleich eine Differenz gegen die Thiere heraus. Aus diesem Grunde wird daher jetzt die ungeheuere Mehrzahl der Ehrenberg'schen Infusorien von den neuern Forschern als niedere Algen (Wasserpflanzen) und nicht als Thiere betrachtet.

Zwar hat sich nun Ehrenberg in einer Sitzung der Akademie in Berlin über diese Opposition stark beklagt und seine frühern Ansichten mit seinen alten Waffen zu vertheidigen gesucht, auch die Annahme der Urbildung bei niedern Organismen dadurch als unrichtig beweisen wollen daß er die Anhänger derselben auf die menschliche Schwangerschaft verweist, wo jene Annahme von ernsten Folgen sei und von keinem Arzte und keinem Gerichte anerkannt werde. Diese sophistische Verdrehung der Frage hat aber Kützing aufgedeckt und die Unrichtigkeit der Ehrenberg'schen Consequenzen damit beleuchtet daß er nachweist daß sie gar nicht der eigentlichen Frage angehören.

Denn die gerichtliche Medicin müßte dann auch schließen daß ein abgeschossenes Glied beim Menschen sich wieder erzeugen könne wie eine Krebsscheere; oder daß die durch einen Hieb getrennten Hälften eines Menschen zu zwei Menschen werden könnten, wie der so zerschnittene Armpolyp zu zwei Individuen wird; oder daß die menschlichen Ammen ohne Begattung Eierknospen entwickelten, aus denen Kinder entständen, die wieder ohne Begattung Kinder erzeugten, wie die Blattläuse u. s. w.... Zugleich hat man sich allgemein überzeugt daß jene und noch mehre andere von Ehrenberg angegebene Merkmale gar nicht geeignet sind zur Unterscheidung der Thiere und Pflanzen.

Die neuesten Ansichten welche sich in der Zoologie geltendgemacht haben und zum Theile maßgebend bei der Sichtung mikroskopischer Pflanzen- und Thiergebilde sind, beruhen auf der Annahme einer thierisch belebten Substanz welche man Sarcode genannt hat. Die Sarcode ist Proteinsubstanz, welche die Eigenschaft besitzt sich durch Zusammenziehen und Ausdehnen zu bewegen; oder sie wächst an ihrer Oberfläche in feine Wimpern und Fäden aus, welche die Bewegung veranlassen. Zellen welche aus Sarcode bestehen bewegen sich ebenfalls durch Contraction. Es gibt Organismen welche gleichsam nur ein mikroskopisches, aus Sarcode bestehendes Schleimklümpchen bilden, an dem man außer feinen Körnchen gar keine Structur weiter bemerkt. Man hat diese Körperchen mit dem generi-

schen Namen Amiba belegt. Die Gregarinen, welche von Dufour und von Siebold als Eingeweidethierchen beschrieben worden sind, werden von Kölliker für einzellige Thiere gehalten. Man kann diese Zellen als Sarcodezellen ansehen. Bei ihnen sowol wie bei den Opaliniden ist kein Mund vorhanden; sie ernähren sich daher wie die Pflanzenzellen durch Endosmose flüssiger Substanzen.... So scheint also die Sarcode die wesentliche Grundlage der Thierformen zu bilden. Aber sie scheint es auch nur. Schon Cohn hat gezeigt daß die Sarcode auch in den Pflanzenformen vorkomme und hier contractorische Bewegungen hervorrufe wie dort. Nach demselben Naturforscher vermittelt sie nur deshalb häufig keine äußern Bewegungserscheinungen, weil sie von einer starren Cellulosesschicht umgeben ist. Das stimmt allerdings auch mit meinen Mittheilungen über die Bewegung der Schwärmzellen überein.... Die Sarcode ist demnach gar kein ausschließlicher Bestandtheil des Thierreichs.... Das Misliche, die thierische Natur durch die Sarcode zu bestimmen, tritt also hier offen zutage. Auch ist diese Schwierigkeit jüngst von Leuckart erkannt worden.... Nach Leuckart sind die Thiere bewegliche Organismen, die ihre Nahrung aus den organischen Reichen entnehmen. Das hat seine Richtigkeit. Aber wir haben damit keinen festern Halt gewonnen. Denn wenn wir auch von den phanerogamischen Schmarotzern absehen, so bleiben uns doch noch die Schwämme übrig, die ebenfalls an das Vorhergehen der andern Pflanzen und Thiere gebunden sind.... Es haben demnach bisjetzt alle gründlichen Untersuchungen über die Grenzen des Pflanzen- und Thierreichs diejenige Ansicht bestätigt und bekräftigt daß gar keine Grenze zwischen den beiden großen Gruppen existirt, sondern daß dieselben an der Grenze ineinander verschmelzen, ineinander hineinwachsen, sich miteinander verbinden. Verfolgen wir aber von hier aus jedes der beiden Reiche für sich, so stellt sich allerdings in den höhern Entwickelungsformen ein entschiedener Gegensatz zwischen beiden heraus, welcher hauptsächlich darin besteht: daß das Pflanzenreich sich vorherrschend seine Formen aus steifen Cellulosesubstanzen aufbaut, welche die Proteinsubstanzen als untergeordnete Bildungen einschließen, während das Thierreich seine Formen vorherrschend aus Proteinsubstanzen bildet, die es dem Pflanzenreiche entnimmt.... Lassen wir die räthselhafte Entstehung der Protozoa (Urthiere) beiseite und halten wir uns überhaupt an die unzweifelhaften thierischen Formen, so zeigen die neuern Untersuchungen daß sich morphologisch der Anfang eines Thiers von dem einer Pflanze nicht unterscheiden läßt. Bei beiden ist der Anfang eine Zelle. Das Keimbläschen ist der Anfang des Pflanzen- wie des Thierkeims. Bei höhern Thieren wie bei höhern Pflanzen werden erst eine Anzahl von Zellen gebildet, aus denen der Embryo entsteht. Diese Zellen entstehen und vermehren sich auf ganz gleiche Weise. So vegetirt also auch das höhere Thier bei seinem Anfang wie eine Pflanze. Erst später treten Unterschiede hervor, erst später zeigt der thierische Embryo Gliederbewegung.

Das einzellige Thier lebt wie eine einzellige Pflanze. Sind die Tochterzellen entwickelt, so wird die Mutterzelle entweder aufgelöst oder als unnütze Schale abgeworfen. Das Abwerfen der abgelebten Stoffe als Mauserstoffe kommt den Thieren nicht allein zu, sondern auch den Pflanzen. Besonders ausgezeichnet ist die Häutung der Keimzellen und des Blumenstaubs, sowie bei Schizochlamys gelatinosa. In ähnlicher Weise erscheint auch die Abschälung der Rinde mancher Bäume.... Der Polypenstamm bildet sich (wenigstens bei Alcyonium) ganz wie ein Algenstamm. Seine Zellen vegetiren sämmtlich in der Jugend, die der innern Stammschichten sogar bis an ihr Ende. Also ernährt sich wol auch der Polypenstamm wie ein Algenstamm. Nur der Inhalt der Rindenzellen verwandelt sich bei seiner weitern Entwickelung in ein Thier, welches die Zellenwand zuletzt nach außen durchbricht, aber die Zelle nicht verläßt, sondern darin lebt und stirbt. Seine Mutterzelle ist zugleich seine Wiege und sein Sarg.

So sind Pflanzen- und Thiernatur im wahrsten und realsten Sinne des Worts miteinander verwachsen. Der Einfluß des Pflanzenlebens auf das Thierleben besteht nicht blos darin daß jenes den Stoff, die Nahrung für dieses liefert, vielmehr wird derselbe noch weiter verspürt.

Zunächst muß ich daran erinnern daß gewisse specifische Thierformen auch ganz von gewissen specifischen Pflanzenformen abhängig sind. Manche Thiere sind sogar auf bestimmte Pflanzenorgane angewiesen. In vielen solchen Fällen tritt die Pflanze an die Stelle der Mutter, indem sie dem Ei, dem Embryo, der Larve oder dem ausgewachsenen Thier Schutz und Wohnung gewährt, ja selbst Ammendienste versieht. Die Wohnung ist von der Existenz des Thiers unzertrennlich; sie gehört mit zu seiner Organisation.... Aber erst der Mensch fühlt mit Bewußtsein den Genuß, fühlt den Schutz den die Pflanzenwelt gewährt. Grünende und blühende Auen haben von jeher das Menschenherz erfreut; Wälder mit ihrem laubigen Schattendach, Bäume mit ihren Früchten sind dem Menschen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen, wo sie vorkommen, eine theils erquickende, theils Ehrfurcht gebietende, selbst heilige Scheu einflößende Erscheinung gewesen. So greift die Pflanzenwelt zuletzt nicht nur in die organische, sondern auch in die geistige Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts ein.

Dieser Einfluß der Pflanzenwelt auf das Gemüth des Menschen soll im folgenden Artikel besprochen werden. 74.

Christian Lammfell. Roman von Karl von Holtei. Fünf Bände. Breslau, Trewendt und Granier. 1853. 8. 6 Thlr.

Es scheint in der That auf einer Naturnothwendigkeit zu beruhen daß jede falsche, jede einseitige Richtung in der Kunst, die von einer Zeitepoche oder einem Individuum eingeschlagen wird, eher nicht zur Ruhe kommt, als bis sie ihr Extrem erreicht und in dieser Gestalt von der Kritik oder von der Selbsterkenntniß verworfen in eine andere Bahn gedrängt wird. Das vorliegende Buch mahnt uns lebhaft an diesen Satz. Als wir die letzte Geistesfrucht Karl von Holtei's, „Die Vagabunden", in Nr. 27 d. Bl. f. 1852 wegen ihrer naiven Charakteristik und ihrer lebensvollen Natürlichkeit mit verdientem Lobe besprechen mußten, trat es wie Vorahnung in uns auf daß der Verfasser, von der allgemeinen Anerkennung seiner naiven Darstellung niedriger Lebensverhältnisse verlockt, sich bei seiner nächsten Arbeit in diese Stilweise vertiefen und die Grenzen der Kunst misachtend wahrscheinlich in das Triviale und gänzlich Formlose verfallen würde. Was wir für wahrscheinlich gehalten ist wahr geworden. Aus der anmuthsvollen Erzählung geringer Verhältnisse ist gar oft eine formlose Plauderei über Nichts, aus der Gemächlichkeit des Erzählenden ein Sichgehenlassen in geschmackloser Breite, aus der Kunstlosigkeit des Stils ist eine Ausdrucksweise geworden, die indem sie die idiomatische Diction Auerbach's und Rank's übertreibt, sich von der deutschen Literatursprache, ja von ihrer Grammatik oft ganz lossagt. Und wie die

Form dann den Geist stets mit sich hebt und niederdrückt, so haben die spannenden Situationen der „Vagabunden" nun einer Geschichte Platz gemacht, die ursprünglich gut erdacht, doch vermöge ihrer Wortüberfüllung nur in einzelnen Momenten das Interesse des Lesers genugsam fesselt, in vier von diesen fünf Bänden aber die Geduld des Lesers auf schwere Proben stellt.

Wir bestehen diese Proben um der sonstigen Liebenswürdigkeit des Verfassers willen, aber wir bestehen sie mit stillem Groll gegen ihn. Auch hier ist seine Idee ohne Frage trefflich und sein künstlerisches Ziel würdig und ansprechend, wir beklagen nur daß seine Idee sich in eine solche Form kunstwidrig ergossen und daß nun einmal, um den Genuß eines Kunstwerks zu empfangen, es unerlaßlich ist daß Gedanke und Form als eine untrennbare Einheit vor uns auftreten.

Welches aber war das Gedankenziel des Verfassers bei diesem Buch? Unstreitig ein vorzügliches, reifes, zeitgemäßes, lobwürdiges. In unserer Epoche des Kriticismus und der sich maßlos vordrängenden zersetzenden Wissenschaft, in unserer Zeit des wahnwitzigsten Ringens nach Lebensgenuß, Einfluß, Macht und Geld und allen den eingebildeten Gütern des Lebens führt er uns einen Charakter vor, in freiwilliger Beschränkung des Geistes glücklich, das Wissen bei Andern zwar bewundernd, für sich selbst aber seinem Sirenenliede entfliehend, niemals um sich besorgt, vom Leben nur das nächste Bedürfniß fodernd, mit Einfluß, Macht, Geld nur dem Namen nach bekannt, nur für Andere fühlend, sinnend, denkend, als Kind, als Jüngling, als Greis ununterbrochen zufrieden und stets zu dem Ausruf bereit: „Ach der liebe Gott meint es nur zu gut mit mir argem Egoisten!"; kurz, ein Urbild jener simplicitas die bei den Kirchenvätern sancta sanctissima heißt. Zum Träger dieses Wesens macht er einen armen schlesischen Kaplan, Sohn eines einarmigen protestantischen Husaren des großen Friedrich und einer frommkatholischen Oestreicherin, in dessen Seele aller Confessionsunterschied wie ein Hauch verschwindet, erzogen von dem alten Schulmeister Rätel, dessen Erinnerungen sich an Opitz, Hofmannswaldau, Logau und Günther anschließen, aus welchen er köstliche Citate beibringt; und indem er den Träger seiner Geschichte drei ganze Generationen überleben läßt, ja seinen Tod mit dem Wahnwitz des Jahres 1848 in engste Verbindung bringt, gelangt er dazu, vor uns eine Cultur- und Sittengeschichte seiner schlesischen Heimat durch fast zwei Jahrhunderte in engster Beziehung mit Einem Menschenleben aufzurollen.

Dieser Gedanke ist gewiß jedes Lobes werth, ja wir würden den „Christian Lammfell" von allen Seiten als eine wahrhaft erquickliche und lehrreiche Erscheinung freudig begrüßen, verletzte er durch maßlose Breite und eine Ausdrucksweise die sehr oft ein Zerrbild der Natürlichkeit darstellt nicht allzu sehr die gewöhnlichsten Foderungen eines gebildeten Geschmacks. Diese Verirrung hätte der Verfasser erkennen, er hätte einsehen sollen daß er seinen Lammfell immerhin als Schlesier kennzeichnen, aber doch nicht im Dialekt des gemeinen Mannes der Provinz ein Werk deutscher Literatur hinstellen durfte! Daß er dies Uebermaß nicht erkannt und gemieden hat, bringt ihn um den vollen Erfolg einer mit reinem Sinn begonnenen und mit großem Talent durchgeführten Arbeit.

Von Holtei's Begabung für Aufgaben dieser Art war es zu erwarten daß er den einmal ins Auge gefaßten Charakter trefflich durchführen würde. Und in der That, dieser arme Kaplan ist ein seltenes Menschenbild, wohl würdig daß wir uns an seinem Anblick einige reine Stunden hindurch erfreuen und im Guten stärken. Träte nur auch hier nicht ein Uebermaß in den Weg! Als Einleitung in seine Geschichte schreibt der Verfasser nämlich einen ganzen Band, an dessen Schluß sein Held erst geboren wird! Wie viel Bände hatte er damals in Aussicht? Genug, dieser erste Band malt uns Vater, Mutter, Großvater des Helden, die Zeit, die Zustände, gut an sich, nur viel zu umständlich. Des alten Rätel Begeisterung für den „Boberschwan" und seine Genossen bildet den Mittelpunkt und das Beste in diesem Bande, seine Citate aus diesen alten, nun fast vergessenen Poeten mit ihrer unvergleichlichen prosaischen Poesie bringen allerdings zu Zeiten eine prächtige humoristische Wirkung hervor. Wir staunen und wir lächeln und sind gerührt darüber daß derselbe poetische Traumgedanke nach so viel Wandelungen der Form doch noch derselbe ist der uns heute entzückt. Nebendem lernen wir außer der Lammfellfamilie auch die des Gutsherrn kennen, dessen Töchter und Söhne, Enkel und Enkelinnen und deren Schwiegersöhne eben die ganz anziehende Familiengeschichte darstellen, die den Stoff zu den folgenden vier Bänden hergibt. Indeß auch hier wäre Verkürzung zu wünschen, so lebendig und lehrreich auch das Sitten- und Charaktergemälde dieser von Schrickwitze, so anziehend auch das Bild des Landes und seiner Denkweise zur Zeit der „Eroberung" vor uns auftritt. Hier nun zeigen sich schon vollkommen alle Licht- und Schattenseiten der Weise Holtei's; unter den erstern vor allen sein ausgezeichnetes Talent der Charakteristik, sein sprudelnder Humor. In erster Beziehung haben wir darauf hinzuweisen daß Holtei niemals der wohlfeilen Idealität anderer Romandichter sich hingibt; sein tiefer Lebensblick hindert ihn daran. Namentlich zeichnen sich seine weiblichen Charaktere durch tiefe Ergründung aus, ja es ist ausgemacht daß er niemals eine fehlerlose Frau schildert. An irgend einem wirklichen Charakterfehler leiden alle seine weiblichen Gestalten, und auch von seinen schönsten Huldinnen leidet die eine am Neid, die andere am Intriguengeist, die dritte an Uebermuth und Laune, die vierte an Herzenskälte oder Herrschsucht. Fehlerlose Männer begegnen ihm eher; aber selbst sein Ideal in diesem Roman, die fromme Cölestine, muß sich in verderblichster Uebereilung einem ganz unheilbaren Wühler und Umstürzler vermählen! Was den Humor betrifft, nun darin ist Holtei's Meisterschaft bekannt. Sein Bonifacius Christian Lammfell, von dem sein eigener Vater sagt daß er Rock und Hose bei 20 Grad Kälte ausziehen würde, um da-

mit den ersten besten Schneemann zu bekleiden, der schon als Kind nur dann Freude an Geschenken findet, wenn er sie wieder verschenkt hat, und der sich selbst dennoch bei jedem Wunsch der ihm aufsteigt einen ganz unverbesserlichen Egoisten nennt, nun, dieser Bonifacius Lammfell ist sicher eine der musterhaftesten humoristischen Gestalten die unsere Literatur aufzuweisen hat. Von Witz und Scherz, von Dem eben was man gewöhnlich als Humor bezeichnet, ohne die tiefere Bedeutung des Worts hervorzuheben, strotzt das ganze Buch.

Doch wir fahren in unserer Geschichte fort. Am Schluß des zweiten Bandes sehen wir unsern Christian das Convict in Breslau, wo seine Mutter eine reiche Verwandte entdeckt hat, beziehen und „geistlich" werden. Vater Lebrecht ist gestorben und Großvater Rätel, der uns mit seinen köstlichen Citaten aus der schlesischen Dichterschule so viel heitere Momente gebracht hat, stirbt ihm nach. Wer freute sich z. B. nicht des alten Gryphius, wenn er singt:

Was bilden wir uns ein? Was wünschen wir zu haben?
Jetzt sind wir hoch und groß und morgen schon vergraben;
Jetzt Blumen, morgen Koth. Wir sind ein Wind, ein Schaum,

Ein Nebel, eine Bach, ein Reif, ein Thau, ein Schatten,
Jtzt was — und morgen Nichts! Und was sind uns're Thaten?
Als ein mit herber Angst durchaus vermischter Traum!

Oder:

Und was seh' ich hier steh'n?
Der werthen Bücher Lust, was kann sie anders lehren,
Als daß wir untergeh'n,
Wie dieser, der sie schrieb? Was kann ich anders hören,
Als daß ich gleich dem Klang,
So jetzt die Luft durchstreift und jetzo ganz verschwindet,
Eil' auf den Untergang?
Gleich einer Wiesenblum', die man nicht wieder findet,
Gleich einem leichten Thau,
Gleich einem Wintertag und grünem Sommergrase
Gleich Blüten auf der Au!

Der Verfasser hält den glücklichen Gedanken fest, neben seiner Doppelgeschichte der Familie Lammfell und der Edeln von Schrickwitz fortlaufend die Cultur- und Literaturgeschichte der Epoche in seinen Plan zu ziehen, und er knüpft daher, als mit Rätel's Tode die Erinnerungen an Logau und Günther schließen, bei Gottsched und Gellert wieder an, indem er von Letzterm ein Schäferspiel, das „Band", von der schrickwitzer Jugend darstellen läßt. Der edle Fürchtegott, von dem er meint daß er von seinen Zeitgenossen etwa mit denselben Empfindungen wie von den unsern Emanuel Geibel aufgenommen wurde, muß hier so schelmische Verse sprechen, wie:

Doris.
Und habt gar nicht gered't? So sehr vergaßt ihr euch?
Galathea.
Ach ja, wir red'ten auch und küßten uns zugleich.

welche einem Scribe alle Ehre machen würden, nur daß die Unschuld der Zeit sie eben in aller Unschuld hinnahm und den frommen Odendichter darüber nicht vergaß. Später treten selbst Lessing und Novalis in die Geschichte ein.

Es fehlt uns an Raum, die anziehende Familiengeschichte der schrickwitzer Nachkommen und ihre Beziehungen zu den Lammfellen zu verfolgen, zum Lobe des Verfassers aber müssen wir hervorheben daß die Schicksale der einzelnen Familienglieder durchaus mit psychologischer Consequenz aus ihren Charakteren abgeleitet sind und daß der poetischen Gerechtigkeit darin voll gehuldigt wird. So ist denn auch das Loos der schon als Kind neidischen und intriguensüchtigen Mariane, nachdem sie ihrem Bruder Ferdinand die geliebte Marie Liese, Christian's ältere Schwester, entrissen, zu einem wahrhaft erschütternden tragischen Ausgang geleitet, der eine der schönsten Partien dieses Buchs bildet. Marie Liese, die Verschwundene, durch Eitelkeit und Hoffart Verlockte, tritt nämlich erst wieder als Nonne, vertrieben, geläutert, in Begleitung ihrer neunzigjährigen Cantorissa auf die Bühne, um von der sterbenden Feindin den mütterlichen Fluch zu lösen, unter dessen Last sie erliegt, und ihrem Ferdinand zu sagen daß sie ihre Liebe zum Thron des Höchsten hinauftrage und hinüberrette. Bei allen diesen gut verwickelten Ereignissen treffen wir unsern „Christel" überall nur als Zuschauer und Beobachter an. Die herkömmliche Passivität des Romanhelden tritt nun hier in ihrer größten Vollständigkeit auf, allein sie gehört nothwendig zu dem beabsichtigten Bilde. Nichts trübt das Glück und die Herzensreinheit des Mannes, der eben Alles als eine Glücksspende und Gunst des Höchsten empfängt. Christel wird Kaplan bei diesem Pfarrer und jenem; Charaktere gut und übel, die der Verfasser trefflich ausmalt: er soll zu höhern Würden erhoben werden und zieht es vor, ein armer, unwissender Dorfkaplan zu bleiben. Seine Ansichten von dem geistlichen Amte sind eben die eines Dieners der Seelen, und manch köstliches Wort entfällt ihm hierüber, z. B. wenn er ausführt, wie nur ein Geistlicher von ehrwürdigem Alter ein echter Seelenhirt sein kann, während den jungen Geistlichen hier die Klippe der Heuchelei, dort die der Weltlust nicht zum Wirken kommen läßt. Er bleibt immer derselbe der er war, als er seinen Aeltern von Breslau schrieb:

Jedes Streifchen Sonnenlicht, das etwa durch die Winterwolken äugelt, mag meinen Papa Rätel im Angesicht küssen und meiner Mutter Thränen trocknen. Jedes Frühlingslüftel mag sagen: Der Christel läßt vielmal grüßen und ist sehr glücklich im neuen Leben.

Er bleibt also Kaplan in Guthause, in Sorgau, in Wüstewasser, Kaplan der Theklakapelle, welche die fromme Cölestine ihrer armen Mutter gegründet hat. Hier folgt nun das gemüthvolle Gemälde von dem Leben und Wirken des kleinen, glücklichen, treuen Pater Christel, des Lieblings aller Menschen, das selbst in seinem niederländischen Kunststil und trotz seiner zuweilen formlosen Ausführung reizvoll und eigenthümlich erscheint. In diesem Geiste lösen sich denn alle confessionellen Conflicte zum schönsten Einklang auf: Altlutherthum, Ultramontanismus, Union und katholischer Reformgeist, Alles wird zu einem Hymnus auf Gottes Liebe und der Streit über die gemischten Ehen wird gar zu einer puren Albernheit. Die Schuld, ja das Laster selbst erscheint dieser

reinen Seele nicht anders wie die Abwesenheit von Licht, von Tugend, wie eine Verdunkelung, die über kurz oder lang dem Lichte weichen muß. Indeß wird Pater Christel alt und älter, er feiert endlich sein Jubiläum, seine Seele ist immer dieselbe, sein Glück bleibt sich immer gleich. Die unglückliche Verbindung aber zwischen Cölestinen, Ferdinand's frommer Tochter, und Friedrich, dem unverbesserlichen Wühler, diese Verbindung, die Pater Christel selbst eingesegnet hat, verwickelt die arme Cölestine, seine treue Pflegerin, in die Schicksale des Staatenzertrümmerers, dem sie umsonst Begnadigung errungen hat. Sie flieht aus einer Fessel die Nichts als Flucht zu lösen vermag, aber als 1848 der Sturm losbricht, plündert eine Rotte unter ihres Gemahls Anführung ihr eigenes Schloß und bebt nur vor dem Sterbelager des demüthigen armen Paters Christel zurück, der im wüstesten Umsturz sanft entschlummert.

Sollen wir der einzelnen Züge gedenken in der Zeichnung des „im Leben schon seligen" kleinen Christel? Der Leser welcher Holtei's Weise kennt kann sich diese Züge selbst ausmalen. Es ist eben ein Bild der höchsten christlichen Demuth, jener Alles vergessenden Menschenliebe, jener rücksichtslosen Pflichterfüllung, jener Selbstentäußerung die wir den Heiligen zuschreiben, auf kleinste Lebensverhältnisse angewandt, jener Selbstbeschränkung und Befriedigung die nur Foderungen an sich selbst kennt und immer denkt: Mein, mein! Wie liebt mich Gott über mein Verdienst! Diesem Schwachen begegnet keine Schwachheit: an dieser Seele, an der Nichts rauh ist, haftet keine Sünde, den Frieden dieser Seele stört kein Steinwurf. Nur eine Probe von der Art wie Holtei zeichnet.

Aus den ersten Hütten des Dorfs, wo allem Anschein nach die ärmsten Einsassen wohnten, sprangen, sowie sie seiner ansichtig wurden, einige Kinder auf das Männlein zu und bedeckten seine Hände mit Küssen. Die Kinder waren nur mit kurzen Hemden bekleidet und in diesen zeigten sich viele Löcher. Das Männlein fragte, ob sie zu Abend etwas gegessen? Die Kinder blickten das Männlein staunend an über solche unerhörte Zumuthung. Das Männlein fragte wieder: „Aber zu Mittag, gelt?" „Gestern ein Bissel was", antworteten die Kleinen. „Habt ihr kein Brot im Hause, ihr Kinder?" „Der Bäcker hat Brot", erwiderte der Größte. Unterdessen war aus dem Hause rechts ein Vater, links eine Mutter getreten und zwei „Gelobt sei Jesus Christ!" kreuzten sich über den Weg. „In Ewigkeit, ihr Leute! Aber warum gebt ihr den Kindern nicht zu essen?" fragte das Männlein. „Meine haben jedes zwei Kartoffeln gehabt heute", sagte die Frau, „ich blos eine und ohne Salz." „Ich krieg' erst morgen mein Wochenlohn", sprach der Mann, „und heut' ist Festtag." Das Männlein blickte die Kinder an, die Kinder den Mann. Der fuhr mit der Hand in die Tasche und die Kinder zeigten lachend ihre weißen Zähne, denn sie kannten diese Bewegung. Das Männlein brachte ein Papier hervor, in das einige kupferrothe Münzen gewickelt waren, von denen es mühsam vier Stücke aussuchte. „Da hat ihr jede Part zwei Sechser", sprach er, „geht zum Bäcker und holt euch ein Groschenbrot." Ohne Danksagung rannten zwei Boten quer durch die Obstgärten, den nächsten Weg einzuschlagen: die Hemden flatterten wie durchschossene Fähnlein über Zäunen. „Zum wievielsten male thut Ihr das schon, Pater Christel?", fragte die Frau. „Und Ihr habt allein Nichts", setzte der Mann hinzu. „Wenn ich Nichts hätte", sagte das Männlein, „wie könnte ich geben? Meint Ihr, ich hab's gestohlen?" Ueber diesen Gedanken fing er laut zu lachen an. „Man könnt's beinahe glauben, weil Ihr's immer hinter des Pfarrers Rücken thut?" „Mein Herr Pfarrer", sagte das Männlein, „spendet mit vollen Händen, es ist purer Neid von ihm daß er's mir untersagt. Ihr braucht mich auch nicht zu verrathen, daß er nicht schilt. Gute Nacht!"

Wo sind hier die großen, die welterschütternden, die poetischen Gedanken die wir in einem Roman suchen? wird hier von einem Theil unsrer Leser gefragt werden. Unsere Antwort lautet daß dergleichen Gedanken von Holtei überhaupt nicht zu erwarten sind und daß wir zugeben, daß er nicht blos hierin mit Gutzkow, König oder Sternberg nicht rivalisirt, sondern selbst in der poetischen Farbe seiner Bilder gleichstrebenden Autoren, wie Zschokke, Auerbach oder Rank, sichtbar nachsteht. Nichtsdestoweniger sagt er mit Recht von sich: Auch ich bin einer von Denen die der Welt edle Gefühle in schöner Form vermitteln, indem er sich hierbei auf einen großen Kreis dankbarer Leser beruft. Denn worin ihm Niemand zur Zeit und Wenige aus alter Zeit gleichkommen, das ist eben sein ungesuchter, in Wehmuth zum Lächeln zwingender Humor, ein Humor der selbst bei Jean Paul und andern der Besten beiweitem nicht so kunstlos und ungezwungen wie in diesem Naturell hervortrit. Von dieser seltenen Gabe aber ist „Christian Lammfell" trotz seiner formlosen Längen eine der allerglänzendsten Proben, eben so berechtigt wie „Tristram Shandy" oder „Fibel's Leben". Die Zeichnung dieser kleinen Lebensverhältnisse hat Raum für Alles, ja es öffnet sich hier selbst für die zweite Classe der Geschöpfe, für die Thierwelt, eine Bühne, wo sie eine Rolle spielt. Das Pferdchen Cölestinens, der Esel Lebrecht's, das Blaukehlchen Christel's, der Kater Heinzius des Pfarrer Süßmilch nehmen einen Platz unter den handelnden Personen ein. Wir erinnern nur an die Scene, wo Pater Christel den argen Kater seines Pfarrherrn, der ihm sein theueres Blaukehlchen erwürgt und sich in seinem Bette versteckt hat, ehrerbietigst zur Thür hinausläßt, und daran, wie Cölestinens Pferdchen in einer tragischen Scene an ihrem unwürdigen Gatten all' das tiefe Herzeleid rächt, das er ihr und uns gemacht hat. Ein solches Gemälde stellt sich allerdings nicht in den Kreis welterschütternder Ideen; allein es gibt dem Herzen Spannkraft und Puls mitzufühlen, mitzuempfinden. Es ist wie Christel selbst ein anspruchsloser, aber poesiereicher Organismus, wie Vater Rätel von ihm schreibt, als er ihm darlegt daß er nicht zum protestantischen Geistlichen tauge.

Du bist ein Sohn der Träume, der Visionen, der Phantasei, die dich in Leid und Freude nicht verlassen. Ein kleiner sanftsingender Vogel wird für dich zum Engel und nimmt deiner frühverklärten Schwester Züge an. Die Welt des Wunderbaren umgibt dich für und für; was du hörst, bildet sich dir zur Legende. Und während du an dir selbst, deinen bescheidenen Wünschen, deiner Bereitwilligkeit zu jeder Entbehrung, deinen schlichten Geberden, deiner kindhaften Lustigkeit die reine Prosa gleichsam verkörperst, bist du, dein Seelenleben und dein märchenhaftes Streben dagegen gehalten, ein wunderbarlich gestalteter, poesiereicher Organismus. Kurzum, wäre die römisch-katholische Religion mit ihren Bräuchen und Misbräuchen (verzeih' dem alten Protestanten dies Wort) noch nicht

vorhanden, geschickter könnte gar keine erfunden werden für den kleinen Christel!

Hiermit und mit Dem was der flüchtige altlutherische Pfarrer Hartlieb von ihm sagt vollendet sich uns das Bild des kleinen Kaplans.

Ihr seid ein Liebling Gottes, kleiner Pfaffe, wie ich nicht geglaubt hätte, daß es deren gibt! Da ist kein Studium, kein Forschen, kein scharfes Denken, kein Geist, da ist nur Gemüth, nur blinde Einfalt, nur frommer Glaube. Und das kommt zum Ziele, zum Ziele wonach wir Alle ringen und umsonst! Du weißt es, ewiger Schöpfer, wie ernst ich gerungen, wie unerbittlich ich gegen mich und meine Mängel gewesen, wie genau ich es nahm mit meiner Wissenschaft! Und was hab' ich erstrebt? Undank von Denen für die ich strebte! Abfall von meiner, von deiner heiligen Sache, Mangel, Verleumdung, Verfolgung! Hier steh' ich und kann nicht anders! Und wenn Niemand mehr an mich glaubt, du glaubst an mich und meinen ehrlichen Willen! „Ich auch, Herr Pastor, ich auch", rief Christian u. s. w.

Die Schlußscene des Romans gehört zu den ergreifendsten Auftritten die der Verfasser erfunden hat. Christel spricht seine letzten Worte, draußen heult der Aufruhr; der Rappe Cölestinens schleudert den wilden Friedrich wild vom Wagen den er bestiegen; der Gemahl Cölestinens liegt todt neben ihm; Pfarrer Süßmilch steht zerknirscht neben dem Sterbelager des von ihm gehaßten kleinen Kaplans; da sagt der Oberförster:

Mag es draußen sich noch so feindlich regen, mögen Haß und Zwietracht ihr Aergstes thun, daß ein Geist der ewigen Liebe lebt und waltet, wer wird es bezweifeln, der Pater Christel kannte!

So gehe denn hin und wirke, du kleiner, seltener Mensch und bringe deinem Lebensmaler verdiente Ehre! Wir haben ihn tadeln müssen daß er seinem Naturell mehr als dem Kunstgebote folgend dich oft zu formlos langen Plaudereien verleitet hat, aber wir haben dich in Freud' und Leid deiner Lieben oft bewundert, meist [illegible] neidet. Dein Leben ist kein Gesetz der Glückseligkeit für Jeden, auch kein System der Tugend, keine ethische Grundlehre, aber es ist Leitfaden, ein Spiegelbild, ein Beispiel davon wie leicht die große Lebensaufgabe zu lösen ist: glücklich zu sein!

Dem sinnigen Leser aber bleibt die Wahl, ob er mit uns den „Christian Lammfell" von Holtei für ein zwar nicht fehlerloses, aber gesundes, in hohem Grade reines und durch eine seltene humoristische Ader ausgezeichnetes Lebensbild oder mit einer andern kritischen Schule für ein flaches, kindisches und im Wesentlichen misrathenes Product erschöpfter Musen halten will. 17.

Geschichte des Fürsten Italiiski, Grafen Suworoff-Rimnikski, Generalissimus der russischen Armeen. Nach N. A. Polewoi. Mit dem in Stahl gestochenen Portrait des Helden, seinem Facsimile und 95 aus seinem Leben geschöpften, im Holzschnitt durch vaterländische Künstler dargestellten Scenen illustrirt und in freier deutscher Uebertragung herausgegeben von J. de la Croix. Mitau, Reyher. 1851. Lex.-8. 3 Thlr.

Suworoff ist sehr verschiedenartig beurtheilt worden. Während man einerseits den Thaten und dem Geiste dieses außerordentlichen Mannes die höchste Bewunderung zollte, ist er andererseits nur als glücklicher Wagehals, dabei als alberner Possenreißer und blutdürstiger Barbar betrachtet worden, als ein „Ungeheuer, dessen Affenkörper die Seele eines Fleischerhundes belebte". Daß das vorliegende, in Rußland von einem Russen geschriebene Buch nicht aus der letztern Auffassung hervorgegangen ist, versteht sich von selbst. Es schildert Suworoff als einen Mann von wunderbarem Genie, gefühlvollem Herzen, schönem und erhabenem Charakter, als einen wahrhaft großen Helden und liebevollen Menschenfreund. Sehen wir von dieser aus dem nationalen Standpunkte erklärlichen Ueberschätzung ab, welche den russischen Feldherrn zu einem Inbegriff irdischer Vollkommenheit macht, so erscheint die Darstellung des Verfassers im Uebrigen als eine im hohen Grade gelungene. Die Thatsachen sind in tadelloser Symmetrie zusammengestellt; es sind nicht trockene Berichte über Truppenmärsche, Belagerungen und Schlachten, sondern lebendige historische Bilder, in deren Vordergrund die Persönlichkeit Suworoff's das Interesse fortwährend fesselt. Das Buch ist in dieser Beziehung ein echtes Gegenstück zu Schneidawind's „Geschichte des Feldmarschalls Radetzky", wo man auf den ersten 350 Seiten durch ein ermüdendes Register militairischer Einzelheiten geschleppt wird, von Radetzky aber so viel als Nichts erfährt. Mit solchen Producten werthloser Buchmacherei zusammengehalten ist Polewoi's Schrift, wovon uns eine fließende deutsche Bearbeitung vorliegt, ein preiswürdiges Meisterwerk. Die zwischen den Text gedruckten Holzschnitte sind nicht mit besonderer Feinheit ausgeführt, manche Zeichnung ist misrathen, viele dagegen sind mit unverkennbarem Talent entworfen und machen die bezüglichen Scenen auf befriedigende Weise anschaulich, sodaß diese künstlerische Zugabe im Ganzen willkommen ist.

Schon sind mehr als 50 Jahre verflossen, seit Suworoff von dem Schauplatze der Welt abgetreten ist; die gewaltige Flut der nach ihm über Europa hereingebrochenen Ereignisse hat seine Thaten im Gedächtnisse der Menschen zurückgedrängt; eine genauere Kenntniß seiner Feldzüge wird jetzt nur bei Wenigen zu finden sein; ziemlich allgemein bekannt sind dagegen die Züge welche Suworoff als einen der größten Sonderlinge charakterisiren, z. B. daß er, die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens verschmähend, auf Heu oder Stroh schlief, keine Spiegel in seinem Hause duldete, daß er sein Tagewerk kurz nach Mitternacht begann, stundenlang völlig nackt im Zimmer oder Zelt umherging, bisweilen im Hemde ohne Uniform an der Spitze seines Heeres in die Schlacht ritt, wie ein Hahn krähte, um seinen Soldaten das Signal zu geben, sich zur Rastzeit auf den Märschen im Grase wälzte, auf dem Rücken liegend mit den Beinen in der Luft baumelte, um sich eine gesunde Bewegung zu machen, daß er seine Kriegsberichte öfters in Knittelversen abfaßte, mitten in ernster Rede sich unterbrach und lachend, auf einem Fuße tanzend zur Thür hinaus hüpfte und allerlei andere Possen trieb. Das sind Dinge die Jeder von ihm weiß. Warum er aber die Rolle eines Diogenes und Spaßmachers angenommen hatte, ist nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Ein Erzeugniß der Roheit konnte dieses seltsame Benehmen nicht sein; Suworoff stammte aus guter Familie, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und sich vielseitige Kenntnisse erworben, wozu ihm sein Verstand, sein vortreffliches Gedächtniß und die Leidenschaft zum Lernen behülflich war. Mit Leichtigkeit hatte er sich einige fremde Sprachen angeeignet, am vollkommensten die französische, deutsche, polnische und italienische. Geschichte, Philosophie, Mathematik entwickelten und ordneten seine Begriffe. Plutarch, Cornelius Nepos, Rollin, Hübner, Leibniz, Wolf waren während der Jugendzeit seine vorzüglichsten, seine liebsten Gesellschafter. Die russische Literatur war damals noch in ihren Anfängen begriffen; um so rühmlicher ist es daß Suworoff schon in seiner Jugend seine Muttersprache richtig und schön zu behandeln wußte; seine in jener Zeit von ihm geschriebenen und veröffentlichten Arbeiten zeichneten sich durch Eleganz und Correctheit aus. Wie kam es nun daß

ein geistigbegabter, für die damaligen Verhältnisse hochgebildeter Mann Gefallen daran finden konnte, eine ganz sonderbare Lebensweise anzunehmen und die auffallendsten Narrenspossen zu treiben? Eine Absicht mußte dieser Anomalie zugrundeliegen. Unser Verfasser sucht Suworoff's Sonderlingsrolle auf folgende Weise zu erklären.

Die Kaiserin Katharina hatte zwar Suworoff bemerkt und schon bei der ersten Unterredung mit ihm hatte sie ihn vor vielen Andern ausgezeichnet. „Doch diese Auszeichnung, die ihm als einem tapfern, tüchtigen Offizier ward, genügte Suworoff nicht. Können wir aber denjenigen Ehrgeiz der sich auf das Bewußtsein eigener Kräfte und auf den edeln Wunsch denselben zu äußern und dem Berufe entgegenzugehen stützt, wol eine Schwäche nennen? Keineswegs! Denn ein solcher Ehrgeiz ist die Quelle großer Thaten. Nächst der Liebe zum Vaterlande erfüllte Suworoff's Seele dieser Ehrgeiz. Inmitten der Fronte sehnte er sich nach Ehre und Ruhm, sah er in der äußersten Ferne die Bestimmung seines Seins. Doch wie sollte er den Zauber lösen, der ihn umfing? wie die Hindernisse überwinden, wegräumen, die ihm im Wege standen, um Bedeutung zu erlangen, ihm, der nicht hoher Herkunft, der nicht reich, der nicht mit äußerer Schönheit begabt war? Sein geschmeidiger, umfassender Verstand flüsterte ihm bald zu daß es vor allen Dingen erfoderlich sei bemerkt zu werden. Er kannte das menschliche Herz, er wußte daß die Sonderbarkeiten eines Diogenes auffallen, während die Weisheit eines Sokrates oft der Vergessenheit anheimfällt; daß es in der Armee der Tapfern viele, der Originellen aber wenige gibt; und obgleich er die Gefahr dieses Spiels erkannte, so traute er sich doch so viel Kraft zu um es zu beginnen. So eignete er sich denn nach und nach den Charakter an, der ihn durch seine Originalität vor allen seinen Kameraden unterschied." Demnach erscheinen Suworoff's Absonderlichkeiten als das Ergebniß eines ehrgeizigen Strebens; mit der Zeit mögen sie sich so tief bei ihm eingewurzelt haben daß sie einen untrennbaren Theil seines Wesens ausmachten. Aber die Willenskraft welche dazu gehörte, um sich in diese Rolle einzuleben und dieselbe festzuhalten, bewährte sich auch in edlern Richtungen bei ihm. Von Natur sehr schwächlich, unterzog er seinen Körper der Abhärtung und Arbeit und wurde zu einem Manne von Eisen; er ertrug sengende Hitze, Kälte, Hunger, Durst; er war ein nicht zu ermüdender Reiter und des Degens Meister trotz einem gewandten Fechter. Somit hatte er sich selbst mit den wichtigsten körperlichen Eigenschaften eines tüchtigen Soldaten ausgerüstet, während sich sein Geist eifrig mit den Dingen beschäftigte, die einem Anführer zu wissen nöthig sind. Daß er schon als Knabe sich mit der Geschichte befreundete, haben wir oben erwähnt; mit seinen historischen Forschungen verknüpfte er das Studium der Geographie und eignete sich die Kenntniß aller derjenigen Gegenden und Orte an die in alter und neuer Zeit Bühnen denkwürdiger Schlachten gewesen. Als er in Italien kämpfte, erinnerte er sich jedesmal lebhaft der Topographie aller Feldzüge Hannibal's und Eugen's, sobald er mit seinen Truppen die Gegenden bezog auf denen jene Helden ihre Scharen geführt hatten.

Werfen wir den Blick auf die wunderbare Siegeslaufbahn Suworoff's, so wäre es thöricht dieselbe lediglich dem blinden Zufalle des Kriegsglücks zuzuschreiben; es war das Glück welches von dem Genius geschaffen wird, alltäglichen Menschen ist es nicht beschieden. Zu dem untrüglichen Scharfblicke, mit welchem Suworoff die Schlachtfelder überschaute und die Plane zum Kampf entwarf, kam noch als ein wichtiges Mittel zum Siege, daß Suworoff mehr als vielleicht irgend ein anderer Feldherr praktisch und unausgesetzt das Leben, die Sitten und Verhältnisse des Soldaten gründlich studirt hatte. Er wohnte mit ihnen in ihren Kasernen, theilte mit ihnen ihren Brei, unterhielt sich mit ihnen am Bivouacfeuer. Genau kannte er die Kriegsreglements und Militairgesetze, das ganze Soldatenwesen, Alles was den Soldaten betrifft, Alles was ihn umgibt und ihm gehört, seinen Ideengang und seine eigenthümliche Bildung. Persönlich und gesprächsweise flößte er den Soldaten die Begriffe ein die ihnen zur Richtschnur ihrer Handlungsweise dienen sollten: „Beleidige deinen Wirth nicht, er nährt und tränkt dich. Stirb für die Kirche und den Zaren; bleibst du am Leben, so wird dir Ehre und Ruhm; stirbst du, so betet die Kirche für dich. Erstürmst du eine Festung oder ein Lager, so ist die Beute dein; doch gehe nie auf eigene Hand und ohne Erlaubniß auf Beute aus. Streckt der Feind das Gewehr, so erbarme dich seiner. Meide das Lazareth! Deutsche Medicamente sind faule und schädliche Sachen! Haben wir doch unsere eigenen Pülverchen, Pflänzchen und Blätterchen. Es gibt aber Uebel die noch ärgere Feinde sind als die Lazarethe. Diese Uebel sind das Weißnichtchen, die Verdachtkrämerei, das Doppelgesichtchen, das Lügenmäulchen, das Schmeichelkätzchen, das Plaudertäschchen, das Fuchsschwänzchen, das Einfaltspinselchen und wie sie alle heißen mögen. Schone deine Gesundheit! Thust du es nicht, so setzt es Schläge. Sei munter, tapfer, fest, entschieden, gerecht und gottesfürchtig! Bete zu Gott! Denn in ihm liegt der Sieg. Er ist dein General. Licht ist die Lehre, Finsterniß die Unwissenheit. Für einen Geschulten gibt man gern drei Lümmel weg, was sage ich? Man gibt ihrer sechse, zehn hin. Helden! Der Feind zittert vor euch! Achtung! Richtet euch! Subordination, Exerciren, Gehorsam, Lehre, Disciplin, Militairbefehl, Reinlichkeit, Gesundheit, Muth, Wagniß, Tapferkeit, Sieg, Ruhm! Ruhm! unsterblichen Ruhm!" Und wie verstanden die Soldaten diese Sprache! Und wie verstand Suworoff sie zu exerciren und anzuführen! Sein Unterricht war ein ganz eigenthümlicher. Er bestand aus der Festigung körperlicher Stärke, aus dem Hervorrufen der Entschlossenheit und des Muths; er roch nach Pulver und mied den Paradestaub. Vor allen Dingen verlangte Suworoff von den Soldaten Schnelligkeit, Wagniß, Bereitwilligkeit und Geistesgegenwart, daher denn auch sein Verlangen daß jede Frage sogleich beantwortet werde; daher auch seine oft so seltsamen Fragen die den Befragten in Verlegenheit setzen sollten, und daher sein Haß den er gegen Ausflüchte, gegen das Zaudern und die Unentschlossenheit in seinem Herzen trug. „Wie weit ist es von hier bis zum Monde? Wie viel Sterne leuchten am Himmel?" fragte oft Suworoff die Soldaten um ihre Geistesgegenwart zu prüfen, und antworteten sie ungefähr auf folgende Art: „Zwei Tagemärsche!" oder „Warten Sie einen Augenblick, ich werde sie gleich zählen", so war er zufrieden. An die Offiziere und Generale machte er natürlich andere Anfoderungen; nie umgab er sich mit nichtigen Männern, und Alle die unter seiner Leitung standen durchdrang sein Geist mit unwiderstehlicher Kraft. Wer unter Gudowitsch zum Rückzuge gerathen hatte, der erstürmte unter Suworoff die Festung Ismail. Die Truppen die unter Fersen sich von Warschau zurückgezogen hatten nahmen Praga ein, als Suworoff sie commandirte. Alliirte die vor Moreau und Bonaparte gezittert hatten wurden Helden wenn Suworoff sie zum Kampf führte.

Eine so hoch begabte Fürstin wie Katharina II. mußte den Werth eines Suworoff in vollem Umfange zu schätzen wissen; sie nannte ihn ihren General, nahm keinen Anstoß an seinen Sonderbarkeiten, vielmehr zeigte sie Wohlgefallen daran. Als er dem Befehl des Oberfeldherrn zuwider Turtukai erstürmt hatte und für diese Insubordination vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden, schrieb Katharina unter das Urtheil: „Ein Sieger wird nie verurtheilt", und schickte ihm das Großkreuz des St.-Georgenordens. Bei jeder Gelegenheit überhäufte sie ihn mit Ehren und Belohnungen und nahm ihn gegen alle Angriffe seiner Neider in Schutz. Anders gestaltete sich Suworoff's Schicksal unter dem beschränkten und starrsinnigen Nachfolger der großen Kaiserin. Während Alle sich vor dem Willen des Herrschers knechtisch beugten, äußerte er vor dem Kaiser zwar mit schuldiger Ehrfurcht, doch immer kühn und unverhohlen seine Ansichten über die verschiedenen im Heere eingeführten Neuerungen. Man unterließ nicht Suworoff's Worte als unanständige Frechheiten zu bezeichnen. Die gegenseitigen Misver-

ständnisse zwischen ihm und Paul I. mehrten sich. Man verstand es dem Kaiser Suworoff's Liebe zum Heer, sein Widersprechen gegen den Willen des Monarchen, ja selbst seine Sonderbarkeiten, mit einem Wort, das ganze Benehmen des greisen Feldherrn in einem verkehrten und gehässigen Sinne darzustellen. Nach manchen Kränkungen erhielt Suworoff die Weisung sich in Petersburg einzufinden und dort unbeschäftigt zu verbleiben. Dieser Befehl des Kaisers deutete nur zu sehr auf seine Ungnade hin. Von tiefem Gram ergriffen wagte Suworoff vorzustellen, daß wenn man ihm den Befehl über die Truppen nehme, er Nichts mehr weder in Petersburg noch im Dienste zu thun habe. Als Beantwortung dieser Aeußerung erschien am 6. Februar 1797 der Tagesbefehl: „Da der Feldmarschall Graf Suworoff Seiner kaiserlichen Majestät berichtet hat daß es keinen Krieg gibt und er Nichts zu thun habe, so wird er für diese Aeußerung aus dem Dienst verabschiedet."

Der Schlag war hart für Suworoff. Dem Willen des Monarchen gehorchend nahm er Abschied von seinen Kampfgenossen und eilte nach Moskau, wo er ein kleines Haus besaß. Hier in seiner Vaterstadt, vor der Welt in häuslicher Stille verborgen, wollte Suworoff im Schoose der Familie seiner Tochter leben und sterben. Doch seine Feinde waren gar nicht gesonnen ihm Ruhe zu gönnen. Der Abschied von den Soldaten und das eingezogene Leben in Moskau erregten neue Verleumdungen. Man fürchtete sein etwaiges Begegnen mit dem Kaiser; nur einige wenige zwischen Beiden gewechselte Worte konnten in einem Augenblicke alle Cabalen seiner Feinde vernichten. Es war also durchaus nothwendig Suworoff aus Moskau zu entfernen und ihn aller Mittel zu seiner Rechtfertigung zu berauben. Als nun in Moskau die Ankunft des Kaisers erwartet und alles Erfoderliche zu seiner Krönung vorbereitet wurde, erschien plötzlich ein Polizeibeamter in Suworoff's bescheidenem und stillem Asyl und eröffnete ihm den allerhöchsten Befehl, Moskau zu verlassen und sich nach seinem Dorfe zu begeben. „Wie viel Zeit gönnt man mir zu meiner Vorbereitung zur Abreise?" fragte Suworoff. „Vier Stunden", lautete die Antwort. „Viel zu viel!" erwiderte er hierauf. „Nicht allein zur Abreise, sondern auch zum Schlagen der Türken und der Polen bedurfte ich kaum einer Stunde." Hierauf nahm er ein Kästchen mit Papieren unter den Arm, warf einen alten Mantel über die Schultern, sagte den Seinigen ein herzliches Lebewohl und erklärte dem Polizeibeamten daß er bereit sei ihm zu folgen. Vor der Treppe stand ein angespannter Reisewagen, der ihn nach seinem Dorfe Koschanskoje brachte. Hier ließ sich der familienlose Suworoff nieder, verlassen, wie es schien, von allen Menschen und von jedem Ruhme der bis dahin seinen Spuren folgte. Man hatte sich nicht begnügt ihm nur den Polizeibeamten zuzugesellen, sondern auch noch Maßregeln getroffen daß der ruhmwürdige Exilirte keine Gelegenheit erhalte seine Freunde und Verwandten zu sehen oder mit irgend Einem, er sei wer er wolle, zu correspondiren. Als aber gegen Ende 1798 Rußland, England und Oestreich den Tractat über einen gegen Frankreich und seine Alliirten zu führenden gemeinschaftlichen Krieg schlossen und Kaiser Paul sich nach einem Feldherrn umsehen mußte, erinnerte er sich des verbannten Suworoff. Ganz unerwartet kam ein Kurier aus Petersburg in Koschanskoje an und überbrachte einen Brief mit der Adresse „An den Feldmarschall Suworoff". „Dieser Brief ist nicht an mich", sagte er dem Kurier, „denn jede Correspondenz mit mir ist verboten." Vergebens behauptete der Kurier daß der Brief auf Befehl des Kaisers an ihn geschrieben worden. „Ich glaube es nicht", antwortete Suworoff; „ich bin auf der Adresse Feldmarschall genannt; wäre ich Feldmarschall, so müßte ich mich bei der Armee und nicht in einem Dorfe unter polizeilicher Aufsicht befinden." Das Resultat dieser Begebenheit war eine officielle Auffoderung nach Petersburg zu kommen. „Nein!" antwortete er, „ich werde nicht kommen; sollte ich nicht zu etwas Nützlicherm zu verwenden sein, so erlaube man mir mich nach einem Kloster zurückzuziehen und den Abend meiner Tage Gebeten für Kaiser und Vaterland zu weihen." Auch schrieb er gleichzeitig an den Kaiser folgenden Brief: „Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser und Herr! Ew. kaiserliche Majestät bitte ich allerunterthänigst mir zu erlauben, mich in das nowgorodsche niloffsche Kloster zurückziehen zu dürfen, in welchem ich gesonnen bin die letzten Tage meines Lebens im Dienste des Herrn zuzubringen. Nur unser Erlöser ist frei von Sünden. Habe ich aber absichtslos gefehlt, so verzeihe mir, allergnädigster Herr! Ich beuge mich vor den geheiligten Fußtapfen deiner kaiserlichen Majestät als dein allerunterthänigster Fürbitter und Knecht Gottes. Graf Suworoff Rimnikski." Einstweilen drang man nicht weiter in ihn; als aber die gefahrdrohenden Ereignisse in Europa schnell aufeinander folgten und Alles befürchten ließ daß ein blutiger Kampf bereit sei aufzulodern, flog wiederum ein Kurier nach Koschanskoje und überbrachte Suworoff ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers. Es lautete: „Graf Alexander Wassiljewitsch! Es ist jetzt nicht an der Zeit uns zu berechnen. Dem Schuldigen verzeiht auch Gott. Der römische Kaiser fodert Sie zum Befehlshaber seiner Armee auf und vertraut Ihnen die Schicksale Oestreichs und Italiens an. Meine Sache ist es, hierzu die Einwilligung zu ertheilen, die Ihrige, die Rettung zu vollbringen. Eilen Sie herzukommen und rauben Sie Ihrem Ruhme nicht die Zeit, mir aber nicht das Vergnügen Sie zu sehen."

Suworoff reiste augenblicklich nach Petersburg ab. Die Zeitgenossen erzählen daß es unmöglich sei das Entzücken zu beschreiben, welches seine Ankunft im Volke und im Militair erregte. Man begrüßte und gratulirte sich gegenseitig. Es schien daß schon die bloße Ankunft Suworoff's die Bürgschaft für die zu erlangenden Siege gäbe. Bis zu Thränen gerührt kniete er vor dem Kaiser nieder; dieser hob den Greis auf, küßte ihn, umschlang ihn mit seinen Armen und drückte ihn an sein Herz. Suworoff eilte nach Italien, vermehrte seinen Ruhm durch glänzende Siege, zog nach der Schweiz und führte die kühnsten Märsche über kaum gangbare Bergpfade aus. Leider wurden die errungenen Vortheile durch die von dem wiener Hofkriegsrathe entgegengesetzten Hemmnisse beeinträchtigt, und ärgerlich darüber beschloß Paul die Zurückberufung seiner Armee. Er entbot Suworoff zu sich; er wollte den Helden sehen und ehren. „Das 18. Jahrhundert geht zu Ende", schrieb Suworoff. „Mich mit Ew. kaiserlichen Majestät Truppen vor den Stufen Ihres Throns beugend bete ich zu Gott: er möge den Vater des Vaterlandes segnen für die Thaten, mit denen er das Ende des Jahres und des Jahrhunderts bezeichnet hat." Der Kaiser antwortete: „Ich danke dem Sieger an der Trebbia, bei Novi und im Mouotathal und bedauere daß ich das neue Jahr friedlicher beginne als den Anfang des vergangenen. Eilen Sie zu mir. Nicht mir gebührt es, dich, mein Held, zu belohnen, wol aber ist es meine Pflicht, deine Thaten zu würdigen, dich zu beschützen und dir das Gebührende angedeihen zu lassen."

Auf der Heimkehr erkrankte Suworoff; der durch diese Nachricht beunruhigte Kaiser schickte sogleich seinen Leibarzt Weikart zu ihm und schrieb an Suworoff: „Ich bete zu Gott daß er mir meinen Helden erhalten möge! Bei Ihrer Ankunft in der Residenz werden Sie sich von der vollkommensten Erkenntlichkeit Ihres Kaisers überzeugen, die jedoch nie Ihren Waffenthaten und Verdiensten wird entsprechen können." Solche Worte waren das beste Arzneimittel für den kranken Feldherrn; er lebte wieder auf, er eilte zur Weiterreise, doch schon war das Unwetter im Anzuge, welches ihn mit dem letzten und herbsten Schlage treffen sollte. Ganz unerwartet hatte der launenhafte Selbstherrscher, wahrscheinlich durch ränkevolle Zuflüsterungen gereizt, seine Gesinnung geändert und die Nachricht von seinem Zorn schmetterte Suworoff plötzlich nieder. Als er Wilna verließ, hörte er daß nicht Ehrenbezeugungen, sondern die Ungnade des Kaisers ihn in Petersburg erwarte, daß jeder Empfang abbestellt sei, daß die Truppen Befehl erhalten hätten, ihm keine der militairischen Ehren zu erweisen, die nach

dem früher ergangenen Tagesbefehl ihm zugesichert waren, und daß die Gemächer die für ihn im Winterpalast eingerichtet gewesen dem Prinzen von Mecklenburg, der sich damals in Petersburg aufhielt, zugewiesen worden. Einige Stationen diesseit Wilna erschrak Suworoff's Gefolge, welches von jenen Nachrichten noch Nichts wußte, über die plötzliche Veränderung im Gesundheitszustand des leidenden Helden. Er konnte das Fahren nicht länger ertragen und stieg in einer ärmlichen lithauischen Hütte ab. Die Krankheitsanfälle erneuerten sich. Nicht ohne Thränen konnten die ihn umgebenden Personen den Greis ansehen, als er in der Hütte auf einer Bank und mit einem Bettlaken zugedeckt, dem Tode nahe, dalag. Indeß erholte er sich wieder und setzte seine Reise fort. Seine Weiterfahrt glich einem Leichenzuge; still und schweigend lag er im Wagen, der nur Schritt für Schritt dahin schlich. Haufenweise kam ihm allenthalben das Volk entgegen, doch wagte es nicht ihn zu begrüßen; es folgte ihm schweigend, weinend und für ihn betend. Langsam näherte sich sein Wagen der Kaiserstadt; unzählige glänzende Equipagen jagten ihm vorüber. Niemand ahnte daß in dem kaum von der Stelle rückenden Wagen Suworoff zurückkehrte. In der kleinen Kalomna (einem entlegenen Stadttheile von Petersburg unweit des rigaischen Thors) stieg er im Hause eines Verwandten ab. Er war so erschöpft daß er kein Wort sprechen konnte und kaum athmend zu Bette gebracht werden mußte. Nur sein fester Wille widerstand noch den Angriffen des Todes; doch dieser Kampf dauerte nicht mehr lange. Suworoff starb in der Nacht auf den 6. Mai (alten Stils) 1800. Als man seinen Tod dem Kaiser meldete, dachte er eine Weile schweigend nach und äußerte halblaut: „Voilà encore un héros qui a payé le tribut à la nature!" Ungefähr 10 Monate später hatte auch Paul aufgehört zu leben, ohne daß sich in diesem Falle die beliebte Redefigur „der Natur seinen Zoll bezahlen" anwenden läßt; bei dunkler Nacht hatte man in den Räumen des Michaelpalastes das schon oft gegebene Trauerspiel: „Le despotisme corrigé par le meurtre", wiederholt, und Paul I. war seinem Vorgänger Peter III. auf demselben Wege vom Throne in das Grab gefolgt. 22.

Charakterbilder von Beda Weber. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn man Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften, geistlicher Rath, Domcapitular zu Limburg, bischöflicher Commissar zu Frankfurt, Pfarrer an der Bartholomäuskirche daselbst, Inspector der Knabenschule am Dom, Mitglied der Verwaltung der katholischen Armenanstalt, katholischer Prediger am Versorgungshaus ist, so ist es erklärlich daß man in dieser Menge von Geschäften Manches vergessen kann was man einmal gesagt, und nicht Zeit findet seine Werke vor der Herausgabe noch ein mal durchzusehen. Welch Glück daß man nicht auch noch Mitglied der ersten nassauischen Kammer geworden ist, die Zerstreutheit und der Zeitmangel wären sonst noch größer geworden. Aber nicht alle Leute haben ein so kurzes Gedächtniß als der Verfasser. Wenn wir hier lesen (S. 373): „Blum appellirte mit klaren Worten an die Faust des Gesindels, foderte die deutschen Heere zum Meineid gegen ihre Fahnen auf", wenn er demselben (S. 408) „eine doppelgängerische Beredtsamkeit" zuspricht, um mit weitern Ausfällen ähnlicher Art den Raum nicht zu verderben (vergl. S. 326—328), wie reimt sich damit daß er am 29. November 1848 gesprochen („Stenographische Berichte", V, 3684): „Ich glaube diesen deutschen Mann (Robert Blum) mehr zu ehren wenn ich schweige, als wenn ich ein Langes und Breites über seine Hinrichtung spreche." Die Idee der Volksmajestät, „welche so cordial und ruhig lächelnd mit Fäusten und Sensen droht", wird wiederholt mit Hohn überschüttet, und doch hat Weber am 23. Januar 1849 („Stenographische Berichte", VII, 4814), nachdem er die Volkssouverainetät ebenso eigenthümlich als geschmacklos mit einem Wassermädchen verglichen, hinzugesetzt: „Die deutsche Volkssouverainetät wird uns beistehen daß wir Alle friedlich nebeneinander leben können und uns einander Nichts verkümmern lassen." Als Weber in derselben Rede sagte: „Ich und meine Freunde verschmähen es auf das confessionnelle Gebiet zu treten. Deutschland hat Land und Leute genug durch den confessionnellen Hader verloren, es ist Zeit damit aufzuhören", da muß er vergessen haben daß er 1841 in seinem Buch „Tirol und die Reformation" von der „Giftschlange der Reformation, dem aus Sachsen eingeschleppten Gift der Reformation" gesprochen, und damals kann er auch nicht die Absicht gehabt haben, „Lebensbilder" herauszugeben. Hätten Weber's anderweitige viele Geschäfte ihm gestattet sein Buch von 1848 durchzusehen, ehe er es 1853 herausgab, so hätte er wol folgende Stelle gestrichen: „Denn ich bin nicht der geniale Dr. Hodes von Bornheim, welcher am Morde des Fürsten Lichnowsky nach einigem Wortgezänke feige vorüberging und sodann von seinem Haus in Bornheim aus die Mordgeschichte per actionem distans in halbstündiger Entfernung beobachtete", denn es ist seitdem durch die Verhandlungen des Lichnowsky'schen Processes allgemein bekannt, mit welcher Todesverachtung bis zum letzten Augenblick des möglichen Erfolgs Dr. Hodes den Fürsten zu retten suchte, und nach den obigen Proben von Muth der Ueberzeugung dürfen wir wol ebenso zweifeln, ob der Autor in gleichem Falle gleichen Muth bewiesen, wie wir bezweifeln daß er im Stande sei auch nur eine Seite so voll Geist und Scharfsinn zu schreiben, wie der „traurig verkommene Professor Vischer aus Tübingen, dessen Schwabennatur Mitleiden einflößen kann", sie zu Hunderten in seiner „Aesthetik" geliefert. Wir haben hier zugleich ein Pröbchen von Dem was der Autor unter „Charakterbildern" versteht. Er, der viel Wahres und noch mehr Uebertriebenes über Karl Vogt's Cynismus vorbringt, nennt den Oestreicher Berger eine Blattlaus, Itzstein einen Stänker, Mittermaier ist ein Schaukler und Stangenreiter, Jahn und Arndt sind komische Antiquitäten, Dahlmann, Gervinus, Jakob Grimm, Robert von Mohl, Friedrich von Raumer, P. Pfizer, Stenzel, Bassermann, Uhland, Wippermann, Heckscher, Henkel, Lette werden charakterisirt (!) als „fast sämmtlich früher mehr oder minder bekannt als Demagogen (!), Oppositionsmitglieder der deutschen Kammern"; Dahlmann ist nebenbei der „steifste Pedant", seine Adjutanten sind Beseler und Waitz. In so unwürdigem Ton wird von allen Fractionen mit Ausnahme der Ultramontanen gesprochen; selbst der würdige Bischof von Mainz, Kaiser, ist ihm (S. 448) „vom auflösenden Geiste der Neuzeit gestreift". Dagegen ist sein Nachfolger, Herr von Ketteler, ein Mann nach dem Herzen unsers Autors, desgleichen die „wackern Westfalen", und unter der ultramontanen Schar entdeckt er gar noch eine neue Größe, einen Dr. Gredler aus Wien, einen geborenen Zillerthaler. Bei dieser katholischen Exclusivität des Verfassers ist nur zu verwundern daß er einen protestantischen Verleger gesucht und gefunden hat. Mit dieser ultramontanen Brühe sind alle die höchst verschiedenen Gerichte, die das Buch bringt und die mitunter sehr uneigentlich unter die weite Benennung „Charakterbilder" eingereiht sind, angemacht, und dadurch wird das Buch langweilig, trotz alles Klatsches welcher besonders über Ronge's Einzug in Frankfurt 1845 aufgetischt wird. Dem Andenken Johann Friedrich Heinrich Schlosser's auf Stift Neuburg ist auch ein Abschnitt gewidmet. Hätte der Verfasser an seinem gepriesenen Freunde ein Beispiel genommen! Schlosser war aus Ueberzeugung Katholik geworden, aber er blieb ein milder, wohlwollender, wohlthätiger Mensch, der nicht wie unser Autor überall nach der Confession fragte. Komisch macht es sich aber, wenn unser polyhistorischer Autor von diesem beschränkten Standpunkt aus Heroen wie A. von Humboldt und Gervinus auf ihren eigensten Gebieten zurechtweisen will! Wir ersparen es uns und den Lesern hier ein Inhaltsverzeichniß des bunt zusammengewürfelten Stoffs zu geben, und glauben der Leser wird jetzt doch schon wissen was er hier zu suchen hat. Was der eigentliche Kern des

Buchs ist, mag folgende Stelle zeigen, die, aus der Feder eines der wichtigsten vorgeschobenen Rüstzeuge der streitenden Kirche in Deutschland, nicht ohne Bedeutung ist: „Gestehen wir nur redlich ein, die alte Zeit der katholischen Kirche gab uns allerdings einen gewissen Frieden, dessen zweideutige Vortheile aber weit überwogen wurden von der Feigheit und Unthätigkeit der Geister, die sich um dieses Friedens willen alle Uebergriffe gefallen ließen, und war bemüht selbst die Bischöfe zu Vollstreckern der Kirchenknechtung zu machen. Diese schmachvolle Zeit ist vorüber, der falsche Friede hat die Maske abgeworfen, der Moment des Kampfes hat seinen Anfang genommen, die schlummernden Kräfte sind aus dem Siebenschlaf aufgerüttelt worden. Die katholische Association des deutschen Volks wird sie sammeln, läutern, üben und zum Siege führen." 30.

Geschichte der Philosophie in gedrängter Uebersicht. Lehrbuch zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen und zum Selbstunterrichte. Von Ludwig Noack. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Noack geht von der richtigen Ansicht aus, die übrigens seit Hegel Gemeingut aller Einsichtigen geworden, daß in der Geschichte der Philosophie der Fortschritt des denkenden Geistes der Menschheit in der Erforschung der Wahrheit zu erkennen ist; er hat deshalb auf den innern Fortgang der Entwickelung, auf den Zusammenhang der einzelnen Systeme sein Augenmerk gewandt, dabei aber das Bestreben gehabt nicht sowol seine Reflexionen, sein Urtheil über die einzelnen Philosophen zu geben, als vielmehr diese selbstredend einzuführen, durch eine gutgewählte Zusammenstellung ihrer bedeutsamsten Aussprüche sie unmittelbar vor das geistige Auge des Lesers treten zu lassen. Seine Darstellung ist klar und faßlich, aber der metaphysische Kern und die eigenthümliche Entfaltung desselben, der methodisch-wissenschaftliche Beweis, den die Urheber der einzelnen Lehren für dieselben versucht, tritt doch auf so wenig Seiten nicht in das rechte volle Licht, sodaß sein Buch durch weitere Erörterungen, sei es durch mündlichen Vortrag, sei es durch das Studium umfassenderer Werke und namentlich der Hauptschriften der epochemachenden Denker ergänzt werden muß, wenn eine wirkliche Kenntniß der Philosophie dadurch erzielt werden soll. Denn diese besteht nicht darin daß man eine Reihe von Sätzen und Behauptungen wie Dogmen kennenlernt, sondern sie erfodert vielmehr daß man den Gedankengang eines Meisters mit durchmacht, daß man die von ihm gewonnenen Resultate im eigenen Geist wieder erzeugt und von den Gründen derselben sich Rechenschaft geben kann. Aber zum Leitfaden für Vorträge oder für ein weiteres Studium ist das Buch Noack's geeignet; der akademische Lehrer oder die andern Bücher werden freilich Mancherlei modificiren oder berichtigen müssen. Jedenfalls aber hätte es die Pflicht der Dankbarkeit erheischt, daß der Verfasser diejenigen Bücher denen er bei den einzelnen Abschnitten folgt und zu denen er sich gar oft nur als Epitomator verhält auch genannt hätte, und damit wäre für die Benutzung des Buchs der weitere Vortheil erlangt, daß es durch literarische Nachweisungen zu einem gründlichern Studium Anleitung bieten würde, die der noch Unerfahrene jetzt anderwärts suchen muß. Sodann gebührt sich für ein derartiges Compendium die größte Genauigkeit. Was soll man aber dazu sagen, wenn selbst über eine Schule welcher der Verfasser selbst angehört, über die Hegel'sche, Irrthümer vorkommen? In Halle soll sie unter Andern durch Ulrici vertreten sein, der sie vom Anfang seines philosophischen Schriftstellerns an — seine Abhandlung über Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie erschien vor 12 Jahren — entschieden bekämpfte; in Kiel soll Chalybäus ihr Vertreter sein, der ebenfalls einer andern Richtung angehört und schon angehörte, ehe er nach Kiel berufen ward; als leipziger Hegelianer wird Göschel genannt, der niemals dort docirte; Knapp, Hillebrand, Carriere haben eine unabhängige Stellung, sie verdanken Hegel viel, sind aber nicht bei ihm stehen geblieben, sodaß sie mit Noack zur Schule gerechnet werden könnten. Was die Herbartianer angeht, so ist Lott nicht in Göttingen, sondern in Wien, Th. Waitz nicht in Göttingen, sondern in Marburg und kaum zu ihnen zu zählen.

Die gegenwärtigen Tendenzen der Philosophie deutet Noack mit einer Hinweisung auf Planck und auf sich selbst sehr einseitig an, während Fortlage's „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant" ihm ein Führer hätte sein können. Wir wünschen dem Verfasser daß er die vielgeschäftige, federfertige, formalistische Compilationsarbeit und Selbstparaphrasirung aufgeben und durch selbständige Detailforschungen, durch eigenthümliche inhaltsvolle Ideenentwickelung ersetzen möge. Bücher wie das vorliegende dürfen die Lehr- und Schreibthätigkeit eines Gelehrten begleiten, aber nicht ausfüllen. 34.

Die Tragedia Policiana.

Die Tragedia Policiana ist theils ziemlich unbekannt, theils sind die Berichte welche wir über dieselbe besitzen ziemlich untreu. Und doch ist sie in mehrfacher Hinsicht merkwürdig genug, zunächst schon deshalb, weil sie unter diejenigen Tragödien, Tragikomödien und Komödien gehört, welche durch die berühmte „Tragicomedia de Calisto y Malibea" oder die „Celestina" des Fernando de Rojas hervorgerufen wurden. Don Buenaventura Carlos Aribau gedenkt ihrer nicht einmal, und auch das ist bemerkenswerth, in der „Biblioteca de autores españoles" (III, 20; Madrid 1846), der Einleitung zu dem neuesten Abdrucke der „Celestina", den er besorgt hat. Ticknor (Spanische Uebersetzung, I, 282) führt sie zwar an, aber mit dem bedenklichen Titel „La tragedia de Policiana", und scheint sie also gar nicht gesehen zu haben, wie er denn, es muß das gesagt werden, weil man ihn sehr zu überschätzen pflegt, vielfach gar unzuverlässig ist und leichthin schreibt, man vergleiche nur z. B., um aus Vielem Eins anzuführen, was er über Torres Naharro gibt, mit Dem was Naharro selbst darbietet. Glücklicher als er und Don Aribau sind die spanischen Uebersetzer des Ticknor'schen Werks gewesen, die Herren Don Pascual de Gayangos, individuo de la Real Academia de la historia, und Don Enrique de Vedia, denn sie erstatten im Anhang zum ersten Bande (S. 525 fg.) über diese Tragedia Bericht und bemerken, die Abdrücke seien so selten geworden daß ihnen in Spanien selbst nur ein einziger zu Gesicht gekommen sei. Da wäre denn nun aber sehr zu wünschen, wol auch zu erwarten gewesen, sie hätten sich das einen Antrieb sein lassen, diese Tragödie gebührend durchzulesen und zuverlässige Rechenschaft über sie zu geben; sie würden zuvörderst schon die Freude gehabt haben, im ersten Bande (S. 277) für trotaconventos (ähnlich auch picacantones) die gute toledanische Form trueta conventos (acto 13 Fo. xxxvj b) zu finden und ferner aus acto 25 und 9 das Wörterbuch der Akademie zusammt Salvá mit den Wörtern apperrochar und desaperrochar (désachalander) bereichern zu können. So aber ist leider Alles was sie daraus mittheilen, sogar der Titel schon unrichtig. Das Zuverlässige ist Folgendes: „Tragedia Po- | liciana. Enla qual se tractanlos muy | desdichados amores de Poli- | ciano y Philomena. Exe | cutados por industria | de la diabolica | vieja Clau | dina, | Madre de Parme- | no, y maestrade | Celestina." Die hier gesperrt gedruckten Wörter sind roth, die übrigen schwarz, und zwar sind diese erst später nach den rothen eingedruckt worden. Der Titel hat desdichados amores, nicht aber desgraciados, wie bei Ticknor. Unmittelbar unter dem Titel befindet sich in einem kleinen Viereck ein Herr der einer Dame eine Blume reicht, Beide in Putz, tief im Hintergrunde vier Nadelbäume. Der ganze Titel ist mit einem Portale eingefaßt das auf zwei Säulen ruht, von denen die zur Rechten des Beschauers verkehrt steht; oben ist in Verzierungen ein Medaillon angebracht, unten

deren zwei, in der Mitte in einem Kranze eine Wappenlilie mit vier Sternen in einem Wappenschilde; Alles Holzschnitt. Das Wasserzeichen scheint eine offene Hand, deren Mittelfinger einen fünfzackigen Stern trägt (ob eine Siechenklapper? Regis zu Rabelais II, 1, 284. Friedrich Gutermann's „Aelteste Geschichte der Fabrikation des Linnenpapiers", Leipzig 1845; „Serapeum", VI, Nr. 17, 18, wogegen Sotzmann im „Serapeum" S. 97—108, 123—128, 1846). Achtundsiebzig Quartblatt mit Signaturen, foliirt, ohne Custoden, aber merkwürdigerweise beginnt die wirklich auch aufgedruckte Signatur aj auf dem leeren, dem Titel vorhergehenden Blatte, sodaß das Titelblatt aij ist. Das Foliiren beginnt auf der Titelrückseite mit Fo. ij und die nächstfolgende Seite hat Fo. iij., von da ab jedoch ist immer nur die Vorderseite jeden Blattes fortlaufend foliirt, sodaß Fo. lxxx. auf der Vorderseite des letzten Blattes schließt. Am Ende heißt es: „Acabose esta tragedia | Policiana a. xx. diasdelmesde Noviebre, a costa | de Diego lopez librero vezino de Toledo. | Año de nra Redepcion de mil | z quinieto sz quaren | ta y siete z: | — Nihil in humanis rebus perfectum." Auf der Titelrückseite Fo. ij. beginnt: „El Actor a vn amigo suyo". Der Verfasser redet zu ihm mit „muy noble señor" und sagt, einsames Leben, Langeweile, der Entschluß nicht herumzulungern und die Straßenecken zu hüten, hätten ihn nächstdem daß der sehr edle Herr ihn aufgefodert, darin bestärkt dieses Werk, dessen ersten Entwurf er schon unzählige male zum Feuer verdammt gehabt, zu vollenden. Gleich darunter, noch auf derselben Seite beginnt ein aus achtzeiligen Versen in esdrujulos bestehendes Gedicht: „Alos enamorados", welches, ein Akrostichon, den Namen des Verfassers El bacheller Sebastian Fernandez ergibt und bei Ticknor (I, 525 fg.), aber ungenau abgedruckt ist; man lese z. B. gleich in den ersten Zeilen „no se dezillos, no podemos, sus graues extremos", Zeile 15 „Abaten y allanan", Zeile 19 „siguiendo al amor", kleinerer Ungenauigkeiten und Verballhornungen nicht zu gedenken. Das oft vorkommende Zeichen z lesen die spanischen Uebersetzer é und et, es ließe sich aber unschwer nachweisen daß es y und nur darum für das ebenso oft angewendete y gesetzt sei, weil es dem Drucker an der i griega gebrach. Das Gedicht schließt Fo. iij. mit „Amen", und nun beginnt „El Actor. al Lector.", also nicht schon á la vuelta des Titels, und hierin kommen die S. 526 bei Ticknor mitgetheilten Worte vor. Fo. iiij. b fängt an mit „Argumento del primero acto". Darunter aber kommt noch nachträglich das Personenverzeichniß des ganzen Stücks, 20 Personen für 29 Acte: „Introduzen se enesta Tra gedia. Fo. v. hebt der erste Act an; über jedem Actanfange stellt ein Holzschnitt die auftretenden Personen dar.

Was den Inhalt des Stücks anbelangt, so nennen die Uebersetzer den Helden desselben, Policiano, einen vecino de Sevilla, vermuthlich weil sie auf den Ausspruch Blanco White's hin es als ausgemacht annehmen daß die „Celestina" in Sevilla spiele. Der Verfasser der „Claudina" oder der Tragedia Policiana, Sebastian Fernandez, scheint jedoch dieser Ansicht nicht gewesen zu sein, wenigstens würde, spielte seine Tragödie in Sevilla, sehr sonderbar klingen, was er Act 14 zu Ende den Rufian Pizarro sagen läßt: „Estas dueñas quieren hacer de las Marquesas, despues de haber trotado los bancos de Flándes, y el potro de Córdoba *), y el aduana de Sevilla." Der edle Policiano also hat bei einem Spaziergange in der Huerta de los Cipreses am Flußufer die Philomena, Tochter des Theophilon und der Florinarda, die mit ihrem Vater und mehren andern Jungfrauen lustwandelte, gesehen und ist in Liebe zu ihr entbrannt. Sein Diener Solino räth ihm an sie zu schreiben; sein Page Silvanico kennt Philomena's Zofe Dorothea, die den Brief in ein Buch steckt worin ihre Herrin zu lesen pflegt. Auf Rath der Diener wendet sich Policiano auch an die alte Kupplerin Claudina. Diese bannt einen spiritus familiaris in einen Ring, sucht Philomena auf, steckt ihr den Ring an und läßt ihr denselben als schmerzstillend zurück. Der Ring wirkt auf Philomena, nicht aber ein filtro amoroso, wie es bei Ticknor (S. 527) heißt, vermuthlich weil im Argumento des 15. Acts (vergl. Argumento zu Act 1) steht: „Philomena presa de la yerba diabolica de Cupido dize palabras compasibles manifestando supena." Nächtliche Vereinigungen finden statt. Theophilon, besorgt um die Ehre seiner Tochter, weist seine Diener an die Claudina von seinem Hause fernzuhalten und sie nöthigenfalls todtzuschlagen; seinen Gärtnern befiehlt er einen Löwen, den er im Käfig hat, des Nachts in der Huerta, um die Füchse zu verscheuchen, frei herumwandeln zu lassen. Dieser zerreißt den Policiano und Philomena tödtet sich im Garten mit des Geliebten Schwert; die Diener haben an demselben Abend die Claudina erschlagen. Die spanischen Berichterstatter sagen (S. 528) irrig: „Sobreviene el leon y despedaza al infeliz amante, á cuya vista Philomena cae en tierra y muere de pesar y sentimiento." Der Zwischenscenen soll hier nicht weiter gedacht werden. Man sieht, das tragische Ende der Liebenden ist dem des Pyramus und der Thisbe ähnlich — una duos nox perdit amantes — einem damals überaus beliebten Stoffe, wie Lope de Vega's „El capitan Belisario" und der „Midsummer-night's dream" (vergl. K. K. Hense's „Shakspeare's Sommernachtstraum", Halle 1851) beweisen.

Wie von Anfang an ein Unstern über die Berichterstattung der spanischen Uebersetzer gewaltet hat, so waltet er fort bis an das Ende, denn S. 528 findet sich noch ein irreführender Druckfehler — hoffentlich ist es bloßer Druckfehler: último statt tercero — in den Worten: „Tal es el argumento de esta comedia, cuyo principal papel es el de la vieja Claudina, que se halla nombrada en el *último* acto de la *Celestina*. Auf dem dritten Acte der „Celestina" ruht die Tragedia Policiana, die sich der „Celestina" im Ganzen wie im Einzelnen, selbst bis auf sprachliche Wendungen genau anschließt. Celestina tritt im 27. Act der Tragedia Policiana auf, denn „Claudina, manda que llamen á Celestina, y la deja por tutriz de sus hijos y tenedora de sus bienes, lo cual ordenado y por la vieja Celestina aceptado da el anima al diablo y deja el cuerpo á los gusanos." Doch cortemos el ser mon!

76.

*) Die Hauptstelle über den potro de Córdoba im „Donado hablador", Cap. 5, S. 511 des 18. Bandes der „Biblioteca", Madrid 1851. Vergl. Ponz: „Viaje", XVII, 70, la fuente que llaman del Potro.

Notizen.

*Neueste englische Belletristik.

Während das Drama, namentlich das höhere, und auch die Lyrik (deren fast einziger würdiger Repräsentant gegenwärtig der etwas gezierte Tennyson ist) in England zur Zeit in hohem Grade vernachlässigt und selbst verwaist erscheint, wuchert neben der Reiseliteratur die Romanliteratur und Novellistik aufs üppigste, und zwar betheiligen sich Frauenfedern zunächst an dieser Fabrikation, daher auch der Witz des „Punch": man habe von mehren Dichtungen Byron's gesagt, sie seien verhaltene Parlamentsreden; mit demselben Rechte könne man von diesen Romanen sagen, sie seien verhaltene, nicht zum Durchbruch gekommene Strümpfe. Wir führen von den neuesten englischen Schriften belletristischen Charakters folgende an: „Sam Slick's wise saws and modern instances, or what he said, did, or invented", vom Verfasser des „Sam Slick" (2 Bde.); John Edmund Reade's „Poems and dramas", zum ersten male gesammelt und folgende Dichtungen enthaltend: „Destiny", „The deluge", „Drama of a life", „Vision of the ancient kings", „Italy", „Catiline", „Memnon", „Revelations of life"; ferner „Wealth and labour", von Lord B...., Verfasser von „Masters and workmen" und „The farce of life"; „Sir Frederick Derwent", vom Verfasser

der „Smugglers and foresters“ und „Fabian's tower“; „The wilfue ward“, vom Verfasser des „Sir Arthur Bouverie“ und des „Young doctor“; „The shady side, or life in a country parsonage, by a pastors wife“, eine Erzählung aus dem Familienleben, welche im „Standard“ große Anerkennung findet; „Family romance, or episodes in the domestic annals of the aristocracy“, von J. Bernard Burke, Verfasser des Werks „The peerage“ (vom „Standard“ höchlichst gelobt); „Harry Muir“, vom Verfasser der „Margaret Maitland“; „The Longwoods of the Grange“, von dem Verfasser der „Adelaide Lindsay“; „Ada Grasham, an autobiography“ von Mary Anne Lurton, ein Buch welches der „Messenger“ dem Besten was Currer Bell geschrieben zur Seite stellt; „Cyrilla, a tale; by the Baronesse Tautphoeus“ (einer in Baiern vermählten englischen Dame), Verfasserin von „The initials“ (der Roman spielt in Deutschland, namentlich in Salzburg); „The sceptic a domestic tale“, von Mrs. Follen, Verfasserin der „Well spent hour“; „Agnes Maynard, or dreams and realities“ von der Verfasserin der Schrift „The garden in the wilderness“; „Rosa St.-Orme and other tales“, von Mrs. Locke; „Antoine and Marie, or slave love in America“ (anonym); „Rambles in an old city“, von S. Madders; „Lorenzo Benoni, or passages in the life of an Italian“, von der Verlagshandlung unter der Ueberschrift „Life under an Italian despotism“ empfohlen. Die meisten von den obengenannten belletristischen Werken sind Romane, von diesen fast die meisten von Frauen oder Fräulein verfaßt und die meisten das beliebte Normalmaß von drei Bänden ausfüllend.

Englische Schriften über Deutschland.

Ein namentlich auch für Deutsche interessantes Buch ist das der Miß Mary Howitt: „An art student in Munich“ (2 Bde.), worin die Verfasserin, die in München längere Zeit unter Kaulbach's Leitung künstlerischen Studien oblag, nicht nur das münchner Kunstleben, sondern auch mit der den Frauen eigenen Neigung zur Auffassung des Genrehaften und der Kleingegenstände des Lebens die häuslichen Sitten und Gewohnheiten der Münchner und namentlich der Münchnerinnen schildert. In dieser Hinsicht, meint das „Athenaeum“, ist seit längerer Zeit, seit den „Letters from the Baltic“ kein so lebendig geschriebenes Buch erschienen. Zu den anziehendsten Partien gehören die über Kaulbach's Atelier, über die besonders durch Eduard Devrient berühmt gewordenen dramatischen Aufführungen religiösen Charakters (Passionen) in Oberammergau, über das Maifest in Nürnberg, über den Künstlermaskenball, über die Zimmervermietherin „Frau Rentbeamtin“ Thekla Victoria Karolina Werff u. s. w. Eine enthusiastische Verehrerin der münchner Kunst, ist sie doch keineswegs blind gegen so manche ihrer Schattenseiten, namentlich gegen das oft ungehörigen Orts sich hervordrängende überladene decorative Element. Auch bedauert sie daß die Reisenden aus traditioneller Gewohnheit und aus Pietät für die Anfänge der münchner Kunst den Bildern unter den Arkaden allzu große Aufmerksamkeit zu widmen pflegten, und indem sie in diesen Incunabeln Hauptwerke der münchner Kunst vor sich zu haben glaubten, einen ungenügenden, falschen Begriff von derselben erhielten. Ein anderes interessantes Buch über Deutschland erschien unter dem Titel „Home life in Germany“, von Charles Loring Brace, Verfasser von „Hungary in 1851“. Loring Brace weiß zwar gewisse löbliche Eigenschaften der Deutschen sehr wohl zu schätzen, aber er rügt an ihnen namentlich ihre individuelle, zur doctrinairen einseitigen Rechthaberei führende Eigenliebe und Selbstüberschätzung und den in ihrem häuslichen Leben hervortretenden Mangel an praktischer Religiosität. Der Verfasser ist ein geborener Nordamerikaner. Von dem bekannten H. F. Chorley erschien in zwei Bänden „A work on music in Germany“.

Zur Wellington-Literatur.

Fast zahllos sind die biographischen, militairischen und poetischen Schriften, welche über den Herzog von Wellington seit dessen Ableben in England erschienen sind. Unter den Gedichten, in welchen der englische Nationalheld gefeiert wird, steht wol Alfred Tennyson's „Ode on the death of the duke of Wellington“ obenan. Dieselbe ist jetzt in zweiter Auflage verbessert erschienen, doch kann sie auch in dieser Form eine gewisse Künstelei und Frostigkeit nicht verleugnen, indem weniger der Poet als der „gekrönte“ Poet an dieser Ode gearbeitet zu haben scheint. Zu diesen an Wellington's Tod sich knüpfenden Gelegenheitspoesien gehören ferner „Sonnets on the death of the duke of Wellington“ von S. Evans; „Dirge for Wellington“; „Elegy supposed to be written in the cathedral on the occasion of the funeral of duke of Wellington“ von einem Graduirten der Universität Oxford. Doch gesteht die englische Kritik selbst daß diese und andere poetische Gaben nicht aus Immortellen geflochten sind. Von größerm Interesse sind einige kirchliche Trauerreden, hierunter „The mighty man of valour“, von dem Geistlichen F. H. Manly in der Dreifaltigkeitskirche zu Ipswich gehalten. Manly unternimmt es darin, den Vertheidigungskrieg gegen die entgegenstehenden Ansichten der Männer des Friedensvereins in Schutz zu nehmen und nachzuweisen, daß Wellington deshalb weil er ein Kriegsheld war nicht zu den „verlorenen Seelen“ gehöre.

Longfellow.

Des amerikanischen Dichters Longfellow „Hyperion“ ist jetzt in einer illustrirten Ausgabe erschienen. Diese Ausgabe ist mit 100 Holzschnitten geschmückt, die nach Zeichnungen angefertigt sind, welche Birket Foster vor kurzem auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz, Salzburg und Tirol aufgenommen hat. Longfellow, dessen poetische Werke vor nicht langem in zwei Bänden erschienen sind, ist bekanntlich ein Zögling der deutschen Romantik. Sein Gedicht über die alterthümlichen Herrlichkeiten und historischen Reminiscenzen Nürnbergs ist in Deutschland in rhythmischer Uebertragung, wenn wir nicht irren zuerst durch das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bekannt geworden. Unter den Illustrationen des „Hyperion“ wird namentlich der Besuch Paul Flemming's in einem deutschen Studentenclub als charakteristisch gerühmt.

Macaulay's Reden.

Ein höchst interessantes Werk ist folgendes, welches soeben in London angekündigt wird: „The parliamentary and miscellaneous speeches of the Right Hon. T. B. Macaulay“, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über Macaulay als Redner, letztere mit Erlaubniß aus Francis' „Orators of the age“ abgedruckt. Das Buch umfaßt nahe an hundert Macaulay'scher Reden, in denen die wichtigsten Gegenstände der Politik und die tiefgreifendsten Fragen der Zeit abgehandelt sind. Bekanntlich werden Macaulay's Reden, was die stilistische Form, die gründliche historische Kenntniß, die Schärfe des Ausdrucks und die Energie des Gedankens betrifft, von den politischen Gegnern sowol als den Freunden Macaulay's als Musterreden bewundert, denen sich die keines andern Redners zur Seite stellen lassen. Für jetzt genüge diese Anzeige; jedenfalls aber gedenken wir auf diese bedeutende Erscheinung noch ausführlicher zurückzukommen. 71.

Corneille und die „Nachfolge Christi“.

Je seltener die handschriftlichen Fragmente sind die von Corneille existiren, um so schätzbarer ist für die Franzosen ein Fund den ein junger französischer Gelehrter, Cölestin Port, in den Mappen der St.-Geneviève-Bibliothek in Paris gemacht hat. Derselbe besteht in vier Briefen Corneille's, die dieser in den Jahren 1652—56 an den ehrwürdigen Pater Boulard, Abbé

an der St.-Genovevakirche geschrieben hat. Das mysteriöse Erscheinen des Buchs „De imitatione Jesu Christi" im 15. Jahrhundert hatte nämlich einen großen Streit über die Autorschaft hervorgerufen; Jeder wollte der Verfasser sein. In den Jahren 1640—52 entspann sich zwischen den Benedictinern und Genovevern ein besonders heftiger Kampf; jene behaupteten ihr Ordensbruder, der Kanzler Jean Gerson, diese Thomas a Kempis sei der Verfasser. Richelieu befahl, es solle von dem Buche eine Ausgabe ohne Benennung eines Autors auf dem Titel veranstaltet werden; die Sache kam aber vor das Parlament und am 12. Februar 1652 ordnete der Gerichtshof an, daß die gegenseitigen Beleidigungen und Schimpfreden, mit denen die Mönche sich beehrt hatten, unterdrückt werden sollten: „denn man habe sich mehr Niederträchtigkeiten vorgeworfen, als die boshaftesten und unverschämtesten Schlingel auf der ganzen Erde begehen könnten". Schließlich ward verboten daß das Buch „De imitatione Jesu Christi" den Namen Jean Gerson's trage, wogegen die Abbé und Mönche von St.-Geneviève autorisirt wurden, fortan den Namen Thomas a Kempis' auf den Titel drucken zu lassen. Der Pater Boulard, stolz auf diesen Sieg vor dem Gerichtshof, wollte einen gleichen bei der französischen Akademie und in der literarischen Welt erringen und schrieb an Corneille, der in Rouen das Buch in Versen übersetzte, in der Absicht auf Corneille's Buch den Namen Thomas a Kempis' zu bringen. Allein allen Schmeicheleien zum Trotz, die Boulard sagte, war Corneille klug genug das Ansinnen abzulehnen, und die Correspondenz hierüber ist der Inhalt jener neu aufgefundenen vier Briefe. Beiläufig erzählt Cölestin Port daß die Benedictiner die Sache nicht weiter verfolgten; die Gemüther beruhigten sich. Jede Partei versammelte Gelehrte die ihrer Meinung günstig waren und bekämpfte die andere in friedlicher Weise durch Ostentation mit diesen Versammlungen und deren Aussprüchen, welche stets eine Gegenversammlung hervorriefen. Corneille seinerseits hatte natürlich kein leichtes Spiel sich den Zumuthungen der Parteien zu entziehen und seine Neutralität zu bewahren. Seine Stellung als Schriftsteller und der precaire Zustand seines Vermögens mahnten ihn zur Vorsicht, denn hinter jenen Zwistigkeiten verbargen sich häufig mächtige Einflüsse die leicht zu erzürnen waren. Er wickelte sich aber aus der Sache glücklich heraus, ohne seine Würde und jenem Stolz etwas zu vergeben der Männern von Geist so wohl ansteht. 31.

Nichts Neues unter der Sonne.

Unter den vielfachen Betrügereien die in großen Städten auf listige Weise verübt werden lasen wir neulich auch in berliner Blättern, daß eine Frauensperson sich Kunde zu verschaffen wußte über freundschaftliche oder verwandschaftliche Verhältnisse von Familien aus der Stadt und auf dem Lande. Sie kam dann, angeblich von diesen als Botin gesendet, nach der Stadt und überbrachte unter vielen Grüßen irgend eine erfreuliche, aber erdichtete Nachricht, namentlich von Niederkunft und Gevatterschaft. Beiläufig bemerkte sie nun, daß sie aus der Stadt dieses oder jenes einkaufen und mitbringen solle und in freudiger Eile das Geld mitzunehmen vergessen habe. Man leistete ihr gern den Vorschuß und sie ließ sich natürlich nicht wieder sehen. Die ganze Botschaft war erdichtet; es war ihr Gewerbe. Denselben Betrug übte schon im Jahre 1537 ein Weib zu Hamburg, wie wir in den „Hamburger Chroniken" von Lappenberg (S. 137, Hamburg 1852) lesen: „Anno 37, 8. Aug. wort hier to Hamborch ein wiv bi dem kake gestupet und dat ein ohr afgesneden. Dat was ein landwiv... unde lep to den luden in't hus, unde bat se to fadderen in anderer lude namen, unde sede dan, se hedde to hus to hastich gewest und hatte't vorgeten, dat se neen gelt mede to der stadt genamen hadde. So moste se dat und dat kopen, dat men den so wol wolde doen und vorleggen er dat gelt bet to morgen, so scolde it er wert gerne wedder betalen. Mit sodanen und noch vel listiger reden kreg se so dat gelt van den luden, und nicht van den ringesten, sunder wol van den alderopperaten. — Anno 41 wort se avermal gekregen und den 12. Jan. bi dem kake stupet, und dat ander ohr afgesneden, und tor stadt ut." 13.

Bibliographie.

Bayer, J., Vom Sinai, Olymp und Tabor. Studien zur Philosophie der Geschichte, Religion und Kunst. Leipzig, Hübner. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Breier, E., Wien in der Nacht. Sittenroman aus der Gegenwart. Vier Bände. Wien, Sollinger's Wwe. 8. 2 Thlr.

Buddeus, A., Schweizerland. Natur und Menschenleben. 1ster Theil: Die ebene Schweiz. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Castrén's, M. A., Reisen im Norden. Enthaltend: Reise in Lappland im Jahre 1838. Reise in dem russischen Karelien im Jahre 1839. Reise in Lappland, in dem nördlichen Rußland und Sibirien in den Jahren 1841—1844. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Helms. Mit 1 Karte von dem nördlichsten Rußland. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Gedächtnissrede auf Paul Erman. Gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 7. Juli 1853. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 10 Ngr.

Frankl, L. A., Zur Geschichte der Juden in Wien. Der alte Freithof. Der Tempelhof. Wien, Sollinger's Wwe. 8. 15 Ngr.

Grohe, M., Bernhard von Weimar. Ein Trauerspiel. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 15 Ngr.

Ilgeniana. Erinnerungen an Dr. Karl David Ilgen, Rector der Schule zu Pforte, insbesondere an dessen Reden in Erholungsstunden. Eine kleine Anekdotensammlung von W. R. Leipzig, Hinrichs. 8. 10 Ngr.

Niendorf, Emma, Erzählungen. Stuttgart, Mäcken. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Radowitz, J. v., Gesammelte Schriften. 5ter Band. A. u. d. T.: Fragmente. 2ter Theil. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reinhold, C., Gedichte. Stuttgart, Mäcken. 8. 1 Thlr.

Schacht, H., Der Baum. Studien über Bau und Leben der höhern Gewächse. Mit 8 Lithographien und vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 3 Thr. 20 Ngr.

Schmid, H. Th., Dramatische Schriften. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr.

Tholuck, A., Vorgeschichte des Rationalismus. 1ster Theil, 1ste Abtheilung. — A. u. d. T: Abtheilung: Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen. 1ste Abtheilung: Die akademischen Zustände. Halle, Anton. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Vehse, E., Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 23ster und 24ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen. 1ster und 2ter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Fischer, L. H., Aburtheilung der Jesuitensache aus dem Gesichtspunkte der historischen Kritik, des positiven Rechts und des gesunden Menschenverstandes. Leipzig, R. Hoffmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1853
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

72. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständiges Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Dritte Auflage. In sechs Heften. Erstes Heft. 8. Geh. 10 Ngr.
   Dieses Fremdwörterbuch zeichnet sich durch **Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung** und **billigen Preis** vor ähnlichen Werken aus.
73. **Kudrun**, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von **Wilhelm von Ploennies**. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von **Max Rieger**. Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. 8. Geh.
74. Leben des königl. preuß. Wirkl. Geheimen Rathes **Georg Wilhelm Keßler**, Biographen Ernst Ludwig Heim's. Aus seinen hinterlassenen Papieren. Mit Keßler's Bildniß. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.
   Die Biographie des Verfassers des trefflichen Volksbuchs „Der alte Heim" (zweite Auflage, 1846, 1 Thlr.), die **Prutz** im Deutschen Museum als „eine der angenehmsten und werthvollsten Gaben unserer neuesten biographischen Literatur" begrüßt, da Keßler's Leben zwar von einfachem Gang gewesen sei, ohne großes Geräusch, trotz des wichtigen Einflusses, den es auf die innern Verhältnisse Preußens geübt, aber ein echt deutsches, ein wahrhaftes Musterleben, das der deutschen Jugend nicht eindringlich genug vor Augen gerückt werden könne und von nationaler Bedeutung sei.
75. **Lloyd (H. E.), Theoretische, praktische englische Sprachlehre für Deutsche.** Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Neunte, verbesserte Ausgabe. 8. 24 Ngr.
76. ———————, **Englische und deutsche Gespräche.** Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin**. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zwölfte, verbesserte Auflage. 8. 20 Ngr.
77. **Lucianus** ex recognitione **J. Bekkeri.** 2 tomi. 8. Geh.
78. **Mahâbhârata**, in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **T. Goldstücker.** Vier Theile. 4. Geh.
79. **Meyer (Ch. F.), Handwörterbuch** deutscher sinnverwandter Ausdrücke. Zweite Auflage. In fünf Heften. Erstes Heft. 8. Geh. 9 Ngr.
   Vollständigkeit, zweckmäßige typographische Ausstattung, so wie ein **billiger Preis** zeichnen dieses Handwörterbuch auf das vortheilhafteste aus.
80. **Aus** dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester **Klothilde Nostitz und Jänckendorf.** 8. Geh. 1 Thlr.
81. **Passavant (J. D.), L'oeuvre de Raphael d'Urbin**, ou catalogue raisonné des ouvrages de ce maître, précédé d'une notice sur sa vie. In-8. Geh.
   Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
   Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Folio. 1839. Velinpapier 18 Thlr., Prachtausgabe (mit Kupfern auf chinesischem Papier) 30 Thlr.
   In der Ausgabe auf Velinpapier werden sowol der Text als auch die Abbildungen dieses Werks einzeln erlassen; der Text kostet 8 Thlr., der Atlas 10 Thlr.
82. **Phull (Baron C. L. de), Essai** d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de Fontainebleau, en 1762. Original français publié pour la première fois par le Baron **F. de Batz.** Avec une préface de l'éditeur, traduite de l'allemand, une pièce ad- ditionelle et deux planches. In-8. Geh.
83. **Pott (A. F.),** Ueber persönliche Eigennamen. 8. Geh.
84. **Racine's Phädra** deutsch von **Adolf Böttger.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden.
85. **Regesten** des aus dem alten deutschen Herrnstande hervorgegangenen Geschlechts **Salza** zugleich mit einer kritischen Zusammenstellung aller die Fürsten, Herren (Voigte), Grafen und Freiherrn von Salza in Deutschland, Schweden und Rußland betreffenden Acten, Schriften und Bücher und einer die innere und äußere Geschichte des Geschlechts umfassenden literar-historischen Einleitung auf Grund der in dem Familien-Archiv, den Hauptstaatsarchiven zu Berlin, Dresden, Gotha, Königsberg, Meiningen und Weimar, den städtischen Archiven zu Breslau, Langensalza, Lauban und Görlitz und den ritterschaftlichen Archiven zu Reval und Stockholm vorhandenen Nachrichten. 8. Geh.
86. **Reinhold (Joh. Gotthard von),** Dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von **K. A. Varnhagen von Ense.** Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.
   Wenigen wird der Name eines deutschen Dichters **J. G. von Reinhold** bekannt sein. Sein „Dichterischer Nachlaß" erscheint hier, von **Varnhagen von Ense** herausgegeben und mit einem Denkwort seines vertrautesten Freundes, des verehrungswürdigen **Wessenberg**, eingeleitet. Beide Namen sichern der Sammlung die Beachtung aller Freunde der Literatur. Dieselbe umfaßt: Deutsche Gedichte; Uebersetzungen aus dem Englischen, Uebersetzungen aus dem Italienischen und besonders Uebersetzungen des Petrarca. Varnhagen von Ense bemerkt zur Charakterisirung derselben: „Diese Gedichte wollen nicht den Himmel stürmen, noch in gährenden Ausbrüchen eine neue Welt erzeugen; sie sind zufrieden die vorhandene zu verschönern, zu veredeln, den besten Empfindungen Gestalt und Dauer zu geben. Die Nachbildungen fremder Dichterwerke, besonders die meisterhafte Uebersetzung des Petrarca, gehören unstreitig zu dem Trefflichsten, was unsere an solchen Gaben überreiche Literatur aufzuweisen hat; sie bekunden die außerordentliche Kenntniß und Gewandtheit des Sprachgelehrten, wie den feinen Sinn und den sichern Griff des Dichters."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 38. —— 17. September 1853.

Inhalt.

Frankreich nach seinen innern Verhältnissen und seinen Beziehungen zu Europa.

Zweiter Artikel.*)

Das Kaiserreich — der Friede?

Daß in dem Charakter Ludwig Napoleon's, in der Art wie er seine Bestimmung auffaßt, in seinen Familienerinnerungen, ebenso aber auch in den Voraussetzungen unter denen er zur höchsten Gewalt in Frankreich gelangt ist, endlich in den Anfoderungen selbst, welche das französische Staats- und Gesellschaftswesen, wie es nun einmal ist, an diese Gewalt stellt, daß in dem Allem für den unumschränkten Machthaber Frankreichs nicht blos ein verführerischer Reiz, sondern eine beinahe unwiderstehliche Nöthigung zur Beschreitung der Bahnen einer kriegerischen, Ruhm und Eroberung suchenden Politik liege, das, glauben wir, geht aus dem im ersten Artikel Angeführten bereits sehr deutlich hervor. Da Leute wie de la Guéronnière, der halbofficielle Biograph des Kaisers, keine andere Parole kennen wollen als: „Das Kaiserthum ist der Friede", so kann uns das an dieser Meinung so wenig irre machen als die wiederholten und geflissentlichen Friedensphrasen des Kaisers selbst. Indessen dürfte es doch nicht überflüssig sein, die einzelnen Gründe dieser Behauptung und insbesondere die äußern Nöthigungen, welche nach unserer Ansicht eine kriegerische Politik Napoleon's III. fast unausbleiblich machen, noch etwas näher ins Auge zu fassen. Interessante Details in dieser Hinsicht, namentlich in Betreff der Stimmung der Armee, gibt, großentheils aus eigenen Anschauungen, der Verfasser des Schriftchens: „Die französische Armee." **) Nach seiner Ansicht hat der französische Soldat den Staatsstreich vom 2. December 1851 hauptsächlich deshalb unterstützt und ausführen helfen, um für den Februar 1848 Rache zu nehmen, um sich einmal zum Herrn des Landes zu machen, nachdem er bei allen frühern Revolutionen seit dem 18. Brumaire der Unterdrückte und Zurückgesetzte gewesen. Er hat sogar die von ihm hochverehrten Generale verhaften helfen, theils in strenger Unterordnung unter die militairische Disciplin, theils weil diese Generale in der letzten Zeit zu sehr sich dem parlamentarischen Leben zugewendet und dadurch ihrem Ansehen bei dem Soldaten geschadet hatten. Eine zeitlang fühlte sich auch der Stolz dieser Sieger des 2. December befriedigt durch die hervorragende Stellung welche sie nun einnahmen, durch den unbedingten Gehorsam mit dem alle Stände, von den reichsten bis zu den untersten, ihre Befehle befolgen, ihnen huldigen mußten. Der Verfasser fragt:

> Wie lange aber wird dieser befriedigte Soldatenstolz allein noch den Truppen genügen? Werden sie nicht bald auch noch einen andern Lohn fodern, da sie jetzt ihre Macht kennengelernt haben und aus Erfahrung wissen daß sie mit derselben bei Zuständen, wie sie in Frankreich jetzt herrschen, Alles erreichen können, sobald sie nur den ernstlichen Willen dazu haben? Wir glauben, es beginnt jetzt schon allmälig eine Unzufriedenheit in den französischen Regimentern sich zu verbreiten, deren Wachsthum für die Folge nicht ohne Bedeutung sein wird. Man hat den Soldaten zu viel versprochen, um im friedlichen Zustande alle ihre oft sehr ausschweifenden Hoffnungen erfüllen zu können, und getäuschte Erwartungen sind ein gar übles Ding, schon bei dem einzelnen Menschen, mehr noch bei einem ganzen Heer. Auch ist nicht zu leugnen daß einige Handlungen des jetzigen Kaisers einen übeln Eindruck auf die Truppen gemacht haben. Diese verschwenderische Anhäufung von Reichthümern auf einzelne Günstlinge, die Pracht und Ueppigkeit welche solche zur Schau tragen müssen, hat in den Offiziercorps nur Neid, aber keine Zufriedenheit erregt. Und nun gar die

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 33 d. Bl. D. Red.

**) Es ist dies der auch sonst als Schriftsteller und Tourist bekannte Herr von Wickede, ehemaliger östreichischer Offizier, der in den Jahren 1848 und 1849 an dem Feldzuge in Schleswig-Holstein als Adjutant Willisen's, wenn wir nicht irren, thätigen Antheil genommen, dem badischen ebenfalls als Volontair beigewohnt hat, gegenwärtig aber, wie man sagt, von England aus eine Mission zur Beobachtung der militairischen Zustände der Türkei und zur Berichterstattung darüber erhalten und angenommen hat.

unverdiente Austheilung von Marschallstiteln und andern hohen militairischen Würden an sonst ziemlich unbedeutende Generale gab gelinde gesagt nur Anlaß zu sehr gehässigen Spöttereien in den Reihen der Soldaten. Bei dem großen Kaiser war der Marschallstitel die höchste Belohnung, welche ein General nur nach einer gewonnenen Schlacht erhalten konnte; jetzt bekommen ihn einige Herren dafür daß sie in Paris gute Diners geben, den Damen den Hof machen und an der Börse speculiren — so lauten vielfach schon die Aeußerungen französischer Offiziere. Noch freilich haben solche Aeußerungen Einzelner nicht viel zu sagen, denn werden dieselben bekannt, so sperrt man die Redner ein oder schickt sie nach Algier. Man hat in letzter Zeit ein Spionirsystem in den französischen Regimentern einzuführen gesucht, welches wahrlich keinen günstigen Einfluß auf den innern Zusammenhalt derselben äußern könnte, wenn seine Durchführung wirklich gelingen sollte. Wenn nun aber diese Unzufriedenheit immer größer und allgemeiner wird und das Geschicke nach Algier aufhören muß, da man sonst fast die halbe Armee dahin schicken müßte, sollte der Kaiser Ludwig Napoleon dann nicht schon nothgedrungen andere Mittel als die bisher gebrauchten einschlagen müssen, um sich der Treue seines Heers aufs neue zu versichern? Das erste und wol wirksamste Mittel, wodurch derselbe den Truppen die gewünschte Belohnung verschaffen kann, ist nun, wenn er denselben einen Krieg mit dem Auslande verschafft — leere Worte nur sind es, wenn man behauptet, der größte Theil des französischen Offiziercorps wünsche nicht den Krieg mit dem Auslande. Gerade das Gegentheil findet statt. Wer nur Gelegenheit hatte in der Mitte französischer Truppen sich längere Zeit zu bewegen, der wird fest von dem allgemeinen dringenden Wunsch derselben nach Krieg überzeugt sein.

Man versichert in Deutschland zwar häufig, selbst in den verschiedensten Kreisen: der jetzige Kaiser müsse entschieden gegen jeden größern Krieg sein, da er in einem solchen die Herrschaft über die Truppen auf die Länge nicht zu behaupten vermöge, sondern diese dann einem hervorragenden General zufallen werde. Es kann dies möglich sein, mit solcher Bestimmtheit aber wie man es jetzt oft, besonders auch von manchen unserer Zeitungsreferenten aussprechen hört, möchten wir es nicht behaupten. Zuerst kennt man den so tief verschlossenen, sich nie offen zeigenden Ludwig Napoleon, dessen geistige Fähigkeiten in Deutschland sehr oft noch zu gering angeschlagen werden, viel zu wenig, um ihm alle militairischen Talente so ohne weiteres absprechen zu können. Noch zwar hat er keine Gelegenheit gehabt solche zu beweisen, aber auch noch nicht das Gegentheil derselben zu zeigen. Ein tüchtig theoretisch gebildeter Soldat, der gute militairische Studien gemacht, ist er gewiß, und ein Buch über Artilleriewissenschaft, was er geschrieben, nahm von jeher einen ehrenvollen Platz in der neuern Militairliteratur ein. Aber auch wenn er nur klug genug wäre — und sehr klug und verschlagen ist er, wie sein Staatsstreich des 2. December zeigt, gewiß — sich vor militairischer Blamage zu hüten, so brauchte er gar nicht so hohen kriegerischen Ruhm zu gewinnen, um sich doch stets an der Spitze des Heers und somit Frankreichs zu erhalten. Er müßte nur darüber wachen daß kein einziger General so großen ungetheilten Kriegsruhm erlangte, um ihm dadurch gefährlich werden zu können, sondern daß der ganze Ruhm, den das Heer sich etwa erwürbe, unter möglichst viele Führer desselben vertheilt würde. Die Eifersucht und Intriguen aller dieser Einzelnen untereinander, die in Frankreich, wo Egoismus und unbedingtes Hervorteten der Subjectivität jetzt so sehr herrschen, sicher nicht ausbleiben werden, müßte er dann nur gehörig zu benutzen wissen, keinen ihm zu gefährlich werdenden Gegner aufkommen zu lassen. Daß der jetzige Kaiser solch Intriguenspiel aber trefflich versteht, hat er in seinen langen und geheimen Vorbereitungen zur That des 2. December wol bewiesen. Vermochte er die Eifersucht der Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und Oudinot gegeneinander so gewandt zu benutzen daß keiner derselben ihm gefährlich wurde, obgleich alle schon einen militairisch ihm weit überlegenen Namen besaßen, so wird er für die Zukunft noch mehr zu verhindern wissen daß auch im Kriege ein einzelner zu mächtiger Nebenbuhler ihm im Heere entstehe. Gönnte keiner der Erstern seinem Gegner den vornehmsten Platz in Frankreich und wollte lieber den jetzigen Kaiser darauf sehen, so wird dies auch für längere Zeit bei den neuen Generalen noch der Fall sein. Man wird bei einem Kriege im französischen Heere eine Menge sehr tüchtiger Generale auftauchen sehen, aber keinen derselben wird man leicht so großen Kriegsruhm daß er die andern dadurch zu weit überrage erwerben lassen. Der rascheste Wechsel in den Oberanführerstellen wird stattfinden und ein neuer Sporn für die vielen ehrgeizigen Offiziere aller Grade, der sie auf lange Zeit dem jetzigen Herrscher, von dem solcher stammt, ergeben macht, dadurch entstehen. Solange der Vorgesetzte an seinem Platze steht, findet er den unbedingtesten Gehorsam seiner Untergebenen, denn die Disciplin ist wie gesagt im französischen Heere jetzt zu mächtig als daß dies nicht sein sollte. Ist er aber auf die eine oder andere Weise wieder von demselben verdrängt, so schwindet die Anhänglichkeit seiner frühern Untergebenen an ihn gar bald wieder, und der dafür Vorgerückte freut sich über den Sturz seines Vorgängers, da ihm ja dadurch ein besseres Avancement zutheil ward. In einem so tiefcorrumpirten Volke, wie es größtentheils das französische jetzt ist, wo Selbstsucht und Haschen nach Reichthum und materiellem Genuß so vielfach alle bessern Gefühle zurückgedrängt haben, nimmt Dankbarkeit und Anhänglichkeit nur eine sehr geringe Stelle mehr ein. Alles Dies weiß der neue Kaiser aber nur zu gut, auf diese durch und durch faulen Zustände desselben, die auch das Heer nicht verschonten, hat er seine jetzige Macht wesentlich ja mit begründet.

Herr von Reden in seinem gleichfalls in der Ueberschrift angeführten Schriftchen hat die Behauptung aufgestellt: Napoleon könne nicht wohl Krieg anfangen der finanziellen Zustände Frankreichs wegen. Nach Vorausschickung sehr schätzbarer statistischer Angaben über das Verhältniß der Ausgaben und Einnahmen Frankreichs unter den letzten Regierungen, das fortwährend gewachsene Deficit, den Stand der Staatsschuld und den wechselnden Curs der Rente unter dem Einfluß der innern und äußern politischen Zustände (Angaben deren Detail man in dem Schriftchen selbst nachlesen möge) fährt der Verfasser fort:

Welche wahrscheinlichen Folgen würde es haben, wenn der neue Kaiser der Franzosen einen Angriffskampf versuchte, aus welchem begreiflich sofort ein europäischer Krieg werden würde? Er bedürfte dann zur Kriegführung einer Heeres- und Flottenverstärkung, die, nach frühern Vorgängen geschätzt, für das erste Jahr des Kriegs eine Ausgabenvermehrung um etwa 465 Millionen Francs veranlassen würde. Da ein bedeutendes fortlaufendes Deficit und eine schwebende Schuld von über 700 Millionen vorhanden sind, so könnte jener Mehrbedarf nur durch Rentenausgabe, d. h. also durch eine Anleihe gedeckt werden. Ob sich Abnehmer dazu finden würden steht dahin; denn weder der Rückblick auf die Deficits und die schwebende Schuld noch die Voraussicht eines Kriegs Aller gegen Frankreich sind einladend. Jedenfalls würden solche Renten bei dringenden Kriegsaussichten nur mit 20 Procent, nach ausgebrochenem Kriege nur mit 50 Procent Verlust unterzubringen sein, vielleicht sogar nur in Form einer Zwangsanleihe. Sollte Napoleon III. schon vergessen haben daß ganz besonders die 45 Centimen Zwangssteuer die Zuneigung zur Republik hat erkalten machen? Ich glaube es nicht, und weil auf andere Weise kein Geld zum Kriegführen zu beschaffen ist, so wird wol Friede bleiben müssen. Allerdings ist nicht unmöglich daß irgend ein trauri-

ges Ereigniß dennoch Frankreich dahin brächte einen europäischen Krieg zu veranlassen, dann wäre aber sein Staatsbankrott unvermeidlich.

Der Verfasser der Schrift „Die französische Armee" erwidert auf diese Beweisführung Reden's:

Gewiß wäre dies der Fall; wenn nun aber ein solcher Bankrott auch ohne Krieg eine unausbleibliche Folge der jetzigen Verhältnisse sein müßte? Trotz der augenblicklichen Beurlaubungen wird die Armee immer größere Summen erfodern, denn ungestümer und ungestümer wird sie von Jahr zu Jahr einen höhern Lohn für ihre Dienste verlangen. Man sehe doch die enormen Summen an, welche jetzt an die sehr vielen Generale, die wieder aus dem Pensionsstand auf die Activitätsliste gesetzt werden, und an die Menge der kaiserlichen Günstlinge aller Art gezahlt werden müssen. Wird doch jetzt in Paris mit Geld um sich geschleudert als wenn alle Schätze Californiens nur dahin ihren Abzug hätten. Wie lange kann solch Treiben, welches in immer stärkerer Progression noch steigen wird, wol anhalten ohne eine gänzliche Zerrüttung der finanziellen Zustände? Im Kriege aber macht sich viel leichter ein Bankrott als im Frieden; das bedenke man stets.

Wir möchten hinzufügen daß ein Krieg auch manche Mittel bietet, um den Finanzen des eigenen Landes auf Kosten anderer Länder aufzuhelfen, zumal wenn man nicht zu scrupulös ist und sich an den alten Wallenstein'schen Spruch hält: „Der Krieg muß den Krieg ernähren." Ein siegreich geführter Krieg macht sich bezahlt durch die den Besiegten auferlegten Kriegskosten, Contributionen u. s. w., wie dies die Kriege Napoleon's I. hinlänglich gezeigt haben.

Herr von Reden sucht die Unmöglichkeit eines Kriegs auch aus der Stimmung des französischen Volks zu beweisen. Er sagt:

Die öffentlichen, gewerblichen und gesellschaftlichen Verhältnisse haben seit 1815 sich gewaltig verändert und mit ihnen die Ansichten der Menschen. Der Werthpapierbesitzer ist auch in Frankreich ein Freund der Ruhe; selbst der eifrigste Speculant liebt nur kleine Börsenaufregungen, die man zum Verdienen benutzen kann, nicht aber Ereignisse welche das halbe Vermögen aufs Spiel setzen. Wer nun unter der politisch einflußreichen unbewaffneten und bewaffneten Bevölkerung Frankreichs ist nicht Speculant oder Besitzer von Werthpapieren?

Herr von Reden weist nach daß die Zahl der Rentenbesitzer in Frankreich bis zum 1. Januar 1851 seit dem 1. Januar 1848 um 532,000 und seit dem 1. Januar 1830 um 628,000 gestiegen sei. Für eine ähnliche fortschreitende Zertheilung der unzählbaren sonstigen Werthpapiere Frankreichs lägen gleichfalls unverdächtige Zeugnisse vor. Außer den Renten- und sonstigen Papierbesitzern gäbe es aber auch noch eine sehr große Menge Franzosen die man ihren Verhältnissen nach für friedliebend halten müsse. Dahin gehörten z. B. die Grundeigenthümer, deren Zahl durch die Zersplitterung des Bodens gleichfalls sehr zugenommen habe und deren Eigenthum einen Gesammtwerth von mindestens 56 Milliarden repräsentire, worauf etwa 8 Milliarden Hypothekenschulden hafteten. Eine Verschuldung von 14—15 Procent des Vermögens erwecke aber an und für sich keine verzweifelnde Kriegslust, sondern mehre eher den Wunsch der Ersparung und die Abneigung gegen unnöthige Ausgaben. Ferner gehörten zu den ihrer Natur nach friedliebenden Franzosen die Hypothekargläubiger und ebenso die Millionen welche sich in neuester Zeit in solide und Schwindelunternehmungen aller Art eingelassen hätten.

Auch hier möchten wir einwerfen daß gerade die neueste französische Art der Geldspeculation und der Industrie, die sich am liebsten Schwindelgeschäften und der Ausbeutung künstlicher Bereicherungsquellen, Monopole und dergleichen zuwendet, leichter als irgend eine andere sich mit der Idee eines Kriegs vertraut machen werde, welcher ihr mannichfache Aussichten auf erweiterte Chancen der Cursschwankungen, großartige Handelsmonopole durch eine neue Continentalsperre und dergleichen mehr eröffnet.

Der Verfasser der Schrift „Die französische Armee" hat auch zu dieser Friedensbürgschaft nur wenig Vertrauen. Er sagt:

Man wendet wol häufig gegen die Wahrscheinlichkeit eines Ausbruchs des Kriegs von Seiten Frankreichs über kurz oder lang den Grund ein daß das französische Volk in seiner Mehrheit zu friedliebend, zu sehr mit der Wahrung seiner materiellen Interessen beschäftigt sei als daß es einen leichtsinnig herbeigeführten Krieg gerade sehr wünschen könne. Wir geben zu daß diese friedliebenden Gesinnungen vielfach im französischen Volke und besonders unter den besitzenden Classen desselben verbreitet sind, legen aber keinen allzu hohen Werth darauf, wenn die Frage: ob Krieg, ob Frieden wirklich zur Entscheidung kommt. In Frankreich herrscht, wie wir vorhin ausführlicher auseinandersetzten, jetzt nicht mehr das Volk, sondern nur das Heer, und dies wird wol auch lange Zeit, ja wahrscheinlich für immer der Fall sein. Was kümmert sich aber letzteres viel um diese friedlichen Gesinnungen des Volks, wenn es seinen kriegslustigen Wünschen nicht entspricht? Mögen die Fabrikanten und Financiers und Rentiers daher auch noch so viel klagen, will das Heer erst einmal entschieden den Krieg und kann Ludwig Napoleon ohne solchen dasselbe nicht mehr fest an sich fesseln, so wird dieser trotz aller entgegengesetzten Wünsche derselben auch entschieden begonnen werden. Geld zu demselben wird man schon herbeizuschaffen wissen, und geht dies nicht anders, so macht man aufs neue einen tüchtigen Strich durch das Schuldbuch Frankreichs und hat dann wieder Geld in Menge.

Trotz aller friedliebenden Gesinnungen sind übrigens bei einem sehr großen Theil des französischen Volks stets kriegerische Neigungen und besonders ein hoher Grad von Nationalstolz vorhanden. Letzterer besonders, entschieden mit die beste Eigenschaft welche dasselbe in seiner Gesammtheit noch besitzt, die es allein noch vor gänzlichem Untergang auf lange Zeit schützen wird, macht es stets zu einem Kriege mit dem Auslande geneigter wie dies bei jedem andern Volke der Fall sein wird. Daß der Kriegsruhm des Kaisers Napoleon, der hunderttausende der besten Söhne Frankreichs auf seinen Schlachtfeldern opferte, nicht allein im Heere, sondern auch im ganzen Volke noch so mächtig ist daß selbst sein Neffe sich in dem Glanz desselben zu sonnen vermag, ist wol mit der beste Beweis für diese unsere Behauptung. Selbst die „Bourgeoisie" schwärmt für „l'honneur et la gloire de la France" einem auswärtigen Feinde gegenüber und öffnet hierfür viel williger die sonst fest verschlossenen Geldbeutel, als sie dies zu irgend einem andern gemeinnützigen Zwecke im Innern des Landes thun würde. Die Kriegserklärung gegen das Ausland unter irgend einem beliebigen Vorwande würde daher den jetzigen Kaiser selbst bei dem Volke lange nicht so unpopulair machen, wie man dies häufig in Deutschland von Seiten unserer friedliebenden Bevölkerung zu glauben scheint.

Ueber die muthmaßliche Richtung, welche die kriegs-

lustige Politik des französischen Kaisers nehmen dürfte, sagt der Verfasser der erwähnten Schrift auf Grund der von ihm beobachteten Stimmungen in der französischen Armee Folgendes:

Daß England das erste Land sein werde gegen welches sich diese französische Kriegswuth richten dürfte glauben wir nicht. Man hält ein Uebersetzen über den Kanal mit Recht in Frankreich für keine Kleinigkeit, sondern für ein ungemein gefährliches Unternehmen, was leicht dem ganzen dazu bestimmten Heere völligen Untergang bringen kann. Die Franzosen haben zu große Achtung vor der englischen Flotte, der sie selbst die ihrige nicht entgegenstellen können, als daß sie leichtsinnig einen so mächtigen Feind herausfodern sollten, solange ihnen anderswo eine günstigere Gelegenheit winkt, sich Lorbern und Siegesbeute auf leichtere und minder gefährliche Weise zu erkämpfen. In den Jahren 1848 und 1849 war, wie wir schon vorhin bemerkten, der Kriegsdrang des französischen Heeres vorzugsweise nach Italien gerichtet, um dort gegen die Oestreicher zu kämpfen. Die damalige so sehr zerrüttete Lage des östreichischen Kaiserstaats schien demselben eine zu günstige Gelegenheit zur Eroberung von ganz Italien und Vereinigung desselben unter französischem Protectorate zu sein, als daß man eine solche ungenützt vorübergehen lassen sollte. Daß ein Krieg mit Oestreich aber unbestritten den mit Rußland nach sich ziehen würde, wußten die Franzosen recht gut. Aber auch diesen scheuten sie nicht, obgleich ein Einmarsch in das eigentliche Rußland, wo man schon ein mal so schlimme Erfahrungen gemacht, gerade nicht das Ziel besonderer Sehnsucht für das französische Heer ist. Desto mehr war es aber die Befreiung der Polen vom russischen Joche, denn unter den französischen Truppen und besonders unter sehr vielen Offizieren derselben herrschen noch stets die lebhaftesten Sympathien für das Schicksal dieses Volks. Ein Krieg der den Zweck hätte Polen, Ungarn und Italien von der östreichischen und russischen Herrschaft zu befreien, würde daher sowol im Volke und noch mehr im Heere Frankreichs den lebhaftesten Anklang finden, dessen sei man überzeugt.

In dem letzten Jahre fanden wir übrigens im Heere die alten frühern Begierden nach der Rheingrenze, hier und da auch wol nach Belgien viel stärker als jemals wieder erwacht, und die bekannte Schrift von Masson über die natürlichen Grenzen Frankreichs, wenn auch freilich officiell verleugnet, ist nicht ohne Bedeutung.

Auf diese hier angeregte Frage nach dem Wohin? der muthmaßlichen Napoleon'schen Eroberungsgelüste müssen wir nun schon etwas näher eingehen. Veranlassung dazu geben uns die zwei in Frankreich selbst erschienenen Schriften, welche sich speciell mit dieser Frage beschäftigen, die soeben erwähnte von Le Masson und die „Lettres franques".

Le Masson holt sehr weit aus und sucht durch eine geschichtliche Erörterung, die mit dem alten Gallien beginnt und bis auf die neueste Zeit fortgeht, nachzuweisen, wie Frankreich von jeher gestrebt habe und habe streben müssen, sein Gebiet auszudehnen, um, wie er sich ausdrückt, seine natürlichen Grenzen, d. h. solche Grenzen zu erreichen, welche ihm vollkommene Befriedigung im Innern, Schutz nach außen und eine angemessene Machtstellung in Europa sichern würden. Am Schlusse dieser Geschichtsdeduction kommt der Verfasser auf den eigentlichen Haupt- und Zielpunkt seiner Betrachtungen. Er sagt:

Frankreich ist durch die Verträge von 1815 nicht blos auf seine alten, ungenügenden Grenzen zurückgeführt worden, sondern die vier Großmächte, die es besiegt, haben auch die bedrohlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen dasselbe ergriffen. Eine dreifache Linie von Festungen ward in den Niederlanden errichtet, ganz nahe der französischen Nordgrenze, auf dem verwundbarsten, der Hauptstadt am nächsten gelegenen Punkte. Ein anderes System fester Plätze deckt den Rhein auf seinem obern wie auf seinem untern Theile. Kurz, Europa hat Nichts vernachlässigt, um sich in den Stand zu setzen, sowol einen Angriff Frankreichs auf Belgien und den Rhein zurückzuschlagen, als auch selbst den Krieg nach Frankreich zu tragen.

Wir machen beiläufig auf die Naivetät aufmerksam, womit Le Masson, nachdem er selbst des Weitläufigsten dargelegt hat, wie Frankreich zu allen Zeiten durch seine Eroberungsgelüste die Ruhe Europas gestört, jetzt sich darüber wundert daß Europa, eben erst vom Joche dieses eroberungssüchtigen Frankreichs befreit und mit ungeheuern Opfern dahin gelangt, dasselbe in seine alten Grenzen, die man ihm gleichwol ließ, zurückzuwerfen, sich gegen einen neuen Angriff von dieser Seite vorsah.

Genug, Le Masson findet die geringe Entfernung von Paris bis zur Nordgrenze (sechs bis sieben Märsche in ebenem Terrain) gefährlich für die Sicherheit Frankreichs, unbequem, mit einem Worte unerträglich. Die Befestigung von Paris, so unbestreitbar ihre Nützlichkeit sei, reiche doch nicht aus um diese Gefahr zu beschwören. „Der Besitz Belgiens ist unerlaßlich, damit Frankreich nicht zu sehr einem Angriff auf seine Nordgrenzen ausgesetzt sei." Auf der Ostseite, also nach der deutschen Grenze hin, findet Le Masson die Gefahr minder groß, weil hier die Entfernung bedeutender, auch das Terrain zur Vertheidigung günstiger sei, was ihn übrigens nicht abhält, wie wir bald sehen werden, auch nach dieser Seite hin eine Vergrößerung oder, wie er es zu nennen beliebt, eine natürliche Abrundung Frankreichs vorzuschlagen. Schon zwei Blattseiten später macht er die Entdeckung daß der Rhein unterhalb Wesel, weil er sich dort in mehre Arme theile, keine gute Grenzlinie mehr bilde, und daß Napoleon, als er mit Frankreich Holland und sogar die Elbmündungen verband, „nur wenig über die Grenzen der geographischen Wahrheit hinausgegangen sei". Die Trennung Belgiens von Holland und seine vorgebliche Neutralität hätten den Zustand der Dinge für Frankreich auf dieser Seite nicht gebessert. Einerseits sehne sich Belgien nicht mehr wie vor 1830 nach einer Vereinigung mit Frankreich, andererseits sei dasselbe außer Stande seine Neutralität zu vertheidigen.

Wir nehmen von diesen beiden Aeußerungen des Verfassers Act und werden Gelegenheit haben auf sie zurückzukommen.

Noch zwar, fährt der Verfasser fort, habe Frankreich die Angriffe einer Coalition nicht zu fürchten, an welcher doch nicht alle Großmächte theilnehmen würden. Allein jeder Tag vermehre die relative Schwäche Frankreichs durch das wachsende Uebergewicht, welches die Fortschritte der Civilisation, der Industrie, der Erfindungen den bevölkerten Staaten über die minder bevölkerten verliehen. Und hier enthüllt der Verfasser eine statistische Thatsache, die allerdings frappant ist, die aber frei-

lich ganz etwas Anderes beweist als was er daraus folgern möchte; die Thatsache nämlich daß unter allen europäischen Staaten von Bedeutung Frankreich derjenige ist, dessen Bevölkerung sich seit 1815 am wenigsten, ja in einem hinter den übrigen auffallend zurückstehenden Verhältnisse vermehrt hat. Im Jahre 1815 betrug die Einwohnerzahl in dem europäischen Rußland 46 Millionen, in Oestreich 30 Mill., in Frankreich 30 Mill., in Spanien 12 Mill., in Großbritannien 19 Mill., in Preußen 10 Mill., in den übrigen Staaten des Deutschen Bundes 11 Mill. Gegenwärtig besitzt das europäische Rußland 66 Mill., Oestreich 39 Mill., Frankreich 36 Mill., Großbritannien 29 Mill., Spanien 15 Mill., Preußen 17 Mill., die übrigen Staaten des Deutschen Bundes 18 Mill. Die Bevölkerung Frankreichs, 1790 nur um Weniges geringer als die Rußlands und größer als die jedes andern Landes, konnte während der Kriege der Revolution und des Kaiserreichs nicht vorwärts schreiten und befand sich 1816 noch auf demselben Punkte. Seitdem hat sie sich zwar vermehrt, aber lange nicht in dem Verhältniß wie die der übrigen Staaten. Nach den Ergebnissen der 20 letzten Jahre wird sich die Bevölkerung verdoppelt haben in Preußen und ganz Deutschland in kaum 30, in England in 42, in Rußland in 66, in Oestreich in 70, in Frankreich in 130 Jahren. In 25—30 Jahren können Preußen und Deutschland zusammen 60 Millionen Einwohner haben, Oestreich wenigstens 45, Rußland 80, Frankreich dagegen höchstens 40. Vor der Revolution betrug die Bevölkerung Frankreichs den dritten Theil der Summe der Bevölkerungen von Rußland, Oestreich, Preußen, Deutschland und Großbritannien, 1816 nur noch ein Viertel, jetzt kaum mehr als ein Fünftel, und in 30 Jahren wird sie nicht ein Sechstel davon sein.

Le Masson nimmt sich nicht die Mühe zu untersuchen warum dem so sei, und ob es nicht Mittel gebe dieses merkwürdige Misverhältniß im Bevölkerungszuwachs — während des Friedens und bei gleichbleibenden Gebietsverhältnissen! — auf dem Wege innerer Verbesserungen zu Gunsten Frankreichs auszugleichen, damit also auch jene von ihm geträumte Gefahr einer Erdrückung dieses Landes durch irgend eine Coalition beutelustiger Nachbarn zu beseitigen. Le Masson weiß dafür einen viel kürzern und bequemern Weg. Nach ihm gibt es zur Vermeidung jener Gefahr nur Ein wirksames Mittel, das ist die Ausdehnung Frankreichs „wenigstens" bis zu seinen natürlichen Grenzen. Das gäbe, wie er berechnet, einen Zuwachs von etwa 10 Millionen Hectaren mit einer dermaligen Bevölkerung von 9—10 Millionen Einwohnern, was, so glaubt er, verbunden mit der größern Sicherheit der dadurch gewonnenen Grenzen, Frankreich „bis auf weiteres" in eine hinlänglich respectable Lage versetzen würde. Es ist also, wie nach diesen Ausführungen des Verfassers jedes Kind begreifen muß und wie er selbst mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit von der Welt versichert, „keineswegs eine leere Eitelkeit, sondern nur ein wahres Lebensbedürfniß, was Frankreich zwingt ohne Verzug nach der einen Seite bis zu den Alpen, nach der andern **wenigstens bis zum Rhein** vorzuschreiten".

Gelegentlich macht der Verfasser auch eine kleine kriegerische Excursion nach der entgegengesetzten Seite, über den Kanal hin. Nachdem er das naive Geständniß abgelegt daß „beinahe alle Fortschritte der Civilisation und der Industrie die Wirkung haben, Frankreichs Macht in stetiger Progression zu schwächen" (wie unnatürlich und innerlich hohl müßte hiernach diese Macht sein!), findet er doch zu seiner großen Befriedigung daß es eine unter den neuen Erfindungen gebe, welche für Frankreich sehr nützlich werden könne, für das erobernde Frankreich nämlich. Das sei der Dampf! Mit seiner Hülfe würde es einer französischen Armee leicht sein über den Kanal zu setzen. Nur leider habe Frankreich die Benutzung dieser so wichtigen Erfindung viel zu sehr vernachlässigt, denn es stehe England ebenso sehr nach in der Stärke seiner Dampfmarine als seiner Segelmarine.

Wenn der Verfasser dies in Bezug auf die Handelsflotte sagte, so wäre sein Rath an Frankreich, England in Benutzung dieses wichtigen Culturmittels nachzueifern, ein ebenso weiser als nothwendiger. Aber Le Masson kennt keine andere Größe eines Staats als die durch Waffengewalt und Eroberung.

Doch wir täuschen uns! Es ist nicht blos der Eigennutz des Patrioten, der Le Masson den Wunsch nach Einverleibung fremder Gebietstheile in sein Vaterland eingibt; es ist vielmehr ebenso sehr das philanthropische Interesse an den Bevölkerungen dieser Gebietstheile selbst, es ist die humanitaire Sehnsucht, eine möglichst große Anzahl von Menschen an der Glückseligkeit Frankreichs, an dem Vortheil und der Ehre ein Franzose zu sein theilnehmen zu lassen. Jene Bevölkerungen, davon ist Le Masson überzeugt, „müssen" gleichfalls die Vereinigung mit Frankreich wünschen.

Sie gehören zu jener großen Region, deren Herz Paris ist und deren Grenzen die Alpen, die Pyrenäen und die beiden Meere sind. Franzosen nach ihrer Abstammung, ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrer Religion, ihren Interessen, können sie nur gewinnen, wenn sie es auch politisch werden. Savoyen und die Rheinprovinzen werden ohne Bedauern eine ihnen fremde Herrschaft aufgeben, Belgien ebenso eine künstliche und neugeschaffene Nationalität welche ihr Dasein lediglich der Eifersucht Europas gegen Frankreich verdankt. Sobald Frankreich Macht und Neigung haben wird diese Länder in Besitz zu nehmen, wird es dieselben bereit finden ihm darin behülflich zu sein.

Wir werden auf diese Behauptungen später einen Angehörigen jener Länder selbst antworten lassen und erinnern hier nur vorläufig daran daß Le Masson selbst wenige Seiten vorher gesagt hat: „Belgien wünsche heutzutage nicht mehr die Vereinigung mit Frankreich."

Wir könnten hiermit von Le Masson Abschied nehmen, da wir den Grundgedanken seiner Politik, von welcher er hofft daß sie die Politik des neuen Kaiserthums sein werde, kennengelernt haben. Indeß dürfen wir doch nicht ganz die Mittel übergehen welche Le Mas-

ser zur Ausführung seines politischen Gedankens empfiehlt. Es sind in kurzem folgende: 1) Inniges Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Italien, mit andern Worten: Bildung einer großen Conföderation der Völker lateinischer Race mit einem Gebiet von 150 Millionen Hectaren und einer Bevölkerung von 90 Millionen, Vertreibung Oestreichs aus Italien, Einverleibung Gibraltars und Portugals, „welches jetzt Nichts als ein englisches Lehn ist", in Spanien, Zerstörung der englischen Seeherrschaft im Mittelländischen Meere. 2) Eine Allianz mit Rußland, Schweden und Dänemark, „welche nicht, wie England und die deutschen Mächte, ein dem französischen entgegengesetztes Interesse haben".

Das möge sich Deutschland gesagt sein lassen! Wer weiß wie bald wir Dänemark als französischen Vorposten in unserer Flanke werden erscheinen sehen, nachdem wir diesem „deutschen Bundesgliede" den besten Schutz unserer Nordgrenze, die Festung Rendsburg und die schleswigholsteinische Armee selbst ausgeliefert haben!

Le Masson schließt seine Betrachtungen mit den Worten:

Die natürlichen Grenzen, vorallem die Rheinlinie, das ist die Lebensfrage für Frankreich. Mag Frankreich immerhin die großen noch unbebauten Flächen seines Gebiets urbar machen, Algier und Guiana colonisiren und sich mit Eisenbahnen bedecken, alle diese großen Unternehmungen, zu deren Ausführung übrigens Frankreich wenig befähigt ist, werden seine Macht nur langsam vermehren und ihm niemals Das geben was nur der Besitz des linken Rheinufers ihm geben kann: Sicherheit für seine Hauptstadt und die Mittel einem Angriff Europas zu widerstehen.... Jede Nation welche keinen Ehrgeiz mehr hat geht unter. Hoffen wir daß es mit Frankreich so weit nicht ist, daß wenn Frankreich auch in dieser letzten Zeit in Erschlaffung und selbst in Schwäche verfallen war, es doch seine Vergangenheit nicht vergessen hat und die Sorge für seine Zukunft nicht vergessen wird.

Wenn Le Masson die Sicherheit Frankreichs gefährdet und den gerechten Ehrgeiz des französischen Volks unbefriedigt findet nach der Landseite hin, so lenkt der Verfasser der „Lettres franques" die Blicke seiner Landsleute auf das Meer, auf die Herrschaft des Meeres, aus welcher er Frankreich ungerechterweise verdrängt glaubt, auf die verhaßte Nebenbuhlerin jenseit des Kanals, welche ihm jene Herrschaft entrissen habe. Wir können über diese Schrift kürzer sein, theils weil ihr Inhalt unser Vaterland weniger berührt, theils weil überhaupt ein Versuch praktischer Verwirklichung der hier ausgesprochenen Ideen wol weniger als derjenigen Le Masson's und am allerwenigsten gerade jetzt in Aussicht steht. Wir begnügen uns daher mit einigen Anführungen, lediglich um den Geist der „Lettres franques" zu charakterisiren. Der Verfasser dieser Briefe geht noch weit ungenirter als Le Masson zu Werke. Er beginnt mit der offenen Auffoderung an Napoleon, die Verträge von 1815 zu zerreißen, die er eine „Niederträchtigkeit", eine „mit Schmuz besudelte Seite" (in der Geschichte Frankreichs) nennt, die rein zu waschen „es nicht Blut genug gibt in den Adern von zehn Millionen Menschen". In diesem Tone der Berserkerwuth führt der Verfasser fort, allein vorzugsweise nur gegen England. Gegen die Continentalmächte zieht er mildere Saiten auf; wir werden bald sehen warum. Er sagt:

Die Continentalmächte haben bei jenen Verträgen in vieler Hinsicht nur die gewöhnlichen Entschädigungen gesucht, und unser Haß gegen sie kann daher nicht gleich groß sein. Ich gehe weiter und sage daß in mehr als einer Beziehung es Unrecht und Wahnsinn sein würde, sie durch einen plötzlichen Angriff aufzuschrecken, denn ich bin überzeugt daß es für sie und Frankreich ein Moment der Verständigung gibt durch die Sprache der Vernunft, des Interesses und der Gerechtigkeit.

Wie der Verfasser dies meint, wird klar sobald wir dessen letzten Gedanken bei dem geträumten Kriegszug wider England kennenlernen. Wir sehen daraus zugleich daß dieser fränkische Briefschreiber noch weit mehr von der bekannten französischen Leichtigkeit in Dem besitzt was man dort euphemistisch „le remaniement de la carte de l'Europe" zu nennen pflegt, als selbst Le Masson. Der Verfasser nimmt an, Frankreich habe mit Hülfe einer Dampfflotte eine Armee an die Küste Englands geworfen (unter stillschweigendem Zusehen der übrigen Mächte, welche entweder dem Falle Englands applaudiren oder durch Rußland, dessen orientalische Interessen mit denen Frankreichs parallel gingen, zur Neutralität gezwungen werden würden); es habe sein siegreiches Banner auf dem Tower von London aufgepflanzt: dann, meint er, müsse es einen allgemeinen europäischen Congreß berufen, und dieser Congreß müsse Folgendes decretiren.

Frankreich nimmt seine Grenzen wieder ein sammt allen den Positionen zur See welche ihm gebühren. Seine Colonien werden ihm zurückgegeben, Malta wird sein, Aegypten ist fortan ein selbständiges Reich.

Polen erhält ebenfalls seine alten Grenzen und seine Unabhängigkeit zurück.

Rußland herrscht im Orient. Konstantinopel wird wieder eine christliche Stadt.

Oestreich erhält seinen Theil an der europäischen Türkei. Ungarn wird unabhängig.

Preußen verschlingt die verbündeten Staaten (darunter sind wol die deutschen Bundesstaaten gemeint).

Italien wird frei von jeder Fremdherrschaft.

Spanien und Portugal bilden künftig nur ein Reich. Der Methuenvertrag wird gleich allen andern ähnlichen Verträgen vernichtet.

Freiheit der Meere für Alle; kein Unterschied der Rechte, der Tarife, der Vortheile.

Und die Brüderlichkeit der Völker wird künftig eine Wahrheit sein.

Wir kennen dies Sirenenlied, das von französischen Stimmen schon so oft und so tausendfach variirt gesungen worden ist. In der gegenwärtigen Variation sind leider einige falsche Noten welche den Eindruck etwas stören. Frankreich soll „seine Grenzen" wieder erhalten. Welche? fragen wir; die Napoleon'schen oder die vor 1790? Die letztern hat es. Verlangt es die erstern, wo bleibt da die Unabhängigkeit Italiens, Spaniens, Deutschlands? Wie steht es da mit der Wahrheit jener renommistischen Phrasen, welche der Verfasser wiederholt im Munde führt: „Frankreich will nicht herrschen, ausgenommen mit geistigen Waffen. Frankreich hat nie für einen andern Zweck gekämpft als für die Freiheit"?

Doch genug von einer Schrift welche ihrem innern Gehalte nach vielleicht selbst so viel Aufmerksamkeit nicht verdient. Man hat die Vermuthung aufgestellt, die hier entwickelten Vorschläge seien nicht ernstlich gemeint, sondern nur eine Falle, um den neuen Napoleon zu einem Unternehmen zu verlocken, an welchem er zugrundegehen solle. Auffallend ist daß sowol der Verfasser der „Lettres franques" wie auch Le Masson sich als von Haus aus gut legitimistisch bekennen. Indeß ist dies noch kein ausreichender Grund, um die Aufrichtigkeit ihrer Vorschläge zu bezweifeln; denn man weiß ja daß es bei den Franzosen einen Punkt gibt, wo beinahe alles Parteiinteresse schweigt: die Vergrößerung, die Herrschaft, den Ruhm Frankreichs.

Natürlich sind beide Schriften von der gegenwärtigen Regierung desavouirt worden. Was es mit einer solchen Desavouirung auf sich habe, beweist schlagend der Verfasser der „Limites de la Belgique" durch folgende Thatsache. Im vorigen Jahre enthielt der „Constitutionnel" zwei Artikel aus der Feder Granier's von Cassagnac, welche Belgien mit einem Tarifkrieg bedrohten. Da die Artikel ein unerwünschtes Aufsehen erregten, so beeilte sich der „Moniteur" sie auf die formellste Weise zu desavouiren. Drei Monate später war der vom „Constitutionnel" angekündigte Tarifkrieg gegen Belgien wirklich erklärt.

Gegenüber der Unverschämtheit, womit, wie wir gesehen, französische Schriftsteller den Bruch feierlich geschlossener völkerrechtlicher Verträge, die Ueberrumpelung friedlicher Nachbarn und den Diebsgriff in fremdes Eigenthum predigen, wird man die Sprache gerechtfertigt finden, in welcher der Verfasser des zuletzt erwähnten Schriftchens als Angehöriger eines der zur Beute ausersehenen Länder auf jene Stimmen antwortet. Der Verfasser, einer der Wortführer der äußersten Linken in Belgien, Jottrand, wendet sich nicht blos gegen Le Masson (dem allerdings seine Abwehr speciell gilt), sondern sucht in dem Wesen und der Bildungsweise des französischen Volks im Allgemeinen die Ursachen jener eigenthümlichen Stellung nachzuweisen, welche Frankreich seit so langer Zeit sowol auf dem Gebiete völkerrechtlichen Lebens als auf dem der innern politischen und socialen Entwickelung eingenommen und welche dasselbe so oft zu einer „Ruhestörerin Europas" gemacht hat. Vielleicht geht er zu weit, wenn er behauptet, die moralischen und politischen Wissenschaften würden in Frankreich beinahe gar nicht cultivirt, die Nationalökonomie werde kaum gelehrt und das Völkerrecht stehe in keinem größern Ansehen. Was das erstere namentlich betrifft, so bezeugen die Arbeiten von Say, die Artikel von Michel Chevalier und Léon Faucher, sowie überhaupt die Bemühungen der sogenannten economistischen Schule (welcher auch der Verfasser Gerechtigkeit widerfahren läßt) wenigstens das Vorhandensein einer Richtung welche gesunde Ansichten von der Gütererzeugung und dem Güterumsatz zu verbreiten beeifert ist. Darin aber hat der Verfasser freilich Recht daß diese Bemühungen in Frankreich auf einen ungleich weniger fruchtbaren Boden treffen als z. B. in England, Belgien oder selbst in Deutschland. Der französische Geist, wie wir das ja ganz schlagend an den naiven Aeußerungen Le Masson's wahrnehmen, neigt viel mehr zu dem Systeme des Ausbeutens als zu dem des geduldigen, mühsamen Erwerbens hin. Turpe putant, sudore acquirere, quod possis sanguine parare: diese Maxime unserer Altvordern, die auf dem Standpunkte eines noch uncultivirten, aber thatkräftigen Volks ganz am Platze ist, scheint bei einem leider sehr großen Theil der Franzosen noch heute trotz der ganz veränderten Culturverhältnisse die Summe aller politischen Weisheit auszumachen, und nicht mit Unrecht wirft ihnen Jottrand vor daß sie ebenso gut in der äußern Politik wie auf dem Felde der Nationalökonomie gern „Socialismus" treiben; daß, wie sie die Gesellschaft durch einige kühne Handgriffe „reorganisiren" wollen, sie ebenso keck daran gehen, die Karte von Europa neu zu gestalten.

„Frankreich", hat der Verfasser der „Limites de la Belgique" gesagt, „ist die große Ruhestörerin Europas"; er beweist dies durch die Geschichte, er beweist aber auch daß das von dorther so oft in seiner Ruhe, seiner Freiheit, seinem Wohlstand bedrohte Europa diese Ruhestörerin zu wiederholten malen auf empfindliche Weise gezüchtigt hat, freilich nicht ohne selbst dabei vielfach zu leiden. So z. B. haben die Kriege der Republik und des Kaiserreichs von 1791—1814 Frankreich nicht weniger als 4,556,000 seiner Söhne gekostet, welche durch die Conscription ihren friedlichen Beschäftigungen und ihren Familien entrissen und zum allergrößten Theile auf den Schlachtfeldern geopfert worden sind. Ferner hat Frankreich die Beunruhigung Europas mit 700 Millionen Thalern Kriegskosten büßen müssen, welche die verbündeten Mächte ihm auferlegten, und 490 Millionen für deren Besatzungsarmee, außerdem noch einer Menge verschiedenartiger Entschädigungen, sodaß das Ganze sich auf nahezu zwei Milliarden beläuft. Und was hat es dafür eingetauscht?

Im Jahre 1814 ward es auf seine alten Grenzen von 1790 wieder eingeschränkt und verlor auch noch Marienburg, Philippeville und Landau. Von allen Eroberungen die es in der Zwischenzeit gemacht blieb ihm keine einzige. Jene directen Nachtheile des kriegerischen Systems sind übrigens keineswegs die einzigen. Der Verfasser glaubt daß die unnatürliche Schwächung ganzer Generationen durch die Entziehung ihrer kräftigsten Elemente mittels der Conscription sich noch lange in den folgenden Generationen nachwirkend zeige, und er führt dafür die bemerkenswerthe Thatsache an daß gegenwärtig von den zum Militair Ausgehobenen in Frankreich über die Hälfte untüchtig sei, während vor 50 Jahren noch nicht ein Drittel es war. Daß der Bevölkerungszuwachs und folglich auch die ganze materielle Entwickelung des Landes infolge der langen Kriege ganz außerordentlich gelitten habe und noch immer nicht sich wieder erholen könne, hat der Verfasser der „Limites de la

France" selbst eingestanden. Und doch haben alle diese traurigen Erfahrungen Frankreich nicht klüger gemacht; und doch hat der Fortschritt der Civilisation dieses angeblich an der Spitze der Civilisation stehende Volk noch nicht dahin gebracht seine Größe und sein Glück in Dem zu suchen, worin wahrhaft gebildete Nationen Beides finden, in der Steigerung und Entwickelung seiner innern Kräfte, statt in dem rohen und unsichern Handwerke des Kriegs und der Eroberung!

Woher diese Erscheinung? fragt Jottrand. Sie entspringt dem Geist der Unruhe, der sittlichen Haltlosigkeit, der Neuerungssucht, welcher Frankreich fortwährend antreibt, bald seine politischen Einrichtungen im Innern über den Haufen zu werfen, bald einen Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit anderer Völker zu machen. Leider steht diesem verkehrten Volksgeiste eine nur zu große Macht für Ausführung seiner verderblichen Plane zur Verfügung. Diese Macht muß man ihm nehmen, um ihn unschädlich zu machen. Allein wie? Als Basis zur Beantwortung dieser Frage entwickelt Jottrand eine Reihe interessanter statistischer und ethnographischer Betrachtungen, durch welche er zu beweisen sucht daß der Süden Frankreichs in wissenschaftlicher Bildung, in thatkräftiger Entwickelung gewerblicher Fortschritte und materiellen Wohlstands hinter dem Norden weit zurückstehe, daß er dagegen der eigentliche Herd sei jenes unruhigen, revolutionnairen, eroberungssüchtigen, und ebenso jenes künstlich centralisirenden, die Einzelfreiheit vernichtenden Geistes, welcher im Innern den Socialismus und nach außen die Politik steter Kriegslust und Beunruhigung der Nachbarn erzeuge. Die angeführten Thatsachen sind allerdings theilweise überraschend. Nach dem berühmten Werke des Statistikers Charles Dupin: „Die productiven und commerciellen Kräfte Frankreichs", zahlen die 32 Departements des Norden mehr an Grund- und Patentsteuer als die 54 Departements des Süden. Die Zahl der Kinder welche die Schulen besuchen, die Zahl der bei den Concursen an der Universität erlangten Preise, die Zahl der Zulässigen zur Polytechnischen Schule, die Zahl der in die Akademie der Wissenschaften Aufgenommenen, die Zahl der Erfindungspatente und der bei den Industrieausstellungen erhaltenen Medaillen, Alles zeigt die Ueberlegenheit des Norden über den Süden, sowol in Bezug auf Wohlstand als auf Bildung und Moralität. Man sieht daraus daß die Hauptquelle der Macht für Frankreich der Norden ist; dagegen ist es der Süden, dessen verderblicher Geist diese Macht, welche der Norden ihm liefert, zum Nachtheil des eigenen Landes und anderer Länder misbraucht. Schon Montesquieu machte auf den großen Unterschied aufmerksam, der in Bezug auf Moralität zwischen den Völkern des Norden und des Süden sich finde, auf die größere Leidenschaftlichkeit, den größern Leichtsinn, den Mangel an Selbstbeherrschung und wahrer Freiheit welcher in letztern vorwalte. Diesen Charakterunterschied glaubt der Verfasser noch heute in Bezug auf den Norden und den Süden Frankreichs wiederzufinden. Der Süden sei es der dem Lande einerseits die Hauptrevolutionsmacher, andererseits die meisten Beamten, die Werkzeuge jenes der Freiheit ebenso nachtheiligen Centralisationssystems, liefere. Für das erstere dienen dem Verfasser als lebendige Beweise die Marseiller, welche die Revolution vom 10. August 1792 machten, die Gironde, deren Deputirte um dieselbe Zeit die Kriegserklärung gegen Europa entschieden, der Corse Napoleon, der Corse Louis Blanc, ferner Proudhon, Fourier, Cabet, Blanqui und Barbès, sämmtlich Südländer. Auf einer Karte von Frankreich, die man 1849 entworfen und worauf man die Schattirungen der politischen Meinungen mit Farben bezeichnet hatte, fand sich das Roth über die Mehrzahl der südlichen Departements, dagegen nur über zwei oder drei nordwestliche ausgebreitet, im eigentlichen Norden fehlte es gänzlich. Als die Republik von 1848 wieder zu Grabe ging und der ökonomische Socialismus dem politischen, der Herrschaft eines neuen Napoleonismus Platz machte, war es wieder der Süden der diesem neuen Utopien zujauchzte, der Norden blieb kalt, wenn nicht feindlich, und man hütete sich wol seine Kundgebungen einzuholen. Diese Vorliebe des Süden für jede Art von Utopien, von Gewaltstreichen, von Vergrößerungs- oder Beglückungstheorien erklärt sich nach dem Verfasser aus dem Mangel an individueller Selbständigkeit und Thatkraft, der dem Südländer eigen ist. Er will alle Tage sein Brot gebacken finden, will sich nicht selbst sorgen und mühen um seine Zukunft, gibt gern seine individuelle Freiheit hin gegen eine gewisse Summe materiellen Glücks, welche die Gesellschaft ihm garantiren soll. So findet natürlich der Socialismus dort seine meisten Gläubigen, seine eifrigsten Apostel. Eben dieser Charakterzug erklärt das Vorwalten des südlichen Elements unter dem Beamtenthume. Der Nordländer ist beeifert mittels seiner Thätigkeit und seiner geistigen Fähigkeiten durch rührige Arbeit auf dem Gebiete der Industrie sich eine ehrenhafte Unabhängigkeit zu erkämpfen; der Südländer stürzt sich mit zügelloser Begier auf die Staatsämter, indem er alle Hebel seiner Klugheit und Verschlagenheit anwendet, vor keiner Intrigue und keiner Erniedrigung zurückbebt, um nur zu der bequemen Versorgung eines Staatsamts zu gelangen. Es ist eine bekannte Thatsache daß unter zehn Stellebewerbern, die sich in den Vorzimmern der Minister herumtreiben, alle mal neun aus dem Süden sind. Während die 32 nördlichen Departements mehr als die Hälfte des Budgets bezahlen, verzehren die Beamten aus den 54 Departements des Süden davon mehr als drei Viertel. Und so wird die Macht und der Reichthum, welchen die unermüdliche Thätigkeit des Norden fortwährend ansammelt, ein bereites Werkzeug in den Händen des Süden zur Ausführung seiner unsittlichen und utopischen Projecte. Unter der Herrschaft des constitutionnellen Königthums wurde diese verderbliche Richtung des Süden im Zaume gehalten von dem verständigern Sinne des Norden, welcher mittels des seiner Bevölkerung und seinem Reichthum angemessenen Antheils an der Vertretung im Stande war, dem Süden

Gesetze vorzuschreiben. Mit dem Untergange des constitutionnellen Systems im Jahre 1848 hörte dieses Gleichgewicht auf. Es kamen da zuerst die Revolutionnaire der Tribune, der Presse und der Straße, fast sämmtlich Südländer, und versuchten die corsische Chimaire einer „Organisation der Arbeit" durchzusetzen; dann aber gelangte eine zweite Verkörperung desselben Princips, das allmächtige Beamtenthum, zur Herrschaft, welches nun die Welt mit einem allgemeinen Umsturz bedroht, um ebenfalls eine corsische Chimaire, die „Neugestaltung der Karte von Europa", auszuführen. Der Norden ist es, der, wenn die Ausführung jener socialistischen Projecte zustandekäme, mit seinem Reichthume, der Frucht seiner Arbeit, die Zeche zahlen, er ist es der für die Befriedigung der kriegerischen Gelüste des Süden die Mittel liefern müßte.

Um diesen Uebeln, an denen Frankreich und mit ihm Europa leidet, gründlich abzuhelfen, gibt es nach des Verfassers Meinung nur Ein Mittel, ein hartes allerdings, aber ein nothwendiges: man muß den Norden ganz oder wenigstens zum größern Theil von dem Süden trennen. Dann wird der letztere mit seinen revolutionnairen und friedensstörerischen Aufwallungen unschädlich in sich selbst verbrausen, weil ihm die Mittel fehlen diesen Aufwallungen nach außen auf Kosten anderer Staaten Luft zu machen. Der Norden andererseits wird um so rascher in der friedlichen Entwickelung seiner Kräfte vorwärtsschreiten und künftig ein wichtiges Bollwerk für Europa abgeben gegen die tollen Ausschweifungen des Süden.

Hat aber Europa ein Recht diese Trennung vorzunehmen? Es hätte dasselbe allerdings, sobald Frankreich neuerdings durch die Störung des allgemeinen Friedens zeigen würde daß die innere Gestaltung seiner staatlichen Verhältnisse unverträglich sei mit der Ruhe der andern Völker, denn es besteht für die Völker so gut wie für die Einzelnen ein Nothrecht, vor welchem äußersten Falls auch der als Regel heilig zu haltende Grundsatz der Nichtintervention zurücktreten muß. Aber auch dieses Nothrecht will Jottrand nur so weit in Anwendung gebracht wissen als die vorzunehmende Trennung mit den Interessen und Neigungen der abzutrennenden Bevölkerung selbst in Einklang stehe. Und hier kommt der Verfasser auf ein anderes wichtiges Thema. Die vielgepriesene, von uns Deutschen oft beneidete Einheit der französischen Nation, die Einheitlichkeir des französischen Nationalbewußtseins ist nach des Verfassers Behauptung in der Weise wie man es sich gewöhnlich vorstellt durchaus nicht vorhanden. Einförmigkeit herrscht in Frankreich, sagt er, Einförmigkeit der Gesetze nnd Einrichtungen, Einförmigkeit der Verwaltung, aber keineswegs Einheit, jene Einheit nämlich, welche nicht das Fabrikerzeugniß einer allmächtigen Decretirmaschine, sondern das organische Product einer innern Gleichheit des Charakters und der Interessen und einer fortwährenden befruchtenden Wechselwirkung unter den verschiedenen Theilen der Bevölkerung ist. Statt dieser letztern besteht zwischen dem Norden und dem Süden Frankreichs nicht nur ein vollkommener Gegensatz des Stammcharakters, sondern auch ein entschiedener Streit der materiellen Interessen, und auch die äußern Verbindungen zwischen beiden, welche diese Gegensätze ausgleichen könnten, fehlen beinahe gänzlich. Die Manufacturen des Norden finden ihre Hauptabsatzquellen nicht im Süden, sondern in Belgien, England, Deutschland, Rußland. Dasselbe ist der Fall mit den Producten des Süden. Dies kommt theils von der Verschiedenheit der Culturfortschritte, an denen der Norden dem Süden wenigstens um ein halbes Jahrhundert voraus ist, andererseits von der Unvollkommenheit der innern Communicationsmittel.

Man darf nur in die erste beste Werkstatt in Paris gehen, sagt der Verfasser, und man wird finden daß dort alle die alten Trennungen, um nicht zu sagen die alten Feindschaften der einzelnen Provinzen, die man auf der Karte von Frankreich verwischt zu haben glaubt, in der Wirklichkeit noch fortleben, daß der Gascogner mit dem Gascogner, der Normanne mit dem Normannen, der Picarde mit dem Picarden zusammenhält; ja noch mehr, daß der Arbeiter aus dem Norden viel leichter sich verträgt und verbrüdert mit dem Kameraden aus Belgien oder Deutschland als mit seinem Landsmann aus dem Süden. So sieht es mit der französischen Einheit aus, sogar in ihrem eigentlichsten Brennpunkte, in Paris. Die Südländer sind verhaßt im Norden; man beklagt sich, und nicht mit Unrecht, darüber daß sie den größten Theil der Staatsämter in Besitz nehmen, daß sie wie hungerige Heuschrecken auf die fette Weide des Budgets sich stürzen, daß vom Süden jene Vielregiererei ausgehe, unter welcher der Norden leidet. Im Süden dagegen erhebt man nicht minder ernste Beschwerden gegen den Norden. Er habe, sagt man, sich des Uebergewichts, welches das constitutionnelle System ihm verlieh, bedient, um dem Süden eine Zollgesetzgebung aufzudrängen, die zwar wol für jenen, aber nicht für diesen passe; er habe die Ackerbau- und Handelsinteressen des Süden den Gewerbinteressen des Norden geopfert. Dies geht so weit daß schon ein mal die Grundeigenthümer und Handeltreibenden aus der Gironde alles Ernstes darum einkamen, man möge den Süden Frankreichs in handelspolitischer Hinsicht gänzlich von dem Norden trennen und jedem von beiden Theilen gestatten, sich selbst einen solchen Tarif zu geben wie er seinen Interessen am besten entspreche. Die Geschichte lehrt überdies, was die Gegenwart durch die eben angeführten Thatsachen bestätigt, daß jene nördlichsten Theile Frankreichs, zum großen Theil die Hauptsitze seiner gewerblichen Thätigkeit, Flandern und Artois, nur auf gewaltsame und künstliche Weise, durch Eroberung oder Intrigue an Frankreich gekettet worden sind, und daß die Bevölkerungen dieser Landestheile lange und wiederholt sich gegen diese Verbindung gesträubt haben. Der Verfasser geht so weit, zu behaupten daß diese Bevölkerungen noch jetzt, wenn man sie über ihre wahren Interessen aufklärte und ihnen dann die freie Wahl ließe, ob sie zu

ihren alten Brüdern in Belgien zurückkehren wollten, mit ungeheuerer Mehrheit diese Frage bejahen und nach dem Genusse der alten Freiheiten der belgischen Provinzen zurückverlangen würden. Der Verfasser setzt mit einem leichtverständlichen boshaften Seitenblicke hinzu:

Um dies Resultat zu erlangen, bedürfte es nicht einmal des Manoeuvre der allgemeinen Abstimmung oder des Eingangsverbots gegen die Beredtsamkeit provençalischer oder gascognischer Journalisten in der pariser Presse. Der Haß gegen den südlichen Despotismus würde dazu vollkommen genügen.

Man weiß daß 1815 bei den Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden Fürst Metternich alles Ernstes den Plan einer Theilung Frankreichs entworfen hatte und im Namen seines Hofs vorlegte. Die Annahme dieses Plans wurde hauptsächlich durch den entschiedenen Widerspruch des englischen Bevollmächtigten verhindert. Daraus ersieht man beiläufig wie ungerecht die Beschuldigungen des Verfassers der „Lettres franques“ gegen England in Bezug auf dessen Verhalten bei jenem Friedensschlusse sind, und wie wenig sich die Franzosen an geschichtliche Thatsachen kehren, wenn sie ihrem Parteiinteresse nicht conveniren. Wir Deutsche und die Belgier hätten weit eher Grund England zu zürnen, daß es in einseitiger Auffassung der Verhältnisse uns die Wiedererlangung von Landestheilen verkümmert hat, welche zu unserer Sicherheit nothwendig sind und nur durch schweres Unrecht uns entrissen wurden. Wenigstens wird man es einem Belgier nicht verübeln können, wenn er auf die herausfodernde Anmaßung, womit französische Schriftsteller von der Einverleibung Belgiens wie von einer ganz natürlichen und beinahe selbstverständlichen Sache sprechen, mit einer Gegenfoderung antwortet, die allerdings der verwöhnten Eitelkeit der „großen Nation“ als eine unerträgliche Beleidigung erscheinen wird, für die aber in der Geschichte wie in der Natur der Dinge und den allgemeinen Interessen Europas sich weit mehr Gründe der Berechtigung auffinden ließen als für die willkürlichen Theilungs- und Vergrößerungsplane Le Masson's und der „Lettres franques“. Mögen auch in den Ausführungen Jottrand's einige Uebertreibungen nach der andern Seite hin sich finden — wie ja immer eine Uebertreibung als natürliche Reaction die andere hervorruft — so freuen wir uns doch daß eine kräftige und unerschrockene Stimme von dem stammverwandten Belgien aus jenen französischen Poltronnerien geantwortet und das alte gute deutsche Sprüchwort zu Ehren gebracht hat: „Auf groben Klotz ein grober Keil.“

Aus dem gleichen Grunde begrüßen wir mit Freuden die Schrift „Die westeuropäischen Grenzen“, wenngleich sie im Ganzen nicht viel Eigenes oder Neues bringt, schon deshalb, weil sie die angewohnte blöde Bescheidenheit der Deutschen, die von jeher unser Nationalunglück war, verleugnend, den von Frankreich aus uns hingeworfenen Handschuh keck aufnimmt und mit derbem Wurfe dem Angreifer ins Gesicht schleudert. Wir können hierbei nicht unterlassen auf den bedeutungsvollen Unterschied hinzuweisen der zwischen den Kundgebungen der öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber den französischen Kriegsdrohungen 1840 und gegenwärtig sich zeigt. Damals hatte Thiers kaum die alte Parole der Rheingrenze in Paris ausgegeben, als in Deutschland aller Orten wie eine Pulverschlange das entzündete Nationalgefühl aufloderte und einen Sprühregen von Protestationen gegen die ergangene Drohung in Prosa und Versen, Reden und Toasten umherwarf. Jetzt, bei der viel ernstern, viel näher drohenden Gefahr von derselben Stelle aus sehen wir die öffentliche Meinung Deutschlands ruhig, beinahe kalt, als ob dies uns wenig oder Nichts anginge. Denn die paar geharnischten Artikel welche eine und die andere unserer Zeitungen gebracht haben, und die wenigen Flugschriften im gleichen Sinne (außer den in der Ueberschrift genannten zwei bis drei sind uns keine bekannt) wollen nicht viel bedeuten, zumal wenn man die im Allgemeinen gegen damals so sehr vermehrte Thätigkeit und Bedeutung unserer publicistischen Presse in Anschlag bringt. Es ist hier nicht der Augenblick um den Ursachen dieser Erscheinung weiter nachzugehen; es genüge auf dieselbe hingedeutet zu haben, und nur das glauben wir hinzusetzen zu müssen daß die scheinbare Ruhe und Gleichgültigkeit des deutschen Volks im Angesicht der anmaßlichen Kundgebungen unserer Nachbarn und der für unser Vaterland so ernstlich bedrohlichen Haltung der gegenwärtig dort herrschenden Politik weder als ein Mangel an nationalem Bewußtsein und Vaterlandsliebe noch an Muth und Selbstvertrauen, weit eher als das Symptom des Gegentheils von alle-Dem zu betrachten sein möchte.

Der Verfasser der „Westeuropäischen Grenzen“ geht ganz auf die Jottrand'schen Ideen ein, erweitert dieselben nur aus dem Gesichtspunkte der deutschen Interessen. Er sagt:

Was noch zur Zeit des zweiten Pariser Friedens wie ein Seelenschacher ausgesehen hätte, als ob man nach Talleyrand's Worten die Bevölkerungen gleich dem Viehstand eines Meierhofs behandelte, das dürfte nach einem neuen Ausbruch Frankreichs eine weit mildere und vernünftigere Form erhalten. Der belgische Staat als conservativ-liberale Einheit muß den ehemaligen flanderischen Grenzprovinzen in die Augen stechen und könnte, falls die Karte von Europa nothwendig umgemodelt werden müßte, leicht eine große Anziehungskraft auf sie ausüben. Am Oberrhein haben sich glaubwürdigen Berichten zufolge beim Ausbruch der badischen Revolution von 1849 die deutschen Sympathien der Elsasser ziemlich unverschleiert gezeigt, und damals ertrugen sie doch erst die legale Präsidentschaft. Wenn der Fortgang der badischen „Republik“ auch jenen Appetit stillen mußte, so ist damit nicht gesagt daß nicht unter neuen Verhältnissen Le Masson's „Vogesen oder Schwarzwald“ in ein recht hübsches deutsches Bundesland zwischen Vogesen und Schwarzwald übersetzt werden könnte. Dem heutigen Baden in seiner großen Längenausdehnung fehlt überdies jene Haltung der Hüftknochen; es gleicht einer Wespe oder einer Modedame, und der elsassische Auf- und Ansatz würde seiner Constitution gewiß recht gut bekommen. Die preußischen Rheinlande endlich könnten in dem zwischen Neubelgien und Neubaden oder Alemannien entstandenen Winkel ohne großen Zwang an der Mosel aufwärtsrücken und so die gerade Linie von Amiens nach Basel bilden helfen. Dann wären die deutschen Grenzen wiederhergestellt.

Man sieht, unser Landsmann gibt ebenfalls Le Masson sein eigenes Maß und Gewicht zurück. Er sagt auch selbst:

Unsere Schrift sollte die Antwort sein auf jene französischen Hallucinationen, deren Repräsentant Le Masson ist und die wir in einer Zeit nicht unberücksichtigt lassen dürfen, wo die französische Armee „auf die Beschlüsse der Regierung ihr Gewicht ausüben soll". Die französische Ignoranz ist leider noch so groß daß man an der Gefährlichkeit solcher Doctrinen nicht zweifeln darf. Briefe die wir aus verschiedenen Theilen Frankreichs empfangen sind nur zu einig in dem Bekenntniß der allgemeinen Corruption und Servilität. Die Erschlaffung der Sittlichkeit, der individuellen Ehre bei einer kriegegeübten Nation ist und war aber immer das Mistbeet der Eroberungen. Es ist nicht an dem daß der martialische Geist an und für sich der Geist bürgerlicher Ehre sei; der Geist der Armee ist sittlich und ehrenhaft, wenn sie in einer sittlichen und ehrenhaften Mitte lebt, denn die Armee kommt aus dem Volke. Der passive Gehorsam von Leuten welche im afrikanischen Kriege gebildet wurden ist durchaus keine Garantie für die Ideen und Gefühle der Civilisation. Erhebt sich Frankreich nicht in der Kürze von seinem sittlichen Sturze, wozu wenig Aussicht vorhanden ist, so wird es gewiß nicht ohne Verdienst, sicher nicht unpatriotisch gewesen sein, den Geist des deutschen Volks in den Harnisch zu jagen und ihm die Drohung für sein eigenes Dasein, für sein Wesen selbst in scharfen Zügen vor Augen zu legen. Hier müssen alle frühern Speculationen schweigen; hier darf Nichts beschönigt, Nichts bemäntelt werden. Der wahre Staatsmann ist eiteler Resignation. Wir mischen uns nicht in französische Händel, wir antworten einer französischen Unverschämtheit.

Ihr wolltet eines schönen Morgens die Republik haben. Niemand hat es euch gewehrt, ihr seid Republikaner gewesen. Ihr verspracht der erwartungsvollen Welt die herrlichsten Dinge; man hat euch ruhig operiren lassen, bis zum völligen Bankrott eueres gesammten Socialismus. Ihr hattet Muße und Raum Alles auszuführen, jede Entwickelung im Innern vorzunehmen, der Menschheit mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts zu helfen; ihr hattet das große Princip in euerer Hand, jeden Einzelnen mitrathen und mitthaten zu lassen. Was habt ihr gewußt, was gewollt, was gekonnt?

Ihr habt einen Prinzen zum Präsidenten der saubern Republik gewählt: es war wieder gut, ihr habt euern Prinzen bekommen. Der Prinz setzt euere Volksrepräsentanten vor die Thür, ins Gefängniß, außer Landes, zerreißt euere Verfassung, verabreicht euch eine neue; ihr gebt ihm zehn Jahre Gewalt. Niemand hat sich darein gemischt, ihr habt euer Consulat auf zehn Jahre bekommen. Und mit wachsendem Erstaunen und einem Anflug von Beklommenheit sah Europa die Erinnerung an den Beginn des Jahrhunderts aus dem Grabe hervorsteigen!

Ihr habt den zehnjährigen Präsidenten zum erblichen Kaiser gemacht, die Rückkehr von der Insel Elba gefeiert, den Adlern entgegengejubelt, ihr huldigt der neuen Josephine in diesem Augenblick: Niemand hat etwas dagegen zu erinnern; Europa sagt Ja und Amen, euer Wille geschehe!

Macht ihr aber Miene uns mit euern Unzulänglichkeiten, mit dem Deficit eueres geistigen Capitals nach außen zu beunruhigen; wollt ihr, wo euere Philosophie aufhört, Katastervermessungen anfangen; wollt ihr uns mit der pariser Elle euer Glück zutheilen; habt ihr von der Geschichte so wenig gelernt daß ihr die „Gloire" mit uns zu repetiren gedenkt, so sagen wir euch mit euerm, mit dem alten Hiob: Bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine unreinen Wellen!...

Nicht den Kaiser Napoleon III. greifen wir an; er ist was er ist durch euch. Er drückt nur aus was ihr in die Erscheinung zu treten gestattet. Er nennt sich mit vollem Recht „durch den nationalen Willen". Das ist sein Existenzgrund, seine Entschuldigung, noch mehr, seine Rechtfertigung vor Mit- und Nachwelt, vor Frankreich und Europa, vor der englischen Presse und vor der Weltgeschichte. Er thront, ihr hofirt; er sitzt, ihr kriecht; er streckt den Fuß aus und ihr küßt. Wären wir Sr. Majestät Oberceremonienmeister, wir würden ihm wiederholen was jener Hofbeamte in den „Animali parlanti" des Casti sagt, als sich der Löwe über Ermüdung beim Fußkuß beschwert:

Ma se la zampa a far leccar ti secchi,
Farti altra parte anche leccar tu puoi;
Tutti ti leccheran quelche tu vuoi...

Die Schrift „Das französische Kaiserthum und die europäischen Mächte" trägt einen mehr diplomatischen Charakter als die beiden vorher genannten. Ihr nächster Zweck ist die Beantwortung der Frage: ob die Anerkennung des Kaisers der Franzosen von Seiten der Großmächte angesichts des bekannten Vertrags von 1815, welcher bekanntlich die Familie Bonaparte auf immer vom französischen Throne ausschloß, gerechtfertigt und ob sie den Umständen nach nothwendig gewesen sei? Der Verfasser glaubt daß die Mächte, indem sie die Anerkennung aussprachen, nur das kleinere von zwei Uebeln gewählt, da die Nichtanerkennung fast unausbleiblich zu einem sofortigen Kriege geführt haben würde. Er glaubt aber auch daß dadurch zwar die Schwierigkeiten des Augenblicks beseitigt, aber auch vielleicht viel größere für die Zukunft geschaffen seien. Der Verfasser gehört also auch zu den Alarmisten, d. h. zu Denen welche den frühern oder spätern Ausbruch eines Kriegs nach der ganzen Lage der Dinge und der Stellung des neuen Herrschers der Franzosen im eigenen Lande für unvermeidlich halten. Was er zur Begründung dieser Ansicht sagt, stimmt im Wesentlichen mit Dem überein was wir bereits aus andern Schriften erfahren haben; neu und vielleicht nicht ganz bedeutungslos, wenn man den Druckort (Freiburg im Breisgau) des übrigens anonym erschienenen Schriftchens berücksichtigt, ist das Anführen daß auch der katholische Klerus, der bisher immer für eine Hauptstütze des Napoleon'schen Regiments galt, für die Folgezeit dies schwerlich mehr lange sein werde, weil der Kaiser seinerseits weder gewillt noch im Stande sein dürfte, die Foderungen zu befriedigen welche die Kirche an ihn stellen müsse. In Bezug auf die Richtung welche die kriegerische Politik Napoleon's nehmen werde hat der Verfasser folgende Ansichten. Ein Hauptziel dieser Politik werde das Protectorat eines neuen Rheinbundes und eine ähnliche Stellung zur Schweiz im Sinne des frühern „Mittleramts" sein, demnächst die Verdrängung der östreichischen Macht aus Oberitalien. Dabei rechne man auf ein Bündniß mit Preußen. Der Separatfriede von Basel mit seinen geheimen Artikeln, die sogenannte Demarcationslinie, die Besetzung von Hanover und das jämmerliche Gebahren der Männer wie Haugwitz und seinesgleichen seien noch zu lebhaft im Andenken als daß ein französischer Staatsmann an der Verständigung mit Preußen zweifeln könnte. Die französische Diplomatie überschätze das Zerwürfniß zwischen den beiden Mächten in Deutschland und glaube daß keine Ausgleichung vollkommen genug sei,

um die Lockung angebotener Vortheile zu überwiegen oder die Anfachung eines neuen Streits zu hindern. Der kleinern Staaten Deutschlands glaube man ohnehin sicher zu sein. Hätten die französischen Heere nur erst die Gebiete dieser Staaten betreten, so werde eine Bestimmung der Bundesacte die betreffenden Regierungen nicht hindern ihre Länder vor gewissem Schaden zu wahren und angebotene Vortheile von dem Sieger anzunehmen. Belgien werde man natürlich zuerst in Besitz zu nehmen trachten, als die für einen Angriff auf das nordwestliche Deutschland unentbehrlichste militairische Position. Eine zweite solche Position gegen das südwestliche Deutschland wie gegen Oberitalien biete die Schweiz dar, und deshalb werde Napoleon, so gern er auch im Uebrigen an den Maßregeln gegen den schweizerischen Radicalismus theilnehmen möchte, dennoch einen Eingriff in die Unabhängigkeit der Schweiz von anderer Seite her auf keinen Fall dulden. Eine Annäherung an England sei nach der ganzen Haltung der englischen Politik nicht zu erwarten; ein Krieg gegen England von Frankreich mit Vortheil schwerlich zu führen. Weit eher erwarte man in der Umgebung des französischen Kaisers eine Verständigung mit Rußland auf Anlaß der ihrer Entscheidung immer näherrückenden orientalischen Frage. Im Falle einer feindlichen Haltung Rußlands aber glaube man durch die Aufregung der Polen, so schwach und zerfahren sie jetzt auch seien, die Wirksamkeit des Zarenreichs lähmen zu können.

Wir brauchen nicht zu sagen daß in den zuletzt erwähnten Beziehungen die augenblickliche Sachlage, welche der Verfasser dieser Schrift freilich bei deren Abfassung (im Januar 1853) nicht wohl voraussehen konnte, die politischen Combinationen desselben Lügen zu strafen scheine; aber wer weiß auf wie lange? Denn wenn auch in diesem Augenblicke die vereinigten Flotten von Großbritannien und Frankreich in der Besikabai liegen, um die Türkei gegen Rußland zu schützen, so kann doch die nächste Zukunft diese Combination wieder ändern und den Vermuthungen des Verfassers Recht geben. Hinsichtlich der Schweiz scheint die Haltung Frankreichs ganz die zu sein welche der Verfasser andeutet.

Der Verfasser glaubt an das Bestehen einer europäischen Coalition, nicht zum Angriff, aber wohl zur Ueberwachung Frankreichs. „Aller Wahrscheinlichkeit nach“, sagt er, „werden die Großmächte die ältern Streitfragen entscheiden oder vertagen, neue weder unter sich noch mit andern Staaten aufkommen lassen.“

Durch eine Thatsache, den Handelsvertrag zwischen Preußen und Oestreich, ist diese Voraussagung des Verfassers bestätigt, dagegen durch eine zweite, die neuesten Ereignisse in der Türkei, um so eclatanter getäuscht worden. Der Verfasser scheint die dortigen Verhältnisse vorzugsweise aus dem Standpunkte des östreichischen Cabinets angesehen zu haben. Er gibt sich der Hoffnung hin, der Kaiser der Franzosen werde sich den Maßnahmen nicht widersetzen, welche ergriffen werden dürften, um die Pforte zur Achtung der Verträge zu zwingen und dadurch eine große Katastrophe noch einige Zeit zu verhüten. Daß Rußland durch sein gewaltthätiges Auftreten im Orient die Nothwendigkeit einer Aufrechthaltung der Verträge nach ganz anderer Seite hin hervorrufen, dadurch zugleich die Coalition der alten Verbündeten von 1815 sprengen und England zu einem „herzlichen Einvernehmen“ mit Frankreich drängen werde, das freilich mag dem Verfasser dieser Schrift ebenso unerwartet gekommen sein wie vielleicht auch dem östreichischen Cabinet.

Staatsrechtliche Betrachtungen über die Gültigkeit oder Nichtgültigkeit alter Verträge, publicistische Erörterungen über die Nothwendigkeit und Zulässigkeit von Umgestaltungen der Karte Europas in diesem oder jenem Sinne, Appellationen an das Nationalgefühl des eigenen Volks, alles Dies, so berechtigt und zweckmäßig es sein mag in einem gewissen Stadium internationaler Verwickelungen, muß doch, sobald die Stunde der Entscheidung näherrückt, zurücktreten vor der unmittelbar praktischen Frage nach der eigentlich materiellen Kriegsbereitschaft und Stärke des wahrscheinlichen Feindes und nach der eigenen. Gewiß kann man es daher dem Verfasser der schon mehrerwähnten Schrift „Die französische Armee“ nur Dank wissen, wenn er auf Grund eigener sachkundiger Beobachtungen die Aufmerksamkeit des deutschen Volks und seiner öffentlichen Gewalten auf diesen so wichtigen Punkt hinlenkt; und der Beifall, den die Schrift gerade in dieser Beziehung gefunden und der sich unter Anderm in der sobald eingetretenen Nothwendigkeit einer zweiten Auflage kundgegeben hat, ist uns ein erfreuliches Zeichen daß wenigstens im Volke der Instinct der dem Vaterlande drohenden Gefahr und der Drang nach Abwendung derselben durch das Aufgebot der nationalen Kräfte stark und lebendig ist.

Der Verfasser schätzt die Stärke der Truppen welche Frankreich bei einem großen europäischen Kriege ins Feld führen könnte auf 285,000 Mann Infanterie nebst 10,000 Mann Jägern, 12,600 Mann schwerer Cavalerie, 23,000 Mann Liniencavalerie, 25,700 Mann leichter Cavalerie, 40,000 Mann Artillerie, 1600 Pontonniers, 7000 Mann Genie, 5000 Mann vom Train, zusammen 409,700 Mann mit 109,300 Pferden und 1200 bespannten Geschützen. Um diese 410,000 Mann über die Grenze marschiren zu lassen, brauchte Frankreich keine außerordentlichen Anstrengungen zu machen, mit Ausnahme der Pferde, deren wol einige 60,000 neue gekauft werden müßten (wir bemerken hierzu daß nach unverwerflichen Berichten Pferdeeinkäufe ziemlich umfänglicher Art in verschiedenen, namentlich auch deutschen Staaten für französische Rechnung in neuester Zeit gemacht worden sind), ist alles Material für ein solches Heer entweder vollständig in den Zeughäusern vorhanden oder kann doch in den großen Militairwerkstätten binnen 14 Tagen gut beschafft werden. Auch die Einberufung der beurlaubten Soldaten, von denen über drei Viertel schon gedient haben und völlig mit den Waffen vertraut sind, kann in kurzer Frist geschehen. Die gro-

ten Eisenbahnlinien die Frankreich besitzt und die aus seinem Innern besonders an die nördliche und östliche Grenze führen, wie die Pariser Nordbahn, die Paris-Strasburger und Strasburg-Baseler Bahn erleichtern es sehr, bedeutende Truppenmassen, besonders an Infanterie, in wenig Wochen an den Grenzen des Landes zu versammeln. Innerhalb acht Tagen können von den starken Truppenanhäufungen in Paris, Strasburg, Metz, Luneville 70—80,000 Mann Infanterie, 100—150 bespannte Geschütze und 5—6000 Mann Reiterei über den Rhein nach Baden oder nach Rheinbaiern geworfen sein. Die jetzt geschehenen Beurlaubungen bei der Infanterie ändern hieran wenig.

Und diese ganze, so große, so kriegsbereite und leicht concentrirbare Armee ist, wie der Verfasser in sehr speciellen technischen Ausführungen, denen wir hier natürlich nicht folgen können, auseinandersetzt, auch hinsichtlich der Ausbildung ihrer Mannschaften, des Geistes ihrer Soldaten und Offiziere, ihres Materials, vorallem aber ihrer Organisation vorzugsweise kriegstüchtig und zu großen kriegerischen Unternehmungen geeignet.

Was nun haben wir, deren Grenzen zunächst von dieser Heeresmacht bedroht sein würden, derselben entgegenzusetzen? Ein mal die Heere der beiden deutschen Großmächte (vorausgesetzt daß, wie wir hoffen wollen, diese beiden einig gehen), sodann die Contingente der übrigen deutschen Staaten. Bei diesen nun stellt sich sogleich als ein großer Uebelstand der Mangel an einheitlicher Organisation heraus, welcher es höchst unwahrscheinlich erscheinen läßt daß auch bei gleicher Stärke und Tüchtigkeit im Einzelnen diese Truppen den französischen vollkommen gewachsen sein würden. Schon bei den militairischen Operationen in Schleswig-Holstein und Baden hat sich dieser Uebelstand, wie der Verfasser aus eigener Beobachtung durch mehrfache Beispiele belegt, sehr fühlbar gemacht; wieviel mehr wird dies der Fall sein bei einem großen Kriege, wo viel mannichfachere Combinationen vorkommen. Bei unserer Armeeeinrichtung kann oft nicht einmal ein Bataillon das danebenstehende mit Munition versehen, und letzteres muß vielleicht aus Mangel an solcher das Feld räumen, während das andere noch reichlich damit versehen ist. Die verschiedenartigen Dienstvorschriften erschweren die sichere Handhabung des Vorpostendienstes. Die vorwaltenden Rücksichten, welche die Führer der einzelnen Contingente auf den Vortheil oder die Wünsche ihrer Obern zu Hause oft mehr als auf das allgemeine Interesse nehmen, erschweren dem Oberbefehlshaber die Verwendung dieser einzelnen Truppentheile. Was bei der französischen Armee häufig vorkommt und bei der dortigen Organisation auch ganz leicht ist, die rasche Bildung neuer Truppenformationen, z. B. durch Zutheilung des zu einem Regimente gehörenden Bataillons an ein anderes, das ist aus den angeführten Gründen bei einer so buntgemischten Armee wie die deutsche schwer, beinahe unmöglich. Endlich aber hat diese bunte Zusammensetzung auch noch den moralischen Nachtheil daß die Mannschaften der einzelnen Contingente beiweitem nicht die gleiche Theilnahme für die Schicksale und Thaten anderer landsmannschaftlicher Truppen theilen und das gleiche, gemeinsame Interesse an den Erfolgen des ganzen Heeres haben, welches bei der einheitlich organisirten französischen Armee in so hohem Grade vorhanden ist. Auch dafür bringt der Verfasser ein Beispiel aus dem Feldzug in Baden von 1849 bei. Er sagt:

> Die nassauische Bedeckungsmannschaft, die bei Dos mecklenburgische Geschütze mit Bespannung von den Insurgenten fortnehmen ließ, ohne nur einen Versuch zu machen dieselben wieder zu erobern, hätte diese sträfliche Gleichgültigkeit wahrlich nicht bewiesen, wenn es nassauische Kanonen gewesen wären. So aber waren es nur mecklenburgische und der Verlust derselben war den nassauischen Soldaten keine allzu schmerzliche Sache.

Der Verfasser fährt dann fort:

> Gerade der Erweckung solchen gemeinsamen Nationalgefühls wegen, dessen theilweisen Mangel wir vielleicht bald noch schmerzlich genug büßen müssen, beklagen wir es sehr daß man von manchen Seiten in mehr hitzigem als vorsorglichem Eifer bemüht war, dasselbe, wo es sich in den letzten Jahren zu zeigen begann, möglichst wieder zu ersticken. Wir sind gewiß sehr weit davon entfernt den sträflichen Misbrauch, welcher von der revolutionnairen Partei mit diesem Erwachen des deutschen Nationalgefühls und dessen sichtbaren Zeichen, den schwarz-roth-goldenen Fahnen, Farben und Cocarden getrieben ward, nur im mindesten zu vertheidigen, und wissen leider nur zu gut durch welchen schändlichen Gebrauch letztere häufig entweiht worden sind. Diesem Misbrauch aber hätte man gleich anfänglich mit der größten Entschiedenheit entgegentreten und denselben unterdrücken müssen, ohne dabei aber das viele Gute, was unleugbar in der Annahme eines gemeinsamen äußern deutschen Zeichens lag, durchweg gehässig zu verdächtigen oder verächtlich zu verspotten, wie es besonders von Seiten so vieler höhern und niedern Militairbehörden leider geschehen ist. Neben einer sächsischen oder würtembergischen oder lippe-schaumburger Cocarde kann der Soldat wahrlich mit Ehren auch eine schwarz-roth-goldene tragen. Dadurch daß er letztere dem auswärtigen Feind gegenüber gemeinschaftlich mit seinen übrigen deutschen Kameraden auf das äußerste vertheidigt, nützt er seinem Fürsten und speciellen Vaterlande viel mehr als wenn er dieselbe auf beschränkte oder knabenhafte Weise verspottet. Wenn unsere deutschen Contingente gemeinsam gegen Frankreich in das Feld ziehen, so wird man ihnen nothgedrungen doch auch wieder ein gemeinsames Feldzeichen geben müssen. Man wird dann wieder zu den alten schwarz-roth-goldenen Farben greifen, es aber vielleicht bitter beklagen müssen daß man dieselben so sehr bei den Truppen in Verruf zu bringen sich vielfach in den letzten Jahren bestrebt hat. Nicht so plötzlich wieder die verdiente und nothwendige Achtung und Ehre vermögen solche in unsern so verschiedenartigen deutschen Contingenten zu finden, und ein gemeinsames Zeichen was dieselben zusammenhält, „zu dessen Ruhm und Ehre" sie freudig mit vereinten Kräften streiten, wie es der Franzose für sein „Tricolor" thut, fehlt uns dann leider gänzlich. Sogleich im ersten Augenblick, etwa durch einen Bundestagsbeschluß zwei Tage oder Stunden vor dem Ausmarsch eines Truppencorps verkündet, ist diese dringend nothwendige Hingebung für solch gemeinsames Nationalzeichen aber nicht zu erzwingen, es bedarf dazu längerer Zeit, innigern Vertrautseins mit demselben. Nur confus und mistrauisch gemacht wird der Soldat, wenn man ihm heute plötzlich befiehlt alle Aufopferung für ein äußeres Sinnbild zu beweisen und dasselbe mit seinem Leben gegen eine Niederlage durch die Feinde zu schützen, was man ihn bisher zu verspotten zu lehren versuchte. Man hätte von Seiten mancher Militairbehör-

den der einzelnen deutschen Staaten das erwachende deutsche Nationalbewußtsein 1848 wahrlich besser benutzen sollen als man es leider nur zu häufig gethan hat; von den vielen Mängeln die an diesem erwachenden Gefühl klebten konnte man es reinigen, das oft schmähliche Unwesen, was von Seiten der Umsturzpartei dabei getrieben wurde, beseitigen und es dann in verbesserter Gestalt den Soldaten aufs neue einprägen, statt es sogleich im ersten Keime wieder bei ihnen zu ersticken. Wir können uns des sorglichen Gedankens oft nicht erwehren daß man mit dieser Schmähung der deutschen Farben bei vielen unserer Heerestheile allen unsern auswärtigen Feinden einen viel größern Dienst geleistet hat als gerade den einzelnen deutschen Fürsten selbst. Mit reußischen oder hessen-homburgischen Fahnen und specifisch gesinnten Soldaten wird man der gewaltigen Heeresmacht Frankreichs schwerlich zu widerstehen vermögen, sondern dazu deutscher Farben und deutscher Krieger bedürfen.

Als Abhülfe der bemerkten Uebelstände schlägt der Verfasser vor: Militairconventionen der kleinern Staaten mit den größern, und zwar vorzugsweise mit Preußen, auf dessen Wehrkraft, wie der Verfasser meint, bei einem etwaigen Kriege Deutschlands mit Frankreich unsere größte Aussicht auf günstigen Erfolg beruhe. Durch solche Militairconventionen (welche noch umfassender in ihren Bestimmungen sein müßten als die von einigen Staaten 1849 mit Preußen geschlossenen) müßten alle kleinern Contingente dem preußischen Heere einverleibt, die größern aber, die von Baiern, Hanover, Würtemberg und Sachsen, wenigstens völlig übereinstimmend damit organisirt werden. Der Verfasser hegt freilich selbst geringe Hoffnung auf die Verwirklichung eines solchen Vorschlags und empfiehlt daher nebenbei noch folgende Palliativmittel: 1) die Herstellung einer allgemeinen gleichen Bewaffnung hinsichtlich des Kalibers der Gewehre und Geschütze, Verfertigung gemeinsamer Munition für alle in großen deutschen Arsenalen; 2) Ausarbeitung eines allgemeinen Dienst- und Exercirreglements und häufige Inspectionen durch Bundesgenerale zur Controle der pünktlichen Einübung desselben; 3) Einführung einer möglichst gleichmäßigen Uniformirung; 4) Einführung allgemeiner Vorschriften über das Offiziersexamen, Errichtung einer allgemeinen deutschen Kriegsakademie, in welcher jeder Generalstabsoffizier vorgebildet sein müßte; 5) öftere Versetzung der Generalstabsoffiziere während des Friedens zu andern Contingenten; 6) regelmäßige Uebungen der verschiedenen Contingente, alljährlich brigadenweise, alle zwei Jahre in Divisionen und bisweilen in Armeecorps; 7) Anschaffung einer bedeutenden Anzahl geräumiger Militairtransportwagen für Eisenbahnen auf gemeinsame deutsche Rechnung; 8) häufige Verwendung der kleinen deutschen Contingente zur Besetzung der Bundesfestungen, um den militairischen Geist und die Disciplin zu üben; endlich eine Controle seitens der Bundesmilitaircommission bei der Ernennung der Stabsoffiziere, besonders für solche Contingente welche noch keine Brigade bilden. Für dringend nothwendig hält der Verfasser daß schon jetzt im Frieden von der Militairbundescommission gemeinsame deutsche Feldzeichen, Fahnen, Bänder und Cocarden bestimmt und, wenn man ihren allgemeinen Gebrauch aus irgend einem Grunde den einzelnen Contingenten nicht befehlen wollte, wenigstens dann in Gebrauch genommen würden, sobald zu einem gemeinsamen deutschen militairischen Zwecke ausgerückt würde, z. B. bei Besetzung der deutschen Bundesfestungen, gemeinsamen Uebungen u. s. w.

Der Verfasser schließt seine Betrachtungen mit der nachstehenden patriotischen Auffoderung, womit auch wir diesen Artikel, dessen vornehmste Aufgabe es war Frankreichs Stellung zu Deutschland und die von dort uns drohende Kriegsgefahr zu beleuchten, schließen zu müssen glauben.

Dies sind in kurzen Umrissen die Maßregeln welche wir für die Herstellung einer größern militairischen Einheit unter unsern einzelnen deutschen Heerestheilen für ersprießlich halten. Wenn auch vielleicht nicht alle, so doch viele der vorhin von uns angeführten Mängel und Nachtheile, die ein bunt zusammengesetztes deutsches Armeecorps einem gleichmäßig ausgebildeten französischen Corps gegenüber haben wird, dürften dadurch beseitigt werden. Daß aber diese Verbesserungen bei nur einigem guten Willen der Einzelstaaten gar nicht so schwer durchzuführen sind, wird man zugeben müssen. Mag auch eine allgemeine Einverleibung sämmtlicher deutschen kleinen Contingente in das preußische Heer leider zur Zeit noch in das Reich der frommen Wünsche gehören, die von uns angedeuteten anderweitigen Schritte zur Herstellung der Einheit sind doch gewiß auch im jetzigen Augenblick noch oder schon durchzuführen. Möchte man doch nicht zu lange säumen, wenigstens den ersten kräftigen Beginn damit zu machen; wir fürchten, es könnte sich diese Versäumniß sonst in baldiger Zukunft nur zu hart bestrafen.

72.

Der getreue Ritter oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation. In Briefen an die Gräfin Julia von Oldofredi-Hager in Lemberg. Von Wilhelm Meinhold. Regensburg, Pustet. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgeber dieses Buchs ist der Sohn des Verfassers der durch seine „Bernsteinhexe" auch in weitern Kreisen bekannt geworden ist. Aus der Vorrede des Herausgebers erfahren wir daß sein Vater sich jahrelang und unermüdet mit dem Studium der Theologie und Geschichte befaßt und bereits in den letzten Jahren seines Lebens die Einsicht gewonnen habe, daß nur allein ein Anschluß der protestantischen an die katholische Mutterkirche vermögend sei, die sittlichen und socialen Gebrechen unserer Zeit zu heilen. Den Plan diesen Gedanken öffentlich auszusprechen gab er jedoch auf, weil er zweifelte einen günstigen Erfolg zu erzielen, wenn er, wie schon oft geschehen, in rein abstracter Darstellung die abweichenden Lehren beider Kirchen beleuchtete, und auch fürchtete, seine ausgesprochenen Besorgnisse möchten fruchtlos untergehen, wenn er dieselben nicht in einem völlig neuen Gewande auftreten ließe. Zu dem Ende wählte er die chronikalische Darstellung, indem er die psychologische Entwickelung der protestantischen und katholischen Lehre in concreto darstellte, um dadurch seinem Werke neben dem wissenschaftlichen Interesse auch einen ästhetischen Reiz zu geben. Er wählte als Zeit seiner Handlung die Reformation selbst. Das Werk ist durch den Tod des Verfassers nicht vollendet und der Herausgeber hat, um den Gang der Erzählung überblicken zu können, den Prospectus des beabsichtigten zweiten Theils, wie er von seinem Vater hinterlassen war, am Schlusse folgen lassen. Der Held der Geschichte ist eine historische Person und Ahnherr der Gräfin Julia von Oldofredi-Hager, an welche die Briefe gerichtet sind. Der Stil ist in dem bekannten Ton

der Chroniken gehalten, worin allerdings Meinhold Gewandtheit hat und längere Zeit im Stande gewesen war das Publicum glauben zu machen, als sei es Originalstil: Der alte Ritter Sigismund erzählt seine Geschichte selbst, jedoch ist der Gang der Erzählung mannichfach durch Reflexionen über die Reformation und ihre Erscheinungen unterbrochen, sodaß, wenn man dieselben aufmerksam verfolgt, sehr leicht die Ansicht des Verfassers hervorleuchtet, und daß daraus mit Bestimmtheit zu schließen ist, daß wenn Meinhold, wie dies schon längst verlautete, noch vor seinem Tode nicht Katholik geworden war, er sicher doch nicht länger mehr Protestant genannt werden konnte; denn wer so wie er gründlich mit den Hauptsätzen der protestantischen Lehre gebrochen, wer so wie er der Reformation so viele Flecken aufzubürden suchte, der kann unmöglich sich noch mit dem Namen eines Protestanten belegen. Den dritten Brief eröffnet Meinhold folgendermaßen: „Unter die hauptsächlichsten Ursachen der schnellen Verbreitung der Reformation gehört insonderheit die absichtliche Verfälschung des biblischen Textes, die Luther sich erlaubte, um das Papstthum und alles ihm Angehörige, inwiefern es in der Bibel begründet ist, desto sicherer und gewisser zu stürzen.“ Diese Aeußerung, auf die wir gleich zurückkommen, verbunden mit noch vielen andern im Buche zerstreuten, werden gewiß Jedem klar machen wohinaus der Verfasser will. Es kann der Zweck d. Bl. nicht sein, hier eine Untersuchung über die Haltbarkeit der vorgebrachten exegetischen und kritischen Gründe oder eine Prüfung der Quellen und Citate anzustellen, wir müssen dies den theologischen Zeitschriften überlassen und wollen hier nur erwähnen, wenn der Verfasser S. 41 sagt, Luther habe sich der plattdeutschen Bibelübersetzung des Nikolaus von Lyra bedient, welche zuerst 1473—75 erschien, woher das Sprüchwort entstanden sei: Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset, daß Lyra aus der Normandie und nicht aus Niederdeutschland stammt, und daß 1470 in Köln, Lübeck und Halberstadt eine niedersächsische Bibelübersetzung mit Erklärungen aus der „Postille“ des Lyra erschienen ist. Die Vorzüge die Meinhold, was Stil und Charakteristik betrifft, in seiner „Sidonia“ und in der „Bernsteinhexe“ beurkundet hat, sind übrigens auch diesem Buche nicht abzusprechen.

So weit war die Anzeige dieses Buchs vollendet, als Referent von der Redaction d. Bl. einen derselben zugegangenen anonymen Brief aus Breslau erhielt, worin mit gewisser Schadenfreude und versteckter Parteilichkeit eine die theologische Seite des Werks berührende Besprechung provocirt werden sollte. Die ganze Haltung des Briefs gemahnt uns an eine Erscheinung vom Scheibenstande her, wo zuweilen der Schütze nach dem Schusse durch das Aufspringen des Hanswursts in Freude gesetzt wird, als ob er das Centrum getroffen habe, und am Ende zu seinem Aerger erfährt daß nur vielleicht ein Splitter aus dem weißen Rande der Scheibe den verhängnißvollen Draht berührt und dadurch die Erscheinung des Hanswursts veranlaßt hat. Meinhold hat den Hanswurst springen lassen. Wir erfahren aus dem Briefe daß das Buch in Schlesien große Verbreitung auch unter Personen gefunden habe, die sich sonst gerade nicht mit Theologie und gründlichem Geschichtsstudium befaßten. Es würde den Standpunkt d. Bl. verlassen heißen, wollte man auf die durch dieses Buch angeregten Streitfragen im Einzelnen eingehen, Streitfragen deren gründliche Erörterung in rein theologische Zeitschriften gehört, Streitfragen die im Wesentlichen auch nichts Neues vorbringen, sondern nur in populairer Weise formuliren, was längst hierüber auch schon anderswo gesagt, aufgestellt, widerlegt und bestritten worden ist. Wir wollen darum auch hier nur im Allgemeinen die Hauptpunkte berühren und anführen, die mit besonderm Eclat hervorgehoben werden. Dahin gehört namentlich der Vorwurf daß Luther „absichtlich die Bibel gefälscht“ habe. Meinhold bemerkt S. 43 in einer Anmerkung daß schon Cochläus in der Uebersetzung Luther's an 1000 verfälschte Stellen allein im Neuen Testamente und Florimundus Raimundus über 1040 habe nachweisen wollen, fügt aber hinzu: „Es bedarf kaum der Bemerkung daß dies lächerliche Uebertreibung ist.“ Aber drei der „hauptsächlichsten und erfolgreichsten Verfälschungsversuche“ glaubt er dennoch nicht übergehen zu können. Der Verfasser sagt S. 42: „So ist es denn zuvörderst das griechische Wort ἐκκλησία, welches Luther im ganzen Neuen Testament auch nicht ein einziges mal Kirche, sondern immer Gemeine übersetzt hat.“ Ἐκκλησία heißt nun aber in der That seiner Ableitung nach nichts Anderes als was jeder mittelmäßige Secundaner weiß, die Versammlung, die Volksversammlung. Mit demselben Rechte wie nun die römische Kirche zur Begründung ihrer hierarchischen Institutionen das Wort mit Kirche übersetzt, mit demselben Rechte und wol der ursprünglichen Bedeutung des Worts angemessener übersetzt es Luther mit Gemeine, zur Bezeichnung der Gesammtheit der christlichen Anhänger oder auch wol der zu einer Gemeinde vereinten Theile der christlichen Bekenner. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Vorwurfe daß Luther das Wort παράδοσις nicht mit Ueberlieferung oder Tradition übersetzt habe. Luther übersetzt z. B. 1. Kor. 11, 2 zur Vermeidung des nicht deutschen Worts Tradition: „Und haltet die Weise, gleichwie ich euch gegeben habe“, und 2. Thessal. 14: „So stehet nun, liebe Brüder, und haltet an den Satzungen die ihr gelehrt seid, es sei durch unser Wort oder Epistel.“ Wer kann hier eine Fälschung annehmen, der überhaupt im Stande ist den Sinn eines Satzes aufzufassen, statt am Worte zu klauben? Satzungen und Weisen die ihr überliefert bekommen habt, was sind dies Anderes als Uebersetzungen von παράδοσις, nur mit schärferer Hinweisung und Hervorhebung des Inhalts? Der dritte Punkt den Meinhold hervorhebt betrifft die bekannte Stelle im Römerbrief 3, 28, wo Luther dem Urtexte zuwider das Wörtchen allein eingeschoben hat. Dem Texte nach lautet die Stelle: „Denn wir halten dafür daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben, nicht durch gesetzliche Werke“; in der Bibelübersetzung von Luther heißt es: „So halten wir es nun daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Der Glaube und die Werke werden sich hier entgegengestellt, mit dem Hinzufügen des Wörtchens allein hat Luther die Auffassung dieser Stelle nur schärfer bezeichnet, den Sinn derselben in klareres Licht gesetzt. Von einer Fälschung kann also auch hier nicht die Rede sein. Was nun den Vorwurf anlangt daß sich durch die einseitige Auffassung dieser Lehre „der absoluten Verwerfung der guten Werke“ einzelne Menschen zu Schlechtigkeiten haben hinreißen lassen, wer mag hieraus der Reformation einen Vorwurf machen? einen Vorwurf angesichts der Schändlichkeiten welche durch die Ausübung und den Misbrauch des Ablasses in einer Zeit hervorgerufen wurden, wo Leidenschaften mannichfach aufgeregt und der Ton in Leben und Sprache ein derber, grobkörniger war? Wie mag man den Vorwurf überhaupt erheben, da man diese Zustände ja nur als die Folge vorausgegangener Misbräuche und Irrlehren anzusehen hat, welche gerade Luther zu beseitigen suchte? Wenn man nun gar noch schließlich in der Art und Weise wie Luther den Papst bekämpfte etwas Außerordentliches finden will, so muß man solche kluge Leute nur einfach auf die gegenseitigen Streitschriften verweisen, zu einer Zeit wo man noch nicht gewohnt war in verklauselten, zweideutigen Redensarten mit weißen diplomatischen Handschuhen sich anzufassen, sondern in kecker, herber und für die Auffassung unserer Zeit viel zu derb erscheinender Form sich auf den Leib zu rücken.

55.

Skizzen aus der Vendée und Bretagne. Berlin, Hertz. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn Jemand auf den Einfall geriethe ein bereits vor mehren Jahren erschienenes Buch von Emile Souvestre aus dem Französischen zu übersetzen und seine Arbeit deutschen Verlegern anzubieten, so würde er wahrscheinlich überall die Antwort erhalten daß mit dergleichen veralteten Sachen Nichts

zu machen sei (unter „neu" sind in diesem Falle nur die nassen pariser Aushängebogen zu verstehen), daß überdies Souvestre zu wenig renommirt sei, eine zu solide, ruhige Manier der Darstellung habe, keine herzerschütternden und nervenzerreißenden Geschichten erzähle, daß mithin keine lebhafte Theilnahme von Seiten des größern Publicums zu erwarten stehe. Anders und besser gestaltet sich jedoch die Sache, wenn der Uebersetzer einen sonst schon literarischen Namen hat, seine Bearbeitung mit einem anziehenden Titel versieht, eine geistreiche Einleitung über Volksleben, royalistische Treue, politische Irrthümer, Autorität, Majorität u. dgl. voranschickt und dadurch dem Buche Ansprüche auf das Interesse der höhern Gesellschaftskreise verleiht. Mit einem solchen Unternehmen ist V. A. Huber hervorgetreten, indem er aus einigen belletristischen Werken von Souvestre geeignete Stellen frei ins Deutsche übertragen und auf deren Werth für die Erkenntniß eines bisher wenig beachteten Gebiets französischer Zustände hingewiesen hat. Er glaubt dieser Gabe eine von dem etwaigen flüchtigen Zeitvertreibe den die Leser darin finden mögen ganz unabhängige, ernstere Bedeutung vindiciren zu dürfen. Alte Sitten, Gebräuche, Sagen, Lieder, Glauben und Aberglauben, welche dem französischen Landvolk eigen sind, verschwinden mehr und mehr. Jeder Tag, jede Stunde trägt das Ihrige dazu bei das alte Gepräge abzureiben, wegzuätzen, und es mag die höchste Zeit sein wenigstens in Büchern mit Ehren zu begraben was im Leben nicht zu retten ist. Zu diesem Zwecke hat Huber ohne Zweifel ein passendes Mittel erwählt. Souvestre steht zwar nicht in der Reihe der glänzenden Talente welche die Lesewelt beherrschen; er versteht es nicht oder verschmäht es vielleicht nach grellem Effect zu haschen und durch gewaltsame Mittel die Phantasie aufzuregen; aber er hat Verdienste die gerade bei Romandichtern des heutigen Frankreich nicht häufig sind: die von ihm vorgeführten Charaktere und Situationen stehen fast immer innerhalb der natürlichen und vernünftigen Grenzen, er redet eine ungekünstelte reine Sprache, ist ein tüchtiger Kenner des französischen Volkslebens, und es gebührt ihm die Anerkennung daß ihm an sittlichem Ernst und einer gewissen Einfachheit und Wahrheit — der Mutter oder Frucht ehrlicher Liebe zur Sache, im Gegensatz zu dem Egoismus und der Eitelkeit des Autors — kaum einer von seinen schriftstellernden Landsleuten gleichkommt. Diese Eigenschaften dürften genügen um Souvestre den Lesern von unverdorbenem Geschmack werth zu machen. Solchen sei das Buch hiermit bestens empfohlen; und wenn sie außer dem Vergnügen einer ansprechenden Unterhaltung, welche ihnen diese Skizzen aus der Vendée und Bretagne darbieten, auch Huber's Ansichten über die Französische Revolution und Restauration, das Gift des politischen Dualismus, das schlimme Princip der Theilung der höchsten Gewalt u. s. w. kennenlernen wollen, so finden sie hierzu in der 16 Seiten langen Vorrede hinreichende Gelegenheit. 27.

Don José de Zorrilla.

Am 15. April 1837 folgte eine Anzahl junger Leute des Abends in den Straßen von Madrid dem Sarge eines Dichters, den Nichts als eine Blumenkrone schmückte. Don Marianno José de Larra hatte im Glanz seiner Jugend und seines Genies aus Verzweiflung über eine unglückliche Liebe sich mit einem Pistolenschusse getödtet. Als man am Thore Fuencarral angelangt war, wo die Zuneigung einiger Freunde dem Todten ein Asyl bereitet, und als ein beredter Redner, Roca de Togores, weinend die Trauerrede gehalten hatte, war endlich jenes Schweigen eingetreten, welches die Rückkehr der Leidtragenden ankündigt. Da plötzlich trat ein junger Mann, fast noch ein Knabe, den Niemand kannte, hervor und recitirte mit zitternder Stimme einige Verse, in denen er mit glühender Phantasie den todten Dichter pries.

Diese seltsame Erscheinung, die Jugend des Dichters, die Harmonie seiner Verse, Alles bis auf die späte Stunde des Tags bewegte die Gemüther der Anwesenden, welche durch die Trauer schon weich gestimmt waren. Es schien ihnen Larra von neuem aus dem Grabe erstanden zu sein; im Triumph brachte man den Poeten heim, der bestimmt war Spanien über den Verlust zu trösten den es beweinte, und in Madrid ward noch an demselben Abende mit Enthusiasmus der Name Zorrilla's verkündet.

Die Lebensverhältnisse des jungen Dichters, soweit sie bekannt wurden, erhöhten nur noch dieses allgemeine Interesse. In Valladolid 1817 geboren, Sohn eines geachteten Rechtsgelehrten, hatte Zorrilla das Seminar in Madrid besucht, wo so viele große Staatsmänner und berühmte Schriftsteller Spaniens gebildet worden waren, ohne jedoch Justinian und das Corpus juris so lieb zu gewinnen daß er seinem Vater nachzufolgen Lust bekommen hätte. Von Toledo, wo er ein bizarres und einsiedlerisches Leben geführt, hatte ihn sein Vater nach Valladolid geschickt und endlich, da er erkannte daß dieses zerstreute und unbändige Kind niemals ein Geschäftsmann werden würde, ihn zum Oekonomen bestimmt. Allein José, der vom Landleben nur die Muße liebte, ergriff einen äußersten Plan. Er lieh sich ein Pferd von einem Verwandten und eilte nach Madrid, wo er sich verbarg, reich an Hoffnungen, arm an Geld. Mit keiner andern Hülfsquelle als der Poesie, mit Kühnheit und den Illusionen von 20 Jahren ausgestattet, wollte er Unabhängigkeit und Ruhm erreichen; allein er fand nur Elend und Gleichgültigkeit. Seit zehn Monaten, während deren er den Nachforschungen seiner Familie entgangen war, lebte er unter lauter Entbehrungen und inserirte den madrider Journalen einzelne Gedichte, ohne daß die völlige Obscurität seines Namens ihn seinem suchenden Vater entdeckt hätte.

Aber an einem Tage war er berühmt geworden. Jenes Volk der Literaten und Kritiker, welches über den Ruf disponirt, hatte ihn brüderlich aufgenommen als Nachfolger Larra's, und diesmal hatte es sich nicht getäuscht. Der Gesang Zorrilla's war in jedem Munde. Herausgeber und Eigenthümer von Journalen erbaten seine Unterstützung. Die Zeit der Prüfung war zu Ende. Alles lächelte dem Dichter entgegen; Ruhm und Glück reichten ihm die Hand. Noch vor Ablauf eines Jahres erschien sein erster Band Gedichte, warm von einem bekannten Kritiker, Diaz, empfohlen. Der Erfolg derselben war so groß und die Verleger waren so pressirt, mit dem Verfasser die Gunst des Publicums zu theilen, daß Zorrilla seitdem eine Fruchtbarkeit gezeigt hat die selbst für Spanien selten ist, wo uns schon Lopez de Vega das Unmögliche bewies. Die beiden dicken Bände „Obras completas de Don José de Zorrilla", die in Paris 1847 erschienen sind, enthalten ungefähr 15 Bände Dramen und Dichtungen, die in den vorhergehenden zehn Jahren von ihm erschienen waren. Gegenwärtig soll ein dritter Band erscheinen, der die Thätigkeit des Dichters seit 1847 enthält, und endlich ist vor kurzem ein ungeduldig erwartetes Werk ausgegeben worden: „Granada, poema oriental" (Theil 1, 1852). Nicht blos in der Halbinsel, sondern im ganzen spanischen Amerika, wo nur jene männliche und sonore Sprache gesprochen wird, ist Zorrilla der allgemeine Liebling.

Die Ursache dieser Popularität ist nicht allein im Talente Zorrilla's zu suchen, denn Spanien hat neben ihm noch viele talentvolle Dichter; Das was ihn groß gemacht hat ist vielmehr der nationale Charakter, der patriotische Geist seiner Gesänge. Die Echos die er erweckte schlummerten in allen Herzen; er sprach die Stimmen seiner Zeit und seines Landes. In einem Augenblick wo eben der Geschmack an der Vergangenheit sich in der Halbinsel neu verbreitet hatte, feierte er die verschwundene Größe Spaniens, die Ritterschaft, die Mauren, den Katholicismus, alles Das was im spanischen Mittelalter edel und poetisch war. Er erweckte die entschlafenen Jahrhunderte aus dem Staub des Grabes und der Vergessenheit; indem er dem schwachen Spanien den Glanz seiner schönen Tage zeigte, tröstete er den Stolz des Volks und stärkte er seinen Glauben.

Seit 15 Jahren hat Zorrilla seinem Vaterlande allein sein Genie gewidmet. In den beiden Hauptrichtungen seines Wirkens, dem Drama und den Gedichten, ist es immer Spanien welches er feiert und dem er seine Begeisterung verdankt. Einige seiner geschätztesten Werke: „Die Gesänge des Troubadours", „Die Wochen des Sommers", enthalten fast nur spanische und maurische Legenden; seine glücklichsten Dramen sind der spanischen Geschichte und Sage entnommen, so: „Sancho Garcia", „Das Pferd des Königs Don Sancho", „Don Juan Tenorio". Der unglückliche Fürst von Viane ist der Held der „Hingebung einer Frau" („Lealtad de una muger"), Pedro der Grausame spielt die Hauptrolle in „Der Schuster und der König". Für diesen Fürsten, den die Geschichte so sehr verdammt, hat Zorrilla eine hervorstechende Zuneigung. Bei ihm haben die Banden du Guesclin's den Thron des legitimen Königs von Castilien umgestoßen und der Sieger ist nur ein Bastard, der von Fremden gehalten wird. Der Besiegte aber ist nicht blos der König, sondern Spanien. Die Verbrechen Don Pedro's,

Alma mas cruel
Que vivo en pecho cristiano —

(die grausamste Seele die je in christlicher Brust wohnte), wie die alte Romanze sagt, sind für den Verfasser die Verbrechen der Zeit und nicht des Mannes.

Bei seinen Dramen nahm aber Zorrilla nicht allein die Gegenstände aus Spanien, sondern auch die Form derselben, indem er mit Zurückstoßung jedes fremden Vorbildes der Nebenbuhler Moreto's und Calderon's ward. Diese Nachahmung ist fühlbar, aber auch natürlich bei ihm. Jene lebendige und nette Sprache, jene leichte Wendung des Gedankens, jener ritterliche Ton sind ihm ganz eigen geworden; Nichts scheint entlehnt. Zorrilla erinnert an Moreto in seinen schönsten Tagen, aber er besitzt noch mehr Einfachheit und reinern Geschmack. Hinsichtlich der Composition und der Entwickelung des Stücks adoptirt er das alte spanische Drama mit all' seiner Lebendigkeit, aber auch mit seinen Fehlern. Das spanische Drama ist immer thätig, Handlung folgt aus Handlung, das Interesse wird immer gespannt und das Auge immer gefesselt, aber die Leidenschaft ist mehr angedeutet als empfunden, sie liegt mehr im Spiel des Darstellers als in den Versen des Dichters, es fehlt Das was aus dem Lustspiel allein ein Kunstwerk macht und nicht blos das Vergnügen eines Augenblicks, nämlich die Entwickelung der Charaktere.

Dieser Fehler, dem auch Zorrilla nicht entgangen ist, ist der Grund des niedrigen Standpunkts des spanischen Theaters und erklärt zugleich die Fruchtbarkeit seiner Schriftsteller. Es ist sonderbar daß gerade in dem Lande, das uns in Don Quixote und Sancho Pansa die beiden lebendigsten Personen gegeben hat die je dem menschlichen Gehirn entsprungen sind, die Charakterschilderung das Nebensächliche am Theater zu sein scheint. Die Intrigue ist Alles. Und doch braucht man Shakspeare, dessen Stücke nicht weniger complicirt sind als die spanischen, nur ein mal zu lesen, um zu begreifen daß Das was den Engländer so weit über Lope de Vega und auch Calderon erhebt jener göttliche Hauch ist, der aus jeder seiner Schöpfungen ein Individuum macht. Othello, Romeo, Falstaff sind für uns so wahr und lebend, wie so viele Männer von denen die Geschichte spricht, und selbst wenn der Dichter sich an das Phantastische und das Unmögliche macht, so ist die Macht seiner Einbildungskraft so groß daß es uns dünkt, könnte Caliban nur existiren, er müßte das Ungeheuer sein das der große William geschaffen hat. Bei ihm ist die Entwickelung der Gedanken und Empfindungen so natürlich dargestellt, der Fortschritt der Leidenschaft ist so breit angelegt, es findet sich bei ihm ein so sicheres Gefühl von Dem was der Grund der menschlichen Natur ist, und zugleich ein so vollkommener Ausdruck des individuellen Charakters, daß Pope mit Recht sagte, wenn ein Stück Shakspeare's ohne Angabe der Namen der Personen gedruckt würde, so würde Nichts leichter sein als einer jeden von ihnen Das was sie gesagt und gesprochen hat zuzutheilen.

Von dem Theater Zorrilla's sowie von dem seiner Vorbilder könnte man sagen daß es wie in der alten italienischen Komödie für alle Personen und für alle Zeiten immer nur eine einzige Maske gebe. Jene in ihre Mantille gehüllten Damen, jene in ihre Mäntel verborgenen Cavaliere sind immer Isabella, Octavio und Lelio; man kennt ihre Gedanken und ihre Sprache im voraus. Nicht daß jene Rencontres, wo der Zufall immer zwei Eifersüchtige oder Nebenbuhler zusammenführt, jene Unterhaltungen die durch das Fenstergitter begonnen und auf der Straße fortgesetzt werden, jene Cavaliere die immer, selbst gegen den König bereit sind den Degen zu ziehen, verworfen werden sollten; darin liegt einmal der Grund des spanischen Theaters, der Geschmack der Nation ist einmal so, es ist die Schilderung der Sitten des Landes in der glänzendsten und am meisten zurückgesehnten Epoche seiner Geschichte; allein es wäre doch wünschenswerth daß nicht immer derselbe Cavalier und dieselbe Dame auftreten, nachdem sie in jedem Stück lediglich Namen und Kleid geändert haben. Wechselt man auf gut Glück in zwei Lustspielen Zorrilla's die Liebhaber, man wird zu seinem Erstaunen dieselbe Sprache finden, dieselben Gefühle, dieselbe Persönlichkeit. Ueberall zeigt sich der Geist, die Anmuth, die Kraft des Verfassers, aber es wird auch seine Hand fühlbar; überall ist das Talent, allein das Leben fehlt.

Zorrilla macht, ohne ihn gerade vergessen zu lassen, diesen Fehler des spanischen Theaters durch seine Einbildungskraft, seine Lebendigkeit, Beweglichkeit, durch eine Art mittheilender Wärme wieder gut, und es liegt in ihm zu viel Genie, als daß man nicht versucht sein sollte zu glauben daß er mit etwas mehr Geduld und Ueberlegung Spanien Das geben könnte was ihm bis heute gefehlt hat. Nach Tirso de Molina, Molière und Mozart hat sich Zorrilla gleichfalls an den Don Juan gemacht; die Hauptperson ist verfehlt, Don Juan ist eben nur ein Wüstling; allein die Tochter des Commandeurs, Donna Inez de Ulloa ist eine reizende Schöpfung, die den Leser die ganzen Vorzüge Zorrilla's erkennen läßt.

Donna Inez befindet sich in einem Kloster, wo sie erwartet daß ihr Vater über ihre Hand bestimme oder sie Gott weihe. Don Juan hat sie gesehen; er hat die Duenna verführt welche sie bewacht; er ist in das Kloster eingedrungen und hat die Ohnmacht von Inez benutzt, sie zu entführen. Nichts kann sie mehr seiner Macht entreißen. Als das junge Mädchen wieder zu sich kommt ist sie allein mit der Elenden die sie verkauft hat. Sobald sie erfahren wo sie sich befindet, will sie fliehen; die Duenna theilt ihr mit daß das Kloster in Feuer aufgegangen sei und Don Juan sie mit Lebensgefahr gerettet habe. Inez liebt Don Juan, sie fühlt sich durch eine geheimnißvolle Macht, wie durch einen Liebestrank zu ihm hingezogen, sie fürchtet ihn aber auch und glaubt sich in seiner Nähe verloren. Deshalb will sie trotz dem Zureden der Duenna fliehen. In diesem Augenblick tritt Don Juan ein, beruhigt zunächst Inez mit der Versicherung daß er ihrem Vater die Nachricht von ihrer Rettung zugeschickt habe, und wendet nunmehr die ganze Kraft seiner glühenden Beredtsamkeit auf, um Inez von seiner Liebe zu überzeugen und sie zu besiegen. Inez vermag nicht zu widerstehen, dies liegt schon nicht mehr in ihrer Macht; sie weiß daß sie verloren ist wenn sie ihm angehört; allein vergeblich ist ihr Widerstreben. „Ich komme zu dir", sagt sie zu ihm, „wie jener Fluß dahin strömt, um im Meere sich zu verlieren; deine Gegenwart bringt mich außer mir, deine Worte verwirren mich, deine Augen bezaubern mich, dein Athem berauscht mich. Don Juan, Don Juan, ich flehe das Mitleid eines Edelmanns an; zerreiße mein Herz oder liebe mich; denn ich bete dich an!"

Diese glühenden Worte, dieses Weib, das sich ihm in ihrer ganzen Schwäche hingibt, wandeln Don Juan um; er vermag dies Kind, das ihm vertraut, nicht zu entehren; er fühlt daß er tugendhaft sein kann, er will Don Gonzalo, Inez' Vater, aufsuchen und um die Liebe seiner Tochter bitten oder um den Tod. In diesem Augenblicke tritt der Commandeur ein. Ver-

geblich wirft Don Juan sich zu den Füßen des Greises, vergeblich betheuert er seine Liebe, man kann der Liebe Don Juan's nicht glauben. In seiner unerwarteten Zärtlichkeit erblickt der Commandeur nur eine feige Maske; er beschimpft und fodert seinen Feind heraus, der ihn tödtet und dann vor der Gerechtigkeit flieht. Inez verläßt zitternd die Kammer in der sie eingeschlossen war. Sie sieht ihren todten Vater und erfährt daß Don Juan ihn getödtet hat, allein sie vermag nicht ihre Leidenschaft zu tilgen. Sie stirbt und nimmt ihre Liebe mit ins Grab. Um Don Juan loszukaufen bietet sie als Opfer die Unschuld ihres Lebens und ihren Antheil am Himmelreiche. Sie erwartet ihn unter dem Leichenstein, und als Don Juan, von den Schatten seiner Opfer in die Hölle gerissen, vergeblich in seinem Herzen die Reue sucht und nur die Verzweiflung findet, so reicht ihm Inez die Hand und zeigt ihm den Himmel, wo die Tugend das Verbrechen wieder gut macht; ein rührender und echt christlicher Gedanke, bei dem indeß die Phantasie und nicht die Vernunft ihre Rechnung findet. Das schreckliche Ende Don Juan's, das den Zuschauer nicht sehr erschreckt, ist die ganze Moral des Stücks, und wenn er noch gerettet wird, so gewinnnt er das Paradies zu wohlfeil.

Man erkennt aus diesem Auszug die glänzende Phantasie Zorrilla's; hierin liegt der herrschende Charakter seines Geistes. Verbindet man damit eine außerordentliche Leichtigkeit glücklicher Gedanken, die Gabe schöner Verse, so hat man die ganzen Eigenthümlichkeiten des Dichters.

„Granada", sein neuestes Werk, übertrifft an Glanz Alles was er bisher geschrieben hat. Es ist nicht etwa ein episches Gedicht (Zorrilla hat sich vor diesem unglücklichen Ehrgeiz gehütet), sondern eine große halb katholische, halb maurische Legende, welche die schönsten Tage Spaniens umfaßt. Er setzt zwar an die Spitze seines Gedichts die stolzen Verse:

Cristiano y Espagnol, con fe y sin miedo
Canto mi religion, mi patria canto.

(Christ und Spanier, mit Glauben und ohne Furcht besinge ich meine Religion und mein Vaterland), allein nichtsdestoweniger bewundert er auch die Mauren, und er hat dem Geschmack seiner Zeit um so leichter nachgegeben, als seine reiche Phantasie ganz orientalisch ist. „Die Spur jenes furchtbaren Fußes glänzt noch auf dem spanischen Boden, und jenes ruhmreiche Blut fließt noch in mehr als einem edeln Herzen."

Es wäre unfruchtbar hier ein Resumé der glänzenden Erzählungen zu geben, welche der erste Band von „Granada" enthält. Wer die orientalische Poesie liebt, wer sich nicht fürchtet einer überströmenden Phantasie zu folgen, wer sich der Musik jener berauschenden Sprache hingibt, für den ist die reizende Erzählung von Al-Hamar, die Schilderung der treulosen und üppigen Zoraya, die Legende von Gonzalo Arias ein wahrer Schatz. Die Poesie läßt sich nur empfinden, nicht analysiren; höchstens kann die Uebersetzung einer Seite eine Idee von dem Ueberflusse der Bilder und Gedanken geben, der zugleich der Vorzug und der Fehler Zorrilla's ist. Für den Fremden wird dieser Fehler Zorrilla's auffallender sein als für den Spanier. Soll man mit wenig Worten ein Urtheil über den Dichter fällen, so sind seine Schilderungen mehr für die Augen gemacht als für den Geist. Seine Poesie entzückt und blendet den Leser, sie führt ihn aber nie in sich selbst zurück; sie ist eine Feenerzählung, Alles ist für die Einbildungskraft, Nichts für das Herz. Hat man ein Buch Shakspeare's zugemacht, so fühlt man sich in einer andern, größern und wahrern Welt. Den Schilderungen Zorrilla's aber fehlt der Mensch, der die Natur belebt. Seine Landschaften sind Einöden und seine prachtvollen Paläste sind verlassen. Das Geheimniß der Kunst ist nicht, glänzend die äußere Welt darzustellen, sondern die Dinge so darzustellen daß sie dem Ausdruck unserer Gefühle dienen. Ein wenig mehr Empfindsamkeit in seinen Werken, ein wenig mehr vom Menschen und von ihm selbst, Das ist es was Zorrilla bedarf, und erreicht er dies, dann wird einer der liebenswürdigsten Dichter Spaniens eines Tags auch einer seiner größten sein.

15.

Die Sagen des Fähnrich Stål. Eine Sammlung Gesänge von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen von Ida Mewes. Leipzig, Hartmann. 1852. 12. 10 Ngr.

Es möchte die Frage sein, ob nicht zu Uebersetzern dichterischer Erzeugnisse fremder Nationen gerade die Frauen ihrer Natur nach am geeignetsten sind. Jedenfalls ist die erfoderliche Liebe und Hingabe an den vorliegenden Stoff, das selbstentäußernde Eingehen auf die Gefühls- und Anschauungsweise des Originals und die zum entsprechenden Reproduciren so nöthige Geduld dem Wesen der Frauen angemessener als dem der Männer. Mit dieser Ansicht gingen wir an die Lecture der vorgenannten Uebersetzung von Ida Mewes, welche dieselbe leider durchaus nicht bestätigt, und wenn sie dieselbe nicht geradezu umstößt, uns doch wenigstens zu der Modification zwingt daß es (nicht blos rein wissenschaftliche) Stoffe gibt, die durchaus einen Mann als Uebersetzer bedingen.

Die Uebersetzerin, welche längere Zeit in Schweden gelebt haben mag, hat allerdings das Verständniß der Sprache durchaus; falsche Auffassung des Originals in sprachlicher Beziehung, wie sie in der früher besprochenen Wachenhusen'schen Uebersetzung desselben Dichters hier und da gerügt werden mußte, findet sich freilich nicht. Dagegen, wie denn überhaupt des Menschen Schwächen und Tugenden dieselbe Wurzel haben, stößt man nicht selten auf Suecismen, die dem Ohre ebenso mislautend sind als sie das Verständniß stören. Auch die Auslassungen die sich Wachenhusen stellenweise (so eine ganze Romanze: „Der Lieutenant Zidén") zuschuldenkommen ließ und die nur aus dem mangelnden Verständniß des Originals zu erklären sind, finden sich bei Ida Mewes nicht. In jeder andern Beziehung steht ihre Uebersetzung jedoch der Wachenhusen'schen beiweitem nach, was sich dem vergleichenden Leser auf jeder Seite herausstellt. Die vielfach schülerhafte Sprache erreicht fast nirgend die einfache Größe, den begeisterten Schwung, den launigen Scherz wie den mahnenden Ernst des Originals, und obgleich die Uebersetzerin in größter Leichtfertigkeit über die Schwierigkeiten des Reims, wo sie ihr aufstießen, hinweghüpfte und Flickwörter die Hülle und Fülle verwandte, sind dennoch häufig nicht einmal ihre Verse correct. Am besten erschienen uns in dieser Uebersetzung die drei Romanzen: „Der Wolke Bruder", „Von Konow und sein Korporal" und „Die beiden Dragoner", die mit Liebe und Fleiß gearbeitet sind, den Ton des Originals sehr gut treffen und auch in Sprache und Vers leicht und fließend sind; am wenigsten aber befriedigte uns der Schlußstein und in jeder Beziehung die Krone der ganzen Dichtung: „Döbeln bei Jutas", wo Wachenhusen dem Originale beiweitem näher steht als Ida Mewes.

Diese „Sagen" bilden den ersten Theil der Runeberg'schen Dichtungen. Ida Mewes will uns also Runeberg's sämmtliche Werke übersetzen, und meinen wir derselben dazu ein günstigeres Prognostikon stellen zu können, besonders wenn sie dabei mit größerer Strenge gegen sich selbst zuwerkegeht. Daß sie ihrer Aufgabe in den vorliegenden „Sagen" nicht entsprach, möge sie nicht entmuthigen; es war jedenfalls das Schwerste was sie unternehmen konnte, und möge sie sich damit trösten daß noch Manche sich an diesem Stoffe werden versuchen müssen, ehe die Aufgabe gelöst wird, von den „Sagen des Fähnrich Stål" eine ganz entsprechende Uebersetzung zu liefern.

66.

Tasso's Geburtshaus und Bildniß.

Auf dem jähen Abhange der malerischen Felsenmassen Sorrentos zeigt man jedem Reisenden die Casa di Tasso, hundert mal gezeichnet, beschrieben, besungen und somit auch Solchen bekannt welchen nicht das Glück zutheilgeworden diesen Ort zu besuchen, einen der schönsten der Welt, dessen Reiz und Anmuth nicht des Künstlers Pinsel, nicht des Dichters Vers wiederzugeben vermag. Es ist ein stattliches Haus, ein Palazzo, von dessen Terrasse aus man auf Felsenstufen zum tiefblauen Meere hinabsteigt; zum Gasthofe eingerichtet, zieht es alljährlich Tausende von Fremdlingen an, die in den wohnlichen, gutgehaltenen Räumen ein treffliches Unterkommen finden. In diesem Hause, welches dem Duca di Laurito gehört und ehemals Eigenthum der Familie Orefice war, ist indeß, wenn man Umstände und Familiennamen genauer vergleicht, nicht dasjenige zu erkennen in welchem Torquato Tasso am 11. März 1544 zu Ruhm und Elend geboren ward. Das Geburtshaus des Dichters, welches der altvornehmen Familie Mastrogiudice gehörte und (nach Manso's bekannter Biographie Tasso's und Monsignore Filippo Anastasio's „Antichità Sorrentine" [Rom 1732]) an der Strada di S.-Francesco dicht beim Meere lag, stieß an das welches den Namen trägt und vielleicht theilweise den Raum einnimmt. Denn nicht lange nach Torquato's Geburt stürzte der die See überhängende Theil jenes Hauses ein, und der Rest wurde mit dem Nachbarhause verbunden, welches gegenwärtig Eigenthum des Fürsten Pignatelli-Strongoli (ein auch in der neuern Geschichte Neapels vielgenannter Name!) ist, indem es von den Mastrogiudice an die Familie Falangola, von dieser an die Campitelli kam, von denen es die Pignatelli erbten.

Cornelia, Torquato's Schwester, war mit Marzio Sersale verheirathet — Goethe's Drama läßt den Dichter diese Schwester schildern: „Die mit mir die Schmerzensfreude meiner Aeltern war", und ihn im Sommer 1577 in Sorrent aufnahm:

> Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an,
> Cornelia Sersale?

Nach Marzio's Tode heirathete sie 1578 Giovanni Ferrante Spasiano; von ihren Söhnen stammen die heute noch in Sorrento lebenden Spasiano. In ihrem Hause wurde bis zu den französischen Revolutionskriegen das Bildniß Tasso's aufbewahrt, welches man wol dem Federigo Zuccaro zugeschrieben hat, das aber Andere 1577 in Sorrent selbst gemalt glauben. Witte hat in seiner anmuthigen Schilderung der Umgebungen Neapels (in Frommel's „Pittoreskem Italien" S. 560 fg.) auch der Geschichte dieses Bildes gedacht, über welches neuerdings ein Neapolitaner Carlo Merlo in einem Schriftchen: „Cenno storico su Torquato Tasso, della vera casa ove nacque e del suo genuino retratto" (Florenz 1853), nähere Auskunft gegeben hat. Der Cavalier Gaetano Spasiano schenkte im Mai 1799 das Portrait dem französischen General Sarazin, welcher mit einem Corps von 1500 Mann von dem General, nachmaligen Marschall Macdonald gesandt worden war Sorrento einzunehmen, wo wie in den meisten Orten die reactionnaire Partei, wie man die der bourbonischen Herrscherfamilie und Regierung Treugebliebenen zu nennen beliebte, eine zeitlang die Oberhand behielt. Die kleine Stadt welche Widerstand zu leisten versuchte war in Gefahr geplündert zu werden, als der Erzbischof Don Silvestro Pepi den französischen General zur Milde stimmte. Er brauchte unter andern das Argument, Sorrento sei der Geburtsort des Dichters des „Befreiten Jerusalem", noch seien Nachkommen seiner Familie da, und diese würden dem General ein authentisches Bildniß ihres großen Angehörigen verehren. Am 3. Mai wurde Sorrent übergeben, Sarazin ließ an der Casa Spasiano zwei Mann Ehrenwache aufstellen, aber er nahm auch das Portrait mit. Er übersandte es dem in Caserta wohnenden Obergeneral Macdonald, dieser gab es dem Commissar der Republik Abrial, welcher es im Louvre aufstellen ließ. Nach diesem Bilde ist der Kupferstich ausgeführt, welcher die zu Paris 1803 erschienene Ausgabe der Uebersetzung der „Jérusalem délivrée" von Charles François Lebrun, Duc de Plaisance, ziert, welcher Ausgabe außer einer Biographie Tasso's von Suard eine Notiz über das Portrait beigefügt ist. (Vergl. auch Ginguené in der „Histoire littéraire d'Italie" (V, 304 fg.) Bei der Rückgabe der geraubten Kunstwerke 1815 scheint das Gemälde abhandengekommen zu sein, wie es so manchen andern ergangen ist.

Zur Zeit der französischen Herrschaft in Neapel dachte man an die Errichtung eines Monuments in Sorrento. Das Decret lautet folgendermaßen: „Joseph Napoleon, König Beider Sicilien.... Da wir das Andenken Tasso's der Stadt Sorrento, in welcher er das Licht erblickte, zu Nutzen gereichen lassen wollen, beschließen wir wie folgt. Art. 1: Der nach der Stadt Sorrento führende Weg wird auf Kosten unsers Schatzes zur Fahrstraße gemacht werden. Art. 2: Vor dem Hause wo Tasso geboren ward wird ihm ein Denkmal errichtet werden. Art. 3: Die in unserer Bibliothek aufbewahrten Handschriften Tasso's werden in diesem Denkmal niedergelegt und zugleich mit einem Exemplar der Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke aufbewahrt werden. Art. 4: Zum Conservator wird einer der nächststehenden Nachkommen der Familie Tasso's ernannt werden. Der Minister des Innern ist mit der Ausführung gegenwärtigen Decrets beauftragt. Neapel den 18. Januar 1808."

Dies ist 45 Jahre her. Der König von Neapel wurde König von Spanien und die Ausführung des Decrets unterblieb. Im Pignatelli'schen Garten erinnert eine Büste an den Dichter, dessen Name hier auf jeder Lippe ist. Auch die Straße unterblieb damals. In den jüngsten Jahren hat die bourbonische Regierung sie ausgeführt, und wenige in dieser Welt können sich mit ihr an malerischer Schönheit messen, sei es wo sie, das Meer überragend, den Felswänden den Raum abgewinnt, sei es wo sie bei Vico die tiefmündende Schlucht umgeht oder die wundervolle sorrentiner Ebene durchschneidet, wo Häuser und Villen und Orangengärten aneinandergereiht nicht einen Augenblick das entzückte Auge unbeschäftigt lassen. 45.

Literarische Notizen.

Dem Werke H. F. W. Hinrichs' „Die Könige" läßt das „Athenaeum" stellenweise große Gerechtigkeit widerfahren. Es sei, sagt das englische Blatt, eine jedenfalls sehr originelle und geistreiche Schrift, dazu gut geschrieben (es ist dies ein Lob, mit welchem die englische Kritik gegen deutsche Bücher historisch-politisch-philosophischen Charakters im Allgemeinen sehr sparsam ist), und manche Partien zeichneten sich ebenso sehr durch Concinnität als Fülle des Ausdrucks aus. Leider werde aber das Buch trotzdem den Anklang den es sonst verdiene nicht finden, da der wissenschaftliche Gang desselben zu häufig durch minutiöse Details über die deutsche Verfassungsfrage unterbrochen werde. Das „Athenaeum" nennt diese Thatsachen „local", und in der That ist Deutschland als solches und als politische Macht so sehr in der Achtung der andern Völker gesunken daß seine jetzt meist auf Repressivmaßregeln hinauslaufenden innern politischen Fragen für das Ausland keinerlei Interesse zu haben und ihm nur Langeweile, fast wie uns selbst schon, zu verursachen scheinen. Das englische Blatt gibt einen ziemlich vollständigen Auszug aus dem philosophischen Theile des Buchs, dem es wie gesagt das Lob sinnreicher und origineller Auffassung zugesteht, ohne sich jedoch zu verhehlen daß diese Methode, welche sich an diejenige Mignet's und anderer französischen Geschichtsphilosophen anlehne, auch ihr Bedenkliches habe. Dieser Methode zufolge, meint der englische Kritiker, entwickelten sich die Ereignisse in unverbrüchlicher Consequenz nach gewissen Gesetzen, die sich mit untrüglicher wissenschaftlicher Genauigkeit nachweisen ließen. Alle historischen Erscheinungen, Revolutionen, selbst die großen Charaktere

unterliegen einer Nothwendigkeit, welche so absolut sei wie diejenige welche die Schwingungen des Pendels bestimme. Diese Anschauung, meint der englische Kritiker, habe für abstracte Denker etwas sehr Verführerisches und darum namentlich sei sie unter den französischen Schriftstellern herrschend geworden. Aber der praktischen realen Anschauung des Briten sagt diese Methode sehr wenig zu; denn, meint er, sie versage ihre Dienste und zeige sich trüglich, wenn man sie auf irgend einen gegebenen concreten Fall anwende, da ein solcher stets eine Menge unberechenbarer Möglichkeiten inschschließe.

Prophetische Schrift.

Eine wunderliche literarische Erscheinung ist die von einem gewissen G. S. Faber verfaßte Schrift: „The revival of the French emperorship anticipated from the necessity of prophecy" (London 1853). Der Verfasser läßt sich durch die Industriepaläste und Friedenscongresse nicht irreführen, sondern kündigt für die nächsten zwölf Jahre einen allgemeinen Krieg an, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Dieser Krieg wird, nachdem er Europa verwüstet, nach Palästina verpflanzt werden und in den Gebirgen Judäas ein Ende nehmen. Dann wird das tausendjährige Reich beginnen. Zwei Potentaten wird es dabei am schlimmsten ergehen, dem Papste und dem jetzigen Kaiser von Frankreich; Beide werden im Laufe des Kriegs untergehen, durch welche Kräfte, menschliche oder elementarische, ist nicht ganz deutlich gesagt, wie es jedoch scheint, durch letztere und zwar durch vulkanische. Prophezeiungen dieser und ähnlicher Art sind in jüngster Zeit mehrmals auf den literarischen Markt gebracht worden, und auch in dem sonst so praktischen, nüchtern urtheilenden England steht Faber's Prophezeiung nicht allein. So albern auch ihr specieller Inhalt sein mag, so sind sie doch ein beachtenswerthes Phänomen, indem sie und andere Erscheinungen beweisen daß auch in einer im Allgemeinen so aufgeklärten Generation wie der jetzigen noch Elemente des Aberglaubens und der Mystik genug vorhanden sind, um unter Umständen eine bedenkliche Ueberhandnahme derselben befürchten zu lassen. Ohne Zweifel hat es sein Bedeutungsvolles daß die Ahnung einer ungeheuern Weltkatastrophe nicht blos allgemeiner wird, sondern sich auch gebildeter Männer bemächtigt und sich mehr als früher an das Licht der Oeffentlichkeit wagt. Diese Erscheinung nehmen wir zu allen Zeiten wahr, wo Materialismus und Genuß mit einer aufs höchste entwickelten raffinirten geistigen Cultur Hand in Hand gingen, ohne doch das nach Tieferm begehrende Gemüth der Menschen ausfüllen und befriedigen zu können.

Unter den londoner Buchhandlungen, welche sich auf das Herausgeben sogenannter Bibliotheken oder „Libraries" verstehen, nimmt die von Ingram, Cooke u. Comp. einen der ersten Plätze ein. In ihrem Verlage erschienen unter Anderm eine „Illustrated London library", wovon der siebente Band und eine „National illustrated library", wovon der 27. Band erschienen ist, enthaltend: „Extraordinary men; their boyhood and early life" von William Russell, mit 50 Kupferstichen, meist Portraits der Geschilderten, dann auch Abbildungen ihrer Geburtshäuser u. s. w. Dieselbe Verlagshandlung gibt auch eine „Universal library of the best authors of all nations in all departments of literature" heraus und zwar in Lieferungen, deren jede mit einer oder zwei Illustrationen versehen ist. Der erste Band enthielt unter Anderm auch eine Uebertragung von Goethe's „Faust" und Schiller's „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" (mit vier Illustrationen). Auch hat sich dieselbe Buchhandlung mit großem Eifer auf die „wohlfeilen Bücher für Lecture auf Eisenbahnen" geworfen und kündigt unter Anderm an: „The railway anecdote-book; for the reading of railway-passengers" (2000 Anekdoten für 1 Schilling!); ferner: „The giants of Patagonia: Captain Bourne's account of his captivity amongst the extraordinary savages of Patagonia. To which added the painful interesting narrative of the fate of Patagonian society's mission in Tierra del Fuego" (mit sechs Kupferstichen); dann eine illustrirte Biographie Wellington's; ferner eine von John Timbs, dem Compilator der „Laconics", zusammengestellte Sammlung: „Wellingtoniana; anecdotes, maxims and opinions of the Duke of Wellington"; endlich „Louis Kossuth, Governor of Hungary; authentic life from childhood to his overthrow by the combined enemies of Russia and Austria", ebenfalls mit Illustrationen. 71.

Zur Literatur des Nibelungenliedes.

Das philologische und literarische Studium des berühmten Gedichts der „Nibelungen" bildet den Hauptgegenstand eines neuen Buchs: „Des Nibelungen, saga merovingienne de la Néerlande", von Louis de Baecker (Paris 1853). In einem weitläufigen Vorwort entwickelt der Verfasser die Geschichte der niederländischen (holländischen und flamändischen) Sprache, vergleicht dieselbe mit den verschiedenen Dialekten der alten teutonischen Sprache und mit den modernen Idiomen des nördlichen Europa und sucht die Spuren nachzuweisen die sie in Frankreich, besonders in Flandern, Artois, der Picardie, Normandie und Bretagne zurückgelassen hat. Im Verfolg dieser Untersuchungen veröffentlicht der Verfasser nach einem Manuscript des 13. Jahrhunderts, von dem er ein Facsimile mittheilt, den Text eines Fragments der „Nibelungen", das in niederländischer Sprache geschrieben ist. Hierauf gibt er eine vollständige Uebersetzung des Gedichts und begleitet seine Arbeit mit Betrachtungen, durch die er beweisen will daß das ursprüngliche Vaterland der alten Sage Neerland und besonders diejenige Gegend sei, welche von den ersten merovingischen Königen vor Chlodwig bewohnt wurde. Der Verfasser ist auch der Ansicht daß alle Namen von Personen und Orten die in dem Gedichte vorkommen diesem Lande angehören. Siegfried z. B. hält er für Siegbert, den Sohn Klothar's, und Brunhilde bewohnt nicht Island, sondern das Isselland oder Ysseland, d. h. das Land der Yssel, eines Flusses an dem die salischen Franken wohnten. 31.

Bibliographie.

Beckedorff, L. v., Offenbarung und Vernunft. Meditationen und eine Einleitung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Burow, Julie, Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieterici, K., Joseph, ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen. Tangermünde, Doeger. 8. 12 Ngr.

Genée, R., Lustspiele. 1stes Bändchen. Das Kloster von Camenz. Ehestands-Exercitien. Durch! Berlin, Lassar. 8. 20 Ngr.

Hind, J. R., Die Kometen. Eine gemeinfaßliche Beschreibung dieser Körper nebst einer kurzen Uebersicht der neuern Entdeckungen und einer Tafel der Kometenbahnen. In deutscher Bearbeitung mit zahlreichen Anmerkungen und Zusätzen von J. H. Mädler. Leipzig, Baumgärtner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Petzholdt, J., Handbuch deutscher Bibliotheken. Mit 7 lithographirten Tafeln. Halle, Schmidt. Br. 8. 2 Thlr.

Schauer, J. K., Dr. M. Luther's Reformationslied „Ein' feste Burg ist unser Gott etc." geschichtlich und erbaulich behandelt. Mit musicalischen Beilagen. Coburg, Riemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Zwei Schwestern. Ein Roman. Drei Theile. Berlin, Veit u. Comp. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien.
I. Semester 1853.

IN WILHELM BRAUMÜLLER'S Buchhandlung des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, am Graben, im Sparkassegebäude, ist zu haben:

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe:

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. III. Band. 2. Lieferung mit 17 Tafeln. 4 Thlr. 15 Ngr. — IV. Band. 2. Lieferung mit 26 Tafeln. 10 Thlr. — V. Band. 1. Lieferung mit 22 Tafeln. 6 Thlr. 20 Ngr.

Schmidl, Dr. A., Wegweiser in die Adelsberger Grotte und die benachbarten Höhlen des Karst. Nach neuen Untersuchungen in den Jahren 1850—1852. Mit 3 lithographirten Tafeln. 12 Ngr.

Sitzungsberichte. IX. Band. 3. Heft mit 16 Tafeln. 2 Thlr. 4. Heft mit 7 Tafeln. 22 Ngr. 5. Heft mit 2 Tafeln. 15 Ngr. X. Band. 1. Heft mit 6 Tafeln. 24 Ngr. 2. Heft mit 8 Tafeln. 24 Ngr. 3. Heft mit 1 Tafel. 28 Ngr. I. Band. 1848. 2. Auflage. 2 Thlr. 28 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) *Aus den Denkschriften.*

Bibra, Freih. von, Beiträge zur Naturgeschichte von Chile. Mit 5 color. Tafeln. 3 Thlr.

Brücke, Prof. Ernst, Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie des Gefässsystems. Mit 8 Tafeln. 2 Thlr. 4 Ngr.

Fitzinger, L. J., Ueber die Schädel der Avaren, insbesondere über die seither in Oesterreich aufgefundenen. Mit 4 color. Tafeln. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hyrtl, Prof. Dr. Josef, Das arterielle Gefäss-System der Monotremen. Mit 3 color. Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kreil, Karl, Einfluss des Mondes auf die horizontale Componente der magnetischen Erdkraft. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schönemann, Theod., Ueber die Beziehungen, welche zwischen den Wurzeln irreductibiler Gleichungen stattfinden. Insbesondere wenn der Grad derselben eine Primzahl ist. 10 Ngr.

— — Von der Empfindlichkeit der Brückenwagen und der einfachen und zusammengesetzten Hebel-Ketten-Systeme. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stellwag, Karl von Carion, Ueber doppelte Brechung und davon abhängige Polarisation des Lichtes im menschlichen Auge. Mit 3 Tafeln. 2 Thlr.

b) *Aus den Sitzungsberichten.*

Czermack, Dr. Ioh., Beschreibung und mikroskopische Untersuchung zweier egyptischer Mumien. Mit 1 Tafel. 15 Ngr.

Doleschal, Dr. Ludw., Systematisches Verzeichniss der im Kaiserthume Oesterreich vorkommenden Spinnen. 5 Ngr.

Ettingshausen, Dr. Konstantin v., Ueber fossile Protaceen. Mit 2 lithogr. Tafeln. 6 Ngr.

— — Beitrag zur näheren Kentniss der Calamiten. Mit 4 lithogr. Tafeln. 10 Ngr.

Grailich, Josef, Bestimmung der Zwillinge in prismatischen Krystallen. 5 Ngr.

Haidinger, W., Eine Bemerkung über die Anordnung der kleinsten Theilchen in Krystallen. 4 Ngr.

— — Ueber den Eliasit von Joachimsthal. 2 Ngr.

Haidinger, W., Ueber die von Herrn Dr. Herapath und Herrn Prof. Stockes in optischer Beziehung untersuchte Jod-Chinin-Verbindung. 4 Ngr.

Heeger, Ernst, Beiträge zur Naturgeschichte der Insekten. 5. Lieferung mit 6 Tafeln. 16 Ngr. 6. Lieferung mit 4 Tafeln. 12 Ngr. 7. Lieferung mit 6 Tafeln. 20 Ngr. 8. Lieferung mit 6 Tafeln. 18 Ngr.

Hyrtl, Prof. Dr. Jos., Ueber normale Quertheilung der Saurierwirbel.

— — Ueber das Labyrinth und die Aortenbogen der Gattung Ophiocephalus. 2 Ngr.

Kenngott, Dr. Adolf, Mineralogische Untersuchungen, betreffend die Minerale: Zinkenit, Gyps, Antimonsilber, Kupferglanz, Millerit Pyrrholin, Danait. 12 Ngr.

— — Mineralogische Untersuchungen, betreffend die Minerale: Libenerit, Brevicit, Quarz, Kryptolith, Pyrargyritum Diaspor.

Knochenhauer, K. W., über die inducirte Ladung der Nebenbatterie in ihrem Maximum. 10 Ngr.

Kreil, Karl, Zweiter Bericht über die k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. 5 Ngr.

Petzwal, Prof. Jos., Ueber die Unzukömmlichkeiten gewisser populairer Anschauungsweisen in der Undulationstheorie und ihre Unfähigkeit, das Princip der Erhaltung der Schwingungsdauer zu ersetzen. (Fortsetzung.) 8 Ngr.

Pohl, J. J., und **Schabus**, J., Tafel zur Bestimmung der Capillardepression in Barometern. 4 Ngr.

Reuss, Prof. Dr., Ueber einige noch nicht beschriebene Pseudomorphosen. 5 Ngr.

Rochleder, Fr., und **Schwarz**, Ueber einige Bitterstoffe. 4 Ngr.

Schmidt, Prof. Oskar, Neue Rhabdocoelen aus dem nordischen und dem adriatischen Meere. Mit 4 color. Tafeln. 20 Ngr.

Schweigger, Prof., Ueber medicinische Missionsanstalten.

Unger, Prof. F., Nehmen die Blätter der Pflanzen dunstförmiges Wasser aus der Atmosphäre auf? 4 Ngr.

— — Linné's Museum in Hammarbii. Mit einer Abbildung. 4 Ngr.

B. Schriften der philosophisch-historischen Classe:

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. IX. Band. 1. Heft. 25 Ngr. IX. Band. 2. Heft. 20 Ngr.

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. IV. Band. 6 Thlr. 10 Ngr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. II. Abtheilung: Diplomataria et acta. VI. Band. I. Summa de literis missilibus. Ein Formelbuch aus Petri de Hallis kaiserlichen Notars processus judiciarius. Herausgegeben von Fr. Firnhaber. II. Das Stiftungsbuch des Klosters St. Bernard. Herausgegeben von Dr. H. J. Zeibig. Mit 2 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Monumenta habsburgica. Sammlung von Aktenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von 1473 bis 1576. Herausgegeben von der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. II. Abtheilung. Kaiser Karl V. und König Philipp II. I. Band. Aktenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V. Aus dem k. k. Haus- Hof-, und Staatsarchive mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. 2 Thlr. 4 Ngr.

Notizenblatt. Beilage zum Archiv für österreichische Geschichtsquellen. 1853. 24 Nummern. 2 Thlr.

Sitzungsberichte der philosophischen Classe. IX. Band. 2. Heft. 20 Ngr. IX. 3. Heft. 15 Ngr. IX. 4. Heft mit 10 Tafeln. 22 Ngr. IX. 5. Heft mit 2 Tafeln. 2 Thlr. X. 1. Heft mit 9 Tafeln. 1 Thlr. X. 2. Heft. 20 Ngr. X. 3. Heft. 15 Ngr.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie. I. Band. Jahrgang 1848. I.—5. Heft. 2. unveränderte Auflage. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tschudi, J. J. v., **Die Kechua-Sprache.** I. II. Abtheilung. Sprachlehre und Sprachproben. III. Wörterbuch. Preis complet 6 Thlr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) *Aus den Denkschriften:*

Bergmann, Josef, Beiträge zu einer kritischen Geschichte Vorarlbergs und der angränzenden Gebiete, besonders in der ältesten und ältern Zeit. Mit 1 Abbildung und 2 Stammtafeln. 4 Thlr. 10 Ngr.

Chabert, Dr. A., Bruchstück einer Staats- und Rechtsgeschichte der deutsch-österreichischen Länder. 3 Thlr. 10 Ngr.

b) *Aus den Sitzungsberichten:*

Ankershofen, Freih. von, Ueber den angeblichen Herzog Gottfried von Kärnten.

Arneth, Josef, Beantwortung der Schreiben des k. k. Vice-Consuls in Varna, Herrn Tedeschi, und des Herrn Baron d'Ailly. 8 Ngr.

— — Ueber den in der ersten Hälfte Jänner dieses Jahres zu Wien angekommenen egyptischen Sarkophag. Mit 9 Tafeln. 20 Ngr.

— — Bericht über die Funde von Ruvo. Mit 1 farbigen Tafel. 7 Ngr.

Barb, Prof. Dr., Ueber die unter dem Namen Tarich el Akrad bekannte Kurden-Chronik von Scheref. 4 Ngr.

Beidtel, Ign., Zur Geschichte der Feudal-Verfassung in den deutschen Staaten der österreichischen Monarchie unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia. 4 Ngr.

— — Zur Geschichte der Feudal-Verfassung in den Provinzen der österreichischen Monarchie unter der Regierung Kaiser Josef II. 4 Ngr.

Bielsky, Wilhelm, Die ältesten Urkunden des Kanonikalstiftes Sankt Georgen in Unterrösterreich, von 1112 bis 1244. 12 Ngr.

Chmel, Josef, Versuch einer Begründung meiner Hypothese über den Ursprung des Privilegium Majus von 1156. 8 Ngr.

— — Zur Streitfrage über der Ursprung des Privilegium Fridericianum Majus von 1156. Ein Nachtrag zu dem Aufsatze: Versuch einer Begründung etc. 5 Ngr.

— — Beiträge zur Lösung akademischer Aufgaben. 8 Ngr.

Czoernig, Freih. v., Ueber Friaul, seine Geschichte, Sprache und Alterthümer. 4 Ngr.

Dümmler, Ernst, Ueber die südöstlichen Marken des fränkischen Reiches unter den Karolingern. (795—907.) 15 Ngr.

Fiedler, Josef, Der blutige Landtag zu Onod. Eine Episode aus der Geschichte Ungarns im 18. Jahrhundert. 4 Ngr.

Hammer-Purgstall, Freih. von, Ueber die Ueberlieferung des Wortes Mohammeds. Als Fortsetzung des Auszuges aus dem Commentar des Mesnewi. 10 Ngr.

Jäger, Prof., Ueber das Verhältniss Tirols zu den Bischöfen von Chur und dem Bündnerlande, von den frühesten Zeiten des Mittelalters bis zum Jahre 1665. 6 Ngr.

Linker, Dr. Gust., Ueber die Wahl des altrömischen Praefectus urbis feriarium latinarum. Eine antiquarische Abhandlung. 4 Ngr.

Seidl, Joh. Gab., Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie. 18 Ngr.

Schleicher, Prof., Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Litauen. 5 Ngr.

Schuller, Prof., Bericht über die neuesten Erscheinungen der siebenbürgisch-deutschen Literatur, welche die Landeskunde zum Gegenstande haben, und über den gegenwärtigen Zustand des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. 4 Ngr.

Stülz, Jodok, Zur Charakteristik des Freiherrn Georg Erasmus von Tschernembl und zur Geschichte Oesterreichs in den Jahren 1608.—1610. 8 Ngr.

Passio sanctorum quatuor coronatorum. Aus einer Handschrift der herzoglichen Bibliothek in Gotha, mitgetheilt von Dr. Wilhelm Wattenbach. Mit einem Nachworte auf Seite 15—26 von Theod. Georg von Karajan. 4 Ngr.

Wolf, Dr. Adam, Graf Rudolf Chotek, k. k. österr. Staats- und Conferenzminister. 5 Ngr.

Wolf, Dr. Ferdinand, Ein Beitrag zur Bibliographie der Cancioneros und zur Geschichte der spanischen Kunstlyrik am Hofe Kaiser Karl V. 8 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 39. —— 24. September 1853.

Inhalt.

Neuigkeiten zur deutschen Literaturgeschichte.

Nachdem die auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte fortdauernde Rührigkeit und Thätigkeit mir wieder eine ziemliche Anzahl von neuen Schriften zugeführt hat, die nach Stoff und Umfang ebenso verschieden unter sich sind wie an Werth, fahre ich mit der im vorigen Jahre begonnenen übersichtlichen Besprechung derselben *) fort und eröffne den Reigen mit den Fortsetzungen einiger Werke welche ich schon früher in d. Bl. anzuzeigen Gelegenheit hatte.

1. Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf Gymnasien entworfen von August Koberstein. Zweiter Abtheilung andere Hälfte, zweite Lieferung. Vierte, durchgängig verbesserte und zum großen Theil völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Vogel. 1853. Gr. 8. 21 Ngr. **)

Die vorliegende Lieferung des trefflichen Buchs umfaßt auf Bogen 78—91 die in der vorigen Lieferung begonnene „Uebersicht über den Entwickelungsgang der Literatur überhaupt von 1721—73" und den Anfang der gleichen Uebersicht für die Zeit von 1773—1832. Die wesentlichen Eigenthümlichkeiten von Koberstein's Arbeit darf ich bei jedem Kenner der deutschen Literaturgeschichte als bekannt voraussetzen; er ist von ihnen auch in dem neuen Hefte nicht abgewichen, hat vielmehr mit fast noch gesteigerter Strenge jedes ästhetische Raisonnement, jede kritische oder reflectirende Abschweifung vermieden und mit seltener Kunst Thatsache an Thatsache gereiht, für die er in den sehr umfangreichen Anmerkungen die actenmäßigen Belege in reicher Auswahl und großer Vollständigkeit beibringt. Den Hauptinhalt dieses Hefts bildet der Nachweis, wie sich von dem Streite der Schweizer und Leipziger und von Klopstock's Auftreten an die deutsche Literatur durch Lessing, Winckelmann, Hamann, Herder, Wieland hindurch allmälig zu der schöpferischen Thätigkeit emporarbeitete welche mit Goethe beginnt. Mit besonderer Klarheit und Schärfe wird es hervorgehoben, wie das dichterische Schaffen dieser ganzen Zeit außer Lessing's vollendeten Dramen doch eigentlich überraschend wenig Mustergültiges und Selbständiges hervorbrachte. Desto größer und vielseitiger war die kritische Thätigkeit, das Emporringen zu immer klarerer Einsicht in das Wesen und die Foderungen echter Poesie. Allerdings hat man das 18. Jahrhundert längst das kritische genannt; wer aber hat von seinen kritischen Hervorbringungen weiter ernstliche Notiz genommen als von Lessing's und Herder's Werken? Hier aber finden wir eine wirklich umfassende und eingehende Geschichte der deutschen Kritik in ihrer Richtung auf die schönen Wissenschaften und Künste; nicht ein allgemeines, obenhin gehendes Raisonnement, sondern die genauesten Nachweise über eine geistige Bewegung welche der Natur der Sache nach in fortwährendem Stoß und Gegenstoß bestehen mußte. So erhält hier z. B. Friedrich Nicolai's Thätigkeit eine Darstellung, welche wol geeignet ist uns die spätern Einseitigkeiten und Wunderlichkeiten des gealterten Mannes von einer mildern Seite ansehen zu lassen. Und dadurch daß Koberstein alle Hauptstellen der betreffenden Schriften in den Anmerkungen vollständig mittheilt, hat er es jedem gründlichen Leser möglich gemacht allen seinen Untersuchungen mit selbständiger Prüfung zu folgen; wer sich aber dieser interessanten Mühe unterzieht, der wird nur mit gesteigerter Achtung und Dankbarkeit sich von der Gediegenheit und Zuverlässigkeit der Arbeit überzeugen; zugleich aber wird ein solcher Leser leicht erkennen, welche massenhaften Sammlungen und Vorarbeiten von oft wenig erquicklicher Art Koberstein hat vornehmen müssen um solche Resultate aufweisen zu können. So lebhaft man also auch wünschen mag recht bald in den Besitz des vollendeten Buchs

*) Vergl. Nr. 42 d. Bl. f. 1852.

**) Vergl. Nr. 183—186 d. Bl. f. 1848 u. Nr. 16 fg. f. 1852.

zu gelangen, so muß man sich doch bescheiden daß jede Beschleunigung hier nur auf Unkosten des innern Werths eintreten könnte. Noch hat Koberstein die allgemeine Uebersicht bis 1832 herabzuführen, da er leider wenig geneigt scheint, auch der neuern Zeit ihr Recht anzuthun, und dann die literarischen Hervorbringungen von 1721 an im Einzelnen zu besprechen. Möge es ihm möglich werden diese nicht geringe Aufgabe so rasch zu bewältigen daß die Geduld Derer die seiner Belehrung harren nicht auf eine zu harte Probe gestellt werde!

2. Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch von Wilhelm Wackernagel. Zweite Abtheilung. Mittelhochdeutsche Zeit (Schluß). Basel, Schweighäuser. 1853. Lex.-8. 16 Ngr.*)

Diese zweite Abtheilung, welche die mittelalterliche Lyrik, Dialektik, das Drama und die Prosa behandelt, ist nicht minder gründlich und gelehrt gearbeitet als die erste, bei aller Gedrängtheit so stoffreich daß kaum irgend ein uns erhaltenes Schriftwerk in mittelhochdeutscher Sprache unerwähnt geblieben sein dürfte, die Anmerkungen bieten eine höchst dankenswerthe Fülle literarischer Nachweisungen. Nur genießbar ist das Buch in ziemlich geringem Grade, sodaß es wol viel zum Nachschlagen, aber zu fortlaufender Lecture wahrscheinlich nur wenig benutzt werden dürfte; es tritt eben auch hier die Sprödigkeit und Wortkargheit hervor, welche die meisten von Wackernagel's an sich so trefflichen Arbeiten charakterisirt und deren Werth nur für Solche ganz erschließt die schon ein ziemliches Maß von Kenntniß der betreffenden Sache mitbringen. Es ist aber doppelt zu beklagen daß gerade ein Mann von Wackernagel's seltenen Kenntnissen es, fast möchte man glauben absichtlich, verschmäht dieselben in allgemeinen Umlauf zu bringen, denn nur dadurch wird es möglich daß sich unberufene Pfuscher herzudrängen und in seichter Form noch seichtern Inhalt bieten, der dann von der unkundigen Menge als unfehlbare Weisheit an- und aufgenommen wird. Eine andere für den der Sache Kundigen freilich weniger bedenkliche Folge der gedrängten Darstellung bei Wackernagel ist es, daß er in streitigen Fällen die Ansicht für welche er sich entscheidet ohne weiteres als Thatsache hinstellt; so ist ihm z. B. Walther von der Vogelweide ganz ohne weiteres der Verfasser von Freidank's „Bescheidenheit", und in der Anmerkung heißt es nur „mich überzeugend bewiesen von W. Grimm", aus welchen Worten kein der Sache Unkundiger den eigentlichen Sachverhalt zur Genüge entnehmen kann. Auch Wackernagel's Literaturgeschichte rückt langsamer vor als bei der unleugbaren Tüchtigkeit und Nützlichkeit des Buchs zu wünschen ist. Wahrscheinlich schon die nächste Abtheilung wird ihn zu Zeitabschnitten führen, für die er zwar als Sammler, weniger aber als Darsteller schon Bedeutendes geleistet hat, und man muß deshalb seiner Darstellung des 17. Jahrhunderts und späterer Zeiten mit um so größerm Interesse entgegensehen; das freilich vermag ich noch nicht abzusehen, wie er Zeiten vielverzweigten Ringens und Strebens, etwa das 18. Jahrhundert, in der bisher eingehaltenen Weise ausreichend wird behandeln können.

*) Vergl. Nr. 111 d. Bl. f. 1851.

3. Das Mittelalter. Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters in literaturgeschichtlichen übersichten, einleitungen, inhaltsangaben und ausgewählten probestücken von Karl Goedeke. Zweite und dritte Lieferung. Hanover, Ehlermann. 1852. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das genannte Werk ist jetzt so weit vorgeschritten daß sich Anlage und Ausführung desselben zur Genüge überschauen lassen. Der kenntnißreiche Herausgeber hat sich die gesammte althochdeutsche und mittelhochdeutsche Literatur bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts in zwölf Bücher so zerlegt daß das erste die althochdeutsche Poesie und Prosa umfaßt, in den übrigen die mittelhochdeutschen Schriftwerke ihrem Inhalte nach vertheilt sind und in jedem derselben eine bestimmte Dichtgattung in chronologischer Reihenfolge durch die ganze hierher gehörige Zeit hindurch verfolgt wird. Von jedem einzelnen Werke sind die Handschriften, Ausgaben, die wesentlichsten literargeschichtlichen Notizen, der Inhalt angegeben und längere oder kürzere Proben beigefügt, kürzere Stücke auch und dann ohne Inhaltsangabe vollständig abgedruckt. Vollendet liegen bisjetzt außer dem ersten Buche das zweite, welches die geistliche Dichtung und die Legende umfaßt, und der größere Theil des dritten („Das deutsche Heldengedicht") vor. Von ähnlichen Sammlungen unterscheidet sich Goedeke's Werk nicht nur dadurch daß es der großen Mehrzahl an wissenschaftlichem Ernst und Werth weit überlegen ist, sondern auch von den wirklich werthvollen, z. B. von Wackernagel's „Lesebuch", theils durch die bei aller Gedrängtheit reichhaltigen literarhistorischen Angaben, theils und ganz besonders dadurch daß hier nicht eine Auswahl, welche zuletzt doch immer von den subjectiven Ansichten der Sammler über ästhetische oder geschichtliche Bedeutsamkeit abhängt, sondern geradezu von jedem Sprachdenkmal ein annähernd vollständiges Bild gegeben ist und somit die Sammlung einer absoluten Vollständigkeit so nahe als möglich kommt und auch dadurch Bücher wie z. B. Pischon's „Denkmäler der deutschen Sprache", soweit letztere das Mittelalter behandeln, entschieden überflügelt. An der Genauigkeit der literarhistorischen und bibliographischen Notizen habe ich bei dem bisherigen Gebrauch des Buchs durchaus Nichts auszustellen gefunden. Nicht ganz unbedenklich finde ich es daß von einem Werke welches jetzt endlich so allgemein zugänglich ist wie „Der Nibelungen Not" eine Inhaltsangabe auf 29 Seiten und dann noch 40 Seiten Proben gegeben sind. Principiell freilich ist dies nach der Anlage des ganzen Werks unbedingt richtig; ob nicht aber die Rücksicht auf Raumersparniß bei Werken die in vielfachen besondern Ausgaben verbreitet sind eine Abweichung von dem strengen Princip gerechtfertigt hätte, das ist eine andere Frage, die umsomehr aufgeworfen werden muß, als nach der Anzeige des Verlegers mit den vorliegen-

den drei Heften die Hälfte des ganzen Werks vollendet sein soll; noch aber ist das ganze höfische Epos und der gesammte Minnegesang, um von andern weniger umfassenden Gattungen zu schweigen, rückständig. Wie dies Alles auf etwa 500 Seiten in der bisher eingehaltenen Weise erschöpft werden soll, ist mir in der That nicht recht klar. Sehr zu bedauern aber wäre es, wenn die Fortsetzung eines Werks, welches allein eine ziemlich umfangreiche Bibliothek zu ersetzen vermag, aus Rücksichten auf den einmal verheißenen Umfang eine Beschränkung erfahren müßte. Jedem Freunde der ältern deutschen Literatur dem nicht eine sehr reichhaltige Büchersammlung zu ganz freier Benutzung leicht offen steht ist die Anschaffung von Goedeke's „Mittelalter" als der beste Ersatz dringend zu empfehlen, und gewiß würde diese Empfehlung durch Nichts mehr unterstützt werden können als durch eine möglichst rasche, den bisher erschienenen Heften gleichartige Vollendung des ganzen werthvollen Werks.

Nicht ausschließlich deutsche Dichtungen werden besprochen und mitgetheilt in

4. Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder. Ein Beitrag zur Geschichte des Marien-Cultus von E. W. Genthe. Halle, Pfeffer. 1852. Lex.-8. 20 Ngr.

Denn nach ganz kurzer Einleitung wird ein gedrängter Auszug aus dem sogenannten „Protevangelium" des Jakobus gegeben, welchem sich kurze Zusammenstellungen mit der „Geschichte Joseph's des Zimmermanns", dem „Evangelium von der Geburt der heiligen Maria", der „Geschichte von der Geburt der Maria und von der Kindheit des Heilands" anschließen. Insofern dies die Hauptquellen sind aus welchen sich die Marien-Mythologie auch des deutschen Mittelalters entwickelt hat, haben sie auch für die heimische Literaturgeschichte Interesse, wie denn auch der Verfasser einige Worte über die deutschen „Marienleben" daran anknüpft und den Hymnus des Eberhard von Sax in modernisirter Form hat abdrucken lassen. Ein zweiter Abschnitt: „Die Wunder der Jungfrau Maria", enthält nach kurzer Einleitung eine prosaische Paraphrase von den 17 kleinen metrischen Erzählungen, welche in von der Hagen's „Gesammtabenteuern", Bd. 3, und in Goedeke's „Mittelalter" unter der Ueberschrift „Unserer Frauen Wunder" zusammengefaßt sind, ferner in deutscher Uebersetzung zehn ähnliche Sagen aus Le Grand's „Contes devotes", endlich in grausamen, sehr unspanischen Nibelungenstrophen acht Marienwunder aus des Don Gonzalo de Berceo „Miraclos de nuestra Señora". Eine Zusammenstellung der Bearbeitungen welche die Mariensagen bei verschiedenen Völkern gefunden haben behält immer ihr Interessantes; die eigenen Zuthaten des Verfassers sind freilich viel zu dilettantisch und oberflächlich als daß sie wissenschaftlichen Werth haben könnten; und was die Eigenthümlichkeit der verschiedenen hier vereinigten Wundergeschichten betrifft, so läßt sich die der spanischen aus der wirklich barbarischen Nachbildung nicht erkennen; die deutschen haben zwar durch die Auflösung in Prosa den Hauptreiz ihrer ursprünglichen Naivetät merklich eingebüßt, immerhin aber bleibt der größere sittliche Ernst erkennbar, durch welchen sie unendlich hoch über den „Contes devotes" des Franzosen stehen, denn in den letztern muß sich die Jungfrau Maria dazu hergeben jeden beliebigen Taugenichts, der nur einige „Ave Maria" betet, von den wohlverdienten Strafen loszumachen, und sie trägt dabei gar kein Bedenken einigen Lug und Trug anzuwenden. Wenn also auch Genthe's Arbeit wissenschaftlichen Werth nicht besitzt, so führt sie uns doch wieder Beweise vor, wohin die Lossagung der katholischen Kirche von der evangelischen Einfachheit und dem schlichten Bibelwort geführt hat.

Für die deutsche Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts wußte man längst einen ganz unermeßlichen, aber nur wenigen Vertrauten zugänglichen Schatz, einen wahren literarischen Nibelungenhort im Besitze des Herrn von Meusebach; durch die höchst erfreuliche Erwerbung desselben von Seiten des Königs von Preußen ist derselbe jetzt gehoben und eine sehr lehrreiche Ausbeutung desselben in der bevorstehenden neuen Bearbeitung des großen Werks von Gervinus mit Sicherheit zu erwarten. In seiner Art nicht weniger dankenswerth ist ein Schriftchen, dessen Entstehung durch die Betheiligung seines Verfassers an der Ordnung der Meusebach'schen Bibliothek veranlaßt worden ist:

5. Die deutschen Sprüchwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebach'schen Bibliothek. Eine bibliographische Skizze von Julius Zacher. Leipzig, T. O. Weigel. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Das wenig umfangreiche Heftchen enthält nächst dem Vorwort ein Verzeichniß der deutschen Sprüchwörtersammlungen welche seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts im Druck erschienen sind; dem vorwaltenden bibliographischen Interesse gemäß sind hier nicht blos die verschiedenen Sammlungen, sondern alle verschiedenen Abdrücke sorgfältigst verzeichnet und die in der Meusebach'schen Sammlung vorhandenen besonders angemerkt; die Zahl der letztern allein beläuft sich auf 138; diesem Verzeichniß sind Proben aus der bisher wenig beachteten Sammlung des Anton Tunnicius, Köln 1515, beigegeben. Eine hierauf folgende klare und treffende Charakteristik der Meusebach'schen Bibliothek wird an drei Beispielen zu unmittelbarer Anschauung gebracht: 1) an einer Aufzählung der verschiedenen Ausgaben von Johann Pauli's „Schimpf und Ernst", deren Zacher 27 nachweist und davon 14 bei Meusebach gefunden hat; 2) von dem Nachweis einer bisher unbekannten Schrift von J. W. Zinkgref: „Penal- oder Schulbossen", von welcher Meusebach fünf verschiedene Ausgaben zusammengebracht hatte; 3) an dem Beweis daß eine unter dem Titel „Drey Jesuwiten Latein" 1607 erschienene Controversschrift den bekannten Peter Denaisius zum Verfasser hat und mit andern verwandten Streitschriften im engsten Zusammenhang steht. An sich sind allerdings die beiden letzten Entdeckungen gerade nicht von weitgreifender Bedeutung, aber die außerordentlich feine und ge-

schickte Ausführung derselben, verbunden mit dem Hinweis, wie nur der Reichthum jener Büchersammlung sie möglich machte, lassen sie als mustergültig und sehr lehrreich erscheinen. Wie aber die scheinbar trockensten bibliographischen Untersuchungen von wesentlicher literarhistorischer Bedeutung werden können, davon gibt Zacher ganz im Vorbeigehen einen schlagenden Beweis, indem er die oft behandelte Streitfrage, ob die Angabe daß A. Gryphius sein frühestes Sonett als elfjähriger Knabe verfaßt habe richtig sei, ganz einfach durch die Angabe entscheidet: in der ersten Ausgabe seiner Sonette sei das fragliche mit der Jahrzahl 1637, nicht 1627 bezeichnet, wonach es also unzweifelhaft in das einundzwanzigste Lebensjahr des Dichters fällt. Derartige Lösungen verwickelter Fragen sind aber zu häufig, als daß man nicht mit großer Freude aus dem Vorworte den Plan des Verfassers ersehen sollte, sich der schwierigen und umfassenden Aufgabe einer „Bibliographie der gesammten deutschen Nationalliteratur" zu unterziehen. Seine Befähigung zu solcher Arbeit hat Zacher in dem vorliegenden Heftchen vollgültig bewiesen; so bleibt denn nur zu wünschen daß es ihm zur Verwirklichung nicht an Muße, Gelegenheit und allseitiger Unterstützung fehlen möge!

Zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts habe ich ferner zwei Monographien zu erwähnen, welche denselben Gegenstand behandeln und zugleich in einem interessanten Gegensatze zueinander stehen:

6. Angelus Silesius und seine Mystik. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von W. Schrader. Halle, Anton. 1853. Gr. 4. 10 Ngr.

Schrader behandelt in dem zweiten und dritten Abschnitte seiner Abhandlung, die zusammen nur die kleinere Hälfte des Ganzen ausmachen, „Die Mystik des Angelus Silesius im Verhältniß zu den religiösen Confessionen und zur modernen Bildung" und „Die Weltanschauung des Angelus Silesius nach dem Cherubinischen Wandersmann". Wenn dabei eine vollkommen genaue Kenntniß des Dichters und eine in aller Kürze treffende Zusammenstellung seiner geistigen Eigenthümlichkeit nicht zu verkennen ist, so bewegt sich doch des Verfassers eigene Darstellung in einer philosophisch-theologischen Gespreiztheit, die keine klaren und scharf abgegrenzten Resultate hervortreten läßt; dabei verleitet ihn seine Abneigung gegen die moderne Schulphilosophie zu einer Ueberschätzung seines Gegenstandes, die ihn in Angelus Silesius den Heiland der Gegenwart erblicken läßt: „Hier in unserm Angelus, in dem fast vergessenen Mystiker des 17. Jahrhunderts, finden wir Denken und Empfindung, Beides in voller Einheit, hier wird die sehnende Zeit finden was sie sucht"; und doch gesteht Schrader selbst S. 24 zu daß es unter den Sprüchen seines großen Mystikers nicht an „ganz unverständlichen" fehle. Wenn diese Auffassung mehr Geschmackssache, nach meiner Auffassung allerdings eine sehr bedeutende Verkehrtheit ist, so handelt es sich dagegen in dem ersten Abschnitte der Abhandlung um eine Frage der positiven Wissenschaft. Schrader tritt hier nämlich mit der ganz und gar paradoxen Behauptung hervor, Angelus Silesius und der Convertit Johannes Scheffler seien ganz fälschlicher- und höchst unbilligerweise miteinander identificirt worden; Letzterer bleibe die bekannte historische Person, Ersterer aber sei ein anderer, unbekannter Jemand; Schrader ist aufrichtig genug seinen Beweis für diese Behauptung selbst für nicht ganz ausreichend zu erklären, aber seine Ueberzeugung bleibt doch: „Die Schriften des Angelus Silesius hat Scheffler sicherlich nicht verfaßt." Schrader ist zu dieser Behauptung auf folgendem Wege gekommen; bei der ungemessenen Bewunderung welche er der mystischen Weisheit des Angelus zollt, ist es ihm sehr anstößig daß derselbe Mann nicht nur von seiner alten Kirche abgefallen sein, sondern diese auch nach seinem Abfall mit den heftigsten, zum Theil wissentlich unwahren Angriffen verfolgt haben soll. Statt sich nun diesen scheinbaren Widerspruch auf historischem oder psychologischem Wege zu lösen, findet er daß in den ihm zugänglichen Quellen die Einheit beider Personen doch eigentlich nicht hinreichend erwiesen sei, und — hier kommt denn der logische oder vielmehr unlogische Sprung — folgert daraus daß sie auch nicht erweisbar, daß sie gar nicht vorhanden sei. Wieder einmal ein Beweis wie wenig subjectives Belieben und Fühlen berechtigt ist über thatsächliche Fragen zu entscheiden. Ueberdies hat sich Schrader doch auch einigen Leichtsinn zuschuldenkommen lassen; er weiß daß es zur Biographie Scheffler's noch ältere, gleichzeitige, überdies an Ort und Stelle, wo Scheffler lebte, erschienene Quellen gibt, er zählt sie sogar auf; da sie ihm aber bisher nicht zugänglich gewesen sind, so läßt er seinen Einfall ohne weiteres los und bemerkt blos in einer Anmerkung „daß er die formelle Seite der Frage noch nicht für abgeschlossen hält". So darf man denn doch die Literaturgeschichte von Rechtswegen nicht tractiren.

Ein Verdienst aber hat die Abhandlung von Schrader: sie hat bewirkt daß Kahlert, der leider viel zu sparsam mit der Veröffentlichung seiner literarhistorischen Studien umgeht, eine längst vorbereitete Arbeit über Angelus Silesius endlich abgeschlossen und in den Druck gegeben hat:

7. Angelus Silesius. Eine literarhistorische Untersuchung. Mit zwei urkundlichen Beilagen. Von August Kahlert. Breslau, Gosohorsky. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Wie man dies von Kahlert gewohnt ist, hat er auch hier alles gedruckte und urkundliche Material nicht nur in größter Vollständigkeit zusammengebracht und benutzt, sondern auch mit einer Klarheit, Gründlichkeit und Anmuth verarbeitet, durch welche seine Schrift ebenso lehrreich als anziehend wird. Dabei trifft es sich recht gut daß dieselbe im Wesentlichen schon vollendet war, ehe Schrader's Abhandlung erschien. Indem Kahlert so den Thatbestand ohne alle polemische Beziehung klar darlegt, tritt die Wahrheit um so schlagender und unzweifelhafter hervor. Nur in einem kurzen Nachtrag hat er noch ganz kurz und bündig, aber mit fast zu großer Schonung die gänzliche Unhaltbarkeit von Schrader's unkriti-

chem Einfall urkundlich nachgewiesen. So steht also die Identität von Scheffler und Angelus Silesius fester als jemals; es sind zugleich andere bisher streitige oder unrichtige Behauptungen über sein Leben und seine Thätigkeit berichtigt, z. B. durch den Nachweis daß er dem Jesuitenorden nicht angehört hat (S. 20 fg.), daß seine „Köstliche evangelische Perle" nur die Uebersetzung eines lateinischen prosaischen Andachtsbuchs ist (S. 29), daß seine angebliche „Betrübte Psyche", welche von mehren Literarhistorikern angeführt wird, nur einem Schreibfehler des Hymnologen Wezel ihre Entstehung verdankt (S. 81 fg.) u. dergl. m. Aber auch abgesehen von diesen Einzelheiten ist die ganze Abhandlung, die keinen irgend wesentlichen Punkt unerledigt läßt, eine in jeder Beziehung musterhafte Monographie. Wenn freilich auch Kahlert nur Vermuthungen darüber aufzustellen vermag, wie sich die Doppelnatur des mystischen Dichters und des fanatischen Convertiten in dem einen Manne habe vereinigen können, Vermuthungen allerdings von großer psychologischer Wahrheit, so liegt es doch eben in der Natur der Sache daß es eine Grenze gibt, über die hinaus man nicht in die wunderbaren Tiefen und Irrgänge des menschlichen Gemüths einzudringen vermag. Eine nicht allzu ferne Analogie bietet sich vielleicht in Eulogius Schneider, der ein ebenso sentimentaler Dichter als blutiger Terrorist war, oder in Joseph Görres, der auch mystische Vertiefung, wennschon nicht in poetischer Form, die sich dafür sein Sohn aneignete, mit recht leidenschaftlichem Ultramontanismus zu vereinigen wußte, und er war nicht einmal Convertit. War aber Scheffler einmal durch seinen Hang zu mystischer Träumerei dem protestantischen freien Geiste entfremdet worden, so ist es doppelt erklärlich daß er sich der neuen kirchlichen Gemeinschaft durch möglichst leidenschaftliches Gebahren würdig zu machen suchte, zumal wenn man aus mancherlei Andeutungen schließen dürfte daß Scheffler's Mysticismus eigentlich nur eine künstliche Decke über einen ursprünglich heftigen und unruhigen Charakter bildet.

Der mir vorliegende Büchervorrath führt mich aus der in mehr als einer Beziehung verworrenen und verwickelten Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts unmittelbar in die Zeit der vollendeten Classicität, zur Goethe-Literatur, wobei ich wie früher so auch jetzt umfassendere selbständige Arbeiten zu abgesonderter Besprechung beiseite lasse.

8. Zeittafeln zu Goethe's Leben und Wirken. Von Rainer Graf. Klagenfurt, Leon. 1853. Gr. 8. 16 Ngr.

Jahr für Jahr, von 1749—1832, werden hier die jedesmaligen politischen, cultur- und literargeschichtlichen Ereignisse verzeichnet, hieran die Notizen über Goethe's äußeres Leben angereiht, endlich seine Schriften nach Entstehung und Grundlage verzeichnet. Anlage und Grundlage des ganzen Büchleins ist unverkennbar, jedoch ohne Nennung des Vorbildes entlehnt aus L. von Lancizolle's „Chronologisch-bibliographischer Uebersicht der deutschen Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert" (vergl. Nr. 59 d. Bl. f. 1847). Wenn Graf die nicht eigentlich literarischen Notizen, welche Lancizolle ganz unberücksichtigt gelassen hat, in reicher Fülle, ja vielleicht in einem zu dem Titel seiner Arbeit in keinem Verhältniß stehenden Uebermaß beigebracht hat, so fehlt seiner Zusammenstellung dagegen in hohem Grade die Uebersichtlichkeit der Anordnung und des Drucks, von welcher die Brauchbarkeit derartiger Hülfsmittel doch wesentlich abhängt. Ein ebenso fühlbarer Mangel ist das gänzliche Fehlen eines alphabetischen Verzeichnisses, aus dem zu ersehen wäre welche Werke Goethe's und an welcher Stelle jedes einzelne aufgeführt ist. Hierzu kommt noch daß das Verzeichniß der Jahr für Jahr begonnenen, vollendeten oder erschienenen Arbeiten fast wörtlich die „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" wiedergibt, welche dem letzten Bande der vierzigbändigen Taschenausgabe angehängt ist. Hier und da hat Graf dasselbe erweitert oder abgeändert, ob stets mit Recht, ist eine andere Frage; zwar ob „Das Blümlein Wunderschön" mit der „Chronologie" in das Jahr 1798 oder mit Graf 1797 zu setzen ist, weiß ich im Augenblick nicht zu entscheiden; daß aber letztere zum Jahre 1798 auch das Soldatenlied in Schiller's „Wallenstein" aufgenommen, ist mindestens ein wunderlicher Einfall. Wenn also Graf's ganze Arbeit ebenso der Selbständigkeit wie der Uebersichtlichkeit entbehrt, so hätte sie ohne Schaden ungedruckt bleiben können.

Daß sich ein ganz anderes Interesse des unmittelbaren Einblicks in das persönlichste Leben Goethe's an das anziehende Schriftchen

9. Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, Mayer. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

anknüpft, ist schon in Nr. 28 d. Bl. besonders hervorgehoben worden.

Zu einer schon früher (vergl. Nr. 42 d. Bl. f. 1852) von mir erwähnten Blumenlese aus Goethe's Werken ist kürzlich eine Fortsetzung erschienen unter dem Titel:

10. Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. Fortsetzung der Geistesworte aus Goethe's Werken. Herausgegeben von Ludwig von Lancizolle. Berlin, Nicolai. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon der Umstand daß Goethe's Briefe und Gespräche infolge ihres zerstreuten Erscheinens weit weniger allgemein zugänglich sind als seine abgeschlossenen Werke, dazu der weitere Umstand daß sie kein in sich abgerundetes Ganzes bilden und neben den werthvollsten Sprüchen goldener Weisheit nicht wenig nur für den Augenblick und den bestimmten Empfänger Berechnetes enthalten, gibt dieser Sammlung eine fast noch größere Berechtigung als derjenigen deren Fortsetzung sie bildet. Für die Sorgfalt und Umsicht, mit welcher der Herausgeber seine Auswahl getroffen hat, gibt das angehängte Quellenverzeichniß hinreichende Gewähr; daß ein wahrhaft gebildeter Geschmack seine Hand geleitet, beweist der Inhalt auf jeder Seite.

Goethe's Name fodert unwillkürlich auf auch Schiller's zu gedenken. Zwei Schriften, deren erstere bei-

der Männer gemeinsames Wirken zum Gegenstande hat, verdienen besondere Besprechung in d. Bl. und haben diese zum Theil schon gefunden:

11. Die Schiller-Goethe'schen Xenien. Erläutert von Ernst Julius Saupe. Leipzig, Weber. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

und

12. Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Von Ernst Köpke. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 12. 20 Ngr.

Die erstere Arbeit nimmt nicht nur neben der nahe verwandten von Boas ihren Platz mit Ehren ein, sondern sie ist auch genießbarer als jenes bei allem Werthe doch gar zu breit angelegte Buch und dürfte auch ein innigeres Verständniß von dem Wesen der Dichtkunst überhaupt und der Schiller-Goethe'schen Dichtweise insbesondere beweisen als die nur zu vielfach an Aeußerlichkeiten haftende Darstellung von Boas.

Das zweite Buch ist durch und durch bis in die äußere Form der Darstellung hinein eigenthümlich. Wir finden in der bisher nur hier und da flüchtig genannten Frau von Kalb gewissermaßen Schiller's Frau von Stein. Es ließe sich diese Parallele weit verfolgen; jedoch ist auch ein weitgreifender Unterschied nicht zu verkennen: wie in allen Lebensverhältnissen, so erscheint Goethe auch hier als der von äußerm Glücke Begünstigte, der das Verhältniß zu der seltenen Freundin zwar nicht ohne innere Kämpfe, aber doch in beiderseitig wohlgeordneter Lage würdig und wohlthuend zu durchleben vermochte, während Schiller und seine Freundin auch des Lebens äußere Bedrängnisse vielfach erfuhren und von jedem innern Kampfe deshalb doppelt tief und schmerzlich ergriffen wurden.

Bei der fortdauernd allgemeinen Theilnahme für Schiller's Persönlichkeit wird sogar ein Buch nicht uninteressant gefunden werden, welches die Geschichte seiner irdischen Ueberreste auf das ausführlichste erzählt:

13. Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine (1805, 1826, 1827). Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse von Karl Leberecht Schwabe von Julius Schwabe. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 24 Ngr.

Es wird hier unter fortwährender Bezugnahme auf vollständig mitgetheilte Actenstücke, also in glaubwürdigster Weise erzählt, wie in der ersten Stunde des 12. Mai 1805 Schiller's prunklose Beerdigung stattfand, wie der 1851 verstorbene Bürgermeister K. L. Schwabe im Jahre 1826 aus dem Wuste eines grausigen Todtengewölbes mit unendlicher Mühe und unter mancherlei Anfechtungen Schiller's Schädel hervorsuchte, der dann am 17. September auf der großherzoglichen Bibliothek niedergelegt wurde; wie Goethe hierdurch angeregt wurde, auch die übrigen Gebeine des Dichters aus Schutt und Moder aufsuchen zu lassen, was zum beiweitem größten Theile gelang; wie sodann der Großherzog Karl August den schönen Plan entwarf, für diese Ueberreste sowie dereinst auch für Goethe's Grabstätte einen bevorzugten Platz auf dem weimarischen Gottesacker herzustellen; wie endlich, nachdem sich diesem Plane Hindernisse in den Weg gestellt hatten, Schiller's Gebeine am 16. December 1827 in der großherzoglichen Familiengruft beigesetzt wurden. Die ganze Darstellung leidet durch die vielen eingeflochtenen Belegstücke an einiger Breite, erschöpft aber auch ihren Gegenstand ein mal für alle mal vollständig. Ein Anhang handelt von Goethe's Gedicht „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel" („Werke", II, 90, Ausgabe in 40 Bänden), welches gegen unnöthig erhobene Vorwürfe vertheidigt wird. Ein schönes Pietätsgefühl durchdringt die kleine Schrift in allen ihren Theilen so wohlthätig daß man einzelne Schwächen der Darstellung darüber gern vergißt.

Zu dem Geschlechte der Epigonen übergehend habe ich zuerst zu erwähnen:

14. Raupach. Eine biographische Skizze von Pauline Raupach. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1853. 16. 15 Ngr.

Gewiß braucht das biographische Denkmal eines Mannes, der, wie hoch oder wie niedrig der Einzelne auch sein dichterisches Verdienst schätzen mag, doch thatsächlich die deutsche, namentlich die berliner Bühne jahrelang förmlich beherrscht hat, keine Entschuldigung für sein Erscheinen; weit eher muß man es bedauern daß sich die Verfasserin wirklich auf eine biographische Skizze im engsten Sinne des Worts beschränkt hat. Raupach's Jugendgeschichte ist hier allerdings in genügender Vollständigkeit erzählt, aber schon dürftiger ist die Darstellung seines Aufenthalts in Rußland, wenn auch hier vollständig mitgetheilte Briefe an seinen ältern Bruder noch einige Aufschlüsse über seine innere Entwickelung geben. Wenn man nun auch von der Verfasserin eine eingehende Würdigung und Zergliederung seiner dichterischen Thätigkeit nicht wohl verlangen kann, so ist es doch gewiß ein Uebelstand daß der beiweitem wichtigste Theil seines Lebens, sein ganzer Aufenthalt in Berlin, auf kaum 11 kleinen Seiten abgethan ist, und gerade hier konnte ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte der neuern deutschen Bühne gegeben werden, wenn einerseits seine gewaltige dramatische Productivität auch nur geschichtlich im Einzelnen verfolgt, andererseits sein Verhältniß zu der berliner Bühne, ihrer obersten Leitung und andern einflußreichen Mächten, zu dramatischen und dramaturgischen Zeitgenossen u. s. w. mit einiger Vollständigkeit dargelegt worden wäre. Der fast gänzliche Mangel dieses wesentlichst nöthigen Abschnitts nimmt dem Büchlein alle literarische Bedeutung und läßt in demselben nur einen rein persönlichen Denkstein erblicken. Dankenswerth bleibt das angehängte Verzeichniß von Raupach's dramatischen Werken, obgleich auch hier die bloßen Namen der einzelnen Stücke ohne Jahrzahl oder irgend eine andere Notiz gegeben sind.

Eine wiederholte Erneuerung hat in jüngster Zeit Platen's Andenken erfahren:

15. Gesammelte Werke des Grafen August von Platen. Sechster und siebenter Band. — A. u. d. T.: Poetischer und literarischer Nachlaß des Grafen August von Platen. Gesammelt und herausgegeben von Johannes Minckwitz. Zwei Bände. Leipzig, Dyk. 1852. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bekanntlich wird Johannes Minckwitz seit Jahren nicht müde einen Platen-Cultus zu predigen; erfolgreicher würde er jedenfalls für die Anerkennung Dessen was Platen wirklich Großes und Ruhmwürdiges geleistet wirken, wenn er sich dabei von einseitigen Uebertreibungen freihielte; wenn aber in vorliegender Sammlung seine Vorrede mit den Worten schließt: „daß Platen als der den Schlußstein liefernde, vollendetste Lyriker der ersten hundertjährigen Epoche prangt, welche mit seinem Tode für die neuhochdeutsche Literatur abgelaufen ist", so ist es denn doch eine ganz haltlose Idee daß mit Platen's Tode eine Periode der deutschen Literaturgeschichte abzuschließen sei. Soweit dies überhaupt mit dem Erlöschen eines einzelnen Dichterlebens geschehen kann, ist 1832 ein unverrückbarer Grenzstein; überdies ist es unklar wie Minckwitz bis zu Platen's Tode gerade eine „hundertjährige Epoche" herausbringen will, er müßte denn seine Zeitrechnung etwa mit dem ersten Erscheinen von Haller's Gedichten beginnen, während doch, wenn man ein bestimmtes epochemachendes Jahr sucht, nur 1748 als das erste Erscheinen des „Messias" gewählt werden kann. Verkehrtheiten der Vorrede dürfen und sollen indeß das Urtheil über den Werth der vorliegenden Sammlung selbst nicht bestimmen: dieselbe enthält aus Platen's Nachlaß zwei Lieder, vier vermischte Gedichte, von denen jedoch drei schon in der alten strasburger Ausgabe der „Polenlieder" enthalten sind, und endlich diese gewaltigen „Polenlieder" selbst, die ganz von ihrer Tendenz abgesehen zur Beurtheilung von Platen's Charakter von größter Wichtigkeit und deshalb hier mit vollem Rechte wiederholt sind. Es folgen eine dramatische Skizze „Marat", eine kurze farblose Selbstbiographie des Dichters und die ebenfalls kurzen Vorreden zu den ersten Sammlungen seiner lyrischen Gedichte. Etwa drei Viertheile des ersten Bandes und der ganze zweite enthalten Briefe von Platen an den Grafen Fugger, an G. Schwab, an seine Aeltern, an die Brüder Frizzoni, an J. Minckwitz, an Schelling und Gottfried Hermann, zwischen denen die Antworten des Erstgenannten und eine des Letztgenannten eingeschaltet sind. Die Briefe von Platen an G. Schwab und Minckwitz waren von Letzterm mit seinen Antworten schon vor 17 Jahren besonders herausgegeben. Diese ganze Briefsammlung enthält viel sehr Anziehendes; durchweg erscheint der Charakter des Dichtes als ein reiner, edler, unablässig nach Idealen ringender, zugleich aber auch als ein ruheloser, oft in und über sich selbst unklarer. So schwärmt er gegen 1820 eine zeitlang für die höchst unklare Philosophie des würzburger J. J. Wagner und besteht in ähnlicher Weise verschiedene Durchgangspunkte in seiner Entwickelung. Auf der andern Seite fehlt es auch diesem Briefwechsel wie den meisten andern nicht an mancherlei sehr unbedeutenden Bestandtheilen, und hier und da finden sich Urtheile, ja Invectiven, die an sich aus des Schreibers augenblicklichen Verhältnissen sehr erklärlich, doch wol von einem Herausgeber, der nicht selbst gern in ähnlichem Tone schreibt, beseitigt worden wären.

Demselben Dichter ist auch folgendes Schriftchen gewidmet:

16. Erinnerung an August Grafen von Platen in seiner Jugend. Bei Gelegenheit der Aufnahme seiner Büste in die Bairische Ruhmeshalle im Verein mit mehren Jugendfreunden desselben herausgegeben von Nathanael von Schlichtegroll. Mit bisher ungedruckten Erstlingsgaben seiner Muse. München, Rieger. 1852. 16. 16 Ngr.

Der Herausgeber bezeichnet seine Arbeit selbst als ein Product reinpersönlicher Pietät gegen den früh verlorenen Jugendfreund und wehrt somit höhere Ansprüche von vornherein ab. Er gibt aus eigener Erinnerung eine Anzahl biographischer Einzelheiten aus Platen's Jugendleben und schließt daran 28 bisher ungedruckte Gedichte aus seiner frühesten Zeit, unter denen jedoch nur religiöse „Morgen- und Abendbetrachtungen" auf jeden Tag der Woche in reimlosen fünffüßigen Jamben verfaßt zur Charakteristik des Dichters ein gewisses Interesse haben. Hieran schließt sich endlich außer einigen kleinern Notizen und Briefen von verschiedener Hand der schon früher veröffentlichte Brief von H. W. Schulz über Platen's Ende und Beerdigung an dessen Mutter und eine kurze Biographie der letztern an; auch verschiedene Gedichte auf Platen werden mitgetheilt, unter denen das Sonett von F. Thiersch Werth und Gehalt besitzt. Endlich ist noch ein Facsimile von des Dichters Handschrift, eine etwas grobe Abbildung seiner Büste und eine besser gearbeitete seiner Grabstätte beigefügt. Als reinpersönliches Todtenopfer ist das Schriftchen eine ganz ehrenwerthe Arbeit.

Mitten in die Gegenwart hinein führt endlich ein kleines Heft mit dem etwas prätentiösen Titel:

17. Oskar von Redwitz und seine Dichteraufgabe. Ein Wort zur Frage über die deutsche Poesie der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 1853. 8. 9 Ngr.

Wenn eine Dichtung wie die „Amaranth" von Redwitz sich durch ihre unbestrittene formelle Anmuth in überraschender Schnelligkeit einen weiten Leserkreis erwarb und eine zeitlang das A und O aller schöngeistigen Seelen war, so konnte man das als Modesache geschehen lassen und überzeugt sein daß diese Mode nicht länger anhalten werde als jede andere, wie das auch bereits zuzutreffen anfängt. Schon ernstern Widerspruch foderte es heraus, wenn ein protestantischer Theolog, Karl Barthel, in seiner sonst vielfach verdienstlichen „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" in Redwitz einen Reformator deutscher Poesie pries, und wie die neueste dritte Auflage seines Buchs überhaupt vielfach an Reife und Gediegenheit gewonnen hat, so hat er auch wohlgethan, sein freilich immer noch überschwängliches Lob der „Amaranth" einigermaßen zu beschränken. Nun aber taucht gar von Mainz aus ein ungenannter

Scribent auf, gedenkt in einem besondern Heftlein dem Dichter der „Amaranth" zu seiner gebührenden Krone zu verhelfen und seine Gegner in den Pfuhl der Hölle zu verdammen. Eine derartige Anmaßung verdient um so nachdrücklicher heimgeleuchtet zu werden, je mehr der Ungenannte mit Wahrheit und wieder Wahrheit umsichwirft und doch seine ganze Vertheidigungsschrift von Unwahrheit strotzt. Oder ist es etwa nicht eine Unwahrheit, wenn besagter Mann die Gegner der Redwitz'schen Poesie folgendermaßen charakterisirt?

Es ist die Zunft der modernen Meistersänger, welche von ihrem mittelalterlichen Vorbilde zwar nicht die Naivetät und Harmlosigkeit, aber doch den Handwerksneid und den Begriff des Zunftzwangs in eminenter Weise geerbt haben. Es ist dieselbe stark mit Juden versehene Zunft, welche sich seit Jahrzehnden das letzte inappellable Wort in jeglichem Gebiete deutscher Kunst, zumal aber in der Poesie anmaßt u. s. w. (S. 17.)

Und dies bleibt denn das Thema des ganzen Machwerks: Brotneid und Judenthum sollen sich aus den niedrigsten Beweggründen gegen Redwitz und seine Herrlichkeit verschworen haben. Nun, der unterzeichnete Kritiker, dessen Urtheil über die „Amaranth" vom ersten Augenblick festgestanden hat, ist thatsächlich kein Jude noch ein Judengenosse, und ein Dichter ist er so ganz und gar nicht daß es ihm nicht einfallen kann irgendwelche poetische Lorbern neidisch zu betrachten. Darin aber sind er und viele urtheilsfähige Männer vollkommen einig daß die „Amaranth" bei aller Schönheit der Form und manches einzelnen Liedes ein durchaus schwächliches, in seiner Grundrichtung, wenigstens von protestantischem Standpunkte aus, unsittliches und verwerfliches Gedicht, daß das „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" eine unbedeutende Spielerei ist, daß die „Gedichte" von Oskar von Redwitz neben einzelnen Sachen von bleibendem Werth sehr viel Mattes, Gehaltloses, Verfehltes enthalten; daß überhaupt Redwitz ein recht hübsches poetisches Talent besitzt, aber soweit sich dergleichen voraussagen läßt, schwerlich eine gewichtige poetische Zukunft vor sich hat. Wem ich es aber durchaus nicht verdenke, wenn sie diesen Dichter nach Kräften auf den Schild erhebt, das ist die ultramontane Partei, für die ein solcher durch ästhetisches Wohlgefallen sich einschmeichelnder Vorkämpfer um so höhern Werth haben muß, je weniger sie deren aufzuweisen hat. Hätte sein ungenannter Ritter sich offen und unumwunden auf diesen Standpunkt gestellt, so konnte man ihn bekämpfen, aber seine Offenheit und Wahrhaftigkeit blieb unbestritten; wie aber jetzt seine Schrift vorliegt, so ist es nicht zu bezweifeln daß er mit klarster Absicht das Dasein eines protestantischen Deutschland ignorirt hat, daß er von Christenthum und Kirche im Allgemeinen spricht, wo er die katholische Kirche in ihrer strengsten Form im Sinne hat, und daß er uns Protestanten stillschweigend unter den Gegnern mit begreift, denen er jede moralische Unwürdigkeit Schuld gibt. Das fehlte gerade noch daß zu den Zerwürfnissen und Wirrnissen, unter denen Deutschland leider seufzt, auch noch derartige versteckte Hetzereien hinzutreten, welche literarische Fragen zum Aushängeschild nehmen, um hinter demselben ihre Ketzergerichte abhalten zu können. Wirklich ästhetischen oder literarischen Werth hat die besprochene Schrift gar nicht, da sie sich lediglich in Ausrufungen und seichten Declamationen über die angepriesenen Dichtungen bewegt, ohne die Befähigung zu gründlicher und eingehender Behandlung derartiger Dinge irgendwie darzulegen.

Schließlich kann ich es mir nicht versagen zwei bedeutende Werke in aller Kürze zu besprechen, welche von den ältesten und den neuesten Zuständen der vaterländischen Literatur umfassende und eingehende Darstellungen geben; wol geschieht ihnen nicht nach Verdienst, wenn sie hier hinter einer Reihe von Schriften aufgeführt werden, von denen ihnen nur wenige irgend ebenbürtig sind, und gewiß verlangen sie eigentlich eine weit eingehendere Würdigung als der Raum für diesmal gestattet. Ersteres möge dadurch entschuldigt werden daß dieser Aufsatz bei dem Erscheinen beider Bücher im Wesentlichen schon vollendet war; letzteres dadurch daß beide noch nicht vollendet sind und somit das Fortschreiten derselben von selbst zu erneuerter Betrachtung auffodern wird.

18. Geschichte der deutschen Dichtung. Von G. G. Gervinus. Vierte gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Erster und zweiter Band. Leipzig, Engelmann. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ist es schon höchst erfreulich daß sich Gervinus weder durch die anderweitigen Arbeiten, die er in den letzten Jahren theils vollendet, theils vorbereitet hat, noch durch die gehässigen Angriffe, denen er von den verschiedensten Seiten ausgesetzt gewesen ist, in der fortgesetzten Pflege seines für uns Deutsche bedeutendsten Werks hat beirren lassen, so wird diese Freude noch gesteigert durch den frischen und kräftigen Klang, der seine statt der Vorrede an die Brüder Grimm und Dahlmann gerichtete Widmung durchdringt, und durch die Zusicherung daß wir es hier nicht mit einer neuen Auflage, sondern „in vielen Abschnitten der drei ersten Bände mit einem fast neuen Buche" zu thun haben. Man konnte das ursprüngliche Buch mit der vollkommensten Achtung sehr hoch stellen, man konnte ihm wie der Schreiber dieses unendlich viele Belehrung verdanken und eine solche gründliche Umarbeitung doch für höchst wünschenswerth halten. Denn es liegt in der Natur der Sache daß ein Werk welches eine umfassende Wissenschaft von einer ganz neuen Seite anfaßt, seinen Weg mehr auf den Höhen hinnimmt als daß es jede einzelne Krümmung verfolgen, jedes Thal durchforschen könnte.

So war die Literaturgeschichte von Gervinus gleich in ihrem Erscheinen ein epochemachendes Werk von unermeßlicher Nachwirkung und Anregung, im Einzelnen aber fehlte es ihm nicht an Lücken und Unrichtigkeiten, Mängel des Buchs die dem Verfasser nur ein Unkundiger hätte zum Vorwurf machen können, der sie kaum entdeckt haben würde. Jetzt ist das Buch in seiner Gesammtanlage das alte geblieben, und es mußte schon deshalb das alte bleiben, weil einem Gervinus die Wis-

schaft nichts Todtes und Aeußerliches ist, das man nach Belieben bald so, bald so umgestalten kann, vielmehr das innerste Wesen seines Buchs so mit seinem sittlichen und eigensten Charakter verwachsen und demselben entsprungen ist daß hier von einer wesentlichen Abänderung gar nicht die Rede sein konnte. Dagegen hat er jetzt seinen ganzen Fleiß auf den Ausbau im Einzelnen verwandt und hier, hauptsächlich durch die öffentlichen Büchersammlungen Berlins unterstützt, einen Reichthum von Material aufgenommen und verwerthet, der das frühere, oft nur in großen Zügen ausgeführte Gerüst jetzt in allen seinen Theilen theils berichtigt, theils stützt, theils erweitert. Während man früher nicht selten im Falle war die Ausführungen des Verfassers auf guten Glauben hin als richtig annehmen zu müssen oder, sobald man sich kritisch gegen dieselben verhielt, aus Mangel an positiven Gewährschaften den Boden unter den Füßen verlor, sind diese jetzt durchweg in reicher Fülle und klarer Anschaulichkeit gegeben. Und diese Umgestaltung hat denn auch auf die ganze Art und Form der Darstellung die erfreulichste Einwirkung ausgeübt: man hörte früher häufig die nicht unbegründete Klage, Gervinus mache es seinen Lesern zu schwer ihm zu folgen, sein Periodenbau sei zu verwickelt, sein Gedankengang zu weitschichtig, zu weit nach allen Seiten und Zeiten hinausgreifend. Ich habe den Grund dieser Erscheinung stets darin gesucht daß Gervinus nicht genug durch einen bis ins Einzelne klar vorliegenden und allgemein zugänglichen Stoff gefesselt wurde, daß die Allgemeinheit seiner Gesichtspunkte ihn mit sich fortriß. Dieser Grund fällt natürlich weg, je mehr Gervinus in die Einzelheiten seines Gegenstandes eindringt, und so zeichnet sich denn diese neue Umarbeitung vor der ersten durch eine ungleich größere Uebersichtlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung aus, die gewiß den Kreis seiner Leser wesentlich vergrößern wird, ohne jedoch sich jemals compendienartiger Nüchternheit oder abgetretener Flachheit zu nähern. Die Eigenthümlichkeit der ältern Arbeit hat, selbst wo sie an sich ganz wohlberechtigt war, den Nachtheil gehabt daß mancher unberufene Nachahmer den von Gervinus angeschlagenen Ton copirte und so eine ganze Reihe deutscher Literaturgeschichten entstand, die sich unter dem Aushängeschild eines großen Vorbilds auf das gröblichste an der Wissenschaft versündigten. Dies wird jetzt nicht mehr möglich sein und sich somit nicht nur der wohlthätige Einfluß des trefflichen Buchs erhöhen, sondern auch der nachtheilige, der hier und da hervortrat, vermindern. Am kürzesten dürfte sich das Verhältniß der neuen Bearbeitung zu der alten dahin zusammenfassen lassen: an Geist hat jene mindestens nicht verloren, an Kern ganz bedeutend gewonnen. Die beiden bisjetzt ausgegebenen Bände, denen die übrigen binnen wenigen Monaten folgen sollen, reichen wie in der ersten Auflage bis zur Reformation; nur ist mit großem Rechte die früher zwischen Hutten und Hans Sachs eingefügte Besprechung Luther's herausgehoben und für den dritten Band aufgespart. Auf Einzelheiten einzugehen dürfte hier umsoweniger der Ort sein, da jede Beistimmung etwas sehr Ueberflüssiges sein würde, abweichende Urtheile aber einer ausführlichen Begründung bedürften, wie z. B. in der schwierigen Frage nach der Entstehung und den Grundlagen des Volksepos, welches Gervinus jetzt noch weit entschiedener als früher auf geschichtliche Keime zurückführt, dabei aber der mythologischen Auffassung kaum ganz gerecht geworden sein dürfte. Soviel derartige Streitfragen sich aber auch erheben mögen, immer wird es mit dankbarster Anerkennung hervorzuheben sein, ein wie großes Verdienst sich Gervinus auch durch diese Arbeit nicht blos um die Literatur des deutschen Volks erworben hat.

19. Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert. Von Julian Schmidt. Erster Band. Leipzig, Herbig. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das genannte Werk schließt sich gewissermaßen als Fortsetzung an desselben Verfassers vor fünf Jahren erschienene „Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und der Revolution" an, bildet aber gegen dasselbe in jeder Beziehung einen bedeutenden Fortschritt. Schon dadurch daß sich Schmidt diesmal auf die heimische Nationalliteratur beschränkt und die fremdländische nur in ihren wichtigsten Einwirkungen auf jene berührt hat, erhält dies Buch eine feste einheitliche Haltung, welche man dort, wo eine Abstraction durch die verschiedensten Nationalitäten hin verfolgt wird, vielfach vermißte, und damit hat die neuere Arbeit überhaupt an Klarheit, Uebersichtlichkeit und Gewandtheit der Form ganz wesentlich gewonnen. Vor allen Dingen, und hierin erkenne ich ein sehr bedeutendes Verdienst, ist Schmidt's Werk durchdrungen und getragen von dem Geiste einer strengen, specifisch protestantischen Sittlichkeit; nicht so daß er den Moralisten spielte, sondern so daß er einen würdigen, stets gleichen Maßstab ernster Gesinnung insichträgt, nach dem er das Wesen und den Kern der von ihm gezeichneten Gestalten abschätzt. Wenn ich diese Gesinnung eine specifisch protestantische nenne, so meine ich damit unter Anderm den immer von neuem darauf gelegten Nachdruck daß auch die Dichtkunst eine Sache der klaren Einsicht und des guten Gewissens sei:

> Anschauungen, Empfindungen, Inspirationen geben den Stoff der Poesie, aber Gestalt und Haltung verleihen ihr erst der gesunde Menschenverstand und das Gewissen. (S. 146.)

Oder:

> Das ist der Fluch unserer neuern Entwickelung daß wir den natürlichen Maßstab des Gewissens verloren und uns gewöhnt haben, die einfachsten Verhältnisse von sogenannten höhern Standpunkten zu betrachten, um nach Belieben mit ihnen umspringen zu können. (S. 272 fg.)

Noch ausdrücklicher spricht er es denn auch geradezu aus (S. 343):

> Wir dürfen wol als ausgemacht voraussetzen daß man in der neuern Zeit die deutsche Bildung mit der protestantischen identificiren kann,

und bezeichnet die große That der kritischen Philosophie treffend und einfach als

die Wiedergeburt des protestantischen Geistes aus seiner theologischen Verpuppung. (S. 7.)

Natürlich geht Schmidt denn auch aller Lüge und Heuchelei, aller Hohlheit und allem Schein auf das nachdrücklichste zu Leibe, denn diese Fehler sind ihm die schwerste Krankheit der Neuzeit. Ein anderes erfreuliches Ergebniß dieser Grundrichtung ist das gesunde vaterländische Gefühl welches wiederholt hervorbricht; es ist wirklich wohlthätig, mit welcher Wärme und Entschiedenheit sich Schmidt im Gegensatz gegen so viel seichtes Geschwätz über die Zeit der Befreiungskriege ausspricht (S. 256):

> Deutschland hätte sich erheben müssen, um die fremden Räuber zu erschlagen, auch wenn es mit Zuversicht hätte voraussehen können daß die innern Verhältnisse sich nach dem Siege noch viel trüber gestalten würden als es in der That geschehen ist,

womit eine prachtvolle Stelle über den Freiherrn vom Stein (S. 262 fg.) zu vergleichen ist. Solche Stellen beweisen zugleich daß sich die Darstellung in dem vorliegenden Buche bei der geeigneten Veranlassung zu einer Wärme und lebensvollen Fülle erhebt, welche man nach seiner sonstigen vorherrschend kritischen Thätigkeit vielleicht am wenigsten von ihm erwartet. Und sehr bedeutende Spuren dieser kritischen Thätigkeit sind allerdings so sichtbar in der Eigenthümlichkeit des ganzen Buchs daß die streng geschichtliche Haltung desselben dadurch merklich beeinträchtigt wird. Der Verfasser bezeichnet gelegentlich den Uebergang aus der Restaurationszeit zu dem neuern Geistesleben mit folgenden Worten (S. 435):

> Man gewöhnte sich daran, jede Sache von zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten zu betrachten und diesen Gesichtspunkten entsprechend gleichzeitig entgegengesetzte Gefühle im Herzen tragen.

Er selbst hat sich von diesem Zuge der Zeit nicht ganz frei gehalten, denn Uebergänge wie (S. 318):

> So wahr und aufrichtig wir in unserer hohen Würdigung der kritischen Schule gewesen sind, so können wir doch nicht verschweigen daß auch ein sehr bedeutender Mangel darin liegt u. s. w.,

kehren sehr häufig wieder. Daß aber ein solches Balanciren zwischen Lob und Tadel die Aufstellung fester und klarer geschichtlicher Bilder wesentlich beschränkt, daß ihm ein mehr kritisches als historisches Verhalten zu dem gegebenen Stoffe zugrunde liegt, das kann wol kein Zweifel sein. Dennoch möchte ich auch diese Eigenthümlichkeit nicht schlechthin als einen Fehler des Buchs bezeichnen: unbedingt ein solcher würde es sein, wenn Schmidt vergangene Jahrhunderte zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt hätte; wo aber die Schilderung so an den Grenzen der Gegenwart verweilt, ja in dieselbe hineingreift wie hier, da kann die volle Strenge und Ruhe der eigentlichen Geschichtschreibung noch nicht zur Anwendung kommen; in dem zweiten Bande aber, wo es sich vorzugsweise um Mitlebende und Mitstrebende handelt, mit deren manchem Schmidt schon mehr als eine Lanze gebrochen, da wird er sich wol ernstlich vor der Klippe zu hüten haben daß der Kritiker dem Geschichtschreiber nicht ganz und gar über den Kopf wächst. Der bisjetzt erschienene erste Band nämlich führt, natürlich ohne sich nach Tag und Stunde abzugrenzen, ungefähr bis zum Jahre 1830, d. h. bis zum völligen Absterben der romantischen Poesie und ihrer verschiedenen Ausläufer und bis zum Erwachen eines neuen Geisteslebens. Das bedarf wol kaum einer Erwähnung daß hier nicht blos die Biographien der einzelnen Dichter und eine Aufzählung ihrer Werke gegeben sind, sondern daß neben einer Zergliederung der letztern, in welcher eben das kritische Talent wieder vorwaltet, die Stellung der einzelnen geistigen Thätigkeiten zu dem Gesammtleben der Nation wesentlich hervorgehoben ist, und hierin liegt denn auch vorzugsweise die geschichtliche Seite des Buchs. Eigentlich biographische Entwickelungen verwirft Schmidt sogar ausdrücklich oder setzt ihren Werth wenigstens auf ein sehr geringes Maß herab (S. 168), während er doch andererseits bei Brentano (S. 212) und der Rahel (S. 355) die nicht klar ausgesprochenen biographischen Beziehungen vermißt; es hängt hiermit zusammen daß Schmidt auch den geographischen Einflüssen nur eine sehr untergeordnete Stelle einräumt (S. 411), und doch würde z. B. bei Görres und Brentano ein Blick auf das eigenthümliche Leben des Rheinlandes wol Manches zur Erklärung dieser wunderlichen Gestalten beigetragen haben. Es sind eben auch dies Züge die beweisen daß Schmidt dem festen ruhigen Boden der Geschichte neben der beweglichen Kritik nicht vollkommen gerecht wird. Indessen liegt dies so tief in dem Wesen des Verfassers und sein Buch ist — immer einer der wesentlichsten Vorzüge — so ganz aus dem eigensten Geistesleben des Verfassers hervorgegangen daß eine gewaltsame Ablenkung zu einer andern Behandlungsweise weit mehr Nachtheil als Gewinn in ihrem Gefolge gehabt haben würde. Ueber Einzelnes, worüber ich die hier vorgetragenen Ansichten nicht theilen kann, mit dem Verfasser zu rechten, würde hier weder der Ort sein, noch möchte ich die Anerkennung, die ich dem Buche in hohem Grade zolle, durch Ausstellungen im Einzelnen wieder abschwächen. Nur eine Versäumniß kann ich nicht unberührt lassen; es ist die unbillige Unvollständigkeit mit welcher Schleiermacher's gedacht ist. Allerdings mit Recht wird er in der Zeit seines jugendlichen Suchens mit den Brüdern Schlegel in enge Verbindung gesetzt (S. 45), aber später auch kaum nur noch gelegentlich erwähnt, während doch Fichte's höherer Aufschwung nicht verschwiegen wird (S. 69, 259), des gereiften Schleiermacher Wirken aber wol noch nachhaltiger und umfassender war als das Fichte's. Ja ich finde es entschieden unrichtig, wenn es S. 45 heißt: „Schleiermacher's Natur war weiblicher Art, sie war dazu gemacht sich an ein Gegebenes anzulehnen", und fast im Widerspruche hiermit dürfte es stehen, wenn wir wenige Zeilen weiter lesen: „Er ist es eigentlich an den sich die classische Zeit des berliner Lebens anknüpft", wozu aber leider die weitere Ausführung so gut wie ganz fehlt. Ich bin jedoch

weit entfernt wegen solcher einzelner Mängel den sehr bedeutenden Werth der ganzen Arbeit irgend schmälern zu wollen; diesen suche ich aber vorzugsweise darin daß der sittliche Ernst und die protestantische Gesinnung von der sie erfüllt ist den Zeitgenossen eine Anregung werden soll sich über die Zerfahrenheit und Haltungslosigkeit der neuern und neuesten deutschen Literatur endlich einmal recht klar zu werden; können Julian Schmidt und geistesverwandte Männer dazu etwas beitragen, dann wird es auch ihnen großentheils zu verdanken sein, wenn diese Erkenntniß zu einer Umkehr führt, nicht wie sie die „Kreuzzeitung" predigt, sondern wie sie unsers Volks und unsers Jahrhunderts würdig ist, zu einer Umkehr, die wol auf literarischem Gebiete beginnen, aber nicht auf ihm stehen bleiben kann.

W. A. Passow.

Thomas Babington Macaulay.

1. Thomas Babington Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Deutsch von F. Steger. Braunschweig, Westermann. 1853. Gr. 8. 25 Ngr.
2. Macaulay's Gedichte. Lieder des alten Rom. Ivry. Die Armada. Uebersetzt von J. S. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von Friedrich Bülau. Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, T. O. Weigel. 1853. Gr. 16. 21 Ngr.
3. Gedichte von Thomas Babington Macaulay. Deutsch von Alexander Schmidt. Braunschweig, Westermann. 1853. Gr. 8. 25 Ngr.

Die unter obigem Titel in deutscher Uebersetzung dargebotenen, ursprünglich im „Edinburgh review" erschienenen und erst später in einer selbständigen Gesammtausgabe veröffentlichten „Critical and historical essays" des berühmten Macaulay gehören zu einem Zweige der periodischen Literatur, welcher bereits seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts in England zu weit größerer Blüte und Bedeutung gelangt ist als irgend sonst wo. Schon diejenigen Schriftsteller von welchen die Gattung der sogenannten „Periodischen Versuche" in England begründet worden ist — schon Addison und Steele haben durch diese ihre Geisteserzeugnisse mächtig auf ihre Nation und auf ihre Zeit überhaupt eingewirkt und sich einen europäischen Ruhm erworben. Bald nach ihnen ist von dem geistreichen Bolingbroke, dann von Horace Walpole, den beiden Warton und dem gelehrten Samuel Johnson in der fraglichen Form schriftstellerischer Thätigkeit viel Verdienstliches geleistet worden. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts aber sind die ausgezeichnetsten Schriftsteller, besonders Walter Scott, Southey, John Allen, Malthus, Mackintosh, Sidney Smith und sogar einige der größten Staatsmänner Englands, namentlich Canning und vorzüglich Brougham mit dem glänzendsten Erfolge bemüht gewesen, durch ihre im „Edinburgh review" und im londoner „Quarterly review" abgedruckten Abhandlungen und Beurtheilungen die Bedeutsamkeit der „Periodischen Versuche" noch zu steigern und den Einfluß derselben auf einen immer größern Leserkreis auszudehnen. Von den Herausgebern der genannten Review, von Gifford und wol noch mehr von Jeffrey kann man ohne Uebertreibung sagen daß sie sich nicht nur durch ihre Leitung jener Zeitschriften, sondern auch durch ihre eigenen zahlreichen Beiträge zur Macht literarischer Gewalthaber emporgeschwungen haben. In neuester Zeit endlich hat Thomas Carlyle kraft seines originellen Geistes und infolge der deutschen Elemente seiner wissenschaftlichen Bildung bei seinen Landsleuten großes Aufsehen erregt, leidenschaftliche Verehrer und heftige Gegner gefunden; und diesem neuerungssüchtigen Schriftsteller gegenüber hat der conservative Archibald Alison durch seine von einem reichen Schatz gründlicher Kenntnisse, sowie von Geistestiefe zeugenden „Versuche über politische, geschichtliche und andere Gegenstände" nicht weniger als durch sein umfangreiches vortreffliches Geschichtswerk eine achtunggebietende gesellschaftliche Stellung sich verschafft.

Aber alle diese Vorgänger oder Zeitgenossen überragt Thomas Babington Macaulay mehr oder weniger. Mit den guten Eigenschaften der Gründer der „Periodischen Versuche", mit Addison's Humor und Steele's Lebhaftigkeit, mit der behaglichen Leichtigkeit und Faßlichkeit, mit der Anmuth und Urbanität dieser beiden noch jetzt von der Nation in Ehren gehaltenen Schriftsteller vereinigen Macaulay's „Essays" in nicht geringem Maße das Glänzende und Phantasiereiche Jeffrey's und im höchsten Grade die größere Gründlichkeit und Tiefe, durch welche die hier in Rede stehenden schriftstellerischen Arbeiten in England seit fünf Jahrzehnden sich auszuzeichnen begonnen haben.

Am nächsten liegt eine Vergleichung Macaulay's mit seinem großen Nebenbuhler auf dem Felde der Geschichte, mit Archibald Alison. Diesen übertrifft er vielleicht in Originalität der Gedanken und rücksichtlich der Weite seines geistigen Gesichtskreises; jedenfalls aber hat er in Bezug auf glänzende, geschmackvolle und künstlerische Darstellung des wissenschaftlichen Stoffs sogar vor Alison unleugbare Vorzüge. Denn während dieser zuweilen gewisse ihm besonders am Herzen liegende Gegenstände auf Kosten des raschen Fortgangs seiner Darstellung in einer zwar sehr lehrreichen und interessanten, aber doch verhältnißmäßig etwas zu ausführlichen Weise bespricht, gibt dagegen Macaulay seinen Erörterungen einzelner Punkte niemals eine Ausdehnung, durch welche der symmetrische Bau seiner größern oder kleinern schriftstellerischen Werke beeinträchtigt würde; und diese meisterhafte Beherrschung des Stoffs muß um so höher geschätzt werden, jemehr Macaulay in Versuchung kommen konnte, von den ihm in jedem Augenblick mit vielleicht beispielloser Schnelligkeit zugebotestehenden reichen Schätzen seiner Gelehrsamkeit verschwenderischen Gebrauch zu machen.

Einen mindestens gleich hohen, wenn nicht einen noch höhern Standpunkt als Alison nimmt aber Macaulay in Bezug auf die von echter Humanität gemilderte Strenge ein, mit welcher er die rechtliche, sittliche und politische Beschaffenheit der geschichtlichen Thatsachen beharrlich nach ewig gültigen Grundsätzen prüft, ohne jemals das Gewicht aller dabei zu erwägenden Umstände außer Acht zu lassen. Bei diesem weltgerichtlichen Geschäft bewahrt Macaulay den parteilosen Charakter des unbestechlichen Richters und offenbart eine, wir möchten fast sagen, von Gesundheit strotzende Urtheilskraft, im Vergleich mit welcher die Urtheile vieler deutscher Geschichtschreiber ein verkümmertes und verschrobenes Ansehen haben. Ueberall in Macaulay's „Versuchen" und in seinem großen Geschichtswerk erkennen wir den sowol nach der praktischen wie nach der theoretischen Seite gründlichst durchgebildeten, gediegenen und geistreichen Staatsmann, und nirgend finden wir bei ihm eine Spur von stubengelehrter Grillenfängerei, von philosophisch sein wollendem Geträume oder von jener unnatürlich-naturwüchsigen Originalitätssucht, welche durch simple Umkehrung bestbegründeter, allgemein herrschender Ansichten eine Wichtigkeit zu erlangen sich abquält. Was immerhin Macaulay in seinem mit dem überbescheidenen Namen von „Versuchen" bezeichneten Abhandlungen erörtern mag — und er läßt sich in denselben fast ausschließlich auf die Charakterisirung wichtiger Epochen der Geschichte und großer Männer seines Vaterlandes ein — überall bewegt er sich mit anmuthsvoller Leichtigkeit und mit dem berechtigten Gefühl der Sicherheit seines Urtheils. Zuweilen liegen ihm äußerst chaotische Materialien zur Bearbeitung vor, aber sein klarer Geist entwirrt das Verworrenste, formt das Formloseste künstlerisch, beleuchtet das

Dunkelste, enträthselt das Räthselhafteste. Während viele andere Schriftsteller das ihnen augenblicklich vorliegende wissenschaftliche Feldstück — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — gleich den von Sallust bezeichneten Geschöpfen mit erdwärts gesenktem Haupt abgrasen, schreitet dagegen Macaulay auf seinem ausgedehnten wissenschaftlichen Grund und Boden mit der gebieterischen Haltung des Herrn einher und wirft von dem zunächst in Betrachtung gezogenen Gegenstande seinen kühnen, freien und scharfen Blick rückwärts auf die fernste Vergangenheit und vorwärts auf die Zeit welche für jenen Gegenstand eine zukünftige ist. Zwischen räumlich und zeitlich voneinander entferntesten Erscheinungen weiß Macaulay das wirklich Gleichartige aufzufinden, wogegen er aber auch umgekehrt grundlose Gleichstellungen — z. B. die gewöhnliche Verwechselung des Regierungssystems der englischen Elisabeth mit orientalischem Despotismus — aufs entschiedenste bekämpft und als nichtig erweist. Ebenso glücklich wie in Beurtheilung politischer Thatsachen und Charaktere ist Macaulay auch in seiner Behandlung literargeschichtlicher Gegenstände. Namentlich seine Aufsätze über Milton und besonders über Byron sind ebenso vollendete Meisterwerke wie seine von dramatischem Leben durchdrungenen Schilderungen der Charaktere, Thaten und Schicksale großer Staatsmänner.

Die einzelnen Abhandlungen Macaulay's genauer hier zu besprechen müssen wir uns für jetzt versagen. Wir begnügen uns dabei mit der Bemerkung daß in dem Aufsatze über Byron die Klarheit, mit welcher die nothwendige Stelle dieses Dichters gerade auf der bestimmten Stufe in der geschichtlichen Entwickelung der englischen Poesie nachgewiesen ist, nicht mindere Bewunderung verdient als der Scharfsinn, mit welchem in der Abhandlung über Machiavelli der scheinbar räthselhafte Charakter dieses ausgezeichneten Staatsmanns durch die hervorgehobene Uebereinstimmung desselben mit dem Charakter seines Volks zu seiner Zeit begreiflich gemacht und dieser damals so und nicht anders gebildete Nationalcharakter wiederum als ein natürliches Ergebniß der vorangegangenen Geschichte Italiens dargestellt wird. Dies Aufzeigen der Nothwendigkeit des Einzelnen in der Reihe der Entwickelungen des Ganzen ist Dasjenige was den Abhandlungen Macaulay's den höchsten wissenschaftlichen Werth verleiht und dieselben specifisch von den vielen prätentiösen Machwerken unterscheidet, in welchen ein Versuch jene Nothwendigkeit zu erweisen entweder gar nicht gemacht wird oder kläglich ausfällt.

So viel über Macaulay's „Essays" selbst. Die obengenannte Uebersetzung wird man für keine gewöhnliche Fabrikarbeit erklären dürfen, da nicht Weniges dem Verfasser dieser Verdeutschung durchaus gelungen ist. Bei Beurtheilung der Uebersetzung eines so meisterhaft geschriebenen Originals muß aber mit besonderer Strenge verfahren werden. Wir wollen indeß die Leser dieser für literarische Unterhaltung bestimmten Blätter nicht durch weitläufige Anführung unwesentlicher und vereinzelt dastehender Versehen des Uebersetzers langweilen, sondern nur die Hauptarten der vorgefundenen Mängel bezeichnen und durch Beispiele erläutern.

In grammatischer Beziehung können wir zuvörderst nicht ungerügt lassen daß Steger bei Vergleichungen nur selten die Bindewörter „als" und „wie" zufälligerweise richtig gebraucht, in den meisten Fällen vielmehr „als" für „wie" und „wie" für „als" setzt, zum Beispiel: ebenso groß als und größer wie, statt: ebenso groß wie und größer als. Fürs zweite ist der mit dem Fürwort „welcher, welche, welches" harpagonisch geizende und dafür mit dem Fürwort „der, die, das" Verschwendung treibende, dasselbe allzu oft unmittelbar neben den Artikel „der, die, das" stellende Uebersetzer, indem er die Charybdis des bei allzu häufigem Gebrauch pedantischen „welcher, welche, welches" vermeiden wollte, zuweilen in die Scylla des viele „der der, die die, das das" enthaltenden nachlässigen Gesprächtons gefallen, außerdem aber, wahrscheinlich gleichfalls aus jener Scheu vor dem Gebrauch des Fürworts „welcher, welche, welches" dazu verleitet worden, auf einen ganzen Satz sich beziehende Adverbien, wie z. B.: wodurch, woraus u. s. w., sprachwidrig mit einem einzelnen Substantiv zu verbinden (z. B. „das Vermögen, womit" anstatt: mit welchem).

Sprachliche Absonderlichkeiten oder besten Falls Provinzialismen finden sich gleichfalls in der vorliegenden Uebersetzung, z. B.: „Stichentscheid" statt: entscheidende Stimme; „Lehrstühle begaben" statt: errichten oder gründen (to found). Auch fehlt es nicht an vortrefflichem Englisch in dieser Verdeutschung, z. B. „seine Rache nehmen", wofür man in Deutschland blos Rache nehmen sagt.

In stilistischer Beziehung scheint Steger in dem Wahn befangen zu sein daß eine Wiederholung der nämlichen Worte kurz nacheinander immer um jeden Preis vermieden werden müsse. Wenn z. B. Macaulay „lernen und verlernen" sagt, so bildet sich Steger ein statt verlernen „vergessen" schreiben zu müssen. Diese seine Abwechselungssucht oder Scheu vor Wiederholungen geht so weit daß er das an einer bestimmten Stelle einzig passende, unumgänglich nothwendige Wort, weil dasselbe kurz vorher schon ein mal gebraucht werden mußte, erbarmungslos vertilgt und für dasselbe aus eigenem Geistesfonds ein völlig ungenügendes Wort herbeibringt. Z. B. da wo Macaulay anführt: Burke habe von der Hinrichtung des Indiers Nuncomar ebenso gut jede Einzelheit gewußt wie von der Hinrichtung des Dr. Dodd, da schreibt der zwei Hinrichtungen in einem Satze nicht duldende Uebersetzer an der zweiten Stelle das in dieser Verbindung wegen seiner Unbestimmtheit ganz ungehörige Wort „Tod". Und fängt Macaulay in seiner energischen Weise drei unmittelbar aufeinander folgende Sätze absichtlich mit den buchstäblich durchweg gleichlautenden Worten an: „Wir müssen uns daran erinnern", so hat dagegen Steger in diesen drei Sätzen dreierlei Ausdrucksweisen gewählt, dadurch aber wider sein Wissen und Wollen nur dies erreicht, daß was im Original zu einem Ganzen fest verbunden ist in der Uebersetzung kraftlos auseinanderfällt.

Wenn ferner Steger um der Deutlichkeit willen manchmal auf höchste Treue der Uebersetzung verzichten zu müssen glaubte, so hat derselbe leider hier und da das ironische Schicksal gehabt eine undeutliche und untreue Verdollmetschung an Stellen zu geben, welche eine treue und deutliche Uebersetzung gestatten. Steger schreibt S. 249 z. B.: „Burleigh ließ Elisabeth ihre gewöhnliche Sparsamkeit mit Reichthum und Würden vergessen"; diese etwas apokalyptischen Worte sollen Das bedeuten was im Original ganz klar gesagt wird: „Zu Burleigh's Gunsten vergaß Elisabeth ihre Sparsamkeit."

Von falschen Uebersetzungen einzelner Worte führen wir nur folgende an: „Clive's parlamentarischer Takt" statt: parlamentarische Taktik; „das Rectorat der kirchlichen Gemeinde" statt: die Pfarre des Kirchspiels; „Gebirgsstämme" statt: Bergbewohner oder Hochländer; „lieblich" statt: erhaben (lofty). Warum das englische Wort albatross in unübersetzter Form (Albatroß) geliefert wird, statt des deutschen Wortes „Sturmvogel", ist nicht zu errathen.

Weniger zu den sprachlichen als zu den sachlichen Fehlern gehört der Schnitzer daß Steger, in herzlichem Einverständniß mit dem Tauchnitz'schen Abdruck des Originals der Macaulay'schen „Essays" indische Völker nicht hinter dem bekannten Fluß Hydaspes, sondern hinter dem Vater des ersten Darius, hinter dem alten Hystaspes wohnen läßt (S. 28). Von der nämlichen Art ungefähr ist der Fehler daß Steger die mongolischen Beherrscher Indiens „hindostanische Herrscher" nennt. Auf Rechnung desjenigen Zustandes, in welchem nach Horaz' Meinung auch der gute Homer bisweilen sich befunden hat, wollen wir hier die Stelle setzen, in welcher Steger anstatt Karnatic das Land Dekkan zu einer Provinz von Dekkan, also zu einer Provinz seiner selbst wiederholentlich macht (S. 158).

Gewissermaßen aber mit wachem Geiste hat Steger folgende etwas starke Schnitzer gemacht. Erstlich beschenkt er (S. 197) seinen Autor mit einem unglücklichen Zusatz, nach welchem der

Herzog von Marlborough „in einer spätern Zeit" als Lord Clive gelebt haben soll. Schade nur daß Marlborough gegen Steger die Bosheit begangen hat schon drei Jahre vor Clive's Geburt zu sterben.

Zweitens begnügt sich Steger nicht damit daß Warren Hastings, wie Macaulay natürlicherweise ganz richtig erzählt, „schwerer Verbrechen und Vergehen" (high crimes and misdemeanours) vom Unterhause angeklagt worden ist. Er läßt Macaulay fälschlich sagen, jener Generalgouverneur sei des Hochverraths (high treason) vom Unterhause angeklagt worden. In der That gehört eine große Unklarheit über den Begriff des Hochverraths und eine völlige Unbekanntschaft mit dem zu Hastings' Zeiten geltenden englischen Gesetz über dies Verbrechen dazu, um sich einzubilden, es sei eine rechtliche Möglichkeit vorhanden gewesen, des Hochverraths einen Mann anzuklagen, der niemals die Person des Königs oder der königlichen Gemahlin beleidigt zu haben beschuldigt worden ist und vielmehr stets in höchster Gunst bei seinem Souverain gestanden hat; einen Mann, der himmelweit davon entfernt England mit Krieg zu überziehen oder mit dessen Feinden sich zu verbinden, im Gegentheil auf alle Weise und zwar mit dem glänzendsten Erfolge unablässig sich angestrengt hat die englischen Besitzungen in Ostindien zu erweitern und für das Mutterland gewinnbringend zu machen; einen Mann endlich, dem es niemals in den Sinn gekommen ist die politische Verfassung Englands auf ungesetzlichem Wege abzuändern oder gar völlig zu beseitigen. Doch genug.

Hoffentlich wird Steger bei einer etwaigen zweiten Auflage seiner Uebersetzung nicht unterlassen, dieselbe von den oben erwähnten Mängeln, besonders von unglücklichen eigenen Zusätzen und wiedersinnigen Veränderungen des Originals nach Kräften zu reinigen.

Wenden wir uns von jenem Uebersetzer wieder zu Macaulay, um den außerordentlichen Geist dieses Mannes von einer neuen Seite, nämlich in Bezug auf sein dichterisches Talent zu betrachten. In seinem Vaterlande bereits seit zwei Jahrzehnden nicht blos als parlamentarischer Redner ersten Rangs allgemein anerkannt, sondern zugleich als einer der geistreichsten und tiefeindringendsten Kritiker hochgeachtet und seit zehn Jahren auch als Dichter geschätzt, ist Macaulay dennoch erst durch seine letzte schriftstellerische Arbeit, durch sein vortreffliches Werk über die neuere Geschichte Englands auf dem Festlande berühmt geworden, in seiner dichterischen Eigenschaft aber selbst vielen deutschen Kunstrichtern von Fach bisher eine völlig unbekannte Größe gewesen, und hat erst jetzt durch den Tauchnitz'schen Abdruck des Originals seiner Dichtungen, sowie durch die in der Ueberschrift dieser Zeilen genannten deutschen Uebersetzungen Aussicht erhalten, unserm größern gebildeten Publicum bekannt zu werden.

Viele Leser werden die fraglichen Gedichte mit allerlei Bedenklichkeiten in die Hand nehmen. Einerseits wird die Wahl des Stoffs der bedeutendsten jener Dichtungen Manchem keine glückliche scheinen, weil die von Macaulay besungenen alten Römer ein erzprosaisches Volk gewesen seien, welchem erst der erfindungsreiche Geist griechischer Schriftsteller „poetische Anschauungen" und eine poesiereiche Geschichte „angedichtet" habe. Andererseits wird rücksichtlich der Befähigung Macaulay's zur dichterischen Darstellung jenes Stoffs hier und da der Zweifel gehegt werden, ob der von den praktischen Interessen Englands erfüllte Sinn des als Minister und Parlamentsmitglied äußerst thätig gewesenen Staatsmanns einen Aufschwung zur idealen Welt der Kunst gestatte, ob der an das Gesetz der Treue gebundene große Geschichtschreiber eine mit völlig freien Schwingen sich bewegende Phantasie besitzen könne, und ob der von einer bestimmten Absicht geleitete, vorzugsweise nach Erreichung eines äußerlichen verständigen Zwecks mit klarem Bewußtsein strebende Parlamentsredner zugleich die ohne solche Absicht und ohne solchen Zweck, aus unwiderstehlichem genialen Instinct, für die geistige Anschauung Ideen durch das Wort versinnlichende Thätigkeit des Dichters zu entwickeln vermöge.

Alle diese Bedenklichkeiten sind grundlos. Was zuvörderst den von Macaulay dichterisch behandelten Stoff anbelangt, so machen sich Diejenigen welche der gesammten römischen Geschichte alles Poetische absprechen einer ebenso großen Uebertreibung schuldig, wie Diejenigen welche das von den alten Geschichtschreibern über Roms früheste Zeit Erzählte für reine Erdichtungen der großartigsten künstlerischen Phantasie erklären. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte zwischen den extremen Meinungen. In den ersten drei Jahrhunderten nach Erbauung der Stadt, wo das Charakteristische des römischen Geistes, der abstracte Verstand, noch nicht zu seiner vollen einseitigen Entwickelung gekommen war, da hat man nicht nöthig den Römern „poetische Anschauungen aufzuzwingen" (wie Hegel meinte daß es in neuerer Zeit geschehen sei), da finden sich vielmehr wirklich nicht wenige poetische Züge. Mit Recht sagt hierüber Macaulay: „Die Liebe der Vestalin und des Kriegsgottes, die in das Schilf gesetzte Wiege, die den Romulus und den Remus säugende Wölfin, die Schäferhütte des Faustulus, der Raub der Sabinerinnen, des Curtius Sprung in den Abgrund, die mit zerrissenem Kleide und aufgelöstem Haar zwischen ihre Väter und ihre Männer sich werfenden Frauen, Numa's nächtliche Zusammenkünfte mit der Nymphe Egeria bei der Quelle im heiligen Haine, der Kampf der drei Römer mit den drei Curiatiern, der Kauf der Sibyllinischen Bücher, des Brutus erheuchelter Wahnsinn, der Frevel an der Lucretia, die heroischen Thaten des Horatius Cocles, des Scaevola und der Cloelia, die am See Regillus durch den Beistand des Kastor und des Pollux gewonnene Schlacht, der Heldentod der 300 Fabier im Kampf an der Cremera, die rührende Geschichte von Coriolan und die noch rührendere Geschichte von der Virginia, die schauerliche Sage vom Austrocknen des Albanischen Sees, der Kampf zwischen Valerius Corvus und dem riesigen Gallier gehören zu den vielen, in dieser Beziehung jedem Leser sofort sich aufdrängenden Beispielen."

Aus diesem im Vergleich zur spätern römischen Geschichte noch sehr naiv-poetischen Theile derselben hat Macaulay den Gegenstand seiner „Römischen Lieder" entlehnt. Die Wahl des Stoffs ist daher sowol im Allgemeinen wie aus dem besondern Grunde zu billigen, weil der Dichter seinen natürlicherweise nicht ausschließlich, aber doch hauptsächlich in Thaten des gesammten Volks bestehenden massenhaften Stoff nicht in die Form des Dramas, welches vornehmlich für die Darstellung einzelner massenbeherrschender Charaktere bestimmt ist, zu bringen versucht, sondern episch und zwar in Balladenform behandelt hat.

In dieser Form ist auch nach dem Zeugniß des ältesten römischen Chronisten, des Fabius Pictor, sowie des Censor Cato, des Valerius Maximus und des Horaz jener poetische Stoff sehr frühzeitig von römischen Dichtern vielfach in Liedern behandelt worden, welche bei Gastmählern mit Flötenbegleitung gesungen zu werden pflegten, die aber, gleich den Liedern der germanischen und gallischen Barden, als Gedichte verloren gegangen sind, dagegen in prosaischer Umarbeitung bei Livius und andern alten Geschichtschreibern sich erhalten haben.

„Diese Umwandelung rückgängig zu machen, einige Theile der frühern römischen Geschichte wieder in die Poesie, aus der sie hervorgegangen sind, umzugestalten", das ist nach Macaulay's eigener Erklärung der Zweck seiner „Römischen Lieder". Jedenfalls wird man zugeben daß dies sein Unternehmen von größerer Kühnheit zeugt als Herder's gelungener Versuch, in entsprechender Form die spanischen Cidromanzen zu verdeutschen, die noch jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden sind, und in denen ein Geist lebt welcher dem unserigen verwandter ist als der altrömische. Ein mit nur mittelmäßigen dichterischen Gaben ausgestatteter Schriftsteller würde unfähig gewesen sein, die Aufgabe zu lösen welche Macaulay in seinen „Römischen Liedern" sich gestellt hat. Denn es kam hierbei darauf an in den uns fremden religiösen, sittlichen und politischen Geist

einer so entfernten naiv-poetischen Zeit aus einer Zeit heraus sich zu versetzen, in welcher das reflectirende Denken, der berechnende Verstand seine ganze Macht entwickelt hat; wo Alles ein Gegenstand der Beobachtung geworden ist, sogar die Art und Weise des Beobachtens, Alles Regeln unterliegt, selbst die Kunst deren zu geben; wo der Geist ohne eine Masse von Kenntnissen keinen Schritt mehr thun kann; wo, wie ein französischer Kritiker sagt, das Wissen uns nöthig ist um denken, nöthig um fühlen, nöthig um sprechen zu können, und wo wir die ausgebreitete Fülle unserer Kenntnisse und Meinungen mit der ursprünglichen gedrungenen und gediegenen Einfachheit des Geistes nur dadurch innerlich vereinigen können, daß wir uns aus den unzähligen einseitigen Reflexionen des blos verständigen Denkens auf denjenigen Standpunkt erheben, welchen Schelling als „intellectuelle Anschauung" oder „anschauenden Verstand", und Hegel als „concretes Denken" bezeichnet hat.

Auf solchem Boden steht Macaulay, da er eine nach allen Seiten — als Staatsmann, Parlamentsredner, Kritiker, Geschichtschreiber und Dichter — durch und durch harmonisch in sich entwickelte geniale Natur ist. Als Staatsmann hält er stets die lebendige Anschauung der gesammten politischen Entwickelung des englischen Volks fest, beleuchtet die Gegenwart und die Zukunft mit dem Lichte der Vergangenheit, sucht das Neue mit dem Alten unlösbar zu verschmelzen, das vielleicht scheinbar Revolutionnaire in Wahrheit zu einer Entwickelung der ursprünglichen Idee der englischen Verfassung zu machen, alles blos Zerstörende eines einseitigen, unvernünftig neuerungssüchtigen, an hohlen Theorien fruchtbaren Verstandes aber zu entfernen. Derselbe Geist herrscht durchweg in seinen Parlamentsreden. In diesen durchwebt Macaulay die politischen Tagesfragen mit den tiefsten Betrachtungen, dergestalt daß er einerseits jeden Anschein pedantischer und trockener Erörterung vermeidet, andererseits niemals in unbestimmtes und nutzloses Theoretisiren sich verliert. Wie groß daher auch seine theoretische Bildung ist, so gibt es doch schwerlich jetzt einen Parlamentsredner, der mehr praktisches politisches Talent besäße als Macaulay. Die Reden dieses Mannes lesen sich wie seine kritischen Abhandlungen (essays) und seine Abhandlungen wie Reden. In diesen beiden Arten seiner Geisteserzeugnisse tritt nirgend ein auffallendes Streben nach Kunst hervor, wiewol dieselben bei aufmerksamem Studium als Kunstwerke erscheinen. Das Nämliche gilt endlich von Macaulay's großem Geschichtswerk, in welchem er eine Fülle von Ideen gibt und anregt, während er blos Ereignisse zu erzählen oder Charaktere zu schildern scheint, und wo er die ausgedehntesten und mannichfaltigsten Kenntnisse mit einer außerordentlichen Macht eindringlicher Darstellung, die höchste geschichtliche Treue mit der Lebendigkeit des besten Romans vereinigt, kostbare Wahrheiten mit bezaubernder Beredtsamkeit lehrt.

Alle die eben erwähnten verschiedenen Thätigkeiten Macaulay's haben bei ihm dies miteinander gemeinsam daß in seinem Geiste allgemeine Ideen stets die Gestalt concreter Anschauungen gewinnen. Ein solcher Geist ist aber entschieden ein mit dichterischen Anlagen begabter. In Macaulay's Liedern erkennen wir daher nur den völligen Durchbruch seiner dichterischen Natur. Nirgend zeigt sich in ihnen die Spur eines gemachten Strebens, einer erkünstelten Begeisterung, eines berechneten Aufschwungs. Alles in diesen Gedichten ist vielmehr Natur und zugleich Kunst. Die nämliche Ungezwungenheit und anmuthsvolle Leichtigkeit welche wir in Macaulay's Parlamentsreden und in seinen kritischen und geschichtlichen Arbeiten bewundern leuchtet aus jedem seiner Verse hervor. Die anschaulichste dichterische Darstellung altrömischen geschichtlichen Stoffs wird ihm zum leichten Spiel, weil er mit den bezüglichen Einzelheiten der Geschichte und der verschiedenen Oertlichkeiten in ebenso hohem Grade wie mit dem specifischen Geiste des römischen Volks, und zwar bestimmter des römischen Volks in der geschilderten frühen Zeit, aufs innigste vertraut ist. Ohne sichtbare Mühe versetzt Macaulay sich in die Seele römischer, drei oder vier Jahrhunderte vor Christi Geburt lebender erdichteter Dichter und läßt dieselben in ihrer eigenen Person die Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile ihrer Zeit und ihrer Nation in einer Form aussprechen, die in Bezug auf gediegene Einfachheit von der wahrscheinlich nach Homer gebildeten Ausdrucksweise der ältesten lateinischen Dichter gewiß nicht allzu sehr abweicht. Niemand wird in Macaulay's Liedern die strotzende Masse genialer Shakspeare'scher Ausdrücke suchen; denn ein mal kann man etwas so Einziges zu spenden keinem andern Dichter zur Pflicht machen, und fürs andere würde solcher überschwänglicher geistiger Reichthum dem schlichten Sinne der Zeit nicht entsprechen, in welcher Macaulay die angeblichen Verfasser der von ihm gedichteten römischen Balladen gelebt haben läßt. Dagegen ist in diesen Gedichten ganz und gar kein Mangel an Gedanken, welche das charakteristische Wesen des römischen Geistes treffend bezeichnen. Dahin gehört z. B. in dem Gedicht auf die Schlacht am See Regillus die Stelle wo der Consul Aulus die gegen Rom zum Kampf heranziehenden Lateiner mit Krähen vergleicht, die in ihrer Unverschämtheit dem Neste des römischen Adlers nahen und ihn zur Abtretung seines Jägerrechts auffodern, aber sobald sie seine Klauen und seinen Schnabel erblicken eiligst die Flucht ergreifen; und in der „Die Weissagung des Capys" überschriebenen Ballade die Stelle wo dem Romulus verkündet wird: der Geist seines Vaters, des Kriegsgottes, und der Geist seiner Amme, der Wölfin, werde immerfort Rom beseelen. In den beiden Gedichten „Horatius Cocles" und „Die Schlacht am See Regillus" herrscht mit Recht die rein epische Form. Dagegen erhält das Gedicht auf die Virginia gleichfalls mit Recht eine dramatische Färbung, weil hier der sittliche Charakter des Lucius Virginius weit mehr hervortritt als dort der des Horatius Cocles und des Consul Aulus Postumius. In der „Weissagung des Capys" aber beginnt ein lyrischer Ton, denn die geweissagten Schicksale Roms sind erst in der Seele des Sehers vorhanden.

Was schließlich die vorliegenden deutschen Uebersetzungen der in Rede stehenden Gedichte betrifft, so ist die von J. S. gelieferte als eine im Ganzen sehr gelungene, sinn- und wortgetreue, dabei gewandte und fließende dem Publicum bestens zu empfehlen. Einzelne wenige Versehen, z. B. daß die mitten im Lande gelegene Stadt Gabii des Reims wegen ans Meer verlegt und daß statt Tartessus Tarsien gesetzt worden ist, dergleichen Kleinigkeiten vermögen dem Werth dieser Uebertragung keinen wesentlichen Eintrag zu thun, vielmehr ist zu wünschen daß der ungenannte Verfasser dieser Uebersetzung mit ähnlichen Arbeiten rüstig fortfahren möge. Auch die von Alexander Schmidt gemachte Verdeutschung der Macaulay'schen Gedichte zeugt von löblichem Streben.

Ludwig [illegible].

Roßmäßler's Populaire Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur.

Populaire Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur von E. A. Roßmäßler. Erster und zweiter Band. Mit Steintafeln und eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Costenoble. 1852—53. 8. 2 Thlr. 4½ Ngr.

Roßmäßler ist schon seit mehren Jahren als rühriger Fachmann der historischen Naturwissenschaften gekannt und besonders vom gebildeten großen Publicum hochgeschätzt, weil er auf eine anmuthige Weise für die Wunder der Natur zu interessiren, zu begeistern versteht. Er besitzt ein sehr glückliches Talent populair zu sein, ohne dem Ernst der wissenschaftlichen Gründlichkeit stark zu nahe zu treten. Das ist eine schwere Kunst, welche aber gerade in unsern Tagen recht viel geübt und mit dem besten Erfolg durchgeführt wird. Aus einem solchen Streben erwächst ein großer Gewinn für geistige Bildung überhaupt, ganz besonders aber auch für die Wissenschaft selbst; darum kann man nicht genug mit Beifall darauf blicken und zu dem fernern Gedeihen die Hand bieten.

Vor drei, vier Jahren war Roßmäßler's literarischer Standpunkt kein rein wissenschaftlicher; er zog bald hier, bald dort politische und religiöse Streitfragen der Tagesgeschichte mit in seine populairen naturkundlichen Untersuchungen hinein. Er that was Tausende mit ihm thaten. Jetzt ist er aber wieder frei von allem unnatürlichen Beiwerk, er fühlt sich glücklich in seiner durch nichts Fremdes gestörten Heimat der Natur. Diese Ueberzeugung gewinnt man unmittelbar bei dem Lesen seiner „Populairen Vorlesungen". Wir wünschen ihm von Herzen Glück zu diesem siegreich durchgefochtenen, gewiß sehr schweren innern Kampfe. Es ist ein von Roßmäßler ausgesprochener Gedanke daß die Natur aller Menschen mütterliche Heimat sei und sein solle, daß alle Naturwissenschaft ihren Zweck verfehle, wenn sie diesen Grundsatz nicht respectire und nicht Alles aufbiete was zu seiner Verwirklichung beitragen kann. Und es ist wahrscheinlich daß Roßmäßler diesem edeln Grundsatze seine gegenwärtige Selbsterkennung und Selbstheilung verdankt. Einige seiner frühern Parteigenossen irren noch immer vom rechten Standpunkt ab, sie sind noch nicht so glücklich gewesen ihren politischen Unmuth zum Schweigen zu bringen, selbst da nicht wo er gar kein Recht hat sich hören zu lassen. Sie sollten aus Liebe zu ihrer so hoch verehrten Naturwissenschaft sich zu beherrschen suchen!

Von den obengenannten „Populairen Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur" liegen gegenwärtig zwei Bändchen vor.

Mikroskopische Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 lithographirten, größtentheils colorirten Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Costenoble. 1852. 8. 27 Ngr.

Die Versteinerungen, deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen. Mit sieben lithographirten Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Ebendaselbst. 1853. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Beide Schriftchen sind allmälig gereifte Früchte der in öffentlichen Blättern vielfach besprochenen und in mehren deutschen Städten wirklich gehaltenen populairen Vorlesungen. Das erste schließt einen Cyklus von fünf, das andere einen von acht Vorträgen in sich. Jenes ist von Saalfeld in Leipzig stenographisch niedergeschrieben, dieses entsprang aus einer ruhigen Bearbeitung der Notizen, welche den freien Vorträgen wiederholt zugrundegelegt waren. Mit der Stenographie scheint sich der Verfasser nicht gut befreundet zu haben. „Sie hat mir die schwere Aufgabe gestellt", sagt er, „die stenographische Niederschrift wirklich gehaltener freier Vorträge in der Revision möglichst wenig zu ändern und sie doch lesbar zu machen. Denn ein Vortrag den man mit Befriedigung anhört liest sich alsdann gedruckt oft mit ziemlich viel Unbehaglichkeit." Referent findet dieses Urtheil allerdings etwas bestätigt, aber vielleicht nur weil der Verfasser ehrlich genug gewesen ist darauf hinzuweisen. Im Ganzen haben die Vorträge eine sehr freundliche, einladende, freie Form und einen Inhalt, wofür sich jeder gebildete Denker lebhaft interessirt. Sicher sind sie Allen welche sie schon gehört, sowie auch Denen welche sie jetzt zum ersten male lesen, eine sehr willkommene Gabe.

In dem ersten Bändchen führt der Verfasser seine Leser vor mikroskopische Bilder der Pflanzenwelt und erklärt und beschreibt mit lebendigem Wort, als stände er noch vor seinen 10—20 Quadratfuß großen transparenten Wandtafeln einem gespannt aufmerkenden Zuhörerkreise gegenüber. Es ist hier von sehr vielen Gegenständen die Rede, welche die Glanzpunkte der neuesten wissenschaftlichen Forschung ausmachen, und der Verfasser weiß darüber so klar und anziehend zu sprechen daß gewiß keiner seiner Leser unbefriedigt bleiben dürfte. Ueberall das Neueste der Wissenschaft in einem ungezwungenen, liebenswürdigen Gewande. Natürlichkeit und Natur ist das Losungswort des Verfassers.

Wir wählen, um dem Leser d. Bl. eine Mittheilung aus dem Buche zu machen, Einiges aus dem fünften Vortrage. Es ist hier von dem Leben der Pflanzen durch das Einziehen und Verarbeiten der Nahrungsmittel die Rede. „Stellen Sie sich in Gedanken mit mir neben einen Baum", sagt der Verfasser zu seinen Lesern. „Die Nahrungsquellen fließen der Pflanze überall in ihrer nächsten und weitern Umgebung zu; und wie zwischen dem Thier- und Pflanzenreich schon anderweite Unterschiede hervorgehoben wurden, so besteht darin ein solcher daß das Thier genöthigt ist oft auf weiter Ferne oder durch künstliche Mittel, durch List und Gewalt seine Nahrung zu suchen, während die Pflanze, an den Boden gefesselt, nicht im Stande ist ihrer Nahrung nachzugehen, also schlimm daran wäre wenn für sie die Quellen der Nahrung entfernt lägen. Aber die Pflanze besitzt dennoch in gewisser Weise das Vermögen, auch eine entferntere Nahrung sich anzueignen, und wenn sie ihr auch nicht nachlaufen kann, so kann sie ihr doch nachwachsen und dadurch einigermaßen die Unbill beseitigen die ihre Fesselung an den Boden ihr zufügte. Ich führe Ihnen ein Beispiel an, welches von den aufmerksamen Beobachtern Wiegmann und Polsdorf mitgetheilt worden ist. Sie erzählen daß ein im Herbste im Gartenboden eingeschlossener Stock von Esparsette acht Fuß lange Wurzeln getrieben hatte, um auf einen Platz zu gelangen wo oben auf dem Beete ein Haufen Kalk lag, da die Esparsette eine kalkliebende Pflanze ist. Hier hätten wir einen Fall daß Pflanzen mehre Schuh weit die Wurzeln nach einer bestimmten Richtung wachsen lassen, weil dort die dem Gedeihen der Pflanze erfoderliche Nahrung aufgehäuft ist, während sie ihrem unmittelbaren Standorte fehlt. Die Wurzel ist bekanntlich das Glied des Pflanzenkörpers, wodurch letzterer sowol an seiner Stelle befestigt ist, als auch aus demselben die Nahrung zugeführt erhält. Allein man würde irren, wenn man glaubte daß es der ganze Wurzelkörper sei, welcher das Geschäft der Nahrungsaufnahme besorgt. Es thun dies im Gegentheil nur die äußersten Spitzchen seiner Verästelung, welche der Gärtner, der Landwirth und Forstmann Saug- oder Thauwurzeln nennt. Ich habe Ihnen F. III eine solche Wurzelspitze in vergrößertem Maßstabe dargestellt.... Schnell wird das eingesogene Wasser durch den Holzkörper der Wurzel emporgetrieben und gelangt in den des Stamms, der Aeste und Zweige, welches Alles wir im Frühjahre kurz vor dem Aufbruche der Knospen saftgefüllt finden. Schneiden wir um diese Zeit einen vorjährigen Trieb eines Ahornbaums ab (der dazu besonders geeignet ist), so wird aus der Schnittfläche eine reichliche Fülle Wasser austräufeln. Dieses Wasser würden wir saft-, geruch- und geschmacklos finden, allein wenn wir es auffingen, so würde es im warmen Zimmer nach und nach in stinkende Fäulniß übergehen, woraus sich ergibt daß es nicht mehr reines Wasser ist, sondern organische Stoffe aufgelöst enthält. Wo ist diese Bereicherung des von den Wurzelspitzchen aufgenommenen Wassers hergekommen? Sie ist hergenommen aus den Wintervorräthen, die, wie ein kluger Hausvater, der Baum sich im vorhergehenden Jahre aufgespeichert hat. Ich habe das schon gelegentlich bei dem Stärkemehl berührt. Wenn wir nämlich im Winter von einem Baume Holz und in diesem namentlich einige Markstrahlen mit dem Mikroskop untersuchen, so finden wir darin einen großen Vorrath von Stärkemehl. Dieses Stärkemehl ist der Schiffszwieback und die Bouillontafeln der Pflanzen, es ist die concentrirteste Form von Nahrungsstoff.... Diese Figuren und ihre Erklärung geben Ihnen ein Beispiel, wie leicht es möglich gewesen ist mit Hülfe des Mikroskops in die geheimen Werkstätten der nimmer ruhenden Natur einzudringen. Freilich bleibt uns dabei das letzte Maßgebende, die Grundursache der Wirkung des Pollenschlauchs, ein Geheimniß." So waltet durch das ganze Buch ein überall angenehm belehrender, verständiger Geist, eine offene würdige Sprache. Die Ansichten der neuesten Naturforschung über das allgemeine Leben in der Schöpfung werden ohne absprechende, verhöhnende Anmaßung ins Licht gestellt, zugleich aber auch als Hypothesen bezeichnet,

denen es allerdings nicht an Wahrscheinlichkeit fehle, die indeß noch weit davon entfernt seien, um für unbedingte Wahrheit genommen werden zu können. Jemehr wir das Walten der Natur auf Gesetze und Ursachen zurückführen, umsomehr und um so klarer zeigt sie Wunder, denen unsere Geisteskräfte nicht gewachsen sind.

Hat nun schon das erste Bändchen unsere beifällige Beachtung erweckt, so ist das zweite in noch höherm Grade dazu geeignet. Die Begeisterung für die Natur lodert hier wie dort mit gleich edelm Feuer, nur ist sie etwas mehr von dem ruhig prüfenden Verstande überwacht. Man merkt es der ganzen Haltung der Darstellung an daß der Verfasser reicher geworden ist an Erfahrung, daß er einen beachtenden Blick auf die Wege würdiger Strebgenossen geworfen hat. Das Büchelchen ist dem Verfasser des „Kosmos", unserm Alexander von Humboldt gewidmet. Der Verfasser traf mit diesem großen Gelehrten zu wiederholten malen in der berühmten Cotta'schen Sammlung der Versteinerungen zusammen; in diesem persönlichen Begegnen findet derselbe eine äußere Rechtfertigung für seine Widmung. Die innern Gründe erkennt er in dem von Humboldt's hohem Streben beseelten Drange, „den Menschen ihre irdische Heimat durch Kenntniß derselben lieb und werth zu machen."

Die acht Vorträge welche den Inhalt dieses Bändchens bilden sind in Leipzig und Mainz auch wirklich gehalten. Sie sind aber nicht wieder stenographirt worden. Nach der mainzer Wiederholung sind sie mit Zugrundelegung der Notizen welche den freien Reden Halt und Zusammenhang gegeben hatten rasch zu Papier gebracht und ruhig überarbeitet.

Einleitende Umschau in dem jetzt so genau erforschten reichen Gebiete der Versteinerungen, wissenschaftliche Begriffsfeststellungen über das eigentliche Wesen der Versteinerungen, über Verkohlung und Mumifirung, woran sich zugleich Blicke auf die Entstehung und Umbildung der Erdrinde schließen, bilden den Hauptstoff der Vorträge. Wir wollen nun Einiges aus dem Werke zur Mittheilung bringen.

Im dritten Vortrage kommt der Verfasser auf die interessante geologische Frage, bis zu welcher Tiefe unsere Erdrinde jetzt erstarrt sei. „Die Antworten der Forscher lauten verschieden", sagt der Verfasser. „Die wahrscheinlichste und mit den genauesten Forschungen am meisten im Einklange stehende meint, um mich durch einen Vergleich am anschaulichsten auszudrücken, daß die erstarrte Erdrinde sich zu der übrigen noch feuerflüssigen Erdmasse etwa ähnlich verhält wie die Schale einer Orange zu deren Fleische. Die Annahmen der Geologen weichen von 14 — 200 Meilen voneinander ab; bei einem Durchmesser von 1719 Meilen also höchstens ein Viertel des Halbmessers der Erde. Wem das zu wenig für seine Sicherheit dünkt, der beruhige sich; ihn hält's schon noch aus. Denn nach Bischof's in Bonn Untersuchungen befinden wir uns bereits seit 2000 Jahren in einem Stillstandsstadium unserer Erdoberflächenwärme."

Der vierte Vortrag handelt von der Wichtigkeit der Versteinerungen für die Gebirgskunde und für die vergleichende Geschichte der Natur überhaupt. „Von ganzen Thier- und Pflanzenfamilien kommen niemals Versteinerungen vor, entweder weil sie in der Vorzeit noch gar nicht existirten, oder weil ihre Körperbeschaffenheit sich nicht für den Versteinerungsproceß eignete. Vom Menschen hat man eigentliche Versteinerungen noch niemals gefunden. Der Mensch ist bestimmt noch kein Zeitgenosse der großen Diluvialthiere gewesen. Wie schon früher die nüchterne Naturanschauung der dogmatisch-gläubigen Ansicht gegenüber, daß die Versteinerungen die verfluchten Ueberreste der in der «Sündflut» vernichteten Geschöpfe seien, sich geltend machte, sieht man aus des Veronesers Fracastoro um 1517 ausgesprochener Ansicht, daß um diese Zeit bei Verona ausgegrabene Versteinerungen von Seemuscheln nicht durch die noachische Flut erklärt werden könnten, eben weil es Seemuscheln seien, während jene aus süßem Wasser bestanden habe.... Nahe liegt hier die Frage, ob die in dem einer zerstörenden Katastrophe nachfolgenden Zeitabschnitte eines neuen ruhigen Lebens erscheinenden Thiere und Pflanzen die mit der Zeit und unter den neuen Lebensbedingungen sich umgestaltenden Nachkommen einzelner Ueberlebender waren, welche der Zerstörung entgingen, oder ob sie in dem neuen Zeitraume neu entstanden? Beide Ansichten haben, wenn auch nicht für alle Formen und für alle Schichten, ihre Bekenner. Ich glaube aber daß die Naturforschung noch nicht so weit ist, über diese mit den größten Geheimnissen des sich gestaltenden Lebens zusammenhängenden Fragen einen endgültigen Ausspruch zu thun. So viel steht fest daß im Verlaufe der Jahrhunderttausende zu den bereits früher vorhandenen Thier- und Pflanzenformen gleichen Schritts mit den in vorigem Wandel begriffenen Lebensbedingungen immer neue und vollkommenere Wesen neben die breits vorhandenen oder an ihre leer gewordene Stelle eintraten."

Im fünften Vortrage hält der Verfasser eine Rundschau über das Thier- und Pflanzenleben der Jetztwelt. Er hält das Wasser für die Wiege alles organischen Lebens, und er hat Recht; wenn er aber bei dieser Gelegenheit es für eine von Mund zu Mund gehende Fabel hält daß wir in jedem Wassertropfen Millionen Infusionsthierchen verschlucken, so sehen wir darin Nichts weiter als eine seinen Zuhörern und Zuhörerinnen gezollte Artigkeit. Denn wenn es wirklich wahr ist daß wir in dem Wasser, welches wir mit Appetit trinken, wenig oder gar keine Infusorien erblicken können, so ist dies sicherlich Nichts weiter als Folge der Beschränktheit unserer mikroskopischen Hülfe. Warum fault denn das Trinkwasser in verschlossenen Flaschen? Auf diese Frage antwortet der Verfasser selbst an einer Stelle des ersten Bändchens, „weil die vom Wasser getragenen belebten Organismen sterben und verwesen". Doch wir wollen diesen Gegenstand auf sich beruhen lassen und nur noch eine allgemeine interessirende Bemerkung des Verfassers hier anknüpfen. „Ich muß noch erwähnen daß diese Welt der kleinsten Wesen der Tummelplatz der heftigsten Kämpfe der Gelehrten gewesen ist. Es kommt in ihr eine sehr artenreiche Gruppe vor, die man Diatomeen, deutsch am häufigsten Stäbchenthierchen nennt. Die Zoologen und Botaniker stritten und streiten sich zum Theil noch um den Territorialbesitz dieser kleinen Provinz der organisirten Welt. Neuerdings mehren sich die Stimmen Derjenigen täglich welche sie dem Botaniker zusprechen, und somit muß auch jener deutsche Name vergessen oder im Stäbchenpflanzen umgeändert werden."

Die noch übrigen drei Vorträge behalten dann das Feld der Versteinerungen speciell im Auge. Sowie der Alterthumsforscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte aus alten Bauwerken, Statuen, Münzen sich den Zustand der Kunstcultur untergegangener Völker deutlich zu machen sucht, so richtet der Naturforscher seinen prüfenden Blick in das Gebiet der Versteinerung, um den Charakter der Thier- und Pflanzenwelt früherer Erdentwickelungsperioden kennenzulernen. Das ist auch die Ansicht unsers Verfassers, und im weitern Verfolg leistet er viel, weil er überall sich den größten Denkern dieses Fachs anschließt; in der vorweltlichen Pflanzenwelt ist ihm Adolf Brongniart der hervorragendste Gewährsmann. Aus der letzten Vorlesung wählen wir uns wieder einige Stellen heraus. „Die Ungeheuer der vorigen (ersten, zweiten) Periode sind verschwunden, und meist nur friedlichere, den heutigen ähnliche Formen treten auf. Vielleicht ist es ein Beweis von der schnellen Wandelung in der die Amphibienclasse begriffen ist, daß sogar seit der geschichtlichen Zeit zwei Amphibien aus der Reihe der lebenden Thiere verschwunden zu sein scheinen. Es sind zwei Krokodile, von denen man Mumien in den ägyptischen Katakomben gefunden hat, die man nicht mehr lebendig kennt. Und doch läßt der Umstand daß sie die alten Aegypter wie den Ibis und andere Thiere balsamirten, vermuthen daß sie damals in Aegypten und zwar vielleicht in schädlicher Häufigkeit oder eben nur noch in Aufmerksamkeit erregender Seltenheit gelebt haben. Vor anderthalbhundert Jahren glaubte man endlich einen Zeugen der Sündflut gefunden zu haben. Unter diesem

Namen, homo diluvii testis, beschrieb der schweizerische Naturforscher Scheuchzer das im öninger Molassenmergel aufgefundene Skelett eines drei Fuß langen salamanderartigen Batrachiers, welchem Herr von Meyer den Namen Andrias Scheuchzeri gegeben hat.... An einem Vogel scheint sich der Fall der beiden Mumienkrokodile zu wiederholen, und zwar aus ganz neuer Zeit. Vor vielleicht kaum 300 Jahren lebte noch auf Isle-de-France ein Vogel, der seitdem nicht mehr gefunden werden konnte, der aber damals nach alten Reiseberichten die Insel so zahlreich bewohnte daß man deshalb dieselbe Ilha de Cisnes (Schwalbeninsel) nannte. Es ist der Dudu oder die Dronte, Didus ineptus. Jetzt existirt weiter nichts von ihm als ein altes Oelbild und im orforder Museum ein Kopf und ein Bein. Nach diesen ist der Vogel ein sonderbares Gemisch von Vogelformen gewesen. Er vereinigt in seinen einzelnen Theilen Charaktere des Straußes, Pinguins und Geiers. Ein gleiches Verhältniß scheint mit noch einigen andern Vögeln stattzufinden, welche vielleicht auch zu der Gattung Didus gehören. Es sind dies Castelaton's Solitaire auf Bourbon und Isle-de-France und der Oiseau de Nazare Cauche's auf Isle-de-France."

Das Mitgetheilte wird den Beweis geliefert haben daß beide Büchelchen werth sind recht viel beachtet zu werden. Von der bekannten literarischen Fruchtbarkeit des Verfassers läßt sich übrigens mit großer Wahrscheinlichkeit erwarten daß die Reihe der populairen Vorlesungen mit den vorliegenden beiden Bändchen nur erst einen Anfang genommen haben, daß die Fortsetzung nicht fehlen wird. **H. Birnbaum.**

Moritz Carriere's christliche Ueberzeugungen nach dessen „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk" dargestellt von M. A. Strodl. Regensburg, Pustet. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Wir würden Anstand nehmen von diesem Buch zu sprechen, wenn man nicht von Zeit zu Zeit einmal ein Wort gegen das Denunciantenthum in der Literatur, gegen die pfäffischen Anfeindungen des freien Geistes, gegen die ultramontanen Verketzerungen deutscher Wissenschaft sagen müßte; denn in das Gebiet der literarischen Verhandlungen gehört eine Schrift nicht, welche so deutlich wie diese verräth daß sie ihren Gegner gern gleich Gervinus einmal als „Treibjagdwild der Polizei" verfolgt sähe, so deutlich am Schluß es ausspricht daß nur die Ernennung Carriere's als Ehrenprofessor in München die Galle des Verfassers erregt hat, der sich in dem lächerlichen Widerspruch bewegt, jenen für ganz unbedeutend auszugeben und doch ein Buch gegen ihn zu schreiben! Die Lüge daß Vischer in Tübingen als Aesthetiker durch den Einfluß der protestantischen Geistlichkeit suspendirt worden (bekanntlich war er wegen einer akademischen Rede auf zwei Jahre quiescirt, liest aber seitdem unangefochten), wird zur Veranlassung um die Katholiken Baierns aufzuwiegeln gegen Carriere; von dessen ästhetischen Principien, wie sie in einer Rede des kritisirten Buchs, im „Historischen Taschenbuch" für 1853, in Fichte's „Philosophischer Zeitschrift" vorliegen, schweigt Strodl, er will vielmehr darthun daß Carriere Pantheist, Feuerbachianer, Bruno-Bauerianer sei. Nun hat Carriere in den „Reden" aber, wie allgemein anerkannt, die Persönlichkeit Gottes aus dem Pantheismus selbst als dessen und des Deismus höhere Wahrheit entwickelt; allein Strodl erfindet auch einen Pantheismus mit einem selbstbewußten Gottesgeiste, und so wird Carriere Pantheist; er hat Feuerbach bekämpft und dessen Satz, daß Gott nur ein Gedanke des Menschen sei, vielmehr dahin umgekehrt, der Mensch sei ein Gedanke Gottes, aber es findet sich einmal irgend ein Ausspruch Feuerbach's der mit einer Bemerkung Carriere's zusammenklingt, und nun soll die Uebereinstimmung allgemein sein; die Verbindung mit Bruno Bauer wird selbst ohne einen solchen Scheinbeleg keck behauptet. Wir wünschen der neuen philosophischen Richtung, die unsere Vernunft nicht (wie der Ultramontanismus will) unter das Dogma blindlings gefangen gibt, aber auch nicht mit einseitigen theologischen Lehrsätzen die Religion selbst verwirft, sondern Glauben und Wissen zu versöhnen, die reine Lehre Jesu zu erfassen und zu begreifen und Christus als den Mittelpunkt der Geschichte und den Wiederhersteller des göttlichen Ebenbildes in der Menschheit darzustellen sucht, wir wünschen dieser neuen Richtung das Läuterungsfeuer eines tüchtigen wissenschaftlichen Kampfes, sowol von Seiten der Buchstabenorthodoxie wie des Materialismus, aber die Fehde muß mit den Waffen der Wissenschaft, nicht mit Verdrehungen oder Verdächtigungen, sie muß im Interesse der Wahrheit geführt werden, nicht aber um den Gegner, wie hier geschieht, bei der Polizei oder dem Pöbel zu verhetzen. Auf solche Anfeindung kann ein Mann dem es Ernst um die Sache ist nicht antworten, er kann sie nur mit Verachtung strafen. Nur das Eine bemerken wir, daß wer sich etwa über Carriere ein Urtheil erst bilden wollte, neben der Caricatur die Strodl aus Fetzen zur Vogelscheuche zusammenflickt die in Frage stehenden „Reden" selbst im Zusammenhang lesen möge, und er wird finden daß hier die Religion gerade von Seiten der Philosophie aus im Bewußtsein der Gebildeten neu begründet werden soll. **34.**

Das Zeichnen als ein ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts, von A. Schrödter. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1853. Gr. 8. 4½ Ngr.

Diese nur einen Bogen umfassende Schrift enthält einige beachtungswerthe Gedanken. Ausgehend von einer Betrachtung der Natur des weiblichen Geschlechts, dem die Neigung für Harmonie, der Geist für Takt und Sitte, sowie das Talent zum Schmücken und Verschönern ohne Zweifel angeboren seien und darum auch unzweifelhaft ausgebildet und vervollkommnet werden können, findet der Verfasser daß der gewöhnliche, herkömmliche Unterricht in den schönen Künsten, in der Musik, im Zeichnen u. s. w. ein ungenügender sei, weil er mehr die Absicht habe einige Fertigkeiten beizubringen, mittels deren man sich in müßigen Stunden amusiren könne, als den weiblichen Geschmack wahrhaft ästhetisch zu bilden und zu durchdringen. Die guten Folgen einer ästhetischen Geschmacksbildung beim Zeichenunterricht lassen sich schon daraus ersehen: „Eine Frau, deren Sinn für noble Formen und Farbenzusammenstellungen ausgebildet ist, wird selten Misgriffe in ihrer Toilette machen, schwerlich Farben anlegen, die entweder ihrer Figur oder ihrem Teint schaden. Ihre Zimmer werden immer in solcher Weise geordnet und geschmückt sein daß jeden Beschauer Wohlbehagen anwandeln muß; die Stimmung des Eintretenden bildet sich unwillkürlich nach dem Geiste welcher sichtbar in den Räumen schafft und ordnet, und er regelt unbewußt sein Benehmen gegen die Hausfrau danach."

Der Verfasser findet die gewöhnliche Methode, nach welcher die Schüler stundenlang versunken im mechanischen Copiren von bedeutungslosen, oft noch schlecht lithographirten Vorbildern am Zeichnentisch sitzen müssen, für Mädchen noch nachtheiliger als für Knaben, weil letztere bald zu ihren Berufsstudien übergehen müssen und das Zeichnen (als ziemlich überflüssig, wie es allerdings den Aeltern erscheinen muß) fernerhin unterlassen wird, während die Mädchen der unwiderstehliche Trieb, das Schöne und die Grazien zu pflegen, nur umsomehr an den Zeichnentisch fesselt; „leider aber auch nur zu zwecklosen und blos auf das momentane Amusement gerichteten Arbeiten, aus welchen selbstredend kein praktischer Nutzen und kein Erfolg für ihre Bestimmung als Leiterinnen und Wächterinnen des Hauses erwachsen kann. Sie zeichnen, malen und tuschen hier ein Landschäftchen, da einen Blumenstrauß; die Befähigtern sind damit nicht zufrieden und machen sich an Bildnisse und Figuren, selbst nach der Natur. Aber währenddeß holen sie

ihren Bedarf an Stickereien, an Mustern dazu aus den Modeläden und lassen sich auf die Stoffe, welche sie mit eigenen Händen bearbeiten wollen, vorzeichnen, und zwar von den erbärmlichsten Stümpern, die immer nur das Ungeheuerlichste der herrschenden Mode nachahmen. Wie viel schöner würde der Wetteifer sein, die geschmackvollsten Muster erfunden, als die modernsten sich gekauft zu haben!"

Mit Recht verlangt der Verfasser daß jedes Vorlegeblatt oder sonst jeder Gegenstand der zum Nachzeichnen bestimmt ist wahre Elemente der Schönheit enthalte, und daß selbst in Ornamenten und Arabesken gewisse ausgeprägte Charaktere und feine geistige Beziehungen gegeben werden, die dann als symbolische Zeichen entsprechende Gedanken anregen sollen. Mögen seine Vorschläge die gebührende Beachtung finden. 53.

Ein französischer Geschichtschreiber der ungarischen Revolution.

Seit fast zwei Jahren unter Franzosen lebend (in Belgien), wurde ich oft von dem Einen und Andern ersucht ihm irgend ein Buch anzuzeigen aus dem er über die jüngste ungarische Revolution nähere und zusammenhängendere Kunde schöpfen könnte, als dies aus einzelnen Zeitungsartikeln möglich. Meine stereotype Antwort war immer: es existirt kein derartiges französisches Buch. Wie es kam, wollen wir hier nicht untersuchen; aber es ist Thatsache daß bisher in ungarischer, deutscher und englischer Sprache sehr viel, in französischer gar Nichts über die ungarische Revolution von 1848—49 veröffentlicht worden, während über ihre Vorgängerin, die Rákóczy'sche Revolution (1703—11), die meisten Werke, unter andern auch die so trefflichen und inhaltreichen „Memoiren" des Fürsten Rákóczy II. (Haag 1737) eben in französischer Sprache erschienen. Bei dieser Sachlage griff ich mit leicht begreiflicher Neugier nach dem soeben in Paris erschienenen und hier (Brüssel) schon in zwei Nachdrücken ausgegebenen Werke Balleydier's *), in der Hoffnung hier endlich jenem Mangel abgeholfen zu sehen und ein Buch zu finden, in welchem Frankreich über die bedeutsamste weltgeschichtliche Bewegung, welche seine Februarrevolution hervorgerufen, wahrheitsgetreuen Aufschluß erhalte.

Freilich erregten in mir schon die ersten Zeilen des Vorworts gegründete Zweifel an der Befähigung des Verfassers für seinen Gegenstand. Wer Szeklers, Herduks (Haiducken) et Zazygers (Jazygen) — Vollblutmagyaren, wenn es deren je gegeben, und viel rein magyarischern Ursprungs und Bluts als die große Masse der übrigen Magyaren — zu den slawischen Stämmen zählt (S. X), der hat nicht die leiseste ethnographische Kenntniß von Ungarn. Die Aufzählung der „Ruthenes et Rusines, Slavones et Slovènes etc." als gesonderter slawischer Stämme erinnerte mich unwillkürlich an ein altes Büchlein aus dem vorigen Jahrhundert, das ich einst gelesen und dessen Verfasser unter den Weisen Griechenlands Aristo und Aristoteles, Plato und Platon als besondere Persönlichkeiten figuriren ließ. Wer aber sich zum historien eines Kampfes aufwirft, bei welchem das nationale Element und die Racenverschiedenheit eine so bedeutende Rolle spielten, als dies beim ungarischen der Fall war, der sollte doch wenigstens das ABC der Ethnographie buchstabirt haben und vor Schnitzern wie die eben angedeuteten gewahrt sein und die Slawen auch nicht in der „language d'*Ossian*" (S. XI), der hier urplötzlich zum slawischen Dichter geschlagen wird, ihre Heldenthaten besingen lassen. Wenn es indeß wahr daß Gott nur auf das Herz und nicht auf die Orthographie sieht, so mag vielleicht auch Madame Klio in Momenten milder Laune über die Ethnographie hinweg- und ihren Jüngern die diesfälligen Schnitzer huldvoll nachsehen.

In diesem Gedanken Entschuldigung für den Verfasser und Trost für den Leser suchend, wand ich mich glücklich durch das ebenso phrasen- als irrthumreiche Vorwort durch, in der Hoffnung daß der Verfasser im Buche selbst uns durch Genauigkeit in den Hauptdingen mit der vorwortlichen Ungenauigkeit in den Nebendingen versöhnen werde. Leider kam ich aber vom Regen in die Traufe oder eigentlicher von einem Feld- unter einen Platzregen. Während der Verfasser im Vorwort nur aus Unwissenheit sich an der Wahrheit versündigt, sind im Buche selbst die wissentlichen und unwissentlichen, die harmlosen und Tendenzlügen in solch überschwänglichem Maße angehäuft daß sein Buch zu einem der lügen- und fabelreichsten wird die bisher über die ungarische Revolution erschienen. Und das will viel sagen!

Wir erkennen vollkommen die Richtigkeit des alten lateinischen Sprüchworts an, daß sich über Geschmackssachen nicht streiten lasse; und wenn der Verfasser in jedem Kroaten und Raizen einen „héros d'Homère" (S. XI.), wenn er in Haynau die Verkörperung des Feldherrngenies und der strengen Gerechtigkeit (S. 142—44), wenn er in den europäischen Armeen schon 1848 die „sauveurs" Europas sieht und somit dem französischen Kaiser den von ihm 1852 angenommenen Titel im voraus wegstiehlt, so sind das individuelle Ansichten die wir ihm gerne unangetastet belassen wollen. Aber von einem Manne der heute über die ungarische Revolution schreibt und „inflexible comme l'histoire" sein will (S. XVI), von dem fodern wir mit Recht daß er wenigstens einige der bisher über diese weltgeschichtliche Begebenheit erschienenen Werke gelesen habe und uns nicht mehr mit Fabeln aufwarte, von deren Haltlosigkeit ihn jedes Kind in Ungarn oder die erste beste Schrift belehren könnte. Wer sich auch nur ein klein wenig für die ungarischen Vorgänge interessirte, weiß aber z. B. daß der Landesvertheidigungsausschuß keine Gelder bewilligen konnte und die 200 Millionen, mit denen die ungarischen Kriegskosten bestritten wurden, nicht vom Landesvertheidigungsausschuß Kossuth bewilligt (S. 7), sondern lange vor dem Entstehen dieser Behörde, nämlich am 11. Juli 1848, von der Nationalversammlung votirt wurden. Ebenso falsch ist es daß die von letzterer am 31. December 1848 an Windischgrätz entsendete Friedensdeputation von diesem gefangengenommen wurde (S. 34); denn Mailáth und Deák wurden nie verhaftet, Batthyány erst am 11. Januar 1849 in Pesth und Lonovics erst nach der völligen Beendigung des Kriegs. Kossuth hat nie den Unsinn begangen die östreichischen Banknoten außer Curs zu setzen (S. 43), die vielmehr in Pesth wie in Debreczin stets um einige Procent höher standen als die ungarischen und überall öffentlich und gern angenommen wurden. Und heute, nachdem Görgei, Klapka, Szemere und andere hochgestellte Männer über die ofener Vorgänge geschrieben, ist es albern noch das alte Märchen auftischen zu wollen, daß Görgei durch das „Unterrockregiment" zur Unternahme der Belagerung Ofens genöthigt worden (S. 127 fg.), da heute Jedermann nach Görgei's eigenen Aussagen weiß daß dieser freiwillig nach Ofen ging und eben in Debreczin, am „Hofe" Kossuth's, zuerst das Unzweckmäßige dieser Operation eingesehen wurde, Kossuth aber nicht den Muth hatte, Görgei eine Gegenordre zu geben. Ebenso weiß jedes Kind in Ungarn daß Görgei nicht am 4. Mai die ofener Festung „zum letzten male" zur Uebergabe auffodern konnte (S. 131), da er erst an diesem Tage vor der Festung eintraf, und daß er sich ebenso wenig beim Herannahen der Russen am 28. Juni 1849 von Presburg zurückziehen konnte (S. 215), da diese Stadt während der ganzen Dauer des Feldzugs seit December 1848 in den Händen der Kaiserlichen blieb; und trotz der sehr ausführlichen und piquanten Darstellung welche der Verfasser von dem Zechgelage gibt das Kossuth am Abend des 5. Juni 1849 in der ofener Königsburg veranstaltet haben soll (S. 174 fg), wird ihm doch Jedermann sagen können daß hieran kein wahres Wort, indem die ofener Burg bei der Belagerung der Festung niedergebrannt wurde und erst heute wieder bewohnbar gemacht wird, und Kossuth überhaupt nach der Wiedereinnahme der Hauptstädte wol in Pesth, aber nie in Ofen eingezogen. Ebenso aus der Luft gegriffen und noch dazu sehr abgeschmackt sind die

*) Histoire de la guerre de Hongrie pendant les annés 1848 et 1849 etc. par *Alphonse Balleydier*. Brüssel 1853.

„Enthüllungen“ des Verfassers über die angeblichen Vergötterungen deren Gegenstand Frau von Kossuth gewesen sein soll (S. 179 fg.). Diese Dame übte allerdings auf Kossuth selbst und dadurch mittelbar auf die Landesangelegenheiten einen nicht sehr glücklichen Einfluß, aber eine unmittelbare öffentliche Rolle hat sie nie gespielt; und selbst in Kossuth's höchster Glanzperiode war seine Gemahlin bei der Armee wie beim Volke nichts weniger als ein Gegenstand der Sympathie und noch weniger der „Anbetung“, unter deren Blicken man sich „prosternirt“ oder um das „aumône d'un sourire“ geschlagen hätte. Wenn eine Frau aus der Umgebung Kossuth's beliebt war, so ist dies seine jetzt in Amerika lebende Schwester Susanne Meßlény, und sie verdiente es vollkommen, da sie als Vorsteherin der Militairspitäler unermüdlich und sehr wohlthätig wirkte; aber ihre Schwägerin, Kossuth's Frau, war Nichts weniger als vergöttert, und der Verfasser kann nur im Traume jene Ungarn gesehen haben, welche ihr Portrait am Hut oder an der Brust getragen haben sollen.

Wir könnten noch mehre Spalten mit ähnlichen Pröbchen von der Wahrhaftigkeit unsers historien füllen; aber die vorstehenden enthalten bereits ein hinreichendes, interessantes Gemenge von Lügen aus Unwissenheit und geflissentlichen Entstellungen der Wahrheit. Balleydier beschränkt sich jedoch nicht hierauf, sondern läßt sich — natürlich ad majorem dei gloriam, d. h. im Interesse der „histoire inflexible“ — auch dazu herbei, historische Actenstücke zu erdichten oder zu fälschen. Kossuth's angebliche Proclamation „à mes braves et loyaux Debreczinois“ (S. 35 fg.) ist ein reines Phantasiestück und ein Machwerk des Verfassers; Görgei's weltbekannte Proclamation vom 4. Januar 1849 ist in unverschämter Weise gefälscht um ihr einen royalistischen Anstrich zu geben; denn die Erklärung der Donauarmee, daß sie treu bleibt ihrem Schwure „für die Aufrechthaltung der vom Könige Ferdinand V. sanctionirten Constitution des Königreichs Ungarn gegen jeden auswärtigen Feind entschieden zu kämpfen“, metamorphosirt Balleydier in die Worte: **Le corps d'armée du haut Danube déclare que Görgey a pris les armes** ***pour le roi Ferdinand V*** **et pour la constitution sanctionnée par lui du royaume de Hongrie. Fidèle à ses serments**, l'armée jure de continuer à les **défendre au prix de song sang,** ***l'un et l'autre*** **contre tout ennemi extérieur**“ (S. 100 fg.). Die durchschossenen Stellen sind vom Verfasser gesperrt und fett gedruckt, weil er auf sie den Hauptnachdruck legen will; und doch sind diese Worte, welche den Sinn der Erklärung ganz ändern und die ungarische Armee aus einer verfassungsfreundlichen in eine monarchische umwandeln, rein erlogen!

Noch zwei Proben von der eigenthümlichen Art und Weise in welcher der Verfasser die eigentlichen Kriegsbegebenheiten — welche übrigens trotz des Titels „Histoire de la guerre etc.“ in seinem Buche nur eine untergeordnete Rolle spielen — darstellt. Der geniale Ueberfall den Perczel am 23.—25. Januar 1849 bei Szolnok gegen die zweifach überlegene Streitmacht Ottinger's ausführte, den er zwanzig Meilen weit vor sich herjagte sodaß derselbe erst in Monor, zwei Stationen vor Pesth, Stand halten konnte, nachdem er 20 Kanonen, 2 Raketenbatterien, 4600 Gefangene und an 1200 Todte verloren, war der erste Schlag durch den Windischgrätz von seiner geträumten Siegesruhe aufgeschreckt und in solchem Maße erschreckt wurde, daß er rasch alle Truppen an sich zog, um den gefürchteten Ueberfall von Pesth-Ofen zu verhüten. Und diese Vorgänge stellt der Verfasser, wohlweislich ohne Detailangaben, als eine „glänzende Waffenthat“ der Oestreicher, „rivalisant de courage et d'intrépidité“, dar, wo doch hierbei Muth und Unerschrockenheit nur auf der ungarischen Seite war und die östreichischen Truppen höchstens im Laufen „rivalisirten“!... Die östreichische Vertheidigung der Festung Ofen und der Heldentod den der Commandant Hentzi bei der Einnahme fand verdienen gewiß alle Anerkennung; aber lächerlich ist es, die gesammte Besatzung zu Leonidas'schen Helden stempeln und behaupten zu wollen daß „fast Alle“ bei der Vertheidigung gefallen (S. 136)! Der Verfasser selbst gesteht daß die Besatzung nur aus 3000 Mann bestand und daß während der Belagerung Viele zu den Ungarn übergingen. Officiell constatirt ist aber daß nach der Einnahme Ofens an 2300 Gemeine und 86 Offiziere gefangen genommen wurden. Wenn nun von 3000 Mann 3—400 schon früher übergegangen waren, an 100 etwa bei den ersten Stürmen fielen und dann noch 2300 gefangen genommen werden konnten: wie viele können da bei der Erstürmung Ofens gefallen sein? Ein Gymnasialschüler würde da höchstens noch 2—300 herausfinden können, also beiläufig $\frac{1}{10}$ der Besatzung, was von des Verfassers emphatischer Phrase „presque tous périrent par les armes“ himmelweit absteht!

Uebrigens gestehen wir gern daß das vorliegende Werk hübscher und interessanter als alle Darstellungen welche bisher reactionnairerseits über die ungarische Revolution erschienen, und auch mit mehr Anstand und einer scheinbaren Unparteilichkeit, die aber nur eine schlau berechnete Taktik, geschrieben ist. Während z. B. Adlerstein und Consorten die Revolutionspartei immer nur als „verbrecherische Fraction“, ihre Anhänger als „zusammengelaufenes Gesindel“ und ihre Streitkräfte als „wilde Haufen“ bezeichnen und dabei vergessen daß dann die Schmach der von den Oestreichern anfangs erlittenen Niederlagen um so größer und selbst ihr späterer sogenannter „Sieg“ ein sehr unrühmlicher wird, gesteht Balleydier offen daß die ganze Nation hinter der Revolution stand, und läßt der Tapferkeit der Armee wie dem Talente der Civil- und Militairhäupter volle Gerechtigkeit widerfahren, aber nur um destomehr die östreichische Armee herauszustreichen, die „trotz alle Dem und alle Dem“ obsiegte. Eben diese scheinbare Unparteilichkeit könnte den mit den Vorgängen nicht näher bekannten Leser leichter täuschen als die heftigen Pamphlete der schwarzgelben Presse; und wir hielten es darum im Intresse der historischen Wahrheit für Pflicht, auf das Lügengemenge dieses Buchs hinzuweisen. Wir können schließlich auch die eigenthümliche Manier des Verfassers nicht unberührt lassen, der — im Gegensatz zu seinen östreichischen Vorgängern, welche das „verführte“ Volk als loyal und nur die „Häuptlinge“ als revolutionnair hinstellen — sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, das gerade Gegentheil durchzuführen. Die in Görgei's Memoiren niedergelegten Selbstbekenntnisse lassen keinen Zweifel darüber, daß wenn er auch weniger patriotisch und revolutionnair war als Kossuth, er doch gegen Oestreich vielleicht einen noch glühendern Haß hegte als dieser. Und nach solchen unumwundenen Geständnissen Görgei mit Gewalt zum gut loyalen östreichisch-schwarzgelben Unterthan machen zu wollen, heißt offenbar der historischen Wahrheit mit Fäusten ins Gesicht schlagen! Und wer vollends diesen Mann als die Verkörperung der „Uneigennützigkeit und Bescheidenheit“ (S. 243) hinstellt, wer in General Klapka, dem entschiedenen Anhänger des 14. April und offenen Demokraten und Republikaner, einen Mann sieht „sincèrement dévoué aux idées monarchiques qu'il considère comme les seules applicables au tempérament de son pays“ (S. 258), der hat sich das vollgültigste Zeugniß seiner gänzlichen Unfähigkeit der historien der ungarischen Revolution zu sein eigenhändig ausgestellt!

J. E. Horn.

Der falsche Demetrius.

Prosper Mérimée's bekannte Schrift über den falschen Zaren Demetrius ist unter dem Titel „Demetrius the impostor. An episode in Russian history“ von Andrew R. Scoble ins Englische übersetzt worden und bei Bentley erschienen. Wenn es dem französischen Geschichtschreiber auch nicht gelungen ist, das Mysterium, welches die Geburt, den Namen und die Jugendgeschichte des Demetrius einhüllt, aufzuklären, so hat er doch ein sehr interessantes Buch geliefert, in welchem ohne Haschen nach Effecten die Thatsachen in ebenso anschaulicher als wirksamer Weise verbunden sind. Sie gruppiren sich zu

übersichtlichen Tableaux, die Darstellung ist geschmackvoll und die historischen Personen haben lebensfrisches Colorit, Eigenschaften denen man in den Werken deutscher Geschichtschreiber nicht allzu häufig begegnet. Denn gerade die politische Pamphletistik und die Geschichtschreibung sind vielleicht diejenigen Literaturzweige, in welchen wir noch am meisten gegen das Ausland zurückstehen, nicht was das Herbeischaffen des Materials, aber was seine Anordnung und Vertheilung, die bei den Deutschen nur zu häufig der Durchsichtigkeit entbehrt, und die stilistische Behandlung betrifft. Dies liegt bei uns freilich an dem alten oft gerügten Uebelstande daß wir zu viel exclusiv wissenschaftliches Universitätsleben und zu wenig nationales Gemeinleben haben; daß ein deutscher Geschichtschreiber nicht blos Popularität, sondern auch eine sittliche Wirkung auf die Nation gewinnen könne, wie z. B. in England Macaulay, darauf scheint man für den Augenblick sich noch keine Hoffnung machen zu dürfen.

Der französische Verfasser des obengenannten Buchs erkennt übrigens dem Prätendenten Demetrius eine nicht gewöhnliche Begabung zu. „Seine Lebensgewohnheiten", sagt Mérimée, „bildeten gegen diejenigen seiner Vorgänger einen auffallenden Contrast. Er hatte sich vorgenommen selbst zu regieren, Alles und Jedes kennen zu lernen und mit eigenen Augen zu sehen. Basmanow wurde zwar von ihm mit der größten Auszeichnung und selbst mit Freundschaft behandelt, mußte aber bald wahrnehmen daß es nicht leicht sein werde diesen jungen Mann von 23 Jahren am Lenkseil zu führen, worauf er sich unzweifelhaft Rechnung gemacht hatte. Demetrius wollte weder Günstlinge noch Hofmeister haben. Er war entschlossen daß sich Alles seinem Willen beugen solle, und doch, so sehr er Despot war, hatte er am Discutiren Gefallen und gab seinen Anhängern vollständige Freiheit ihm zu widersprechen. Täglich präsidirte er im Rath und setzte durch sein bewundernswerthes Gedächtniß, die Schnelligkeit seiner Auffassung und seinen Scharfsinn seine Minister in Erstaunen und Verwirrung. Sie zerbrachen sich darüber den Kopf, woher ihm diese gründliche Kenntniß der Zustände seines Reichs, seiner Bedürfnisse und Hülfsquellen gekommen sein könne. Obgleich gegen Widerspruch duldsam und selbst zu ihm auffodernd, gestattete er sich doch nur zu häufig die unbarmherzigsten Sticheleien und Spöttereien. Außerdem stieß er die Moskowiten auch dadurch vor den Kopf daß er zu ersichtlich die Sitten und Gewohnheiten des Auslands bevorzugte. Immerwährend strich er das Beispiel Polens, dieses alten Feindes Rußlands, heraus und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die Ueberlegenheit der Gesetze und der Bildung Polens auf Kosten der Moskowiten zu erheben. „Arbeitet und sucht euch zu unterrichten", pflegte er zu ihnen zu sagen, „ihr seid Barbaren, ihr braucht die Politur der Erziehung."... Nach dem Vergange vieler Zaren, deren Angedenken im Herzen des Volks lebte, erschien er jeden Sonntag und Mittwoch auf dem Balkon seines Palastes und nahm alle Bittschriften mit eigener Hand entgegen. Er richtete Fragen voll Güte an die Bittsteller, hörte geduldig auf ihre Vorstellungen und entschied häufig mit Einem Worte eine schon seit langen Jahren schwebende Streitsache. Erkannte er für nöthig, eine abschlägliche Antwort zu ertheilen, so that er dies in so rücksichtsvoller Weise daß seine verbindlichen Worte fast so viel Befriedigung gewährten als ob er eine Gunst bewilligt habe. Seine unermüdliche geistige wie körperliche Thätigkeit setzte seinen Hof in Erstaunen, doch meinten die an die feierliche Etiquette ihrer Zaren gewöhnten Moskowiten daß es ihm zuweilen an Würde gebreche. Er besuchte z. B. die Kirche nicht, wie seine Vorgänger, zu Wagen, sondern zu Pferde. In frühern Zeiten begaben sich die Zaren von keinem Zimmer ins andere, ohne von mehren ihrer Höflinge an den Armen unterstützt und wie Kinder die gehen lernen geleitet zu werden. Alle diese und ähnliche lächerliche Ceremonien verbannte er von seinem Hofe. Er begab sich aus seinem Palast, ohne daß Jemand vorher darum wußte, meist sogar ohne Leibwache; er ging zu Fuß durch die Stadt, zuweilen um die Arbeiten in einer von ihm in Moskau gegründeten Geschützgießerei in Augenschein zu nehmen, zuweilen um in die Kaufläden zu treten und sich mit den Kaufleuten, namentlich den Ausländern zu unterhalten, wobei er sich nach Allem gründlich erkundigte und vornehmlich mit den Werkzeugen und Producten ihres Gewerbes bekannt zu werden sich begierig zeigte. Seine Kämmerlinge und Leibwächter mußten häufig nach ihm von Straße zu Straße suchen und fanden ihn nicht ohne Schwierigkeit auf. Sobald er von einem neuen Industriezweige hörte, äußerte er auch den Wunsch ihn unverzüglich in Rußland einzuführen, und machte zu diesem Zwecke geschickten Handwerkern und tüchtigen Kaufleuten die vortheilhaftesten Anerbietungen. Er war ein Freund der Künste und vornehmlich der Musik. Man sagt von ihm, er sei der erste Zar gewesen welcher Sänger und Instrumentalisten in seinen Dienst nahm. Während seiner Mahlzeiten wurden Symphonien aufgeführt, eine polnische Sitte, von ihm zuerst in Rußland eingeführt und von den Russen fast als skandalös betrachtet. Viel lieber hätten Manche gesehen daß er wie Iwan der Schreckliche mit seinen Kumpanen betrunken zu Bette gegangen wäre, als daß er sich von polnischen und deutschen Musikanten etwas vorspielen ließ. Seine Geschicklichkeit in allen soldatischen Uebungen und seine unerschrockene Tapferkeit erwarben ihm die Bewunderung seiner Krieger, vornehmlich der Kosacken; aber die Masse des Volks fand seine Vorliebe für das nutzlose Aufsuchen von Gefahren unvereinbar mit der Idee die es sich von einem Zaren aller Reußen gebildet hatte. Die Orthodoxen nahmen besonders Anstoß an seinem Verhalten gegenüber den Vorschriften der Kirche. Er zeigte sich während des Gottesdienstes nicht sehr aufmerksam, vergaß die Heiligenbilder zu grüßen ehe er sich zur Mahlzeit setzte, und zuweilen brach er plötzlich von der Tafel auf, ohne sich die Hände zu waschen. Dies wurde damals als die Spitze aller Gottlosigkeit angesehen. Ein anderer ihm zum Verbrechen angerechneter Umstand war daß er Sonnabends nicht regelmäßig das Bad besuchte." Von einnehmendem Aussehen war dieser merkwürdige Prätendent gerade nicht: das Gesicht breit, die Backenknochen hervorstehend, die Nase platt gedrückt, die Lippen aufgeworfen, wenig oder gar kein Bart, dazu zwei Warzen, die eine auf der Stirn, die andere unter dem rechten Auge, und der eine Arm etwas länger als der andere. Neuerungen einführen und selbst herrschen wollen, statt sich von Denen beherrschen zu lassen durch welche man sich emporhob, ist für einen Usurpator immer das Gefährlichste und war auch der Grund zu dem baldigen graufigen Untergange des falschen Demetrius. 70.

Notizen.

Geschichtliches.

Als ein wenig bekanntes Curiosum zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs verdient Nachstehendes aus dem fünften Bande von Holtei's Roman „Christian Lammfell" mitgetheilt zu werden.

Im Lauf des Kriegs war eine Anzahl preußischer Offiziere in östreichische Kriegsgefangenschaft gerathen, welche in mehre kleine Orte an der Donau vertheilt wurden. Eine solche Abtheilung befand sich auch in Krems zur Zeit der Schlacht von Torgau. Diese war noch nicht beendet, Friedrich war zurückgeschlagen und der verwundete Daun sendete Siegskuriere ab. Infolge dieser Nachrichten gab der Prälat von Kettwein bei Krems ein Fest und die Klosterkanonen schossen Victoria. Später trafen heimliche Gerüchte ein daß Ziethen die Schlacht gewendet und den Sieg erfochten habe. Sie drangen bis zu den gefangenen Offizieren, und nun feierten diese ein Fest, bei dem einer von ihnen folgende Verse vortrug:

Nimm du, hochwürdigster und hochgelehrter Mann,
Den wärmsten Dank von uns in diesen Zeilen an.

Du feierst einen Sieg den wir nicht feiern können,
Du ließest dein Geschütz von Wall und Mauern brennen.
Auch beugte uns der Schmerz als die Karthaunen knallten,
Schier war uns um das Herz, als sollt' es sich zerspalten.
Doch heilend legt der Sieg von unsern Waffenbrüdern
Uns Balsam auf die Wund'. Wir feiern ihn mit Liedern
Und bitten dich recht sehr, daß es uns baß erfreue,
Schieß', o Hochwürdigster, o schieße bald aufs neue!

Sämmtliche gefangene Offiziere unterschrieben im Wein- und Freudenrausche diese Epistel, die ihnen übel hätte bekommen können. Doch der treffliche Prälat dachte zu edel, um arme Gefangene das Gewicht seines Zorns fühlen zu lassen. Er antwortete ihnen:

Ihr habt, geehrteste, berühmte Martissöhne,
Ein Danklied mir geweiht, zum Spott und zum Gehöhne;
Dank sag' ich euch dafür; doch geb' ich euch die Lehre,
Daß auch zu euerm Witz Bescheidenheit gehöre.
Ich schoß zu Gottes Ehr' und Ruhm der Kaiserin,
Als uns die Fama sagt', wir hätten den Gewinn.
Das Glück ist wandelbar und euer König groß;
Gibt ihm das Unglück auch den allerhärt'sten Stoß,
Wird man doch seinen Ruhm in spät'sten Zeiten hören.
Er gibt der ganzen Welt die allerbesten Lehren.
Im Unglück nicht verzagt, im Glück nicht groß gethan,
Zeigt ein gesetzt Gemüth und großen „Friedrich" an.

Diese Proben hundertjähriger Gelegenheitspoesie zeigen uns Zweierlei: ein ungemein gemüthliches Verhältniß alter Kriegführung und eine Bildung unter den Offizieren des großen Königs, die wir in einer für verhältnißmäßig roh erachteten Zeit nicht erwarten durften. 17.

Schnadahüpfln in englischem Gewande.

Aus einer vom „Spectator" und dem „Athenaeum" warm empfohlenen Schrift „Chamois hunting in the mountains of Bavaria", von Charles Boner, worin namentlich die ländliche und gebirgische Bevölkerung Südbaierns großes Lob erfährt, erschien als besonderer Abdruck „Translations from Franz von Kobell", Proben von rhythmischen Uebertragungen der von F. v. Kobell verfaßten Gedichte in oberbairischer Mundart, durch welche Kobell sich den bessern und besten süddeutschen Dialektdichtern, einem Hebel, J. G. Seidl, Castelli, Stelzhammer, Nagel (dem trefflichen in Norddeutschland zu wenig gekannten Dichter in pfälzischer Mundart) zur Seite stellte. Charles Boner hat sich sogar an die für einen Engländer höchst schwierige Aufgabe gewagt, einige Schnadahüpfln in englischer Uebertragung wiederzugeben. Hier eine Probe:

A good Schnadahüpfl
Is a bird in a wood,
If drooping and moaning,
A sign that's no good.

For a good Schnadahüpfl
Is the dance of a song,
And a sorrowful dance, 'faith,
It does not last long.

Ferner:

And a good Schnadahüpfl
Leads a right merry life,
Like an old wandering fifer
Gladdens all with his fife.

Die Noten wonach die Schnadahüpfln gesungen werden sind dem Texte beigegeben. Man muß es den Engländern lassen daß sie sich auf Alles was sie als einen Gegenstand ihrer Liebe oder ihres Studiums ergreifen mit dem größten und gründlichsten Eifer werfen und nicht eher ablassen, bis sie sich in den Besitz aller Mittel, die dazu dienen können ihn zu beherrschen, gesetzt haben. Gerade diese Eigenschaft macht sie zu den eigentlichen Gebietern der Welt, mit dieser erobern sie mehr und dauernder als mit ihren Waffen. Charles Boner unterhielt sich mit der altbairischen Gebirgsbevölkerung in ihrer Mundart, was schon für einen geborenen Norddeutschen eine schwierige Aufgabe ist, als ob er sie von Jugend auf gesprochen habe. Wie ganz anders die Franzosen, die niemals die Eigenthümlichkeiten einer fremden Nation verstehen und sich in sie hineinleben lernen und deren Eroberungen daher nur so weit reichen als ihre Waffen und nur so lange dauern, als die Gewalt ihres Schwerts Bestand hat.

Englische Kunstliteratur.

Für Kunstfreunde von Interesse ist eine illustrirte Lebensbeschreibung des bekannten Landschaftsmalers Turner, die unter dem Titel erschien: „Turner and his works. Illustrated with examples from his pictures and critical remarks on his principles of painting. By *John Burnet*" (Herausgeber von „Rembrandt and his works"). Der biographische Theil ist von Peter Cunningham. Turner ist bekanntlich derselbe Künstler welcher in seinem Testamente eine sehr ansehnliche Summe zur Gründung eines Asyls für arbeitsunfähig gewordene ehrenhafte Künstler aussetzte. Ein anderes interessantes Werk ist die von Tom Taylor in drei Bänden abgefaßte und aus den Tagebüchern des unglücklichen, durch Selbstmord gestorbenen Künstlers geschöpfte „Autobiography of B. R. Haydon, historical painter" (3 Bde.). Hierbei möge noch die für die gegenwärtige literarische Saison angekündigte Schrift der Anna Mary Howitt: „The art-student in Munich" (2 Bde.), erwähnt sein. Unter Mithülfe des berühmten Verfassers (Guizot) erschien von G. Grove übersetzt „The fine arts: their nature and relations; with detailed criticisms on certain pictures of the Italian and French schools", mit 17 Holzschnitten. Für Architekten von Interesse ist das kürzlich erschienene Werk: „Some account of domestic architecture in England during the 14th century, with notices of foreign examples and numerous illustrations of existing remains, from original drawings", vom Verfasser des „Glossary of architecture". Als Uebersetzung aus dem Deutschen wird angekündigt: „Dr. Waagen: Treasures of art in Great-Britain" (3 Bde.). Von großem Interesse ist noch folgendes von H. Noel Humphreys, Verfasser der Werke: „The illuminated book of the middle ages", „The art of missal painting", „Ancient coins and medals" u. s. w., herausgegebene Werk: „The origin and progress of the art of writing. Being a complete history of the art in all stages of its developement, from the simple pictorial writings of the early Chinese and Mexicans and the cuneiform inscriptions of the Assyriens, to the different styles of European MSS. from the sixth to the sixtheenth century, and the progress of ordinary writing from the invention of printing to the present time". Das Werk ist mit chromo-lithographischen Platten illustrirt und enthält unter Anderm auch ein genaues Facsimile des Domesday-Book und der Magna Charta. 71.

Russisches Curiosum aus dem 16. Jahrhundert.

Im Jahre 1557 erhob sich Rußland zum ersten male zum Gedanken des Einschreitens in der Türkei. Iwan von Moskowien, der sich „Herr Europas und Asiens" nannte, beschickte den Reichstag zu Regensburg, um den Kaiser Ferdinand I. zur gemeinschaftlichen Eroberung der türkischen Länder aufzufodern. Merkwürdig sind die Schmeichelworte, deren dabei der russische Gesandte, Metropolit Gregorius, im Namen seines Gebieters sich bediente. „Es ist eine soliche Liebe zu den Teutschen bei den Russen daß Ihre Redlichkeit und Treu für andern Nationen geruembt wird. Der Zar weiß auch daß die Russen sammt den Teutschen eines Ursprungs und Herkummens seien, auch in Scythien, Sarmatien die Land einhaben und besitzen, da vor alten Zeiten die ersten Aeltern der

Teutschen Iren Sitz und Wohnung gehabt, derhalben heutiges Tags viel russische Städt, Schlösser, Wasser, Perg und Hölzer Teutschen Namen haben." So berichtet Schuselka in seiner Schrift: „Das türkische Verhängniß und die Großmächte" (Leipzig 1853) S. 42, und er bemerkt weiter S. 48 in der Anmerkung daß die Stifter des russischen Reichs und alle hervorragenden Charaktere, die an dem Ausbau desselben gearbeitet haben, germanischen Stamms waren. Läßt sich dies nun historisch nachweisen oder auch nicht: was sagt man denn zu dieser Stammverwandtschaft der Deutschen und Russen, der Germanen und Slawen, im Jahre 1853 in Deutschland und in Rußland, und was hält man namentlich von „solicher Liebe zu den Teutschen bei den Russen"? Das aber glauben wir daß die „Redlichkeit und Treu der Teutschen für andern Nationen geruembt wird", und daß dies mit Recht geschieht, wenn wir nur nicht auch das zugleich wüßten daß diese Redlichkeit und Treue der Deutschen ihnen selbst gar oft die bittersten Früchte in der Politik gebracht hat.

Leibniz über Europas und Deutschlands Politik und Verhältniß zum Orient.

In seiner 1670 erschienenen Schrift: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umbständen nach auf festen Fuß zu stellen", sagte der große Leibniz folgende bis auf die Gegenwart wahre und beherzigenswerthe Worte: „Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten. Alsdann werden unsere Sachen ein ander Ansehen haben. Ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben, in sich selbst zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo so viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum mit gutem Gewissen auf eine Gott angenehme Art zu erjagen. Es wird sich ein anderer Streit erheben, nicht wie Einer dem Andern das Seinige abdringen, sondern wer am meisten dem Erbfeind abgenommen und nicht allein sein, sondern auch Christi Reich erweitern könne. Was placken wir uns denn hier um eine Handvoll Erde, die uns so viel Christenblut zu stehen kommt? Polen und Schweden haben den Beruf, anstatt widereinander zu kämpfen, dem Kaiser in der Bekämpfung der Türken beizustehen, der Zar von Moskau mit Ernst auf die Tataren einzudringen, England und Dänemark ihr Absehen auf Nordamerika, Spanien auf Südamerika, Holland auf Ostindien zu richten. Frankreich ist von der Vorsehung berufen, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, und Gottfriede, Balduine, vor allen aber heilige Ludwige der Christenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eines der bestgelegensten Länder der Welt, anzugreifen und zu erobern." Wie viel oder wie wenig auch von allen diesen Winken und Rathschlägen des großen Publicisten seitdem befolgt worden und geschehen ist: so Viel wenigstens ist gewiß daß Das was er Deutschland zugerufen vor allen — nur tauben Ohren gepredigt worden. 18.

Briefwechsel Karl's XII. mit Ulrike Eleonore.

Zu den Büchernovitäten dieses Jahres gehören auch „Lettres inédites du roi Charles XII., texte suédois, traduction française, avec introduction, notes et fac-simile, publié par *M. A. Geffroy*" (Paris 1853), zwölf Briefe des Königs von Schweden enthaltend. Geffroy, Professor der Geschichte bei der Facultät zu Bordeaux, hat sie während einer Reise in den nördlichen Ländern gesammelt. Indeß hat er sie nicht in Schweden, sondern in der Bibliothek des lübecker Gymnasiums entdeckt, dem sie durch einen Pastor, Namens Schiemeyn, letztwillig hinterlassen worden waren. Sie sind von allen Historiographen Karl's XII. bisher unbeachtet geblieben und selbst P. A. Wallmark, der im Jahre 1830 die Correspondenz des schwedischen Königs herausgab („Carl's XII brefvexling, fornaemligst med sin syster princessan Ulrika Eleonora, fran ar 1698—1709"), erwähnt sie nicht. Sie sind sämmtlich an die Prinzessin Ulrike gerichtet und datiren aus der Zeit von 1699—1715. Bekanntlich regierte Ulrike während Karl's Abwesenheit, seit dem 8. Mai 1700, Schweden und folgte ihrem Bruder 1718 in der Regierung. Des Letztern Briefe zeigen wie zarte Neigung der Sieger von Narwa für seine jüngere Schwester fühlte. Man denkt immer Karl XII. sei gegen jedes zartere Gefühl verschlossen gewesen und sein Benehmen gegen Aurora von Königsmark schien diese Annahme zu rechtfertigen. Auch Voltaire unterstützt diese Ansicht; Geffroy aber schlägt Voltaire sowol in diesem Punkt wie auch betreffs der Behauptung, Karl habe eine schlechte Erziehung genossen. Er zeigt wie Karl im Gegentheil sehr unterrichtet war; wir besitzen von ihm eine topographische Karte des Mälarsees und der umliegenden Gewässer, eine kurze Physik und eine Dissertation über Physiologie und Psychologie. Er war nicht allein im Schachspiel sehr geschickt, sondern auch in den mathematischen Wissenschaften und seine Gefangenschaft in Bender benutzte er zum Studium des Hebräischen. In seinen Briefen findet man mit Staunen die ceremoniösesten Formeln. Wenn er seiner Schwester schreibt, unterzeichnet er z. B. nie anders als: „Der treueste und ergebenste Diener meiner Herzensschwester." Heiter endlich ist, wie er ihr den Verlust der Schlacht bei Pultawa anzeigt. Er schreibt: „Bender, 9. August 1709. .... Alles ist gut gegangen. Nur zu Ende passirte durch einen eigenthümlichen Zufall ein Unglück. Die Armee hat eine Schlappe erlitten, die aber hoffentlich bald wieder ausgeglichen sein wird. Ich selbst ward einige Tage vor der Schlacht am Fuße verwundet." 31.

Bibliographie.

Asmuß, M., Plattdeutsche Gedichte. Dorpat, Hoppe. 16. 15 Ngr.

Biographie des k. k. Feldzeugmeisters Julius Freiherrn von Haynau von einem seiner Waffengefährten (Freih. von Schönhals). Gratz, Hesse. Gr. 8. 1 Thlr.

Gaupp, E. T., Germanistische Abhandlungen. Mannheim, Bassermann u. Mathy. Gr. 8. 20 Ngr.

Haas, H., Der Rangau, seine Grafen und ältere Rechts-, Orts- und Landesgeschichte, mit neuen Forschungen über die Abstammung der Burggrafen von Nürnberg. Ein Beitrag zu des Freiherrn von Stillfried-Rattonitz Nürnberg'schen Burggrafen und hohenzoller'schen Forschungen. Erlangen, Palm. Gr. 8. 1 Thlr.

Mainsagen. Gesammelt und herausgegeben von A. Kaufmann. Mit 1 Titelkupfer von A. Lucas. Aschaffenburg, Pergay. 16. 1 Thlr.

Neumeister, R., Herodes der Große. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolz, A., Spanisches für die gebildete Welt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Volkmuth, P., Gervinus und die Zukunft der Slawen. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Innere Mission und Association. Eine Denkschrift an den Kirchentag von 1853 von B. A. H. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Ngr.

Stahl, F. J., Friedrich Wilhelm der Dritte. Gedächtnißrede gehalten am 3. Aug. 1853. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Ngr.

Peter Zybach, gewesener Wirth auf der Grimsel, als Brandstifter vor den Assisen des Berner Oberlandes. [Am 13. Mai 1853.] Herausgegeben von einem Bernischen Advokaten. Basel, Schabelitz. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1853

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Beschluß aus Nr. 37.)

87. **Rig-Veda**, die heiligen Gesänge der Brahmanen, herausgegeben von **M. Müller**. 8. Geh.

Dieses Werk erscheint in drei Abtheilungen und wird enthalten: I. Text des Rigveda. — II. Uebersetzung der Hymnen mit erläuternden Anmerkungen. — III. Abhandlungen über das Vedasche Alterthum, unter dem Titel: Prolegomena zum Veda.

Früher erschien daselbst:

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten male ins Deutsche übersetzt von M. Müller. 12. 1844.: 20 Ngr.

88. **Schmid (R.), Die Gesetze der Angelsachsen.** In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. Geh.

89. **Schulze (E.), Sämmtliche poetische Werke.** Dritte Auflage. Vier Bände. 8. Geheftet und gebunden.

Von E. Schulze erschien ebendaselbst:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. 1849. Gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. 1851. Gebunden 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1852. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) 1852. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

90. **Scott (Walter), Die Jungfrau vom See.** Romantisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden.

Früher erschien ebendaselbst:

Byron (Lord), Der Korsar. Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. 1852. Gebunden 20 Ngr.

91. **Sternberg (A. von), Macargan** oder die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Roman. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Ein Carneval in Berlin. 1852. 8. 1 Thlr.
Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. 8. 1848. 4 Thlr.
Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. 12. 1842. 3 Thlr.
Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.

92. **Talvj, Volkslieder der Serben** metrisch übersetzt und historisch eingeleitet. Neue umgearbeitete und vermehrte (dritte) Auflage. Zwei Bände. 8. Geh.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Heloise. Eine Erzählung. 12. 1852. 1 Thlr. 10 Ngr.
Die Auswanderer. Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. 1852. 3 Thlr. 15 Ngr.

93. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Fünfter Jahrgang. 12. Geh.

Die ersten zwanzig Jahrgänge des Historischen Taschenbuch wurden wie folgt im Preise ermäßigt: I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang 1840—49) 10 Thlr; I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster bis vierter Jahrgang (1850—53) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Aus demselben Verlage ist zu erhalten:

Urania. Taschenbuch. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. (1839—1848.) Mit Bildnissen. 8. Ermäßigter Preis 4 Thlr.; einzelne Jahrgänge, soweit es der Vorrath gestattet 12 Ngr.

Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur die von 1837 und 1838 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im ermäßigten Preise ebenfalls zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. **Franck.** Sechs Jahrgänge. (1837—42.) Mit Kupfern. 8. Ermäßigter Preis 3 Thlr. Einzelne Jahrgänge, soweit es der Vorrath gestattet 15 Ngr.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser drei Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

94. **Tauber (J. S.), Die letzten Juden.** Verschollene Ghetto-Märchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

95. **Töpffer (R.), Wanderungen im Zickzack,** Ferienreisen durch die Schweiz und Ober-Italien. Illustrirte Ausgabe. 8. Geh.

Vgl. Nr. 37.

96. **Veinticinco comedias de Lope Felix de Vega Carpio** con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y D. **Fernando José Wolf.** 12. Geh.

97. **Wendleng (B.), Praktisch-theoretisches Handbuch der französischen Sprache** für Alle, welche die französische Sprache lernen oder gebrauchen. Mit Uebungen nach einem ganz neuen System. 8. Geh.

98. **Wheaton (Henry), Histoire des progrès du droit des gens** en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Eléments du droit international. Seconde édition. 2 vol. In-8. 1852. 4 Thlr.

Aus dem Verlage der **Buchdrucker-Innung** in **Leipzig** ist an **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen:

Das Neue Testament. Deutsch durch Dr. Martin Luther. Nach der letzten Ausgabe von 1545. 4. 1840. **Früher** 2 Thlr., **jetzt** 20 Ngr.

Commissions-Artikel, zu beziehen durch F. A. Brockhaus in Leipzig.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXIV. (1852.) 8. — **Bullettino** dell Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1852. 8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1852. Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich sehr werthvollen Schriften des Institut für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1849—51 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. 8. Roma. 1848. 4 Thlr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** Siebenter Band. Vier Hefte. 8. Geh. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Byron (Lord), Manfred. Ein dramatisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt. 8. Geh. 12 Ngr.

Delavigne (Casimir), Schule für alte Männer. Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. 8. Geh. 16 Ngr. **Kalewala,** das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von **Anton Schiefner.** 8. Helsingfors. 2 Thlr.

Puschkin (Alexander), Boris Godunoff. Ein geschichtliches Drama. Aus dem Russischen übersetzt. 8. Geh. 12 Ngr.

Raffelsperger (F.), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Fünfundfunfzigstes Heft und folgende. 8. Wien. Preis des Heftes 20 Ngr.

Das erste bis vierundfunfzigste Heft erschienen 1845—49.

——————, **Allgemeines lexikographisches Central-Handbuch der Reise- und Handels-Verbindungen in allen Theilen der Erde.** Zweite Auflage des Reise-Secretairs. In alphabetischer Reihenfolge. Sechstes und siebentes Heft. 8. Wien.

Preis des vollständigen Werkes in sieben Heften 1 Thlr. 20 Ngr.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1853. 10me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Armengaud ainé, Publication industrielle des machines, outils et appareils. Tome IX. In-8 avec atlas in-fol. Paris. Preis des Bandes von 10 Lieferungen 10 Thlr. 20 Ngr.

Broeckaert (J. J.), Le Guide du jeune littérateur. Edition revue et augmentée. In-8. Liége. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Le même. 2 tomes. In-12. Liége. 1 Thlr. 10 Ngr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Band I—XXII. Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes **gratis** zu erhalten.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas criticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia.** Tomos I—II. In-8. Madrid. Preis des Bandes 3 Thlr.

Das Werk wird in vier Bänden vollständig.

Katalog ogólny Książek Polskich drukowanych od roku 1830. do 1850., czyli za lat dwadzieścia jeden. Z oznaczeniem formatus, miejsca i roku wyjścia, nakładcy, ceny pierwotnéj, oraz z dodaniem Podziału Naukowego książek niniejszym spisem objętych. Zebrał i wydał, **W. R.** 8. Lipsk. 1 Thlr 10 Ngr.

Castrén (M. A.), Nordiska Resor och Forskningar. Första Bandet. **M. A. Castréns** Reseminnen från åren 1838—1844. Med Författarens porträtt, en planche och en karta. 8. Helsingfors. 2 Thlr. 20 Ngr.

Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita. 1 Osa. 8. Helsingissä. 1 Thlr.

Kataloge.

Durch alle Buchhandlungen sind **gratis** zu erhalten:

1. **Verlagskatalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
2. **Ausländische Commissionsartikel von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

   Diese beiden Kataloge sind durch einen Nachtrag bis Ende 1852 fortgeführt.
3. **Verlagskatalog von August Campe in Hamburg.**
4. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude des langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
5. **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu bedeutend ermäßigten Preisen bis zum Schlusse des Jahres 1853** durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

   ☞ Bei einer Bestellung aus diesem Verzeichniß im Betrage von 10 Thalern und mehr auf einmal wird 10% Rabatt bewilligt.
6. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen sind. VII—XII.
7. **Catalogue de Livres au rabais** qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
8. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais** de **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
9. **Catalogue d'une collection précieuse de Livres anciens de Théologie** etc. offerte aux prix très-bas marqués par **F. A. Brockhaus à Leipzig.**

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen, englischen, italienischen, spanischen, polnischen und finnischen, sowie vielseitige Verbindungen mit dem Auslande setzen die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in den Stand, alle ihr in dieser Beziehung ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen. Sie empfiehlt sich daher Allen, die Bedarf davon haben, und ist stets bereit, nähere Auskunft über Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

৪ l ä t t e r

f ü r

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 40. —— 1. October 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Die wichtigsten Erscheinungen der neuern und neuesten Shakspeare-Literatur in England und Deutschland.

Erster Artikel.

Samuel Taylor Coleridge. Hartley Coleridge. Charles Knight.

Das Studium Shakspeare's hat sich in der letzten Zeit in England und Deutschland außerordentlich gesteigert und die Literatur über diesen Dichter ist durch treffliche Werke bereichert worden. Diese Erscheinung hat ihren Grund nicht in einer äußerlichen Mode, sondern findet nur in den Verhältnissen der Zeit und in dem Wesen des Dichters ihre Erklärung. Wenn es wahr ist was Gervinus sagte, daß dieser Dichter der wählenswürdigste Führer durch Welt und Leben sei, so ist mit diesem Ausspruche theilweise jenes Interesse erklärt welches so Viele für Shakspeare haben. Dieser Dichter beschäftigt durch seine außerordentliche Vielseitigkeit so sehr die gesammten Kräfte des menschlichen Geistes, daß man, um ihn tiefer aufzufassen, zu verschiedenen Zeiten immer zu ihm zurückkehren muß. Der jugendliche Leser, in welchem die Kräfte der Einbildungskraft vorherrschen, wird sich durch den Reichthum phantasievoller Situationen und Verhältnisse angezogen fühlen, welche Shakspeare darstellt; jene schönen Mondscheinnächte in den Gärten von Verona und Belmont, jene lieblichen Gestalten der romantischen Sage, jene wunderbaren Zauber seiner Eilande, jene seltsamen und abenteuerlichen Menschen mit ihren außergewöhnlichen Schicksalen müssen die Einbildungskraft lebhaft und unwiderstehlich fesseln. In einem ernstern Alter, in welchem die denkenden Kräfte der Einbildungskraft mindestens das Gleichgewicht halten, oft vor derselben einen Vorsprung gewonnen haben, wird der Sinn für die ernsten Verhältnisse des Lebens, für die Bewegungen der Geschichte und des öffentlichen Lebens, wird die tiefe Theilnahme an der Familie und die Fülle oft bitterer Erfahrungen den tiefern Menschen an jene Tragödien fesseln in welchen Shakspeare die Grundtiefen der sittlichen Mächte im privaten wie im öffentlichen Leben sichtbar gemacht hat. Der Denker, welcher dem Leben ein ernstes Antlitz zukehrt, wird in Shakspeare's Dichtungen eine nachhaltige Nahrung finden. Es ist selten und nur die Eigenschaft eines schon bevorzugten Geistes, für die verschiedenen Eigenthümlichkeiten dieses Dichters ein gleiches Interesse zu hegen, der komischen wie der tragischen Größe, der phantasiereichen wie der philosophischen Tiefe dieses Dichters eine gleich empfängliche Seele entgegenzubringen. Diese Reichhaltigkeit Shakspeare's ist aber der Grund daß unser Zeitalter seine Liebe und sein Studium diesem Dichter immer mehr zuwendet. Je einseitiger die Richtung eines Zeitalters ist, desto weniger ist es geeignet diesen Dichter zu würdigen. Als daher im vorigen Jahrhundert der französische Geschmack in Kunst, Literatur, Leben und Sitte mit Verstandeseinseitigkeit in England und Deutschland vorherrschte, war für das Verständniß Shakspeare's keine Zeit, und es begann dasselbe erst, als unser Lessing und Herder, Schiller und Goethe der verkümmerten Natur wieder zu ihrem Rechte verhalfen. Seitdem ist das Studium Shakspeare's nie wieder erloschen und die Erkenntniß hat wesentliche Fortschritte gemacht. Unsere Absicht ist den Standpunkt zu bezeichnen, auf welchem diese Erkenntniß gegenwärtig steht, und auf

die Persönlichkeiten einen betrachtenden Blick zu werfen, welche diesen Standpunkt herbeigeführt haben. Wir beginnen diese Betrachtung mit S. T. Coleridge, dessen Ansichten in zwei Werken enthalten sind:

Notes and lectures upon Shakspeare and some of the old poets and dramatists with other literary remains of *S. T. Coleridge* edited by Mrs. *H. N. Coleridge*. Zwei Bände. London 1849.

Specimens of the Table talk of *S. T. Coleridge*. Vierte Ausgabe. London 1851.

Eine neue Epoche im Verständnisse Shakspeare's wurde nämlich durch S. T. Coleridge in England herbeigeführt. Man darf sagen, er wurde der Gründer einer Schule. Von den neuesten Erklärern Shakspeare's in England sind viele von ihm abhängig. Strachey in seiner Abhandlung über „Hamlet" nennt ihn seinen Führer im Studium Shakspeare's und Knight in seinem Buche „Studies of Shakspeare" (London 1851; S. 560) spricht von Coleridge in dem Tone der tiefsten Verehrung; er bekennt sich ausdrücklich als den Schüler dieses Philosophen. Coleridge lebte von 1772—1834. Man warf ihm in England vor daß er in seinen Ansichten über Shakspeare von A. W. Schlegel abhängig sei. Coleridge hat indessen bereits im Jahr 1808, also vor der Erscheinung der Schlegel'schen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" Vorlesungen über Shakspeare gehalten, und er ist in den Grundzügen seiner Ansichten durchaus original.

Wenn aber eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Ansichten Coleridge's und Schlegel's stattfindet, so ist sie aus der Aehnlichkeit des literarischen Charakters, der beide Männer auszeichnet, zu erklären. Beide haben sich mit sehr umfassenden literarhistorischen Studien beschäftigt; von Schlegel ist bekannt, schon durch seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur", dann durch seine Uebersetzungen aus dem Englischen, Spanischen, Italienischen, Indischen, wie universal seine Kenntniß der Poesie war; Coleridge hat in ähnlicher Ausdehnung die poetischen Werke der verschiedensten Nationen studirt und in seinem „Course of lectures", in seiner Abhandlung über den „Prometheus" des Aeschylos (Beides im zweiten Bande der „Notes and lectures upon Shakspeare and some of the old poets and dramatists") liegen die Beweise vor. Beide Männer, Schlegel wie Coleridge, waren höchst talentvolle Uebersetzer; und wie Schlegel durch seine Uebersetzungen um die weitere Verbreitung der Shakspeare-Kenntniß sich die schönsten Verdienste erworben, so hat Coleridge die Bekanntschaft der Engländer mit deutscher Dichtung durch Uebersetzungen vermittelt, denn er übersetzte Schiller's „Wallenstein" vortrefflich. Ferner aber gleichen sich Coleridge und Schlegel in dem Umstande daß Beide Dichter waren; und es ist wol mit Recht bemerkt worden daß für Coleridge gerade seine Bekanntschaft mit der deutschen Romantik vom eigenthümlichsten Einfluß gewesen ist. Die poetische Anlage welche beide Männer besaßen gibt ihren ästhetischen Anschauungen und ihrer Kritik eine schöne Eigenthümlichkeit, durch welche sie einander so ähnlich sind und so fruchtbar gewirkt haben; Beide sehen die Werke der Dichtkunst mit dem Auge der eigenen dichterischen Begabung an, sie fassen die Werke der Phantasie mit Phantasie, nicht blos mit berechnendem Verstande auf, und wie sie fähig sind, den Spuren des dichterischen Genius mit wahlverwandter Seele nachzugehen, sind sie auch im Stande, durch ihre ästhetischen Betrachtungen die Seele so zu stimmen daß sie fähig wird zur Aufnahme ästhetischer Eindrücke.

Was Coleridge insbesondere charakterisirt und ihn sehr wesentlich von Schlegel unterscheidet, ist sein tiefes und umfassendes Studium der Philosophie und sein philosophisches Streben. Sein System, wie er selbst sagt („Table talk", S. 146), war, in jedem andern System das darin Wahre aufzusuchen. Durch ein unermüdliches Streben, durch einen moralischen Durst nach Wahrheit, wie der Herausgeber des „Table talk" (S. XI) sagt, war Coleridge ausgezeichnet, und in dieser Beziehung ist er dem deutschen Lessing vergleichbar. Diese Eigenthümlichkeit mußte für seine Auffassung der Poesie, insbesondere Shakspeare's, von Einfluß sein. Dazu kam bei ihm ein tiefes und zartes Gemüth. Seine Dichtungen, von denen einige in Deutschland durch Uebersetzungen bekannt sind, beweisen eine tiefe phantasiereiche Naturliebe, welche auch die geringsten Gegenstände als beseelt und von Empfindung und Leidenschaft bewegt darstellt. Diese poetische Fähigkeit mußte ihn für das Verständniß Shakspeare's reich ausstatten; da in der eigenen dichterischen Seele Coleridge's eine tiefe Harmonie wohnte, mußte er fähig sein die tiefe Harmonie in Shakspeare's Dichtungen zu empfinden und zu begreifen. Diese Harmonie seinen Landsleuten zu erklären war seine eigenste Thätigkeit, durch welche er eine neue Epoche in dem Studium Shakspeare's begründet hat. Man hatte niemals an der außerordentlichen Gewalt und dem Umfange der Shakspeare'schen Phantasie gezweifelt, aber man hatte diese Phantasie als eine wilde und unregelmäßige und die Werke derselben als geniale Verstöße gegen die Regeln der Kunst bezeichnet. Man hatte die Meinung, als ob Shakspeare die Werke seiner Phantasie in einem wilden, halb besinnungslosen Taumel ohne eigentlichen Kunstverstand aus der gährenden Tiefe seines erregten Geistes hervorgeschleudert habe. Diese Ansichten waren noch in voller Geltung in Coleridge's Jugend. Coleridge trat auf und zeigte seinen Landsleuten, daß, wie er sich ausdrückt, Shakspeare's Urtheil seinem Genie vollkommen entspreche („Shakspeare's judgment equal to his genius"; „Notes", S. 58). Er bemerkt mit Stolz, daß er zuerst gezeigt habe daß die eingebildete Unregelmäßigkeit Shakspeare's nichts Anderes sei als der Traum eines Pedantismus, der den Adler beschuldigt daß er nicht die Eigenschaften des Schwans habe. Mit satirischer Schärfe, in verschiedenen Wendungen und Bildern verfolgt er den kleinlichen Sinn mit welchem Shakspeare beurtheilt wurde. Einige Pedanten, sagt er, hatten gelesen daß Sophokles

das große Muster der Tragödie sei und Aristoteles der untrügliche Dictator der Regeln derselben; sie fanden, daß „Lear", „Hamlet", „Othello" und andere Meisterwerke weder Nachahmungen des Sophokles sind noch der Dictatur des Aristoteles gehorchen; sie hatten mit geringen Ausnahmen nicht den Muth zu behaupten, daß der Genuß, den ihr Vaterland von Geschlecht zu Geschlecht trotz der Veränderung der Sitten und Gebräuche aus Shakspeare schöpfe, völlig grundlos sei; sie nahmen daher ihre Zuflucht zu dem glücklichen Mittel, von Shakspeare als von einer Art schönen Naturspiels, von einem ergötzlichen Ungeheuer zu sprechen, welches zwar wild, ohne Geschmack und Urtheil sei, aber den inspirirten Tröpfen des Osten gleiche, die unter den sonderbarsten Thorheiten die erhabensten Wahrheiten äußern. In neun Stellen von zehn, wo der verehrungswürdige Name Shakspeare's erwähnt werde, geschehe es mit den Epitheten: „wild, unregelmäßig, Kind der Natur" u. s. w. Wenn Das wahr sei, so müsse man sich ihm unterwerfen; wenn unwahr, so sei es eine gefährliche Unwahrheit, da sie der heimlichen Selbsttäuschung eine Zuflucht gewähre, Shakspeare als eine Art großen Lama hinstelle, der angebetet und dessen Excremente sogar als Reliquien gepriesen würden, der aber ohne Autorität und wirklichen Einfluß bleibe. Jeder Kritiker, sagt Coleridge weiter, der einige Collectaneen gemacht hat, zieht die Siebenmeilenstiefeln des Selbstgefühls an, wird sofort aus einem Erklärer ein oberster Richter, füllt, blind und taub wie er ist, sein Fläschchen mit dem Wasser des Niagara und behauptet mit Bestimmtheit daß die Größe des Wasserfalls in Nichts weiter bestehe als in dem Inhalte des Fläschchens.

Solchen Kritikern gegenüber macht Coleridge den vortrefflichen Satz geltend, daß die Kritik Shakspeare's nur genial sein könne wenn sie ehrfurchtsvoll sei.

Der Engländer, welcher ohne Ehrfurcht, ohne stolze und leidenschaftliche Ehrfurcht den Namen William Shakspeare's ausspricht, ist ohne Befähigung zur Thätigkeit eines Kritikers.

Und diese Ehrfurcht vor Shakspeare's dichterischer Größe ist die Seele welche in Coleridge's Kritik lebt. Er ist unerschöpflich in Wendungen in welchen diese Verehrung sich ausdrückt; er nennt Shakspeare den Mann mit der Myriadenseele („the myriad-minded man"; „Notes", S. 117), den oceanischen Geist („Table talk", S. 312); er hat einen solchen Glauben an Shakspeare's Geist daß er stets furchtsam und mistrauisch gegen sich selbst ist, wenn er einen Irrthum in Shakspeare's Urtheil wahrzunehmen glaubt; hat er doch die Erfahrung an sich gemacht, daß sich, was er bei Shakspeare für Fehler hielt, bei reiferm Verständniß in Schönheiten für ihn verwandelte; für ihn ist Shakspeare der auserwählte Dichter, die menschgewordene Natur, der geniale Geist, der eine Gewalt und eine Weisheit in sich einschließt, die tiefer ist als unser eigenes Bewußtsein (vergl. die Stellen in den „Notes" S. 139, 204, 234, 142, 66, 145); er faßt sein Urtheil über den geliebten Dichter in die Worte zusammen (S. 269):

Es gibt drei Kräfte: Witz, welcher das theilweis Aehnliche, das im allgemeinen Unterschied verborgen ist, entdeckt; Scharfsinn, welcher den in gleich erscheinenden Gegenständen verborgenen Unterschied auffindet; und Tiefsinn, welcher eine Wesenseinheit in allen Erscheinungen des Unterschieds aufzufassen versteht. Man gebe einem scharfsinnigen Manne Einbildungskraft und er ist witzig; einem tiefsinnigen Phantasie und er ist ein Philosoph. Ferner füge man hinzu die anmuthende Empfänglichkeit in der dreifachen Gestalt der Sympathie mit Allem was als Sittlichkeit interessirt, als Form Eindruck macht, als Ton harmonisch ist — und man hat einen Dichter. Aber man verbinde Alles, Witz, Scharfsinn und Einbildungskraft mit Tiefsinn, Phantasie und der moralischen wie physischen Empfänglichkeit für das Anmuthige, und man lasse die so wirkende Persönlichkeit einen Mann von Universalität sein; und wir werden haben, o der voreiligen Prophezeiung, man sage lieber, wir haben einen Shakspeare!

Eine solche Begeisterung, wie Coleridge für Shakspeare hat, ist nicht die Grille eines einseitigen Kopfes, der sich mit vorgefaßten Meinungen an ein eingebildetes Ideal heftet; diese Begeisterung als der Ausdruck eines Dichters für einen Dichter, eines Mannes, der von den mannichfaltigen Wanderungen in den verschiedensten Gebieten der Weltliteratur immer wieder zu Shakspeare wie zu einer geliebten Heimat zurückkehrte, eine solche Begeisterung ruht auf tiefen Grundlagen und ist für Andere höchst belehrend. Man hat es daher im höchsten Grade zu bedauern daß Coleridge nicht ein ausführliches Werk über Shakspeare hinterlassen hat, geradeso wie wir das versprochene Werk Tieck's über Shakspeare stets schmerzlich vermissen werden. Was wir von Coleridge besitzen, sind gleichsam nur Randglossen, höchstens kleinere Abhandlungen, aber sie sind von großem Werthe und wichtig wegen der Wirkung welche sie auf englische wie deutsche Schriftsteller ausgeübt haben. Sie sind wichtig als Andeutungen und geistreiche Winke über Shakspeare's Composition; und wenn Vischer in seiner „Aesthetik" mit Recht sagt daß Shakspeare ein noch unerforschter Compositionskünstler sei, so wird doch der Erforscher der Composition Shakspeare's Coleridge's Ansichten nicht unbeachtet lassen dürfen.

Coleridge ging in seiner Ansicht über die Composition Shakspeare's von der Polemik gegen jene Kritik aus, welche in Shakspeare's Dichtungen nur Producte einer wilden und unregelmäßigen Phantasie sah. Er stellt gegen diese Kritik den Gedanken auf daß jedes Werk eines wahren Genies eine ganz eigenthümliche Form habe; er findet den Irrthum jener Kritiker in dem Umstande daß sie die organische Form mit der mechanischen verwechseln. Er vergleicht die Wirksamkeit des dichterischen Genies mit der Wirksamkeit der Natur und er thut dies in der höchst anziehenden Sprache des tiefsinnigen Denkers und des phantasiereichen Dichters.

Seine Ansicht von dem dichterischen Genie führt Coleridge dahin aus daß dasselbe im Urtheile (wir würden sagen: in der Besonnenheit) als in seiner höchsten Form sich offenbare. Er ist weit entfernt zu behaupten daß der Genius und die Regel einander widersprechen.

Der Geist der Dichtkunst, wie alle andern lebendigen Kräfte, muß mit Nothwendigkeit sich selbst bestimmen durch Regeln, wäre es auch nur um die Kraft mit der Schön-

denen es allerdings nicht an Wahrscheinlichkeit fehle, die indeß noch weit davon entfernt seien, um für unbedingte Wahrheit genommen werden zu können. Jemehr wir das Walten der Natur auf Gesetze und Ursachen zurückführen, umsomehr und um so klarer zeigt sie Wunder, denen unsere Geisteskräfte nicht gewachsen sind.

Hat nun schon das erste Bändchen unsere beifällige Beachtung erweckt, so ist das zweite in noch höherm Grade dazu geeignet. Die Begeisterung für die Natur lodert hier wie dort mit gleich edelm Feuer, nur ist sie etwas mehr von dem ruhig prüfenden Verstande überwacht. Man merkt es der ganzen Haltung der Darstellung an daß der Verfasser reicher geworden ist an Erfahrung, daß er einen beachtenden Blick auf die Wege würdiger Strebgenossen geworfen hat. Das Büchelchen ist dem Verfasser des „Kosmos", unserm Alexander von Humboldt gewidmet. Der Verfasser traf mit diesem großen Gelehrten zu wiederholten malen in der berühmten Cotta'schen Sammlung der Versteinerungen zusammen; in diesem persönlichen Begegnen findet derselbe eine äußere Rechtfertigung für seine Widmung. Die innern Gründe erkennt er in dem von Humboldt's hohem Streben beseelten Drange, „den Menschen ihre irdische Heimat durch Kenntniß derselben lieb und werth zu machen."

Die acht Vorträge welche den Inhalt dieses Bändchens bilden sind in Leipzig und Mainz auch wirklich gehalten. Sie sind aber nicht wieder stenographirt worden. Nach der mainzer Wiederholung sind sie mit Zugrundelegung der Notizen welche den freien Reden Halt und Zusammenhang gegeben hatten rasch zu Papier gebracht und ruhig überarbeitet.

Einleitende Umschau in dem jetzt so genau erforschten reichen Gebiete der Versteinerungen, wissenschaftliche Begriffsfeststellungen über das eigentliche Wesen der Versteinerungen, über Verkohlung und Mumifirung, woran sich zugleich Blicke auf die Entstehung und Umbildung der Erdrinde schließen, bilden den Hauptstoff der Vorträge. Wir wollen nun Einiges aus dem Werke zur Mittheilung bringen.

Im dritten Vortrage kommt der Verfasser auf die interessante geologische Frage, bis zu welcher Tiefe unsere Erdrinde jetzt erstarrt sei. „Die Antworten der Forscher lauten verschieden", sagt der Verfasser. „Die wahrscheinlichste und mit den genauesten Forschungen am meisten im Einklange stehende meint, um mich durch einen Vergleich am anschaulichsten auszudrücken, daß die erstarrte Erdrinde sich zu der übrigen noch feuerflüssigen Erdmasse etwa ähnlich verhält wie die Schale einer Orange zu deren Fleische. Die Annahmen der Geologen weichen von 14—200 Meilen voneinander ab; bei einem Durchmesser von 1719 Meilen also höchstens ein Viertel des Halbmessers der Erde. Wem das zu wenig für seine Sicherheit dünkt, der beruhige sich; ihn hält's schon noch aus. Denn nach Bischof's in Bonn Untersuchungen befinden wir uns bereits seit 2000 Jahren in einem Stillstandsstadium unserer Erdoberflächenwärme."

Der vierte Vortrag handelt von der Wichtigkeit der Versteinerungen für die Gebirgskunde und für die vergleichende Geschichte der Natur überhaupt. „Von ganzen Thier- und Pflanzenfamilien kommen niemals Versteinerungen vor, entweder weil sie in der Vorzeit noch gar nicht existirten, oder weil ihre Körperbeschaffenheit sich nicht für den Versteinerungsproceß eignete. Vom Menschen hat man eigentliche Versteinerungen noch niemals gefunden. Der Mensch ist bestimmt noch kein Zeitgenosse der großen Diluvialthiere gewesen. Wie schon früher die nüchterne Naturanschauung der dogmatisch-gläubigen Ansicht gegenüber, daß die Versteinerungen die verfluchten Ueberreste der in der «Sündflut» vernichteten Geschöpfe seien, sich geltend machte, sieht man aus des Veronesers Fracastoro um 1517 ausgesprochener Ansicht, daß um diese Zeit bei Verona ausgegrabene Versteinerungen von Seemuscheln nicht durch die noachische Flut erklärt werden könnten, eben weil es Seemuscheln seien, während jene aus süßem Wasser bestanden habe.... Nahe liegt hier die Frage, ob die in dem einer zerstörenden Katastrophe nachfolgenden Zeitabschnitte eines neuen ruhigen Lebens erscheinenden Thiere und Pflanzen die mit der Zeit und unter der neuen Lebensbedingungen sich umgestaltenden Nachkommen einzelner Ueberlebender waren, welche der Zerstörung entgingen, oder ob sie in dem neuen Zeitraume neu entstanden? Beide Ansichten haben, wenn auch nicht für alle Formen und für alle Schichten, ihre Bekenner. Ich glaube aber daß die Naturforschung noch nicht so weit ist, über diese mit den größten Geheimnissen des sich gestaltenden Lebens zusammenhängenden Fragen einen endgültigen Ausspruch zu thun. So viel steht fest daß im Verlaufe der Jahrhunderttausende zu den bereits früher vorhandenen Thier- und Pflanzenformen gleichen Schritts mit den in vorigem Wandel begriffenen Lebensbedingungen immer neue und vollkommenere Wesen neben die breits vorhandenen oder an ihre leer gewordene Stelle eintraten."

Im fünften Vortrage hält der Verfasser eine Rundschau über das Thier- und Pflanzenleben der Jetztwelt. Er hält das Wasser für die Wiege alles organischen Lebens, und er hat Recht; wenn er aber bei dieser Gelegenheit es für eine von Mund zu Mund gehende Fabel hält daß wir in jedem Wassertropfen Millionen Infusionsthierchen verschlucken, so sehen wir darin Nichts weiter als eine seinen Zuhörern und Zuhörerinnen gezollte Artigkeit. Denn wenn es wirklich wahr ist daß wir in dem Wasser, welches wir mit Appetit trinken, wenig oder gar keine Infusorien erblicken können, so ist dies sicherlich Nichts weiter als Folge der Beschränktheit unserer mikroskopischen Hülfe. Warum fault denn das Trinkwasser in verschlossenen Flaschen? Auf diese Frage antwortet der Verfasser selbst an einer Stelle des ersten Bändchens, „weil die vom Wasser getragenen belebten Organismen sterben und verwesen". Doch wir wollen diesen Gegenstand auf sich beruhen lassen und nur noch eine allgemeine interessirende Bemerkung des Verfassers hier anknüpfen. „Ich muß noch erwähnen daß diese Welt der kleinsten Wesen der Tummelplatz der heftigsten Kämpfe der Gelehrten gewesen ist. Es kommt in ihr eine sehr artenreiche Gruppe vor, die man Diatomeen, deutsch am häufigsten Stäbchenthierchen nennt. Die Zoologen und Botaniker stritten und streiten sich zum Theil noch um den Territorialbesitz dieser kleinen Provinz der organisirten Welt. Neuerdings mehren sich die Stimmen Derjenigen täglich welche sie dem Botaniker zusprechen, und somit muß auch jener deutsche Name vergessen oder im Stäbchenpflanzen umgeändert werden."

Die noch übrigen drei Vorträge behalten dann das Feld der Versteinerungen speciell im Auge. Sowie der Alterthumsforscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte aus alten Bauwerken, Statuen, Münzen sich den Zustand der Kunstcultur untergegangener Völker deutlich zu machen sucht, so richtet der Naturforscher seinen prüfenden Blick in das Gebiet der Versteinerung, um den Charakter der Thier- und Pflanzenwelt früherer Erdentwickelungsperioden kennenzulernen. Das ist auch die Ansicht unsers Verfassers, und im weitern Verfolg leistet er viel, weil er überall sich den größten Denkern dieses Fachs anschließt; in der vorweltlichen Pflanzenwelt ist ihm Adolf Brongniart der hervorragendste Gewährsmann. Aus der letzten Vorlesung wählen wir uns wieder einige Stellen heraus. „Die Ungeheuer der vorigen (ersten, zweiten) Periode sind verschwunden, und meist nur friedlichere, den heutigen ähnliche Formen treten auf. Vielleicht ist es ein Beweis von der schnellen Wandelung in der die Amphibienclasse begriffen ist, daß sogar seit der geschichtlichen Zeit zwei Amphibien aus der Reihe der lebenden Thiere verschwunden zu sein scheinen. Es sind zwei Krokodile, von denen man Mumien in den ägyptischen Katakomben gefunden hat, die man nicht mehr lebendig kennt. Und doch läßt der Umstand daß sie die alten Aegypter wie den Ibis und andere Thiere balsamirten, vermuthen daß sie damals in Aegypten und zwar vielleicht in schädlicher Häufigkeit oder eben nur noch in Aufmerksamkeit erregender Seltenheit gelebt haben. Vor anderthalbhundert Jahren glaubte man endlich einen Zeugen der Sündflut gefunden zu haben. Unter diesem

Niedrigkeit glatter Bosheit. Vielleicht sollte ich den „Kaufmann von Venedig" anführen; aber hier sind dieselben Bemerkungen zu machen. Es war eine alte Sage; und man setze irgend eine andere Gefahr an die Stelle des Pfundes Fleisch, des Umstandes in welchem die Unwahrscheinlichkeit liegt, und alle Situationen und Gemüthsbewegungen werden gleich ausgezeichnet und angemessen sein. Dagegen nehme man aus dem „Tollen Liebenden" von Beaumont und Fletcher die phantastische Annahme daß er verpflichtet sei sein eigenes Herz auszuschneiden und seiner Herrin darzubieten, und alle Hauptscenen werden damit fallen.

Man sieht, Coleridge berührt hier das wichtige Verhältniß des Zufalls im Drama, worüber deutsche Aesthetiker wie Vischer, Rötscher und zuletzt Hettner („Das moderne Drama", S. 120 fg.) gehandelt haben. Die Bemerkungen Coleridge's haben den Sinn daß der Zufall seine Erledigung in der Charakterentwickelung finden müsse. Ich kann hier an die Bemerkungen erinnern, welche Coleridge über die Beschaffenheit der Shakspeare'schen Charakteristik macht. Shakspeare führt die Charaktere dem Leser oder Zuschauer vor, er erzählt nicht von ihnen (vergl. „Notes", S. 80). Von jeher ist Shakspeare als Charakteristiker bewundert; die Bedenken welche die Wahrheit oder Folgerichtigkeit der Shakspeare'schen Charaktere in Zweifel ziehen lösen sich immer bei tieferer Einsicht. Daß Shakspeare die Charaktere im eigentlichen Sinne des Worts darstellt, das erklärt oder beseitigt auch die von Coleridge erwähnten Unwahrscheinlichkeiten. Das Auftreten Lear's in der ersten Scene, seine Frage: Welche von Euch liebt uns am meisten? kann etwas Ueberraschendes, Befremdendes, Unwahrscheinliches haben; es verschwindet, je weiter der Charakter in seiner Entwickelung vorschreitet. Der Dichter zeichnet alle Gründe und Verhältnisse, aus denen ein Charakter der eine so sonderbare Frage stellt sich entwickeln konnte. Er versetzt uns in ein kriegerisches, gewaltthätiges Zeitalter; er zeigt uns einen Herrscher, dessen Wille Gesetz ist, der nur Gehorsam fodert, der keinen Widerspruch verträgt, dessen Kraft und Majestät zwar nicht verloren, aber in Willkür ausgeartet ist; kein Freund und Rathgeber, wie treu sie auch sind, ist bei ihm von Einfluß, denn die bittere Wahrheitsliebe des Narren wird mit der Peitsche bedroht und Kent verbannt, wo er es wagt mit Rath und Warnung zwischen den „Drachen und seinen Grimm zu treten"; keine Gattin, welche fähig wäre durch Sanftmuth das auflodernde Feuer des Zorns zu dämpfen, steht an seiner Seite, wir müssen sie uns längst verstorben denken; seine Laune bildete die Schmeichelei oder den Starrsinn in seiner Umgebung, in seinen Töchtern aus; gewohnt geliebt zu werden und unendlich liebebedürftig ist er mistrauisch und offenbart dadurch einen verborgenen, ihm selbst unklaren Zweifel, ob er geliebt zu werden verdiene! Wie sollte er bei solchem Charakter, unter solchen Umständen nicht zu der halbtollen, von Liebe, Liebebedürfniß und Egoismus zeugenden Frage kommen: Welche von Euch liebt uns am meisten? Wie mit Lear, so verhält es sich auch mit andern Charakteren. Auch bei Lady Macbeth könnte man von Unwahrscheinlichkeit reden. Hiecke in seiner gründlichen Abhandlung über „Macbeth", S. 70, findet bei Shakspeare wenig Exposition und ruft aus:

> Wie wenig erfahren wir von Macbeth's und seiner Gemahlin früherm Leben, von Duncan's Regierung u. s. w.!

Es ist wahr, wir erfahren wenig, aber das Wenige ist genug. Alles ist von dem Dichter gethan, um uns diese Charaktere vollkommen verständlich zu machen. Lady Macbeth's grauenhafter Mordsinn, das scheinbar Unwahrscheinlichste, ist genügend motivirt. Sie gehört wie Lear einem tumultuarischen Zeitalter an, wo auch Frauen, wie Chriemheld in den „Nibelungen", bis zu verbrecherischer Entschlossenheit fortschreiten. Ein Kind hat sie verloren, und für den Verlust den das Mutterherz erlitten sucht sie Ersatz in ehrgeizigen Träumen. Die Einsamkeit begünstigt dieselben; ihr Gemahl ist oft abwesend auf Kriegszügen und Kämpfen. Er ist der Starke der den erschütterten Thron des schwachen Duncan wieder befestigt; selbst eine thatkräftige Natur, liebt sie in ihm den tapfern Heldencharakter. So wirft der Versucher in der Gestalt eines schrankenlosen Ehrgeizes frevelhafte Wünsche in ihre Seele, und eine in Einsamkeit tief brütende Phantasie steigert sie bis zum Frevel. Dieser Versucher sagt ihr daß ihr Gemahl, der die Herrschaft des schwachen Königs aufrechterhält, herrschen müsse als der Starke und zur Herrschaft Fähige. In solcher Stimmung erscheint ihr die Gelegenheit und ihr Entschluß ist gefaßt.

Kehren wir zu Coleridge zurück, um die Eigenthümlichkeiten, durch welche er das Shakspeare'sche Drama ausgezeichnet findet, weiter zu bezeichnen. Das dramatische Interesse, sagt er („Notes", S. 78), hängt bei Shakspeare nicht von der Verwickelung ab, das Interesse liegt in den Charakteren; die Verwickelung ist der bloße Canevas und nichts weiter. Noch weniger hängt das Interesse von der Geschichte ab.

> Daher nahm sich Shakspeare nicht die Mühe Geschichten zu erfinden. Ihm genügte es aus denjenigen auszuwählen, die bereits erfunden waren und die sich ihm in der einen oder andern oder in den beiden Beziehungen empfahlen, daß sie seinem besondern Zwecke entsprachen und der volksthümlichen Ueberlieferung angehörten.

Man sieht, wie wichtig dieser Umstand ist und wie der Dichter, der durch eine fast allgemein bekannte Geschichte kein Interesse erwecken konnte, durch die künstlerische Behandlung derselben, durch Composition und Charakteristik fesseln mußte. Der Charakteristik dienen auch die reinlyrischen Gesänge. Sie sind in Shakspeare's Dramen, sagt Coleridge („Notes", S. 79), nicht wie in den Stücken des Metastasio, wo am Ende der Scene die Arie kommt als das Ausgangswort des Charakters. Abgesehen von ihrer Schönheit bezeichnen sie das Wesen der Person welche sie singt oder nach denselben verlangt, wie Desdemona's „Weide, grüne Weide" und Opheliens wilde Lieder oder die süßen Rundgesänge in „Wie es Euch gefällt". Es ist dem Leser Shakspeare's bekannt, wie dieser Dichter die süßen, melancholisch-innigen Töne des Volkslieds liebte, wie er sie in seine Dramen verflocht oder hierin ganz Naturdichter in ihrem Geiste selbst dichtete. Unter den Seelen, welche Shakspeare besaß

ist eine ganz musikalische. Coleridge, als Dichter in dieser Beziehung Shakspeare verwandt, hat das volle Verständniß, das empfängliche Ohr für diese Gattung der Poesie. Mit Begeisterung spricht von jenen lyrisch-musikalischen Versen das Puck, mit welchen der „Sommernachtstraum" schließt, und nennt sie Anakreontisch und griechisch in Vollkommenheit, Angemessenheit, Anmuth und Freiheit, englisch in Reichthum und wilder Ordnung! Er bemerkt den reizenden Uebergang, der in dem Elfenliedchen („Over hill over dale") von den Amphimacern zu den Trochäen stattfindet, und hebt die schöne Wirkung hervor mit der sie das Ohr berühren (S. 115). Die musikalische Natur in Shakspeare, der Gebrauch der Lieder in manchen seiner Dramen ist ein Gegenstand von großer Wichtigkeit. Unsere Dichter sind Shakspeare hierin nachgefolgt, Schiller im „Tell", Goethe im „Götz", „Egmont", „Faust", Eichendorff im „Ezelin". Bei Shakspeare selbst dient das Lyrisch-Musikalische dazu, die von den harten Stößen des tragischen Geschicks verwundete Seele des Zuschauers oder Lesers zu besänftigen, und hängt mit der bewundernswerthen Kunst zusammen, mit welcher Shakspeare die Seelenkräfte im Gleichgewichte zu erhalten, die gestörte Ruhe wiederherzustellen sucht. Diese Eigenheit echtkünstlerischer Schönheit erreicht er durch die Charaktere selbst, durch welche er, wie Hiecke (über „Macbeth") sagt, zwei Zwecke zugleich erreicht. Edgar im „Lear" ist ein wahnsinniger Bettler, um sein Leben zu retten; wenn aber der verstellte Wahnsinn Edgar's neben dem wirklichen Lear's steht, dient er künstlerisch dazu, dem ungeheuren Stoße einige Kraft zu nehmen, mit welcher der wirkliche Wahnsinn Lear's unsere Seele trifft. Welche Ruhe flößt Shakspeare unserer Seele ein, wenn er Kinder schildert! Er lenkt unsere Seele für Augenblicke von der Gewalt des tragischen Pathos ab, und von den Schlachtfeldern des Schicksals führt er uns ein in die friedliche, beruhigende Heimlichkeit des häuslichen Lebens! Lady Macduff und ihr Sohn, Prinz Arthur, Mamillius und selbst des ehrbaren Evans Schulknabe geben die Beweise, wie sie kaum ein anderer Dichter geliefert hat. Noch mehr dient zur Hervorbringung der Harmonie und Ruhe die poetische Sprache und der künstlerische Rhythmus des Ganzen. Ueber den Rhythmus in Shakspeare's Darstellung hat Vischer in der „Aesthetik" (§. 500) mit gewohnter Tiefe gesprochen und den Rhythmus in der Scenerie des „Lear" herrlich ins Licht gesetzt.

Die Bemerkungen Coleridge's über Shakspeare's Sprache und Stil sind von Werth, weil sie nicht allein der betrachtende Theoretiker, sondern auch der erfahrungsreiche Dichter macht. Coleridge legt ein Geständniß ab, das für jüngere Dichter höchst belehrend sein muß. Er hatte in seiner Dichtung „Remorse" den Versuch gemacht, Shakspeare's Stil nachzuahmen, aber nach Vollendung derselben fand er selbst daß er den Spuren Beaumont's und Fletcher's und Massinger's gefolgt war. Er machte also die Erfahrung der Unnachahmlichkeit Shakspeare's, die auch Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" (Lachmann's Ausgabe, VII, 329) so trefflich entwickelt. Shakspeare ist von allen andern Dichtern grenzenlos unterschieden. Coleridge sagt („Table talk", S. 214):

Auf den ersten Blick scheinen Shakspeare und seine Zeitgenossen in einem sehr ähnlichen Stile zu schreiben. Aber keiner hat doch nur eine einzige Scene in Shakspeare's Idiom entworfen und ausgeführt. Ich vermuthe, weil Shakspeare universal ist und in der That keine Manier hat; geradeso wie man viel leichter ein Gemälde copiren kann als die Natur selbst.

Mit diesen Bemerkungen sind die andern in „Table talk" (S. 311, 312) zu vergleichen. Ueber die poetische Sprache Shakspeare's macht Coleridge in den „Notes and lectures" hin und wieder treffliche Bemerkungen. Es ist sehr anziehend, wie er (S. 51—57) einzelne Strophen des Gedichts „Venus und Adonis" in dieser Beziehung durchgeht. Wir versagen es uns ungern, auf diesen Gegenstand einzugehen. Erlaubte es das Maß des Raums, so würden wir aus den Bemerkungen mittheilen, welche Coleridge über Rhythmus und Reim, über die Namen der Stücke, über das historische Drama macht, und mit den letztern Hettner's Ansichten („Das moderne Drama", S. 18) vergleichen. Wir würden seine Bemerkungen über den Pförtner in „Macbeth", den er verwirft und für eine eingeschobene Rolle hält, und die originelle Auffassung des Polonius und Othello mittheilen. Von dem Charakter des Letztern spricht Coleridge in „Table talk" S. 39, 40, in den „Notes and lectures" S. 253, 268, und bemerkt gegen die herrschende Meinung daß keineswegs Eifersucht in dem Charakter des Othello liege, Leontes (im „Wintermärchen") sei eifersüchtig, nicht Othello. Coleridge begründet seine Ansicht durch eine Betrachtung über das Wesen der Eifersucht und hat vollkommen Recht. Unter den deutschen Schriftstellern hat Sievers („Ueber die Grundidee des Shakspeare'schen Drama Othello", Gotha 1851) unabhängig von Coleridge die Ansicht verworfen daß Othello eine Darstellung der Eifersucht sei. Ehe wir von Coleridge scheiden, wollen wir nur eine Betrachtung noch kurz berühren, welche die Sittlichkeit Shakspeare's und seine Philosophie betrifft. Coleridge sagt „Notes", S. 77:

Wie bei Homer alle Gottheiten in der Rüstung erscheinen, selbst Venus, so sind bei Shakspeare alle Charaktere stark... Sie halten sich immer auf der Landstraße des Lebens. Shakspeare hat keine unschuldigen Ehebrecher, keine interessanten Blutschänder, kein tugendhaftes Laster; er gibt Das niemals als liebenswürdig was Religion und Vernunft uns gleich sehr verabscheuen lehren; er kleidet die Unreinheit nicht in das Gewand der Tugend, wie Beaumont und Fletcher, die Kotzebue jener Zeit... Bei Shakspeare wandelt das Laster niemals im Zwielichte; er kehrt nicht die Ordnung der Natur und des Eigenthums um; er macht nicht jede Magistratsperson zum Trunkenbold oder Schlemmer, noch jeden armen Mann weich, human und gemäßigt; er hat keine wohlwollenden Henker, keine sentimentalen Rattenfänger.

Ueber diese Eigenthümlichkeit der Shakspeare'schen Charaktere hat in ähnlichem Sinne Gervinus („Shakspeare", IV, 317) gesprochen; auch er vergleicht wie Coleridge die Shakspeare'schen Charaktere in ihrer Stärke mit denen Homer's, bei dem auch Paris ein Held ist,

und weist vergleichend auf Goethe's Clavigo, Weislingen, Ferdinand hin, gegen welche der Shakspeare'sche Proteus (in den „Beiden Veronesern") ein starker Charakter ist. Als eine hervorragende sittliche Eigenthümlichkeit bezeichnet Coleridge die philosophische Unparteilichkeit Shakspeare's, die er bei der Darstellung alles Politischen entfalte. Dieser Gedanke ist auch von Gervinus oft ausgesprochen worden. Statt vieler Beispeile können Richard II. und Julius Cäsar Beweise dieser Unparteilichkeit sein. Bei Gelegenheit des „Sturm" (S. 104) bezeichnet Coleridge die politischen Gesinnungen Shakspeare's, sowie auch Gervinus seiner Betrachtung über den „Sturm" (IV, 223) eine Bemerkung über die „köstliche Gesundheit der Shakspeare'schen politisch-geschichtlichen Weisheit" anschließt. Shakspeare, sagt Coleridge, ist immer der Philosoph und der Moralist, aber zugleich mit einer tiefen Ehrfurcht vor allen bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft und vor denjenigen Classen welche die festen Elemente des Staats bilden, ohne daß er ein bestimmtes politisches Glaubensbekenntniß ablegt. Muß er einen Namen haben, so sollte man ihn einen philosophischen Aristokraten nennen, der an den ererbten Einrichtungen ein Wohlgefallen hat, die ein Zeitalter an das andere binden, und an dem Unterschiede des Rangs, wonach Wenige im Besitze sein mögen, aber Alle die Vortheile davon genießen. Diese Sätze sind von Gervinus (vergl. IV, 424) weiter ausgeführt worden. Die schöne, gefühlvolle, wahrhaft menschliche Seele, wie sie aus Shakspeare's politischen Ansichten spricht, kann man in dem Gespräch zwischen Brutus und Cassius in „Julius Cäsar" (IV, 3) wahrnehmen, eine Scene welche Coleridge („Notes", S. 145) als den Ausdruck eines übermenschlichen Genius bezeichnet. Shakspeare war ein Mann, den die Universalität seines Genies zur Achtung befähigte vor Allem was aus unserer sittlichen Natur entspringt; er befleckte seine Muse nicht damit daß er die echten und allgemeinen Gefühle des Menschen, wie sonderbar sie auch erscheinen mögen, hinwegraisonnirt hätte. In dieser Eigenthümlichkeit ist er der echte Philosoph. Coleridge liebt es gerade den philosophischen Geist Shakspeare's hervorzuheben. Wie er ihn universal nennt, so bezeichnet er ihn mit einem kühnen Ausdrucke als „die Spinozistische Gottheit" („Table talk", S. 71). Aus diesem philosophischen Geiste mag er auch wol die Objectivität Shakspeare's ableiten. Er vergleicht in dieser Beziehung Milton und Shakspeare. Coleridge sagt:

Milton steht außerhalb und lenkt einen feurigen Wagen mit vier Rossen, die er das eiserne Gebiß fühlen läßt, mit welchem er sie beherrscht. In Shakspeare's Poesie ist nicht der eigene Charakter des Dichters sichtbar; nicht das Individuum Shakspeare reflectirt; aber Milton ist in jeder Zeile des „Paradise lost".

Wer an der philosophischen Tiefe und den logischen Fähigkeiten Shakspeare's zweifeln wollte, der dürfte sich nur an „Hamlet", an Biran's Lob der Frauenschönheit (in „Verlorene Liebesmühe") und an manche Sonette erinnern, in welchen (vergl. „Shakspeare-Almanach" von G. Regis, S. 161) der Gedanke bis zur Spitzfindigkeit durchgeführt ist. Auch durch diese philosophischen Fähigkeiten ist Shakspeare seinen dichterischen Zeitgenossen weit überlegen. Coleridge sagt („Table talk", S. 309):

Die Ben Jonson, Beaumont und Fletcher sehen einen Gedanken in seiner Totalität und stellen ihn so hin. Shakspeare geht schöpferisch zu Werke, er entwickelt B aus A und C aus B, geradeso wie eine Schlange sich bewegt welche aus ihrem eigenen Körper eine Stütze macht und ihre eigene Kraft immer zu verwickeln und zu entwickeln scheint.

Coleridge kommt auf diese Betrachtung gern zurück. Wir führen um des eigenthümlich schönen Gedankens willen der sich anschließt, noch eine andere Stelle an („Table talk", S. 226):

Bei Shakspeare erzeugt ein Gedanke den nächsten in natürlicher Weise; die Meinung ist allen eingewoben. Er bewegt sich zündend vorwärts wie ein Meteor durch die dunkle Atmosphäre; jedoch wenn die Schöpfung in ihren Umrissen vollendet ist, dann scheint er zu ruhen von seiner Arbeit, über sein Werk zu lächeln und sich zu sagen daß es gut ist. Man kann viele Scenen und Theile von Scenen wahrnehmen, welche darin einfach Shakspeare angehören, daß er sich selbst ergötzt in freudigem Triumphe und frischem Scherzen, weil sein höchstes Genie etwas Vollendetes vollbracht hat.

Es ist noch eine vortreffliche Bemerkung Coleridge's, wenn er sagt („Table talk", S. 225) daß der erhabene Dichter und der tiefe Philosoph in Shakspeare nur in dem Drama einen Vergleich hätte schließen können. So ist es in der That. Es ist nicht zufällig daß in Shakspeare's Jahrhundert die Philosophie in der Person eines Baco zu blühen begann, daß Sophokles, Euripides und Aristophanes die Zeitgenossen eines Anaxagoras und Sokrates waren. So befähigte der philosophische Geist in Lessing zur Production dramatischer Dichtungen weit eher als zu epischen und lyrischen, und in Schiller's Persönlichkeit hat der philosophische wie der poetische Geist zur dramatischen Dichtung, wenn auch nicht so innig und einheitsvoll und gleichgewogen wie in Shakspeare, sich verbunden.

Wie groß auch die Begeisterung ist, welche Coleridge für Shakspeare empfindet, so ist dieselbe doch keineswegs blind und vorurtheilsvoll. Wir finden sogar sehr harte Urtheile. Coleridge bezeichnet z. B. „Maß für Maß" als ein ihm verhaßtes Werk („Table talk", S. 42), obgleich es ganz Shakspearisch sei. Er sagt:

Unser Gerechtigkeitsgefühl wird stark verwundet durch Angelo's Entkommen. Isabelle selbst steigert sich bis zur Unliebenswürdigkeit und Claudio ist verabscheuenswerth.

In demselben Sinne sind die Bemerkungen welche Coleridge in den „Notes and lectures", S. 125 macht. So findet er den Charakter des Brutus im Widerspruch mit der Geschichte („Notes", S. 142) und den Charakter des Pförtner in „Macbeth" so widerwärtig daß er ihn für eine Interpolation hält („Notes", S. 237). Wir führen dies an, da es interessant und wichtig ist die Neigungen und Abneigungen eines so bedeutenden Geistes wie Coleridge zu kennen. Diese Bedeutung äußert sich vorallem in dem Einflusse den Coleridge auf die Shakspeare-Literatur ausgeübt hat. Von diesem Zweige seiner Thä-

-tigkeit gilt im Besondern was der Herausgeber des „Table talk" S. xxiv von dem Schriftsteller Coleridge überhaupt sagt, daß er in dem Herzen der aufsteigenden Literatur von England und Amerika lebe, daß die Grundsätze die er gelehrt hat das Hauptlicht des moralischen und intellectuellen Daseins seien.

Von den Schriften in welchen wir den Einfluß Coleridge's wahrzunehmen glauben nennen wir zuerst

Essays and marginalia. By *Hartley Coleridge*. Zwei Bände. London 1852.

Das Werk besteht aus einer Reihe von Aufsätzen und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände; wir heben unserm Zwecke gemäß nur die Shakspeare betreffenden Abhandlungen hervor und haben zu nennen: 1) „Shakspeare a tory and a gentleman" (I, 113—151); 2) „On the character of Hamlet" (I, 151—172); 3) „Shakspeare and his contemporaries" (I, 353—367); 4) „Notes on Shakspeare" (II, 129—201). Der vierte der genannten Aufsätze enthält eine kurze Vergleichung Shakspeare's namentlich mit Ben Jonson und Fletcher in Bezug auf die Charakteristik. Der Hauptgedanke ist daß Fletcher's Charaktere immer die Subjectivität ihres Urhebers verrathen, Ben Jonson seine Charaktere mechanisch bildete und kein „Prometheisches Feuer" ihnen selbständiges Leben verleihe, während Shakspeare's Charaktere in ihrer Wahrheit und Realität mit den Homerischen verglichen werden. Man begegnet hier Ansichten die S. T. Coleridge oft aussprach, und die Abhängigkeit des H. Coleridge ist um so erklärlicher, da er der Sohn des Samuel Taylor Coleridge ist. Wichtiger und inhaltsreicher ist die erste Abhandlung, in welcher der Verfasser zu beweisen sucht daß Shakspeare ein Tory und ein Gentleman gewesen sei. Die Abhandlung ist geistreich und fesselnd; aber auch hier begegnen wir Ansichten die uns aus S. T. Coleridge bereits geläufig sind. Die Bemerkung S. T. Coleridge's, die wir früher anführten, daß Shakspeare vor jedem Stande Achtung gehabt habe, finden wir bei H. Coleridge ausgeführter, und er findet darin den Toryismus Shakspeare's. Er sagt (I, 127):

Ein starker Beweis von Shakspeare's Toryismus ist die Achtung mit welcher er stets bestehende Stände, Grade, Einrichtungen und Meinungen behandelt, in dem er niemals das zu entweihen sucht was Zeit und die Uebereinstimmung der Welt geheiligt haben. Sogar Vorurtheile und Aberglauben berührt er zart, wie einer, der sich scheut eine alte gebrechliche Hütte niederzureißen, wenn die Schwalben unter ihrem Dache gebaut haben und das Schaf und sein Lamm Zuflucht in derselben vor dem Sturme suchen. Wo immer ein Charakter als der Repräsentant seines Berufs erscheint, ist er auch mit Ehre und Würde bekleidet. Der Mönch, der Richter, der Anwalt, der Arzt, sogar der Haushofmeister sind jeder nach seinen verschiedenen Fähigkeiten würdige und achtbare Mitglieder der Gesellschaft. Wenn Individuen von irgend einem Berufe verspottet oder lächerlich gemacht werden, so ist das Lächerliche immer so individualisirt daß es sich niemals über den Stand im Allgemeinen verbreiten kann.

Daß Shakspeare ein Gentleman war, findet H. Coleridge vorallem in seiner Achtung und verehrungsvollen Liebe zur Weiblichkeit. Was H. Coleridge über diesen Gegenstand sagt, ist zwar nicht neu und original, aber er sagt es in einer so anziehenden und gefühlvoll schönen Weise daß wir einige Stellen mittheilen zu müssen glauben. Es heißt (I, 131):

Wir Alle wissen daß behauptet worden ist, Shakspeare habe für Männer allein geschrieben; der dies sagte wurde entweder durch eine Antithese dazu verleitet oder er wußte sehr wenig von dem lieblichsten Theile der Schöpfung. Shakspeare's Frauen sind wirklich Frauen, nicht Mannweiber, Heroinen oder Tragödienköniginnen, sondern die süßen Geschöpfe die wir kennen und lieben, unsere Schwestern, Mütter, Bräute, Frauen. Sie scheinen zu denken und zu sprechen wie die besten Frauen mit denen wir bekannt sind denken und sprechen würden, könnten sie in poetischer Form so schön als jene sprechen. Es ist leicht männliche Tugenden einem weiblichen Charakter beizulegen, eine tugendhafte Martia thurmhoch über ihr Geschlecht hinaus zu portraitiren und den Leser zu versichern daß sie vollkommen sanft, edel und weiblich sei. Aber Shakspeare war zu einsichtsvoll, als daß er die Natur verunglimpft hätte durch die Anmaßung zwitterhafte Verbesserungen an ihrem schönsten Werke zu machen. Er beweist seinen Eifer für die Frauen nicht dadurch daß er ein Monstrum von unvereinbaren Vollkommenheiten erfand und ihm einen Namen mit weiblicher Endung beilegte, sondern dadurch daß er das Wirkliche oder wenigstens mögliche Eigenschaften wirklicher Frauen zur Poesie erhöhte, ihre häuslichen Neigungen, ihre ausdauernde, durch Gefahr, Verachtung, Härte und Hoffnungslosigkeit nicht zu besiegende Liebe, die stark sogar ist in dem wirklichen Abgrunde von Schwäche und heroisch unter den Stößen weiblicher Furcht. Selbst wo der Gang der Geschichten (welche zuweilen so sind daß nur er sie anmuthig oder erträglich machen konnte) ihn verpflichtet die Verirrungen weiblicher Schwäche, wie in der Cressida, Kleopatra, Julie (in „Maß für Maß"), darzustellen, mit welch zarter Hand scheint er zu mildern, während er tadelt; er lächelt mild auch bei der Ausführung der Satire! Ja in dem dunkelsten Gemälde das er jemals entwarf, in dem Bilde der dämonischen Töchter Lear's, schließt die Gräßlichkeit der Zeichnung die Möglichkeit aus daß irgend ein Weib das nicht ganz entartet ist auch nur einen einzigen Zug von sich selbst darin entdecke. Lady Macbeth nähert sich am meisten einer Heroine. Sie ist nicht wie Goneril ein Ungeheuer, sie ist nur ein starkgeistiges Weib, — und von solchen libera nos, domine — aber sie ist ein Weib, sie hat gesäugt und liebte das Kind das an ihrer Brust lag. Es ist bewundernswürdig wie ein schwacher Strahl von Licht eine Seele von der Verdammniß der äußersten Finsterniß befreit. Der schwache Zweifel,

— Hätt' er nicht
Geglichen meinem Vater, wie er schlief.
So hätt' ich's selbst gethan.

obgleich er in nur anderthalb Zeilen enthalten ist, bringt die Sprecherin in den Bereich menschlicher Empfindung zurück. Sie ist ein rebellischer, aber ein nicht ganz verworfener Geist. Wir blicken auf sie mit Furcht und Staunen, aber nicht mit Schreck und Ekel. Aber wer hat durch den mächtigen Zauber der Phantasie der Miranda auf ihrer Zauberinsel gelauscht, wer ist mit Hermia im Elfenhaine gewandert, wer hat Julien in Capulet's Garten zugehört oder mit Rosalinden unter grünen Waldbäumen gespielt oder Desdemona's Todesgesang von der Weide gehört, der den fleckenlosen Edelsinn, die Seelen unterwerfende Anmuth unsers mächtigen Barden bestreiten könnte!

Im weitern Verlaufe seiner Abhandlung vergleicht H. Coleridge Shakspeare mit Homer in geistreicher und ziemlich ausführlicher Weise. Auch S. T. Coleridge liebte gerade diese Vergleichung, und bei uns hat Gervinus (IV, 255) den Satz ausgesprochen daß Shakspeare im Kreise der neuern dramatischen Poesie als der offen-

barende Genius der Gattung und ihrer Gesetze an der Stelle stehe, die Homer in der Geschichte der epischen Dichtung einnimmt. Erlaubte es uns der Raum, so würden wir gerade aus der geistreichen Vergleichung H. Coleridge's einige Stellen hervorheben. Wir müssen uns aber auch bei der Erwähnung der „Notes on Shakspeare" sehr kurz fassen. Sie bestehen in größtentheils aphoristischen Bemerkungen, sie sind Randglossen. Manche von ihnen erinnern an S. T. Coleridge's Ideen. H. Coleridge findet (II, 195) daß Shakspeare bessere Dramen geschrieben habe als „Romeo und Julie", aber keins habe eine so harmonische Einheit. Er betrachtet diese Einheit nicht in derselben, aber in einer ähnlichen Weise wie S. T. Coleridge. Die ganze Bemerkung H. Coleridge's über den „Kaufmann von Venedig" (II, 138) handelt von der Kunst, mit welcher Shakspeare wie auch im „Lear" das Unwahrscheinliche dargestellt habe. Auch hier ist der Vorgang S. T. Coleridge's sichtbar. H. Coleridge liebt die Vergleichung. Er stellt „Heinrich V." mit den „Persern" des Aeschylos zusammen (II, 160), wie dies auch unter einem andern Gesichtspunkte Gervinus bei Gelegenheit von „Heinrich V." gethan hat. Die Anmerkungen H. Coleridge's enthalten treffende und geschmackvolle Urtheile. Die Abhandlung über „Hamlet" ist ausführlicher und betrachtet den Hauptcharakter des Dramas. H. Coleridge bestreitet die Auffassung Goethe's, findet aber als den Grundzug Hamlet's (I, 154) daß die intellectuellen Kräfte den Willen und die Thatkraft beiweitem überwiegen. Ueber die Erscheinung des Geistes macht H. Coleridge gründliche und treffende Bemerkungen; wie der Wahnsinn des Helden beschaffen ist, setzt er ausführlich auseinander. In der Auffassung des Polonius ist H. Coleridge von S. T. Coleridge abhängig. Der Abhandlung über „Hamlet" schließt sich noch eine Kritik von Retzsch's Illustrationen zu „Hamlet" an, welche die Form eines Gesprächs hat. Sämmtliche Abhandlungen sind anziehend durch die elegante und klare Form, welche noch durch eine phantasievolle Wärme sich auszeichnet.

Unter den Werken welche ausführlich über Shakspeare handeln und deren Verfasser von S. T. Coleridge's Ideen angeregt sind ist zunächst zu nennen:

Studies of Shakspeare. Forming a companion volume to the national edition of the pictorial Shakspeare. By *Charles Knight*. London 1851.

Der Verfasser dieses Werks bekennt sich mit schöner und anerkennenswerther Dankbarkeit als einen Schüler von S. T. Coleridge, vor dessen Geist er tiefe Ehrfurcht hegt. Er geht von den Grundsätzen jener Kritik Coleridge's aus, die wir mitgetheilt haben, und in seinem Werke begegnen wir den Worten Coleridge's sehr häufig. Knight ist indessen auch mit der Shakspeare-Literatur Deutschlands bekannt, und Franz Horn, Ludwig Tieck, A. W. Schlegel und H. Ulrici werden von ihm öfter genannt und benutzt. Der Charakter seines Werks ist historisch-reflectirend. Von den elf Büchern, in welche es zerfällt, enthält das erste eine geschichtliche Entwickelung der dramatischen Literatur vor Shakspeare, welche mit den Mysterien und Moralitäten beginnt und von dem frühesten historischen Drama, den dramatischen Schriftstellern in Shakspeare's erster Periode und der Chronologie seiner Stücke handelt. Knight betrachtet Shakspeare immer im Zusammenhang mit den Zeitgenossen. Ueber die einzelnen Stücke des Dichters gibt er einleitende Abhandlungen, welche bereits in seinen Ausgaben Shakspeare's standen und in den „Studies" verbessert und vermehrt zusammengestellt sind. Was nun diese Abhandlungen betrifft, so besteht ihr Werth nicht hauptsächlich in der ästhetischen und kritischen Betrachtung. Knight geht zwar von Coleridge aus, aber er führt die Ideen desselben zu wenig aus; die von Coleridge bezeichnete Unparteilichkeit Shakspeare's, die Einheit der Composition, die treffliche im Anfange des Dramas gegebene Anlage, die Originalität, alle diese Ideen spricht auch Knight aus, ohne aber dieselben auch immer in den Stücken nachzuweisen. Seine Abhandlungen haben etwas Ungleichmäßiges und er scheint nicht immer von einem durchdachten Plane auszugehen. Er begnügt sich zuweilen über ein Stück eine längere Stelle aus einem andern Schriftsteller zu geben, wie z. B. der charakterisirende Theil seiner Abhandlung über den „Sturm" eine Entlehnung aus Franz Horn ist, wie er auch selbst anführt. Oder er sucht den Werth eines Stücks durch eine Vergleichung seiner Quelle oder mit einer Bearbeitung desselben ins Licht zu setzen. So verfährt er z. B. bei der Betrachtung des „Lear". Er führt die Stellen aus Holinshed's Chronik an, welche Lear's Geschichte enthalten, er vergleicht das Drama mit einem ältern Lear, er führt aus Percy's „Reliques" eine Volksballade an die denselben Stoff behandelt, und vergleicht das Drama mit der Bearbeitung desselben durch Nahum Tate, welcher es verbessern und dem Publicum zugänglich machen wollte und es dadurch unendlich verdarb. Er führt daneben Ideen Coleridge's, Guizot's u. A. an, und die ganze Abhandlung ist dadurch eine Zusammenstellung historischer und reflectirender Bemerkungen ohne rechte Einheit. Knight mochte wol selbst einem solchem Werke wie „Lear" gegenüber die Ohnmacht der Kritik verzagend fühlen. Er spricht sich über diese Ohnmacht in einer bemerkenswerthen Stelle aus, die wir auch noch aus andern Gründen anführen. Er sagt (S. 343):

Die Kritik, soweit sie die höchsten Werke der Kunst betrifft, muß immer mangelhaft sein. Kann die Kritik (und mit diesem Ausdrucke bezeichnen wir Beschreibung und Analyse) jemals zu einer entsprechenden Vorstellung vom Apollo von Belvedere oder den Cartons von Rafael verhelfen? Wir können versuchen allgemeine Grundsätze einzelnen Beispielen anzupassen, soweit es die Idee solcher Productionen betrifft; oder was gewöhnlicher ist, wir können die springenden Punkte ihrer materiellen und mechanischen Vorzüge erfassen. Wenn wir diesen verhältnißmäßig leichten und deshalb gewöhnlichen Weg betreten, so nimmt die Kritik jene technische und pedantische Form an, welche die Sünde Aller ist die es unternehmen die großen Werke der Malerei oder Sculptur durch das Medium der Worte erfaßbar machen zu wollen. Wenn wir den schwierigern Pfad einschlagen, so verwickeln wir uns schnell in das

Wege und Dunkle und enden in Erklärungen ohne Erklärung. Und verhält es sich mit der Poesie des höchsten Rangs anders? Welche Kritik kann z. B. die Harmonie einer großen Dichtung Denen begreiflich machen, welche eine solche Dichtung nicht so lange studirt haben, bis alle ihre zerstreuten Lichter und die breiten Massen des Schattens vermischt sind zu einer durchgehenden Farbe, auf welcher das Gemüth ruht durch den Einfluß jener mächtigen Gewalt durch welche die Kraft des Contrastes der höhern Kraft der Einheit unterworfen ist? Die Kritik kann bis zu einer gewissen Ausdehnung uns zu der Würdigung der großen Theile der höchsten poetischen Schöpfungen anspornen; aber in demselben Grade in welchem sie erfolgreich zum Verständniß der Einzelheiten anleitet, ist sie ungerecht gegen die höhere Aufgabe ihres Berufs, ein Ganzes zu erläutern. Es verhält sich genau so mit der Weise, in welcher selbst die geschmackvollsten Geister Andern Eindrücke von wirklichen Naturscenen zuzuführen suchen. Es leben Erinnerungen in Denen welche fähig sind die Größe oder Schönheit der Natur zu combiniren, welche nie vergessen werden kann und uns bis zu Thränen gerührt hat. Was können wir von solchen Scenen beschreiben? Man nehme ein gewöhnliches Beispiel — einen ruhigen im Mondlichte schlafenden Fluß; trauliche Hügel, die in ihren Umrissen wie Gebirge aussehen — das wohlbekannte Dorf an dem Ufer des Flusses, welches die Lichter aus seinen Hütten sendet, von denen jedes wie ein Stern in der Tiefe des durchsichtigen Stroms scheint. Die Beschreibung einer solchen Scene wird rein malerisch. Nur die Harmonie kann nicht beschrieben werden; die Harmonie welche aus einigen glücklichen, nicht immer und sogar selten vorhandenen Combinationen entspringt; die Harmonie welche die gewöhnlichsten Dinge mit lebensvollen Eindrücken bekleidet hat. Der „beherrschende Dichter" verwandelt in seinen großen Productionen das Zufällige in der Natur in ein Kunstprincip. Aber die Wirkungen dieses Princips müssen bis zu einer großen Ausdehnung mehr gefühlt und verstanden als analysirt und beschrieben werden.

Mit diesem Bewußtsein von der Ohnmacht der Kritik steht Knight vor dem Drama „Lear" und ist in Verzweiflung daß er etwas sagen soll; am liebsten sagte er Nichts. Wir theilen ganz die Ansicht welche Knight von der Kritik oder, wie wir es nennen würden, von der Erläuterung oder Erklärung eines Kunstwerks hat. Es wird etwas Letztes übrigbleiben was nicht erläutert, sondern nur empfunden werden kann. Ließe sich auch die von Knight bezeichnete Harmonie gleichsam Jemandem vorrechnen, so gilt doch hier der Satz des Faust: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Ja diejenigen Erklärer welche auf dem Wege der Rechnung das Kunstwerk zu begreifen suchen, verfehlen nicht allein ihr Ziel, sondern zerstören durch ihre Schriften oft den Eindruck den das Kunstwerk auf das Gefühl schon unmittelbar hervorzubringen pflegt. Aber deshalb ist die Kritik oder Erklärung nicht zu verwerfen. Sie hat vielmehr die Seele vorzubereiten daß sie fähig wird das Kunstwerk in seiner harmonischen Totalität zu empfinden. Sie hat daher die Charaktere zu entwickeln und ihren Zusammenhang untereinander; sie hat zu zeigen wie die einzelnen Theile die Glieder eines lebendigen von einer Seele (der Idee) durchdrungenen Organismus sind; sie hat die Aufgabe das Auge zu bilden, daß es sehen, daß es die von der künstlerischen Phantasie gebildeten Gestalten anschauen lerne; sie hat das Ohr zu bilden, daß es hören lerne, daß es die süße Melodie des Tons, des Rhythmus wirklich vernehme; sie hat den Menschen zu gewöhnen daß er mit den Sinnen des Auges und des Ohres zugleich thätig sei, daß er die Anschaulichkeit und Bildlichkeit des poetischen Ausdrucks wie seinen Wohllaut und Rhythmus immer zu gleicher Zeit wahrnehme. Sie hat das Gefühl, das so oft fehlgreift und sich an das Gewöhnliche heftet, zu dem richtigen Takte, zu der Fähigkeit, ein Ganzes als Organismus anzuschauen, zu gewöhnen. Wir können nicht sagen daß die Erläuterungen Knight's diesen Foderungen ganz entsprächen, aber er leistet etwas von dem Gefoderten, und wir wollen jetzt angeben, worin der Werth seines Buchs besteht und was der Leser in ihm finden kann.

Knight besitzt eine große Empfänglichkeit für das Poetische und schildert den Eindruck den ein Drama auf ihn gemacht zuweilen in einer höchst anziehenden Weise. Er hat eine nicht unbedeutende Fähigkeit zur poetischen Reproduction. Er schließt seine Betrachtung des „Kaufmann von Venedig" mit einer schönen Anschauung, in der ihm bereits deutsche Schriftsteller vorangingen. Er sagt (S. 239):

Aber wie kunstvoll hat der Dichter das Gleichgewicht unserer Empfindungen wiederhergestellt. Der Theil des Stücks welcher der tragische genannt werden kann ist in seinem Eindrucke gemildert durch die Erzählung welche auf das persönliche Schicksal der Portia sich bezieht. Aber wenn das große Geschäft des Dramas vollendet ist, gelangen wir zu einer Ruhe welche in Wahrheit erfrischend und harmonisch ist. Von den Lippen des Lorenzo und der Jessica, wenn sie in „dem blassern Tage" eines italienischen Mondes sitzen, werden die leichtern Töne einer spielenden Poesie ausgehaucht, die mit den höchsten Flügen des Erhabensten sich mischen. Musik und die Düfte süßer Blumen sind rund um sie. Glückseligkeit ist in ihren Herzen. Ihre Gedanken werden durch die Schönheiten der Erde über die Erde hinausgetragen. Diese reizende Scene gehört zu Dem was universal und ewig ist und entrückt uns den bittern Kämpfen unsers socialen Lebens. Und dann kommen die herzlichen Bewillkommnungen, die artigen, schmollenden Zänkereien und Erklärungen zwischen Portia, Nerissa und Bassanio, Gratiano. Hier sind wir wieder in eine Sphäre versetzt, wo die Schläge des Schicksals und die Ungerechtigkeit der unter sich streitigen Menschen vergessen werden können. Der arme Kaufmann ist noch ein mal glücklich. Der edle Geist Portia's ist vielleicht der glücklichste, denn sie hat triumphirend ein Werk vollbracht das so religiös ist wie ihre vorgegebene Pilgerschaft zu „heiligen Kreuzen". Um die Worte des Dr. Ulrici zu gebrauchen, die scharfen Gegensätze von Recht und Unrecht sind ausgeglichen.

Eines der sichersten und solidesten Mittel die Eigenthümlichkeiten eines Dichters oder eines Kunstwerks kennenzulernen ist die Vergleichung. Shakspeare's Dramen geben zu dieser Vergleichung mannichfaltige Gelegenheit, da der Dichter fast durchweg vorhandene Sagenstoffe, beliebte und bekannte Novellen, die Stoffe der Geschichte oder auch vorhandene Dramen benutzte. Knight theilt Stellen aus den Quellen mit aus denen Shakspeare schöpfte; er vergleicht die Dramen welche Shakspeare benutzte und setzt dadurch die künstlerische Schönheit der Shakspeare'schen Dichtung, die Milde und Feinheit des Dichters in ein helles Licht. Bekanntlich hat Steevens sechs solcher Dramen herausgegeben, welche Shakspeare als das rohe Material betrachtete, welches sein Geist erst zum schönen Kunstwerke ausbildete. Wer sich nicht die

Mühe geben will diese Dramen zu lesen, dem können die von Knight gemachten Mittheilungen schon großes Interesse und reiche Belehrung gewähren. „Die gezähmte Widerspenstige“, „Maß für Maß“, „König Johann“, „Heinrich IV.“ und „Heinrich V.“, „König Lear“ sind Bearbeitungen solcher bereits vorhandenen Dramen. Bei Gelegenheit des „König Johann“ gibt Knight Mittheilungen aus einem dritten Stücke: „Kynge Johan“ von Bale, der wahrscheinlich während der Regierung Eduard's VI. geschrieben wurde und von Collier zuerst herausgegeben worden ist. Den „Kaufmann von Venedig“ vergleicht Knight mit dem „Juden von Malta“ von Marlow und zeigt an den Veränderungen, welche vermeintliche Verbesserer von falschem Geschmacke geleitet an Shakspeare'schen Stücken zu machen sich erlaubten, die unbegriffene Größe und Herrlichkeit Shakspeare's. Lord Lansdown veränderte den „Kaufmann von Venedig“ und machte aus Shylock einen komischen Charakter, „das Meisterstück der Verbesserungen Shakspeare's“, sagt Knight ironisch; Nahum Tate verdarb den „Lear“; selbst ein Dichter wie Dryden konnte „Troilus und Cressida“ verändern und verschlechtern. Lernt man aus den von Knight mitgetheilten und verglichenen Stellen Shakspeare's Kunstverstand und Genialität bewundernd erkennen, so ist es vielleicht von noch größerm Interesse zu sehen, mit welcher Unverdrossenheit Shakspeare seine eigenen Dramen wieder überarbeitete. So finden wir in „Romeo und Julie“ einzelne Stellen welche in der ersten Ausgabe noch fehlen (vergl. Knight, S. 222). Am wichtigsten ist in dieser Beziehung der „Hamlet“. Die erste Ausgabe dieses Dramas von 1603, welches in Deutschland bei E. Fleischer 1825 wieder gedruckt worden ist, ist von dem spätern „Hamlet“ sehr wesentlich verschieden. Knight hat über den „Hamlet“ von 1603 ein besonderes Capitel (S. 57—67). Der Raum verbietet uns hier, auf den Unterschied der beiden „Hamlet“, der zur Erkenntniß Shakspeare's Wesentliches beiträgt, mit Ausführlichkeit einzugehen, nur wenige Bemerkungen müssen genügen. Hamlet, wie wir ihn kennen, ist ein zum Reflectiren und Philosophiren geneigter Charakter. Von dieser seiner Eigenthümlichkeit sind in der ersten Ausgabe nur wenige Spuren. Die Sätze philosophischer Reflexion sind von dem Dichter später sehr vermehrt worden. Ferner ist Hamlet ein Charakter dem eine trübe, melancholische Betrachtung der Welt eigen ist, der Selbstmordsgedanken hegt und mit schwermüthigem Behagen zwischen Gräbern wandelt. Auch dieser Charakterzug ist in der ersten Ausgabe nicht so nachdrücklich und umständlich ausgeprägt; solche Stellen wie z. B.: „Wie ekel, schal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt“ (Act 1, Scene 2), „Dänmark ist ein Gefängniß“, „Ich habe neulich all meine Munterkeit verloren“ (Act 2, Scene 2), fehlen in der ersten Ausgabe ganz. Der so oft besprochene Monolog „Sein oder Nichtsein“ (Act 3, Scene 1) erscheint in der ersten Ausgabe beiweitem kürzer, und was von größerer Bedeutung ist, in der zweiten Ausgabe ist dieser Monolog beiweitem subjectiver und individueller ausgeführt. Auch der bildliche Ausdruck ist in der zweiten Ausgabe bereichert oder veredelt.

Wie nun Knight es liebt durch die Vergleichung der Stücke ästhetische Resultate zu gewinnen, und wie dadurch sein Werk namentlich einen literarhistorischen Werth erhält, so ist es auch eine seiner Eigenthümlichkeiten, verschiedene Charaktere Shakspeare'scher Stücke untereinander zu vergleichen, wie dies bekanntlich auch Gervinus mit großem Erfolge thut. So vergleicht Knight die Unentschiedenheit in Richard's II. und in Hamlet's Charakter und bezeichnet die Verschiedenheit beider. Der kühnste Vergleich dieser Art ist die Zusammenstellung Falstaff's und Richard's III. Schon Mackenzie hatte sie gemacht, wie Johnson Falstaff und Parolles (in „Ende gut, Alles gut“) verglich, was auch Gervinus gethan hat. Knight berichtigt Mackenzie's Vergleichung und findet die Aehnlichkeit beider Charaktere in „derselben Lebhaftigkeit des Geistes, derselben Heiterkeit des Gemüths, in derselben Bereitwilligkeit Schwierigkeiten zu begegnen, in derselben Entschiedenheit sie zu überwinden“. Knight stellt die Scene zwischen Falstaff und dem Lord Oberrichter, in welcher der Erstere auf die Worte des Letztern niemals eingeht, sondern stets von etwas Anderm redet, ausdrücklich mit der Scene zusammen, in welcher Richard III. den wiederholten Bitten Buckingham's um die Grafschaft Hereford fortwährend ausweicht (S. 177).

Wir müssen ferner bemerken daß Knight in der Unterscheidung ähnlicher Charaktere, überhaupt in der Auffassung derselben zuweilen sehr glücklich ist. In ersterer Beziehung ist seine Betrachtung der beiden Antipholus und der beiden Dromio in der „Komödie der Irrungen“ zu empfehlen, welche man in Rötscher's „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur“, Jahrgang 1849, S. 461 fg., übersetzt lesen kann. Knight's Auffassung des Prinzen Heinrich und Falstaff's ist vortrefflich, und wir versagen es uns ungern aus seiner Abhandlung über „Heinrich IV.“ etwas mitzutheilen. Wir verweisen noch auf seine Bemerkungen über den „Kaufmann von Venedig“, in denen er zwar Ulrici benutzt, aber in der Auffassung des Antonio doch von ihm abweicht und über Shylock mit Humanität spricht. Diese letztere Eigenschaft tritt auch in seiner Auffassung anderer Charaktere hervor, und wir weisen deshalb noch auf seine Betrachtungen hin, die er über das Verhältniß der Frauen in seiner Abhandlung über „Die gezähmte Keiferin“ macht.

Zuletzt sei noch bemerkt daß Knight auch über die zweifelhaften Stücke spricht, die Shakspeare bald beigelegt, bald abgesprochen werden. Eine ausführliche Abhandlung über Shakspeare's Sonette und eine Geschichte der Kritiker und Interpreten, welche Shakspeare ihr Studium gewidmet haben, beschließt das Werk mit dem elften Buche und ist für alle gründlichen Freunde Shakspeare'scher Dichtung eine höchst erfreuliche Zugabe.*)

Karl Konrad Hense.

*) Den zweiten Artikel bringen wir im November. D. Red.

Anastasius Grün.

Es sind nun etwa zwei Decennien daß Anastasius Grün zuerst in die Saiten griff und dazu Lieder erschallen ließ, denen das deutsche Volk mit Entzücken und zuversichtlicher Hoffnung sein Ohr lieh, und ungefähr ein Decennium ist es daß er den Kammerherrnschlüssel annahm und damit auf ein mal jenes Entzücken und jene Hoffnung zu Boden schlug, dergestalt daß weit und breit die Ansicht Raum gewann, es werde nun für alle Zeit mit seiner Gesinnung aus, mit seiner Poesie vorüber sein. Ich konnte damals diese Furcht nicht in vollem Umfange theilen und habe es damals ausgesprochen daß Anastasius Grün mit viel zu vollen Zügen aus dem Becher der Dichtkunst geschlürft habe, und ihm die poetische Begeisterung viel zu tief in sein eigenstes, innerstes Wesen eingedrungen sei, als daß er sie wie einen ordinairen Jugendrausch über Nacht ausschlafen und in den Zustand einer rein prosaischen Nüchternheit zurückversinken könne. Das freilich war vorauszusehen daß er als Kammerherr keine „Spaziergänge eines wiener Poeten" mehr schreiben würde; es war auch wol eine zu kühne Hoffnung von Dingelstedt, zu glauben, er werde von dem Schlosse seiner Väter ganz und gar wieder herabsteigen und sich aus dem „Schoos Armida's" losreißen, da selbst Diejenigen dies einmal in seiner Süßigkeit gekostete „Rasten, Träumen, Lieben" nicht aufgeben, die dazu nicht gerade von einem Schloß ihrer Väter herabzusteigen brauchen; aber darin hatte der Dichter den Dichter richtig erkannt und begriffen, wenn er sang: „Nicht der Muße kann gehören, wer der Muse angehört"; und das war ein auf die Erkenntniß eines edlen Gemüths gegründetes Vertrauen, wenn er ihn der wirklichen Treulosigkeit für unfähig hält und die feste Ueberzeugung hegt daß „sein Dichterschild so rein noch wie sein Grafenwappen" sei: denn wie man auch über Anastasius Grün's Thun und Lassen von jener Zeit ab denken möge, so viel hat er unbestreitbar bewiesen daß er weder von der Poesie noch von der Sache für die er früher kämpfte gänzlich abgefallen ist, sondern sich für beide ein zwar minder feuriges und thatendurstiges, aber immer noch warmes und liebendes Herz bewahrt hat. Das kann freilich der über die Wehen hinweg verlangenden Welt, das kann namentlich Denen nicht genügen, welche sich selbst noch in einer jugendlichern, kampflustigern Stellung zur Welt befinden; aber werden nicht diese jetzt noch Jugendlichgesinnten in kurzer Zeit selbst vielleicht anders darüber denken? Jedes Lebensalter hat ja sein eigenthümliches Credo, jeder oft sehr kleine Lebensabschnitt seinen eigenthümlichen Ueberzeugungseifer und Stolz und ist blind gegen Das was vor und hinter ihm liegt. Der Quintaner sieht mit Verachtung auf den Sextaner und wirft sich trotzig den Anmaßungen des Quartaners gegenüber in die Brust, bis er selbst Quartaner wird und nun seine Verachtung gegen Quinta, seinen Trotz gegen Tertia richtet. Wie gründlich ist die Geringschätzung des Studenten einerseits gegen das „Pennal", andererseits gegen den im Philisterium sich drückenden und bückenden Accessisten; welch ein Selbstbewußtsein erfüllt den Accessisten dem Studenten wie dem ihm Vorgesetzten gegenüber, der eigentlich sein Untergebener sein sollte — und so geht es fort! Der Assessor, der Rath, der Präsident, der Minister — sie haben Jeder ihre besondere Lebensansicht und verdammen die welche sie eben noch hegten, wie die welche sie am liebsten so bald wie möglich annehmen möchten. Und wie im Kleinen, so ist's leider auch im Großen. Goethe, Schiller, Tieck, sie haben Alle ihre Sturm- und Drangperiode gehabt und gleichwol die Sturm- und Drangperiode des nachwachsenden Geschlechts verworfen.

> Wie sie sich sperren, die Alten, sie müssen doch endlich herunter,
> Und ein junges Geschlecht setzt auf die Stühle sich hin!

So schrieb einst Menzel, und wie hat er später geschrieben! Männer die jahrelang für die Freiheit gelitten und gestritten ergreifen auf ein mal die Waffen noch kühnern Freiheitshelden gegenüber, und ein Moritz Arndt muß es erleben daß man ihm zur Erinnerung sein eigenes Vaterlandslied vorsingt. Das ist einmal der alte, hergebrachte Lauf der Welt, ein trauriger Beweis von der Wandelbarkeit des einzelnen Menschen, aber zugleich ein freudiger von der ewigen Jugend des Menschengeschlechts. Alter und Jugend im ewigen Kampfe, um immer älter an Erfahrung und immer jugendlicher im Hoffen und Streben zu werden!

Wenn wir uns dies vergegenwärtigen, können wir Anastasius Grün darum verdammen daß auch er der Natur Rechnung getragen? daß auch er älter geworden? Aelter geworden freilich ist er! Aber auch als ein Aelterer ist er noch der Alte. Freilich ist seine Poesie nicht mehr der üppig wuchernde Schilfwald mit den scharfschneidigen Blättern und gewaltigen Pumpkaulen, daran die Jungen ihre Freude haben; aber in den zum Theil vom Sturm geknickten Rohrhalmen schlummern doch noch tief empfundene Lieder, und wenn der Abendwind hineinrauscht, oder wenn er sich selbst eine Satyrflöte daraus schnitzt und sie durch seinen Hauch belebt, dann merken wir daß diese friedlichen Halme doch noch in demselben Boden wurzeln wie jene Pumpkaulen und noch aus denselben Säften ihre Nahrung ziehen. Die „Nibelungen im Frack" zeigen uns allerdings den Dichter statt im frischen Bardenhain zwischen den vergilbten Tapeten eines altväterischen Fürstenschlosses, wo man unter dem steifen Kammerherrnfrack den Poeten kaum noch zu erkennen vermag, und statt der Trompeten, unter deren Geschmetter die Mauern des alten Jericho einzustürzen versprachen, vernehmen wir hier nur das wunderliche Schnurren einer Baßgeige; aber in dem alten nach Harmonie suchenden Fürsten Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg verräth sich doch noch die alte Dissonanz des Weltschmerzes, und will Anastasius Grün gleich von seinen jüngern Nachfolgern Nichts wissen, so sagt er sich doch keineswegs von seiner eigenen Gesangsweise los, sondern singt in gewohnter Tonart:

Politisch Lied, du Donner, der Felsenherzen spaltet,
Du heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
Du Feuersäule, dem Volke aus Knechtschaftwüsten hellend,
Du Jerichoposaune, der Zwingherrn Bollwerk all zerschellend!

Sieghafter Sparterfeldherr, der Freiheit Thürmer du,
Du Todeslawine Murtens, Bastillenstürmer du,
Zornwolke, deren Blitze der Corse zucken sah,
Du Sterberöcheln der armen, gemordeten Polonia!

und selbst in seinen Zufriedenheitsäußerungen, z. B.:

Vorwärts geht's überall, wo's sonst noch rückwärts wich,
Und geht's auch etwas langsam, so geht's doch, wo's erst schlich;
Und geht's nicht zum Entzücken, ist doch zu zagen nimmer,
Und geht's auch nicht mit Dampfkraft, gibt's doch nicht Explosion und Trümmer!

kann sich der alte „Spaziergänger" nicht verleugnen.

Noch deutlicher aber offenbart sich derselbe oder wenigstens der Dichter des „Schutt" im „Pfaffen vom Kahlenberg", freilich „ein ländliches Gedicht", ein frieden- und geduldpredigendes Gedicht, welches alles Heil, alle Rettung von oben herab, von einer sich verjüngenden Mutterkirche, von einem zweiten Joseph dem Zweiten erwartet; aber ein Gedicht, von dem der Dichter selbst sagt:

Die Sonne jenes heil'gen Märzen
Fand es schon flügg' und flugbereit —
Zu klein schien's nur der großen Zeit.
So barg' ich's scheu im stillen Herzen.

ein Gedicht, das er seinem Freunde Lenau widmen darf und welches vom Odem der Freiheitsliebe und Poesie so warm durchhaucht ist wie irgend eine seiner frühern Dichtungen, nur daß es nicht dasselbe feste Gepräge, nicht den Ausdruck der Zuversicht uud des Muths, sondern der gebrochenen Hoffnung, der Resignation trägt, welche es mit Schmerzen beklagt daß Gottes Affe ins Gotteswerk gegriffen und der Freiheit ihr Panier und Feldgeschrei gestohlen habe, und es kaum für möglich hält, die verwehte Spur der verscheuchten Freiheit „in Enkelzeiten" wieder einzuholen.

Sehen wir hier den Dichter sich wieder unter die kärntner Bauern mischen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Rechte und Freiheiten schildern und sie ermahnen, die letztern, selbst wenn der Sonnenschein des augenblicklichen Glücks es etwa unnöthig erscheinen lasse, vorsorglich zu schützen und zu wahren, so läßt ihn uns sein neuestes poetisches Product*) unter dem Volke von „Krain" wiederfinden, wie er sich unmittelbar der Poesie des Volks selbst hingibt, hier wieder an den ewig nährenden und kräftigenden Brüsten der Natur saugt und es sich zur Aufgabe macht, die hier vernommenen „Volkslieder" eines slawischen Stamms dem deutschen Volke mitzutheilen. Diese Arbeit ist, wenn auch kein Erzeugniß seiner eigenen Phantasie, doch vom Standpunkte der Literatur aus betrachtet jedenfalls die bedeutendste unter denen die er nach seinem vermeintlichen Rückzuge geliefert, denn sie nimmt außer dem poetischen auch einen wissenschaftlichen Werth in Anspruch und ist ein sehr erfreulicher Beitrag zu dem Schatz der Volksdichtungen, den der unermüdliche Fleiß der Sammler aus dem Schoos aller Nationen und Zeiten bereits zusammengetragen hat. Daß ihn aber zu dieser Arbeit nicht blos ein gelehrtes, literarisches Interesse, sondern ein Bedürfniß des Herzens, gegründet auf seine alte Beziehung zum Volke, hingetrieben hat, erfahren wir klar und unzweideutig aus seinem Vorwort.

Wie ein gewaltiger Eroberer, dem das große Bild eines Weltreichs vor Augen schwebt, reiht die moderne Bildung eine gewonnene Provinz an die andere und strebt ihrem Reiche immer weitere Grenzen, oder vielmehr, sie ist auf ihrem unaufhaltsamen Siegeszuge noch nicht dazu gekommen, den Umfang ihres Gebiets abzumarken. Kein Land liegt ihr zu fern, keine Sprache klingt ihr zu rauh, kein Stand und Beruf dünkt ihr zu gering, wenn es gilt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Spuren zu verfolgen, auf seinen Bahnen zu fördern. Im Gegensatze zu der ältern, hinter dem geheiligten Bollwerke der Schulgrenze und des Zunftidioms sich streng und stolz abschließenden Gelehrsamkeit tritt sie unmittelbar ins freie Leben und verschmäht es nicht, die bisher verachtete Sprache des Volks zu lernen, dem sie in politischer wie in culturgeschichtlicher Hinsicht die alten unveräußerlichen Rechte wiederzugeben strebt, dessen Stimmbefähigung sie anerkennt und dessen Stimmen sie Ohr und Herz öffnet. So hat auch das Volkslied seine rechtmäßige Stelle in der Culturgeschichte wiedergewonnen, und es wird erklärbar, wie in Deutschland seit Herder das Interesse an Volkspoesie und somit auch die Zahl der Sammlungen sowol einheimischer als fremder Volkslieder fortwährend im Steigen begriffen sein mußte. Im gläubigen Vertrauen auf dieses mit den edelsten Bestrebungen und Kämpfen der Neuzeit innig verschwisterte Interesse durfte es der Herausgeber dieser Blätter wagen, die bereits allmälig verklingende poetische Stimme eines merkwürdigen Volksstamms zu vermitteln, der freilich in der großen Staaten- und Culturgeschichte ein so bescheidenes Plätzchen einnimmt, wie in der Touristenliteratur sein kleines Wunderland hart an der äußersten Grenze des alten herrlichen deutschen oder, wenn man lieber will, des neugeträumten großen Slawenreichs.

Der leitende, treibende Gedanke des Dichters ist also auch hier kein anderer als der welcher seine frühern Dichtungen beseelte, nämlich: der Stimme der Natur innerhalb der Menschenwelt, d. i. der Stimme des Volks die ihr gebührende Geltung zu verschaffen. Dem gegenwärtig lebenden Volke in dieser Weise zu dienen hat er leider unter jetzigen Umständen als unmöglich erkannt; so weiht er denn seine Dienste dem Volke entschwundener Zeiten und sucht seine Stimmen zu Ehren zu bringen. Allerdings wird damit dem Volke der Jetztzeit vorderhand nicht mehr geholfen, als etwa einem hungernden, verkannten Dichter dadurch daß einem Dichter der Vergangenheit, dem es zu seiner Zeit vielleicht nicht besser ging als ihm, jetzt Zweckessen veranstaltet und Ehrensäulen errichtet werden; indessen gewährt es doch immer einen Trost, zunächst wenigstens die Gattung, das Allgemeine, dem man angehört, zu Ehren gebracht zu sehen; und wie in Rom der Bewunderung der griechischen Künstler nach und nach auch die Anerkennung der römischen folgte, so steht zu hoffen daß die Erkenntniß des Herrlichen und Schönen, welches einst dem Herzen und Munde des Volks entströmte, nach und nach immer allgemeiner und wirksamer auch die Ueberzeugung verbrei-

*) Volkslieder aus Krain. Uebersetzt von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1850. 8. 1 Thlr.

ten werde, daß überhaupt das Volk der unerschöpfliche Fruchtboden alles aufkeimenden Wahren, Guten und Schönen ist und daß eine Förderung der höchsten Interessen nicht sicherer und besser erreicht werden kann als durch unablässige Cultivirung, Pflegung und Befreiung dieses Fruchtbodens.

Sehen wir nun zu, inwieweit auch die von Anastasius Grün aus ihrer Verborgenheit gezogenen Volksstimmen geeignet sind, die Achtung vor der schöpferischen und gestaltenden Kraft des Volks zu erhöhen, und welcher Platz ihnen etwa im tausendstimmigen Chor der Nationallieder gebührt. Nach Grün's eigenen Mittheilungen ist die Sprache in der diese krainischen Lieder ursprünglich gedichtet und gesungen worden, die slowenische, eine Mundart des großen, vielverzweigten slawischen Sprachstamms, die außer in Krain auch in einigen Districten Istriens und des Küstenlandes, in der untern Steiermark, in einem Theile Kärntens und in einzelnen Grenzgebieten Ungarns, also überhaupt im äußersten Südwesten des slawischen Sprachgebiets gesprochen wird. Die hier gebotenen Volkslieder erweisen sich also im Allgemeinen als Schätze aus derselben großen Fundgrube, aus welcher die Volkspoesie nicht den kleinsten und unbedeutendsten Theil ihres Reichthums gezogen hat und welcher wir namentlich außer den russischen, polnischen, czechischen auch die alle übrigen an Schönheit und Bedeutung überragenden serbischen Volkslieder verdanken. An diese serbischen Volkslieder schließen sich nun diese krainischen zunächst an; sie berühren zum Theil dieselben Sagenkreise, z. B. die Markosage, und theilen mit ihnen namentlich das eigenthümliche romantische Element, in dem sie sich bewegen, nämlich den unversöhnlichen Kampf der Christen mit den Türken, an welchem, wie uns Grün mittheilt, Krain nicht blos unter den Fahnen Oestreichs, sondern auch selbständig theilgenommen hat, und welchem zufolge es Jahrhunderte lang ein großes Feldlager, eine von Geschützen und Rüstungen starrende Burg gewesen ist. Dabei fehlt es aber den krainischen Volksliedern auch nicht an einem eigenthümlichen Charakter, und dieser hat seinen Grund vorzugsweise in dem Einfluß der hier mit den slawischen aufs engste zusammenstoßenden und sich vermischenden germanischen Elemente. Während daher die serbischen Volkslieder, sobald sie sich auf Helden und deren Thaten und Abenteuer beziehen, einen mehr episch sich ausbreitenden Charakter haben, nehmen die krainischen, unserm deutschen entsprechend, eine mehr lyrische Form an, sie erscheinen „rasch und abgerissen, als kurze Romanzen, als frische Waffenlieder, wie sie Nachts am Vorpostenfeuer von wachenden Kriegern gesungen zu werden pflegen". Auch in der Art, die Gedanken zu gestalten und fortzuspinnen, in der Aehnlichkeit der Motive und namentlich in der Aufnahme des den ältern Slawen fremden Reims offenbart sich der germanische Einfluß, ja es scheinen geradezu einzelne deutsche Sagen, wie z. B. die von Friedrich Barbarossa oder Karl dem Großen, dorthin eingewandert zu sein, nur daß sie auf näher liegende, bekanntere Helden, namentlich auf den ungarischen König Matthias, der, zu einem fabelhaften Wesen ausgesponnen, den Hauptmittelpunkt ihrer Sagen bildet, übertragen worden sind. Dasjenige Gedicht der Sammlung, welches nach Form und Inhalt am meisten den deutschen Charakter trägt, ist „Lamberg und Pegam". Nach Grün's Mittheilung erfreut sich kein anderes Volkslied einer so großen Ausbreitung in Krain wie dieses, auch soll es eins der ältesten sein und wie das ihm verwandte von Hans Dollinger: „Es rait ein Türckh aus Türckhenlandt, Rait gen Regensburg in die Stadt" u. s. w., in die Epoche der magyarischen Schrecken des 10. und 11. Jahrhunderts fallen. Sogleich der Anfang des Gedichts:

> Das weiße Wien vor euch dort steht,
> Vernehmt nun, wie's in Wien ergeht!
> Es liegt ein Marktplatz mitten drin,
> Drauf sprosset eine Linde grün
> Und kühlt mit ihrem Schatten Wien.
>
> Ein gelber Tisch im Schattenplan,
> Von Stühlen ist der Tisch umfahn,
> Viel große Herren sitzen da
> Der Majestät des Kaisers nah.
> Da trabt Herr Pegam stolz heran u. s. w.

ist durchaus deutsch, und so findet sich auch im Fortgange Nichts wodurch es eine slawische Färbung erhielte. Umgekehrt prägt sich in „Des Wojewoden Janko Hochzeit" nach Inhalt und Form am reinsten der serbische Charakter aus, obschon der hier gefeierte Held kein Serbe, sondern der ungarische Türkenbesieger Johann Hunyad und der darin vorkommende „Sekol" J. Szekely ist, zwei Helden die jedoch auch in wirklich serbischen Gedichten vielfach gefeiert werden. Alle übrigen Gedichte tragen mehr oder minder die Spuren der Mischung, und zwar so daß sie von Seiten des Inhalts mehr slawisch, von Seiten der Form mehr deutsch erscheinen, woraus der Schluß zu ziehen sein möchte daß sich ursprünglich deutsche Sänger der slawischen Stoffe und Sprache bemächtigt haben. Besonders überwiegend erscheint der deutsche Charakter in „Bestrafte Untreue":

> „Wer schläfrig ist, mag schlafen geh'n,
> Bin schläfrig nicht, geh' schlafen nicht;
> Jung Schreiber kommt noch heut' zu mir."
>
> Da stellt sie auf der Wächter drei,
> Ob ihr Gemahl im Kommen sei.
>
> Der erste draußen steht im Feld,
> Der zweite Wach' im Hofraum hält,
> Der dritte vor dem Kämmerlein.
>
> Sie hört den ersten Wächter schrei'n:
> „Holla, holla, jung Frauchen mein,
> Iwankowitsch schon reitet heim!
>
> Wir sah'n ihn zwar mit Augen nicht,
> Doch hörten wiehern wir sein Roß,
> Sein blanker Säbel Blitze schoß."
>
> „Ist Nichts, ist Nichts, jung Schreiber lieb,
> Der Wächter weiß nicht, was er spricht."
>
> Sie hört den zweiten Wächter schrei'n:
> „Holla, holla, jung Frauchen mein,
> Iwankowitsch schon reitet heim.

Wir sah'n ihn zwar mit Augen nicht,
Doch hörten wiehern wir sein Roß,
Sein blanker Säbel Blitze schoß."

„Ist Nichts, ist Nichts, jung Schreiber lieb,
Der Wächter weiß nicht, was er spricht."

Sie hört den dritten Wächter schrei'n:
„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Iwankowitsch ist schon daheim."

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Nun schließt mir auf das Kämmerlein!"

Die Frau schließt auf das Kämmerlein
Jung Schreiber springt durchs Fensterlein
Und stößt dabei die Scheiben ein.

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Wer stieß die Fensterscheiben ein?"

„Ist Nichts, ist Nichts, gestrenger Herr,
Die Katze sprang dem Mäuslein nach."

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Was mag so wirr das Haar euch sein?"

„Ist Nichts, ist Nichts, gestrenger Herr,
Die Hand der Magd kämmt mich so schlecht."

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Was mag zerstört das Bettlein sein?"

„Ist Nichts, ist Nichts, gestrenger Herr,
Die Schlüssel suchte drin die Magd."

„Holla, holla, jung Frauchen mein,
Was mag eu'r Mieder offen sein?"

„Ist Nichts, ist Nichts, gestrenger Herr,
Dem Söhnchen gab ich erst die Brust."

Der Herr zieht seinen Säbel blank,
Der Herrin Haupt zu Boden sank.

Ferner in „Ein Verlassener", „Der Page", „Roschlin und Serjanko" und andern, in denen außer den Eigennamen kaum etwas Slawisches zu finden ist. Dagegen ist in „König Marko" der Stoff und die innere Gestaltung desselben rein serbisch, während die äußere Form deutsch ist und natürlich auch auf die Gedankenbildung einen bedeutenden Einfluß geübt hat. Während z. B. der Anfang hier lautet:

Ein grauer Fels, ein weißes Schloß,
Drin wuchs der junge Marko groß,
Drin wohnt er und Alenka fein,
Ein schönes Türkenmägdelein.

Sie standen auf des Morgens früh,
Zum hohen Gange wandeln sie,
Die breiten Fenster öffnen sie.
Alenka also zu ihm spricht:
„Wie kommt es wol, daß heut' so dicht
Der Nebel dort das Feld umflicht?"

Antwortet so Jung Marko drauf:
„Das ist fürwahr kein Nebelrauch,
Das ist nur türk'scher Rossehauch;"
Die reiten wol zu Gast mir auch.
Wenn sie am Schlosse reiten vor,
Dann öff'ne ihnen selbst das Thor" u. s. w.

würde ein serbischer Dichter etwa so begonnen haben:

Steht ein weißes Schloß auf grauem Felsen,
Drinnen wuchs empor der junge Marko,
Marko und die liebliche Alenka u. s. w.

oder er hätte in gewohnter Weise sogleich die Frage vorangestellt:

Was erhebt sich Weißes dort im Felde?
Ist's ein Nebel, der dem Fluß entsteiget?
Ist's 'ne Wolke, die vom Himmel sinket? —
Nein, es ist kein Nebel, keine Wolke;
's ist der Hauch von raschen Türkenrossen u. s. w.

Das bedeutendste und vollendetste dieser slawisch-germanischen Gedichte ist jedenfalls das „Vom König Matjasch" nebst den sich daran anschließenden: „König Matjasch gefangen" und „Vom Ableben des Königs Matjasch", in welchen das Eigenthümliche und Charakteristische in der Poesie der beiden Nationen dergestalt zu wirklicher Einheit verschmolzen, ja auch noch das ungarische Element mit aufgenommen erscheint, daß nicht leicht eine innigere Amalgamation verschiedener Bestandtheile zu finden ist. Im Stoff mehr deutsch, in der Form mehr slawisch ist das Gedicht „Vom Herrn Rauber", welches neben „Terdoglav" und „Von der schönen Vida" zu den am meisten charakteristischen und specifisch-krainischen Gedichten der Sammlung gehört. Eine ganz besondere Erwähnung verdient noch „Sanct Ulrich", worin sonderbarerweise der Papst als mit dem Teufel Hochzeit haltend dargestellt wird, wahrscheinlich, nach Grün's Vermuthung, ein Rest von dem auch einst in Krain mächtigen Einfluß des dort jetzt fast ganz unterdrückten Protestantismus. Auch unter den Liedern lyrischen Charakters ist gar manches Schöne und Eigenthümliche; besonders zeichnen sich die kleinen „Vierzeilen" durch prägnante Sinnigkeit aus, z. B.:

Hör' immer dich jammern,
Du schlafest allein,
Doch kennt sich's am Kissen,
Hier lag man zu Zwei'n.

oder:

Es kneipt mich, es reißt mich,
Der Kopf ist mir wund,
Da zeigt sich der Liebste,
Da bin ich gesund.

oder:

Nach Bergen und Thälern
Zum Vogelfang ging ich,
Die Vögelein lockt' ich,
Ein Mädchen doch fing ich.

Auch in diesen ist der Einfluß des Germanischen nicht zu verkennen, und so besteht dann überhaupt das Charakteristische der uns hier gebotenen Volkslieder in einer freundlichen Vermählung zweier Elemente innerhalb der Poesie, die sich in der Wirklichkeit noch feindlich und drohend einander gegenüberstehen. Ob nun diese poetische Amalgamation als das Vaticinium des großen germanisch-slawisch-ungarischen Mittelreichs anzusehen ist, müssen wir vor der Hand noch abwarten; jedenfalls hat Anastasius Grün Recht, wenn er sagt: daß die großen Fragen der Menschheit nicht mehr ohne Mitwirkung der großen Slawenfamilie nachhaltig zu lösen seien, habe in neuester Zeit das weithin vernehmbare Rauschen der großen Slawenlieder deutlich genug angekündigt, und so können wir immerhin mit ihm annehmen daß sich schon

in den Liedern dieser Sammlung ein Zweiglein dieses Baums gerührt habe, und mit ihm wünschen daß zur Zeit der Lösung das Germanenthum nicht zu kurz wegkommen möge.

Adolf Zeising.

Daniel Webster.

1. The works of *Daniel Webster*. Sechs Bände. Boston 1851—52.

2. Daniel Webster der amerikanische Staatsmann. Vortrag gehalten von F. A. Märcker. Nebst Bruchstücken aus den Gedächtnißreden Barnard's, Everett's und einigen Anlagen. Berlin, G. Reimer. 1853. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die vorliegende Ausgabe der Werke des verewigten Daniel Webster, von welcher jetzt bereits eine sechste Auflage angekündigt ist, wurde wenige Monate vor seinem Tode von seinem spätern Amtsnachfolger Edward Everett besorgt. Sie enthält in angemessener äußerer Ausstattung als Ehrendenkmal des verdienten und einst höchst einflußreichen Staatsmanns eine Sammlung seiner Reden und Staatsschriften, die zwar keineswegs vollständig ist, aber doch alle frühern Ausgaben an Reichthum und Vollendung beiweitem übertrifft. Everett stand dem Verstorbenen seit den Jünglingsjahren als herzlicher Verehrer und Freund sehr nahe; seiner Discretion war das Geschäft nicht allein der Herausgabe, sondern auch der Auswahl und Zusammenstellung fast ausschließlich anvertraut; es wird glaubhaft versichert daß Webster nur sehr selten bei der Ausführung dieses Geschäfts zugezogen wurde. Dennoch aber stand er derselben keineswegs fern. Die Bände erschienen gleichsam unter seinen Augen. Es kann kein Zweifel darüber obwalten daß er sie in vollem Maße als authentisch, als sein geistiges Eigenthum anerkannt hat. Er bethätigt dies auf die sprechendste Weise durch die kurzen emphatischen Widmungen welche jeder einzelne Band von seiner Hand trägt: den ersten Band überreicht er seinen beiden Nichten und seinem Bruder; den zweiten seinem Freunde Isaac P. Davis; den dritten seiner zweiten Gemahlin Karoline Le Roy Webster; den vierten seinem einzigen überlebenden Sohne Fletcher Webster; den fünften seinem nahen Verwandten und Freunde J. W. Paige; den sechsten endlich widmete er dem Andenken seiner verstorbenen Kinder Julia Webster Appleton und Major Edward Webster, welcher Letztere im Kriegsdienste der Vereinigten Staaten während des Feldzugs in Mexico sein Ende fand.

Gleichwol aber hat Daniel Webster während seines vielbewegten Lebens für die Redaction und Herausgabe seiner Werke im Ganzen immer nur wenig gethan. Er war seiner Natur nach fast ausschließlich ein Mann der That. Einige wenige schriftstellerische Arbeiten aus früherer Zeit (z. B. in „North-American review" u. s. w.) abgerechnet, die sämmtlich nur von geringem Umfange waren und auf die er nie eine Bedeutung legte, hat er sich der literarischen Wirksamkeit stets ebenso fern gehalten wie die meisten amerikanischen Staatsmänner, z. B. Jackson, Polk, Harrison, Scott. Er kann daher fast ebenso wenig als sein letzter triumphirender Nebenbuhler Pierce als Schriftsteller bezeichnet werden, obgleich er durch eine gewisse Allseitigkeit der Bildung, durch seine Belesenheit, durch Fülle der Anschauungen und durch einen für geistige Interessen aller Art aufregbaren Sinn über jene Alle hervorragt.

So erklärt sich denn auch daß nur wenige Stücke dieser Sammlung und namentlich die Reden nur in einer sehr beschränkten Anzahl aus seiner Feder geflossen sind. Unter den letztern sind die meisten und bedeutendsten in den Augenblicken entstanden, als der Redner angesichts der Versammlung stand, und sie würden nur in unbestimmten Erinnerungen fragmentarisch fortleben, wenn nicht geeignete Berichterstatter für Tagesblätter und Zeitungen es sich hätten angelegen sein lassen, auf ihre Erhaltung durch Aufzeichnungen Bedacht zu nehmen. Allein wiewol Webster auch diese Aufzeichnungen mit nichten einer systematischen Prüfung und Redaction unterworfen hat, so trägt dennoch die vorliegende Ausgabe seiner Werke den Stempel einer bestimmten Abgeschlossenheit und wir haben sie in gewissem Sinne als eine „Ausgabe letzter Hand" anzusehen, die in spätern Auflagen oder Abdrücken nur durch einige Stücke aus späterer Zeit (von Januar bis März 1851), nicht aber wesentlich vermehrt ist. An eine dereinstige neue Reproduction, von welcher wol hin und wieder gesprochen wurde, ist nicht im entferntesten zu denken. Vielmehr wird die noch in Aussicht gestellte Sammlung von Briefen und vermischten Schriften Webster's lediglich als ein an diese „Works" sich anschließendes Supplement in zwei weitern Bänden erscheinen.

Bei den vielfachen Beziehungen dieser Bände zu den Erfolgen und Resultaten der Zeitgeschichte Nordamerikas und bei dem unverkennbaren Einflusse den so manche in denselben aufbehaltene Mittheilungen auf die innere und äußere Geschichte der Vereinigten Staaten und auf die Entwickelung und Richtung der politischen Ideen gehabt haben, könnte selbst eine reinchronologische Anordnung in mancher Hinsicht wünschenswerth gewesen sein. Auf jeden Fall wäre eine den Ablauf der einzelnen Epochen und Jahre darstellende Uebersicht des Gesammtbestandes — eben weil derselbe in so enger Wechselwirkung mit den politischen und staatswirthschaftlichen Ansichten, Meinungen und Bewegungen steht — eine glückliche und fruchtbare Zugabe gewesen. Der genannte Herausgeber hat indeß eine Anordnung nach mehr formellen und fast zufälligen Gesichtspunkten vorgezogen. Er gibt zuerst in neun Capiteln den Lebensabriß Webster's, gleichsam als Einleitung und fortlaufenden geschichtlichen Commentar seiner Werke (I, XIII—CLX); den weitern Inhalt der ersten beiden Bände bildet eine Sammlung von vermischten Gelegenheitsreden, welche passend durch die am 20. December 1820 zu Plymouth gehaltene anziehende, feurige Jubelrede zur zweihundertjährigen Feier der ersten Ansiedelung in Neuengland eröffnet werden. Im Anfange des dritten Bandes finden wir drei Reden aus dem Monate December 1820, welche die durch Abtrennung des Staats Maine angeregte Verfassungsrevision des Staats Massachusetts zum Gegenstande haben (S. 1—32). Weiter enthalten dieser und die beiden folgenden Bände die im Congreß gehaltenen Reden. Am Schlusse des fünften Bandes (S. 441 bis Ende) beginnen die Darlegungen und Reden Webster's im Geschworenengericht. Der sechste und letzte Band bringt außer den diplomatischen Schriftstücken und amtlichen Arbeiten aus den beiden Epochen des Webster'schen Staatssecretariats in den Jahren 1841—43 und 1850—51 vermischte Briefe theils an einzelne Personen, theils an Genossenschaften und zum Schluß ein dankenswerthes alphabetisches Materienregister.

Es ergibt sich daß man nicht auf eine vollständige Sammlung der Werke Webster's bedacht gewesen ist. Abgesehen von dem Umstande daß eine solche nicht einmal möglich war — da so manche Arbeiten aus jener frühern Zeit, in welcher Webster noch durch schriftliche Aufzeichnungen sich vorzubereiten und zu bilden bedacht gewesen ist, durch eine Feuersbrunst im Jahre 1817 vernichtet, über Reden aus frühern Jahren selbst fragmentarische Skizzen nicht mehr vorhanden sind, — konnte es nicht angemessen erscheinen, den äußern Umfang der Sammlung durch Aufnahme einzelner unwichtiger, veralteter und der Vergessenheit mit Recht verfallener Mittheilungen anzuschwellen. Dies würde die Kosten der Sammlung erhöht, dem Werth und der Verbreitung nur Eintrag gethan haben. Der Herausgeber ließ sich daher bei der Auswahl von dem Gesichtspunkte leiten, daß es darauf ankomme, für die innere Geschichte der Gesetzgebung und Verwaltung, für die Genesis mancher Lebenserscheinungen und vorallem zur Kenntniß und Würdigung des staatsmännischen Waltens von Daniel Webster ein anziehendes, reiches und authentisches Material zu gewähren.

Wie sehr wir daher den Gedanken Märcker's, hauptsä

lich auf Grundlage dieser Werke ein Bild Webster's in seinem Charakter als amerikanischer Staatsmann entstehen zu lassen, als einen glücklichen begrüßen durften, so können wir uns durch seine Leistung desto weniger befriedigt erklären. Diese ist in keiner Weise geeignet, der deutschen Literatur und dem deutschen Geiste im Auslande und zumal im Vaterlande des Geschilderten, falls sie unglücklicherweise dahin gelangen sollte, Ehre zu machen. Statt einer allseitigen gründlichen Auffassung begegnen wir einem fast flatterhaften, einseitigen, oberflächlich hohlen Kosmopolitismus. Statt einer selbständigen, kritischen, freien und belebenden Charakteristik wird uns eine schillernde mosaikartige Composition geboten, die bald durch unpassende, bald durch abgenutzte Gemeinplätze verbrämt und verschwächt wird. Sollte Märcker die Werke des von ihm in seiner Weise gepriesenen amerikanischen Staatsmanns wirklich gelesen haben, dann wüßten wir kaum zu erklären, wie er daraus so wenig von dem ernsten und praktischen Sinn, welcher sich durch alle Bestandtheile hindurch zieht, hätte gewinnen und wie er der Klarheit und Schärfe des Geistes, welche aus ihnen entgegen strahlt, so unzugänglich bleiben konnte. Der ganze Inhalt des Vortrags zerfällt in folgende Theile: eine kurze nach sentimentalem Effect suchende Einleitung; ein paar flüchtige Bemerkungen über die Vereinigten Staaten und ihre historisch-politische Bedeutung; seitenlange Auszüge aus dem Everett'schen Lebensabriß über Herkunft, Jugend, Bildung, über das erste Auftreten Webster's u. s. w.; einige Notizen über Webster's Wirken zur Aufrechterhaltung der Union im Gegensatz der sogenannten Nullificationsbestrebungen und über seine Stellung zur Sklavenfrage nebst Mittheilungen aus den betreffenden Reden; am Ende eine überladene Parallele mit Demosthenes und Cicero, wie sie in ähnlicher, aber kaum jemals in unpassenderer Weise in Eulogien der verschiedensten Staatsredner verschiedener Länder hundert mal versucht und vorgebracht, besonders aber als Gegenstand zu Stilübungen in unsern Schulen verbraucht ist, die dem Verfasser Gelegenheit gibt die Kraft seiner phantastischen Anschauung in dieser prophetisch-elegischen Frage als Schlußpunkt culminiren zu lassen: „Rom blieb Siegerin über Karthago. Wer wird in dem fast unvermeidlichen Kampfe Englands und Amerikas den Sieg davontragen, und welcher Marius wird dann auf den Trümmern von London oder von Washington das Schicksal seines eigenen Landes beweinen?" Solche Phantasiegesichte mögen in dem Gebiete der Dichtung ansprechen und wirken; dem Ernste einer wissenschaftlichen Vorlesung sind sie fremd. Wir vermögen nicht zu billigen, daß der Verfasser, dessen Talent und Kenntnisse wir nicht bestreiten, ihnen mit einseitiger Vorliebe nachhängt, daß er sich augenscheinlich davon günstigen Eindruck verspricht, eben weil sie des Elements der Wirklichkeit und jeder Wahrscheinlichkeit gänzlich entbehren.

Vergeblich erwarten wir einen zusammenfassenden Ueberblick der politischen Wirksamkeit, eine thatsächliche Darlegung der Grundzüge ihres Entwickelungsgangs, ihres Verlaufs, ihrer Resultate. Während der Verfasser eine Anzahl von Seiten aus den Everett'schen Mittheilungen über die erste Jugend und deren Schauplatz übersetzt, die jedes eigenthümlichen Interesses entbehren — denn fast alle amerikanischen Staatsmänner haben ganz ähnliche Anfänge gehabt —, bleibt er uns über die verschiedenen Stadien der Thätigkeit Webster's, über den Charakter und die Arbeiten seiner zweimaligen Amtsführung als auswärtiger Minister (Staatssecretär) jede Auskunft schuldig. Fühlte Märcker ein unwiderstehliches Verlangen nach Parallelen, so hätte er statt der wiederholten Vergleichungen mit Demosthenes, Cicero, Friedrich dem Großen, statt der gänzlich verfehlten Zusammenstellung der amerikanischen Föderalisten mit den französischen Girondisten u. A. einen möglichst lebensvollen, angemessenen Stoff aus dem Verlaufe jener zweimaligen Amtsführung, der er gar nicht gedenkt, entnehmen mögen. Wenn er einen elegisch-melancholischen Abschluß für zweckmäßig hielt, so hätten die letzten getrübten Monate der irdischen Laufbahn des Geschilderten, seine politischen Verirrungen in der Frage über die Fischereigerechtigkeit in den canadischen Gewässern, die einem unheilvollen Ende entgegenzuführen drohten, so hätten die unrechtmäßig erhobenen Ansprüche auf die Lobosinseln, die unglückliche Situation der misglückten Bewerbung um die Präsidentenwürde — bei ihm, dem nachgerühmt wurde daß er sich früher nie um ein Amt beworben! — so hätte der Gegensatz dieser krankhaften und bedauerlichen Erscheinungen dem Lichtglanz des in frühern Jahren so überlegenen und großartigen Charakters gegenüber einen angemessenen Stoff geboten. Allein Märcker gibt eine bloße Lobrede; von irgend einer Kritik, von irgend einem Unterscheiden der Licht- und Schattenseiten des Mannes begegnet uns keine Andeutung. Eine solche Behandlung dieses so reichen und dankbaren Gegenstandes kann — wir sprechen dies nicht ohne Bedauern aus — weder für den Kundigen irgendwie befriedigend, noch für Den der sich belehren will ersprießlich, noch für den Dilettanten irgendwie anregend sein; und wenn der Verfasser sogar die Miene annimmt Nationalökonomen und Staatswirthen eine von ihm hingeworfene Notiz zur Vergleichung der Vereinigten Staaten einerseits und des Deutschen Zollvereins andererseits als beachtenswerthe Erscheinung zu empfehlen, so haben wir kaum noch darauf aufmerksam zu machen daß dies ein längst tausendfach gründlich untersuchter und beleuchteter, aber kaum jemals zu erschöpfender Gegenstand ist.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf den Gesammtinhalt der vorliegenden Werke Webster's und auf seinen Lebenslauf, so drängen sich uns so mannichfache Betrachtungen auf daß es dem Zwecke dieser Blätter nicht angemessen sein könnte, eine erschöpfende Darlegung anzustreben. Nur ein paar Bemerkungen glauben wir uns gestatten zu dürfen. Zuerst drängt sich in Beziehung auf die Natur der Webster'schen Reden und seine Beredtsamkeit die außerordentliche Freiheit, Leichtigkeit und Ungebundenheit auf, mit welcher er den behandelten Gegenstand erfaßt, gleichsam umschlingt. Nichts liegt ihm entfernter als kunstreiche, planmäßige Anlage; Alles gibt sich ihm wie vom Augenblick geboren. Darüber kann kein Zweifel sein daß Webster vorzugsweise die englischen Redner und namentlich Burke gern und viel gelesen, daß von dorther Bilder, Anschauungen und selbst Manieren unwillkürlich sein Wesen befruchtet haben. Erinnern wir uns wie die von Disraeli im vorigen Jahre gehaltene Gedächtnißrede auf den Herzog von Wellington den Federn der Zeitungsschreiber einen begierig ergriffenen Stoff zu sarkastischen Invectiven gab, weil man darin Reminiscenzen aus französischen Redestücken entdeckt und nachgewiesen zu haben glaubte, so wird es auffallen müssen, daß Niemand daran dachte, in welchem Maße mit nicht geringerm Gewicht ähnliche Vorwürfe gegen Webster von der englischen Kritik erhoben worden sind (man vergleiche z. B. das Decemberheft 1840 des „Quarterly review", S. 47 fg.). Aber wer möchte ihm dergleichen als Plagiarism, als Armuthszeugniß anrechnen wollen! Es zeigt sich darin höchstens eine über kleinliche Formalitäten erhabene Unbewachtheit, oder wenn man will, eine „großartige Nonchalance". Webster besaß unstreitig kein Streben nach eigentlicher Originalität. Nur selten scheint er als eigentlicher Gelegenheitsredner aufgetreten zu sein. Es bedurfte der Gelegenheit, der thatsächlichen Aufreizung, um die Schleußen seiner rednerischen Kraft zu sprengen, und es ist kein Wunder, wenn in der reichen Fülle eigener Gedanken auch die Spuren Dessen was er sich aus seiner dichterischen und rednerischen Lecture angeeignet, bisweilen ziemlich unvermischt sich kenntlich machten. Im Ganzen aber sehen wir ihn durchaus dem praktischen Gesichtspunkte huldigen. Diesen allein behält er im Auge. Seine Rhetorik bleibt allem Haschen nach äußerm Zierath fern, aber sie fällt allen Vorzügen und Schwächen anheim welche ein solches Ergreifen und Ergriffensein mitsichbringen.

Ebenso wenig wie die Beredtsamkeit hat nun auch der politische Charakter Webster's eine bestimmte Färbung, eine nach

äußern Kennzeichen abgeschlossene Richtung. Ueber den [illegible]wirbel des Parteiwesens ist er hoch erhaben. Man könnte ihn im Allgemeinen als Whig bezeichnen; aber wie viel fehlt daran daß er mit den Losungen einer Parteifahne sich fesseln ließ. Seine politische Stellung und sein Streben hatten ihn in einer freiern, über alle Parteikämpfe hinausblickenden Sphäre. Seine Verdienste, seine Talente, seine Arbeiten und Bestrebungen haben ihm begeisterte Anhänger und Lobredner unter Whigs und Demokraten verschafft; aber nie hat er eine politische Partei auch nur im Kleinen, nie eine politische Schule gehabt. Niemals unsers Wissens sind nach ihm „Websterianer" benannt. Sein Zielpunkt war Erhaltung der Einheit und des Einflusses der obersten zusammenhaltenden Gewalt der Vereinigten Staaten. Er kämpfte gegen Anarchie, gegen alle Versuche das Band der Union zu lockern. Wo er Zwiespalt und Bürgerkrieg auch nur von fern her drohen sah, da stählte sich die Spannkraft seines Geistes, da setzte er mit flammendem Eifer, mit unermüdlicher Ausdauer die ganze Macht und Fülle seiner Beredtsamkeit ein. Da ist ihm kein Gebiet fremd geblieben; diplomatische Angelegenheiten, Handelsverhältnisse, Münz- und Geldwesen, Krieg und Frieden, die Foderungen des Rechts, der Sitte, des Staatsbürgerthums: Alles umfaßte und beherrschte sein Adlerblick. Davon zeugen die vorliegenden sechs Bände, die ein unvergeßliches Zeugniß seiner Thaten und seiner Wirksamkeit enthalten. Die letzten trüben Monate, deren Eindruck ein wehmuthsvoller und tragischer ist, fallen jenseit des Zeitraums ihres Erscheinens; soviel dem Referenten bekannt, sind die Erörterungen und Correspondenzen auch in den neuern Auflagen ausgeschlossen geblieben. Und dies können wir nur billigen. Sie stehen mit dem Inhalte dieser Bände nicht in einem innern Zusammenhange, sondern in bedauerlichem Gegensatz. Die Versicherung daß körperliche Leiden den siegreichen Geist des grossen Staatsmanns angefochten und herabgestimmt hatte trägt den Stempel einer versöhnenden Wahrscheinlichkeit. Es war uns eine außerordentliche Freude in den Berichten über die letzten Tage und Stunden Webster's den unverkennbaren Triumph seines Geistes, eine neue verklärte Erhebung über jene Zeit seiner verengten und verkümmerten Ansicht, gleichsam ein neues Erwachen seiner alten Größe offenbar werden zu sehen. 4.

Seelenfreundliche Briefe. Gesammelt von Gustav von Tirneg. Darmstadt, Jonghaus. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

De rebus omnibus et quibusdam aliis! Psychologie, Naturkunde, Kunst und Religion, Paradies und Welt, Staat und Kirche, Materialismus und Christenthum, wissenschaftliche Methode und Denkfehler, Dies und vieles Andere sind die Gegenstände welche die vorliegenden Briefe behandeln, seelenfreundlich geheißen, weil sie den „seelenfeindlichen" Materialismus bekämpfen und selbständige ideale Lebensprincipe nicht blos im Menschen, auch in den Krystallen und Weltkörpern voraussetzen und aus ihnen die leibliche Gestaltung wie die Bilder der Vorstellungen und die Gedanken herleiten. Das Buch ist ein wohlgemeintes: es möchte Frieden im politischen und religiösen Leben, Freiheit und Ordnung, Glauben und Vernunft, Adel des Geistes in der Aristokratie und reine Familiensitte im Bürgerthum begründet sehen. Das Buch ist, wenn wir anders annehmen dürfen daß nicht wirklich gewechselte Briefe von Mehren zugrundeliegen, sondern daß der Schriftsteller diese Form zur Mittheilung seiner Ideen gewählt hat, mit Geschick abgefaßt, indem die Briefe einer Gräfin Anima, die Antworten ihres philosophisch gebildeten Bruders, die Gespräche mit ihrem Manne, aphoristische Aufzeichnungen dieser verschiedenen Personen uns eine Reihe von Lebensansichten vorführen und von Zeit zu Zeit der „Vetter Ferdinand", ein vielseitig gebildeter Arzt, zur Entscheidung oder zur Mittheilung wissenschaftlich gehaltener Aufsätze veranlaßt wird, die dann als ein zusammenfassend begründender Abschluß des Zerstreuten gelten können. Das Buch ist ein durchaus subjectives; soviel Absonderliches, ja Schrullenhaftes es im Einzelnen enthält, es steht doch dies in innerer Verbindung mit der Persönlichkeit des Verfassers, von dem wir glauben daß er Niemand anders als jener „Vetter Ferdinand" sei, der wiederum den höhern Kreisen der Gesellschaft angehört oder doch in ihnen verkehrt; aber es fehlt der Beweis der Wahrheit der mitgetheilten Gedanken, es fehlt die Objectivität, das Allgemeingültige welches die wissenschaftliche Darstellung zu erzielen hat, und so werden verwandte Gemüther sich gar oft wohlthätig angesprochen oder zu neuen Betrachtungen erregt sehen, gegnerische aber werden nicht überwunden werden, sondern sie werden der Träume einer kranken Dame spotten, auf welche der Verfasser seine Theorien von Staat und Kirche baut; ja wenn die Gräfin Anima den Staat des Paradieses construirt, wie er gewesen sein würde, wenn die Menschen nicht sündigten und nicht stürben, so liegt doch der Einwurf sehr nahe daß dann eben im Gottesreich auf Erden die ganze äußere Ordnung und das Regierungswesen gar nicht nöthig wären, sowie denn auch weder in den griechischen Mythen vom Goldenen Zeitalter noch in der Mosaischen Erzählung vom Leben in Eden etwas von Polizei oder Gericht, von Verfassung oder Verwaltung vorkommt; oder man kann ebenso leicht einwenden: da aber nun der Tod und die Sünde in der Welt sind, so dürfen unsere Verhältnisse nicht nach dem Muster eines Zustandes eingerichtet werden, der ohne jene gedacht wird. Soll ich noch Einzelnes erwähnen, so darf wol die Ansicht über Entstehung und Wesen der Künste als flach und schwach, die Charakteristik Jean Paul's aber als das gelungene Werk einsichtsvoller Vorliebe bezeichnet werden; seltsam sind die geschichtsphilosophischen Meinungen, trefflich ist das Dringen auf eine organische Gliederung des Staats und auf die Vertretung der einzelnen Berufskreise in der Ständeversammlung; das Beste ist wol Anfang und Ende, die Briefe der Gräfin und die Abhandlungen des Arztes über das Wesen der Seele und über das Zusammenwirken von Psychologie und Physiologie zu einer richtigen Erkenntniß des Lebens. Indeß wenn die Kritik nicht wieder so subjectiv bleiben sollte wie das Buch, so müßte man nicht blos ein, sondern mehre Bücher über dasselbe schreiben; es genüge also den Standpunkt desselben bezeichnet zu haben. Seine Tendenz ist nebenbei die patriarchalische Staatsordnung den modernen Verhältnissen und der Volksfreiheit anzupassen und annehmlich zu machen; es ist auch den Fürsten als „den Vätern auf dem Throne" gewidmet, und wie der Verfasser selbst „den frommen Sänger Oskar" preist, so dürfte es als eine Art von wissenschaftlichem Gegenstücke zur Redwitz'schen Poesie bezeichnet werden; und wer sich an dieser erbaut oder gar mit ihr Innere Mission treibt, wird auch am Buche des Freiherrn von Tirneg sein Wohlgefallen haben und Vielerlei aus ihm lernen und durch dasselbe anregen können. 34.

Die florentiner Wettrennen und der König von Tunis.

Dante gedenkt der florentinischen Rennen des Johannesfestes in jenen Versen des „Paradies", wo sein Ahnherr Cacciaguida Nachricht gibt von Herkunft und Heimat und auf den Ort zu reden kommt „da quel, che corre il vostro annual gioco" („Paradies", XVI, 42). Die Form der Johannesfeste hat sich im Lauf der Zeiten, namentlich aber im letzten Jahrhundert, das soviel wie möglich alles Mittelalterliche abschaffte, sehr verändert, und sie haben mehr und mehr den nationalen Charakter eingebüßt, welchen sie in den Tagen der Republik hatten und von welchem wir in der Chronik Goro Dati's aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts eine anschauliche Darstellung finden, die in Reumont's „Reiseschilderungen aus südlichen Gegenden" (Stuttgart 1835) benutzt worden ist. Doch auch

heute noch sind es anmuthige Feste welche durch den Reiz der Localität mit ihren vielen geschichtlichen Erinnerungen sehr gehoben werden. Nicht auf die Johannesfeste beschränkte sich in Florenz die Sitte des Wettrennens der Berberrosse ohne Reiter, wie überhaupt in Italien gewöhnlich ist, wenn man einige Städte ausnimmt, Siena z. B., wo die Rennen des Mariä Himmelfahrtstags einen andern Charakter haben. Verschiedene andere „Corsi" hatten den Zweck, das Andenken an rühmliche Ereignisse der heimatlichen Geschichte lebendig zu erhalten. Am 11. Juni wurde der Tag von S.-Barnaba gefeiert, an welchem 1289 die Guelfen auf dem Felde von Campaldino oder Certomondo, am Fuße des Hügels von Poppi im Casentino, siegten, die Schlacht welche die Herrschaft der guelfischen Partei in Florenz begründete und in welcher der junge Dante mitfocht. Das Rennen am St.-Peterstage feierte die Schlacht bei Anghiani, in welcher der Feldhauptmann des letzten Visconti, Niccolò Piccinino, 1440 geschlagen und damit den vieljährigen Versuchen der mailändischen Herzoge, in Toscana festen Fuß zu fassen, ein Ende gemacht ward, ein Kampf welcher auch noch dadurch berühmt geworden ist daß Leonardo da Vinci ihn zum Gegenstand einer gefeierten Composition gewählt und Machiavelli zum Zweck der Darstellung der Nichtigkeit der Condottieren-Kriegskunst beschrieben hat. Am Tage von Sta.-Anna ließen Rennen und Fahnenschmuck an der Kirche Or San-Michele der Vertreibung des Herzogs von Athen am 26. Juli 1343 gedenken; eine jener Krisen der florentinischen Freiheit, die weniger auffallend erscheinen, wenn man sie im Zusammenhang mit dem Verhältniß der Republik zu den neapolitanischen Anjou betrachtet, statt sie als ein vereinzeltes Factum zu nehmen. An einen weniger erfreulichen Sieg erinnert das Rennen am Tage von S.-Vittorio (29. Juli), an jenen der von Galeotto Malatesta befehligten Florentiner über die Pisaner bei Cascina, in welchem die Letztern 1000 Todte und 2000 Gefangene verloren und sozusagen den letzten Rest ihrer alten Macht schwinden sahen. In die Zeiten der Völkerwanderung aber führt uns die Feier des 8. October zurück, des Tags von Sta.-Reparata, welche dem alten florentiner Dom den Namen gab. Sie war der Ausdruck des Danks für die Befreiung von den nordischen Horden, gewöhnlich Gothen genannt, des Radagaisus, welchen Flavius Stilicho 405 bei Florenz schlug, ein Ereigniß welches man von der Hand eines fingerfertigten modernen Malers an der Stirnseite der Kirche S.-Ambrosio dargestellt sieht. Die Siegespreise (Pallii) waren mehr oder minder große Stücke von Sammt, Brocat, rothem Tuche, zum Theil mit Pelzbesatz, welche auf einem Wagen auf eine Stange gesteckt umhergefahren wurden. Von dem von Stieren gezogenen Wagen mit dem großen Festgerüst beim Johannesfeste, welchem sich ähnliche von den vornehmsten Communen des Gebiets anschlossen, gibt es mehre Beschreibungen und Abbildungen.

Auch heute noch nennt man in Italien diese Rennen Corse di Barberi, obgleich Pferde jeder Race und nicht gerade die besten dazu verwendet werden, indem die armen Thiere, zwischen zwei enggeschlossenen Reihen mit Geschrei sie empfangender, mit Geschrei sie verfolgender Zuschauer in den meist engen Straßen gehetzt, durch scharfe auf ihren Rücken angebrachte Geißeln getrieben, nur zu oft dabei zu Schaden kommen. Daß man einst arabische Pferde dazu brauchte, zeigt der Name wie die Tradition. Ein Denkmal dieser Sitte ist uns in einem Schreiben der Signoria von Florenz an den Beherrscher von Tunis geblieben, das von dem bekannten Kanzler der Republik, Carlo Marsuppini von Arezzo, herrührt, welcher seinem noch berühmtern Landsmann und Amtsvorgänger Lionardo Bruni gegenüber in Sta.-Croce's Hallen ruht. Nach der Originalhandschrift wurde dies Sendschreiben neulich in einem fliegenden Blatt von Pietro Bigazzi herausgegeben. Es heißt wie folgt:

„Regi Tunisi. Alle unsere Kaufleute, erlauchter und mächtiger Fürst und hochherziger König, welche aus Euern weiten Reichen kommen, werden nicht müde von den göttlichen Tugenden Euerer königlichen Hoheit zu berichten, von der Gerechtigkeit mit welcher Ihr die Euerm Scepter unterworfenen Völker beherrscht, von Euerer Großmuth und besondern Milde und Euern verschiedenen geistigen Gaben und körperlichen Eigenschaften, die weder durch den Mund noch durch die Feder sich ausdrücken lassen. Und wenn sie in dieser Beziehung Euer Lob gesprochen, erzählen sie von den zahllosen Wohlthaten und Vergünstigungen die ihnen durch Euere Hoheit zutheilgeworden sind, und von dem menschenfreundlichen Empfang mit dem sie überall in Euern Reichen aufgenommen worden. Dafür sind die Signoria wie das gesammte Volk Euerer königlichen Hoheit sehr verpflichtet, und letzteres möchte gern irgend etwas Euern Wünschen Entsprechendes thun, indem es sich zu Euerm königlichen Willen und Befehl bereit erklärt. Und da wir wissen daß es in der königlichen Natur liegt willig eine Wohlthat zu erzeigen, und wir gern das vornehmste Fest unserer Stadt wie verschiedene andere durch Wettläufe von Berberrossen (cavalli Barbereschi) zieren möchten, so bitten wir Euere Majestät dem Ueberbringer des Gegenwärtigen zu gestatten, um den gewohnten Preis zwei Berber aus Euerm Reiche auszuführen, auf daß die Signoria und das Volk bei ihren berühmten Festen innewerden, wie Euere Länder nicht nur mit zahllosen Dingen begabt, sondern auch an Pferden reich sind, welche in der Schnelligkeit des Laufs stets den Preis davontragen. Sie werden mit jenen Ehren empfangen werden, welche Rossen gebühren die von einem so mächtigen Fürsten kommen; wenn wir sie sehen, werden wir einen Theil des Schmucks Euerer weiten Reiche sehen, und unsere Stadt wird Euch für diese wie für andere Gunstbezeugungen stets verpflichtet bleiben. Möge der einzige und ewige Gott, welcher Himmel und Sterne und Elemente und alle Natur beherrscht, Euere Majestät zahllose Jahre hindurch in vollkommener Glückseligkeit bewahren, während wir und alle unsere Handelsleute uns Euch aufs wärmste anempfehlen. Datum Florentiae die III. Septembris MCCCCLI."

Oberster Magistrat der Republik (Gonfaloniere di giustizia) war in jener Zeit Bernardo Carnesecchi, das eigentliche Haupt des Staats aber, wie bekannt, wenngleich ohne Titel noch besondere Würde, Cosimo de' Medici, der Alte. 45.

Neugriechische Literatur.

Zu den bisher und schon seit längerer Zeit erschienenen Vorarbeiten zu einer Grammatik der neugriechischen Sprache, denen eines Christopulos, Vardalachos, Kleobulos und Korais, ferner der Professoren Bambas und Benthylos in Athen, sowie Leontios, Kokkonis und Chrysovergis ist neuerdings eine „Γραμματικὴ τῆς λαλουμένης γλώσσης" (Athen 1852) gekommen, welche deren Verfasser, Manussis, ein Volksschullehrer, zum Gebrauche der griechischen Bürgerschulen (δημοτικὰ σχολεῖα) bestimmt hat. Sie verdient namentlich um dieses Zwecks willen die gehörige Beachtung, auch wenn die Grammatik selbst nicht frei von Mängeln ist, namentlich in Ansehung der Orthographie und der Syntax, und es ist wol Zeit daß man der neugriechischen Sprache und Grammatik überall da die erfoderliche Aufmerksamkeit und Rücksicht schenkt, wo es darauf ankommt durch das Studium derselben die Erlernung der altgriechischen Sprache zu erleichtern und aus jener manche Aufschlüsse für diese zu gewinnen. Im Allgemeinen muß freilich die neugriechische Sprache noch mehr als schon geschehen ist sich reinigen, veredeln und vervollkommnen und noch selbständiger sich gestalten, ehe von einer wahren Grammatik ihrer Sprache nach einem bestimmten Systeme die Rede sein kann, wenn nicht gerade dann eine solche Grammatik in dem nämlichen Grade überflüssig werden würde, in welchem die neugriechische Sprache selbst der altgriechischen sich nähert und zu ihr zurückkehrt.

Von dem schon mehrfach von uns erwähnten Konstantin Paparrigopulos in Athen ist eine „Ἱςορία τοῦ Ἑλληνικοῦ Ἔθνους" (Athen 1853) erschienen, die, nachdem der Verfasser bereits die alte und mittlere Geschichte in zwei Theilen für die Gymnasien

Griechenlands herausgegeben, für den Unterricht der Jugend bestimmt ist und die Geschichte des griechischen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart behandelt. Es werden darin die drei Hauptabschnitte der griechischen Geschichte als ein Ganzes behandelt, und namentlich wird nach dem Vorgange des Griechen Dimitrios Alexandridis die altgriechische Geschichte mit der byzantinischen zusammengestellt, was für die Griechen der Gegenwart wenigstens den Vortheil gewährt daß sie aus der Geschichte der Byzantiner die Fehler und Sünden der Regierung und der einzelnen Classen des Volks erkennen und vermeiden lernen können. Dazu gehört freilich auch daß die Darstellung der neuesten Geschichte Griechenlands, namentlich des Freiheitskampfs, die der genannte Grieche in seiner „Ἱςορία τοῦ Ἑλληνικοῦ Ἔθνους" sich besonders hat angelegen sein lassen, unparteiisch und daß sie möglichst frei von dem Einflusse der Parteileidenschaften sei, die während des Kampfes und bis auf unsere Tage die Angelegenheiten Griechenlands verwirrt haben. Der Egoismus der Parteien, wie er in dem wiedergeborenen Griechenland sein verderbliches Spiel getrieben hat, hätte nach menschlichen Ansichten den Untergang des Landes nicht verhindern können; aber eine bessere Zukunft wird Griechenland selbst nur der uneigennützigen Vaterlandsliebe seiner Bürger verdanken können.

In dem vorjährigen Novemberheft der während längerer Zeit nicht erschienenen „Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική", welche der in philologischen Kreisen bekannte griechische Archäolog K. S. Pittakis herausgibt *), hat Letzterer eine höchst schätzenswerthe und interessante, namentlich auch besonders reichhaltige Zusammenstellung altgriechischer Redensarten und dergleichen mit ähnlichen Redensarten der neuen Sprache gegeben, woraus er nachweisen will daß die heutigen Bewohner Griechenlands die Nachkommen der alten Griechen seien. Würde nun zwar auch ein solcher Beweis in derjenigen Richtung und in der Art und Weise, wie Fallmerayer u. A. mit ihm die Echtheit der Abstammung der heutigen Bewohner des alten Griechenland bestreiten und vielmehr das Gegentheil entschieden behaupten, keine Anerkennung finden können, so geht doch für einen jeden Unbefangenen aus jener Zusammenstellung wenigstens soviel mit Gewißheit hervor daß die Sprache der heutigen Bewohner Griechenlands die altgriechische und keine neue Sprache ist. Der Verfasser gedenkt dergleichen Zusammenstellungen fortzusetzen, und er fodert zu Beiträgen dazu alle Griechen des freien und nichtfreien Griechenland in Betreff alles Desjenigen auf, was in sprachlicher und sonstiger derartiger Beziehung einen bestimmten Zusammenhang in dem Leben der heutigen Bewohner Griechenlands mit dem alten Griechenland nachweist. Die Sache ist in Einer Richtung offenbar von nicht geringer Bedeutung. Solche Zusammenstellungen dienen jedenfalls dazu, Manchem der jene enge und genaue Verwandtschaft der beiden Sprachen nicht kennt, und eine solche Verwandtschaft vielleicht kaum sich träumen läßt, den Staar zu stechen. Die innere Uebereinstimmung der alten und neuen Anschauungs- und Ausdrucksweisen ist in der That oft wunderbar, und unsere zähen und schwerfälligen Hellenisten können daraus sicher gar Vieles lernen, wenn sie nur sonst wollen.

In einer ähnlichen Weise, wie in der vorerwähnten Zusammenstellung und unter Festhaltung der gleichen Ansicht, welche dieser Zusammenstellung zugrundeliegt, spricht sich der bekannte Dichter des neuen Griechenland, Panagiotis Sutsos, in der Vorrede zum ersten Theile seiner Gedichtsammlung „Παναγιώτου Σούτσου τὰ ἅπαντα" (Athen 1851) über die Sprache der heutigen Griechen im Allgemeinen, insbesondere auch über die Metrik der Neugriechen und über die Versarten aus, in denen die Neugriechen bisher gedichtet haben und dichten. Wie er im Allgemeinen die Behauptung an die Spitze seiner Bemerkungen stellt, daß die griechische Sprache der gegenwärtigen Bewohner des alten Griechenland keine neue, sondern daß sie die alte Sprache ist, so weist er auch in Ansehung des funfzehnsilbigen, des sogenannten politischen Verses, welcher in der Volkspoesie der Neugriechen vorzugsweise zur Anwendung kommt und der schon bei Aeschylos sich findet, sowie in Betreff anderer Versarten der neugriechischen Dichtkunst, welche theils bei Anakreon u. s. w., theils in den Kirchenvätern und in den kirchlichen Gesängen der griechischen Kirche angewendet werden, nach, daß sie keine Erfindung der neuen Sprache und Dichtkunst seien. Gleichergestalt, was den der neugriechischen Dichtkunst besonders eigenthümlichen Reim betrifft, weist Sutsos darauf hin, daß auch wenn derselbe, nachdem die Harmonie der langen und kurzen Silben der altgriechischen Sprache verloren gegangen und die letztere aus einer quantitirenden eine accentuirende geworden, nicht als eine innere Nothwendigkeit anzusehen wäre, auch der Reim keine Erfindung der neuen Sprache und Poesie ist, sondern schon bei den alten Griechen, sogar bei prosaischen Schriftstellern vorkommt, und er behauptet deshalb auch von der neugriechischen Verskunst geradezu daß sie im Allgemeinen eine Art „Vermächtniß des alten Griechenland" sei. Sodann macht Sutsos auf einige Irrthümer des übrigens von ihm wegen seiner Gelehrsamkeit und seines kritischen Scharfsinns hochverehrten A. Korais in Betreff der neugriechischen Sprache und ihrer weitern Bildung aufmerksam und weist manche einseitige Vorwürfe mit Entschiedenheit zurück, die der Behandlungsweise der neugriechischen Prosa und Poesie seiten einzelner Griechen von Griechen selbst und von Nichtgriechen gemacht worden sind. Zugleich unternimmt er eine Rechtfertigung der neugriechischen Prosa und Poesie im Verhältniß zur alten Sprache, und zwar mit Hinsicht auf die Fortschritte, welche beide bereits gemacht, und auf Dasjenige, was sie geleistet haben, wobei er freilich, was die neuere Dichtkunst und was besonders die Melodie, den Rhythmus und den Glanz der Phantasie in ihr anlangt, zum Theil nicht ohne eiteln Selbstruhm auf seine eigenen Dichtungen, wenn auch an sich wol mit vollem Rechte sich bezieht, und er weist nach daß gleichwie das neue Griechenland Trümmer alter Tempel, so auch die neue Sprache manche Schätze der vier Dialekte der alten Sprache und viele alte Redensarten treu bewahrt hat. Sutsos hat in der Hauptsache und im Wesentlichen gewiß vollkommen Recht wenn er sagt: „Möchten doch die Professoren in Paris und in Berlin aufhören uns als «βαρβαρίζοντες» zu verdammen, weil wir bisweilen äolisch, dorisch, jonisch und attisch reden und schreiben, und möchten sie es doch endlich aufgeben von einer altgriechischen und von einer neugriechischen Sprache zu reden, da es doch nur die Sprache unserer Vorfahren ist, die wir, die heutigen Griechen, haben, denn jeder Franzose, Deutsche und Engländer der die altgriechische Sprache kennt versteht den Dichter des «Messias» (dies ist Panagiotis Sutsos selbst), wie den Homer und Hesiod." Was übrigens den sonstigen poetischen Inhalt des erwähnten ersten Bandes der Dichtungen Sutsos' betrifft, so enthält derselbe ein Trauerspiel in fünf Acten mit Chören: „Ὁ Εὐθύμιος Βλαχάβας, ἢ ἡ ἀνάστασις τοῦ Ἑλληνικοῦ γένους", ferner ein fünfactiges Trauerspiel „Ὁ Ὁδοιπόρος", und ein Drama in fünf Acten „Ὁ Μεσσίας", von denen das erste den Aufstand der Griechen, das dritte den Kampf der Freiheit und Wahrheit gegen Tyrannei und Lüge, das zweite dagegen die melancholische Liebe, deren Grundlage das Christenthum ist, zum Gegenstande hat. Christenthum, Liebe und Freiheit sind überhaupt die wesentlichen Grundlagen der Dichtkunst Sutsos', und auf ihnen ruhen in der Hauptsache jene drei Dramen. Dieselben sind durchgängig original und haben weder

---

*) Ueber denselben theilte neulich L. Roß in seinen „Erinnerungen aus Griechenland" in Prutz' „Deutschem Museum" (1852, Nr. 23, S. 838) aus einer frühern Zeit Einiges mit, das zwar weniger für ihn selbst, wol aber in Ansehung des Präsidenten Kapodistrias von großem Interesse ist, dessen Haß gegen das griechische Alterthum die Mittheilung durch einen neuen Beleg aus Kapodistrias' eigenem Munde bestätigt.

in Betreff der Ideen die sie aussprechen mit den Dichtungen des alten Griechenland, noch in Ansehung des poetischen Gewandes mit denen der modernen Nationen irgend eine Aehnlichkeit. Namentlich der „Messias" ist voll erhabener, tiefer Gedanken, wenn auch nicht ohne Schwulst, und reich an dichterischen und sprachlichen Schönheiten. „Euthymios Blachabas" und der „Messias" sind in der altgriechischen Sprache, wie die Grammatiker sie festgestellt haben, gedichtet; aber sie werden, wie Sutsos sagt, auch „von dem gewöhnlichsten Griechen" verstanden, und er selbst bezeichnet beide Dichtungen als „den ersten Versuch der Wiedergeburt der altgriechischen Sprache und als den ersten Ring der Kette, welche die neuen Dichter Griechenlands mit denen des alten verbindet". Hiermit spricht er zugleich die Meinung aus, daß mit diesem Versuche und mit der Veröffentlichung beider Dichtungen die Anklage gegen das griechische Volk ihre Begründung verliere, daß es seine alte Sprache aufgegeben habe, eine Anklage die noch immer von den Deutschen, Franzosen und Engländern aufgenommen und erhoben werde, welche die griechische Sprache als einen neugriechischen Dialekt, als eine μιξοβάρβαρος γλῶσσα ansehen. Außerdem enthält der gedachte erste Band noch eine Ode auf Napoleon Bonaparte, bei Gelegenheit der Zurückführung der Asche desselben von der Insel St.-Helena, die sich durch Kraft der Sprache, Hoheit der Gedanken und durch glänzende Bilder auszeichnet, auch wenn sie an edler Einfachheit und sittlichem Adel hinter der berühmten Ode Manzoni's: „Il cinque Maggio", zurückbleibt.

Die Rede, welche am 28. September 1852 der neuerwählte Rector der Otto-Universität zu Athen, der Professor Perikles Argyropulos, bei Antritt des Rectorats hielt, und welche, wie alle diese Reden der abgehenden und antretenden Rectoren der gedachten Universität für ein jedes Jahr mindestens seit 1841 im Drucke erschienen sind, uns ebenfalls zugekommen, hat um des Gegenstandes willen den die Rede behandelt ein literarhistorisches Interesse, daher wir hier ihrer mit einigen Worten gedenken. Der Redner, ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft, übrigens besonders ausgezeichnet durch seine geschmackvolle Anwendung der griechischen Sprache, gibt nämlich in dieser Rede eine historische Abhandlung über den Griechen Alexander Maurokordatos, welcher, um 1637 geboren, gegen Ende des 17. Jahrhunderts Pfortendollmetscher war und nicht nur im Allgemeinen durch die kluge und einflußreiche Führung dieses Amts, namentlich zum Besten seiner Glaubensgenossen, der Griechen, und der christlichen Fürsten sich auszeichnete, sondern der es auch war, auf dessen Rath der Sturm der Türken auf die Stadt Wien im September 1683 unterblieb*), und der außerdem mit großer Gewandtheit den Frieden von Carlovicz 1699 als Gesandter der Pforte zustandebrachte. Er war übrigens ein wissenschaftlich gebildeter, sehr gelehrter Mann, der zugleich als Schriftsteller aufgetreten und z. B. Verfasser eines 1719 in Bukarest im Druck erschienenen Buchs „Ueber die Pflichten" ist. Er bediente sich in seinen Schriften der lateinischen und der altgriechischen Sprache, die damals bis zur niedrigsten Stufe des Verfalls herabgesunkene Volkssprache verachtete er offen und entschieden. Aber mit Recht bemerkt in dieser Hinsicht Argyropulos in seiner Abhandlung: „Diese Volkssprache hat auch in ihrem tiefsten Verfall als Wächterin des Volkscharakters vielfach genützt und später im Verein mit dem unverfälschten Hellenismus die heutige Sprache gebildet. Welches auch die Zukunft unserer Sprache sein mag, niemals hat es einen großen Schriftsteller gegeben der nicht durch die beiden Sprachen des Alterthums vorgebildet worden wäre, durch diese beiden Sprachen die man fälschlich todte Sprachen nennt, während sie nicht todt, sondern unsterblich sind. Diese beiden Sprachen haben die trefflichsten Schriftsteller aller Nationen gesäugt und genährt, gleichwie in grauer Vorzeit Chiron die Helden seiner Zeit erzogen hat. Es ist dies eine Mahnung, die in jeder Versammlung griechischer Jünglinge ausgesprochen werden muß, besonders in einer Zeit, wo das Studium der Alten auffallenderweise verkümmert."

*) „Welcher Trost", ruft hierbei der Redner aus, „für das verachtete Geschlecht der Griechen, daß es eins seiner Kinder gewesen, durch welches nach zwei Jahrhunderten seiner Knechtschaft der Strom der Barbarei, der ganz Europa mit Vernichtung bedrohte, aufgehalten worden."

Zuletzt erwähnen wir hier noch daß 1853 in Athen eine sehr wohlgelungene neugriechische Uebersetzung der „Abhandlung über allgemeine Anatomie des Menschen", aus dem Deutschen von Victor Bruns, von dem gelehrten und fleißigen Privatdocenten an der dortigen Universität, Th. Affentulis, ferner eine „Γενικὴ κλιματολογία", mit einem Anhange „Περὶ τοῦ κατακλυσμοῦ", eine „Ἀτμοσφαιρολογία", mit einem Anhange über die Vorsichtsmaßregeln gegen den Blitz und den Sturm, und eine „Μαγνητολογία", mit einem Anhange über die Einrichtung von Telegraphen, sämmtlich von P. Veron, desgleichen eine „Πρακτικὴ στενογραφία" von Panos Heliopulos, worin eine Anwendung der Grundsätze der Stenographie auf die neugriechische Sprache versucht wird, erschienen sind, und daß aus Korfu das Erscheinen einer periodischen Zeitschrift: „Ὁ Φοίνιξ", und aus Zante ein gleiches der „Ἀνθοδέσμη" angekündigt wird. Auch erscheint in Athen seit kurzem eine „Ἐφημερὶς τοῦ Ὑπουργείου τῶν Ἐσωτερικῶν", worin eine fortlaufende Erklärung der im Ministerium des Innern für das Königreich Griechenland erschienenen Gesetze und die nöthige Andeutung über ihre Anwendung gegeben wird. 29.

Notizen.

Die Briefe des Symmachus sind bekanntlich zur Geschichte des letzten Viertels des 4. Jahrhunderts von der größten Wichtigkeit. Besonders interessant ist der 18. Brief des vierten Buchs in Verbindung mit dem 36. desselben Buchs, zumal für die Literaturgeschichte. Namentlich sieht man daraus daß des Plinius Bücher „Von den deutschen Kriegen" bereits damals selten gewesen sein müssen. Von einer Abschrift des ganzen Livius ist im 13. Briefe des neunten Buchs die Rede. Für die größere Sittlichkeit der damaligen Christen im Vergleich mit den Heiden legt der 41. Brief des zehnten Buchs ein ruhmvolles Zeugniß ab, worin es heißt: „Es finden sich zwar Viele wegen begangener Verbrechen in gesetzlicher Haft, aber soviel ich erfahren habe, sind keine darunter die dem Christenthume angehören." Von seinen christlichen Zeitgenossen und mehr noch von spätern kirchlichen Schriftstellern wird Symmachus als intolerant und verfolgungssüchtig gegen die Christen geschildert; allein es dürfte dabei wol viel Uebertreibung stattgefunden haben. Dem widerspricht eine Aeußerung in einem Briefe an den Kaiser Valentinian, worin Symmachus ihm unter Anderm schreibt: „Wir schauen dieselben Gestirne, gemeinsam ist uns die Luft, dieselbe Welt umschließt uns. Was liegt also daran, auf welchem Wege jeder die Wahrheit zu erforschen strebt? Man kann auf mehr als einem Wege zu dem großen Mysterium gelangen." In demselben Briefe spricht Symmachus folgenden schönen Gedanken aus der einem Kaiser gegenüber ein doppeltes Gewicht hat: „Fern bleibe guten Fürsten die Meinung daß Das was aus den Staatseinkünften Einzelnen zugelegt worden ist auf einem Rechte des Fiscus beruhe; denn da der Staat aus Einzelnen besteht, so wird Das was von ihm ausgeht wiederum Eigenthum der Einzelnen." Zur Geschichte des Wechslergeschäfts und der Agiotage ist der 49. Brief des zehnten Buchs von Interesse. Es geht aus demselben hervor daß die Höhe des Agio von der Regierung festgestellt worden ist, um dem Wucher dabei vorzubeugen.

Der bekannte große Gelehrte Kaspar Barth war mit seiner Zeit so haushälterisch, daß er, um nicht in seinen Stu-

dem gestört zu werden, Fremden die ihn aus bloßer Neugierde zu besuchen kamen nie oder doch höchst selten Zutritt gestattete. Als eines Tags ein Engländer, der sich durchaus nicht abweisen ließ, bis zu ihm gedrungen war, stellte sich Barth, ohne ein Wort zu sprechen, gerade vor ihn hin, und nachdem dies eine Weile gedauert hatte, drehte er dem Briten den Rücken zu und sagte: „Da Sie mich nun vorn genugsam besehen haben, so besehen Sie mich jetzt auch von hinten!"

Athanasius Circher, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit und großen Verdienste um die Wissenschaften bekannt sind, erhielt einst von einem Freunde ein altes Pergament, das mit eigenthümlichen Charakteren bemalt war. Alle Mühe die er auf das Entziffern derselben verwandte führte zu keinem Resultate. Da er dies seinem Freunde klagte, bemerkte dieser daß das Ganze sich sehr leicht enträthseln lasse, wenn man das Blatt nur gegen einen Spiegel hielte. Circher that es und sah nun mit Entrüstung wie schnöde sein Freund ihn angeführt hatte. Die Charaktere waren weiter Nichts als verkehrt geschriebene Buchstaben in alter longobardischer Schrift, welche folgenden Satz bildeten: „Noli vana sectari et tempus perdere nugis nihil proficientibus." (Beschäftige dich nicht mit Eitelm, und verliere die Zeit nicht mit Dingen die zu Nichts nützen!)

Es möchte jetzt gerade an der Zeit sein an eine Parabel zu erinnern, die in dem Geschichtswerke des Georg Phranza (um 1461), Buch 2, Cap. 13, vorkommt, wo er von einer florentinischen Kirchenversammlung spricht, auf welcher man einige streitige Punkte der griechischen und römischen Kirche auszugleichen und eine Vereinbarung zustandezubringen suchte. „Seit uralter Zeit", sagte er, „sind wir Konstantinopolitaner gewohnt gewesen durch eine schöne breite Hauptstraße nach der Sophienkirche zu gehen. Da traten einige auf und wiesen einen andern, ebenfalls dahin führenden Weg an den sie dem alten vorzogen. Einer derselben fragte mich einmal, warum wir denn nicht ebenfalls den neuen Weg einschlügen, der doch gewiß auch recht schön sei und seine Vorzüge habe. Demselben erwiderte ich: «Geht in Gottes Namen durch welche Straße ihr wollt; ich meinestheils werde den Weg beibehalten den ich stets gegangen bin. Der Weg thut ja zur Sache Nichts, wenn wir nur beide zur Sophienkirche kommen.»"

Der schottische Mathematiker Johann Craig hat in einem zu London 1699 erschienenen Werke („Theologiae christianae principia mathematica") nach den Gesetzen der Probabilität genau berechnet daß die christliche Religion nur noch 1454 Jahre existiren könne und nach Verlauf dieser Zeit ihr Ende nehme. Als guter Christ läßt er aber keine andere Religion an ihre Stelle treten, sondern nimmt an daß kurz vor Ablauf dieser Frist, um dem Untergange des Christenthums vorzubeugen, Christus zum Weltgericht erscheinen werde.

Molière gab von einem Arzte folgende Definition: „Der Arzt ist ein Mann, den man dafür bezahlt daß er in der Krankenstube Schnurren erzählt, bis entweder die Natur den Kranken geheilt oder die Arznei ihn getödtet hat." Ein italienischer Arzt sagte von einem Kranken, der unter seiner Behandlung gestorben war: „E morte canonicamente e con tutti gli ordini."

Zu Heverle bei Löwen befindet sich in einer Kirche unter andern Monumenten der Fürsten von Croi auch eins von Marmor, auf welchem die Genealogie dieses Hauses in directer Linie bis auf Adam zurückgeführt wird. (Gölnitzer, „Itinerar. Gallo-Belg.", S. 114.)

Als Mezzofanti ihrer Zeit verdienen genannt zu werden der hamburger Arzt P. Kirsten, der 26 Sprachen gründlich verstand, und Hiob Ludolf, dem außer seiner Muttersprache 25 fremde Idiome geläufig waren. Auch Anna Maria Schurmann soll 14 verschiedene Sprachen verstanden haben.

Paul Jovius pflegte sich zu rühmen, er habe zwei Schreibfedern, eine eiserne und eine goldene, deren er sich bediene, jenachdem er von Fürsten mehr oder weniger Gunst erhalten habe. Sollte nicht in unserm metallfedernen Zeitalter Aehnliches oft vorkommen?

Paul Jovius (Hist., XIII, 239) schreibt Luther's Ketzerei, wie er es nennt, den ungünstigen Einwirkungen der Gestirne und deren verborgenen Einflüssen zu. 57.

Bibliographie.

Asmus, H., Die Dänen in Lübeck. Roman in zwei Büchern. 1stes Buch: Der Travenschiffer. Lübeck, v. Rohden. Br. 8. 15 Ngr.

Bölte, Amely, Eine deutsche Palette in London. Erzählung. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bratranek, F. Th., Aesthetische Studien. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Burmeister, H., Reise nach Brasilien, durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas geraës. Mit besonderer Rücksicht auf die Naturgeschichte der Gold- und Diamantendistricte. Mit 1 Karte. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Landschaftliche Bilder Brasiliens und Portraits einiger Urvölker; als Atlas zu seiner Reise durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas geraës entworfen und herausgegeben. 11 Tafeln. Ebendaselbst. Qu. gr. Folio. 3 Thlr. 20 Ngr.

Carlyle, T., Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen. Deutsch von J. Neuberg. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dove, H. W., Die Witterungsgeschichte des letzten Jahrzehnts 1840—50. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Feuerbach, A., Nachgelassene Schriften. Vier Bände. 1. Leben, Briefe und Gedichte. Herausgegeben von Henriette Feuerbach. Mit dem Portrait A. Feuerbach's in Stahlstich. 2. u. 3. Geschichte der griechischen Plastik. Herausgegeben von H. Hettner. Zwei Bände. 4. Kunstgeschichtliche Abhandlungen. Herausgegeben von H. Hettner. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Thlr.

Herder, Natalie von, Gedichte. Weimar, Jansen u. Comp. 8. 18 Ngr.

Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. (1830—1845.) Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten" in drei Bänden. (1790—1830.) 1ste Lieferung. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 18 Ngr.

Kohl, J. G., Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth. 1ste Lieferung. Triest, Direction des Oesterreichischen Lloyd. Imp.-4. 14 Ngr.

Lieder einer Christen-Seele. Berlin, W. Schultze. 16. 5 Ngr.

Meißner, A., Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr.

Parker's, T., zehn Betrachtungen über Religion und Leben. Uebersetzt von J. Ziethen. Leipzig, K. Voigt. 8. 1 Thlr.

Tobler's, T., zwei Bücher Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen. 1stes Buch: Die heilige Stadt. Mit artistischen Beilagen. Berlin, G. Reimer. Br. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.)

Orientalische Literatur,

von F. A. Brockhaus in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Prof. Dr. Albert Hoefer. Zwei Lesen. 12. 1844. Geh. 2 Thlr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten male ins Deutsche übersetzt von Prof. Max Müller. 12. 1844. Geh. 20 Ngr.

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. K. H. Graf. 12. 1846. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ-Sarit-Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit Dr. Hm. Brockhaus. 8. 1845. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. Hm. Brockhaus. 4. 1850. Geh. 6 Thlr.

Die Hymnen des Sama-Veda, herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von Prof. Dr. Theodor Benfey. 4. 1848. Geh. 10 Thlr. Der Text besonders 6 Thlr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Worte des Herzens

von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von C. W. Hufeland.

Achte Auflage.

8. In englischem Einbande und Goldschnitt und Lavater's Portrait nebst Facsimile in Stahlstich und radirtem Widmungsblatt 1 Thlr.

Prachtausgabe auf Velinpapier, in reich vergoldetem Einbande 1 Thlr. 10 Ngr.

Miniaturausgabe geh. 15 Sgr. Geb. mit Goldschnitt 20 Ngr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bülow (Heinrich Dietrich von), **Militärische und vermischte Schriften.** In einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung herausgegeben von Eduard Bülow und Wilhelm Rüstow. Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Dietrich von Bülow, ein vielbekannter und vielgeschmähter, um die Kriegswissenschaft hochverdienter Mann, erhält in diesem Werk zum ersten mal ein würdiges literarisches Denkmal. Dasselbe ist herausgegeben von Eduard Bülow, dem bekannten deutschen Novellisten, Schwiegersohn des Bruders H. D. von Bülow's, Grafen Bülow von Dennewitz, und von Wilhelm Rüstow, der kürzlich mit Köchly die treffliche „Geschichte des griechischen Kriegswesens" geschrieben. Das Werk verdient in vollstem Maße die Beachtung aller gebildeten Militärs, ebenso aber auch aller sich für die Zeitgeschichte interessirenden patriotischen Leser anderer Kreise.

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

Fünfte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Großoctav. — Ausgabe in Octav. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Lichtstrahlen

aus W. von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier**. Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachläßen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege.“ Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin“ haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon eine fünfte Auflage nöthig geworden.

Dem Interesse das die „Briefe an eine Freundin“ für W. v. Humboldt erregten, haben die von **Elisa Maier** aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen“ es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in zweiter Auflage vorliegen.

In zweiter Auflage erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hammer (Julius), Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Wolfgang Müller in Düsseldorf sagt über diese allgemein freundlich begrüßte und jetzt bereits in zweiter Auflage erscheinende Gedichtsammlung in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“: „Sie verdient den allerfreundlichsten und herzlichsten Geleitsbrief an alle gebildeten Menschen im deutschen Vaterland. Dies Buch ist in der That wie ein edles und reiches Schatzkästlein: die Gedanken liegen darin wie die farbigsten, funkelndsten Edelsteine und zeigen in ihren Formen so tadellose, scharfgeschliffene krystallinische Gestaltungen, daß Herz und Sinn ihre aufrichtige Freude daran haben müssen. Friedrich Rückert in der «Weisheit des Brahmanen» und Leopold Schefer in seinem «Laienbrevier» sind seine Vorgänger, der erstere aber ist redseliger, der letztere schwülstiger als Hammer, bei dem man neben der Klarheit des Gedankens den präcisen und prägnanten Stil bewundern muß.“

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Bekenntniß der evangelischen Kirche

in seinem Verhältniß zu dem der **Römischen** und **Griechischen**. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen von **Dr. August Hahn**, Generalsuperintendenten der Provinz Schlesien, Oberconsistorialrath und Professor. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine Schrift, die sowol wegen des in der Gegenwart zu erneuter Wichtigkeit gelangten Gegenstandes als wegen der amtlichen Stellung und wissenschaftlichen Bedeutung des Verfassers die allgemeinste Beachtung, besonders aller Theologen, verdient.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Skizzen aus den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Dr. A. Kirsten. 12. 1851. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieser „Skizzen“ ist nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika übergesiedelt, aber schon nach dreijährigem Aufenthalte wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Er veröffentlicht hier seine durch genaue Beobachtung der dortigen Zustände gewonnenen Anschauungen, welche dadurch besonderes Interesse erregen, daß sie mit den bisherigen fast nur höchst günstig lautenden Schilderungen Nordamerikas oft in großem Widerspruche stehen und durchaus den Eindruck der strengsten Wahrheit machen.

In demselben Verlage erschien früher:

Raumer (F. v.), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 12. 1845. (5 Thlr.) Im ermäßigten Preise (bis Ende 1853) **2 Thlr.**

Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt. Zwei Bände. Mit einer Karte und 13 lithographirten Tafeln. 8. 1839. (6 Thlr.) Im ermäßigten Preise (bis Ende 1853) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Neu erschien im Verlage der Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

***Wolffeld, M. von,* Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Srafprozess in Livland, Esthland und Kurland** durch actenmässige Darstellung merkwürdiger Verbrechen und geführter Untersuchungen, mit Voraussendung einer Abhandlung über die Strafrechts-Verfassung des Gouvernements Esthland. *Dritter* Band in zwei Theilen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Band desselben Werks, welchen Abhandlungen über die Strafrechtsverfassungen des Gouvernements Liv- und Kurland vorausgehen, sind zu gleichen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Mitau, 1853.

G. A. Reyher'sche Verlagsbuchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Sternberg, (A. v.), Ein Carneval in Berlin.

8. 1852. Geh. 1 Thlr.

Diese pikante Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins, auch der höhern und höchsten Kreise, aus der Feder des geistreichen Verfassers, hat daselbst das größte Aufsehen erregt und wird überall mit Interesse gelesen werden.

——————, **Macargan oder die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts.** Ein Roman. 8. 1853. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg's neuester Roman, die Zustände des 18. Jahrhunderts vorführend, in deren Schilderung Sternberg anerkanntermaßen Meister ist.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 41. —— 8. October 1853.

Inhalt.

Achtundvierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionnellen Offiziers. Vier Bände. Kassel, Hotop. 1851—52. Gr. 8. 4 Thlr.

Nicht blos die Memoiren hervorragender, mit gewichtigen Rollen bekleideter Persönlichkeiten sind von Interesse. Diejenigen eines Mannes von untergeordnetem Namen, abhängiger Stellung, bescheidenerer Wirksamkeit und weniger glänzenden Talenten mögen in vielen Fällen selbst für den Geschichtsforscher nachgehends die allergrößte Bedeutung erhalten. Während jene mancherlei Aufschlüsse über den Ursprung, Zusammenhang und Zweck der Ereignisse zu geben im Stande sind und uns in die Werkstatt der Begebenheiten führen, in die Kreise wo die Geschichte gemacht wird; während sie uns mit den Ursachen und Anlässen bekanntmachen, die meistens mit den Wirkungen in keinem Verhältnisse stehen, und die stillen Triebkräfte ins Licht setzen, die insgemein den Blicken der Fernstehenden verborgen bleiben, d. h. während sie sich im Niveau der Haus- und Familienhistorien halten, mögen sie immerhin durch geistreiche Umblicke, helle Streiflichter und umfassendes Eingehen in das Allgemeine die pragmatische Entwickelung der Ereignisse, ihre Verknüpfung mit dem Geist der Zeiten und Völker, ihre ganze eigentlich welthistorische Bedeutung hervorheben und wenigstens in der Vogelperspective darstellen. Es erfodert aber die Schätzung ihres Werths die sorgfältigste Vorsicht. Wer sie studiren will, muß sich jeden Augenblick erinnern daß er einen Parteiredner vor sich hat, einen Autor der (im schlimmen Falle) die Stimmung einer gekränkten Persönlichkeit lautwerden lassen und für sich selbst Partei machen wollte, oder (im bessern Falle) aus der Anschauung des Hofs, der Regierung, des Helden u. s. w. heraus seine Schilderungen macht, in dessen Atmosphäre er eben gestellt war. In solchen Fällen ist es erwünscht, wenn sich dem „bevorzugten" Memoirenschreiber ein Autor der zweiten Classe entgegenstellt, um das Gleichgewicht zu halten. Hat uns jener in die Motive der handelnden Personen eingeführt und die Hebel der Begebenheiten bloßgestellt, so wird dieser den Eindruck derselben auf die Außenstehenden erklären; zeichnet jener die Erfolge und Ausgänge im Ganzen und Großen, so malt dieser die Wirkungen auf den Einzelnen. Nach dem Entwickelungsgang der neuern Geschichtschreibung — die es sich zur Pflicht gemacht hat, nicht blos das Geschehene zu überliefern, sondern auch nachzuweisen, wie alle Erfolge auf der einen Seite Resultate eines bestimmten Zustands der Gesellschaft gewesen, auf der andern Seite, wie dieselben auf die Denkweise, Neigungen und Empfindungen der Gesellschaft ihrerseits wieder eingewirkt haben — sind solche Hülfsquellen ein wahrer Schatz für den Forscher. Sie machen es ihm möglich, nicht blos das Einzelleben der agirenden Koryphäen einer Zeit, sondern auch das Gesammtleben der Zeit und des Volks von denen die Rede ist genau ins Auge zu fassen.

Freilich hängt dabei Alles von der Beschaffenheit dieser Hülfsquellen, respective ihrer Autoren ab. Ein Stubenmensch, ein Gelehrter, ein Dichter dürfte nur in seltenen Fällen zu einem Memoirenschreiber dieser secundairen Ordnung geeignet sein. Der wissenschaftliche Verstand des einen, die Phantasie des andern und ihre meist mikroskopisch geschliffene Brille ist zu Allem mehr als zu einer klaren, ruhigen, unparteiischen und wirklich übersichtlichen Auffassung der Dinge geeignet. Und Nichts ist bei der Beurtheilung concreter Ereignisse widerlicher, auch gefährlicher, als ein abstracter oder gemüthlicher Standpunkt. Der Mann der uns volksthümlich Memoiren schreiben will muß selbst mitten in den Begebenheiten gelebt haben, er muß von ihrem Sturm und Drang mit fortgerissen worden sein; er muß, wenn auch

nur als untergeordnetes Werkzeug, aber ergriffen von den Tendenzen seiner Tage, im Bewußtsein der Sache für die er eintritt, die Geschichte im Kleinen mitgemacht und mitgeschaffen haben. Alle die Strömungen und Gegenströmungen des Schicksals, das Steigen und Fallen des Glücksbarometers, müssen in seiner Seele ein Organ gefunden haben, das davon lebhaft afficirt wurde. Es sei fern daß man von ihm eine Theilnahme, Mitwissenschaft und detaillirte Uebersicht über das geheime Triebwerk der Geschichten, über die Plane und Anordnungen eines weitschichtigen Unternehmens u. s. w. verlange. Aber unerlaßlich sind der gesunde Sinn, die rasche Fassungskraft, die leichte und instinctmäßige Beurtheilung, welche den jedesmaligen Stand der Dinge, das Naturell der handelnden Personen, die Richtung der öffentlichen Meinung zu erkennen vermögen, kurzum jener Complex divinatorischer Kräfte, welche den Erscheinungen der Gegenwart und den Ankündigungen der Zukunft ihr Prognostikon zu stellen vermögen. Diese freie, scharfblickende Anschauung wird dem Memoirenschreiber selbst dann von außerordentlichem Nutzen sein, wenn er der Zeit nach schon weit über die zu erzählenden Vorgänge entrückt ist. In Betracht des Näherliegenden steht er ohnehin mehr oder weniger als mithandelnde Person, folglich als Partei da. Wie könnte er als solche ohne eine zügelnde Macht in seiner Brust den Standpunkt finden, der, von Haß oder Liebe entfernt, der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit wenigstens nahe steht? Er muß überhaupt Charakter genug sein, um sich ein wenig über sich selbst zu erheben. Wir würden wenig Freude davon haben, die Memoiren eines Menschen zu lesen, der, ohne eine ausgezeichnete, historisch gewordene Persönlichkeit darzustellen, welche wir etwa um ihrer selbst willen studiren möchten, sein eigenes Ich in den Vordergrund drängte. Es ist freilich die Art beschränkter und unwissender Geister zu meinen, die ganze Welt sei um der Menschen willen und die Menschheit um ihrethalb geschaffen. Die Bornirtheit denkt sich gern als den Mittelpunkt alles Vorhandenen, ein Trost den sie sich im Bewußtsein ihrer eigenen Nichtigkeit verschafft und der ihr darum wol verziehen sein mag. Vor dieser Anmaßung muß sich ein Erzähler der genannten Gattung sorgfältigst hüten. Er muß hochherzig genug sein, sein eigenes Selbst in den Hintergrund zu schieben, sei es auch nur, wie dies Cäsar so meisterlich gethan hat, zum Schein. Ich glaube daß wir in unsern Tagen wenig Menschen finden würden, die dessen fähig wären. Die Begierde sich in den Vorgrund der Dinge zu drängen hat sich bei fast allen Zeitgenossen so außerordentlich schroff geltendgemacht, daß selbst unsere Dichter daran scheitern; so maßlos und so unbedingt daß sogar die Lyrik, diese freieste und subjectivste aller Dichtungsarten, durch persönliche Anmaßung der Poeten in crasse Prosa umzuschlagen droht. Alles zusammengefaßt, fodern wir von dem Erzähler selbst erlebter Geschichten einen nicht geringen Grad von Objectivität, einer männlichen, schätzenswerthen Eigenschaft, welche, je seltener sie in unsern Tagen und in unserer Nation geworden ist, überhaupt mit allen Kräften zu erstreben sein dürfte.

Mit Vergnügen bekennen wir daß der „constitutionnelle Offizier" aus Hessen diese Tugend besitzt. Sein Buch, weit entfernt, den Zweck selbstgefälliger Bespiegelung zu haben, scheint in der That von einem historischen Geiste eingegeben. Wo es sich um seine Person handelt, ist dennoch derselben nicht mehr Spielraum gegönnt als die Umstände unbedingt erfoderten; und dies ist selbst da der Fall wo der Faden der historischen Ereignisse abgebrochen scheint, um reinpersönlichen Erlebnissen nachzugehen. Wir werden dies später an einigen Beispielen zeigen. Vorerst betrachten wir den Plan welchen der Autor bei seinem Werke verfolgt hat, insofern sich derselbe aus den uns vorliegenden Stücken erkennen läßt.

Die Vorrede versetzt uns ohne Umschweife in die gewaltigste und glänzendste Periode der Napoleon'schen Herrschaft. Die Aufmerksamkeit wird sogleich auf einen bestimmten Punkt gelenkt: es ist Hessen, das Vaterland des ungenannten Verfassers, das Land der Verfassungskämpfe, der dem Ministerium abtrünnigen Offiziere, der Reichs- und Bundesexecutionen u. s. w., das in neuesten Zeiten eine so bedeutende Stelle in der Geschichte deutscher Bestrebungen erlangt hat. Der Autor erwähnt in der genannten Vorrede die 1803 von Napoleon anerkannte Neutralität von Kurhessen, die Naivetät mit welcher Hoch und Gering dem Schutze jener Grenzpfähle vertraute, auf denen in glänzenden Farben das hessische Wappen mit der Unterschrift „Electorat de Hesse, pays neutre" zu sehen war, und die schreckliche Täuschung welche diesen Kindern in der Politik widerfuhr, als Napoleon drei Jahre später das Land besetzte, den Kurfürsten Wilhelm I. verjagte und seinem eigenen Bruder die Herrschaft über die vereinigten Gebiete von Hanover, Jülich-Kleve-Berg und Hessen unter dem Titel eines Königreichs von Westfalen übertrug. Diese Ereignisse fallen in das erste Jünglingsalter des Verfassers, der erst im Jahre 1808 und zwar als Brigadier in das königlich westfälische erste Kürassirregiment eintrat. Und mit diesem Zeitpunkt beginnt eigentlich die Reihe seiner Erzählungen und Schilderungen.

Das erste Stück (I, 1—110) berichtet den ersten großen Aufstand des patriotischen Hessenlandes im Frühjahr 1809. Die weitverzweigte Verschwörung, die diesen Aufstand vorbereitete, umfaßte außer einem großen Theil der hessischen nationalen Aristokratie die Geistlichkeit, den Beamtenstand und eine Anzahl achtungswerther Offiziere. Das Volk war wie natürlich nicht darin eingeweiht, obschon man und nicht mit Unrecht auf seinen Beistand rechnen mochte und mußte. Der Plan war, sich Kassels zu bemächtigen, den König in die Gewalt zu bekommen und von dieser festen Position aus Widerstand zu leisten. Das Vertrauen auf die Bereitwilligkeit des übrigen Norddeutschland, einen gleichen Schritt zu thun, und die Hoffnung auf eine nationalere Politik Preußens spielten dabei eine große Rolle. Nicht minder hoffte

man einen grossen Theil des Militairs in die Sache zu ziehen. In all diesen Hypothesen hatte man sich verrechnet. Zwar strömten Tausende auf das Signal des Aufstands in Homberg zusammen, ehemalige Militairs, Bürger und Bauern in Waffen, selbst einzelne Soldaten zu Fuss und Ross und bildeten eine beträchtliche Streitmacht. Allein diese unorganisirte Schar war für die Disciplin regelmässiger Truppen zu schwach. Schon am zweiten Morgen des Aufstands (22. April) kommt es bei Knallhütte unweit Kassel zum Kampf, da die königlichen Truppen, durch Verrath benachrichtigt, ihre Vorbereitungen getroffen hatten, und das 20,000 Mann starke Volksheer erliegt, zerstreut sich, wird verfolgt und zum Theil eingefangen. Freiherr von Dörnberg, der eine der Hauptanführer, entkömmt mit dem Leben. Minder glücklich war der siebzigjährige Oberst Emmerich und Professor Sternberg, die den Aufstand um Marburg geleitet hatten. Sie wurden ergriffen und erlitten den militairischen Tod durch Pulver und Blei. Gleiches Schicksal traf viele Hunderte der Flüchtigen. Unter den Gefangenen ist unser Autor. Als fahnenflüchtig verurtheilt rettet er sich abenteuerlich aus der Zelle der kasseler Festung, wenige Stunden vor der festgesetzten Frist der Execution. Eine Zeit lang im Gebirge durch einen freundlich gesinnten Förster verborgen, dann sich im Thüringerwald aufhaltend, ist er nach acht Monaten so glücklich, nach Hamburg zu entkommen, von wo er nach Helgoland, auf englischen Grund und Boden überzusetzen Gelegenheit findet. Die Situation ist günstig, von der verschärften französischen Polizei in ganz Norddeutschland ein schreckhaftes Gemälde zu entwerfen. Dies nichtswürdige Lauer- und Spionirsystem, das den Verrath bis in den Schoos der Familien trug und das leider auch in neuern Zeiten nicht ohne Nachahmung geblieben ist, tritt bedeutsam in den Vordergrund, durch den sich unmerklich der Landflüchtige hindurchstiehlt.

So hat der Held der Geschichten die erste Feuerprobe seiner politischen Glaubenstreue und seiner Anhänglichkeit an das rechtmäßige Fürstenhaus, das noch jetzt in Hessen regierende, bestanden. Es ist ein tragikomischer Zufall daß dieser selbe Mann, der mit 20 Jahren Leben, Freiheit, Ehre und Familie seinen loyalen Grundsätzen zu Liebe aufs Spiel setzte, mit 60 brotlos werden muß, weil derselbe loyale Drang ihn seine Eide ehren und die Würde seines Fürsten wahren heißt. Eine Bemerkung die übrigens ihr Pendant in einer I, 79 erzählten Thatsache findet:

> Als damals die Witwen der Getödteten sich um Unterstützung an den Kurfürsten wendeten; als Offiziere, die brotlos geworden waren, weil sie entweder im patriotischen Stolze den Dienst der Fremdherrschaft von sich wiesen oder weil sie wegen Theilnahme an dem Aufstande das Weite suchen mußten, sich persönlich an des Kurfürsten Dankbarkeit und Milde nach Prag wendeten — da lautete die charakteristisch lakonische Antwort des legitimen Landes- und Kriegsherrn: „Ich hab' euch Nichts geheißen, ich hab' euch nicht gerufen, kann auch Nichts für euch thun in der eigenen Bedrängniß."

Aehnlichen Zügen wird man übrigens noch öfter auch in dem Buche selbst begegnen.

Derselbe Friedensschluß zu Tilsit, welcher dem Königreich Westfalen die Anerkennung verschafft, hatte auch die Maßregel der Continentalsperre ins Leben gerufen. Die Idee, Englands Handel in den Seehäfen des europäischen Festlandes zu blockiren, war des Genies eines Napoleon würdig, und die erdrückende Uebermacht welche die Industrie Englands gegenwärtig über sämmtliche Staaten desselben ausübt, hat gezeigt daß sie auch die Interessen Europas im Auge hatte. Verderblich war die Ungeduld und die Gewalt mit der sie ins Werk gesetzt wurde; und sie selbst trug den Keim des Verderbens in sich, weil sie sich nicht auf nationale Sympathien stützte, weil sie tyrannisch aufgedrängt wurde, weil sie den augenblicklichen Interessen der Küstenländer und dem augenblicklichen Stande der Handelsangelegenheiten keine Rücksicht trug. Die Sperrung des englischen Verkehrs hatte besonders in Norddeutschland eine außerordentliche Verstimmung zur Folge: sie griff vernichtend in den materiellen Wohlstand ein; sie wirkte aber auch in hohem Grade demoralisirend, indem sie der Schmuggelei, der Betrügerei und der Bestechung Thür und Thor öffnete. Dies der Kern des zweiten Stücks in unserm Buche: Hamburg und Helgoland während der Continentalsperre. Der Erzähler läßt uns zuerst Hamburg betrachten, mit den Autos-da-fé von Colonialwaaren, den falschen und wahren Bankrotten, den Schmuggeleien, den Spionagen und den bestechlichen Douaniers. Von da begleiten wir ihn auf einer gewagten Seefahrt nach Helgoland, dem Stapelplatz der englischen Waaren, dem Mittelpunkt aller Paschunternehmungen, der Niederlage und dem Sammelplatz der deutschen Landesflüchtigen, die, in der Heimat ihres Lebens und ihrer Freiheit nicht mehr sicher, auf den Inselfesten Albions Schutz suchten oder aus verzweifeltem Haß gegen den Usurpator unter englischen Fahnen gegen seine Uebermacht kämpfen wollten. Zu Letztern gehört auch unser Autor, der von Helgoland nach England übersetzt und unter den braunschweigischen sogenannten Schwarzen Husaren Dienste nimmt. Dies veranlaßt einen längern Aufenthalt in dem Lande, dessen politische Zustände für die constitutionnelle Partei in unserm Lande als mustergültig dastehen. Die bis zur Pedanterei gehende ängstliche Genauigkeit, mit welcher daselbst alle das öffentliche Wesen betreffenden Dinge behandelt werden, die äußerste Strenge, mit welcher man sich in allen Fällen dem Wortlaute der Gesetze anschmiegt, selbst da wo das Resultat der gesunden Vernunft zuwiderlaufen sollte, dies sind Dinge die wir kaum begreifen und deshalb vielfach belächeln, die aber gleichwol auf die erhabene Autorität und vollste Heilighaltung der Gesetze hinweisen, auf denen die bürgerliche Ordnung beruht. Hieraus folgt nothwendig das häusliche Wohlergehen, die Blüte des Handels und der Gewerbe, der politische Einfluß nach außen hin, kurz der ganze Glanz, die ganze Herrlichkeit eines Reichs, wie es gegenwärtig

kein zweites in der Welt gibt, so mannichfach in seiner Zusammensetzung, so eigenthümlich und überreich in seinen Hülfsquellen, so einflußreich im Verkehr der Staaten und Völker des ganzen Erdkreises, so reich ausgestattet durch die Vollkommenheit der Künste und Gewerbe und so ausgezeichnet durch die Vollkommenheit der Producte des philosophischen und poetischen Geistes. Dieses Reich, welches während zwanzig Jahren die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht hat, um die Französische Revolution und die aus ihr hervorgehenden Erscheinungen zu bekämpfen, und endlich siegreich aus denselben hervorging, stand damals auf demselben Gipfel der Macht wie Napoleon, sein Widersacher. Napoleon rüstete in Boulogne, England arbeitete auf den Werften und in den Arsenalen, um nach den Siegen von St.-Vincent und Trafalgar seinem Gegner noch erfolgreicher entgegenzutreten. Sein Muth war Nichts weniger als erschöpft; seine Hülfsquellen flossen um so reichlicher, je stärker sie in Anspruch genommen wurden; die englische Politik von dem sichern Eilande aus war die Seele jener Entwürfe an denen endlich die Macht des Corsen scheiterte. Es wehte mitten in der gefährlichen Lage der Dinge, mitten in den Anstrengungen, Opfern und Bewegungen der Gemüther ein Geist der Sicherheit und Festigkeit in diesem Lande, der dem Fremden einen neuen, erfreulichen und tröstlichen Eindruck machen mußte. Mit diesem Gefühl und aus demselben heraus hat unser Flüchtling seine Beobachtungen über England und die Schilderungen der Dinge welche er da gesehen geschrieben. Trefflicher Wohlstand, reger Handel, entschlossene Gesinnung, weitgreifende Rüstungen für den beabsichtigten Krieg, das ist die Summe Dessen was er uns zunächst schildert (I, 154—198).

Aber die beklagenswerthe Kehrseite des glänzenden Bildes ist nicht vergessen. So herrlich England dasteht, so kläglich darnieder liegt das stammverwandte und küstennahe Irland, das die Früchte einer dreihundertjährigen Unterjochung nicht verwinden kann. Derselbe Kaufmanns- und Bürgersinn, durch welchen England zur größten Handelsrepublik, zum gewaltigsten der jetzigen Reiche erhoben wird, hat dieses nicht so glückliche Land geplündert, zerrissen und ausgesaugt. Seitdem die „große, weise Elisabeth", die Vernichterin der deutschen Hansa, die grüne Insel unter ihr Scepter genommen, haben Englands Große in ihr das Spielzeug ihrer habgierigen Launen gesehen. Die Eingeborenen sind unterdrückt, verarmt, zu Bettlern geworden. Die Männer, dem Elend preisgegeben, irren als Bettler daheim oder als verachtete Gauner in fremden Ländern umher; die Frauen und Mädchen fallen der Schande und gleichem Elend anheim. Und Niemand ist der sich erbarme. Die englische Freiheit und Macht ist Irlands Sklaverei und Erniedrigung geworden. Wir übergehen die schmachvollen Bilder welche unser Gewährsmann hier darbietet, verweisen aber auf diese rührenden und mit dem Stempel der Wahrheit bezeichneten Schilderungen auf I, 198—230.

Die braunschweigischen Husaren haben bekanntlich, nachdem sie sich genöthigt gesehen hatten, in englischen Sold zu treten, die merkwürdigsten Schicksale und Fahrten im südlichen Europa mitgemacht. Von England wurden sie im Jahre 1810 nach dem südöstlichen Spanien versetzt, wo sie einen wesentlichen Bestandtheil der gegen Suchet bestimmten Armee ausmachten. Diese Armee, getrennt von der Hauptmacht Wellington's und den Händen wenig geeigneter Führer anvertraut (weshalb sie auch von englischen Blättern jener Zeit nur die „übelberathene Armee des Südosten" genannt wurde), hatte bei wenig Erfolgen viel Gefahren zu bestehen, und der beste Theil der letztern fiel den Schwarzen Husaren zu. Suchet, nachdem er sich, um Napoleon's Armee zu verstärken, bedeutend geschwächt hatte, mußte endlich im Jahre 1814 seine Stellung aufgeben. Spanien war befreit, wie es Deutschland einige Jahre später wurde, und an König Joseph's Stelle trat wieder der abgesetzte Tyrann und Finsterling Ferdinand, und die verbündeten Truppen hatten noch die Ehre den Heimkehrenden zu begrüßen. Das spanische Volk, das so lange Jahre gekämpft, gelitten und entbehrt hatte, um den rechtmäßigen Herrn zurückzurufen, feierte den langersehnten Tag mit stiller Angst und Beklemmung, mit Murren und mit von Zorn unterdrückten Gehorsamsbezeigungen. Hinter dem finstern, durch seine langen Leiden und die Opfer der Nation um Nichts gebesserten Enkel Philipp's und auf seiner Ferse als wesentlichstes Stück seines Gefolgs zog die Inquisition und das Reactionsgericht mit ein. Kein Dank des Königs an das Volk, kein freundlicher Blick auf die Hülfstruppen. Die ersten Schritte des Wiederkehrenden wurden durch das Nachsinnen langsamer gemacht, auf welche Weise die Cortes und die vom Napoleoniden octroyirte Verfassung am schnellsten beseitigt und wie Diejenigen bestraft werden könnten, die es vorgezogen anstatt zu fliehen, unter der Fremdherrschaft dem Vaterlande zu dienen. Neues Beispiel von dem Undank fürstlicher Großen gegen Diejenigen die sich in freudigem Unterthanengefühl für sie geopfert haben! Dies Schicksal traf selbst einen Mann der um die Rückkehr Ferdinand's besondere Verdienste hatte, den tapfern Guerillashäuptling Major Manso, einen Mann, dessen Namen in ganz Spanien von trefflichem Klang war und von Volkssängern gepriesen wurde gleich dem des alten Cid. Unser Autor hatte selbst Gelegenheit gehabt mit ihm in Berührung zu kommen, und schildert uns das Treiben dieser merkwürdigen Persönlichkeit, seine Macht, sein Ansehen, seine Taktik an mehren Stellen.

Zu dieser Zeit war Napoleon zum ersten mal überwunden und auf die Insel Elba geführt worden. Das Werk des Kriegs schien vollendet und das Reich der Diplomatie begann wieder. Zum ersten male empfand der Soldat gegen seinen Kriegsherrn, dem er so lange angehangen und treu gedient, eine unwillkürliche Regung von Mistrauen. Die Letztern fingen schon in kurzem an sich abmerken zu lassen daß die Tapferkeit ihrer altgedienten Truppen ihnen Nichts mehr nützen könnte; sie

hielten dieselben für abgesoldet und maßen sparsamer die Zeichen ihrer Gnade ab. Die Truppen aber, die dies wohl empfanden, fingen ihrerseits an zu begreifen daß man sie nur als ein Werkzeug benutzt hatte. Die daraus entstehende Misstimmung mag Anlaß von dem Gerücht gewesen sein, als ob England im Sinne habe die deutschen Bundesgenossen nach Amerika zu schaffen; jedenfalls war viel Wahrheit an dem Gerede. Die Schwarzen Husaren protestirten und beruhigten sich nicht eher, als bis ihnen die Versicherung geworden daß daran nicht zu denken sei. Dies geschah in der Nähe von Genua (im Sommer 1814), wohin die braunschweigischen Truppen verlegt worden waren.

Das Unglück war diesmal mit einer bloßen Drohung vorübergegangen. Wir werden gleich sehen daß es die Vertheidiger der europäischen Freiheit und Gerechtigkeit noch ärger trifft als sie befürchtet hatten.

Von Genua werden die Husaren nach Sicilien versetzt. Bestimmt, in Palermo die Besatzung zu bilden, verweilen sie doch daselbst nur kurze Zeit. Der durch die Künste der Königin Karoline regegemachte Argwohn hat das Volk mit dem Glauben erfüllt, die fremden Soldaten seien von England zur gewaltsamen Occupation gesendet; zugleich aber war durch die Mönche die abergläubische Furcht hervorgerufen worden, als ob die Schwarzen Husaren die revenants jener Franzosen wären, die im Jahre 1282 bei der sogenannten Sicilischen Vesper gefallen wären und nun sich zu rächen kämen. Jenes uralte Ereigniß war noch im lebhaften Gedächtniß und man erinnerte sich noch, um die thörichte Furcht zu bestätigen, daß jene Franzosen ähnliche Auszeichnungen von Todtenköpfen getragen hätten. Die Intrigue wirkte; das Volk revoltirte und die englische Vormundschaft sah sich genöthigt die Truppen nach Messina zu verlegen. In diesem Paradies blieben sie zwei Jahre, welche unser Freund benutzte, sich mit dem Lande, seinen Sitten u. s. w. bekanntzumachen; wie er denn sogar die Liparischen Inseln besucht und einige merkwürdige Notizen darüber mitgetheilt hat. Nachdem Napoleon zum zweiten male besiegt war, fiel der Grund für England weg, die unsichern Punkte des Mittelmeers durch Waffengewalt zu sichern. Der Friede schien und war nunmehr befestigt. So wurden im Herbst 1815 die Truppen aus Sicilien nach Italien abgeholt, um von da über England in ihre Heimat zurückzukehren, nachdem ihre Capitulation abgelaufen war. Sie verweilten während des Winters in Genua, von wo sie sich im März einschifften, nachdem ihre stattlichen zum Theil aus ägyptischen Ankäufen ergänzten Pferde zur Erleichterung des Transports waren verkauft worden.

Mit dem ersten Schritt aufs Schiff sagten sie auch den Freuden und dem Stolze ihrer bisherigen Lebensweise Valet. Sie ahnten aber wol nicht daß sie einem härtern Schicksal entgegengingen als das war, das sie von ihrer Versetzung nach Amerika gefürchtet hatten.

In Portsmouth angekommen wurden sie ohne Umstände in zwei elende, enge Fahrzeuge geladen, aufeinandergeschichtet und nach Bremen eingeschifft. Das heitere Heldenspiel der kriegerischen Abenteuer eilte zu Ende und schloß mit einem traurigen Nachspiel, in welchem die tapfern Reiter Misachtung als Lohn ernteten: die abgenutzte und überflüssige Kraft wurde beiseitegeworfen. Von Bremen setzten sie bei argem Wetter ihren Weg nach Braunschweig zu Fuße fort. Allerwärts kam ihnen die deutsche Bevölkerung mit Jubel und Herzlichkeit entgegen, und dies war der einzige Trost den ihre erbitterten Herzen einsogen. An den Straßen in der Nähe von Braunschweig bot ihnen der Anblick von Steinklopfern, deren militairische Haltung die Mitarbeiter an der Befreiung Europas erkennen ließ, ein neues ahnungsvolles Schauspiel. Zwar leuchtete ihnen noch ein mal der Stern der Freude bei dem liebevollen Empfang der Braunschweiger und bei dem Banket, womit die Stadt sie bewillkommte. Es war der letzte Lichtblick. Schon nach wenig Tagen erhielt Mann für Mann seinen Abschied, Reisepaß nach der Heimat und ein Geschenk von 10 Thalern. Dies war das Maß mit welchem das Versprechen des vorigen Herzogs, des Gründers der Schwarzen Husaren, der sie nach beendigtem Feldzug als seine Kinder zu behandeln und zu belohnen versprochen hatte, nach seinem Tode erfüllt wurde; dies der Dank den Deutschlands Söhne für die Opfer welche sie Deutschlands Fürsten gebracht davontrugen. Man wies den Leuten, die während eines langen Kriegslebens der regelmäßigen Gewerbsthätigkeit des Bürgers fremd geworden waren, mit einem Almosen die Thüre. Ja um das Maß voll zu machen, so weigerte sich Oestreich, welches ein Verbot an seine Landeskinder hatte ergehen lassen, bei den Schwarzen Husaren Dienste zu nehmen, den Rückkehrenden den Eintritt in seine Staaten zu verstatten, weil das Verbot nicht aufgehoben worden sei. Die ehemaligen Soldaten wandten sich als Bettler von der östreichischen Grenze nach Braunschweig zurück. Allein auch hier ausgeschlossen, mußten sie heimatlos umherirren, bis der Skandal zu groß wurde und einige deutsche Regierungen die Heimkehr der Verbannten vermittelten.

So weit das lehrreiche Capitel von den Kriegen der Befreiung und Erlösung Deutschlands aus ungerechter Gewalt. Der dritte Band verweilt noch einen Augenblick bei den Nachwehen jener Zeit und schildert in raschen Strichen die Metternich'sche und Bundestagspolitik, welche nicht blos die Spuren von Napoleon's Dasein, sondern auch die Nachklänge der großen Umwälzung, durch welche der moderne Alexander emporgehoben worden war, zu vertilgen und den Völkern Das wofür sie gekämpft hatten zu entreißen strebte. Er geht dabei von der Wartburgfeier aus, weil diese den Anlaß und Vorwand gab, das Schwert gegen die Ideen zu ziehen welche nun einmal unvertilgbar in allen Geistern Wurzel gefaßt hatten, und schließt mit Erwähnung des Jahres 1830, wo zum ersten male die gewaltsame zurückgepreßte Sehnsucht aller edeln Herzen in helle Flammen aufloderte, das erste

drohende Wahrzeichen auf deutschem Boden daß auch hier die Macht der Ideen unbesieglich und jeden Kampf überdauernd sich festgestellt habe und sich zu entwickeln und zu ordnen bestrebt sei.

Die Betrachtung dieser Begebenheiten bildet die Brücke zum zweiten Theile des Werks, dessen verschiedene Abschnitte unter dem Titel „Dreißig Jahre nachher" zusammengefaßt, ihrem Grundgedanken nach unstreitig noch verständlicher geworden sein würden. Der Verfasser bereist im Jahre 1840 England, Spanien und das Mittelmeer und erzählt was er wahrgenommen hat, um uns die Früchte zu zeigen, welche aus dem Sieg der Dynastien und Völker hervorgegangen sind. Zunächst in England. Der Kampf Albions war ein reinnationaler, ein Kampf um Sein oder Nichtsein, um Handel und Industrie, Freiheit und Seeherrschaft gewesen. Sobald diese Frage zu seinen Gunsten entschieden war, erhob es sich nach seinen furchtbaren Anstrengungen und ungeheuern Geldopfern rasch zu neuem Glanze. Die augenblicklichen Stockungen des Handels waren schnell verwunden und machten, sobald die Hemmung beseitigt war, einem neuen, weit großartigern Aufschwung Platz; die Demüthigung und Einflußbeschränkung verkehrte sich in einen desto glänzendern Triumph, welcher England unter den europäischen Mächten die oberste Stelle verschaffte und ihm in allen Händeln Europas, in allen Streitfragen der Diplomatie das Recht auf eine entscheidende Stimme gab. Somit war in kurzem die letzte Spur von den Verheerungen des Titanenkampfs in England verwischt, und wir erblicken 1840 die öffentlichen und privaten Zustände dieses Reichs in einer Blüte welche uns erstaunen macht; ein Bild des Glücks in einer Gruppe von Elend und Verzweiflung. Wie anders stellt sich Spanien, Portugal, Neapel dar! Hier war für reindynastische Zwecke gefochten worden. Die Leiden, welche diese Völker ehedem ertragen hatten, überwogen beiweitem jene von England, das sich wenigstens im Innern stets häuslicher Ordnung, Freiheit und Gerechtigkeit erfreute; mit einem Herzen das an den angestammten Regentenfamilien festhing hatten sie der Herrschaft des Eroberers huldigen müssen; am eigenen Heerde hatten sie mit ihm gerungen; ihr häusliches Glück und Recht war ein Opfer des verwüstenden Streits geworden. Aber das Alles hatte ihren Muth nicht geschwächt, ihre Treue nicht zerbrochen. Und sie siegten endlich, nachdem Europa sich wie ein Mann erhoben hatte. In welchem Zustand sehen wir nun diese Länder wieder? Spanien, durch die verhängnißvolle Inquisitionsherrschaft Ferdinand's aufs entsetzlichste mishandelt, hat sich gegen den religiösen und absolutistischen Fanatismus erhoben. Ein fünfundzwanzigjähriger Kampf der Bürger gegen Bürger hat seine Städte und Dörfer ausgeleert und verwüstet, die Parteien aufs äußerste gegeneinander erbittert; Handel und Gewerbe stocken; Kunst und Wissenschaft liegt darnieder; der fröhliche und stolze Geist des Süden ist im Blute des Bürgerkriegs erstickt. Das Alles für die Herrschsucht einer lebenslustigen, verliebten und herrschbegierigen Königin und eines finstern, mönchischen, verblendeten Prinzen, für die Begier welche ein Mann und eine Frau, Beide gleich ungeeignet zu regieren, nach der Krone tragen. Portugal, einst das blühendste, stets das gesegnetste Land Europas, ist dem gleichen Fluche erlegen. Wie in Spanien Don Carlos, so hat hier Dom Miguel die Fahne des Bürgerkriegs aufgepflanzt, in allem Hassenswerthen ihm gleich, nur an Geist, Willenskraft und Entschlossenheit ihm überlegen. Wie in Spanien in Donna Christina, so hat hier in Donna Maria da Gloria sich ihm eine Frau entgegengestellt, liebenswürdig, mild, angebetet von den Ihrigen, aber schwach, weichlich und dem Genuß ergeben. Es ist eine sonderbare Bemerkung daß die zwei Nachbarvölker, nachdem sie von den männlichen Nachkommen ihrer Königsfamilien unerhört beleidigt worden waren, sich unter den Schutz der sanftern Weiblichkeit flüchteten, ohne zu bedenken daß bei der Verwirrung ihrer Zustände nur ein äußerst energischer Charakter an der Spitze ihnen Heil bringen konnte, und daß sie nie daran dachten, einen Mann aus ihrer Mitte von anerkannten Talenten und bewährter Kraft an ihre Spitze zu stellen. Ein Ereigniß das, wenn die Wunden der letzten Jahre nur einigermaßen geheilt sein werden, nicht lange auf sich warten lassen dürfte. Bis dahin wird aber Portugal wie Spanien ein Spielball politischer Intriguen und Parteiungen und somit dauernder Unordnungen und Zerrüttungen bleiben. Neapel endlich, wohin der Autor nur einen flüchtigen Seitenblick sendet, hat durch die Charakterschwäche und Tyrannei seines Königs und die Herrschsucht seiner Königin (die vorhin erwähnt wurde) ein gleiches Schicksal erfahren. Es genügt zu erwähnen daß dieses Land in einem kurzen Zeitraum 23 Revolutionen erlebt hat, um von Mitleiden mit der Lage erfüllt zu werden, in der die Bewohner des Gartens von Neapel sich befinden.

Dies mit kurzen Worten das traurige Bild einer Zeit welche sich in den Gemüthern aller Nationen so herrlich verheißungsvoll angekündigt hatte. So lohnte sich das Uebermaß von Glauben, Liebe und Treue, das Hunderttausende in den Opfertod gejagt hatte. Ein erbarmungsvolles und unerträgliches Gemälde, wenn der Maler es nicht verstände den Hauptgegenstand nach Möglichkeit zurückzudrängen. Es ist zu rühmen wie er uns mit milder Hand diesmal über denselben hinwegführt. Indem er ihn zwar stets mit dem Auge verfolgt und unablässig wieder darauf hinweist, vergißt er doch nie, den Blick ringsumher auf die lichten Erscheinungen des Lebens und der Natur hinzulenken. Zahlreiche Episoden, Erzählungen, Schilderungen und Reflexionen bezeugen daß er mit freiem Geist Alles und Jedes aufmerksam zu betrachten gewohnt ist. Und es gehört zu den größten Tugenden eines wahrhaft gebildeten, gesunden Geistes, daß er aus der Masse trüber Erscheinungen auch die heitere Seite des Lebens herauszufinden weiß. Ohne dieselbe ist keine Gerechtigkeit, kein historisch-freies, unbefangenes Urtheil möglich. Der constitutionnelle Offizier aber besitzt trotz seiner Jahre eine Frische und Klarheit

des Geistes die wahrhaft liebenswürdig ist. Am meisten gibt sich dies bei seiner Wallfahrt zum Geburtshause Napoleon's in Corsica kund. Er der als Jüngling alle Vortheile und Bequemlichkeiten eines geregelten Lebensplans aufgeopfert hatte, um die Waffen gegen den Eroberer zu ergreifen, wandert im Alter an den Ort wo dessen Wiege gestanden; er besucht Elba, den ersten Verbannungsort welcher dem „Riesen unter den Pygmäen" angewiesen wurde, und bringt ihm so die Huldigung welche der Mann dem Manne, der Geist dem Geiste, der Feind dem Feinde schuldig ist. Da uns keine Beschreibung von dem Geburtshause bekannt ist, so setzen wir dem Leser zu lieb die wesentlichsten Züge hierher (IV, 6 fg.):

Düster und schweigsam liegt der verlassene Palazzo, fast wie ein ausgeräumtes Kloster oder eine alte Burgfeste vor uns. Die schwere, eisenbeschlagene Thüre ist geschlossen; die Fenster von innen verhüllt; Alles scheint todt in dem düstern steinernen Bau. Zierathe sind von außen nicht zu sehen, es sei denn daß man einige Spuren alter verwischter Frescomalerei dahin rechnen will. Siehe! da kommt ein Mann gegangen und grüßt hinauf. Wir sehen hinauf, aber Alles ist verschlossen. Es kommt ein Zweiter und Dritter; Alle lüften den Hut. Es sind die Verehrer des todten Kaisers die ihm ihre Achtung beweisen.

Man tritt in das Haus ein, empfangen von einem kalten, greisen, schweigsamen Manne.

Die hohe gewölbte Decke der untern Halle ist von sechs einfachen Steinsäulen getragen; sie ist leer wie der geräumige Hof, schmucklos wie das ganze Haus. Die breite Steintreppe welche in die Stockwerke führt hat ein schwerfälliges Geländer. Noch hat Nichts an den Kaiser erinnert. Auf dem ersten Corridor erblickt man den Helden von Italien mit der Fahne von Lodi in einer Wandnische. Die schön antik gearbeitete Statue ist die einzige Zierde des Vorsaals, ein Geschenk der Kaiserin-Mutter. Zwei Zimmer liegen von dem Corridor gegen Osten, zwei gegen Westen. Jene kalt, unfreundlich, mit dunkeln Ledertapeten; diese, eine zeitlang Napoleon's Wohnung, desto reizender. „Messieurs!" sagte der Führer; „sehen Sie einige von den Büchern deren der Kaiser sich bediente." Es waren Plutarch, Xenophon, Cäsar, Corneille, Vauban und ein Fragment des alten Festungsbaumeisters Coehorn. Daneben stand ein altes verbrauchtes mathematisches Besteck und ein Himmelsglobus. Im Schlafzimmer Napoleon's ist Alles nach neuestem Geschmack, glänzend und zierlich, wie es Ludwig Philipp, der feine Schmeichler französischer Eitelkeit, hat herrichten lassen. Ein kleiner Kronleuchter von Krystall, von einem Adler im Schnabel getragen, hängt von der Decke; über dem Kamin Napoleon's Namenszug mit der Kaiserkrone; die Wände mit Kupferstichen von Horace Vernet geschmückt, welche interessante Momente aus Napoleon's Leben darstellen. Hier steht auch die Wiege, unpassend für das prächtig aufgeputzte, modern stattliche Zimmer.

Wir kommen zum Schluß des Werks. Der Verfasser wendet sich zu Deutschland zurück, und hier erst ist es, wo er persönlicher hervortritt und den Namen, den er sich beilegt: „constitutionneller Offizier", rechtfertigt. Seinen persönlichen Meinungen, Erlebnissen, Berührungen und Thaten nachzuforschen, davon muß auch hier abgegangen werden, und wir begnügen uns, den Grundzug des Ganzen, welcher sich sehr entschieden und ebenso befriedigend ausspricht, nachzuweisen.

Er hatte uns im ersten und zweiten Bande in eine Zeit der Hoffnungen, im dritten in eine Periode langer, schwerer Enttäuschungen eingeführt und das trostlose Bild der Vernichtung alles Dessen gemalt was in gefährlichen, drohenden Momenten die Geister aufrecht erhalten hatte. Er hatte uns gezeigt, wie alles Große und Schöne verloren ging, weil es nur in den Herzen gefühlt, nicht von den Geistern gewußt und bestimmt erkannt wurde. Nachdem er so die Lehre praktisch durchgeführt hat, daß das klare und entschiedene Bewußtsein und die bestimmteste Formulirung der Fortschrittsideen allein im Stande ist zum Siege zu gelangen, zeigt er uns, wie dieses Bewußtsein, diese Formulirung allmälig ihrer Reife naht; allein er zeigt uns auch daß der letzte Versuch, jenen Ideen Leben zu geben, daran scheiterte daß man zu voreilig und vor der Reife zum Werke geschritten war, sowie daran daß man sich in dem Gewirr der verschiedensten Meinungen verlor, zerstreute, theilte und verrannte. Trotzdem blitzt aus jeder Seite die Hoffnung auf künftiges Gedeihen heraus, und es hat uns mit inniger Freude erfüllt, zu sehen daß es noch Menschen gibt, die nicht in krampfhafter Angst den Glauben an eine Zukunft aufgeben und die noch wohlgemuthe aufwärts schauen. Die letzten Jahre haben ein Erbtheil hinterlassen, das nicht blos in den Gemüthern lebt, sondern das wirklich als ein unvertilgbares Fideicommiß für spätere Generationen in der Geschichte verbrieft und versiegelt feststeht. Die zugestandenen Rechte der Volksvertretung, der öffentlichen Gerichtsbarkeit, der Religionsduldung u. s. w., sie mögen so oft und vielfältig nicht geachtet werden als sie wollen, bestehen doch in der Wirklichkeit. Nur wer da glaubt daß sie ganz hinweggenommen werden können, nur der ist in Gefahr sie wirklich zu verlieren. Darum ist es eine heilige Pflicht, an diese errungenen Güter zu erinnern, sie in den Geistern des Volks festzupflanzen, und die Zeit wird kommen, wo diese kleinen Würzelchen, die jetzt nur als Keime in dem Boden liegen, sich ausbreiten und emporschießen. 48.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungslecture von Tschudi und Körner.

1. Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich von Tschudi. Leipzig, Weber. 1853. Gr. 8. 3 Thlr.

Ein in vielfacher Hinsicht ausgezeichnetes Buch. Es erfaßt seinen Gegenstand mit ganzer Liebe und führt ihn ebenso schön in warmer vaterländischer Begeisterung als würdig in einsichtsvoller wissenschaftlicher Gediegenheit durch. Die erhabene Natur des Schweizerlandes entfaltet sich hier als ein vollendetes geistiges Spiegelbild, so klar und treu, so wahr und frisch daß der Leser sich unwillkürlich in die große Wirklichkeit versetzt sieht und darin zu leben und zu forschen wähnt. So ist das ganze Buch für einen jeden Gebildeten eine anmuthige, interessante, belehrende Lecture, und es kommt durch dasselbe zu der großen Reihe vortrefflicher Werke über die Natur der Schweiz eine edle Perle hinzu[illegible]

Die Schweiz ist schon lange ein wichtiger Centralsitz der europäischen Naturforschung gewesen. Sie hat auch ein von der Natur ihr angeborenes Recht dazu. Sie war die Wiege, Schule und Studirstube für Männer wie Deluc, Saussure, Agassiz, sie hat der weltberühmten Laufbahn unsers Humboldt, unsers Leopold von Buch die erste Aussicht eröffnet, die erste Begeisterung zu ihren Reisen gegeben. Und wo wäre in England und Frankreich ein Mann von wissenschaftlicher Bedeutung auf dem Felde der Naturgeschichte zu finden, welcher die Schweiz nicht zur Grundlage seines Wissens, zum fortwährenden Vergleichungspunkte seines Forschens gemacht hätte! Darum stellt man an die naturwissenschaftlichen Werke über die Schweiz immer eine hohe Anfoderung. Ist nun die vorliegende Schrift auch nicht eigentlich für die Fachmänner der Naturwissenschaft bestimmt, sondern mehr für das gebildete große Publicum, so ist sie doch auch jener Anfoderung eingedenk gewesen und hat es an Mittheilungen der interessanten neuesten Forschungen über die Schweizeralpen nicht fehlen lassen.

Das Buch will eine belehrende Unterhaltungslecture für die Gebildeten überhaupt sein, und diesen Zweck erreicht dasselbe im vollkommensten Grade. Wer die Schweiz kennt oder kennenlernen will, oder sich für die Natur dieses schönen Landes irgendwie interessirt, der wird von dem Buche gefesselt und sehr angenehm unterhalten. Es enthält Bilder aus dem gesammten Thierleben der Schweiz auf den charakteristischen Erdformationen und in der Umgebung des Pflanzenlebens. Und nirgend fehlen die Beziehungen zu den Bewohnern dieser herrlichen Gebirgswelt.

Lassen wir unsere Unterhaltung nun speciell auf den Inhalt des Werks gerichtet sein. Nach der voraufgeschickten allgemeinen Einleitung, in welcher sich der Verfasser über das Erhabene, Alleinstehende der Alpenwelt, über die Mannichfaltigkeit, den eigenthümlichen Reiz und die Beschwerde des Erforschens derselben ausspricht, zerfällt das Ganze in zwei Theile. Der erste Theil faßt die freilebende Thierwelt ins Auge, während der zweite für die Beachtung der zahmen Thiere bestimmt ist. Dort zeigt sich das Thierleben im beständigen Kampfe mit der übrigen Natur und mit dem Menschen, hier im Schutze und traulichen Einvernehmen mit der Natur und dem Menschen.

Der erste Theil bewegt sich in drei Kreisen: 1) der Bergregion (2500—4000 Fuß über dem Meeresspiegel), 2) der Alpenregion (4000—7000 Fuß), 3) der Schneeregion (7000—14,000 Fuß). Wenn wir uns nun vornehmen aus jeder dieser Abtheilungen eine allgemein ansprechende Mittheilung zu geben, so möchte die erstere sich besser dazu eignen, noch nicht direct das Thierleben, sondern die übrige Natur des Landes ins Auge zu fassen, und wir wählen daher die interessante Beschreibung des Fön.

Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Fön. Er ist nicht ein Localwind, sondern ein allgemeiner, europäischer oder vielmehr ein afrikanischer Wind. Wie die Quellen des kalten Nordwinds wahrscheinlich die Polareisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der Atlantische Ocean, so sind die der oft glühendheißen Südwinde (Fön) die brennenden Sandwüsten Afrikas. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen, aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wol über dieselben und ihre Thäler hingehen, aber die Kälte des Schnees kühlt einen Theil seiner Randwellen ab, sodaß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dies ist dann umsomehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf eine gewaltsame Weise vor sich geht. Darum ist der Fön nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfang Frühling am häufigsten; sowie Sonnenwärme die Thäler aber erwärmt, so haust er nur noch in den kältern Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmosphärischen Erscheinungen die ihn begleiten sind sehr interessant. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes Schleiergewölk, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am starkgerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Die obern Wolken glühen noch lange in den lebhaftesten Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kältern Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, sodaß die Gebirge viel näher scheinen. Der Hintergrund nimmt eine bläuliche, violette Färbung an. Die hohen Wälder beginnen fern zu rauschen, die Bergbäche tosen weithin durch die stille Nacht. Ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen kündet sich der anlangende Fön an, worauf oft plötzliche Stille der Luft folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Fönfluten ins Thal und oft zu rasenden Orkanen auf, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Region beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen und Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. Oft wehen die Fönwinde aber nur gelinde und halten nur kurze Zeit an. Im ganzen Berggebiete bewirken sie enorme Schnee- und Eisschmelzungen und verändern dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft. Im Grindelwaldthale schmilzt der Fön oft in 12 Stunden eine Schneedecke von $2^1/_4$ Fuß Dicke weg. In den Thaltheilen die der südlichen Bergmauer zunächst liegen wüthet er gewöhnlich am heftigsten, denn dort brechen die warmen Luftfluten am regellosesten und gewaltigsten herein.

Wir müssen uns Zwang anthun, diese meisterhaft durchgeführte Naturschilderung unvollendet abzubrechen, indeß sind wir es der richtigen Würdigung des Buchs schuldig, mehrfache Mittheilung daraus zu machen.

Wenden wir uns nun der Alpenregion zu, so richten wir unsere Aufmerksamkeit hier auf das Thierleben und zwar ganz speciell auf das des Lämmergeiers. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts lag die eigentlich wahre Naturgeschichte des merkwürdigen Vogels noch ganz im Dunkel. Buffon nahm ihn für den Condor Europas und hielt jede weitere Beschreibung für überflüssig. Erst Steinmüller, der berühmte schweizer Naturforscher, liefert von ihm eine ebenso ausführliche als zuverlässige Monographie. Dieser folgt unser Verfasser und fügt noch manches Neue hinzu. Bei der Beschreibung der Lebensweise dieses wunderbaren Thiers sagt der Verfasser:

Gewöhnlich fliegen die Geier in der Frühe des Morgens

aus und nehmen dann ihre Richtung zunächst nach dem Orte wo sie zuletzt Beute gemacht, entweder um die Reste derselben zu verzehren oder um neues Wild zu überfallen. Ruhig hängt der Geier in den Wolken, während sein herrliches Auge das ganze Jagdrevier durchspäht und sein wunderbar feiner Geruchsinn stundenweit eine gewisse Beute wittert. Unter seinem ausgebreiteten Fittig liegt eine Welt. Die Thiere der Alpen weiden ruhig, ohne die tödtende Wolke zu ahnen, die in unendlicher Höhe über ihnen schwebt. Sie ahnen sicher die Gefahr die von der Seite, die von der Erde her kommt, und wittern nur die Atmosphäre der Tiefe aus. Plötzlich mit zusammengeschlagenem Flügel fällt von hinten in schiefer Linie der Geier auf sie herab. Es gibt keine Flucht mehr, kein Versteck; sie sind verloren, ehe sie den Rettungsgedanken gefaßt haben, und folgen zuckend dem Räuber in die Lüfte. Doch nur kleinere Beute, Füchse, Murmelthiere, Lämmer, Hunde, Dachse, Katzen, Zicklein, Wiesel, Hasen, Hühner vermag der Raubvogel zu entführen; seine Krallen und Füße sind nicht stark, nur seine Schwingen und sein Schnabel. Die Thiere werden oft auf dem Flecke verzehrt, oft auf einen bestimmten Felsen, der ihnen als Fleischbank dient, hinaufgetragen. Ersieht er sich ein größeres Thier, ein schweres Schaf, eine alte Gemse oder Ziege, die in der Nähe eines Abgrunds grasen, so kreist er enge über ihnen hin und sucht sie so lange zu ängstigen und zu schrecken, bis sie gegen den Rand der Schlucht fliehen; dann fährt er mit sausendem Fluge dicht an ihnen hin und stößt sie nicht selten mit scharfem Flügelhiebe glücklich in die Tiefe, wo er sich auf der zerschmetterten Beute niederläßt. Man hat öfter beobachtet, wie er sein Hinabstürzungsmanoeuvre selbst gegen Jäger, die in kritischer Lage auf einem Felsenvorsprung standen oder auf einer schmalen Galerie kauerten, versuchte, und die Betroffenen versicherten daß das Brausen, die Schnelligkeit und die Gewalt der ungeheuern Fittige einen betäubenden, fast unwiderstehlichen Eindruck ausübe.

Die vielfach unglaublichen Erzählungen von einem Kinderraube durch Lämmergeier haben jetzt ziemlich allgemein die Meinung verbreitet als sei gar Nichts an der Sache. Dagegen erhebt sich unser Verfasser mit entschiedener Stimme und bringt Beispiele zur Sprache welche jeden Zweifel lösen können. Im Canton Appenzell, auf dem Hundwyl, trug ein solcher verwegener Räuber ein Kind vor den Augen seiner Aeltern und Nachbarn weg.

Im Berner Oberlande wurde Anna Zurbachen von ihren Aeltern als dreijähriges Kind auf die Berge beim Heuen mitgenommen und in der Nähe eines Stalls auf die Erde gesetzt. Bald schlummerte das Kind ein. Der Vater bedeckte das Gesichtchen mit einem Strohhut und ging seiner Arbeit nach. Als er aber bald darauf mit einem Heubunde zurückkehrte, fand er das Mädchen nicht mehr und suchte es eine Weile lang vergeblich. Während dessen ging der Bauer Heinrich Michel von Unterseen auf einem wilden Pfade dem Bergbache nach. Zu seinem Erstaunen hörte er plötzlich ein Kind schreien. Dem Tone nachgehend, sah er bald von einer nahen Anhöhe einen Lämmergeier auffliegen und eine zeitlang über dem Abgrunde schweben. Hastig eilte der Bauer hinauf und fand am nächsten Rande das Kind, das außer am linken Arm und Händchen, wo es gepackt worden war, keine Verletzung, wol aber bei der Luftfahrt Strümpfe, Schuhe und Käppchen verloren hatte. Die Anhöhe war etwa 1400 Schritte vom bewußten Stalle entfernt. Das Kind hieß fortan das „Geier-Anni". Die Geschichte wurde im Kirchbuche von Habchern verzeichnet. Noch vor wenigen Jahren lebte die berühmt gewordene Person im hohen Alter.

Die Schneeregion ist arm an Thieren, aber auch arm an Nahrungsmitteln zur Erhaltung ihres Lebens. Merkwürdigerweise treffen wir hier den früher so leidenschaftlich gejagten Steinbock an, der von Natur gar nicht für diese schwindelnde Höhe bestimmt zu sein scheint. Vor etwa 40 Jahren hielt man dies edle Thier für ausgerottet von unserer Erde, jetzt ist dasselbe wieder aufgefunden, aber in einer verschwindenden Seltenheit und in einer vom Menschen kaum zu erreichenden Höhe. Der Verfasser sagt:

Der Steinbock ist ein sehr schönes und stolzes Wild, 4½ Fuß lang, 2½ Fuß hoch, also bedeutend größer als die Gemse. Sein prachtvoller Hörnerschmuck gibt ihm ein stattliches Aussehen. Die Hörner des Männchens sind über 2 Fuß lang, gerade nach hinten gebogen und auf der obern Seite mit 16—20 starkknotigen Wulsten versehen, die des Weibchens blos ½ Fuß lang und wenig knotig. Die Farbe des Balgs ist ähnlich dem der Gemse, graubraun bis ins Röthliche mit einzelnen weißen Haaren, der Bauch weiß, über dem Rücken ein hellrauner Strich mit längerm Haar; doch sahen wir auch einen alten Bock von ziemlich gleichartig weißgelblicher Färbung. Einen Bart hat er nicht, obwol ihn schlechte Bilder unbegreiflicherweise immer noch mit einem solchen darstellen...

So fährt der Verfasser fort das Thier zu zeichnen und in seiner Lebensweise zu beschreiben. Alles ist anschaulich klar und schön gegeben und es liest sich vortrefflich. Sehr anziehend sind aber einige Steinbocksjagden erzählt, von denen wir die eine zur Mittheilung bringen wollen. Der Jäger Alexis de Caillet aus Salvent im Val d'Aost hat die beiden jungen Böcke geschossen welche im Museum zu Bern aufbewahrt werden. Es ist dies 1820 geschehen. Der Verfasser läßt ihn selbstredend über einige Jagdabenteuer so berichten:

Am 7. August ging ich über den großen St.-Bernhard nach den Gebirgen von Ceresolles an den Grenzen Piemonts. Hier durchirrte ich den ganzen Monat alle Gegenden wo Steinböcke sich aufzuhalten pflegen, ohne auch nur eine Spur zu finden. Endlich entdeckte ich solche auf den Gebirgen die Piemont von Savoyen scheiden. Ich konnte mich nicht entschließen ganz allein diese wilden und höchst gefährlichen Felsen zu durchsteigen und suchte noch drei andere Jäger auf. Es war am 29. September, da wir endlich über die rauheste Felsenstiege neben fürchterlichen Abgründen in dem Revier der Steinböcke anlangten, und nicht lange dauerte es, so erblickten wir fünf Stück beieinander. Zugleich erhob sich aber auf ein mal ein eisiger Sturm und im Augenblick war Alles schuhhoch mit Schnee bedeckt. Jetzt war es gleich gefährlich vorwärts und rückwärts zu gehen, und wir standen eine gute Weile da, ungewiß wozu wir uns entschließen sollten. Doch die Begierde und Hoffnung unser flüchtiges Wild zu erreichen trieb uns vorwärts. An einer Felsenwand, die in die finstere Tiefe eines gräßlichen Abgrunds sich lothrecht hinabsenkte, zeigte der schräg gegen den Schlund geneigte Vorsprung einer Felsenschicht — kaum so breit um einem Fuße Raum zu geben — die einzige Möglichkeit, dahin zu gelangen, wo wir unser Wild erblickt hatten. Das Gefahrvolle dieses schmalen Pfads war noch durch den frisch gefallenen Schnee, der den glatten Schieferfelsen noch schlüpfriger machte, vermehrt worden, wenn wir auch, an schwindelnde Wege gewöhnt, uns Nichts daraus machten daß jedesmal, wenn der linke Fuß sich festzustellen versuchte, der rechte mit der ganzen Hälfte des Leibes frei über dem Abgrunde schwebte. Doch wir hatten, um unser Ziel zu erreichen, keinen andern Weg zu wählen. Langsam und still waren wir Einer hinter dem Andern schon eine ziemliche Strecke fortgeschritten, als aufeinmal unser Vordermann durch einen fal-

schen Tritt das Gleichgewicht verlor und unaufhaltbar in die Tiefe stürzte. Dumpf und gräßlich hallte der letzte Schrei des Fallenden aus dem Abgrund zu uns herauf; aber wir konnten ihn nicht mehr sehen. Da ergriff uns ein Schauer des Entsetzens, und nicht viel fehlte, so wären wir ihm nachgestürzt.

Die beiden Gefährten des Verunglückten kehrten nun von ihrem Jagdvorhaben zurück. De Caillet zog aus dem Ganzen blos die Lehre daß es nicht gut sei, so spät im Jahre noch auf die Steinbocksjagd zu gehen, und beschloß das folgende Jahr viel zeitiger anzufangen. Da finden wir ihn schon im Juli oben in der Schneeregion. Mit wenig Brot und einem Schluck Branntwein stärkt er seine müden Glieder am Abend des 26. Juli und durchwacht in der Region der Steinböcke eine entsetzlich lange kalte Nacht.

Als endlich der langersehnte Tag anbrach, stellte ich meine gymnastischen Uebungen ein und wartete mit Ungeduld auf meine Steinböcke, deren zahlreiche Spuren mich mit neuer Hoffnung belebten. Allein nirgend ließ sich einer sehen. Ich streifte den ganzen Tag umher, fand Spuren, aber kein Thier. Ich bezog mein voriges Nachtquartier und schlief fast bis zu Anbruch des Tags. Rasch sprang ich auf und ergriff mein Gewehr. Zu meinem Aerger bemerkte ich daß mich die Thiere zum besten hatten, sie waren dagewesen und hatten ganz in der Nähe unter dem Schirm der Nacht geweidet. Mein Mundvorrath war ganz aufgezehrt und doch wollte ich nicht vom Platze weichen. Spähend brachte ich den Tag zu. Beim schwachen Schimmer der Dämmerung endlich gewahrte ich in schußgerechter Entfernung mein Wild. Ich schlage an, mein Schuß trifft, aber tödtet nicht, und in eben dem Augenblick ist das verwundete Thier mit mächtigen Sprüngen pfeilschnell verschwunden, und da es zu finster war es zu verfolgen, so mußte ich noch eine Nacht in dieser Höhe zubringen. Mit dem Grauen des Tags begann ich meine Nachforschungen und bald belebte mich die blutige Spur mit sicherer Hoffnung. Allein erst gegen Mittag erblickte ich meine Beute neben einem Felsblock liegend. Das Thier sprang auf, that einige Sätze und legte sich dann wieder. Auf dem Bauche fortkriechend näherte ich mich auf Schußweite. Es schien mich zu bemerken und sprang auf — meine Kugel streckte es wieder zu Boden, und so sah ich mich endlich im Besitz meiner Beute, der ich 20 Tage lang nachgestellt.

Der zweite Theil des Buchs ist verhältnißmäßig viel kleiner, aber dessenungeachtet nicht weniger interessant als der erste und besitzt daneben für die Landwirthe viel praktische Wichtigkeit. Ueber das Alpenrindvieh, über die Ziegen des Hochgebirgs, über die Bergschafe, über Pferdezucht und über die Hunde des Gebirgs ist der Verfasser sehr gut unterrichtet, man hört ihm gern zu, auch da wo er in seiner Liebe zur schönen Heimat die Wirklichkeit bis zu dem poetischen Himmel emporhebt. Er ist ja Schweizer, und wie könnte einem solchen die Begeisterung fehlen, wenn er von dem Alpenleben der Heerden spricht, wenn er das Treiben der Sennen auf den Gebirgstriften zu schildern hat. Mit gefühlvoller Theilnahme, aber auch nie ohne verständige Berücksichtigung der wahren Verhältnisse liefert uns der Verfasser ein Bild von dem immer weiter und weiter getriebenen Kampfe zwischen dem Menschen und der freilebenden Thierwelt, der überall da entsteht, wo die Plätze der Nahrung für das zahme Vieh erobert oder sichergestellt werden sollen.

Um aus diesem zweiten Theile auch Einiges zur Unterhaltung der Leser hier mitzutheilen, wählen wir zunächst den schon beschriebenen Tag der Abfahrt des Alpenrindviehs auf die Kuhalp. Es ist dies ein jedem Schweizer tief zu Herzen gehender Maitag.

Jede Heerde hat ihr Geläute. Die stattlichsten Kühe erhalten die ungeheuern Schellen oder Trichlen, die oft über 1 Fuß im Durchmesser halten und 40 — 50 Gulden kosten. Es sind die Prunkstücke des Sennen; mit drei oder vier solchen in harmonischem Verhältniß zueinander stehenden läutet er von Dorf zu Dorf seine Ausfahrt ein. Zwischenhinein tönen die kleinern Erzglocken; voraus geht ein Handbub oder Zusenn mit sauberm Hemde und kurzen gelben Beinkleidern; ihm folgen die Kühe mit dem Heerdenstier in bunter Reihe, dann oft etliche Kälber und Ziegen. Den Beschluß macht der Senn mit dem Saumpferde, das die Milchgeräthschaften, Bettzeug und dergleichen trägt und mit buntem Wachstuch bedeckt ist. An diesem Tage ertönt besonders der Kuhreihen, den jeder Alpendistrict in eigenthümlicher Weise besitzt....

Von der Milchwirthschaft auf den Alpen theilt der Verfasser nur wenige Bemerkungen mit. Er sagt:

Der Geschmack der Milch hängt auf der Alp sehr von der Beschaffenheit der Weideplätze ab. Da wo die Laucharten, die das Vieh sehr liebt, häufig sind, bekommt Milch und Butter einen starken Knoblauchsgeschmack. Auf dem Feuersteinberge ohnweit des Chasserals sind ganze Flächen mit Orchideen bewachsen, von denen die Milch safrangelb wird, nach Zwiebeln schmeckt und weder zu Butter noch zu Käse verarbeitet werden kann. Im Berner Oberlande wird vom Satyrium nigrum die Milch blau; Butter und Käse erhalten einen auffallend starken Vanillegeruch. Morgens und Abends, meist von 7—8 Uhr, in einigen Gegenden Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr, werden die Kühe heimgerufen und entweder vor der Hütte oder im Stalle gemolken. Der Milchertrag wechselt je nach der Güte der Race und nach der Zeit vom Kalben an zwischen 30 und 40 Pfund täglich. In den südlichen und westlichen Gebirgen wird die Milch meist zu fetten Käsen gemacht, in den sanctgallischen und appenzeller Bergen dagegen häufiger abgerahmt, dann magere Käse und endlich Zieger daraus verfertigt. Im Glarnerlande wird der Zieger in gegohrenem Zustande ins Thal gebracht, in bestimmten Mühlen mit der Blüte und den Blättern des Melilottenklees vermischt und als Schabzieger, grüner Käse oder Kräuterkäse überall hin, besonders nach Rußland, Holland und Nordamerika versandt.

Zum Beschluß der Besprechung dieses Werks lenken wir die Aufmerksamkeit auf die interessante Mittheilung des Verfassers über die Hunde im Gebirge. Er redet in charakterisirenden kurzen Zügen von den Sennenhunden, Schäferhunden, Jagdhunden und verweilt dann mit größerer Ausführlichkeit bei den St.-Bernhardshunden. Man hält die letztern für eine Mittelrace von der englischen Dogge und dem spanischen Wachtelhunde. Andere lassen sie von einer dänischen Dogge abstammen, welche einst ein neapolitanischer Graf Mazzini von einer nordischen Reise mitgebracht und die sich mit dem wallisischen Schäferhunde paarte. Der Verfasser sagt:

Die Bernhardinerdoggen sind große, langhaarige, äußerst starke Thiere mit kurzer breiter Schnauze und langem Behang, von vorzüglichem Scharfsinn und außerordentlicher Treue. Sie haben sich durch vier Generationen rein fortgepflanzt, sind aber gegenwärtig nicht mehr rein vorhanden, nachdem mehre bei ihrem treuen Leitdienste durch Lauinen umgekommen sind. Eine ganz verwandte Race wird nachgezogen und ein junges Thier zu 6 — 10 Louisdor verkauft. Die Heimat dieser edeln Thiere

ist das Hospiz des St.-Bernhard, die höchste Menschenwohnung der Alten Welt, 7680 Fuß über dem Meere, jener traurige Gebirgssattel, wo in der nächsten Nähe des ewigen Schnees ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, indem das Thermometer gar oft 22° R. unter dem Gefrierpunkte steht, während in den heißesten Sommermonaten jeden Morgen und Abend das Wasser zu Eis erstarrt und im ganzen Jahre kaum zwanzig helle Tage ohne Sturm und Schneegestöber oder Nebel kommen.... Ohne die echtchristliche und aufopferungsvolle Thätigkeit der edeln Mönche wäre der Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Monate des Jahres passirbar. Seit dem 8. Jahrhundert widmen sie sich der frommen Pflege und Rettung der Reisenden; die Bewirthung derselben kostet jährlich 50,000 Francs und geschieht unentgeltlich. Die festen steinernen Gebäude, in denen das Feuer des Heerdes nie erlischt, können im Nothfall ein paar Hundert Menschen beherbergen. Das Eigenthümlichste ist aber der stets gehandhabte Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichen Stellen des Passes, einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf ins Hospiz, der andere hinunter. Bei Unwetter oder Lauinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht und eine Anzahl von Geistlichen schließt sich den „Suchern" an, die von Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Bahren, Sonden und Erfrischungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, stets ertönen die Signale, die Hunde werden genau beobachtet. Diese sind sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreichen freiwillig oft tagelang alle Wege und Schluchten des Gebirgs. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege pfeilschnell ins Kloster, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen sicher zu. Treffen sie auf eine Lauine, so untersuchen sie mit der feinsten Witterung, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn dies der Fall ist, so machen sie sich sofort daran, den Verschütteten frei zu scharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zustattenkommen. Gelingt ihnen die Befreiung nicht, so holen sie im Hospiz Hülfe. Gewöhnlich führen sie am Hals ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit sich.

Der Verfasser scheint sehr genau unterrichtet zu sein über Alles was diesen edeln, intelligenten Hund betrifft, umsomehr muß es uns aber befremden daß er nicht zur Mittheilung bringt, wie viele Menschen durchschnittlich jährlich von diesen Thieren gerettet werden. Es ist dies ein Punkt, wofür man sich lebhaft interessirt und der gewiß nicht sehr schwer aus den Annalen des Hospizes zu erforschen sein dürfte. Von Barry, dem berühmtesten dieser Hunde, welcher ausgestopft im Museum zu Bern aufbewahrt wird, sollen allein mehr denn 40 Menschenleben gerettet worden sein. Der Verfasser sagt:

Kündete sich auch nur von fern Schneegestöber oder Nebel an, so hielt ihn Nichts mehr im Kloster zurück. Rastlos suchend und bellend durchforschte er immer von neuem die gefahrvollsten Gegenden. Seine liebenswürdigste That während des zwölfjährigen Dienstes auf dem Hospiz war folgende. Er fand einst in einer eisigen Grotte ein halberstarrtes verirrtes Kind, das schon dem zum Tode führenden Schlafe unterlegen war. Sogleich leckte und wärmte er es mit der Zunge, bis es aufwachte; dann wußte er es durch Liebkosung zu bewegen daß es sich auf seinen Rücken setzte und an seinem Halse sich festhielt. So kam er mit seiner Bürde triumphirend ins Kloster.

Diese Erzählung ist hübsch und deswegen auch viel verbreitet, indeß hat sie auch Vieles was blos als Product einer lebhaften Phantasie anzusehen ist.

---

2. Der Mensch und die Natur. Skizzen aus dem Cultur- und Naturleben. Von Friedrich Körner. Leipzig, Brandstetter. 1853. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Dieses Schriftchen hat sich offenbar die so allgemein und gerecht mit Beifall aufgenommenen „Naturstudien" von Masius zum Vorbilde gewählt. Es hat denselben Verleger und ist äußerlich ganz gleich ausgestattet. Aber noch viel mehr erinnert der innere Gehalt desselben an eine sehr nahe Verwandtschaft. Wir treffen auch in dem vorliegenden Werkchen wie bei Masius eine edle gemüthvolle Freude über Alles was die Natur dem Menschen zu beobachten, zu bewundern, zu empfinden und zu denken gibt, eine Freude welche sich oft ernst bis zur religiösen Begeisterung, oft muthwillig-lustig bis zu Knittelversen steigert. Beide Werke entzücken ihre Leser bald durch eine idyllische, bald durch eine humoristische, bald durch eine satirische Färbung der überall frischen gesunden Darstellung. Uebrigens sind sie aber auch wieder wesentlich voneinander verschieden. Das eine bringt was das andere noch nicht gegeben hat. Lenkt das Masius'sche Werk die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die organische Schöpfung, auf die Natur der Pflanzen und Thiere, so zeigt das Körner'sche Werk vorzugsweise mehr Sinn für die Wunder der unorganischen Natur. Haben wir dort eine mehr auf das Einzelne und Naheliegende gerichtete Naturzeichnung, so entfalten sich hier schon Anfänge zu abgerundeten Naturgemälden großer Erdganzen.

Wir wollen nun unser Schriftchen allein vor Augen behalten. Es bringt in zwangloser Zusammenstellung 27 Aufsätze über den Kiesel, über das Leben der Steinwelt, über den Sauerstoff, den Lichtstrahl, das Wasser, dann kommt ein Zwiegespräch im Walde, eine Märchenpoesie der Industrie u. s. w. Alles ist interessant, Alles liest sich vortrefflich, auch selbst da wo der Phantasie die Zügel etwas zu lose gehalten sind. Einige Mittheilungen mögen dies bewahrheiten. Wir wählen dazu zunächst etwas aus dem „Zwei Gewächse" überschriebenen Aufsatze. Im Eingange wird Londons gewaltige Größe bewundert und dann gefragt, was diesem Babylon der neuen Zeit diese große Bedeutung gegeben habe. Darauf antwortet das Buch:

Durch zwei unscheinbare Pflanzen unterjocht London die Welt, durch einen lebenden und einen erstorbenen Baum macht es sich zur Gebieterin über die Schätze, Kräfte und Gedanken der Völker der Erde. Tief unter dem Boden des Meers liegen ja begraben Moose und großartige Riesenbäume, während der andere Baum an den Niederungen des Ganges und Nil, an den sandigen Küsten Amerikas grünt. Englands Weltmacht beruht auf dem Bündniß welches die Feuerkraft der Steinkohle mit der weichen Samenhülle der Baumwollenstaude schloß. Nimm dem starken England die Baumwolle, versage ihm die Steinkohle und seine Maschinen und Locomotiven stehen still, seine Kanäle verfallen, Tausende seiner Schiffe vermodern müßig am Strande, seine Comptoirs werden geschlossen, seine Kaufhallen öde, und mehr denn zwei Millionen seiner Arbeiter, der

Stolz und die Ernährer der Nation, sind brotlos, die Bildung unsers Jahrhunderts stürzt in Trümmer.... Wo die Baumwolle den Webstuhl aufschlagen hieß, da ließ Kunstfertigkeit sich nieder, mit den feinen Musselingeweben zogen feine Sitten von Markt zu Markt, und wo die mit kunstfertiger Hand gewebten Shawls Eingang fanden, da entfaltete königlicher Luxus seinen blendenden Schimmer. Anders wurde es, seitdem die Baumwolle der Hand des Webers sich entwand, um durch Hülfe künstlicher Maschinen aus weichem Flaum in schön gefärbte Zeuge sich zu verwandeln, welche die Schönheit des Leibes erhöhen sollten. Die Baumwolle ward eine Volkskraft, ihre Arbeit ward Nationalsache, die Sorge um sie drang in die untersten Schichten des Volks. Die Baumwolle schuf eine Umgestaltung der geselligen Verhältnisse, Banknoten und Talente begannen einen Wettkampf, das Geld ward Tyrann der Menschenkraft, neben den Palästen und palastartigen Waarenhäusern der Fabrikanten und Großhändler siedelte sich in niedrigen Hütten und feuchten Kellern das Proletariat an, aus Flecken wurden Städte, aus Städten kleine Reiche. Manchester hatte 1774 nur 11,000 Einwohner, Liverpool nur 6000, Glasgow 40,000; da schlug die Baumwolle ihre Maschinenwebstühle auf und zog mit unwiderstehlicher Kraft von nah und fern die schaffenslustigen Menschen heran in den Bannkreis concentrirter Nationalkraft. Seitdem bergen diese langstraßigen Städte mehr als 300,000 Einwohner, Palast reiht sich an Palast, prächtige Waarenhallen zieren die stattlichen Straßen, glänzende Carossen rollen über das Pflaster und zierliche Landhäuser schmücken die Gärten der Umgegend.

Ein anderer Aufsatz, welcher die Ueberschrift „Der Mensch und die Gräser" trägt, ist eine schön zur Reife gebrachte Lesefrucht aus Humboldt's „Ansichten der Natur". Er führt seine Leser an die Ufer des Orinoco zu einer Zeit wo der Tropenregen sein Ende erreicht hat, und zeigt eine unermeßlich ausgedehnte Landstrecke vom Wasser überflutet. Die Wasser verfließen, die heiße Tropensonne trocknet und belebt das Erdreich rasch.

Soweit der Wanderer den forschenden Blick aussendet, sieht er Graswelle ohne Ende hinter Graswelle dahinfließen. Kein Hügel, keine Bauminsel, kein Felsblock bietet dem irrenden Blick einen Ruhepunkt dar. Ringsum das ewige Einerlei des langen wellenschlagenden Grases.... Wölfe und Bären schleichen wie die Haifische dieses Meers durch die Grasfluten, um weidende Kühe anzufallen, Hirsche zu erlauern oder mit dem behaarten Büffel um das Leben zu kämpfen. Kaum hat dieser den Wolf erblickt, so rollt er sein blutunterlaufenes Auge, senkt den behörnten Kopf, stößt schnaufend Dampf und Blut aus und stürzt zornbrüllend auf die Feinde. Aber ihrer sind viele, sie umstellen ihn, und so rasend er auch um sich stößt und manchen mit dem spitzigen Horn durchbohrt oder hoch in die Luft wirft, es gelingt einem der Wölfe doch, ihm auf den Nacken zu springen. Jetzt will der Büffel fliehen, furchtbar brüllend schüttelt er die Mähne, aber der Wolf hat sich mit seinen Krallen und Zähnen tief eingegraben, heißes Blut schießt aus den aufgerissenen Wunden; jetzt springt ein anderer Wolf dem Büffel auf den Rücken, ein zweiter zerfleischt ihm die Seite, ein dritter die Weichen. Der Büffel stöhnt, er fühlt seine Kraft schwinden, sein Lauf wird unsicher, ohne Lenkung schießt er dahin. Da endlich steht er still, wankt, stürzt und ist im Nu von seinen Verfolgern zerrissen.

In dem Aufsatze „Geschichten aus Wald und Feld" herrscht eine ungemein ansprechende liebliche Heiterkeit. Fröhliche Burschen und scherzende Damen wandern einem nahen Eichwalde zu, wo sie auf schön gelegener Felsspitze ein Wirthshaus mit einem guten Glas Wein wußten. Sie kamen überein daß Jeder sein Heil versuchen solle ein Frühlingslied zu dichten. Es werden nun diese Versuche mitgetheilt, von der Gesellschaft mit spöttelnder Lust begrüßt und bekrittelt. Wir geben davon nur das letzte Gedichtchen, woraus man auf den Geist der andern zurückschließen kann.

Es haben einmal mich Kam'raden gefragt,
Ob Mädchen, ob Wein mir am besten behagt;
Zwar sprach ich sogleich: Mir behagt nur Wein!
Doch fielen mir damals die Gründe nicht ein.

Erst als ich gethan manch labenden Zug,
Da ward ich von wegen der Gründe klug:
Je älter der Wein, desto mehr ist er werth,
Bei Mädchen doch ist es gerad' umgekehrt.

Und will es mit Einer Sorte nicht geh'n,
Probire ich wol den Wein und den noch und den;
Solch Wechseln gehet kein Mädchen ein,
Treu soll ich zeitlebens der Einen sein.

Das Schlimmste jedoch ist, ihr lieben Herr'n,
Die Mädchen fesseln und herrschen so gern;
Es machet mich frei wie den Kaiser der Wein,
Das Mädchen doch spannt mich ins Ehejoch ein.

Ein furchtbarer Sturm erhob sich, als das Lied unter Händeklatschen und Bravo der Herren beendet war; mit Büschen und Stricknadeln, mit Taschentüchern und Handschuhen griffen die Damen den verwegenen Sänger an und foderten Abbitte. Er indeß berief sich auf die beistimmende Hälfte der Gesellschaft und foderte ein Gericht von Unparteiischen. Endlich ward der Wirth von den Damen als Schiedsrichter herbeigerufen. Er schmunzelte schelmisch und erklärte endlich, dies gehöre in die Naturgeschichte, von welcher er Nichts verstehe; man möge in der Naturgeschichte nachlesen. Ein Bravo der Herren und ein Schelten der Damen folgte der schlauen Antwort.

So wechseln im Buche Belehrung und Unterhaltung, Ernst und Scherz in bunter Reihenfolge nacheinander ab, und es ist die sicherste Hoffnung da daß dasselbe bald zum allgemeinen Liebling des gebildeten großen Publicums werde. 24.

Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet von Karl Schmidt. Mit 55 lithographirten Abbildungen. Dessau, Katz. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Form der Briefe ist in jüngster Zeit für Schriften wissenschaftlichen Inhalts sehr beliebt geworden; sie bilden mit den nicht minder üblichen Vorlesungen die beiden gangbarsten Weisen der populairen Darstellung, durch welche man gegenwärtig dem größern Publicum eine tiefere und gediegenere Kenntniß der höhern Lebensgebiete zu vermitteln bestrebt ist. Ohne Frage ist die Wahl gerade dieser Formen eine glückliche zu nennen. Während die eine — wir meinen die der Vorlesungen — vorzugsweise dem männlichen Theile der gebildeten Gesellschaft entspricht, ist die andere in hohem Grade geeignet die weibliche Hälfte derselben zu einer lebendigen Theilnahme anzuregen. Nur sollte man bei ihrem Gebrauche nicht vergessen daß man sie nicht misbrauchen darf. Und das scheint bereits häufiger der Fall zu sein als es im Interesse der allgemeinen Bildung, deren Verbreitung man im Auge hat, wünschenswerth ist. Wir glauben, das Publicum wird es nachgerade müde, sich durch falsche Etiquetten täuschen zu lassen; sieht man von ihrer Anwendung nicht bei Zeiten ab, so ist zu besorgen daß man sie

gar bald auch da nicht als echt anerkennen wird, wo sie dem Inhalte wirklich angemessen sind.

Die „Anthropologischen Briefe" Schmidt's sind unsers Erachtens eine treffliche, sehr zu empfehlende Arbeit, aber Briefe sind sie nicht. Auch gesteht der Verfasser selbst daß die Abschnitte seines Werks, welche jetzt diesen Namen an der Stirn tragen, „ebenso gut «Capitel» genannt werden könnten". In der That wäre dies nicht blos eine mögliche, sondern die einzig richtige Bezeichnung. Ist die vorliegende Schrift, wie Schmidt versichert, wirklich aus Briefen hervorgegangen, so verrathen doch ihre einzelnen Theile weder in ihrer äußern Form noch in ihrer innern Structur und Ausführung die leiseste Spur ihres Ursprungs. Vielleicht hätte der Verfasser seinem Zwecke besser gedient, wenn er weniger bemüht gewesen wäre diese Spuren auszutilgen. Jedenfalls muß gerade bei ihm, der überall die Einheit von Inhalt und Form mit dem größten Nachdrucke geltendmacht, eine solche Verletzung derselben um so anstößiger erscheinen.

Wir würden uns bei der Außenseite unserer Schrift nicht so lange aufhalten, wäre die Aufgabe deren Lösung sie anstrebt nicht so überaus wichtig und diese Lösung selbst durch die Art und Weise in welcher sie versucht wird nicht wesentlich bedingt. Kein Zweifel daß an eine gesetzmäßige Entwickelung der menschlichen Lebensverhältnisse nicht zu denken ist, solange in dem weitaus größten Theile des Volks jene grobe Unkenntniß der menschlichen Natur fortbesteht, die wir gegenwärtig dort antreffen. Die Fortbildung der gesellschaftlichen Institutionen bleibt nothwendig dem Zufalle und der persönlichen Willkür überlassen, wo sie nicht durch eine umfassende Einsicht in das Wesen des Menschen geleitet werden kann. Man muß sich mit dem reichen, mannichfach getheilten, widerspruchsvollen Inhalte desselben vertraut, sich die Grundgesetze des menschlichen Seins und Lebens, die zugleich auch die Gesetze seiner Entwickelung sind, zueigengemacht haben, wenn man diese Entwickelung wahrhaft zu fördern, auf dem geraden, sichern Wege der Natur und Vernunft weiter zu führen gedenkt.

Aber die Menschen sind im Allgemeinen wenig geneigt dem ernsten Rufe des delphischen Gottes folgezuleisten. Sie gleichen in ihrer Mehrzahl den Kindern die das Ferne dem Nahen und das Fremde dem Eigenen vorzuziehen pflegen. Es ist weit leichter ihnen ein lebhaftes Interesse für die Geschicke der Mondbewohner oder an den Begebenheiten der vorsündflutlichen Geschichte einzuflößen, als sie zu einer lebendigen und nachhaltigen Theilnahme an Dem zu bestimmen was ihnen unmittelbar nahe liegt. Die Lehre vom Menschen ist gerade diejenige welche am schwersten Eingang findet; sie fesselt durch sich selbst erst dann, wenn man bis zu einem gewissen Grade mit ihr vertraut geworden ist. Wer sich daher der Mühe unterzieht sie in jene Kreise in welchen sie bis dahin so gut wie unbekannt war einzuführen, der möge vorallem dafür Sorge tragen daß sie in einem leichten, gefälligen Gewande auftritt. Wenn irgendwo, so ist es eben hier wo die anziehende Form für den tiefernsten Inhalt empfänglich machen muß.

Schmidt hat ohne Zweifel Recht wenn er die von ihm erstrebte Popularität „nicht dahin verstanden wissen will daß Alles mundgerecht gemacht werde und sich auf der Oberfläche umhertreibe". Auch geben wir ihm gern zu daß „wer nicht denken will" wohlthut von Schriften wie die seinige ist fern zu bleiben und „sich nach irgend einer ergötzlichen Lecture umzusehen", da er „doch nicht eben tief in die Wissenschaft eindringen wird". Indeß das Wollen ist wie immer so auch in diesem Falle gar sehr durch das Können bedingt, und dem hätte, scheint uns, der Verfasser etwas mehr Vorschub leisten sollen. Werke wie das seinige haben ja doch nicht sowol die Tendenz ihre Leser in die Wissenschaft einzuführen, als vielmehr die, die Wissenschaft an die Leser heranzubringen. Schmidt scheint diesen Unterschied nicht gehörig beachtet zu haben; wenigstens hat seine Schrift einen zu wissenschaftlichen Charakter um im eigentlichen Sinne populair sein zu können. Zwar gibt er sich alle Mühe, und sie ist keineswegs ohne Erfolg geblieben, den Inhalt der Wissenschaft in eine Form zu bringen die sich der Auffassungsweise des allgemeingebildeten Bewußtseins möglichst nahe anschließt. Aber diese Form ist doch wesentlich die der Wissenschaft; einen freiern Charakter nimmt sie im Allgemeinen nur da an wo die Darstellung des objectiven Thatbestandes zeitweilig durch eine mehr reflectirende Betrachtung desselben unterbrochen wird. Wir fürchten daher daß zum vollen Verständnisse des Werks ein größerer Reichthum an Vorkenntnissen erfodert wird wie dem Leserkreise, für welchen es zunächst bestimmt ist, zugebotesteht. Wer sich in ihm zurechtfinden will, dem müssen nicht blos die Eigenthümlichkeiten der wissenschaftlichen Ausdrucksweise schon einigermaßen geläufig geworden sein; er bedarf nicht minder einer gewissen Uebung im systematischen Denken, der Fähigkeit ein größeres Ganzes von Gedanken und Vorstellungen in seinem innern Zusammenhange zu ergreifen. Es ist mit Einem Worte eine bestimmte wissenschaftliche Vorbildung erfoderlich, um dem Verfasser ohne Anstoß folgen zu können.

Diese vorgängige Kenntniß ist um so nöthiger, da Schmidt es für zweckmäßig gehalten hat, „die Männer welche in irgend einem Zweige der Anthropologie die Gesetze desselben gefunden oder ausgesprochen oder irgend einem Neuen den richtigen Ausdruck gegeben haben selbstredend einzuführen". Durch solche wörtliche Anführungen, die nicht selten mehre Seiten umfassen und sich fast durchgängig der Darstellung sehr geschickt einfügen, ist der Werth des Werks ohne Zweifel nicht wenig erhöht, zugleich aber das Verständniß desselben in nicht geringem Grade erschwert worden. Der allgemeine Standpunkt des Verfassers ist nicht immer der seiner Gewährsmänner; auch reden sie gar oft eine Sprache die von der seinigen erheblich abweicht. Man muß sich also in ihre Weise die Dinge anzusehen einleben und die ihnen eigenthümliche Terminologie kennenlernen, um die Auszüge zu welchen sie benutzt worden nicht halb oder schief zu verstehen. Es ist das für Jemanden der im Gebiete der Wissenschaft in etwas zuhause ist nicht gerade schwierig, dem Gros der sogenannten gebildeten Classe aber dürfte es weniger leicht werden.

Mit dem bisher Bemerkten wollen wir indeß keineswegs gesagt haben daß die Lecture unserer Briefe nur für den Theil des größern Publicums sich eigne welcher sich mit der Methode und Sprache der Wissenschaft durch eigene Thätigkeit in irgend einem Zweige derselben näher bekanntgemacht hat. Unsere Ansicht geht lediglich dahin daß sie gerade dieser Classe von Lesern vorzugsweise zu empfehlen sei, weil sie ihnen so ziemlich Alles bieten kann was zu einer gründlichen und vollständigen Kenntniß des Gegenstandes erfoderlich ist. Wir sind daher nicht gemeint den Wirkungskreis der Schrift irgendwie zu beschränken, wünschen vielmehr recht sehr daß sie sich weithin Bahn brechen und in möglichst viele Hände kommen möge. Was uns eine so allgemeine Verbreitung wünschen läßt ist nicht blos der reiche und gediegene Inhalt, sondern vorallem der Geist in welchem er vorgetragen wird, die hohe und würdige Auffassung des Menschen, welche der Schilderung desselben zugrundeliegt und sich durchweg in ihr abspiegelt. In dem übrigens sehr lobenswerthen Eifer mit welchem man heutzutage die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zu popularisiren bestrebt ist, wird nur zu oft übersehen daß die bloße Kenntniß der Dinge eine entsprechende Werthschätzung derselben sowie eine wahrhaft fruchtbare Theilnahme an ihnen nicht immer zur Folge hat und zuweilen selbst ausschließt. Auch scheint man im Allgemeinen gar wenig zu beachten daß die Erweiterung des Bewußtseins für die Mehrzahl der Menschen eher schädlich wie heilsam ist, wenn sie nicht von einer Erhebung und Kräftigung des innern Menschen begleitet wird.

Was aber vom Wissen überhaupt, das gilt ganz besonders von dem Zweige desselben welcher sich mit der Natur und dem Wesen des Menschen beschäftigt. Der Mensch ist gerade deshalb so wenig geneigt mit sich selbst vertraut zu werden, weil er darüber

in der Regel die Selbstachtung verliert. Man würde sich irren, wollte man diese Erscheinung auf das Gebiet der individuellen Sittlichkeit beschränken; sie findet sich ebenso in allen andern Sphären des menschlichen Daseins. Es ist eine unleugbare Thatsache daß mit der genauen Kenntniß des Körpers wie des Geistes die Geringschätzung des einen wie des andern Hand in Hand zu gehen pflegt. Das einzige Mittel dieser verderblichen Wirkung des Wissens vorzubeugen, besteht darin daß man dem Gegenstande desselben eine unmittelbare Beziehung zu einem Andern und Höhern gibt, von dem er umschlossen wird, wozu er sich etwa ebenso verhält wie das einzelne Glied zu seinem Organismus. Eine solche organische Auffassung nun ist es, wodurch die vorliegenden „Briefe" sich auszeichnen und einer unbedingten Empfehlung werth erscheinen. Indem Schmidt das Leben des Menschen und zwar ebenso wol das physische wie das psychische Leben aus dem höhern Standpunkte des allgemeinen Weltlebens und in seiner wesentlichen Einheit mit diesem darstellt, hebt er es gleichsam über sich hinaus und gibt ihm mit dem unendlichen Inhalte zugleich einen unendlichen Werth. Ob übrigens dieser durchgreifende Zusammenhang, in welchen die Elemente und Wirkungsformen des menschlichen Organismus mit dem kosmisch-natürlichen Leben gebracht sind, überall richtig bestimmt worden, darf füglich bezweifelt werden. Wir werden im Folgenden, wo wir dem Leser den wesentlichen Inhalt des Werks übersichtlich vorzuführen gedenken, Gelegenheit haben den einen oder andern Punkt näher zur Sprache zu bringen.

Die vorliegende Schrift zerfällt in drei Haupttheile, welchen eine „Einleitung" vorausgeschickt und ein besonderer „Schluß" angehängt ist. Der Verfasser rechtfertigt diese Anordnung in folgenden Worten:

„Der Mensch befindet sich mitten in einer Welt voll Leben die ihn umgibt und in und mit der er lebt. Das Verhältniß des Menschen zu dieser Welt wird die Anthropologie zuerst zu bestimmen haben. Einleitung.

Hat die Anthropologie damit den Boden erlangt auf dem sie stehen kann, weil der Mensch selbst auf ihm steht, so wird sie Das zu suchen haben was den Menschen zum Menschen macht, die Gattungseigenschaften, das Wesen des Menschen, und wird daher den Organismus des Menschen in seinem menschlichen Systeme zergliedern. Erster Theil: Gattung.

Die Gattung hat ihre Wirklichkeit in der Species. Die Anthropologie wird daher die Species der Menschheit in ihrem Sein und in ihrem Werden betrachten. Zweiter Theil.

Das Individuum ist die Wahrheit von Gattung und Species und ein Glied in ihnen. Die Anthropologie wird daher das Wesen der Individualität zu untersuchen und zu zeigen haben, wie sich der Grundton der Gattung und Species in tausendfachen individuellen Variationen verwirklicht und kundgibt. Dritter Theil.

Die Gegenwart ist das Resultat der Vergangenheit. Die gegenwärtigen Forschungen über den Menschen haben ihre Wurzeln in den Großthaten vergangener Heroen. Der Schluß unserer Anthropologie ist die Geschichte derselben." (S. 1.)

Gehen wir diese verschiedenen Abschnitte etwas genauer durch.

Wie aus den eben mitgetheilten Bestimmungen hervorgeht, ist es die Aufgabe der „Einleitung", die Natur des Lebens überhaupt, seinen allgemeinen Inhalt und seine charakteristischen Eigenschaften zu entwickeln. Wir gestehen daß uns dieser Eingang nicht ganz befriedigt hat. Nicht als ob wir die Ansichten welche der Verfasser hier geltendmacht schlechthin zu verwerfen uns gedrungen fühlten, wir stimmen ihnen im Gegentheil in manchen und zwar in wesentlichen Punkten unbedingt bei; es ist weniger der Inhalt wie die Form der Darstellung, woran wir Anstoß nehmen.

Schmidt gehört, was den unterscheidenden Charakter seiner wissenschaftlichen Richtung angeht, zu jener Classe von Anthropologen welche ihren Ausgangspunkt von der Schelling'schen Naturphilosophie nimmt und die Principien oder doch die eigenthümliche Anschauungsweise derselben auf die specielle Betrachtung der Natur und des Menschen anwendet. Die allgemeinen Grundzüge der in diesem Kreise herrschenden Ueberzeugungen — und auf sie ist bekanntlich die Uebereinstimmung seiner Mitglieder beschränkt — finden sich auch bei ihm. Wir bemerken ferner daß „die Fürsten des gegenwärtigen Wissens", deren Aussprüche er wörtlich wiederholt, fast durchgängig mit den Koryphäen der eben genannten Richtung zusammenfallen. Carus, Ennemoser, Schubert, Klencke u. s. w., das sind die Autoritäten auf welche sich der Verfasser wenn auch nicht ausschließlich, so doch mit entschiedener Vorliebe beruft.

Es kann daher nicht befremden daß er sich auch die eigenthümliche Ausdrucksweise welche die Schriften dieser Männer mehr oder weniger charakterisirt angeeignet hat. Sie ist bekannt genug, diese gehobene, schwung- und lebensvolle Sprache, welche den überreichen Inhalt von Gedanken und Anschauungen nicht immer in scharf und deutlich bestimmten Formen auszuprägen vermag und es darum liebt sich in überraschenden Bildern und geistreichen Analogien zu ergehen. Wir geben gern zu daß eine solche Diction, wenn sie sich von hohlem Schwulst und geschmacklosen Gleichnissen frei erhält, für Manche etwas sehr Anziehendes haben kann. In Schriften die für das größere Publicum bestimmt sind scheint sie uns aber nicht am Orte zu sein. Hier ist, meinen wir, eine einfache, klare, präcise Darstellung, die zwar überall von der subjectiven Wärme des Schreibenden durchdrungen und belebt, nicht aber in ihrem objectiven Gange beherrscht und gestört wird, die einzig angemessene. Schmidt, der Phrenolog, wird uns freilich einwenden daß die Auffassungs- und also auch die Ausdrucksweise eines Jeden durch die Structur der betreffenden Gehirntheile bedingt, mithin nicht Sache des freien Beliebens sei. Fügen wir uns daher in das Unvermeidliche, es ist in dem vorliegenden Falle umsoeher möglich, da der Inhalt unserer Schrift die hin und wieder, aber keineswegs durchgängig mangelhafte Form leicht übersehen läßt.

Nachdem der Verfasser zunächst hervorgehoben hat, wie „das allgegenwärtige Leben, das Thema alles und jedes Seienden, um das es seine wollüstigen, himmlisch-weltlichen Variationen spielte", sich nur der „lebenzeugenden Begeisterung, der lebendigen, sinnenvollen Persönlichkeit offenbart", dagegen „dem anatomischen Messer wie dem Verstande, dem Fleischer des Geistes" unerreichbar bleibt — man sieht daß unsere obige Rüge nicht unbegründet ist —, wendet er sich sofort zur wichtigsten unter den Bestimmungen, die er dem Leben vindicirt, zur Einheit und Universalität desselben. „Die Lebenskraft im Gegensatz zur todten Materie ist nicht das Leben, denn das Lebendige läßt sich nicht in Kraft und Kraftlosigkeit, in Leib und Seele zerreißen.... Die Kräfte der Materie sind das Leben der Materie selbst.... Materie ist Alles. Selbst die Töne sind Materie.... Materie und Conflicte von Materie ist die Seele.... Seele ist Alles. Eine gestaltlose Materie ist das Nichts.... Seele, d. i. Thätigkeit und Conflicte von Thätigkeiten, ist die Materie.... Was du Materie nennst, ist eine Form in der die Seele sich gestaltet, also selbst Seele, denn Seele ist die Form. Was du Seele nennst, ist Nichts als das Sichformen und Gestalten der Materie selbst, mithin die Materie. Beider Wahrheit ist das sich ewig gestaltende Leben, der Organismus.... Die Seele ist der innere Leib und der Leib ist die äußere Seele. Organismus heißt beider Einheit. Das Leben ist weder Materialist noch Spiritualist, weil es sowol das Eine wie das Andere ist." (S. 7—8.)

Fragen wir nun weiter nach den allgemeinen, charakteristischen Qualitäten des Lebens, „das Eins und überall ist und lauter Leben", so sind dies nach Schmidt die folgenden sechs.

„1. Das Leben ist ein immer werdendes.... Was lebt ist im beständigen Wechsel. Entstehen und Vergehen, Leben und Sterben in Einem ist der Gegensatz alles Lebendigen, ein Gegensatz den es in jedem Augenblicke seines Seins durchlebt. Das Leben ist nur dadurch Leben daß es in jeglichem Momente seines Le-

bens stirbt. 2. Alles Lebendige offenbart die ganze Fülle seines Lebens in Zeit und Raum oder vielmehr als Zeit und Raum, durch vielfache Metamorphosen, von denen jede spätere die frühern als ihre Voraussetzungen in sich enthält und ein neues Mehr zu ihnen hinzubringt.... Entwickelung ist ein allgemeines Zeichen, ein Grundgesetz, ein Urphänomen des Lebens. 3. Jedes Leben entwickelt sich so daß aus dem Unbestimmten das Bestimmte, aus dem Indifferenten das Differenzirte hervorgeht. Das bestimmte Unbestimmte ist das Flüssige. Alles Leben beginnt deshalb im Flüssigen und geht auch in Flüssiges zurück. 4. Die Energie in der Entwickelung des Lebens ist seine Gegensätzlichkeit.... Gegensatz hat jegliches Leben, den Gegensatz daß es ein Glied vom kosmischen Ganzen und doch wiederum für sich ein selbständiges Ganzes ist.... Dieser Gegensatz wiederholt sich in den einzelnen Systemen und Gliedern jedes Einzelorganismus, die jedes selbständig doch voneinander abhängen.... Leben ist demnach schöpferische Einheit von Gegensätzen. 5. Die Gestalt des Lebens ist die Ellipse, der Kreis mit doppeltem Mittelpunkte, der lebendig gewordene, sich bewegende Kreis, das geoffenbarte Leben.... Die Ellipse, das Ei, der fallende Tropfen, die Zelle ist die Urform alles Lebens. 6. Die lebendige und sich differenzirende Zelle ist der Organismus. Das Leben ist nicht, wenn nicht als Organismus und im Organismus."

Da der Gedanke des Organismus derjenige ist von welchem aus der Verfasser die „bis dahin zerstreut liegenden Glieder der Anthropologie zu einem einheitlichen Ganzen combinirt hat", so fügen wir die wesentlichen Bestimmungen die er von diesem Begriffe aufstellt hier noch hinzu. „Der Organismus ist ein Viel im Eins, die Lebendigkeit die sich selbst metamorphosirt und in diesen Metamorphosen ihre Glieder, d. h. ihre Mittel zu ihrem Sein hat, Mittel die wiederum Zweck der ganzen Lebendigkeit sind. Er bildet eine Einheit von Gliedern, deren jedes die Voraussetzung, die Bedingung, die Ursache, die Wirkung, das Mittel und der Zweck aller andern ist.... Er ist ein Organismus von Organismen, eine unendliche Wiederholung seiner selbst.... Im eigenen Proceß gliedert sich der Organismus in Gegensätze die sich gegenseitig bekämpfen und in ihren Disharmonien sich fliehen und die doch wiederum zur Harmonie zusammengehen. Die Gegensätze des Organismus sind seine Systeme. Die Ursysteme des Organismus sind das Nerven- und Blutsystem.... Die Nervenmasse besteht nur im Gegensatz zum Blut, aber auch nur im Gegensatz zu allen andern Organismen des Kosmos, und schafft sich daher zugleich mit ihrem eigenen Sein Sinneswerkzeuge zur Aufnahme ihrer Außenwelt und Bewegungswerkzeuge zur Erregung der Außenwelt. Ebenso besteht das Blut nur im Gegensatz zur Nervenmasse, aber auch nur im Gegensatz zur Totalität aller Organismen außer ihm, und ruft daher unmittelbar mit seiner eigenen Existenz auch den Athmungsproceß und seine Werkzeuge hervor. Nervenmasse und Blut in Einheit setzen das Assimilationssystem voraus, indem sie kraft ihrer Selbsterhaltung ihre Außenwelt in das Element ihres Seins zersetzen und das ihnen Fremde aus sich herausstoßen. Das Assimilationssystem schnürt sich in seiner schärfsten Spitze als ein neues System, als Geschlechtssystem ab. Indem sich alle diese Systeme voneinander und alle vereint von der Außenwelt des Organismus abscheiden, bilden sie das Knochensystem. Jeder Organismus hat diese Systeme, weil sie sein Leben ausmachen." (S. 11—12.)

Wir sagten schon oben daß uns der Nachdruck mit welchem Schmidt die Einheit des Lebens in den Vordergrund stellt einen wesentlichen Vorzug seines Werks zu begründen scheine. Die Weise aber in der er diese Einheit zu bestimmen sucht, können wir nicht ebenso gutheißen. Es ist nach unserm Dafürhalten schon unzulässig, all und jedes Lebendige als einen Organismus aufzufassen. Statt aller weitern Gründe die gegen eine solche Hypothese geltendgemacht werden können, weisen wir nur auf den Umstand hin daß sie eben eine Hypothese ist. Bedenkt man wie engbegrenzt die Zahl der Lebenserscheinungen ist, mit welchen wir bis dahin bekannt geworden sind, und wie mangelhaft sich diese Erkenntniß bei näherer Erwägung selbst da erweist, wo sie die verhältnißmäßig größte Tiefe und Genauigkeit erlangt hat, so erscheint es beinahe als thöricht irgend eine bestimmte Form des Lebens für die allgemeingültige ausgeben zu wollen. Natürlich wird eine solche Generalisation um so willkürlicher und angreifbarer werden, je beschränkter die Erscheinung ist auf welche man sie anwendet. So zweifeln wir nicht daß Mancher der sich die universelle Bedeutung des Organismus überhaupt als eine wenigstens nicht unwahrscheinliche Vermuthung gefallen läßt, die von Schmidt behauptete Allgegenwart des specifisch-menschlichen Organismus als eine bloße Chimäre zurückweisen wird. Auch ist, scheint es, dem Verfasser selbst die Unhaltbarkeit dieser Bestimmung nicht entgangen; wenigstens modificirt er sie gleich nachher in einer Weise daß von ihrem ursprünglichen Inhalte nicht viel mehr übrigbleibt.

Nachdem er nämlich versichert hat daß die verschiedenen Systeme des menschlichen Organismus jedem Organismus eigen sind, fügt der hinzu: „Aber die einzelnen Systeme sind im einzelnen Organismus für den Menschen oft nicht mehr sichtbar", wo es dann schwierig sein dürfte sich von ihrem Dasein zu überzeugen, „oder doch so verschieden von dem wie sie im Menschen erscheinen, daß er sie nicht mehr als dieselben anerkennt", wozu er denn auch vollkommen berechtigt sein möchte. Auch „kommt es nicht darauf an daß die Systeme in jeglichem Weltorganismus mit denselben Organen auftreten wie im Menschen", die frühern Bestimmungen waren also nicht ernstlich gemeint; das Wesentliche ist daß „jeder Organismus in dieselben Vermittelungen mit sich und der Außenwelt eingeht, die jene Systeme anzeigen" (S. 12). Damit kann man sich ohne Zweifel schon eher einverstanden erklären, wiewol man eine nähere Erklärung der durch die Systeme angezeigten „Vermittelungen" vermißt, auch nicht absieht warum diese Vermittelungen überall „dieselben" sein sollen wie im menschlichen Organismus. Uns scheint aus dem allgemeinen Begriffe des Organismus, wie er vom Verfasser selbst festgestellt wird, Nichts weiter zu folgen, als daß alle organischen Gebilde sowol an sich selbst wie untereinander sich in gegensätzlicher Spannung befinden. Von welcher Art diese Gegensätze und ihre Vermittelungen sind, darüber würde die specielle Untersuchung der mannichfachen Gattungen des Lebendigen Aufschluß zu geben haben. Wir sind weit eher geneigt an ihre durchgängige Verschiedenheit wie an ihre Uebereinstimmung zu glauben.

Sofern sie aber wirklich verschieden sind, müssen sie auch durch verschiedene Namen bezeichnet werden; sonst tritt an die Stelle der deutlichen Erkenntniß die vage bildliche Vorstellung, die zwar ein poetisches Interesse erregen, aber keinen wissenschaftlichen Werth haben kann. Der Verfasser scheint uns ein keineswegs richtiges Verfahren anzudeuten, wenn er an der angezogenen Stelle fortfährt: „Wir nennen diese Vermittelungen mit den Worten mit denen wir sie beim Menschen bezeichnen. Wir anthropomorphisiren den Kosmos und das Alleben, weil uns der Kosmos und das Alleben kosmomorphisirt." Dieses doppelte Quiproquo ist freilich in der naturphilosophischen Schule sehr geläufig geworden, indem sie den Menschen im Kosmos und den Kosmos im Menschen wiederfindet; was sich principiell ohne Frage rechtfertigen läßt, glaubt sie auch die concreten Bestimmungen des einen mit denen des andern parallelisiren oder gar identificiren zu dürfen, wiewol die principielle Einheit beider die ihrer wesentlichen Attribute keineswegs einschließt. Auch in unserer Schrift ist an solchen willkürlichen Zusammenstellungen und nicht nachweisbaren Analogien kein Mangel. Man lese z. B. was der Verfasser im neunten Briefe über die Gliederung der Erde in ihre verschiedenen Systeme und deren Uebereinstimmung mit den Systemen des menschlichen Organismus vorträgt. Oder, um auch einen Beleg zu der nicht minder häufigen Uebertragung kosmischer oder vielmehr

natürlicher Erscheinungen auf den Menschen zu geben, man höre wie Schmidt den Entstehungsproceß der Sinnesempfindung beschreibt: „Das Erste ist das Leben und die Bewegung der den Menschen umgebenden Gegenstände, welche durch ihr Leben und ihre Bewegung zu den Sinnen gelangen. Sodann das Hinausgreifen der Sinnesorgane, bis sie zu den Gegenständen kommen und sich mit ihnen vereinen. Hierauf der elektromagnetische Proceß der Nerven, der durch das Zusammentreffen mit der Außenwelt und mit dem Hirn vermittelt wird. Endlich die Veränderung welche in der Thätigkeit des Gehirns vorgeht, erregt durch jenen Proceß die Anzeige an der Bewegung der Magnetnadel, die Empfindung." (S. 70.) Der elektromagnetische Proceß ist freilich in neuerer Zeit der Passe-partout geworden, mit dem man die Pforte zu jeglichem Mysterium des Daseins öffnet. Nur ist es schlimm daß diesen Erklärungen trotz der Bestimmtheit mit welcher sie aufgestellt werden das Eine fehlt was vorallem noththut, die auf zuverlässige Beobachtungen gestützte ausreichende Begründung.

Wir übergehen was der Verfasser im Folgenden über die organische Gliederung des Weltlebens, über das Verhältniß der in durchgängiger Wechselbeziehung stehenden Einzelorganismen zum „absoluten Organismus oder der Gottheit", über die „gottlose Ansicht vom Dualismus, nach welchem Leib und Seele zwei ganz verschiedene Substanzen sind", endlich über die Frage, „wie es nach seiner Lehre mit Gott und Unsterblichkeit der Seele stehe", näher ausführt, um uns zu den drei Hauptabschnitten seines Werks zu wenden, von deren Inhalt wir indeß nur ein ganz kurzes Résumé geben können.

Der erste Theil „Gattung" (S. 19—312) behandelt im zweiten Briefe, nachdem eine detaillirte Angabe „der chemischen Bestandtheile des menschlichen Organismus" sowie eine genauere Beschreibung der Zelle, „des Urdaseins der Menschheit", und ihrer Compositionen in den verschiedenen Geweben vorausgegangen ist, das Embryonalleben des Menschen bis zum Momente der Geburt. An die physiologischen Erörterungen, die in diesem wie in allen übrigen Abschnitten des Werks im Ganzen ebenso klar wie erschöpfend sind und durch die beigegebenen Abbildungen zweckmäßig erläutert werden, schließt sich hier wie in den folgenden Briefen eine Reihe von trefflichen Bemerkungen pädagogischen Inhalts an. Die aus dem eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Entwickelungsstadien, aus der Natur der einzelnen Systeme und Organe des körperlichen und geistigen Lebens hergeleiteten Grundsätze und Regeln, welche der Verfasser für deren Ausbildung und Pflege aufstellt, sind unsers Erachtens eine der werthvollsten Partien seiner Arbeit, die daher mit vollem Rechte „allen Lehrern und Erziehern" gewidmet worden ist. Der nächste oder dritte Brief stellt die drei Systeme des vegetativen Lebens dar, und zwar zuerst den Assimilationsproceß, dessen Beschreibung durch die Lehre von den Nahrungsmitteln eingeleitet wird, sodann das Blut- und Athmungssystem. Bemerkungen über „die Cultur dieser Systeme" und insbesondere über die Pflege des „Oberhautlebens", wobei dann die Bekleidung näher zur Sprache kommt, schließen den Abschnitt. Brief vier handelt von „den äußern Sinnen in ihrer Organisation und in ihrem Verhältniß zur Erziehung". Es ist hier nicht blos von der Construction der äußern Sinnesorgane, sondern zugleich und vorallem von der Bedeutung und dem Einflusse welche die einzelnen Sinne für und auf die Entwickelung des geistigen Lebens haben, nicht minder von ihrer gegenseitigen Bedingtheit und dem Zusammenhange die Rede, in welchem sie zu den in ihren Bereich fallenden äußern Objecten stehen. Nachdem dann im fünften Briefe das „Bewegungs- (Muskel- und Knochen-) System und dessen praktische Ausbildung" entwickelt worden, im sechsten aber „der Mittelpunkt des Organismus" und „die Quelle des Bewußtseins", das Nervensystem, eine sehr eingehende Erörterung, welche namentlich eine höchst sorgfältige Analyse des Gehirns darbietet, gefunden hat, wird im siebenten Abschnitte der „Organismus des Geistes" seinem ganzen Inhalte nach abgehandelt. Wir haben schon oben gelegentlich angedeutet daß Schmidt zu den entschiedenen Anhängern des phrenologischen Systems gehört. Ohne uns hier in eine Kritik dieser Lehre, welche in jüngster Zeit einen neuen Aufschwung zu nehmen scheint und der ihr gebührenden Anerkennnng nicht lange mehr entbehren wird, einzulassen, bemerken wir nur daß der Verfasser durch sein lebhaftes Interesse für sie veranlaßt worden ist, ihr einen bedeutenden, verhältnißmäßig vielleicht zu großen Theil seines Werks zu widmen. Nicht blos in dem in Rede stehenden Abschnitte, auch im Vorworte und besonders im geschichtlichen Theile geht er näher auf sie ein, indem er theils die oberflächlichen Urtheile die über sie gefällt und die mannichfachen Anklagen welche gegen sie erhoben worden sind zurückweist, theils ihre wissenschaftliche und praktische Bedeutung sowie ihre historische Entwickelung ins Licht zu stellen sucht. Infolge dieser ausführlichen Darstellung der Phrenologie bietet die vorliegende Schrift einem Jeden der sich ein allgemeines Verständniß dieser Wissenschaft aneignen will ein sehr passendes Hülfsmittel dar. Wir kehren zu dem angezogenen siebenten Briefe zurück.

„Das Gehirn ist", sagt der Verfasser, „als das Organ des Geistes ein relativ selbständiger Organismus, der sich in Systeme und Organe gliedert. Die Systeme des Hirns sind das Vorder-, Mittel- und Hinterhirn, von denen jedes mit seiner eigenthümlichen, ganz bestimmten Thätigkeit auftritt, so daß das Vorderhirn als Denken, das Mittelhirn als Fühlen und das Hinterhirn als Wollen erscheint." Diese Vertheilung der Geistessysteme an die des Gehirns wird nun zunächst durch Bezugnahme auf die sie erweisenden Beobachtungen und thatsächlichen Erfahrungen principiell gerechtfertigt. Es folgt sodann die genaue psychologische Analyse der genannten drei Geistesvermögen, welche mit einer Betrachtung ihrer „Einheit" abschließt. Nachdem der Verfasser so die Systeme des Geistes als solche entwickelt hat, geht er zur nähern Bestimmung ihrer Glieder sowie der Gehirntheile über, die durch die phrenologischen Untersuchungen als ihre eigenthümlichen Organe ermittelt worden sind. Den Schluß des Ganzen bildet die „Praxis des Geisteslebens", welche die Aufgabe hat die mögliche und nothwendige Anwendung der Organologie auf „Moral, Politik, Strafgesetzgebung, Kunst, Religion und Erziehung" im Einzelnen nachzuweisen. Wir fügen hier sogleich hinzu was über den achten Brief, den letzten des ersten Haupttheils, zu sagen ist. Derselbe beschäftigt sich mit „dem kosmischen Leben im Menschenleben", d. h. mit denjenigen Erscheinungen des letztern welche durch die Grundkräfte der Natur (Wärme, Elektricität, Magnetismus), den Wechsel der Jahres- und Tageszeiten u. s. w. bedingt sind (Wachen und Schlaf, Traum, Ahnung, Vision, Sympathie, Mondsucht, Mesmerismus, auf welchen auch im geschichtlichen Theile besondere Rücksicht genommen wird), ferner mit der Krankheit, ihrem Wesen, ihren Formen und den verschiedenen Heilmethoden (Hahnemann, magnetische Curen), endlich mit dem Wahnsinn und den Erscheinungen welche den Tod und die ihm folgende Verwesung begleiten.

Der zweite Haupttheil „Species" (S. 313—391) hat nur zwei Abschnitte, von welchen der eine (neunter Brief) „die Bestimmtheit des Menschen durch Erdfeste, Wasser, Flora und Fauna, Luft," die „Entstehung und Entwickelung der Erde", die Gliederung des Erdskelets und die durch sie bedingte „Specialisirung der Menschheit in Racen, Völker und Familien" zum Gegenstande hat; der andere (zehnter Brief) sich über die Geschichte und deren Spiralbewegung, über die Lebensalter des Volks, die verschiedenen Phasen der menschlichen Entwickelung, zugleich auch über die einzeln Perioden in welche das Leben des Einzelmenschen zerfällt, sowie über die ihnen angemessene Erziehung, endlich über das Verhältniß von Mann und Weib verbreitet.

Im elften Briefe, der für sich allein die dritte Abtheilung

„Individuum" (S. 395—440) ausmacht, wird zunächst gezeigt wie „die Grundlage der Individualität im Temperament und im Vorwiegen einzelner Hirntheile" zu suchen sei. Nachdem sodann der Verfasser die verschiedenen Constitutionen und Temperamente zugleich mit ihren möglichen Verbindungen näher charakterisirt hat, geht er die mannichfachen Combinationen durch welche unter den drei Systemen des Geistes und folgeweise auch unter den ihnen entsprechenden Hirnorganen statthaben können, und theilt zur Verdeutlichung des Gesagten mehre von bekannten Phrenologen ausgeführte Organographien mit. Einer kurzen Erörterung über „die Anlage" und deren Gliederung in „Fähigkeit, Talent, Genie" folgt die ausführliche Darstellung der Kranioskopie und ihrer Regeln und Gesetze, welche dann ihrerseits in die der Physiognomie übergeht.

Der „Schluß" des Werks (S. 441—545) enthält die Geschichte der Anthropologie, welche hier in ihrem ganzen Umfange, von ihren ersten Anfängen im Orient bis zu ihrer letzten Entwickelung in der unmittelbaren Gegenwart, vorgeführt wird.
23.

Unterhaltungsliteratur.

1. Bilder aus dem Kriegsleben. Von Julius von Wickede. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. 8. 1 Thlr.
2. Preußische Husarengeschichten. Von Julius von Wickede. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Aus dem Tagebuche eines Soldaten, aber keines Lanzknechts. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Acht Jahre in Dänemark. Das Merkwürdigste aus meinem Leben, zusammengetragen für Freunde und Verwandte, von einem Ulmer. Ulm, Gebr. Nübling. 1852. 8. 12 Ngr.

Man sollte fast meinen, in unser gesammtes Publicum sei ein gewaltig kriegerischer Geist gefahren, wenn man sieht wie die Literaturbestrebungen der jüngsten paar Jahre immer und immer wieder gerade der Unterhaltung Soldatengeschichten, Bilder aus dem Kriegsleben, Feldlagererzählungen, militairische Ereignisse und Anekdoten u. dgl. m. in üppiger Fülle darbieten und darin ein unverkennbares Streben offenbaren, der auch übermäßig stark vertretenen poetischen und unpoetischen Blumen- und Waldschwärmerei der eleganten Miniaturausgaben, bei denen häufig der Einband mehr Werth hat als das Werk — die Schale mehr als der Kern — bewußt oder unbewußt ein ausgleichendes Gegengewicht zu geben. Aber wie gerade in der nun lange schon vorübergegangenen Blütezeit der Seeromane und Schiffernovellen die Leute viel weniger als jetzt den Drang übers Meer in sich verspürten und nicht einmal an Gründung einer deutschen Flotte dachten, so, scheint es uns, ist es auch mit dem kriegerischen Sinne unsers lesenden Publicums bestellt. Unter blühenden Bäumen in schattiger Laube oder hinterm warmen Ofen im behaglichen Lehnstuhl gewähren solche Bilder und Geschichten eine treffliche Unterhaltung, und man kann da recht gemüthlich ohne alle Gefahr und Beschwerde selbst den Helden spielen, sich in dessen Person versetzen oder doch wenigstens auf seinen Abenteuern in Schimpf und Ernst mit reger Theilnahme und theilnehmender Erregung ihn im Geiste geleiten und den Genuß behäbiger Ruhe um ein gutes Theil durch die gemüthliche Betrachtung der Gefahren und Unannehmlichkeiten sich erhöhen. Bei dem Leser gewöhnlichen Schlags ist es die Neugierde, bei dem von höherer Bildung und feinerm Geschmack ein, wenn man so will, wissenschaftliches Interesse, bei allen im Grunde die natürliche potenzirte Theilnahme, welche wir dem Fernen (nach Zeit oder Raum) so vielfach auf Kosten des Naheliegenden widmen, die nach der Abspannung durch das gewohnte Tagestreiben gern nach einer absonderlichen Erregung durch die Darstellung fremder, von den alltäglichen Umgebungen und Erfahrungen abweichender Zustände, Ereignisse und Schauplätze suchen heißt, und die natürlich in Kriegsthaten und dem Aehnlichen vorzugsweise ihre Befriedigung findet, selbst wenn wir absehen von der natürlichen Begeisterung und sittlichen Erhebung, welche in jedem unverdorbenen und unverweichlichten Gemüth Beweise von Muth, Unerschrockenheit, Ausdauer und persönlicher Kraft stets unwillkürlich hervorrufen. Das Interesse an derartigen Darstellungen aber muß selbstredend noch intensiver werden, wenn sie Ereignisse behandeln, an denen der Leser insofern einen wenigstens geistigen Antheil genommen und deren thatsächliche Grundlage ihren Hauptzügen nach ihm noch in lebendiger Erinnerung ist; oder wenn die naheliegende Möglichkeit erneuter kriegerischer Ereignisse, wie mindestens scheinbar in diesem Augenblicke an verschiedenen Punkten Europas, fast unabweisbar sich aufdrängt. Und so wird denn auch dieses Interesse den oben angezeigten Schriften, vielleicht mit Ausnahme der letztgenannten, schwerlich und um so weniger fehlen, als man im Allgemeinen bekennen muß daß sie in der That ein solches verdienen, so verschieden der Grad desselben je nach dem Standpunkte und den Ansprüchen des Lesers auch sein wird.

Der fleißige, vielschreibende Verfasser von Nr. 1 und 2 hat in kurzer Zeit seinem Namen einen guten Klang auf dem Gebiete der leichtern Unterhaltungsliteratur zu verschaffen gewußt und man darf ihm ein recht erfreuliches Talent durchaus nicht absprechen. Die Gegenwart liebt vorzugsweise die Genrebilder in der Kunst wie in der Literatur. Die psychologischen Gründe dafür aufzusuchen ist hier nicht der Ort; die Thatsache indeß läßt sich nicht wegleugnen, sie wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Hr. von Wickede hat mit seinem Instinct diese Geistesrichtung erkannt, und da sein schriftstellerisches Können und Vermögen derselben vorzugsweise entspricht, so ist es natürlich daß er sich wie ein tüchtiger Soldat den Beifall seines Lesepublicums im Sturm erobert hat. Sein früheres Werk „Aus dem Leben eines Touristen", durch welches er mittelbar auch dazu beigetragen die in den letzten Jahren mit Recht etwas verrufene Touristenliteratur wieder zu Ehren zu bringen, liefert den Beweis dafür, und man muß anerkennnen daß die hier angezeigten Schriften im Allgemeinen als würdige Nachfolger anzusehen sind. Wer jenes gelesen, den wird namentlich auch unsere Nr. 1 heimisch und bekannt anmuthen, denn auch sie enthält Bilder aus dem Kriegsleben in Afrika, wo der Verfasser eine zeitlang der französischen Fremdenlegion als Volontair sich angeschlossen, und aus dem letzten schleswigholsteinischen Kampfe. Dem Verfasser ist eine feine Beobachtungsgabe, ein bedeutendes Talent für Detailmalerei in seinen Schilderungen eigen; er weiß lebendig und spannend darzustellen, interessant und natürlich zu erzählen, und es fehlt auch an geistreichen Bemerkungen nicht die den vielgewandten und vielerfahrenen Mann verrathen. Natürlich und ungesucht, oft herzlich und gemüthlich, aber auch mit echt soldatischer Nonchalance, häufig flüchtig, ja bisweilen oberflächlich skizzirt und ohne die tiefere, allseitig gleichmäßige Bildung, welche neuerdings in den Touristenbildern z. B. des Hrn. von Rochau — wir denken namentlich an dessen „Italienisches Wanderbuch" — sich kundgibt: so erzählt der Verfasser seine reichen Erlebnisse und Erfahrungen und weiß durch seine kleinen Bilder fast überall zu fesseln. Möchten wir nun auch diesen liebenswürdig soldatischen Charakter seiner Darstellungsweise als seiner gesammten Individualität entsprechend nicht missen — der Verfasser würde dann zuverlässig geschraubt und unnatürlich werden —, so können wir doch andererseits nicht umhin ihn vor der Gefahr der Vielschreiberei zu warnen (ist doch, während wir diese beiden Werke anzeigen, schon wieder ein neues aus seiner Feder: „Aus dem Süden", ans Licht getreten!), die aus dem Beifall des Publicums, aus den entgegenkommenden Anerbietungen der Verleger erwächst. Das Horazische Nonum prematur in annum ist zwar längst in unserer schnell lebenden, schnell vergessenden Zeit antiquirt; das rasche und sichere Ergreifen des Moments auch bei literarischen Erschei-

nungen von leichterm Gewicht ist an seine Stelle getreten, denn das verhängnißvolle Trop tard! steht gespenstisch drohend dem Säumigen gegenüber. Aber die goldene Mittelstraße wird doch auch hier von jedem Schriftsteller festzuhalten sein, der etwas auf sich hält und nicht lediglich um des Honorars oder der lieben Eitelkeit willen die Bogen füllt. Jene Vielschreiberei verführt gar leicht zum Beiseitesetzen aller Selbstkritik, zur Aufnahme von wirklich Unbedeutendem, zur Nachlässigkeit in der Auswahl wie in der Darstellung und deren äußerm Gewande selbst, dem Stil. Dazu gibt Nr. 1 vorzugsweise in den Bildern aus Afrika schon wiederholte Belege, während die aus Schleswig-Holstein, welche die zweite kleinere Hälfte des Bandes füllen — beiläufig glauben wir einzelnen dieser Skizzen schon früher in Zeitschriften begegnet zu sein — in dieser Rücksicht bedeutend höher stehen und Nr. 2, obwol in ihm der derbsoldatische Ton in der gesammten Darstellungsmanier scharf charakteristisch individualisirend noch mehr vorherrscht, diesen Vorwurf nirgend rechtfertigen würde.

Nr. 2 trägt auch äußerlich insofern einen andern Charakter, als es nicht wie Nr. 1 einzelne, wenn man so will, anekdotische Bilder und Schilderungen bietet, sondern die zusammenhängende Darstellung des Lebens und der Thaten des alten Husarenwachtmeisters Erdmann aus den Kriegsjahren von 1803—9, wo dieser Prototyp des echtpreußischen Soldaten dem Blücher'schen Corps bis zur lübecker Capitulation und dann dem Schill'schen Freicorps bis zum Tode dieses braven Führers angehörte. Daß dieses biographische Bruchstück in Kriegsscenen aus dem jüngsten Kampfe der deutschen Bundestruppen in Jütland bis zum Rückmarsch derselben in die Heimat gleichsam eingerahmt ist, erhöht die Lebendigkeit und das Interesse an der Darstellung in bedeutendem Grade, und durch das Ganze weht ein so echt patriotisch-militairischer Geist, dessen specifisches Preußenthum übrigens nirgend verletzend auf die Spitze getrieben ist, daß es neben der Unterhaltung nicht ohne sittliche Erhebung gelesen werden wird. Die Darstellung ist einfach und volksthümlich, voll Naivetät und Gemüth, und wir stehen nicht an das Werkchen als ein echtes und werthvolles Volksbuch zu bezeichnen, das namentlich auch als anregende und erhebende Lecture für soldatische Kreise warm empfohlen zu werden verdient.

Auch Nr. 3 behandelt eine Episode aus dem dänisch-deutschen Kriege, und zwar die Erlebnisse eines sächsischen Offiziers aus der inhaltsschweren Zeit vom 3. April bis 10. Juli 1849; lose Tagebuchsblätter in Briefform, aber voll äußerst lebendiger Schilderung, die überall von der vielseitigen Bildung des Verfassers, selbst in dem, man darf sagen eleganten Stile Zeugniß ablegt, der auch in den vielen bisweilen weitausgedehnten militairwissenschaftlichen Excursen sich nirgend verleugnet und selbst diesen auch für den Laien ein wirkliches Interesse verleiht, während Stoff und Behandlung desselben den tüchtigen, denkenden Generalstabsoffizier von gründlicher Kenntniß, weitumfassendem Blick, praktischer und theoretischer Fach- und allgemeiner Bildung und wahrhaft hochherziger, edler Gesinnung bekunden. Laie in Kriegskunst und Kriegswissenschaft, wäre es mehr als Anmaßung, wollten wir über jene theoretisch-praktischen Excurse uns irgend ein Urtheil erlauben; allein wir dürfen sagen daß sie uns von Männern von Fach zum großen Theil als jedenfalls sehr beachtenswerth gerühmt worden sind. Namentlich gilt dies von den Aufsätzen über Rekrutenausbildung, Geist und Disciplin der Truppen, über die strategische Einheit (Bataillon, Schwadron, Batterie), deren Aufstellung, Formirung u. s. w., über Feldkocheinrichtungen, Bewaffnung, Bekleidung, über allgemeine Wehrpflicht (der Verfasser ist entschieden gegen das Stellvertretungssystem), über die deutsche Flotte, nicht minder die weiter ausgeführten Gedanken über eine vollkommen einheitliche militairische Organisation des gesammten deutschen Vaterlandes, mit der Entwickelung der daraus nach der geographischen Lage sich ergebenden acht Kriegstheater und 14 Militairdivisionen und deren planmäßiger Verwendung bei einem Angriffe von außen auf das Deutsche Reich. Sie alle sind vorzugsweise den militairischen Lesern angelegentlich zu empfehlen, wenn auch, wie der Verfasser selbst sich bescheidet, gegen Einzelheiten so Manches sich einwenden läßt, werden aber auch für Nichtmilitairs von Interesse sein, soweit diese sich für die geachtete Stellung des deutschen Gesammtvaterlandes, die doch zu einem immerhin nicht geringen Theile auf der Wehrkraft beruht, auch nach außen hin warm interessiren, mögen ihnen auch die Schilderungen der Marsch-, Lager- und Gefechtscenen noch eine größere Unterhaltung gewähren, die ohne Ausnahme mit großer Lebendigkeit und aus dem frischen Eindruck des Moments heraus, dabei mit männlichem Ernst und in edler Sprache geschrieben sind. Wir können das Buch als ein sehr werthvolles nicht angelegentlich genug der Beachtung empfehlen.

Ganz anders steht es mit Nr. 4, und man würde sehr irren, wollte man sich durch den etwas speculativen Haupttitel „Acht Jahre in Dänemark" zu der Annahme verleiten lassen, als werde man hier eine Schilderung des genannten Landes und Volks oder doch seiner militairischen Einrichtungen — denn das Buch umfaßt auch wieder ein Stück Soldatenleben — aus der Gegenwart finden. Jene acht Jahre sind aus dem vorigen Jahrhundert, 1783—91, während welcher Zeit der längst verstorbene Verfasser sich als geworbener Soldat in dänischen Militairdiensten befand. Ueber den damaligen Werberunfug, die mannichfachen Plackereien und Schindereien des Soldaten durch seine Vorgesetzten u. dgl. m. gibt die Schrift mancherlei Aufschlüsse, die übrigens nur dadurch einiges Interesse erregen können daß sie mit speciellem Bezug auf eine bestimmte Persönlichkeit erzählt werden und unverkennbar das Siegel der Wahrheit und des Selbsterlebten an der Stirn tragen. Der Verfasser verhehlt auch seine Sünden und Thorheiten nicht und berichtet mit großer Umständlichkeit und Breite auch die geringfügigsten Umstände, ist auch mit ziemlich flachen, trivialen moralischen Nutzanwendungen nicht eben sparsam. „Für Verwandte und Freunde die sich seiner auch nach dem Tode noch gern erinnern", so lautet der Titelzusatz vollständig, mag das allerdings von Interesse sein, und der Verfasser hat das Ganze sicher in bester Absicht niedergeschrieben. Aber ob das größere Publicum irgend ein Interesse daran nehmen kann, möchten wir bezweifeln — an ganz gewöhnlichem Leihbibliothekenfutter ist doch auch in gegenwärtiger Zeit (Gott sei's geklagt!) kein Mangel —, und eine Bereicherung der Literatur, selbst nicht der neuerdings so gewaltig überflutenden Memoirenliteratur in ihrer vielfachen Hohlheit und Nichtigkeit, ist die Schrift keineswegs. Trotz aller Wohlgemeintheit dünkt uns, die Welt hätte Nichts verloren, wäre sie ungedruckt geblieben. 1.

Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester Klothilde Nostiz und Jänckendorf. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 1 Thlr.

„Die lyrische Poesie ist die Poesie der Individualität." Dieser Satz ist schon wahr, der lyrische Dichter gibt eben ganz sein Ich, seine subjectiven Anschauungen und Empfindungen, aber eben deswegen wird nur der Lyriker eine Stätte in dem Herzen seiner Leser finden, der in seiner Individualität das Reinmenschliche darstellt, dessen Empfindungen harmonisch in uns wiederklingen, in dessen Anschauungen wir unsere eigenen geläutert und verklärt wiedererkennen. Das Geniale und Absonderliche, Gedanken und Gefühle die kein Mensch mit dem Dichter theilt, können wol den Verstand interessiren, aber sie sprechen nicht vertraut das Gemüth an und werden nicht heimisch in uns. Aber wo wir in einem Dichter das Reinmenschliche finden, schön und wahr gedacht und schön und wahr empfunden, da fühlen wir uns gefesselt und wir lernen ihn in seinen Gedichten lieben, und so ist es ein gutes Zeichen, wenn Dichtungen den Gedanken in uns wecken: Den Dichter möchtest

du kennen, der muß ein liebenswerther Mensch sein. Und diesen Gedanken weckt das kleine Buch, welches uns Anlaß zu diesen kurzen Betrachtungen gibt. Arthur von Nordstern's Tochter ist es, aus deren Nachlaß uns von Bruderhand ein Strauß schlichter, lieblicher Blüten geboten wird. Es sind Dichtungen die nicht Anspruch darauf machen bedeutend zu sein, in denen aber so viel Tiefe der Empfindung, so viel religiöse Innigkeit, so viel Erhebung des Herzens und so erhabene Lebensanschauung, so viele Menschenliebe, kurz alle die schönsten Empfindungen einer schönen Seele wiederklingen, daß wir der todten Dichterin im Geiste warm die Hand drücken und sie noch im Grabe lieben lernen. Wie viele Prüfungen müssen ein Menschenherz betroffen haben, ehe es sich über das Irdische hinweghebt zu dieser glaubensinnigen Hingebung an Gott, der man es an jedem Laute anmerkt wie wahr, wie stark sie im Innern wurzelt. Wir kannten die Dichterin nicht, aber es ist als trete uns ihr ganzes Wesen entgegen in dem von Reissiger in Musik gesetzten Lied „Das stille Herz", welches hier einen Platz finden mag:

Das stille Herz.

(1829.)

Ihr strebet nach des Glückes Sonnenglut
Und schaut mit heißem Sehnen himmelwärts,
Doch eh' ihr bittet um ein ander Gut,
Erfleht vorallem euch „ein stilles Herz!"

Ein stilles Herz blickt freundlich in die Welt,
Es fodert Nichts, nennt seine Wünsche kaum;
Doch während es ein leiser Seufzer schwellt,
Naht oft Erfüllung lächelnd seinem Traum.

Ein stilles Herz, trifft es des Kummers Qual,
Wird nicht von ihm vergiftet und verzehrt.
Des Schmerzes Pfeil ist ihm ein Feuerstrahl,
Der es zugleich verwundet und verklärt.

Ein stilles Herz hat einen reichen Schatz;
Zwar scheint es wol dem Ehrgeiz eng und klein,
Doch wird in seinem heitern Himmel Platz
Zur Liebe für die ganze Menschheit sein.

Ein stilles Herz, wenn ihm der Engel winkt,
Verstummt wie eine sanfte Melodie,
Es schwebt der Geist, indeß die Hülle sinkt,
Hinauf zu Ihm, der ihn der Erde lieh!

Der Wunsch ging ihr gewiß vom Herzen, wenn die Dichterin anderswo sagt:

Könnt' ich überm Erdenleben
Liebereich und engelrein,
Schutzgeist meiner Freunde, schweben:
O wie selig müßt' ich sein!

Wie schön spricht sich die Richtung vom Vergänglichen auf das Ewige in folgenden beiden Gedichten aus:

Schließe deine Augen zu.

(1832.)

Schließe deine Augen zu!
Wenn die Seele, bang verzagend,
Zwischen Furcht und Hoffnung schwebt,
Und das Herz, bekümmert schlagend,
Angstvoll dir im Busen bebt,
Suche Trost in Gottes Ruh' —
Schließe deine Augen zu.

Schweige still und frage nicht!
Wenn der Freude hell erglühte
Flamm' im Dunkel untergeht,
Wenn die reinste Himmelsblüte
Zarter Lust ein Sturm verweht,
Wenn dein Herz in Wehmuth bricht —
Schweige still und frage nicht!
Blicke hell zum Himmel auf!
Wenn du ganz dich hast ergeben
Dem, der deine Thränen zählt,
Und zur Richtschnur für dein Leben
Seinen Willen nur gewählt,
Dann beginne kühn den Lauf —
Blicke hell zum Himmel auf.

Betrachtung.

(18[illegible].)

Wie wunderbar, wenn ich mir sage,
Daß Einer ist, der Alles schaut,
Dem meiner Brust geheimste Klage,
Nur was sein Auge sah, vertraut.

Der jedem Räthsel, das hienieden
Mein Geist zu lösen sich vermißt,
Die wahre Deutung dort beschieden,
Dort, wo allein die Wahrheit ist.

Erkenn' es doch, du unruhvolle
Bewegte Seele, fühl's aufs neu',
Daß Nacht bedeckt die Erdenscholle,
Damit im Himmel Klarheit sei.

Ihr kleinen ängstlichen Gedanken,
Was müht ihr euch doch fort und fort —
Und sucht mit euerm irren Schwanken
Vergeblich nach dem sichern Port.

Wirf in den Hafen deiner Sorgen
Den Rettungsanker „Demuth" ein,
Dann wird dein schwankend Schiff geborgen
Vor Sturm und Ungewitter sein.

Componisten werden in diesem kleinen Büchlein Manches finden was ihre Mühe wohl belohnen würde; so z. B. „Morgenlied" „Lied im Herbste", die Lieder: „Stille Wehmuth schleichet leise" und „Wenn ich dir stille Grüße schicke", „Des Schiffermädchens Abend" und mehre andere.

Die Form ist immer tadellos, bisweilen meisterhaft, wie z. B. in folgenden Strophen:

Beim Anblick einer Winterlandschaft.

(1827.)

Wie scheinest du so still und abgeschieden,
So streng verhüllt die freundliche Gestalt,
Natur! Du ruhest schweigend, wie der Frieden,
Doch deine Züge sind so ernst und kalt!
Wer ahnet wol, daß unter diesem Schleier
Die holde Pracht des Lenzes keimt und lebt,
Die du nur furchtsam birgst, daß sie nicht freier,
Zu früh der Außenwelt entgegenstrebt.

O! kehren nur die warmen Lüftchen wieder
Und treten dir mit leisem Flüstern nah,
Dann sinket schnell der dichte Schleier nieder
Und lächelnd, blühend, leuchtend stehst du da!
Wie manche Menschen mögen so dir gleichen!
In eisigstarren Ernst tief eingehüllt,
Verschleiern sie den Frühlingsschmuck, den reichen,
Der ihrer Seele stille Tiefen füllt.

Wie oft wol mögen wir sie fühllos nennen,
Indeß verborgen die Empfindung glüht,
Die, scheuer noch indem wir sie erkennen,
Ins dunkle Heiligthum des Innern flieht.
O! glücklich, wer mit mildem Geisteswehen
Auflösen mag in Thau das starre Eis!
Wer solch verborg'nes Leben zu verstehen
Und seine Blüten zu entfalten weiß.

Die Kinderlieder im Anhang sind recht artig, zeigen aber doch auch daß man Kinderlieder nicht dichten kann; sie müssen selbst wachsen wie das echte Märchen und das echte Volkslied. Wir würden auch ohne diesen Anhang das Büchlein seiner wirklichen Vorzüge ebenso wol als seines guten Zwecks wegen — es ist zum Besten des neubegründeten ländlichen Armenkindererziehungshauses zu Oppach herausgegeben worden — herzlich willkommen heißen. 54.

Verfall und Untergang der Hansa und des Deutschen Ordens in den Ostseeländern, von Kurd von Schlözer. Berlin, Hertz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser hatte vor zwei Jahren eine Arbeit veröffentlicht, welche die Geschichte der Hansa und des Deutschen Ritterordens in den Ostseeländern bis zu Ende des 14. Jahrhunderts umfaßte; er legt uns jetzt die Fortsetzung derselben vor, welche eine Darlegung des allmäligen Untergangs dieser beiden rein germanischen Institute enthält. Die Art der Darstellung dieses jungen Historikers ist seit seinem „Choiseul" bekannt genug und sich auch immer gleich geblieben; wir glauben sie nicht mehr rühmen zu können als etwa mit dem Urtheil darüber: sie liest sich leicht und stets mit erhöhtem Interesse und macht auf den Leser den Eindruck, als sei es gar keine Kunst in dieser Art Geschichte zu schreiben, während ein genaueres Studium sogleich die Ueberzeugung gibt daß mit glücklicher Vermeidung des steifen Gelehrtenstils der Gründlichkeit nicht im geringsten Eintrag geschehen ist.

Wenn man sich daran erinnert daß die in Deutschland wurzelnde Hansa mehr für die Führung ganz Europas zur Cultur im Mittelalter gethan hat als irgend ein anderes Institut, während wieder ganz besonders der Deutsche Ritterorden den asiatisch-slawischen Osten dem eigentlichen civilisirten Westen näher brachte, so kann man sich eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, wenn man das klägliche Ende beider ruhmreichen Verbindungen bedenkt, um so mehr, wenn die Geschichte ewig wieder darauf hinweist daß wie immer, so auch hier Uneinigkeit, Mangel an wahrem Gemeinsinn und der kleinlichste Particularegoismus der germanischen Stämme ihnen die wahre Superiorität über unsern Welttheil aus den Händen wand.

Der Deutsche Orden mit seiner reinmilitairischen Verfassung konnte sich nur halten durch gewisse Tugenden: Subordination unter die Befehle des Meisters, durch eine gewisse Begeisterung welche im religiösen Gefühl ihre Wurzel hatte, und endlich durch Aufopferungsfähigkeit und Hingebung des Einzelnen für Zwecke und Erfolge des Ganzen. Aber nach und nach begann allenthalben ein beklagenswerther Egoismus zu herrschen. Solange der Orden im Glücke war, ward man weniger hiervon gewahr, aber nach der unglücklichen, im Jahre 1410 gegen Jagello von Polen verlorenen großen Schlacht bei Tannenberg stellten sich klarer alle Gebrechen heraus. Nicht mehr wie früher trieb die Begeisterung die Ritter unter die Fahnen des Großmeisters; nur materielle Versprechungen zogen sie mit ganz gewöhnlichen Söldnern dahin. Wie es immer zu gehen pflegt, so ward das Unglück Einzelnen Schuld gegeben, Machinationen gegen diese begannen unter dem Vorwande des Rechts, im Grunde aber nur, damit die Unruhigen sich selbst an die Stelle der Zurückzudrängenden setzten. Einzelne Provinzen fielen ab; Verschwörungen gegen die Großmeister schufen im militairischen Verbande das vernichtende Factionenwesen, und schon 1466 war die deutsche Rittercolonie nicht anders zu halten, als daß sie sich zum polnischen Vasallenstaat erklärte. Auf ähnliche Art ging Livland an Rußland verloren. Lange hatte hier der Orden mit dem eigentlichen Klerus einen verderblichen Superioritätsstreit geführt, der den Gemeinsinn untergrub und endlich sogar zum offenen Kriege zwischen dem Orden und dem Erzbischof von Riga führte. Diese Unruhen benutzte Zar Iwan III. so zu seinen Gunsten daß er thätig gegen Livland auftrat. Zwar gestand er nochmals 1483 dem Orden einen 20jährigen Waffenstillstand zu, aber die Bahn auf der Rußland nur vorzuschreiten brauchte, war vorgezeichnet und geebnet. Ein neuer kräftiger Meister, Walter von Plettenberg, hielt den Orden nur eine zeitlang, besiegte die Russen am 27. August 1501 bei Mahelm mit Hülfe des Feuergewehrs und durch die angebliche Anwendung von Kettenkugeln. Aber die Zähigkeit der Russen bei Verfolgung ihrer Plane zeigte sich auch schon hier. Noch vor Ablauf des Jahres fielen sie mit einem neuen Heere in Livland ein und lieferten den Deutschen eine unentschiedene Schlacht, die dann ihrerseits 1502 nochmals einen großen Sieg am See Smolin erfochten. Aber ihre Mannschaft war aufgerieben durch Schlachten und Krankheiten; verlassen vom übrigen Deutschland gestanden ihnen die Russen nur erträgliche Friedensbedingungen zu — wol die schlechteste Garantie bei diesem slawischen Stamme. Sowie daher später für Iwan IV. die glückliche Stunde des neuen Angriffs erschien, begann er ihn. Der Hochmeister Kettler, dessen Hülferuf unerhört blieb vom übrigen Deutschland und von den Rußland feindlichen skandinavischen Reichen, wollte nicht russisch werden, und so ward er polnisch, nachdem er den Orden aufgelöst und das Herzogthum Kurland als erbliches Lehn dafür empfangen.

Zur selben Zeit sank die Hansa in den Ostseeländern. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts herrschte in Skandinavien die Königin Margarethe, die nordische Semiramis genannt. Sie hatte sich, zum Theil durch Hülfe der Hansa, zunächst zur Herrscherin von Dänemark und Norwegen aufgeworfen. Jetzt dachte sie auch Schweden ihrem Reiche zuzulegen, allein sie vermochte es nicht ohne offenen Krieg gegen die damaligen Herrscher dieses Landes aus mecklenburgischem Stamm, denen dann umgekehrt die Hanseaten wieder gegen Margarethe zu Hülfe eilten. Es ist bekannt wie die große Frau in der Kalmarischen Union (Juni 1397) ihre Politik durchsetzte und eine genaue Vereinigung der drei nordischen Reiche gründete. Jetzt gab es unter den Hanseaten ewige Uneinigkeiten darüber welche Partei sie zu ergreifen hätten, ob für oder gegen Margarethe. Ewige kleine Aufstände und Rathsvertreibungen waren die Folge davon; mit jeder Partei die ans Ruder gelangte änderte sich die Politik, und bei deren Schwanken gewannen die Feinde stets mehr Boden und ein Vortheil ging nach dem andern verloren. So war es in Lübeck, der Principalstadt des Bundes, und ebenso in allen andern bedeutenden. Zuerst war Lübeck für Margarethe und ihren Nachfolger Erich; als es sich aber bei den Feindseligkeiten Holsteins und Schleswigs gegen Dänemark mehr auf Seite der erstern neigte, entbrannte mehr als je der Kampf der nordischen Mächte gegen die Travestadt.

Ebenso drang von Osten und Westen her das Verderben auf die Hansa ein. Rußland ward ein eigener Staat und Holland und England legten den Grund ihrer künftigen Größe. London, Brügge und Nowgorod, diese Hauptquartiere an den äußersten Grenzen des Hansagebiets, gingen der Verbindung verloren, und von da schritt das Verderben auf immer kleiner werdendem Gebiete stets weiter nach dem Mittelpunkt. Wir verfolgen dessen Gang von Osten her. Der Hering, der so glänzenden Gewinn gewährt, verließ plötzlich die Ostsee und wandte sich nach der Nordsee, und seit 1416 sind die Holländer durch dessen Fang reich geworden. Obgleich das alte Lübeck bei Gelangung des Hauses Oldenburg auf den dänischen Thron noch die Principalstadt der Hansa war, 80,000 Einwohner zählte, 50 andern Städten ihr Recht gegeben und sich rühmte, drei Könige ein- und absetzen zu können, so war doch der große Bund längst gelockert, keine Einigkeit vorhanden und eine große Zahl von Städten — besonders im Westen — abgefallen. Eigentlich war es nur noch der wendische Verein mit den Städten Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Greifswald und Stralsund, der die wahre Macht der Hansa repräsentirte.

Nowgorod hatte, nachdem es sich von derselben losgesagt, ein eigenes Gemeinwesen gebildet. Aber Iwan III. warf dies in zwei Feldzügen von 1471 und 1478 über den Haufen und schlug die Stadt, verbunden mit den abhängigen Gebieten von Pleskow und Poloczk, vollkommen zu Rußland. Noch wurden die deutschen Handelsleute geduldet; als man aber 1494 zur Wiedervergeltung eines Attentats gegen einen Russen zu Reval 49 der angesehensten Kaufleute in Nowgorod verhaftete und ihnen für 960,000 Mark Waaren confiscirte, war dies ein Schlag, von dem sich der deutsche Handel im Osten nie wieder erholte. Kleine Zugeständnisse von Iwan IV. aus den Jahren 1505 und 1514 zeigten dies klar. Fortan konnten nur Riga, Reval und Dorpat einen gegen frühere Zeiten kümmerlichen Verkehr mit Rußland besorgen, und 1570 schon war in Nowgorod von den großartigen Anlagen des alten hanseatischen Handelshofs St.-Peter auch nicht eine Spur mehr aufzufinden. 75.

Zur Biographie des Kopernicus.

Mit den Bestrebungen des Kopernicus-Vereins in Thorn, dem großen Manne in seiner Vaterstadt ein würdiges Denkmal zu errichten, hängt der Plan einer quellenmäßigen Bearbeitung von dessen Leben sehr nahe zusammen. Gewiß ist die Ausführung dieses Plans eine sehr wünschenswerthe und verdienstliche Arbeit, aber auf der andern Seite auch eine höchst schwierige, da die mindestens bis jetzt bekannten Quellen über das Leben des Kopernicus nur sehr spärlich fließen und aus ihnen nur ein sehr kärglicher Gewinn zu erwarten steht. Dr. L. Prowe in Thorn, der mit der Ausführung des Plans beschäftigt ist, und selbst in dessen Interesse im vergangenen Jahre mit Unterstützung der preußischen Regierung eine Reise nach Schweden zur Durchforschung der dortigen Archive und Bibliotheken nach Nachrichten von und über Kopernicus unternommen hat, wird darüber zu urtheilen wol am besten im Stande sein.*)

Ein volles Jahrhundert war nach dem Tode des Kopernicus (1543) verflossen, ehe man es unternahm die zerstreuten Nachrichten über sein Leben zusammenzusuchen und zu veröffentlichen. Im Jahre 1654 erschien die erste Biographie; Kepler's und Galilei's Freund, Gassendi, hatte als Anhang zu der Lebensbeschreibung von Tycho de Brahe die von dessen großem Vorgänger hinzugefügt. Allein die weite Entfernung von dem Lande, in welchem Kopernicus gelebt und der lange Zeitraum der ihn von diesem Manne trennt, hatten Gassendi nicht nur abgehalten bis zu den eigentlichen Quellen hinauf- und zurückzugehen, sondern waren auch überhaupt Ursache ernstlichen Bedenkens gewesen, ob er sich einer solchen Arbeit unterziehen sollte; und wenn er trotz dieses Bedenkens doch Dasjenige zusammengestellt hätte, was ihm bei seinen vielseitigen Studien gelegentlich über das Leben des Kopernicus bekannt geworden war, so hatte er nur den dringenden Bitten seines Freundes Capellanus nachgegeben. Gassendi's Arbeit ist nun zwar eine sehr verdienstliche und, wie dies bei des Mannes Gelehrsamkeit auch nicht anders erwartet werden kann, eine in vieler Beziehung gelungene, aber aus dem oben angegebenen Grunde auch in manchen Stücken durchaus unzulängliche und mangelhafte, sodaß sie ebenso wie die Arbeiten seiner Nachfolger, die ihre Nachrichten über das Leben des großen Astronomen lediglich aus der Gassendi'schen Schrift geschöpft haben, gerade über mehre wichtige Lebensverhältnisse des Kopernicus keine Auskunft zu geben im Stande sind. Man hat bisher immer ein Quellenstudium gescheut, weil die Materialien allerdings sehr zerstreut und an verschiedenen Orten zusammenzusuchen sind und überdies sich nur sehr spärlich erhalten haben.

*) Mittheilungen aus schwedischen Archiven und Bibliotheken. Bericht an Se. Excellenz den Herrn Minister von Raumer. Von L. Prowe. Mit zwei lithographirten Blättern. Berlin, Decker. 1853. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

In den Archiven von des Kopernicus Vaterlande finden sich über ihn blos höchst dürftige Notizen. Bei dem frauenburger Domstifte, dem Kopernicus länger als 40 Jahre angehört hatte, ist von seiner eigenen Hand Nichts weiter als eine einfache Unterschrift unter den „Articuli jurati" des Bischofs Johannes Danticus von 1537 anzutreffen. Von dem ausgedehnten Briefwechsel in welchem der große Mann mit seinen gelehrten Freunden gestanden, hat sich dort ebenso wenig etwas auffinden lassen als von seinen anderweiten wissenschaftlichen Manuscripten; und das Einzige was von Kopernicus aus dem frauenburger Domstifte noch zu entdecken seither möglich gewesen war, sind drei Briefe desselben an das frauenburger Capitel, einen Ungenannten und den Herzog Albrecht von Brandenburg, sowie das Concept eines Gutachtens, welches er als Abgeordneter seines Capitels dem zu Graudenz 1522 versammelten preußischen Landtage über Verbesserung der Münze eingereicht hatte. Die preußische Regierung hat diese Papiere unter mehren andern in früherer Zeit aus Preußen weggeführten Archivalien 1798 aus Schweden wieder zurück erhalten. Außerdem sind nur noch drei Briefe des Kopernicus an den bereits genannten Bischof Danticus bekannt gewesen, zwei davon freilich blos in der polnischen Uebersetzung von Niemcewicz. Die Originale befanden sich früher im Sibyllentempel zu Pulawy; ob sie noch erhalten sind ist unbekannt. Den dritten Brief, von dem ein Facsimile in Crelle's „Journal der Mathematik" mitgetheilt ist, besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin. Eine neue Fundgrube von Documenten von und über Kopernicus schien sich allerdings im Auslande, in Schweden, eröffnen zu wollen. In den zwischen Schweden und Polen im 17. Jahrhundert geführten Kriegen, durch welche besonders Ermeland hart heimgesucht wurde, waren aus Preußen mehre Bibliotheken und Archive von den siegreichen Schweden neben der übrigen Kriegsbeute in ihr Vaterland abgeführt worden, darunter auch die für die damalige Zeit sehr umfängliche und wichtige Bibliothek des braunsberger Jesuitencollegiums, die nach und nach die meisten Bücher der einzelnen ermeländischen Bibliotheken und vermuthlich auch einen Theil des literarischen Nachlasses des Kopernicus in sich aufgenommen hatte. Allein diese neue Fundgrube in Schweden hat eine wider Erwarten nur sehr geringe Ausbeute gewährt. Die aus Preußen weggeführten Bibliotheken und Archive scheinen weder bei ihrer Abführung nach Schweden noch seit ihrem Aufenthalt auf schwedischem Boden von sonderlichem Glücke begünstigt gewesen zu sein, da nicht nur bei dem Transporte selbst Vieles davon verloren gegangen sein soll, sondern auch von Dem was die schwedische Küste unversehrt erreicht hatte nicht Weniges später verschwunden und vielleicht ganz untergegangen ist. Der Umstand daß Vieles von der aus Preußen weggeführten literarischen Beute nicht in den Besitz des Staats gekommen, sondern wie die übrige Kriegsbeute in den Händen einzelner Generale geblieben war, mag wesentlich zu ihrer Zerstreuung und ihrem theilweisen Untergange beigetragen haben. Mindestens hat Dr. Prowe bei seiner Durchforschung schwedischer Archive und Bibliotheken nicht nur von der preußischen literarischen Kriegsbeute überhaupt, sondern und namentlich auch von den auf Kopernicus bezüglichen Schriften nur sehr unerhebliche Spuren aufgefunden.

Im stockholmer Reichsarchive, welches zwar sehr viele ermeländische Documente, besonders auch aus der Zeit des Kopernicus, besitzt, findet sich doch Nichts von des Kopernicus Hand, Nichts was auf dessen Leben Bezug hat, ein einziges Stück ausgenommen, das von ihm verfaßte Concept einer Klage des ermeländischen Capitels gegen den Hochmeister Albrecht von Brandenburg. Einen verhältnißmäßig sehr reichen Fund hat Dr. Prowe nur in der Universitätsbibliothek zu Upsala gethan. Diese besitzt außer einem danziger Briefe eines Ungenannten, in welchem des Kopernicus Name erwähnt wird, zwei eigenhändige Schreiben desselben, das eine an den Bischof Moritz Ferber, das andere an den Bischof Johannes Danticus, sowie acht Bücher, die nach des Kopernicus eigenhändiger darin befind-

licher Namenszeichnung oder nach andern Zeugnissen zu schließen einst dem großen Manne angehört haben. Leider ist freilich die Erwartung daß sich in diesen Büchern vielleicht Andeutungen über die Lebensverhältnisse des Kopernicus auffinden lassen nicht in Erfüllung gegangen; denn wenn sie auch mehre Noten von der Hand ihres frühern Besitzers aufweisen können, so sind diese doch nur wissenschaftlichen Inhalts. Sonst hat Dr. Prowe in Schweden in Bezug auf Kopernicus Nichts weiter entdecken können. 2.

Notizen.

Nordamerikanische Literatur.

Unter den neuesten nordamerikanischen Literaturerscheinungen sind folgende zu nennen: der siebente Band von John Adams' „Life and works"; der vierte und fünfte Band von George Bancroft's „History of the United States"; Bryant's „Selections from American poets"; George Curtis' „Nile notes"; T. Dwight's „Theology, explained and defended" (mit der Biographie und dem Bildniß des Verfassers); Everett's „Orations and speeches" (2 Bde.); Ch. A. Goodrich's „Select British eloquence; embracing the best speeches, entire of the most eminent orators of Great-Britain for the last two centuries, with sketches of their lives"; Sarah Josepha Hale's „Woman's record, or sketches of all distinguished women, from the beginning till the present time, with selections from the female writers of every age" (mit 230 Portraits); N. Hawthorne's „Life of General Pierce" (mit Pierce's Portrait); B. J. Lossing's „Pictorial field-book of the revolution, or illustrations, by pen and pencil, of the history, scenery, biography, relics and traditions of the war of independence" (zwei Bände mit prachtvollen Illustrationen); D. D. Owen's „Geological survey of Wisconsin, Jowa and Minnesota, and incidentally of a portion of Niebraska territory; made under instructions from the United States treasury department" (mit Planen und Karten); J. G. Shea's „Discovery and exploration of Mississippi valley, with the original narratives of Marquette, Allouez, Membré, Hennepin and Anastase Douay"; H. Stansbury's „An expedition to the valley of the Great Salt Lake of Utah, including a description of its geography, natural history and mineral, and an analysis of his waters; with an authentic account of the Mormon settlement" (mit zahlreichen Illustrationen); H. P. Rappan's „A step from the New world to the Old and back again; with thoughts on the good and evil in both" (2 Bde.); W. M. Gouge's „Fiscal history of Texas from 1834 to 1851/52"; S. Hamilton's „History of the national flag of the United States of America"; G. W. Kendall's „War between the United States and Mexico" (mit Illustrationen von Nebel, die Schlachten dieses Kriegs darstellend); B. Mayer's, frühern Secretairs bei der Gesandtschaft in Mexico, „Mexico; a historical, geographical, political, statistical and social account of that country from the period of the invasion by the Spaniards to the present time" (mit zahlreichen Illustrationen). Für die nächste Zeit waren angekündigt: eine neue Lebensbeschreibung Napoleon Bonaparte's, mit Illustrationen, von J. S. C. Abbot; eine vollständige Geschichte der weißen Sklaverei in Algier bis zu deren gewaltsamer Ausrottung durch die Engländer, mit 40 Illustrationen, von Billings, und der dritte Band von dem großen Werke Schoolcraft's über die nordamerikanischen Indianer.

Von B. D'Israeli's Werken erscheint eine sogenannte Volksausgabe, von welcher jeder einzelne Band auch für sich ausgegeben wird. Der erste Band umfaßt die „Venetia, a romance". Als ein Seitenstück zum „Onkel Tom" wird angekündigt: „The Russian Uncle Tom; or Ignatius, the Russian slave", von Iwan Golowin, Verfasser des „Russian sketch-book".

Gegen Collier's neuesten Shakspearetext erschien bei William Pickering: „The text of Shakspeare vindicated from the interpolations and corruptions advocated by *John Payne Collier* in his «Notes and emendations» by *Samuel Weller Singer*." Von derselben Hand wird vorbereitet: „The dramatic works of William Shakspeare. The text completely revised, with notes and various readings." Ferner wird von J. O. Halliwell, der früher mehre Schriften antiquarischen Inhalts und „The early history of freemasonry in England" herausgab, ein „Folio edition of Shakspeare" angekündigt. Hieran fügen wir, da Schriften solcher reinkritischen Art, wie sie in Deutschland übermäßig häufig sind, in England vergleichungsweise zu den Seltenheiten gehören, die Anzeige folgender Schrift: „Thomas Carlyle: A critical essay on his writings. 1) Style; 2) Teaching; 3) Tendency." 71.

Bibliographie.

Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Documente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes (A. v. Knigge). [Wiederaufgefundene Ergänzungen zur Würdigung vergangener Zeiten und Personen.] Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Crescentia; ein niderrheinisches gedicht aus dem 12. jarhundert, herausgegeben von O. Schade. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr.

Ebeling, F. W., Der Schalksknecht. Eine Berliner Stadtgeschichte. Zwei Theile. Leipzig, Merseburger. 8. 1 Thlr.

Galen, P., Der Irre von St. James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Hübner, O., Die Banken. Zwei Lieferungen. Leipzig, Hübner. Lex.-8. 3 Thlr.

Lacy, A., Santa Casa. Episode aus Goethe's Jugendzeit. Eine Novelle. Zwei Theile. Mainz, Kunze. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Lewald, Fanny, Wandlungen. Roman. Vier Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Niendorf, Emma, Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Noack, L., Die biblische Theologie. Einleitung in's Alte und Neue Testament und Darstellung des Lehrgehaltes der biblischen Bücher nach ihrer Entstehung und ihrem geschichtlichem Verhältniss. Ein Handbuch zum Selbstunterricht. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 Thlr.

Pichler, A., Gedichte. Innsbruck, Wagner. 16. 1 Thlr.

Thal, Antonie, Novellen. Innsbruck, Witting. 12. 16 Ngr.

Tiedemannn, O., Dunkles Leben. Novellen. Zwei Theile. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen über den Beitritt Mecklenburgs zum deutschen Zollverein. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der gegenwärtige Stand der Finanzen und des Geldumlaufes in Oesterreich. Von einem Unbetheiligten. Leipzig, Arnbruster. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wolff, A., Geschichte der preußischen National-Versammlung. 1ste bis 3te Lieferung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Karl Gutzkow's Schriften.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Bei der außerordentlichen Theilnahme und Anerkennung, die Gutzkow's großartiges Zeitgemälde der Gegenwart in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands gefunden, bedarf es gewiß nur der Hinweisung auf die so rasch nöthiggewordene zweite unveränderte Auflage desselben, um auch Diejenigen zur Lecture der „Ritter vom Geiste" zu veranlassen, die sich bisher diesen Genuß noch nicht verschafften.

Dramatische Werke. Erster bis siebenter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli. — VII. 2. Der Königsleutenant.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen ist soeben erschienen:

Armknecht, Fr.,
Archidiakonus in Klausthal,

Die Haupt- und Neben-Gottesdienste der evangelisch-lutherischen Kirche vom liturgischen Standpunkte betrachtet und mit den erfoderlichen Noten versehen.

Gr. 8. 85 Seiten. Geh. Preis 15 Ngr.

Meyer, Dr. H. A. W.,

Kritisch-exegetischer Commentar über das Neue Testament. Erste Abtheilung erste Hälfte. Auch unter dem Titel: *Kritisch-exegetisches Handbuch über das Evangelium des Matthaeus.*

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Gr. 8. Geh. XII und 499 Seiten. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig sind nachstehende

werthvolle französ. Jugendschriften

durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beaumont (Mad. Leprince de), **Le Magasin des enfants.** Revu et augmenté de nouveaux contes par Mad. Eugénie Foa. Seconde édition. 8. Geh. 24 Ngr.

Comte (Mad. Achille), **Sagesse et bon coeur, ou Science du bien.** Nouvelles morales. 4 parties. 8. Geh. 16 Ngr.

Genlis (Mad. de.), **Les Veillées du chateau** (Contes choisies). 8. Geh. 12 Ngr.

Guizot (Mad.), **Aglaé et Léontine,** ou les Tracasseries; suivi de Hélène, ou le But manqué, et Julie, ou la Morale de Mad. Croque-Mitaine. 16. Geh. 4 Ngr.

Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Mit Anmerkungen zum Rückübersetzen von D. von Steyber. 16. Geh. 4 Ngr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fauna der Vorwelt mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt von Dr. C. G. Giebel.

Erster Band. **Wirbelthiere.** Dieser Band besteht aus drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. Die Säugethiere der Vorwelt. 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt. 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. Die Fische der Vorwelt. 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

Giebel's „Fauna der Vorwelt" ist die umfassendste Darstellung der vorweltlichen Organismen, ein für jeden Paläontologen und Geognosten unentbehrliches Werk, weil es nach competentem Urtheil die „Paleontologie universelle" von d'Orbigny hinsichtlich der Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit weit hinter sich läßt und abgesehen von dem ausführlichen Texte auch den Bronn'schen „Nomenclator" übertrifft.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Mit dem 1. October beginnt ein **neues Abonnement** auf diese Zeitung. Sie erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement betägt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Ngr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr.

Bestellungen, die man **baldigst** zu machen bittet, werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedion der Zeitung angenommen. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im October 1853.

F. A. Brockhaus.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin ist im vorigen Jahre erschienen

***Steinthal*, Dr. *H.*, Die Entwickelung der Schrift.** Nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Nachdem im allgemeinen Theil dieser Abhandluug der Begriff der Schrift erörtert worden, wobei der Verfasser in seiner bekannten Weise an W. von Humboldt anknüpft, werden im andern Theile vom psychologischen Standpunkte aus die verschiedenen Schriftarten als die Entwickelungsstufen des Begriffs der Schrift in folgender Reihenfolge dargestellt werden: die Schriftmalerei der wilden Nordamerikaner und der Mexicaner, die Bilderschrift der Chinesen und Aegypter, welche miteinander verglichen werden. Den übrigen bekanntern Schriftarten, welche leichter erledigt werden konnten, wird in der Entwickelungsreihe, die endlich mit den Runen schliesst, die ihnen gebührende Stelle angewiesen. Das Sendschreiben stellt des Verfassers Verhältniss zu Humboldt dar und bespricht die innere Form und die Classification der Sprachen.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Soeben erschien von diesem Werke das **100. Heft** (Bogen 13—16 des neunten Bandes), enthaltend:

Die deutsche Nationalversammlung. Dritter Abschnitt. Vom frankfurter Septemberaufstande bis zur Auflösung des Rumpfparlaments zu Stuttgart. (Schluß.) — **Der neue deutsche Roman.**

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im October 1853. **F. A. Brockhaus.**

Unterhaltende Belehrungen
zur
Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden das 12.—16. Bändchen und enthalten:

12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner.
13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach.
14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann.
15. **Schiller.** Eine biograph. Schilderung von J. W. Schaefer.
16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld.

Die bereits früher erschienenen elf Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. G. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von R. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand.

Ausführliche **Anzeigen** über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im October 1853.

F. A. Brockhaus.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom See.

Romantisches Gedicht von **Walter Scott**. Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann**. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friederike Friedmann in Königsberg hat sich durch ihre Uebertragung von **Byron's „Korsar"** (1852, gebunden 20 Ngr.) rasch einen so geachteten Namen als Uebersetzerin erworben, daß ihre soeben erschienene treffliche Uebersetzung des lieblichen Gedichts **„Die Jungfrau vom See"** von **Walter Scott** gewiß mit gleicher Theilnahme begrüßt werden wird.

Karl Gutzkow's
Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Diese seit Jahresfrist erscheinende **populäre Wochenschrift**, eine der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands, beginnt mit dem 1. Oct. ein **neues Quartal** und zugleich ihren **zweiten Band.** Der **erste Band**, wovon bereits eine unveränderte **zweite Auflage** nöthig geworden, ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen (geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.). Gutzkow's „Unterhaltungen" sind ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** geworden und werden besonders als anregende, belehrende und unterhaltende **Winterlecture** in jeder Familie willkommen sein. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Unterzeichnungen** auf das **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Leipzig, im October 1853. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 42. —— 15. October 1853.

Inhalt.

Die Pflanzenwelt in neuester wissenschaftlicher und ästhetischer Auffassung.

Zweiter Artikel.*)

Die ästhetische Botanik.

So vielfach sich das Menschengeschlecht in den Individuen gliedert und so vielfach diese Glieder wieder voneinander selbst abweichen, so vielfach sind auch gewiß die Empfindungen welche die umgebende Natur auf die einzelnen Glieder macht. Da ist das Kind was seine Händchen nach Blumen ausstreckt und sie am Dorne verwundet; da ist der Knabe der dem Schmetterling nachläuft, das Vogelnest aufspürt und sich über das Froschconcert im Teiche lustigmacht; da ist das Mädchen was sich die schönsten Blumen von der Wiese oder aus dem Hain holt oder dem Eichbaum die jungen Zweige raubt, um Kränze zu winden; da ist der Jüngling den Liebesglut foltert und der nun nach einem Blümchen sucht, das mit dem Liebchen sprechen und ihr in seinem Namen gestehen soll was er selbst nicht zu sagen wagt, auch wirklich nicht sagen kann; da ist die Braut mit dem Myrtenkranz im Haar; da ist der Hausvater, hinter ihm die Hausmutter mit den Kindern. Der Hausvater hat die ganze Woche im Arbeitszimmer zugebracht; die Hausmutter hat gekocht, gewaschen, gesorgt; und während die Kinder springen und singen, die Mutter vielleicht nachdenkt was am andern Tage zu kochen ist, betrachtet der Hausvater gemüthlich die üppige Saat, wie sie wogt und Wellen schlägt, so täuschend wie der See; er freut sich wie die alte Linde auch dieses Jahr sich mit frischem Laub und neuen Trieben wieder verjüngt hat, und versenkt sich so in seine Betrachtungen daß er alles Andere um sich herum vergißt. Ach, wie beneidet er da den Naturforscher, dessen Profession es mit sich bringt, sich täglich mit der Natur zu befassen, täglich in dem Walde, auf den Bergen, in Feldern und Auen herumzustreifen oder täglich das Himmelszelt zu betrachten, den schönen blauen Himmel mit den Millionen Sternen, die so ruhig, so friedlich die ganze Nacht hindurch glimmen und das wunde Herz nie ohne Trost lassen, wenn es mit Kummer und Sorgen beladen sich in den Himmelsbahnen verliert! Ach, der Mensch trägt ja so gern sein Herz in die Natur hinein, überall in die Natur, selbst in den harten Fels, selbst in den Feuerschlund der die Glutmassen des Erdinnern zeigt, selbst in den Sand der Sahara, in den üppigen Tropenwald, in den Schneegipfel der Riesenberge, in den Eispanzer der Pole! Ueberall trägt er sein Herz hinein. Und die Natur? Sie stößt es nicht zurück. Das weiß er wohl; darum kommt er immer und immer wieder, wenn er unter Menschen keinen Frieden, keine Freude haben konnte. Und immer ist sie die alte und doch ewig junge, darum die ewig schöne, die geliebte und liebende Natur! Liebend? Nun ja! Gibt sie ihm nicht Alles? Nährt und kleidet sie ihn nicht? Duldet und erträgt sie nicht Alles?

Wenn der Mensch sein Herz der Natur so öffnet, dann wird sie ihm in der That herzinnig. Denn das Herz nimmt die Natur auf und erfreut sich daran. Diese Herzensempfindungen sind ihm großer Genuß. Dieser Genuß kann aber nur bleibend befriedigen, wenn er auf Gegenseitigkeit beruht. Darum entsteht aus solcher herzinnigen Gegenseitigkeit für den Menschen ein gleichfühlendes Object — die vermenschlichte Natur, die Natur mit menschlichen Lastern und Tugenden! So hebt der herzinnig fühlende Mensch unbewußt den (von ihm gar nicht gewußten) Gegensatz zwischen sich und der Natur auf. Aber

*) Vergl. den ersten Artikel: „Die wissenschaftliche Botanik", in Nr. 37 d. Bl. D. Red.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebund'nen Geist;
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.

Neben der Liebe lauert der Haß. Die Natur erträgt viel, sehr viel vom Menschen, aber nicht Alles. Läßt sie ihn nicht fortwährend auch ihre fürchterliche Uebermacht fühlen? Bringt sie ihm nicht, oft unter verführerischem Schein, oft unter tausend Schrecken, den Tod? So haßt die Natur? Was ist natürlicher als daß der Mensch einer solchen Natur sein Herz verschließt, daß er ihren Wirkungen sich entzieht, daß er sich zu schützen, zu vertheidigen, daß er den Gegner, den Feind zu überwinden, zu bändigen, zu beherrschen sucht? Jetzt darf er nicht bei seinem Herzen anfragen, das ist verschlossen; es würde auch zur Nachgiebigkeit rathen und sich den Naturgewalten unterwerfen; der Mensch würde Naturdiener werden. Darum kommt er zu Verstande.

Die herzinnige Naturbetrachtung nimmt und gibt, unbekümmert wie viel sie nimmt, wie viel sie gibt. Sie nimmt Alles, sie gibt Alles. Die verständige aber wägt ab, zählt ab, berechnet. Sie nimmt und nimmt immer wieder und gibt nur, um mehr dafür zu nehmen. Auf diesem Nehmen, auf diesem Geben beruht die Cultur, auf jenem der Cultus.

Auf dem Naturcultus hat das Alterthum gestanden, hat der Humanismus des Heidenthums seine Triumphe gefeiert! Das Heidenthum liegt in Trümmern, aber auf seinen Trümmern steht das Kreuz von Golgatha. Es mahnt an den Untergang, an den Tod, aber es weist auch auf ein Jenseits — ein Transscendentes, Ewiges, Unvergängliches — aus welchem das Leben quillt und immer wieder quillt und ewig quillt. Daran knüpft die Christenwelt ihre ethische Existenz, ihren Glauben; daran knüpft sie aber auch ihren Culturzustand, ihr Wissen und Können.

Die Cultur aber wägt ab, zählt ab, berechnet. Darum ist die christliche Naturanschauung eine klare, reine, wahre. Am reinsten spiegelt sie sich schon ab in den Gleichnissen Christi: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht" &c.; „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen" &c. Schöner und zugleich wahrer kann man das Naturleben nicht preisen, und doch, wie sehr weicht diese von der classisch-poetischen Naturanschauung ab! Wie in der christlichen überall die wahre sinnige Anschauung hervorleuchtet, so in der poetisch-antiken die eingebildete, die Fabel, die Dichtung.

Die antik-poetischen Studien machen aber noch einen Theil unsers Culturzustands aus. Dadurch hat sich diese antike Anschauung bis auf heute fortgesetzt und ist mit unsern Zuständen noch mehr oder weniger verwachsen. Aber selbst wenn die historische Entwickelung unserer Cultur auch nicht auf dem heidnischen Cultus fußte, auch dann würden wir mit jener antiken Anschauungsweise noch zu thun haben. Denn ebenso wie sie in jenen Zeiten eine ganze Periode des Menschengeschlechts erfüllte, so erfüllt sie noch jetzt die herzinnige Periode des unerfahrenen, unwissenden, noch nicht verständig anschauenden Kindeslebens jedes Einzelnen. Wessen Geist und ganzes Leben sich in diesen Anschauungen gefällt und erhält, wessen Geist noch durch die antik-poetischen Studien genährt und gefangen gehalten wird, dem mag es wol sehr ungemüthlich und herzlos vorkommen, wenn er das Pflanzenleben in die 24 Linné'schen Classen pressen soll, wenn er die vermenschlichten Pflanzenformen unter dem anatomischen Messer, in der Retorte oder dem Verbrennungsapparate mishandeln sieht, um dafür eine mathematisch-chemische Formel einzutauschen, mit der er, gerade er, doch gar Nichts anfangen kann.

Wenn solcher deutsche Natursinn seine Naturstudien macht, dann kann, dann darf man nicht erwarten daß er sich anders als Masius in der Vorrede zu seinem oben (Nr. 5) bezeichneten Büchlein äußert:

Der Natursinn, den wir mit Recht als ein Erbtheil des deutschen Geistes betrachten, hat sich neuerdings zugleich mit dem religiösen Drange in besonderer Stärke geltendgemacht. Abgemattet durch Doctrin und Kritik und tyrannisirt durch einen rohen Materialismus andererseits, hat die Gegenwart sich aufgerafft und ist den beiden großen Lebensquellen zugeeilt aus denen noch jedes Gemüth seine bessere Stärkung sog. Die Kämpfe der jüngsten Jahre, wie trostlos immer, konnten diesen Zug nur befördern. Eine Freistatt, an deren Pforten der irre Lärm nicht schlug, ein Heiligthum, wo der Mensch nicht hinkam mit seiner Qual, das suchte die bedürftige Seele in dem Alles dahinreißenden Sturme. Aber diese heilende und versöhnende Macht, welche recht eigentlich Wesen und Werth der Religion ist, konnte die Naturbetrachtung nur dann üben, wenn sie heraustrat aus dem Banne der Formel, der sie bis dahin beherrscht und fast ausschließlich zu einer Verstandessache gemacht hatte. Nicht begnügt mit dem System von Begriffen, mußte sie auch dem Einzelsten und Kleinsten ihre Liebe zuwenden; erwarmend mußte sie erwärmen und den Geist der Schönheit und Größe, der überall in der Schöpfung weht, fühlen und ahnen lassen.... Dies ist geschehen. Die großen Naturforscher unserer Tage selbst sind vorangegangen. Ihr Beispiel sowol als die Nachfolge welche sie gefunden scheinen bewiesen zu haben daß die Einführung der Wissenschaft auch in die Gemüther der größte und nachhaltigste Sieg derselben ist. Dies wenigstens bekenne ich als meinen Glauben, und von ihm aus möchte ich auch das vorliegende Buch betrachtet sehen.... Ich deutete an daß ich nicht als Wissender für Wissende geschrieben habe. Als Schulmann aber blickte ich zunächst auf die Schule; auch in sie und in sie vorallem wünschte ich ästhetischen Sinn, Freude an Leben und Natur, an Gutem und Schönem immer mehr eingeführt.

Wir wollen der guten und bescheidenen Absicht des Verfassers nicht nahetreten, aber, weil er für die Schule schrieb, Einiges zu bedenken geben.

Sein Buch ist, was die Behandlung der einzelnen Gegenstände betrifft, von dem Standpunkt aus geschrieben, den wir oben den „herzinnigen" genannt haben. Die Sprache darin ist schön, ja mitunter sehr schön zu nennen. Der Verfasser ist einer von den Wenigen welche sich jene ursprüngliche, kindliche Anschauungsweise bewahrt und dieselbe an der antik-poetischen weiter ausgebildet haben. Darum gibt das Buch allerdings dichterische Naturanschauungen welche an jenen antik-schönen Sinn erinnern. Aber der Verfasser hat darin gefehlt daß er seinen Standpunkt nicht klar erkannt hat. Das bringt ihn nicht nur mit der Wissenschaft, sondern mit

unserm ganzen Culturzustande, den die Schulen doch besonders im Auge haben müssen, in Collision. Wie bescheiden auch der Verfasser sich ausdrückt, so hat er doch die Meinung von dem Buche daß es gleich den ästhetischen Werken der großen Naturforscher unserer Tage die Wissenschaft in die Gemüther einführen werde. Er verwechselt somit seinen durch und durch unwissenschaftlichen Standpunkt mit dem der großen Naturforscher, deren ästhetische Erzeugnisse das Ergebniß tiefer, mühsamer, jahrelanger und specieller Studien sind. Er hat auch seinen Standpunkt nicht rein gehalten, weil er in seine durchaus unwissenschaftliche Anschauungsweise Ausdrücke der verständigen Naturbetrachtung mit verwebt hat. „Monokotyledonen" und „Dikotyledonen" nimmt sich in seinem Buche ebenso häßlich aus als seine poetischen Beschreibungen der einzelnen Pflanzen und Thiere unter einer Diagnose der betreffenden Species lächerlich erscheinen würden. Ein großer Fehler ist es daher auch daß der Verfasser seine Dichtungen „Naturstudien" nennt. „Phantasiebilder aus der Natur" wäre jedenfalls richtiger gewesen. Endlich taugen solche Naturstudien für die Schulen gar nicht. Wir können das Buch nur zum Privatgebrauch empfehlen. Es hat den Werth eines Märchen- und Fabelbuchs. Der „Geist der Schönheit und Größe der überall in der Schöpfung weht" kann von den Kindern nicht aus dem Buche „gefühlt und geahnt", er kann nur durch unmittelbare Anschauungen geweckt werden. Wenn das nec scholae sed vitae discimus nicht zu einer hohlen Phrase herabsinken soll, so müssen solche Bücher aus der Schule heraus. Das Leben verlangt reine Wahrheit. Mit den alten Classikern ist das etwas Anderes. In ihnen liegt ein historisches Factum, eine ganze Welt vor uns, die nicht anders als nur durch sie rein angeschaut werden kann, und mit der unser Culturzustand historisch verwachsen ist. Diesen historischen Zusammenhang nach allen Seiten hin zu begreifen, dabei den Geist an ihnen formal zu bilden, das ist die Aufgabe des Studiums des Alten. Aber eine moderne Naturdichtung in die Schule einzuführen, deren Standpunkt einem schon längst überwundenen Cultus angehört und darum ebenso unsern Religionsbegriffen als unsern wissenschaftlichen Bestrebungen widerspricht, kann dem Zweck der Schule nicht förderlich, nur hinderlich sein. Soviel steht nun einmal fest: mit unserer Cultur sind die Naturwissenschaften innig verwachsen, jene besteht nicht ohne diese, wol aber ohne jene dichterischen Naturanschauungen. Jene haben den Aberglauben verjagt, diese bringen ihn wieder. In Deutschland sind überall die Naturwissenschaften als Unterrichtsgegenstand in den höhern Schulen eingeführt. Diese müssen wissenschaftlich, sie dürfen nicht antik-poetisch behandelt werden. Kommen solche Masius'sche Naturstudien in eine solche Schule, so treten sie dem wissenschaftlichen Unterrichte geradezu in den Weg. Und wenn nun vorkommenden Falls der Naturkundige in jenen Naturstudien nur Verzerrungen, Caricaturzeichnungen sieht, hat er da nicht Recht?

So wäre die ästhetische nicht mit der wissenschaftlichen Anschauung in Einklang zu bringen? Allerdings! Wir müssen nur nicht darauf versessen sein Das ästhetisch zu nennen was die Natur der Natur verleugnet. Die Natur ist schon an sich schön. Sie braucht nicht durch die subjectiven Schminkläppchen empfindsamer Dichter verputzt oder durch Zuckerkand versüßt zu werden. A. von Humboldt hat gezeigt daß die Wissenschaft auf ihrer Höhe — ich hebe hervor *auf ihrer Höhe*! — nicht die am Boden gefesselte, welche nach einem Metallblättchen sucht, von selbst ästhetisch wird. Und Goethe hat gezeigt daß die Poesie auf ihrer Höhe von selbst wissenschaftlich wird. In ihrer Höhe sind Wissenschaft und Poesie Eins. Wie Verstand und Herz den Menschen im Leben begleiten, so begleiten sie ihn auch in die Wissenschaft, in die Kunst.

Wie trocken auch das Linné'sche System war, so ist doch die Linné'sche Periode in der Botanik nicht ohne ihre Poesie gewesen, namentlich dadurch daß das System selbst ungemein zur unmittelbaren Naturbetrachtung mitgewirkt hat. Man darf nicht übersehen daß das Linné'sche System für die Species und für Nichts weiter als für diese geschaffen war. Die Betrachtung des Speciellen zog zwar allerdings von dem Anblick des Ganzen ab; aber um den klaren und genauen Anblick des Ganzen zu gewinnen, mußte die Kenntniß des Einzelnen erst gewonnen werden. Die Sucht, das Einzelne zu gewinnen, Seltenes zu finden, lockte viel ins Freie. Es war Sitte geworden daß — obschon man für das Herbarium sammelte — doch die bloßen Herbariums-Botaniker, welche nicht hinterm Schreibtische oder hinterm Ofen vorkamen, hart mitgenommen wurden. Draußen aber, da waren die Formen scheinbar durcheinander gewürfelt, und doch bemerkte man bald daß die Gebirgsflora eine andere war als die der Tiefländer, die Küstenflor eine andere als die Binnenflor, die tropische eine andere als die der gemäßigten und kalten Zonen. Es hat auch wol keinen Botaniker und Sammler gegeben, der sich nicht an der Mannichfaltigkeit und Schönheit eigenthümlicher Pflanzengestalten geweidet hätte, obschon davon Nichts im System stand und Nichts davon in die Localflora aufgenommen wurde. Der ästhetische Genuß war ein stiller. Das Alles aber bereitete vor zu großartigerer, massenhafter, ja poetischer Auffassung. Nur ein A. von Humboldt fehlte — und der Bann war gelöst. Was man lange gefühlt, tief gefühlt, was das Herz oft so freudig, so schön in der freien Landschaft bewegt, — die Verknüpfung oder Einheit der Massenvegetation mit der Oberflächenform der Erde — diesen bisher still verschlossenen Empfindungen, welche es nicht mit erdichteten Bildern, sondern mit wahrhaften, großartigen, schönen Formationen zu thun hatten, wurde durch A. von Humboldt eine Sprache geliehen, und das Herz fand sich getröstet, fand sich befriedigt. Wer Humboldt's „Ansichten der Natur" gelesen, wird den Referent verstehen; wer sie noch nicht gelesen, dem rathen wir dazu. In der Pflanzengeographie wie sie A. von Humboldt geschaffen, wie sie

Humboldt behandelt wissen will, ist der ästhetischen Anschauung ein unermeßliches Feld an jedem Punkt der Erde gegeben.

Und Goethe? Der oben angezogene Vortrag von Oskar Schmidt: „Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften", fängt damit an: „Goethe sagt daß nach Shakspeare und Spinoza auf ihn die größte Wirkung von Linné ausgegangen." Aus Allem was wir schon über die Linné'sche Methode gesagt haben, geht hervor daß sie die Vollendung der ersten Periode der wissenschaftlichen Pflanzenkunde ist. Diese Periode hatte vorzugsweise den Zweck vor Augen die vielen Specialitäten durch den Namen zu fixiren. Wir können auch in der That mit einem Dinge Nichts anfangen, wenn wir es nicht durch ein Kennwort (nomen) bezeichnen. Der wissenschaftliche Name war das Symbol der Species. Er drückte aber zugleich auch immer eine oder mehre hervorragende Eigenschaften aus, und so war der Name zugleich eine Kette von Prädicaten, besonders in der vor-Linné'schen Periode, z. B. „Trifolium pratense album". Wenn später Linné den Trivialnamen und die Diagnose unterschied, so war streng genommen die letztere doch nur eine Erweiterung des Namens. Dem Gedächtniß aber wurde die Pflanze eingeprägt durch unmittelbare Anschauung. Diese Anschauung war zugleich eine denkende, sichtende und abwägende, weil nur dadurch das specifische Verhältniß der Pflanzenformen bestimmt werden konnte. Wie nun Linné und sein Zeitalter bemüht gewesen waren, die Formen für immer zu trennen und auseinanderzuhalten, die Anschauungen also ins Kleine zu zersplittern, um sie nachher in das zwar logisch durchdachte, aber unnatürliche und unharmonische System einzusperren, so suchte sie Goethe flüssig zu machen, damit sie sich auf jede Weise harmonisch vereinigen ließen. Schmidt sagt in seiner Rede:

Von Rom aus schreibt Goethe: „Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüten von Bäumen; die Mandeln blühen und machen eine neue luftige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen. Meine botanischen Grillen beschäftigen sich an allem Diesem, und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheueres, das wie Nichts aussieht, aus dem Einfachsten das Mannichfaltigste entwickelt."

Von Neapel aus läßt er an Herder sagen daß er mit der Urpflanze bald fertig sei; dann schreibt er an ihn:

„Ferner muß ich dir vertrauen daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist was nur gedacht werden kann. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch unzählige Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen...." Mit diesen zum Theil sehr verwegenen Früchten tritt er in den weimarischen Kreis wieder ein. Aber man bleibt seinem Entzücken und seiner Begeisterung meist fremd und vermag den Mittheilsamen nicht zu verstehen.... So entschloß er sich der wissenschaftlichen Welt von seinem ernstesten Streben Rechnung zu legen und schrieb 1790 den „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären".

Welchen Einfluß diese Goethe'schen Ideen auf die Gestaltung der heutigen wissenschaftlichen Botanik gehabt, wie aus ihnen namentlich die morphologische Behandlung hervorgegangen, haben wir schon am Anfang unsers Referats erwähnt. Und so hat auch die Botanik neben jener specifischen in der morphologischen noch eine zweite Gestalt entwickelt, welche sie dahin bringen wird daß die wissenschaftlichen und ästhetischen Anschauungen nicht als zwei heterogene, sondern als eine Betrachtungsweise gelten werden. Freilich können solche ästhetische Arbeiten nicht anders als mit völliger Berücksichtigung des wissenschaftlichen Standpunkts unternommen werden, es muß ihnen in der That ein Reichthum von Anschauungen und Untersuchungen vorangehen, und Goethe selbst mag für Diejenigen als Beispiel angeführt werden, welche meinen, sie könnten den wissenschaftlichen Standpunkt negiren, weil er ihnen sehr unbequem ist, zu viele Mühe macht, weil es leichter ist sich nach einigen Spaziergängen über Nacht mit der Phantasie als mit der Wissenschaft zu beschäftigen.

Sind nun die Anfoderungen welche Referent an ein Buch macht, welches die Pflanzenwelt von der ästhetischen Seite beleuchtet, nicht gering, so muß es um so erfreulicher sein, wenn ein Werk zutagetritt, dem man es von der ersten bis zur letzten Zeile nachrühmen kann daß der Verfasser sich bemüht hat jenen Standpunkt einzunehmen. Wir meinen die oben bezeichneten „Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt" von F. T. Bratranek.

Bratranek steht eine ebenso ausgedehnte Bekanntschaft mit der ästhetischen Literatur der verschiedensten Völker, insbesondere aber der deutschen und slawischen, zugebote, als er über einen Reichthum von unmittelbaren Anschauungen, zwar seinem Zweck angepaßt, aber doch durch wissenschaftlichen Einfluß geadelt, verfügt. Diese beiden Seiten sind so ineinandergefügt und harmonisch verknüpft, ohne daß man ihren verschiedenartigen Ursprung merkt, und doch auch wieder so auseinandergehalten daß keine Trennung, sondern eine Gliederung entsteht, durch welche jedes Glied wie das Organ eines Organismus erscheint. Dadurch kann das Buch in der That als eins von den wenigen betrachtet werden, welche sich radienartig um den Kosmos herumlegen und einzelne Seiten desselben selbständig und weiter entwickeln. Bei der Auffassungsweise des Verfassers müssen wir die subjective Seite, das Auffassende, und die objective, das Aufzufassende, voneinander trennen. In jener entwickelt er besonders das menschliche ästhetische Verhältniß zur Pflanzennatur in verschiedenartigen Beziehungen, und zwar zunächst das religiöse Bedürfniß, dann das Märchen, das Volkslied, die nationellen Eigenthümlichkeiten und zuletzt den Einfluß der Jahreszeiten. Dieser Theil ist mit „Die Ahnung" überschrieben. Der zweite Theil, „Die Sehnsucht" überschrieben, verbreitet sich über Pflan-

zendüfte, Pflanzenfarben, Pflanzengestalten, Pflanzengruppen und Vegetationsphysiognomien der Landschaft. Der dritte, „Die Sinnlichkeit" bezeichnete Theil handelt zuerst von der Pflanzensprache (Blumensprache, Bildlichkeit der Poesie, Landschaftsmalerei, Auflösung der Blumensprache), dann von den Convenienzpflanzen und endlich vom Park. In beiden letzten Theilen ist zwar der objective Gehalt vorherrschend, aber doch wieder ebenso mit dem auffassenden als dem productiv werdenden Subject so verschmolzen daß jener niemals ganz isolirt zum Vorschein kommt. Darum aber gewinnt das Buch einen besondern, eigenthümlichen Werth, welcher namentlich auch dahin sich äußern wird daß es für die poetischen Naturen, denen die wissenschaftliche Anschauung der Pflanzenwelt bisher fremd war, ebenso wie für die reinwissenschaftlichen eine Brücke bildet, welche den Uebergang von der einen zur andern Seite sehr erleichtert.

Ueber seine Aufgabe selbst spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus:

Natur und Geschichte sind die Mächte denen sich das Leben des Einzelnen nicht entziehen kann. Und ehe noch die geschichtlichen Mächte: die Erziehung der Familie, die Einflüsse der Gesellschaft, die Macht des Zeitgeistes, auf das Individuum wirken können, haben sich längst schon die natürlichen Gewalten des Klimas, der Ernährung und Athmung in ihm geltendgemacht. Ja diese Naturbedingungen, indem sie den Culturverlauf eines Volks begünstigen oder hemmen und in den Aeltern selbst bestimmte Repräsentanten seiner Cultur haben, gelangen überdies auf geschichtlichem Wege in das Werden der Individualit. Ehe er noch das Licht erblickt, ist der Einzelne, obwol dem Wesen nach allen Menschen gleich, doch für die Erscheinung desselben, also für das wirkliche Leben, durch die natürlichen und geschichtlichen Bedingungen die auf sein Werden mitwirkten von allen andern unendlich verschieden. Der Mensch ist bei seiner Geburt schon Individuum, und er ist es dadurch daß sich an ihm die unzähligen Voraussetzungen der Natur und Geschichte concentrirten, deren Einigung, weil in einem Lebenden vorgehend, keine aggregirte Summe, sondern ein unscheidbares Ganzes wird. Dieses Ganze, diese geprägte Form, die lebend sich entwickelt, hat Goethe mit dem Sokratischen Namen den Dämon des Menschen genannt, Andere nennen es das Herz, wir ziehen es vor es wegen der innerlichen Einigung, welche die äußern Existenzen durch ihre Einflüsse im Menschen gewinnen, die Innigkeit zu nennen.... Die Energie des Menschen, welche nimmer ruht, bis sie die Innigkeit, welche das Wesen seiner Individualität ist, auch in aller Erscheinung vor sich klar hingestellt hat, geht von der Ahnung aus, von einer dunkeln, wir möchten sagen instinctartigen Voraussetzung daß in der Natur Innigkeitsanklänge zu finden seien. Freilich weiß es die Wissenschaft daß diese Voraussetzung keineswegs bloße Voraussetzung und instinctartig sei, sondern vielmehr ein Resultat der Einflüsse von außen, die das Ganze des Menschenlebens bedingen, und der Triebe welche diesen Natureinflüssen entgegenkommen. Allein dieses wissenschaftliche Resultat ist für das unmittelbare Leben und Thun nicht vorhanden, sondern aus dem Zusammenwirken der einzelnen Triebe und Einflüsse erzeugt sich die unklare Annahme einer auch äußerlich daseienden, dem einen Innern entsprechenden Einheit, und dies ist eben die Ahnung. Ahnend also wendet sich der Mensch zuerst dem Pflanzenleben zu, und obwol er auf diesem von der Ahnung vorgezeichneten Wege keineswegs gänzlich die Eigenthümlichkeit der Pflanzen und ihrer Bildungen ignorirt, so ist es ihm doch vorallem um ihn selbst, um die Aufklärung seiner Ahnungen zu thun. Er greift also aus der Pflanzenwelt bald Dies bald Jenes, aber während dieser Ahnungsperioden nur Das heraus worin er Anklänge an die Stimmungen seiner Innigkeit wiederfindet, ohne sich weiter mit dem Aufgegriffenen einzulassen. Die unmittelbare Beziehung des Pflanzlichen zur Grundstimmung der Innigkeit, dem Gefühle, in welchem sich die Religion offenbart, ist natürlich hierbei das Erste. An diese religiöse Bedeutsamkeit der Pflanze schließt sich zunächst jene an, wo märchenhaft der Uebergang des Gemüthlichen ins Vegetiren hingestellt wird und consequent wieder die vom Pflanzlichen ausgehende Stimmung im Liede hervorklingt. Das Lied, wie es unmittelbar Volkslied ist, bildet die Mitte dieser Ahnungsperiode, indem, wie es einerseits Ausbruch des Gefühls ist, andererseits die von der Natur bestimmte Nationalität und weiter der Proceß dieser bestimmten Naturzone, der sich im Verlaufe der Jahreszeiten begibt, darin durchklingt. An diesem Verlaufe der Jahreszeiten, den das Gemüth mit der Pflanze durchmacht und der für die ganze Menschheit als klimatischer Unterschied festgestellt ist, kommt jedoch die bisher blos ahnende Innigkeit über ihre vom räumlichen und zeitlichen Unterschiede befreite Lebendigkeit ins Klare und sucht diese Klarheit auch in den bestimmten Formen der Pflanzenwelt auf.... Diese mit Klarheit über ihre eigenen Zustände nach einer Erscheinung derselben in der Welt strebende Innigkeit ist die Sehnsucht. Und wenn der Mensch in der Periode der Ahnung sein Subjectives vorwalten ließ, so ist sein Streben während der Periode der Sehnsucht vorzugsweise auf das Objective und hier auf die Eigenthümlichkeit der Pflanzenwelt gerichtet. Wieder nicht als wäre die Stimmung gänzlich vernachlässigt, sondern nur inwiefern sie an der eigenthümlichen Pflanzenbildung ihr Abbild findet, wird sie in Betracht gezogen. Das Unbestimmteste des Pflanzenlebens, der Duft, bildet wieder den Anfang des Einlebens des Gemüths in die Pflanzeneigenthümlichkeit. Und wie dann weiter in der Färbung die vom Pflanzenleben bedingte Gebrochenheit des Lichts und der Finsterniß, endlich in der Gestalt derselben, dem senkrechten Stamme, der peripherialen Laubkrone und der alle Momente einigenden Blüte das Einzelleben der Pflanze sich ausprägt, so hat an alle Dem das Gemüth mit seinen Nuancen und Gebilden seine mannichfaltigsten Gegengebilde. Und so ergibt sich denn auch, wie für das Gemüth, so für die Pflanze, ein tiefer Charakterisirendes, je nachdem es in seiner Einzellebendigkeit oder in seiner Gruppirung, sei es aus Homogenem, sei es aus verschieden Gestaltetem, betrachtet wird.... Wie nun die Ahnung durch Aufklärung über ihr Wesen zur Sehnsucht wird, so geht die Sehnsucht durch den Reichthum an Gebilden, welchen sie nach und nach für die Andeutung der Gemüthszustände auffammelt, in eine weitere Form des Innigkeitslebens. Der Mensch fängt an die verschiedenen Pflanzengestaltungen zu prüfen, inwiefern die eine mehr, die andere weniger Das andeutet was in seinem Innern vorgeht, und wieder ein und dieselbe Erscheinung unter geänderten Umständen für die verschiedensten Herzensergießungen zu wählen. Es ist in diesem Prüfen und Wählen aber schon enthalten daß es weniger auf die Pflanzenlebendigkeit als darauf ankomme, daß durch sie ausgesprochen werden kann was im Innern des Menschen vorgeht. Es ist der Sinn um welchen es sich in dieser Pflanzensprache, oder, wie sie sonst genannt wird, Blumensprache handelt, und das Wiederfinden eines bestimmten Sinnes in der Außenlebendigkeit ist die Sinnigkeit. Indem durch den aufgesammelten Reichthum der Pflanzensprache die Sehnsucht zur Sinnigkeit geworden, mag einerseits dieser Reichthum zum conventionellen Spielen mit den Pflanzenbedeutungen verleiten, wenn dem Sinne des Menschen der Ernst des Vollendens fehlt; denn immer kommt es auf den Menschen an, was er mit dem Reichthum der ihm überliefert wurde beginne. Die Natur gibt nur stumme Buchstaben an; die heiligen Vocale, ohne welche ihre Schrift nicht gelesen, das Wort nicht ausgesprochen werden kann, das aus ihrem Chaos eine Welt hervorruft, sind im Menschen. Hat er aber diesen Ernst des Vollendens und bleibt er der Stimme

getreu, welche ihn sich versenken ließ in die Geheimnisse des Naturlebens, dann führt auch die Sinnigkeit zu einem andern als zum Ziele der Convenienz.... Denn wie wir es schon im Allgemeinen betrachtet haben, so liegt in dem Charakter des Pflanzenlebens die Möglichkeit daß sich die Innigkeit an dasselbe anschmiege und sich einerseits Klarheit über ihre Ahnungen, andererseits einen Reichthum an sinnigen Formen gewinne. Und die Versenkung ins Pflanzenleben, in der idealen Landschaft oder dem Parke allseitig ermöglicht, wird so zum Durchgange der Innigkeit aus dem Fühlen ins Schaffen, in das Herstellen solcher Gestalten welche die Innigkeit völlig aussprechen, oder in das Bilden der Kunst und ihrer Werke. Sich in die Pflanzenwelt vertiefend, findet die Innigkeit überall ihr Wesen andeutende oder das Schöne vorbedeutende Formen, denn das Schöne ist eben der völlige Ausdruck der Innigkeit in einem abgeschlossenen Gebilde, und Alles was zu diesem Ausprägen der Humanität den Weg eröffnet, ist eine Vorhalle des Schönen und der Kunst. Daher kann auch mit Recht die Betrachtung, wie sich der Mensch durch Versenkung ins Pflanzenleben für das Schöne vorbereitet, als eine Vorschule der Aesthetik bezeichnet und consequent von einer Aesthetik der Pflanzenwelt gesprochen werden.

Wir können nun zwar dem Verfasser in die Einzelheiten nicht folgen, wollen aber doch auch dem Leser eine kleine Probe des weitern Inhalts nicht vorenthalten. Aus dem letzten Capitel: „Der Park", entnehmen wir Folgendes:

Der Park ist die durch Darstellung der freien Phantasie in der Natur hervorgebrachte Landschaft. Im Wesentlichen hat er dieselbe Aufgabe zu verwirklichen, welche der Landschaftsmalerei gesetzt ist, nämlich durch Zusammenstimmen aller seiner Existenzen die Innigkeit in eine bestimmte Richtung zu bringen oder eine Grundstimmung im Menschen zu wecken. Die Landschaftsmalerei jedoch ist hierbei nur an ein bestimmtes Moment der Naturlebendigkeit gebunden, sie kann eben nur die Abendstimmung oder die des Herbstes, Frühlings u. s. w. durch ihre Farben und Beleuchtungen darstellen. Sie geht hierin mit der naiven Blumensprache Hand in Hand, deren Gaben und selbst die höchsten derselben, die Kränze und Bouquets, eben nur einem Augenblicke, dem Momente des Blühens der Pflanzenwelt entnommen sind. Der Park dagegen hat nicht blos in einer Jahres- oder Tageszeit, unter dieser oder jener Beleuchtung, sondern so gut im Mondscheine wie in fahler Gewitterschwüle, unter Schnee sowie unter brennender Julisonne eine von allem fremden, zufällig Herankommenden freie, ganz präcise Stimmung zu wecken, und in jeder dieser verschiedenartig vom Momente modificirten Stimmungen muß der Eine Grundton sich so durchziehen, wie in den Wendungen der Bilder und der Melodie eines Liedes nur eine einzige Erbebung des Herzens vernommen wird.

Damit nun diese Aufgabe des Parks, einen einzigen Grundton der Innigkeit durch die mannichfaltigst nuancirten Stimmungen durchzuführen, vollbracht werde, muß bei der Anlage des Parks Alles berücksichtigt werden was auf dem Wege des Gartens und der Culturlandschaft und in der Wildniß als Material oder als Stimmungsanregung gefunden würde. Der Vegetationscharakter der Landschaften, der Einfluß den die Gruppirungen der Pflanzenindividuen darauf üben, die Gestalten dieser Individuen nach Skelet und Laubumkleidung, die Farbenspiele und Düfte derselben, die sie in den verschiedenen Jahreszeiten annehmen, die Ahnungen bestimmter Volksthümlichkeit mit ihren Liedern und Märchen, die an bestimmten Pflanzenindividuen und ihrer Stellung anknüpfen, die Uebermacht mit welcher einzelne Pflanzen und ihr Massenvorkommen das Gemüth religiös stimmen, genug die ganze Stufenleiter der Beziehungen welche zwischen der Innigkeit und der Natur walten muß bei der Begründung des Parks ins Auge gefaßt werden, damit er immer und überall nur eine andere Nuancirung der Grundstimmung vor den Sinn stelle.

Allein ehe diese vollkommene Wirklichkeit des Parks erreicht ist, streben zweierlei Landschaftsumbildungen die Geltung freier Phantasiegestaltung zu gewinnen. Die eine derselben stellt das Extrem der Culturthätigkeit und ihres Selbstgefühls, die andere das des Gartens und seines allseitigen Beliebens dar; die erste ist die chinesisch-holländische, die andere die französische Richtung.

Nachdem diese beiden Richtungen genau geschildert und treffend kritisirt sind, fährt der Verfasser fort:

Wenn wir nun den Park als ideale Landschaft bezeichnen, so muß sogleich das Misverständniß beseitigt werden, als solle die Landschaft durch Umwandelung zum Parke eine ihren Bedingungen fremde Gestalt bekommen. In der That hat man sich, als man den französischen Stil zu verlassen und die Natürlichkeit der englischen Parke nachzubilden anfing, zu diesem Extreme verleiten lassen, der Landschaft Dinge aufzudrängen, welche entweder an sich bloße Spielereien waren oder doch mit diesen Gegenden und ihren Voraussetzungen Nichts zu thun hatten. Diese Häufung von Dingen die zu den gegebenen Voraussetzungen nicht passen ist wahrlich nicht das Zeichen wahrhaft freier Phantasie, es ist vielmehr ein Zurücksinken auf den chinesisch-holländischen Geschmack.

Im Gegentheile nun zu solchen Künsteleien ist der vollkommene Park Nichts mehr und Nichts weniger als die Herstellung jener Wirklichkeit welche in den geologischen und klimatischen Bedingungen einer bestimmten Gegend angelegt war. Er wird demnach nicht eine willkürlich oder phantastisch angelegte und nur gewaltsam festzuhaltende Landschaftsform, sondern ein Gebilde freier Phantasie sein. Das heißt: wie die freie Phantasie Nichts ist als die Vollendung der Sinnigkeit und diese die Herstellung einer Einheit zwischen Innen- und Außenwelt, nachdem sowol der Sinn des Aeußern als Innern erfaßt und festgestellt wurde, so muß zuvörderst der Sinn der gegebenen Landschaftsformation erfaßt werden, ehe an eine Uebertragung des menschlichen Sinnes geschritten werden kann. Und diese Uebertragung menschlichen Sinnes kann wieder nicht eine Eintragung eines der Landschaft fremden, sondern nur jenes Eindrucks sein, den diese vielleicht in zufällig aufgehenden Momenten macht, den sie aber immer bewirken würde, wenn ihre Bedingungen sich unbehindert hätten erfüllen können. Die Thätigkeit des Menschen bei der Anlage besteht also in der Wegräumung aller Hindernisse welche die Entwickelung der Pflanzenindividuen stören, in der Gruppirung solcher Formen welche einander zum bestimmten Landschaftseindrucke ergänzen, endlich in der Verschmelzung der Cultur und Wildniß zu einem solchen Ganzen welches auf den Menschen als den Mittelpunkt der Daseinsformen und Beziehungen der Natur hinweist. Es wird demnach der Park die Eindrücke der Alpennatur nicht im Flachlande reproduciren wollen, wol aber selbst unbedeutendere Hügel der Umgebung benutzen, um durch Fernsichten von oder nach ihnen an eine Erhebung über die Ebenen zu mahnen, und Den welcher jene Eindrücke schon erlebt hat mit solchen Anfängen in den weitern Verlauf dieser Vorstellungsreihe zu versetzen; er wird nicht an Seen oder gar Meeresgegenden etwa durch Aufstellung einiger Masten in einem Froschsumpfe erinnern wollen, sondern Verzicht leisten auf Wirkungen an welche keine Nachbildung hinanreicht; mit einem Worte, er wird nicht Natureindrücke durch Naturwidriges zu erzielen, sondern von jenen nur Alles abzustreifen trachten, was der Sinn des Menschen an ihnen als fremde Zuthat erfaßt.

In diesem Sinne behandelt nun der Verfasser den Park bis in seine Einzelheiten und in den verschiedensten Beziehungen, sodaß man wol hier möglichst Alles vereinigt findet was man über diesen Gegenstand sagen kann. 74.

Religiöse Dichtung.

1. Geist und Herz. Von Sophie George. Herausgegeben von Elise von Hohenhausen. Bremen, Schlodtmann. 1852. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

2. Aus den Papieren einer Verborgenen. Zwei Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. Erster Theil. Zweite, vermehrte Auflage. 1852. Zweiter Theil. 1848.

3. Christlicher Hausschatz in geistlichen Liedern. Aus des Reichsfreiherrn Chr. C. L. v. Pfeil handschriftlichem Nachlaß, herausgegeben von Eduard Teichmann. Mit einem Vorwort von Staudt. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart, Scheitlin. 1852. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

4. Drei Träume von Gedeon von der Heide. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1852. Gr. 8. 26 Ngr.

Ob wir Nr. 1 unter der Rubrik „Religiöse Dichtung" mit aufzuführen hatten, mochte zweifelhaft erscheinen, denn das eigentliche geistliche Lied ist in diesen Gedichten nicht vertreten. Wir betrachten sie aber als eine Frucht der Religiosität, die von dem Stamme, auf dem sie gewachsen ist, in allen ihren Theilen Zeugniß ablegt, und von diesem Gesichtspunkte aus mag ihre Besprechung unter der durch die Ueberschrift bezeichneten Kategorie gerechtfertigt erscheinen. Die Dichterin ist im Juni 1850 verstorben, und die kurze Lebensskizze derselben, welche wir der Herausgeberin nächst der Veröffentlichung der Gedichte verdanken, bildet schon deshalb eine schätzenswerthe Zugabe, weil sie in Verbindung mit den Gedichten selbst einen sprechenden Beleg dafür abgibt, wie gewaltig die läuternde Kraft des Unglücks ist und wie sie poetische Naturen zu einer Reife führt, welche sie außerdem vielleicht nicht erlangt haben würden.

Was die Dichterin in den Abschnitten „Empfindungen", „Anschauungen", „Augenblicke" und den prosaischen Aphorismen „Lebensfrüchte" darbietet, ist tief empfunden und in edler abgerundeter, wir möchten sagen classischer Form zur Darstellung gebracht. Man sieht es klar, die Dichterin hat sich durch lange, schwere Bedrängnisse des Herzens hindurchgearbeitet, und sie hat den Kampf glücklich bestanden. Es ist ihr dies, wie wir bereits bemerkt haben, mittels einer tiefen Religiosität gelungen, die aber nirgend direct zu unmittelbarer Anschauung gebracht wird, sondern die sich eben nur in ihren Wirkungen durch die Frische und Heiterkeit, durch die Sicherheit und Ruhe, mit der sie sich über das Weh des Lebens erhebt, ausspricht. So in dem Liede:

Begegnung.

Pilger! lehnst du müd' auf deinem Stabe?
Mancher kühne Schritt ist noch zu thun!
Wollen wir des Weges Ziel erreichen,
Dürfen wir nicht lang' im Schatten ruh'n.
Schrecken dich die nahen Dorngewinde?
Jener Nebelwolke ernster Blick?
Säume nicht! das Leben rinnet weiter —
Und kein Tropfen Dasein kehrt zurück.

— — — — — — — — — —

Tausendfach will sich der Schmerz gestalten,
Dennoch bleibt er ewig, was er ist —
Und an einer Stelle mußt du zahlen,
Wenn du gleich auf rechtem Wege bist.
Doch auch eine Blume wirst du finden,
Wär's auch erst im sanften Abendstrahl;
Pilger, wenn das volle Licht uns blendet,
Irrt der Blick so leicht in Wunsch und Wahl —
Darum lerne deinen Weg verstehen:
Durch das Leben geht der ernste Zug,
Der zum Lande stiller Sehnsucht führt —
Du erreichst es nicht in Traumesflug.
Frühe geht die Erdensonne unter,
Und der Schlummer macht uns Alle gleich;
Wer dann sanft sich auf Bewußtsein bettet,
Der, nur der ist im Erwachen reich!
Müssen uns're Wege auch sich trennen,
Laß uns fest nach einem Lichtpunkt seh'n,
Daß, wenn wir noch ein mal uns begegnen,
Beide wir dem Ziele näher steh'n.

Dieselbe praktische religiöse Anschauung spricht sich in dem kleinen Liede Frömmigkeit aus:

Leuchtend führt der Andacht Flügel
Den Gedanken mit sich fort —
Heller aber — lebt im Spiegel
Uns'rer That — ein betend Wort.

Fromm ist, wer noch überm Leben
Lichtverklärte Deutung sieht —
Heil'ger Jener, der im Streben
Schon den Himmel niederzieht.

Und die Kraft, im Sein und Walten,
Wie sich's auch nach außen malt —
Eine Göttlichkeit gestalten,
Ist, was Alles überstrahlt.

Einen großen Abschnitt der Sammlung bildet „Der Zuschauer im Laufe der Jahre 1847—50", eine Reihe von 173 Sonetten die dem Laufe der geschichtlichen Begebenheiten, namentlich der Deutschen, während der gedachten Jahre folgen. Auch diese Sonette enthalten viele in das allgemeine Gebiet der Humanität gehörige poetische Reflexionen die von gesunder Anschauung zeugen. Da aber wo diese höhern Anschauungen sich zu detaillirter Entwickelung gestalten sollen, auf dem eigentlichen Felde der Politik, ist die Dichterin am schwächsten. Sie will Freiheit, ohne die Bedingungen und Grundlagen derselben anzuerkennen; der Geist der hier herrscht ist ein preußisch-deutscher, und die Richtung von der Art daß sie (lediglich mit Ausnahme eines Sonetts, worin das besiegte Ungarn beklagt wird) Schritt für Schritt mit der jedesmal siegreichen Thatsache sich befreundet, woraus sich natürlich von selbst mannichfache Widersprüche ergeben. Indeß treten diese allerdings nicht in der Hauptidee hervor, an der sie festhält, nämlich: Deutschlands Einheit vom preußischen Throne aus realisirt und Deutschland durch Preußen beglückt zu sehen; auch dürfen wir nicht vergessen daß sie bereits im Juni 1850 verstorben ist.

Nr. 2, die Verborgene, offenbart sich durch ihre Schriften als ein reiches und ebenfalls tiefreligiöses Gemüth. Ihr Standpunkt ist der des festen zuversichtlichen Glaubens an das alleinige Heil durch Christus, und ihr ganzes Denken, Dichten und Trachten geht dahin, durch eine völlige Hingebung an ihn und ein gänzliches Aufgehen in ihm die Verklärung alles innern und äußern Lebens, den wahren Gottesfrieden zu vermitteln. Die

„Papiere", die uns in zwei ziemlich starken Bänden geboten werden, bestehen zum größern Theile aus prosaischen Aufsätzen, Briefen, Auszügen aus Tagebüchern, im Uebrigen aus Dichtungen. Die Verfasserin verbindet mit großer Lebendigkeit der Phantasie und des Gefühls eine gute Beobachtungsgabe, mit der sie auf dem Gebiete des menschlichen Herzens unermüdet ihre Forschungen angestellt und tiefe Blicke in dasselbe gethan hat. Sie weiß die Ergebnisse ihrer Forschungen in edler Sprache, warm und anmuthig darzustellen, und man folgt ihr selbst da mit Interesse, wo man ihre religiösen Ansichten nicht theilen kann. Der werthvollere Theil ist der prosaische. Bei Schilderung eines Gemäldes von Correggio macht die Verfasserin auf den Gegensatz zwischen „der sehnsüchtig sich hingebenden und der freudig arbeitenden Liebe" aufmerksam. Wir finden diesen Gegensatz in den prosaischen und den poetischen Gaben der Verfasserin sehr scharf ausgeprägt. Die letztern haben mehr die sehnsüchtig sich hingebende Liebe zu Christus zum Gegenstand, lassen Gott im Verhältniß zu Christus, sowie Lehre und Leben Christi im Verhältniß zu seinem Tod zu sehr in den Hintergrund treten und erinnern stark an jenen müßigen Quietismus und jene willenlose Passivität, welche das Leben mit Empfindungen und Gefühlen abfinden.

Daneben trifft man allerdings auch gar manches sinnige und erhebende Lied; allein eine weit größere Ausbeute für Geist und Herz bieten die prosaischen Aufsätze dar, wo uns — abgesehen von einigen unseligen Dogmen — bald in höchst ansprechenden kleinen Erzählungen und Lebensskizzen, bald in Familienbildern, bald in geistreicher und origineller Besprechung einzelner Abschnitte aus der Heiligen Schrift zumeist „die freudig arbeitende Liebe" entgegentritt. So spricht sich die Verfasserin bei Beantwortung der Frage, auf welche Weise sich die Liebe zu unsern irrenden Nebenmenschen im äußern Leben gestalten solle, unter Anderm dahin aus, daß es nicht wohlgethan sei, wenn ein Christ zu aller Zeit und zu allen Menschen vom Christenthume rede, und empfiehlt dafür „die eine stille Predigt, welche jedem Christen befohlen sei für diejenigen Nebenmenschen die ihm nahe stehen", nämlich einen Wandel nach Christi Beispiel. „Besonders die Frauen", sagt sie, „sind mit lieblichen Worten angewiesen auf dies stille Zeugniß von Christo durchs Leben": „sie sollen sich schmücken mit dem stillen und sanften Geist unverrückt, welcher ist köstlich vor Gott, auf daß Viele gewonnen werden durch der Weiber Wandel, ohne Wort."

Wahrhaft kräftig und in das Innere der Seele dringend ist das Trostwort das sie einer Witwe zuruft, deren Mann sich das Leben genommen, und die Winke über Kindererziehung, die sie anknüpft, sind sehr beherzigenswerth. Auch das eigene Leid, als sie selbst kurz nach Erfüllung der liebsten Wünsche und nach Begründung der glücklichsten Lebenslage den geliebten Gatten verlor und damit alles Erdenglück ihr vernichtet wurde, den Kampf zwischen Trostlosigkeit und Resignation und ihr Beharren im Vertrauen auf Gott und Trachten nach der Gerechtigkeit die vor ihm gilt, schildert sie mit ergreifender Wahrheit. Sie findet diese Gerechtigkeit darin daß sie sich auf die Herrlichkeit jenseits vorbereiten, d. h. so geduldig leiden, so treu ihre Pflichten erfüllen und so viel Liebe üben will, als sie durch Gottes Kraft vermag. Es schmerzt in der That bei den hier entwickelten, so richtigen und heilsamen religiösen Ansichten die Verfasserin auf jene von uns als unselig bezeichneten Dogmen, auf die Verdammniß der menschlichen Natur durch den Sündenfall und auf die Versöhnung mit dem zürnenden Gott durch den Opfertod Jesu, der die den Menschen bestimmte Strafe stellvertretend auf sich genommen, zurückkommen und sie als den Grund und Boden, auf den sie jede Hoffnung ihres ewigen Heils schon vorher gebaut und welcher ihr unerschütterlich derselbe geblieben, bezeichnen zu sehen. Denn gerade diese beiden Dogmen widersprechen den höchsten Eigenschaften des vollkommensten Wesens, der Liebe und Weisheit Gottes so schroff und so unversöhnlich, daß sie dem Christenthume unendlich viel geschadet und tausend und abertausend Herzen ihm abgewendet haben. Mit dem erstern Dogma befindet sich die Verborgene — um mit Ammon zu sprechen — „auf dem dunkeln, chaotischen Grunde der ältern und neuern Dualisten, deren manichäische Ansicht mit der wohlverstandenen Bibellehre von der Schöpfung und sittlichen Natur des Menschen gänzlich unvereinbar ist". Das zweite steht offenbar „im Zusammenhange mit den jüdischen Sündopfern, ist, um einen bestimmten Gegensatz für die römische Satisfactionslehre zu gewinnen, von den Reformatoren mehr antithetisch und empirisch als ätiologisch, psychologisch und evangelisch-rationell behandelt worden und befördert eine Passivität, eine religiöse Sentimentalität und geistige Trägheit des Sünders, die seiner wahren sittlichen Erneuerung Eintrag thut". Man begreift daher das starre Festhalten der Verfasserin an diesen Dogmen um so weniger, mit je klarerm und unbefangenerm Geiste sie sonst in der Schrift geforscht hat, und je wohlthuender die Toleranz ist mit welcher sie sich, bis zu einem gewissen Grade unter Bezugnahme auf das Schriftwort: „Ein jeglicher Geist, der da bekennt daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott", über christliche Anschauungsweisen ausspricht. Sie macht hier die sehr richtige Bemerkung:

> Sowie jeder Geist einen ihm angemessenen Körper hat, so muß das geistige Leben in jedem Menschen, jeder Gemeinschaft eine besondere Farbe und Gestalt haben, und in dieser Mannichfaltigkeit wird der herrlichste Preis Gottes liegen; aber wehe, wenn irgendwo der Wahn aufkommt, als sei diese oder jene die einzig gute oder auch nur die beste!

Und an einem andern Orte:

> Das Christenthum will den Kern des persönlichen Wesens durchdringen, darum gestaltet sich sein positives Leben doch in jedem Herzen eigenthümlich, und es wird etwas Ungesundes, wenn sich ein fremdes Gepräge darin abdrückt.

Indeß, wie wir andeuteten, geht diese Toleranz nur bis zu einem gewissen Grade, und von einer Duldung gegen Männer wie Strauß ist bei ihr nicht die Rede. In die religiösen Bewegungen, welche infolge der Be-

rufung dieses Theologen nach Zürich im ganzen Canton entstanden, war ihr Gatte als Geistlicher eines der größten Kirchspiele im Canton lebhaft verflochten; und hier steht sie mit Leib und Seele auf Seite der Opposition und spricht über Strauß als einen „Verruchten" mit glühendem religiösen Feuereifer das Anathema aus. Sie glaubte durch Strauß das Christenthum in seinem innersten Kern bedroht. Wo sie keine solche Gefahr sieht, da hat sie für die Irrenden nur Wort und Gebet der Liebe.

Wir glauben durch Vorstehendes die Verfasserin und ihr Werk hinreichend charakterisirt zu haben, können es uns aber nicht versagen, von den vielen gesunden und treffenden Bemerkungen über Gott, Religion und Christenthum, die wir bei ihr antreffen, noch einige herauszuheben, um dem Leser, soweit es der Raum dieser Blätter gestattet, zu eigenem Urtheil Stoff darzubieten.

Ueber das Verhältniß des Christen zur Welt spricht sie sich so aus:

Manche Christen haben ein gedrücktes Wesen, einen trüben Ernst, den sie für das rechte Unterscheidungszeichen von dem Wesen der Welt halten; das verweiset ihnen Christus. Die Erkenntniß und der Schmerz über die Sünde ist der erste unterscheidende Vorzug der Christen vor Andern; aber eben diesen sollen sie nicht zur Schau tragen; das klagende, immer auf den Lippen schwebende Bekenntniß der Strafwürdigkeit, das zugleich die Demuth des Bekenners ins Licht stellt, birgt oft in den heimlichsten Falten Hochmuth und Selbstgefallen.... „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus Gottes Munde gehet," so lebt die Seele nicht allein von der Speise irdischer Seligkeit, sondern von jeglicher Nahrung die der Wille Gottes ihr reicht, auch vom Thränenbrot. Wenn aber Gott nicht selbst Fastenzeit schickt, dürfen sich seine Kinder in dankender, ruhiger Freude auch an seinen irdischen Gaben erquicken; mir ist es, als versündigte man sich an ihm, wenn man auch nur einen Grashalm, den uns seine Liebe in den Weg pflanzte, unbeachtet läßt, und thut mir weh, wenn ich zuweilen höre, wie Christen es vergessen können daß nur im Heidenthume hochmüthige Verachtung des Irdischen der finstere Gegensatz üppiger Weltlust war.... Die Mystiker wählen oft Bilder aus der Natur, die bei einfacher Betrachtung sie selbst widerlegen. Sie sagen, die Seele müsse einem Wasser gleichen, das, rings umschlossen, nur nach oben hin offen sei, damit es nur den Wiederschein des Himmels auffasse. Wie lieblich spiegeln sich aber die grünen Ufer im wallenden See, und eben ihr Verschwimmen, ihr sanftes Uebergehen in das Bild des Himmels erfreut den Blick, den weiten, tiefen Grund der Flut erfüllt wol dieses; aber auch für den Grashalm, der am Ufer wächst, läßt es Raum übrig, nimmt ihn freundlich in sich auf und bewegt ihn in seiner Klarheit.

Ueber das Walten Gottes, wobei man häufig auf so kleinliche anthropomorphistische Ansichten stößt, äußert sie Folgendes:

Goethe sagt: „Darin ist die Natur so groß daß sie ihre größten Erscheinungen im Kleinsten wiederholt," und wol hat er Recht. Größe die auch im Kleinen groß ist ist vollkommen! Was man aber in der todten Natur versteht und anerkennt, das misversteht der verkehrte Menschenverstand, wenn es das warme, von Liebe wallende Herz Gottes angeht. Daß dieselbe Weisheit und Treue, die den Gang der Weltentwickelung bewacht, das Haar auf dem Haupte des Kindes zählt, das ärgert die Weisen dieser Welt, und wenn sie die Liebe nicht verstehen, verstehen sie denn auch die Größe nicht! Kann vor Dem etwas klein sein, vor dem Nichts groß ist? Wer hat aber das Gesetz der Liebe und der Größe, die treu und groß ist im Kleinen, der Natur eingeprägt?

Wir schließen mit einem Ausspruche der Verfasserin über Religion im Allgemeinen:

Die Seele der Religion ist in Gott die Liebe, damit er uns zuerst liebt, in dem Menschen der Glaube, der an dieser Liebe nicht zweifelt und sie mit dem innersten Vermögen wiedergibt. So verstanden soll sie das Element werden, in dem sich alle andern Kreise des innern und äußern Lebens bewegen, in dem jede Thätigkeit der Seele erst ihre volle, freie Wirksamkeit, ihre möglichste Vollendung gewinnen kann.

Gern höben wir noch hervor, wie sich die Verfasserin über die Wunder ausspricht, theilten ihre treffliche Beleuchtung der Geschichte Petri mit und berichteten über Das was sie vom jenseitigen Leben glaubt und ahnt, „das, solange es, wie grau in Grau gemalt oder höchstens wie ein lichter Nebel, wie ein müßiges Verschwimmen in einem nur empfindenden, loblieders ingenden Anschauen über uns schwebe, nimmer etwas Anziehendes für sie haben könne". Aber wir müssen es dem Leser, der sich dafür interessirt, überlassen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen, und gedenken nur noch daß Jeder dem das Christenthum am Herzen liegt, so verschieden auch sein Standpunkt von dem der Verfasserin sein möge, Vieles darin antreffen wird, was warm in seinem Herzen wiederklingt.

Der Verfasser von Nr. 3, der Reichsfreiherr von Pfeil, ist im Jahre 1712 geboren und 1784 verstorben. Er hat, wie wir aus dem Vorwort erfahren, theils im Würtembergischen, theils im Preußischen verschiedene hohe Staatsämter bekleidet, auch sind mehre kleine Schriften religiösen Inhalts und Lieder von ihm in verschiedenen Sammlungen bereits vor der Herausgabe des vorliegenden „Christlichen Hausschatz", bei welchem dem Herausgeber der gesammte handschriftliche Nachlaß des Verfassers zugebotestand, im Druck erschienen. Der „Hausschatz" enthält gegen fünftehalbhundert geistliche Lieder unter den Rubriken: „Tägliche Gebete", „Festlieder", „Zu besondern Zeiten und Verhältnissen", „Tauf- und Abendmahlslieder", „Krankentrost und Sterbepsalter" und „Evangelische Glaubens- und Herzensgesänge".

Der Verfasser steht ganz auf dem dogmatischen Standpunkte der Verborgenen, wie wir ihn oben näher bezeichnet haben. Allein während diese von jener mystisch-jüdischen Beschaulichkeit (wie sie Ammon nennt), welche das Wesen der Versöhnungslehre vor allen Dingen in Jesu Wunderblut, in dem Seitenhöhlchen, dem durchstochenen Herzen und den durchgrabenen Händen und Füßen sucht, völlig rein zu erhalten gewußt hat, ist dies gerade das Element in welchem sich die Lieder der Pfeil'schen Sammlung fast ausschließlich bewegen. Diese Anschauungsweise ist auf alle nur möglichen Verhältnisse übergetragen und sie verdrängt beinahe durchgehends Dasjenige was die Hauptaufgabe des geistlichen Liedes bildet, nämlich eine warme und innige Veranschaulichung des Segens und der Kraft, womit der christliche Glaube ins Leben eingreift. Allerdings würde nach den Ueberschriften

der Pfeil'schen Lieder diese Aufgabe auf das vollständigste gelöst sein, denn wir finden da Lieder „Zur Verlobung", „Zur Trauung", „Gebet um Kinder", „Uebergabe des Kindes im Mutterleibe an Jesus", „Zur Geburt des Kindes", „Beim Entschlafen des Kindes", „Wetterlieder", „Reiselieder"; ferner unter den Morgen- und Abendliedern dergleichen „Beim Erwachen", „Beim Anziehen", „Beim Waschen", „Beim Entkleiden", „Beim Einschlafen", sodann „Amts- und Berufslieder", „Bei einer gerichtlichen Sendung", „Für gläubiges Gesinde", „Zu Haus- und Feldgeschäften" u. s. w. Aber der Inhalt kommt immer wieder auf das alleinige Thema des Verfassers zurück. So lesen wir unter der zuletzt gedachten Ueberschrift, abgesehen von Spielereien, wie:

> Möchte mir die Kunst doch glücken,
> Mir sein Bild ins Herz zu sticken
> Und mich in ihn zu verstricken,

oder:

> Sitz' ich an der Näheladen,
> Will ich mich mit jedem Faden
> Heften an das Herz der Gnaden,
> An das Herz Immanuel's —

folgende Strophen:

> Wasch' ich, so fühl' und empfinde
> Ich den Unflath meiner Sünde,
> Und da tauch' ich mich geschwinde
> In des Gotteslammes Blut.
> — — — — — — — —
> Nehm' ich Wasser zum Begießen,
> Denk' ich, wie die honigsüßen
> Wunden meines Bräut'gams fließen,
> Und halt' mein Herz drunter hin u. s. w.

Unter den Morgenliedern ist eins „Beim Anziehen":

> Christi Blutgerechtigkeit,
> Seiner Unschuld weißes Kleid
> Zieh' ich an, den Rock, den reinen u. s. w.

Unter den Liedern zum Abendsegen:

> Dieser Tag ist nun zu Ende,
> In die durchgebohrten Hände
> Jesu, deß ich bin allein,
> Leg' ich gläubig mich hinein.
> — — — — — — — —
> In Jesu Wunderhöhle
> Bett' ich mir sanft hinein.

Bei der Geburt eines Kindes:

> Der Heiland küsse dich, du Braut des Lammes,
> Du blut'ge Beute seines Würgestammes!
> Das Blut, das Lösegeld für alle Sünder,
> Auch für die arme Schar der kleinen Kinder,
> Das wasche dir die Kleider rein und helle u. s. w.

Unter den Liedern für Taufpathen:

> Wir tragen dich mit Leib und Seel'
> In Jesu Christi Seitenhöhl',
> Aus welcher Blut und Wasser fleußt:
> Nimm hin von ihm den Heil'gen Geist!

Dieselben Gedanken bilden den hauptsächlichen Stoff der Lieder durch die ganze Sammlung hindurch. Die Wiederholungen grenzen ans Unglaubliche. Die Worte „das Blut Jesu" lesen wir zu vielen hundert malen; in einem einzigen Liede: „Das Blut Jesu macht uns rein von aller Sünde", auf zwei und einer halben Seite, weitläufig gedruckt, kommen sie, die Ueberschrift nicht mitgezählt, 16 mal vor, und es werden sich wenige Lieder in der Sammlung finden, wo sie nicht anzutreffen. Wenn der Verfasser singt:

> Bis an mein allerletztes End'
> Ist Jesu Blut mein Element,
> Ich leb' in diesem Blut allein,
> In diesem Blute schlaf' ich ein.

so ist dies im „Christlichen Hausschatz" buchstäblich realisirt. Fast Dasselbe gilt von der „Seitenhöhle" und den „durchbohrten Händen"; aber selbst das Blut der Beschneidung zieht der Verfasser in das Passionsgebiet herein:

> Jesus, dem in der Beschneidung schon das erste Blut entfließ
> Von dem Neuen Testamente, das zum Angeld er vergoß.

An die „Jesushände" ist ein ganzes Lied gerichtet, in welchem sie durch vier Strophen hindurch um ihren Segen zum Jahresschlusse angefleht werden. In einem andern Liede: „Jahresanfang", von nur 36 Zeilen kommt der Name Jesu 31 mal vor. Dergleichen Ueberschwänglichkeiten in Verherrlichung des Namens Jesu streifen an Misbrauch und der Vorwurf des „Unnützlichführens" liegt nicht fern.

Phantasie und eine tiefere Innigkeit des Gefühls gehen dem Verfasser, der sich unermüdet in seinem ziemlich engen Gedankenkreise herumbewegt, fast ganz ab; dagegen besitzt er eine herzliche Gemüthlichkeit und eine gewisse ansprechende Naivetät, welche manchen von seinen Productionen, namentlich denjenigen, bei denen es ihm geglückt ist sich von seinem stereotypen Gedankengange loszumachen, einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Wir rechnen hierher die Lieder: „Christtag", „Neujahrsprüfung", „Geburtstag", „Gedächtnißtag der Vermählung", „Nutzen der Trübsal", „Leidensstunde", „Abschiedsstunde eines Vaters", „Durchbruchslied", „Abendlied eines müden Pilgers", „Heimweh", „Wisser und Thäter", „Das Licht und Salz der Welt" und einige andere.

Wollte man das Andenken des Dichters wieder auffrischen, so hätte man nur das Bessere auswählen sollen; ein Bändchen, höchstens zum sechsten Theile des Umfangs den der „Christliche Hausschatz" erhalten hat, würde genügt haben, und eine solche Beschränkung wäre dem Dichter und dem Publicum zuträglicher gewesen.

Auch die „Drei Träume" haben eine durchaus religiöse Tendenz. In dem ersten derselben, „Die Königin der Blumen", wird der Dichter, der ein tiefes Weh im Herzen trägt — welcherlei Art, das bleibt dem Leser mystisch verhüllt — in einem Cactus-Gewächshause, das 10,000 numerirte Cactus enthält, vor die Königin der Blumen, einen Cactus von seltener Schönheit geführt. Diese Blume trägt eine große Menge Knospen, und die Sage berichtet, daß wie sie in den Schöpfungstagen erst dann ihre Knospen geöffnet, als Adam ihr den Namen gegeben, sie auch für alle Folgezeit nur erst bei Nennung ihres Namens erblühe. Im Anfang blühte

die Blume fünf Jahre lang, bis der Sündenfall eintrat, worauf

> All' ihre Blüten plötzlich starben
> Und bis zur Samenkraft verdarben.

Später gab sie „Noe" seiner Braut blühend, und sie kam mit in die Arche. Auch Abraham, Jakob und Salomo kannten den Namen. Er bestand in geheimnißvollen Zeichen, es lag Licht, Freiheit, Liebe, Hoheit, königliche Herrlichkeit, Schmerz, Leid, Verbannung, Weh der Trennung, Feuer und Flamme darin, und er war nur für denjenigen aussprechbar,

> Der Alles, was die Zeichen sagen,
> In seiner eig'nen Brust getragen,
> Und dessen Leben arm und reich
> Geheimnißvoll der Blume gleich.

Als Salomo sich von Gott gewandt, entfiel der Name seinem Gedächtniß; Joseph gab die Blume, ebenfalls blühend, der Maria zum Brautgeschenk, und Maria sprach, „im Geist entrückt in fernster Zukunft dunkle Tage", die Prophezeihung aus daß auch diese Blume einst Erlösung finden und ewig blühen werde. Der Eigenthümer hatte die Blume Dem versprochen der den Namen finden würde. Der Freund des Dichters, der ihn zur Blume geführt und die Sage berichtet hatte, wollte sie mit Klängen wie Alraun und Dudaim beschwören, vergebens. Aber jetzt tönen dem Dichter Stimmen, und

ein M, ein L, ein S ich seh', ein H, ein U, und dann ein A.
Das M trug königliches Kleid, das L glich einem weißen Lamme, es lag Verbannung in dem S, das H war lieblich, sanft und milde und trug der Freiheit Siegeskranz, das U und A zusammenflossen, als wären sie in Eins gegossen, als Feuer bald (bald) als reinstes Licht.

Aus einer Note erfahren wir daß dies die Anfangsbuchstaben von hebräischen Wörtern sind, welche den oben gedachten geheimnißvollen Zeichen entsprechen. Die Buchstaben fügen sich zum Worte zusammen, der Dichter spricht es aus, die Blumenkönigin Cactus erschließt alle ihre Blüten und unter allgemeinem Jubel erwacht der Dichter:

> Bei diesem Lärmen erwachte ich: —
> Wo M. L. S. H. U. A. find' ich dich?

Das ist das Ende vom Liede. Wir haben treu berichtet; wir bekennen unsere Unwissenheit, wir finden keinen Sinn darin, wenn auch die Buchstaben ahnen lassen daß es auf Verherrlichung der Maria, der Mutter des Heilands, abgesehen sein mag. Vielleicht sind Andere glücklicher und aufgeklärter und besitzen den Schlüssel zu den Geheimnissen dieses wunderbaren Traums. Soviel vom Stoff; an der Form werden sich auch die etwaigen Wissenden nicht erbauen; sie ist unerquicklich und verliert sich mitunter bis in die platteste, trivialste Prosa.

Der zweite Traum, „Die Predigt vom Himmel", ist das gelungenste der drei Gedichte, aber auch nicht frei von Trivialitäten. Der Dichter beschäftigt sich mit Vorarbeiten zu einer Predigt über den Zustand im Himmel, legt sich dann nieder und träumt von einer Stadt mit vier Thoren und vier Thürmen, in welchen die Thränen, die Seufzer, die Bitten und die Wünsche der Sterblichen aufbewahrt werden, die die Menschen am Tage der Rechenschaft wiederbekommen. Von da führt ihn der Traum im Fluge durch die Unendlichkeit zu dem Eilande wo der Tempel des Gottesfriedens steht. Hier stoßen wir auf einen schönen Gedanken: der Tempel hat so viele Säulen, als Jahre seit der Schöpfung vergangen sind. Aber in der Behandlung ist der Gedanke herabgezogen:

> Den Tempel so viel Säulen trugen,
> — Schlagt's nach, wenn ihr die Zahl wollt suchen! —
> Als Jahre seit der Schöpfungsstunde
> Verflossen auf dem Erdenrunde.
> Und daß ich von des Tempels Größe
> Doch einigen Begriff euch flöße
> In eu'res Denkens tiefsten Kreis:
> Will ich's versuchen bang und heiß,
> Euch wenigstens nur das zu sagen,
> Daß, ganz gering nur angeschlagen,
> Der Säulen jede größer war
> — Und das im Durchmesser noch gar! —
> Als hunderttausend mal Millionen
> Der dieser Erde, drauf wir wohnen.

Das Resultat dieser Vision ist richtig; es läuft darauf hinaus daß es in Gottes weisem Plane gelegen, uns vom Himmel eben nicht mehr wissen zu lassen als er uns offenbart hat.

Die dritte Vision enthält wieder Dunkelheiten. Nach einer Lebensskizze des Dichters beginnt sie damit daß der Genius ihm drei Thränen bringt, die er weinen soll: mit der ersten sterben ihm seine Lieben; mit der zweiten stirbt ihm Alles was die Erde an Liebeswerth hat für ein staubgeborenes Herz; mit der dritten verklären sich die früher geweinten Thränen, sie mischen sich alle in einer Krystallschale, der Dichter trinkt sie hinunter, und die Thränen werden in der Brust zu Liedern. Er findet auf der Haide eine Leier, die die „Königin der Haide mit Minnesinn auf seine Pfade gelegt", alsbald aber erscheint „eine hohe Frau" und nimmt ihm die Leier wieder. Dies ist „Maria auf der Haide". Der Dichter scheint mit der Vision aussprechen zu wollen daß sein Streben nur der religiösen Dichtung geweiht sein solle. Er hat sich damit eine schöne Aufgabe gestellt; aber nächst Dem was sonst zur Lösung derselben gehört, sind dazu zwei Dinge erforderlich, an denen es ihm ganz besonders gebricht: Klarheit und Adel des Gedankens und Würde im Ausdruck.

Die Hauptsache bei dem geistlichen Liede, wie bei der religiösen Dichtung überhaupt, wir wiederholen es, bleibt das, daß die Kunst mit der ganzen Wärme naturgemäßer Empfindung, mit der ganzen Innigkeit tiefen Gefühls und mit der ganzen Fülle einer reichen, reinen Phantasie die Kraft und den Segen des Glaubens fürs praktische Leben ausbeute.

24.

Der Spanische Erbfolgekrieg und der Kurfürst Joseph Clemens von Köln. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen bearbeitet von Leonard Ennen. Nebst einer Zugabe von sehr vielen ungedruckten Documenten und Briefen des Kurfürsten Joseph Clemens, des Kanzlers Freiherrn von Karg zu Bebenburg, des Erzbischofs Fénélon und verschiedener anderer großen und berühmten Männer der damaligen Zeit. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das 18. Jahrhundert begann für Europa mit blutiger Morgenröthe; denn während die drei nordischen Mächte Rußland, Polen und Dänemark gegen Schweden kämpften, war 13 Jahre lang schlachtenreicher Kampf um die Erbfolge in Spanien gegen Frankreich und seine Bundesgenossen. Und in diese Jahre, denen eine Periode diplomatischer Kämpfe vorausging, versetzt uns das vorliegende Werk. Es versetzt uns dasselbe aber auch in eine Zeit wo Deutschlands politische Auflösung, der Abfall vieler Fürsten vom Vaterlande und dadurch insbesondere der Unsegen zutagetritt, den der Westfälische Frieden durch den man darf wol sagen arglistigen Artikel erzeugt hatte, daß die deutschen Stände die Freiheit unter ihre Rechte zählen sollten, nach Belieben nicht nur untereinander, sondern auch mit dem Auslande Bündnisse zu schließen: die beigefügte Beschränkung: daß solche Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein dürften, war unter den bereits obwaltenden Umständen und nach den bereits gegebenen Beispielen so gut wie nichtig und wirkungslos. Und was in dieser Beziehung nicht offen geschah, gleichsam mit Brief und Siegel, das geschah im Geheimen und durch Verabredung: Ludwig XIV. kannte die schwachen Seiten des rechten Rheinufers und sparte nicht, wo es galt diese Schwächen in seinem Interesse auszubeuten. Er hatte eine zeitlang nicht weniger als 24 deutsche Fürsten in seinem Solde. Als Werkzeuge dienten ihm vorzüglich die Fürsten von Fürstenberg. Wir besitzen aus der neuesten Zeit zwei Schriften welche nach urkundlichen Erörterungen uns jene übeln Erscheinungen, die wol schwerlich je wiederkehren dürften, ebenso lebendig als bewahrheitet vor die Augen führen. Die erstere führt den Titel: „Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner im Bündnisse mit Frankreich gegen Holland in den Jahren 1672 — 74. Nach authentischen Berichten und gleichzeitigen Druckschriften", von Depping (Münster 1840); die andere heißt: „Das Schloß und die Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur rheinischen Geschichte", von Alexander Grebel (St.-Goar 1844).

Was nun den Erbfolgekrieg betrifft, der in der politischen und militairischen Geschichte einen sehr bedeutenden Rang einnimmt, so sind seit ungefähr 20 Jahren nicht wenige zum Theil sehr werthvolle Werke erschienen, die theils die diplomatischen, theils die kriegerischen Erscheinungen getrennt, theils auch beide zusammen zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht haben. Und wir hoffen nichts Nutzloses zu thun, wenn wir die betreffenden Werke, soweit sie uns näher bekannt worden sind, in einer kurzen Ueberſicht hier zusammenstellen. Indem wir nur im Allgemeinen auf die neuen und wichtigen Actenstücke verweisen, die über den Erbfolgekrieg in von Hormayr's „Historischem Taschenbuch" (sechster Jahrgang) und in von Freyberg's „Sammlung historischer Schriften und Urkunden" (vierter Band) enthalten sind, mögen folgende Werke mit kurzen Beurtheilungen in chronologischer Ordnung angeführt werden: 1) „History of the war of succession in Spain", von Lord Mahon (London 1832). Sehr werthvoll und von Förster in seinen „Höfen und Cabineten Europas im 18. Jahrhundert" sehr mit Unrecht übergangen oder nicht gekannt. 2) „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. Collection des documents inédits sur l'histoire de France publié par le ministre de l'instruction publique" (Paris 1837). Wichtig theils für die Feldzüge der Franzosen in Italien, theils für die zweizüngige Politik Sardiniens, theils und namentlich für die Charakteristik des französischen Marschalls Catinat. 3) „Prinz Eugen der edle Ritter und seine Zeit. Nach größtentheils neuen Quellen, besonders nach des Prinzen hinterlassenen Schriften", von Zimmermann (Stuttgart 1837). Bietet nicht was der unparteiische Historiker darin gern finden möchte. Uebrigens war der Verfasser der militairischen Aufgabe die dabei zugleich vorlag nicht gewachsen. 4) „Das Leben des Prinzen Eugen, hauptsächlich aus dem militairischen Gesichtspunkte", von Kausler, mit Noten von dem Grafen Bismark (erster Band, Freiburg 1839). Ergänzt das vorhergehende Werk in guter Weise. Doch ist uns wenigstens ein zweiter Band nicht bekannt worden. 5) „Négociations sur la succession d'Espagne", von Mignet, enthalten in seinen historischen Abhandlungen, übersetzt von Stolz (zweiter Band). Ist uns nur in dieser Uebersetzung bekannt; für die Charakteristik der Politik Ludwig's XIV. in der spanischen Successionsfrage ein sehr empfehlenswerther Beitrag. Während wir Lord Mahon's „Spain under Charles the second", das 1844 zu London in einer zweiten Ausgabe mit einigen neuen Zusätzen erschien, nur beiläufig erwähnen, weil dieses Werk den Werth nicht hat den man ihm auf der einen oder andern Seite beizulegen geneigt gewesen ist, muß besonders hervorgehoben werden: 6) „Miscellanées de l'époque de Maximilien-Emmanuel", von Coremans (Brüssel 1846). Charakterisirt namentlich die Verwaltung des genannten Fürsten sowie die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich. 7) „Correspondance diplomatique et militaire du duc de Marlborough, du Grand-Pensionaire Heinsius etc. Publiée d'après les manuscripts originaux par *Vreede*" (Amsterdam 1850). Dieses Werk besitzt einen bedeutenden Werth, namentlich auch in Betreff der geheimen Unterhandlungen Frankreichs nach der Schlacht bei Ramillies (1706), und vervollständigt Coxe's „Biographie, Denkwürdigkeiten und Originalbriefe des Herzogs von Marlborough" (deutsch, 6 Bde., Wien 1822). An diese Werke reiht sich nun das vorliegende an, doch wie sich wol von selbst versteht, nicht blos als ein Beitrag zu dem scenenreichen Successionskriege, sondern namentlich auch als ein Beitrag zur Specialgeschichte Deutschlands, insbesondere der rheinischen Provinzialgeschichte, auf deren Gebiet das ehemalige Kurfürstenthum Köln keine unerhebliche Rolle gespielt hat.

„Das Hauptmaterial zu diesem Buche", sagt der Verfasser in der Vorrede, „verdanke ich dem glücklichen Zufalle, der meine Aufmerksamkeit beim Aufsuchen von kölnischem Geschichtsmaterial auf den noch ungedruckten und unbekannten Briefwechsel des Kurfürsten mit seinem Obristkanzler Karg, sowie auf eine Sammlung mehrer gleichzeitiger Briefe und Documente leitete." Der beiweitem größte Theil der beigefügten Schriftstücke ist aus dieser Sammlung entnommen, doch nur Dasjenige was auf die allgemeine Geschichte unsers Landes und seines Fürsten Bezug hat ist aus diesen Briefschaften zum Abdruck ausgewählt worden. Uebrigens beabsichtigt der Verfasser durch Bearbeitung einzelner Partien aus der kurkölnischen Specialgeschichte dazu beizutragen daß endlich eine Geschichte der Rheinlande möglich werde. Denn nur wenn Alles bis ins Kleinste aus dem Dunkel hervorgezogen und nach allen Seiten mit seinen Ursachen, Folgen und nähern Umständen beleuchtet ist, kann eine erschöpfende und wahrheitsgetreue Geschichtsdarstellung des Rheinlandes in Aussicht gestellt werden. Auf die Schatten- wie auf die Lichtseiten in unserer vaterländischen Geschichte muß hingewiesen werden; Fehler wie Tugenden müssen hervortreten; die Schmach wie der Ruhm unserer Voraltern muß erzählt werden; was die Fürsten des Landes gegen den deutschen Namen und das Deutsche Reich verbrochen, wie ihr kräftiges Handeln zum Ruhm und Frommen der deutschen Nation muß gezeigt werden.

Im ersten Capitel — der Verfasser hat das Ganze in

14 Capitel getheilt, wodurch eine sehr gute Uebersicht gewonnen worden ist, — charakterisirt der Verfasser die Politik vieler deutschen Fürsten jener Zeit, sowie das Regierungssystem Ludwig's XIV. in sehr scharfen Zügen und dessen Einfluß auf Deutschland. Insbesondere erkannte der französische Monarch daß ihm zur Durchführung seiner Plane auf die spanischen und vereinigten Niederlande keines Fürsten Freundschaft so förderlich sei als gerade des Kurfürsten von Köln, zumal derselbe als Bischof von Lüttich, Münster und Hildesheim einen Ländercomplex besaß, der die Grenzen der niederländischen Gebiete weithin berührend für alle feindseligen Unternehmungen in hohem Grade günstig gelegen war. Und Joseph Clemens, mit dem kaiserlichen Hofe zerfallen, schloß sich in der That wie sein Bruder, der Kurfürst von Baiern, bei dem ausbrechenden Kampfe über Spaniens Krone der französischen Politik an: Franzosen besetzten das Land. Mahnungen und Drohungen waren vergebens gewesen; es erfolgte zuletzt (1706) die Reichsacht gegen den Kurfürsten und für die Länder des Erzbisthums eine Zeit der Drangsale und der Verwüstung. Die Siege der Alliirten nöthigten Joseph Clemens aus seinem Lande zu fliehen und sich unter den Schutz Ludwig's nach Frankreich zu begeben. Er geht selbst nach Paris, und Ludwig verspricht ihm goldene Berge; doch blieb die Lage des Flüchtigen höchst unerfreulich und seine Stimmung war oft so niedergeschlagen daß er bald an Resignation, bald wieder an Aussöhnung mit dem Kaiser dachte. Unermüdlich und treu steht dem schwer geprüften Kirchenfürsten sein Kanzler Karg zur Seite. Der Friede zu Rastadt bringt endlich die durch den Frieden von Utrecht bereits vorbereitete Erlösung. Doch war die alte Opposition im Domcapitel gegen ihn keineswegs verschwunden, sie widersetzte sich der neuen Investitur des Kurfürsten. Doch ohne Erfolg. Er starb zu Bonn in einem Alter von 52 Jahren 1723.

Im Schlußcapitel zeichnet nun der Verfasser das Bild des kölnischen Kirchenfürsten nach authentischen, zum Theil handschriftlichen Quellen. Und diese Zeichnung ist weder in politischer noch in culturhistorischer Beziehung ohne Interesse. Sie führt uns namentlich in das Leben eines Kirchenfürsten jener Zeit ein: unsere Tage bieten keinen Vergleichungspunkt mehr dar. Die Wucht der Ereignisse, welche insbesondere die erste Französische Revolution in ihrem Gefolge gehabt hat, ist auch auf diesem Gebiete von Schlägen begleitet gewesen die vernichtend gewirkt haben. Der Verfasser hat übrigens nicht nur mit geschickter, sondern auch mit schonender Hand gezeichnet, ohne jedoch absichtlich dem Rechte der Geschichte etwas zu vergeben. Hören wir ihn:

„Für sein übertriebenes Streben nach unbeschränkter Souverainetät, für seine schroffe Stellung den Ständen gegenüber, für sein leichtfertiges Vertrauen auf französische Versprechungen hatte Joseph Clemens bitter und lange gebüßt, und die trüben Tage seines Unglücks und seiner Verbannung hatten ihm gezeigt wohin die Verletzung der beschworenen Staatsverträge und der Verrath am eigenen Vaterlande führen mußte. Die Herrschgelüste seines jugendlichen Geistes, sein Souverainetätsschwindel, seine Leichtgläubigkeit und seine Unselbständigkeit herrschsüchtigen Rathgebern gegenüber hatten ihn hineingerissen in einen Strudel, wo er fortgeschnellt zwischen gefahrdrohenden Klippen mit entschlossener Resignation es dem Zufall überlassen mußte, ob er zugrundegehe oder Rettung finde. Sein Misgeschick war sein eigenes Werk, und streng muß die Geschichte richten über die großartigen politischen Fehler, durch die er sich an seinen eigenen Gebieten und an seinem weitern Vaterlande versündigte. Vertheidigen können und wollen wir seine vielfältigen politischen Misgriffe nicht; aber aus Gründen die uns sein persönlicher Charakter an die Hand gibt, können wir unsere Anklage gegen ihn nicht weiter spannen als die Thatsachen sprechen, und mit Entschiedenheit müssen wir für seine Ehrenhaftigkeit in die Schranken treten, wenn man ihm vorrücken will daß er sein Erzstift zu säcularisiren und als vermählter wirklicher Fürst dauernd als Feind des Deutschen Reichs die Interessen Frankreichs zu fördern beabsichtigt habe. Mit besonderer Geschäftigkeit verbreiteten seine vielzähligen Feinde solche schwere Anklage, und Anton Faber gibt derselben gesetzliche Bedeutung, wenn er in seiner „Staatskanzlei" sagt: «Ich besorge, es sei nur gar zu wahr was von gewisser Hand versichert werden wollen, als hätten die französischen Syrenen höchstgedachter Kurfürstlichen Durchlaucht die Fleischtöpfe Aegypti so schmackhaft vorgestellt und die Facilität der Secularisirung ihres Erzstiftes so glaublich vorgebildet, daß sie sich überreden lassen, etwas woran sie niemals gedacht vorzunehmen. Diese Veneration, so ich vor alle hohe Häupter trage, verpflichtet mich zu wünschen daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht ihnen die unglückliche Begebenheit ihres antecessoris *), der in vorigem saeculo ihm auch eine Gemahlin zugesellen wollen, vor Augen zu stellen und ihnen den Gedenkspruch belieben zu lassen: Tanti poenitere non emo etc. Paris hat mehr als eine Helena, die mehr als ein Troja eingeäschert.» Seinen ungenirten Umgang mit den Damen seines Hofstaats wußten seine Feinde im Domcapitel trefflich auszubeuten. Es ist wahr, Clemens liebte es, an seinem Hofe schöne und geistreiche Damen zu sehen, und er verstand es trotz eines am Hofe Ludwig's XIV. oder des Herzogs von Baiern gebildeten Hofmannes den galanten Courtisan zu spielen. Seinen Zeitgenossen, die ihn neben der geistlichen auch in seiner weltlichen Fürstenwürde zu beurtheilen wußten, wird dies keineswegs auffallend gewesen sein. Unter den Damen welche sich an seinem Hofstaate bewegten nehmen den ersten Rang ein die Madame de Ruysbeck und die Gräfin Fugger. Beide waren fortwährend in seiner unmittelbarsten Umgebung und besaßen den bedeutendsten Einfluß auf seine Entschließungen. Die Ruysbeck konnt man vielfach in seinem geheimen Cabinete treffen und sie war in die geheimsten Angelegenheiten eingeweiht: nicht selten zeigt die geheimste Correspondenz ein Postscriptum von ihrer Hand. Nicht weniger Ansehen genoß bei ihm die Gräfin Fugger, welche aber mehr die Rolle einer einflußreichen diplomatischen Agentin als einer häuslichen Freundin spielte, und des Kurfürsten Umgang mit dieser Dame war weniger auffallend, da ihr Gemahl als Oberstallmeister und diplomatischer Agent zu Joseph Clemens in den engsten Beziehungen stand, wohingegen bei der Ruysbeck kein anderer Grund für ihre Verbindung mit dem Kurfürsten sich zeigte als daß dieser sich in ihrer Freundschaft und dem Umgange mit ihr zufällig (?) zufrieden und glücklich fühlte. Solange Joseph Clemens noch nicht in den heiligen Weihen stand, glaubte er mit gutem Gewissen das Leben nach den Grundsätzen und Lebensregeln eines weltlichen Fürsten genießen zu können; und wol ist es möglich daß er beim Hinblick auf das lockere und sittenlose Leben so vieler deutschen Kirchenfürsten und in Befolgung der Grundsätze, wonach die für Bischofsitze bestimmten nachgeborenen Fürstensöhne weniger zur Uebung christlicher Tugenden, namentlich der Enthaltsamkeit, als zur Gewandtheit den im irdischen Glanze prunkenden Gebieter zu spielen herangebildet wurden, ein vertrautes, die Grenzen der platonischen Liebe überschreitendes Verhältniß zu der Madame de Ruysbeck in seinem Gewissen nicht gar hoch angeschlagen hat. Doch nahm später dieses Verhältniß zu den beiden Damen für den Kirchenfürsten einen verdrießlichen Charakter an, indem seine unversöhnlichen Gegner in dem äußern Scheine eine unleugbare Thatsache finden wollten und die höchst delicate Sache mit wenig lobenswerther Schonungs- und Rücksichtslosigkeit behandelten. Lange Zeit hatten sie das Feuer im Stillen geschürt und allerwärts die gehässigsten Verdächtigungen ausgebreitet, um den Kurfürsten in den Augen des Volks wie des Papstes herunterzusetzen. Im Jahre 1716 traten sie offener hervor. Verbündet mit ihnen

*) Truchseß von Waldburg vermählte sich 1583 mit der Gräfin Agnes von Mansfeld. Die Scene endigte, nachdem er 1587 in den Bann gethan worden, mit seiner Vertreibung durch bairische und spanische Truppen.

waren einige Jesuiten aus Bonn und Köln und der päpstliche Nuntius Archinto aus Mailand: es sollte eine förmliche Anklage bei dem päpstlichen Stuhle angebracht werden. Und 1719 ward der Plan wirklich ausgeführt. Der Erzbischof war sehr betreten darüber. Doch wird Clemens, sagt unser Verfasser, „durch Zeugnisse und durch seine eigene Vertheidigungsschrift, wobei das Bewußtsein der Schuldlosigkeit die Feder überzeugend führen mußte, seine Sache bei der päpstlichen Curie in der Art geführt haben daß seine Gegner die Fruchtlosigkeit aller weitern Angriffe erkannten und diese Sache für die Zukunft seinem Gewissen und dem ewigen Richter im Himmel überließen". An schönen Bauwerken fand der Kurfürst großen Gefallen. Allein die Beschränktheit seiner Mittel, die ihm durch seine geistlichen Widersacher mehr verkümmert wurden als durch seine weltlichen Stände, gönnten ihm keinen großen Spielraum. Doch ist z. B. das heutige Universitätsgebäude in Bonn sein Werk; es war einstens das neue Residenzschloß, wozu Clemens nach seiner Rückkehr aus der Verbannung den Grund gelegt hatte.

Unter den sehr zahlreichen Documenten, die der Verfasser seinem Werke beigegeben hat, sind mehre die über die damaligen Verhältnisse Kölns und seines Kurfürsten hinausgreifen. Auch für Brandenburg und seine politischen Beziehungen in jener Zeit sind einige nicht uninteressante Andeutungen und Momente enthalten. Französische und römische Dinge gehen natürlich ebenfalls nicht leer aus. **Karl Zimmer.**

Die Messiassagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern. Von Karl Scholl. Hamburg, Meißner und Schirges. 1852. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Confucius, Buddha, Zoroaster, Moses, Jesus und Mohammed erschienen als die Stifter von Religionen, deren Einfluß ganze Völker während einer Reihe von Jahrhunderten mächtig durchdrungen hat. Alle diese großen Lehrer richteten ihr Streben auf Befreiung der Menschheit von der Herrschaft des Bösen, auf deren Hinleitung zu einer höhern Vollkommenheit; sie alle behaupteten unmittelbare Offenbarungen von Gott empfangen zu haben; sie alle bekräftigten ihre providentielle Sendung durch übernatürliche Thaten, und mit der Geschichte ihres irdischen Wandels sind eine Menge wunderbare, zum Theil miteinander übereinstimmende Sagen verknüpft. Eine Zusammenstellung dieser Sagen und der wichtigsten, von jenen Religionsstiftern verkündigten Glaubenslehren und Sittengesetzen nebst einer geschichtlichen Darstellung der äußern Verhältnisse, unter welchen sie auftraten, ist die Aufgabe welche sich unser Verfasser gestellt und die er mit wissenschaftlichem Geist und genügender Sachkenntniß gelöst hat.

Zunächst werden die Meisten die sich für ein solches Buch interessiren wissen wollen, von welcher Ansicht der Verfasser über Jesus Christus, den erhabensten aller Vermittler zwischen Gott und den Menschen, ausgegangen ist. Mit Deutlichkeit erkennen wir dieselbe aus der Art und Weise wie Scholl die folgenden Fragen stellt: „Wer war Jesus? Was hat er gewollt? Ist er wirklich jene fremde, übernatürliche Erscheinung, wie ihn der Buchstabe unserer alten Urkunden und nach ihnen die Priester uns gelehrt haben, entnommen dem gemeinen Lauf der Natur und der Geschichte? Oder ist er eingereiht mit den andern großen Geistern der Menschheit in die Kette ewig gleicher Weltgesetze? Ist nur sein Bild mit jenem heiligen Wunderschein umgeben? Oder theilt er diesen Vorzug mit den Gründern der andern Religionen, mit einem Confucius, Buddha, Zoroaster, Moses und Mohammed? Ist aber vielleicht nur Das was von diesen Andern Wunderbares uns berichtet wird, Sage und heilige Mythe? Oder müssen wir folgerichtig auch das von ihm Berichtete als die Schöpfung desselben Geistes, des morgenländischen, betrachten und darum auch mit demselben Maßstabe messen? Und dann schließlich: Ist nur seine Religion Wahrheit? Oder ist sie — ein hellerer vielleicht? — aber doch auch nur einer der Wahrheitsstrahlen wie die andern?"

Auf diese Fragen kommt der Verfasser im weitern Verlaufe seiner Schrift zurück, indem er äußert: „Was Jesus seiner Zeit und der ganzen Menschheit gewesen und immer sein wird, — die eigentliche, geschichtliche Bedeutung seines Auftretens und der ganzen darauf gegründeten Schöpfung, — das Wesen des «Christenthums», sofern es mit dem eigentlichen Wesen seines Gründers übereinstimmt oder diesem widerspricht, sein Segen und Fluch und vorallem sein Verhältniß zu der jetzt gerade sich aus ihm selbst entwickelnden neuen Religion, — diese Frage und ein tieferes Eingehen in sie liegen außer dem Bereich der Grenzen die wir uns hier gesteckt haben, zudem sind die Acten hierüber noch nicht geschlossen. Wir begnügen uns daher, diejenigen geschichtlichen Züge und die mannichfachen Sagen hier mitzutheilen, die uns von Jesus sowol in den Evangelien als in den sogenannten Apokryphen aufbewahrt sind. Nur das Eine sei vorausgeschickt: Wie wir auf der einen Seite in der von Jesus ausgehenden Religion die Frucht aller vorhergehenden religiösen Entwickelung der Menschheit und in ihrem eigentlichsten Princip den Aufgang eines neuen Lebens erblicken, wie wir ferner im Verlauf seiner eigensten Entfaltung und Ausbreitung den Segen nicht verkennen, den das Christenthum theilweise der Menschheit gebracht hat, ebenso halten wir es für die größte Unkenntniß der Geschichte, wenn man das namenlose Unglück und Elend, den namenlosen Jammer und die abscheulichen Unthaten, Schandthaten und Verbrechen übersieht, welche das «Christenthum» in seinem achtzehnhundertjährigen Verlauf über die Menscheit gebracht hat. Die letztern nur auf Rechnung einzelner Persönlichkeiten zu schreiben oder als Entstellung und Ausartung des «Christenthums» zu betrachten, ist nach unserer Ansicht ebenfalls der wirklichen Geschichte schnurstracks entgegen. Ob aber die gegenwärtig sich herausringende neue religiöse Bewegung als eine solche betrachtet werden muß, die nicht nur mit dem bisherigen «Christenthum», sondern auch mit dem persönlichen Bewußtsein Jesu im geraden Gegensatz steht, oder ob nicht vielmehr eine gründlichere geschichtliche Erforschung und Enthüllung des letztern auf eine tieferliegende Verwandtschaft hinweist, welche namentlich in den von ihm zuerst ausgesprochenen Ideen des «Menschensohnes und seiner Zukunft», sowie des «Himmelreichs» als Reich auf Erden enthalten ist, diese Frage vor allen scheint mir noch nicht gelöst, und ich bekenne offen daß auch mir viel mehr Gründe für als gegen diese Verwandtschaft zu sprechen scheinen."

Wir haben nach Mittheilung dieser Stellen nicht nöthig weiter auszuführen daß der Verfasser der Mann dazu ist ohne dogmatische Befangenheit von den außerchristlichen Religionen zu sprechen und deren Werth vorurtheilsfrei zu ermessen. Eine solche gegenseitige Abschätzung ist aber in dem Buche nicht unternommen; sie bleibt dem eigenen Urtheile der Leser überlassen, da der Verfasser die Messiassagen nur erzählend vorführt und sich der Kritik derselben und der damit zusammenhängenden Systeme fast gänzlich enthält. Trotzdem ist das Werk in mehr als einer Beziehung stark tendenziös, so z. B. tritt darin mehrfach die Absicht hervor, zu zeigen daß die Religion für geistliche und weltliche Despoten häufig nur ein Mittel zur Befriedigung ihrer Herrschgelüste und zur Unterdrückung und Verschlechterung der Menschen gewesen ist. Nehmen wir zum Belege hierfür eine Stelle aus dem Capitel „Persien".

„Welche Stellung bei all diesen Veränderungen und dieser vom Hofe aus über das Land sich verbreitenden allgemeinen Sittenverderbniß die Religion oder vielmehr die damalige Priesterkaste der Perser, die Magier einnahmen, ist nicht deutlich ausgesprochen, läßt sich aber aus einzelnen zerstreuten Angaben errathen. Cyrus, heißt es, hat seine politische Revolution, das Umwandeln Persiens aus einem friedlichen, ackerbautreibenden in einen Kriegerstaat auch dadurch zu sichern und zu erweitern gesucht daß er die magische Priesterkaste begün-

ftigte, deren formenreiches Ceremoniel zu dem des Hofs und der ganzen Verwaltung gerade paßte. Bei der Verschwörung, die gegen Kambyses, den königlichen Mörder, losbrach, standen obenan die Magier, ja sie brachten es sogar dahin daß der Bruder eines Magiers eine zeitlang für den rechtmäßigen Nachfolger gehalten ward (Pseudo-Smerdis) und unter seiner kurzen Regierung wieder mehr der Geist der friedlichen, alten Zeit, der so bequemen, gepflegt wurde. Unter den Großen des Königs befanden sich immer Magier. Hieraus und im Hinblick auf die durch die ganze Weltgeschichte nur zu sehr bestätigte Wahrheit daß der Priesterstand aus Liebe zur Gewohnheit, zum bequemen Herkommen und sichern Einkommen, aus Amtsstolz, ceremoniellem Zunft- und Handwerksgeist, aus falscher Treue und Pietät und aus unersättlicher Herrschsucht niemals sich zu einer wirklichen, nicht blos scheinbaren Reform verstanden hat, müssen wir schließen daß trotz all der großartigen Veränderungen welche seit Cyrus im persischen Volke vorgegangen, trotz der durchgreifenden politischen Revolution, welche, vom Throne ausgehend, das Volk der Perser in eine vorher unbekannte, ungeahnte Bahn hineingerissen, und trotz der Umwandelung, welche als nothwendige Folge davon im Geistesleben des Persers, in seinen Ansichten, Vorstellungen und Hoffnungen stattgefunden haben muß, trotz alle Dem die Priesterkaste nicht daran dachte, auch die Religion des Volks seiner übrigen Entwickelung gemäß fortzubilden, zu reformiren. Daß Cyrus sie so außerordentlich begünstigte, ließen sie sich gern gefallen; schmeichelte es doch ihrer Herrsch- und auch ihrer Habsucht, und Cyrus verlangte Nichts weiter von ihnen als daß sie seinem Soldatendespotismus, seiner königlichen Revolution in den Augen des leicht getäuschten Volks durch ihre Ceremonien die sogenannte Weihe, d. h. den äußerlichen, lügnerischgleißenden Anstrich der «Religion» gaben. Daß sie aber in ihrem Herzen dieser Eroberungspolitik und noch mehr dem daraus nothwendig Folgenden gram waren, beweist ihre Verschwörung gegen Kambyses und die von ihnen geleitete patriarchalische Regierung unter dem falschen, von ihnen untergeschobenen Smerdis. Was hatten sie auch für sich, für ihren Ehrgeiz viel zu hoffen, ja wie viel mehr für ihre Einkünfte, ihre Zukunft zu fürchten, manche vielleicht auch, wenn wir das Beste annehmen, für ihre Religion selbst, wenn der aufgerufene Kriegsgeist, der Drang nach Eroberung und nach dem Preis des Siegs, besonders aber die Kenntniß fremder Ansichten und Religionen die Völkerscharen gegen ihre alten Ceremonien immer gleichgültiger machte! Daß aber an dieser Ansicht von dem damaligen Priesterstande, der größtentheils mit den eigentlichen Volksbetrügern, den Zauberern oder Magikern gemeinsame Sache machte, gar nicht zu zweifeln ist, beweist eben das Resultat ihres verderblichen Einflusses auf das Volk und seine Lebensverhältnisse. War auch die Verdorbenheit und Liederlichkeit im höchsten Grade fast immer nur das nicht beneidenwerthe Vorrecht der königlichen Paläste, so entwirft uns doch die Geschichte ein trauriges Bild von der Weichlichkeit, Ueppigkeit und sittenlosen Schwelgerei auch außerhalb, namentlich bei den persischen Großen, und neben diesem wahnsinnigen Schwelgen der Einen die tiefste Noth, Entbehrung und Armuth des eigentlichen Volks, der immer untrügliche Beweis daß in der Religion seiner Priester der sittliche Halt dem Volke verloren gegangen."

Dergestalt fodert der Verfasser oft den Leser auf zwischen den Zeilen zu lesen. Die im Anfange gegebenen Auszüge aus den heiligen Büchern Lyn-Yü (chinesische Religion), Ssanang-Ssetsen (Buddha-Religion), Zend-Avesta, Koran u. s. w. sind ein sehr schätzbarer Theil des Buchs und beweisen daß alle jene Religionen in ihren (wenn auch vielfach gemisbrauchten und misdeuteten) Lehren reiche Mittel zur Heiligung und Beglückung der Menschen darbieten. 27.

Aus Livland und über Livland.

IV. *)

1. Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Esth- und Kurland, ein geographischer Versuch von K. Rathlef. Mit einer orographischen Karte, einer hydrographischen Karte und neun Höhenprofilen. Reval, Kluge. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Rußland und das Germanenthum von Bruno Bauer. Charlottenburg, Bauer. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Versäumen wir nicht jedes Zeugniß der Regsamkeit und geistigen Fortschritts, das von den äußersten Vorposten deutscher Gesittung und Sprache im Osten uns sich aufthut, sorgsam zu mustern und aufzuzeichnen: sind diese doch die einzigen, aber auch die innigsten Bande welche die Ostseegebiete Rußlands mit den übrigen Ländern deutscher Zunge vereinigen.

Es ist von nationalen Schwärmern, und diese waren die Helden von 1848, in der Paulskirche und anderweitig wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden eine Wiedervereinigung jener losgerissenen Provinzen mit dem Mutterlande herzustellen, man hat an diplomatische und gewaltsame Mittel gedacht, man hat auf geheimen Wegen den Boden zu erforschen, die Gesinnung zu ermitteln und Proselyten zu werben gesucht — Alles vergeblich. Mit demselben Rechte hätte die Nationalversammlung alle Deutschen in England, Frankreich, Italien und der Türkei zum Anschluß auffodern können. Die russische Krone konnte unmöglich ein gerechtfertigtes Mistrauen gegen ihre Ostseelande aufkeimen lassen, weil selbst bei den schlimmsten Voraussetzungen eine Losreißung für dieselben weder erwünscht noch möglich gewesen wäre. Es sind ganz andere als nationale Interessen die das Cement eines Staatencomplexes bilden. Die nationalen Sympathien dürfen und sollen auch über die Grenzen des politischen Reichs die Hand sich bieten.

Solange jene Völkerschaften auf den unermeßlichen Flachländern, welche ostwärts an den Ural und Asien anlehnend zum mittlern und westlichen Europa hinüber sich dehnen, politisch getrennt, ohne Wunsch nach Einigung in gegenseitiger Anfeindung sich gefielen oder stumpfsinnig fortvegetirten, konnten an der Ostsee so gut und unter günstigern Umständen als im Innern des Landes unabhängige Staaten sich bilden und leidlich fortbestehen, konnten mit andern anorganischen Theilen nach Gutdünken sich vereinigen und befreunden. Seitdem aber Peter der Große die stockenden, chaotischen Säfte und Kräfte durch den Geist seines Schöpfergenius in Fluß gebracht und ineinander verschmolzen, ist das Schicksal der Ostseeländer und ihrer Bewohner unabänderlich bestimmt.

Werfen wir einen Blick auf die Berg- und Stromgebiete Osteuropas, so sehen wir wie eng und untrennbar Esth-, Liv- und Kurland mit dem großen russischen Reiche verwachsen sind, sodaß das eine ohne das andere nicht fortbestehen, noch das eine ohne das andere sein eigenes Wohl wahrnehmen und fördern kann: sie sind sich gegenseitig Amme und Kind, Kind und Amme. Mag Deutschland immerhin die Mutter der Ostseeprovinzen Rußlands bleiben, von ihr soll ihnen die geistige Nahrung zufließen, die leibliche gewährt ihnen die Amme Rußland. Bis die Zukunft durch Herausbildung der großen rohen Volksmasse durch Erleichterung der intellectuellen und materiellen Verbindungsmittel, welche letztere in beständiger Förderung begriffen sind, eine Andersgestaltung der staatlichen Verhältnisse ermöglicht, bleibt es Pflicht und einzige Möglichkeit auf dem eingeschlagenen Wege vorzuschreiten. Von der zukünftigen Gestaltung Europas läßt uns Bauer in seiner Schrift mit dem immerhin ehrenhaften Eingeständnisse seines philosophischen Bankrotts das Gespenst in verschwimmenden Umrissen

---

*) Vergl. III in Nr. 29 d. Bl. D. Red.

schauen. Im heutigen Rußland kann nur ein absolutes Regiment das Scepter führen, jedes andere muß zum Unheil des Volks ausschlagen; wenn aber einst, wie Bauer hofft und glaubt, Rußland seine Macht über das civilisirte Mittel- und Westeuropa ausbreitet, so wird es auch seine Regierungsform den Bedürfnissen der Regierten anpassen. Daß jene Träume in Erfüllung gehen, können wir mit Geduld abwarten.

Rußland hat in keiner Weise eine politische Sympathie seiner Ostseeprovinzen mit dem stets in sich uneinigen deutschen Mutterlande zu fürchten, denn das herrschende aristokratische Element von Esth-, Liv- und Kurland, welches allein durch Rußland gehalten wird, fände in Deutschland, am wenigsten im benachbarten Preußen, keinen Anhalt, wo die Adelsvorrechte längst geschwunden sind, der Adel als Körperschaft aufgehört hat zu bestehen. Es liegt also im Festhalten an Rußland das zwiefache Interesse der Ostseeprovinzen, und sie dürfen hoffen daß die Regierung des Reichs alles Mögliche thun wird, um sie durch eigenen Vortheil für alle Zeit an sich zu fesseln. Bauer hat für die Theilung Polens seinen eigenen Gesichtspunkt. Er sieht mit Recht in ihr den Sturz einer gegen Volksrechte revolutionnären Aristokratie, die aber zugleich, was Bauer zu erwähnen versäumt, in beständiger Völkerfehde nach außen sich charakterisirte. Die Ostseeprovinzen, welche freiwillig und unter Verträgen an den Scepter des russischen Reichs herantraten, welche ihre besten Kräfte dem russischen Staatsdienste widmeten, welche nie einen Versuch zum Abfall unternommen, werden des stets aufrührerischen Polen Schicksal, den Sturz der Verfassung nicht zu erleiden haben. Der intelligente baltische Adel hat wiederholt 1804, 1816, 1828 und 1851 bewiesen, er wisse selbst, wo den fortgeschrittenen Verhältnissen Rechnung zu tragen sei.

Rußland wird den zeitweilig gehemmten Verkehr seiner Mitbürger mit Mittel- und Westeuropa erleichtern und wünscht Nichts sehnlicher als ungehinderte Beschäftigung mit seinen eigenen, innern Angelegenheiten, es wünscht die Rolle eines Grenzwächters aufzugeben, welche ihm das Gebahren der westlichen Mächte auferlegt.

Es besteht heutzutage Nichts in der Welt allein für sich; nur in seinem Zusammenhange mit dem großen Ganzen erlangt das Einzelne vollen Werth, und nur nach diesem Werthmaßstabe dürfen wir es abschätzen. Aus den wenigen Einzelwissenschaften, welche unsere VoräItern und Aeltern anbauten, ist eine einzige Universalwissenschaft hervorgeschossen, deren zahllose Theile uns ohne Kenntniß des übrigen Ganzen unverständlich bleiben, wie das Ganze ohne Verständniß des Theils nicht einleuchten kann.

In solchem Sinne heißen wir endlich nochmals die schätzenswerthen Skizzen der Orographie und Hydrographie Liv-, Esth- und Kurlands von Rathlef willkommen, welche kaum noch eine „Skizze" genannt werden dürften. Das Ostseesüdküstengebiet tritt uns hier als untrennbares Glied des großen Festlandkörpers entgegen, an den es durch geographische Bedingungen auf immer gebunden ist. Karl Ritter erst sollte die wissenschaftliche Darstellung der Geographie ermitteln, durch ihn erst wurde dem Erdboden sein natürliches Recht der Beschreibung gegenüber wiedergegeben, durch ihn erst lernten wir auch die politische Sonderung und Verbindung der Staaten in ihrer Nothwendigkeit oder Zufälligkeit beurtheilen.

Bevor Rathlef zur eigentlichen physikalischen und localen Länderbeschreibung übergeht, führt er in geschichtlicher Reihenfolge die bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Geographie dieser Gegenden vor, gibt darauf einen anschaulichen Ueberblick über die Stellung der Ostseeprovinzen zum europäischen Continente und bringt demfolgend nach den wissenschaftlichen Forschungen der neuesten Zeit eine geognostische Uebersicht im Anschlusse an die Beschaffenheit des ganzen östlichen Ländergebiets.

Wir bemerken wie in Rußland ohne alle vermittelnde Zwischenglieder, unmittelbar auf die ältesten Formationen des silurischen und devonischen Systems die neuesten Diluvien und Alluvien sich lagerten. So pflanzte Peter der Große auf den alternden orientalischen Grund den Baum der Neuzeit, den modernen Staat.

Dem Rathlef'schen Werke sind außer zwei Karten neun Höhenprofile beigegeben worden, welche in der lithographischen Anstalt von Delius in Berlin ausgeführt, bedeutend gegen den in den Ostseeprovinzen gedruckten Octavband Text auf novembergrauem Papiere abstechen. Die Typographie und Papierfabrikation blieb in jenen Gegenden um mehr als ein bis zwei Jahrzehnde zurück!

Das Profil Nr. 1 auf Blatt 1 gibt einen solchen Längendurchschnitt durch die westliche, niedrigere Hälfte der Ostseeprovinzen, beginnt am Meere bei Reval, läuft über die Fellinsche Wasserscheide und Treiden am Aathal bis aufs Plateau von Lithauen bei Linkow.

Das Profil Nr. 2 auf Blatt 1 bringt einen andern ungefähren Paralleldurchschnitt durch die östlichen höchsten Gegenden des Landes. Es beginnt bei Kunda (einem Hafen am Finnischen Meerbusen), erreicht im Ebbafer-Mäggi (454') und Emmo-Mäggi die höchste Höhe des esthländischen Landrückens, zieht über den östlichen Wasserscheiderücken Livlands, wo Lais der culminirende Punkt (456'), und senkt sich tief zum Embachthale bei Dorpat (100'), steigt dann zum Odenpä-Plateau (etwa 100') an, erhebt sich im Munnamäggi (770') und Lenard bei Arrol (661') am höchsten, senkt sich zum Tammula-See bei Werro tief hinab (231'), um dann steil zu den Höhen des Haanhof-Plateau anzuklimmen, wo es im Munnamäggi den höchsten Punkt Livlands und der Ostseeprovinzen erreicht (997 pariser Fuß), zieht dann mit manchen wellenförmigen Hebungen und Senkungen nach Süden, senkt sich immer mehr und steigt dann wieder zum Aaplateau auf, wo es im Gaising-Kalns (968') seinen höchsten Punkt erreicht hat, senkt sich dann steil zum Dünaspiegel (etwa 200') bei der Ewstmündung, steigt nochmals das obere kurische Höhensystem an, wo der Ohrman-Kalns (513') sein höchster Punkt, und erhebt sich endlich gegen Maschwigli (627') an der kurischen Grenze auf dem Plateau von Lithauen. Die Länge dieser Linie vom Port Kunda bis Maschwigli 3½ Längengrade.

Das Blatt Nr. 2 gibt drei Querdurchschnitte von der Ostsee im W. bis an die Ostgrenze des Landes durch Esthland, durch Livland und durch Kurland; es dient zur Vergleichung der verschiedenen Oberflächengestalt der drei Provinzen. Esthland erscheint fast völlig flach, während Livland und Kurland großen Niveauwechsel bieten; zugleich dient es zur Vergleichung der Höhen, von denen Livland die höchsten, Esthland die niedrigsten Hauptpunkte aufweist.

Das Blatt Nr. 3 bringt in 4 Nummern verschiedene Einzelheiten, Höhenvergleiche, Einzeldurchschnitte besonderer Plateaus, Flußläufe und Verwandtes.

Die Höhenmessungen in Livland und den nächstangrenzenden Districten wurden den Beobachtungen Struve's entnommen, welche dieser bei der im Auftrage der Livländischen gemeinnützigen ökonomischen Societät zu Dorpat veranstalteten Triangulirung der Provinz feststellte.

Nachdem ich mit Aufmerksamkeit das ganze Werk Rathlef's durchgelesen, den Fleiß seiner Quellenarbeit in Erwägung gezogen, meine eigenen Localkenntnisse zu Hülfe genommen, habe ich die Ueberzeugung gewonnen daß es Jemandem schwer fallen sollte für dasselbe Territorium Besseres zu leisten.

Jegór von Sivers.

Zur biographischen Literatur.

1. Dr. Chr. H. Henkel, ein edles Charakterbild von G. Heusinger. Neustadt an der Haide. 1852. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Werthvolles aus dem Nachlaß des jungen Theologen Peter Löser. Mit einem Vorwort von Tholuck, herausgegeben und geordnet von Fr. v. d. Osten-Sacken und Hermann Odenwald (als Freunden des Verstorbenen). Zweite, vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Wohlgemuth. 1853. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Beides Denkmäler für verstorbene Personen die dem geistlichen Stande angehörten. Aber so verschieden die Charaktere deren Lob verbreitet werden soll, so verschieden ihr Alter, ihr Wirkungskreis und ihre Lebensaufgabe, so verschieden ist auch die Absicht der beiden Schriften.

Nr. 1 ist die Arbeit eines Pädagogen, an welchem Alles einen guten Kopf und ein tüchtiges Herz verkündigt. Er verehrt in Henkel, einem koburgischen Geistlichen und Director des Schullehrerseminars, seinen Lehrer und hat für diesen eine Hochachtung bewahrt, die an Vergötterung grenzt. Alles was er an seinem Lehrer bewundert, eine mächtige Persönlichkeit, einen männlichen Charakter, einen freien, lebendigen Geist, der den Interessen der Gegenwart nicht durch seinen Stand entfremdet werden konnte, ein tiefes, inniges Gemüth, voll von menschlichen und dichterisch-zarten Regungen, eine ungemeine Berufsfreudigkeit, welche eine Last die für drei Männer hinreichte aufsichnimmt: dies Alles wird mit raschen, scharfen Zügen dargestellt. Das Interesse des Büchelchens ist übrigens local, wie das für den Mann den es betrifft. Auch schleicht sich unmerklich eine polemisirende Absicht ein, welche der Verfasser vergeblich zu verschleiern sucht und welche dasselbe nur noch mehr in einen engen örtlichen Leserkreis hineinzwingt. Warum sollte nicht ein geistreicher Rationalist auch seine Widersacher und Verkleinerer finden, besonders wenn er todt ist. Henkel wäre nicht der Einzige, gegen dessen Leiche die hierarchisch-protestantische Partei zu Felde zöge.

Lächeln macht es uns daß Herr Heusinger gerade die zwei wichtigsten Capitel seiner Monographie bis auf die Ueberschriften und Motti gestrichen hat. Wollte er für seinen Lehrer wider einen Gegner eintreten, so mußte er auch nicht die Spitze seiner Lanze abbrechen. Entweder ganz schweigen oder ganz offen und rücksichtslos reden!

In dieser Rücksicht verdient Nr. 2 den Vorzug. Hier wird Nichts verschwiegen, Nichts zurückgehalten. Pereat die Discretion! Tholuck hat das Vorwort geschrieben.

In der berühmten Universitätsstadt Halle existirt eine Gesellschaft von Studenten der Theologie, welche ihre Zeit dazu benutzen, um an der Hand der Professoren Tholuck und Leo geistliche Erfahrungen zu machen. Diese Gesellschaft von jungen Leuten, welche frühzeitig ihre Jugend abthun, um ihr Fleisch und die Vernunft im Glauben zu unterjochen, bilden eine hoffnungsvolle Saat für die beabsichtigte deutsche evangelische Hierarchie. Mit dem Satan so vertraut als mit den Wunden Christi, verdammen sie den „ideenlosen Rationalismus" und die „vom Teufel erfundene Constitution". Sie haben vielleicht von diesen Dingen nur Das gehört was man im Colleg und beim Thee hören kann. Allein sie stützen ihre Ueberzeugungen auf eine Autorität auf die man sich verlassen kann. Und da die in Frage stehenden Dinge vom Teufel stammen, so ist es natürlich daß man sich hütet, sich an ihnen durch eigene Berührung die Finger zu verbrennen.

Peter Löser, der junge Theolog, gehörte dem Wingolf an, und durch Gottes Gnade mit Leib und Seele. Trotz seiner Jugend hatte er das Weltliche von sich abgethan. Er entsagte den Lüsten, er hörte auf weltliche Gedichte zu machen, die ihm mit Hülfe des bösen Princips hier und da nicht übel gelungen waren, und warf sich in die Arme Tholuck's und der andern Brüder in Christo. Sobald er hier die geistige Taufe erhalten, schrieb er nur noch Bußlieder und geistliche Bekehrungsbriefe.

Die weltlichen und geistlichen Geisteskinder des Verstorbenen werden nun durch Freundeshände dem Publicum vorgeführt. In der That ein rührendes Gemälde, das selbst bei den Verstocktesten seine Wirkung nicht verfehlen wird. Es spricht sich in den Producten welche der Bekehrung vorangehen, wirklich ein nicht unbedeutendes Talent, verbunden mit großer jugendlicher Unklarheit, aus. Dank den Bemühungen der Heiligen, die Gabe des Teufels ist nach der Bekehrung so ziemlich verschwunden. Statt dessen hat der Zögling sein Pensum brav eingelernt und manierliche Manieren angenommen. Er geht nicht mehr mit hoher Stirn, lachend, für Alles empfänglich, sondern gebeugten Hauptes, mit kläglichen Geberden, ein Feind der eiteln Gedanken und der frechen Vernunft. Seine jungen, aber schon greisenhaft zitternden Hände erheben sich abwechselnd zum Gebet und breiten sich bischöflich zum Segnen aus. Er ist ein Heiliger geworden, und Heilige zu machen allerwärts ist seine Aufgabe, zu der man ihn mit allen möglichen Mitteln gerüstet hat. Die Schulfloskeln fließen ihm vom Munde. Alles zusammengefaßt, er versprach ein großes Licht zu werden; allein die Schwindsucht zehrte ihn langsam dahin. Hätte er länger gelebt, so sah die Welt einen hallischen Apostel mehr.

Die Krankheit selbst breitet eine Art schwärmerischer Glorie um sein Haupt und steigert ohne Zweifel seine fanatischen Ausbrüche. Diese angelernte blinde Wuth gegen Alles was nicht orthodox, nicht gläubig ist, peinigt den unbefangenen Leser so sehr als die schwärmerische Lust, Heilige für den Herrn zu gewinnen. Indessen es ist ein Todter der vor uns gestellt wird, ein Jüngling noch dazu, der, noch unreif, in die Dressur der Hierarchen unwissend gerieth. Darum Nachsicht seiner Person, Anerkennung seinem Talente!

Nicht die gleiche Nachsicht verdienen die Herausgeber seines Nachlasses. Sie wollen zeigen daß auch in ihren Reihen Männer von Geist stehen: das ist ihnen nicht zu verargen; sie wollen beweisen daß sich auch bei ihnen das Zeug vorfinde, um irdisch zu glänzen, wenn man wollte: es sei; sie wollen dem Publicum ein Beispiel und Vorbild geben, wie es im Innern eines Wiedergeborenen aussehe: auch diese auf Propaganda abgesehene Coquetterie sei ihnen nachgesehen. Aber die Rücksichtslosigkeit welche die persönlichsten Dinge, Empfindungen, die jeder Mensch so heilig hält daß er sie nur Gott und einem Freunde anvertrauen würde und nur in privaten Briefen niederlegt, veröffentlicht, diese kann nicht von einem gewöhnlichen Menschen, sie kann nur von einem Wiedergeborenen begangen werden, der seinen Parteizwecken jede zarte Regung zu opfern gewohnt ist. 48.

Eine Geschichte der Generalstaaten in Frankreich.

Histoire des Etats-généraux de France, par *Rathery*.

Das Buch Rathery's ward durch eine Preisaufgabe der Französischen Akademie der Wissenschaften veranlaßt. Die Aufgabe ging dahin, eine summarische Geschichte der alten französischen Generalstaaten bis zu ihrer letzten Zusammenberufung unter Ludwig XIII. zu liefern, soweit als möglich den Mechanismus ihrer Zusammensetzung, den Gang ihrer Berathungen, die Natur und Ausdehnung ihrer Macht zu schildern und endlich die Ursachen zu bestimmen, welche sie verhinderten, sich zu der Stellung der englischen Parlamente zu erheben und eine regelmäßige Einrichtung der Monarchie zu werden.

Die Aufgabe war schwierig und groß. Schon der letzte Punkt allein mußte eigentlich eine vergleichende Geschichte Frankreichs und Englands veranlassen. Die zweite Frage war nicht

minder schwierig zu beantworten, denn die Generalstaaten hatten nicht die mindeste Grenze ihrer Macht. Sie waren Alles oder Nichts, jenachdem die königliche Gewalt schwach oder kräftig war. Wollte man daher die Aufgabe wirklich erschöpfend lösen, so hätte man ein Werk schreiben müssen das für eine Preisschrift schon zu umfänglich geworden wäre. Die Concurrenten erkannten auch wol daß man etwas Unmögliches nicht von ihnen verlangte, und Rathery hat deshalb bei seiner Geschichte der Generalstaaten nicht versucht, mehr davon zu wissen als Guizot, Thierry, als die ganze Akademie. Er hat dessenungeachtet in seiner Denkschrift vieles Interessante niedergelegt.

Es gibt in der französischen Geschichte keine bestrittenere Frage als die der Generalstaaten. Was soll man von ihnen denken? Was dachten ehedem die Franzosen von ihnen? Wenn die Generalstaaten lange nicht zusammenberufen gewesen waren, so hatten die Franzosen keinen größern Wunsch als sie endlich wieder einmal versammelt zu sehen. Sie warteten ungeduldig darauf daß eine schwache oder unglückliche Regierung ihnen diese neue Quelle von Erregungen öffnen werde. Ihre alten, lange vernachlässigten Freiheiten kamen ihnen wieder ins Gedächtniß. Es erscholl ein allgemeiner Schrei gegen die Misbräuche der Gewalt, gegen die Verschleuderungen des Hofs und die Unordnung der Finanzen, gegen das Unglück des Staats, der geburts- und verdienstlosen Günstlingen preisgegeben war. Die Generalstaaten schienen dann der letzte Nothanker; Adel, Klerus und Volk vereinigten sich in dem Verlangen nach ihnen. Der Klerus schmeichelte sich, daß die Abteien und Mitren nicht mehr Belohnungen für oft schmachvolle Dienste sein würden; der Adel, daß die größten Hofämter und gewinnreichen Posten nicht mehr die Beute von Emporkömmlingen seien; die Bürger, daß Wissenschaft und Unbescholtenheit allein zum Richteramt befähigen werde. Das arme Volk verlangte nur eine geringe Erleichterung der erdrückenden Lasten und einigen Schutz gegen die Gier der Soldaten und der Finanzleute. Die Generalstaaten sollten die enormen Besoldungen der königlichen Beamten herabsetzen. Fast immer verbanden einige große Seigneurs sich mit ihnen, um durch sie einen Günstling zu stürzen, dessen Platz sie einnehmen wollten; der Hof mußte endlich widerstrebend nachgeben und berief sie unter allgemeinen Jubel zu Jedermanns Hoffnung.

Allein Dank der Beweglichkeit des französischen Geistes folgte die Unpopularität nur zu bald. Die Sache ging nicht so schnell als man erwartet hatte; oft ward sie noch schlimmer. Die Staaten griffen Alles, da sie infolge ihrer seltenen Zusammenberufung dessen ungewohnt waren, ungeschickt und langsam an. Sobald es sich um eine Reform handelte, zitterten Adel und Klerus für ihre Privilegien, und eine Ligue aller Derer die vom Misbrauch lebten bildete sich. Die Städte und Aemter merkten bald daß die Erhaltung eines Deputirten viel koste und wenig einbringe. Statt gegen die Höflinge zu schreien, schrie man jetzt gegen die Redner; man erblickte in den Staaten nur einen Haufen Ehrgeiziger und Unruhstifter, nur eine neue Quelle von Ausgaben und Verwirrung. Man sehnte sich nach der Einheit der Gewalt zurück. Nicht mehr der König war Schuld an den Leiden des Landes, sondern die factiosen Staaten. Selbst die Geschichte, die dem Fürsten Johann seine Fehler und seine Verbrechen verzeiht, ist unerbittlich gegen Marcel, den Prévot der Kaufleute, den damaligen Tribun. Kurz, das Volk konnte die Unbequemlichkeiten der Freiheit ebenso wenig ertragen wie die Misbräuche und Bedrückungen der absoluten Gewalt. Die Deputirten ermüdeten endlich bei ihren vergeblichen Anstrengungen, sie sehnten sich nach Hause, man legte einige neue Taxen auf und die Staaten trennten sich mit dem lebhaften Wunsch, sobald nicht wieder zusammenberufen zu werden; ja sie baten sogar den König, künftig lieber seine Geschäfte allein abzumachen, und einige Jahre lang sprach man nicht mehr von den alten Freiheiten, bis das Uebermaß der Misbräuche die Unzufriedenheit endlich wieder aufs äußerste brachte.

Auf diese Weise geriethen die Generalstaaten ebenso sehr beim Volke wie bei den Fürsten in Miscredit. Da sie nur in der äußersten Noth zusammengerufen wurden, so knüpfte sich an sie die Erinnerung an die unangenehmsten Zeiten, an die Wirren in Paris während der Gefangenschaft König Johann's, an die Anarchie des Königreichs während des langen Wahnsinns Karl's VI., an die bürgerlichen und religiösen Zwiespalte unter den schwachen Valois. Wenn das Königthum in ruhigern Zeiten sich an sie wandte, so geschah dies nur, damit sie mit ihrem Namen eine neue Steuer genehmigen sollten, was nicht wenig zu ihrer Unpopularität beitrug. Die ganze Politik des Hofs bestand darin, sie ihre Ohnmacht fühlen zu lassen. Sie verschwanden, ohne großes Bedauern zu hinterlassen; die Regierung hatte es blos noch mit den Parlamenten zu thun. Gleichwol genügte ihr Name noch, um die absolute Regierung zu beunruhigen. Die Campan in ihren Memoiren erzählt, daß als der Widerstand der Parlamente Ludwig XV. soviel Aergerniß bereitete ein Höfling gesagt habe, es sei vielleicht nöthig die Generalstaaten zusammenzurufen; allein der König rief: „Mein Herr, wiederholen Sie nie wieder diese Worte. Ich bin nicht blutdürstig; allein wenn ich einen Bruder hätte und dieser wäre fähig einen solchen Wunsch zu hegen, so würde ich ihn binnen 24 Stunden der Dauer der Monarchie und der Ruhe des Königreichs opfern!"

Ludwig XIV. selbst hörte gegen das Ende seiner Regierung jenen furchtbaren Namen. Einen Augenblick hatten die in Utrecht versammelten Mächte den Gedanken von ihm die Intervention der Generalstaaten zu verlangen, nicht allein der größern Feierlichkeit wegen, sondern auch um dem Ehrgeize Ludwig's XIV. einen Zügel anzulegen. Allein Ludwig hätte lieber zwei Provinzen seines Königreichs abgetreten als eine solche Bedingung genehmigt. Die Polemik die sich bei dieser Gelegenheit entspann, ist interessant vermöge des geheimen Instincts der bereits die Völker und die durch den Krieg ermatteten Fürsten die Wichtigkeit des Friedens und der Freiheit merken ließ. Ernstlicher war von einer Zusammenberufung der Generalstaaten unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans die Rede. Fénélon hatte daran gedacht. Der Herzog von St.-Simon hätte, seine Memoiren beweisen es, keine Opposition gemacht. Es war einer jener Augenblicke eingetreten, wo die Gefahren und Uebel einer Regierung ohne Gegengewicht sich lebhaft fühlbar machen und die Völker auf sich selbst hingewiesen werden. Frankreich war erschöpft, seine Finanzen durch einen zehnjährigen Krieg in fürchterlicher Unordnung. Es ist nicht wahrscheinlich daß der Regent ernstlich an jenes äußerste Hülfsmittel gedacht hätte; indeß kam es so weit daß der Cardinal Dubois in einer langen und piquanten Denkschrift den Vorschlag mit allen Gründen einer feinen und tiefen Politik bekämpfte. Er wies auf den hartnäckigen Widerstand der Parlamente hin, welche doch nicht die Nation repräsentirten. Mit den Generalstaaten sei man in üblerer Lage. Den Vertretern der Nation konnte man nicht sagen daß sie dies nicht seien. Gegen dieselben war man der Truppen nicht sicher. „Vergessen wir nie", fügte Dubois hinzu, „daß das größte Unglück der Könige ist nicht mehr den blinden Gehorsam der Soldaten zu besitzen; wird dieser Gehorsam compromittirt, der doch die einzige Quelle des Königthums ist, so setzt man sich den bedenklichsten Gefahren aus. Hierin liegt in der That die schwache Seite der Monarchien, die man dem Volke nie, selbst nicht bei den größten Gefahren des Staats zeigen darf."

Noch 60 Jahre lang sollte die Theorie des Cardinals Dubois das Geheimniß der französischen Regierung sein, arcana imperii, wie Tacitus sagt. Damals ging die Idee die Generalstaaten zu berufen nur von einem kleinen Kreise von Staatsmännern und Utopisten aus. Erst im Jahre 1789 sollte sie wieder eine öffentliche Leidenschaft werden.

Leider bleiben die Menschen immer dieselben. Dieselben Ursachen welche die alten Generalstaaten ihre Fehler hatten begehen lassen, zeigten sich auch 1789. Es traten derselbe Enthusiasmus, dieselben Illusionen, dieselbe Enttäuschung wieder ein. Die Constituante unternahm gleich den Staaten des 14. und 15. Jahrhunderts eine Reform der Regierung, statt sich auf einzelne Principien zu beschränken. Man zerbrach die alten gewohnten Formen auf die Gefahr hin die sociale Ordnung zu zerstören. Im Jahre 1789 bedurfte es blos zweierlei: die Bewilligung der Abgaben und die periodische Einberufung der Staaten. Mit diesen beiden Rechten hatte man Alles; man brauchte dieselben aber nicht erst in einem eingebildeten Contrat social zu suchen, sondern fand sie schon in der alten französischen Geschichte. Etwas was man in England stets, in Frankreich nie begriffen hat, ist, daß ein gut Stück altes historisches Pergament immer noch besser dazu taugt eines Volkes Freiheit zu gründen als die schönsten Theorien.

Liest man das Buch Rathery's, so stößt man immer auf frühe Anklänge an die Geschichte von 1789 und der Constituirenden Versammlung. In Frankreich hat es nie an Philosophen und Rednern gefehlt, wol aber an Staatsmännern. Das 14. Jahrhundert hat seine Mirabeau und Pétion wie das 18. gehabt. Dreihundert Jahre vor Mably und Jean Jacques sprach man in den Versammlungen des Dritten Standes von der Volkssouverainetät, bis Jedermann darüber gründliche Langweile empfand. Währenddessen ließen sich die Barone Englands in Verbindung mit dem Klerus und später den demüthigen Vertretern der Gemeinen, im Nothfall mit dem Degen in der Faust, aber immer achtungsvoll vor der Constitution, einige Rechte anerkennen die sehr positiv waren. Diese angesammelten Rechte haben zuletzt die gesetzliche Allmacht des Parlaments gebildet. Wenn jemals das Menschengeschlecht sich in eine universelle Republik verwandeln will, so kann es in der französischen Geschichte nicht seine Vorgänger finden. Die Völker aber welche frei sein wollen müssen nach England blicken.

Die Generalstaaten, ohne es zu wollen, haben immer nur der absoluten Gewalt in die Hände gearbeitet. Sie haben treffliche Ideen gehabt, ohne eine einzige realisiren zu können. In ihren Heften und in ihren Wünschen findet man den Keim aller der Reformen welche Frankreich jetzt genießt. Jene armen Bürger des 14. und 15. Jahrhunderts foderten bereits Einheit der Gewichte und der Maße, Reform der Civilgesetzgebung, gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben. Wenn sie sich noch nicht zum Gedanken der Glaubensfreiheit erhoben, so geschah dies weil sie den unüberwindlichen Widerstand dagegen kannten. Dagegen fehlte ihnen etwas mehr Mäßigung und gesunder Menschenverstand. Das Königthum entlehnte geschickterweise Alles von ihnen was seinen Interessen nicht zu sehr widerstritt und erwarb sich den öffentlichen Dank durch Bewilligung einiger Reformen, während Die welche den ersten Anstoß dazu gegeben hatten häufig noch den öffentlichen Haß auf sich luden. Und sonderbarerweise waren die Reformer immer, sobald sie vom Könige in seinen Rath berufen worden waren, geschickte Minister und ergebene Diener. Der Jakobinismus und der Machiavellismus berühren einander mehr als es scheint. Mirabeau wäre unter einem starken König ein Richelieu geworden.

Die Ursachen der Ohnmacht der Generalstaaten waren also hauptsächlich auf der einen Seite der sich überstürzende Eifer Alles zu ändern, auf der andern die auf Alles Verzicht leistende Kleinmüthigkeit. Hierzu kam als dritte Ursache noch die Uneinigkeit im Innern der Generalstaaten selbst. Die Parteien der modernen Kammern vertraten damals die verschiedenen Volksclassen, und Saulx-Tavannes entwirft ein trauriges Bild von den Zwistigkeiten und Eifersüchteleien jedes Standes gegen den andern und der Mitglieder der einzelnen Stände unter sich.

Und doch ist der Weg den die Generalstaaten in der Geschichte genommen haben nicht ohne Ruhm. Wenn sie auch nicht neue Institutionen gründen konnten, so bewahrten sie doch den französischen Nationalgeist, und das gedrückte Volk blickte auf sie als auf den letzten Hoffnungsanker. Ihr Einfluß findet sich von Jahrhundert zu Jahrhundert im Fortschritt der Civilgesetzgebung und der Verwaltung wieder. Mit ihrer Hülfe wiesen die französischen Könige die übermüthigen Foderungen des römischen Hofs zurück, mit ihnen errichtete Karl VII. stehende Heere. Ihre Protestationen, von Zeit zu Zeit wiederholt, hinderten die Versuche zur Vernichtung der Freiheiten. Liest man ihre Hefte, so erstaunt man die modernen Wünsche die solange erstrebt wurden schon damals ausgesprochen zu finden. Man darf sie also nicht zu schnell verdammen, wenn sie das rechte Maß und die rechte Ausdauer nicht gefunden haben.

15.

Don Juan und der steinerne Gast.

Für das Libretto zu Mozart's „Don Giovanni" hat die spanische Bühne den Stoff hergegeben; Vermittlerinnen wurden die italienischen und französischen Theater, denn nach dem Jahre 1620 ging „Don Giovanni" bereits über die Bühne Italiens, seit 1659 über die Bühne Frankreichs unter dem Titel „Le festin de Pierre", in dreifacher Bearbeitung, deren letzte von Molière ist. Das ursprüngliche Stück, das man nachahmte, gerade so wie neuerdings noch das „Weib des Urias" von Alfred Meißner den „Lágrimas de David" des Felipe Godinez nachgebildet zu sein scheint, ist von Padre Fray Gabriel Tellez, der unter dem Namen Tirso de Molina*) schrieb, und führt den Titel: „El burlador de Sevilla, y convidado de piedra." Moratin nennt dieses Drama Molina's „comedia que siempre repugnará la sana critica y siempre será celebrada del pueblo". Es hat in Spanien selbst durch den Kammerherrn Philipp's V., Antonio de Zamora, um 1722 eine zweite Bearbeitung, in der es sich auf dem spanischen Theater erhält, erfahren, und von Schack (II, 592) erzählt, die Sage von den Freveln des Don Juan Tenorio zu Sevilla, dessen alte, angesehene Familie längst ausgestorben, lebe noch immer im Volke zu Sevilla und werde in Romanzenform auf den Plätzen daselbst in fliegenden Blättern verkauft. Ueber das Alter seiner Familie läßt Molina im dritten Acte den Don Juan sich also aussprechen:

> Yo soy noble caballero,
> cabeza de la familia
> de los Tenorios antiguos,
> ganadores de Sevilla.
> (Jahr, 1248. Mariana, XIII, 5—7.)

Ueber das Grabmal, in dem Don Juan sein schreckliches Ende findet, verordnet der König am Schlusse des Stücks:

> Y el sepulcro se traslade
> en San-Francisco en Madrid,
> para memoria mas grande.

Das Stück spielt unter König Alfons XI. von Castilien,

*) El maestro Tirso de Molina starb um 1648. Aus seiner Novellensammlung „Los cigarrales de Toledo" theilt der zu Madrid 1851 erschienene achtzehnte Band der „Bibliotcca de autores españoles" die Novelle „Los tres maridos burlados" mit; aber weder Don Cayetano Rosell, der eine Einleitung zu diesem Bande gibt, noch Don Juan Eugenio Hartzenbusch (Don Juanito), auf den sich Rosell beruft, haben angemerkt daß in der „Coleccion de novelas escogidas" (I, 1 fg., Madrid 1787) diese Novelle (wol fälschlich) auch dem Isidro de Robles, natural de Madrid, zugeschrieben wird, von dem Nicolas Antonio (I, 826) berichtet: „Isidorus de Robles scripsisse dicitur atque edidisse anno 1666 aut circiter Novelas." Bei beiden Abdrücken kommen hin und wieder Abweichungen in Bezug auf einzelne Wörter vor. Man vergleiche auch zu dieser Novelle den Entremes „La fantasma" in Huerta's „Theatro hespañol" (IV, 324 fg.).

gestorben 1350. Anziehend darin ist im ersten Acte die Beschreibung Lissabons, die Don Gonzalo de Ulloa (der steinerne Gast des dritten Actes) dem Könige macht, wie auch die Tischscene in der dritten Jornada, wo der Gracioso Catalinon das Abkühlen des Weins durch Schnee (seit Karl V. üblich) erwähnt und die Frage stellt an den steinernen Gast: „Prémiase allá la poesía?" (Vergl. Moreto's „No puede ser", jorn. I.)

Don Gonzalo de Ulloa ist jedoch nicht der einzige steinerne Spuk den die spanische Bühne aufzuweisen hat. Einen zweiten bringt Lope de Vega in seiner comedia famosa „Dineros son calidad" („Geld ist Geltung") (Murcia, á costa de Juan Lopez mercader de libros), auf die Breter. Der Inhalt dieses Stücks ist folgender:

Die Herzogin Julia Laurencia von Calabrien zieht nach dem durch einen Sturz vom Pferde erfolgten Tode ihres Bruders Ludwig, der Heinrich den Großen, König Italiens und beider Sicilien, ermordet und sich des Throns bemächtigt hatte, feierlich als Königin in Neapel zu Fuß ein. Der alte Graf Friedrich, der dem Könige Heinrich treu gedient und ihm sein ganzes Vermögen, zwei Millionen, geliehen hatte, aber durch Ludwig seiner Güter beraubt und aller Würden entsetzt worden war, besaß nicht einmal einen Teppich mehr, um damit sein ärmliches Haus für diesen festlichen Tag zu schmücken, sondern nur seine drei Söhne, Otavio, Rufino und Luciano, die er denn auch an die Mauer des Hauses treten und sie, um die nackte Wand besser zu bedecken, die Arme ausbreiten läßt. Julia bleibt über einen solchen Festschmuck verwundert stehen, fragt, erfährt des Grafen Schicksal aus dessen Munde und gibt ihm darauf den spöttischen Rath, er solle wieder zu Geld zu kommen suchen, dann werde er auch wieder sein, was er früher gewesen, angesehen und mächtig. Alsbald entschließen sich die Söhne zum Schmerz des Vaters, ihn zu verlassen und auszuziehen, um Reichthum zu gewinnen. Lucila, die als Dienerin und niedriger Herkunft in Friedrich's Hause aufgewachsen ist, tröstet den alten Grafen über den Weggang der Söhne und verspricht treulich bei ihm auszuhalten. Rufino will Krieger werden, Luciano Gelehrter, Otavio auf gut Glück in die Welt hinausziehen und abenteuern; ihm folgt der Diener des heruntergekommenen Hauses, der Gracioso Macarron, weil Otavio's Entschluß als der thörichtste immer noch der beste sei. So gedenken sie dem armen alten Vater wieder aufzuhelfen. König Heinrich hat eine Tochter Camila hinterlassen, die ihrem Vater in einem festen entlegenen Schlosse am Meere ein Grabdenkmal hat errichten lassen, wo sie ihn tief betrauert, als ihr der Condestable Amadeo die Kunde von Ludwig's Tode bringt, was sie zu Rüstungen veranlaßt, um Neapel wieder zu gewinnen und ihren Vater zu rächen. Zugleich hat auch Julia in einem Aufrufe Demjenigen der ihr Camila überliefern würde, Alles was er in Neapel von ihr fodern werde zu geben versprochen. Otavio und Macarron treffen mit Camila vor dem Lager zusammen und diese befiehlt, sie neben ihrem Zelte einzuquartieren. Darauf erscheint Rufino, raubt Camila, wirft sich mit ihr auf ein Pferd und bringt sie, nachdem er ihr erklärt, er habe diese That um seines Vaters willen vollbracht und aus kindlicher Liebe, und Camila ihm einen Edelstein geschenkt hat, nach Neapel zu Julia, wo ihn der Almirante Cesar, um die That für sich auszubeuten, gefangensetzen läßt. Allein Julia erfährt durch Camila daß Cesar nicht Der ist durch den sie in ihre Gewalt gebracht worden ist, und so muß der Almirante den gefangenen Rufino herbeiführen lassen, dem Julia nun gebietet, in einem Bittschreiben ihr seine Foderung kundzuthun. Rufino hat freudvoll den Edelstein verkauft, für sich und seinen Vater anständige Kleidung angeschafft diesen aufgesucht und tritt mit ihm vor Julia, die inzwischen durch Cesar erfahren hat daß der Condestable Amadeo heimlich für Camila rüste, der Statthalter und die Minister untreu und Graf Friedrich mit seinen Söhnen die wühlerischsten seien; Julia zerreißt die Bittschrift und verbannt Rufino und Friedrich aus Neapel. — Luciano ist in Paris Doctor der Rechte geworden und wird Julien, die ihren Statthalter verbannt und sich um einen andern an ihren Vetter, den König von Frankreich, gewendet hat, von diesem nach Neapel gesendet. Luciano trifft mit seinem Vater, der sich verkleidet und verborgen in einem Dorfe aufhält, vor Neapel zusammen und sendet seinen Freund und Studiengenossen, den Franzosen Urbano, der ihn aber anzuschwärzen gedenkt, an Julia voraus. Diese unwillig, daß ihr der König statt eines Franzosen einen Neapolitaner, der nach Urban's Einflüsterung noch dazu niedern Standes sein soll, schickt, zerreißt, als Luciano selbst erscheint, des Königs Schreiben, ernennt den Urban zum Statthalter und gebietet dem Luciano, Neapel augenblicklich zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Otavio hat in dem festen, durch Julia's Leute aber zerstörten Schlosse, Camila's früherm Aufenthaltsorte, mit König Heinrich's Geiste gekämpft und die zwei Millionen erhalten, die er der mittlerweile durch Rufino's Hülfe aus Neapel glücklich entkommenen Camila zur Anwerbung von 12,000 Mann zugestellt hat. Die Mannschaften sind fremdartig eingekleidet worden und stehen vor Neapel. Otavio führt den Macarron als Gesandten des Wojewoden von Siebenbürgen, der auf dem Wege nach Rom sei, vor Julia, um seine Botschaft auszurichten. Draußen entsteht Lärm; Camila's Völker besetzen die Stadt; die Bürger jubeln ihr entgegen. Sie selbst tritt in Wojewodentracht ein und entsetzt Julien des Throns. Otavio erhält von ihr die Hälfte des Reichs und ihre Hand; er schenkt die Insel Sicilien sofort seinem Bruder Rufino, die dieser der Julia Laurencia zu Füßen legt; er bittet um ihre Hand und sie wird ihm nicht versagt. Luciano bekommt das Herzogthum Calabrien, Macarron, der die Lucila heirathet, 6000 Dukaten jährlicher Rente. Der alte Graf wendet sich sich zu Julia mit den Worten:

> Laurencia, reich und geachtet
> kann ich denn zu dir jetzt sagen,
> wie du triumphirend sagtest:
> Geld ist Geltung.

Das Stück ist, wie man sieht, eine echte comedia famosa, laut Yriarte's scherzhafter Begriffsbestimmung „de tragoedia, in qua repraesentantur homicidia scandalosa; de comedia, in qua tractatur de amoribus prophanis sub praetextu matrimonii" („Obras", II, 167 fg.; Madrid 1787). Die Geisterscene, um die es sich hier hauptsächlich handelt, spielt zu Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Actes. Otavio und Macarron kommen an einem Winterabend arm und hungerig zu einem düstern Thale; finstere Wolken thürmen sich auf; Otavio ist in Verzweiflung und ruft die Dämonen. Er erkennt die traurige, wüste Gegend als diejenige wieder, wo er Camila zum ersten male gesehen und sein Herz an sie verloren hat. In der Ferne erblicken sie ein Gebäude in Trümmern. Auf einem Berge erscheint ein Hirt, Clarindo, der ihnen berichtet, die nächsten bewohnten Orte seien zwölf Meilen entfernt, die Hirten hätten sich vor den Soldaten in diese öden Berge geflüchtet, er selbst habe jetzt weder Hütte noch Milch noch Brot, der nach Lebensmitteln ausgeschickte Schäferbursch werde morgen erst zurückkehren. Auf die Frage, ob es denn kein Obdach für die Nacht gebe, erzählt der Hirt sie seien Nachts in dem wüsten Schlosse geblieben, aber der Lärm, das Klagen und Seufzen und die höllischen Stimmen die sich dort hören ließen hätten sie wieder in die Berge gejagt. Macarron vermuthet, es möchten Schneiderseelen sein, die dort nähten, aber Clarindo berichtet, der ermordete König von Neapel liege da begraben, er selbst habe ihn in weißem Stein ausgehauen gesehen und müsse sich wundern daß ein König der ein so gerechter und frommer Mann gewesen sein solle, umgehen müsse; doch behaupteten Andere, es gehe dort die Seele eines gewissen Ludovico, seines Mörders, um. Da entschließt sich Otavio, die Nacht dort zuzubringen, denn da seien Teufel und Teufel seien feig. Clarindo bemerkt, bei Tage könne man un-

gestört hineingehen; kein Wanderer verfehle das Schloß zu besuchen, es gebe viel Schönes darin zu sehen, vorallem ein Grabmal von Jaspis, wo der König in Alabaster auf den Knieen liege; er ladet sie ein, mit ihm hineinzugehen. Macarron fürchtet sich und Otavio muß ihn endlich in den Armen hineintragen. So kommen sie zu dem Grabmale, das die Soldaten verschont haben, und erblicken den König in Stein ausgehauen, auf den Knieen liegend, unter einem schwarzen Thronhimmel; am Grabmale befindet sich eine lateinische Inschrift. Otavio schlägt unter dem Wunsche, der König möchte lebendig vor ihm stehen, mehrmals mit dem Schwerte auf die Bildsäule los und fodert für sich, für seinen Vater und seine Brüder Ehre und Vermögen zurück. Sie schicken sich an, in einem Saale des Schlosses zu übernachten. Damit endet der zweite Act. Der dritte Act beginnt damit daß Otavio, Macarron und Clarindo im Finstern weiter im Schlosse herumtappen. Clarindo und Macarron berühren sich mit den Händen und meinen, eine spukende Seele habe sie gepackt. Clarindo sagt, hier sei eine Galerie die zu einem Gemüsegarten führe, der mit einem andern Theile des Schlosses in Verbindung stehe, auch gebe es hier eine Cisterne, in die sie bei der Finsterniß fallen könnten; daher sei es gut, nicht weiter zu gehen. Macarron will die Nacht lieber im Freien zubringen, wagt sich aber allein nicht hinaus und räth endlich sich niederzulegen. Otavio sagt, Alles was man von Geistern erzähle sei Lüge und Abgeschmacktheit, und ermahnt den Macarron, ein wenig zu schlafen. Dieser erwidert: „Ich wollte wol, da ich aber nicht gegessen habe, ist mein Kopf gleich dem Koffer eines Spielers und dem Hause eines Dichters; wie soll ich also bei solcher Leere im Kopfe schlafen können! Herr, Freund, Herr, erwache, Freund erwache! Wahrlich sie sind eingeschlafen. Daß es auch solche Schufte gibt, die, wenn sie kaum sich niedergelegt haben, auch schon den Schlaf in den Augen haben und schnarchen daß es aussieht als höben sie ihn im Schubsacke auf." Er holt den Rosenkranz hervor, weil er einzuschlafen fürchtet. Als er das Paternoster anhebt, ertönt Kettengerassel, das sich mehrfach wiederholt. Macarron sucht den Clarindo, dazwischen immer fortbetend, zu wecken, der ihm auch halb im Schlafe antwortet. Da ertönt ein Ach und näher kommendes Kettengeklirre und neue Ach! Macarron weckt den Otavio. Der König Heinrich ruft den Otavio und heißt ihn mitgehen. Otavio mag nicht ohne Licht; Heinrich will, Macarron soll es anzünden, der sich entsetzt weigert. Da läßt der König Licht angezündet werden und es zeigt sich eine brennende Kerze. Die Geisterstimme fodert nun den aufs heftigste erschrockenen Otavio entschieden zum Mitgehen auf und fragt, ob er nun zittre und feig sei. Otavio rafft sich auf, um der Stimme zu folgen, als ihm der König selbst erscheint; Otavio, im hohen Zorn, leuchtet voran und Beide gehen miteinander hinaus, Macarron und Clarindo ihnen nach. Im Garten angelangt, will der alabasterne König den Otavio tödten und dieser heißt den König das Schwert ziehen. Heinrich will jedoch vorerst hören, was für Klagen Otavio wider ihn habe, die dieser ihm auch vorträgt. Da der König die Beschwerden für ungerecht erklärt, den Otavio hart anläßt, daß er ihn in seiner Alabasterbildsäule geschändet habe, und ihn in Stücke zu reißen droht, schlägt Otavio mit dem Schwerte drein, streicht aber in die Luft. Die Erscheinung sagt: „Stein siehst du und mit dem Winde kämpfst du, hier thut's das Schwert nicht." Otavio fodert zum Ringen, denn er will lieber sterben als den Kampf unbestanden lassen. Nun erklärt der König, er habe bisher nur Otavio's Muth prüfen wollen, dieser solle, sobald es tage, an der Stelle, wo er, der König stehe, zum Zeichen einen Nagel einschlagen lassen und nachgraben, er werde die zwei Millionen finden; mit diesen solle er seine Tochter Camila aufsuchen und ihr wieder zu ihren Staaten helfen. Das will Otavio nicht glauben, aber Heinrich betheuert ihm die Wahrheit bei der Pein die er leide, und versichert zugleich, nun, da er Wiedererstattung geleistet, werde er sogleich aus dem Fegefeuer herauskommen. Zum Abschied läßt er sich Otavio's Hand reichen; dieser schreit auf: „Du verbrennst mich, laß los, laß los!" Hierauf versinkt der König in die Erde und Otavio fällt ohnmächtig zu Boden. Macarron und Clarindo kommen herbei, Ersterer muß den Nagel einschlagen, nagelt aber seinen Mantel mit auf u. s. w.

Diese Scenen sind voll des köstlichsten Humors. Uebrigens vergleiche man Moreto's „Las travesuras de Pantoja" und „El mejor amigo el muerto", dessen erste Jornada von Luis de Belmonte, die zweite von Francisco de Rojas, die dritte von Calderon ist, nicht aber, wie es in Nr. 16 d. Bl. f. 1852 heißt, von Calderon, Juan de Castro und Lope de Vega. „Cancioneiro general", II, 197: „Depoys dabatalha no campo fycon, Os mortos naquela metendo so terra." Höchst wahrscheinlich ist die Sage von Don Juan und dem steinernen Gaste nicht das Ursprüngliche; der Kern derselben ist der steinerne Spuck, Don Juan und Otavio sind hinzugethan. Es gilt hier ein vaya de cuento, und wir haben es mit einem cuento de viejas zu thun. Man hat diese cuentos, so beliebt sie auch immer im Volke Spaniens gewesen sind, viel zu gering geachtet, ja von Seiten der Gelehrten selbst wieder manchen cuento de viejas über sie gemacht. Schon Don Gregorio Mayans y Siscar, bibliotecario del rey, in seiner Lebensbeschreibung des Cervantes vor der Ausgabe des „Don Quixote" (S. 18 und 37, Madrid 1782) spricht sich geringschätzig über sie aus, und Don Agustin Duran im „Romancero general" hat die Sache zu leicht genommen. Sie verdienen eine Würdigung für sich. 49.

Miscellen.

Zunftgeist im 17. Jahrhundert.

Wie die Zünfte im Mittelalter streng auf Ehre, Reinheit und Unbescholtenheit ihrer Mitglieder sahen, so konnte es doch nicht fehlen daß dieser Zunftgeist auch ausartete und zu vielen Misbräuchen und Irrthümern Anlaß gab. So fand ich in Acten des 17. Jahrhunderts den Fall daß ein junger Bürger zu Paderborn in die Zunft der Wandschneider wollte aufgenommen werden, die Aufnahme ihm aber versagt wurde, weil sein Vater in der Jugend Spielmann (Musikus) gewesen, seine Mutter aber eine Müllerstochter sei. Vergebens protestirten Vater und Sohn und versicherten daß Ersterer gar nicht in die Classe der Pfeifer und Spielleute gehört habe die Andern für Geld dienten, daß auch der Vater der Frau des Letztern Mühlenmeister gewesen sei; vergebens wurden die ehrenvollsten Zeugnisse beigebracht. Die Zunft weigerte die Aufnahme und die an ihrer Ehre Gekränkten klagten gegen die Wandschneider beim Hofgericht zu Paderborn. Ein mit immenser Gelehrsamkeit ausgestattetes Responsum der Juristenfacultät zu Gießen sprach, gestützt auf die Reichsgesetze von 1548 und 1557, für die Kläger. Die Juristenfacultät zu Köln war aber anderer Meinung, und nach achtjährigem Proceß erkannte das Gericht nach ihrem Gutachten gegen die Kläger. Es wurde an das Reichskammergericht appellirt, wo aber die Sache bald liegen blieb. Die Rechtfertigung der Musik, wie sie in einer Proceßschrift des Klägers von 1646 vorkommt, theilen wir als eine Curiosität mit. Es heißt da: „Die musica ist keineswegs verächtlich zu schätzen; viel weniger daß die Kinder, respectu parentum, dadurch infamirt und von ehrlichen Aemtern abzuhalten sein sollten; angesehen daß Kaiser, Könige und Fürsten die Musik in hoher Aestim haben, sich selbst darin exerciren und Andere mit trefflichen salariis dazu halten und bestellen; daß auch Gott und seine Heiligen in Kirchen und Kapellen durch die Musik fürnehmlich geehrt und die Gemüther zur Andacht bewegt werden, cum per oblectamenta aurium (ut ait S. Augustinus, tit. 10, c. 33 „Confess".) infirmior animus in affectum pietatis assurgat; wie denn auch männiglich bekannt daß die musica nicht allein für eine edle freie Kunst gehalten

wird, sondern es haben auch die legislatores darauf groß Aufmerksamkeit gehabt. Aristoteles und Platon in ihren Büchern «De republica» haben viele gute Sachen davon geschrieben. Auch Marcus Tullius sagt «De legibus» (lib. II): «Assentior Platoni, nihil tam in animos teneros atque molles influere, quam varios canendi sonos, quoniam vix dici potest, quanta sit vis in utramque partem etc.» Ueber das auch die Engel selbst sich der Musik gebrauchen, und ist aus Heiliger Schrift bekannt wie der König David vor der Arche Gottes auf der Harpfen gespielt und musicirt habe; wie daraus zu ersehen daß die musica überall geehrt und nicht für ein solch Werk zu achten sei, daraus infamia erfolge, oder derwegen Einer von ehrlichen Aemtern auszuschließen." Wenn wir uns erinnern daß die berühmte und hochgeehrte Sängerin Mara auch eines armen Stadtmusikanten Tochter war, und wenn wir sehen mit welchem Glanz unsere Virtuosen umgeben werden, so erkennen wir wie Zeiten und Ansichten sich geändert haben. 13.

Die Freiheiten der frankfurter Messe im Mittelalter.

Eine Messe zu Frankfurt a. M. bestand schon vor 1330; in diesem Jahr bewilligte Kaiser Ludwig der Baier dieser Stadt die zweite, die Ostermesse. Es fehlte nicht an Privilegien mit denen man sie ausstattete, um den Meßfremden das Leben so angenehm als möglich zu machen. Meßfremde durften nicht blos nach Mitternacht noch Wein trinken, sondern auch während der Fastenzeit Butter, Käse, Eier und Fleisch essen; Papst Sixtus IV. hatte dies ausdrücklich erlaubt. Auch das Spiel war privilegirt; damit es ehrlich zuging, verkaufte der Rath selbst die Würfel dazu; 1432 nahm er für 8000 Würfel 12 Pfund Heller ein. Er vermiethete auch Spielhäuser; der Heißenstein (jetzt Gasthof zum Schwan) wurde in der Messe mit 200—400 Goldgulden abgelassen. Die auch im Mittelalter bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden Dirnen mußten dem Nachrichter doppeltes Schutzgeld zahlen, und es ward ihnen 1493 infolge Rathsschlusses verboten sich in die Tänze ehrbarer Frauen zu mischen und „in den Kirchen mit ehrbaren Leuten in dem nämlichen Stuhle zu sein". Ferner hatten auf den Messen die „Marxbrüder", d. h. die Fechtmeister, das Recht Meister des langen Schwerts zu creiren, und auch die „Theriakkrämer und Landfahrer, die Steinschneider, Oculisten und Zahnbrecher" sollten geduldet werden, „so sie bei Dem bleiben was sie gelernt haben".

Das Römische Reich geht durch — eine Bremse unter.

Der griechische Geschichtschreiber Sozomenos erzählt: Ein Ochse wurde von einer Bremse gestochen; der Ochse lief durch einen See; ein Hunne dem er gehörte verfolgt ihn und findet den Weg zu den Gothen, die am andern Ufer wohnen. Er bringt die Nachricht von dem schönen Lande jenseit des Sees zu den Seinigen zurück und veranlaßt dadurch die Völkerwanderung, durch welche das Römische Reich gestürzt und die gesammte Alte Welt umgestaltet wird. Schade daß diese Erzählung nicht verbürgter als durch den Namen eines Sozomenos ist!

Ein Wort Alba's.

Nach dem Siege Karl's V. über den Kurfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg trug man sich im kaiserlichen Lager mit der Sage: die Sonne habe an diesem für die Protestanten unglücklichen Tage länger geschienen. Als man hierauf Karl's Feldherrn, Herzog Alba, befragte, ob dieses Gerücht zu glauben sei? antwortete er: Er habe an diesem Tage zu viel auf der Erde zu thun gehabt, um sich um die Sonne am Himmel zu kümmern. 39.

Bibliographie.

Bechstein, L., Volks-Erzählungen. Altenburg, Pierer. 8. 18 Ngr.

Belani, H. E. R., Hohe Liebe. Aus dem Leben des Freih. Friedrich v. d. Trenck. Historischer Roman mit Genrebildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Kriegsleben. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 5te Auflage. Hannover, Rümpler. 1854. 16. 2 Thlr.

Bodemer, H., Die Wirkungen der Creditpapiere in Bezug auf die Vermehrung der Banken in Deutschland. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 16 Ngr.

Ficker, C. G., Predigten in den Jahren 1848—1851 gehalten. Chemnitz, Desoy. 8. 1 Thlr.

Gebhart, J., Die Geschichte Oesterreichs aus dem Munde deutscher Dichter. Herausgegeben und mit historischen Einleitungen begleitet. Wien, Greß. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hase, K., Das Leben Jesu. Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heilmann, J., Geschichte Bayerns. Regensburg, Manz. Gr. 8. 20 Ngr.

Heshusius, T., Von Amt und Gewalt der Pfarrherren. Herausgegeben von F. A. Schütz. Leipzig, Baensch. 1854. Gr. 8. 8 Ngr.

Den Kriegern ein Denkmal! Gedichte. Stettin. 8. 10 Ngr.

Lang, H., Predigten. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 12 Ngr.

Mühlbach, L., Welt und Bühne. Roman. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1854. 8. 3 Thlr.

Norden, M., Rudolf oder das Abenteuer im Riesengebirge. Roman. Drei Bände. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 3 Thlr.

Pey, Der christliche Philosoph, oder Glaube und Vernunft im Einklange über die Größe und Schönheit Gottes in seinen Eigenschaften und in den Geheimnissen seiner heiligen Religion. Zur Belehrung und Erbauung Aller, welche die Wahrheit bewahren oder finden wollen. Nach dem Französischen von H. Liese. Zwei Hefte. Münster, Deiters. 16. 15 Ngr.

Pfeilschmidt, E., Luther in Coburg. Dresden, Türk. Gr. 8. 15 Ngr.

Quarizius, C. G., Die Einkommensteuer, ihre Unzweckmäßigkeit, Schwierigkeiten und nachtheiligen Folgen für die Staatswohlfahrt und für die Staatsangehörigen. Den Ständen gewidmet. Weimar, Voigt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Reime eines Alten. Leipzig, Gerhard. 32. 15 Ngr.

Schenkel, D., Evangelische Zeugnisse von Christo. Predigten über Abschnitte aus dem Evangelium Johannis. 1ste Sammlung. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 1 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 5ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1854. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Teichlein, A., Louis Gallait und die Malerei in Deutschland. Eine Episode aus der modernen Kunstgeschichte. Nebst einer Abhandlung über den Begriff des Malerischen und das Wesen der Malerei. München, Kaiser. 8. 10 Ngr.

Unterhaltungen über Rußland. Vom Verfasser des: „Noch Etwas über Rußland in Bezug auf Marquis Custine", der „Dreißig Jahre in Rußland" ꝛc. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 8. 2 Thlr.

Wachsmuth, W., Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der politischen Parteiungen des Alterthums. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Der Spanische Erbfolgekrieg und der Kurfürst Joseph Clemens von Köln. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen bearbeitet von Leonard Ennen. Nebst einer Zugabe von sehr vielen ungedruckten Documenten und Briefen des Kurfürsten Joseph Clemens, des Kanzlers Freiherrn von Karg zu Bebenburg, des Erzbischofs Fénélon und verschiedener anderer großen und berühmten Männer der damaligen Zeit. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das 18. Jahrhundert begann für Europa mit blutiger Morgenröthe; denn während die drei nordischen Mächte Rußland, Polen und Dänemark gegen Schweden kämpften, war 13 Jahre lang schlachtenreicher Kampf um die Erbfolge in Spanien gegen Frankreich und seine Bundesgenossen. Und in diese Jahre, denen eine Periode diplomatischer Kämpfe vorausging, versetzt uns das vorliegende Werk. Es versetzt uns dasselbe aber auch in eine Zeit wo Deutschlands politische Auflösung, der Abfall vieler Fürsten vom Vaterlande und dadurch insbesondere der Unsegen zutagetritt, den der Westfälische Frieden durch den man darf wol sagen arglistigen Artikel erzeugt hatte, daß die deutschen Stände die Freiheit unter ihre Rechte zählen sollten, nach Belieben nicht nur untereinander, sondern auch mit dem Auslande Bündnisse zu schließen: die beigefügte Beschränkung: daß solche Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein dürften, war unter den bereits obwaltenden Umständen und nach den bereits gegebenen Beispielen so gut wie nichtig und wirkungslos. Und was in dieser Beziehung nicht offen geschah, gleichsam mit Brief und Siegel, das geschah im Geheimen und durch Verabredung: Ludwig XIV. kannte die schwachen Seiten des rechten Rheinufers und sparte nicht, wo es galt diese Schwächen in seinem Interesse auszubeuten. Er hatte eine zeitlang nicht weniger als 24 deutsche Fürsten in seinem Solde. Als Werkzeuge dienten ihm vorzüglich die Fürsten von Fürstenberg. Wir besitzen aus der neuesten Zeit zwei Schriften welche nach urkundlichen Erörterungen uns jene übeln Erscheinungen, die wol schwerlich je wiederkehren dürften, ebenso lebendig als bewahrheitet vor die Augen führen. Die erstere führt den Titel: „Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner im Bündnisse mit Frankreich gegen Holland in den Jahren 1672 — 74. Nach authentischen Berichten und gleichzeitigen Druckschriften", von Depping (Münster 1840); die andere heißt: „Das Schloß und die Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur rheinischen Geschichte", von Alexander Grebel (St.-Goar 1844).

Was nun den Erbfolgekrieg betrifft, der in der politischen und militairischen Geschichte einen sehr bedeutenden Rang einnimmt, so sind seit ungefähr 20 Jahren nicht wenige zum Theil sehr werthvolle Werke erschienen, die theils die diplomatischen, theils die kriegerischen Erscheinungen getrennt, theils auch beide zusammen zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht haben. Und wir hoffen nichts Nutzloses zu thun, wenn wir die betreffenden Werke, soweit sie uns näher bekannt worden sind, in einer kurzen Uebersicht hier zusammenstellen. Indem wir nur im Allgemeinen auf die neuen und wichtigen Actenstücke verweisen, die über den Erbfolgekrieg in von Hormayr's „Historischem Taschenbuch" (sechster Jahrgang) und in von Freyberg's „Sammlung historischer Schriften und Urkunden" (vierter Band) enthalten sind, mögen folgende Werke mit kurzen Beurtheilungen in chronologischer Ordnung angeführt werden: 1) „History of the war of succession in Spain", von Lord Mahon (London 1832). Sehr werthvoll und von Förster in seinen „Höfen und Cabineten Europas im 18. Jahrhundert" sehr mit Unrecht übergangen oder nicht gekannt. 2) „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. Collection des documents inédits sur l'histoire de France publié par le ministre de l'instruction publique" (Paris 1837). Wichtig theils für die Feldzüge der Franzosen in Italien, theils für die zweizüngige Politik Sardiniens, theils und namentlich für die Charakteristik des französischen Marschalls Catinat. 3) „Prinz Eugen der edle Ritter und seine Zeit. Nach größtentheils neuen Quellen, besonders nach des Prinzen hinterlassenen Schriften", von Zimmermann (Stuttgart 1837). Bietet nicht was der unparteiische Historiker darin gern finden möchte. Uebrigens war der Verfasser der militairischen Aufgabe die dabei zugleich vorlag nicht gewachsen. 4) „Das Leben des Prinzen Eugen, hauptsächlich aus dem militairischen Gesichtspunkte", von Kausler, mit Noten von dem Grafen Bismark (erster Band, Freiburg 1839). Ergänzt das vorhergehende Werk in guter Weise. Doch ist uns wenigstens ein zweiter Band nicht bekannt worden. 5) „Négociations sur la succession d'Espagne", von Mignet, enthalten in seinen historischen Abhandlungen, übersetzt von Stolz (zweiter Band). Ist uns nur in dieser Uebersetzung bekannt; für die Charakteristik der Politik Ludwig's XIV. in der spanischen Successionsfrage ein sehr empfehlenswerther Beitrag. Während wir Lord Mahon's „Spain under Charles the second", das 1844 zu London in einer zweiten Ausgabe mit einigen neuen Zusätzen erschien, nur beiläufig erwähnen, weil dieses Werk den Werth nicht hat den man ihm auf der einen oder andern Seite beizulegen geneigt gewesen ist, muß besonders hervorgehoben werden: 6) „Miscellanées de l'époque de Maximilien-Emmanuel", von Coremans (Brüssel 1846). Charakterisirt namentlich die Verwaltung des genannten Fürsten sowie die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich. 7) „Correspondance diplomatique et militaire du duc de Marlborough, du Grand-Pensionaire Heinsius etc. Publiée d'après les manuscripts originaux par *Vreede*" (Amsterdam 1850). Dieses Werk besitzt einen bedeutenden Werth, namentlich auch in Betreff der geheimen Unterhandlungen Frankreichs nach der Schlacht bei Ramillies (1706), und vervollständigt Coxe's „Biographie, Denkwürdigkeiten und Originalbriefe des Herzogs von Marlborough" (deutsch, 6 Bde., Wien 1822). An diese Werke reiht sich nun das vorliegende an, doch wie sich wol von selbst versteht, nicht blos als ein Beitrag zu dem scenenreichen Successionskriege, sondern namentlich auch als ein Beitrag zur Specialgeschichte Deutschlands, insbesondere der rheinischen Provinzialgeschichte, auf deren Gebiet das ehemalige Kurfürstenthum Köln keine unerhebliche Rolle gespielt hat.

„Das Hauptmaterial zu diesem Buche", sagt der Verfasser in der Vorrede, „verdanke ich dem glücklichen Zufalle, der meine Aufmerksamkeit beim Aufsuchen von kölnischem Geschichtsmaterial auf den noch ungedruckten und unbekannten Briefwechsel des Kurfürsten mit seinem Obristkanzler Karg, sowie auf eine Sammlung mehrer gleichzeitiger Briefe und Documente leitete." Der beiweitem größte Theil der beigefügten Schriftstücke ist aus dieser Sammlung entnommen, doch nur Dasjenige was auf die allgemeine Geschichte unsers Landes und seines Fürsten Bezug hat ist aus diesen Briefschaften zum Abdruck ausgewählt worden. Uebrigens beabsichtigt der Verfasser durch Bearbeitung einzelner Partien aus der kurkölnischen Specialgeschichte dazu beizutragen daß endlich eine Geschichte der Rheinlande möglich werde. Denn nur wenn Alles bis ins Kleinste aus dem Dunkel hervorgezogen und nach allen Seiten mit seinen Ursachen, Folgen und nähern Umständen beleuchtet ist, kann eine erschöpfende und wahrheitsgetreue Geschichtsdarstellung des Rheinlandes in Aussicht gestellt werden. Auf die Schatten- wie auf die Lichtseiten in unserer vaterländischen Geschichte muß hingewiesen werden; Fehler wie Tugenden müssen hervortreten; die Schmach wie der Ruhm unserer Voraltern muß erzählt werden; was die Fürsten des Landes gegen den deutschen Namen und das Deutsche Reich verbrochen, wie ihr kräftiges Handeln zum Ruhm und Frommen der deutschen Nation muß gezeigt werden.

Im ersten Capitel — der Verfasser hat das Ganze in

14 Capitel getheilt, wodurch eine sehr gute Uebersicht gewonnen worden ist, — charakterisirt der Verfasser die Politik vieler deutschen Fürsten jener Zeit, sowie das Regierungssystem Ludwig's XIV. in sehr scharfen Zügen und dessen Einfluß auf Deutschland. Insbesondere erkannte der französische Monarch daß ihm zur Durchführung seiner Plane auf die spanischen und vereinigten Niederlande keines Fürsten Freundschaft so förderlich sei als gerade des Kurfürsten von Köln, zumal derselbe als Bischof von Lüttich, Münster und Hildesheim einen Ländercomplex besaß, der die Grenzen der niederländischen Gebiete weithin berührend für alle feindseligen Unternehmungen in hohem Grade günstig gelegen war. Und Joseph Clemens, mit dem kaiserlichen Hofe zerfallen, schloß sich in der That wie sein Bruder, der Kurfürst von Baiern, bei dem ausbrechenden Kampfe über Spaniens Krone der französischen Politik an: Franzosen besetzten das Land. Mahnungen und Drohungen waren vergebens gewesen; es erfolgte zuletzt (1706) die Reichsacht gegen den Kurfürsten und für die Länder des Erzbisthums eine Zeit der Drangsale und der Verwüstung. Die Siege der Alliirten nöthigten Joseph Clemens aus seinem Lande zu fliehen und sich unter den Schutz Ludwig's nach Frankreich zu begeben. Er geht selbst nach Paris, und Ludwig verspricht ihm goldene Berge; doch blieb die Lage des Flüchtigen höchst unerfreulich und seine Stimmung war oft so niedergeschlagen daß er bald an Resignation, bald wieder an Aussöhnung mit dem Kaiser dachte. Unermüdlich und treu steht dem schwer geprüften Kirchenfürsten sein Kanzler Karg zur Seite. Der Friede zu Rastadt bringt endlich die durch den Frieden von Utrecht bereits vorbereitete Erlösung. Doch war die alte Opposition im Domcapitel gegen ihn keineswegs verschwunden, sie widersetzte sich der neuen Investitur des Kurfürsten. Doch ohne Erfolg. Er starb zu Bonn in einem Alter von 52 Jahren 1723.

Im Schlußcapitel zeichnet nun der Verfasser das Bild des kölnischen Kirchenfürsten nach authentischen, zum Theil handschriftlichen Quellen. Und diese Zeichnung ist weder in politischer noch in culturhistorischer Beziehung ohne Interesse. Sie führt uns namentlich in das Leben eines Kirchenfürsten jener Zeit ein: unsere Tage bieten keinen Vergleichungspunkt mehr dar. Die Wucht der Ereignisse, welche insbesondere die erste Französische Revolution in ihrem Gefolge gehabt hat, ist auch auf diesem Gebiete von Schlägen begleitet gewesen die vernichtend gewirkt haben. Der Verfasser hat übrigens nicht nur mit geschickter, sondern auch mit schonender Hand gezeichnet, ohne jedoch absichtlich dem Rechte der Geschichte etwas zu vergeben. Hören wir ihn:

„Für sein übertriebenes Streben nach unbeschränkter Souverainetät, für seine schroffe Stellung den Ständen gegenüber, für sein leichtfertiges Vertrauen auf französische Versprechungen hatte Joseph Clemens bitter und lange gebüßt, und die trüben Tage seines Unglücks und seiner Verbannung hatten ihm gezeigt wohin die Verletzung der beschworenen Staatsverträge und der Verrath am eigenen Vaterlande führen mußte. Die Herrschgelüste seines jugendlichen Geistes, sein Souverainetätsschwindel, seine Leichtgläubigkeit und seine Unselbständigkeit herrschsüchtigen Rathgebern gegenüber hatten ihn hineingerissen in einen Strudel, wo er fortgeschnellt zwischen gefahrdrohenden Klippen mit entschlossener Resignation es dem Zufall überlassen mußte, ob er zugrundegehe oder Rettung finde. Sein Misgeschick war sein eigenes Werk, und streng muß die Geschichte richten über die großartigen politischen Fehler, durch die er sich an seinen eigenen Gebieten und an seinem weitern Vaterlande versündigte. Vertheidigen können und wollen wir seine vielfältigen politischen Misgriffe nicht; aber aus Gründen die uns sein persönlicher Charakter an die Hand gibt, können wir unsere Anklage gegen ihn nicht weiter spannen als die Thatsachen sprechen, und mit Entschiedenheit müssen wir für seine Ehrenhaftigkeit in die Schranken treten, wenn man ihm vorrücken will daß er sein Erzstift zu säcularisiren und als vermählter wirklicher Fürst dauernd als Feind des Deutschen Reichs die Interessen Frankreichs zu fördern beabsichtigt habe. Mit besonderer Geschäftigkeit verbreiteten seine vielzähligen Feinde solche schwere Anklage, und Anton Faber gibt derselben gesetzliche Bedeutung, wenn er in seiner „Staatskanzlei" sagt: «Ich besorge, es sei nur gar zu wahr was von gewisser Hand versichert werden wollen, als hätten die französischen Syrenen höchstgedachter Kurfürstlichen Durchlaucht die Fleischtöpfe Aegypti so schmackhaft vorgestellt und die Facilität der Secularisirung ihres Erzstiftes so glaublich vorgebildet, daß sie sich überreden lassen, etwas woran sie niemals gedacht vorzunehmen. Diese Veneration, so ich vor alle hohe Häupter trage, verpflichtet mich zu wünschen daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht ihnen die unglückliche Begebenheit ihres antecessoris *), der in vorigem saeculo ihm auch eine Gemahlin zugesellen wollen, vor Augen zu stellen und ihnen den Gedenkspruch belieben zu lassen: Tanti poenitere non emo etc. Paris hat mehr als eine Helena, die mehr als ein Troja eingeäschert.» Seinen ungenirten Umgang mit den Damen seines Hofstaats wußten seine Feinde im Domcapitel trefflich auszubeuten. Es ist wahr, Clemens liebte es, an seinem Hofe schöne und geistreiche Damen zu sehen, und er verstand es trotz eines am Hofe Ludwig's XIV. oder des Herzogs von Baiern gebildeten Hofmannes den galanten Courtisan zu spielen. Seinen Zeitgenossen, die ihn neben der geistlichen auch in seiner weltlichen Fürstenwürde zu beurtheilen wußten, wird dies keineswegs auffallend gewesen sein. Unter den Damen welche sich an seinem Hofstaate bewegten nehmen den ersten Rang ein die Madame de Ruysbeck und die Gräfin Fugger. Beide waren fortwährend in seiner unmittelbarsten Umgebung und besaßen den bedeutendsten Einfluß auf seine Entschließungen. Die Ruysbeck konnt man vielfach in seinem geheimen Cabinete treffen und sie war in die geheimsten Angelegenheiten eingeweiht: nicht selten zeigt die geheimste Correspondenz ein Postscriptum von ihrer Hand. Nicht weniger Ansehen genoß bei ihm die Gräfin Fugger, welche aber mehr die Rolle einer einflußreichen diplomatischen Agentin als einer häuslichen Freundin spielte, und des Kurfürsten Umgang mit dieser Dame war weniger auffallend, da ihr Gemahl als Oberstallmeister und diplomatischer Agent zu Joseph Clemens in den engsten Beziehungen stand, wohingegen bei der Ruysbeck kein anderer Grund für ihre Verbindung mit dem Kurfürsten sich zeigte als daß dieser sich in ihrer Freundschaft und dem Umgange mit ihr zufällig (?) zufrieden und glücklich fühlte. Solange Joseph Clemens noch nicht in den heiligen Weihen stand, glaubte er mit gutem Gewissen das Leben nach den Grundsätzen und Lebensregeln eines weltlichen Fürsten genießen zu können; und wol ist es möglich daß er beim Hinblick auf das lockere und sittenlose Leben so vieler deutschen Kirchenfürsten und in Befolgung der Grundsätze, wonach die für Bischofssitze bestimmten nachgeborenen Fürstensöhne weniger zur Uebung christlicher Tugenden, namentlich der Enthaltsamkeit, als zur Gewandtheit den im irdischen Glanze prunkenden Gebieter zu spielen herangebildet wurden, ein vertrautes, die Grenzen der platonischen Liebe überschreitendes Verhältniß zu der Madame de Ruysbeck in seinem Gewissen nicht gar hoch angeschlagen hat. Doch nahm später dieses Verhältniß zu den beiden Damen für den Kirchenfürsten einen verdrießlichen Charakter an, indem seine unversöhnlichen Gegner in dem äußern Scheine eine unleugbare Thatsache finden wollten und die höchst delicate Sache mit wenig lobenswerther Schonungs- und Rücksichtslosigkeit behandelten. Lange Zeit hatten sie das Feuer im Stillen geschürt und allerwärts die gehässigsten Verdächtigungen ausgebreitet, um den Kurfürsten in den Augen des Volks wie des Papstes herunterzusetzen. Im Jahre 1716 traten sie offener hervor. Verbündet mit ihnen

*) Truchseß von Waldburg vermählte sich 1583 mit der Gräfin Agnes von Mansfeld. Die Scene endigte, nachdem er 1587 in den Bann gethan worden, mit seiner Vertreibung durch bairische und spanische Truppen.

waren einige Jesuiten aus Bonn und Köln und der päpstliche Nuntius Archinto aus Mailand: es sollte eine förmliche Anklage bei dem päpstlichen Stuhle angebracht werden. Und 1719 ward der Plan wirklich ausgeführt. Der Erzbischof war sehr betreten darüber. Doch wird Clemens, sagt unser Verfasser, „durch Zeugnisse und durch seine eigene Vertheidigungsschrift, wobei das Bewußtsein der Schuldlosigkeit die Feder überzeugend führen mußte, seine Sache bei der päpstlichen Curie in der Art geführt haben daß seine Gegner die Fruchtlosigkeit aller weitern Angriffe erkannten und die Sache für die Zukunft seinem Gewissen und dem ewigen Richter im Himmel überließen". An schönen Bauwerken fand der Kurfürst großen Gefallen. Allein die Beschränktheit seiner Mittel, die ihm durch seine geistlichen Widersacher mehr verkümmert wurden als durch seine weltlichen Stände, gönnten ihm keinen großen Spielraum. Doch ist z. B. das heutige Universitätsgebäude in Bonn sein Werk; es war einstens das neue Residenzschloß, wozu Clemens nach seiner Rückkehr aus der Verbannung den Grund gelegt hatte.

Unter den sehr zahlreichen Documenten, die der Verfasser seinem Werke beigegeben hat, sind mehre die über die damaligen Verhältnisse Kölns und seines Kurfürsten hinausgreifen. Auch für Brandenburg und seine politischen Beziehungen in jener Zeit sind einige nicht uninteressante Andeutungen und Momente enthalten. Französische und römische Dinge gehen natürlich ebenfalls nicht leer aus. **Karl Zimmer.**

Die Messiassagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern. Von Karl Scholl. Hamburg, Meißner und Schirges. 1852. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Confucius, Buddha, Zoroaster, Moses, Jesus und Mohammed erschienen als die Stifter von Religionen, deren Einfluß ganze Völker während einer Reihe von Jahrhunderten mächtig durchdrungen hat. Alle diese großen Lehrer richteten ihr Streben auf Befreiung der Menschheit von der Herrschaft des Bösen, auf deren Hinleitung zu einer höhern Vollkommenheit; sie alle behaupteten unmittelbare Offenbarungen von Gott empfangen zu haben; sie alle bekräftigten ihre providentielle Sendung durch übernatürliche Thaten, und mit der Geschichte ihres irdischen Wandels sind eine Menge wunderbare, zum Theil miteinander übereinstimmende Sagen verknüpft. Eine Zusammenstellung dieser Sagen und der wichtigsten, von jenen Religionsstiftern verkündigten Glaubenslehren und Sittengesetzen nebst einer geschichtlichen Darstellung der äußern Verhältnisse, unter welchen sie auftraten, ist die Aufgabe welche sich unser Verfasser gestellt und die er mit wissenschaftlichem Geist und genügender Sachkenntniß gelöst hat.

Zunächst werden die Meisten die sich für ein solches Buch interessiren wissen wollen, von welcher Ansicht der Verfasser über Jesus Christus, den erhabensten aller Vermittler zwischen Gott und den Menschen, ausgegangen ist. Mit Deutlichkeit erkennen wir dieselbe aus der Art und Weise wie Scholl die folgenden Fragen stellt: „Wer war Jesus? Was hat er gewollt? Ist er wirklich jene fremde, übernatürliche Erscheinung, wie ihn der Buchstabe unserer alten Urkunden und nach ihnen die Priester uns gelehrt haben, entnommen dem gemeinen Lauf der Natur und der Geschichte? Oder ist er eingereiht mit den andern großen Geistern der Menschheit in die Kette ewig gleicher Weltgesetze? Ist nur sein Bild mit jenem heiligen Wunderschein umgeben? Oder theilt er diesen Vorzug mit den Gründern der andern Religionen, mit einem Confucius, Buddha, Zoroaster, Moses und Mohammed? Ist aber vielleicht nur Das was von diesen Andern Wunderbares uns berichtet wird, Sage und heilige Mythe? Oder müssen wir folgerichtig auch das von ihm Berichtete als die Schöpfung desselben Geistes, des morgenländischen, betrachten und darum auch mit demselben Maßstabe messen? Und dann schließlich: Ist nur seine Religion Wahrheit? Oder ist sie — ein hellerer vielleicht? — aber doch auch nur einer der Wahrheitsstrahlen wie die andern?"

Auf diese Fragen kommt der Verfasser im weitern Verlaufe seiner Schrift zurück, indem er äußert: „Was Jesus seiner Zeit und der ganzen Menschheit gewesen und immer sein wird, — die eigentliche, geschichtliche Bedeutung seines Auftretens und der ganzen darauf gegründeten Schöpfung, — das Wesen des «Christenthums», sofern es mit dem eigentlichen Wesen seines Gründers übereinstimmt oder diesem widerspricht, sein Segen und Fluch und vorallem sein Verhältniß zu der jetzt gerade sich aus ihm selbst entwickelnden neuen Religion, — diese Frage und ein tieferes Eingehen in sie liegen außer dem Bereich der Grenzen die wir uns hier gesteckt haben, zudem sind die Acten hierüber noch nicht geschlossen. Wir begnügen uns daher, diejenigen geschichtlichen Züge und die mannichfachen Sagen hier mitzutheilen, die uns von Jesus sowol in den Evangelien als in den sogenannten Apokryphen aufbewahrt sind. Nur das Eine sei vorausgeschickt: Wie wir auf der einen Seite in der von Jesus ausgehenden Religion die Frucht aller vorhergehenden religiösen Entwickelung der Menschheit und in ihrem eigentlichsten Princip den Aufgang eines neuen Lebens erblicken, wie wir ferner im Verlauf seiner eigensten Entfaltung und Ausbreitung den Segen nicht verkennen, den das Christenthum theilweise der Menschheit gebracht hat, ebenso halten wir es für die größte Unkenntniß der Geschichte, wenn man das namenlose Unglück und Elend, den namenlosen Jammer und die abscheulichen Unthaten, Schandthaten und Verbrechen übersieht, welche das «Christenthum» in seinem achtzehnhundertjährigen Verlauf über die Menscheit gebracht hat. Die letztern nur auf Rechnung einzelner Persönlichkeiten zu schreiben oder als Entstellung und Ausartung des «Christenthums» zu betrachten, ist nach unserer Ansicht ebenfalls der wirklichen Geschichte schnurstracks entgegen. Ob aber die gegenwärtig sich herausringende neue religiöse Bewegung als eine solche betrachtet werden muß, die nicht nur mit dem bisherigen «Christenthum», sondern auch mit dem persönlichen Bewußtsein Jesu im geraden Gegensatz steht, oder ob nicht vielmehr eine gründlichere geschichtliche Erforschung und Enthüllung des letztern auf eine tieferliegende Verwandtschaft hinweist, welche namentlich in den von ihm zuerst ausgesprochenen Ideen des «Menschensohnes und seiner Zukunft», sowie des «Himmelreichs» als Reich auf Erden enthalten ist, diese Frage vor allen scheint mir noch nicht gelöst, und ich bekenne offen daß auch mir viel mehr Gründe für als gegen diese Verwandtschaft zu sprechen scheinen."

Wir haben nach Mittheilung dieser Stellen nicht nöthig weiter auszuführen daß der Verfasser der Mann dazu ist ohne dogmatische Befangenheit von den außerchristlichen Religionen zu sprechen und deren Werth vorurtheilsfrei zu ermessen. Eine solche gegenseitige Abschätzung ist aber in dem Buche nicht unternommen; sie bleibt dem eigenen Urtheile der Leser überlassen, da der Verfasser die Messiassagen nur erzählend vorführt und sich der Kritik derselben und der damit zusammenhängenden Systeme fast gänzlich enthält. Trotzdem ist das Werk in mehr als einer Beziehung stark tendenziös, so z. B. tritt darin mehrfach die Absicht hervor, zu zeigen daß die Religion für geistliche und weltliche Despoten häufig nur ein Mittel zur Befriedigung ihrer Herrschgelüste und zur Unterdrückung und Verschlechterung der Menschen gewesen ist. Nehmen wir zum Belege hierfür eine Stelle aus dem Capitel „Persien".

„Welche Stellung bei all diesen Veränderungen und dieser vom Hofe aus über das Land sich verbreitenden allgemeinen Sittenverderbniß die Religion oder vielmehr die damalige Priesterkaste der Perser, die Magier einnahmen, ist nicht deutlich ausgesprochen, läßt sich aber aus einzelnen zerstreuten Angaben errathen. Cyrus, heißt es, hat seine politische Revolution, das Umwandeln Persiens aus einem friedlichen, ackerbautreibenden in einen Kriegerstaat auch dadurch zu sichern und zu erweitern gesucht daß er die magische Priesterkaste begün-

stigte, deren formenreiches Ceremoniel zu dem des Hofs und der ganzen Verwaltung gerade paßte. Bei der Verschwörung, die gegen Kambyses, den königlichen Mörder, losbrach, standen obenan die Magier, ja sie brachten es sogar dahin daß der Bruder eines Magiers eine zeitlang für den rechtmäßigen Nachfolger gehalten ward (Pseudo-Smerdis) und unter seiner kurzen Regierung wieder mehr der Geist der friedlichen, alten Zeit, der so bequemen, gepflegt wurde. Unter den Großen des Königs befanden sich immer Magier. Hieraus und im Hinblick auf die durch die ganze Weltgeschichte nur zu sehr bestätigte Wahrheit daß der Priesterstand aus Liebe zur Gewohnheit, zum bequemen Herkommen und sichern Einkommen, aus Amtsstolz, ceremoniellem Zunft- und Handwerksgeist, aus falscher Treue und Pietät und aus unersättlicher Herrschsucht niemals sich zu einer wirklichen, nicht blos scheinbaren Reform verstanden hat, müssen wir schließen daß trotz all der großartigen Veränderungen welche seit Cyrus im persischen Volke vorgegangen, trotz der durchgreifenden politischen Revolution, welche, vom Throne ausgehend, das Volk der Perser in eine vorher unbekannte, ungeahnte Bahn hineingerissen, und trotz der Umwandelung, welche als nothwendige Folge davon im Geistesleben des Persers, in seinen Ansichten, Vorstellungen und Hoffnungen stattgefunden haben muß, trotz alle Dem die Priesterkaste nicht daran dachte, auch die Religion des Volks seiner übrigen Entwickelung gemäß fortzubilden, zu reformiren. Daß Cyrus sie so außerordentlich begünstigte, ließen sie sich gern gefallen; schmeichelte es doch ihrer Herrsch- und auch ihrer Habsucht, und Cyrus verlangte Nichts weiter von ihnen als daß sie seinem Soldatendespotismus, seiner königlichen Revolution in den Augen des leicht getäuschten Volks durch ihre Ceremonien die sogenannte Weihe, d. h. den äußerlichen, lügnerisch-gleißenden Anstrich der «Religion» gaben. Daß sie aber in ihrem Herzen dieser Eroberungspolitik und noch mehr dem daraus nothwendig Folgenden gram waren, beweist ihre Verschwörung gegen Kambyses und die von ihnen geleitete patriarchalische Regierung unter dem falschen, von ihnen untergeschobenen Smerdis. Was hatten sie auch für sich, für ihren Ehrgeiz viel zu hoffen, ja wie viel mehr für ihre Einkünfte, ihre Zukunft zu fürchten, manche vielleicht auch, wenn wir das Beste annehmen, für ihre Religion selbst, wenn der aufgerufene Kriegsgeist, der Drang nach Eroberung und nach dem Preis des Siegs, besonders aber die Kenntniß fremder Ansichten und Religionen die Völkerscharen gegen ihre alten Ceremonien immer gleichgültiger machte! Daß aber an dieser Ansicht von dem damaligen Priesterstande, der größtentheils mit den eigentlichen Volksbetrügern, den Zauberern oder Magikern gemeinsame Sache machte, gar nicht zu zweifeln ist, beweist eben das Resultat ihres verderblichen Einflusses auf das Volk und seine Lebensverhältnisse. War auch die Verdorbenheit und Liederlichkeit im höchsten Grade fast immer nur das nicht beneidenwerthe Vorrecht der königlichen Paläste, so entwirft uns doch die Geschichte ein trauriges Bild von der Weichlichkeit, Ueppigkeit und sittenlosen Schwelgerei auch außerhalb, namentlich bei den persischen Großen, und neben diesem wahnsinnigen Schwelgen der Einen die tiefste Noth, Entbehrung und Armuth des eigentlichen Volks, der immer untrügliche Beweis daß in der Religion seiner Priester der sittliche Halt dem Volke verloren gegangen."

Dergestalt fodert der Verfasser oft den Leser auf zwischen den Zeilen zu lesen. Die im Anfange gegebenen Auszüge aus den heiligen Büchern Lyn-Yü (chinesische Religion), Ssanang-Ssetsen (Buddha-Religion), Zend-Avesta, Koran u. s. w. sind ein sehr schätzbarer Theil des Buchs und beweisen daß alle jene Religionen in ihren (wenn auch vielfach gemisbrauchten und misdeuteten) Lehren reiche Mittel zur Heiligung und Beglückung der Menschen darbieten. 27.

Aus Livland und über Livland.

IV.*)

1. Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Esth- und Kurland, ein geographischer Versuch von K. Rathlef. Mit einer orographischen Karte, einer hydrographischen Karte und neun Höhenprofilen. Reval, Kluge. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Rußland und das Germanenthum von Bruno Bauer. Charlottenburg, Bauer. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Versäumen wir nicht jedes Zeugniß der Regsamkeit und geistigen Fortschritts, das von den äußersten Vorposten deutscher Gesittung und Sprache im Osten uns sich aufthut, sorgsam zu mustern und aufzuzeichnen: sind diese doch die einzigen, aber auch die innigsten Bande welche die Ostseegebiete Rußlands mit den übrigen Ländern deutscher Zunge vereinigen.

Es ist von nationalen Schwärmern, und diese waren die Helden von 1848, in der Paulskirche und anderweitig wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden eine Wiedervereinigung jener losgerissenen Provinzen mit dem Mutterlande herzustellen, man hat an diplomatische und gewaltsame Mittel gedacht, man hat auf geheimen Wegen den Boden zu erforschen, die Gesinnung zu ermitteln und Proselyten zu werben gesucht — Alles vergeblich. Mit demselben Rechte hätte die Nationalversammlung alle Deutschen in England, Frankreich, Italien und der Türkei zum Anschluß auffodern können. Die russische Krone konnte unmöglich ein gerechtfertigtes Mistrauen gegen ihre Ostseelande aufkeimen lassen, weil selbst bei den schlimmsten Voraussetzungen eine Losreißung für dieselben weder erwünscht noch möglich gewesen wäre. Es sind ganz andere als nationale Interessen die das Cement eines Staatencomplexes bilden. Die nationalen Sympathien dürfen und sollen auch über die Grenzen des politischen Reichs die Hand sich bieten.

Solange jene Völkerschaften auf den unermeßlichen Flachländern, welche ostwärts an den Ural und Asien anlehnend zum mittlern und westlichen Europa hinüber sich dehnen, politisch getrennt, ohne Wunsch nach Einigung in gegenseitiger Anfeindung sich gefielen oder stumpfsinnig fortvegetirten, konnten an der Ostsee so gut und unter günstigern Umständen als im Innern des Landes unabhängige Staaten sich bilden und leidlich fortbestehen, konnten mit andern anorganischen Theilen nach Gutdünken sich vereinigen und befreunden. Seitdem aber Peter der Große die stockenden, chaotischen Säfte und Kräfte durch den Geist seines Schöpfergenius in Fluß gebracht und ineinander verschmolzen, ist das Schicksal der Ostseeländer und ihrer Bewohner unabänderlich bestimmt.

Werfen wir einen Blick auf die Berg- und Stromgebiete Osteuropas, so sehen wir wie eng und untrennbar Esth-, Liv- und Kurland mit dem großen russischen Reiche verwachsen sind, sodaß das eine ohne das andere nicht fortbestehen, noch das eine ohne das andere sein eigenes Wohl wahrnehmen und fördern kann: sie sind sich gegenseitig Amme und Kind, Kind und Amme. Mag Deutschland immerhin die Mutter der Ostseeprovinzen Rußlands bleiben, von ihr soll ihnen die geistige Nahrung zufließen, die leibliche gewährt ihnen die Amme Rußland. Bis die Zukunft durch Herausbildung der großen rohen Volksmasse durch Erleichterung der intellectuellen und materiellen Verbindungsmittel, welche letztere in beständiger Förderung begriffen sind, eine Andersgestaltung der staatlichen Verhältnisse ermöglicht, bleibt es Pflicht und einzige Möglichkeit auf dem eingeschlagenen Wege vorzuschreiten. Von der zukünftigen Gestaltung Europas läßt uns Bauer in seiner Schrift mit dem immerhin ehrenhaften Eingeständnisse seines philosophischen Bankrotts das Gespenst in verschwimmenden Umrissen

*) Vergl. III in Nr. 29 d. Bl. D. Red.

schauen. Im heutigen Rußland kann nur ein absolutes Regiment das Scepter führen, jedes andere muß zum Unheil des Volks ausschlagen; wenn aber einst, wie Bauer hofft und glaubt, Rußland seine Macht über das civilisirte Mittel- und Westeuropa ausbreitet, so wird es auch seine Regierungsform den Bedürfnissen der Regierten anpassen. Daß jene Träume in Erfüllung gehen, können wir mit Geduld abwarten.

Rußland hat in keiner Weise eine politische Sympathie seiner Ostseeprovinzen mit dem stets in sich uneinigen deutschen Mutterlande zu fürchten, denn das herrschende aristokratische Element von Esth-, Liv- und Kurland, welches allein durch Rußland gehalten wird, fände in Deutschland, am wenigsten im benachbarten Preußen, keinen Anhalt, wo die Adelsvorrechte längst geschwunden sind, der Adel als Körperschaft aufgehört hat zu bestehen. Es liegt also im Festhalten an Rußland das zwiefache Interesse der Ostseeprovinzen, und sie dürfen hoffen daß die Regierung des Reichs alles Mögliche thun wird, um sie durch eigenen Vortheil für alle Zeit an sich zu fesseln. Bauer hat für die Theilung Polens seinen eigenen Gesichtspunkt. Er sieht mit Recht in ihr den Sturz einer gegen Volksrechte revolutionnären Aristokratie, die aber zugleich, was Bauer zu erwähnen versäumt, in beständiger Völkerfehde nach außen sich charakterisirte. Die Ostseeprovinzen, welche freiwillig und unter Verträgen an den Scepter des russischen Reichs herantraten, welche ihre besten Kräfte dem russischen Staatsdienste widmeten, welche nie einen Versuch zum Abfall unternommen, werden des stets aufrührerischen Polen Schicksal, den Sturz der Verfassung nicht zu erleiden haben. Der intelligente baltische Adel hat wiederholt 1804, 1816, 1828 und 1851 bewiesen, er wisse selbst, wo den fortgeschrittenen Verhältnissen Rechnung zu tragen sei.

Rußland wird den zeitweilig gehemmten Verkehr seiner Mitbürger mit Mittel- und Westeuropa erleichtern und wünscht Nichts sehnlicher als ungehinderte Beschäftigung mit seinen eigenen, innern Angelegenheiten, es wünscht die Rolle eines Grenzwächters aufzugeben, welche ihm das Gebahren der westlichen Mächte auferlegt.

Es besteht heutzutage Nichts in der Welt allein für sich; nur in seinem Zusammenhange mit dem großen Ganzen erlangt das Einzelne vollen Werth, und nur nach diesem Werthmaßstabe dürfen wir es abschätzen. Aus den wenigen Einzelwissenschaften, welche unsere Voraltern und Aeltern anbauten, ist eine einzige Universalwissenschaft hervorgeschossen, deren zahllose Theile uns ohne Kenntniß des übrigen Ganzen unverständlich bleiben, wie das Ganze ohne Verständniß des Theils nicht einleuchten kann.

In solchem Sinne heißen wir endlich nochmals die schätzenswerthen Skizzen der Orographie und Hydrographie Liv-, Esth- und Kurlands von Rathlef willkommen, welche kaum noch eine „Skizze" genannt werden dürften. Das Ostseesüdküstengebiet tritt uns hier als untrennbares Glied des großen Festlandkörpers entgegen, an den es durch geographische Bedingungen auf immer gebunden ist. Karl Ritter erst sollte die wissenschaftliche Darstellung der Geographie ermitteln, durch ihn erst wurde dem Erdboden sein natürliches Recht der Beschreibung gegenüber wiedergegeben, durch ihn erst lernten wir auch die politische Sonderung und Verbindung der Staaten in ihrer Nothwendigkeit oder Zufälligkeit beurtheilen.

Bevor Rathlef zur eigentlichen physikalischen und localen Länderbeschreibung übergeht, führt er in geschichtlicher Reihenfolge die bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Geographie dieser Gegenden vor, gibt darauf einen anschaulichen Ueberblick über die Stellung der Ostseeprovinzen zum europäischen Continente und bringt demfolgend nach den wissenschaftlichen Forschungen der neuesten Zeit eine geognostische Uebersicht im Anschlusse an die Beschaffenheit des ganzen östlichen Ländergebiets.

Wir bemerken wie in Rußland ohne alle vermittelnde Zwischenglieder, unmittelbar auf die ältesten Formationen des silurischen und devonischen Systems die neuesten Diluvien und Alluvien sich lagerten. So pflanzte Peter der Große auf den alternden orientalischen Grund den Baum der Neuzeit, den modernen Staat.

Dem Rathlef'schen Werke sind außer zwei Karten neun Höhenprofile beigegeben worden, welche in der lithographischen Anstalt von Delius in Berlin ausgeführt, bedeutend gegen den in den Ostseeprovinzen gedruckten Octavband Text auf novembergrauem Papiere abstechen. Die Typographie und Papierfabrikation blieb in jenen Gegenden um mehr als ein bis zwei Jahrzehnde zurück!

Das Profil Nr. 1 auf Blatt 1 gibt einen solchen Längendurchschnitt durch die westliche, niedrigere Hälfte der Ostseeprovinzen, beginnt am Meere bei Reval, läuft über die Fellinsche Wasserscheide und Treiden am Aathal bis aufs Plateau von Lithauen bei Linkow.

Das Profil Nr. 2 auf Blatt 1 bringt einen andern ungefähren Paralleldurchschnitt durch die östlichen höchsten Gegenden des Landes. Es beginnt bei Kunda (einem Hafen am Finnischen Meerbusen), erreicht im Ebbafer-Mäggi (454') und Emmo-Mäggi die höchste Höhe des esthländischen Landrückens, zieht über den östlichen Wasserscheiderücken Livlands, wo Lais der culminirende Punkt (456'), und senkt sich tief zum Embachthale bei Dorpat (100'), steigt dann zum Odenpä-Plateau (etwa 100') an, erhebt sich im Munnamäggi (770') und Lenard bei Arrol (661') am höchsten, senkt sich zum Tammula-See bei Werro tief hinab (231'), um dann steil zu den Höhen des Haanhof-Plateau anzuklimmen, wo es im Munnamäggi den höchsten Punkt Livlands und der Ostseeprovinzen erreicht (997 pariser Fuß), zieht dann mit manchen wellenförmigen Hebungen und Senkungen nach Süden, senkt sich immer mehr und steigt dann wieder zum Aaplateau auf, wo es im Gaisings-Kalns (968') seinen höchsten Punkt erreicht hat, senkt sich dann steil zum Dünaspiegel (etwa 200') bei der Ewstmündung, steigt nochmals das obere kurische Höhensystem an, wo der Ohrman-Kalns (513') sein höchster Punkt, und erhebt sich endlich gegen Maschwigli (627') an der kurischen Grenze auf dem Plateau von Lithauen. Die Länge dieser Linie vom Port Kunda bis Maschwigli 3½ Längengrade.

Das Blatt Nr. 2 gibt drei Querdurchschnitte von der Ostsee im W. bis an die Ostgrenze des Landes durch Esthland, durch Livland und durch Kurland; es dient zur Vergleichung der verschiedenen Oberflächengestalt der drei Provinzen. Esthland erscheint fast völlig flach, während Livland und Kurland großen Niveauwechsel bieten; zugleich dient es zur Vergleichung der Höhen, von denen Livland die höchsten, Esthland die niedrigsten Hauptpunkte aufweist.

Das Blatt Nr. 3 bringt in 4 Nummern verschiedene Einzelheiten, Höhenvergleiche, Einzeldurchschnitte besonderer Plateaus, Flußläufe und Verwandtes.

Die Höhenmessungen in Livland und den nächstangrenzenden Districten wurden den Beobachtungen Struve's entnommen, welche dieser bei der im Auftrage der Livländischen gemeinnützigen ökonomischen Societät zu Dorpat veranstalteten Triangulirung der Provinz feststellte.

Nachdem ich mit Aufmerksamkeit das ganze Werk Rathlef's durchgelesen, den Fleiß seiner Quellenarbeit in Erwägung gezogen, meine eigenen Localkenntnisse zu Hülfe genommen, habe ich die Ueberzeugung gewonnen daß es Jemandem schwer fallen sollte für dasselbe Territorium Besseres zu leisten.

Jegór von Sivers.

Zur biographischen Literatur.

1. Dr. Chr. H. Henkel, ein edles Charakterbild von G. Heusinger. Neustadt an der Haide. 1852. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Werthvolles aus dem Nachlaß des jungen Theologen Peter Löser. Mit einem Vorwort von Tholuck, herausgegeben und geordnet von Fr. v. d. Osten-Sacken und Hermann Odenwald (als Freunden des Verstorbenen). Zweite, vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Wohlgemuth. 1853. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Beides Denkmäler für verstorbene Personen die dem geistlichen Stande angehörten. Aber so verschieden die Charaktere deren Lob verbreitet werden soll, so verschieden ihr Alter, ihr Wirkungskreis und ihre Lebensaufgabe, so verschieden ist auch die Absicht der beiden Schriften.

Nr. 1 ist die Arbeit eines Pädagogen, an welchem Alles einen guten Kopf und ein tüchtiges Herz verkündigt. Er verehrt in Henkel, einem koburgischen Geistlichen und Director des Schullehrerseminars, seinen Lehrer und hat für diesen eine Hochachtung bewahrt, die an Vergötterung grenzt. Alles was er an seinem Lehrer bewundert, eine mächtige Persönlichkeit, einen männlichen Charakter, einen freien, lebendigen Geist, der den Interessen der Gegenwart nicht durch seinen Stand entfremdet werden konnte, ein tiefes, inniges Gemüth, voll von menschlichen und dichterisch-zarten Regungen, eine ungemeine Berufsfreudigkeit, welche eine Last die für drei Männer hinreichte auffichnimmt: dies Alles wird mit raschen, scharfen Zügen dargestellt. Das Interesse des Büchelchens ist übrigens local, wie das für den Mann den es betrifft. Auch schleicht sich unmerklich eine polemisirende Absicht ein, welche der Verfasser vergeblich zu verschleiern sucht und welche dasselbe nur noch mehr in einen engen örtlichen Leserkreis hineinzwingt. Warum sollte nicht ein geistreicher Rationalist auch seine Widersacher und Verkleinerer finden, besonders wenn er todt ist. Henkel wäre nicht der Einzige, gegen dessen Leiche die hierarchisch-protestantische Partei zu Felde zöge.

Lächeln macht es uns daß Herr Heusinger gerade die zwei wichtigsten Capitel seiner Monographie bis auf die Ueberschriften und Motti gestrichen hat. Wollte er für seinen Lehrer wider einen Gegner eintreten, so mußte er auch nicht die Spitze seiner Lanze abbrechen. Entweder ganz schweigen oder ganz offen und rücksichtslos reden!

In dieser Rücksicht verdient Nr. 2 den Vorzug. Hier wird Nichts verschwiegen, Nichts zurückgehalten. Pereat die Discretion! Tholuck hat das Vorwort geschrieben.

In der berühmten Universitätsstadt Halle existirt eine Gesellschaft von Studenten der Theologie, welche ihre Zeit dazu benutzen, um an der Hand der Professoren Tholuck und Leo geistliche Erfahrungen zu machen. Diese Gesellschaft von jungen Leuten, welche frühzeitig ihre Jugend abthun, um ihr Fleisch und die Vernunft im Glauben zu unterjochen, bilden eine hoffnungsvolle Saat für die beabsichtigte deutsche evangelische Hierarchie. Mit dem Satan so vertraut als mit den Wunden Christi, verdammen sie den „ideenlosen Rationalismus“ und die „vom Teufel erfundene Constitution“. Sie haben vielleicht von diesen Dingen nur Das gehört was man im Colleg und beim Thee hören kann. Allein sie stützen ihre Ueberzeugungen auf eine Autorität auf die man sich verlassen kann. Und da die in Frage stehenden Dinge vom Teufel stammen, so ist es natürlich daß man sich hütet, sich an ihnen durch eigene Berührung die Finger zu verbrennen.

Peter Löser, der junge Theolog, gehörte dem Wingolf an, und durch Gottes Gnade mit Leib und Seele. Trotz seiner Jugend hatte er das Weltliche von sich abgethan. Er entsagte den Lüsten, er hörte auf weltliche Gedichte zu machen, die ihm mit Hülfe des bösen Princips hier und da nicht übel gelungen waren, und warf sich in die Arme Tholuck's und der andern Brüder in Christo. Sobald er hier die geistige Taufe erhalten, schrieb er nur noch Bußlieder und geistliche Bekehrungsbriefe.

Die weltlichen und geistlichen Geisteskinder des Verstorbenen werden nun durch Freundeshände dem Publicum vorgeführt. In der That ein rührendes Gemälde, das selbst bei den Verstocktesten seine Wirkung nicht verfehlen wird. Es spricht sich in den Producten welche der Bekehrung vorangehen, wirklich ein nicht unbedeutendes Talent, verbunden mit großer jugendlicher Unklarheit, aus. Dank den Bemühungen der Heiligen, die Gabe des Teufels ist nach der Bekehrung so ziemlich verschwunden. Statt dessen hat der Zögling sein Pensum brav eingelernt und manierliche Manieren angenommen. Er geht nicht mehr mit hoher Stirn, lachend, für Alles empfänglich, sondern gebeugten Hauptes, mit kläglichen Geberden, ein Feind der eiteln Gedanken und der frechen Vernunft. Seine jungen, aber schon greisenhaft zitternden Hände erheben sich abwechselnd zum Gebet und breiten sich bischöflich zum Segnen aus. Er ist ein Heiliger geworden, und Heilige zu machen allerwärts ist seine Aufgabe, zu der man ihn mit allen möglichen Mitteln gerüstet hat. Die Schulfloskeln fließen ihm vom Munde. Alles zusammengefaßt, er versprach ein großes Licht zu werden; allein die Schwindsucht zehrte ihn langsam dahin. Hätte er länger gelebt, so sah die Welt einen hallischen Apostel mehr.

Die Krankheit selbst breitet eine Art schwärmerischer Glorie um sein Haupt und steigert ohne Zweifel seine fanatischen Ausbrüche. Diese angelernte blinde Wuth gegen Alles was nicht orthodox, nicht gläubig ist, peinigt den unbefangenen Leser so sehr als die schwärmerische Lust, Heilige für den Herrn zu gewinnen. Indessen es ist ein Todter der vor uns gestellt wird, ein Jüngling noch dazu, der, noch unreif, in die Dressur der Hierarchen unwissend gerieth. Darum Nachsicht seiner Person, Anerkennung seinem Talente!

Nicht die gleiche Nachsicht verdienen die Herausgeber seines Nachlasses. Sie wollen zeigen daß auch in ihren Reihen Männer von Geist stehen: das ist ihnen nicht zu verargen; sie wollen beweisen daß sich auch bei ihnen das Zeug vorfinde, um irdisch zu glänzen, wenn man wollte: es sei; sie wollen dem Publicum ein Beispiel und Vorbild geben, wie es im Innern eines Wiedergeborenen aussehe: auch diese auf Propaganda abgesehene Coquetterie sei ihnen nachgesehen. Aber die Rücksichtslosigkeit welche die persönlichsten Dinge, Empfindungen, die jeder Mensch so heilig hält daß er sie nur Gott und einem Freunde anvertrauen würde und nur in privaten Briefen niederlegt, veröffentlicht, diese kann nicht von einem gewöhnlichen Menschen, sie kann nur von einem Wiedergeborenen begangen werden, der seinen Parteizwecken jede zarte Regung zu opfern gewohnt ist. 48.

Eine Geschichte der Generalstaaten in Frankreich.

Histoire des Etats-généraux de France, par *Rathery*.

Das Buch Rathery's ward durch eine Preisaufgabe der Französischen Akademie der Wissenschaften veranlaßt. Die Aufgabe ging dahin, eine summarische Geschichte der alten französischen Generalstaaten bis zu ihrer letzten Zusammenberufung unter Ludwig XIII. zu liefern, soweit als möglich den Mechanismus ihrer Zusammensetzung, den Gang ihrer Berathungen, die Natur und Ausdehnung ihrer Macht zu schildern und endlich die Ursachen zu bestimmen, welche sie verhinderten, sich zu der Stellung der englischen Parlamente zu erheben und eine regelmäßige Einrichtung der Monarchie zu werden.

Die Aufgabe war schwierig und groß. Schon der letzte Punkt allein mußte eigentlich eine vergleichende Geschichte Frankreichs und Englands veranlassen. Die zweite Frage war nicht

minder schwierig zu beantworten, denn die Generalstaaten hatten nicht die mindeste Grenze ihrer Macht. Sie waren Alles oder Nichts, jenachdem die königliche Gewalt schwach oder kräftig war. Wollte man daher die Aufgabe wirklich erschöpfend lösen, so hätte man ein Werk schreiben müssen das für eine Preisschrift schon zu umfänglich geworden wäre. Die Concurrenten erkannten auch wol daß man etwas Unmögliches nicht von ihnen verlangte, und Rathery hat deshalb bei seiner Geschichte der Generalstaaten nicht versucht, mehr davon zu wissen als Guizot, Thierry, als die ganze Akademie. Er hat dessenungeachtet in seiner Denkschrift vieles Interessante niedergelegt.

Es gibt in der französischen Geschichte keine bestrittenere Frage als die der Generalstaaten. Was soll man von ihnen denken? Was dachten ehedem die Franzosen von ihnen? Wenn die Generalstaaten lange nicht zusammenberufen gewesen waren, so hatten die Franzosen keinen grössern Wunsch als sie endlich wieder einmal versammelt zu sehen. Sie warteten ungeduldig darauf daß eine schwache oder unglückliche Regierung ihnen diese neue Quelle von Erregungen öffnen werde. Ihre alten, lange vernachlässigten Freiheiten kamen ihnen wieder ins Gedächtniß. Es erscholl ein allgemeiner Schrei gegen die Misbräuche der Gewalt, gegen die Verschleuderungen des Hofs und die Unordnung der Finanzen, gegen das Unglück des Staats, der geburts- und verdienstlosen Günstlingen preisgegeben war. Die Generalstaaten schienen dann der letzte Nothanker; Adel, Klerus und Volk vereinigten sich in dem Verlangen nach ihnen. Der Klerus schmeichelte sich, daß die Abteien und Mitren nicht mehr Belohnungen für oft schmachvolle Dienste sein würden; der Adel, daß die größten Hofämter und gewinnreichen Posten nicht mehr die Beute von Emporkömmlingen seien; die Bürger, daß Wissenschaft und Unbescholtenheit allein zum Richteramt befähigen werde. Das arme Volk verlangte nur eine geringe Erleichterung der erdrückenden Lasten und einigen Schutz gegen die Gier der Soldaten und der Finanzleute. Die Generalstaaten sollten die enormen Besoldungen der königlichen Beamten herabsetzen. Fast immer verbanden einige große Seigneurs sich mit ihnen, um durch sie einen Günstling zu stürzen, dessen Platz sie einnehmen wollten; der Hof mußte endlich widerstrebend nachgeben und berief sie unter allgemeinen Jubel zu Jedermanns Hoffnung.

Allein Dank der Beweglichkeit des französischen Geistes folgte die Unpopularität nur zu bald. Die Sache ging nicht so schnell als man erwartet hatte; oft ward sie noch schlimmer. Die Staaten griffen Alles, da sie infolge ihrer seltenen Zusammenberufung dessen ungewohnt waren, ungeschickt und langsam an. Sobald es sich um eine Reform handelte, zitterten Adel und Klerus für ihre Privilegien, und eine Ligue aller Derer die vom Misbrauch lebten bildete sich. Die Städte und Aemter merkten bald daß die Erhaltung eines Deputirten viel koste und wenig einbringe. Statt gegen die Höflinge zu schreien, schrie man jetzt gegen die Redner; man erblickte in den Staaten nur einen Haufen Ehrgeiziger und Unruhstifter, nur eine neue Quelle von Ausgaben und Verwirrung. Man sehnte sich nach der Einheit der Gewalt zurück. Nicht mehr der König war Schuld an den Leiden des Landes, sondern die factiosen Staaten. Selbst die Geschichte, die dem Fürsten Johann seine Fehler und seine Verbrechen verzeiht, ist unerbittlich gegen Marcel, den Prévot der Kaufleute, den damaligen Tribun. Kurz, das Volk konnte die Unbequemlichkeiten der Freiheit ebenso wenig ertragen wie die Misbräuche und Bedrückungen der absoluten Gewalt. Die Deputirten ermüdeten endlich bei ihren vergeblichen Anstrengungen, sie sehnten sich nach Hause, man legte einige neue Taxen auf und die Staaten trennten sich mit dem lebhaften Wunsch, sobald nicht wieder zusammenberufen zu werden; ja sie baten sogar den König, künftig lieber seine Geschäfte allein abzumachen, und einige Jahre lang sprach man nicht mehr von den alten Freiheiten, bis das Uebermaß der Misbräuche die Unzufriedenheit endlich wieder aufs äußerste brachte.

Auf diese Weise geriethen die Generalstaaten ebenso sehr beim Volke wie bei den Fürsten in Miscredit. Da sie nur in der äußersten Noth zusammengerufen wurden, so knüpfte sich an sie die Erinnerung an die unangenehmsten Zeiten, an die Wirren in Paris während der Gefangenschaft König Johann's, an die Anarchie des Königreichs während des langen Wahnsinns Karl's VI., an die bürgerlichen und religiösen Zwiespalte unter den schwachen Valois. Wenn das Königthum in ruhigern Zeiten sich an sie wandte, so geschah dies nur, damit sie mit ihrem Namen eine neue Steuer genehmigen sollten, was nicht wenig zu ihrer Unpopularität beitrug. Die ganze Politik des Hofs bestand darin, sie ihre Ohnmacht fühlen zu lassen. Sie verschwanden, ohne großes Bedauern zu hinterlassen; die Regierung hatte es blos noch mit den Parlamenten zu thun. Gleichwol genügte ihr Name noch, um die absolute Regierung zu beunruhigen. Die Campan in ihren Memoiren erzählt, daß als der Widerstand der Parlamente Ludwig XV. soviel Aergerniß bereitete ein Höfling gesagt habe, es sei vielleicht nöthig die Generalstaaten zusammenzurufen; allein der König rief: „Mein Herr, wiederholen Sie nie wieder diese Worte. Ich bin nicht blutdürstig; allein wenn ich einen Bruder hätte und dieser wäre fähig einen solchen Wunsch zu hegen, so würde ich ihn binnen 24 Stunden der Dauer der Monarchie und der Ruhe des Königreichs opfern!"

Ludwig XIV. selbst hörte gegen das Ende seiner Regierung jenen furchtbaren Namen. Einen Augenblick hatten die in Utrecht versammelten Mächte den Gedanken von ihm die Intervention der Generalstaaten zu verlangen, nicht allein der größern Feierlichkeit wegen, sondern auch um dem Ehrgeize Ludwig's XIV. einen Zügel anzulegen. Allein Ludwig hätte lieber zwei Provinzen seines Königreichs abgetreten als eine solche Bedingung genehmigt. Die Polemik die sich bei dieser Gelegenheit entspann, ist interessant vermöge des geheimen Instincts der bereits die Völker und die durch den Krieg ermatteten Fürsten die Wichtigkeit des Friedens und der Freiheit merken ließ. Ernstlicher war von einer Zusammenberufung der Generalstaaten unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans die Rede. Fénélon hatte daran gedacht. Der Herzog von St.-Simon hätte, seine Memoiren beweisen es, keine Opposition gemacht. Es war einer jener Augenblicke eingetreten, wo die Gefahren und Uebel einer Regierung ohne Gegengewicht sich lebhaft fühlbar machen und die Völker auf sich selbst hingewiesen werden. Frankreich war erschöpft, seine Finanzen durch einen zehnjährigen Krieg in fürchterlicher Unordnung. Es ist nicht wahrscheinlich daß der Regent ernstlich an jenes äußerste Hülfsmittel gedacht hätte; indeß kam es so weit daß der Cardinal Dubois in einer langen und piquanten Denkschrift den Vorschlag mit allen Gründen einer feinen und tiefen Politik bekämpfte. Er wies auf den hartnäckigen Widerstand der Parlamente hin, welche doch nicht die Nation repräsentirten. Mit den Generalstaaten sei man in üblerer Lage. Den Vertretern der Nation konnte man nicht sagen daß sie dies nicht seien. Gegen dieselben war man der Truppen nicht sicher. „Vergessen wir nie", fügte Dubois hinzu, „daß das größte Unglück der Könige ist nicht mehr den blinden Gehorsam der Soldaten zu besitzen; wird dieser Gehorsam compromittirt, der doch die einzige Quelle des Königthums ist, so setzt man sich den bedenklichsten Gefahren aus. Hierin liegt in der That die schwache Seite der Monarchien, die man dem Volke nie, selbst nicht bei den größten Gefahren des Staats zeigen darf."

Noch 60 Jahre lang sollte die Theorie des Cardinals Dubois das Geheimniß der französischen Regierung sein, arcana imperii, wie Tacitus sagt. Damals ging die Idee die Generalstaaten zu berufen nur von einem kleinen Kreise von Staatsmännern und Utopisten aus. Erst im Jahre 1789 sollte sie wieder eine öffentliche Leidenschaft werden.

Leider bleiben die Menschen immer dieselben. Dieselben Ursachen welche die alten Generalstaaten ihre Fehler hatten begehen lassen, zeigten sich auch 1789. Es traten derselbe Enthusiasmus, dieselben Illusionen, dieselbe Enttäuschung wieder ein. Die Constituante unternahm gleich den Staaten des 14. und 15. Jahrhunderts eine Reform der Regierung, statt sich auf einzelne Principien zu beschränken. Man zerbrach die alten gewohnten Formen auf die Gefahr hin die sociale Ordnung zu zerstören. Im Jahre 1789 bedurfte es blos zweierlei: die Bewilligung der Abgaben und die periodische Einberufung der Staaten. Mit diesen beiden Rechten hatte man Alles; man brauchte dieselben aber nicht erst in einem eingebildeten Contrat social zu suchen, sondern fand sie schon in der alten französischen Geschichte. Etwas was man in England stets, in Frankreich nie begriffen hat, ist, daß ein gut Stück altes historisches Pergament immer noch besser dazu taugt eines Volkes Freiheit zu gründen als die schönsten Theorien.

Liest man das Buch Rathery's, so stößt man immer auf frühe Anklänge an die Geschichte von 1789 und der Constituirenden Versammlung. In Frankreich hat es nie an Philosophen und Rednern gefehlt, wol aber an Staatsmännern. Das 14. Jahrhundert hat seine Mirabeau und Pétion wie das 18. gehabt. Dreihundert Jahre vor Mably und Jean Jacques sprach man in den Versammlungen des Dritten Standes von der Volkssouverainetät, bis Jedermann darüber gründliche Langweile empfand. Währenddessen ließen sich die Barone Englands in Verbindung mit dem Klerus und später den demüthigen Vertretern der Gemeinen, im Nothfall mit dem Degen in der Faust, aber immer achtungsvoll vor der Constitution, einige Rechte anerkennen die sehr positiv waren. Diese angesammelten Rechte haben zuletzt die gesetzliche Allmacht des Parlaments gebildet. Wenn jemals das Menschengeschlecht sich in eine universelle Republik verwandeln will, so kann es in der französischen Geschichte nicht seine Vorgänger finden. Die Völker aber welche frei sein wollen müssen nach England blicken.

Die Generalstaaten, ohne es zu wollen, haben immer nur der absoluten Gewalt in die Hände gearbeitet. Sie haben treffliche Ideen gehabt, ohne eine einzige realisiren zu können. In ihren Heften und in ihren Wünschen findet man den Keim aller der Reformen welche Frankreich jetzt genießt. Jene armen Bürger des 14. und 15. Jahrhunderts foderten bereits Einheit der Gewichte und der Maße, Reform der Civilgesetzgebung, gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben. Wenn sie sich noch nicht zum Gedanken der Glaubensfreiheit erhoben, so geschah dies weil sie den unüberwindlichen Widerstand dagegen kannten. Dagegen fehlte ihnen etwas mehr Mäßigung und gesunder Menschenverstand. Das Königthum entlehnte geschickterweise Alles von ihnen was seinen Interessen nicht zu sehr widerstritt und erwarb sich den öffentlichen Dank durch Bewilligung einiger Reformen, während Die welche den ersten Anstoß dazu gegeben hatten häufig noch den öffentlichen Haß auf sich luden. Und sonderbarerweise waren die Reformer immer, sobald sie vom Könige in seinen Rath berufen worden waren, geschickte Minister und ergebene Diener. Der Jakobinismus und der Machiavellismus berühren einander mehr als es scheint. Mirabeau wäre unter einem starken König ein Richelieu geworden.

Die Ursachen der Ohnmacht der Generalstaaten waren also hauptsächlich auf der einen Seite der sich überstürzende Eifer Alles zu ändern, auf der andern die auf Alles Verzicht leistende Kleinmüthigkeit. Hierzu kam als dritte Ursache noch die Uneinigkeit im Innern der Generalstaaten selbst. Die Parteien der modernen Kammern vertraten damals die verschiedenen Volksclassen, und Saulx-Tavannes entwirft ein trauriges Bild von den Zwistigkeiten und Eifersüchteleien jedes Standes gegen den andern und der Mitglieder der einzelnen Stände unter sich.

Und doch ist der Weg den die Generalstaaten in der Geschichte genommen haben nicht ohne Ruhm. Wenn sie auch nicht neue Institutionen gründen konnten, so bewahrten sie doch den französischen Nationalgeist, und das gedrückte Volk blickte auf sie als auf den letzten Hoffnungsanker. Ihr Einfluß findet sich von Jahrhundert zu Jahrhundert im Fortschritt der Civilgesetzgebung und der Verwaltung wieder. Mit ihrer Hülfe wiesen die französischen Könige die übermüthigen Foderungen des römischen Hofs zurück, mit ihnen errichtete Karl VII. stehende Heere. Ihre Protestationen, von Zeit zu Zeit wiederholt, hinderten die Versuche zur Vernichtung der Freiheiten. Liest man ihre Hefte, so erstaunt man die modernen Wünsche die solange erstrebt wurden schon damals ausgesprochen zu finden. Man darf sie also nicht zu schnell verdammen, wenn sie das rechte Maß und die rechte Ausdauer nicht gefunden haben.

15.

Don Juan und der steinerne Gast.

Für das Libretto zu Mozart's „Don Giovanni" hat die spanische Bühne den Stoff hergegeben; Vermittlerinnen wurden die italienischen und französischen Theater, denn nach dem Jahre 1620 ging „Don Giovanni" bereits über die Bühne Italiens, seit 1659 über die Bühne Frankreichs unter dem Titel „Le festin de Pierre", in dreifacher Bearbeitung, deren letzte von Molière ist. Das ursprüngliche Stück, das man nachahmte, gerade so wie neuerdings noch das „Weib des Urias" von Alfred Meißner den „Lágrimas de David" des Felipe Godinez nachgebildet zu sein scheint, ist von Padre Fray Gabriel Tellez, der unter dem Namen Tirso de Molina*) schrieb, und führt den Titel: „El burlador de Sevilla, y convidado de piedra." Moratin nennt dieses Drama Molina's „comedia que siempre repugnará la sana critica y siempre será celebrada del pueblo". Es hat in Spanien selbst durch den Kammerherrn Philipp's V., Antonio de Zamora, um 1722 eine zweite Bearbeitung, in der es sich auf dem spanischen Theater erhält, erfahren, und von Schack (II, 592) erzählt, die Sage von den Freveln des Don Juan Tenorio zu Sevilla, dessen alte, angesehene Familie längst ausgestorben, lebe noch immer im Volke zu Sevilla und werde in Romanzenform auf den Plätzen daselbst in fliegenden Blättern verkauft. Ueber das Alter seiner Familie läßt Molina im dritten Acte den Don Juan sich also aussprechen:

Yo soy noble caballero,
cabeza de la familia
de los Tenorios antiguos,
ganadores de Sevilla.

(Jahr, 1248. Mariana, XIII, 5—7.)

Ueber das Grabmal, in dem Don Juan sein schreckliches Ende findet, verordnet der König am Schlusse des Stücks:

Y el sepulcro se traslade
en San-Francisco en Madrid,
para memoria mas grande.

Das Stück spielt unter König Alfons XI. von Castilien,

*) El maestro Tirso de Molina starb um 1648. Aus seiner Novellensammlung „Los cigarrales de Toledo" theilt der zu Madrid 1851 erschienene achtzehnte Band der „Biblioteca de autores españoles" die Novelle „Los tres maridos burlados" mit; aber weder Don Cayetano Rosell, der eine Einleitung zu diesem Bande gibt, noch Don Juan Eugenio Hartzenbusch (Don Juanito), auf den sich Rosell beruft, haben angemerkt daß in der „Coleccion de novelas escogidas" (I, 1 fg., Madrid 1787) diese Novelle (wol fälschlich) auch dem Isidro de Robles, natural de Madrid, zugeschrieben wird, von dem Nicolas Antonio (I, 836) berichtet: „Isidorus de Robles scripsisse dicitur atque edidisse anno 1666 aut circiter Novelas." Bei beiden Abdrücken kommen hin und wieder Abweichungen in Bezug auf einzelne Wörter vor. Man vergleiche auch zu dieser Novelle den Entremes „La fantasma" in Huerta's „Theatro hespañol" (IV, 324 fg.).

gestorben 1350. Anziehend darin ist im ersten Acte die Beschreibung Lissabons, die Don Gonzalo de Ulloa (der steinerne Gast des dritten Actes) dem Könige macht, wie auch die Tischscene in der dritten Jornada, wo der Gracioso Catalinon das Abkühlen des Weins durch Schnee (seit Karl V. üblich) erwähnt und die Frage stellt an den steinernen Gast: „Prémiase allá la poesía?" (Vergl. Moreto's „No puede ser", jorn. I.)

Don Gonzalo de Ulloa ist jedoch nicht der einzige steinerne Spuk den die spanische Bühne aufzuweisen hat. Einen zweiten bringt Lope de Vega in seiner comedia famosa „Dineros son calidad" („Geld ist Geltung") (Murcia, á costa de Juan Lopez mercader de libros), auf die Breter. Der Inhalt dieses Stücks ist folgender:

Die Herzogin Julia Laurencia von Calabrien zieht nach dem durch einen Sturz vom Pferde erfolgten Tode ihres Bruders Ludwig, der Heinrich den Großen, König Italiens und beider Sicilien, ermordet und sich des Throns bemächtigt hatte, feierlich als Königin in Neapel zu Fuß ein. Der alte Graf Friedrich, der dem Könige Heinrich treu gedient und ihm sein ganzes Vermögen, zwei Millionen, geliehen hatte, aber durch Ludwig seiner Güter beraubt und aller Würden entsetzt worden war, besaß nicht einmal einen Teppich mehr, um damit sein ärmliches Haus für diesen festlichen Tag zu schmücken, sondern nur seine drei Söhne, Otavio, Rufino und Luciano, die er denn auch an die Mauer des Hauses treten und sie, um die nackte Wand besser zu bedecken, die Arme ausbreiten läßt. Julia bleibt über einen solchen Festschmuck verwundert stehen, fragt, erfährt des Grafen Schicksal aus dessen Munde und gibt ihm darauf den spöttischen Rath, er solle wieder zu Geld zu kommen suchen, dann werde er auch wieder sein, was er früher gewesen, angesehen und mächtig. Alsbald entschließen sich die Söhne zum Schmerz des Vaters, ihn zu verlassen und auszuziehen, um Reichthum zu gewinnen. Lucila, die als Dienerin und niedriger Herkunft in Friedrich's Hause aufgewachsen ist, tröstet den alten Grafen über den Weggang der Söhne und verspricht treulich bei ihm auszuhalten. Rufino will Krieger werden, Luciano Gelehrter, Otavio auf gut Glück in die Welt hinausziehen und abenteuern; ihm folgt der Diener des heruntergekommenen Hauses, der Gracioso Macarron, weil Otavio's Entschluß als der thörichtste immer noch der beste sei. So gedenken sie dem armen alten Vater wieder aufzuhelfen. König Heinrich hat eine Tochter Camila hinterlassen, die ihrem Vater in einem festen entlegenen Schlosse am Meere ein Grabdenkmal hat errichten lassen, wo sie ihn tief betrauert, als ihr der Condestable Amadeo die Kunde von Ludwig's Tode bringt, was sie zu Rüstungen veranlaßt, um Neapel wieder zu gewinnen und ihren Vater zu rächen. Zugleich hat auch Julia in einem Aufrufe Demjenigen der ihr Camila überliefern würde, Alles was er in Neapel von ihr fodern werde zu geben versprochen. Otavio und Macarron treffen mit Camila vor dem Lager zusammen und diese befiehlt, sie neben ihrem Zelte einzuquartieren. Darauf erscheint Rufino, raubt Camila, wirft sich mit ihr auf ein Pferd und bringt sie, nachdem er ihr erklärt, er habe diese That um seines Vaters willen vollbracht und aus kindlicher Liebe, und Camila ihm einen Edelstein geschenkt hat, nach Neapel zu Julia, wo ihn der Almirante Cesar, um die That für sich auszubeuten, gefangensetzen läßt. Allein Julia erfährt durch Camila daß Cesar nicht Der ist durch den sie in ihre Gewalt gebracht worden ist, und so muß der Almirante den gefangenen Rufino herbeiführen lassen, dem Julia nun gebietet, in einem Bittschreiben ihr seine Foderung kundzuthun. Rufino hat freudvoll den Edelstein verkauft, für sich und seinen Vater anständige Kleidung angeschafft diesen aufgesucht und tritt mit ihm vor Julia, die inzwischen durch Cesar erfahren hat daß der Condestable Amadeo heimlich für Camila rüste, der Statthalter und die Minister untreu und Graf Friedrich mit seinen Söhnen die wühlerischsten seien; Julia zerreißt die Bittschrift und verbannt Rufino und Friedrich aus Neapel. — Luciano ist in Paris Doctor der Rechte geworden und wird Julien, die ihren Statthalter verbannt und sich um einen andern an ihren Vetter, den König von Frankreich, gewendet hat, von diesem nach Neapel gesendet. Luciano trifft mit seinem Vater, der sich verkleidet und verborgen in einem Dorfe aufhält, vor Neapel zusammen und sendet seinen Freund und Studiengenossen, den Franzosen Urbano, der ihn aber anzuschwärzen gedenkt, an Julia voraus. Diese unwillig, daß ihr der König statt eines Franzosen einen Neapolitaner, der nach Urban's Einflüsterung noch dazu niedern Standes sein soll, schickt, zerreißt, als Luciano selbst erscheint, des Königs Schreiben, ernennt den Urban zum Statthalter und gebietet dem Luciano, Neapel augenblicklich zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Otavio hat in dem festen, durch Julia's Leute aber zerstörten Schlosse, Camila's früherm Aufenthaltsorte, mit König Heinrich's Geiste gekämpft und die zwei Millionen erhalten, die er der mittlerweile durch Rufino's Hülfe aus Neapel glücklich entkommenen Camila zur Anwerbung von 12,000 Mann zugestellt hat. Die Mannschaften sind fremdartig eingekleidet worden und stehen vor Neapel. Otavio führt den Macarron als Gesandten des Wojewoden von Siebenbürgen, der auf dem Wege nach Rom sei, vor Julia, um seine Botschaft auszurichten. Draußen entsteht Lärm; Camila's Völker besetzen die Stadt; die Bürger jubeln ihr entgegen. Sie selbst tritt in Wojewodentracht ein und entsetzt Julien des Throns. Otavio erhält von ihr die Hälfte des Reichs und ihre Hand; er schenkt die Insel Sicilien sofort seinem Bruder Rufino, die dieser der Julia Laurencia zu Füßen legt; er bittet um ihre Hand und sie wird ihm nicht versagt. Luciano bekommt das Herzogthum Calabrien, Macarron, der die Lucila heirathet, 6000 Dukaten jährlicher Rente. Der alte Graf wendet sich sich zu Julia mit den Worten:

> Laurencia, reich und geachtet
> kann ich denn zu dir jetzt sagen,
> wie du triumphirend sagtest:
> Geld ist Geltung.

Das Stück ist, wie man sieht, eine echte comedia famosa, laut Yriarte's scherzhafter Begriffsbestimmung „de tragoedia, in qua repraesentantur homicidia scandalosa; de comedia, in qua tractatur de amoribus prophanis sub praetextu matrimonii" („Obras", II, 167 fg.; Madrid 1787). Die Geisterscene, um die es sich hier hauptsächlich handelt, spielt zu Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Actes. Otavio und Macarron kommen an einem Winterabend arm und hungerig zu einem düstern Thale; finstere Wolken thürmen sich auf; Otavio ist in Verzweiflung und ruft die Dämonen. Er erkennt die traurige, wüste Gegend als diejenige wieder, wo er Camila zum ersten male gesehen und sein Herz an sie verloren hat. In der Ferne erblicken sie ein Gebäude in Trümmern. Auf einem Berge erscheint ein Hirt, Clarindo, der ihnen berichtet, die nächsten bewohnten Orte seien zwölf Meilen entfernt, die Hirten hätten sich vor den Soldaten in diese öden Berge geflüchtet, er selbst habe jetzt weder Hütte noch Milch noch Brot, der nach Lebensmitteln ausgeschickte Schäferbursch werde morgen erst zurückkehren. Auf die Frage, ob es denn kein Obdach für die Nacht gebe, erzählt der Hirt sie seien Nachts in dem wüsten Schlosse geblieben, aber der Lärm, das Klagen und Seufzen und die höllischen Stimmen die sich dort hören ließen hätten sie wieder in die Berge gejagt. Macarron vermuthet, es möchten Schneiderseelen sein, die dort nähten, aber Clarindo berichtet, der ermordete König von Neapel liege da begraben, er selbst habe ihn in weißem Stein ausgehauen gesehen und müsse sich wundern daß ein König der ein so gerechter und frommer Mann gewesen sein solle, umgehen müsse; doch behaupteten Andere, es gehe dort die Seele eines gewissen Ludovico, seines Mörders, um. Da entschließt sich Otavio, die Nacht dort zuzubringen, denn da seien Teufel und Teufel seien feig. Clarindo bemerkt, bei Tage könne man un-

gestört hineingehen; kein Wanderer verfehle das Schloß zu besuchen, es gebe viel Schönes darin zu sehen, vorallem ein Grabmal von Jaspis, wo der König in Alabaster auf den Knieen liege; er ladet sie ein, mit ihm hineinzugehen. Macarron fürchtet sich und Otavio muß ihn endlich in den Armen hineintragen. So kommen sie zu dem Grabmale, das die Soldaten verschont haben, und erblicken den König in Stein ausgehauen, auf den Knieen liegend, unter einem schwarzen Thronhimmel; am Grabmale befindet sich eine lateinische Inschrift. Otavio schlägt unter dem Wunsche, der König möchte lebendig vor ihm stehen, mehrmals mit dem Schwerte auf die Bildsäule los und fodert für sich, für seinen Vater und seine Brüder Ehre und Vermögen zurück. Sie schicken sich an, in einem Saale des Schlosses zu übernachten. Damit endet der zweite Act. Der dritte Act beginnt damit daß Otavio, Macarron und Clarindo im Finstern weiter im Schlosse herumtappen. Clarindo und Macarron berühren sich mit den Händen und meinen, eine spukende Seele habe sie gepackt. Clarindo sagt, hier sei eine Galerie die zu einem Gemüsegarten führe, der mit einem andern Theile des Schlosses in Verbindung stehe, auch gebe es hier eine Cisterne, in die sie bei der Finsterniß fallen könnten; daher sei es gut, nicht weiter zu gehen. Macarron will die Nacht lieber im Freien zubringen, wagt sich aber allein nicht hinaus und räth endlich sich niederzulegen. Otavio sagt, Alles was man von Geistern erzähle sei Lüge und Abgeschmackheit, und ermahnt den Macarron, ein wenig zu schlafen. Dieser erwidert: „Ich wollte wol, da ich aber nicht gegessen habe, ist mein Kopf gleich dem Koffer eines Spielers und dem Hause eines Dichters; wie soll ich also bei solcher Leere im Kopfe schlafen können! Herr, Freund, Herr, erwache, Freund erwache! Wahrlich sie sind eingeschlafen. Daß es auch solche Schufte gibt, die, wenn sie kaum sich niedergelegt haben, auch schon den Schlaf in den Augen haben und schnarchen daß es aussieht als höben sie ihn im Schubsacke auf." Er holt den Rosenkranz hervor, weil er einzuschlafen fürchtet. Als er das Paternoster anhebt, ertönt Kettengerassel, das sich mehrfach wiederholt. Macarron sucht den Clarindo, dazwischen immer fortbetend, zu wecken, der ihm auch halb im Schlafe antwortet. Da ertönt ein Ach und näher kommendes Kettengeklirre und neue Ach! Macarron weckt den Otavio. Der König Heinrich ruft den Otavio und heißt ihn mitgehen. Otavio mag nicht ohne Licht; Heinrich will, Macarron soll es anzünden, der sich entsetzt weigert. Da läßt der König Licht angezündet werden und es zeigt sich eine brennende Kerze. Die Geisterstimme fodert nun den aufs heftigste erschrockenen Otavio entschieden zum Mitgehen auf und fragt, ob er nun zittre und feig sei. Otavio rafft sich auf, um der Stimme zu folgen, als ihm der König selbst erscheint; Otavio, im hohen Zorn, leuchtet voran und Beide gehen miteinander hinaus, Macarron und Clarindo ihnen nach. Im Garten angelangt, will der alabasterne König den Otavio tödten und dieser heißt den König das Schwert ziehen. Heinrich will jedoch vorerst hören, was für Klagen Otavio wider ihn habe, die dieser ihm auch vorträgt. Da der König die Beschwerden für ungerecht erklärt, den Otavio hart anläßt, daß er ihn in seiner Alabasterbildsäule geschändet habe, und ihn in Stücke zu reißen droht, schlägt Otavio mit dem Schwerte drein, streicht aber in die Luft. Die Erscheinung sagt: „Stein siehst du und mit dem Winde kämpfst du, hier thut's das Schwert nicht." Otavio fodert zum Ringen, denn er will lieber sterben als den Kampf unbestanden lassen. Nun erklärt der König, er habe bisher nur Otavio's Muth prüfen wollen, dieser solle, sobald es tage, an der Stelle, wo er, der König stehe, zum Zeichen einen Nagel einschlagen lassen und nachgraben, er werde die zwei Millionen finden; mit diesen solle er seine Tochter Camila aufsuchen und ihr wieder zu ihren Staaten helfen. Das will Otavio nicht glauben, aber Heinrich betheuert ihm die Wahrheit bei der Pein die er leide, und versichert zugleich, nun, da er Wiedererstattung geleistet, werde er sogleich aus dem Fegefeuer herauskommen. Zum Abschied läßt er sich Otavio's Hand reichen; dieser schreit auf: „Du verbrennst mich, laß los, laß los!" Hierauf versinkt der König in die Erde und Otavio fällt ohnmächtig zu Boden. Macarron und Clarindo kommen herbei, Ersterer muß den Nagel einschlagen, nagelt aber seinen Mantel mit auf u. s. w.

Diese Scenen sind voll des köstlichsten Humors. Uebrigens vergleiche man Moreto's „Las travesuras de Pantoja" und „El mejor amigo el muerto", dessen erste Jornada von Luis de Belmonte, die zweite von Francisco de Rojas, die dritte von Calderon ist, nicht aber, wie es in Nr. 16 d. Bl. f. 1852 heißt, von Calderon, Juan de Castro und Lope de Vega. „Cancioneiro general", II, 197: „Depoys dabatalha no campo fycon, Os mortos naquela metendo so terra." Höchst wahrscheinlich ist die Sage von Don Juan und dem steinernen Gaste nicht das Ursprüngliche; der Kern derselben ist der steinerne Spuk, Don Juan und Otavio sind hinzugethan. Es gilt hier ein vaya de cuento, und wir haben es mit einem cuento de viejas zu thun. Man hat diese cuentos, so beliebt sie auch immer im Volke Spaniens gewesen sind, viel zu gering geachtet, ja von Seiten der Gelehrten selbst wieder manchen cuento de viejas über sie gemacht. Schon Don Gregorio Mayans y Siscar, bibliotecario del rey, in seiner Lebensbeschreibung des Cervantes vor der Ausgabe des „Don Quixote" (S. 18 und 37, Madrid 1782) spricht sich geringschätzig über sie aus, und Don Agustin Duran im „Romancero general" hat die Sache zu leicht genommen. Sie verdienen eine Würdigung für sich. 49.

Miscellen.

Zunftgeist im 17. Jahrhundert.

Wie die Zünfte im Mittelalter streng auf Ehre, Reinheit und Unbescholtenheit ihrer Mitglieder sahen, so konnte es doch nicht fehlen daß dieser Zunftgeist auch ausartete und zu vielen Misbräuchen und Irrthümern Anlaß gab. So fand ich in Acten des 17. Jahrhunderts den Fall daß ein junger Bürger zu Paderborn in die Zunft der Wandschneider wollte aufgenommen werden, die Aufnahme ihm aber versagt wurde, weil sein Vater in der Jugend Spielmann (Musikus) gewesen, seine Mutter aber eine Müllerstochter sei. Vergebens protestirten Vater und Sohn und versicherten daß Ersterer gar nicht in die Classe der Pfeifer und Spielleute gehört habe die Andern für Geld dienten, daß auch der Vater der Frau des Letztern Mühlenmeister gewesen sei; vergebens wurden die ehrenvollsten Zeugnisse beigebracht. Die Zunft weigerte die Aufnahme und die an ihrer Ehre Gekränkten klagten gegen die Wandschneider beim Hofgericht zu Paderborn. Ein mit immenser Gelehrsamkeit ausgestattetes Responsum der Juristenfacultät zu Gießen sprach, gestützt auf die Reichsgesetze von 1548 und 1557, für die Kläger. Die Juristenfacultät zu Köln war aber anderer Meinung, und nach achtjährigem Proceß erkannte das Gericht nach ihrem Gutachten gegen die Kläger. Es wurde an das Reichskammergericht appellirt, wo aber die Sache bald liegen blieb. Die Rechtfertigung der Musik, wie sie in einer Proceßschrift des Klägers von 1646 vorkommt, theilen wir als eine Curiosität mit. Es heißt da: „Die musica ist keineswegs verächtlich zu schätzen; viel weniger daß die Kinder, respectu parentum, dadurch infamirt und von ehrlichen Aemtern abzuhalten sein sollten; angesehen daß Kaiser, Könige und Fürsten die Musik in hoher Aestim haben, sich selbst darin exerciren und Andere mit trefflichen salariis dazu halten und bestellen; daß auch Gott und seine Heiligen in Kirchen und Kapellen durch die Musik fürnehmlich geehrt und die Gemüther zur Andacht bewegt werden, cum per oblectamenta aurium (ut ait S. Augustinus, tit. 10, c. 33 „Confess".) infirmior animus in affectum pietatis assurgat; wie denn auch männiglich bekannt daß die musica nicht allein für eine edle freie Kunst gehalten

wird, sondern es haben auch die legislatores darauf groß Aufmerksamkeit gehabt. Aristoteles und Platon in ihren Büchern «De republica» haben viele gute Sachen davon geschrieben. Auch Marcus Tullius sagt «De legibus» (lib. II): «Assentior Platoni, nihil tam in animos teneros atque molles influere, quam varios canendi sonos, quoniam vix dici potest, quanta sit vis in utramque partem etc.» Ueber das auch die Engel selbst sich der Musik gebrauchen, und ist aus Heiliger Schrift bekannt wie der König David vor der Arche Gottes auf der Harpfen gespielt und musicirt habe; wie daraus zu ersehen daß die musica überall geehrt und nicht für ein solch Werk zu achten sei, daraus infamia erfolge, oder derwegen Einer von ehrlichen Aemtern auszuschließen." Wenn wir uns erinnern daß die berühmte und hochgeehrte Sängerin Mara auch eines armen Stadtmusikanten Tochter war, und wenn wir sehen mit welchem Glanz unsere Virtuosen umgeben werden, so erkennen wir wie Zeiten und Ansichten sich geändert haben. 13.

Die Freiheiten der frankfurter Messe im Mittelalter.

Eine Messe zu Frankfurt a. M. bestand schon vor 1330; in diesem Jahr bewilligte Kaiser Ludwig der Baier dieser Stadt die zweite, die Ostermesse. Es fehlte nicht an Privilegien mit denen man sie ausstattete, um den Meßfremden das Leben so angenehm als möglich zu machen. Meßfremde durften nicht blos nach Mitternacht noch Wein trinken, sondern auch während der Fastenzeit Butter, Käse, Eier und Fleisch essen; Papst Sixtus IV. hatte dies ausdrücklich erlaubt. Auch das Spiel war privilegirt; damit es ehrlich zuging, verkaufte der Rath selbst die Würfel dazu; 1432 nahm er für 8000 Würfel 12 Pfund Heller ein. Er vermiethete auch Spielhäuser; der Heißenstein (jetzt Gasthof zum Schwan) wurde in der Messe mit 200—400 Goldgulden abgelassen. Die auch im Mittelalter bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden Dirnen mußten dem Nachrichter doppeltes Schutzgeld zahlen, und es ward ihnen 1493 infolge Rathsschlusses verboten sich in die Tänze ehrbarer Frauen zu mischen und „in den Kirchen mit ehrbaren Leuten in dem nämlichen Stuhle zu sein". Ferner hatten auf den Messen die „Marxbrüder", d. h. die Fechtmeister, das Recht Meister des langen Schwerts zu creiren, und auch die „Theriakkrämer und Landfahrer, die Steinschneider, Oculisten und Zahnbrecher" sollten geduldet werden, „so sie bei Dem bleiben was sie gelernt haben".

Das Römische Reich geht durch — eine Bremse unter.

Der griechische Geschichtschreiber Sozomenos erzählt: Ein Ochse wurde von einer Bremse gestochen; der Ochse lief durch einen See; ein Hunne dem er gehörte verfolgt ihn und findet den Weg zu den Gothen, die am andern Ufer wohnen. Er bringt die Nachricht von dem schönen Lande jenseit des Sees zu den Seinigen zurück und veranlaßt dadurch die Völkerwanderung, durch welche das Römische Reich gestürzt und die gesammte Alte Welt umgestaltet wird. Schade daß diese Erzählung nicht verbürgter als durch den Namen eines Sozomenos ist!

Ein Wort Alba's.

Nach dem Siege Karl's V. über den Kurfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg trug man sich im kaiserlichen Lager mit der Sage: die Sonne habe an diesem für die Protestanten unglücklichen Tage länger geschienen. Als man hierauf Karl's Feldherrn, Herzog Alba, befragte, ob dieses Gerücht zu glauben sei? antwortete er: Er habe an diesem Tage zu viel auf der Erde zu thun gehabt, um sich um die Sonne am Himmel zu kümmern. 39.

Bibliographie.

Bechstein, L., Volks-Erzählungen. Altenburg, Pierer. 8. 18 Ngr.

Belani, H. E. R., Hohe Liebe. Aus dem Leben des Freih. Friedrich v. d. Trenck. Historischer Roman mit Sittenbildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Kriegsleben. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 5te Auflage. Hannover, Rümpler. 1854. 16. 2 Thlr.

Bodemer, H., Die Wirkungen der Creditpapiere in Bezug auf die Vermehrung der Banken in Deutschland. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 16 Ngr.

Ficker, C. G., Predigten in den Jahren 1848—1851 gehalten. Chemnitz, Desoy. 8. 1 Thlr.

Gebhart, J., Die Geschichte Oesterreichs aus dem Munde deutscher Dichter. Herausgegeben und mit historischen Einleitungen begleitet. Wien, Greß. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hase, K., Das Leben Jesu. Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heilmann, J., Geschichte Bayerns. Regensburg, Manz. Gr. 8. 20 Ngr.

Heshusius, T., Von Amt und Gewalt der Pfarrherren. Herausgegeben von F. A. Schütz. Leipzig, Baensch. 1854. Gr. 8. 8 Ngr.

Den Kriegern ein Denkmal! Gedichte. Stettin. 8. 10 Ngr.

Lang, H., Predigten. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 12 Ngr.

Mühlbach, L., Welt und Bühne. Roman. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1854. 8. 3 Thlr.

Norden, M., Rudolf oder das Abenteuer im Riesengebirge. Roman. Drei Bände. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 3 Thlr.

Pey, Der christliche Philosoph, oder Glaube und Vernunft im Einklange über die Größe und Schönheit Gottes in seinen Eigenschaften und in den Geheimnissen seiner heiligen Religion. Zur Belehrung und Erbauung Aller, welche die Wahrheit bewahren oder finden wollen. Nach dem Französischen von H. Liese. Zwei Hefte. Münster, Deiters. 16. 15 Ngr.

Pfeilschmidt, E., Luther in Coburg. Dresden, Türk. Gr. 8. 15 Ngr.

Quarizius, C. G., Die Einkommensteuer, ihre Unzweckmäßigkeit, Schwierigkeiten und nachtheiligen Folgen für die Staatswohlfahrt und für die Staatsangehörigen. Den Ständen gewidmet. Weimar, Voigt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Reime eines Alten. Leipzig, Gerhard. 32. 15 Ngr.

Schenkel, D., Evangelische Zeugnisse von Christo. Predigten über Abschnitte aus dem Evangelium Johannis. 1ste Sammlung. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 1 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 5ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1854. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Teichlein, A., Louis Gallait und die Malerei in Deutschland. Eine Episode aus der modernen Kunstgeschichte. Nebst einer Abhandlung über den Begriff des Malerischen und das Wesen der Malerei. München, Kaiser. 8. 10 Ngr.

Unterhaltungen über Rußland. Vom Verfasser des: „Noch Etwas über Rußland in Bezug auf Marquis Custine", der „Dreißig Jahre in Rußland" ic. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 8. 2 Thlr.

Wachsmuth, W., Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der politischen Parteiungen des Alterthums. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Dritte Folge. Erster Jahrgang. 1853. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juli, August und September. Nr. 27—39.

Inhalt: Der Kreuzfahrer. (Fortsetzung.) — *Die Pianofortefabrikation. — Rudelsburg und Saaleck. — Ein neuer Ludwig XVII. — *Die Seifenfabrikation. — Mensen Ernst, der große Wanderer. — *Kapelle der Salpetrière in Paris. — *Fastnachts-Maskenzug. — Der Strohhalm. — Eine merkwürdige Kanzel. — *François Rabelais. — *Der Tempel von Apollinopolis in Aegypten. — Das Rennthier und sein Feind. — Die angebliche Verschwörung der Aussätzigen im Jahre 1321. — Dornburg an der Saale. — *Die heilige Kapelle in Paris. — Das Eisen. — Zur Beruhigung für ängstliche Eisenbahnreisende. — Der Capitain der Säufercompagnie. — *Der Triumphbogen des römischen Kaisers Trajan in Ancona. — Der Scharfrichter Karl Huß. — Das zum Fenster hinausgeworfene Haus. — *General von Borstell. — Verschiedene Lesarten. — Das Höllenthal bei Freiburg. — Der Tod eines komischen Kleeblatts. — Das Grab Napoleon's I. im Invalidendome zu Paris. — Der Archelaus-Schmetterling in Südamerika. — *Volksfeste im Norddepartement von Frankreich. — Augustus, der römische Kaiser. — Der Priester und der Ministrant. — Die Buccomantie. — Ein Privilegium der Vorzeit. — *Großsultan Abdul-Medschid-Khan. — Kiew, die heilige Stadt Rußlands. — Der Todtengräber. — Der General aller kurfürstlichen Musikanten. — Wie Petrus dreschen sollte. — *Schloß Amboise. — *Hieroglyphen der nordamerikanischen Indier. — Der Cretinismus und Dr. Guggenbühl. — Joseph II. und Mozart. — Unangenehme Entdeckung. — *Der Litchi. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Der I.—V. Band des **Pfennig-Magazin** (1833—37) kosten im **ermäßigten Preise** 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band **zusammengenommen** 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI.—X. Jahrgang (1848—52) kosten jeder 2 Thlr.

Ferner sind zu **ermäßigten Preisen** zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 1 Thlr. 10 Ngr. Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

Sonntags-Magazin. Ein Band. 8 Ngr.

Leipzig, im October 1853. **F. A. Brockhaus.**

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Kohl (J. G.), **Der Rhein.** 2 Bände. 12. 1851. Geh. 5 Thlr.

Eins der werthvollsten Werke, die der berühmte Reisende und Schriftsteller veröffentlicht hat. Die Ideen Karl Ritter's über den Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf die geschichtliche Entwickelung der Völker werden in demselben auf das Rheingebiet, das in politischer, ethnographischer, landschaftlicher, commercieller und culturgeschichtlicher Hinsicht interessanteste Flußgebiet Europas, angewendet.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Die im Monat **September** erschienenen Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 49—52) enthalten folgende Aufsätze:

Die Vorläufer des Columbus. Von **J. G. Kohl.** II. III. — Urgebirge. Von Professor **B. Cotta** in Freiberg. — Zur Charakteristik der Franzosen. Ein Zeiterlebniß. — Deutsche Mädchenerziehung. Eine Zuschrift an den Herausgeber. — Die Harmonie der Sphären. — Ein Schriftsteller-Asyl. — Das lustige England. — Das stille Walten der Seele. — Zur Lehre von der Freundschaft. — Der See. Eine Naturstudie von **H. Masius.** I. II. III. — Wie ich durch einen Schnupfen zu meiner Frau kam. Mittheilungen aus den Erinnerungen eines humoristischen Freundes von **A. Zeising.** — Roman, Novelle, Erzählung. — Almanache, Albums, Sammlungen und sonstige Werke der Gemeinschaft. — Was heißt Dichten? — Eine Regel für die Ehe. — Wär' ich und hätt' ich. — Ein Zweikampf unter Königen. Historische Skizze von **K. Frenzel** in Berlin. — Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin". — Die alten und neuen Aerzte. — Die Gefahren der Gutmüthigkeit. — Bei einer Wanderung durch die Vorstadt. — An einen jungen Dichter. — Brauer und Maler. — Die Ankunft in Paris. Eine Reiseerinnerung vom **Herausgeber.** — Ist unsere Seele materiell? — Lieutenant Maury und sein Schiffahrtscongreß. — Die Einheit der Natur. — Hütte und Tempel. — Das Selbstverständliche.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. October begonnene **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der **Preis** beträgt

vierteljährlich nur Sechzehn Neugroschen.

Leipzig, im October 1853.

F. A. Brockhaus.

Die Verfasserin des Buchs **„Aus den Papieren einer Verborgenen"** (2 Theile, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1848—52) ist durch innere und äußere Führungen zu dem Wunsche gelangt, mit ihren beiden eigenen fast erwachsenen Töchtern noch einige jüngere oder ältere Mädchen bis zu vollendeter Ausbildung erziehen zu können; sie würde jedoch nur zwei oder drei Kinder aufnehmen, da sie für ihre Häuslichkeit die Grenze des Familienlebens jedenfalls festhalten möchte. Sollten sich Aeltern finden, die um des Buchs willen zu der Verfasserin Vertrauen gefaßt hätten und die rücksichtlich dieser Anzeige mit ihr in persönlichen Verkehr zu treten wünschten, so würde gebeten, Anfragen unter der Chiffre X. Y. Z. an die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu richten, worauf nähere Auskunft ertheilt wird.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leid und Lust. Roman von **Emil Althaus** (Emile d'Estrées). Zwei Theile. 8. 1851. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 43. —— 22. October 1853.

Inhalt.

Kudrun.

Kudrun. Uebersetzung und Urtext mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm von Ploennies. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen Verskunst von Max Rieger. Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Als in Persien die Dynastie der Soffariden den Thron bestieg, da erkannten sie wohl daß nur in der Kräftigung des Nationalgefühls ihre Unabhängigkeit vom arabischen Khalifat möglich war, und der gewaltige Mahmud von Ghasna hielt neben seinen Thaten auf dem Schlachtfeld die Neubelebung der iranischen Heldensage für das beste Mittel zur Weckung und Erhaltung des Volksbewußtseins. Die originalen Lieder waren verklungen im Strom der Jahrhunderte, aber mündlich und schriftlich hatte die Tradition der Heroenzeit sich fortgepflanzt, ihre Bruchstücke wurden gesammelt, und einer der größten Dichter des Orients, ja der Welt, Firdusi, dichtete nach ihnen das persische Königsbuch „Schahname". Als Deutschland unter dem Joche der Fremdherrschaft schmachtete, da sahen die Edelsten und Besten daß das Volksgemüth, der Volksgeist vorallem innerlich zur Selbsterkenntniß gebracht und gepflegt werden müsse, und von da an hebt an die Forschung nach dem deutschen Wesen und seiner Eigenthümlichkeit, man wandte sich mit Vorliebe nach dem Mittelalter, seiner Geschichte, seiner Kunst und suchte die abgerissenen Fäden der Erinnerung wieder anzuknüpfen, eine unterbrochene organische Fortbildung wieder anzubahnen. Wem sein Volk und dessen Zukunft, wem die Ehre des deutschen Namens am Herzen liegt, der muß theilnehmen, sei es mit empfänglichem Sinn, sei es mit eigener Arbeitskraft, an der Fortführung des begonnenen Werks. Neben den gothischen Domen aber ist das ihnen vielfach vergleichbare Volksepos die größte Kunstschöpfung des Mittelalters, wie jene nicht das Erzeugniß einer willkürlichen Erfindung, nicht die That eines Einzelnen, sondern hervorgegangen aus dem Bildungsdrang des Ganzen, erwachsen im Lauf der Jahrhunderte, durch einzelne geniale Geister im Bunde mit dem Volkssinne vollendet. Und so zog denn auch das Nibelungenlied vorallem die Aufmerksamkeit der Forscher und die Theilnahme der Jugend auf sich. Zeune veranstaltete seine kleine Ausgabe als „Zelt- und Feldgenossen" für die Kämpfer der Befreiungskriege; von der Hagen suchte durch Erneuung der alten Sprache auch die Frauen, auch die Künstler für das Lied zu gewinnen, und die Zeichnungen von Cornelius, zum Theil ungefüge, zum Theil wahrhaft großartig, die herrlichen Bilder von Schnorr waren eine Frucht dieses Strebens; Simrock und andere weniger einsichtige Uebersetzer neben ihm suchten das alte Gedicht der Gegenwart ganz mundgerecht zu machen. Aber es war uns in einer Form überliefert die der Freude des poetischen Genusses im Wege steht. Um den edeln wundervollen Kern der alten Heldenlieder hatten Ueberarbeiter ihre breitausmalenden Zusätze, ihre der alten Zeit oft ganz ungemäßen Schilderungen gelegt, und nur in der zweiten Hälfte traten die erhabenen Kampfbilder ohne störende Ueberpinselung, ohne umhängendes Flickwerk zutage. Da gelang es dem feinen poetischen Sinne, dem innigen Verständniß der Volkspoesie und dem kritischen Scharfsinne Karl Lachmann's im Bunde mit ausgezeichneter Sprachkunde und strengwissenschaftlicher Methode das Echte von dem Falschen zu sondern und in 20 Liedern das Golderz schlackenfrei ans Licht zu bringen. Simrock schied in einer besondern Ausgabe seiner Uebersetzung das von Lachmann Verworfene gleichfalls aus, und der Lachmann'sche Text oder die ihm sich anschließende Erneuerung sollte in allen Händen sein und allein gelesen werden.

Viel später als das Nibelungenlied ward die „Kudrun" wiedererweckt. Ihre Erhaltung verdanken wir dem Kaiser Maximilian I., der das Epos mit einigen andern in einen Pergamentband zusammenschreiben ließ. Seit der Herausgabe 1820 hieß sie bald die Nebensonne der „Nibelungen", bald ward sie als deutsche „Odyssee" zur

deutschen „Ilias" gestellt; letzteres mit Recht, denn auch das Kudrunlied wird durchrauscht von den Wogen des Meers, denn auch hier ist die Gattentreue ein Grundmotiv der Dichtung, auch hier ist ein milderer Ton neben dem furchtbaren Waffenklang und statt des Völkeruntergangs eine glückliche Heimkehr und Völkerfrieden. Wilhelm Grimm urtheilt in der „Deutschen Heldensage":

Was Anlage des Ganzen und regelmäßige fortschreitende Entwickelung der Fabel betrifft, so steht unser Gedicht über der „Nibelunge Noth"; es ist noch mehr aus einem Guß und kann in dieser Hinsicht als ein Muster gelten. Es überrascht durch Neuheit des Inhalts wie der Charaktere, und zu bewundern ist der eigenthümliche Ausdruck den jede der auftretenden Personen zeigt und durch das ganze Gedicht behält. Mit dem Aufenthalt der gewaltsam entführten Kudrun in der Normandie eröffnet sich die Blüte des Gedichts. Die Erzählung die jetzt folgt, wie Kudrun unter Herabwürdigungen aller Art den Adel ihrer Seele bis zu dem Augenblick ihrer Erlösung bewahrt, ist von unbeschreiblicher Schönheit und der Werth dieses Gedichts überhaupt so groß daß es dem Besten was epische Poesie irgendwo hervorgebracht hat an die Seite gesetzt werden kann.

In dies Lob stimmten Gervinus und Vilmar in ihren vielverbreiteten Literaturgeschichten ein, und durch die Analysen die sie vom Gang der Handlung gaben ward der Inhalt bekannt, ward er zum Stoff von Dramen und Opern. Uebersetzungen von Simrock und Keller, eine mehr lyrisch gehaltene Bearbeitung von San-Marte erschienen. Doch fand wer ehrlich sein wollte ebenso viel Langweiliges als Schönes, ebenso viel Müßiges als Sachdienliches und bei vieler Klarheit und Sicherheit der Composition und Charakterzeichnung auch manche Verwirrung, manchen Widerspruch. Nach dem Vorgange Lachmann's bei den „Nibelungen" mußte dies die Ansicht erwecken daß auch die „Kudrun" stark interpolirt sei, daß auch hier erst das Echte von den Zusätzen geschieden werden müsse, und nachdem Ettmüller mehr willkürlich einige Lieder aus dem Ganzen herausgenommen, übte Müllenhof seinen kritischen Scharfsinn an dem Gedicht, und wiewol sein zerlegendes Messer mitunter allzu tief in das poetische Fleisch einschnitt und auch Manches ausschied was der künstlerische Organismus gebieterisch fodert, wie namentlich das Ende mit der Heimkehr und dem versöhnenden Schluß der Ehebünde und Friedensstiftung, so wird Das doch immer anerkannt werden, daß er das unzweifelhaft Echte gefunden, daß er die gute dauernde Grundlage für eine neue vollendende Arbeit geliefert hat. Und diese hat nicht lange auf sich warten lassen.

Wilhelm von Ploennies hat uns im vorliegenden Buch ein Geschenk gemacht, das dem Freunde der Poesie ebenso viel dichterischen Genuß als Denen welche in den Kreis der Sagenforschung oder der mittelalterlichen Volkspoesie erst eintreten wollen eine willkommene Belehrung und Einleitung bietet, aber auch für die Männer von Fach als ein die Sache selbst fördernder Beitrag von Bedeutung ist. Wir haben über die „Nibelungen" keine Schriften welche mit dem Text und der Uebersetzung eine so treue Analyse des Gedichts, eine so klare Entwickelung der Sagenbestandtheile und ihrer analogen Darstellungen in der „Edda" oder im Volksmärchen und so manche treffliche Erläuterung des Einzelnen brächten, wie das Alles in der „Kudrun" von Ploennies geschehen ist. Und deshalb begrüßen wir sie freudig und hoffen daß sie für die Erkenntniß, die Liebe und Pflege der wahren deutschen Poesie, zunächst des Volksepos und damit zum Selbstverständniß des deutschen Geistes überhaupt förderlich sein werde. Es ist eine Eigenheit der Germanisten daß sie zu sehr nur für Fachgenossen schreiben, zu wenig darauf bedacht sind auch für Andere die Wege zu ihren Forschungen zu ebnen; besonders war dies auch bei Lachmann, nicht dem akademischen Lehrer, aber dem Schriftsteller der Fall. Hier wird uns ein Werk geboten das dem Kenner Neues bringt, das für Herstellung des Textes, für mythologische, geographische, historische Grundlagen der Sage selbständige Forschungen mittheilt, aber dies Alles auch dem Laien zugänglichmacht, den Urtext mit einer wohlgelungenen, treuen und doch leicht lesbaren Uebersetzung begleitet, durch eine ästhetische Erörterung des Gedichts eine Reihe von Misverständnissen der Literarhistoriker, auch eines Gervinus, auch eines Vilmar berichtigt und zugleich die Frauen, die Jugend auf die eigenthümliche Schönheit der deutschen Heldendichtung hinweist und ihre richtige Würdigung neben der griechischen zu einem Gemeingute unserer Bildung machen hilft. Dabei bringt das Buch noch die erste systematische Darstellung der Verskunst unsers Volksepos von der Hand eines dem Verfasser befreundeten jungen Gelehrten, Dr. Max Rieger, der gegenwärtig als akademischer Docent in Gießen aufgetreten ist.

Mit Recht hat Ploennies nach Müllenhof's Vorgang die ganze Einleitung, die Jugendgeschichte des von einem Greif geraubten Hagen, ausgeschieden und sofort mit dem Entschluß König Hettel's, um jenes Tochter Hilde zu werben, das Gedicht beginnen lassen. Die Helden Horand, Frute, Wate werden entboten, Hilde wird entführt, der Vater setzt ihr nach um sie in der Schlacht wiederzugewinnen, aber sie scheidet seinen Kampf mit Wate, und es wird Friede geschlossen. Aus Hettel's und Hildens Ehe entsprießt Kudrun. Ihre Geschichte dürfen wir als bekannt voraussetzen und erwähnen nur daß Müllenhof dort abbricht, wo sie nach der Eroberung der Normannenburg von ihrem Verlobten Herwig wiedergewonnen ist, während Ploennies auch noch den Schlußgesang der Heimkehr, nach der Blutrache die Versöhnung, den Friedensschluß und die Verlobung des Normannenfürsten Ludwig mit Hildburg, der treuen Genossin Kudrun's in der Gefangenschaft, und Ortwein's, des Bruders der Kudrun, mit der normannischen Königstochter Ortrun an Kudrun's Vermählungstag im Lande der Hegelinge beibehalten hat. Es muß der sprachlichen Kritik überlassen bleiben das Einzelne des von Ploennies nach Müllenhof's Ausscheidung wieder Aufgenommenen zu prüfen; vom Standpunkt der ästhetischen Kritik können wir seine Arbeit als eine wohlgelungene bezeichnen. In ruhig-klarer Entwickelung entfaltet sich das Ganze vor unsern Augen, ohne Lücken, aber auch

ohne unnöthige Schilderungen, ohne breite Wiederholungen; Charaktere und Handlungen entwickeln sich folgerichtig auseinander, Alles ist wohl motivirt, kein müßiger Auswuchs stört uns oder erregt Erwartungen die der Fortgang nicht befriedigt, weil jener selbst dem Liede fremd war, und Alles kommt zu einem harmonischen Abschluß, sodaß wir erkennen: es hat hier der Geist eines großen Dichters gewaltet, der kunstverständig die Tradition der Sage und die Lieder des Volks ergriffen und zu einem schönen organischen Ganzen gestaltet hat. Während in den „Nibelungen" das Verhältniß Brunhild's zu Siegfried, ihre frühere Verlobung und damit der Grund ihrer Eifersucht, ihr Schmerz und Zorn, als sie erfährt daß er sie im Kampfspiele besiegt und sie also von Rechts wegen nicht Gunther's, sondern seine Gattin sein sollte, und wie nach seiner Ermordung die Liebe wieder die Oberhand erhält und sie sich mit ihm verbrennt, während dies theils unklar bleibt, theils aus der „Edda" ergänzt werden muß, ist in der „Kudrun" Alles einheitlicher, erschöpfend und deutlich behandelt.

Die Analyse des Gedichts erschien mir, als der Verfasser sie mir nebst andern Bruchstücken des Buchs handschriftlich mittheilte, zu breit gerathen; jetzt wo sie im Zusammenhange mit den andern Abhandlungen gedruckt vorliegt, freut es mich daß er sie unverändert ließ, „um der vielen falschen Auffassungen der Hergänge und Personen willen, die einmal bis ins Einzelne ausführlich berichtigt werden mußten", wie Ploennies in der Vorrede sagt. Er folgt nicht blos wiedererzählend dem Gang der Handlung, sondern er hebt auch das für die Heldensitte Bezeichnende, das für die Charaktere Bedeutsame klar und scharf hervor, und namentlich tritt die bei aller Milde doch heldenstarke Kudrun frei von aller falschen Sentimentalität in das rechte Licht, und das oben angeführte Urtheil Wilhelm Grimm's über die feste Zeichnung der mannichfaltigen Gestalten erhält seine ausführliche anschauliche Begründung. Kenner mögen hier etwas mehr Kürze wünschen, aber die Laien werden dem Verfasser danken daß er ihnen Geist und Werth der alten Dichtung so treu erschlossen hat. In diesen Erörterungen liegt zugleich die Rechtfertigung des aufgestellten Textes vom poetischen Standpunkt aus. Wir können den Leser auf diesen Abschnitt einfach verweisen und wenden uns lieber zu einigen Stellen des Gedichts, die zugleich als Probe der Uebersetzung von Ploennies dienen werden. Ich bemerke dabei daß der Uebersetzer sich der mittelhochdeutschen Verskunst treulich angeschlossen und sie, ähnlich wie Simrock und Geibel, dem Neuhochdeutschen wieder angeeignet hat.

Der wilde Wate ist der eigentliche Recke des Liedes, er tobt im Kampf wie ein Eber, er ist der Waffen- und Zuchtmeister, wie Hildebrand in der Dietrichsage im zweiten Theil der „Nibelungen"; echt episch wird er durch seine Thaten charakterisirt, aber auch sein Erscheinen wird uns durch den Eindruck den er macht versinnlicht, und ein Wort das er spricht regt die Einbildungskraft so gut an sich ein Bild von ihm zu entwerfen wie der Ausspruch der trojanischen Greise, es sei kein Wunder daß um ein solches Weib zehnjähriger Krieg geführt werde, uns die Schönheit der Helena besser als alle Beschreibung zeigt. Der alte Recke tritt auf der Brautfahrt nach Hilde in das Frauengemach, sein greises Haar mit Borten umwunden, mit breitem langem Bart, sodaß es der Königstochter bang wird ob sie ihn küssen solle; auf ähnliche und doch andere Weise hat in den „Nibelungen" Rüdiger's Tochter Scheu den grimmigen Hagen zu begrüßen. Es heißt dann weiter:

Frau Hild und ihre Tochter in scherzhaftem Muth
Frugen Herren Waten, ob's ihm däuchte gut,
Wenn er bei schönen Frauen also sitzen sollte,
Oder ob er lieber in dem harten Streite fechten wollte.

Da sprach Wate der Alte: „Eines ziemt mir baß,
Wenn ich auch bei schönen Frauen so sanft noch nie saß,
Doch wär' es mir noch lieber, wenn ich mit guten Knechten,
Wann es sein sollte, in den harten Stürmen dürfte fechten."

Ein Gegenbild ist Horand's süßer Gesang. In der Handschrift der „Kudrun" herrscht gerade hier, wo manche Fassungen in Volksliedern vorliegen mochten, keine kleine Verwirrung, so lieblich auch einzelne Strophen sich hervorheben. Unser Uebersetzer hat Ordnung und Auswahl in folgender Weise getroffen.

Das war an einem Abend, daß ihre List gelang.
Von dem Dänenlande der kühne Degen sang
Mit also süßer Stimme, daß es wohlgefallen
Mußte all' den Leuten; davon schwieg der kleinen Vöglein Schallen.

Das hörte der König gerne mit seinen Mannen an;
Der kluge Däne hatte seine Freude d'ran.
Auch hatt' es wohl vernommen die alte Königinne:
Es scholl zu ihrem Stuhle durch das Fenster oben in der Zinne.

Da sprach die schöne Hilde: „Was ist das für ein Klang?
Es ist das allerbeste, das mir zu Ohren drang
Auf dieser Welt noch jemals von allen Liederweisen.
Wenn's meine Kämm'rer könnten, dafür wollt' ich Gott im Himmel preisen."

„Höret, Herre", sprachen Hagen's Helden all',
„Todkranke würden lauschen, hörten sie den Schall
Aus des wundersamen Sängers Munde klingen!"
„Wollte Gott", sprach da der König, „ich selber könnte also herrlich singen."

Da begann er eine Weise die war von Amilê,
Die nie ein Christenmensch vernahm und keiner lernte je,
Der sie nicht erlauschet auf wilden Meereswellen.
Also wollte Horand seines Herren Minnedienst bestellen.

Der Lieder sang er dreie, die waren wundersam,
Keinem ward es lange, der solchen Ton vernahm:
Die Zeit die einer bräuchte tausend Wegesstunden
Zu reiten, wäre hier ihm wie ein einziger Augenblick entschwunden.

Lauschend ließ die Weide im Wald das scheue Wild,
Die Würmlein die da krochen im grünen Grasgefild,
Die Fischlein die im Wasser schwammen auf und nieder,
Die ließen ihre Wege; ja nicht umsonst sang er seine Lieder!

Die Königstochter, die ihn singen hörte, ladet ihn heimlich zu sich, er wirbt um sie für seinen Herrn und die Flucht wird verabredet.

Ein Gegenbild zu Horand's drei Liedern ist später Wate's dreimaliges Hörnerblasen vor dem Sturm auf die Normannenburg.

Es nahte nun dem Streite. Der Held aus Sturmland
Begann ein Horn zu blasen, man hört' es längs dem Strand
Von seinen Kräften tönend auf dreißig Meilen klingen:
Um Frau Hilden Banner scharten eilig sich die Hegelingen.

Er blies zum andern male, daß auf den starken Klang
Der guten Recken jeder in den Sattel sprang,
Und ihre Schar schickten, wohin sie sollten reiten.
Nie sah man einen alten Recken also hehr zum Kampfe schreiten.

Er blies zum dritten male mit seinem starken Mund:
Die Meereswellen wallten, es wankte der Ufergrund,
Die Ecksteine wollten aus den Mauern springen.
Da hieß er Horanden Hilden hohes Banner aufschwingen.

Zu den schönsten Situationen in aller epischen Poesie gehört die Scene am Strand, als die gefangene Kudrun, da sie von der Treue für ihren Verlobten nicht lassen, den Normannenkönig Harmut nicht minnen will, von dessen böser Mutter Gerlind barfuß in die Stürme und den Märzschnee hinausgesandt worden, um im Meere die Wäsche zu reinigen, und nun Herwig und Ortwein, ihr Bräutigam und Bruder, als Späher des Heers das sie befreien soll dort mit ihr zusammentreffen und sie einander erkennen. Während der Fragen nach den Normannen und nach den entführten Jungfrauen muß Herwig im Herzen tief aufseufzen, weil ihm die eine der Wäscherinnen der Maid zu vergleichen scheint, der er stets in Treue dachte; und wie er das gegen Ortwein erwähnt, sagt Kudrun: „Ihr scheint mir ehrenreich und gleicht dem Herwig von Seeland; wenn der noch lebte, würde er uns aus den Banden erlösen.“ Da erkennen sie die Goldringe mit denen sie sich verlobt, und küssend umarmen sie einander, es ist ihnen im Herzen wohl und weh zumuthe, wie sie nach manchem Leid ihre Freude und Wonne wiedersehen. Herwig will die Braut sogleich wegführen, aber Ortwein verlangt daß sie bleibe und in die Burg zurückkehre, die mit dem Schwert Geraubte solle sammt den andern mit ihr Entführten auch mit dem Schwerte wiedererobert, im Sturz des Normannenreichs solle dem erschlagenen Vater Hettel die Blutrache und Sühne werden. Kudrun aber hat an der Dienstbarkeit der Wäscherin kein Gefallen mehr.

„Ich will diese Kleider tragen zu der Flut;
Einer Königin“, sprach die Magd gut,
„Kann ich wieder mich vergleichen, deß sollen sie genießen:
Ich werf' sie all' ins Wasser, daß sie lustig mit den Wellen fließen.“

Was auch Hildburg sagte, zum Meer trug Kudrun
Gerlind's Kleider alle, ins Zürnen kam sie nun;
Sie schwang sie mit den Händen — sie fielen weit nieder
Und schwammen eine Weile — ich glaube, Niemand fand sie jemals wieder.

Das Volksepos ruht auf der Heldensage, und diese wie aller Mythus enthält ein ideelles und ein factisches Element; es werden allgemeine Ideen in ihr in Form einer Begebenheit ausgesprochen, und es werden die wirklichen Erlebnisse in der Phantasie wiedergeboren, der innenwaltende Geist der Geschichte wird ergriffen und ihm in einem typischen Ereigniß seine Verkörperung gegeben. Die Gedanken selbst aber sowol über die Natur, ihr Leben, ihre Entstehung als über die sittlichen Gesetze und Verhältnisse in der Menschenbrust und im Reiche des Geistes hat ein jugendliches Volk nicht in wissenschaftlicher, sondern in anschaulicher Form, die Grundkräfte des sinnlichen und ethischen Daseins werden personificirt, ihr Werden und Wirken wird als eine Geschichte selbstbewußter Individualitäten dargestellt, und die mannichfachen Eigenschaften oder Lebensoffenbarungen des einen Gottes werden auf diese Art durch die Phantasie zu vielen Göttern gemacht und als solche verehrt. Wenn nun Begebenheiten oder Charaktere aus dem Kreise der menschlichen Geschichte an die Göttermythe anklingen und an sie erinnern, so verschmilzt und verwächst Beides miteinander, und diese Vermischung des Historischen und des Idealen ist der Anfangspunkt der epischen Sage. Mehr und mehr treten die wirklichen Begebenheiten in den Vordergrund, aber sie sind zugleich Träger des Gedankens, der allgemeinen Wahrheit, und die Sage wird zu einer poetischen Philosophie der Geschichte, die den tiefsten Gehalt der Jahrhunderte und den innersten Sinn und Kern der Ereignisse in einzelnen strahlenden Bildern enthüllt. Mich hat es daher immer gewundert, wenn man über die mythologische oder die historische Grundlage des Nibelungenliedes stritt, als ob nur eine vorhanden und die richtige sei, während überall der ideelle und der reelle Factor zusammen den Mythus ausmachen. Attila, Theodorich der Große, die Burgunderkönige sind historisch, auch Siegfried wollen wir gern in einem austrasischen König Siegbert wiedererkennen; aber dem widerstreitet nicht, sondern geht zur Seite, daß der Dietrich von Bern Züge des Donnergottes in sein Bild aufnimmt; daß die ausgebildete Sage Siegfried's ein Nachklang der Baldurmythe ist; daß im Hort der Nibelungen der dämonische Zauber des Goldes besungen wird, das der Mensch nicht ungestraft den Unterirdischen abgewinnt, weil es ihn zu denselben hinabzieht; daß im Sigurd, der die Brünne Brunhild's mit dem Schwerte zerschneidet und küssend die Schlafende weckt, eine Naturanschauung von der Frühlingssonne symbolisch ausgesprochen ist, die den Frostpanzer der schlummernden Erde zerspaltet und diese zu neuem Leben wachruft, aber bald von ihr scheidet; daß endlich ein Bild der Götterdämmerung in der großartigen Schilderung des Völkerkampfs und Völkeruntergangs vor uns entrollt wird.

In einem Abschnitt unter der Ueberschrift „Zur Sage“ hat Ploennies die mythologische Grundlage der Kudrunsage und einzelner Charaktere dargethan; die historische liegt in den Seeschlachten und Kriegen der Germanen und Normannen, die bestimmte Anknüpfung an ein besonderes Ereigniß ist indeß noch unermittelt. In Freyr's Liebe zu Gerda wie in dem Märchen vom getreuen Johannes entwickelt er den Mythus der Liebessehnsucht und Liebeswerbung und sucht die Verwandtschaft der nordischen Hiadningasage und der Helgilieder mit unserm Gedichte

darzuthun, was Andern schon vor ihm gelungen war; er erörtert ferner wie die mannichfaltigen Züge der einen Entführungsgeschichte im deutschen Heldenliede zu zwei Erzählungen auseinandergegangen, die aber in der Doppelspiegelung des einen Grundgedankens und in der kunstvollen Verflechtung und Wechselbeziehung unter der Hand des Dichters zu einem reichen schönen Ganzen geworden sind. Wate, der meerdurchbadende Riese der Wielandsage, der greise, grimmige Held, hat sein Wesen vom Meergott selbst überkommen, Hilde ist mythologisch eine Schlachtenjungfrau Odin's. Ploennies sagt abschließend:

Unser epischer Stoff ruht auf einem gemeinsamen Grunde, der sich nirgend im Gedicht verleugnet; seine innere Einheit steht fest, auch abgesehen von der äußern Wechselverwandtschaft jener Sagen unter sich. Unbeschadet seines selbständigen Schaffens geht des Dichters hingebendes Verständniß des Stoffs fast durch alle echten Theile des Gedichts; an bedeutsamen Stellen, wie Horand's Gesang, Wate's Hornblasen, den beiden Hauptkämpfen, Kudrun's Dienstbarkeit u. s. w., scheint die echte Ueberlieferung in mitunter fast unveränderten Formen durchzubrechen, jedoch ohne sich herauslösen zu können aus dem einheitlichen, ganz vom echten Geist der Sage durchdrungenen Werke. Der Charakter der Personen sowol als der Handlung ist aus ursprünglichen Zügen in reichem epischen Ausdruck entwickelt; das Echte ist manchmal verblaßt, nie aber durch Aufnahme fremder Anschauung oder Erfindung geradezu verleugnet. Das Volk und die Sage tragen den Dichter und seine Kunst, er kann darum nicht originell sein und ist groß. Die Anlage der kunstvollen Composition, die doch nur vom Leid zur Freude führt, ist so grundeinfach als das Wesen der Liebe, das den Seelen Leid und Freud, unserm Gedichte aber die Seele gab. Eine deutsche Liebesgeschichte im erquicklichsten Sinne des Worts läßt uns die „Kudrun“ durchleben.

Ploennies verbreitet sich noch in einzelnen kleinern Abschnitten über das Geographische in unserm Gedicht, über die Einrichtung der Burgen, über Trachten und Waffen und gibt dann eine Reihe von kleinern Anmerkungen zur Erläuterung schwieriger Stellen, zur Rechtfertigung seiner Recension des Textes, wo sie von der Müllenhof'schen abweicht, zur Vergleichung seiner Uebersetzung mit der von Simrock, Keller, Koch.

Die Abhandlung von Max Rieger über die „Mittelhochdeutsche Verskunst nach ihrer Erscheinung im Volksepos“ ist eine besondere Zierde des Buchs. Sie ist etwas strenger und schwerer in der Form gehalten als die Aufsätze von Ploennies, sie erfodert Studium, aber sie lohnt es durch die Gediegenheit der Forschung auf der sie ruht, durch die Fülle der Gedanken die sie ausspricht oder anregt. Lachmann hat die Gesetze der mittelhochdeutschen Verskunst aufgefunden, aber nur den Anfang einer übersichtlichen Darstellung, hauptsächlich mit Bezug auf Otfried, in einer akademischen Abhandlung gegeben; seine Ermittelungen liegen kurz und oft nur dem Kenner verständlich in den Anmerkungen zu seinen Ausgaben unter Lesarten und grammatischen Erörterungen vergraben. Rieger hat seine Grundsätze aufgenommen, seine Winke verstanden und durch sie angeregt Alles was in Bezug auf „Nibelungen“ und „Kudrun“ zu sagen ist in systematischer Vollständlichkeit erörtert, dabei das Verständniß der Eigenthümlichkeit deutscher Metrik durch eine Parallele mit der griechischen erleichtert und bis ins Einzelnste hinein hier die Verwandtschaft wie den Unterschied des deutschen und griechischen Geistes dargethan. Daß im Griechischen die Versbetonung unabhängig ist von der grammatischen, im Deutschen aber mit derselben zusammenfällt, bedingt daß die Griechen lange und kurze Silben haben nach der Zeit die sie auf die Aussprache verwenden, indem ein gedehnter Vocal, Doppelvocal oder mehre Consonanten am Ende und am Anfang der Silben zusammentreffend ein längeres Verweilen erfodern, daß sie aus Gründen der Schönheit die musikalische Betonung an die Stelle der logischen treten lassen und von der Stammsilbe häufig hinweg auf die Endungen legen; ihr künstlerischer Rhythmus führte dies Princip in strengerm Stile durch und erfreut uns durch Fülle des Wohllauts, aber nicht ohne das geistig Bedeutende hinter die sinnliche Schönheit zurücktreten zu lassen und das Aeußere vor den Innern zu bevorzugen. Dies geht durch Alles was Hellas hervorgebracht als charakteristisches Merkmal im Unterschied vom Christlich-Germanischen, bei welchem stets das Innere und seine Durchbildung das Erste ist und von ihm aus das Aeußere dann zu einem organischen Leib der Seele gestaltet wird. Wort und Satz sind hier nicht musikalisches Material, sondern sie haben ihre Geltung nach dem Begriffe den sie ausdrücken, und der Gedanke bestimmt den Accent des Tons; wir haben nicht lange und kurze Silben, sondern betonte und unbetonte, Hebungen oder Senkungen. Die mittelhochdeutsche Verskunst nun hält sich ausschließlich an das logisch Bedeutende, d. h. sie zählt und rechnet im Vers nur die Hebungen, die Senkungen können bald fehlen, bald können sie der Hebung vorausgehen, bald ihr folgen. Da haben wir also keinen consequenten iambischen oder trochäischen Rhythmus, sondern es wechselt der aufsteigende oder absinkende Gang der Verse wie es dem Dichter beliebt, wie der Sinn es erfodert. Wird der regelmäßige Tonfall durch das Zusammentreffen zweier Hebungen ohne vermittelnde Senkung unterbrochen, so gibt dies den Eindruck des Schroffen, Auseinanderprallenden und kann von großer Wirkung sein, z. B.: die stâhlhärten Helme; ihm ántwórtete Hagen. Vor der ersten Hebung kann auch ein mehrsilbiger Auftakt stehen, wodurch der Vers dann ein anapästisches Gepräge erhält; der Vers schließt stumpf wenn er mit einer betonten, klingend wenn er mit unbetonter Silbe schließt; im Reim gibt das den Unterschied des später sogenannten männlichen und weiblichen: lebt — webt, leben — weben. Wir verweisen durch diese unsere kurze Andeutung auf die gründliche Behandlung der Sache bei Rieger. Die Nibelungenstrophe charakterisirt er also:

Sie hat vier Verse die paarweise reimen, aber jeder derselben ist in zwei ungleichartige Glieder getheilt, die für sich genommen sich selbst als Verse verhalten. Diese Gliederung verschafft dem Vers dieselbe erhöhte Behendigkeit wie einem taktischen Körper die Aufstellung in kleinern Abtheilungen; die Vorzüge eines raschen leichtgeschürzten Ganges werden aus dem alten kürzern Verse Otfried's in den neuen großartiger angelegten gerettet. Auf der Ungleichartigkeit der Glieder beruht

ihre organische Einheit in einem höhern dritten, auf diesem sinnvollen Gegensatz innerhalb des Verses sein Ausdruck und seine Schönheit. Durch Ausdehnung des letzten Verses über das Maß der übrigen fällt der Schluß kräftig und bedeutend ins Ohr. Der erste Halbvers besteht gewöhnlich aus drei Hebungen mit klingendem Schlusse, aber es sind ihm auch vier mit stumpfem Schlusse gestattet; der zweite Halbvers der drei ersten Zeilen immer aus drei, der der vierten aus vier Hebungen mit stumpfem Schlusse. Es liegt eine feine Schönheit dieser Strophe darin daß sie in den klingenden ersten und den stumpfen zweiten Halbversen ein weibliches und ein männliches Element, um an die wirklich sinnvollen Ausdrücke zu erinnern welche die neuere Zeit für klingenden und stumpfen Reim braucht, in systematischem Gegensatze vereinigt. Der erste Halbvers klingt sanft und ruhig aus, der zweite bricht kurz und scharf ab. Die Formen der romanischen Dichtung, die nur klingenden Reim zulassen, machen uns unfehlbar einen weichlichen Eindruck; der klingende Schluß wirkt auf ein Sichgehenlassen des Gefühls, der stumpfe auf ein kräftiges Anspannen. Um so bedeutender wirkt dann aber dies männliche Princip, wenn es im ersten Halbvers einmal ausnahmsweise durchbricht und so in einem ganzen Verse allein herrscht; und solche Verse werden fähig einem entsprechenden Inhalt mit großer Wirkung zum Ausdrucke zu dienen und sich gewaltig aus ihrer Umgebung hervorzuheben.

Hagen's wilder Trotz in der schrecklichen Lage beim Brande des Saals liegt in dem Rath den er gibt:

Swen swinge dürstennes nôt, der trinke hie daz bluot.

Simrock übersetzt:

Wen der Durst bezwinget, der trinke hier das Blut.

Wieviel energischer aber wird der Vers wenn wir ihn metrisch treu wiedergeben:

Wen bezwingt des Durstes Noth, der trinke hier das Blut.

Beim Anblick des erschlagenen Gatten spricht Kriemhild nur eine kurze Klage, aber mit Recht bemerkt Rieger daß diese wenigen Worte mit der erschreckenden Wahrheit, die man sonst nur an Shakspeare kannte, aus der Seele geschöpft, uns zeigen wie der Schmerz dieses gewaltigen Weibes im Augenblick seiner Entstehung ihre ganze Thatkraft ergreift und eine alleinherrschende Rachsucht erzeugt; sie enthält das ganze Motiv zum zweiten Theile des Epos. Und gerade die Zeile wo dieser Umschwung im Gemüthsleben vollendet zutagetritt, hat den ersten Halbvers in der besprochenen Form:

Dô rief trureclichen diu künneginne milt!
„wê mir dises leides. nu is dir doch dîn schilt
mit swerten niht verhouwen: du bist ermorderot.
wess ich wer ez het getân, ich riete im immer sînen tôt."

Simrock übersetzt:

Da rief in Trauertönen die Königin mild:
„O weh mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild
Mit Schwertern nicht verhauen: dich fällte Meuchelmord.
Wüßt' ich, wer's vollbrachte, ich wollt' es rächen immerfort."

Wieviel bedeutsamer wird der Schluß wenn wir sinn- und formtreu sagen:

Wüßt' ich, wer es hat gethan, den Tod ihm sänn' ich immerfort.

Wie innig sich das Metrum dem Gedanken anschmiegt, zeigt der anfangs gehemmte, mühevolle Gang, der dann leicht und ebenmäßig endigt, in einer andern Strophe die eine Fahrt auf dem Wasser schildert und an die bekannten Schlegel'schen Hexameter auf den Hexameter erinnert:

Sîfrit dô balde ein schalten gewan,
von stalle er schieben vaste began.
Gunther der küene ein ruoder selber nam.
dô huoben sich von lande die snellen rîter lobesam.

Viel bewundert ist die Strophe von Volker's Saitenspiel:

Dô klungen sîne seiten daz al daz hûs erdôz.
sîn ellen zuo der fuoge diu waren beidiu grôz.
süezer unde senfter gîgen er began:
do entswebete er an den betten vil manegen sorgenden man.

Da klangen seine Saiten daß all das Haus erdoß.
Seine Kunst und seine Stärke, die waren beide groß.
Süßer, immer süßer geigen er begann;
So spielet' er in den Schlummer so manchen sorgenden Mann.

Ich habe dies absichtlich hier des Breitern zur Sprache bringen wollen, weil ein Literarhistoriker wie Gervinus selbst noch in der neuern Bearbeitung seiner Geschichte der deutschen Dichtung sagt daß er beim Lesen der „Nibelungen" ermüde über den armen Reimen und der trockenen, ton- und klanglosen Sprache!

Die Kudrunstrophe ist eine Umbildung der Nibelungenstrophe und unterscheidet sich von ihr dadurch daß sie dem dritten und vierten Verse klingenden Schluß, weibliche Reime, und dem letzten Halbvers fünf Hebungen gibt; Proben sind hinlänglich in den oben mitgetheilten Stellen vorhanden.

Es ist eigentlich nur eine Stelle der Rieger'schen Abhandlung die einer wesentlichen Berichtigung bedarf, seine Ansicht über den Reim. Bekanntlich fehlt derselbe in der „Edda", im „Hildebrandslied", in unserer ältesten Poesie, und es wurden dort diejenigen Worte die im Vers Träger des Gedankens waren durch gleiche Anfangsbuchstaben hervorgehoben und auch äußerlich aufeinander bezogen, z. B. frisch und fröhlich sei des Freien Sohn und kühn im Kampf. Rieger spricht dieser Verbindung der Worte und Verse durch den Anlaut, der Alliteration, eine geistige Wirkung zu und nennt die des Reims eine reinsinnliche, wenigstens eine neben dem Gesprochenen äußerlich hergehende musikalische; Alliteration und Reim sollen sich gegenseitig beleuchten, jene als das eigentlich deutsche, diese als das eigentlich welsche Kunstmittel. Allein ein mal ist auch die Alliteration ein Klang, ein Sinnliches, und ihre Wirkung beruht darauf daß indem verwandte aufeinander bezogene bedeutsame Wörter durch den gleichen Anfangsbuchstaben bezeichnet werden, die Harmonie des Lauts mit dem Gedanken, des gemeinsamen Klangs mit der ähnlichen Bedeutung des Sinnes hervortritt, und diese Einheit des Sinnlichen und Geistigen ist das Wesen aller Kunst. Sie findet sich aber auch im Reim. Auch dieser geht von dem Princip aus daß ähnliche Begriffe ähnliche Töne zur Bezeichnung haben: Saus und Braus, Rath und That, Gut und Blut, leben und weben, schwingen und springen. Indem er nun mehre Verse dadurch verknüpft daß er Worte von demselben Auslaut an die Versenden stellt, übertragen diese Worte allerdings

ihren Klangcharakter auf das Ganze, da ihr Ton durch die Wiederholung dem Ohre eingeprägt wird; deshalb erfodert aber der Geist der Sache daß nicht unbedeutende, sondern gerade die sinnesschweren Worte im Reime stehen, daß wenigstens eins auf dem der Nachdruck des Gedankens liegt dadurch als das herrschende bezeichnet und sein Laut zum Wecken eines Echos gemacht wird, und wir gewinnen wieder jene Harmonie des Innern und Aeußern, die Seele und Ohr zugleich erfreut und befriedigt. Die obige Strophe von Kriemhild gibt einen Beleg dafür. Der gute Dichter, wie Goethe, unterscheidet sich von dem schlechten Versemacher dadurch daß er den Reim im angegebenen Sinne behandelt. Das musikalisch-weiche Element des Reims ward der deutschen Poesie, als die mildere Gesittung des Christenthums in der Nation Aufnahme fand; nicht das welsche, sondern das christlich-germanische Kunstmittel im Unterschied vom heidnisch-germanischen liegt im Reim.

Die Abhandlung von Ploennies über das deutsche und griechische Epos, die im Gegensatz zu Gervinus geschrieben scheint, verfällt leider in denselben Fehler den dieser Geschichtschreiber beging, sie legt den Maßstab des einen an das andere, statt jedes in seiner Eigenthümlichkeit zu genießen und durch die Parallele nicht das eine gegen das andere in Schatten zu stellen, sondern der verschiedenen Lichtseiten sich zu erfreuen. Es ist wahr, in der „Ilias" tritt die beleidigte Ehre des Gatten und der Nation, die seine Ehrensache zu der ihren gemacht, in den Hintergrund vor dem Zorn des Peliden und vor seiner Versöhnung und Verherrlichung, aber doch ist die eine schönste Aristeia, das Preislied der größten Helden, so kunstvoll zum allumfassenden Epos erweitert, indem Achilles' Zorn den andern Tapfern Gelegenheit zu ihrer Kraftentfaltung bietet und Hektor der Siegreiche am Ende doch nur von jenes Hand fallen kann; doch ist gerade dadurch daß die Ahnung von Achilles' frühem Tod nur wie ein Klang der Wehmuth leise die Waffenlust durchtönt, dem Ganzen die epische Stimmung bewahrt, die nicht eine Saite des Gemüths allein berühren, sondern die Totalität der Seele durch eine gleichmäßige Erhebung, durch ein erhöhtes gesundes Lebensgefühl ansprechen und befriedigen will. Es ist ein ganz falscher Tadel der Darstellung des Freiermords in der „Odyssee", daß dieselbe von geringer tragischer Wirkung sei, vielmehr ist derselbe in das Lob zu verkehren daß der Dichter auch in dem Schrecken des Rachekampfs das Gemüth durch die feste Aussicht auf den Sieg des Rechts und die glückliche Wiedervereinigung der beiden Gatten aus der Ruhe und dem Behagen der künstlerisch anschauenden, rein genießenden Stimmung uns nicht herausführt. Auch hat Ploennies den tiefen Sinn der Odysseusfahrt als einer symbolischen Darstellung des menschlichen Lebens unter dem Bild einer Reise und damit den idealen Kern der einzelnen Abenteuer nicht erkannt, so wenig als die sittliche Läuterung der gottgeliebten Heldenkraft des Achilles, die seiner Verherrlichung vorausgeht. Das deutsche Epos siegt durch die Größe des Gehalts, das griechische durch die reine Anmuth der Form; jenem eignet die innere Schönheit, die der Gesinnung, es erfodert den Herzensantheil des Lesers an dem Stoff, dieses strahlt im Glanz der sinnlichen Schönheit als eine volle Blüte des in Thaten und Zuständen entfalteten Lebens; jenes ist durch intensive Gemüthskraft, dieses durch weltoffenen Sinn ausgezeichnet; jenes ist wortkarg, aber in seiner gedrungenen Kürze gewaltig, dieses wortreich, aber in seinem Redestrom ebenso wahr als melodisch; die Gestalten des erstern sind aus Erz gegossen, mitunter grau wie Eisen und schneidig wie das Schwert, aber mit der geheimnißvollen Zugkraft des Magnets begabt, die des andern sind lichthelle Marmorgebilde, auf deren Stirn die ewige Götterjugend lächelnd thront. Freuen wir uns des deutschen Wesens, achten wir die eigenen nationalen Besitzthümer, denn es sind echte Kleinode, lassen wir uns nicht durch die Reize des Fremden das Auge für ihren gediegenen Werth, für ihre Schönheit blenden, aber erfreuen wir uns zugleich an der hellenischen Herrlichkeit, die stets, wenn unser Volk in neuerer Zeit einen Aufschwung zu welthistorischer Größe nahm, seinem Genius weihend zur Seite stand, und sagen wir im Hinblick auf beide unübertreffliche Schöpfungen des Volksgesangs und der in ihm waltenden Kunst:

> Danke daß die Gunst der Musen
> Unvergängliches verheißt,
> Den Gehalt in deinem Busen
> Und die Form in deinem Geist.

Moritz Carriere.

Bogumil Goltz.

Ein Kleinstädter in Aegypten. Reise von Bogumil Goltz. Berlin, Besser's Verlag. 1853. 8. 2 Thlr.

Es gibt Bücher bei deren Lesung man eigentlich kein stummes, mit Lettern bedrucktes Papier vor sich hat, sondern einen Menschen von Fleisch und Blut, der mit lauter Stimme spricht, mit lebhaften Geberden sich vor uns bewegt, bald muthwillige Sprünge macht und bald gravitätisch einherschreitet, zuweilen komische Gesichter zieht und dann wieder mit tiefem Ernst vor sich hinblickt, abwechselnd hell auflacht und schmerzlich seufzt. In solchem Falle vergessen wir daß wir eine Broschüre, einen frischen Papp- oder Lederband in der Hand halten; statt des fatalen Geruchs den feuchtes Papier, Druckerschwärze und Kleister zu verbreiten pflegen, weht uns ein warmer lebendiger Odem entgegen; eine Gestalt in Lebensgröße, eine bestimmt ausgeprägte Physiognomie tritt vor unser Auge und eine bekannte Sprache tönt in unser Ohr; wir schauen und hören den Redner der vor uns steht und fassen seine Züge und Worte mit unsern Sinnen auf; und wenn wir die Lecture unterbrechen, so ist es als ob in demselben Augenblicke ein vertrauter Freund zur Thüre hinausgegangen wäre und wir seine auf der Treppe verhallenden Tritte noch hörten. Die Zahl solcher Bücher ist nicht groß; wer dergestalt zu schreiben im Stande ist, muß in und an sich etwas haben das von der flachen Alltäglichkeit weit

abliegt, kann auch füglich nicht am Leitseil pedantischer Schulmeisterei oder im zarten Duft ästhetischer Theegesellschaften großgezogen sein.

Der Mann den wir bei vorstehenden Zeilen im Sinne haben ist allerdings weder durch die eine noch die andere Dressur zu Gelehrsamkeit und feiner Sitte abgerichtet worden; er ist von kleinauf seine eigenen Wege gegangen; Welt und Menschen haben vielfach auf ihn eingewirkt, aber nicht vermocht den originellen Geist in das gewöhnliche Geleise einzubannen und den naiven Kindessinn in hausbackenen Verstand umzugestalten; „der Schulwitz hat ihm den Mutterwitz nicht aufgefressen.“ Wie er als Knabe und Jüngling gelebt und gelernt, „seine Studien in kindlicher Beobachtung auf seine aparte Weise und so gut es gehen wollte, absolvirt und weiterhin mit dem besten Gewinn ausgedeutet, ergänzt und repetirt hat“, wissen wir aus seinen autobiographischen Werken. *) Als er darauf ins Mannesalter kam, war es zwar mit seiner innern Poesie nicht zu Ende, aber er mußte sich es gefallen lassen daß die äußern Verhältnisse eine entsetzlich dicke Schicht ordinairer Prosa um ihn legten. Statt nach freiem Belieben in nahen und fernen Ländern unter Menschen aller Art umherzuwandern und ihre Sitten und Gewohnheiten mit philosophischem Blicke zu mustern, oder in der Waldeinsamkeit den geheimnißvollen Naturstimmen zu lauschen, in den Zauberregionen der Romantik zu schwärmen und auf den Flügeln der Phantasie alle Höhen und Tiefen der Welt zu durchfliegen, hat Goltz, wie er uns selbst berichtet, „den besten Theil seines Lebens in einem polnisch-preußischen Grenzstädtchen mit Polen und Juden verträumt“, ein wüster Traum, der von Rechts wegen den vollständigsten Bankrott aller Denkkraft und Unternehmungslust herbeiführen und den gescheitesten Menschen zu einem stumpfsinnigen Tropf machen müßte. Daß es mit Goltz nicht dahin gekommen ist, liefert gewiß keinen schlechten Beweis für die Unverwüstlichkeit seiner Natur. Nachdem er eine lange Zeit, über ein Vierteljahrhundert, in Mummelburg, Schweineleiben, Hühnerhorst oder Duhster-Duhseln — auf den Namen kommt es nicht an — die langen, regnichten, todesfinstern Spätherbsttage mit dem Bürgermeister, dem Apotheker, dem Grenzcontroleur ꝛc. beim ungeschneuzten Licht verbracht, mit ihnen Braunbier getrunken, um die Wette gegähnt und alles Mögliche von der mummelburger Geselligkeit genossen und für dieselbe gewirkt hatte, fiel es ihm ein daß er wol etwas Anderes thun könnte, und er schrieb sein „Buch der Kindheit“, verkaufte Hab und Gut und ging hausiren mit dem Manuscript. In Königsberg und Berlin erhielt er die tiefgefühlte Antwort daß sein Buch für diese profane Welt und Zeit viel zu schade sei und somit auch für den Druck. Endlich fand sich aber doch ein reellerer und derberer Sachkenner, der es für „gerade gut genug“ hielt und so nachdrücklich empfahl daß es ein wackerer Verleger in Frankfurt a. M. ganz materialistisch mit Louisdors honorirte, auch später auf ein anderes Manuscript eine Pränumerandozahlung leistete und hierdurch den Verfasser in den Stand setzte, die Reise nach Aegypten zu machen. Warum aber nach Aegypten? Goltz sagt, das wisse er selbst nicht allzu genau, und fügt hinzu:

> Es scheint aus unerklärlichen Sympathien und Wahlverwandtschaften geschehen zu sein, wie sie überhaupt zwischen dem Vollblutdeutschen und dem alten Aegypter, dem ägyptischen Apis und dem deutschen Pfingstochsen, dem deutschen und ägyptischen Kastengeiste, der deutschen und ägyptischen Verharzung und Ungeheuerlichkeit, den sterbe- und traumseligen Frühlingsliedern der Deutschen und dem Todtenrituale, den Pyramiden und den gothischen Münsterthürmen und endlich der ägyptischen und deutschen Hierroglyphenkunst, Schreibseligkeit und Theosophie bestehen.

Gleichviel aus welchem Beweggrunde, Goltz bestieg am 29. September 1849 das östreichische Lloyd-Schiff welches nach Alexandrien hinüberfährt. Wer ihn etwa begleiten möchte, um eine hübsch regelrechte, überall abgerundete, glattstilisirte, positiv belehrende Reisebeschreibung zu bekommen, der bleibe zu Hause. So etwas ist von Goltz billigerweise nicht zu erwarten. Das Neue, Unerhörte, Niegesehene packt ihn mit solcher Gewalt und reißt ihn so ungestüm durch Dick und Dünn, über Stock und Stein daß er unmöglich ein nüchternes Guidebook im Murray'schen Genre machen kann. Das wäre auch ganz gegen seine Natur. Selbst da wo jene Gewalt nicht auf ihn einstürmt und er in ruhiger Beobachtung der Menschen und Dinge verweilt, fallen seine Worte mit einer Wucht und fahren mit einem so seltsamen Getön durch die Luft daß zarte Ohren es schwerlich vertragen möchten. Von zierlicher Schönrednerei und parfumirter Galanterie keine Spur. Ohne Zweifel waren auch Damen unter den Passagieren; trotzdem entblödet sich Goltz nicht zu sagen: „Ich finde nichts Liebenswürdiges auf dem ganzen Schiff als einen jungen Pudel.“ Nach einer solchen Erklärung darf man sich nicht wundern, wenn die mitreisenden Menschen, besonders die Engländer seinen Beifall nicht finden, ja die Letztern sind ihm geradezu ein Gräuel, besonders ein garstiges altes Individuum dieser Sorte, welches ihm die nachfolgende Notiz ins Reisetagebuch dictirt:

> Man kann wol alt werden, aber nicht mit Zügen wie ein alter Schimpansé oder Mandrill. Man muß Exemplare dieser blasirten englischen Travellers in Augenschein nehmen, um zu erfahren, bis zu welchem Grade das Menschenantlitz, das Ebenbild Gottes verzerrt werden kann: der in Rede stehende Passagier hat Augen die seit undenklichen Zeiten keine Augen und am wenigsten Seelenspiegel sind, sondern wie ein paar Stückchen Gallerte oder wie crepirte Fischaugen aussehen. Dann ziehen sich von den Nasenflügeln bis zu den Mundwinkeln zwei Falten wie an einem alten Schlafrock herab. Ein Mensch kann freilich alt werden und alt aussehen, aber doch wie ein alter Mensch, nicht wie ein Leder auf der Stange, und darf nicht Falten kriegen wie ein Rhinoceros, und nun vollends wie ein Schlafrock, dem das Oberzeug eingekrumpfen und das Futter herausgebeutelt ist; pfui! das kommt von einem abscheulichen Materialismus her.

---

*) Buch der Kindheit. Von Bogumil Goltz. Frankfurt a. M., Zimmer. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Von Bogumil Goltz. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 5 Thlr.

Nicht viel besser kommen drei alte Italiener weg, mit denen Goltz auf dem Schiffe conversirt:

Diese Orangenphilister sind ganz wie die preußischen Kartoffelseelen anzuschauen; und auch sie lehren mich wieder aufs neue daß Pietät, Höflichkeit und vollends Schüchternheit auf Reisen nicht rentiren. Wer übrigens keinen alten plappernden Italiener gesehen hat, weiß nicht was die Geschwätzigkeit eines Greises sagen will. Es ist grauslich: so ein alter runzeliger, pomeranziger Italiener hat complete Diarrhöe auf der Zunge; bevor der Kerl nicht ausspeit, kommt man nicht zu Worte. Und dabei bewegen sich dem Redepatienten die welken Backen, Ganaschen und Hautfalten wie an einem defecten Blasebalg und verursachen beim Zuschauer die Empfindung, als wenn die Sprache etwas wäre das aus einem alten Gesichtsleder herausgebeutelt, gepumpt und über die alte schleimige Lilazunge zum zahnlosen, „ausgefaumelten" und gaumenharten Maule hinausgemuffelt werden muß. Pfui, lieber unter der Erde, wie so ein säcularisirter, vernutzter, zum Skandal lebendiger Greis!

In so ungenirter Weise und mit so derben Worten läßt sich der Verfasser über die Häßlichkeit der Menschen aus; plötzlich aber stimmt er eine ganz andere Sprache an, wenn die südliche Natur ihm in ihrer Schönheit entgegenlacht. Als er Korfu im Funkeln der Morgensonne erblickt, ruft er entzückt aus:

Ja, hier ist das nackte Dasein, das bloße Athemholen eine Wollust und Glückseligkeit. Die Meereswasser sind flüssige Smaragde und Sapphire welche die Sonnenglut vom blauen Himmel und von der grünen Erde abgeschmolzen hat. Es ist ein Schimmer und Geflimmer, ein elektrisches Wellenzittern, eine Magie in den Lüften, auf den lichtgetränkten Wogen, welche im schneeigen Gischte ihre Buhlerei mit Sonne und Aether ausschäumen, daß die Seele trunken und taumelig werden muß. Und in diesem naturheiligen Rausche, wenn alle Sinne mit den himmlischen Elementen ins Nichts zerrinnen wollen: da däucht es dem Abenteuernden, wie wenn das in blauen Duft gehüllte Amphitheater von Oel- und Cypressenbergen dem Schiffe entgegenkäme, es in seinen Schoos aufzunehmen — ein schwimmendes Paradies!

Der Verfasser betritt Alexandrien, schildert den ersten Eindruck welchen diese Stadt auf ihn macht, seine Abenteuer mit den Eseltreibern, das Gassenleben, die merkwürdigen Gebäude, die Gabarrigärten; er zieht weiter nach Kahira, den Pyramiden, fährt auf dem Nil, erlebt dabei Ungemach aller Art, bis er an das äußerste Ziel seiner Reise, die Ruinen Thebens, gelangt. In Allem was er uns von dem Gesehenen und Erlebten erzählt erweist er sich als ein Mann von kräftiger Natur, originellem Geist, umfassendem Sinn für das Große und Erhabene, durchdringendem Blick für das Verborgenste, Kleinste und Geringste. Das bunte Getümmel mit welchem prachtvolle Schilderungen, scharf skizzirte Darstellungen, tiefe Reflexionen und flammende Gedankenblitze, humoristische und poetische Streiflichter, Contraste von überraschender Seltsamkeit, Bilder und Gleichnisse theils von tadelloser Schönheit, theils von cynischer Ungebundenheit durcheinanderwogen; der Reichthum und die Energie der Sprache, die sich oft in phantastischen Anhäufungen überstürzt, bisweilen auch in ihrer Schöpferkraft irregeht und zum Jargon und Mischmasch verschiedener Idiome ausartet: alles Dies macht das vorliegende Buch zu einer so durchaus eigenthümlichen und absonderlichen Erscheinung daß wir ihm nichts Aehnliches zur Seite zu stellen wissen. Was wir hier aus demselben mittheilen, wird zeigen in welcher Stärke die angedeuteten Eigenschaften bei dem neuesten Werke des genialen „Kleinstädters" hervortreten.

Kaum in Alexandrien angelangt, wirft sich unser Reisender in das Straßenleben und irrt aufs Gerathewohl in entlegenen Stadtvierteln umher, obgleich er zur Verständigung mit den Eingeborenen weiter Nichts als ein mangelhaftes französisch-arabisches Vocabularium hat, aus welchem er etwa ein Dutzend Wörter auswendig weiß. Aus unmittelbarer Berührung lernt er bald die Schattenseiten dieser in Aegypten lebenden Araber kennen und sie werden für ihn zu einem oft wiederholten Thema. Namentlich ärgert ihn ihr zerfahrenes, liederliches, unreinliches Wesen.

Der Araber ist unser Jude ganz und gar: unternehmend, erwerbslustig, spitzfindig, haarspaltend, fügsam und widerstandszähe zugleich; im Handel und Wandel ausdauernd, hartnäckig, praktisch, raffinirt und geschickt; gleichwol ist er kein tüchtiger und ehrlicher Arbeiter, in keiner Handarbeit oder Dienstleistung zuverlässig, gewissenhaft, propre und accurat.... Die polnischen Juden in kleinen Städten und ihre Kinder haben mich vollkommen für die Araber präparirt. Hier wie in Polen unter den Juden: dieselbe Liederlichkeit und Unregelmäßigkeit, derselbe Schacher und Schmuz. Keine Haltung, keine Einheit bei irgend einer Gelegenheit, in irgend einem Act oder Ding.... Jude und Araber mengen und mischen was sich verträgt und nimmer vertragen will: sie haben keine Spur von Geschmack.

Noch widriger als diese Geschmacklosigkeit berührt den Verfasser das wüste Lärmen, Schreien und Zanken welches ein unentbehrliches Lebenselement dieser Menschen zu sein scheint. Als das Fahrzeug auf einer der vielen Untiefen des verschlammten und schlechtgebauten Mahmudikanals festsaß und das Schiffsvolk Anstrengungen zum Loskommen machte, erlebte Goltz eine Scene die ihm unbeschreiblich, unbegreiflich und unglaublich dünkt, selbst für Den der ihr beigewohnt hat:

Die Matrosen animirten sich gegenseitig zur höchsten Kraftanstrengung im Abstoßen der festaufsitzenden Barke; aber mit welchen abscheulich widernatürlichen Manoeuvres, Tönen und Grimassen thaten sie das! Wer dergleichen erlebt hat, beruhigt sich darüber Zeit seines Lebens nicht. Wie diese ägyptischen Bootsknechte, so schreien, plappern, gurgeln, näseln, schnaufen und räuspern bei uns nur die Narren, die faselnden Schulbuben, die Wüthenden, die Rasenden, die Besoffenen in ihrer Culmination. Solche Worte, Töne, Rhythmen, Accente, Tonarten, Geräuscharten und Lebensarten sind auch nicht einmal im Tollhause Stil und Manier! Das waren nicht mehr menschliche Geberdungen, Töne und Ausdrucksweisen, das war Dämonie; eine Trias von Tod, Teufel und Hanswurst! So stöhnen, ächzen, winseln, knarren und pfeifen nur Thürangeln und todte Maschinen; so knurren, pruhsten, fauchen, spinnen, miauen, möckern, bellen, sprudeln, blubbern, grunzen und gurgeln nur Affen, Katzen, Hunde, Ziegen, Schweine und Kameele. So unarticulirte, so faselnd-läppisch zerhackte, zerquetschte, zermöckerte Lebenszeichen oder Angstsignale gibt nur eine Creatur von sich die von allem natürlichen Maß, von jedem Schönheitssinn, von jeder Harmonie, Norm und Geistesökonomie entblößt ist. So etwas empört und ekelt im Innersten der Seele, das ist abscheulicher wie Bestialität, denn es ist Widernatürlichkeit, es ist Fratzerei, willkürliche, gemachte, verschuldete

Absurdität, die eben nur den entarteten, den halb wilden und halb civilisirten Menschen charakterisirt.

Dieser Höllenlärm und Wirrwarr, womöglich in noch höherer Potenz, erneuerte sich bei der Mündung des Mahmudikanals, wo die Barken durch zwei Schleussen emporgehoben werden; das hier gesehene chaotische Treiben vergleicht Goltz mit einer wasserscheu gewordenen, in einen bissigen Hundeknäuel und Rattenkönig zusammengewirrten Welt, einem ewigen, sich selbst verschlingenden, tausendköpfigen Ungeheuer von mutternackten, hündisch-schamlosen, arabisch-dramatischen Wuth- und Schreileidenschaften.

Gegenüber diesen unmenschlichen, diabolischen Tönen ist aller Lärm und Tonspectakel, wie ich ihn auf polnischen Jahrmärkten, in blühenden Judenschulen, in Synagogen während der Langen Nacht gehört, ist der Gassen- und Marktlärm in Paris und auf der Londonbridge — Friede Gottes, Schamhaftigkeit und süße Harmonie! Hier müßte man zankende Neapolitaner und wüthende Fischbrücksweiber herbringen und sie würden stutzig, ruhig und schämig werden, ähnlich wie ein Narr erschrickt und sich zusammenzunehmen pflegt, wenn er sich zu einem Rasenden gesperrt sieht.... Und um dieses Chaos, diese Hölle sah man an hohen und steilen Lehmufern ein Labyrinth von Schmuzhütten und Schlammnestern chaotisch terrassenartig übereinander geklebt; und auf den kuppelförmigen oder flachen, mit Bohnenstroh und dem Wirrsal von trockenen Linsen- und Erbsenranken bedeckten Dächern der kegelförmigen Häuserwände schmuzten, kratzten, krähten und gurrten Hühner- und Taubenschwärme umher, belferten und zähnefletschten abscheuliche Hunde, keiften alte Megären, katzbalgte und kugelte sich die junge Araberbrut.

Das ist eine von den Scenen die Goltz nicht blos beschreibt, sondern in welche er den Leser, er mag wollen oder nicht, mit hineinzieht, daß ihm angst und bange wird und er sich die Ohren zuhält, um das gräuliche Brüllen, Schimpfen und Toben des ägyptischen Pöbels, von dem er sich leibhaft umdrängt sieht, nicht länger mit anzuhören. Bei all seiner Liebe zur Natürlichkeit empfindet Goltz doch einen gründlichen Abscheu gegen die rasende Krakehlsucht dieser Naturmenschen und kann sich ungeachtet fortwährender Wiederholung dieser Auftritte nicht daran gewöhnen.

Ich hatte diese Hölle oder diesen Hades zum mindesten schon ein Dutzend mal ausgehalten, und jedesmal war ich wieder frappirt, indignirt und torquirt; denn diese Absurdität beleidigt die Menschheit und spiegelt die ganze Fratzigkeit, Bestialität und Dämonie einer entarteten Race zurück.

Nach den Schilderungen dieses tollen und häßlichen Spuks fühlt man eine wahre Erleichterung, wenn der Verfasser sich einem Gegenstand zuwendet, bei dessen Behandlung Ruhe und Schönheit ihr Recht finden, wie z. B. in dem Abschnitt „Die Wüste, eine Mutter der arabischen Phantasie und Kunst".

Die Wüste, welche dem ewig heitern und wolkenfreien Himmel ähnlich, nicht einmal die schattenhaften Abbilder des bewegten und buntgestalteten Erdenlebens zeigt, dieses form-, ton- und farblose todte Sandmeer, in welchem der arme Sohn der Wüste statt auf Spuren des Lebens, nur auf die bleichenden Knochen der verschütteten Karavanen trifft, hat wol im heißblütigen Araber von Anbeginn die Phantasie und das Gelüst nach einer bunten, schimmernden, tönenden und vielgestaltigen Kunstwelt geweckt. Er verwirklichte diese seine bildkräftige und bildlüsterne Phantasie zunächst in prächtigen, bunteingelegten, mit Edelsteinen besetzten Waffen; in einem damascirten Stahl, der aus tausend einzelnen Drähtchen zusammengeschweißt wurde; in buntfarbigen und prächtigen Gewändern von den gleißendsten und reichsten Stoffen; in einem herrlich aufgeschirrten Roß und in einem bunt und prächtig drapirten, auf jede ersinnliche Weise ausgeschmückten Zelt. In demselben umgab sich der Araber mit den Zeichen und Abbildern Dessen was ihm die Wüste versagte: mit dem bunten, schimmernden Lebensluxus, wie ihn sich eine nach den Schätzen und Genüssen der reichen Welt ausschauende Sinnlichkeit und die brennende Wüstenphantasie ewigen Naturgesetzen zufolge vorspiegeln muß.

Sehr ansprechend führt der Verfasser aus, wie der erhabene, übermenschlich strenge und monotone Stil der Wüste im arabischen Volke den Sinn und Geschmack für die buntcomponirte, aus blitzenden Steinchen zusammengesetzte Mosaik, für die Arabeske, für die mystisch configurirten architektonischen Rosetten, Sprossen- und Grottenwerke, kurz für den unerschöpflich mannichfaltig gegliederten Stil der altsarazenischen Baukunst hervorgerufen hat; ferner wie aus der Wüste auch die Gastfreundschaft des Arabers und die Liebe zum Pferde, der einzigen Creatur mit der er beständig zusammenleben kann, zu erklären ist. „Die ersten und letzten Gründe aller Volkssitten und Lebensarten liegen in der Natur und Uebernatürlichkeit zugleich."

In derselben lebendigen, farbenfrischen, drastischen Manier, mit welcher Goltz die Menschen schildert, malt er auch Steine, Pflanzen, Thiere und findet in jedem Dinge einen ergiebigen Stoff zu originellen Betrachtungen. So z. B. erscheint ihm die Giraffe als ein Philosoph, insofern in ihrer äußern Erscheinung alle möglichen Gegensätze in Eins gebildet sind.

Die Giraffe besitzt eine zierliche Pedanterie, eine symmetrische Unsymmetrie (in der Thatsache, wie das Vordertheil und das jach abstürzende Hintertheil zusammengefügt sind), ein balancirtes Uebergewicht, eine harmonische Ungeheuerlichkeit, eine lächerliche Grandiosität, eine imposante Possirlichkeit. Die Giraffe zeigt eine Symbolik der Halsbewegungen, durch welche die widersprechendsten Charaktere ausgedrückt werden: Stolz und Majestät in der Art wie sie den Kopf trägt und auf Alles herabblickt, eine demüthige Harmlosigkeit und Naivetät, wenn sie Halme vom Boden aufsammelt; Spürsinn und Diplomatie in den Augenblicken wo sie horchend die Kuhohren spitzt und zuckende Seitenbewegungen macht. Manchmal gewährt sie den Eindruck eines Phantoms, eines verzauberten Menschen der sich zurückwandeln will.

Mit solcher Thiercharakteristik und symbolischen Ausdeutung würden exacte Beschreiber und Lehrer der Naturgeschichte nicht viel anzufangen wissen; eher könnten sie die Beschreibung welche Goltz von dem Kameel gibt passiren lassen, wenngleich der elegante Büffon ob der gar zu zwanglosen Schreibweise bedenklich die Allongenperücke geschüttelt haben würde.

So ein Kameel ist ein Bild der Mühsal, der Ausdauer, der Geduld und Resignation, aber zugleich auch ein grundabscheuliches Beest, wenn man einen Augenblick von seiner vollkommen zweckmäßigen Organisation für die Wüste abstrahirt. Dies Kameel allein kann dem sinnigen und hörigen Menschen eine vernünftige Weltordnung und einen Gottesglauben beibringen. Es gibt kein Thier dem soviel Symbolik anhaftet

und soviel Physiognomie. Es ist ganz und gar zum Marschiren, zum Lastentragen und zum Entbehren geschaffen. Der Höcker entzieht das Thier auf den ersten Blick dem Bereich der Schönheit und überweist es dem der Nützlichkeit und des materiellen Gebrauchs. Der ganze Körper, gleichwie die Disteln abschneidende Zunge und der Rachen sind mit Schwielen und hier in Alexandrien noch mit Schwären und Wunden bedeckt. Der ungeheuere, Vorrath fressende und saufende Panzer ist bei den Hinterschenkeln hoch aufgeschürzt und zwischen den hochgespaltenen, weitausgreifenden Beinen gleichsam in Schwebe aufgehängt. Und damit diese wie durch eine Maschinerie vorwärts geschobenen Stelzbeine, zu welchen sich der Leib und das ganze Thier fast nur wie obligat zu verhalten scheint, nicht in den Wüstensand versinken, so sind sie von der vorsorglichen Natur auf fleischige Ballen gestellt, die man bei den in Europa gezeigten fast vertrocknet findet, die hier aber, wo es den Marsch durch die Wüste gilt, ein Hauptbedingniß und auf den ersten Anblick ein frappantes Symbolum sind. Und siehe, jetzt segelt das betrachtete, durchaus nur materiell-zweckmäßig und nirgend schön erschaffene Monstrum von kolossalem Schaf und Rindvieh wie ein Wüstenschiff los und streckt den langen Storchvogelhals, mit welchem es die kleinste Distel abweiden kann, in eine durch keinen Weg und Steg bezeichnete Weltgegend, die es bei verlorener Richtung mit seinem Instincte finden und einhalten muß; und vorauf segelt wie ein Lootsenboot der wagerecht gehaltene, antediluvianisch modellirte, wie in Wellen auf- und niederbewegte Schafskopf, der mit den langsam forttapsenden schweren Schritten wie der Regulator an einer leibhaftigen Dampfmaschine zu correspondiren scheint. Wahrhaftig, man kann dies Geschöpf einer abenteuerlichen Naturlaune und Gottesökonomie nicht ohne die sonderbarste Gemüthsbewegung ins Auge fassen und ohne von ihm wie von einem in die sittliche Welt aufgenommenen, fast tugendhaft zu nennenden Ungeheuer ergriffen zu sein.

Nach all Diesem versteht es sich von selbst daß Goltz nicht zu den Leuten gehört die in den Pyramiden nur gewaltige Steinhaufen sehen; ihm sind sie eine beredte und ergreifende Symbolik der Aegypter; in ihnen erkennt er die „Lebensfühlung", Einbildungskraft und Organisation der Alten Welt „so sehr daß sie dem Beschauer fast ein lebendiges Wesen dünken". Er sieht in diesen Bauten wahrhaftige Natur-, Cultur- und Gottesgeschichten in Stein, eine plastische Emanation und Verwirklichung der Urphantasie. Gegen diese Auffassung läßt sich Nichts einwenden; aber zum entschiedenen Widerspruch fodert Goltz heraus, wenn er gleich hinterher seine Verachtung über die Modernen ausschüttet, über unsere „Unmachten, die Miserabilität unserer Organisation, die Impotenz unserer Seelenkräfte, die Corruption unserer Bildung" ꝛc. in Klagen ausbricht und mit gesperrten Lettern druckt: „Wir können Nichts mehr bauen." Gott bewahre uns davor daß wir in Westpreußen oder sonstwo Pyramiden bauen sollten! Wenn Goltz, ohne sich nach andern Bauwundern der Neuzeit weit umzusehen, ganz in der Nähe, wenige Meilen von seinem Wohnorte, etwas schauen will was dem menschlichen Geiste nicht weniger Ehre macht als das steinerne Dreieck des Cheops, so möge er nur den Bau der Eisenbahnbrücke über die Weichsel bei Dirschau in Augenschein nehmen. Wir erlauben uns so materiell und phantasielos zu sein daß wir diesen Riesenbau ganz abgesehen von seiner Nützlichkeit und blos als Gradmesser der Cultur bedeutend höher stellen als die höchste Pyramide, sind auch nicht fähig, die „Miserabilität unserer Organisation, die Impotenz unserer Seelenkräfte und die Corruption unserer Bildung" darin zu erkennen. Wir glauben daß die Menschheit nicht umsonst 4000 Jahre älter geworden ist, und wenn Goltz die Pyramiden als das Zeugniß einer Menschenorganisation, einer Bildung, Begabung und Glaubensbegeisterung, einer plastischen und werkthätigen Kraft ansieht, für welche uns jüngsten Menschenkindern der Maßstab, die Fassungskraft und jegliches Organ gebricht, so meinen wir, hat er uns zu wenig zugetraut und zu viel abgesprochen. Macht es blos das Kolossale? Nun, die auf tiefem Grunde im reißenden Strome der Weichsel errichteten Brückenpfeiler sind auch eben nicht winzig zu nennen und zeugen ebenfalls für eine ganz achtbare „plastische und werkthätige Kraft". Oder macht es die Weisheit des Plans und die Kunst der Ausführung? Dann glauben wir daß die dirschauer Brücke auch kein bloßer „Steinhaufen" ist und zu den Dingen gehört, für welche den alten Aegyptern der Maßstab und die Fassungskraft trotz aller Pyramiden gefehlt haben würde. So eine Brücke hat auch eine „beredte, ergreifende Symbolik"; und sowie sich die Organisation der ältesten Zeit in Pyramiden, die des Mittelalters in Domen spiegelt, so sprechen unsere neuern Bauwerke für die Organisation der gegenwärtigen Menschheit in einer Weise die gar nicht so trostlos ist, wenn man sich nur den ägyptischen Wüstensand und den romantischen Nebel aus den Augen wischt. Zum Bau der Pyramiden, d. h. zur Erfüllung einer Despotenlaune, waren Millionen Sklaven nöthig; zur Errichtung der Dome und Münster ebenso viele Erbunterthänige geistlicher und weltlicher Herren: die fleißigen Arbeiter an der Weichselbrücke sind freie Menschen; was sie bauen kommt nicht nur den Reichen und Mächtigen zustatten, sondern auch den Aermsten und Geringsten. Von allen Seiten betrachtet dürften die Bauwerke unserer Zeit gar nicht so kleinlich, impotent und miserabel sein als sie unserm Reisenden scheinen; und wenn es keine Pyramiden sind, so beweist dies nicht den Verfall, sondern nur eine andere, hoffentlich bessere, edlere und schönere Richtung welche der menschliche Geist seit den Zeiten des Menes, Sethos, Pharao und Kambyses eingeschlagen hat. Möge Goltz uns diese antiägyptische Ketzerei verzeihen.

Zu den interessantesten Partien des Buchs gehört die Fahrt auf dem Nil von Kahira über Minyeh nach Kurnah welches auf den Trümmern Thebens liegt. Goltz segelte mit zwei Schneidern ab, einem bescheidenen, gutartigen Schwaben und einem unternehmenden, fix und fertigen, überall sichern, weit durch die Welt gewanderten Berliner. Der Letztere, ein gewaltiger, jedoch stets fehlschießender Nimrod, stand mit französischen und italienischen Redensarten auf Du und Du, verunglückte aber im deutschen Stil und der Logik auf die lustigste Art. Einige Proben von dem unsinnigen und prahlerischen Geschwätz dieses Berliners hat der Verfasser mit wörtlicher Treue wiedergegeben, und wenn Herr Finger, so heißt der vielgereiste Schneidergesell, dereinst in die

märkische Heimat zurückkehrt, so kann er das Vergnügen haben, seine Münchhausiaden schön gedruckt nachzulesen, und mag sich dann zugleich folgende Goltz'sche Recension zu Herzen nehmen:

Jedenfalls habe ich auf erbauliche Weise in Erfahrung gebracht daß die Mysterien eines weitgereisten und ambitionirten deutschen Schneiderstils lange nicht so genießbar, filtrirbar, fruchtbar und beschiffbar sind wie der Nil; höchstens so schlammig, rückläufig, kataraktentoll und windig wie der ägyptische Strom.

Was Goltz während der Nilfahrt an Menschen und Wohnungen längs der Ufer erblickte, war überall erbärmlich und traurig. Er sah den Fellah in allen Stadien seiner schändlichen Fahrlässigkeit, Verwirrung und Unfläterei; von behaglicher oder auch nur zweckmäßiger Einrichtung der Wohnstätten nicht die geringste Spur. Ist der Anlage einer Hütte irgend ein Gegenstand im Wege, ein Palmstamm, ein crepirter Hund, eine Sumpfstelle, ein Stein und was immer sonst, der Fellah vermauert das Ding lieber in den sogenannten Bau als daß er die kleinste Mühe im Forträumen anwendete. Jedes ägyptische Dorf (mit Ausnahme eines Dutzend von überwachten Musterdörfern) ist ohne Unterschied ein Bild des empörendsten Durcheinander und Uebereinander von Schutt, Staub, Ziegeln, Steinen, Backsteinstücken, Kehricht, Federn, Menschenkoth und Aas; nur am Viehdünger fehlt es, weil er zum Brennmaterial verwendet wird. Jedes Dorf ist in seinen sogenannten Straßen, Wegen und Stegen buckelicht, krumm und schief. Da gibt es große und kleine, hohe und niedrige, bedeckte und offene, viereckige und runde, zugewölbte und pyramidenförmig abgestumpfte Mauerwerke, mit Palmenstämmen, Rohr, Bohnenstroh und Strauch belegt, mit einem Schurrmurr und Mist von brauchbaren und vernutzten Geräthen, dessen bloßer Anblick einen ordnungsliebenden, reinlichen Christenmenschen auf Augenblicke seiner fünf Sinne berauben und complet unglücklich machen kann.

Hier studirt man die Mysterien der universellsten volksthümlichen perennirenden Sauerei und eines concentrirtesten, lächerlich-furchtbaren chronischen Gestanks. Hier ist die Nase nur noch zu ihrem Hohn und Skandal in der Welt und „binnen Bälde" ein crepirter Gesichtstriangel, für welchen weder Geruch noch Gestank mehr existirt. Hier räumen die Säue den Menschen das Feld, welche Letztere die Rolle der erstern vollkommen ausfüllen und darum von Religions wegen mit den Schweinen auf immer zerfallen sind. Ein Schwein ist, verglichen mit einem Fellah, ein discretes, reinliches und appetitliches Thier, schon um der Thatsache willen daß es im Stalle die reinlichste Stelle zu seinem Lager aussucht, dasselbe nicht verunsaubert und nur bei Reinlichkeit und trockener Streu gedeiht.

In der Barke war auch nicht in hohem Grade für den Comfort gesorgt; die Schneider verließen unsern Reisenden bei Minyeh; von nun an war er allein mit zwei schwarzen Nubiern, welche das morsche Fahrzeug lenkten; Alles auf demselben war in möglichst schlechter Ordnung; Goltz mußte die Segel flicken, ins Wasser springen, um die Barke loszuarbeiten, wenn sie auf einer Schlammbank sitzen geblieben war, ein Abenteuer mit Flußpiraten bestehen, stete Angst vor mörderischen Attentaten seiner Schiffsmannschaft aushalten, sein eigener Koch und seine eigene Waschfrau sein und dabei den Schmerz erleben, von seinen wenigen Hemden zwei Stück in den Fluten des Nil zu verlieren. Eine Menge Ratten fuhren als blinde Passagiere mit. Schon viele Reisende sind von diesem geschwänzten Ungeziefer belästigt worden, keiner hat aber die dadurch ausgestandene Plage so köstlich geschildert als Goltz:

In unserer Barke halten Ratten wie junge Katzen groß complete Wettrennen und Hochzeiten, pfeifen und zwitschern wie Vögel, zernagen Schiebdeckel, Stricke, Kisten und Koffer, sobald sie Eßwaaren wittern, klettern an einer glatten Breterwand, an dem Mastbaum und an einem Strick in die Höhe, laufen dem schlafenden Menschen über das Gesicht, sind verjagt und blitzschnell verschwunden, im nächsten Augenblicke wieder auf dem alten Platz und schauen aufrecht sitzend den erbitterten Passagier mit so verwunderten, klugen, grellen Eichkatzäuglein an als wollten sie ihm sagen: Du närrisches Menschenkind du, was zerärgerst du dich denn so heftig über uns, wir sind ja ganz lustige und manierliche Thierchen und waren lange vor dir hier in unserm Bereich. Kannst du dich nicht mit uns vertragen, so reise doch nach Haus! Diese allerliebsten und unglaublich natürlichen Thierchen, Far genannt, würgten mir die lebendigen Hühner, die ich wegen Mangels eines Korbes im Bodenraum placirt hatte; sodann theilten sie sich trotz aller Vorsichtsanstalten in meinen Proviant, den ich zuletzt in einer aus Bast geflochtenen und zugeschnürten Reisetasche an den Mastbaum aufgehißt hatte. Eine halbe Melone soffen sie ungenirt in ganzen Familienhaufen vor meinen erstaunten Augen aus. An einem Schiebekasten durchnagten sie den Schieber und schoben ihn, indem sie den Leib gegen den gegenüberstehenden Rand der Kiste stemmten, so weit auf daß sie zu dem edamer Käse gelangten, den ich in Kenneh mit einem östreichischen Thaler bezahlt hatte. Wenn ich Abends, auf meiner Matratze liegend, mitunter etwas verspeiste, so sprangen diese Wasserthierchen über mich hinweg in die Luke an der ich lag oder durch dieselbe ins Wasser und waren dann wieder eins, zwei, drei an Bord. Zuletzt dankte ich Gott daß sie meine Kleider unzernagt ließen und mich selbst.

Aus allen Beschwerden und Nöthen dieser Nilreise zieht Goltz am Ende einen Gewinn, auf welchen er höchstwahrscheinlich beim Beginn seiner Wanderung nach Afrika gar nicht speculirt hatte: er gelangt zu der Erkenntniß daß es in seiner westpreußischen Heimat unendlich besser ist als in dem Wunderlande Aegypten. Er findet daß ein Land ohne Regen, ohne Quellen, ohne kühlende Winde, ein Land ohne Frühling und Winter, ohne Wiesengrund, ohne Rasen und mit Bäumen die von ewigem Staube bedeckt sind, diese Nilniederung, ein schmaler Streifen fruchtbaren Ackers, zwischen nackte Steingebirge und Wüsten eingeklemmt, ein heilloses Land für einen Einwanderer aus solchen Gegenden ist, wo es regnet und schneit, wo es grünende Matten, erfrischende Lüfte, Quellen und von den Wassern des Himmels erquickte Vegetationen, wo es ein von brennender Hitze und Kälte gleichweit entferntes Klima gibt. Am Tage sengende Hitze, ewiger Staub der das erhitzte Auge und die Lungen zerfrißt; dann als liebenswürdiger Gegensatz das Ungeziefer in der Nacht, der Morgenthau und eine Morgenkälte daß man die Zähne nicht fest zusammenhalten kann. Und das sind nur die physischen Unbequemlichkeiten; noch weit widerwärtiger

sind die ägyptischen Sitten, die Contraste von Niederträchtigkeit und Hochmuth, von Knechtschaft und Tyrannei, von Dünkel und Unwissenheit, von Schwelgerei und Hunger, von Schmuz und Prunk, von Nacktheit und Flitterstaat, von Aberglaube und Unglaube, Fanatismus und Ruchlosigkeit. Kein Wunder daß unser Reisender mit einem Stoßseufzer bekennt:

Einen Gewinn habe ich von dieser ägyptischen Reise für mein Leben: ich erkenne aufs neue und noch unendlich nachdrücklicher wie schon bisher daß der deutsche Mensch, der Christ, der Mann der ein gutes Weib hat, nur seine Sinne aufzuthun braucht, um sich mit Wohlthaten überschüttet zu sehen. Hier in diesem ägyptischen Chaos, diesem Sodom und Gomorrha, unter Barbaren und Heiden, unter Abenteurern, unter den Monstrositäten und Excrementen der Civilisation, in dieser Unordnung, Formlosigkeit, Unheiligkeit, Schamlosigkeit, Sauerei und Bestialität, da kommt selbst der nüchternste, der heillosefte Verstand zur Erkenntniß des Segens, der Glückseligkeit, der Lebensschöne, die Ihn in der Heimat umfangen, im Schoose des Christenthums und der Civilisation.

In diesem Tone geht es noch einige Seiten weiter, bis Goltz zu dem Schlusse kommt:

Wahrhaftig, meine Vorliebe für Abenteuer, für eine gewisse Abwechselung, Unregelmäßigkeit, Instinctlichkeit, Lebensunmittelbarkeit, Romantik, Paradiesexistenz und elementare Natur, entgegen halb crepirter Schule, Förmlichkeit, Cultur und Convenienz hat mich größtentheils nach Aegypten geführt; aber an Ort und Stelle gelangt, wird mir doch des Guten, des Romantischen, des Fabelhaften, des Natürlichen und Irregulairen zu viel. Es geht mir mit meinem Durst nach Urgeschichten und elementarischen Existenzen wie Einem der blos trinken oder auch ein bischen schwimmen will und bei der Gelegenheit dem Ersaufen nahegekommen ist. Die ägyptische Romantik steigt mir bereits an den Hals.

Aus solchen Expectorationen, die der vielgeplagte Reisende nicht unterdrückt, darf man jedoch nicht schließen daß ihm die ganze ägyptische Welt zum Ekel geworden und er von nun an keinen Sinn mehr für das in ihr enthaltene Große und Herrliche gehabt hätte. Diese Empfänglichkeit bleibt immer lebendig in ihm, und in Theben angelangt, vergißt er alle ausgestandene Misère, durchwandert rüstig die großartigen Ruinen und fühlt sich bei ihrem Anblick von tiefen Empfindungen durchdrungen und zu geistvollen Beobachtungen angeregt. Freilich wenn die Mühseligkeiten zu unerträglich werden, legt sich wieder ein Damm vor seine Begeisterung, und es ist dann sehr ergötzlich für den Leser und zugleich charakteristisch für den Verfasser, der sich nun einmal nicht genirt und von aller Pruderie weit entfernt ist, wenn er durch Hunger, Durst und faule Dünste aus der hochpoetischen Ekstase in den prosaischen Erdenjammer zurückgeworfen wird und einen tiefen Nothschrei nach Essen, Trinken und reiner Luft ausstößt, wie z. B. in den Königsgräbern zu Theben:

Ich hatte in meiner Begeisterung keinen Proviant mitgenommen und mein Capitain sowie der alte Girgar lebten echt arabisch, halb von der Luft. Ein Deutscher kommt von dieser arabischen Frugalität geradezu ums Leben. Mich hatte in dem ersten Tempel den wir nach den Gräbern besahen ein Wolfshunger überfallen, und ich habe das Malheur, ich werde vom Hunger ungemüthlich und fange Händel an wie Einer der zu viel getrunken hat.... Der Gestank oder das historische Gristenzklima ist in einigen Kammern doch sogar der entwickeltsten Begeisterung zu originell. Verbindet sich aber dem Nasenmalheur, dem Staube, dem Fackeldunste, der erstickenden Luft noch der brennendste Durst, so katzbalgen sich zuletzt Idealismus und Materialismus, Träumerei und Wirklichkeit selbst im schwärmerischen Reisenden ums enge Quartier in der immer enger werdenden Brust. Ohne Licht und Luft, ohne Essen und Trinken, ohne lebendige Geselligkeit und recht viel Spielraum hält es doch der brennendste Enthusiasmus nicht lange in dieser Welt aus.

Wir schließen diese Mittheilung, in welcher wir mehr die hervorstechenden Züge eines durch und durch originellen Mannes zur Anschauung bringen als die Kritik eines Buchs liefern wollten, mit einer Stelle die recht eigentlich dazu angethan ist die gesunde Lebenslust unsers Goltz als die Wurzel seines derben Humors und frischen Sinnes erkennen zu lassen. In der Gefahr von Nilräubern oder den halbwilden Bootsknechten überfallen, beraubt und erschlagen zu werden, bramarbasirt er nicht mit erkünstelter Todesverachtung, sondern sagt ganz ehrlich:

In der Schlacht hat der Mensch wol ein anderes Gefühl vom Tode; aber sich von Räubergesindel nackt ausgezogen, in die Wüste ausgesetzt oder lebensgefährlich beschädigt und bei herzhafter Gegenwehr auch ein bischen todtgeschlagen zu denken, ist ein grausliches point de vue für Einen der in Bezug auf Todesgedanken oder solche Vorgefühle ganz so wie das Gros der Leute organisirt ist. Ich muß bei dieser Gelegenheit überhaupt gestehen daß mir die Schiller'sche Phrase: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht", nie so recht von Herzen einleuchtend geworden ist, und daß mir des Achilles Geständniß, der dem Odysseus in der Unterwelt erklärt: er wollte lieber im freundlichen Erdenlicht die Schweine hüten als über die Schatten der Unterwelt an Pluto's Stelle herrschen, viel natürlicher und ehrlicher vorkommen will. Ich kann dieses Bravthun mit dem Tode weder recht glauben noch leiden oder nur verstehen. Sintemalen ich mich am Leben finde, mir aus dem Nichtsein gar keinen Vers und vom künftigen Leben keine Vorstellung oder dauernde Sehnsucht machen kann, so lebe ich der trivialen, aber nothgedrungenen Parole: „Besser ein Sperling in der Hand als zehn auf dem Dach." Geschaffen bin ich einmal und so macht mir das Leben Spaß, und so will ich es auch so lange laufen lassen, bis es auf natürliche Weise seine Endschaft erreicht. Ohne Liebe am Leben zu bleiben und es wie sauer Bier auszutrinken, weil es doch einmal eingeschenkt oder bezahlt worden ist, scheint mir eine complete Absurdität. Kannst du das Leben nicht lieben und nicht leiden, so mache dich lieber caput, Hundsfott, bevor du lebenslustige und gesunde Leute mit deiner Lebensunlust und Gleichgültigkeit quälst und ennuyirst. Willst du aber so fromm sein daß du um Gotteswillen am Leben bleibst, dann lege dieser Gottesfurcht noch so viel Liebe zu daß du dich des göttlichen Geschenks deines Lebens von Herzen erfreust. Das Leben lieben und den ehrenvollen, den nothwendigen Tod nicht scheuen, ist die natürlichste und nothwendigste Religion. Ich könnte das Gesagte unendlich sublimer und minder trivial oder naturalistisch formuliren, stimuliren und paraphrasiren, aber es wäre nicht so wahr wie mit diesem sans façon. Hole der Henker auch die sublimste Lüge und Affectation. Man will weniger wissen wie der Held, Biograph und Reisende hätte denken sollen, als wie er unter den gegebenen Umständen wirklich gedacht, ob mit Unrecht oder mit Recht.

27.

Zur Literatur des Xenienkampfes.

Es ist eine charakteristische Erscheinung in der deutschen Literatur der Gegenwart, daß kaum irgend ein Stoff der Forschung auf die Bahn gebracht wird der nicht nach der ersten Aufnahme sogleich mehre Federn in Bewegung setzte. Selbst die Poesie scheint uns fast unter dem Einflusse dieses allgemeinen Bedürfnisses gelehrter Erschöpfung der Dinge zu stehen: betrachtet man z. B. die dramatische Production der letzten Jahre, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren daß die häufige Wiederkehr gewisser historischer Figuren (ich erinnere nur an die Agnes Bernauer) auch hier einen Zusammenhang mit dem abstracten Gründlichkeitstriebe verrathe, der nicht ruht, bis jede Auffassung die auch nur den mindesten Schein für sich hatte zu ihrem Rechte gekommen ist. Oft begegnen sich die Geister auf die merkwürdigste Weise in der Wahl eines Gegenstandes und wir finden beiweitem nicht immer in solchen Schriftengruppen spätere Bearbeiter durch frühere erst angeregt. Auf keinem Gebiete tritt dieses Drängen mannichfacher Kräfte um denselben Punkt auffallender hervor als in der Kritik und Erläuterung unserer beiden größten Dichter; jede Seite ihres Lebens und Schaffens, wie oft auch untersucht und erwogen, beschäftigt stets neue Commentatoren. Selten daß die Darstellung irgend einer Partie aus diesem großen Bereiche allein kommt. Wer hier Schritt halten will, sieht sich in den meisten Fällen von verschiedenen Werken umringt, die jedes in seiner Art zu gleicher Zeit sich in der gleichen Frage geltendmachen wollen. Kaum glaubte man einen gewissen Abschluß erreicht zu haben, so wird man von neuen Versuchen in die nämliche Region zurückgeführt. Angesichts der umfassenden Schrift des ämsigen Forschers Boas war eine fernere Besprechung des Xenienkampfes kaum für möglich zu halten, und doch hat ein anderer Autor nun noch eine Behandlung dieser Episode geliefert, welcher wir ihren relativen Werth nicht ganz absprechen dürfen. Das Büchlein:

Die Schiller-Goethe'schen Xenien. Erläutert von Ernst Julius Saupe. Leipzig, Weber. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

kann sich mit seiner Appellation an den „weitern Kreis gebildeter Verehrer Schiller's und Goethe's“ immerhin neben den stattlichen gelehrten Bänden von Boas behaupten, umsomehr da es unabhängig schon vor dem Erscheinen derselben vollendet und dann später nur in Anbetracht verschiedener Bestimmung, Anlage, Ausführung und Umfangs nach gewissenhafter Vergleichung der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Boas ist es offenbar darauf angekommen ein bis in die kleinsten Beziehungen möglichst vollständiges Gemälde des gesammten literarischen Zustandes zu entwerfen, aus welchem das Unternehmen des Xenienangriffs hervorging und auf den es seine beispiellosen Wirkungen äußerte, und er ist hierbei mit einem Eifer, einer Unverdrossenheit und Sagacität zuwerkegegangen, die seine Arbeit unsern schönsten Denkmälern literarhistorischen Studiums aufs würdigste beigesellen. Saupe hat dagegen, indem er auf diese Reichhaltigkeit, diesen Umfang des Materials verzichtete, „vorallem das erste Zusammentreten, einträchtige Zusammenwirken und innige Ineinanderleben der beiden großen Dichter dem innern Auge der Zeitgenossen nahezurücken“ gewünscht. Demgemäß entwickelt er im Eingange, um gleichsam vom Fundamente aus vor den Augen des Lesers das Xenienereigniß organisch heranwachsen zu lassen, Schiller's Verhältniß zu Goethe in den Jahren 1787—94, woran sich dann als erster Theil der eigentlichen Aufgabe, wesentlich aus den betreffenden Stellen des Briefwechsels zusammengefügt, die Geschichte der Xenien selbst in ihrem ganzen Verlaufe anknüpft. Das Bild jener ersten Berührungen, die erst nach so langem Zögern in freundlichere Annäherung, aus dieser jedoch bald in unverbrüchliche Einigung übergingen, ist mit vollkommener Treue und geschickter Concinnität ausgeführt. Was hier in den Geistern vorging, liegt, insbesondere soweit es Schiller betrifft seit dem Erscheinen seines Briefwechsels mit Körner, in so reichen Documenten aufgeschlossen daß es sich im Grunde nur um verständige Gruppirung der überlieferten Bekenntnisse handelte. Und Alle die nicht in der Lage sind aus einer weitschichtigen Lecture sich die einzelnen Züge zusammenzulesen, müssen dem Verfasser für die saubere und gedrängte Schilderung dankbar sein, worin er dieselben zur bequemsten Aneignung vereinigt hat. Das gleiche Lob gebührt dem Abschnitte welcher die Xeniendichter mitten in der geschäftigen Wechselwirkung ihrer kriegerischen Launen zeigt und sie Schritt für Schritt bei dem Gange ihrer Arbeit begleitet. Es folgt alsdann der vollständige Abdruck der 414 Epigramme nach der zweiten correctern Ausgabe des „Musenalmanach für 1797“ mit beigefügten kurzen Erklärungen. Nach meinem Gefühle ist es ein durchaus richtiger Takt, der den Verfasser, gerade um seiner Hauptintention desto größern Nachdruck zu verleihen, bestimmt hat die kritische Sonderung des geistigen Eigenthums zwischen den Verbündeten gänzlich beiseitezulassen. Der Kundige wird den Reiz welcher einen Boas zu Bemühungen von so zweifelhaftem Erfolge und Werthe verlocken konnte vollkommen begreifen, aber trotzdem sich dem ablehnenden Worte Goethe's selbst, der davon nie etwas wissen wollte, nach Saupe's Beispiele unbedingt unterwerfen. Gibt man einmal diesen Uebungen philologischer Scheidekunst freies Spiel, so ist damit dem Streite der Argumente ein unabsehbares Feld eröffnet und wir sind am Ende so klug wie zuvor. Genüge uns doch der Besitz Dessen was diese Distichen als Product und Zeugniß einer solchen Gemeinschaft für uns enthalten; soweit es von wirklichem Gewicht in der Beurtheilung der Charaktere ist, Maß und Art des Antheils im Ganzen festzustellen, hat die Literaturgeschichte wol schon über allen Zweifel entschieden daß hier Schiller mehr das treibende, steigernde Element bildete, während Goethe bei geneigter Laune, doch mit weniger hitzigem Sinne nachgab. Die klare Vorstellung beider Naturen sagt uns ohne näheres Nachspüren eigentlich schon Alles was wir bedürfen. Schil-

ler's ungünstige physische Complexion halten wir gewiß nicht mit Unrecht zum großen Theil für den Schlüssel der gereizten und bösartigen Ausfälle, in denen wir die heitere Freiheit des poetischen Uebermuths vermissen.

Was nun den Inhalt der Epigramme selbst betrifft, so hat der Verfasser zunächst durch das vorangeschickte Register recht gut gewisse Massen umschrieben, worein sich dieselben den Gegenständen nach gruppiren lassen. Ueber sein Verfahren im Einzelnen sagt er selbst:

In dem Commentare ist das Richtige und Brauchbare aus den ältern Erläuterungsschriften zuweilen wörtlich beibehalten, das Irrige dagegen und Mangelhafte ohne lange Erörterung berichtigt und ergänzt. Nur bei einigen wenigen Epigrammen war es unvermeidlich auf verschiedene Deutungen einzugehen oder eine angefochtene zu vertheidigen.

Man sieht die Zuversicht mit der hier jeder neue Interpret seine Meinung vor das Publicum bringt, ganz wie von unsern Philologen so häufig Conjecturen deren Richtigkeit für immer problematisch bleiben muß in Gestalt unanfechtbarer Entdeckungen eingeführt werden.

Es ist wahrlich kein Unglück, wenn wir uns bei manchen Xenien gestehen daß wir ihre wahre Beziehung nicht endgültig zu entziffern vermögen. Sind auch die Dichter gewiß immer von einem bestimmten Falle, von einer bestimmten Person ausgegangen, so lag es doch oft in der Natur dieses Falls und dieser Person, dem Angriffe einen Schein gattungsmäßiger Allgemeinheit, also einen vieldeutigen Charakter aufzunöthigen.

Schwerlich bin ich der einzige Leser der hin und wieder von Saupe falsch corrigirt findet was ihm bei Boas als wohlbegründet einleuchtete. Lassen wir inzwischen diese Controversen ruhen, die man in infinitum fortspinnen kann, ohne auf einen grünen Zweig damit zu kommen.

Die Personalia sind in einen biographischen Anhang verwiesen, der, wie in der Ordnung, außer den unumgänglichsten Notizen nur kurz diejenigen Seiten berührt welche dem xenialischen Witze vorzugsweise als Zielscheibe gedient haben. Wen aber wird es nicht überraschen hier in Reihe und Glied mit Adelung und Archenholz Aristoteles anzutreffen! Wer der Belehrung bedarf daß der Stagirit Platon's Schüler gewesen sei, der würde wol auch über Platon selbst nähere Aufklärung verlangen. Mehre Anmerkungen ähnlicher und mitunter noch weit seltsamerer Art durch das ganze Buch hin verrathen einen unsichern Standpunkt des Verfassers in Rücksicht des Bildungsgrades und der Kenntnisse die er bei seinem Publicum voraussetzen soll. Leuten die z. B. den alten Zelter hier zuerst als vieljährigen vertrauten Freund Goethe's kennenlernen müßten, wäre doch in der That kaum Interesse für den Xenienkampf zuzumuthen, während es ohne Zweifel manchem in der Goethe- und Schiller-Literatur Gutbewanderten unbekannt ist daß der Prediger Jenisch, dessen langweilige „Borussias" in den Xenien eines Scherzes gewürdigt worden, sich in einem Anfalle von Schwermuth in die Spree gestürzt hat, ein Umstand den Saupe als etwas Jedermann Bekanntes anführt. Wenn er uns aber von den Gorgonen erzählt daß sie drei unheilvolle weibliche Wesen von abschreckender Häßlichkeit waren, so erinnert das auf komische Weise an den „Subrector" des Titelblatts.

Als eine Unvollständigkeit, die an sich zwar nicht viel bedeutet, aber wie es scheint fast habituell geworden das literarische Gerechtigkeitsgefühl aufruft, sei mir noch zu rügen vergönnt, daß bei jenem Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, mit dem es die Xenien nur als dem Herausgeber des „Archiv der Zeit" zu thun haben, das Verdienst gänzlich übersehen wird, welches er sich als Biograph Schröder's in der Geschichte des deutschen Theaters erworben hat. Dieser Mann, dessen wahrer Werth vor einigen Jahren durch zwei Bände biographischer Mittheilungen und ausgewählter Briefe nach Gebühr ans Licht gestellt worden ist, hat gerechten Anspruch darauf daß neben den Schwächen die von Goethe in dem Aufsatz „Literarischer Sansculottismus" eine so derbe Zurechtweisung erfuhren, auch seiner weit überwiegenden vortrefflichen Eigenschaften nicht vergessen werde.

Die Geschichte des „Xeniensturms", die bei Boas einen eigenen Band ausfüllt, hat Saupe, getreu der compendiösen Anlage und dem Zwecke seiner Bearbeitung, einschließlich der Excerpte aus den verschiedenen Gegenschriften sehr bündig auf 74 Blattseiten abgehandelt. Wir können diese Partie ganz im Gleichmaße mit den übrigen gelungen nennen; allein ohne ihn darum absichtlichen Unterschleifs zu beschuldigen, will es uns scheinen als ob er nicht immer das Treffendste und Gesalzenste aus den Repliken aufgenommen habe. So unumwunden ich mich zu der ketzerischen Ansicht bekenne daß die eigentliche vis comica des größten Theils der Xenien von den Freunden der Dichter stark überschätzt worden ist, so wenig kann ich auch die einem Theile der Anti-Xenien davon innewohnende Dosis in dem Grade armselig finden als man sie in der Regel schildert. Im Ganzen beweist der Schwall dieser Pasquille freilich nur wie vollkommen unsere Heroen den Zweck erreicht hatten: die Mittelmäßigkeit und die Gemeinheit einmal recht gründlich zu ärgern; aber inmitten der kläglichen Anstrengungen zähneknirschender Ohnmacht taucht doch hin und wieder ein guter Einfall auf den man getrost anerkennen mag: — es wird dem Triumphe des Genius keinen Abbruch thun. **Clemens Ersten.**

Der Connétable Karl von Bourbon. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit. Von Str. Freiherr von Schwartzenau. Mit zwei Planen. Berlin, Hertz. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. *)

Man darf diese neue Bearbeitung des Lebens des unglücklichen und schuldbefleckten Connétable nicht ernstlich als Geschichte betrachten. Es ist eine unreife Dilettantenarbeit, aus den gangbarsten französischen Chroniken und Memoiren, aus Reisner's „Leben der Frundsberge" und ein paar neuern

*) In Nr. 13 d. Bl. ist von einem andern Beurtheiler der allgemeine Inhalt des Buchs des Freiherrn von Schwartzenau angegeben und mit Bezug auf dasselbe eine Skizze des Lebens und der Schicksale des Connétable von Bourbon mitgetheilt worden, welche zugleich den Standpunkt für die Charakteristik desselben bezeichnet. In die Kritik, sofern namentlich Benutzung und Nichtbenutzung der Quellen

Werken über politische und Literargeschichte zusammengetragen. Ohne Zweifel gutgemeint und mit der Absicht, den erstern Theil der Geschichte durch memoirenartige Einschiebsel und aus Dichtern entlehnte Charakteristiken zu beleben, aber ohne klare Anschauung der bekanntesten politischen Verhältnisse, ohne Kenntniß der Zeit, der Personen, der Localitäten in einem seltsamen mit zahlreichen Sprachfehlern gespickten Stil, der nach des Verfassers Ansicht wol den Chronikenstil nachahmen soll. Aber Du Bellay und Fleuranges, der loyal serviteur, und Sebastian Schärtlin schrieben auf andere Weise. Wenn man sich durch dies confuse Agglomerat von Schlachtscenen und Intriguen durchgearbeitet hat, weiß man gewiß grundwenig von der Kriegsgeschichte unter Franz I., wie denn von dem damaligen Heer- und Kriegswesen nirgend ein rechter Begriff sich kundgibt. Die Unkunde von italienischen Dingen ist namentlich arg. Die Schriften des Alterthums sollen sich vervielfältigt haben „als Anhaltepunkte und Muster für einen Boccaccio, Bajordo (sic), Ariost und ihre Nachfolger, Guiciardini (sic), Machiavel (sic), der (sic) unsterbliche Tasso". Giotto und Perugino scheinen ungeachtet der fast 200 Jahre die sie trennen nach Freiherr von Schwartzenau zu Einer „Periode" zu gehören, Rafael Sanzio, Correggio und Tizian bei Karl's VIII. Feldzuge zu glänzendster Vollkommenheit herangereift zu sein. Die Colonna und Orsini quälten mit ihren Eingriffen die Romagna, über deren Grenzen Antonio Vesi den Verfasser belehren könnte. Zu Dutzenden verstümmelte Namen, bisweilen zur Unkenntlichkeit verstümmelt: aus Renzo da Cere (Lorenzo Orsini), der seine marseiller Lorbern in Rom verlor, wird ein Rentius Ceres; Alfons d'Avalos del Guasto oder Vasto, mit Unrecht Pescara's Bruder genannt, da er dessen Neffe war, ist bald ein Marquis du Guast bald ein Markgraf von Guasta; der mailändische Kanzler Morone wird ein Moro, Adrian de Croy heißt Kroir, Ugo de Cardone wird Kardonius, der Abt von Farfa ein Abt von Farnese, Pietro Pesaro ein Peter von Pisaro, Pedro Navarro ein Peter von Navarra und was dessen mehr ist. Aus einem Duca di Traetto einen Herzog von Trajekt zu machen, dem Marschall Lautrec den Herzogstitel zu geben, alle französischen und italienischen Familien- und Ortsnamen durch Verwandelung des c in k oder gar in ck zu entstellen, ist wenig; wenn man liest: Bourbon's Heer sei bei Rom „über das Campus Neronem" gezogen, so wundert man sich nicht mehr über andere Curiosa. Daß der Verfasser seinen Helden hochhält ist ganz in der Ordnung, so wenig der Connétable an sich auch die gute Behandlung verdient, da er doch nur ein Feldherr zweiten Rangs war und sein schmachvoller Verrath an König und Vaterland ihn verdammt, so Vieles sich auch durch die ihm widerfahrene schnöde Behandlung entschuldigen läßt. Daß aber darum Bonnivet wie ein durchaus unwürdiger Mensch hingestellt, daß Louise von Angoulême (mit Unrecht immer Königin-Mutter genannt, während sie nur des Königs Mutter war, — es ist gerade als wollte man die Erzherzogin Sophie Kaiserin-Mutter nennen —) ein „verworfenes Weib" gescholten, daß die Felonie des Prinzen von Orange beinahe gerechtfertigt wird, weil er „am französischen Hofe eine beleidigend kalte Aufnahme gefunden", ist keinem Historiker nachzusehen. In der Schilderung der Schlacht von Pavia, welche noch zu den bessern Theilen des Buchs gehört, werden die alten Anklagen gegen Lannoi wiederholt, während zahlreiche neuerdings bekanntgewordene Documente, namentlich die Wolsey'sche Gesandtschaftscorrespondenz in den Staatspapieren aus der Regierungszeit Heinrich's VIII. klar darthun daß Lannoi es war welcher zur Schlacht drängte, indem er einsah daß es nicht auf des Herzogs von Albany Zug gegen Neapel, nicht auf sonstige Diversionen ankam, sondern man den König zum Kampf nöthigen mußte um die Entscheidung herbeizuführen. Ueber das Verhältniß Bourbon's zu Lannoi bei der Wegführung des gefangenen Königs nach Spanien hätten die Schriftstücke des wiener Archivs, von Hormayr im Auszug, von Bradford in der „Correspondence of Charles V." vollständig mitgetheilt, den Verfasser aufklären können, er würde da gesehen haben wie der Connétable, Groll und Gift in der Seele wider des Kaisers vertrauten und treuen Diener, das Falsche und Schwankende seiner Stellung damals schon fühlte. So hätte Freiherr von Schwartzenau sich über das spätere Verhältniß zwischen dem Vicekönig und dem Connétable bei dem Zuge gegen Rom in Lanz' reichhaltigem „Briefwechsel Karl's V." Raths erholen können.

Solche und ähnliche Studien aber, obgleich Nichts weniger als schwer, scheinen nicht in des Verfassers Plan gelegen zu haben. Nicht einmal Brantôme scheint von ihm benutzt worden zu sein, der eine so anschauliche Schilderung des Besuchs im Castell von Gaeta gibt, wo Bourbon's zur Mumie gewordene sterbliche Reste aufbewahrt wurden. Henri de Guise, der abenteuerliche Chef der neapolitanischen Republik von 1647—48, sah sie dort, als er nach der Wiedereinnahme Neapels durch die Spanier gefangen nach der Veste Gaeta gebracht ward und mit genauer Noth den Kopf auf den Schultern behielt. Auch nach 120 Jahren soll der todte Herzog noch die grimme Miene bewahrt haben die er bei dem Angriff auf die Bastionen bei Sto.-Spirito gehabt haben mag. Was diese seine letzte kriegerische That betrifft, so hätte die Erstürmung Roms, die man ungeachtet einzelner Veränderungen der Befestigungen der transtiberinischen Stadt sich ganz wohl vergegenwärtigen kann, und über welche das genaueste Detail vorliegt, wol etwas militairischer geschildert werden können als der Verfasser thut, welcher sich begnügt die deutschen Hauptleute zu nennen (Georg Frundsberg war damals keineswegs todt, wie Freiherr von Schwartzenau vorauszusetzen scheint; er war krank nach Mindelheim gebracht worden und lebte bis zum folgenden Jahre, während sein jüngerer Sohn Melchior in Rom starb und in Sta.-Maria dell' Anima beerdigt ward, wo man noch seinen Grabstein sieht), und das Histörchen von Benvenuto Cellini wieder zu erzählen, welches man auf sich beruhen lassen kann. Ueber wenige Ereignisse der ältern Kriegsgeschichte liegt so reiches Material vor wie über diesen verhängnißvollen, durch Nichts gerechtfertigten Angriff auf die Hauptstadt der Christenheit, bei Deutschen und Franzosen, nicht zu gedenken der italienischen Zeitgenossen, wie Luigi Guicciardini (dessen „Sacco di Roma" gewöhnlich unter Jacopo Buonaparte's Namen geht und vom ältern Bruder des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen 1830 übersetzt ward) und Francesco Vettori, wie unter den Künstlern Benvenuto Cellini und Raffaello da Montelupo, und überdies die sehr zahlreichen und wohlbekannten Autoren welche die allgemeine Geschichte Italiens in jenen großen, aber thränenvollen Zeiten mit größerm oder geringerm Detail geschrieben haben. Die Felonie und die Erstürmung Roms sind die Blutflecken auf dem Bilde des Connétable, welche „Arabiens Wohlgerüche alle" nicht vertilgen. „Nie haben, Gott weiß es, Menschen, Christen oder Ungläubige solche Tyrannei ausgeübt wie die Kaiserlichen", schrieb Sir John Russell, nachmals erster Graf von Bedford, an König Heinrich VIII. über den Zug des Herzogs von Bourbon („State papers", V, 578). Und nach der Eroberung meldete G. da Casale dem Cardinal Premierminister Englands: „Die Römer klagen daß die Türken Rom nicht eingenommen als sie in Ungarn vordrangen; denn selbst von Türken wären Plünderung und Gräuel geringer und mäßiger gewesen und weniger Sacrilegia verübt worden" (ebend. 579). Man sieht wirklich nicht recht ein wie da Herr von Schwartzenau für seinen Helden ein „ruhmwürdiges Ende" findet.

45.

---

und Auffassung der Zeit und Verhältnisse in Betracht kommen, näher einzugehen hat nicht in der Absicht jenes Aufsatzes gelegen. Dies ist nun, besonders in Hinsicht auf Bourbon's Wirken in Italien, in der vorliegenden, die erste ergänzenden Recension versucht worden.

D. Ref.

Die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. Vorlesungen von K. R. Hagenbach. Leipzig, Hirzel. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser vieler theologisch-wissenschaftlichen Werke, insbesondere für die studirende Jugend, veröffentlicht hier einen Cursus von 20 akademischen Vorlesungen, deren Inhalt durch die Ueberschrift angezeigt wird, und beabsichtigt damit die Geschichte der Kindheit des Christenthums, seiner strengen Zucht und harten Demüthigungen, seiner allmäligen Ausbreitung und Ausbildung in populairer Weise wiederzugeben.

Der Versuch der Wissenschaft Popularität zu geben datirt von einer Zeit her, wo das Volksbewußtsein erwachte und die Kluft erkannte welche zwischen ihm und jener aufgerissen ist. Je mächtiger es sich entfaltete, je selbständiger es auftrat, je offener und weiter es sich von der Wissenschaft entfernte, desto häufiger sind von den Gelehrten die Versuche der Aussöhnung gemacht worden. Sie sahen ein daß sie verloren seien, wenn eine Vereinigung nicht bewerkstelligt werden könnte, und hierin liegt einer der erfreulichsten Beweise von dem langsamen, aber siegreichen Fortschritte der Zeiten. Indessen ist man noch an keinem Punkte des Wissens mit diesem populairen Streben zu einem genügenden Resultate gekommen, und es steht zu erwarten daß dies nie geschehen wird. Die Wissenschaft, auch noch so anschaulich vorgetragen, wird nie in den Herzen und Ueberzeugungen des Volks Boden schlagen, solange sie von dem persönlichen und Standesgefühl der Gelehrten beherrscht wird. Sie will sich an das Volk klammern, aber nur um sich selbst zu erretten, nicht um jenes vorwärts zu führen. Sie erkennt nie die Autorität an welche die Bedürfnisse der Gegenwart und die Foderungen der Zukunft an jeden großen Geist stellen, sondern nur ihre eigene, nur die der Vergangenheit. Ihr ganzer ohnmächtiger Kampf läuft darauf hinaus, das Historische, d. h. das Längstdagewesene, das Erstorbene und Verweste den Geistern aufzuprägen. Aber das sind ja eben die Elemente welche die vorwärtsrollende Zeit aus sich hinauszuwerfen bemüht ist; das sind die Elemente gegen deren Einfluß wir uns auflehnen. Wenn also einige und dermalen nicht wenige und nicht unbedeutende Männer der Wissenschaft im populairen Sinne zu arbeiten glauben, so irren sie. Ihre Volksthümlichkeit besteht nur formell. Aber dem Kern und Wesen der Sache nach verfolgen sie ein Interesse das jenem unsers Jahrhunderts ganz zuwiderläuft. Sie bilden eine wenn auch feinere und gemäßigtere Opposition gegen den Fortschritt des Geistes; sie arbeiten nicht für das gesammte Volk, sondern nur für eine Partei, welche scharf ausgeprägt volksfeindlich genannt werden muß. Aber leider sie wissen das nicht; sie ringen im besten Sinne für eine schlimme Sache.

Die vorliegende populaire Schrift Hagenbach's schildert uns die Feuerproben welche das Christenthum siegreich bestanden hat. Ob hierin die Aehnlichkeit jener Zeiten mit der Gegenwart liegen soll, wissen wir nicht. Sollte das aber so gemeint sein was Hagenbach von einer solchen Verwandtschaft spricht, so erinnern wir nur daß das Christenthum gegenwärtig Staatsreligion ist, und stellen die Frage, ob es im Ganzen genommen Verfolgung leidet oder übt? (von localen Parteikämpfen zwischen Katholicismus und Protestantismus müßte freilich abgesehen werden) ob die neuauftauchenden Meinungen unterdrückt werden oder unterdrücken?

Wird die Aehnlichkeit unsers mit dem in Rede stehenden Zeitalter in der sektirerischen Zerklüftung gesucht, so möchte der Vergleich allerdings mehr Wahrheit enthalten. Aber zu welchen traurigen Betrachtungen gäbe das Anlaß? Die Zeit wo sich der Wein im Fasse rührt und neu aufgährt ist der Frühling. Je lebhafter und mannichfaltiger sich die religiösen Meinungen der Menschen bewegen, desto lebhafter ist die Bewegung der Geister und das Ringen nach selbständiger Wahrheit. Man kann beklagen daß diesem Ringen fast zu allen Zeiten und an allen Orten Hindernisse entgegengesetzt worden, nicht daß es den Hindernissen kräftigen und unermüdlichen Widerstand entgegensetzte.

Doch wir wollten hier nicht gegen einzelne Ansichten des populairen Verfassers, sondern gegen seine Grundansicht: das ewige und unvermeidliche Zurückgehen auf das Historische, uns äußern. Diese Frage ist so wichtig und groß daß wir sie nicht in einigen abgerissenen Sätzen erledigen können. Das Gesagte genügt hier: die Zukunft wird der Wissenschaft die Augen endlich doch öffnen.

Der populaire Zweck der kurz zu besprechenden Vorlesungen ist die vortreffliche, jedem Edeln eingebürgerte Absicht, das gesunkene Banner der Religion wieder aufzurichten. Die Einen suchen ihn auf diesem, die Andern auf jenem Wege zu erreichen, und das von den Meisten gehegte Ideal besteht in der Zurückführung von religiösen Formen und Empfindungen wie sie in frühern, tief innerlich bewegten Zeiten siegreich durch die Menschheit gedrungen sind, d. h. abermals in einem Zurückgehen auf das Historische. Wie einige Philosophen eine Religion aus der reinen Vernunft haben construiren wollen, so jetzt viel gelehrte Theologen ein Christenthum aus der Erinnerung. So sucht sich stets die Armuth der Zeiten zu helfen, denen die selbstschöpferische Kraft gebricht. Hagenbach hat aber den einen großen Vorzug vor vielen andern Rückreformatoren daß er die Zeiten der ersten Kirche zurückzurufen wünscht, wo das religiöse Gefühl am breitesten, kühnsten und erhabensten sich entfaltet und wo das monarchische Princip der Kirche nur erst in der Idee bestand; wo Christus selbst, der Gottmensch, ihr als Haupt vorstand, zu welchem sich alle Glieder gleich untergeordnet verhielten; wo eine Berufung der Geister zur Lehre und Kirchengewalt, nicht eine Berufung durch Ceremonien Hauptbedingung der priesterlichen Weihe war, u. s. w. Wäre dies Vorbild anwendbar, so würden wir es vortrefflich nennen. Leider aber hat man im Laufe der Zeiten das Christenthum zur Wissenschaft gemacht, und es wird unmöglich sein den Forschungsgeist wieder aus ihr auszutreiben. Wissenschaft aber (Erkennen) ist der Antipode der Religion (des Glaubens). Daher ist die Bemühung das Christenthum auf dem Wege einer Restauration zu beleben so vergeblich. Nur ein hoher göttlicher Geist, der ihm eine neue Seite abgewinnt und es mit den Zeiterfodernissen in Einklang setzt, wird es wieder in seiner alten, aber unerschöpflichen Urkraft als eine neue Sonne am Völkerhimmel heraufführen.

Sehen wir aber von allen Nebenabsichten des Verfassers ab, so müssen wir dem Buche die Gerechtigkeit widerfahren lassen daß es mit ziemlicher Anschaulichkeit geschrieben ist. Nichts Neues, aber das Bekannte von geschickter Hand verarbeitet. Es sind Züge angebracht welche den Geist des verfolgten Christenthums vortrefflich schildern: Legenden, Märtyrergeschichten u. A.; die biographischen Skizzen zum Theil sehr gediegen. In Darstellung der Religionen und Philosophien welche dem Christenthum vorangingen viel Sorgfalt, ja selbst Gründlichkeit. Wer die Geschichte dieser Jahrhunderte denkend lernen will, der lese. Der kirchlich Fromme wird hier sogar Manches finden was ihn in seinen Empfindungen befestigt.

48.

Pindar in deutschen Reimen.

Mehr genannt als gekannt — dies läßt sich wol auf keinen Dichter mit größerm Recht anwenden als auf Pindar, den Jeder der sich überhaupt um griechische Literatur bekümmert hat von Quintilian bis auf den heutigen Tag als den „princeps lyricorum" hat preisen hören, und von dem doch gar Viele kaum etwas Anderes kennengelernt haben als jenes allbekannte, am Eingange dieses verschlossenen Tempels prangende „Ἄριστον μὲν ὕδωρ", welches hier wie jenes unvordenkliche Wasser auf dem vor Erschaffung des Himmels und der Erde der Geist Gottes schwebte, als Urelement das

Geheimniß einer wunderbar großartigen Schöpfung in seinem Schooße birgt, welches aber dem „profanum vulgus" in der Regel Nichts weiter ist als ein von allen Badeintendanten und Wasserdoctoren abgeweideter Gemeinplatz. Auf den officiellen Klettergerüsten der Gymnasien pflegt man sich nicht bis zum Pindar zu versteigen; auf den freien Turnplätzen der Universitäten hingegen springt man mit Leichtfertigkeit über ihn hinweg; und so ist es kein Wunder, wenn die Pindarische Muse im ursprünglichen griechischen Gewande selbst den eigentlichen Musensöhnen fremd zu bleiben pflegt und der hochpoetische Erguß ihres Busens unmittelbar an der Quelle nur von Denen als „nutrimentum spiritus" genossen wird, für welche die hohe, himmlische Göttin zugleich das Interesse einer milchenden Kuh besitzt. Und fast noch ungenießbarer und unverdaulicher als im frischen, ursprünglichen Zustande erschien die ihr entquollene Nahrung, wenn sie durch die Garküche der bisherigen Uebersetzungen gegangen war; und die Muse selbst nahm sich in dem steifleinenen deutschen Costume, wenn dasselbe auch noch so genau nach griechischem Muster zugeschnitten war, so fremdartig und barbarisch aus daß es Keinem verargt werden konnte, wenn er von der Erhabenheit und Schönheit die darunter stecken sollte nicht allzu sehr erbaut war.

Es wird daher sicherlich nicht Wenigen ganz erwünscht sein, wenn ihnen in der vorliegenden Uebersetzung Petri's*) der bisher ihnen kaum zugängliche Dichter in einer ihrem Ohr und der deutschen Sprache zusagendern und erfaßlichern Form vorgeführt und ihnen Gelegenheit geboten wird, sich wenigstens mit dem Geist seiner Poesie und dem Gedankengehalt eines Theils seiner Dichtungen bekanntzumachen. Die ästhetischen Rigoristen werden hiervon Nichts wissen wollen; und allerdings ist streng genommen die Form mit dem Inhalt so eng verwachsen daß sich kaum eine Veränderung mit jener vornehmen läßt, durch die nicht auch dieser modificirt würde. Trotzdem kann bei Uebertragungen diese Strenge in Nachbildung der Form nicht überall festgehalten werden, ja unter Umständen würde sie sogar verkehrt sein. Jede Nation, jede Sprache bildet sich für gewisse Dichtungsgattungen eigenthümliche, gerade ihr angemessene und zusagende Formen aus, z. B. die griechische für die Tragödie den Trimeter, die französische den Alexandriner, die englische und deutsche die fünffüßigen Jamben, die spanische die vierfüßigen Trochäen. Die entsprechendste Uebertragung scheint mir also nicht die zu sein welche Silbe für Silbe mit dem Versmaß des Originals übereinstimmt, sondern vielmehr die welche im Versmaß derjenigen Dichtungsgattung welcher Original und Uebersetzung gemeinschaftlich angehören abgefaßt ist; denn nur so kann die Uebersetzung auf ihr Volk denselben Eindruck machen den das Original auf das seinige macht, während die sklavisch nachgeahmte Form auf anders gewöhnte Ohren nothwendig auch eine andere Wirkung hervorbringt. Freilich sobald sich das Versmaß der Ursprache ohne Zwang in der Sprache der Uebersetzung wiedergeben und mit ihm eine gleiche Wirkung erzielen läßt, wird es beizubehalten und selbst der heimischen Form vorzuziehen sein, z. B. bei der Uebersetzung des Homer der Hexameter der Nibelungenstrophe und bei Uebertragung der griechischen Tragiker der Trimeter dem fünffüßigen Jambus. Dies läßt sich aber von den künstlichen Rhythmen des Pindar nicht in gleicher Weise behaupten, vielmehr liegt bei ihnen die Schönheit gerade in Reizen, deren nur eine quantitirende Sprache, wie die griechische, niemals aber eine accentuirende, wie die deutsche, fähig ist. Gerade für Pindar also erscheint eine Behandlung wie die hier gebotene, bei der es dem Uebersetzer darauf ankam „den Pindar so singen zu lassen, wie ein gleichbegabter und gleichgesinnter Dichter deutschen Volks unter gleichen Verhältnissen gesungen haben würde", recht eigentlich am Platze; und wenn der Autor dieser Arbeit im Vorwort erklärt, den bisherigen Uebertragungen Pindar's in den Versmaßen des Originals solle diese Nachbildung im Gewande des deutschen Reims nicht wetteifernd an die Seite gestellt, sondern vielmehr nur als ein Versuch geboten werden, „nichtphilologische Dilettanten, die von der Hoheit und Anmuth altgriechischer Volkspoesie eine gemüthlich-anschauliche Kunde zu erlangen wünschen, in den Geist des so gewaltigen als lieblichen Dichters einzuführen, auch etwa dem Einen oder Andern der noch im Vorhofe classischer Wissenschaft weilt und vor der Muse eines Pindar wie vor Mysterien und Hieroglyphen zagt, zum Studium desselben, sei es im Urtexte oder in den metrisch treuen Uebersetzungen anzureizen": so wird gewiß seiner Arbeit ebenso wenig der Beifall Derer die ihrer zwar nicht selbst bedürfen, aber doch die möglichste Verbreitung des Dichters wünschen müssen, als der Dank Jener für die sie zunächst bestimmt ist versagt werden; und sie verdient diese Anerkennung umsomehr, als sich sonst selten Männer von einer so gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit wie der greise Verfasser dieser Uebersetzung, dem diese von seinem Sohne veranstaltete Ausgabe der olympischen Festgesänge zugleich zum Festgesange seines funfzigjährigen Wirkens als Professor und Director am Carolinum zu Braunschweig geworden ist, zu einer Verarbeitung ihrer Studien für die exoterischen Kreise entschließen.

Leistet diese Gelehrsamkeit des Uebersetzers, die namentlich dem beigegebenen erklärenden Commentar einen allgemeinen philologischen Werth verleiht, für die Richtigkeit und Zuverlässigkeit des hier gebotenen Gedankeninhalts Bürgschaft, so hat andererseits die jugendlich-lebendige Theilnahme, mit welcher der Verfasser stets auch der vaterländischen Poesie gefolgt ist, auf die glückliche Wahl und Behandlung der Formen, in denen hier der Dichter erscheint, auf das vortheilhafteste eingewirkt. Allerdings ist auch hier noch manche Härte im Versbau, manche Kühnheit in der Wortbildung, manche Abweichung von der üblichen Construction und Wortfolge, z. B. die allzu oft vorkommende Stellung das Verbum finitum an das Ende der Hauptsätze, mituntergelaufen, und auch diese Uebersetzung erinnert noch daran daß die unsterblichen Götter vor alles Treffliche den Schweiß gesetzt haben; aber dies wird der Sachkundige und Billigdenkende kaum anders erwarten, wie denn niemals ein Uebersetzer aus einem Pindar einen Matthisson wird machen können. Damit aber die Leser d. Bl. einen Beweis erhalten, in welchem Grade ihnen trotzdem Pindar durch diese Nachbildung nähergeführt ist, und daß sie es in derselben einerseits mit heimischen, zum Theil durch Schiller, Uhland u. A. ihnen liebgewordenen poetischen Formen zu thun haben, während ihnen doch andererseits ein treuer Widerhall des aus den Pindarischen Gesängen herausklingenden Geistes und der eigentliche Kern und wesentliche Gehalt des darin enthaltenen Gedankengangs geboten wird, wollen wir hier zum Schluß ein paar kürzere Proben mit Voranschickung der Uebersetzung von Thiersch mittheilen. Wir wählen dazu zunächst den Eingang der ersten Ode. Dieser lautet bei Thiersch:

> Das Fürnehmest' ist Wasser, doch ragt, wie brennendes Feuer
> Sich in die Nacht erhebt, Gold in dem männerbeglückenden
> Reichthum.
> Aber wenn du, liebes Herz,
> Kämpfe strebst zu verkünden,
> Blicke vor der Sonne dann
> Nicht nach wärmenderem Gestirn, das strahlenhell am Tag in
> des Luftraums Oede steht;
> Noch erhebe vor Olympia mit Gesang edlern Kampf,
> Von wo aus sich der gepriesene Hymnos rühmend schmückt,
> In Sorgfalt der Weisen, zu erhöh'n
> Kronos' Sohn, indem gewandt zu Hieron
> Der Fülle des beglückten Herds sie nah'n.

Petri überträgt dies nach der Weise der Schiller'schen Ballade: „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht", folgendermaßen:

*) Pindar's olympische Siegeshymnen, in gereimten Versen verdeutscht und mit erklärendem Commentar versehen von W. J. L. Petri. Rotterdam, Petri. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Urelement ist die rinnende Flut,
Den Wellen ist Alles entstiegen;
Und Gold, wie des Feuers nächtliche Glut,
Muß Erz und Silber besiegen.
Doch gilt es zu singen Wetten im Land,
Zur Sonne, der lichtesten Flamme, gewandt
Dein Herz in bestirneten Hallen,
Laß ertönen die Sieg' auf olympischer Bahn,
Und Hiero fröhlich die Lieder nah'n
Die Zeus, dem Kroniden, gefallen.

Als zweite Probe möge der Mythus von Erschaffung der Insel Rhodus durch Helios oder Sol aus der Mitte der siebenten Hymne folgen. Sie lautet bei Thiersch:

Alte Kund' auch sagt der Menschen,
Daß, da die Erde zu Wohnungen sich mit Zeus austheilte der Ewigen Schar,
In der Meerflut Rhodos nicht an des Tageslichts Strahlen lag,
Weil im Salzgrund noch das Eiland eingehüllt war.
Und es zog für Halios, da er fern, Niemand das Loos.
D'rum so blieb ohn' alles Lands Antheil zurück
Der reine Gott.
Als deß er denkt, will Zeus das Loos umstellen, jedoch er verbeut es. In dunklem Meer
Hab' er von Fluten bedeckt ein Land geseh'n, anwachsend vom Grunde herauf,
Der Beweidung reiche Flur für Menschen und freundlich den Heerden.
Er befahl dann alsobald, daß Lachesis goldener Spuhl'
Ihre Hand ausstreck' und nicht beim großen Eid
Der Götter trüg',
Auf daß mit Kronos' Sohn sie ihm zusage, es solle, gesandt zum Lichte, das Ehrenloos
Ihm in der künftigen Zeit sein. Also ward vollendet das Höchste der Red'
In die Wahrheit fallend. Bald entsproßte die Insel der Flut Tiefen.

Nach Petri lautet dies in der Nibelungenstrophe:

Auch melden alte Sagen, als Zeus getheilt die Welt,
Und alle sich vertragen, zum Götterrath gesellt:
Da noch aus blauem Sunde kein Rhodus sich erhob,
Das in der Salzflut Schlunde noch Meeresflor umwob.
Doch Sol war nicht zugegen, sein Täflein nicht zur Hand;
D'rum blieb der Gott beim Loosen allein noch ohne Land.
Und als er nachgekommen, will Zeus die Loos' erneu'n.
Der hehre Gott verweigert's. „Schon", spricht er, „Land ist mein!
Tief aus des Meeres Schaume schwillt, wie mein Aug' erspäht,
Ans Licht ein blühend Eiland, wo bald der Landmann sä't.
Schon seh' ich's rings bevölkert, und Heerden ohne Zahl,
Mit weißem Vließ behangen, durchwallen Berg und Thal."
D'rauf Lachesis gebot er, die Stirn im Goldgeschmeid',
Die Hand emporzustrecken und hohen Göttereid
Ihm sonder Trug zu schwören, was Zeus ihm zugenickt,
Daß fürder auch das Eiland, das neu zum Aether blickt,
Ihm Ehrengut verbleibe; und seiner Rede Sinn
Fiel nicht wie blinde Würfel, ein Spiel des Zufalls, hin;
Denn wie die Blume keimet und ihren Kelch erschließt:
Der Insel Grün erblühend der nassen Tief' entsprießt.

Möge der Verfasser Zeit und Kraft gewinnen, recht bald auch die Pythischen, Nemeischen und Isthmischen Festgesänge folgen zu lassen. 58.

Goethe und F. H. Jacobi.

Noch immer werden Schriftsteller und Leser nicht müde sich mit dem Leben und den persönlichen Verhältnissen des reichbegabten Dichters zu beschäftigen, der in zwei Tagen „Die Leiden des jungen Werther" schrieb und damit ganz Deutschland bewegte. Aus den vielen Mittheilungen und Briefsammlungen, die schon einen eigenen Zweig unserer Literatur ausmachen, hat Düntzer neulich „Freundesbilder aus Goethe's Leben" (1853) zusammengestellt, an deren Spitze Lavater und F. H. Jacobi stehen. Zwischen Lavater, den die Christlichgesinnten als den ihrigen verehren, und Goethe, vor welchem sie sich bekreuzen, konnte wol nicht lange viel Einklang stattfinden, wenn auch der zürcher Pfarrer an geistreicher Liebenswürdigkeit und Duldung viele seiner Amtsbrüder übertraf; sein Leben in Christo und für Christus, seine Hoffnung mit dem Erlöser in persönliche irdische Beziehung zu gelangen, wofür er eine Reise nach Kopenhagen unternahm, lagen doch nebst andern sich daranschließenden Eigenthümlichkeiten dem Dichter gar zu fern, und Beider Beziehungen lösten sich ganz. Mit F. H. Jacobi stand die Sache anders, und die Christlichkeit gab keinen Anlaß zur Entfernung; denn Düntzer bemerkt ganz richtig: „Von einem eigentlichen Christenthum konnte bei Jacobi nicht die Rede sein, da er, wenn er auch an einen persönlichen Gott glaubte, doch keine äußere Offenbarung desselben annahm", und 1791 an Lavater schrieb: „Soweit das Christenthum Mysticismus ist, ist es mir die einzige Philosophie der Religion die sich denken läßt, desto weniger komme ich mit dem historischen Glauben fort."

Ob Leute von verschiedener Religion — unterschiedene Kirchen befehden sich immer — ein Herz und eine Seele sein und bleiben können, läßt sich bezweifeln; Verschiedenheit der Charaktere bewirkt allemal im Fortgange des Lebens Entfernung, und sie war bei den zuletzt genannten Männern vorhanden.

Der Eine keck und derb, übermüthig im Bewußtsein schöpferischer Kraft, Menschenwerth und Sitten nach frischer Eingebung des Augenblicks und wechselnder Laune würdigend, dem Absonderlichen zugewandt, einiger jugendlichen Roheit weniger gram als weicher Empfindsamkeit, mehr geneigt sich Liebe zu erobern und im Nothfall sie zu entbehren als sie langsam zu erwerben, angezogen von den mannichfaltigsten Eindrücken des Lebens, ihre Eigenthümlichkeiten sich vorbildend, ihnen sich hingebend, dadurch bei Andern einen Schein wechselnder Gesinnung erzeugend, auch im eigenen Hause stimmungsungleich, leichter spottend als nachsichtig und mild, Verletzungen misachtend oder sie erwidernd, dämonisch aufgeregt und niedergeschlagen, überhaupt dem Bilde ähnlich welches die gewöhnliche Welt von Kraftgenies sich entworfen.

Der Andere erwägend, dem raschen Hervortreten abgeneigt, weniger schaffend als eines Geschaffenen Eigenthümlichkeit erforschend, Sitten und Menschenwerth nach edlem, wohlthätigem Einfluß auf die menschliche Gesellschaft bestimmend; ein Feind alles Absonderlichen, ihm mit Abgeschmacktheit Gleichgeltenden, daher auch Gegner jugendlicher Roheiten und Thorheiten, hingegen Freund weicher Eindrücke und ihrer Darstellung, der Liebe tief bedürftig und deswegen beflissen sie zu erwerben, vielfachen Eindrücken des Lebens und ihren Eigenthümlichkeiten außer denen feiner Umgangssitte fremd, von diesem Fremden zurückgestoßen sich abwendend, dadurch einen Schein besonderer Empfindlichkeit und Reizbarkeit gewinnend, im eigenen Hause ein sinniges Adagio dem Allegro und Presto der Stimmung vorziehend, dem Spotte abhold und milde Nachsicht übend, für Verletzungen schnell verwundbar und sie leichter verschmerzend als erwidernd, allem Dämonischen innerlich entgegen, sowol für Freude als Schmerz, überhaupt einem Bilde ähnlich welches im Gegensatz mit dem Vorigen Gemüthsgenius genannt werden könnte.

Fast läßt sich bei so verschiedenen Charakteren im voraus sagen daß ihre Religion verschieden sein müsse, und sie war es. Goethe ließ Natur in Allem walten, Jacobi foderte Idealisches; Jener verehrte die Gewalt des physischen Daseins im Reich der Dinge und des Lebendigen, Dieser die Macht des geistigen Wollens und seines freien Vollbringens im vernünftigen Dasein des Menschen; Jener forschte nach dem Geheimniß der sichtbaren Natur, Dieser nach dem Geheimniß des in-

telligenten Uebernatürlichen; Jener strebte die Urpflanze des Feldes zu entdecken, Dieser die Urgestalt einer Vernunftkirche. War nun Beides eigentlich Mysticismus, so doch von verschiedener Färbung, wie diese dem dualistischen Bewußtsein des Menschen von jeher vorschwebend gewesen, für innige Verschmelzung unempfänglich, daher trennend und zu bekannten gegenseitigen Vorwürfen des Theismus, Pantheismus, Atheismus, des Heidnischen und Christlichen führend und von positiven rechtgläubigen Theologen sich selbst nicht ebenbürtig geachtet. Schon bei jener Unterredung Jacobi's mit Lessing, welche polemischen Anlaß zur nähern Entwickelung des Spinozismus gab, wurde das Gedicht „Prometheus" — dämonischen Inhalts — als Aergerniß gebend mitgetheilt, und nach einer anderweitig vorhandenen Aeußerung hielt Jacobi mit einem Manne solcher Gesinnung enge Freundschaft unmöglich, welche Behauptung eine damalige Unkenntniß des Verfassers (Goethe) voraussetzt, aber den Charakter des ihm Ungefügigen richtig hervorhebt. Später finden wir nach mehrtägigem Umgange des Dichters und Philosophen alle Spur davon verschwunden und Jacobi schreibt 1774: „Goethe ist der Mann dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen, verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben."

Für ausgezeichnete Persönlichkeiten und Schriftsteller entsteht immer ein eigenes Verhältniß, wenn sie von Angesicht zu Angesicht sich sehen. Sie haben durch Lesung ihrer Werke und mündliche Nachrichten ein Bild gewonnen welches bewährt oder verändert, günstiger oder ungünstiger vervollständigt werden soll. Wenn nicht Fehden zwischen ihnen stattgefunden, haben sie gewöhnlich Freude aneinander, und manches Fremde und Anstößige verschwindet durch mündliche Erläuterung und fröhlichen Austausch. Dennoch geht es ihnen oft wie Jünglingen die mit augenblicklichem Wohlgefallen Brüderschaft schließen, ohne das mehrseitig Abweichende ihres Wesens wahrzunehmen oder dessen Möglichkeit zu ahnen, indem ihre Jugend noch unfertig ist und ihre völlige Entwickelung erst in der Zukunft erfährt. So erkennen auch neu gewonnene persönliche Anziehungen der Schriftsteller nicht alles Einzelne des Ganzen, nicht den vollen Umfang ihres Gesichtskreises, nicht den verborgenen Kern aller Begriffe und Vorstellungen, sondern nur vorgeschobene gefällige Seiten und äußere Gestaltungen. Goethe und Jacobi mußten in ihrer gemeinschaftlichen Hochschätzung des Werths von Wissenschaft und Kunst im Edeln, Erhabenen, Schönen, über Unwürdigkeit und Seichtheit Hervorragenden sich leicht verstehen und anregen, sich gefördert fühlen, ja den geschlossenen Freundschaftsbund für die Folge des Lebens festhalten. Allein die spätern Schriften Beider enthielten doch manches nicht Zusagende, worüber man besser schwieg als näher sich erklärte, und wie nun der Philosoph zur Rechtfertigung seines Theismus gegen den Pantheismus der Schulen den Naturalismus des Dichters als eine Zudeckung höherer Wahrheit und Lebenswirksamkeit bezeichnete, da konnten Empfindungen der Verletzung nicht ausbleiben, es entstand Misverständniß aus vollerm Verständniß, die Reinheit früherer Zuneigung war getrübt, wenn auch gelegentliche freundliche Grüße und seltene Zuschriften das Andenken vergangener Tage erneuerten. Deutlich erhellt dies aus einem Briefe welchen Jacobi aus Wandsbeck Ende 1796 an seinen Sohn richtete, der in Jena seine Studien begonnen hatte:

„Ich glaube, mein Lieber, daß wenn wir einen Zweck klar und unverworren vor Augen haben, sei es eine Erkenntniß oder Handlung, dem Wahren oder Guten angehörig, wir zugleich vom Wege so viel erblicken müssen daß die Gefahr des Irrens nicht groß sein kann. Jedes Bestreben geht aus uns selbst hervor und sendet seinen Lichtstrahl bis zum Gegenstande der ihn reflectirt und zurücksendet; so entsteht eine Lichtbahn die immer heller und heller wird. Ungefähr Dasselbe geschieht, wenn wir Begriffe und Ideen realisiren, Aeußerliches in Uebereinstimmung mit dem Innern bringen, überhaupt etwas schaffen, ordnen oder leiten wollen: Alles kommt dabei auf den innern Ernst, Sammlung und Besinnung an. Es läßt sich wenig darüber sagen das fruchten könnte, weil überhaupt Worte nur Erinnerungen wecken und ihr Verstand in vorhergegangenen Anschauungen und Gefühlen liegt. Daher geschieht es daß wir sogar eine Ueberzeugung verlieren können, wenn wir auch den vollständigen Beweis worauf sie sich zu gründen schien behalten haben. Es ist beinahe damit wie mit den Knoten welche man zum Andenken ins Schnupftuch macht, der Knoten ist da, erinnert auch, aber Das, woran er erinnern sollte weiß er nicht zu sagen. Jede feste Zuversicht ist eine in sich lebendige Kraft, und jede Kraft ist etwas Göttliches. Frage die Götter! ist darum mein einfacher unveränderlicher Rath. Sie sind freilich unsichtbar und die Götzen sichtbar. Herder in seinem «Geist der hebräischen Poesie» sagt: «Moses hatte nach Aaron's Goldenem Kalbe mit seiner Stiftshütte dem Volke nur ein anderes Goldenes Kalb geschaffen, da er zuvor gedacht, es nur um einen Altar von unbehauenen Steinen zur Anbetung des einigen unsichtbaren Gottes zu versammeln. Dergleichen Stiftshütten sind gewissermaßen alle unsere Theorien und Systeme, sie verhalten sich zu Wesen und Wahrheit, wie sich die Sprache zur Vernunft, der Leib zur Seele, mit Einem Worte, der Buchstabe sich zum Geiste verhält. Sie sind zum Aufbehalten für uns selbst und Andere, zum Haben und Mittheilen ein nothwendiges Geräthe, aber sowie jedes Werkzeug lebendige Gliedmaßen voraussetzt, nicht nur bei seiner Erfindung, sondern auch bei jedem nachherigen Gebrauch, ebenso Wissenschaft und Kunst.» Darum, mein Lieber, bemühe dich selbstanschauend zu erfahren, was dir zu wissen und zu ergründen ein Anliegen ist. Stetigkeit des Sinnes und viel stiller Fleiß wird dazu erfodert. Beides findet sich von selbst, wenn das Verlangen rechter Art ist. In jedem Verlangen ist durch Ahnung schon Genuß, und gerade an diesen Genuß der Ahnung hängt sich der starke und edle Geist. Ohne Heldenmuth wird Nichts erworben was des Besitzes werth ist; ohne fortdauernden Heldenmuth Nichts erhalten: nach Ruhe streben wir umsonst, nicht umsonst nach Standhaftigkeit und Kraft."

„Den Geist dieser Theorie, ihren hohen Ernst vermisse ich in allen Schriften von Goethe, ohne Ausnahme. Er mißt Menschen, Kräfte und Dinge immer aneinander, ohne ein Grundmaß zu kennen, an welchem jedes für sich zuerst gemessen werden mußte; darum mußte auch sein «Meister» so endigen, wie er endigt. Werde nicht sein Anhänger von dieser Seite."

Auf Dasselbe deuten die letzten Worte beider Männer vor ihrem Tode. Jacobi sprach sterbend: „Was wäre der Mensch, wenn er nicht zu Gott beten könnte?" Und Goethe rief, als sein Auge brach: „Mehr Licht!" 52.

Die Teufelsbibel in Stockholm.

Unter den Schätzen der königlichen Bibliothek in Stockholm, welche gewöhnlich die Aufmerksamkeit der Fremden am meisten aufsichziehen, befindet sich eine Art Weltwunder, die sogenannte Teufelsbibel (Fans Bibel), die diesen Namen scherzweise daher erhalten hat, weil sie von einem Mönche mit Hülfe des Teufels in Einer Nacht zusammengeschrieben worden sein soll. Bekannter noch ist sie unter dem Namen des Gigas librorum oder Codex giganteus und als solcher schon öfters beschrieben worden. Die neueste Beschreibung dieses wahrhaften Riesen unter den Büchern, der aus nicht weniger als 309 großen Pergamentblättern von 36 östreichischen Zoll und einigen Linien Höhe und 20 Zoll Breite besteht, hat Dudik in seinen schönen „Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte" gegeben. Bei der Merkwürdigkeit des Buchs, auf welches man hinsichtlich seiner seltsamen Erlebnisse das Sprüchwort „Habent sua fata libelli" mit Recht anwenden kann,

dürfte es nicht unangemessen scheinen, den Lesern d. Bl. Einiges aus der Dudik'schen Beschreibung hier mitzutheilen, da diese selbst wegen der reinwissenschaftlichen Haltung des Buchs, welche dasselbe immer nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Leserkreis beschränken wird, kaum viel über die Grenzen der eigentlichen Gelehrtenwelt hinaus bekannt werden möchte.

Was das Vaterland des Buchs anlangt, so ist dieses Böhmen, sein Geburtsort das ehemalige Benedictinerkloster Podlazic, wo der Riese unter den Büchern gegen Anfang des 13. Jahrhunderts das erste Licht der Welt erblickt hat. Große Armuth nöthigte das Kloster, den Riesen — wahrscheinlich um das Jahr 1245 — an das Cistercienserstift Sedlec zu verpfänden, von dem er aber nicht wieder nach Podlazic zurückkam, sondern mit Bewilligung dieses Klosters durch den brevnover Abt Bavar mit baarem Gelde im Jahre 1295 wieder eingelöst und für das Benedictinerstift Brevnov angekauft wurde. Von dort kam das Buch, als das Stift im Hussitenkriege im Jahre 1420 zerstört wurde, in das Tochterstift Braunau und später nach Prag in die Hände des Kaisers Rudolf II., der den Wunsch geäußert haben mochte, das damals schon vielgerühmte Weltwunder einmal bei sich zu sehen. Rudolf II. erhielt das Buch im Jahre 1594 durch einen eigenen Botschafter, den braunauer Stiftsbeamten, übersendet. Von Prag gelangte dasselbe nach Braunau nie wieder zurück, obgleich es dem Kaiser nur geliehen worden war, sondern wurde in die königliche Kunstkammer in Verwahrung genommen und kam mit dieser im Jahre 1648 bei der Einnahme der prager Kleinseite durch die Schweden in die Gewalt der Sieger, die es in Gemeinschaft mit den übrigen in Prag und in Böhmen überhaupt erbeuteten Literatur- und Kunstschätzen mit sich nach Schweden abführten. Im Jahre 1649 landete das Buch an der schwedischen Küste und wurde, der Königin Christine übergeben, der stockholmer königlichen Bibliothek für immer einverleibt. Bei dem großen Schloßbrande im Jahre 1697, durch welchen ein nicht unbedeutender Theil der Bibliothek verloren ging, war man so glücklich, das merkwürdige Buch durch einen kühnen Wurf aus dem ziemlich hohen Fenster zu retten und bis auf die Deckel, die man im Jahre 1811 durch neue ersetzt hat, nahezu unversehrt der Nachwelt zu erhalten.

Wer das Buch geschrieben hat ist unbekannt. Zwar berichtet die Sage daß der Schreiber ein Mönch von Podlazic gewesen sei, der das Werk, wie schon erwähnt, mit Hülfe des Teufels zustandegebracht und diesen zum Danke dafür im Buch selbst abconterfeit habe — auf Blatt 290 sieht man in der That den Satan in aller Pracht, gehörnt, mit doppelter rother Zunge und langen Krallen an Händen und Füßen, und sonderbar genug! die Lenden mit Hermelin bedeckt, abgemalt —; man kennt aber den Namen des Schreibers nicht, und wenn auch auf Grund einer im Buche entdeckten Anmerkung die Vermuthung aufgestellt worden ist daß der Schreiber „Zbislaus" geheißen habe, so hat sich doch eine Bestätigung dieser Vermuthung nicht weiter auffinden lassen.

Was nun den Inhalt des Buchs betrifft, der seinem Umfange nach der Größe und Stärke des Werks angemessen ist, so beginnt dasselbe mit einem Vetus Testamentum in der nämlichen Folge wie in der Vulgata. Hieran schließen sich des Josephus „Antiquitates Judaicae". Sodann ein Abschnitt mit dem Titel „Pars omnium septem artium liberalium", in welchem außer dem bekannten etymologischen Werke des heiligen Isidorus Hispalensis: „Origines", noch die „Isagoge Johannicii Johannis Alexandrini de physica ratione" enthalten ist. Darauf folgt das Novum Testamentum und zum Schlusse desselben ein allgemeiner Beichtspiegel nebst mehren Zeichnungen (worunter das oben erwähnte Abbild des Teufels) und ein paar Beschwörungsformeln wider die Fallende Sucht und zur Entdeckung jedweden Diebstahls. Nächstdem unter der Aufschrift „Cronica" die drei Bücher der böhmischen Chronik des Cosmas. Zuletzt ein Calendarium mit dem üblichen Nekrolog, der für die bömische Geschichte nicht ohne einige Wichtigkeit zu sein scheint. 2.

Die Pagode Shoé-Daguhn.

Der birmanische Krieg findet zwar in Europa außer England selbst wenig Beachtung, doch bildet er immerhin ein bemerkenswerthes Moment in dem Auflösungsprocesse der nach und nach alle Ostländer zu ergreifen scheint. Wir erblicken die Türkei in einem Kampf um Sein und Nichtsein und in einer Bedrängniß, aus der sie, möge das Ende sein welches es wolle, höchstens noch mit einem Schein von Selbständigkeit hervorgehen kann; Aegypten vollkommen gelähmt und gebrochen und fast nur noch als Verbindungsweg zwischen Indien und Europa von Wichtigkeit; Persien in innerer Fäulniß und schon jetzt einen Zankapfel der Intriguen der europäischen Weltmächte bildend; China in gänzlicher Auflösung; Japan von den Nordamerikanern bedroht; Birma endlich in einem Kriege dessen Ende nicht zweifelhaft sein kann. In einer solchen Reihe ungeheuerer Verwickelungen und Katastrophen, zwischen denen sich ein innerer Zusammenhang sehr leicht nachweisen ließe, ist auch ein Ereigniß von scheinbar secundairem Rang wie das Zerwürfniß zwischen Birma und England nicht ohne Bedeutung. Daher dürfte auf eine von Wm. F. B. Laurie, Lieutenant in der Madras-Artillerie, verfaßte Schrift aufmerksamzumachen sein, welche unter dem Titel: „The second Burmese war; a narrative of the operations at Rangoon in 1852", zu London erschienen ist. Der Verfasser läßt sich zwar nicht auf die tiefern Fragen ein die sich in letzter Instanz auch an diesen freilich etwas abseit liegenden Krieg knüpfen, er schildert nur, was er mit seinen eigenen Augen sah und selbst erlebte, aber auch diese Mittheilungen sind von großem Interesse, weil sie ein Land betreffen, welches uns zwar nicht zum ersten male, aber doch weiter als bei frühern Gelegenheiten durch diesen Krieg erschlossen worden ist. Zu den interessanten Beschreibungen gehört z. B. die der großen Pagode zu Ranguhn, Shoé-Daguhn genannt. Es ist dies dieselbe gegen welche sich der Hauptangriff der Briten richtete, um den Feind, der sich in diesem buddhistischen Tempel festgesetzt hatte, daraus zu vertreiben. Der Verfasser sagt unter Anderm: „Als wir den großen Tempel auf der Höhe in all seiner Pracht durch das Fernrohr erblickten, so konnte man an einen bezauberten Hügel denken, auf welchem eine Schar von Feen ihre Wohnung aufgeschlagen habe, um hier fern von dem Getreibe der Menschen in luftiger Höhe ewig zu wohnen. Der reiche Goldschmuck, die mit Goldlaub verzierten klingenden Glocken und anderer schmucker Zierath nöthigen zur Bewunderung. Weiter unten ist die Vergoldung weniger reich, aber hier setzen den sich Nähernden der ungeheuere Umfang des Gebäudes, welches in schön geschwungenen Linien und aus rechtwinkeligen Steinen aufgeführt, sich auf einem gewaltigen Piedestal zu erheben scheint, die riesenhaften Ungeheuer die nicht von dieser Welt sind, und die Reihe der vergoldeten kleinen Fenster in Erstaunen. Von der mächtigen Basis bis zur Spitze mißt das Gebäude 321 Fuß, aber die graziösen Verhältnisse lassen das Ganze weniger hoch erscheinen. Shoé-Daguhn ist in einiger Entfernung rings von kleinern Pagoden umgeben, die alle mehr oder weniger schön sind, hierunter eine nordöstlich sich erhebende, an welcher das Grau des Alters und die glänzend vergoldete Zinne einen wundersamen Gegensatz bilden. Aber sie alle erscheinen unbedeutend gegen den großen Tempel, der namentlich bei Mondschein einen zauberhaften Anblick gewährt. Wenn man die Shoé-Daguhn-Pagode zuerst erblickt, so glaubt man wol, sie sei aus irgend einer seltenen Steinart oder aus Granit erbaut, wie die massiven Tempel Südindiens oder die Riesenpyramiden Aegyptens, aber das Ganze ist in der That nur ein einziger ungeheuerer Kegel aus Backsteinen, welchen das Alter den Anschein von Granit gegeben hat." 70.

Literarische Notizen.

Zur Waterloo-Literatur.

Als ein Spätlingswerk kann man folgende in London erschienene Schrift bezeichnen: „Paris after Waterloo: notes taken at the time and hitherto unpublished; including a revised edition of A visit to Flanders and the field.“ Das Hauptinteresse welches sich an diese Schrift knüpft ist der Umstand daß ihr Verfasser, der Advocat James Simpson, einer der ersten Engländer war welche nach der Schlacht von Waterloo sich nach dem Continent begaben, um das Schlachtfeld und das den Engländern wiedergeöffnete Frankreich zu besuchen. Noch im Laufe des Jahres 1815 gab J. Simpson eine Schrift heraus: „A visit to Flanders and the field of Waterloo“, welche damals viel gelesen wurde und in revidirter Gestalt der obigen Schrift beigegeben ist, die übrigens wenig Neues enthält was interessant, und wenig Interessantes was neu wäre. Das Interessanteste aus seinem Tagebuche hatte der Verfasser schon in seiner frühern Schrift mitgetheilt; das Neue besteht in Notizen die er damals als Ausschuß in den Winkel geworfen hatte und die er jetzt nach 38 Jahren wiederhervorgesucht hat, wahrscheinlich infolge des seit Wellington's Dahinscheiden von allen Seiten wieder angeregten Interesses für die Waterlooschlacht. Anziehend ist unter den Nachträgen eine Schilderung der verschiedenartigen Gemüthsbewegungen welche erst die Nachricht von einer angeblichen Niederlage Wellington's, sodann die von der gänzlichen Niederlage Napoleon's unter der Bevölkerung Edinburgs hervorbrachte. Bei dieser Gelegenheit möge erwähnt sein daß die vom Oberst Ph. Yorke unter dem Titel: „Passages from my life; together with memoirs of the campaign of 1813 and 1814“, übersetzten und mit Anmerkungen versehenen Müffling'schen Memoiren in den militairischen Kreisen Englands großes Interesse zu erregen scheinen, wie sich daraus entnehmen läßt daß die englische Uebersetzung bereits die zweite Auflage erlebt hat, welche Ehre dem deutschen Originale in Deutschland selbst unsers Wissens noch nicht widerfahren ist! Die englische Kritik rügt zwar daran daß die Schrift nur im Conversationsstile gehalten sei und die Begebenheiten, soweit sie in Baron Müffling's Gesichtskreis fielen, ohne eine combinirende, die Einzelheiten verbindende Methode trocken aneinanderreihe. Vielleicht aber mag gerade dieser Umstand dem Buche bei den englischen Militairpersonen zur Empfehlung gereichen. Namentlich scheint diejenige Partie des Buchs die sich mit dem Antheile der Preußen (und speciell des Barons Müffling) an den Kriegsereignissen des Jahres 1815 beschäftigt große Aufmerksamkeit zu finden. Bekanntlich sträuben sich die englischen Kriegsschriftsteller und Historiker gewaltig, den Preußen ihren gebührenden Antheil an dem Siege bei Waterloo zuzuerkennen; hier werden sie nun von einem Manne, dessen officielle Stellung ihn in persönlichen Verkehr mit Wellington selbst brachte und dessen Wahrheitsliebe außer aller Frage steht, in nachdrücklicher Weise an diesen preußischen Siegesantheil erinnert. Im Uebrigen ist zu bemerken daß Booth's „History of the battles of Ligny, Quatre-Bras and Waterloo“, welche soeben in elfter Auflage erschien, nicht blos mit dem Bildniß Wellington's, sondern auch mit dem Blücher's geschmückt ist.

Von C. Forster's Werk: „The one primeval language“, ist der zweite Band unter dem Sondertitel: „The monuments of Egypt and their vestiges of patriarchal tradition“, soeben erschienen. Der Verfasser polemisirt darin namentlich in Betreff der Hieroglyphen zu Rosette sehr heftig gegen seine Vorgänger auf diesem Gebiete der Forschung, gegen Young wie Champollion, gegen Bunsen wie Lepsius, und behauptet unter Anderm daß die bekannten Randhieroglyphen nicht die Eigennamen, sondern nur die Titel und Attribute der ägyptischen Könige enthielten. Die englische Kritik gesteht ihm großen Fleiß und Scharfsinn zu, stellt aber in Zweifel, ob seine Hypothesen geeignet seien Glauben zu finden. Sie rückt ihm seine zu maßlosen Ansprüche vor und findet es mit ihnen unvereinbar daß er z. B. den argen Verstoß begeht, von dem „Faust und Mephistopheles Schiller's“ zu sprechen. 71.

Bibliographie.

Anna und Lisbeth. Poetische Erzählung von Charlotte K., geb. G. v. C. Mit einem Titelbilde, gezeichnet von L. Schnorr von Carolsfeld. Dresden, Arnold. 16. 1 Thlr.

Arx, A. von, Der Corporal oder die Heimathlosen. Ein Schauspiel in fünf Akten. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Murten. 1852. 8. 15 Ngr.

Ballhorn-Rosen, Zur Vorgeschichte des römischen Rechts. Etymologische Versuche. I. Als Jubeldoctordissertation herausgegeben. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Erwachen des Volks. Aus dem Französischen des Plato-Polichinelle von H. Heythausen. Münster, Deyters. 8. 20 Ngr.

Die Feldzüge des Deutsch-Dänischen Krieges in den Jahren 1848 und 1849. Von F. N. Mit 5 Karten und Planskizzen. Leipzig, C. Schäfer. Gr. 8. 1 Thlr.

Fritz, G., Das Elisium. Historische Erzählungen und Sagen von den Ritterburgen Deutschlands. Romantische Bilder der Vorzeit. Zwölf Hefte. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lessing's, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von W. von Maltzahn. 1ster Band. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von P. A. Klar. 13ter Jahrgang. Mit 1 gestochenen Portrait und 2 gestochenen Kunstblättern. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schoppe, Amalie, Der Prinz von Viana. Historischer Roman. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Winny und Edgar, oder das Schennandoathal. Ein Bild aus dem amerikanischen Leben. Aus dem Englischen von Mathilde Swoboda. 1ster Theil. Leisnig. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Aufklärungen der Nationalzeitung über Bruno Bauer. Beleuchtet von —. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beleuchtung der Entschließung der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz auf die bischöfliche Denkschrift vom März 1851. Von einem Laien. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 12 Ngr.

Jordan, J. H., In welcher Weise wir für das gedeihliche Bestehen unserer evangelischen Kirche sorgen sollen? Predigt über 1 Kor. 16, 13. 14. mit Beziehung auf den Gustav-Adolph-Verein gehalten zu Nördlingen am 14. Juli 1853. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 2 Ngr.

Pasig, J. L., Die Erneuerung unseres Gotteshauses. Weih-Predigt nach der Renovation der St. Laurentii-Kirche zu Pegau, gehalten am 9. Sonntag nach Trinitatis den 24. Juli 1853 und mit historischen Anmerkungen begleitet. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.

Volkmann, C. M., „Rechte evangelische Gesinnung gehört vor Allem dazu, wenn das Werk evangelischer Diener in Kirche und Schule zur Verherrlichung Gottes unter den Menschen gereichen soll“. Predigt zur Eröffnung der Conferenz der Geistlichen und Lehrer der Diöcese Oschatz am 23. August 1853 zu Oschatz gehalten. Oschatz, Oldecop's Erben. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Zur Goethe-Literatur.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel.

(1774—1832.)

Zwei Theile. 8. 1851. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von den Freunden der Literatur seit Jahren mit Spannung erwartete von Prof. G. E. Guhrauer in Breslau herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche, über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarschen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem Sachsen-Weimarschen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Wertherepoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf; ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenem „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel".

Eckermann (J. P.),

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe", in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerm Leben.

Falk (J. D.),

Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Zweite Auflage. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ebenfalls ein Werk, das alle Verehrer Goethe's gelesen haben sollten.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Darwin's u. Hufeland's Anleitung

zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. F. A. **von Ammon.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frühern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Gegenwärtig von dem Geh. Medicinalrath Dr. von Ammon in Dresden in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet, ist sie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichst zu empfehlen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Phull (Baron C. L. de), **Essai d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires,** suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de Fontainebleau, en 1762. **Original français** publié pour la première fois par le Baron **F. de Batz.** Avec une préface de l'éditeur, traduite de l'allemand, une pièce additionelle et deux planches. In-8. Broché 2 Thlr.

Dieses Werk ist das französische **Original** des kürzlich von Freiherrn **von Batz** zuerst in deutscher Uebersetzung herausgegebenen „Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegsoperationen" (Stuttgart, Cotta, 1852) aus der Feder des Generals **von Phull.** Letzterer, der Lehrer, Freund und militairische Mentor des Kaisers Alexander und, was jetzt nicht mehr bezweifelt werden kann, der eigentliche Urheber des strategischen Plans, der 1812 Napoleon's Feldzug gegen Russland scheitern machte, unterrichtete den Kaiser Alexander in der Kriegskunst und das im vorliegenden Werk Gesammelte diente ihm dabei als Leitfaden. Dasselbe darf somit als eine der **werthvollsten und wichtigsten Bereicherungen der Militairliteratur** bezeichnet werden.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis neunundsiebzigster Band. 12. Geh.

Die bisher von dieser werthvollen Sammlung der Classiker des Auslandes in anerkannt trefflichen deutschen Uebersetzungen erschienenen Bände sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII — LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX — LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV — LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer,** Sommerreise. 20 Ngr. — LXX — LXXIII. **Lesage,** Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith,** Der Landprediger von Wakefield, übersetzt durch von der Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV — LXXVII. Rußlands Novellendichter. Uebertragen mit biographisch kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr. LXXVIII. LXXIX. **Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Förster. Dritte Auflage. 2 Thlr.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kitzinger (G.). Wechselkunde für Kaufleute und Juristen, mit steter Berücksichtigung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung. 8. 1849. (1 Thlr.) **16 Ngr.**

Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung. Mit Einleitung und Erläuterungen. 8. 1848. (1 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Büchern zu herabgesetzten Preisen aus demselben Verlage sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

☞ **Bei einer Bestellung von 10 Thlrn. 10% Rabatt.** ☜

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Achter Jahrgang. 1853. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juli, August und September Nr. 27—35.

Inhalt: *Der römische Dichter Virgilius. — Feierabende (Zweite Hälfte.) — *Tscherkessisches und Russisches. — *Der Edelhirsch. — *Juli. — *Englische Schafarten. — *Die Taucherglocke. — Eine Jugenderinnerung. — *Tscherkessische Frauen. — Der Strom. — *Hannakische Volkstrachten. — Erfüllung des Prophetenworts. — *Der Wasserhund. — Das Blumenbeet. — *Die alte und neue Wiese in Karlsbad. — Unter den hohen Halmen. — *Chinesische Wasserleitung auf Hong-Kong. — *Eidsvold. — *Die Bourfault-Rosenstöcke in Edinburg. — Der Weise. — *Frederike Bremer. — Thautropfen auf der Blume. — *Die Ludwigskirche in München. — Der kluge Richter. — Anzeige. — Frage und Antwort. — *Die Kaffeeernte in Brasilien. — Das Zinnkraut. — *Opfer bei den Alten. — **Die Steinkohle.** — *Der Hirschsprung zu Karlsbad. — *August. — *Das Nibelungenlied. — *Wandgemälde eines in Pompeji ausgegrabenen Zimmers. — Die stillen Freunde. — *Die menschliche Stirne. — Ernten. — *Demosthenes. — *Frescogemälde zu dem Liede der Nibelungen. — Das „Bergrücken". — *Der gemeine Hase. — Allmälig nur! — *Die große Glocke auf dem Iwan Weliki zu Moskau. — *Ausländischer Edelhof. — Die Sonderlinge. — Der Tanzbär. — *Der Marktplatz in Karlsbad. — Gewissensruhe. — *Vogelschießen. — Ein lustiges Stücklein vom Roland zu Halle an der Saale. — *Der Pola-Phuca-Wasserfall. — Noch einmal „Onkel Tom". — Seltenes Alter. — *Abbildung auf einer Felsenwand bei Persepolis. — *September. — *Das Condoma. — *Gibraltar. — Die aztekischen Liliputaner in London. — Bauer, Fuchs und Hase. — Arbeit. — *Elihu Burritt. — *Die Stereotypie. — Deutsche Kinderspielsachen in England. — *Denkmal des schottischen Reformators John Knox in Glasgow. — Glück. — *Der Pompelmusebaum. — Die Pappel. — *Kampf zweier Stiere. — Der Hecht und der Weißfisch. — Nach Oben! — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten fünf Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—51) kosten **zusammengenommen im ermäßigten Preise** 5 Thlr; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der siebente Jahrgang (1852) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Leipzig, im October 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carrara. Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. Zwei Theile. 8. 1851. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 44. —— 29. October 1853.

Inhalt.

Frankreich nach seinen innern Verhältnissen und seinen Beziehungen zu Europa.

Dritter und letzter Artikel.*)

Frankreichs innere Zustände.

Wir haben vordem in d. Bl. die Literatur über den französischen Staatsstreich gemustert, wobei sich uns die frappante Thatsache aufdrängte, wie die Vertheidiger sowol als die Gegner der Politik des 2. December in einem gleich beschränkten Kreise politischer Anschauung sich bewegen, indem beide nur in der veränderten Regierungsform, oder richtiger gesagt in der veränderten Person des Herrschers das Heil und die Rettung Frankreichs suchen. Ist es blos der Egoismus der Parteien und der Ehrgeiz ihrer Führer welcher sie dieses ewig gleichförmige Spiel des Ote-toi, pour que je m'y mette! treiben läßt? Oder liegt in den Einrichtungen des französischen Staats, in seinen Traditionen, in der Entwickelung des Charakters der Nation etwas was den Parteien nicht gestattet aus diesem beschränkten Kreise eines bloßen Kämpfens um den Besitz der Macht herauszutreten, zur Erfassung großer, allgemeiner Principien sich zu erheben? Offenbar ist dies letztere der Fall. Ein geistreicher französischer Schriftsteller, Cuvillier Fleury, sagte unlängst im „Journal des débats" (bei Besprechung der „Histoire de la Restauration" von Lamartine):

> Das erste Bedürfniß Frankreichs ist regiert zu werden. Aber sobald dies erste Bedürfniß befriedigt ist, empfindet Frankreich auch schon das andere: die Regierung die es hat zu bekämpfen und zu schwächen.

Woher aber diese Erscheinung? Daher, weil dem französischen Volke völlig die Gewohnheit und der Sinn der Selbstregierung abgeht, weil es mehr einer Armee künstlich dressirter Soldaten gleicht, die auf das Commandowort eines Führers sich bewegen, vorgehen oder Halt machen, als einer Gesellschaft freier Männer, von denen jeder sein Geschäft für sich treibt, jeder sich selbst rathet und hilft und von dem Ganzen Nichts verlangt als die Sicherung dieser Freiheit des eigenen Schaffens, das möglichst unbeschränkte Gehenlassen. „Der Franzose", wie es sehr bezeichnend Michel Chevalier in seinen „Lettres sur l'Amérique du Nord" ausgedrückt hat, „muß immer den Elnbogen seines Nachbars an dem seinigen fühlen, wie in Reih und Glied."

Welches die Folgen dieser eigenthümlichen Charakterrichtung des französischen Volks sein müssen, läßt sich leicht denken. Da der Franzose nur zweierlei Verhältnisse im Staate kennt, das eine des Beherrschtwerdens, das andere des Beherrschens, so bedeutet ihm Freiheit nicht, wie dem Engländer, Selbständigkeit und Sicherheit in seinen bürgerlichen und persönlichen Verhältnissen, sondern Theilnahme an der politischen Gewalt, an der Herrschaft über die Andern. Solange dieser Zustand dauert, wird das französische Volk immerfort abwechselnd dem Despotismus und der Revolution verfallen. Jede Partei welche sich der Gewalt bemächtigt wird diese mit allen Mitteln zu behaupten trachten, wird aber auch auf eine systematische und unversöhnliche Opposition stoßen der sie zuletzt unterliegen muß. Naudot bemerkt:

> Die Revolutionen sind dauernd in Frankreich, nicht wegen des einzelnen Fehlers dieses oder jenes Menschen, Königs, Ministers, Generals oder Oppositionshauptes, sondern weil in unserm Lande Institutionen und Grundsätze bestehen, welche die Nation schwächen, desorganisiren, die Festigkeit und Dauer der Regierungen unmöglich machen.

Seit mehr als 60 Jahren hat das französische Volk mit allen möglichen Regierungen und Regierungsformen experimentirt. Convent, Directorium, Consulat, Kaiserthum, legitime Monarchie, Monarchie von des Volkes Gnaden, wiederum Republik und wiederum militairischer Despotismus sind aufeinandergefolgt, ohne daß die Nation zur Ruhe oder die eigentliche politische Cultur des

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 33 u. 38 d. Bl. D. Red.

Landes dabei vorwärtsgekommen wäre. Noch heute, wie vor einem halben Jahrhundert, läuft das französische Volk einem Zerrbilde der Freiheit nach und stößt die wahre Freiheit in verblendetem Wahne von sich; noch heute vermag es weder eine starke Regierung zu ertragen noch einer despotischen sich zu erwehren. Raudot klagt:

Bei jeder neuen Revolution, welche um den Jargon der Zeit zu reden, im Sinne des Fortschritts oder im reactionnairen Sinne gemacht wird, vermindert man nicht das Uebel, man vermehrt es; man zerstört nicht diese schlechten Institutionen, diese tödtlichen Principien, man gibt ihnen mehr Ausdehnung und Macht, nicht allein durch Schwindelgeist, sondern durch Feigheit oft und größtentheils durch eine beklagenswerthe Unwissenheit, welche zu befestigen glaubt, während sie zerstört.

Wie kann man aber den Geist eines Volks ändern? Durch Aenderung der Institutionen welche diesen Geist großgezogen haben und noch fortwährend nähren, und durch Einführung solcher an ihre Stelle welche denselben allmälig in die entgegengesetzte Richtung ablenken könnten. Frankreichs Staatsleben krankt an einem Uebel, ohne dessen Beseitigung an eine wahre innere Gesundheit, an eine ruhige, normale Entwickelung desselben nicht zu denken ist. Dieses Uebel heißt: Centralisation, Bevormundungssystem, Staatsabsolutismus. Daß Frankreich das Land der ausgedehntesten Centralisation, das wahre Eldorado einer herrsch- und bevormundungssüchtigen Bureaukratie sei, daß es hierin Deutschland (wo doch auch in diesem Punkte leidlich viel geleistet wird) beiweitem übertrifft, ist allbekannt. Schon Tocqueville in seinem trefflichen Werke „La démocratie en Amérique" berechnete nur allein die Zahl der besoldeten Civilbeamten in Frankreich auf 138,000, welche jährlich 200 Millionen Francs verzehren. Auf 176 Familien oder 880 Köpfe kommt danach 1 Beamter, während in England in einer Grafschaft von beinahe 300,000 Einwohnern kaum ein halbes Dutzend Menschen von Regierungsämtern leben. Dennoch werden Manche vielleicht mit Verwunderung aus dem Raudot'schen Buche die wirkliche Größe dieses Uebels, welches wie ein Alp auf Frankreich lastet, sammt dessen weitverzweigten verderblichen Folgen kennenlernen und werden staunend sehen wie das angeblich freiheitsdurstigste Volk der Erde in den wichtigsten Beziehungen seines bürgerlichen und öffentlichen Lebens fortwährend, und zwar unter der constitutionnellen Monarchie und der Republik ebenso gut wie unter dem Despotismus, sich einem Zwange gebeugt und in einer Unmündigkeit dahingelebt hat, welche man selbst in dem unfreiesten unserer deutschen Staaten unerträglich finden würde. Was aber das Unbegreiflichste von Allem, das ist die Verblendung der meisten, selbst der angesehensten Politiker Frankreichs gegen dieses Uebel, die Kurzsichtigkeit, Sorglosigkeit oder auch vielleicht Feigheit, womit sie die ihren Landsleuten angekränkelte Sucht sich bevormunden zu lassen, deren Mangel an Selbstthätigkeit und Selbstbeherrschung hätscheln, ja unterstützen, statt ihm energisch entgegenzutreten. Beinahe zum ersten male begegnen wir hier, in dem Raudot'schen Buche, einer solchen mannhaften Opposition gegen die Lieblingsneigungen und Schwächen der Nation, und darum halten wir dieses Buch für sehr bedeutend, ja in gewissem Sinne für epochemachend. Völlig abweichend von dem großen Haufen der französischen Politiker, welche nur um die Regierungsform, d. h. um die Gestaltung der obersten Gewalt im Staate streiten, schiebt Raudot diese letztere Frage gänzlich in den Hintergrund und geht direct auf den eigentlichen Sitz des Uebels los, um diesen zu zerstören. Monarchie oder Republik, Legitimismus, Orleanismus oder Napoleonismus, das Eine wird Frankreich so wenig retten als das Andere, sagt er, wenn es nicht seinen ganzen Staatsorganismus ändert, dies unnatürliche Centralisations- und Bevormundungssystem aufgibt und zu einem Systeme der Selbstregierung des Volks, der localen und communalen Freiheiten übergeht. Diesen Gedanken hatte Raudot schon in einem frühern Werke „Von dem Verfall Frankreichs" ausgeführt. Er hatte dort gezeigt

daß dieses System übermäßiger Centralisation inmitten der französischen Nation eine privilegirte, unterwürfige, durch die immer zunehmenden Beamten unproductive Nation schaffe; daß es die Geschäfte aufhalte, den Verkehr lähme und dahin ziele aus den Verwalteten einen Pöbel von Bittstellern, Bettlern, Nichtsnutzigen zu machen; daß es den Fortschritt des allgemeinen Gedeihens hemme, den Franzosen die Fähigkeit raube in Frankreich und außerhalb Frankreich etwas Großes und Stetiges zu begründen; daß es der Ausbildung der schönen Künste schade, die Intelligenzen verderbe und in Mittelmäßigkeit zurückhalte, einen Theil der Provinzen Frankreichs unfruchtbar mache und fortwährend die öffentlichen Lasten und das Elend vermehre, die Revolutionen verewige und selbst die Existenz Frankreichs aufs Spiel setze, indem diese nur ein Haupt zu treffen brauchen um siegreich zu sein.

Raudot hat aber nicht blos die Unbefangenheit und Einsicht, das Grundgebrechen des französischen Staatslebens zu erkennen, sondern auch den noch anerkennenswerthern Muth, den Vorurtheilen welche jenes falsche System aufrechterhalten entschlossen die Stirn zu bieten und sie mit unerbittlicher Strenge zu bekämpfen. Er ruft aus:

Diese Centralisation, die Tochter des Despotismus und die Mutter des Communismus, zu zerstören ist die erste, die größte Sache die geschehen muß.

Ich höre hier viele gute Leute mit Unwillen ausrufen: Du willst die Macht und die Ruhe Frankreichs zerstören, indem du seine Einheit vernichtest!

Nein! ich sage es, und ich will es im ganzen Verlauf dieses Werks beweisen: ich will nicht vernichten, sondern im Gegentheil befestigen was die Einheit Frankreichs macht: die Centralisation der Armee, der Marine, die Finanzen des Staats, die Beziehungen zu den fremden Mächten, sowie die Einheit der Gesetzgebung und die Mittel sie zu bewahren; aber zerstören will ich im Interesse Frankreichs und der Regierung selbst die Centralisation aller Provinzial- und Gemeindeangelegenheiten, aller Interessen, aller Existenzen, alles Ruhms, des ganzen Lebens der französischen Nation in der Hauptstadt.

Die Napoleon'schen Institutionen vorallem sind es gewesen welche diese schädliche Centralisation auf die Spitze getrieben haben. Nach dem Napoleon'schen Systems sollten alle oder fast alle administrativen Geschäfte der Gemeinden, der Privaten, der Departements nicht

die geringste Ausführung erhalten durften, ohne controlirt und mit einem in Paris selbst gegebenen Exequatur versehen zu werden. Nicht blos die Maires, sondern sogar die subalternen Beamten und Diener der Gemeinden wurden von der Centralverwaltung gewählt, die Gemeinderäthe durften sich nicht ohne Genehmigung der Agenten der Staatsgewalt versammeln, durften nicht öffentlich berathen; ihre Beschlüsse bedurften zu ihrer Ausführung abermals der vorherigen Ermächtigung des Regierungsbeamten, mit einem Wort: die Gemeinden und die Departements wurden wie Unmündige behandelt, die ihre Angelegenheiten nicht selbst besorgen können, die auf jedem Schritte überwacht, geleitet werden müssen.

Diese Grundsätze des Kaiserreichs bestehen im Wesentlichen noch heute, und selbst sogenannte Liberale haben häufig mehr Neigung gezeigt dieselben zu verschärfen als zu mildern. Die wenigen einsichtsvollern Staatsmänner welche das Uebel einsahen, wie Tocqueville, der seinen Landsleuten das Muster des angloamerikanischen selfgovernment vor Augen hielt, waren Prediger in der Wüste. Raudot verbirgt sich nicht daß ihn wahrscheinlich dasselbe Schicksal treffen werde.

Die Gemüther haben sich so sehr zu der Gewohnheit der administrativen Knechtschaft herangebildet! Sie werden vielleicht vor diesen Neuerungen, die so einfach und bei andern Völkern so nützlich erscheinen, erschrecken.

Welches sind denn nun diese so erschrecklichen Neuerungen welche Raudot vorschlägt? In der That nur solche welche sich durch ihre innere Naturgemäßheit ebenso wie durch die anderwärts damit gemachten Erfahrungen vollkommen rechtfertigen und über welche lediglich ein so sehr an künstliche Staats- und Gesellschaftszustände gewöhntes Volk wie das französische erschrecken kann. Raudot verlangt:

die Ernennung aller Maires durch die Gemeinderäthe; die Freiheit des Zusammentretens dieser Räthe; die wenigstens theilweise Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen; die Ernennung aller Functionaire und Beamten der Gemeinde, selbst der Lehrer und Professoren, durch die Maires und Räthe; die unter Vorbehalt seltener Fälle, wo das allgemeine Interesse betheiligt ist, grundsätzliche Abschaffung der vorherigen Ermächtigung zur Ausführung der Beschlüsse der Gemeinde- und Generalräthe; die Beschränkung des gegenwärtigen Rechts der Agenten der Centralgewalt, diese Beschlüsse aufzuheben oder abzuändern, auf Fälle der Verletzung oder Nichtausführung von Gesetzen; die Erledigung aller Angelegenheiten der Gemeinden, der Cantons, der Departements in der Provinz selbst, in einzelnen Fällen unter Vorbehalt eines Rechts des Recurses oder der Cassation an die Regierung oder den Staatsrath.

Wie man sieht, enthalten diese Vorschläge für uns nichts Neues, Nichts was nicht bereits fast allenthalben in Deutschland zum Theil schon in langer und gedeihlicher Uebung bestände. Für Frankreich freilich würde deren Ausführung eine radicale Umgestaltung aller Verhältnisse, eine tiefergreifende, aber gewiß auch heilsamere Revolution herbeiführen als alle die bisherigen welche nur die Regierungsform änderten, das Getriebe der administrativen Institutionen aber fast gänzlich unberührt ließen. Der Verfasser bleibt jedoch hierbei nicht stehen; er verlangt ferner:

die Ueberweisung der Verwaltung aller Interessen der Departements von den Agenten der Centralgewalt an durch die Generalräthe gewählte Bürger.

Dies geht über das bei uns in Wirksamkeit befindliche System der Selbstverwaltung der Gemeinden noch einen Schritt hinaus; nach der Analogie dieses Vorschlags würden also z. B. in Preußen die Verwaltungschefs der Kreise, der Bezirke, der Provinzen (die Regierungs- und Oberpräsidenten) aus freien Wahlen der Bevölkerungen hervorgehen müssen, während sie jetzt von der Regierung ernannt werden. Etwas Aehnliches besteht allerdings in dem Institute der Landräthe in Preußen, nur daß diese blos von einer einzelnen Classe der Bevölkerung, den Rittergutsbesitzern, gewählt oder vorgeschlagen werden. Das Jahr 1848 hatte den Gedanken einer Selbstverwaltung der Kreise, Bezirke, Provinzen im Raudot'schen Sinne auch bei uns gezeitigt; die in mehren Staaten geschaffenen oder doch projectirten Bezirks- und Kreisausschüsse, Bezirks- und Kreisräthe u. s. w. waren wenigstens ein Schritt nach diesem Ziele hin. Die Reaction der letzten Jahre hat diese Anfänge einer ausgedehntern Selbstregierung des Volks fast allerwärts wieder beseitigt.

Es versteht sich von selbst daß Raudot das Interesse des Staats auch bei einer solchen Selbstverwaltung der Departements gewahrt wissen will; der Präfect als Organ der Centralregierung soll die Verwaltung des Departements überwachen und für die Ausführung der Gesetze und der Anordnungen der Staatsgewalt Sorge tragen. Aber ein Präfect könnte dann über mehre Departements gesetzt werden; dadurch würde das Ansehen dieses Amtes erhöht, die Centralverwaltung aber, die dann nicht mehr mit so vielen Agenten zu correspondiren hätte, in ihren Geschäften wesentlich erleichtert werden; außerdem ersparte der Staat die Gehalte von etwa zwei Drittel der jetzigen Präfecten und von mehr als 250 Präfecturräthen. Raudot verwirft unbedingt die in Frankreich wie bei uns bestehende Einrichtung der sogenannten Administrativjustiz; die Entscheidung aller Processe der Gemeinden, der Departements und des Staats über Kaufverträge, Uebernahme von Arbeiten u. s. w. müßte den gewöhnlichen Gerichtshöfen überwiesen werden. Bekanntlich war auch dies eine der Hauptfoderungen des Jahres 1848 in den deutschen Staaten. Raudot verlangt für jeden Einzelnen das Recht ohne vorgängige Genehmigung die Maires und alle Agenten der öffentlichen Gewalt vor Gericht zu verfolgen. Endlich dringt er auf Unterdrückung der sogenannten „gemeinschaftlichen Fonds". Das sind Fonds welche zur Verfügung der Minister stehen, um sie unter alle Departements und alle Gemeinden Frankreichs, oder zur Verfügung der Präfecten, um sie unter die Gemeinden ihres Departements zu vertheilen. Ihre Summe belief sich 1851 lediglich beim Ministerium des Innern auf 13,699,000 Francs!

Raudot erzählt eine hübsche Anekdote, um das Unwesen welches mit diesen gemeinschaftlichen Fonds getrieben wird zu charakterisiren:

Das erste mal als ich an dem Generalrath meines Departements Antheil nahm, zeigte ich in meiner Naivetät als Neuling vorzunehmende Ersparnisse an, ich griff die Ausgaben für unnütze Bauten an, wurde aber ganz kurz abgefertigt durch einen Abgeordneten, Berichterstatter des Budgets des Staats, welcher ausrief: „Der Rath mag sich wohl hüten auf diesen Weg einzugehen! Wenn ihr Ersparungen machtet, würde das Departement kein Anrecht an den gemeinschaftlichen Fonds haben; man muß im Gegentheil in der ersten Abtheilung unsers Departementalbudgets bedeutende Ausgaben ansetzen, die uns gestatten werden ein gutes Theil zu fodern." Ich wurde ganz überwältigt von der Fähigkeit meines Collegen und der Weisheit des Gesetzes.

Der Bericht einer zur Untersuchung der Mittel für Verbesserung der finanziellen Lage der Gemeinden und der Departements niedergesetzten Commission sprach sich über den moralischen und materiellen Erfolg jener Maßregel der gemeinschaftlichen Fonds folgendermaßen aus:

Aus diesem Systeme ist ein dreifaches Uebel hervorgegangen: 1) absoluter Mangel an Interesse in den gewöhnlichen Ausgaben Ersparnisse zu bewirken; 2) ungeheueres Interesse dieselben zu vergrößern; 3) Möglichkeit, selbst Leichtigkeit, sein Glück dabei zu machen. Man wird leicht einsehen daß unter diesem dreifachen Druck ein wirklicher Wetteifer, eine Art Kirchthurmrennen der 86 Departements sich zeigen mußte, wer am meisten verthun könnte in der Aussicht des Siegs bei Vertheilung der gemeinschaftlichen Fonds. So gibt es nicht eine unserer 86 Departementalverwaltungen welche nicht überschießende Ausgaben hat. Ein Blick auf die Uebersicht der Vertheilung reicht hin, um zu zeigen daß die reichsten Departements nicht die am wenigsten geschickten in der Ausbeutung der gemeinschaftlichen Fonds sind.

Die gemeinschaftlichen Fonds, welche die Minister und Präfecten willkürlich für die Kirchen, Schulhäuser, Brücken, Lehrer, Anstalten u. s. w. vertheilen können, übersteigen jetzt 11 Millionen Francs und vermehren sich jedes Jahr. Raudot setzt hinzu:

Dies System hat zum Resultat, die Gemeinden die zu klein sind um durch sich selbst zu bestehen zu hindern sich mit einer Nachbargemeinde zu vereinigen, die Gemeinden in übermäßige Ausgaben zu verwickeln, auf die Hoffnung hin eine Unterstützung vom Minister oder Präfecten zu erhalten, den Eifer, die Thätigkeit der Gemeinden zu vernichten, indem man ihnen nicht die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen, ihre Verwaltung überläßt, sie gewöhnt mehr auf Andere als auf sich selbst zu rechnen.

Raudot ruft aus:

Ich kann noch nicht begreifen wie man gewagt hat dies System der gemeinschaftlichen Fonds bei einer constitutionnellen Regierung in Wirksamkeit zu setzen! Man beräth lange in der Nationalversammlung, ob man diese oder jene oft wenig bedeutende Ausgabe machen, die Besoldung dieses oder jenes Amts erhöhen darf, und man läßt den Ministern das Recht willkürlich eine sehr große Anzahl von Millionen zu vertheilen, und man sieht nicht daß dies das Umstoßen aller constitutionnellen Grundsätze, die unendliche Ausdehnung der Willkür und Begünstigung ist!

Unterstützungen an Departements und Gemeinden sollten, meint Raudot, nur ausnahmsweise gegeben werden; an die Departements durch ein besonderes Gesetz, an die Gemeinden von den Departements durch einen besondern Beschluß des Generalraths.

Der Verfasser bezieht sich auf die Worte eines englischen Staatsmanns, Sir Charles Wood, der im Unterhause, als mehre Mitglieder den Antrag stellten, auf das Staatsbudget 2—3 Millionen Pf. St. an Localtaxen zu bringen, Folgendes erwiderte:

Wenn ich meinem Vaterlande eine sociale Revolution zuführen wollte, so würde ich vorallem die Centralisation verlangen, ich würde die Verantwortlichkeit aller örtlichen Verwaltungen auf die Regierung werfen und auf das Centralbudget die örtlichen Auflagen bringen. Ich denke nicht daß wir den Zaun welcher die Ausgaben dieser Natur aufhält vernichten sollen. Wenn die Bürger an den Orten welche die Auflage zu zahlen haben die Ausgaben beschränken können, so haben sie das stärkste Interesse, sie auf ihre äußersten Grenzen zurückzubringen. Aber wir wissen nach dem Beispiel Irlands, welches Streben es gibt die Ausgabe zu übertreiben, wenn Diejenigen welche die Fonds vertheilen nicht Diejenigen sind welche sie zahlen. Ich habe die feste Ueberzeugung daß die Ruhe unsers Landes von der Anzahl von Personen abhängt, welche an einem oder dem andern Orte des Königreichs an der Verwaltung seiner Geschäfte theilnehmen, und daß es diese örtlichen Magistrate, Geschworenen, Aufsichtsbehörden, Localcommissare, Behörden für Finanzen, Straßen und Erleuchtungswesen sind, welche wir erhalten müssen, um das beste System örtlicher Verwaltung zu haben, und ich glaube daß es keinen größern Irrthum gibt als das System, wohin ich viele Personen aus verschiedenen Gründen streben sehe: die örtlichen Gewalten zu beseitigen und die Verwaltung in allen ihren Theilen der Centralregierung zuzuweisen.

Goldene Worte, die auch von unsern Staatsmännern beherzigt werden möchten! Die von den vorgeschlagenen Reformen für Frankreich zu erwartenden Folgen schildert Raudot in den nachstehenden Worten:

Die Kräfte der Einzelnen von einer erstickenden Vormundschaft befreit, würden in ihrer Heimat Beschäftigung finden; die Capacitäten würden sich durch nützliche Werke kenntlich machen; es würden sich zur Handhabung der Geschäfte geeignete Verwalter in jedem Departement heranbilden; allenthalben würden sich Männer zeigen die man nicht kennt und die sich selbst nicht kennen; viele Verbesserungsprojecte, die unausführbar und kläglich sind, wenn man damit den Staat belasten will, welcher der Bürde unterliegt, werden mit örtlichen muthigen und lebendigen Institutionen möglich werden; die anarchischen Parteien werden alles Das verlieren was die wirklichen Freiheiten und die wahren Fortschritte gewinnen würden; die Revolutionen durch das Pflaster von Paris würden unmöglich werden; Frankreich würde nicht mehr einer Stadt angehören, sondern sich selbst.

Raudot verwirft jede Ausführung öffentlicher Arbeiten durch den Staat, solche ausgenommen welche die Vertheidigung des Gebiets oder die nöthigen Besitzungen des Staats betreffen, wie Festungen, Zeughäuser, Kriegshäfen, die Paläste der gesetzgebenden und ausführenden Gewalten, des Staatsraths und Cassationshofs. Die Einrichtung und Unterhaltung solcher dagegen welche die Departements angehen, wie die Hôtels der Präfecturen und der Departementsverwaltungen, die Justizpaläste, die Gefängnisse und alle, selbst die Nationalstraßen, sollen lediglich den Departements zufallen; Kanäle und Eisenbahnen endlich möge man der Privatindustrie überlassen. Der Verfasser folgt hier streng dem englischen Systeme und will von den gegentheiligen Versuchen die man in Belgien gemacht hat Nichts wissen. Er stützt sich dabei auf die gegen letztere in der Mitte der belgischen Kammern erhobenen Einwürfe, ohne freilich, wie uns scheint, genugsam zu berücksichtigen daß diese Einwürfe größtentheils von einer

Partei ausgingen, welche sich fast allen im Interesse der gemeinen Wohlfahrt von dem liberalen Ministerium Rogier gemachten Vorschlägen widersetzte, und ohne die Widerlegungen zu erwähnen welche denselben von Seiten der liberalen Partei zutheilgeworden sind. Wir meinen daß die Frage zwischen beiden Systemen doch nicht ganz so leicht zu entscheiden sei. Darin aber wird man dem Verfasser unbedingt beistimmen können daß das in Frankreich zeither beobachtete System ein grundfalsches und durch seine Erfolge selbst gerichtet worden ist. Trefflich führt der Verfasser aus, wie die jetzt so zahlreichen Staatsunternehmungen, indem sie einzelne Gegenden, Ortschaften und Personen bereichern und einer Menge Menschen besser lohnende, gewöhnlich auch leichtere Arbeit gewähren als Privatunternehmungen, nothwendig den socialistischen Vorurtheilen Nahrung geben müssen, welche von einer Uebernahme aller Arbeiten auf den Staat, von einer Staatsindustrie in Nationalwerkstätten u. dgl. eine allgemeine Beglückung und eine Vertilgung des Pauperismus erwarten.

Bei Annahme des vom Verfasser empfohlenen Systems würden von dem Budget des Staats die 60—70 Millionen Francs für außerordentliche Arbeiten verschwinden welche jetzt regelmäßig darauf figuriren.

Mit der gleichen Unerbittlichkeit wie die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten verurtheilt Raudot die Veranstaltungen von Staats wegen für Ackerbau, Handel und Gewerbe. Weder die Staatsbäder, noch die vom Staate geschaffenen Schulen der Künste und Handwerke, sammt der Ackerbauuniversität, noch die Staatsprämien, noch selbst die Landesgestüte finden Gnade vor seinen Augen. Alles was nach seiner Ansicht der Staat für den Ackerbau thun könnte und thun sollte wäre: eine Verminderung der Auflagen welche unmittelbar auf dem Boden lasten und den Landwirthen ihr erstes Einkommen nehmen, eine Begünstigung des Zusammenschlagens der kleinen Grundstücke und eine wenigstens indirecte Erschwerung der allzu weit getriebenen Zertheilung größerer. Creditanstalten für den Ackerbau hält er für nützlich, nur nicht concentrirt in den Händen des Staats, wie er denn auch die Ansichreißung aller Sparkassen durch den Staat tadelt, weil dadurch die kleinen Capitalien, welche früher dem Landbau und den Gewerben zugeflossen, diesen entzogen und in ganz andere Kanäle geleitet würden. Für jene Behauptung Raudot's daß nicht durch künstliche Staatsanstalten, sondern nur durch die eigene freie Thätigkeit der Privaten der Ackerbau wie alle Gewerbe gedeihe, finden wir eine frappante Bestätigung in einer Aeußerung des Verfassers der Schrift „Les limites de la France", worin geradezu der Zweifel ausgesprochen wird: „ob Frankreich zu großen Culturunternehmungen (wie der Anbau des noch uncultivirten Theils seiner Bodenfläche, die Colonisirung Algiers u. dergl.) fähig sei."

Bei dem Ministerium des Innern unterdrückt Raudot die Aufmunterungen für die schönen Künste und die allgemeinen Wohlthätigkeitsfonds. Das Ministerium des Cultus und Unterrichts setzt er ganz außer Wirksamkeit, indem er die Ausgaben für den Cultus den Departements zuweist, das Vorschlagsrecht zur Ernennung der Bischöfe dem Justizminister überträgt, endlich sich für völlige Freigebung des Unterrichts an Private und Gemeinden, ohne Concurrenz des Staats, für Aufhebung der Polytechnischen Schule und des Monopols der Schulen des Rechts und der Medicin erklärt.

Ein anderer Gegenstand durchgreifender Reformvorschläge ist für den Verfasser das stehende Heer. Neben dem Finanzpunkt faßt er hier besonders den volkswirthschaftlichen Verlust ins Auge, den nach seiner Meinung das Land bei dem gegenwärtigen Systeme der Conscription durch die Einstellung so vieler junger Männer in die Armee gerade in der productivsten Zeit ihres Lebens erleidet. Außerdem erscheint ihm das System ungenügend in Bezug auf die Erfüllung eines Hauptzwecks, der Erhaltung der Ruhe im Innern. Er sagt:

Jedes Jahr erreichen 310,000 junge Leute ihr zwanzigstes Jahr. Von dieser Zahl sind nur die Hälfte — eine bedauernswerthe, aber sichere Thatsache — zum Dienst geeignet, 80,000 werden zu Soldaten erklärt, 60,000 gewöhnlich zu den Fahnen gerufen. Also selbst im vollen Frieden verbringt beinahe die Hälfte der kräftigen jungen Leute von ganz Frankreich die schönsten Jahre ihres Lebens in den Garnisonen! Hat man wol schon die ungeheuere Vernichtung von Arbeit und Reichthum bedacht welche dieser bedeutende Abgang von den lebenden Kräften der ackerbauenden und industriellen Nation verursachen muß? Indem man so von ihren Familien beinahe die Hälfte der ganzen kräftigen Jugend Frankreichs fortnimmt, um sie sieben Jahre lang zum Garnisonsleben, zur Ehelosigkeit und oft zur Ausschweifung, die das Leben in seiner Quelle verderbt, zu verurtheilen, während der befreit bleibende Theil sich verheirathen und neue Familien begründen kann, hat man nur gargwohnt daß man eine fortwährend wirkende doppelte Ursache moralischer und physischer Verschlechterung der französischen Race geschaffen hat?

Betrachten wir eine andere Seite der Frage! Jedes Jahr treten wenigstens 50,000 Soldaten, deren Dienstzeit um ist, ins bürgerliche Leben zurück, ohne als Ersatz für den schönsten Theil ihres dem Staate gegebenen Lebens den geringsten Vortheil, der ihre Existenz unterstützen könnte, zu erhalten; was wird aus ihnen werden? Da alle das Leben eines Arbeiters ihres Standes verlernt haben, finden sie die Mitbewerbung alter, bei ihrer Arbeit verbliebener Genossen, die dagegen mehr Geschicklichkeit und mehr Fertigkeit zur Arbeit erworben haben. Einer großen Zahl davon, während so vieler Jahre an das Garnisonsleben in den Städten, an eine Nahrung und an Sitten die ganz verschieden sind von denen der Familie, der väterlichen Hütte, gewöhnt, ist das Leben des Feldes oder der Werkstatt unerträglich; sie nehmen in den Städten Stellungen ein die ihnen schwer sichere und ehrenhafte Existenzmittel gewähren. Diese Menschen werden leicht Misvergnügte und bei Gelegenheit verzweifelte Soldaten oder Chefs der Emeute. Gegen wen im Innern ist die Armee zu kämpfen bestimmt? Beinahe immer gegen alte Soldaten, da fast ein Viertel der Nation Soldat gewesen ist. Die Nothwendigkeit einer sehr zahlreichen Armee für die innere Ordnung folgt also großentheils aus der Weise der Rekrutirung und Zusammensetzung der Armee, und je zahlreicher sie ist, um die Gefahr zu bannen, umsomehr steigert sie letztere.

Ein Moment welches diese Gefahr vermehrt ist in des Verfassers Augen die Nationalgarde. Er erinnert an den Ausspruch eines in Lyon commandirenden Ge-

nerals, welcher zu dem Minister sagte: „Wenn Sie die aufgelöste Nationalgarde wiederherstellen, so bedarf ich 10,000 Soldaten mehr." Die Nationalgarde, meint er, auch wenn sie von den besten Absichten beseelt sei, diene fast immer mehr dazu, den Emeuten Nahrung und Verbreitung zu geben als sie zu unterdrücken. Ungerechnet daß gewöhnlich ein Theil der Aufrührer sich mit den Gewehren der Nationalgardisten bewaffne, welche ihnen eifrig von den Frauen der erschreckten Bürgersoldaten überlassen würden, zögere doch auch die Nationalgarde in Reih und Glied — sehr erklärlicherweise — das Bayonnet oder die Kugel gegen ihre Mitbürger anzuwenden und ermuthige so die Emeute. Die Armee ihrerseits werde leicht schwankend, wenn sie in der Mitte der Emeute Uniformen der Bürgermiliz sehe. Der Verfasser sagt:

Die Institution der Nationalgarde rechtfertigt sich vollkommen, wenn man eine Volksarmee der Armee des Königs entgegenstellen und eine Revolution machen will; aber heute, wo diese gemacht ist, wo die Armee nicht die des Königs, sondern der Nation ist (wir müssen hier daran erinnern daß das Raudot'sche Buch vor dem Staatsstreich vom 2. December geschrieben ist), wo man sie organisiren kann wie man will, wozu dient solche Nationalgarde, die gleichförmig allen Gemeinden Frankreichs aufgebürdet ist, anders als unnütz den Bürgern beschwerlich zu fallen, sie eine kostbare Zeit und die Frucht ihrer Wirthschaften verderben zu machen, den soldatischen Geschmack und die Wuth der Kämpfe in den Gemüthern zu unterhalten und in den Sitten zu bewahren, welche, da sie auswärts keine Nahrung haben, damit aufhören daß sie in den Emeuten und Revolutionen danach suchen?

Wenn England seit einem halben Jahrhundert die Conscription und Nationalgarde gehabt hätte, so wäre es lange durch schreckliche Revolutionen zerrüttet.

Also die Nationalgarde verwirft der Verfasser ganz, das stehende Heer dagegen will er nach dem Muster des englischen lediglich aus Freiwilligen, durch Werbung gebildet wissen. Ein solches Heer freiwillig dienender, lange bei den Fahnen bleibender, wohlgeübter und disciplinirter Soldaten würde nach seiner Ansicht selbst in bedeutend geringerer numerischer Stärke als die gegenwärtige, aus Conscribirten bestehende Armee im Innern und nach außen ungleich mehr leisten und weit zuverlässiger sein. Er glaubt daß man bei diesem System mit 250,000 Mann im Frieden vollkommen ausreichen dürfte, und berechnet die dadurch zu machende Ersparniß trotz der nöthig werdenden Mehrausgaben an Handgeld und besserer Löhnung auf 86 Millionen Francs für die nächste Zeit und für später, nach dem Eintritt der den ausgedienten Soldaten zu bewilligenden Gnadengehalte, immer noch auf 24 Millionen jährlich. Eine viel größere Ersparniß aber würden die Familien machen, deren Söhne jetzt unter die Fahnen treten müssen. Jeder Stellvertreter koste beinahe 2000 Francs, und die Familien welche ihre Kinder loskauften zahlten jährlich an 42 Millionen Francs. Gewiß sei die Zeit die jedem jungen Manne der sich nicht loskaufen könne verloren gehe, ebenso kostbar als die des Stellvertreters, jedes Jahr koste sie also an Geld oder Arbeitsverlust den unter das Loos gefallenen jungen Leuten und ihren Familien 120 Millionen Francs.

Für den Fall eines Invasionskriegs müsse allerdings die Regierung vorübergehend das Recht haben alle Franzosen zu den Waffen zu rufen. Uebrigens hält Raudot die Furcht vor einer Invasion, die man oft benutze, um die Massen zu erschrecken und aufzuregen, für eitel. Er fragt:

Haben 1830 und 1848 die Regierungen Europas trotz ihres tiefen Verdrusses Frankreich zu überfallen gesucht? Sie haben sich glücklich geschätzt daß Frankreich sie nicht selbst angegriffen hat. Es wird niemals eine Invasion in Frankreich geben, wenn nicht Frankreich selbst anfängt seine Nachbarn zu überfallen, und es würde eine hohe Weisheit für die Nation sein, wenn sie ihrer Regierung nicht die leichten Mittel dies zu thun gewährte.

Dies möge sich Herr Le Masson gesagt sein lassen! Einen Angriffskrieg Frankreichs gegen das Ausland, etwa um die alten Grenzen des Kaiserreichs wieder zu erlangen, hält Raudot für unklug, weil zweifelhaft in seinen Erfolgen und verderblich in seinen Rückwirkungen auf die innern Zustände.

Frankreich hat das schlechte Beispiel der Einführung der Conscription gegeben; es muß ein gutes Beispiel geben. Indem es die Conscription abschafft und seine Armee vermindert, nimmt es den anarchischen Leidenschaften eine mächtige Waffe, beruhigt sich selbst und beruhigt Europa, zieht alle Regierungen auf einen Weg der großen und gesunden Politik, der Wohlfahrt.

Für die Marine empfiehlt Raudot eine ähnliche Reform wie für das Landheer. Er findet es verkehrt daß man das Marinebudget von 67 Millionen Francs, die es 1847 betrug, auf 107 Millionen Francs 1851 erhöht habe, während die Handelsmarine, deren Schutz das alleinige Motiv der Erhaltung einer solchen kostspieligen Kriegsmarine bilde, keineswegs in gleichem Verhältniß fortgeschritten, vielmehr hinter den Handelsmarinen anderer Staaten, die keine Kriegsmarine oder nur eine unbedeutende besäßen, in ihrer Vermehrung weit zurückgeblieben sei. (Wir fügen zur Bestätigung dessen eine unlängst von dem „Bremer Handelsblatt" gegebene Notiz bei, wonach die Handelsflotte der sämmtlichen mittelländischen Hafenorte Frankreichs an Tonnengehalt noch lange nicht der einzigen Weserflotte Deutschlands gleichkommt.) Die Erhaltung einer großen Kriegsflotte könne für Frankreich nur den Zweck haben, vorkommenden Falls zu einem Seekrieg gegen England gerüstet zu sein; allein einen solchen werde Frankreich trotz aller Anstrengungen niemals mit Erfolg zu führen vermögen, weil England ihm unter allen Umständen an Schiffen, an Matrosen, an pecuniairen Hülfsmitteln überlegen sei. Müsse man gegen England Krieg anfangen, so führe man ihn auf die allein wirksame Weise, nicht gegen seine Kriegsflotten, sondern gegen seine Handelsschiffe. Man zerstreue eine Anzahl leichte und schnelle Kriegsschiffe über alle Meere und an alle die Punkte wo englische Handelsschiffe anlegen oder vorbeikommen müßten, und nöthige so den Gegner ungeheuere Summen aufzuwenden, um allenthalben seinen Handel und seine Küsten zu beschützen!

Die Hauptsorge, meint Raudot, müßte aber dahin gehen, die Handelsmarine zu heben, welche der Zahl ihrer Schiffe und ihrer Matrosen nach beinahe stationair geblieben sei. Darüber klagt auch der Verfasser der „Lettres franques“; nach demselben beträgt das sämmtliche Personal der französischen Handelsflotte nur ein Viertel des englischen; England besaß 1842 23,461 Schiffe (einschließlich 793 Dampfer) von etwa 3 Millionen Tonnen Gehalt, Frankreich 13,409 (108 Dampfer) mit 600,000 Tonnen. Im Jahre 1851 zählte (nach Hübner's „Statistischem Jahrbuch“) die Handelsflotte Englands 26,014 Schiffe von 3,565,133 Tonnen; die Frankreichs 14,353 Schiffe mit 683,298 Tonnen; jene hatte sich der Schiffzahl nach um mehr als 10%, der Tonnenzahl nach um beinahe 19%, die französische nur um je 7 und 13% vermehrt. Sogar von der deutschen Handelsflotte wird die französische, zwar nicht der Schiffzahl, aber dem Tonnengehalte nach um beinahe 5% übertroffen. Als Ursachen dieser Erscheinung gibt Raudot an: die Sucht der Verwaltung, Vorschriften zu erlassen über die Bemannung der Schiffe und Aehnliches, welche die Schiffsfracht vertheuern; die Zollgesetze, welche den Preis der zum Schiffbau nöthigen Gegenstände vertheuern und zugleich den Handel mit dem Auslande erschweren; den verhältnißmäßig schlechten Zustand der französischen Landwirthschaft, welche wenig voluminöse Gegenstände der Verschiffung darbiete; den Verfall der Colonien; die Unzuverlässigkeit des Handels dem Ausland gegenüber, welche bewirke daß letzteres seine Bedürfnisse lieber von andern Ländern beziehe; vorallem jedoch das Gesetz, wonach jeder Handelsmatrose und Fischer vom achtzehnten bis funfzigsten Jahre der Conscriptionspflicht für die Staatsmarine unterliegt, wovon die Folge sei daß die Bemannung der Handelsschiffe schwieriger und kostbarer werde, und daß viele Matrosen auswanderten, um auf fremden Handelsschiffen zu dienen (ihre Zahl wird auf 30,000 angegeben!).

Durch Aufhebung dieses Conscriptionsgesetzes und Einführung der freien Anwerbung auch bei der Kriegsmarine würde man, wie der Verfasser glaubt, diesem Uebel abhefen, die Handelsmarine heben und noch außerdem bei einer Verminderung der Flotte in der früher angegebenen Weise dem Lande jährlich 35 Millionen Francs ersparen.

Es läßt sich denken daß der Verfasser, der mit so scharfem Auge und fester Hand alle Schäden des gegenwärtigen Frankreich untersucht, an dem System der Auflagen und dem Budget des Staats nicht vorübergehen werde ohne Mängel daran aufzudecken und Vorschläge zu Verbesserungen zu machen. Unter den Auflagen sind es zunächst zwei gegen die er sich im Princip erklärt, die Octrois oder Verzehrungssteuern, welche an den Thoren der einzelnen Städte von den eingehenden landwirthschaftlichen Erzeugnissen erhoben werden und die droits réunis oder die Getränkesteuer, welche eine so große und wichtige landwirthschaftliche Industrie wie der Weinbau in Frankreich ist, ungebührlich belaste, dem Armen unmöglich mache an seinem Familientische Wein zu trinken, ihn dadurch in die Schenken und der Völlerei in die Arme treibe. Was den Taback betrifft, so würde Raudot dem Tabacksmonopol, wie es in Frankreich gehandhabt wird, das englische Princip vorziehen, wonach aller Tabacksbau im Lande verboten und der fremde Taback mit hohen Zöllen belegt ist. Das bringe dort reine 110 Millionen Francs ein, während Frankreich von den 120 Millionen Francs, die der Tabacksverkauf einbringe, einige 30 Millionen Francs für Ankauf des Tabacks und sonstige Kosten wieder verausgabe.

Natürlich ist der Verfasser ein Gegner der hohen Schutzzölle, wie sie in Frankreich bestehen, denn diese Schutzzölle sind ebenfalls eine Bevormundung, eine künstliche Regelung des Verkehrs von Staats wegen. Er verlangt zwar nicht eine sofortige gänzliche Aufhebung, wol aber ein liberaleres und finanziell einträglicheres System der Besteuerung fremder Waaren.

Wir kommen zu des Verfassers Vorschlägen in Betreff der Vertheilung der Einnahmen und Ausgaben zwischen dem Staat, den Departements und den Gemeinden, einem der interessantesten Capitel des Buchs. Der Verfasser will die Vereinnahmung der directen Auflagen und der Verbrauchssteuern im Innern den Gemeinden und Departements übertragen, den Staat aber für die Deckung seiner Ausgaben theils auf die Zölle, die Abgaben von Besitzveränderungen (enregistrements), die Erträgnisse der Forst- und der Postverwaltung, theils auf einen von den Departements und Gemeinden ihm abzutretenden Antheil an den directen Steuern anweisen. Man erinnert sich daß nach Raudot's Vorschlägen die Staatskasse beinahe von der ganzen Ausgabe für Cultus und Unterricht, für Beförderung der Landwirthschaft und des Handels sowie für die öffentlichen Arbeiten befreit und derjenige Theil dieser Ausgaben der nicht überhaupt in Wegfall käme den Gemeinden und Departements zugewiesen werden soll.

Außerdem sollen die Departements zu den Kosten für die Strafjustiz, die Magistratur, mit Ausnahme des Cassationshofs, die Departementsgendarmerie und das Personal der Unterpräfecten und der Präfecturen die Hälfte beitragen.

Für die in Wegfall gebrachten Einnahmen aus den Octrois entschädigt Raudot die Gemeinden durch eine Licenzauflage auf alle Getränkeverkäufer, berechnet nach der Bevölkerung und dem Miethswerthe der zum Debit bestimmten Locale und in doppelter Höhe für Diejenigen welche Spirituosen verkaufen (nach seiner Berechnung möchte dieselbe 20 Millionen Francs einbringen); sodann durch eine Luxussteuer auf Kutschen, Pferde, Hunde u. s. w. zu etwa 10 Millionen Francs.

In das weitere Detail dieser Vorschläge gehen wir nicht ein. Das Resultat derselben wäre nach Raudot folgendes: Die sämmtlichen directen Auflagen belaufen sich jetzt auf 403 Millionen Francs — sie sollen dann nicht mehr als 354 Millionen Francs betragen — Ersparniß für die Steuerpflichtigen 49 Millionen Francs.

Höher als die Vortheile dieser Verminderung der Abgaben schlägt der Verfasser die der Verlegung derselben an. Er spricht sich darüber so aus:

Jetzt da sie ganz durch die Beamten des Staats erhoben, beinahe ganz durch die Beamten des Staats (die Präfecten) ausgegeben werden, lastet die Verantwortlichkeit für jede Abgabe, selbst für die von dem Gemeinderath und dem Generalrath bewilligte beinahe vollständig auf der Regierung. Wenn die directe Steuer von den Gemeinderäthen und den Generalräthen bewilligt, durch die Einnehmer der Gemeinde und des Departements eingefodert, von den Agenten der Gemeinde und des Departements nach den Verordnungen des Maire der Gemeinde und des Maire des Departements verausgabt werde, so würde diese Steuer aufhören, eine Ursache von Beschwerden über die Regierung zu sein, derselben nicht mehr Unzufriedenheit und Haß zuziehen. Wenn sie wächst und drückender wird, wird der Steuerpflichtige sich nur an die Räthe der Gemeinde und des Departements, an seine Nachbarn, seine Erwählten halten, die er bei den nächsten Wahlen als schlechte Vertreter seiner Interessen zurückweisen kann. Andererseits werden die Gemeinden und Departements einsehen daß sie reichlichere Hülfsquellen, eine wichtigere Rolle zu spielen, daß sie die Möglichkeit haben, Verbesserungen, gute, große Sachen zu machen, das Gemeindeleben wird eine neue Thätigkeit erhalten.

Das Staatsbudget Frankreichs zeigt regelmäßig ein Mehr von 120—200 Millionen Francs der Ausgaben über die gewöhnlichen Einnahmen. Dieser Zustand muß aufhören, wenn er nicht zu einer Finanzkrisis und zu socialen Katastrophen führen soll. Die Bilanz zwischen Ausgaben und Einnahmen herzustellen ist das erste und dringendste Bedürfniß, und es ist auch möglich, aber nur unter der Bedingung einer Aenderung des ganzen Systems. Der Verfasser, auf seine frühern Vorschläge fußend, reducirt das Budget der Ausgaben auf 735 Millionen Francs (von ungefähr 1500 Millionen Francs und mehr, die es bisher immer betragen hat). Zur Deckung dieser Ausgaben weist er an: von den Zöllen — diese auf einen liberalen Fuß eingerichtet und unter Verwandelung des Tabacksmonopols in eine Tabackssteuer — 280 Millionen Francs, was halb soviel ist als England jetzt nach Ausführung der Peel'schen Reformen davon einnimmt; vom Enregistrement, den Domainen, dem Stempel u. s. w. 260 Millionen Francs (wobei Raudot noch die Besitzveränderungsabgabe bei liegenden Gründen, die auf Descendenten vererben, unterdrückt, bei ungetheilten Besitzungen auf die Hälfte herabsetzt); ferner: zwei Drittel der Patentsteuer und ebenso viel von der Getränkedebit- und Luxussteuer, zusammen 40 Millionen Francs, von den Forsten und Fischereien 35 Millionen Francs, von den Posten 50 Millonen Francs, in Summa 665 Millionen Francs. Bleibt ein Deficit von 70 Millionen Francs welches zu decken ist. Der Verfasser will dazu nicht eine Besteuerung der Capitalien vorschlagen, „obgleich sie im Princip vollkommen gerecht wäre", denn diese Steuer, meint er, würde nur einen Theil der Capitalien treffen und somit ungerecht werden, sie würde eine Inquisition nöthig machen und dadurch zu Willkürhandlungen Anlaß geben, namentlich in einer Zeit der Aufregung und im demokratischen Staat; sie würde zur Folge haben daß die für Landwirthschaft, Handel und Industrie erfoderlichen Capitalien seltener und theuerer würden. Der Verfasser empfiehlt vielmehr eine Wiederherstellung der zu zwei Drittel aufgehobenen Salzsteuer, weil diese am wenigsten Erhebungskosten verursache, weil ihre Herabsetzung keineswegs, wie man gehofft, durch vermehrte Consumtion sich ausgeglichen habe, weil sie dem Einzelnen wenig fühlbar sei und es umsoweniger sein werde, wenn gleichzeitig so viele andere Auflagen, die persönlichen Lasten der Militairconscription u. a. wegfielen, und weil sie einen reinen Ertrag von mehr als 70 Millionen Francs verspreche, also das obige Deficit vollständig decke.

Erst am Schlusse seines Werks, nach den Reformen der innern Verwaltung, nach den Reformen der öffentlichen Vertheidigung, nach den Reformen in dem System der Ausgaben und der Auflagen kommt Raudot zu der eigentlich politischen Organisation, zu der Frage der Vertretung und der Regierung.

Er eröffnet seine Betrachtungen darüber mit einem Ausspruche, welcher doppelt bedeutsam ist im Angesicht der Ereignisse welche seitdem Frankreich betroffen haben. Er sagt:

Ich erkenne vollkommen die Schwächen der repräsentativen Regierung, allein dennoch sehe ich dieselbe als eine Nothwendigkeit an. Es existirt kein Mensch welcher dies Land eine längere Zeit nach seinem alleinigen Willen regieren könnte. Das größte Genie, wenn es mit der Regierung bekleidet wäre, müßte, um zu leben, sich auf gewählte Versammlungen stützen; ohne die Kraft welche sie ihm verleihen könnten würde es bald unterliegen.

Raudot gehört auch nicht zu Denen welche das allgemeine Stimmrecht verachten oder davor erschrecken.

Ich möchte es nicht vernichten, aber von ihm nur das Gute verlangen was es gewähren kann.... Ich finde es trefflich, um die Gemeinderäthe und die Generalräthe zu bilden, weil es dann zur Leitung klarer, positiver und sozusagen täglicher Interessen Männer ernennt die es kennt und achtet. Aber fortwährend für alle andern Ernennungen darauf bestehen, heißt es in Gefahr und zum Sturz bringen durch die schlechten Erfolge der beinahe unausbleiblichen Verirrungen, durch die Ermüdung und den Ekel des Volks.

Der Verfasser will, wie man sieht, keine Volksvertretung nach directem allgemeinem Stimmrecht. Er schlägt vielmehr vor: eine „Kammer der Departements", bestehend aus Abgeordneten der Generalräthe, und eine „Kammer der Gemeinden", gewählt von den Gemeinderäthen. Beide Kammern sollen nicht auf einmal und gänzlich, sondern theilweise in bestimmten Zeitabschnitten erneuert werden. Die ausübende Gewalt endlich (vorausgesetzt daß Frankreich nicht vorzöge zur Monarchie zurückzukehren) will Raudot durch die Cantonalräthe gewählt sehen, unabhängige Körperschaften die indirect aus den Abstimmungen aller Bürger hervorgegangen sind, aber nicht dieselbe Autorität haben wie die aus dem allgemeinen Wahlrecht direct hervorgegangenen Gemeinden und Generalräthe. Es sei besser, meint er, um Kämpfe und Usurpationsversuche zu vermeiden, daß der Präsident nicht durch seine Ernennungsart eine höhere oder auch nur eine gleiche Macht wie die gesetzgebende Gewalt habe.

Raudot verleugnet keinen Augenblick seine Vorliebe für die Monarchie; er hält diese für Dauer verheißender und zu den Gesammtzuständen Europas besser passend als die Republik; allein er glaubt daß auch die Republik möglich sei und gedeihen könne, wenn man nur die Reformen einführe die er verlangt, namentlich die Decentralisation aller Theile der Organisation der Gesellschaft.

Die Republik wird dann nicht mehr ein Traum sein, sie wird wahrhaft ehrlich und gemäßigt sein können. Sie wird sich Männer bilden, fähig, sie zu leiten, zu regieren, wirkliche Republikaner; die Republik wird lebensfähig werden.

Der Verfasser kommt am Schlusse noch ein mal auf die Schwierigkeiten zurück die seinen Reformplanen entgegenstehen.

Sie werden bekämpft werden von den Gewohnheitsmenschen, die nur begreifen was sie ihr ganzes Leben hindurch gesehen haben; von den Revolutionnairen und falschen Liberalen, welche fortwährend nur von den Grundsätzen, dem Ruhm, den Eroberungen der großen Französischen Revolution sprechen; von der Masse der Beamten und der gegenwärtigen und künftigen Bittsteller, die bei Erhaltung des monströsen Systems betheiligt zu sein glauben; von den blinden Republikanern, welche nicht einsehen daß die Centralisation mit der Republik unvereinbar ist, daß der höchste Ausdruck der Einheit, von der sie soviel reden, ein Mensch ist, und daß, indem sie den Despotismus in den Gesetzen aufrechterhalten, sie den Despoten vorbereiten; vielleicht auch von bedeutenden Persönlichkeiten der monarchischen Parteien, welche geneigt sind den Nutzen dieser Reformen anzuerkennen, welche aber fürchten durch deren Ausführung die Dauer der Republik zu befestigen und die Ehre und den Vortheil derselben für ihren Fürsten auf dem Thron aufbewahren möchten: — eine sehr kurzsichtige und wenig geschickte Politik, denn das hieße das Vaterland unter den Fürsten stellen, und dieser Fürst würde überdies nur nach Vollendung jener Reformen regieren und seine Dynastie erhalten können; denn er wäre ohnmächtig dieselbe auszuführen. Sie werden endlich bekämpft werden durch einen großen Theil selbst Derer welchen wir dienen wollen, und welche, an die Knechtschaft gewöhnt, mit falschen Ideen erfüllt, die Nothwendigkeit und Größe Dessen was wir für sie und das Heil Aller thun möchten nicht begreifen.

Er wendet sich an die „Männer der Ordnung", von ihnen erwartet er klare Einsicht in die Lage und einen kühnen Entschluß. Er ruft ihnen zu:

Männer der Ordnung, was wollt ihr thun um dem Schicksal zu entgehen welches euch droht? Die Dinge, die Menschen, die Institutionen gerade so wiederherstellen, wie sie vor den Revolutionen von 1848 oder 1830 oder vor 1814 waren? Und ihr glaubt daß das nicht ein Traum sei? Aber wenn ihr dazu gelangtet, würde die Zukunft gesicherter sein? Dieselben Ursachen würden dieselben Wirkungen hervorbringen, ihr kämet zu neuen, diesmal viel radicalern, schrecklichern Revolutionen.

O! ich weiß es, Viele unter euch denken an etwas Neues; sie wollen nicht mehr eine repräsentative Regierung, ein System des Geschwätzes, der Ohnmacht, der Zügellosigkeit; sie wollen einen absoluten Herrn; es scheint ihnen leicht, diesem beweglichen, wie sie glauben, gefallenen Volke nach dem heißen Revolutionsfieber bei einer allgemeinen Hinfälligkeit denselben aufzubürden. Aber es ist nicht ausreichend, nach einem Despoten zu verlangen, um ihn zu erhalten. In einer demokratischen Gesellschaft wie die unserige mit den Volksclassen, welche der Achtung vor der Autorität durch 60 Revolutionsjahre beraubt, von Ideen der Gleichheit und der Eifersucht erfüllt sind, ist nach einem fünfunddreißigjährigen Frieden, der keinem Mann erlaubt hat sich weit über alle Andern zu erheben, der Degen welchen man verlangt, wenn er existirt, noch unbekannt. Es ist viel leichter ihn zu rufen als ihn zu finden. Um diesen Degen zu haben, aus dem man einen gefürchteten Scepter machen möchte, bedürfte man großer Kriege und großer Dinge, ohne Krieg gibt es keinen Mann der Blendwerk genug hätte um aus seinesgleichen gehorsame Stellvertreter, aus seinen Mitbürgern unterwürfige Unterthanen zu machen.... Hofft ihr in einem auswärtigen Kriege Frankreich einen ruhmreichen und gefürchteten Herrn zu geben? Europa und Frankreich sind wie zwei mächtige Gegner, welche sich mit den Augen messen, aber zögern einen Kampf anzufangen, weil sie ihre Kräfte kennen und wissen daß der Tod des einen, selbst aller beiden der Erfolg des Gefechts sein kann. Wenn dieser Krieg ausbräche, würde er euch überdies nicht Das gewähren was ihr hofft, sondern Das was ihr fürchtet; da er nur mit revolutionnairen Mitteln und Ideen geführt werden könnte, so würde er den Abgrund aufschließen, der erst euch und vielleicht das ganze Vaterland verschlänge. Der Krieg würde euern Schrecken nicht einen Napoleon und seine eiserne Hand geben. Hofft ihr beliebig einen zu machen, indem ihr euch vor einem Mann oder einem Namen beugt? Glaubt ihr ihn sehr hoch zu erheben, weil ihr sehr niedrig gestellt sein würdet, und glaubt ihr daß die Masse der Nation ihn als ihren Herrn anerkennen wird, weil es euch gefiele daß er es wäre? Wenn der Ruhm ihn nicht geweiht hat, so wird er nur ein Trugbild sein welches einen Augenblick durch die Furcht geschaffen ist. Anstatt eines gefürchteten und friedenstiftenden Augustus werdet ihr nur einen ohnmächtigen Augustulus haben.

Außer der Monarchie des Rechts oder der wahren Republik, welche sich alle beide auf Ein Princip stützen und aufrichtige und uneigennützige Aufopferung als Stütze finden können, kann es durchaus nur persönliche ehrgeizige Bestrebungen geben, die, um bestehen zu können, gezwungen sind egoistische Interessen aufzurufen, habsüchtige Leidenschaften auszubeuten, die Gewissen durch Begünstigungen zum Schweigen zu bringen und zu dem Ende diese mehr und mehr in Corruption und Servilismus gestürzte Nation noch mehr zu demoralisiren.

Und wenn ihr diesen gewünschten Despoten hättet, so könnte ein Verbrechen, eine Krankheit, ein Sandkorn ihn zu euerm Schrecken fortnehmen, ihr müßtet euch von neuem in der Verfolgung eurer Ruhe abmühen.

Aber wie kann man bei einem solchen System an Ruhe glauben? Selbst Diejenigen welche daran denken und sich damit aufregen würden es bald überdrüssig werden; die Gewalt der Massen nicht gefesselt, sondern verdoppelt und durch den Versuch dieses entwürdigenden Systems aufgeregt, würde ihr Werk fortsetzen und die Explosion wäre unausbleiblich und furchtbar.

Ist Frankreich dazu bestimmt unaufhörlich zwischen zwei Geißeln, dem Despotismus und dem Aufstand, hin- und hergeworfen zu werden, in Schande und Elend mit Rom in seinem Verfall zu wetteifern? Dann freilich wird Niemand in dieser in Auflösung begriffenen Nation die Ruhe kennenlernen.

So der Verfasser. Wir wissen jetzt daß seine Mahnungen an die Männer der Ordnung, an jene Majorität welche von der zweiten Hälfte des Jahres 1848 bis gegen das Ende des Jahres 1851 die Gesetzgebende Versammlung Frankreichs beherrschte, leider ungehört, unbeachtet verhallt sind, und daß dagegen Dasjenige eingetreten ist, dessen unheilvolle Wirkungen er mit so klarem Blicke voraussah, mit so düstern Farben schilderte. Frankreich, vergebens von den Staatsmännern die seine Wahl zum Ausbau der republikanischen Verfassung durch weise Gesetze berufen hatte, das Wort der Lösung und der Rettung erwartend, hat sich Demjenigen in die Arme

geworfen, welcher ihm wenigstens für den Augenblick Ruhe und Schutz vor der gefürchteten Anarchie versprach, und hat um diesen Preis darauf verzichtet, auf dem Wege parlamentarischer und publicistischer Erörterung Reformen zustandezubringen welche seine Zukunft sicherstellen könnten.

Oder wird vielleicht das neue Kaiserthum, das Kaiserthum des Friedens, wie es sich angekündigt, zur innern Befriedigung des Landes und zur Befestigung seiner eigenen Herrschaft die Wege einschlagen welche Raudot vorgezeichnet hat? Manche wollten wirklich in gewissen Maßregeln, Aeußerungen und Verheißungen des neuen Staatsoberhaupts eine solche Richtung auf eine „neue Politik", welche nicht die alten ausgetretenen Wege wandele, erkennen, und einzelne der in der Ueberschrift angeführten deutschen Panegyriker Napoleon's III. haben geradezu von einem „System der Decentralisation" gesprochen, welches derselbe einzuschlagen im Begriff sei. Vielleicht glaubten sie dadurch das neue Regiment bei jener in Deutschland weitverbreiteten Schule in Gunst zu setzen, welche die Worte: Decentralisation! Selbstregierung! auf ihre Fahne geschrieben hat. Allein die Wortführer der gedachten Schule haben und gewiß weit richtiger erkannt: daß die natürliche und kaum zu vermeidende Consequenz der neuen Wendung der Dinge in Frankreich das gerade Gegentheil der in Aussicht gestellten Decentralisation, daß sie vielmehr Nichts als die Steigerung des Staatsabsolutismus bis zum förmlichen Staatscommunismus sein werde und sein müsse. Das hat unter Andern der Verfasser der zuletzt oben angeführten Schrift, Dietzel, zwar von einem etwas abstracten Standpunkte aus, aber in der Hauptsache doch treffend in den folgenden Worten ausgesprochen:

Absolute Gewalten werden durch die Elemente bestimmt die sie verschlungen haben. Die feudalen Könige waren wesentlich kriegerisch, weil die Aristokratie, auf deren Absorption ihre absolute Gewalt beruhte, kriegerisch war. Die Aristokratie welche durch Napoleon III. unterworfen wurde war die Geldaristokratie. Sie die jetzt der Staatsgewalt Napoleon's dienen muß, kann man nicht dem Feinde im offenen Felde entgegenstellen, aber man kann ihr Geld benutzen. Dies scheint zunächst und vielleicht auf längere Zeit der Charakter der Napoleon'schen Herrschaft werden zu sollen. Es ist der Versuch, das Geld der Bourgeoisie dem Staatszweck dienstbar zu machen, und namentlich damit einen Theil jener Hoffnungen zu erfüllen, welche die große Masse an den Urheber des Staatsstreichs geknüpft hat. Es ist der Versuch, die ökonomische, sociale Sphäre, in welcher bisher allerdings in consequenter Weise volle Freiheit geherrscht hatte (daß auch dies nur zum Theil der Fall war, haben uns die Bemerkungen Raudot's gezeigt), während alle andern Lebensgebiete absolutistisch beherrscht und beaufsichtigt wurden, ebenfalls in directere Abhängigkeit von der Staatsgewalt zu setzen. Diese Thätigkeit entspricht wesentlich dem Ursprung und der Grundlage der Napoleon'schen Gewalt. Napoleon rettete nach der officiellen Annahme und Versicherung die Bourgeoisie vor dem Communismus und verpflichtete sie dadurch zu unbegrenzter Dankbarkeit. Gleichzeitig ist er die Hoffnung der Bauern und Proletarier. Er kann nichts Anderes thun als jene Dankbarkeit benutzen, um diese Hoffnung wenigstens zum Theil und scheinbar zu erfüllen. Die Erfüllung wird nur eine scheinbare sein, denn ausgebeutet wird das Volk immer werden. Nur wird es jetzt mehr im Namen der nivellirenden Staatsgewalt geschehen, während es zuvor von den einzelnen finanziellen Feudalherren geschah. Jedes Volk, dem jene innere Spontaneität, jener Trieb der Selbstthätigkeit fehlt, wird ausgebeutet, weil es nur durch äußern Impuls in Bewegung gesetzt wird. Deshalb sagt Proudhon ganz richtig, Napoleon müsse, um die Ausbeutung aufzuheben, die Franzosen arbeiten lehren. Er hat nur übersehen daß dieser Trieb zur Arbeit und Selbstthätigkeit nicht gelehrt werden kann, sondern angeboren sein muß, und den Franzosen ist er nicht angeboren.

Ganz gewiß wird eine solche staatliche Regelung der Productions- und Arbeitsverhältnisse Frankreich auf die Dauer nicht gegen Erstarrung und Verwesung und gegen heftige Krisen schützen. Es ist einer jener vielen Versuche die in Frankreich schon gemacht worden sind, um auf künstliche Weise von oben das Leben zu erzeugen, das man nicht durch Freiheit erzeugt wissen will. Nachdem mit der Vernichtung des constitutionnellen Regiments die Staatsgewalt zu einer Allmacht gelangt ist, wie sie dieselbe noch nie besessen, muß von ihr fortan Das ausgehen was zuvor das Werk der Einzelnen gewesen war. Es läßt sich nicht leugnen daß diese Ausdehnung der Staatsgewalt auf die ökonomischen Verhältnisse ganz im französischen Geiste ist. Die Ideen welche dem Socialismus und Communismus zugrundeliegen sind echt französisch; sie haben nur durch den Schein ihrer Unvereinbarkeit mit den bestehenden Verhältnissen Anstoß erregt. Von der Staatsgewalt adoptirt und mit den vorhandenen Zuständen vermittelt verlieren sie für Franzosen das Anstößige, und erst eine vielleicht längere Erfahrung wird darthun daß auf diesem Wege Frankreich nicht zur Befriedigung gelangen wird. Jedenfalls bildet diese Thätigkeit für den Augenblick die Hauptstärke Napoleon's III.

Dietzel ist nicht der Meinung daß Napoleon III. die Politik Napoleon's I. aufnehmen werde. Seine Lage, meint er, sei eine durchaus andere. Jene revolutionnaire Energie, jene aus der tiefsten Aufwühlung aller Lebensgeister der Nation hervorgegangene Spannkraft, die dem Oheim zugebotestand, fehle ihm durchaus. Nicht der Erbe einer durchgeführten Revolution sei er, sondern der glückliche Vollender einer Contrerevolution. Dagegen habe er gerade in dem Schicksal seines Oheims den Beweis vor sich, daß selbst alle Kräfte einer revolutionirten Nation nicht im Stande seien den Kampf gegen England und Europa durchzuführen. Unmöglich könne dies Beispiel für ihn ein verlorenes sein. Frankreich könne heute nur noch im Bunde mit einer europäischen Großmacht eine politische Rolle spielen.

Wie manches Richtige auch in diesen Behauptungen des Verfassers, namentlich der letzten, liegen mag, so können wir doch seinen Erwartungen in dieser Beziehung nicht beipflichten, aus den Gründen welche wir in den beiden frühern Artikeln nach Anleitung anderer gewichtiger Stimmen für das Gegentheil entwickelt haben.

Ebenso wenig hält Dietzel eine neue Revolution, eine siegreiche wenigstens, in der nächsten Zukunft und überhaupt so lange für wahrscheinlich, bis nicht diese neue Staatsthätigkeit durch praktische Erfolglosigkeit gänzlich ad absurdum geführt sei. Eine solche könne in dem heutigen Frankreich nur noch von dem Vierten Stande ausgehen. Eine Erziehung des Volks zur Freiheit in friedlichem Wege durch eine vorübergehende Dictatur sei ebenso wenig glaubhaft als eine Decentralisation

Frankreichs, welche doch die nothwendige Vorbedingung jeder wahren Freiheitsentwickelung sein müßte. Eine solche wirkliche, nicht blos scheinbare Decentralisation müßte Frankreich mit Gewalt aufgezwungen werden, denn sie wäre der gerade Gegensatz von dem Frankreich welches bisher existirte, das Grab der nationalen Ruhmsucht, der verpönte Föderalismus und die Germanisirung Frankreichs.

Man kann die Centralisation vielleicht vernichten, aber dann hört Frankreich, d. h. der französische Staat, auf. Jedem Staate ist ein Gang vorgezeichnet den er verfolgen muß. Der Gang den der französische Staat aus dem romanischen Volkswesen heraus verfolgte bestand darin, die Centralisation fortwährend zu steigern und aus einer freiheitlichen Reaction gegen dieselbe nur die Kraft zu schöpfen, um den einen Augenblick unterbrochenen Gang aufs neue und mit erhöhter Energie aufzunehmen. Der Charakter des Romanenthums ist die Stagnation, und es erscheint vollständig unmöglich, auf anderm Wege Leben in den Staatskörper zu leiten, als entweder durch mechanische Einwirkung des Auslandes, d. h. durch Invasion, oder durch neue Revolutionen. Für diese ist aber die Centralisation unerlaßliche Bedingung, und der Instinct der natürlichen Selbsterhaltung wird es daher den Franzosen unmöglich machen, die Centralisation aufzuheben, wenn auch nur die jeweilige opponirende und conspirirende Partei es offen eingesteht daß die Centralisation hauptsächlich um der revolutionnairen Verjüngungen willen nothwendig sei.

In einem Lande wie Frankreich ist die Republik die Dictatur, und sie muß es sein. Es erscheint als eine Thorheit auch nur die Möglichkeit zu statuiren, daß in dem centralisirten und einheitlichen Frankreich die Republik jemals in einer andern Gestalt auftreten könnte. Wer die Geschichte Frankreichs, die Richtung die der Volksgeist nicht in einem Menschenalter, auch nicht in einem Jahrhundert, sondern durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch mit innerer historischer Nothwendigkeit verfolgt hat, mit einiger Aufmerksamkeit würdigt, kann sich darüber auch nicht den leisesten Zweifel gestatten. Alles was von freitheitlichen Elementen in Frankreich sich geltendmachte, war in allen Jahrhunderten germanischen Ursprungs; der romanische Volksgeist hat niemals aufgehört gegen sie zu reagiren, und er hat es stets mit Erfolg gethan. Anzunehmen daß der Volksgeist diese Richtung plötzlich mit der ganz entgegengesetzten vertauschen, sich germanisiren und amerikanisiren werde, ist mehr als ein denkender Mensch auf sein historisches Gewissen nehmen könnte. Der 2. December 1851 ist Nichts als der letzte Act der Reaction des romanischen Geistes gegen die durch die Invasion eingeschleppten germanischen Existenzen und die Rückkehr zu dem vorläufig adäquatesten Ausdruck allgemeiner égalité, dem Kaiserthum, das um so natürlicher sich darbot, als die große Masse des sinnlichen und auf der niederſten Bildungsstufe stehenden Volks die Erinnerung an den Kaiser, der die Söhne Frankreichs auf allen Schlachtfeldern Europas millionenweise einer Chimäre opferte, mit Vorliebe und Begeisterung pflegt, und es allezeit liebt, der unruhigen und die Provinzen tyrannisirenden Hauptstadt einen Herrn zu setzen. Es ist ein Act, dessen Nothwendigkeit nicht blos durch die Geschichte seit der Revolution, sondern durch die ganze französische Geschichte erwiesen ist, und der die Revolution gleichsam auf sich selbst zurückführt, nachdem sie durch fremden Zusatz in ihrem Wesen alterirt worden. Es ist ein Act welcher der Rückentwickelung aus dem Germanenthum zum römischen Absolutismus, zur unumschränkten Herrschaft der Form über die Freiheit das Siegel der Vollendung aufdrückt.

So kommt Dietzel zu der für das französische Volk allerdings wenig schmeichelhaften und dessen stolzen Hoffnungen von der „geschichtlichen Mission Frankreichs" wenig entsprechenden Schlußfolgerung:

Was die Frage über die Zukunft Frankreichs betrifft, so ergibt sich im Wesentlichen die Alternative, daß entweder eine materielle Einwirkung des Auslandes aufs neue die Alleinherrschaft des Romanenthums stürzen und durch Zurückführung germanischer Institutionen dem Staatskörper neues Leben mittheilen, ihn aber auch zugleich vom Auslande abhängig machen, oder daß in einer längern Periode nach eingetretener Erstarrung und Stagnation unter der geistigen Einwirkung des freien Auslandes alles gesundere Leben in die untern Regionen sich zurückziehen und noch ein mal in einer revolutionnairen Eruption eine Regeneration des Staatskörpers versuchen werde. Welcher von beiden Fällen eintreten mag, Frankreich als Staat ist an der Grenze seines Daseins angelangt, und welche Erschütterungen ihm auch noch bevorstehen oder von ihm ausgehen mögen, sie werden nicht im Stande sein, ihm zu einer gesunden und friedlichen Entwickelung zu verhelfen.

Diese Ansichten von der Zukunft Frankreichs kommen nahezu mit denen überein welche wir beim Verfasser der „Limites de la Belgique" antreffen. Dieser schlägt, wie wir sahen, vor, Frankreich zu zerstückeln, die nördlichen Theile, in denen mehr gesundes germanisches Blut sei, von den im Romanismus und dem aus diesem erzeugten Staatsabsolutismus und Communismus untergegangenen südlichen Theilen loszureißen, diese letztern aber, auf sich beschränkt und der Kräfte welche sie jetzt fortwährend aus jenen nördlichen Gebieten zögen beraubt, sich in sich selbst verzehren und austoben zu lassen. Aber ist es nicht ein trostloser Gedanke daß ein so schönes, von der Natur so reich gesegnetes, für jeden Zweig der Cultur so günstig gelegenes und in aller Weise so befähigtes Land wie Frankreich mit einer lebhaften, geistig erregbaren, durch viele glänzende Eigenschaften ausgezeichneten Bevölkerung einer so furchtbaren Alternative: innere Auflösung oder Unterjochung von außen, rettungslos entgegengehen sollte? Allerdings scheinen fast alle Vorgänge der neuen und neuesten Geschichte auf eine solche traurige Lösung des Drama, welches Frankreich vor den Augen des erwartungsvoll zuschauenden Europa aufführt, hinzudeuten, und der günstigen Zeichen welche eine glücklichere Wendung der Verhältnisse noch als möglich erscheinen lassen sind nur wenige. Allerdings hat der ganze Entwickelungsgang des französischen Staatswesens und des französischen Geistes von früh auf den Grund zu diesen Verbildungen des erstern wie des letztern gelegt, an welchen wir Frankreich schwer und, wie es Vielen scheint, hoffnungslos siechen und dahinwelken sehen; wie schwer es aber sei solche tiefgewurzelte geschichtliche Verbildungen rückläufig zu machen, davon haben wir ja an unserer eigenen nationalen Geschichte leider ein nur zu schlagendes Beispiel. Allerdings liegt in dem galloromanischen Volkscharakter und in den Traditionen einer überlebten Weltepoche, an denen dieser Charakter sich herangebildet, etwas was den Bedingungen und Formen der modernen Freiheit und der modernen Cultur sich viel schwerer zu fügen scheint als der germanische Geist, der in diesen Formen und Bedingungen wahrhaft nur die Lebens-

äußerungen seines eigenen innersten Wesens erkennt. Dennoch möchten wir diesen Gegensatz der Nationalgeister in so abstracter Schroffheit und Unversöhnbarkeit nicht geltendmachen, wie Dietzel es thut, wir können uns nicht überzeugen daß mit dem romanischen oder germanischen Typus den betreffenden Racen gleichsam eine unverlöschliche Signatur und Anweisung aufgedrückt sei, der einen zur Knechtschaft, der andern zur Freiheit, der einen zur immerwährenden Unruhe und Marklosigkeit, der andern zur Ordnung und Selbstbeherrschung, der einen zur culturzerstörenden Eroberungssucht, der andern zur friedlichen, civilisatorischen Thätigkeit. Wir leugnen die tiefe Gewalt welche der angeborene Racencharakter auf ganze Nationen übt ebenso wenig, wie wir den Einfluß angeborener Anlagen und Neigungen auf den Bildungsgang des Individuums leugnen. Allein wie wir in der Pädagogik keine unaustilgbaren Anlagen, keine schlechthin fatalistischen Prädispositionen, keine absolut unheilbare „Erbsünde" anerkennen, so können wir auch in der Völkergeschichte — dieser Pädagogik im Großen — keinen Prädeterminismus der angegebenen Art gelten lassen, denn es hieße das auf die menschliche Freiheit, auf die Bildungs- und Umbildungsfähigkeit der großen Völkerindividuen, auf die bildende und umbildende Macht des allgemeinen Culturprocesses der Menschheit Verzicht leisten! Schwer, das geben wir zu, wird es dem französischen Volke werden, einen Bildungsgang, an welchem Jahrhunderte gearbeitet, in welchen es sich mit allen seinen angeborenen und angewöhnten Neigungen, Leidenschaften, Talenten so ganz hineingelebt hat, rückzubilden, selbst vorausgesetzt daß es zu der Erkenntniß und Ueberzeugung durchdringe, dieser Bildungsgang sei falsch und für sein wahres Wohlbefinden unheilvoll gewesen. Nur die Unmöglichkeit, die absolute, gleichsam prädeterminirte Unmöglichkeit einer solchen Rückbildung können wir nicht zugeben. Wir würden damit zugleich unserer eigenen Nation das schmerzlichste Verdammungsurtheil sprechen, denn auch wir haben ja viel und Schweres rückzubilden, bevor wir zu befriedigenden Zuständen im Innern und nach außen gelangen können. Gern vernehmen wir daher einen andern Ausspruch aus competentem Munde, den Ausspruch eines unserer gefeiertsten Historiker, der zwar die Gegenwart Frankreichs in nicht minder düsterm Lichte erblickt als Dietzel, aber an dessen Zukunft doch nicht ganz so entschieden verzweifelt. Gervinus in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" faßt die Charakteristik des französischen Volks, wie es sich bisher gezeigt hat, und die Prognose Dessen was demselben auf dem eingeschlagenen Wege bevorsteht in den folgenden treffenden Sätzen zusammen:

> Frankreich sahen wir seit Jahrhunderten zwischen germanischen und celtoromanischen Elementen hin und her getrieben, schwankend zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen Religion und Freigeisterei, zwischen Aberglauben und Unglauben, zwischen Roheit und Ueberbildung, zwischen Rückbleiben und Voreilen. Im Staate grenzen seine Zustände bald an Absolutie, bald an Anarchie; es sucht immer ein Heil von oben, wo es nur von unten kommen kann, und eine Abhülfe von unten, wo sie aus dem Ganzen kommen sollte. Es hegt despotische Ordnungen unter jeder Regierungsform und übt dagegen den Brauch der Empörung wie ein Recht. Es ist nicht beständig zur Monarchie, nicht ausdauernd zum Ausbau constitutionneller Einrichtungen, nicht vorbereitet zur Republik. Die jüngsten Schulen seiner Bewegungsmänner schwanken in ihren Neigungen ganz so wie die Geschichte Frankreichs im Großen, immer wechselnd in den Extremen die sich berühren, immer im seltsamsten Widerspruche zwischen Mitteln und Zwecken. Sie gefährden die Freiheit mit dem Uebermaß der Gleichheit und die Gleichheit mit dem Unmaße der Freiheit. Sie verrathen überall ebenso viel Haß als Bedürfniß der Autorität. Sie suchen ein übergroßes Maß der Freiheit und unterwerfen zuletzt Alles einer neuen römischen Dictatur oder Papate. Ihr Wahlspruch ist: Alles durch das Volk, ihre Praxis: Nichts für das Volk. Sie wollen alle Staatsordnungen auflösen und bedürfen dazu einer Staatsgewalt größer als die spartanische gewesen ist. Sie zielen auf nie gesehene Fortschritte und wollen sie erreichen, indem sie auf communistische Zustände hinstreben, wie sie barbarischen Völkern eigen sind, wie sie in Rußland und Aegypten bestehen. Sie verkünden die Brüderlichkeit und bekämpfen, was selbst der Wilde schützt, Eigenthum und Familie. Sie führen das Christenthum im Munde und feiern die Orgien der Mord- und Raubsucht. Sie wollen eine neue und ewige Ordnung der Dinge gründen mit rohen Straßenaufläufen. Sie waffnen sich mit allen großen Ideen und entehren sich mit allen niedrigen Lastern. Sie wollen die große Kluft zwischen der mangelhaften Wirklichkeit und dem möglichen Bessern überschreiten und denken sie auszufüllen, indem sie den Dunst unmöglicher Chimairen hineingießen. Bei diesen Zuständen ist es unter den tonführenden Männern Frankreichs selbst ein Streit, ob die Nation noch gesund und jugendlich an Kräften ist, wie Lamartine behauptet, oder ob die Mirabeau und Barnave, die Napoleon und Lafayette Recht haben, die, wie Guizot sagt, zuletzt Alle an der Zukunft Frankreichs, wie eines alternden Körpers, verzagten. Es steht in Frage, ob Frankreich, wie Italien zu Machiavelli's Zeit, unter den schweren politischen Fluch fallen wird, daß es in jenem Geiste den Nichts zufriedenstellt nicht fähig sei zum Gehorsam und nicht fähig zur Freiheit. Es muß sich entscheiden, ob es den germanischen Ordnungen, die ihm allein eine gesetzte und sichere Freiheit verschaffen können, nachkommen wird, oder ob es trotz der ungeheuern Opfer seiner Revolutionen in die romanische Stagnation zurücksinken soll, aus der sich Spanien und Italien jetzt loszuringen scheinen. Und von dieser Entscheidung hängt ein Großes, man darf sagen, Alles ab für die ruhige und geordnete oder wilde und stürmische Abwickelung der laufenden Geschichte.

Dem stimmen wir vollkommen bei, nur der Uebergang zu germanischen Institutionen und Anschauungen kann das französische Volk aus dem ewigen Cirkel zwischen Despotismus und Revolution, in dem es sich bislang ruhelos umgetrieben, erretten. Und eben darum begrüßen wir mit so großer Freude die Naudot'sche Schrift als ein Anzeichen, wenn auch vielleicht noch ein vereinzeltes, von dem Entstehen einer neuen politischen Schule in Frankreich, welche, wenn sie sich zu einiger Bedeutung und Geltung hindurchzuarbeiten vermöchte, mit der Zeit — wenn auch nur langsam und allmälig — das Nationalbewußtsein der Franzosen und durch dieses das politische System und die Einrichtungen des Staats in einem nicht für Frankreich allein, sondern für ganz Europa wohlthätigen Sinne umzugestalten verspräche. Denn erst wenn Frankreich zu einer befriedigenden Entwickelung in sich gelangt wäre — was es aber nicht kann, solange es nicht sein gegenwärtiges Staatsprincip,

das Princip strengster Centralisation, vollständig aufgibt und an dessen Stelle das Staatsprincip der germanischen Völker, die freie Bewegung und Selbstregierung der Individuen, der Gemeinden, der Bezirke und Provinzen setzt —, dann erst wird es aufhören die „Ruhestörerin Europas“ zu sein. Freilich wird es sich aber auch bescheiden müssen, dann nicht mehr „die Initiative des Fortschritts und der Civilisation Europas“ in seiner Hand zu tragen und die andern Nationen gleichwie seine Trabanten mit seinem Lichte zu erleuchten. Aber die allgemeine Cultur und die wahre Freiheit wird nur dabei gewinnen, wenn die Völker Europas aufhören auf Frankreich als auf das Vorbild oder doch den Erreger ihrer freiheitlichen Entwickelungen zu sehen. Und hier befinden wir uns wieder der Hauptsache nach in vollkommenster Uebereinstimmung mit Dietzel, wenn er unter specieller Bezugnahme auf unser Vaterland sagt:

Gelangt Deutschland zu einer seinen nationalen Bedürfnissen entsprechenden, seiner nationalen Entwickelung günstigen Einigung, zu einer gesunden Entfaltung seiner materiellen und geistigen Kräfte, befreit es sich aus der Lage in welcher es blos Mittel für gewisse Zwecke ist, in welcher man seine Kräfte nur für fremde Zielpunkte benutzen und vergeuden will, dann werden jene Krisen welche der französischen Zukunft vorbehalten sind nach außen von geringer Wirkung sein. Was der französischen Revolution ihre große Bedeutung und ihre Energie gegeben hat, das war das mehr oder weniger berechtigte Bewußtsein daß sich Frankreich damit an die Spitze des ganzen festländischen Fortschritts stelle, daß es gleichsam den ganzen Continent aus seiner Erstarrung erlösen und zu neuem Leben aufrütteln werde. Hat sich auf dem Continent, also in Deutschland, ein gesundes nationales Leben entwickelt, das in sich selbst, in der Freiheit der Bewegung die Kraft zur Heilung der Unvollkommenheiten und Mängel, zur Lösung politischer und gesellschaftlicher Schwierigkeiten trägt, ist es in Frankreich ebenso wenig mehr möglich, an seine Mission zur Befreiung der Völker zu glauben, als überhaupt zu wähnen daß es eine Stellung an der Spitze des europäischen Fortschritts zu vertheidigen habe, so wird in Frankreich als Staat wahrscheinlich ein langsames Siechthum sich einstellen, das mit dem Aufblühen und der wachsenden Bedeutung Deutschlands gleichen Schritt halten wird, und der Schwerpunkt Europas wird endlich dahin zurückkehren, von wo das neue Leben einst ausgegangen ist, nachdem der Primat lange Jahrhunderte hindurch von den Völkern usurpirt worden welche durch die germanische Kraft ihr erstorbenes Dasein wieder aufgefrischt hatten.

Für die deutschen Parteien ohne Unterschied und für die deutsche Zukunft kann keine Erkenntniß wichtiger sein als die der französischen Staatsentwickelung und der unerbittlichen innern Nothwendigkeit, welche darin waltet und uns einen sichern Blick auch in die Zukunft eröffnet. Wenn für Deutschland noch irgend ein Heil ist, so kann es nur aus der richtigen Auffassung der Stellung kommen, in welcher Deutschland und das Germanenthum der römischen Welt und Frankreich insbesondere gegenübersteht. Wir haben den jetzigen Zeitpunkt, in welchem Frankreich seinen Zauber gutentheils eingebüßt zu haben scheint, für geeignet gehalten, um unsern Landsleuten in Kürze den Gang der französischen Staatsentwickelung, wie er aus den gegebenen Elementen mit Nothwendigkeit resultirt, darzulegen, und wir werden uns für reichlich belohnt halten, wenn einige Deutsche, nachdem sie diesem Proceß gefolgt und das Ziel dem er zuführen muß ins Auge gefaßt, von unklarer Bewunderung und noch unklarern Hoffnungen mit einigem nationalen Selbstgefühl zum Glauben an ihr eigenes Volk zurückkehren, dem selbst in seiner jetzigen Lage durch eine Vergleichung mit dem französischen bitteres Unrecht zugefügt würde.

Wenn wir früher die Raudot'sche Schrift als ein bedeutungsvolles Ereigniß für den Stand des politischen Bewußtseins in Frankreich bezeichnet haben, so müssen wir dies in gewisser Beziehung von der Dietzel'schen für Deutschland sagen. Dietzel gehört zu den entschiedensten Demokraten, wie seine frühere Schrift „Deutschland und die abendländische Civilisation“ bezeugt. Wir dürfen also seine Anschauungen von der französischen Staatsentwickelung für ein Anzeichen halten (und es ist dies nicht das einzige) daß die demokratische Partei in Deutschland von ihrer frühern Vorliebe für Frankreich und französische Freiheitsideale je mehr und mehr zurück und zu der Ansicht gekommen ist, wie nur in einer der englischen ähnlichen Entwickelung das wahre Heil und die wahre Freiheit Deutschlands zu finden sei. Es gab eine Zeit wo mindestens ein großer Theil unserer Demokratie nicht so dachte, vielmehr alles Heil von Frankreich erwartete, auf Frankreich als auf den einzigen Hort der Freiheit und Civilisation hinblickte. Selbst manche unserer frühern Liberalen waren in einem ähnlichen Vorurtheile befangen. Tieferes Eindringen in das Wesen der Verhältnisse, vorallem aber die Ereignisse der letzten Jahre haben einen mächtigen Umschwung der Ueberzeugungen in diesem Punkte bewirkt. Man hat sich in demselben Maße mit den englischen Zuständen befreundet und vertraut gemacht, wie man sich von den französischen enttäuscht und angewidert abwandte. Wir halten dies für eine äußerst günstige Wendung in der Entwickelung unsers politischen Geistes, für den hoffnungsreichen Anfang einer größern Klarheit und Gemeinsamkeit der bisher so vielfach gespaltenen oder in sich selbst unklaren Bestrebungen für Herbeiführung befriedigenderer Zustände unsers nationalen Lebens. 72.

Reisebilder aus dem Morgenlande von Fr. Dieterici. Zwei Theile. Mit einer lithographirten Karte. Erster Theil: Aegypten. Zweiter Theil: Sinai, Petra, Palästina. Berlin, Wiegandt und Grieben. 8. 3 Thlr.

Diese Reisebilder wurden vor fünf und sechs Jahren im Morgenlande aufgenommen und ihre Treue wird durch die wissenschaftliche Bekanntschaft des Verfassers mit den Sprachen des Orients verbürgt, die ihn natürlich das Leben und den Geist des Morgenlandes genauer erkennen und verstehen ließ als die vielen Touristen, welche ohne diese Vorbildung dorthin gehen und doch mit langen Beschreibungen des von ihnen Gesehenen und Erlebten zu uns zurückkehren.

Dieterici hat längere Zeit in Aegypten und Palästina zugebracht und daher mehr als viele Andere Gelegenheit gehabt das Leben und Treiben ihrer Bewohner genau zu beobachten, weshalb wir seine „Reisebilder“ als einen willkommenen Beitrag zu unserer Kenntniß des Morgenlandes begrüßen. Er verließ im November 1847 auf einem französischen Dampfschiff den Hafen von Marseille und reiste ohne Aufenthalt über Malta nach Alexandrien, wo er nach siebentägiger ruhiger Fahrt ankam. „Diese Stadt gewährt durchaus den Eindruck einer neuen europäischen Stadt unter Afrikas Himmel. Regelmäßig

gebaute Häuser, ein großer Platz in der Mitte von dem die Straßen auslaufen, in diesen schöne Equipagen, fast Alles europäisch gekleidet, sodaß wenn uns nicht einige lärmende Esel- und Kameeltreiber aus unsern Träumen rissen, wir glauben möchten uns in einer europäischen Stadt zu befinden." Wozu hätte da unserm Reisenden ein langer Aufenhalt in dieser halb europäischen, halb afrikanischen Stadt nützen sollen? Deshalb verließ er Alexandrien schon nach wenigen Tagen und bestieg ein Schiff das ihn durch den Kanal Mahmudyje, der bei Alfe sich vom Nil abzweigt, zum Nil und auf diesem nach Kairo brachte. Mag dieses ägyptische Athen auch unendlich viel von seinem alten Glanze und seinem frühern Rufe verloren haben, die noch übrigen Reste vergangener Schönheit bieten noch immer Interessantes genug um Kairo eines längern Aufenhalts für werth zu halten. Theils um dieses historischen Interesses willen, theils um bei einem Scheikh Unterricht im Arabischen zu nehmen, ließ sich Dieterici hier auf längere Zeit nieder. Einer seiner ersten Besuche galt dem Scheikh, zu dem wir ihn begleiten wollen. „Die schwerfällige Hausthür ist nur mit einem Holzschloß geschlossen; man öffnet dieselbe und ein dunkler Eingang nimmt uns auf. Hier sitzt auf einem Korbgeflecht eine dunkle Gestalt, nur mit einem blauen Hemd bekleidet. Dies ist ein Berber, die man gewöhnlich wegen ihrer Ehrlichkeit und trägen Ruhe zu Thürwächtern wählt. Sobald er uns eintreten sieht, wirft er uns aus seinen dunkeln Augen stechende Blicke zu und einem Kettenhund ähnlich knurrt er uns unverständliche Worte entgegen. Wir geben unsern Wunsch zu erkennen den Scheikh zu sprechen. Nun ruft er einem andern schwarzen Diener einige Worte zu, und bis derselbe von oben herab die Antwort bringt, müssen wir geduldig im dunkeln Vorflur dieser Hausfeste verweilen. Dann erscheint der Diener und führt uns durch den Flur; wir treten in einen kleinen viereckigen Hof, dessen entgegenstehende Hälfte in einer Höhe von etwa 15 Fuß mit dichtem Laube überdeckt ist. Ueber diesem Laubdach sind die Fenster vom dichtesten Holzwerk, hinter welchen das Frauengemach, das Heiligthum im Hause. Die Treppe führt uns nach dem vordern Theil des Hauses. Hier finden wir ein großes, geräumiges, aber ganz leeres Zimmer, in dem nach der einen Seite hin um eine Stufe höher ein Alkoven sich ausmündet. Rings herum an den drei Wänden befinden sich Divane ganz niedrig über dem Boden. Der Raum zwischen diesen ist mit einem Teppich bedeckt, auf dem in der Mitte die dampfende, sprudelnde Wasserpfeife steht, von welcher der Schlauch sich bis zu dem in einer Ecke des Divan hockenden, ehrbaren Scheikh hinzieht. Der ehrwürdige Hausbesitzer ist in sein herunterwallendes Oberkleid von Tuch gehüllt, einen vorn ganz aufgeschnittenen Rock, der nur oben auf den Schultern und dem obern Theil der Aermel am Leibe anliegt. Sein Fuß ist nackt, denn die Schuhe hat er vorn an der Steinschwelle gelassen. Sein kahlgeschorenes Haupt ist nur mit einem weißen Mützchen bedeckt, während der Turban neben dem Divan auf einem kleinen Sessel liegt. Ein gelbliches Gesicht mit langem schwarzem Bart schaut uns entgegen und die großen, schwarzen Augen unter schöngezogenen Brauen scheinen den Fremden genau zu erforschen. Seine Figur ist schlank und erhaben. Gleich beim ersten Blick sehen wir daß wir mit einem überlegenden, ruhigen Orientalen zu thun haben."

„Die einige Augenblicke dauernde Augensprache zu brechen, beginnen wir mit dem Gruße: «Dein Tag sei ein glücklicher!» Kaum nimmt der würdevolle Mann die Pfeife aus dem Munde, um zu sagen: «Tafaddal!» (Lasse dich nieder!) Sogleich wird der Diener beordert einen Tschibuk und Kaffee zu bringen. Nach einigen Minuten stillen Schweigens beginne ich mein Gesuch ihm vorzutragen, da ich gekommen bin um durch arabisches Studium bei ihm an den Gebilden der Poesie mich zu ergötzen. «O Scheikh, ich bin gekommen von weit her, um mich an dem Sprudeln deines Geistes zu lechzen!» «Ich danke dir. Woher kennst du mich?» «Der Stern deiner Weisheit ging auf in strahlendem Glanz, zu leuchten über den Orient und Occident. Siehe, ich will stehen als ein Schüler des Abendlands vor dir, damit du mir mit der Kraft deiner Worte die schönen, aber für mich welken Blumen eurer Dichtung belebst.» «Liebt ihr Franken denn die Dichtung?» «Auch wir sind Verehrer der Dichtkunst und die Kurzweil der Verse ist unsere schönste Freude.» «Aber anders ist die Blume der Dichtung im Osten und anders im Westen. Wird dir verwöhntem Städter auch die arabische Wüstenblume gefallen?» «Ich weiß, die Dichtung ist der Codex der Weisheit dem Araber, und der Sproß der Poesie erblüht in allen Landen. Doch die Schönheit geistiger Blumengefilde kann nur Der erkennen der ihre Heimat kennengelernt; darum bin ich zu dir gekommen, denn du bist ein Wärter solcher Gärten. Wir verehren im Abendlande die Dichtung des Morgenlands. Hat nicht de Sacy uns den Hariri gedruckt, um die Perlenstickerei des Abu Seid uns zu lehren?» «Fürwahr, reine Perlen hat Hariri zusammengereiht in seinem Redeschmuck; doch sie zu verstehen mußt du die grammatischen Grundsäulen der Sprache erst betrachten. Das Leben ist ein Pfad durch Dornen, steile Felsen und Blumengefilde. Die Wissenschaft ist ein Abbild des Lebens. Du kannst nicht eintreten in die unvergleichlichen Gärten der Poesie, hast du nicht vorher den steilen Dornpfad der Grammatik durchwandelt. Darum will ich dich lehren die Grundpfeiler der Grammatik, damit dein Geist gestärkt werde zu wandeln in der Dichtung Garten.» «Bei meinem Haupt! Du hast Recht. Mag des Scharfsinns Roß mich schnell die steilen Pfade hinantragen.» «Sage mir, du bist Christ von Rom oder von England?»*) «Ich bin von England.» «Das freut mich; denn die von Rom meinen, Gott habe einen Sohn. Sie sind Ungläubige; Gott erzeugt nicht und wird nicht erzeugt.» Es war vergebliches Bemühen das Verhältniß des Vaters und Sohnes auf mehr geistige Weise ihm klarzumachen; er erwiderte stets ein «abadan!» (Nimmer!) Ich rauchte noch mehre Züge aus dem dampfenden Tschibuk, berührte mit der Hand meine Brust, meinen Mund und meine Stirn, d. h. mein Herz, meine Worte und meine Gedanken sind dir geweiht, und stand auf."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir unsern Reisenden auf allen seinen Wanderungen und Besuchen in Kairo begleiten, von wo ihn die 1848 ausgebrochene Cholera auf einige Zeit vertrieb. Diese Seuche trat damals in so furchtbarem Grade auf daß ungefähr 50,000 Einwohner ihr erlagen. Diese enorme Zahl, das Sechstel der Bevölkerung von Kairo, wird um so leichter erklärbar, als gerade zur Zeit ihres Auftretens der Ramadhan gefeiert wurde. „Man denke sich nun die Macht des Aberglaubens. Der Ramadhan begann dieses Jahr Anfang August bei einer Hitze von 30 — 35° R.; doch in der ganzen Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang kommt weder ein Schluck erfrischenden Wassers noch kühlender Speise, ja nicht einmal der hier so vielgeliebte Tabacksrauch über die lechzenden Lippen der Mohammedaner. Vierzehn Stunden hindurch wird der Körper durch Hitze und Arbeit geplagt, doch der Gehorsam gegen das Gesetz läßt sie enthaltsam am Wasser vorübergehen, denn es folgt bitterer Vorwurf und große Schmach der Uebertretung auf dem Fuße, ja der Verlust des Paradieses steht dem geängsteten Herzen drohend bevor. Kaum hat daher der Muëddhin hier den Sonnenuntergang von dem Minaret verkündet, als auch das Volk den halbverschmachteten Magen überfüllt. Dazu bedenke man daß gerade jetzt die Zeit war in der das arme Volk sich meistens von Wassermelonen und Gurken nährt; ferner daß jetzt gerade der Nil seine Wogen hoch aufschwellte und alle Fluren überflutete und daß diese Fluten die Luft mit Wasserdämpfen und feuchter Hitze erfüllten, die auch sonst in dieser Zeit gar Manchem das Grab gräbt." Und zu all dem Elend kam noch die träge Ruhe der Araber, die sich ruhig in die Arme der Vorsehung warfen. Foderte man sie auf den Kranken beizustehen, so sagten sie nur: „Mâ aleih

---

*) Die Orientalen verstehen unter einem englischen Christen einen Protestanten.

kullun mukadder" (Was liegt daran, Alles ist vom Schicksal bestimmt).

Galt es aber einen der Gestorbenen zu beklagen, dann brach der Schmerz in wüthendem Klagegeschrei hervor, das Tag und Nacht die Straßen erfüllte. „Ich lag selbst nach einem Choleraanfall mehre Tage am gastrischen Fieber darnieder; ganz allein mit meinem arabischen Diener, der eher geschaffen war ein Kameel abzuwarten als einen Kranken zu pflegen. Tag und Nacht von diesem grillenden Klagegeschrei umgeben, habe ich selbst empfunden welch gräßlichen Eindruck diese Barbarei auf einen Kranken macht, da dies Geschrei stets den Schlaf von den müden Augenlidern verscheucht." Die Aerzte riethen Dieterici sich von den nachtheiligen Folgen seiner Krankheit durch eine Nilreise zu erholen, und so bestieg er denn eine gemiethete Barke und reiste stromaufwärts nach Oberägypten und Nubien bis zu den zweiten Katarakten. Eine der eigenthümlichsten Episoden dieser Reise ist unstreitig eine Zusammenkunft unsers Reisenden mit einigen Awâlim, d. i. Mädchen die der Dicht- und Tanzkunst kundig sind. Dieselbe fand in Tachta in Oberägypten statt, wo ein mehrtägiger Aufenthalt durch widrigen Wind und Mangel an Proviant geboten war.

„Zwei meiner Bootsleute", erzählt Dieterici, „brachten mich in ein freundliches Haus, und nachdem ich eine Treppe hinaufgestiegen war, setzte ich mich auf einen niedrigen Divan nieder. Die Diener des Hauses brachten mir die dampfende Wasserpfeife und bald trat ein schönes Mädchen ein. Die hohe schlanke Figur bewegte sich trippelnden Ganges herein. Auf ihrem Haupte war ein kleiner Terbusch und unter dieser Kopfbedeckung quoll das schwarze Haar hervor, das in kleinen Zöpfen geflochten über die Schulter hing. Ihr ovales Antlitz war von mehr gelblicher Farbe. Unter den schöngezogenen Augenbrauen funkelten zwei große schwarze Augensterne mir entgegen. Die Gesichtsbildung war von einer sanften Schönheit, eine wohlgeformte Nase, ein kleiner Mund, ein wohlgerundetes Kinn, vereint mit der hohen Figur, machten einen angenehmen Eindruck auf den Beschauer. Ein glatt angelegtes Mieder umhüllte den Oberkörper, doch that es den natürlichen Formen des Körpers keinen Zwang an, es war vorne über die Hüften zugeknöpft, ließ aber weiter oben offen den wohlgewölbten Busen sehen. Weite buntgestreifte seidene Beinkleider waren um den Mittelleib und an den Knöcheln festgebunden, und ein leichter gelber Schuh zeigte genau die Formen des Fußes. Die beiden Kleidungsstücke wurden durch einen schöngestickten Shawl, der lose um die Hüften geheftet war, verbunden. Auf meine Frage wie sie heiße, antwortete sie, nachdem sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Divan niedergesetzt hatte: «Ich heiße Subeide», (d. h. die Geschmückte). «Du bist die Geschmückte», fuhr ich fort, «bist du die Geschmückte mit funkelndem Edelgestein oder mit der sanften Perle? Oder bist du die Geschmückte unter den Schönheitsblumen der Sehnsucht?» Subeide: «Mit den Blumen der Liebe bin ich geschmückt und suche zu reihen die Perlen der Dichtung.»"

„Es trat jetzt ein anderes Mädchen ein die in ihren Zügen noch größere Jugend verrieth, die auch schüchterner auftrat und in deren zierlichem Gesichte eine sanfte Wehmuth sich zu verrathen schien. Als sie eintrat, begrüßte ich sie, ließ sie niedersetzen und fragte nach ihrem Namen. Ihr Name war Suchra. Suchra aber bedeutet die Knospe. Ich knüpfte wieder an ihrem Namen an. «Bist du die Knospe der Narcisse oder der Rose?» «Ich bin», erwiderte sie, «die Knospe einer Rose die ohne Stachel ist.» «Doch», erwiderte ich, «eine Knospe muß im Garten bleiben bis sie erblüht, wer hat dich denn so früh gepflückt und dich der sorgenden Hand des Gärtners entführt?» Ihr großes Auge schien sich trübe zu umhüllen und nach einigen Augenblicken erwiderte sie: «Die Stürme der Liebe.» Noch ein drittes schönes Mädchen trat ein, freilich mit etwas freierer Miene. Ihr Name war Lulu, d. h. die Perle. Das im Arabischen so naheliegende Wortspiel: (am lulu li) «Gehört die Perle mir», ward passend beantwortet mit: (ja sidi la la) «O Herr, nein, nein.» Jetzt verlangte die Damengesellschaft von mir zu ihrer Erheiterung Aragi, d. h. Branntwein. Eine große Flasche erschien und verschwand mit reißender Schnelligkeit. Wol konnte ich die Bemerkung zur Suchra nicht unterdrücken, daß dies das erste mal sei daß ich eine Rosenknospe mit Branntwein tränke und daß eine Blume gar bald bei einem so feurigen Getränk verblühen müsse. Dennoch aber verlangte man eine zweite Flasche. Nachdem man sich gehörig inspirirt, fing man an dem Gesang zu huldigen. Der Inhalt der Verse selbst war etwas besser als der Vortrag und die unmusikalischen, mit der obersten Kehle gefaßten und durch die Nase gesummten Töne, jedoch etwas stark aufgetragen, ungefähr in folgender Weise:

> O Fremdling, der du kommst aus fernem Land,
> Mein Aug' erspähte dich am Stromesrand,
> D'rum laß den Arm um deinen Nacken schmiegen,
> Dein traurig Haupt an meinem Busen wiegen.
>
> Tritt einher in der Liebe Garten,
> Die schönsten Blumen deiner warten;
> Denn durch der Liebe süßen Trank
> Wird Jeder froh, der je war krank.
>
> Ja mit der Augenbrauen schön gezog'nem Bogen
> Das Auge warf den Pfeil, der mir ins Herz geflogen.
> Strahlt nicht das Antlitz, das umwallt der Haare Pracht,
> Dem Vollmond gleich, der hell erstrahlt in dunkler Nacht?

Wol weiß ein Jeder was es mit solchen improvisirten Liebesgedichten der durch Branntwein aufgeregten Schönen auf sich hat. Nach der Dichtkunst kam die orientalische Terpsichore. War es schon schwer gewesen in dem Gesang Gesang wiederzuerkennen, so war dies noch mehr mit dem Tanz der Fall. Suchen wir die Tanzkunst meist in der Beweglichkeit der Beine, so ist in der orientalischen Tanzkunst der eigentlich tanzende Theil der Mittelleib, in dem sie freilich eine ganz ungewöhnliche Gelenkigkeit entwickeln. Es gehört meist keine große Phantasie dazu, die dargestellten Gegenstände zu erkennen. Meine Haupttänzerin, die Subeide, schien immer mehr aufgeregt, ihre Darstellungen bekamen meist einen etwas schlüpfrigen Charakter. Zuletzt setzte man als Krone dem Feste die Darstellung der Biene auf. Die Tänzerin stellt dar wie sie eine Blume pflückt, eine Biene schlüpft aus dem Kelch in ihren Busen, sie sucht dieselbe zu erhaschen, und nach mehren vergeblichen Versuchen die Biene zu fangen wirft sie das Mieder ab. Das Gelächter vereint sich nun mit dem begleitenden Gesang und der immer stürmischer werdenden Musik, die immer mehr aufgeregte und vor der Biene sich fürchtende Tänzerin bewegt sich in immer schnellern Weisen, schon war sie im Begriff sich mehr zu entkleiden, als ich aufstand. Ich war nur hierher gekommen neuere arabische Dichtung kennenzulernen, und die jetzigen Darstellungen fielen vielmehr in die traurige Wirklichkeit als in das höhere Bereich der Ideale. Ich entfernte mich und kann nicht verhehlen daß die Entsittlichung des weiblichen Geschlechts, wie es mir hier hervortrat, einen höchst widerlichen Eindruck auf mich machte." Mit demselben Eindruck verließ unser Reisender auf der Rückreise eine der berühmtesten Dichterinnen Aegyptens, Safijjeh, welche er in Esneh aufgesucht hatte; auch hier wurde derselbe Ruf nach Aragi laut, auch hier zeigte sich dieselbe Schamlosigkeit wie bei den Awâlim in Tachta.

Dieterici kam nach einer zweimonatlichen Abwesenheit, während welcher er den althistorischen Boden Aegyptens durchwandert und die Ruinen von Theben und Luxor besuchte, nach Kairo zurück, wo das Wüthen der Cholera einstweilen aufgehört hatte. So konnte er noch ruhig und ungehindert seinen Studien in dieser Metropole arabisch-ägyptischer Wissenschaft leben, Land und Leute kennenlernen, bis endlich am 19. Februar 1849 die Scheidestunde schlug und er wohlgerüstet das Schiff der Wüste bestieg, um weiter über Suez nach Asien zu wandern. In Begleitung einer englischen Familie verließ er

Kairo, vor dessen Thoren den Wanderer die öde Leere der Wüste aufnimmt. Der Contrast zwischen dem vielgestaltigen und bunten Leben einer volksbelebten Stadt und dem ewigen Einerlei der stillen öden Wüste ist ein überwältigender, und wäre nicht der Reiz der Neuheit dieses Schauspiels und des Beduinenlebens, das wenigstens die Karavane geleitet, so müßte man erschrecken über die Gewalt der Eindrücke. Je ruhiger die Reise am Tage ist, desto geschäftiger wird Alles am Abend. Die Kameele fallen nieder, Zelte werden unter lautem Geschrei der Araber errichtet, Feuer wird angezündet, kurz es beginnen Scenen zu spielen wie sie wahrscheinlich genau in derselben Weise vor Jahrtausenden dort gespielt haben. Ob aber auch damals Furcht vor räuberischen Anfällen in der Nacht dieselben Vorsichtsmaßregeln nöthig machte wie jetzt, ist freilich wol zweifelhaft. Mag auch die Herrschaft Mehemed-Ali's in dieser Beziehung bedeutende Veränderungen oder Verbesserungen bewirkt haben, an eine radicale Verbesserung ist noch immer nicht zu denken. „Als es später wurde", erzählt Dieterici, „probirte ich die Feuerwaffe und fragte ob es hier Räuber gebe. Beschâra (dies ist der Name des Scheikhs der die kleine Karavane führte) beruhigte mich; Mehemed-Ali habe den Spitzbuben das Handwerk gelegt, doch früher sei der Weg zwischen Kairo und Suez durch die Räubereien des verwegenen Salim höchst unsicher gewesen. Wegen seiner großen Verwegenheit, vor der selbst die größten Karavanen nicht sicher waren, hätte endlich der Bei von Suez seine treuesten Mamluken und die schnellsten Reiter ausgesucht, den verwegenen Dieb zu fangen. Eine Tagereise von Suez schlägt man gegen Abend in der Wüste das prächtige Zelt des Bei auf, und rings herum lagern seine treuen Mamluken mit ihren Thieren. Der Bei wirft sich auf seinen Teppichen nieder und legt die goldgefüllte Börse unter sein Haupt, neben sich die mit Edelsteinen gezierten Waffen und die prächtigen Kleider, und seiner Sicherheit trauend schläft er ein. Als er am Morgen erwacht, findet er weder Waffen noch Kleider noch Börse. Wuthentbrannt stürmt er hinaus, ruft seinen wachhabenden Mamluk, der bleich und zitternd eintritt und als er ihn sieht laut aufschreit und Allah vor dem Gespenst um Hülfe ruft. Denn zitternd spricht der Mamluk: «O Bei, mit Morgenanbruch sah ich dich mit deinen Waffen auf deinem schönsten Pferde in die Wüste jagen, wie kommst du jetzt hierher?» Auch die andern Mamluken haben ihn fortstürmen sehen. Da wird es Allen klar daß der Bei seinen Versuch, den verwegenen Räuber zu fangen, mit dem Verlust seiner Waffen, seiner Kleider, seiner Börse und seines schönsten Rosses bezahlt habe. Vergebens ist nun alles Nachsetzen und Nachforschen."

„Der Bei vergaß allmälig den Verlust, aber den Aerger getäuscht zu sein konnte er nicht vergessen. Nach vielen vergeblichen Nachforschungen verspricht er dem Räuber eine reiche Belohnung und volle Sicherheit, wenn er ihm zeige wie er ihn beraubt habe. Der Bei erhält alsbald die Weisung sich an den Ort zu begeben wo es geschehen und Alles in derselben Weise zu stellen wie damals. Er folgt neugierig dem Ruf, und Alle sind ringsherum aufmerksam was geschehen werde."

„Schon war die Sonne geschwunden, als ungefähr eine halbe Stunde vom Zelt entfernt ein Mann sich durch die Sandhügel hindurchschleicht. Da wirft er sich nieder und wie eine Schlange kriecht er auf dem Bauch, durch die kleinen Sandwogen vor den Augen der Beobachtenden geschützt. Nur bisweilen erhebt er ein wenig das Haupt und wirft durchdringende Späherblicke durch die dunkle Nacht. Er naht dem Zelte, sodaß selbst die aufmerksamen Wächter ihn nicht bemerken."

„Im Zelte liegt der Bei auf seinem Lager, dem Scheine nach schlafend, doch höchst gespannt was geschehen werde. Da hebt sich plötzlich ein wenig die ausgespannte Zeltdecke von der Erde und ein Paar funkelnde Schlangenaugen heften sich auf den scheinbar Schlummernden. Allmälig kommen die funkelnden Augen näher zum Lager; der Räuber sitzt vor dem Bei, in der Rechten den spitzen Dolch, während die Linke mit der größten Geschicklichkeit die Börse unter dem Haupt wegzieht, sodaß es der aufmerksame Bei kaum bemerken kann. Ist es nun gleich eine Komödie, so muß doch der Bei erzittern daß er sein Leben in die Hand des Räubers gegeben. Die treue Schar der Mamluken außerhalb des Zelts ist ihm ohne Nutzen, sein Leben hängt von der geringsten Verdacht erregenden Bewegung ab."

„Von Furcht beherrscht spielt der Bei seine Rolle wohl und regt sich nicht, mit blinzendem Auge sieht er den Räuber seine schöne Kleidung und die schön gefaßten Waffen anlegen. Dann geht derselbe, eines Bei würdig, aus dem Zelt, ruft den Lieblingsmamluk mit treu nachgeahmter Stimme; man führt ihm das schönste Roß vor, schon sitzt der Räuber hoch im Sattel, als er den Bei zu sich ruft. «Du hast deine Rolle gut gespielt», hob der Räuber an, «du hast dein Wort gehalten, deshalb habe ich dir dein Leben geschenkt, wiewol es in meiner Hand lag und du mich verfolgtest. Die versprochene Belohnung von 100 Dinaren brauchst du mir nicht zu geben; denn die Börse, das Pferd, die Waffen die ich dir jetzt entwende sind drei mal so viel werth.» Ein Schlag mit den Steigbügeln in die Flanken des Rosses und ein höflicher Gruß vollendete die Scene, und sogleich hüllte eine Staubwolke den in die Wüste davoneilenden Räuber ein und ließ den Bei seine ersten Studien in der Diebskunst bitter bereuen."

Von ähnlichen Gefahren unangefochten reiste Dieterici weiter über den Sinai, Akaba u. s. w. nach Petra, dessen Ruinen er durchforschte, und von da über Hebron nach Jerusalem, von wo er einen Ausflug nach dem Todten Meere machte, und dann weiter über Nazareth, Tiberias, Gadara nach (Dsherash) Gerasa, von hier wieder zurück nach Tiberias, Nazareth, Karmel, Akka, Tyrus, Sidon und Beirut. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Beirut machte er einen Ausflug nach Damaskus und kehrte von hier über Baalbek und den Libanon nach Beirut zurück, wo er sich später nach Konstantinopel einschiffte.

Der Leser wird in diesen „Reisebildern" eine Menge Aufklärungen über mohammedanischen Geist und orientalisches Leben finden, die er in andern Werken ähnlichen Inhalts vergeblich suchen wird. Unterschätzt der Verfasser vielleicht auch wol zuweilen den historischen Werth des Islam und den moralischen Einfluß den er auf die Völker unter denen er sich ausbreitete ausgeübt hat, verschließt er oft sein Auge für das Gute das er gewirkt, so wird doch im Ganzen und Großen ein richtiges und treues Bild von dem gesammten Leben des westlichen Orients entworfen. Freilich kann der Islam den Menschen nie zu den idealen Höhen emportragen, zu denen das Christenthum ihn erhebt, aber auch in ihm liegt eine Kraft wie in jeder reindeistischen Religion, die man nicht verkennen und nicht unterschätzen, bei deren Beurtheilung man sich nicht durch nationale Individualität täuschen lassen darf. Es ist dem Islam wie allen Religionen gegangen; Jeder hat seinen Glaubens- und Gesetzesinhalt nach seinem eigenen Gutdünken verstanden und erklärt, die Perser haben ihm das spiritualistische Gewand der Mystik angethan und ihren eigenen Hang nach Symbolik im „Koran" gesucht und gefunden, die Araber haben ihn mit sinnlicher Phantasie erfaßt und mit sinnlichem Geist seine Worte verstanden; die nationale Eigenthümlichkeit hat in dem langen Glaubensstreit zu Gericht gesessen und nach ihrem eigenen Gewissen das Urtheil gesprochen, wie die Worte der Offenbarung zu verstehen seien. So hat der Islam im Ganzen und Großen die Eigenthümlichkeit der Völker nicht vollkommen verändert, aber er hat dem Ueberströmen des Materialismus Zügel angelegt und der Sittlichkeit eine andere Richtung gegeben, indem er die furchtbar wirkenden Einflüsse des Polytheismus zerstörte.

63.

Neue Frauenromane.

1. Verheißung und Erfüllung. Leipzig, Hartmann. 1853. 16. 20 Ngr.

Ein edles weibliches Wesen fühlt sich verpflichtet ihr Geschlecht mit dessen Stellung im Leben und im Hause auszusöhnen. Sie hat gelitten und weiß daß Leiden ein Gemeingut aller Frauen sind, deshalb versucht sie Alle zu trösten daß die Frau mit Schmerzen Kinder gebiert, mit Mühe und Anstrengung sie großzieht, während der Mann keine Plage dabei hat. Daß die Frau im Hause dem Manne unterthan sein muß, daß im öffentlichen Leben sie dem strengern Gesetz der Sitte unterworfen ist, mag Mancher als eine Ungerechtigkeit vom Schöpfer, der das Naturgesetz, vom Manne, der die Gesetze der Welt machte, erscheinen.

Die Verfasserin sucht die Verzweifelnden zu trösten und führt ihre Aufgabe mit großer Liebe durch. Erst kleidet sie ihre Ansichten in Lehren die eine einfache Bürgersfrau einer jungen vernünftigen Gattin gibt, dann legt sie dieser Letztern die Weisheit der Frauenwürde, Frauentugend und Frauenresignation in den Mund und richtet das Wort an eine mit dem Schicksal zerfallene, nach Emancipation schmachtende, in den Fesseln der weiblichen Stellung seufzende Frau. Sie beleuchtet das Thema von allen Seiten mit dem Licht der Liebe und mit dem der Vernunft und bringt den Gang ihrer Ideen sowol als deren Resultat dem Leser vor Augen. Sie bezeichnet das Weib als den Mittler zwischen Himmel und Erde, zwischen Geist und irdischem Wesen, weshalb sie auch die Leiden des Mittlers treffen. „Nicht nur unsere eigene Schuld", sagt sie, „büßen wir mit unsern Thränen, sondern die der ganzen Menschheit, denn überall wo Böses geschieht hat stets das Weib am meisten zu leiden." Die Verfasserin behauptet ferner daß im Kinde die höchste Idee ausgesprochen sei die wir als Menschen haben, die Idee des geschlechtslosen, reinen Menschenideals. „Wenn es dennoch seinen Aeltern untergeordnet ist als ein schwaches, unbedeutendes Wesen, so geschieht das weil es unfähig ist mit Bewußtsein in seiner Idee zu leben. Nach dem Kinde folgt das Weib, es bildet die Vermittelung zwischen dem Manne und dem Kinde. Wenn also die in dem Kinde ausgesprochene Idee die höchste ist, so muß die Idee der Weiblichkeit herrlicher sein als die Idee der Männlichkeit. Daß die Frau dennoch geringer geachtet wird als der Mann, daß sie ein schwaches, abhängiges Wesen ist, liegt daran daß sie bisjetzt noch nicht zum Bewußtsein ihrer herrlichen Idee gekommen ist. Denn wäre dies der Fall, so würde sie sich selbst höher achten als den Mann und auch von ihm höher geachtet werden. Doch findet die herrliche Idee ihren Ausdruck und ihre Sprache im großen Liebreiz des Weibes. Daß ihre Idee himmlischer ist als die des Mannes, das ist der Gürtel der Venus."

Wir können nicht umhin in den Auseinandersetzungen der geehrten Verfasserin zuweilen Logik zu vermissen. So bemüht sie sich zu beweisen daß das zum Bewußtsein seiner Idee gekommene Weib das höchste Wesen auf Erden und der Mann um ihretwillen geschaffen ist, indem die Erzeugung um der Geburt willen vorsichgeht; in der Leiblichkeit sei solches symbolisch ausgedrückt.

„Wie der Mensch wehrlos der Natur preisgegeben ist, die ihm mit Riesenkraft gegenübersteht, so ist das Weib wehrlos dem Mann preisgegeben. Wie der Mensch durch die Sünde seine Stellung als König der Natur gegenüber verliert, indem er zum Thier herabsinkt, so verliert das Weib durch die Sünde ihre Stellung dem Manne gegenüber. Wie die Natur sich am Menschen für seine Sünden rächt, so rächt sich der Mann am Weibe für ihre Sünden. Wie der Mann durch die sanfte Gewalt des Geistes die Natur überwindet, so überwindet das Weib den Mann durch eine sanfte Macht. In neuester Zeit sind die herrlichsten Siege über die Natur errungen worden, auch das Weib wird einen herrlichen Sieg erringen!"

Diese schöne Verheißung läßt Trost auf die unglückliche Frau; sie fühlt den tiefern Sinn heraus der auf manchem Unsinn einherschreitet. Die Ueberzeugung daß „der Mann die Erde, das bewußte Kind der Himmel, das bewußte Weib die Vermittelung zwischen Himmel und Erde ist", kann schwerlich irgend einer Frau die nicht gern Geburtsschmerzen duldet, nicht gern sich dem Manne unterordnet, von großem Troste sein, wol mag sie aber die Wahrheit so mancher guten Lehre erkennen die dieses Büchlein enthält, und gewiß sein, daß wenn sie dem Wege folgt den ein freundlicher Fingerzeig ihr andeutet, ihr Frauenloos nicht so unerträglich sein wird als manche Ungeduldige es schildert.

„Unsere Zeit ist groß, der Wunder voll, fruchtbar und guter Hoffnung. Aber irr und wirr taumelt sie noch oft hin und her, weiß die Wege nicht und plaudert im irren Traum. Das rührt daher, weil die Herzen der Menschen noch nicht wieder recht aufgerichtet sind. Im Herzen müssen sich die Menschen erst wieder fühlen können, um den Weg zu erkennen den das Geschlecht dahier wandeln soll."

Die Verfasserin ahnt wol daß man diesem Büchlein manchen Vorwurf machen kann, daß man Inconsequenzen, Widersprüche, Irrthümer und Mängel darin auffinden wird; doch ein Verdienst muß man ihr zugestehen, nämlich daß Die welche es schrieb reines Herzens und edeln Willens war, als sie beweisen wollte die Hauptsache, die uralte und neue Wahrheit von der Herrlichkeit die Gott offenbaren will an dem gestraften Geschlecht. Diese Wahrheit ist gestützt auf zwei Beweise. Der eine ist der schöne mütterliche Leib des Weibes, der andere ihre Verwandtschaft mit dem Kinde, in dem die höchste Idee ausgedrückt ist.

„O glaubt und zweifelt nicht! Der Glaube macht selig und überwindet die Welt!"

2. Eine verlorene Seele. Roman von Aline von Schlichtkrull. Vier Bände. Görlitz, Heyn. 1853. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman beschäftigt sich mit mehren verlorenen Seelen, sowol weiblichen als männlichen. Die Fürstin Saraczewska ist eine solche. Ein schönes Weib von schlechtem Ruf, das verschiedene Männer anlockte und betrog, vom Theater die Bühne der großen Welt betritt und den Intriguen der Politik und Diplomatie nicht fern bleibt. Nachdem sie vom ersten Gatten, dem Fürsten Saraczewski, getrennt war, vermählt sie sich mit Lord Leevendale, welcher ihre Tochter Helene adoptirte. Von diesem geschieden wohnt sie auf dem Schloß des deutschen Baron von Meyer, ihres frühern Geliebten, dessen Gemahlin todtkrank ist und für dessen erwachsene Töchter die Buhlerin ein großes Aergerniß gibt. Ihre Tochter Helene, um einer verhaßten Ehe oder der Rückkehr zu ihrer Mutter zu entgehen, läßt sich von Lord Arlington entführen. Arlington ist der uneheliche Sohn des Lord Fitzgerald und einer Mrs. Bloomfield. Die beiden Letztern sind auch verlorene Seelen, jede in ihrer Art. Lord Fitzgerald, um seinen Gläubigern, dem Bankrott und der Schande zu entgehen, verläßt England, und um im Auslande ein sorgenloses Leben führen zu können, betrügt er den Sohn um sein Vermögen, gibt ihm falsche Wechsel, was dieser erst aus seiner Flucht mit Helenen entdeckt. Das junge Paar geräth dadurch in große Verlegenheit. Die Fürstin Saraczewska hat in ihrer frühern Jugend vom Baron Meyer einen unehelichen Sohn gehabt und diesen, um ihn vor der Welt zu verbergen, ihrer Schwester, der Gemahlin des Lord Fitzgerald, übergeben, welche ihn als ihren eigenen Sohn erzog. Als Lord Fitzgerald seine Gemahlin überdrüssig war, hatte er sie auf einer Reise durch Deutschland in eine Irrenanstalt gethan und in England für todt ausgegeben. Er hatte dann den Sohn seiner Maitresse mit dem der Schwägerin vertauscht und das Kind der Fürstin war einer polnischen Malerfamilie übergeben worden. Als die Fürstin nun durch die Zeitung die Flucht Helenens mit Arlington erfährt, meint sie,

zwei Geschwister hätten sich miteinander vermählt, und sie die vor keiner Sünde zurückzuweichen pflegte, war zurückgeschaudert vor dieser einen, die der Zufall vollbracht zu haben scheint. Sie sucht die Flüchtigen auf und trennt das Paar. Helene zieht sich in ein Kloster zurück und ihr Gatte gesteht ein Verbrechen ein das er nicht begangen hat und kommt an die Stelle eines Andern ins Gefängniß. Dieser Andere ist St.-Felix, ein berühmter Klavierspieler, eine große Künstlerseele.

Lady Fitzgerald gelingt es nach langen Jahren aus der Irrenanstalt zu entfliehen; sie kommt nach England als ihr Gatte es verlassen hat, und St.-Felix, den sie früher, als er noch Knabe war, mit ihrem Wohlwollen erfreut, ihm ihren Schutz gewährt hat, meint sie jetzt wieder schützen zu müssen aus Dankbarkeit, indem er sie heirathet.

St.-Felix ist der Lichtpunkt des Romans, der Komet der alle Sphären durchstreift, unstät, aber leuchtend, Fluch oder Segen bringend, vom Publicum vergöttert, von den Männern bewundert, von den Frauen geliebt. Lady Viscount theilt ihm die politischen Geheimnisse ihres diplomatischen Gatten mit, und als sie dieselben verrathen sieht, stirbt sie an Gift. Und Alexia, die reizende Alexia von Meyer, die eigentliche verlorene Seele des Romans, entbrennt in glühender Leidenschaft für sein Talent und für ihn selbst, betrübt um dieser Leidenschaft willen die sterbende Mutter, bricht mit der Gesellschaft und deren Urtheil, zieht sich den Fluch des Vaters zu, weil sie mit dem Künstler herumreist ohne seinen Namen zu tragen, wird wahnsinnig im Schrecken über St.-Felix' Verwundung und stirbt später in seinen Armen an den Folgen eines plötzlichen und unverhofften Wiedersehens mit ihm. Alexia ist eine äußerst interessante Erscheinung und die Verfasserin hat sich viel Mühe gegeben ihren Charakter in den verschiedenen Phasen seiner Entwickelung darzustellen. Sie ist leidenschaftlich als Tochter, indem sie die kranke Mutter treu pflegt und mit schroffer Heftigkeit ihre Partei ergreift gegen den Vater, der der Fürstin Jaraczewska huldigt und die Frau mit dem verderbten Ruf und dem frechen Wesen auf seinem Gute bewirthet. Sie ist leidenschaftlich in ihrer Beschäftigung, mit dem Maler Daginsky schwärmend für seine Kunst, mit dem Musiker für die Musik. Des Arztes Zweifel über die Unsterblichkeit der Seele legt den Keim in ihr zu religiösen Wirren und pantheistischer Anschauung. Christenthum und Sitte löst sie auf durch den zersetzenden Hauch einer genialen Philosophie, und ihre Seele geht verloren, sowol im Glück als im Unglück.

Eine auffallende Erscheinung ist der Herzog von Amundeville, St.-Felix' Vater. Er bleibt äußerst räthselhaft in seinem politischen Wirken, in seiner Stellung zu Ludwig Philipp. Er umgibt sich mit Intriguengespinnsten, die er knüpft und löst, deren Zweck man nicht immer einsieht.

Sehr verworren sind die Fäden des Romans, zahlreich sind die handelnden Personen, und das Interesse des Lesers verfolgt mehre Gestalten mit gleicher Theilnahme. Vorzüglich auch Helene, die Tochter der Fürstin. Ganz zuletzt wird entdeckt daß ihr Entführer und ihr Gatte nicht der Sohn ihrer Mutter ist, und man hofft für die Beiden ein Glück, der Sohn der Fürstin aber, der Maler Daginsky, welcher öfters erscheint, erst als Lehrer und Anbeter Alexiens, dann als ein bedeutender Künstler, wird von Lord Fitzgerald ermordet, weil er Geheimnisse enthüllende Papiere bei sich führt, und diese Papiere lösen manchen Knoten des Romangewebes, erleuchten manche dunkle Stellen. Der Roman ist übrigens ganz berechtigt das Interesse des Lesers in Anspruch zu nehmen; eine feingebildete Seele hat die Feder geführt, und der Leser folgt gern den Reflexionen und Schilderungen die Vordergrund und Hintergrund der verschiedenen Ereignisse bilden.

3. Vier Lebenstage. Novellen von Auguste Linden. Kassel, Vollmann. 1853. 8. 1 Thlr.

Es sind die Lebenstage zweier Frauen die uns hier beschäftigen sollen, und es liegt eine Moral in deren Schilderung, die nämlich daß nicht äußere Verhältnisse, sondern der Charakter das Glück oder Unglück des Menschen herbeiführen. Edith, die schöne, reiche, stolze, leidenschaftliche und berechnende Edith, empfindet wenig frohe Regungen und endigt früh ein Leben voll bitterer Täuschung und harter Selbstvorwürfe, während man Armgard, die Arme, Unscheinbare, die Nichts besitzt als ihre Liebe, die den angebeteten Bräutigam am Hochzeitstage sich durch den Tod entrissen sieht, der jede Hoffnung auf eine frohe Zukunft geschwunden ist, die arm und verlassen in die Fremde ziehen muß, an den vier Lebenstagen immer im Vergleich mit ihrer hinsichtlich äußerer Umstände bevorzugten Cousine als die Glücklichere wiederfindet, und am Sterbetag der Letztern sieht man sie glücklich verheirathet, mit Kindern gesegnet, Gegenstand der Liebe und Verehrung aller Derer die sie kennen, Mittelpunkt eines erfreulichen Wirkungskreises. Daß die Sterbende ihr mit dem letzten Hauch noch das Gut übergibt um dessen Besitz sie sie betrogen, erhöht noch den Eindruck den dieser vierte Lebenstag dem Leser hinterläßt.

4. Ein stilles Hauswesen von Henriette Hanke. Zwei Bände. Hanover, Hahn. 1853. 8. 2 Thlr.

Der erste Band enthält „Der Arzt und seine Tochter", der zweite „Der Arzt und seine Frau". „Das Paradiesesglück hat keine Geschichte", sagt ein fremder Autor; doch gibt es viele und lange Geschichten welche beweisen sollen und können wie man zu Paradiesesglück gelangt.

Das Talent von Henriette Hanke ist schon längst anerkannt und sie hat ein großes Publicum; wir meinen demselben gefällig zu sein, wenn wir sagen daß das vorliegende Werk den frühern gleicht. Verschiedene kleine Romane sind an einen Faden gereiht, obgleich nicht miteinander in Verbindung stehend, doch miteinander in Verbindung gesetzt und zu zwei Bänden zusammengeschichtet. Die schönste Tugend der Frauen, die echte Weiblichkeit, findet in diesen Erzählungen immer ihre Anerkennung, immer ihren Lohn, denn sie allein führt zum Glück. Die Tendenzen der Verfasserin klopfen immer an die edelsten Regungen der Menschenbrust, legen immer das Gute und Beste dem Menschen ans Herz. Sie wenden sich vorzugsweise an Frauen, und besonders an junge Frauen, welche gern ihr eigenes Leben in der Darstellung abgespiegelt sehen, an Mütter welche ihren Töchtern Lebensgeschichten als Beispiele vorhalten möchten. Diese Lebensgeschichten sind mehr erzählt als dargestellt; die Charaktere haben meist weiche Umrisse statt der bestimmten, man begegnet Nebelgestalten, rasch vorüberziehenden Schatten. Die Romane der Verfasserin sind keine kräftige Nahrung für den Geist, sondern mehr eine Lecture für Kranke und Schwache, aber eine heilsame.

Das Urtheil welches die Verfasserin einer der Hauptgestalten des Romans in den Mund legt über schriftstellernde Frauen lautet folgendermaßen: „Glückliche Frauen schreiben nicht. Die Muschel ist krank welche Perlen hervorbringt. Der Werth weiblichen Glücks stammt vom Himmel und wird nicht in der Tiefe geboren, und das edelste Gut einer Frau geräth nie unter der Presse; sie schreibt kein Vorbild; nein, sie ist es selbst." Inwiefern die Verfasserin dieses Wort vertreten könne, wissen wir nicht, es könnte aber Manchem als ein Vorurtheil und Andern wieder als ein Wahrwort erscheinen. 8.

Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs nach Don Luis de Avila y Zuñiga. Mit Zusätzen und Erläuterungen. Berlin, Mittler und Sohn. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Buch ist eine Uebersetzung des „Comentario de la guerra de Alemannia hecho por Carlos V., maximo emperador Romano, rey de España, en el anno de 1546 y 1547. Por el illustre Señor Don Luis de Avila y Zuñiga, comendador mayor di Alcantara", eines Werks was vor Zeiten eines gewissen Ansehens genoß, wie seine ver-

schiedenen Auflagen und Uebersetzungen beweisen. Wie aber der Uebersetzer dazu gekommen ist den richtigen spanischen Titel in den falschen: „Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs“, zu verwandeln, begreifen wir nicht, indem die kriegerische Thätigkeit dieses schon am 26. Februar 1531 gestifteten Bundes eine viel mehr umfassende war als die sich in dem kurzen Feldzuge von 1546—47 gegen den Kaiser selbst entwickelnde.

Sollen wir zunächst ein allgemeines Urtheil über das spanische Werk fällen, so würde es dahin gehen daß es deutschen Werken welche denselben Gegenstand behandeln: Schertlin's „Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs“ (bei Mencken, Bd. 3), Hortleder's „Von der Ursache des deutschen Kriegs“, Seckendorf's „Commentarius de Lutheranismo“, Ranke's „Deutsche Geschichte zur Zeit der Reformation“, und manchen andern nicht im entferntesten gleichzustellen ist. Während diese auf Ursachen und Wirkungen des Kriegs selbst gebührende Rücksicht nehmen, und jedem Factum desselben seine historische Stellung und Bedeutung anweisen, ist das spanische Werk fast reine Kriegsgeschichte, handelt mehr von den Truppen und deren Ausrüstung, Stellung, Verwendung beim Angriff, der Vertheidigung und Anlage von Feldfortificationen u. dergl. m., sodaß die Arbeit des Comthurs von Alcantara wol hier und da für den Militair nicht ohne Interesse ist, während der Historiker wenig aus ihr lernen, ja sehr häufig noch Gelegenheit haben wird falsche Angaben zu berichtigen. Aber wie der Deutsche nun einmal ist, er greift gern zu dem unbedeutenden Ausländischen und übersieht das naheliegende Bessere das ihm sein eigenes Vaterland bietet.

Der Turnus von Begebenheiten dem der Verfasser seine Darstellung widmete ist kürzlich der:

Im Anfange des Februar 1546 begann Kaiser Karl V. seine Reise nach Deutschland, zunächst nach Speier, um hier die Religionsangelegenheiten für den im Anfange Juni zu eröffnenden Reichstag zu Regensburg vorzubereiten. Man weiß wie alle zeitlichen Unterhandlungen fruchtlos blieben. Die protestantischen Fürsten waren auf letzterm vielmehr gar nicht erschienen, und so begannen statt der friedlichen Verhandlungen eines Reichstags die Rüstungen des Kaisers, um die Gegner der katholischen Kirche mit Gewalt zu ihrer alten Stellung zurückzuführen. Es erhielten eine Menge hoher Offiziere Werbepatente, aus allen Gegenden der Monarchie, von Spanien bis Ungarn wurden Truppen verschrieben, am 19. Juni ward ein Allianztractat mit Herzog Moritz von Sachsen und am 26. ein gleicher mit dem Papst geschlossen. Auf eine Anfrage der protestantischen Bundesglieder, was die Rüstungen bedeuteten, erhielten diese eine ziemlich directe Antwort, und Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen setzten sich im Verein mit den süddeutschen Bundesgenossen in Vertheidigungsstand. Der Stand der Heere erlaubte bekanntlich den Protestanten unter Schertlin die Offensive, die glücklich war und vielleicht zu großen Resultaten geführt hätte, wenn Augsburg nicht seinen Feldhauptmann zurückgerufen hätte. Der Kaiser, mit wenigen Truppen unter sich zunächst in Regensburg festgehalten, ermüdete in dem nun entstehenden Feldzuge, dessen Theater an der Donau, in Franken und Schwaben war, seine Feinde durch ewiges Hin- und Herziehen und durch kluges Vermeiden jeder Hauptschlacht, und dieser Feldzug mit allen seinen kleinen militairischen Einzelheiten ist es den uns Avila schildert. Der großen politischen Schläge des Kaisers aber, wie er Moritz zum Einfall in die Länder des Kurfürsten detachirte, diesen zur Vertheidigung derselben vermochte und so das protestantische Bündniß trennte und gegen jedes einzelne Glied des Schmalkaldischen Bundes mit Uebermacht auftreten konnte, dieser eigentlich entscheidenden Facte ist kaum und nur im Vorbeigehen gedacht, sondern nur dem Militairischen des spätern Feldzugs gegen Johann Friedrich und namentlich der Schlacht von Mühlberg am 24. April 1547 ist wieder besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Nach diesem Ereignisse war das andere Haupt des Schmalkaldischen Bundes, der Landgraf Philipp von Hessen, allein der Rache des Kaisers bloßgestellt, und um ihr zu entgehen beritte er sich einen Unterwerfungsvertrag zu schließen und ihn durch einen Fußfall vor Kaiser Karl V. zu Halle zu vollziehen. Der bekannte Betrug der hier mit „ewiger“ und „einiger“ Gefangenschaft gespielt ist, sowie die wichtigen Nebenumstände und Folgen sind gleichfalls nicht aus unserm spanischen, sondern besser aus deutschen Werken, namentlich Rommel's „Geschichte von Hessen“, zu erlernen.

Der Uebersetzer hat sein Mögliches gethan durch Anmerkungen und Zusätze das Ganze verständlicher zu machen, ohne das Original damit völlig über Das hinausheben zu können worin es immer zurückstehen wird. So kann namentlich auch ein gewisses Pathos in der Sprache keinen Ersatz bieten für die Kleinlichkeit der Data selbst welche erzählt werden. Mitunter wird dieses Pathos selbst lächerlich, besonders am Ende wenn der Spanier sagt: „Cäsar, dessen Commentarien die Welt bewundert, brauchte zehn Jahre um Gallien zu unterwerfen, und als er nach Ueberschreitung des Rhein 18 Tage in Deutschland verweilte, befahl er Danksagungen gegen die Götter. Dagegen unterwarf der Kaiser in weniger als einem Jahre ganz Deutschland, dessen Bewohner nach Zeugniß der Römer und unserer Zeitgenossen überaus tapfer sind. Ebenso brauchte Karl der Große 30 Jahre um Sachsen zu erobern, während der Kaiser binnen weniger als drei Monaten Herr des ganzen Landes ward. Darum bedingt eigentlich die Größe des Gegenstandes einen noch höhern Schwung der Darstellung als die meinige bietet.“ Mit diesem Passus spricht sich der Historiker Avila selbst genugsam sein eigenes Urtheil. 75.

Fräulein Rothe und ihre Zöglinge. Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend. Von Marie Schmidt. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Gäbe es auf der weitläufigen, nach so vielen Seiten hin sich verzweigenden Domaine des Erziehungswesens specifisch Verschiedenes, was nicht der Fall ist, da Erziehen, wo es auch geschieht und an wem, vi vocis nichts Anderes ist als emporziehen, zum Vollkommenern erheben und fortleiten, so wäre für die vorliegende Schrift die passende Rubrik auf der Stelle gefunden. Sie rangirte in die „Salonerziehung“ und der auf dem Titel etwas weitgezogene Kreis der ihr zugedachten Benutzer erhielte eine bestimmtere Beschränkung. Denn Manches was jener Salonerziehung durch Maitres und Bonnen eigenthümlich zu sein pflegt, tritt in ihr ganz bemerkbar hervor. Man darf hierher namentlich mehre längere Erzählungen rechnen, welche in diese Schrift verwebt sind: „Kindesliebe“ (S. 64—78), „Die Zauberrose“ (S. 126—138), „Logan“ (S. 183—203), „Der Dominicaner“ (S. 275—298), „Clorinde“ (S. 359—383). Der in den höhern Regionen unsers Gesellschaftslebens bemerkbare Zug, sich erzählend angenehm zu unterhalten und daher auch der Erziehung die Rolle zuzuweisen, dahin zu führen daß man erzählend angenehm unterhalten könne, spiegelt sich in der ihm hier gegebenen Anwendung deutlich ab, und es fehlt den eingerückten Erzählungen in den angebrachten Situationen und Applicationen nicht an Vielem was jenen höhern Kreisen eigenthümlich und geläufig ist, obwol es bisweilen auf Phrasen ausläuft. Doch ist in allen diesen Erzählungen klare und reinliche Ausdrucksweise, immer naheliegende Richtung auf das Herz und den Willen, auf ihre richtige Lenkung und nöthige Besserung anzuerkennen und zu loben, und da wir an wirklich bildenden Jugenderzählungen bei aller Ueberfüllung mit Mittelgut und Schofel noch gar keinen Ueberfluß haben, so ist der hier geflissentlich bemerkbar gemachte Erzählungseinschlag dieser Schrift gewiß allein im Stande, ihr ein großes Lesepublicum zuzuführen und zu erhalten. Sonst ist der Inhalt der ganzen Schrift auf fünf Unterrichtstage mit successiver Abwickelung der herkömmlichen Lehrgegenstände in Religion,

Geschichte, Geographie, Stilübungen, Declamiren u. s. w. vertheilt und gewährt schon in seiner Abwechselung eine ebenso instructive als unterhaltende Lecture. Bei manchen Aufsätzen, z. B. den die Religion und Geschichte betreffenden, wird die durch eine männliche Hand bewirkte Umschmelzung von der Verfasserin ausdrücklich bemerkt. Aber sie hätte denn doch noch besser ausfallen können und sollen. Doch ist namentlich in den die Religion berührenden und besprechenden Abschnitten das an den Salon Erinnernde mehr verwischt worden; sonst pflegt es da bekannten Erfahrungen zufolge mehr in confessioneller Entschiedenheit hervorzutreten. Billig hätte auch die das Wort führende Erzieherin auf dem Geschichtstheater ihren Elevinnen mehr Frauengestalten vorführen sollen an der Stelle der Feldherren, Staatsmänner, Weltweisen und Dichter welche sie eintreten läßt. Die Gesprächsform, wie man schon voraussetzlich anzunehmen hat, ist auch nicht die starke Seite der Verfasserin. Sie ist gewandt und gefügig, solange sie sich in den conventionnellen Kreisen des Lebens bewegt. Aber die Sokratik des Buchs ist da wo das eigentliche Lehren eintritt nur täuschender Schein. Die Lehrerin entwickelt nicht, sondern examinirt, sagt in geschickter Weise Das selbst was die Zöglinge finden sollten, oder diese geben infolge glücklichen Talents oder Divinirens Antworten über die man sich wundern mag. Doch auch bei diesen Mängeln darf die Schrift empfohlen werden und wird sich selbst für den Gebrauch manches Lehrers nützlich zu machen wissen. 21.

Napoleon auf St.-Helena.

(Nach Sir Hudson Lowe's handschriftlichem Nachlaß.)

Sehr reich an interessanten Mittheilungen ist das von William Forsyth in drei Bänden herausgegebene Werk: „History of the captivity of Napoleon at St.-Helena; from the letters and journals of the late Lieut.-Gen. Sir Hudson Lowe and official documents not before made public." Statt weiterer Empfehlungen theilen wir hier einige Auszüge mit. Sir Hudson erzählt in seinem Tagebuche wie er einstmals seinen großen Gefangenen besucht habe, um ihm, da derselbe sich unpäßlich befunden, den Beistand eines Arztes anzubieten.

„Ich ging durch sein Speisezimmer", erzählt Sir Hudson, „dann durch sein Ankleidezimmer, endlich durch ein Zimmer in welchem eine große Menge von Planen und Karten auf einem Tische ausgebreitet war, neben mancherlei nicht gehefteten Stößen von Schriften, ohne Zweifel Auszüge und Memoiren enthaltend. Hierauf ward ich in ein inneres Gemach geführt, in welchem sich ein schmales Bett und ein Ruhebett befand, auf welchem letztern Bonaparte ausgestreckt lag, nur mit seinem Hausrock bekleidet und ohne Schuhe. Als ich eintrat, richtete er sich etwas empor und lud mich ein mich niederzulassen, indem er auf einen ganz nahe bei seinem Ruhebett befindlichen Sessel deutete. Ich setzte mich und begann die Unterhaltung damit daß ich ihm mein Bedauern über sein Unwohlsein ausdrückte und ihm den Beistand eines mit mir aus England herübergekommenen respectabeln Arztes anbot, der wenn er es wünsche so gut wie Dr. O'Meara ihm seinen Rath ertheilen werde. «Ich brauche keinen Doctor», erwiderte er. Hierauf richtete er einige unbedeutende Fragen und weiterhin die Frage an mich, ob die Gattin des Sir George Bingham angekommen sei? Sie sei noch nicht eingetroffen, erwiderte ich, auch müsse ich bedauern daß nach einem andern Bericht auch das Schiff Diamant noch nicht eingetroffen sei, da dasselbe mit manchen Artikeln beladen sei die ihm von Nutzen sein könnten, z. B. mit Kleidern, Weinen, Meubeln u. s. w. Daran sei der Mangel an einem Chronometer schuld, sagte er hierauf; es sei eine erbärmliche Knickerei von Seiten unserer Admiralität, nicht jedem Schiffe von über 200 Tonnen einen Chronometer zu geben, wie er dies in Frankreich seiner Zeit verordnet habe; nicht blos der Werth des Fahrzeugs, auch das Leben der darauf befindlichen Personen erheische diese Rücksicht. Ich erwiderte, das seien keine Schiffe die unter der Admiralität, sondern unter einer andern Verwaltung ständen. Das mache keinen Unterschied, entgegnete er. Nach einigen weitern allgemeinen und unbedeutenden Fragen folgte eine Pause des Schweigens. Er lag zurückgelehnt auf seinem Ruhebett, das Auge niederwärts gerichtet und offenbar an starker Athmungsbeschwerde leidend, welche ihn zuweilen mitten in der Unterredung am Sprechen hinderte, auch war sein Gesicht ungewöhnlich bleich und selbst gedunsen."

„Nachdem er sich wieder etwas erholt, fragte er mich, wie die Lage Frankreichs zu der Zeit gewesen sei als ich Europa verlassen habe. Ich antwortete, daß, wie ich glaube, dort Alles geordnet sei. Beauchamp's Schrift über den Feldzug von 1814 lag auf dem Fußboden neben ihm; er wandte das Gespräch auf militairische Angelegenheiten und sagte zu mir: «Ich erinnere mich des Marschalls Blücher zu Lübeck; ist er nicht sehr alt?» «Siebenundsiebzig Jahre», erwiderte ich, «aber noch so rüstig daß er, wenn die Umstände es erheischen, täglich 16 Stunden zu Pferde zubringen kann.» Nachdenklich saß er hierauf einige Minuten ohne etwas zu bemerken. Dann sagte er: «Die Alliirten haben einen Vertrag geschlossen der mich zu ihrem Gefangenen erklärt; was wollen sie damit? Sie haben hierzu kein Recht. Ich hege den Wunsch ein Schreiben an Ihre Regierung zu richten und sie davon in Kenntniß zu setzen daß ich dagegen protestiren werde. England und nicht den andern Mächten gab ich mich in die Hände, und nur eine Parlamentsacte kann das gegen mich eingeschlagene Verfahren sanctionniren. Man hat mich grausam behandelt. Ich habe mich in dem Charakter des englischen Volks geirrt. Sonst würde ich mich dem Kaiser von Rußland ergeben haben, der mein Freund ist, oder dem Kaiser von Oesterreich, der mein Verwandter ist. Man beweist Muth wenn man einen Menschen hinrichten läßt, aber es ist eine Handlung der Feigheit ihn verschmachten zu lassen und ihn auf einer so fürchterlichen Insel und in einem so abscheulichen Klima zu vergiften.» Ich antwortete daß man dafür St.-Helena niemals angesehen habe, daß, abgesehen von den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, es der Wunsch der englischen Regierung gewesen sei, ihm seine Lage so behaglich als möglich zu machen, daß Wohnung, Meublement, kurz Alles was ihm zu seinem Gebrauch zur Verfügung gestellt worden, der Art sei, um ihm zu beweisen daß man alle mit dem Hauptzweck seiner Verbannung nur immer verträglichen Rücksichten beobachten wolle. «Nun so sende man mir einen Sarg», fiel er ein, «ein paar Kugeln vor den Kopf, mehr braucht es nicht. Ob ich auf einem sammetnen oder einem leinwandenen Ruhebett liege, was liegt mir daran? Ich bin ein Soldat und an Alles gewöhnt. Man hat mich hier ausgesetzt wie einen Sträfling und den Einwohnern verboten mit mir zu sprechen», wobei er Vieles davon dem Admiral zur Last legte, dann aber hinzufügte: «Nicht etwa daß der Admiral ein schlechter Mensch wäre.» Die Unterhaltung wandte sich dann auf die Localität von Longwood-House. Er beklagte sich bitter darüber, sagte daß er von allem Verkehr mit den Einwohnern ausgeschlossen sei, daß manche Personen aus der Stadt gern ihn besuchen möchten, aber daß sie sich scheuten um die Einlaßerlaubniß nachzusuchen; daß keine Bäume in der Nähe seien und daß dies allein den Ort abscheulich erscheinen lasse, daß er keine längern Spazierritte machen dürfe, daß er wünsche man gestatte ihm einen weitern Rayon zu seinen Ausflügen, und diese ohne Begleitung eines Offiziers, und daß, wenn ich ihm dies nicht gewähre, ich überhaupt Nichts für ihn thun könne. Ich sagte ihm, der Rayon von Longwood sei größer als der irgend eines andern Grundstücks auf der Insel."

In dieser Weise ging das Gespräch fort. Bonaparte kam noch mehrmals auf seine Klage über die Härte zurück, womit man ihn allen Verkehrs mit den Einwohnern der Stadt beraube, und Sir Hudson's Antworten lauteten theils ausweichend, theils ablehnend. Seinen Abschied nehmend richtete Sir Hudson noch ein mal die Frage an ihn, ob er ihm

einen Arzt schicken dürfe. „Ich brauche keine Doctoren", waren Bonaparte's letzte Worte.

Es ist in letzter Zeit von Sir Hudson's Landsleuten (aber zur allgemeinen Ueberraschung auch von Lamartine) mehrfach versucht worden, diesen Mann von den gegen ihn gerichteten mancherlei Vorwürfen zu reinigen. Auch Forsyth bezweckt eine Ehrenrettung desselben, aber auch englische Blätter, z. B. das „Athenaeum", gestehen daß ihm dies nur unvollkommen gelungen sei. Sir Hudson Lowe befand sich in keiner beneidenswerthen Situation, er handelte nach Instructionen, aber es scheint in der That so daß er sie in einer unliebenswürdigen Weise und mit einer nicht immer nöthigen Härte ausgeführt habe. Andererseits muß man aber zugeben daß Bonaparte nicht der Mann war, sich mit der eines Philosophen würdigen Ergebung in sein unvermeidliches Schicksal zu finden. Bonaparte war auch in der That kein Philosoph; groß als Feldherr und Staatsmann, ein genialer Combinator in politischen und militairischen Angelegenheiten, ein stürmischer, gewaltsamer Charakter, war sein Ideenkreis doch sehr beschränkt und sein Geistesleben in der That sogar arm zu nennen. Wenn er nicht nach außen wirken konnte, so fand er in seinem eigenen Innern Nichts woran er sich in menschlicher Weise und als Denker hätte aufrichten und erquicken können. Milde Grazie war seinem Wesen überhaupt fremd. Fast alle Privatgespräche die man von ihm aufgezeichnet hat sind sehr leer an Inhalt und wirklichen Ideen, wenn auch ein gewisses theatralisches oder antikes Pathos diese Leere zuweilen verdeckt. „Ein paar Kugeln vor den Kopf!" das war eigentlich der Haupteffect in Bonaparte's Unterredung mit Sir Hudson Lowe; das kann jeder Corporal in ähnlicher Lage auch sagen und es war sehr wahrscheinlich nicht einmal aufrichtig gemeint. Das Theatralische das in diesen Worten liegt mochte Sir Hudson Lowe auch wol sogleich empfinden, und so hat diese Phrase vielleicht nur dazu beigetragen Sir Hudson's Achtung vor Bonaparte herabzustimmen. Im geselligen Verkehr scheint Bonaparte, dieses Kind des rauhen Kriegs, allen Nachrichten zufolge sehr unliebenswürdig und selbst unbeholfen gewesen zu sein; wenn er scherzen wollte, war er sogar plump und verletzend. Ein schlagendes Beispiel hiervon findet sich in dem Buche selbst, welches der Gegenstand dieser Notiz ist. Napoleon stattete eines Tags einem Eingeborenen von St.-Helena, einem Sir William Doveton auf seinem Landgut Mount-Pleasant, welches im Verlaufe der Zeit in den Rayon von Longwood hineingezogen wurde, einen Morgenbesuch ab. Nach einer längern sehr magern Unterhaltung richtete Bonaparte durch Bertrand die Frage an seinen Wirth (und diese Frage ist im Buche als Napoleon's „Lieblingsfrage" bezeichnet), ob er schon einmal betrunken gewesen sei? Sir William erwiderte ausweichend: „Zuweilen trinke ich ein Glas Wein." Napoleon wandte sich hierauf an Mrs. Greentree und fragte: „Wie oft ist Ihr Gatte wol betrunken? Etwa ein mal die Woche?" worauf sie erwiderte: „Nein!" Napoleon inquirirte weiter: „Vielleicht alle vierzehn Tage ein mal?" Sie erwiderte abermals: „Nein!" Napoleon ließ noch immer nicht ab und fragte endlich: „Vielleicht ein mal im Monat?" „Nein", antwortete die Dame, „ich sah ihn seit Jahren nicht in diesem Zustande." Bonaparte rief hierauf: „Bah!" und brach das Gespräch ab. Wahrhaftig, fader und ungezogener kann wol keine Unterhaltung mit einem Gastfreund und einer anständigen Dame geführt werden. 70.

Das päpstliche Privilegium,

Kaiser und Könige einzusetzen, Länder nach Belieben dem Einen zu nehmen und dem Andern zu schenken, hat schon lange vor der Reformation mehrfachen Widerspruch gefunden. In besonders kräftiger Weise verwahrt sich dagegen der Kaiser Ludwig IV. in der „Constitutio de jure imperii" von 1338, von welcher uns neben dem lateinischen Text die körnige Uebersetzung des Johann Jakob Schmauß, „Hochfürstlich Baden-Durchl. Hoff-Rath" *), vorliegt. Sie lautet folgendermaßen:

„Obschon die Rechte des A. und N. Testaments klärlich bezeugen daß die Kayserliche Würde und Gewalt unmittelbar in Gott dem Sohn von Alters hergekommen und Gott durch die Kayser und die Könige der Welt dem menschlichen Geschlecht Recht und Gerechtigkeit ertheile; daß auch ein Kayser gantz allein durch die Wahl Derjenigen welchen es gebühret wahrer Kayser wird und keines andern Bestättigung oder Genehmhaltung bedarff; weil derselbe in weltlichen Sachen keinen Höhern über sich hat, sondern ihm die Nationen unterworffen sind; inmassen unser Herr Jesus Christus befohlen hat daß man Gott was Gottes ist und dem Kayser was des Kaysers ist geben soll; dieweil aber dennoch einige aus blindem Antrieb des Geitzes und der Herrschsucht (avaritiae et ambitionis caecitate ducti) und weil sie keinen Verstand der Schrifft haben, sondern von dem Weg des rechten Verstandes auf ungerechte und böse Erdichtungen und abscheuliche Lehren verfallen, die Kayserliche Gewalt und Ansehen und die Rechte der Kayser, Chur- und anderer Fürsten und Getreuen des Reichs antasten, indem sie fälschlich (fallaciter) vorgeben daß die Kayserliche Würde und Gewalt von dem Papst herkomme und daß derjenige so zum Kayser gewehlet worden, nicht eher ein wahrer Kayser oder König sey, biß er von dem Papst oder Apostolischen Stuhl bestättiget, davor angenommen und gekrönet worden, durch welche verkehrte Vorgebungen und verderbliche Lehren (pravas assertiones et pestifera dogmata) der alte Feind Streit, Zanck, Widerwillen und Aufruhr erwecket; als erklären wir zur Verhütung solchen Uebels mit Rath und Beystimmung der Chur- und andern Fürsten des Reichs, daß die Kaiserliche Würde und Gewalt von Gott allein unmittelbar herrühre und daß nach Recht und altem Reichsherkommen, sobald einer von den Churfürsten des Reichs einstimmig oder durch den mehrern Theil derselben zum Kayser oder König gewehlet wird, derselbe alsogleich von solcher Wahl allein vor einen wahren König oder Römischen Kayser zu halten und zu nennen sey, und demselben von Allen die dem Reich unterworffen sind Gehorsam geleistet werden solle; er auch vollkommene Gewalt habe des Reichs Rechte zu verwalten und alles Uebrige zu thun was einem wahren Kayser zusteht, und daß er weder des Papstes und Apostolischen Stuhls noch einiges andern Genehmhaltung, Bestättigung, Geheiß oder Beystimmung nöthig habe. Und solchem nach verordnen wir ꝛc. ꝛc. Wer aber wider diese Erklärung, Schluß und Verordnung oder ein Stück derselben etwas vorzubringen und zu sagen, oder denen so dergleichen vorgeben und sagen möchten, Beyfall zu geben, oder derselben Geboten, Schrifften und Befehlen Gehorsam zu leisten sich unterstehen wird, den berauben wir von nun an aller Lehen so er von dem Reich hat, und aller Gnaden, Gerichtsbarkeit, Privilegien und Freyheiten, so ihm von Uns oder Unsern Vorfahren verliehen worden, und verordnen daß er ipso jure et facto alles dessen beraubt und in das Laster der beleydigten Majestät verfallen und allen Strafen dieses Lasters unterworfen sein solle. Gegeben in unserer Stadt Franckfurt, den 8. August 1338." 27.

Miscellen.

Ein Urtheil Lamartine's über die Demokratie aus dem Jahre 1832.

In den Jahren 1832 und 1833 reiste Lamartine bekanntlich in den Orient und zwar, wie er selbst sagt „en poète et en philosophe", und er hat auch darauf 1835 eine Beschreibung dieser poetisch-philosophischen Reise unter dem Titel „Souvenirs, impressions, pensées et paysages pen-

*) Corpus juris publici S. R. imperii academicum etc. Zweyte Edition. Franckfurt und Leipzig, bei Johann Ernst Fritschen. 1727.

dant un voyage en Orient (1832—33), ou Notes d'un voyageur" herausgegeben. Man findet darin wol manche Keime von Dem was eine nächstfolgende Zeit, z. B. 1848, weiter entwickelt und zutagegefördert hat, aber auch manchen Gegensatz von Dem wofür 1848 der poetisch-philosophische Staatsmann handelnd aufgetreten ist. So sagt er z. B. da wo er von seinem Besuch im heutigen Athen erzählt und auf das alte Athen zu sprechen kommt: „Die Athenienser waren ein Volk auserlesener Menschen; sie hatten wol die Leidenschaften eines Volks, aber sie besaßen nicht seine Unwissenheit; sie waren nicht frei von Verbrechen, aber sie begingen keine Dummheiten. Jetzt ist dies ganz anders und darum scheint in unsern heutigen Staaten die Demokratie, wie sehr sie auch rechtlich nothwendig ist, doch in Wirklichkeit unmöglich zu sein. Die Zeit allein kann die Völker fähig machen sich selbst zu regieren; ihre Erziehung vermag nur unter den Stürmen der Revolutionen bewirkt zu werden." Hat Lamartine diesen Ausspruch von der Unmöglichkeit der Demokratie für unsere Staaten am 25. Febr. 1848 vergessen oder — geändert gehabt? Oder hat er durch die Februarrevolution Frankreich und das französische Volk in seiner Erziehung weiter führen wollen? 18.

Die Zeiten und die Menschen, so verändert sie auch immer sein mögen, bleiben sich doch in mancher Hinsicht immer gleich. So heißt es in einem noch ungedruckten, dem 11. Jahrhundert angehörenden lateinischen Gedichte über den Verfall der Sitten:

Ecce fidem domino deierat omnis homo.
Dic comes aut abbas, praesul, rex, quaeque protestas:
Vis sacra iurati firma manere tibi,
Ipse fidem serves, tibi quos iurare coerces.

(Sieh', die geschworene Treu' bricht jetzt ein Jeder dem Herrn.
Wollet ihr, Bischof und Abt, Graf, König und jeglicher Herrscher,
Daß man geschworenen Eid gern auch und willig erfüllt:
Nun, so haltet dann selber den Schwur Dem, der euch geschworen.)

In einem andern Gedichte kommt folgende Stelle vor:

Dominus vobiscum quum regnat denariusque,
Pauper Aristoteles mendicat grammaticusque,

wovon die freie Uebersetzung existirt:

Wo an der Spitze steh'n Geld, Adel, Klerisei,
Ist's mit Philosophie und Wissenschaft vorbei.

Als Petrarca auf seiner Reise in Lüttich das Manuscript einer Schrift Cicero's gefunden hatte und es abschreiben wollte, konnte er in dieser ansehnlichen Stadt nur mit Mühe so viel Tinte auftreiben als dazu nöthig war, und dazu war sie noch vor Alter safrangelb geworden! 57.

Bibliographie.

Behnsch, O., Geschichte der englischen sprache und literatur von den ältesten zeiten bis zur einführung der buchdruckerkunst. Breslau, Kern. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bodenstedt, F., Tausend und Ein Tag im Orient. 1ster Band. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Clemens XIV. und die Jesuiten. Nach dem Werke: „Geschichte des Pontificats Clemens' XIV. nach unedirten Staatsschriften aus dem geheimen Archive des Vaticans von Prof. Dr. Augustin Theiner." Herausgegeben von J. Burkard Leu. Luzern, Kaiser. Gr. 8. 16 Ngr.

Demidoff, A. von, Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, durch Ungarn, die Walachei und die Moldau, im Jahre 1837. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Raffet. Nach der 2ten Auflage deutsch herausgegeben von J. F. Neigebaur. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1854. Lex.-8. 4 Thlr.

Donders, F. C., Die Nahrungsstoffe. Grundlinien einer allgemeinen Nahrungslehre. Aus dem Holländischen übersetzt von P. B. Bergrath. Crefeld, Funcke. Gr. 8. 15 Ngr.

Geiger, A., Isaak Troki. Ein Apologet des Judenthums am Ende des 16. Jahrhunderts. Breslau, Kern. 8. 8 Ngr.

Geinitz, H. B., Gedächtnissrede auf Leopold von Buch. Gehalten am 23. April 1853 in der Aula der polytechnischen Schule zu Dresden. Dresden, Arnold. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Geld, oder die Kunst sein Glück zu machen. Nach der 5ten Auflage aus dem Englischen übersetzt von C. D. Schmidt. Weimar, Rauschke u. Schmidt. 8. 15 Ngr.

Gotthelf jun., J., Der Patrizierspiegel. Historische Novelle aus der jüngsten Zeit. Basel, Schabelitz. 8. 15 Ngr.

Havemann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. 1ster Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Immermann, K., Die Epigonen. Familien-Memoiren in neun Büchern. Drei Theile. 2te Auflage. Berlin, Ehle. 1854. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Klemm, G., Ferienreise nach Linz, Salzburg, Kloster Göttweig und Wien. Nebst 1 Steindrucktafel. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr.

Meerheim, R. von, Die Sachsen an der Moskwa. Heldenlied. Dresden, Arnold. Br. 8. 1 Thlr.

Memoiren eines Abenteurers. Merkwürdige Ereignisse, Personen und Zustände aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. 1stes Heft. Leipzig, Mittler. 8. 4 Ngr.

Nees von Esenbeck, C. G., Das Leben in der Religion. Rastenburg, Röhricht. 8. 12 Ngr.

Noack, L., Die Freidenker in der Religion, oder die Repräsentanten der religiösen Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die englischen Deisten oder die Repräsentanten der religiösen Aufklärung in England. Bern, Jent u. Reinert. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Nürnberg's Dichterkranz. Vollständigste Sammlung der besten Gedichte sämmtlicher Dichter in Nürnberger Mundart bis auf die neueste Zeit. Gesammelt und herausgegeben mit erläuterndem Glossare von einem Nürnberger. Nürnberg, v. Ebner. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Pabst, K. R., Ueber die Pflege des Schönen als wesentlichen Bestandtheil der Gymnasial-Thätigkeit. Rede. Gehalten zur Feier des Jahresschlusses des höhern Gymnasiums zu Bern am 7. April 1853. Bern, Jent u. Reinert. 8. 5 Ngr.

Payne's Miniatur-Almanach für 1854. 10ter Jahrgang. Mit 12 Stahlstichen. Leipzig, Payne. 16. 7½ Ngr.

Perthes, F. M., Des Bischofs Johannes Chrisostomus Leben nach den Forschungen Neanders, Böhringers u. Anderer für die Familie unsrer Tage dargestellt. Hamburg u. Gotha, Fr. u. A. Perthes. 8. 20 Ngr.

Roßbach, A., Untersuchungen über die römische Ehe. Stuttgart, Mäcken. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Friedrich der Dritte, Burggraf von Nürnberg, Graf von Zollern, der treue Freund und Rathgeber König Rudolfs von Habsburg, oder Hohenzollern und Habsburg im Bunde. Eine Denkschrift auf den 23. August 1851 ꝛc. Oehringen. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Alphabet des Lebens. Eine Weihnachtsgabe für große Kinder. Breslau, Kern. 1854. Gr. 16. 18 Ngr.

Von der Gesundheit und Schönheit des Menschen. Erfahrungen einer achtzigjährigen Frau. Pesth, Heckenast. 1854. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

von Prof. **Friedrich Bülau.**

Erster bis vierter Band. 12. 1850—52. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Werth und Reichthum dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum mit dem größten Beifall aufgenommenen Werkes erhellt am besten aus folgender Inhaltsangabe:

Inhalt des ersten Bandes:

I. Die russische Thronrevolution von 1762. — II. Die russische Thronrevolution von 1801. — III. Die Prinzessin Orsini. — IV. Die Cellamareverschwörung; Alberoni und Ripperda. — V. Die geheime Diplomatie Ludwig's XV. und der Ritter d'Eon. — VI. Der Obrist Agdolo. — VII. Scenen aus den sächsischen Bauernunruhen im J. 1790. — VIII. Karl Gottlob von Rüßler. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des deutschen Hof- und Beamtenwesens. — IX. Kauderbach. Ein Pendant dazu. — X. Der Aberglaube des 18. Jahrhunderts; die Gräfin Cosel. — XI. Cagliostro. — XII. Duchanteau und Clavières. — XIII. Der Graf von St. Germain. — XIV. Drei Herren von Hund und Alten-Grotkau. — XV. Johann Georg Schrepfer. — XVI. Jakob Hermann Obereit. — XVII. Madame de la Croix. — XVIII. Condamine und die Convulsionäre. — XIX. Cazotte. — XX. Graf Bonneval, ein Repräsentant der Frivolität des 18. Jahrhunderts. — XXI. Lord Lovat. — XXII. Spukgeschichten am kurtrierischen Hofe. — Miscellen.

Inhalt des zweiten Bandes:

I. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert. — II. Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert. — III. Ein Erbfolgestreit im Lande Lippe. — IV. Herzog Friedrich von Schomberg. — V. Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702. Vom Hofrath und Professor Schulze in Gotha. — VI. Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg. Von G. E. Guhrauer. — VII. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien. — VIII. Kaunitz und Choiseul. — IX. Der Königstein und seine Gefangenen. — X. Menzel und Siepmann. Ein Beitrag zur Geschichte des Staats- und Postgeheimnisses im 18. Jahrhundert. — XI. Die Grafen von Promnitz. — XII. Die Grafen von Hoym. — XIII. Entführungen. — XIV. Joseph von Frohn. — XV. Friedemann von Tümpling. — XVI. Verschwörung auf Malta. — XVII. Die Damastdörfer Groß- und Klein-Schönau. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. — XVIII. Johann Gottfried Sillig. — Miscellen.

Inhalt des dritten Bandes:

I. Die Gräfin von Rochlitz. — II. Dankelmann und Wartenberg. — III. Württembergische Prinzen. — IV. Natürliche Kinder der letzten Stuarts. — V. Schicksale fürstlicher Schriften. — VI. Natürliche Kinder dänischer Könige. — VII. Graf Lewenhaupt. — VIII. Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. — IX. Reiselustige Prinzen. — X. Leithorst, Mayer, Menzel und Gschray. — XI. Lord Peterborough. — XII. Die Herzoge von Ormond. — XIII. Hochmuth und Bismark. — XIV. Gustav Wilhelm Freiherr von Imhoff. — XV. Graf Wackerbarth und Graf Wackerbarth-Salmour. — XVI. Friedrich August I. König von Sachsen im Exil. — XVII. Actenstücke aus der Zeit des fremden Gouvernements in Sachsen. — XVIII. Die Capitulation von Paris. — XIX. John Lilburne. — XX. Liscow, Karl Leopold von Mecklenburg und Brühl. — XXI. Wilhelm Ludwig Weckhrlin. — XXII. Johann Friedrich Sillig. — Miscellen.

Inhalt des vierten Bandes:

I. Die Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen. Eine wahre Geschichte ohne Lösung. — II. Die vermeintliche Kaisertochter. III. Der Zarewitsch und seine Gemahlin. — IV. Lamoignon und de Fargues. — V. Ein Wahrsager. — VI. Der Zauberspiegel. — VII. Gesandtschaften aus dem Orient. — VIII. Brifacier. — IX. Der Marschall de la Force. — X. Die Grafen von Falkenstein und von Styrum. — XI. Eine Pseudokönigin. — XII. Der Ausgang des Hauses Cleve. — XIII. Bucquoy. — XIV. Die Grafen von Flemming. — XV. Susanne Henriette d'Elbeuf. — XVI. Graf Erich Brahe. — XVII. Bilfinger und Herzog Karl Eugen von Württemberg. — XVIII. Castlereagh und Wellington. — XIX. Pfarrergeschichten. — Miscellen. — Nachträge.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu dem bekannten Werke:

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (Wilibald Alexis). Hiervon erschienen neunzehn Theile, wovon der erste bis zwölfte Theil auf 12 Thlr. im Preise ermäßigt worden sind. Der dreizehnte bis zwanzigste Theil, der Neuen Folge erster bis achter Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 45. —— 5. November 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Neue deutsche Dramen.

Berührt es schon widerlich genug, in unserer modernen Lyrik einer Richtung zu begegnen, die des männlichen Ernstes verlustig gegangen, eine Art Verdienst darein setzt, kindische Tändeleien für Naturpoesie auszugeben, so schärft sich dieser Eindruck zu vollständigstem Ekel, wenn gleiche Alfanzereien auch in das Gebiet des Drama sich einzuschmuggeln versuchen; denn wir vergeben es wol einem Jünglinge daß zuweilen der Knabe noch aus ihm herausguckt — den Buben aber noch im Manne wiederzufinden ist ganz unleidlich, und kein Anblick ist trübseliger als der eines kindischen Greises. Zu dieser Bemerkung veranlassen uns die folgenden Liederspiele:

1. Die Fischerhütte am Brienzersee. Von K. L. Tenner. Darmstadt, Kihler. 1852.
2. Die Mühle im Odenwalde. Von K. L. Tenner. Darmstadt, Kihler. 1853.

Mit dem Thibaut'schen Satze: „Das Zurückführen zur Einfalt und Natürlichkeit wird für uns in aller Hinsicht von Tage zu Tage größeres Bedürfniß, und die Tonkunst kann wahrlich am wenigsten von sich rühmen daß sie an der jetzigen Verbildung keinen Theil gehabt habe", eröffnet Tenner das erste Stückchen und gibt damit die Tendenz kund, dem Liederspiele und in diesem dem Drama überhaupt „eine neue Bahn zu brechen" und der „Verbildung" in den Weg zu treten. Wir sind vollkommen einverstanden daß Einfalt und Natürlichkeit Grundlage eines jeden Kunstwerks sein müssen, nur daß man nicht Leppschigkeit für Einfalt und Unbedeutendheit für Natürlichkeit ausgibt; unser Autor kommt in seinen Schwänken über das Kindische und Fade nicht hinaus, und wir müssen nach der Art wie er Natur und Einfachheit versteht, Gott danken daß unsere Dramatik Das hat was er Verbildung nennt und welches in diesem Falle mit künstlerischer Austiefung so ziemlich gleichbedeutend sein dürfte. Ueberhaupt, soviel von der Verbildung unsers Drama hin- und hergeredet wird, sie als eine Macht welche den Kern unserer Bühnendichtung beherrscht aufzuführen, muß für eine misanthropische Schwarzseherei erklärt werden; unsere dramatische Literatur, solange sie existirt, hat nie weniger an Verbildung gelitten als jetzt, und daß einzelne Blüten taub und einzelne Aeste verdorrt sind, gewahrt man auch am kräftigsten und gesündesten Baume. Nur wo Verbildung das innere Wesen tangirt, ist sie als ein Generalübel zu betrachten und zu verfolgen, und unsere junge Dramatik ist — das wurde in d. Bl. schon mehrfach nachgewiesen — so gesunder und frischer Natur daß man die einzelnen Auswüchse nur eben wegschneiden darf, um sie gänzlich zu vernichten. Als ein solcher Auswuchs aber müssen die vorliegenden Gesangs- und Tanzpossen Tenner's ohne weiteres bezeichnet werden: diese affectirte Gefühlscoquetterie, die weil man sie in schwäbischer oder pfälzischer Mundart auftreten läßt volksthümlich sein soll und welcher wir schon bei Gelegenheit der Feldmann'schen Stücke den Laufpaß ausstellten, dies Nebeln und Schwebeln, diese abgeschmackten Platituden, diese Kindscherei und Ammenwäscherei, die höchstens eine blasirte Gräfin und ein sentimentales Kindermädchen interessiren können, all die Schwächlichkeit ist nicht einmal in Fibeln zu gebrauchen; denn es ist durch und durch unwahres und deshalb unsittliches Zeug. Gefährlich für die dramatische Dichtung sind derartige Ammenexperimente nicht, sie lösen sich auf den Bretern zu bald in ihre alberne Hohlheit auf; aber es muß doch auf ihre Existenz mit kurzen Worten hingedeutet werden, weil sie zur allgemeinen Krankheitsgeschichte unserer Tage gehören und die Machinationen, mittels welcher sie auf der Bühne sich einzuschleichen bestrebt sind, seltsam und barock genug herauskommen. In der „Hütte am Brienzersee" ist wenigstens in der Handlung noch einiger Verstand, und die Affectation fällt nicht so mit der Thüre ins Haus wie es in dem zweiten Stücke geschieht; Gott bewahre aber jeden gesunden Magen vor dem Mehle das in Tenner's Odenwaldmühle fabricirt wird. Der völligste, blühendste Unsinn und die ordinairsten und flachsten Alltäglichkeiten sind in dieser bodenlosen Trivialität mit

den plattesten Späßen und den zerlumptesten Persönlichkeiten, wenn man diese Vogelscheuchen so nennen darf, ausstaffirt, sodaß man in Zweifel bleibt, ob mehr die Beschränktheit oder die Arroganz des Verfassers zu rügen ist, der solche Misère als dramatische Poesie auf den Markt zu bringen sich unterfängt. Wir wiederholen: eine derartige Dramatik — man verzeihe die Entweihung dieses Worts — erzeugt den Eindruck den ein kindischgewordener Greis jedem menschlichen Gefühle zurückläßt, und würdigt das Theater das sich mit solchem Zeug einläßt zur Waschweiberkammer herab.

3. Lustspiele von Alexander Wilhelmi. Erster Band. Dresden, Arnold. 1853. 8. 1 Thlr.

Die drei Lustspiele: „Einer muß heirathen", „Fest im Entschlusse" und „Alle sind Egoisten", welche in vorliegendem Bändchen sich darbieten, müssen als Kinder einer frischen und anmuthigen Laune entschieden zu dem Bessern dieses Genre gezählt werden, und nicht ohne Grund lassen wir sie in unserer Besprechung unmittelbar auf jene natürlich-sein-sollenden Treibhauspflanzen Tenner's folgen; denn in ihnen ist ohne jede Prätension und ohne alle tendenziöse Gespreiztheit den Gesetzen der Natürlichkeit und Einfalt kräftig und zwanglos Rechnung getragen, und man hat es in ihnen eben mit Menschen, nicht mit maskirten Affen und Drahtgliederpuppen zu thun. Wir wollen hiermit nicht behaupten daß Wilhelmi nicht hier und da einmal fehlgegangen sei und an die Manier streife, sondern nur anerkennen daß der Fonds bei ihm durchaus gesund ist und seine Sentimentalität stets aus dem Borne eines echten und kräftigen Gefühls, nicht aus der Patchoulibüchse affectirter Empfindelei quillt. Daneben sind seine Stücke, so harmlos und schlicht sie auftreten, der höhern Beziehung und der tiefern Bedeutung nicht entkleidet, und verbinden mit dem großen Vorzuge des Spielbaren die an Lustspielen so seltene poetische Färbung, ohne welche doch eben ein echtes Drama nicht gedacht werden kann. Da man nur aus seinen Arbeiten herausfühlt wie wohl es dem Autor bei Schaffung derselben gewesen ist, so geht dieses Behagen des Verfassers unwillkürlich auf den Hörer über und verstärkt noch bedeutend den Grad der Erquicklichkeit von welcher diese Stücke beseelt sind. Was die einzelnen Lustspiele dieses Bändchens betrifft, so ist „Einer muß heirathen" ein so häufig mit regem Beifalle dargestellter Scherz daß wir seiner ausführlicher nicht weiter erwähnen und uns auf ein näheres Eingehen in die beiden andern Stücke beschränken dürfen.

In „Fest im Entschlusse" liebt Arthur von Alsen des Senators Jansen Tochter Emilie, wird aber, da dieser trotz allen Pochens auf seine Entschlußfestigkeit doch überaus schwächliche Papa von seiner Schwester, der Frau Rittmeisterin von Plauen, total beherrscht wird und diese, dem jungen Cavalier selbst minniglich zugethan, eine Heirath desselben natürlich auf alle Weise zu hintertreiben beflissen ist, gänzlich zurückgewiesen, ja die gestrenge Frau Rittmeisterin weiß den Bruder dahin zu bestimmen daß er des Mädchens Hand einem alten Rathe zusichert. Das Liebespärchen — denn Emilie theilt natürlich Arthur's Neigung — hat zum Verbündeten Niemand anders als den ehrlichen Rittmeister von Plauen, der neben seiner Zärtlichkeit für die jungen Leutchen auch deshalb schon seine Hülfe ihnen zusagt, weil er dadurch seiner coquetten und mit ihrer Gelehrsamkeit renommirenden Frau Gemahlin einen Strich durch die Rechnung zu machen umsomehr die beste Gelegenheit hat, als sich das ohne ihn zu compromittiren — denn etwas steht auch er unter der Zuchtruthe der edeln Dame — gleichsam hinter den Kanonen bequemlich thun läßt. Arthur hat der Frau Rittmeisterin ein Manuscript selbstverfaßter Gedichte überreicht, welche seine geliebte Emilie verherrlichen, doch Frau von Plauen heißt auch Emilie, und auf diesen glücklichen Umstand in richtiger Würdigung seiner Ehehälfte bauend, gibt der Rittmeister den Rath, Arthur möge seiner Frau zunächst den Hof machen, um so über diese eine Herrschaft zu gewinnen. In einer Zusammenkunft mit der Dame, die natürlich sich für die besungene Emilie hält, geschieht das auch seitens des jungen Liebhabers aufs beste, allein in einer Uebereilung des Gefühls ist dieser im Begriff der Getäuschten die Wahrheit zu entdecken — indem er vor ihr auf die Knie stürzt, was sie zunächst wieder als eine ihr gemachte Liebeserklärung nimmt —, da platzt Onkel Rittmeister, der inzwischen den Lauscher gemacht, heraus, das drohende Unheil abwendend, und spielt nun seiner Gattin gegenüber, die er bei so unzweideutigem Liebesstelldichein scheinbar überrascht hat, den wüthenden Othello, der nur im Zweikampfe mit Arthur seine gekränkte Ehre wiederherzustellen vermeint. Was hilft es daß dem Aufgebrachten von dem inzwischen mit ins Spiel gezogenen Arthur entgegnet wird, nicht seine Frau, sondern seine Nichte sei jene Emilie, er will nur der Thatsache glauben und schon liegen die Pistolen bereit. Schreckliches Gewirr unberechenbarer Consequenzen! Es gilt nicht nur das Leben des Geliebten, es gilt die eigene Ehre! So ergreift denn die Frau Rittmeisterin nothgedrungen das einzige Mittel der Rettung und legt der Nichte Hand in die Arthur's, sich mit dem ihr durch diesen zugeflüsterten Troste begnügend, er heirathe diese Emilie nur aus Aufopferung für die Ehre der andern.

Diese allerliebste Familienhistorie hat dem Autor Gelegenheit geboten zu den komischsten Verwickelungen und zu Scenen die um ihrer Sauberkeit, ihrer piquanten Schärfe und ihrer heitern Lebendigkeit willen ganz vortrefflich zu nennen sind, z. B. die Unterredungen zwischen dem Rittmeister und Emilien, das tête-à-tête zwischen Arthur und der Rittmeisterin, die eigentliche Katastrophe selbst u. a. m. Der Dialog ist von großer Reinheit und Leichtigkeit und unter den Charakteren besonders Emilie gerade in ihrer duftigen Skizzenhaftigkeit der gelungenste zu nennen. Wir begegnen so feinen Zügen, so treffenden Pointen, so glücklichen Wendungen daß man aus dem Fresco nicht herauskommt, und dabei ist Alles hübsch beieinander und gibt ein durchaus richtig beschränktes, gut zusammengehaltenes Genrebildchen. Aber zwei Punkte müssen wir als im hohen Grade bedenklich einer ernsten Rüge unterziehen: zunächst ist es schwer glaublich daß eine sonst doch kluge und aufgeweckte Frau wie die Rittmeisterin die platte Lüge Arthur's, seine Verbindung mit Emilie sei ein Opfer für sie, als eine Wahrheit hinnehmen kann. Hier hat es sich der Autor offenbar zu leicht gemacht; die Motivirung dieses Moments würde ihm auch allerdings schwer geworden sein, denn er hätte die Frau von Plauen noch mehr carikiren müssen als sie immerhin schon erscheint, und damit wäre das Auftreten derselben als eines Charakters unmöglich geworden. Aber unserer Ansicht nach ist es in keiner Art nothwendig daß die Dame jene Lüge glaubt, daß sie ihr überhaupt gesagt wird: gestraft ist sie genugsam durch den ganzen turbulenten Auftritt und dadurch daß sie selbst Das herbeiführen muß, wogegen sie so heftig intriguirt hat; diese poetische Nemesis söhnt uns mit ihrem Wesen vollkommen aus. Nun sie aber der Verfasser am Schlusse noch so entsetzlich dumm und albern erscheinen läßt, vernichtet er sie vor unsern Augen und das ist doch wol seine Absicht nicht. Ferner scheint es uns nicht gerechtfertigt daß der Rittmeister an dem an und für sich doch unedeln Spiele mit einem in diesem Falle vertheidigungslosen Weibe ein lebhaftes und entschiedenes Vergnügen findet; mochte seine Frau sich immerhin auch in seinen Augen lächerlich und widerlich gemacht haben, er hatte in seiner Gattin seine eigene Ehre zu vertreten, und die gibt ein Ehrenmann nicht so leichten Kaufs preis daß er selbst damit eine öffentliche Komödie agirt. Hier hätten sittliche Motive gefunden werden sollen, etwa daß der Alte zur Besserung und Bekehrung seiner Ehehälfte diese Scenen ihr als eine wohlthätige Straflection bereiten will; das wäre immer noch komisch genug gewesen, allein hinter der zu belächelnden Schrolle lag dann doch eine ehrenwerthe Absicht, und so wäre die moralische Würdigkeit des alten Haudegens gesichert gewesen. Denn da der Autor der affectirten Rittmei-

sterin und deren jämmerlichem Bruder in ihr offenbar einen herzhaften Contrast gegenüberstellen wollte, so konnte er der sittlichen Grundlage dabei nicht entbehren.

In dem dritten Stückchen der vorliegenden Sammlung: „Alle sind Egoisten", hat ein wohlhabender Gutsherr von Ottenfels, der die ganze Welt um sich her als ein Ungeheuer von Egoismus erklärt, so viel eigenen Egoismus, die von ihm früher selbst genehmigte Verbindung seiner Tochter Antonie mit seinem Neffen Branden deshalb tyrannisch aufzulösen, weil dieser gegen seinen Willen Soldat geworden und als solcher im Kampfe ehrenvoll zum Hauptmann aufgerückt ist, ja er treibt es so weit daß er Branden, weil er so voll Egoismus gewesen, seinem Rathe sich zu widersetzen, förmlich von sich und seinem Hause verbannt und seine Tochter einem abgeschmackten Gecken aus der Residenz ohne weiteres Bedenken verspricht. Doctor Eisenberg, sein Hausarzt und Hausfreund, der einst die verstorbene Gattin des Herrn von Ottenfels zärtlich liebte und nun die Liebe für die Mutter, die ihm von ihren Aeltern wider ihren Willen entrissen und Ottenfels zur Ehe gegeben worden, auf die Tochter Antonie überträgt, versucht zwar alle möglichen Experimente, den störrigen Vater von seiner despotischen Marotte abzubringen, es gelingt ihm aber nicht, und schon soll die Verlobung des armen Mädchens mit jenem Residenzaffen vorsichgehen, da wird Ottenfels verhaftet. Herr Eusebius Birkenstock nämlich, ein sehr frommer, beim Gouvernement in Ansehen stehender Mann, freite längst um die alte pietistische Schwester des Herrn von Ottenfels, oder vielmehr um deren Geld, und da nun der Bruder, die Absichten des ehrenwerthen Patrons durchschauend und seinen feilen Charakter aus frühern Erfahrungen kennend, das Ja zu dem Bündnisse entschieden verweigert, reichte Herr Eusebius aus Rache mehre Briefe der Regierung ein, die durch Zufall und Bestechung in seine Hand gerathen waren und eine Theilnahme des von Ottenfels an unerlaubten politischen Verbindungen bekundeten. Aber glücklicherweise ist Branden gerade auf Grund seiner kriegerischen Laufbahn durch andere Zufälligkeiten in den Besitz weiterer auf jene Briefe bezüglicher Papiere gekommen, die es ans Licht stellen daß Ottenfels sich an jenen Verbindungen nur in einer durchaus ehrenvollen und schuldlosen Weise betheiligt hat, und deren Wichtigkeit nun erst von ihrem derzeitigen Besitzer erkannt wird. So tritt denn Branden als Entlarver jenes frömmelnden Schurken und als Befreier des zu Unrecht Verhafteten auf und wird nun natürlich Antoniens glücklicher Gatte, nachdem der Doctor dem alten Haustyrannen noch tüchtig den Kopf gewaschen hat. Wir sind eben Alle mehr oder weniger Egoisten, „nachdem die Bildung oder das Gemüth uns lenken, und die dies leugnen sind fast stets die größten": dies ist die Tendenz und der Wortschluß des Stücks.

Wenn in dem vorigen Lustspiele mehr die Situationen als die Charaktere das Interesse an sich fesseln, so sind es in dieser Arbeit vorwiegend die Charaktere welche den lebhaftesten Antheil für sich in Anspruch nehmen und sich in der That in einer Weise versinnlicht finden, die den echten Künstler und den scharfen Beobachter unleugbar bekundet. Der falsche, innerlichst zerlumpte Augenverdreher Eusebius, Fräulein Euphrosyne, die mit allgemeiner Menschenliebe coquettirende und doch nur sich zum Zielpunkt habende alte Jungfer, Ottenfels, den die Marotte, Alles um ihn sei voll des crassesten Egoismus und nur er mache eine Ausnahme, gerade zum schroffsten Egoisten stempelt, der ehrliche, tiefgemüthliche, stets dienstbereite und doch bei aller Bonhommie in der Manie ewigen Widerspruchs dem Dämon des Egoismus auch seinerseits huldigende Doctor Eisenberg, Christian, die echte Bedientenseele, ein Echo seines Herrn und darum, soweit das Räuspern und Spucken reicht, eine treue Copie des gutsherrlichen Egoismus — welch reiche Garnitur lebendiger Persönlichkeiten! Alle Repräsentanten eines bestimmten Menschentypus, ohne dadurch auch nur den kleinsten Anflug abstracter Symbolik ansichzutragen; welch reiche Scala des Egoismus nach seiner verwerflichen und seiner respectabeln Seite hin bis in die letzten Nebenfiguren hinein! Dieser Herr von Maiberg und die Residenzdamen sind ganz prächtige Randverzierungen zu dem ganzen Gemälde und geben ein wahres Muster dafür ab wie Nebenfiguren im Lustspiele zu behandeln sind. Der erste Act des Stücks ist unbedenklich meisterhaft zu nennen; er trägt das ganze Drama in sich und doch ist man nicht im mindesten dadurch für den weitern Verfolg der Handlung abgestumpft, vielmehr im höchsten Grade darauf gespannt. Leider hört der Autor auf, den Erwartungen die sein erster Aufzug erregen mußte zu genügen; so treffliche Scenen er auch fernerhin bringt, im Vergleiche zum ersten Acte tragen die zwei übrigen Aufzüge eine gewisse Mattigkeit und Gedehntheit, ja es guckt hier, was sonst bei Wilhelmi nicht der Fall ist, das Machwerk zuweilen heraus. Dieser Uebelstand liegt offenbar daran daß der Autor sich diesmal eine zu große Leinwand wählte und den Kreis um seine Schöpfung zu weit ausdehnte; zwei Acte genügten vollkommen, und mit einigen wohlthätigen Schnitten und Strichen wäre die Arbeit wol noch mit wenig Mühe auf dieses Maß zurückzuführen. Eine andere Schwäche bietet sich in der Düsterheit welche durch die mysteriöse Persönlichkeit des Jägers Anton und durch die Polizeiscenen in die heitere und frische Handlung hereinbricht und den fröhlichen Ton des Lustspiels um so schwärzer trübt und verwirrt, als der erste Act wie eine grünende, von der Maiensonne beschienene Halde sich darstellt und auch nicht den leisesten Misklang in sich aufkommen läßt. Es hätte recht gut derselbe glückliche Ausgang auf minder düstere Weise sich erzeugen lassen, ganz davon zu schweigen daß die Historie mit den Briefen denn doch etwas zu gesucht und gemacht erscheint. Auch im Detail der Charaktere ist Manches zu tadeln. So muß es als psychologisch unwahr gerügt werden daß Ottenfels sein Kind an einen so entschiedenen Lump wie Maiberg verkuppelt; wie tief er auch in seinen Egoismus hineingerathen sein mag, er liebt dennoch seine Tochter und hat einen Abscheu vor dem sittlich Verwerflichen; wohl ist es zu begreifen daß er sein Kind einem Manne den seine Schrolle zurückstößt versagt, aber sie in die Arme eines Menschen der ihm selbst als ein Affe gelten muß hineinzuzwingen, ist eine Brutalität von welcher Charaktere wie Ottenfels noch unendlich fern sind. Daß der Autor den Doctor Eisenberg im dritten Acte gleichsam schlafen läßt und ihm nur noch Worte in den Mund legt, ist eine offenbare Ungerechtigkeit gegen diese wohlgelungene Persönlichkeit: mag der Wunsch, den jungen Branden sein Glück sich selbst und zwar auf Grund seiner militairischen Erfahrungen verdienen zu lassen, das Motiv zu dieser Vernachlässigung des ehrenwerthen Doctors gegeben haben, unser Interesse ist nun einmal von Anfang an entschieden für Eisenberg gewonnen, und indem wir dem Hauptmann sein Glück zwar gönnen, wollen wir es doch gerade durch des Doctors Vermittelung ihm zugeschanzt wissen, er verliert deshalb Nichts, denn er ist ja mehr als eine erste Nebenperson nicht wohl zu nennen, während Eisenberg als der eigentliche spiritus familiaris des Stücks von dessen Beginne an zu betrachten ist und die Contraste und streitenden Elemente desselben in seiner vermittelnden Persönlichkeit harmonisch zu lösen die am Schlusse leider nur declamatorisch verwirklichte Verpflichtung übernommen hat. Je leichter alle diese Verstöße zu vermeiden wären, um so schärfer müssen sie dem Verfasser vor das Auge gehalten werden, damit er dadurch zu sorgfältigerer Selbstprüfung seiner Arbeit dringend sich veranlaßt finde. Er ist es werth streng beurtheilt zu werden.

4. Magnetische Curen. Lustspiel in vier Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1853. 8. 1 Thlr.

Die Warnung die wir bei Beurtheilung seines „Geheimen Agenten" dem Verfasser des vorliegenden Lustspiels in d. Bl. nicht ersparen zu dürfen glaubten, er möge sich vor allzu ähnlichem Stoffe bei Ausarbeitung eines neuen Stücks hüten, fin-

ret in den „Magnetischen Curen“ ihre volle Begründung; es ist wieder eine hier zwar gewissermaßen individuell verlebendigte, aber doch mystisch wirkende Persönlichkeit welche die Fäden des Stücks in Händen hält, die Knoten schlingt und löst. Aber indem sich der Autor mit sichtlich großer Anstrengung und Peinlichkeit gehütet hat, das alte schon ein mal gebrauchte und mit soviel Glück gebrauchte Motiv ähnliche Wirkungen, Consequenzen und Situationen als im „Geheimen Agenten“ hervorbringen zu lassen, ist er matt und kraftlos geworden; zwar nicht so als sei nun das Stück an und für sich ein schwächliches zu nennen, wol indeß so daß es im Vergleich mit dem vorigen als minder kräftig und weniger frisch sich herausstellt. Der Verfasser hat sich, um der Wiederholung zu entgehen, beeifern müssen, die letzten und äußersten, herbeigeholtesten und gesuchtesten Folgen und Beziehungen seiner bereits ein mal angewandten Idee herauszubuchstabiren, und so hat er denn diese Idee gleichsam zu Tode, sich selbst außer Athem gehetzt. Daher sind die Charaktere an lebenswahrer und energischer Ausarbeitung gegen die Persönlichkeiten des „Geheimen Agenten“ sehr entschieden im Nachtheil, und es ist im ganzen Stücke recht eigentlich nur eine Rolle die sich denen des frühern Lustspiels würdig an die Seite stellt, und das ist die des Kammerdieners, die allerdings mehr Episode, in der That meisterhaft genannt werden muß. Die andern Charaktere sind entweder zu hochgeschraubt und bewegen sich wie in Drähten, oder sie sind geradehin blaß und schwindsüchtig. Am mislungensten ist offenbar der Held des Stücks, Ferdinand von Rhaden. Dieser junge Mann liebt die Tochter des reichen Grafen Schönmark, und als nun dieser für die angegriffenen Nerven seiner Frau aus der Residenz einen Magnetiseur begehrt, schmuggelt sich Herr von Rhaden als ein solcher in das Haus seiner Herzensdame ein; das gibt natürlich Anlaß zu einer Menge Verwirrungen und Verlegenheiten, bis denn endlich der glückliche Umstand daß der Pseudomagnetiseur in den Stand gesetzt wird, dem Grafen ein Cabinetsschreiben zu überreichen, welches diesen zum Minister ernennt, das gräfliche Herz erweicht und den Glücksrittter zum seligsten Sterblichen macht. Man durfte wol erwarten daß dieser junge Cavalier wenigstens mit einigem Geschick die übernommene Rolle würde zu spielen verstehen, davon aber beweist er im Stücke soviel wie gar Nichts, und man kann sein Benehmen fast tölpelhaft und kopflos nennen, sodaß man zu dem Verstande dieses Herrn nicht eben allzu viel Zutrauen faßt — ein sehr schlimmer Umstand für den Helden eines Stücks. Daß sich ferner die ganze Gesellschaft ebenfalls als eine ziemlich bornirte herausstellt, indem sie sich diese plumpe Täuschung gefallen läßt, liegt auf der Hand. Sind wir somit außer Stande Interesse an den Charakteren zu nehmen, so läßt auch ihr Geschick und was etwa sonst noch um sie vorgeht uns kalt, und einzelne Trefflichkeiten, an welchen denn auch diese Arbeit nicht Mangel leidet, entschädigen dafür nicht. Kurz: die „Magnetischen Curen“ sind gegen den „Geheimen Agenten“ ein bedeutender Rückschritt, und wenn Hackländer nicht sehr entschieden gegen das bequeme und leichtsinnige „laisser aller! laissez faire!“ welches in diesem neuen Stücke sich ausdrückt, reagirt, so erschlafft sein Talent, und alle die schönen Hoffnungen die an dasselbe sich knüpften gehen zu Grabe. Das aber hieße eine Art von künstlerischem Selbstmord an der eigenen Begabung vollziehen, und auch deshalb wäre es wahrhaft schmerzlich und empfindlich, wenn diese reiche Kraft an einer Marotte zugrundeginge, da gerade auf dem Gebiete des Lustspiels so viele Handwerker und Tagelöhner herumhantieren, deren schmuzig-ordinairer Wirthschaft nur die reine Hand des Künstlers, und als einen solchen hat sich Hackländer in seinem „Geheimen Agenten“ bewährt, Ziel und Ende zu setzen vermag.

5. Odysseus, lyrisches Drama von F. Ponsard, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Baumgärtner. 1853. 16. 24 Ngr.

Man wird uns einer Vorliebe für französische Dramen nach unsern mehrfachen Auslassungen über dieselben nicht wohl beschuldigen können, um so lebhaftere Freude gewährt es uns, endlich einmal eine Bühnendichtung unserer westlichen Nachbarn in d. Bl. besprechen zu dürfen, welche sich dem Besten anreiht was auf dramatischem Boden jemals aufgeblüht ist. In der schönen Dichtung die uns hier vorliegt, hat sich ein durchaus edler und reiner Geist des antiken Stoffs mit einer Tiefe und Unmittelbarkeit productiver Anschauung bemächtigt, daß wir aufs erhebendste an unsers Goethe wunderbaren Genius erinnert werden und mitten in die ruhige Plastik des alten Hellenenthums versetzt, dennoch den Adlerflug des modernen Weltgeistes über uns rauschen hören. Es ist der ewig blaue Himmel jener Homerischen Sonnentage, es sind die kräftigen, großartigen Gestalten altgriechischer Heldenzeit, derselbe erhabene Friede, derselbe heilige Duft unmittelbarster Naturgesundheit, aber aus dem großen olympische Ruhe strahlenden Auge der Antike blickt der tiefe und allumfassende Genius moderner Geistescultur. Das Problem das in Goethe's „Iphigenia“ mit unübertrefflicher Meisterschaft gelöst ist — harmonische Verschmelzung des classischen Einst mit dem classischen Jetzt — findet auch in Ponsard's schöner Dichtung eine zwar minder ideale und vollendete, aber doch tiefpoetische und edelkünstlerische Lösung. Der strenge Ernst welcher den Dichter ersichtlich bei seiner Schöpfung beseelt hat und welcher ihn so glänzend vor seinen poetischen Landesgenossen auszeichnet, hat nirgend eine störende Rauhigkeit und Dissonanz, nirgend eine Falte mühsamer Arbeit, keine gesuchte Allegorie und keine spröde Form hinterlassen, sondern der anmuthsvollen Grazie die tiefere Würde und der heitern Behaglichkeit die edlere Weihe gegeben. Es ist eine jungfräuliche Dichtung, dieser Ponsard'sche „Odysseus“, voll heilig-menschlicher Tiefe: so ganz Natur und doch auch so durch und durch Kunst, es ist ein Werk das nicht den Franzosen allein, sondern der gesammten Culturwelt angehört und auf jener Höhe geistiger Entwickelung steht, wo die nationelle Beschränkung dem göttlichen Menschengeiste nicht mehr zu folgen wagt. Das ist keiner von den tausend Versuchen, die antike Welt mit unsern Anschauungen zu versöhnen, die es weiter nicht als bis zum Eindruck einer gelehrten Studie bringen und den hofmeisternden Schulmonarchen in jedem Verse herausbrüsten: Nichts von studirter Phraseologie, keine peinliche Nachahmung, kein ängstliches Haften an dieser und jener Aeußerlichkeit: überall begegnet man dem freien und durch und durch selbständigen Wirken des Dichters, der, genährt von den großen Ideen der antiken Welt, ein neues Alterthum aus der eigenen Brust herausproducirt und dabei so objectiv und so voll Selbstverleugnung verfährt daß einem solchen Schaffen die volle Bewunderung sich nicht versagen darf. Wie frisch und duftig der Geist welcher diese edle Dichtung durchweht, mögen folgende Verse in des heimgekehrten Odysseus Munde darthun:

> O Berge, Wälder, Fels und heil'ge Grotten!
> Euch find' ich wieder, die ich heiß beweint.
> Wie oft folgt' ich vor meinem Zelte sitzend,
> Wenn schon die Sonne sank ins glanz'ge Meer,
> Mit wehmuthsfeuchten Blicken dem Gestirn,
> Das in der Richtung meiner Heimat schwand!
>
> Und säh ich dann vom fernen Uferstrand
> Am Horizont ein leichtes Segel schimmern,
> Rief ich: Glücksel'ges Schiff, gesegnet sei,
> Ein Wind treibt dich vielleicht der Heimat zu.
> Gegrüßt mein Ithaka, du Amme mir
> Und du, Olivenbaum. Ich bin's, Odysseus!
>
> Und ihr des Wassers Nymphen, Gotterzeugte,
> Wie einst, so lieb' ich eure Stätte noch.
> Jetzt bring' ich euch ein schlicht Gebet nur dar,
> Doch bin ich unter Pallas gnäd'gem Schutz
> In meinem Haus erst, im Besitz der Güter,
> Soll euern Rasen Blut der Ziegen färben.

Doch vergessen wir nicht über dem wohlverdienten Lobe des Dichters die Verdienste des Uebersetzers nach Gebühr zu würdigen, dessen Aufgabe in der That eine schwierige zu nennen ist, denn mit feinem künstlerischen Takte fühlte er richtig heraus, daß wenn für den deutschen in die Maße und Formen antiker Classicität eingebürgerten Geist Ponsard's Drama genießbar werden sollte, der unserm Gefühle unerträgliche Alexandriner und die gereimten Verse beseitigt werden mußten. So war Böttger gezwungen ein neues Gewand für die Dichtung zu erfinden, und die Art wie er das gethan hat vindicirt ihm nicht nur das Lob eines trefflichen Uebersetzers, sondern die Anerkennung daß er darin sich als Dichter bewährt habe, und zwar als derselbe Poet der in seinen eigenen Productionen eine Zierde der deutschen Literatur ist. Er hat das Ponsard'sche Stück zum unserigen gemacht, denn er hat dasselbe ohne seiner Eigenartigkeit und Selbständigkeit im mindesten zunahezutreten ins Deutsche nicht blos übersetzt, sondern geradehin überdichtet. Dichter und Uebersetzer sind somit einander vollkommen ebenbürtig, und Ponsard hat jeden Grund sich zu freuen daß gerade ein so edler und künstlerisch ausgeistiester Geist wie der Böttger's es übernommen hat sein Werk der deutschen Literatur einzuverleiben. Man höre den Wohlklang der folgenden in der Form unserm Uebersetzer zugehörenden Chorverse:

Gott der Bacchanten!
Durch deine Sorgfalt
Decken die schlängelnden
Reben den Abhang
Steiniger Hügel.

Dein Saft beflügelt
Die Hoffnung, die munt're,
Und der Gesang erwacht,
Gleichend dem Vogel.
Evoe! Bacchos!

Künftige Zeiten
Sieht prophetisch
Jetzo mein Auge hell.
Zaubergewaltig
Faßt's mich und klärt mir
Dunkle Geschicke.

Wonnige Freude!
Odysseus erschien mir!
Er kommt! Auf dem Wege
Naht allenthalben
Eilend das Volk schon!

Weihrauch allüberall
Auf den Altären!
Kerzen, sie lodern rings!
Rosen umduften die
Glänzende Schwelle!

Eintretend schlägt er
Siegreich die Freier,
Glänzend in Anmuth
Umarmt ihn die Fürstin!
Evoe! Bacchos!

Möchte Ponsard's männlicher Ernst und künstlerische Solidität im Stande sein, den frivolen, abgelebten und vermaterialisirten Geist seiner Nation edlerm Streben und tieferer Würde zu gewinnen, und mitten in den bacchantischen Strudel und Schwindel welcher gegenwärtig die Gemüther seiner Landsleute fortreißt mit Erfolg die kräftige Mahnung schleudern, mit welcher der Chor den „Odysseus" schließt:

Verachte nie den Schein der Dürftigkeit,
Das Aeuß're trügt, das Glück ist wechselvoll;
Unwandelbar sind nur des Rechts Gesetze.
Am Morgen kündet mir kein Blitz den Donner,
Am Abend liegen in dem Staub die Stolzen,
Dem schlichten Bettler wird der Königsthron!

6. Der Bankrott. Gesellschaftliche Tragödie in fünf Acten von Florian Müller. Leipzig, Thomas. 1853. Gr. 8. 25 Ngr.

Wie sehr wir von vornherein geneigt waren Florian Müller die seiner Dichtung vorgedruckte Versicherung zu glauben, er habe aus keinem „Sonderinteresse", sondern aus „bildnerischem Triebe" seine Arbeit geschaffen, die Dichtung selbst steht thatsächlich in entschiedenem Widerspruche zu dieser Behauptung und bewahrheitet ebenso wenig die weitern Auslassungen des, zu seinem großen Lobe sei es gesagt, sehr kurzen Vorworts, daß nämlich „wer die Gesellschaft in allen Regionen mit eigenen Augen und als Menschenfreund gesehen, sie ähnlich wie im vorliegenden Stücke geschähe, auffassen und in keinerlei Weise zweifeln werde daß nicht Leute wie die in dem Drama vorkommenden in ganz analogen Verhältnissen und von derselben Charaktertiefe existiren könnten". Man wird zugeben daß ein Stück, in welchem wie hier mit den schreiendsten Farben aller Schatten auf Seite der besitzenden und begüterten Persönlichkeiten und alles Licht auf Seite der sogenannten armen Teufel angebracht ist, zu der künstlerischen Unbefangenheit des Autors kein großes Zutrauen erweckt, ja daß wenn einer solchen Arbeit eine derartige captatio benevolentiae wie in diesem Falle vorausgeht, die Annahme sehr nahe liegt, diese selbsteigene autorliche Recommendation sei der Ausfluß eines etwas unruhigen Gewissens. Nun kommt hinzu daß die Farben nicht nur zu grell aufgepinselt wurden, sondern überhaupt schon in ihrer Grundmischung geradehin falsch sind; oder ist der Verfasser wirklich überzeugt daß Questenberg und Bitterwitz nach der Schattenseite, Albert, Marie und Vater Ziemens nach der Lichtseite in sich selbst reelle und wahrhaftige Persönlichkeiten sind? daß solche Erzschöpse wie der Capitalist Johnson überhaupt zur Höhe der mercantilischen Welt — und da soll diese Figur doch stehen — gelangen können? Meint er im Ernst, diese geschraubten, auf die äußerste, geradehin unmögliche Spitze getriebenen Zustände als wirkliche einschmuggeln und seine auf den Kopf gestellte Welt für die reale ausgeben zu dürfen? Dieses X für ein U zu machen ist allenfalls die urgeniale Kraft eines Hebbel im Stande, nicht die begrenzte Fähigkeit eines mittelmäßigen Talents. Es gibt ebenso wenig solche Schufte als solche Tugendpfefferkuchenfiguren wie der Autor vorzuführen beliebt, und es ist Gott nicht nur für das Nichtvorhandensein der ersten Sorte, sondern ganz besonders für die Unmöglichkeit der letztern zu danken, ein Narrenhaus ist eben nicht die Welt. Im Uebrigen befindet sich unser Autor auf einem Standpunkte der in der Dramatik Gott sei Dank zu den überwundenen gezählt werden darf und dessen sittliche wie geistige Beschränktheit sich selbst prostituirt hat; denn es ist das Schöne und Edle ein Gemeingut der Menschheit. Wohin man auch durch alle Tiefen und Höhen derselben wandern mag, allüberall bietet es sich dem unbefangenen Blicke und dem der Gerechtigkeit und Billigkeit offenen Gemüthe, und das allein, mein Herr Autor, heißt als „Menschenfreund" sehen. Daß der Verfasser von der Charaktertiefe seiner Persönlichkeiten und von dem Wegfall allen und jeden Zweifels in die Wahrhaftigkeit seiner Schöpfungen mit so apodiktischem Selbstbewußtsein in seinem Vorwort spricht, stimmt schlecht zu echter Künstlerbescheidenheit, in deren äußerliche Hülle Florian Meyer sich zu verkriechen beliebt, und bewahrheitet nur von neuem den Satz daß gerade der beschränktere Geist der intoleranteste und prätentiöseste ist. Denn von Nichts ist diese Dichtung weiter entfernt als von einer dramatischen. Dazu mangelt die gesunde Charakteristik und die kräftige Concentration und Gedrungenheit; es blättert Alles so ab und hängt wie eine zerrissene Leinwand in Fetzen aus dem Rahmen heraus; kein höheres in den Individualitäten vermitteltes inneres Gesetz, sondern bloße Zufälligkeiten erzeugen die Katastrophe und rücken die

Handlung mühsam fort; nirgend ein künstlerischer Plan, ein freies objectives Walten des Dichters über dem Stoffe. Der äußerlich tragische Ausgang ist — weil auf blindes Ungefähr begründet und somit ohne Ueberzeugungskraft — eben kein tragischer und es vertritt der Dichter die Stelle des Scharfrichters. Daß unter so bewandten Umständen von harmonischer Lösung, von künstlerischer Befriedigung, von in höherm Sinne sittlicher Wirkung nicht gesprochen werden kann, und daß, da der Held des Stücks ein so wenig interessanter selbständiger Charakter, sondern ein wahrer Popanz ist, von welchem der Dichter sein Knalleffectrührei zusammenquirlen läßt, die ganze Arbeit ein durchaus mattes und schwächliches Machwerk repräsentirt, erhellt ohne weitere Deduction. Und dennoch läuft mitten durch den Wust eine Ader von Talent, einzelne Scenen — und unter diese möchten wir sonderlich das tête-à-tête des reichen Banquiersohns mit seiner ihm zubestimmten Braut rechnen — verrathen Geschick und sind nicht ohne Eleganz gearbeitet. Wenn der Verfasser den tragischen Kothurn, für welchen ihm Schwung, höhere Charakteristik und Größe der Anschauung mangelt, abschnallt und dem Lustspiele in seiner beschränktern Form sich zuwendet, so glauben wir ihm in Rücksicht auf seine offenbare Begabung für die Komik insofern ein günstiges Prognostikon stellen zu können, als er von seiner krankhaften Gespensterseherei zu ruhigem Anschauen und Wiedergeben realer Verhältnisse durchgedrungen, auf dem angegebenen Felde Erfreuliches zu leisten die Anlage haben dürfte. Sich von schönen Träumen zu entwöhnen ist freilich eine sauere Mühe; allein der Erfolg krönt die Arbeit, und gewiß ist es eine befriedigtere Existenz im kleinen Kreise eine würdige und tüchtige Stelle kräftig auszufüllen, als in weiten und großen Verhältnissen die gewaltige Zahl der Nullen zu vermehren.

> Wenn Jemand sich wohl im Kleinen däucht,
> So denke, der hat ein Großes erreicht.

7. Juden. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Von **Silvius Landsberg**. Berlin, Landsberger. 1853. 8. 15 Ngr.

Sara, die hochfahrende Gattin des reichen Baruch, ist von ihrer Glaubensgenossin Esther aus dem Harem des verbuhlten Kasimir von Polen verdrängt worden, sodaß diese des Königs Favoritin geworden, und außerdem hat das Herz der stolzen Frau durch die Verschmähung die ihr von dem Manne ihrer Neigung, Isaak ben Gadalge, geworden, einen tödtlichen Stich erhalten. So Esther wie Isaak soll nun ihr Haß und ihre Rache treffen, indem sie die Erstere, für welche sie, den Grimm verbergend, eine uneigennützige Freundschaft fortgeheuchelt hat, zu ihrem Werkzeuge zu machen gedenkt. Isaak hat eine wunderschöne Tochter Lea, die er, in seinen Anschauungen über den religiösen Parteistandpunkten erhaben, nach ihrem Herzenswunsche dem christlichen Goldschmied Ladislaus in die Ehe zu geben willens ist. Auf diese Lea macht nun Sara die Esther als auf eine solche eifersüchtig, die wohlangethan sei des Monarchen leichterregbare Sinne zu fesseln, und gibt der in Furcht und Angst versetzten Favoritin den Rath, sie solle, nachdem sie (die Rathgeberin) die Verhaftung Isaak's veranlaßt haben werde, die Tochter desselben, wenn Gram und Thränen diese entstellt und verhäßlicht hätten, selbst dem Monarchen als eine für den Vater um Gnade Bittende vorführen, dann müsse dieser von der kränklich-blassen Gestalt sich mit Widerwillen zu Esther's üppiger Gesundheitsfülle zurückwenden und zerstört für immer sei dann der Schönheitszauber Lea's. Esther nimmt den Rath an, der freisinnige Isaak wird wegen gutgemeinter Urtheile über den König in Verhaft genommen und der Folter überwiesen, und die Favoritin führt die verweinte, abgehärmte Tochter des unschuldig Verurtheilten vor Kasimir. Dieser aber entbrennt sofort in wilder Minneglut zu dem im Thränenschimmer nur um so schönern Mädchen, und nachdem er Isaak zum Tode verdammt hat, trägt er der Tochter sein Herz an und sucht mit raffinirter Kunst sie in seine Arme zu reißen. Doch vor Lea's Tugendkraft und Unschuld erhebt sich Kasimir über sich selbst, und der Leidenschaft entsagend beschließt er gutzumachen was er verschuldet. Zudem entdeckt Esther, in ihrer Verzweiflung über des Königs Untreue sich den Tod gebend, die Intrigue; Isaak wird der Freiheit und dem Leben wiedergegeben, und indem er erklärt, Lea Christin werden zu lassen, legt er sie an des jungen Ladislaus Brust. Da aber offenbart es sich: Lea ist nicht seine, sondern Baruch's und Sara's Tochter, Ladislaus aber sein ihm einst von räuberischer Hand entrissener Sohn; denn als Isaak's Weib in seiner Abwesenheit im Kindbette starb und mit ihr das neugeborene Mägdlein, da trug die Amme, damit der Gatte bei der Heimkehr nicht Alles verloren finde, den entseelten Säugling in Baruch's Haus, wo Sara gleichfalls eines Töchterleins genesen, und vertauschte die Kinder. Sara wird, als sie den Gräuel ihrer Thaten erfährt, wahnsinnig und stirbt: über ihrer Leiche schließt sich zwischen Ladislaus und Lea der Bund der Liebe.

So geht es her in dem Drama welches Silvius Landsberg unter dem Titel „Juden" in Druck gegeben hat und dessen Tendenz unserer Ansicht nach dahin strebt, die tröstliche Thatsache daß über der ränkevollen Bosheit und der unheilvollen Tücke eine höhere Macht waltet, die den Pfeilen das Gift und die Spitze nimmt und das Laster in die von ihm Andern gegrabene Grube stürzt, dramatisch zu gestalten. Vermuthlich hat der Verfasser, so läßt der Name des Werks vermuthen, dabei noch im Sinne gehabt, die eigenthümlichen Verhältnisse jenes polnischen Judenthums zu veranschaulichen, welches trotz aller Verachtung und aller Kränkung dennoch der materielle Beherrscher des unglücklichen Polen war und heute noch ist; vielleicht wollte er mehr oder weniger einen Spiegel für die Gesammtheit des nachchristlichen Hebräerthums aufstellen und zugleich, die Quellen des Verfalls aufdeckend, auf die einzigen Mittel der Regeneration hindeuten. Einzelne Züge lassen hierauf schließen, aber das charakteristische Gepräge welches ein derartiges Gemälde bergen müßte fehlt gänzlich; es ist eben eine Bosheit und ein Frevel wie er allüberall anderswo auch vorkommt, und die handelnden Personen brauchten keineswegs Juden zu sein, um so zu handeln wie sie handeln. Von historischer Austiefung, von significanter Gestaltung der innern Beziehungen des damaligen Judenthums zu den nationalen Verhältnissen, von Motivirung der Conflicte durch die Gegensätzlichkeit der im Stücke vertretenen Elemente des Mosaismus und Christianismus, ist keine kräftige Spur im Stücke zu finden, man müßte denn einige Declamationen und Phrasen im Munde des Juden Aron als solche gelten lassen. Doch sehen wir ganz ab von der höhern Bedeutung, die, so wollen wir gern annehmen, der Autor seiner Arbeit hat geben wollen, aber nicht hat geben können: auch als ein gewöhnliches Intriguenstück betrachtet, vermag das Drama sich nicht zu behaupten. Denn zunächst ist die Intrigue selbst, die dem Plane nach in dem Rathe sich ausgedrückt findet welchen Sara der Esther gibt, durchaus schwach, abgebraucht und viel zu künstlich und gedrechselt: eine Esther — um dies Eine nur zu sagen — mußte so viel Schlauheit besitzen, den Freundschaftsversicherungen einer Sara, die von ihr dethronisirt worden, nicht zu trauen, und soviel Auge selbst im äußersten Affect zugebote haben, um zu finden daß auch eine verweinte Lea gerade um des Contrastes willen den Sinnen eines so verliebten Cavaliers wie Kasimir gefährlich werden konnte. Auch ist die Art und Weise wie Sara Esther zu kirren beflissen ist so wenig fein und verführend daß kaum eine Einfalt vom Lande durch solche Künste sich würde fangen lassen; kein Zuhörer glaubt dem Verfasser daß Sara die Esther wirklich getäuscht und für ihre Zwecke erschlichen habe, sondern fühlt daß der Autor die schöne Odaliske „par ordre du Mufti" commandirt, so zu thun als ob sie gefangen wäre. Das aber ist eine Schülermanier und erinnert an uralte Haupt- und Staatsactionen, wo nicht an unsere

Puppenkomödien. Die innerliche Nöthigung, von der Realität Dessen was da vorgeht und Derer die da handeln überzeugt zu sein — ein Moment, das allein das Drama zum Drama macht —, wird auch durch keine der übrigen Persönlichkeiten im mindesten effectuirt: der Starost, der noch nebenbei den Posten eines lustigen Raths ausfüllen soll, ist ein ganz gewöhnlicher Schuft, der, in seiner Doppelstellung nicht Fisch noch Vogel, den Gendarmen des Stücks abgibt; noch weniger Interesse flößen Baruch, Abraham und Ruben ein, man weiß kaum weshalb sie überhaupt da sind. Aron, der wahrscheinlich die Würde des moralischen Judenthums vertreten soll, ist Nichts als ein alter Landpastor, Ladislaus bleibt zu sehr Skizze, und Isaak, der Held des Stücks, was ist er mehr als eine wohlrednerische Abstraction, als einer jener Schemen, wie sie eine gelehrtthuende Dramatik uns für einige Zeit als lebendige Menschen auflügen wollte? Mit solchem Wichte hat man kein Mitleid, und je schlechter es ihm ergeht, je besser; die Wirkung ist dann eine komische, und indem man die Sache als eine Parodie nimmt, verschwindet das Misbehagen, in welches die prätendirte tragische Absicht bei solcher Behandlung jedes edlere Gefühl versetzt. Lea und König Kasimir, etwa auch Lovna, der Erstern Amme, dürften die gelungensten Persönlichkeiten genannt werden; in Lea ist wenigstens dem Weibe Rechnung getragen und in Kasimir ein Individuum das reale Existenzmöglichkeit hat auf die Bühne gesetzt. Manche einzelne Scene, wie die Verhandlung zwischen dem König und den Schöppen, die Zwiesprache der Folterknechte und die Volksauftritte zu Anfang der fünften Scene des fünften Acts verrathen eine schöne Gabe zu lebendiger Schilderung, und einige Stellen athmen offenbar poetisches Gefühl. Das Alles aber will im Drama nur sehr wenig bedeuten und bekundet höchstens daß Spuren allgemeiner dichterischer Anlage vorhanden sind. Berücksichtigen wir nun daß bei dem Stande unserer Cultur solche Spuren etwas ganz Gewöhnliches geworden sind, so fühlen wir uns außer Stande zu bedauern daß, wie der Verfasser in dem seiner Arbeit vorgedruckten Briefe selbst sagt, Gott Mercur denselben den Musen entführt habe. Diese „Juden" bekunden keinen eigentlichen Dichterberuf, denn ihre Fehler beruhen nicht in der Fülle, sondern im Mangel productiver Kraft; wer aber der Welt nicht eine reichdotirte Brust bietet, den höhlt das Leben bald genug aus. Ruft die Erfahrung einem jeden Menschen diese Wahrheit zu, wie viel mehr muß der Poet sie sich ad notam nehmen!

8. Lady Esther Stanhope, die Königin von Tadmor. Tragödie in drei Acten. Von **Franz Hedrich**. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 20 Ngr.

In der That, wir hatten Grund Besseres als diese sehr schwache Arbeit von Hedrich zu erwarten, die geradezu einen Rückschritt, nicht eine Spur von Fortschritt documentirt. Wenn der innere Reichthum eines Drama von der Personenzahl abhinge, so wäre diese „Königin von Tadmor" ein Meisterwerk, denn außer Volk, Mönchen, Drusen, Maroniten, Beduinen und weiß Gott nicht was noch Alles, treten nicht weniger als 32 Figuren darin auf. Die ersten Scenen des Stücks bringen uns nach Daïr-Dchun, der Residenz jener abenteuerlichen Tochter Albions, welche zur Heldin dieses Dramas erkoren ist. Gegen Emir-Beschir, dem mit Mehemed-Ali's Feldherrn Ibrahim wider die Türken verbündeten Fürsten des Libanon, steht das Volk der Maroniten im Begriff sich zu erheben, und einer seiner Edeln Murad ist nach Daïr-Dchun gekommen, die wunderbare Frau aus England, deren Zauberruf und barmherzige Nächstenliebe weithin durch das Land die Gemüther der Menschen ihr unterworfen, dahin zu bewegen, sich als Königin von Tadmor an die Spitze des Aufstands zu stellen. Aber Lady Esther hat, wie ihr treuer Secretair dem ungestümen Maroniten versichert, abgeschlossen mit der irdischen Welt und ist damit beschäftigt, die Räthsel des Himmels und der Erde zu lösen; keine Heroine mehr, eine philosophische Nonne hat die Dame fortab zu sein beschlossen, weil — und diese mit dem in der Dichtung sich brüstenden Pathos wahrhaft komisch contrastirende Trivialität liegt sogar ziemlich nackt zutage — ihr Geldbeutel leer ist; das Königsspiel ist eben ein theueres Vergnügen. Ein verrückter Franzose Loustoneau, von welchem man auch nicht im Kleinsten weiß was er eigentlich im Stücke vorstellt, ein griechischer Abenteurer, Murad's und des arabischen Parteigängers Chebil Lamentationen entreißen endlich die Lady dem begonnenen Klostermysterium, und ein wahnwitziger jüdischer Humanitätsnarr, der sich später als schlauer Agent Emir-Beschir's ausweist, bietet ihr die nöthigen Gelder; fertig ist die Königin von Tadmor und der ehrliche, aber über alle Beschreibung lederne und langweilige Kingdale wird mit seinen gutgemeinten Gegenvorstellungen ad acta geschrieben. Nachdem nun der Zuschauer im ägyptischen Lager verschiedene moslemitische Bekanntschaften, worunter die des fürstlich libanonschen Henkers, gemacht und mit Worten halbtodt gedroschen worden ist, kommt es zwischen Ibrahim's Streitmacht und den Paladinen der Königin von Tadmor zum Kampfe, welcher der Letztern die junge Krone kostet. Sie ergreift das Hasenpanier und wird von Emir-Beschir höchst ungalant behandelt, der sie mit auf der Stirne eingebranntem Galgen nach England zurückschicken will. Im Brustkrampfe erstickend, wünscht die heroische Dame dem wenig chevaleresken Emir einen „Backenstreich" nachsenden zu können und stirbt dann sehr königlich, von ihren „Sklavinnen" mit einem pathetischen „O" aus dieser Zeitlichkeit herausgeläutet. Der verrückte Franzose aber phantasirt:

> Sie stirbt, ist todt! —
> Was weint ihr, Europäer?
> Das Krokodil weint auch und die Hyäne.
> Sucht eine Fackel! steckt das Haus in Brand,
> Verkohlt mit eurer Sultanin! Bringt Fackeln —
> Zehntausend Fackeln!

Und das nennt man dann eine Tragödie! O über dies liederliche Versschmieren! über diese bodenlos widrige Arroganz jede dialogische Buchstabirübung als ein Drama auf den Markt zu bringen! Wahrlich, wenn man bedenkt daß ein Lessing den Namen eines Dichters bescheiden von sich ablehnte, möchte man diesem modernen Reimschmieddünkel literarische Spießruthen zuerkennen. Wir haben es zu wiederholten malen ausgesprochen, und glauben die Praxis unserer Theorie in d. Bl. nicht schuldig geblieben zu sein, daß jede echte Blüte deutscher Poesie liebevoll zu hegen und zu pflegen die Kritik verpflichtet ist; aber ebenso hat sie das ernste Amt jener wüsten Wirthschaft und jenem verderblichen Leichtsinn entgegenzutreten, wie ihn unter andern das vorliegende Machwerk bietet, über welches um so entschiedener der Stab gebrochen werden muß als Hedrich bei gründlichem Studium und künstlerischem Ernste Besseres zu leisten wohl im Stande ist: eine Behauptung die z. B. die Volksscenen des fünften, sechsten und siebenten Auftritts im zweiten Acte dieser Arbeit durchaus bestätigen. In dem vorliegenden Stücke ist nur Kingdale, so langweilig er ist, mit einiger Sorgfalt gezeichnet und mehr als bloße Phrase, im Uebrigen glaubt man in der That sich in einem Tollhause zu befinden, so rasen und hantieren die andern Figuren umher, deren Wahnsinn in der Heldin des Stücks seinen Gipfel findet. Hat der Verfasser in dieser verschrobenen Gestalt geradezu eine Verrückte personificiren wollen, so ist ihm auch da die Muse den Dienst schuldig geblieben; denn eine Verrücktheit die dramatisches Interesse gewinnen soll muß mindestens einem tief angelegten Plane ihre Entstehung danken und in sich selbst poetisch eine großartige Idee gleichsam negativ und ironisch versinnlichen: nur dann ist sie tragisch zu nennen. Doch dazu gehört die Meisterhand, und wenn Hedrich seinen Shakspeare recht innehätte — und das ist doch wol eines dramatischen Autors unerlaßliche Pflicht —, so trauen wir ihm soviel Gesundheit zu daß er, sofern er wirklich die erwähnte Absicht gehabt hat,

keine Versuche zu ihrer Verwirklichung würde angestellt haben. Dieses unklare, wüste, charakterlose, crasse, nicht im kleinsten Punkt das Weib in sich zum Rechte vorstellende Zwitterwesen, vollgestopft mit leeren Phrasen und dunkeln verworrenen Bildern: eine solche Misgeburt ist kaum als Nebenfigur, geschweige denn als Heldin eines Drama irgendwie zu ertragen. Sie negirt jede sittliche und ästhetische Foderung von Anfang an und ist ein Pasquill auf alle menschliche Natur. Das ist so ein sauberes Früchtchen jener gesuchten Geistreichigkeit, jener tiefseinsollenden Verworrenheit; das Licht und die Klarheit, meinen wir, ist das Vaterland der Kunst, in Nacht und Nebel gedeiht nur eine kranke Phantasterei und ein wüstes Hirn. Kann man nun diesen bedeutungslosen Charakteren keinen Antheil schenken, so raubt die schleppende Handlung, wenn eine des höhern innerlichen Zusammenhangs völlig entbehrende Aneinanderhäufung von Scenen mit dem Namen Handlung im dramatischen Sinne geehrt werden darf, dem ganzen Stücke vollends jede lebenskräftige Existenz und begründet nur noch tiefer den ernsten Tadel, daß der Verfasser mystische und verworrene Phantasielaunen an die Stelle besonnener und eines hohen bestimmten Kunstziels sich bewußter Klarheit setzend, ohne eine freie und gediegene Idee seine Arbeit so aufs Gerathewohl hingeschludert habe. Solch ein Verfahren aber darf kaum auf der Secundanerbank geduldet werden, geschweige im Tempel der Kunst, deren Attribute der heilige Ernst und die tiefe Gedanklichkeit sind. Mit diesen seelischen Mächten ausgerüstet hätte unser Autor aus seinem Stoffe sehr wohl ein wackeres Stück dramatischer Poesie herausarbeiten können; denn die räthselvolle Persönlichkeit der Lady Stanhope ist interessant genug um unter höhere, künstlerisch-sittliche Gesetze gebracht den Mittelpunkt einer Tragödie zu bilden, und die historischen Vorgänge die sich zum Theil unmittelbar an sie knüpfen bieten zu dramatischer Gestaltung in Charakteren und Situationen eine so günstige Gelegenheit, daß nur die Talentlosigkeit oder die Liederlichkeit diese reiche Quelle übersehen kann. Von beiden Miseren hat die letztere die Hedrich'sche „Königin von Tadmor" zu einem ganz gewöhnlichen hohlen Declamationsgeversel herabgewürdigt, und diese Erniedrigung, in welche bequemlicher Leichtsinn dasselbe verstrickt, dem an sich nicht unbedeutenden Talente unsers Verfassers recht scharf vorzurücken hielten wir nicht nur im Interesse der Sache, sondern auch um seiner selbst willen für ernste Pflicht; denn das ist der Weg auf welchem schon so manche frische Begabung in kränklicher Blasirtheit unterging. Nur im Kreise besonderer, charakteristischer individueller Gestaltungen herrscht unzerstörbares und ewig junges Leben; im weitgedehnten Nebel der Allgemeinheit verdumpft die naturfrische Production und die gesunde freudige Kraft.

9. Galiana von Viterbo, oder Schönheit die ewige Königin. Romantisches Trauerspiel in fünf Acten von G. D. Torgau, Wienbrack. 1853.

Den um die wunderbar schöne Viterberin, Galiana, zwischen Rom und Viterbo entbrannten Kampf als Hintergrund sich wählend, zeigt uns dieses Stück wie jene italische Helena in der Stadt der Städte alle Männerherzen die etwa einmal ihr Auge traf zum wildesten Minnefeuer hinreißt, den Gatten von der Gattin, den Bräutigam von der Braut trennend, und wie der ritterliche Cäsar seine bis dahin vergötterte Verlobte Olympia um der zauberischen Fremden willen verläßt, ja als die Letztere die Flucht vor ihm ergreift, mit der ganzen römischen beweibten und unbeweibten Jugend zu wildem Strauße gen Viterbo zieht, wohin ihm sogar sein Ohm, ein sehr würdiger Bischof, im Panzerschmucke zu folgen sich nicht enthalten kann. Die Viterber siegen, aber Galiana's treuer Saladin und Paladin, Hektor, bezahlt den Triumph mit seinem Leben, nachdem auch Olympia sich den Dolch ins Herz gestoßen, Cäsar im Kampfe gefallen und noch manch Anderer die romantische Tollheit in seinem Blute gebüßt hat.

Wir sind geneigt zu glauben daß der Autor in seinem Drama den Vernichtungsgang welchen die wilde, nur von der Macht äußerer Momente entflammte Minneleidenschaft antritt und vollendet, wenn sie zügellos ihr einzelnes persönliches Interesse zur Sache einer Gesammtheit heraufzuschrauben Macht und Frechheit gewinnt, hat verlebendigen wollen, und daß es ihm deshalb um eine ernste sittliche Wirkung und um eine kräftige künstlerische Mahnung an den Mannesgeist der Selbstbeherrschung zu thun gewesen ist. Er nennt zwar sein Stück „Schönheit die ewige Königin", und gibt sich mit einer nicht hinwegzuleugnenden Vorliebe der Schilderung und Durchführung jener sinnlich-leidenschaftlichen Wallungen hin; allein wir dürfen annehmen daß ihm dabei nicht jene leibliche, sondern lediglich die innere, mit dem äußern Reize immerhin glücklich gepaarte psychische Schönheit, welcher er in seiner Arbeit das Wort zu reden gesonnen ist, als eine ewige Königin vorschwebte, und daß Das was uns subjective Vorliebe dünkt lediglich das ehrenwerthe Streben insichfaßt, jedem Theile seiner Dichtung gerechtzuwerden und nach jeder Beziehung hin liebevoll derselben sich hinzugeben. Denn es liegt der von dem Schimmer der Schönheit und dem Weihrauch der Huldigungen unbeirrt gebliebenen Unschuld und Tugend Galianens, der leidenschaftslosen und doch tiefinnigen, mit reinem Glauben an die bessere Natur des geliebten Gatten eng verknüpften Liebe Mathildens und der reumüthigen Rückkehr des gleichfalls in wilder Brunst gen Viterbo gezogenen Antonio zu dieser seiner treuen Lebensgenossin, es liegt der ruhig besonnenen, unwandelbaren, bis zum Tode freudig bereiten Neigung Hektor's zu Galiana, dem gewaltsam den wildesten Trieben zum Opfer werdenden Wahne der Olympia und sehr vielen mehr oder weniger bedeutenden und significanten Zügen und Sentenzen offenbar die Absicht zugrunde, der reinen und kräftig-gesunden Liebe im Gegensatze zu der lodernden, wilden und durch und durch selbstischen Minne ihr volles Recht werden zu lassen und ihre hohe sittliche Würde und unwandelbare Segnung zutage zu glühen. Aber so bereitwillig diese Tendenz anerkannt werden muß und so berechtigt sie nach jeder Beziehung hin erscheint: die Kräfte des Autors haben zu energischer und ins Auge springender Gestaltung seiner Intention nicht ausgereicht und waren außer Stande die immerhin gelungenen Einzelheiten in ein selbständiges Ganzes mit energischer Totalwirkung zu verarbeiten. Diese Galiana ist für eine Heldin viel zu passiv, abwehrend, viel zu kühl und verständig: es fördert sich in ihr viel zu wenig Kampf und sittlicher Conflict heraus als daß ihre Tugend und Besonnenheit ihr zum Verdienste angerechnet werden könnte. Eine von Haus aus so kühle, intangible Persönlichkeit, die selbst innerlich so wenig zu opfern braucht um wie ein wunderbar schönes, unverführbares Marmorbild mitten unter dem allgemeinen Triumphe ihrer Reize zu stehen, hat keinen Anspruch auf unsere Theilnahme; wir vermissen den menschlichen Pulsschlag und sind verstimmt. Ist nun vollends eine derartige Individualität wenn auch unschuldige Ursache so entsetzlicher Verwirrung und so grenzenlosen Elends wie in diesem Falle, dann erscheint sie als ein von irgend welchem Dämon ins Leben gesetzter willenloser Quälgeist, und so wird der Mangel jeden Antheils in den entschiedensten Widerwillen verwandelt. Damit ist aber die beabsichtigte sittliche Wirkung dieser Gestalt, die hier als von der Heldin des Drama ausgehend die maßgebende Hauptwirkung sein soll und muß, gänzlich verfehlt, und mit der wirkungslosen Heldin fällt das Stück. Die Charaktere welche im Gegensatz zu der das höhere Moralprincip darstellen sollenden Hauptperson die Auswüchse oder die Negationen desselben abschreckend zu vertreten von unserm Autor bestimmt sind, gewinnen deshalb weil sie warm gehalten und in sich wirkliche Kämpfe bestehen, somit lebendige Organismen sind, der matten Heldin gegenüber so ausschließliches Interesse für sich, daß sie Das was sie im düstern abmahnenden Dunkel vorführen sollen ins hellste Licht stellen und damit dem Dichter den schon angedeuteten Vorwurf

zuziehen, er habe ihre Richtungen mit Vorliebe behandelt. So ist auch Hektor, Galianens treuer Freund, viel zu matt und passiv gehalten, als daß er einem heißblütigen thatkräftigen Cäsar gegenüber nicht ebenso in künstlerischer Würdigung erblassen müßte wie seine Geliebte vor der glühenden Olympia. Mit diesem Mangel an richtigem Verhältniß zwischen Licht und Schatten und Gruppirung und Gegeneinanderwirkung der Charaktere geht die epische Breite und die wüste Verworrenheit der Handlung gleichen Schritt. Hat sich das Drama vor zu innerlicher Handlung zu bewahren, so gereicht ihm eine zu äußerliche — und das ist hier der Fall — nicht minder zum entschiedensten Nachtheil: das ist auch eine von den schwer zu durchschiffenden Scyllen und Charybden der Dramatik, und wie viel Uebung und Routine thun mag, hier das einzig richtige Fahrwasser zu finden ist angeborener Takt und holde Gottesgabe. Jenem allzu äußerlichen Charakter der Handlung hat unser Autor den völlig unbefriedigenden Schluß seiner Dichtung zu großem Theile zuzuschreiben; denn es macht einen Nichts weniger als versöhnenden Eindruck, nur Vernichtung, nur Strafgericht zu sehen und nirgend, auch nur bei der geringsten tiefern Hindeutung auf den Triumph Dessen was sich der dichterischen Intention nach als Moralprincip herausstellen soll, sich beruhigen zu können. Cäsar freilich mußte untergehen; nur so kann seine schwere Schuld sich sühnen. Auch Olympia war nicht zu retten; Galiana aber und Hektor, die — wie der Autor es wenigstens offenbar haben will — eine Schuld nicht tragen (denn Galiana hat ihre angeborene Schönheit sittlich nicht zu verantworten), warum lag deren endliche Vereinigung außerhalb der dramatischen Möglichkeit? Es ist eben nur der Autor selbst Hektor's Würger, und der Ruf des Heers: „Heil dir Galiana! Heil der heil'gen Schönheit!" kann diese doch wahrlich nicht für soviel unverschuldete Verluste herbster Art menschlich entschädigen. Daß der Dichter das glaubt, beweist nur abermals wie unpersönlich, um nicht zu sagen unmenschlich, wie durchaus abstract und wesenlos er seine Galiana behandelt und veranschaulicht hat, ein um so unverzeihlicherer Fehler, als die von ihr zunächst ausgehende Totalwirkung eigentlich eine durchaus materielle und sinnliche ist, von welcher man nicht recht begreift wie sie einer ethisch sein sollenden, so luftigen und übersinnlichen Natur entquellen mag. Mit einem Worte: die Dichtung ist verfehlt! Da aber der Autor in Gestalten wie Cäsar, der Bischof, Olympia, Mathilde und selbst in der eigenthümlichen, wenn auch hier und da gekünstelten und etwas unklaren Persönlichkeit des Juden offenbar dargethan hat daß er zu charakterisiren wohl versteht, und da sich im Stücke unterschiedliche Züge finden, die ebenso die allgemein poetische Begabung als die besondere dramatische Bildungsfähigkeit unleugbar bekunden, so hielten wir eine ausführlichere Besprechung dieser Arbeit, unserm Principe getreu, für Pflicht und rathen dem Verfasser, dessen vorliegende Dichtung den Typus eines noch etwas schülerhaften Erstlingsdrama trägt, bei Zeiten jeder romantischen Krankheitsschrolle ernstlichst zu entsagen, sich mitten hineinzuarbeiten in die lebensfrische Fülle und Kernigkeit gesunder und eigenthümlicher Menschenkraft, den verworrenen, preciösen und manierirten Sprachton seine Galiana gründlich zu verabschieden und seine Muse an den reinen, einfachen und keuschen Klang zu gewöhnen, ohne welchen seit Platen ein deutsches Gedicht eben ein Gedicht nicht mehr ist.

10. Michel Angelo. Drama in zwei Acten von **Friedrich Hebbel**. (Bühnenmanuscript.)

In seinem Atelier zu Rom steht Michel Angelo, den Meißel in der Hand, vor seiner Statue des Jupiter; er genießt das Glück des Künstlers, Meisterwerke vollendet zu sehen, die reife köstliche Frucht so vieler Mühe und so vieler Schmerzen — denn alles Große will erkämpft und mit Opfern errungen werden — vor sich zu erblicken und in dem gewaltigen Marmor sein eigenes Wesen, im Maienglanze der Kunst verklärt und verherrlicht, zu bespiegeln. Aber auch hier mischt sich bald der Wermuthstropfen ewig unbefriedigten Künstlerstrebens in den Kelch des Genusses:

> Zurück zu dir, du Schmerzenssohn!
> Ich will gar keinen andern Sohn,
> Als dir ins Angesicht zu seh'n.
> Auch das wird nur noch heut' gescheh'n!
> Denn morgen fang' ich wieder an,
> Und wenn ich erst was Neues begann,
> So ist das Alte nicht mehr da,
> Wie's mir ja auch bei dir geschah.
> Der Künstler, auf der Wallfahrt, gleicht
> Dem Mann, der einen Berg ersteigt.
> Er ruht sich wol zuweilen aus
> Und gönnt den Augen ihren Schmaus.
> Das gibt denn jedesmal ein Bild,
> Schön wie die Aussicht oder wild.
> Gleich aber heißt es: weiter fort,
> Zum Weilen ist dir nicht der Ort.
> Und was ihm auch ein Gott verlieh,
> Den Gipfel, den erklimmt er nie,
> Er weicht wie der Himmel vor seinem Blick,
> Je höher er dringt, je weiter zurück.
> Selbst Phidias sah ihn sicherlich
> So endlos weit noch über sich,
> Wie ich den Phidias über mir,
> Obgleich er droben steht, ich hier.
> Er hat sich ganz gewiß geplagt
> Und selbst vor'm Zeus zu sich gesagt:
> So blickt er, wenn er sinnt und sitzt,
> Doch wie wol, wenn er steht und blitzt?
> Ich ließ den mein'gen dafür steh'n,
> Nun möchte ich ihn sitzen seh'n.
> Und weil sich Beides nie vereint,
> So hat ein leichtes Spiel der Feind,
> Er fragt nach Dem was eben fehlt,
> Und Das, was da ist, wird verhehlt.

Ein Diener meldet die Ankunft des Herzogs, in dessen Brot und Lohn unser Meister durch der Verhältnisse Ungunst zu arbeiten gezwungen ist: rasch verhüllt der Künstler seinen Jupiter. Dieser Duca ist einer von jenen Duodeztyrannen die aus einer Art von historischer Laune und weil es so gerade einmal zum Modetone gehört, den gelehrten Kunstmäcen und Antiquitätenkenner spielen und die Quälgeister der armen Künstler sind, die, auf ihren Geldbeutel angewiesen, von ihnen wie tagelöhnernde Handlanger und unterthänige Sklaven einer jeden artistischen Grille des gestrengen Herrn Patronus behandelt oder vielmehr mishandelt werden. Das im vorliegenden kleinen Drama auftretende Exemplar dieser Tyrannenspecies hat die liebenswürdige Eigenheit, immer das Gegentheil von Dem was des Künstlers freie Neigung sich zum Stoffe wählt diesem aufzuzwingen, und diese Schwachheit schlau benutzend, weiß Michel Angelo den Herzog sogar zur Bestellung des bereits vollendeten und seinem Auge durch den Vorhang entzogenen Donnergottes zu bewegen. Zugleich erfährt unser Künstler von dem fürstlichen Mäcen daß derselbe am folgenden Tage auf dem Capitol nach Antiken graben lassen werde, und dies gibt ihm den originellen Gedanken ein, seinen Jupiter dort zu verscharren und zur Beschämung und Entlarvung der bornirten Alterthumskoraxe als classische Antiquität wieder zutagezuschaffen.

> Verfluchtes, widriges Geschmeiß,
> Das uns mit der Antike quält,
> Blos weil sie viele Jahre zählt,
> Das gar nicht ahnt, worin es steckt,
> Daß sie den Größten am meisten schreckt,
> Verdientest du nicht — — — ha, es sei!
> Man kommt ja leicht von Eins auf Zwei,
> Und da mir das Erste so gut gelang,
> Ist mir auch nicht um's And're bang!

Oft hab' ich mir's schon ausgedacht,
Jetzt sei der Anfang gleich gleich gemacht!
Du sollst heut' Nacht zu Grabe geh'n
Und morgen wieder aufersteh'n!
Doch richten wir dich erst würdig zu,
Bevor du eingehst in die Ruh'!
Wir bräunen dir zunächst die Haut,
Weil's Archäologen vor'm Weißen graut!
Die Kunst ist, Gott sei Dank, nicht schwer,
Die Farbe gibt der Schornstein her.
Nun schlagen wir noch den Arm dir ab,
Denn einen Torso will das Grab,
Auch brauch' ich den zuguterletzt;
Pietro! das thut der Diener jetzt.
Und so gewiß es irgend ist,
Daß du kein Werk der Griechen bist,
So sicher erklären sie dich dafür
Und weisen mir durch dich die Thür!
Dann aber — doch, das findet sich!
Ja, ja, Herr Herzog, Sie sehen mich!

Im zweiten und letzten Acte geht denn nun die Ausgrabung auf dem Capitol vor sich. Mancherlei Volks hat sich versammelt und auch der Antiquitätengelahrtheit wortreiche Phalanx ist stark vertreten. Endlich tönt es: „Juchhe! Juchhe! wir haben Glück! eine Statue!" und Michel Angelo's Jupiter hebt sich ans Tageslicht. O welch ein Strom schwülstiger Lobpreisung ergießt sich aus dem Munde der sogenannten Kenner und Kunstfreunde über die Pseudo-Antike. Nein, das kann ein Michel Angelo niemals auch nur annähernd schaffen! Da siehe, stolzer und übermüthiger Meister, welch ein Stümper du den Alten gegenüber bist! Demüthige dich bei Zeiten und krieche zu Kreuze! Auch Rafael naht — kalt erwidert Michel Angelo seinen Gruß, nicht ohne Sorge, es könne durch dieses Adlerauge der Betrug zu früh entdeckt werden. „Es ist dein Ahn der es gemacht hat!" — sagt Rafael — „Du solltest knieen! Ich geh' — doch freilich kehr' ich wieder zurück — denn immer bleibt es ein Meisterstück, und müßt' ich nicht aufs Quirinal, ich würde verweilen!" Immer höher steigert sich der Uebermuth des Kunstpöbels gegen Michel Angelo — da zieht dieser den Arm der Statue aus dem Mantel hervor und paßt ihn seinem Jupiter an. Nun steht das „Geschmeiß" verblüfft und nur hier und da wagt ein Antiquitätenmaulwurf noch einiges Fauchen. Der Meister aber straft das Volk:

Ihr großen Meister, die ihr seid,
Ihr weisesten Richter von weit und breit,
Nun wißt ihr, wie es mit euch steht.
Doch Eins vernehmt noch, eh' ihr geht!

Glaubt nicht, daß ich, weil euer Verstand
Mein armes Werk für antik erkannt,
Es selbst so hoch halte — o nein — ich weiß,
Wie viel ihm noch mangelt zum höchsten Preis!

Doch weiß ich auch: mehr fehlt mir nicht
Zum Phidias als euch gebricht,
Um mir zu gleichen, und wie ich ihn,
So habt ihr mich zu ehren!

Da tritt Papst Julius mit Rafael auf, und indem er dem erhitzten Künstler die heilige Ruhe einer höhern, durch keiner niedern Stechfliege Summen und Beißen irrbaren Weltanschauung entgegenhält, mahnt er ihn, seine Würde und seinen Triumph vollständig anerkennend:

Das ist noch nicht die rechte Art!
Hast du dich denn so rein bewahrt,
Daß dich nicht das Geringste drückt?
Hast du mit zu dem Kranz gepflückt,
Der (Rafael's Hand fassend) deines Bruders Stirne krönt?
Bist du nur jetzt mit ihm versöhnt?
Er aber trieb mich so eifrig hierher,
Als ob hier ein Wunder zu schauen wär'.

Michel Angelo.

Wir Beide sind nun einmal Zwei!

Papst.

Steht's denn dem Zwillingspaar nicht frei,
Wenn's nimmer eins auch werden kann,
Sich zu umarmen? — Nun?

Michel Angelo.

Wohlan!

(Er schreitet auf Rafael zu. Dieser fällt ihm in die Arme.)

Papst.

So recht! Jetzt öffn' ich euch die Bahn!
Du zierst mir meinen Vatican,
Du schmückst mir in St.-Peter's Haus
Die prächtigste Kapelle aus!

Und was ihr in vereinter Kraft
Dort Schönes und Erhab'nes schafft,
Wird hehr sein wie der hehre Dom
Und ewig wie das ew'ge Rom!

Diese herrliche Dichtung soviel wie möglich durch sich selbst und für sich selbst sprechen zu lassen, haben wir schon deßhalb für Pflicht gehalten, weil Hebbel in diesem Drama alle jene düstern Verfinsterungen und auf den Kopf gestellten Situationen, die wir aller Bewunderung für dieses geniale Talent ungeachtet nur als Auswüchse desselben ansehen können, hintersichgelassen und ein so harmonisch-reines, antik-beruhigtes, künstlerisch-heiteres Werk geschaffen hat, daß wir in der That Nichts daran zu finden im Stande sind, dessen Wegfall uns erwünscht wäre oder dessen Aenderung uns am Platze erschiene. Alle Vorzüge Hebbel'scher Dichtung, die energische, sichere, männliche Charakteristik, der glänzende Dialog, der tiefe Gedankenreichthum, die durch und durch originelle Behandlung, das Packende und Fesselnde in Handlung und Situation, all diese hervorstechenden Tugenden haben von diesem Drama ausschließlich Besitz genommen und jedem düstern Nachzügler und gespenstigen Eindringlinge den Zutritt versagt. Das strotzende Kraftbewußtsein Michel Angelo's eint sich mit dem reinen und innigen Gefühle der Demuth gegenüber dem wahrhaft Großen und Mustergültigen zu einer Persönlichkeit welcher der Adel des Charakters und die Würde der Kunst in wunderbarer Frische und Elasticität auf die Stirne geprägt ist. Ganz einzig schön hebt sich der Contrast ab zwischen dieser noch mächtig ringenden, noch durchaus himmelstürmerischen Kraft und der sanften Gediegenheit und reinen, künstlerisch-sittlichen Milde eines Rafael einerseits, der erhabenen, vom höchsten menschlichen Standpunkte aus Leben und Welt in großartiger antiker Ruhe überschauenden Besonnenheit und Tiefe eines Papst Julius andererseits. Daß Hebbel den Rafael nur so duftig und skizzenhaft angedeutet hat, um durch ihn den Helden des Stücks in keiner Weise beschatten zu lassen, ist einer jener feinen Züge an welchen dieser Poet so reich ist, und daß Rafael trotz der nur so leicht hingeworfenen Contur seiner Gestalt dennoch immer lebhaft und entschieden genug hervortritt um als eine ausgezeichnete Individualität auf gleicher Höhe mit Michel Angelo sich zu behaupten, verräth den Meister in der Charaktergebung. Jene Volksscenen bei Gelegenheit der Ausgrabungen auf dem Capitol und jenes gelehrte Philistergezänk sind wahre Muster lebendiger Schilderung, feiner, geistreicher Malerei und plastisch-heiterer Gruppirung. Die Krone von Allem aber ist der wunderbar schöne Schluß; wie einfach und wie groß, wie herzerquickend und nur die Empfindung tiefster, innigster Befriedigung athmend, wie rein und wie gemüthvoll ist das! Wir können diese schöne kräftige Dichtung mit einer schlanken elastischen Palme vergleichen, die aus üppiger Wurzelverzweigung energisch dem Mutterschoose der Erde sich entringend und der Sonne zustrebend, in der reichen und rau-

schenden Fülle einer prächtigen Wipfelkrone sich kräftig beruhigt und nun, der duftigen Kühle unter ihrem breiten Schatten heiter zu genießen, den müden Wanderer einladet. Dabei steht dies Werk, wie fast alle Hebbel'schen Arbeiten, mit seiner tiefen Tendenz mitten im Brennpunkte moderner Zustände, welchen es ein tiefzubeherzigendes und mit wohlberechtigtem Dichterzürnen in die Welt geschleudertes Memento zuruft. Denn wer wollte leugnen daß diese kopflose Vergötterung der Alten und jener Periode welche die deutschclassische genannt werden mag, wie sie auch heute wieder zur Mode geworden ist, dies absichtliche, theils von Bornirtheit, theils von Bosheit und sittlicher Kleinlichkeit bedingte Herabsetzen der reichen Blüten die der Baum moderner Kunst und Geistescultur trägt, mehr als eine Richtung unserer gegenwärtigsten Kritik charakterisirt und seine Freude hat alles Schöne und Gute zu zerfetzen und zu besudeln, blos weil die Urheber desselben noch unter den Lebenden wandeln. Dieser faulen Bequemlichkeitstheorie, diesem schmuzigen Egoismus, der, weil er selbst Nichts zu leisten vermag, allem Andern die Leistungsfähigkeit abzusprechen sich herausnimmt, dieser hier pfäffisch-zelotischen und dort kritisch-blasirten Giftmischerei tritt das besprochene kleine Drama mit kaustischer Schärfe und schlagender Argumentation entgegen, ohne dadurch an seinem gesunden dramatischen Leben und seiner frischen historischen Munterkeit und Fülle die mindeste Einbuße zu erleiden. Aber es ist noch ein Moment welches aufs vortheilhafteste an dieser trefflichen Dichtung sich hervorhebt: das ist der männliche Geist der es beseelt und der vom ersten Worte bis zum letzten Buchstaben in consequenter Festigkeit sich selbst und dem Drama treubleibt. Wie jenes abgemattete, weichliche und verschwommene Wesen, das, indem es das Weib vergöttert und zum alleinseligmachenden Götzen proclamirt, jedes männliche Streben entnervt und an die erniedrigende Sklaverei jedweder capriciösen Weiberlaune verkuppelt, wie dieser jede kräftige Selbstbeherrschung, jedes höhere Weltstreben, jede sittliche Freiheit und Reinheit aufhebende Kunkeldienst, gegen welchen neulich ein Kritiker der „Illustrirten Zeitung" ein schönes und beherzigendes Wort sprach, in die epische und lyrische Poesie sich eingeschlichen hat und dort eine wahrhaft ekelerregende Wirthschaft treibt, so deuten einige bisjetzt Gott Lob vereinzelte Erscheinungen auf dramatischem Gebiete darauf hin daß jene modernen Weiberpaladine auch diese Kreise mit ihrer Pompadourpoesie zu beglücken im Sinne tragen. Diese Burschen, bei Zeiten gründlich auf die Finger geklopft, werden indeß der Bühnendichtung schwerlich wesentlichen Schaden zufügen, denn das Drama bietet ihnen zu wenig Hinterthüren, zu wenig Klingklang und zu wenig günstiges Terrain, ihre liebe Subjectivität zu beschwanzwedeln. Dennoch ist jede dramatische Arbeit die sich wie die vorliegende als eine vorwiegend und ganz ausschließlich männliche herausstellt, an und für sich und im Hinblick auf jene Pantoffelnarren sonderlich hervorzuheben und zu würdigen. Dieser „Michel Angelo" zeigt daß es des weinerlich-sentimentalen Minnegelispels nicht bedarf, um einer dramatischen Handlung Wärme und Innigkeit zu geben, und daß der kräftig bewegte, seelisch reiche und unter die Gewalt eines höhern und idealen Gesetzes gebrachte Stoff allein es ist der gesunde und aufs Edle und Wahre gerichtete Gemüther zu fesseln vermag. Darin beruht die Unabhängigkeit und Freiheit der echten Kunst; Hebbel's „Michel Angelo" ist ein Triumph des Geistes über die ästhetische Convenienz. 16.

Völkerkunde. Charakteristik und Physiologie der Völker von M. L. Frankenheim. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Zwei Kräfte sind es die den Strom des menschlichen Lebens tragen und leiten. Ihre Natur ist von Grund aus verschieden, ihre Thätigkeit strebt entgegengesetzten Zielpunkten zu; Nichts, scheint es, ist ihnen gemeinsam als der Gegenstand den sie wechselsweise beherrschen. Der Mensch, dieses räthselhafte ἓν καὶ πᾶν, ist der ruhelose Spielball und das stets erneuerte Opfer seiner widersprechenden Bestimmungen. Eins und untheilbar, fühlt er dennoch den unüberwindlichen Drang, das All zu umfassen und die grenzenlose Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen insichaufzunehmen. Gezwungen sich zu behaupten als Das was er ist, ist er zugleich genöthigt sich an Das zu verlieren was sich von ihm unterscheidet. Die Bewegung seines Lebens gleicht dem ewigen Schwanken des Ocean; die Flut der Hingebung und die Ebbe des Egoismus folgen einander in nie gestörtem Wechsel.

In diesem Kampfe entgegengesetzter Strebungen entfaltet und erschöpft sich die Kraft des Menschen; seine ganze Thätigkeit geht in ihm auf; er ist ihre unveränderliche Form und bildet ihren einzigen Inhalt. Wenn in dem rastlosen Flusse des Lebens hin und wieder Ruhepunkte auftauchen, so sind das nur die schnell enteilenden Augenblicke, in welchen die beiden streitenden Mächte von ihren Siegen ausruhen oder sich von ihren Niederlagen erholen. Dieser Kampf gestattet keine definitive Entscheidung; die Gewalten welche ihn führen können einander zwar momentan besiegen, nicht aber vernichten. Jede von ihnen gewinnt zeitweilig das Uebergewicht über die andere. Aber ihre Triumphe sind von kurzer Dauer; sie erfreut sich ihrer ausschließlichen Herrschaft nur solange bis der Gegner Zeit gefunden hat neue Kräfte zu sammeln.

Man hört nicht selten die Ansicht aussprechen daß die Selbsterhaltung das höchste Gesetz des Lebens und darum auch der letzte Grund aller menschlichen Handlungen sei. Andere dagegen behaupten daß nur in der Selbstentäußerung das wahre Wesen des Menschen zutagetrete. Auf welcher Seite die Wahrheit liege ist mindestens zweifelhaft. Gewiß scheint nur daß Alles was im weiten Umkreise der Menschheit geschieht aus dem Antagonismus jener beiden Principien abgeleitet werden kann. Das Leben des Einzelnen wie die Geschichte der Völker sind Nichts als das Product und der Inbegriff der wechselvollen Kämpfe die ihr stets gespannter Gegensatz aus sich erzeugt. Dieser Gegensatz beherrscht nicht blos die Individuen, sondern ebenso die größern Verbände, deren Glieder sie sind. Er ist das Triebrad aller geschichtlichen Entwickelung; er schafft und bedingt sie in jedem ihrer Momente; nur die Formen in welchen er auftritt sind dem Wechsel unterworfen.

Das allgemeine Princip des historischen Lebens, das constante Gesetz, nach welchem dessen einzelne Schöpfungen sich gestalten, ist an sich selbst sehr einfach und leicht zu verstehen. Aber die Fülle der Erscheinungen in denen es sich verwirklicht, die unendliche Mannichfaltigkeit der Formen die es aus sich heraustreibt, bilden ein höchst complicirtes, auch dem schärfsten Blicke nur theilweise zugängliches Ganzes. Die Geschichte ist wie ein Gewebe, dessen Fäden zwar aus gleichem Stoffe sind und an ihrem Ausgangspunkte ziemlich offen liegen, die aber in ihrem weitern Laufe ihre wesentlichen Eigenschaften, Gestalt, Farbe, Dichtigkeit u. s. w. unaufhörlich verändern und sich überdem in mannichfacher Weise verbinden und durchkreuzen. Es ist kaum möglich sich in diesem Labyrinthe zurechtzufinden, wenn man einmal ohne die erfoderliche Vorsicht in das Innere desselben eingetreten ist. Es gibt da weder Ein- noch Ausgang, keinen Ueberblick über das Ganze, keine Einsicht in den Zusammenhang seiner Theile. Selbst der Punkt an dem man sich eben befindet und dessen nächste Umgebung entziehen sich einer genauen und erschöpfenden Kenntniß. Die Irrgänge der Geschichte werden nur dann gefahrlos betreten, wenn man gleich an ihrem Eingange festen Fuß zu fassen weiß. Nur wer mit ihren Anfängen vertraut geworden, darf hoffen von ihrem weitern Verlaufe ein klares und umfassendes Verständniß zu gewinnen.

Die historische Forschung hat sich in jüngster Zeit diesen Anfängen der Geschichte mit frischem Eifer zugewandt. Auch sind ihre Ergebnisse mehrfach in sehr anziehenden Schilderun-

gen zusammengefaßt worden. Es läßt sich nicht verkennen daß für jene frühesten Epochen der menschlichen Bildung, in welchen, wie man glaubt, die Kräfte der Natur wirksamer waren wie die des Menschen, eine gewisse Vorliebe ziemlich weit verbreitet ist. Die lebendige Theilnahme der Gegenwart an Allem was dem Gebiete der Naturerkenntniß angehört, hat ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, dem Interesse an der Geschichte diese bestimmte Richtung zu geben. Ihr tieferer Grund dürfte aber in dem Bewußtsein liegen daß die auf das geschichtliche Leben gerichtete Forschung, wenn sie zu sichern und haltbaren Resultaten führen soll, mit dessen Anfängen beginnen muß.

Wir glauben nicht daß der Unterschied zwischen dem Natur- und Culturmenschen, wie er gegenwärtig gang und gäbe ist und auch in der Eingangs genannten Schrift mit großer Schärfe geltendgemacht wird, vor einer genauen und umfassenden Prüfung der historischen Thatsachen Stich hält. Er beruht unsers Erachtens auf einer willkürlichen Abstraction welche den Menschen in zwei Hälften trennt, die in Wahrheit nie und nirgend geschieden sind. Es ist keine Frage daß der Mensch immer und überall durch die Natur und zwar ebenso wol durch die ihn umgebende wie durch die ihm inhärirende Natur bestimmt wird. Aber ebenso gewiß ist daß er auch seinerseits in jeder Epoche seines Daseins einen bestimmenden Einfluß von größerer oder geringerer Stärke auf sie ausübt. Wird dieser Einfluß hin und wieder übersehen oder verkannt, so liegt dies in der Regel lediglich daran daß man mit den Worten Natur und Mensch oder Geist einen willkürlich beschränkten Sinn verbindet.

Doch wie dem auch sei, wird einmal jene Differenz als berechtigt anerkannt, so ist für die Betrachtung des Naturmenschen oder Naturvolks ein doppelter Gesichtspunkt möglich. Das Eigenthümliche des Naturstandes besteht darin daß die Menschen und Völker die sich in ihm befinden in allen ihren wesentlichen Lebensäußerungen von der Natur abhängig sind. Aber diese Bedingtheit erscheint in einem sehr verschiedenen Lichte, jenachdem auf das Bedingende, die Natur, oder auf das Bedingte, den Menschen, der Nachdruck gelegt wird. Wo das erstere der Fall, verliert der Mensch als solcher in der Regel alle Bedeutung und jeden besondern Inhalt. Er geht ganz und gar in der Natur auf und unterscheidet sich von den übrigen ihr angehörigen Wesen nur noch der Form nach. Eine reinnatürliche Existenz wird er erst zum Menschen, wenn er aus dieser Gebundenheit durch die Natur heraustritt.

Die eben hervorgehobene Ansicht ist unter denen welche der eigentlich menschlichen Entwickelung ein reines Naturleben vorausgehen lassen die gewöhnliche. Der Wahrheit näher steht die andere, nach welcher der Mensch auch in dieser primitiven Epoche seiner Geschichte schon ist was er im weitern Verlaufe derselben werden soll. Zwar steht er auch hier unter der steten Herrschaft der Natur, aber er trägt die specifisch-menschlichen Qualitäten, wenngleich nur im Keime, bereits in sich. Nicht die Natur, sondern das Wesen des Menschen ist das Princip seines Lebens, die schöpferische Kraft die sich in dessen Erscheinungen bethätigt. Die Quelle seiner Wirksamkeit liegt in ihm selbst, die Natur hat nur die Aufgabe sie in Fluß zu bringen. Der Mensch ist nicht durch die Natur, aber er vermag Nichts ohne sie. Mit eigenthümlichen Anlagen und Kräften ausgerüstet, wird er durch sie gezwungen die einen in Thätigkeit zu setzen und die andern zu entwickeln. Die Natur beherrscht ihn nicht, sie erzieht ihn.

Diese Erziehung des Menschen durch die Natur ist der leitende Gedanke des vorliegenden Werks, wo er freilich in einem ganz andern Zusammenhange vorgeführt wird. Es lohnt sich wol der Mühe den Verfasser eine Weile auf seinem Wege zu begleiten.

Werfen wir — sagt Frankenheim in der kurzen Einleitung, die sich dadurch von andern Arbeiten dieser Art unterscheidet daß sie beiweitem weniger verspricht wie im Werke selbst geboten wird — einen Blick auf die „zwölf- bis dreizehnhundert Millionen Menschen welche in einer großen Anzahl von Völkern über die Oberfläche der Erde verbreitet sind", so bemerken wir „wie sie sowol körperlich als geistig die größte Mannichfaltigkeit darbieten".

„Es gibt Völker hoch und schlank gewachsen, mit langem, blondem Haar, blauen Augen und einer von dem durchschimmernden Blute gerötheten Haut, nach unserm Gefühle die schönsten des ganzen Menschengeschlechts, und in ihrer Nähe andere Völker von kleinem, schmächtigem Wuchse, mit schwarzem, wolligem Haar und einer schmuziggelben Gesichtsfarbe, in deren Zügen wir keine Spur von dem Adel und der Schönheit finden die wir bei ihren Nachbarn zu sehen glauben."

„Nicht minder groß sind die Unterschiede in der Bildung des Geistes. Unter den Völkern welche man an den öden Gestaden entlegener Inseln und in den Urwäldern der Continente vorgefunden hat, stehen einige auf einer so niedrigen Stufe der Bildung daß der Europäer sie kaum für Wesen gleicher Art halten mag. Die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse ist ihr einziges Ziel, und selbst dieses wird nur auf die roheste Weise verfolgt. Ihre Nahrungsmittel sind fast ebenso einfach und ihre Wohnungen fast noch weniger bequem und schön geformt wie die der Thiere in ihrer Nähe. Es gibt bei ihnen kein Recht als das der Gewalt, und auch zwischen dem Manne und seinem Weibe herrscht, wie es scheint, keine andere Kraft als die körperliche Stärke. Welche Kluft zwischen diesen Völkern und den gebildeten Bewohnern Europas, die zu ihrer Nahrung, ihrer Wohnung die Thätigkeit von Millionen Menschen und die Erzeugnisse der entferntesten Zonen in Anspruch nehmen und deren geistiges Leben alle Zeiten und alle Räume durchdringt!"

Die durchgreifende Verschiedenheit in der körperlichen und geistigen Bildung der uns bekannten Völker ist eine unleugbare Thatsache. Die Frage liegt nahe, wie sie auf eine befriedigende Weise erklärt werden könne, worin sie ihren zureichenden Grund habe. Der Verfasser antwortet (S. 2.):

„Diese großen Unterschiede in dem körperlichen und geistigen Zustande der Menschen sind entweder eine Folge der Erziehung, d. h. der Einwirkung der Natur oder anderer Menschen, oder sie rühren von Eigenschaften her die von der Erziehung unabhängig, die den Menschen angeboren sind."

Uns dünkt, es hätte hinzugefügt werden müssen: oder sie sind das Product der gemeinsamen Wirksamkeit der ebengenannten beiden Factoren. Freilich kann diese dritte Möglichkeit nur da in Betracht gezogen werden, wo die beiden andern Fälle, die ihr zur Voraussetzung dienen, bereits als statthaft anerkannt worden sind. Sie fällt von selbst weg wenn man in der aufgestellten Alternative eines der Glieder ausschließt, um lediglich die Geltung des andern zuzulassen. Frankenheim ist vollkommen berechtigt sie zu ignoriren; nachdem er sein Entweder — Oder ausgesprochen hat, entscheidet er sich sofort für das erstere.

Wir sind außer Stande uns dieser Entscheidung anzuschließen; die Motive durch welche sie hier im Eingange wie im weitern Verlaufe der Darstellung gestützt wird reichen unsers Erachtens zu ihrer Begründung nicht aus. Um so bereitwilliger erkennen wir den humanen Gedanken an welcher die Ansicht des Verfassers begleitet und sie vielleicht ins Leben gerufen hat. Es unterliegt keinem Zweifel daß der Glaube an die ursprüngliche Ueberlegenheit bestimmter Menschen und Nationen in der Reihe der Hindernisse welche die Ausbreitung und Wirksamkeit der humanen Ideen hemmen die erste Stelle einnimmt. Könnte dieser Glaube aus dem Herzen der Individuen wie der Völker hinweggenommen werden, so würde eben damit die Bedingung an welche die Herrschaft der Humanität geknüpft ist erfüllt sein. Die Ueberzeugung daß die menschliche Natur in allen ihren Trägern wesentlich eine und überall sich selbst gleich sei, ist die nothwendige Voraussetzung der humanen Denk- und Handlungsweise. Man darf erwarten daß sie in kurzer

Zeit da Platz greifen und sich feststellen wird, wo die vom Gegentheile beseitigt ist.

Frankenheim vertritt die natürliche Gleichheit der Menschen mit großem Nachdruck und vielem Geschick. Er vertritt sie indeß nur in einem beschränkten Sinne, auf einem bestimmt abgegrenzten Gebiete. Er ist keineswegs gemeint die mannichfachen Unterschiede in Abrede zu stellen, welche an den Individuen als solchen, sofern sie eben Nichts weiter als Glieder der einen Gattung sind, hervortreten. Die ungleiche Vertheilung der körperlichen und geistigen Kräfte, wie sie unter den menschlichen Einzelwesen durch die schaffende Natur selbst angeordnet wird, ist auch ihm eine unbestreitbare Thatsache. Aber was von den Individuen, das gilt nach seinem Dafürhalten nicht ebenso von den größern Verbänden zu welchen sie sich vereinigen; auf die Racen, Stämme, Völker hat es keine Anwendung.

„Die Völker von Europa, die das Glück haben an der Spitze der Civilisation zu stehen, zögern nicht sich für die letzte der beiden (vorhin angegebenen) Ursachen zu erklären. Sie sind nach ihrer Meinung nicht nur die am meisten fortgeschrittenen, sondern auch die am meisten begabten Völker. Wie ihr Körper am edelsten geformt sei, so entfalte auch ihr Geist die edelsten Anlagen. Nur ihnen werde es daher möglich die höchste Stufe der Bildung zu ersteigen. Den übrigen Völkern, von der Natur weniger reich begabt, sei vom Ursprunge an eine geistige Knechtschaft auferlegt, welche der Entwickelung ihres Geistes enge, selbst unter den günstigsten Naturverhältnissen nicht zu ersteigende Schranken setze."

Es läßt sich nicht leugnen daß die hier beschriebene Meinung selbst im gebildeten Europa vielfach gehegt wird. Schlimmer ist daß man auch heute noch praktische Consequenzen aus ihr zieht, welche das Glück, den Frieden und die Würde eines großen Theils der Menschheit nicht selten schwer beeinträchtigen und zuweilen gar vernichten. Der Verfasser erhebt sich wiederholt gegen die schmachvolle Barbarei mit welcher die civilisirten Europäer und deren überseeische Abkömmlinge kraft ihrer vermeintlichen Superiorität ganzen Volksstämmen das Joch der drückendsten Knechtschaft aufzulegen sich erlauben. Man wird die oft herben und scharfen Worte, in denen er die Ausschreitungen des europäischen Selbstgefühls züchtigt, auch dann ohne Anstand unterschreiben, wenn man dasselbe innerhalb gewisser Grenzen für berechtigt hält.

Frankenheim glaubt ihm diese Berechtigung schlechthin absprechen zu müssen. Das hohe Bewußtsein der Europäer von ihrer bevorzugten Stellung ist ihm schon deshalb verdächtig, weil es ihnen mit allen andern Völkern gemeinsam ist. Jedes Volk, wie schwach und geistesarm es auch sei, vindicirt sich den Vorrang vor allen übrigen. Man hat also offenbar hinlänglichen Grund solchem in eigener Sache gesprochenen Urtheile zu mistrauen.

Erheblicher scheint uns die folgende Bemerkung. Wenn sich, sagt der Verfasser, die Nationen Europas in der Schönheit des Körpers wie in der Kraft und dem Adel des Geistes den Preis zuerkennen, so entscheiden sie bevor sie die Ansprüche ihrer etwaigen Concurrenten kennen und würdigen konnten. Es ist reine Willkür sich den höchsten Werth auf Grund einer Schätzung beizulegen, da es an jedem sichern, allgemein gültigen Maßstabe gebricht. Es ist thörichte Anmaßung da der Erste sein zu wollen, wo möglicherweise schon in nächster Zukunft der Vorrang auf Diejenigen übergehen kann welche jetzt die Letzten sind. „Wer, der blos den gegenwärtigen Zustand eines rohen Volks, der blos die Keime der Bildung sieht, vermöchte die Früchte zu bestimmen die einst unter günstigen Umständen zur Reife kommen können." . . . Die Ahnen der meisten gebildeten Völker von Europa waren noch zur Zeit der Griechen in keiner Beziehung den mongolischen und kurdischen Völkern überlegen. Einige von ihnen, wie die alten Celten, wurden auf den Sklavenmärkten der römischen Städte verkauft und waren, wie die Neger jetzt, die geistesarmen, verachteten Sklaven hochmüthiger Herren. Sie standen in den Sitten sogar den rohesten Negern nach, da ihnen mit dem echten Familienleben auch jede Möglichkeit der Gesittung zu fehlen schien." (S. 3.)

Es ist, glauben wir, unter allen Umständen gestattet aus der Wirkung auf die Ursache zu schließen, die sie erzeugt hat. Sind die Europäer in Rücksicht auf geistige Bildung den übrigen Völkern der Erde überlegen — und wir halten uns nicht befugt diese Thatsache in Zweifel zu ziehen, bevor sie durch entgegenstehende Facta wiederlegt worden —, so haben sie allerdings ein gewisses Recht, sich einer höhern geistigen Begabung zu rühmen. Wir geben dem Verfasser gern zu daß ohne den erziehenden Einfluß der Natur die Bildung des Menschen weder beginnen noch wachsen kann; wir erkennen die ganze Macht und den ganzen Umfang dieses Einflusses bereitwillig an. Aber die Erziehung ist immer nur die Entwickelung Dessen was der Zögling im Keime und der Anlage nach insichträgt. Nur aus der Frucht wird die Kraft und die Beschaffenheit des Samens erkannt; die Bestimmtheit der einen setzt die Eigenthümlichkeit des andern voraus.

Die überlegene geistige Bildung der europäischen Völker kann in letzter Instanz nur auf die Ueberlegenheit der geistigen Anlage zurückgeführt werden. Die Wahrheit dieser Ansicht wird durch die thatsächlichen Verhältnisse auf welche Frankenheim Bezug nimmt, auch wenn man sie als unbedingt richtig gelten läßt, keineswegs erschüttert. „Der rohe Lappländer und Ostjake", sagt der Verfasser (S. 3), „ist der Stammesverwandte des gebildeten Ungarn; das Volk der slawischen Goralen in den Karpaten ist ungeachtet seiner nahen Verwandtschaft mit den Böhmen und Polen unter den rohen Gebirgsvölkern Europas eines der rohesten." Wohl! es mag denn so sein; die Folgerung aber welche Frankenheim ziehen möchte, daß Polen und Ungarn ihre höhere Bildung lediglich den günstigern Umständen verdanken, unter welchen sie sich entwickeln durften, schwebt in der Luft. Es ist nicht nothwendig und a priori sogar unwahrscheinlich daß die eigenthümliche Befähigung eines Volksstammes in allen Theilen desselben in gleichem Grade vorhanden sei. Ueberdem versteht es sich von selbst daß auch der fruchtbarste Keim im dürren Sandboden und des Lichts wie der Wärme beraubt keine lebendigen Schößlinge treiben kann.

Ein zweiter Einwand den der Verfasser geltendmacht hat unsers Erachtens nicht mehr Gewicht wie der erste. Frankenheim sagt (S. 4): „Abkömmlinge der rohesten Völker sind zuweilen von ihrer Kindheit an in der Mitte der am höchsten civilisirten Völker erzogen worden, und andererseits sind Kinder von Engländern oder Franzosen in der Mitte eines nordamerikanischen Jägerstamms aufgewachsen. Aber der zum Jüngling herangewachsene Knabe unterschied sich von den mit ihm erzogenen Söhnen fremden Stamms nicht mehr wie die Kinder eines Aelternpaars." Es mag dahingestellt bleiben, ob es mit der hier behaupteten durchgängigen Uebereinstimmung seine volle Richtigkeit hat. Wir können uns recht wohl denken daß eine gleiche Erziehung bei so differenten Zöglingen gleiche Kenntnisse und Fertigkeiten, gleiche Ansichten und Vorurtheile, vielleicht auch dieselben Sitten und Lebensgrundsätze erzeugt, ohne daß deshalb die ursprüngliche Verschiedenheit des Wesens aufgehoben wird. Doch zugegeben daß sich in einzelnen Fällen eine ganz unbedingte Uebereinstimmung in der That herausgestellt hat, was übrigens nur durch die umsichtigste und sorgfältigste Beobachtung der betreffenden Persönlichkeiten constatirt werden kann — wir sehen nicht ab, wie damit die wesentliche Einerleiheit ganzer Völker bewiesen werden könnte. Es gibt Individuen die sich wie Feuer und Wasser zueinander verhalten, doch aber in einzelnen Eigenschaften des Körpers und Geistes zusammentreffen. Das Volk aber verhält sich zu seinen Gliedern wie die Individuen zu den ihrigen, und der Stamm des Baums bewahrt seine Eigenthümlichkeit, wenn auch einzelne der Zweige, Blätter und Blüten die er hervortreibt von den ähnlichen Erzeugnissen seiner Nachbarn nicht zu unterscheiden sind.

Wir können demnach nicht zustimmen wenn Frankenheim

versichert (S. 3.): „Die ärmsten und unwissendsten Völker der Erde stehen den gebildetsten nur in der Summe des Erfaßten, nicht in der Fähigkeit des Erfassens nach." Die ungleiche Vertheilung nicht blos der geistigen, sondern der menschlichen Fähigkeiten überhaupt scheint uns ebenso wol für die Völker wie für die Individuen festzustehen. Daß sie nothwendig sei, wagen wir nicht zu behaupten; wir sehen nur daß sie in der Wirklichkeit vorhanden ist. Auch die abweichende körperliche und geistige Construction der Individuen dürfte durch das Wesen des Menschen nicht geboten sein und sich mit dem jedem Einzelnen eingeborenen Bewußtsein von der Einheit und Gleichheit der Gattung nicht vereinbaren lassen. Möglich daß die Differenz der Völker im weitern Verlauf der menschlichen Entwickelung ausgeglichen wird, für jetzt ist sie ein unleugbares Factum. Aber die Ueberlegenheit welche infolge derselben manche Volksstämme gewonnen haben, berechtigt diese durchaus nicht zu jener stolzen Ueberhebung, in der sie Das was ihnen nicht gleicht für werthlos achten. Die Vorzüge eines Volks werden immer und überall durch Mängel erkauft, welche sie mindestens aufwiegen. Auch die geistesstarken Nationen Europas sollten nicht vergessen daß der Kopf nur ein einzelnes Glied des Körpers, und die geistige Kraft nur eine von den Kräften ist die dem Menschen verliehen sind.

Die Menschen, zu welchem Volke sie auch gehören, sind in allem Wesentlichen einander gleich; die Verschiedenheit welche wir bei den einzelnen Racen, Stämmen, Völkern wahrnehmen ist theils nur scheinbar und auf gleichgültige Nebendinge beschränkt, theils lediglich eine Folge ihrer durch die Natur geleiteten Erziehung. Das ist, auf seinen reinen und einfachen Ausdruck gebracht, der Gedanke welcher den Gesammtinhalt der vorliegenden Schrift trägt und durchdringt. Er hat, wie man sieht, eine doppelte Seite, ein negatives und ein positives Element. Eben darum zerfällt das Werk in zwei Haupttheile, von welchen der eine nachzuweisen sucht daß die körperlichen und geistigen Unterschiede, nach welchen man die größern Abtheilungen der Menschheit zu ordnen pflegt, ihrer wesentlichen Gleichheit nicht im Wege stehen, während in dem andern gezeigt wird, wie die ursprünglich gleichen Menschen an der Hand und unter dem steten Einflusse der sie umgebenden Natur jene charakteristischen Eigenthümlichkeiten annehmen, durch welche sich die einzelnen Völker voneinander unterscheiden.

Man halte das eben Gesagte nicht für unrichtig, wenn man das Buch aufschlagen und finden sollte daß es nicht aus zwei, sondern aus drei Abschnitten besteht. Dieser dritte Theil mit der Ueberschrift „Natur" — es ist der Reihenfolge nach der erste (S. 5—94) — durfte insofern unberücksichtigt bleiben, als der in ihm behandelte Gegenstand kein integrirendes Moment des das Ganze beherrschenden Gedankens ausmacht. Er ist nicht anders wie die übrigens vortrefflichen Schlußbemerkungen über „Cultur und Humanität" (S. 537 fg.) dem eigentlichen Kerne des Werks nur äußerlich angefügt und verhält sich zu ihm etwa wie eine Einleitung, die zum Verständnisse der Hauptsache nicht gerade unbedingt nothwendig ist. Sein Inhalt ist darum nicht weniger anziehend; das Walten der mannichfachen Naturkräfte, wie es hier in wenigen großen Zügen klar und lebendig geschildert wird, wird man immer gern verfolgen, namentlich wenn der Einfluß ihrer Wirksamkeit auf Leben und Bildung des Menschen in die Betrachtung mit eingeht. Wir lassen eine Uebersicht der einzelnen hier zur Sprache kommenden Punkte folgen. Es sind: „Die Natur." I. Die Einflüsse der Himmelskörper (Temperatur, Winde, Klimate, Kreislauf der Gewässer); II. die Kräfte der Erde (Wirkung der vulkanischen und der neptunischen Kräfte). „Die Gestaltung der Erdfläche." I. Die Conturen des Landes; II. das Relief des Landes (Gebirgs-, Flach-, Höhenland); III. die Gewässer im Lande. „Die Pflanzenwelt." I. Einfluß des Klimas und des Bodens auf die Vegetation; II. Vertheilung der Pflanzen über die Erde (Florenreiche, Vaterland, Ausbreitung, Urheimat der Pflanzen). „Die Thierwelt." I. Lebensweise; II. Verbreitung der Thiere. Der zweite Theil: „Die Volksstämme" (S. 103), betrachtet diese zunächst von ihrer körperlichen Seite und handelt demnach von den auf physischen Merkmalen beruhenden Abtheilungen der menschlichen Gattung, den sogenannten Racen (S. 134). Nachdem der Verfasser den Begriff und das Wesen derselben festgestellt, geht er die üblichen Unterscheidungsgründe prüfend durch und gibt dann eine genauere Charakteristik der vier Hauptracen (der kaukasischen, mongolischen, Neger- und Hottentottenrace), in welche er, abgesehen von Nebenzweigen, Mischungen und abnormen Bildungen, die Masse der Menschen vertheilen zu müssen glaubt. Daran schließt sich die allgemeine Erörterung der geistigen Unterschiede die man, wie Frankenheim meint, irrigerweise für die besondern Völker angenommen hat. Eine specielle Betrachtung der Geistesanlagen der Volksstämme und zwar 1) der Temperamente und Charaktere, 2) der Denkkraft, führt zu dem unter 3) behandelten „Einfluß der Erziehung auf die Individuen". Den Schluß bilden höchst interessante Conjecturen über „die Urheimat des Menschen", welche der Verfasser, dem die Abstammung der Menschen von einem Paare nicht blos möglich, sondern selbst wahrscheinlich ist, eben darum an einem bestimmten Punkte der Erde suchen möchte. Uebrigens stellt er seine Vermuthungen über ihre „Lage" erst dann auf, nachdem er die „Bedingungen" derselben mit nicht geringem Scharfsinne zu ermitteln gesucht hat.

Wir wenden uns zu dem dritten Haupttheile: „Die Völker" (S. 537), der an Umfang und Bedeutung der erste ist. Die Aufschrift welche der Verfasser ihm vorgesetzt hat scheint uns nicht ganz angemessen zu sein. Läßt man die wenigen allgemeinen Bestimmungen welche im Eingange, und die flüchtigen Andeutungen welche am Schlusse gegeben werden, außer Acht, so wird man in dem ganzen Abschnitte Nichts finden was jene Bezeichnung rechtfertigen könnte. Der Gegenstand mit dem er sich beschäftigt sind nicht die Völker überhaupt, sondern die einzelne Classe derselben, in der man die sogenannten Naturvölker zusammenzufassen pflegt. Irren wir nicht, so ist diese Ungenauigkeit keineswegs zufällig, sondern die Folge eines Widerspruchs, in welchen der oben besprochene Grundgedanke des Verfassers mit den Thatsachen der Geschichte getreten ist.

Bevor Frankenheim zu seiner eigentlichen Aufgabe übergeht, erörtert er in drei kurzen einleitenden Abschnitten 1) den Einfluß der Natur auf die Völker, 2) die Urgeschichte und 3) die Eintheilung der Völker. Die dann folgende Schilderung der Naturvölker zerfällt in zwei Abtheilungen, über deren Bezeichnung und Inhalt wir den Verfasser selbst hören wollen. Er sagt:

„Bei der der unserigen verwandten Aufgabe in der Zoologie und Botanik verfolgt man einen doppelten Weg. Man ordnet entweder alle Körper eines Naturreichs systematisch nach den Stufen ihrer Organisation, oder man verfolgt die Entwickelung der einzelnen Organe durch alle Hauptabtheilungen des Naturreichs hindurch. Der erste dieser Wege ist der der eigentlichen Naturbeschreibung, der zweite der der Physiologie. Bei der Beweglichkeit welche alle Charaktere in dem Organismus eines Volks haben ist es zweckmäßig beide Wege miteinander zu verbinden. Wir haben also für unsere Untersuchung die zwei Hauptabschnitte: „Die Charakteristik der Naturvölker und die Physiologie derselben." (S. 190.)

Die Charakteristik der Naturvölker wird eröffnet durch die der Völker „ohne Eigenthum". Sie bilden drei Classen: die Sammelvölker, die Fischervölker (Flußfischer, Meeresfischer, Eskimo) und die Jägervölker. In gleicher Weise werden auch die Völker „mit Eigenthum" in drei Abtheilungen behandelt, deren beträchtlicher Umfang indeß weitere Gliederungen nöthig macht. So ist in dem ersten Abschnitte über „die Wandervölker mit Eigenthum" insbesondere von 1) dem patriarchalischen Zustande, 2) den reinen Hirtenvölkern, 3) den Reitervölkern die Rede. Es folgen II. „die halbwandernden Völker mit Eigenthum", unter welchen 1) den alten Deutschen und 2) den Kaffern und Bethuanen eine specielle Darstellung gewidmet wird; endlich III. „die ansässigen Naturvölker mit Eigenthum", und zwar

A. die oceanischen Naturvölker; B. die ansässigen Naturvölker des Flachlandes [1) die des Steppen-, 2) des Wald-, 3) des Stromlandes]; C. die Naturvölker des Gebirgslandes [1) die Völker des continentalen, 2) die des oceanischen Gebirgslandes]; D. die Naturvölker des 1) continentalen, 2) oceanischen Höhenlandes. Wir fügen die allgemeine Bemerkung hinzu daß bei jedem Volke oder doch bei jeder Abtheilung derselben der Charakter, das öffentliche und Familienleben, die Industrie, die Geschichte ꝛc. gleichmäßig und, wie der im Eingange näher bezeichnete Gesichtspunkt des Verfassers erwarten läßt, mit steter Beziehung auf die bedingenden Naturverhältnisse berücksichtigt wird.

Ein gleich consequentes Innehalten des ein mal genommenen Standpunkts ist auch dem zweiten Abschnitt eigen, welcher die „Physiologie der Naturvölker" behandelt (S. 330 fg.) und gewissermaßen die Gegenprobe zu der vorhergehenden Charakteristik liefert. Die Völker treten hier zurück, um den verschiedenen Richtungen und Zweigen des Volkslebens Platz zu machen. Die erste Stelle erhält die Industrie (Nahrungsmittel, Kleidung, Wohnung, Geräthe). Ihr folgt II. die Sprache (Ursprung, Wechselwirkung der Sprache, ihre Gruppirung und ihre Schicksale, die Bildersprache); III. die Religion (in acht Unterabtheilungen, welche die Gottheiten, die religiösen Sagen, den Volksglauben, Priesterstand, Götterdienst, die halbreligiösen Gebräuche, den Einfluß der Religion auf die Völker, die Verbreitung der Religionen zum Gegenstande haben); IV. der gesellige Zustand der Naturvölker [1) das Familienleben: Aeltern und Kinder, Gatten, Herren und Diener; 2) das Volksleben: Rechtswesen, Fürsten, Standesunterschiede, Kasten]; endlich V. der Verkehr der Völker untereinander [1) die Kriege, 2) der Handelsverkehr]. 23.

Leben des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg Friedrich II. Ein Beitrag zur Geschichte Gothas beim Wechsel des 17. und 18. Jahrhunderts von Christian Ferdinand Schulze. Herausgegeben nach dessen Tode von Adolf Moritz Schulze. Gotha, Müller. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Monographie trägt in doppelter Beziehung den Charakter der Pietät an sich: seiten des Herausgebers gegen den Vater, der dem Sohne die Herausgabe der Schrift zur Gewissenspflicht machte, und seiten des Verfassers, der dem Herzoge Friedrich II. ein Denkmal setzen wollte ob der Verdienste desselben um das gothaer Gymnasium, an dem jener eine lange Reihe von Jahren thätig gewesen war. Und die Specialgeschichte Deutschlands sowol als die der sächsischen Ernestiner insbesondere darf das Geleistete für eine Bereicherung ihrer Literatur ansehen. Wer wäre aber auch für die vorliegende Arbeit geeigneter gewesen als der Verfasser der „Geschichte des gothaischen Gymnasiums"? Ja es hat die erstere ihre eigentliche Wurzel in der letztern, sie wuchs wie von selbst daraus hervor und der Verfasser pflegte sie bis an das Ende seines Lebens (1850). Das Ganze zerfällt außer einer kurzen Einleitung in fünf Capitel. Das erste handelt von Friedrich's Geburt, Kindheit, Jugend und Regierungsantritt. Das zweite bespricht episodisch den Zustand des Deutschen Reichs und der gothaischen Lande beim Regierungsantritt Herzog Friedrich's II. Das dritte behandelt die Regierung Friedrich's im Allgemeinen, während das vierte speciell die Verfassung und Verwaltung des Landes darlegt, sowie die Verhältnisse nach außen. Das fünfte Capitel bespricht die persönlichen und privatlichen Verhältnisse des Herzogs, sein Familienleben, seinen Charakter und seinen endlichen Ausgang. Der Verfasser hat sich nun nicht blos an die Quellen zweiten Rangs gehalten, sondern ist, wie bei seinen persönlichen Verhältnissen und bei der Liebe mit der er seine Aufgabe behandelte zu erwarten stand, allen archivalischen Spuren nachgegangen, die ihn eine Ausbeute hoffen ließen. Handschriftliche Quellen sind in ziemlicher Menge aufgefunden und benutzt worden. Wenn sich nun in der ganzen Darstellung eine gewisse Breite wahrnehmen läßt, so erklärt sich diese Erscheinung jedenfalls theils aus den hohen Jahren des Verfassers, theils auch aus der schon mehrfach erwähnten Liebe zu seiner Arbeit und aus der Pietätsgesinnung gegen den Herzog: es sollte der Welt Nichts vorenthalten werden, gleichsam Nichts umkommen was zur Charakteristik der Verdienste und des Wesens Friedrich's diente. Vom Standpunkte der historischen Kunst aus betrachtet, mag man also an der vorliegenden Monographie das Eine oder das Andere zu tadeln finden, insofern sie aber ein Beitrag zur Specialgeschichte Deutschlands, insbesondere aber der Ernestiner sein soll, kann man es nur dankbar anerkennen daß der unermüdliche Fleiß eines Geschichtsforschers Einzelheiten zutagegefördert und vor die Augen des Lesers geführt hat, die entweder in einer allgemeinen Geschichte gar keinen Platz finden können, oder doch nur in einem so beschränkten Maße daß sie auf dem größern Schauplatze der geschichtlichen Darstellung verschwimmen oder gänzlich unbeachtet bleiben. Zugleich ist aber auch die vorliegende Monographie ein Beitrag zur politischen und häuslichen Geschichte der deutschen Fürsten im 17. Jahrhunderte; die Gesammtheit der Folgen des unglückseligen Dreißigjährigen Kriegs hat auch die herzoglichen Wettiner nicht verschont, und der Einfluß Ludwig's XIV. mit seinem tonangebenden Hof- und Sittenleben wirft seine Schatten auch über die Mauern der Hofburg in Gotha und Altenburg. Gehen wir jetzt zu Einzelheiten über.

Friedrich II., ein Enkel des trefflichen Ernst des Frommen, dessen Leben Gelbke ebenso ausführlich als gut beschrieben hat, war am 28. Juli 1676 auf dem Schlosse Friedenstein zu Gotha geboren. Da er bei dem Tode des Vaters, Friedrich's I., noch unmündig war, so ward ihm sowol als seinem jüngern Bruder eine Ober- und Untervormundschaft gesetzt. Nachdem die beiden Prinzen in lateinischer und französischer Sprache sowie in Religions-, Staats- und Rechtswissenschaft im Sinne und Geiste des Zeitalters unterrichtet waren, wurden sie, anstatt eine Universität zu weiterer Fortbildung zu beziehen, in auswärtige Staaten und an deren fürstliche Höfe geschickt (1692). Das Gefolge bestand aus einem Hofmeister, zwei Secretairen, drei Kammerdienern, zwei Pagen, zwei Lakaien, einem Fourier und Trompeter, einem Studenten, einem Leibschneider und einem Barbierjungen. Der Unterricht im Tanzen, Reiten, Fechten, in Geographie, Geschichte, Heraldik und Mathematik soll der von den Vormündern ausgefertigten Instruction gemäß auch auf der Reise nicht verabsäumt werden. Das Reiseziel war Holland, England und Frankreich. Am Hofe Wilhelm's III. herrschte ein Ceremoniel wie am Hofe zu Wien und vergleichbar altpersischer Königssitte.*) „Der König", erzählt der Reisebericht, „setzte sich ganz allein zur Tafel und behielt während derselben den Hut auf dem Haupte. Wenn er trinken wollte, wurde ihm der Becher von einem dazu verordneten Mylord knieend credenzt und überreicht. Die Prinzen aber blieben bei der Tafel auf des Königs linker Seite stehen, bis er zum ersten male getrunken hatte, worauf sie mit dem gleichfalls anwesenden kaiserlichen Minister, Grafen von Windischgrätz, sich aus dem Tafelgemach zurückzogen und der König mit Abnehmung des Huts sich ihnen gar gnädig bezeigte." Ein Seitenstück zu diesem damals herrschenden Ceremoniel findet sich erzählt in einem Manuscript der gothaischen Bibliothek von Ludwig XIV., an dessen Hof sich Friedrich's II. Vater 1687 eingefunden hatte. Der Kammerdiener Emmerling, Begleiter des Herzogs, berichtet in dem genannten Manuscript Folgendes: „Mittwochs den 1. December früh um 8 Uhr fuhren Ihre Durchlaucht nach Hofe, dem Lever des Königs beizuwohnen. Sobald der König aus seinem Schlafgemach in die Retirade kam, wurde solche eröffnet zum Einlaß

*) Sie ging nach Europa an den byzantinischen Kaiserhof über und der Sultan Konstantinopels speist noch jetzt allein.

der vornehmsten anwesenden Personen; dahin dann ich, weil ich mich von Sr. Durchlaucht Suite nannte, auch kam. Der König saß auf einem großen Lehnstuhle und ließ sich in Gegenwart Aller rasiren. Hernach empfing er von einem Duc das Oberhemd, nachdem zog er ein weißleinenes Camisol, hernach ein schwarzatlasses an, über welches er das blaue Ordensband hing, und darauf ein streifiges Tuchkleid. Nachdem that er das Halstuch um, setzte die Perücke auf, nahm Hut, Stock und Degen und ging nach den Gemächern der Dauphine. Die Anwesenden, stumme Zeugen dieses Anziehens, blieben zurück. Erst als der König von der Dauphine zurückkehrend in das Rathscabinet ging und sie ihm nachgefolgt waren, wurden sie zur Audienz gezogen, indem der König sie anredete." Nach einjähriger Abwesenheit kehrten die beiden Prinzen in ihr Herzogthum zurück.

Friedrich II. trat nach vollendetem 18. Jahre 1693 am 3. December die Selbstregierung an. Das Land das er beherrschen sollte hatte Ruhe von außen; die Stürme des Coalitionskriegs, die seit 1689 das westliche Deutschland heimsuchten, drangen nicht zu demselben, und beseitigt waren die Erbstreitigkeiten die den Anfang der Regierung seines Vaters erschwert hatten. Ernst's des Frommen sieben Söhne vertrugen sich nicht in dem Sinne wie es das väterliche Testament gewünscht. Im Innern aber hatte sich das Segenbringende der Aussaaten Ernst's des Frommen entwickelt; der Anbau der Fluren, Dörfer und Städte war emporgekommen; die weisen Einrichtungen für die Ausbildung des Staats hatten Wurzel gefaßt; der Verwilderung und Roheit des Volks war gesteuert, und wenn auch noch oft Ungebührnisse hervortraten und fürstlichen Anordnungen entgegengehandelt wurde, so war doch durch Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens der Sinn für das Bessere geweckt worden. Auch fehlte es nicht an tüchtigen Männern, größtentheils noch aus der Schule Ernst's des Frommen, die mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen dem neuen Regenten beistehen konnten. Obenan stand der Freiherr Bachoff von Echt († 1726). Mit Freude und Hoffnung konnte aber auch sein Land zu ihm aufschauen, da Vieles sich in ihm vereinigte was ihm die Herzen seines Volks zuwenden mußte: Jugendkraft, tüchtige Geistesanlagen, ein wohlwollendes Herz brachte ihm der neue Herzog entgegen. Doch entwickelten sich neben den Lichtseiten der Regierung des so tüchtigen Regenten auch Schattenseiten. Es gab Zeiten in denen sie hart und willkürlich verfuhr, das Land mit schwerem Drucke belastete und durch denselben Noth und Klage erzeugte. Indeß lag die Schuld davon keineswegs in einem Uebelwollen des Herzogs, die Noth ging ihm zu Herzen, wie aus einem Landtagsabschiede von 1694 klar hervorgeht. Allein der Hang zu Prunk und Glanz, dem er zugethan war, verblendete ihn so oft daß er, der gegen Einzelne die landesväterlichsten Gesinnungen bewies, der Gesammtheit oder dem Volke drückende Lasten aufbürden konnte. Auch Friedrich II. zollte dem Zeitalter Ludwig's XIV. seinen Tribut! Die Einfachheit Ernst's des Frommen in Hofhaltung und öffentlichem Auftreten war dahin. Denn dieser ging in schlichter Weise unter seinem Volke einher, sprach oft bei den Niedrigen ein, erkundigte sich nach den Einzelheiten der Wirthschaft und des Erwerbs und bekümmerte sich um Alles und Jedes was seine Unterthanen betraf; Friedrich II. aber lebte größtentheils nur unter und mit den Großen seines Landes, und erschien er unter dem Volke, was z. B. bei Vogelschießen, Truppenmusterungen, bei Grundlegung und Einweihung neuer Kirchen oder bei Schulfeierlichkeiten geschah — Kirchen und Schulen hat er überhaupt in großer Zahl entweder neu erbaut oder besser ausgestattet; das Fridericianum in Altenburg erinnert noch an seinen Namen —, so erschien er auf eine abgemessene Weise in glänzender Weise und mit einem ansehnlichen Gefolge.

Im Aeußern richtete er sich nach französischer Sitte; Kleidungsstücke ließ er sich von Paris kommen, trug sich nach dem Beispiele Ludwig's XIV., z. B. eine hundertlockige Allongeperücke. Doch ging seine Bewunderung und Nachahmung des Fremden nicht bis zur Verachtung des Einheimischen und Herkömmlichen, noch weniger entfremdete sie ihn der Gottesfurcht, vielmehr war er in dieser Beziehung seinen Unterthanen ein Muster und Beispiel. „Es ist nicht zu beschreiben", berichtet ein Zeitgenosse, „wie fleißig und unausgesetzt der Herzog in seinem Betcabinet und in der Kirche den Gottesdienst abwartete. Besonders ist an ihm zu rühmen daß er von Jugend an Gottes Wort und Luther's Schriften, auch andere theologische Bücher fleißig gelesen, nie das Morgen- und Abendgebet unterlassen, die öffentlichen Betstunden und Wochenpredigten nicht versäumt, sondern dieselben jedesmal zur angeordneten Zeit sowol als den sonn- und festtäglichen Gottesdienst ohne einige Verschiebung besucht, die gehaltenen Predigten fast allemal stehend zum Zeichen besonderer Aufmerksamkeit angehört und sich öfters durch Enthaltung der öffentlichen Tafel dazu geschickt gemacht hat. Wenn er das heilige Abendmahl zu erhalten wünschte, hat er durch Fasten und andere christliche Uebungen sich dazu bereitet, welche Enthaltung von Speise und Trank sonderlich in der heiligen Marterwoche wol einige Tage nacheinander geschehen." Und wie mächtig er der Heiligen Schrift gewesen, läßt sich daraus abnehmen, daß wenn bei besondern Fällen besondere Bibeltexte aufzustellen waren, er selbst solche aufsuchte. Den Wissenschaften war er mit Liebe ergeben: seine gesammelte Bibliothek war sehr ansehnlich. Der Umgang mit gelehrten Männern blieb ihm stets ein Bedürfniß; sie durften auf seine Achtung, auf sein besonderes Vertrauen rechnen. In seinem Familienkreise bewährte er die Tugenden eines guten Vaters: seine sechs Kinder waren für ihn der Gegenstand unausgesetzter Sorge in leiblicher und geistiger Beziehung. Charakteristisch für den Vater wie für die Zeit sind die Worte die der Erstere der Instruction beifügte, die er dem Hofmeister zufertigte, der den ältesten Prinzen auf einer Reise ins Ausland, nach Italien und nach dem unvermeidlichen Frankreich 1718 zu begleiten beauftragt war. „Wir haben uns entschlossen nach reiflich gepflogner Deliberation unsern Sohn in fremde Länder zu schicken, damit er daselbst sowol seine Studien continuiren, als auch in allen christfürstlichen Tugenden und Wissenschaften eine mehrere Acquisition machen und dermaleinst mit denjenigen guten Eigenschaften zurückkehren möge, durch die er seine und Unserer Lande Wohlfahrt befördern könne. Nun aber die Erfahrung lehrt daß viele junge Herren den vorgesteckten Zweck auf ihrer Reise nicht erreichen, ja an Leib und Seele verderben, indem sie statt gehoffter vortrefflicher Tugenden, einer gründlichen Staatsklugheit und Possidirung ausländischer Sprachen den Kopf voll Atheisterei, Indifferentismus, Eitelkeiten, angenommener Frechheiten und Geringachtung ihres Vaterlandes nebst einem ungesunden, durch Wollust und irregulaires Leben ruinirten Leib anheimb gebracht: Also haben Wir unsern Sohn zur Verkommung dieser Gefährlichkeiten, und damit er uns einst das Zeugniß an ihn gewandter recht väterlicher Treue und Liebe beizulegen in seinem Gewissen desto mehr möge verbunden werden, Unsere christfürstliche Schuldigkeit bei ihm zu ermessen, mit einer wohlbedächtig abgefaßten Instruction versehen des ungezweifelten Vertrauens, er werde sie öfters durchlesen und ihr in allen Punkten nachkommen." Leider findet sich die Instruction selbst den Acten nicht beigefügt, denen die soeben mitgetheilte Stelle entlehnt ist. In dem reformirten Genf hatte übrigens der junge Prinz eine so freundliche Aufnahme gefunden daß der Vater sich gedrungen fühlte dem dortigen Magistrate ein besonderes Danksagungsschreiben zu übersenden. Friedrich II. erreichte das hohe Alter nicht das seine kräftige Leibesbeschaffenheit erwarten ließ. Er starb schon 1732 am 23. März im sechsundfunfzigsten Lebensjahre. Die Sage daß er vergiftet worden sei ist ohne allen Grund. Seinen Bruder Wilhelm, den wir in der Biographie dann und wann auftreten sehen, hat man mit Bernhard, von Weimar vergleichen zu müssen geglaubt. Er starb den Heldentod vor Toulon unter dem Oberbefehle des Prinzen Eugen 1707. Der Letztere stellt in seinen Memoiren dem dreißigjährigen Helden folgendes Zeugniß aus: „Ce prince de vingt ans, déjà Lieutenant-

Général des armées de l'Empereur, de l'Angleterre et de la Hollande, d'une figure charmante, en tout genre accompli, se defendit comme lion. De deux cent hommes qui lui restaient encore, il n'en avait plus que 30 ou 40 à qui il dit: «Mes amis, mourons au moins en gens d'honneur». Il fut tué dans l'instant de deux coups de fusil. Je ne pouvais me consoler de la perte du jeune prince. Le jour fut malheureux par la morte de mon cher Prince de Gotha." Ein solches Zeugniß von solchem Manne ausgestattet verdient in der Geschichte der Wettiner einen Platz der es vor der Vergessenheit sichert. 60.

Personen und Zustände aus der Restauration und dem Julikönigthum.

Das Unglück erregt nicht immer Mitleid, aber es hält in den meisten Fällen das Interesse wach. Diese Bemerkung auf reine Privatverhältnisse anzuwenden die ohne eine bestimmte Beziehung zur Oeffentlichkeit sind, könnte frivol klingen; geschichtlichen Thatsachen gegenüber hat sie ihre gute Berechtigung. Das Mitleid ist gewissermaßen eine zu kleine Empfindung für die großen Begebenheiten der Zeithistorie; es ist ein Hausgefühl das auf den Markt des Lebens nicht paßt. Die Erhabenheit des in der Geschichte ruhenden Stoffs erhebt das Mitleid (und stumpft es zugleich ab) zur Theilnahme, zum Interesse; deshalb braucht man sich nicht zu scheuen die aus dem ganz natürlichen Verlauf der Dinge hervorgehende Thatsache zu bekennen, daß gerade die historischen Unglückszeiten von den Zeitgenossen besonders interessant befunden werden.

Dieser Thatsache kommen übrigens noch andere Umstände zugute, unter deren Eindruck jeder Schein einer frivolen Behandlung der Vergangenheit schwinden muß. Wenn die Menge wißbegierig in den Spiegel der Geschichte schaut, so treten ihr im Vordergrund immer die Persönlichkeiten entgegen; was Wunder, wenn auch die Aufmerksamkeit sich diesen zunächst zuwendet. Der Beschauer muß mit ihnen gewissermaßen erst recht gründlich fertig sein, ehe für ihn der Hintergrund verständlich wird, ehe er die dem unbewaffneten Auge unsichtbaren Fäden erkennen lernt, die sich zum Charakter einer Geschichtsepoche verweben. Das Interesse an den Personen bereitet die Erkenntniß der Zustände vor, und das ist das Verständniß der historischen Thatsachen selbst.

Unter den bereits Geschichte gewordenen Unglücksepochen liegt die Zeit der französischen Restauration und des Julikönigthums uns am nächsten; was ihr folgt hat noch keinen Abschluß. Der Inhalt des Gemäldes jener Zeit ist bekannt genug: Bourbons und Orléans ziehen auf einem weiten, wechselvoll belebten Wege aus dem Schlosse der Tuilerien in das Exil, entkrönt und gerichtet von der Mehrzahl der Zeitgenossen. Je größer das Bild ist, um so unerschöpflicher sein Hintergrund, den wir uns gern deuten lassen, wenn wir mit den Personen fertig sind und auf das Studium der Zustände eingehen wollen. Und eben wegen der bunten Mannichfaltigkeit der Staffage ist jeder Deutungsversuch dankbar hinzunehmen, ohne Rücksicht auf Das was er ungelöst läßt, wenn aus ihm nur ganze Kenntniß Dessen hervorgeht was gedeutet werden soll.

Ein bemerkenswerther Deutungsversuch der Art ist das Buch einer Frau:

Personen und Zustände aus der Restauration und dem Julikönigthum von der Verfasserin der „Erinnerungen aus Paris 1817—48". Berlin, Hertz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Form in der er geboten wird ist seinem Zwecke besonders dienlich. Wenn Frauen die Feder diplomatisch spitzen, oder wenn sie, weil sie wenig wissen, die Miene annehmen, als müßten sie das Meiste aus Discretion verhehlen, oder endlich, wenn sie von Andern erzählen, weil sie hierbei vollkommene Gelegenheit finden ihre eigene unvergleichliche Persönlichkeit im — wie sie meinen — günstigsten Lichte zu produciren, so verliert der Leser leicht die Geduld, hinter Unfähigkeit und Eitelkeit das kleine Verdienst hervorzusuchen und zur Geltung kommen zu lassen. Unsere Verfasserin dagegen nimmt durch liebenswürdige Natürlichkeit gefangen. Sie erzählt und beschreibt wie eine gebildete Dame einem Freundeskreise erzählen und beschreiben würde, ohne das Mühen nach geistreichen Wendungen und Aperçus, ihrem Stoff ergeben, mag er bedeutend oder kleinlich sein, wenn er nur für sie selbst Interesse hat. Das Geständniß der Unwissenheit wo sie nicht sachkundig ist, kostet ihr nicht eben große Ueberwindung; umsoweniger hat sie bei ihrem natürlichen, ungezwungenen, den Leser immer in unmittelbarem Rapport zur Erzählerin haltenden Vortrage Veranlassung, ihre Persönlichkeit, nur um den bösen Schein zu vermeiden, in den Hintergrund zu stellen. Es ist schon viel Bedeutsameres, die Persönlichkeiten und Zustände schärfer Charakterisirendes über Restauration und Julikönigthum gesagt und geschrieben worden; trotzdem folgt man unserer Verfasserin mit Interesse bei ihren Mittheilungen und erhält neben vielen Anregungen und Erinnerungen manchen Aufschluß, manche Bekräftigung zweifelhafter Vorfälle und reichen Stoff zu Betrachtungen, die uns näher liegen als die geschichtliche Epoche welche sie anregt.

Bei Besprechung der Denkwürdigkeiten Châteaubriand's ist früher in d. Bl. auch des Bildes gedacht worden das der politische Autor des „Génie du christianisme" und der Dichter des spanischen Kriegs von dem unglücklichen Ludwig XVIII. entwirft. Châteaubriand portraitirte den König bei seiner Rückkehr aus England; unsere Verfasserin läßt ihn uns im Familienkreis sehen. Die Situation ist verschieden, aber die Person ist dieselbe, wenn auch die von Ludwig XVIII. mitten unter dem „Jubel des Volks" bewahrte oder nicht zu beseitigende Apathie im kleinen Cirkel des Tuilerienschlosses in entsprechender Steigerung sich wiederfindet. Unsere Verfasserin sah ihn nämlich eines Abends im Schloßtheater. Außer der Herzogin von Berri und früher ihrem Gemahl ging Niemand von der damaligen königlichen Familie in die öffentlichen Schauspielhäuser. Wollte der König einer Vorstellung beiwohnen oder vielmehr, fand man es recht in den Blättern von Hoffesten zu berichten, so ließ man bald die eine, bald die andere Truppe auf dem Theater im Tuilerienschlosse spielen. Nur Diejenigen die zum Hofe gehörten oder als Fremde schon früher durch Gesandte mit Ceremonie vorgestellt waren, durften auf den freien Seitenestraden erscheinen. Alle Plätze waren hier gleich und alle Gäste mußten im reichen Hofcostume erscheinen, namentlich auch die Männer in reichgesticktem Rock, habit français genannt, mit breiten kostbaren Spitzenmanchetten vor Brust und Händen, welche oft allein 500—1000 Francs kosteten. Die königliche Familie hatte für sich ausschließlich eine ganz kleine niedrige Abtheilung in der Mitte dieser Estrade, wodurch diese Art Loge ganz offen und frei war. Wer fern vom Hofe war, erhielt und dies noch als ganz besondere Vergünstigung einen Platz im zweiten Range, einer vergitterten Loge, damit unmöglich ein unbefedertes, plebejisches Haupt hervorragen konnte. Die Haltung des Hofs war über alle Beschreibung steif. Niemand wagte auch nur den leisesten Ausdruck von Beifall oder Tadel. „Eine Versammlung aufgezierter Puppen", sagt unsere Verfasserin, „würde vielleicht mit künstlicher Maschinerie das Leben besser nachgeahmt haben als hier die Lebendigen es aus Wohlanstand zu unterdrücken strebten." Sie beobachtete genau daß Niemand seinem Nachbar auch nur die leiseste Mittheilung zuflüsterte. Alle sahen starr nach der Bühne und der König — schlief den ganzen Abend. Dieser unglückliche Mann glich nämlich mehr einer formlosen Masse als einem lebenden organischen Wesen, und in den letzten Jahren war er so sehr von der Schlafsucht befallen daß allen Anstrengungen der Umgebung das Uebel zu verbergen zum Trotz selbst dem Publicum doch oft genug der traurige Anblick dieser unüberwindbaren Lethargie ward. Da er bei warmem Wetter wol die geschlossene Kutsche nicht vertragen mochte, so sah man ihn gewöhnlich unbeweglich in die Ecke des Wagens gedrückt, ungeachtet des beispiellosen Geräu-

ſches der pariſer Straßen feſt eingeſchlafen, von ſeinen ſechs Roſſen gleichſam fortgeſchleudert. Bemerkungen die ihn an ſeinen traurigen Zuſtand mahnten nahm Ludwig XVIII. mit Geduld und Philoſophie auf. Einſt hielt er den noch nicht vierjährigen Herzog von Bordeaux auf dem Schoos und ſagte ſpielend: „Ei, du möchteſt wol auch König ſein?“ „Nein“, entgegnete das Kind, welches die Lähmung für Bedingniß des Thronbeſitzes hielt, „ich mag lieber gehen.“ So bedauernswerth aber auch Ludwig XVIII. ſein mochte, er hatte durch ſeine Politik ſich mindeſtens einen ruhigen Tod gewahrt. „Ich habe“, ſagte er zu ſeinem Bruder, „zwiſchen den Parteien lavirt gleich Heinrich IV. und habe den Vortheil über ihn, in meinem Bette in den Tuilerien zu ſterben. Handle wie ich, ſo wird dir ein ähnliches ruhiges Ende werden.“ Karl X. verſtand es nicht dieſen Rath ſich zunutzezumachen, er verfolgte eine kühnere Politik und genoß ihre Früchte im Exil.

Im Verlauf der Darſtellung unſerer Verfaſſerin gehen eine Reihe bekannter Männer in mehr oder minder charakteriſtiſchen Umriſſen an uns vorüber. Ich muß mich hier darauf beſchränken Namen zu nennen und führe deshalb vorläufig an: Châteaubriand, Royer-Collard, Manuel, St.-Simon, Humboldt, Arago, die drei Dupin, Dom Pedro von Braſilien, die Marquiſe von Loulé, Laffitte, Béranger, Thiers, Mignet, Bertin de Vaux, Lacretelle der Jüngere, Frau von Staël. Ein zweites Regiſter werde ich unten nachfolgen laſſen können. Ein beſonders intereſſantes Bild gibt ſie in der Ueberlieferung einer Unterredung zwiſchen Lacretelle und Frau von Staël, die für die Individualität Beider höchſt charakteriſtiſch iſt. Mit wahrer Begeiſterung redet ſie von Martignac, deſſen feine Züge vollkommen den Ausdruck der Wahrheit trugen.

Ueber die Julirevolution erfahren wir Nichts in Betreff der Straßenkämpfe; ſtatt deren zeigt uns unſere Verfaſſerin die Verwirrung in ihrer und ihrer Freunde Häuslichkeit und Küche, eine Idee die, obwol ſie anſpruchslos ernſt gegeben iſt, doch faſt einen ironiſchen Eindruck macht. Die Küchenrevolution ließ erſt nach drei Tagen kalter Küche ein ernſtliches Mittagsbrot wieder aufkommen, an dem Bertin und von Schonen theilnahmen. Von verſchiedenen Seiten kamen Deputationen, um Bertin's Meinung zu hören und Verhaltungsmaßregeln zu holen; auch von der Redaction des „Journal des débats“ ward geſchickt. Die Grundidee des ertheilten Raths war immer, man müſſe alle Kräfte zur Ordnung vereinen, welche am beſten dadurch hergeſtellt würde daß beſonders die Ehrgeizigen ſo ſchnell als möglich Befriedigung erhielten. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte einer der Anweſenden daß Karl X. unmittelbar nachdem er die Ordonnanzen gezeichnet hatte und ſich zu einer Jagdpartie bereitete, ſich zuvor an ſeine Umgebung mit den Worten gewendet habe: „Seit den ſechs Jahren die ich auf dem Throne meiner Väter ſitze, iſt mir nicht ſo leicht ums Herz geweſen als in dieſem Augenblick; denn nun erſt habe ich vollkommen meine Pflicht erfüllt.“ Sollen wir dieſes erwähnen? fragte man von der Redaction. Nein, war die Antwort, nicht wir, überlaſſen wir das Andern. Wir waren Feinde der Regierung zum Wohl der Nation, wir haben gekämpft und müſſen jetzt, da die Gehäſſigkeit unnütz, wie jeder edle Feind auch Großmuth zeigen.

Ueber die Stimmung des Volks nach der Thronbeſteigung Ludwig Philipp's verſichert unſere Verfaſſerin, es ſei nichts Leichtes die lauten, heftigen Freudensbezeigungen zu ſchildern, welche das Volk dem Könige bewies, ſo oft er ſich erblicken ließ. Mehre Wochen war es für eine Frau faſt unmöglich ſich durch die Straßen zu drängen die zum Palais-Royal führen, weil hier viele Tauſende förmlich lagerten, um den Augenblick abzuwarten in dem Ludwig Philipp gewöhnlich auf der Terraſſe erſchien oder ausfuhr. An einem ſchönen Sonntag Nachmittag des Monats October fuhr unſere Verfaſſerin über den Concordienplatz, der gedrängt voll von Spazierenden war. Plötzlich entſtand ein ſo furchtbares Schreien und Zuſammenſtrömen der Menſchenmaſſe nahe der Rivoliſtraße daß der erſte Moment nur betäubend und die Urſache unmöglich zu faſſen war. Endlich ſah man einen ſehr niedrigen, aber großen offenen Char-à-bancs, in welchem der König, die Königin, Madame Adelaide und mehre der erwachſenen Kinder ſaßen, ſich langſam, kaum bemerkbar die Straße herab bewegen und das Volk mit unbeſchreiblicher Heftigkeit den Wagen umdrängen, weil ſie das Glück genießen wollten dem Könige die Hand zu drücken. Solche familiaire Liebesbezeigungen waren unter Karl X. freilich nicht üblich. Unſere Verfaſſerin wohnte 1830 einem der weltberühmten Sonntagsconcerte des Conſervatoriums bei. Sie wußte ſich verſpätet und hörte zu ihrem Erſtaunen bei ihrer Ankunft anſtatt harmoniſcher Töne ſehr unharmoniſches Fußſtampfen und den Ruf: „Anfangen!“ Der Director blickte mit Verlegenheit nach der leeren königlichen Loge. Gleich darauf erſchien die Herzogin von Berri mit ihren Aeltern, dem König und der Königin von Neapel, die ſich nur wenige Wochen als Fremde in Paris befanden und beim Hinfahren aufgehalten worden waren. Die königliche Familie wurde auf dieſe Art förmlich ausgepfiffen.

Zu dem zahlreichen Freundeskreiſe unſerer Verfaſſerin gehörte auch Ludwig Börne, deſſen häufige Beſuche dieſelbe zu ihren angenehmſten Erinnerungen zählt. „Ich möchte nicht gern abermals“, ſagt ſie, „die nun ſchon ſo abgedroſchene Beſchreibung ſeiner kleinen, magern, leidenden Geſtalt geben, nicht zum hundertſten male wiederholen, wie theuer ihm das Wohl des Volks war, wie allein ſeine Gedanken beſchäftigend; er hat dieſes Alles ſelbſt ſo klar und geiſtreich in ſeinen Schriften dargelegt und ſeine Verehrer haben die Phraſe, wodurch er verſichert, «er ſchreibe mit ſeinem Herzblute», ſo oft wiederholt daß ich mich wol hüten muß Daſſelbe zu thun. Aber mit wahrem Stolze erzähle ich gern, wie dieſer liebenswürdige Freiheitsſchwärmer mich mit Wohlwollen öfter aufſuchte und wiederholt mit der Anrede in mein Zimmer trat: «Da komme ich ſchon wieder um mich mit Ihnen zu zanken», und da war denn auch unſer Thema gleich fertig.“ Börne wußte wol daß er es bei unſerer Verfaſſerin mit keiner modernen Freiheitsheldin zu thun hatte. Er liebte die Amazonen nicht; er war ſelbſt beſcheiden und nur beſcheidene Frauen waren ihm angenehm. Die Mäßigung hielt er für den ſchönſten Vorzug der Frau. Beiläufig war er der Erſte der unſerer Verfaſſerin „mit großer Beſtürzung“ das gräßliche Attentat Fieschi's hinterbrachte, „wobei ſich der Ehrenmann ſogleich kundgab“. Dieſelbe hebt unter ſeinen Eigenſchaften auch ſeine Geduld hervor. Als ſie ihn eines Tags wegen der Langmuth bewunderte, mit der er ſeine Harthörigkeit im Vergleich zu einem ſeiner Bekannten ertrug, den ein ähnliches Unglück getroffen hatte, äußerte er über Letztern: „Seine Ungeduld entſteht aus ſeiner Neugier. Nur wenn man gern Alles wiſſen will wird die Harthörigkeit zur Plage. Was mich betrifft, ſo bin ich im Grunde froh das alberne Geſchwätz der Alltagsmenſchen nicht zu vernehmen, und jede wichtige Begebenheit die mir Intereſſe einflößen kann wird mir gleich von Freunden mitgetheilt.“

Mit beſonderer Theilnahme beſpricht unſere Verfaſſerin die Wiederherſtellung des Palaſtes zu Verſailles, ein Stoff der zugleich zu mancherlei anziehenden Rückerinnerungen Veranlaſſung gibt. Ferner geht ſie, ohne gerade beſonders Neues zu bieten, mit anregender Ueberſichtlichkeit auf die franzöſiſchen Literaturverhältniſſe ein; hier kann ein zweites Namensregiſter der von ihr in Betracht Gezogenen gegeben werden: Caſimir Delavigne, Charles Nodier, Victor Hugo, Lamartine, Guizot, Villemain, Frau von Staël als Schriftſtellerin, Balzac, Janin, Dumas, Sue, St.-Marc Girardin, Couſin, Mérimée. Auch die Auffaſſung der deutſchen Literaturgrößen bei den Franzoſen iſt nicht ohne Berückſichtigung geblieben.

Hervorheben will ich zum Schluß eine Bemerkung, die bei Beurtheilung des Hofs Ludwig Philipp's nicht ſo ſcharf betont zu werden pflegt als unſere Verfaſſerin ſie betont hat. Ein beſonders kitzlicher und augenfälliger Punkt nämlich war nach ihr am königlichen Hofe die Sittlichkeit des Umgangs oder

vielmehr die Nachsicht mit der Unsittlichkeit. Die „Corruption“ der Julimonarchie ist zwar weltbekannt, allein irrthümlich denkt man bei ihr gewöhnlich nur an Männer; auch die Frauen welche in den Hofkreisen glänzten und herrschten waren ihr verfallen. Die Königin Amélie selbst war durch ihr ganzes Leben ein Muster aller weiblichen Tugenden gewesen und hatte im Alter die Freude von ihrer zahlreichen jungen Familie das Beispiel der Ehrbarkeit mit dem besten Erfolg nachahmen zu sehen. Soviel Achtung man aber auch der königlichen Familie schenken mochte, soviel Verachtung mußte man gegen Frauen empfinden die sich sogar mit ihrer Niedrigkeit brüsteten. Und solche wurden wenn auch nicht mit Chargen, doch mit unverzeihlicher Nachsicht vom Hofe aufgenommen. Bei Einigen hätte die Abweisung vielleicht schwer gehalten, da ihre Ehemänner oft wichtige, nicht leicht zu verändernde Stellungen hatten, aber man war auch bei weniger Hinderniß in dieser Beziehung nicht schwierig. Ob der Königin der Lebenswandel einzelner Damen etwa fremd blieb, wäre denkbar, aber auf jeden Fall machte diese Gefälligkeit der königlichen Familie im Publicum einen sehr schlechten Eindruck.

Die Literatur zu der die hier angezeigten Personen und Zustände gehören ist in Deutschland, was gute Beiträge anlangt, sehr dürftig. Um so anerkennender durfte der Versuch unserer Verfasserin im Denkwürdigkeitenstil hervorgehoben werden. 10.

---

1. Griechische Reiseskizzen. Von Hermann Hettner. Mit Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1853. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

2. Studien über die Alt- und Neugriechen und über die Lautgeschichte der griechischen Buchstaben. Von Joh. Télfy. Leipzig, Reclam sen. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.

Veranlaßt, über diese beiden durch das Interesse am alten Griechenland in dem neuen miteinander verwandten Schriften zusammen zu berichten, halten wir es nicht für nöthig, in Betreff der unter 1 aufgeführten „Griechischen Reiseskizzen“ im Einzelnen besonders weitläufig zu sein, da ihrer in Nr. 31 d. Bl. bereits Erwähnung geschehen. Der Verfasser derselben hatte es bei seiner Reise nach Griechenland im April 1852 zunächst wol nur mit dem kunstgeschichtlichen Interesse zu thun, das ihm die Kunstdenkmäler jenes Landes gewährten, wie dies schon aus dem vorangestellten Motto aus Goethe's italienischer Reise hervorgehen dürfte, und er faßt auch diese Seite bei der Betrachtung des Landes besonders ins Auge. In dieser Hinsicht war er auch jedenfalls zu der Reise und zu den Studien die er dort zu machen gedachte wissenschaftlich gehörig vorbereitet, und er gewährt auch in diesen Beziehungen den Männern der Wissenschaft und allen Denjenigen die für Griechenland, ebenso für das neue wie für das alte in dem neuen, ein lebendiges Interesse haben, lehrreiche Aufschlüsse und verdient hierunter für seine verschiedenen Darstellungen, wissenschaftlichen Abhandlungen und für die Darlegung seiner Ansichten jedenfalls eine Beachtung und Anerkennung wie sie ihm auch im Allgemeinen bereits wirklich zutheilgeworden ist. Anders dagegen ist es mit seinen Mittheilungen über die gegenwärtigen Zustände des Landes und Volks, über Das was gleichsam nur dem Leben der Gegenwart und dem neuen Griechenland selbst angehört, ohne in einem besondern und innerlich nothwendigen Zusammenhange mit dem alten Griechenland zu stehen. Hierbei urtheilt der Verfasser oft falsch und befangen, nur nach dem Scheine und darum ungerecht; sei es nun daß er in gewisser Hinsicht von vornherein zu wenig mit den gegenwärtigen Zuständen des Landes und Volks bekannt gewesen, oder daß er zu kurze Zeit sich dort aufgehalten und vielleicht infolge der einen oder andern dieser Ursachen von einer sehr erklärlichen Vorliebe für die alte griechische Herrlichkeit sich hat leiten und verleiten, wenigstens wider die durchaus nicht glänzende Gegenwart Griechenlands hat verstimmen lassen; eine Verstimmung die man in dem Buche selbst allerdings nicht erkennen kann, die aber, insofern dieselbe gegen die Bestrebungen, gegen gewisse Ansichten, Wünsche und Hoffnungen des Volks gerichtet ist, der Berechtigung durch und durch entbehrt und den Verfasser zu befangenen, ungerechten und sogar verletzenden Urtheilen verleitet hat. Es ist nicht nöthig und es wäre eine undankbare Mühe, dies im Einzelnen weiter nachweisen zu wollen; aber gewiß kann kein unbefangener Leser diesen Eindrücken entgehen, welche die „Griechischen Reiseskizzen“ in dieser Richtung hinterlassen, und wir meinen daß der Verfasser selbst es fühlen muß, wie ungerecht es ist, dem griechischen Volke entgelten lassen zu wollen, was nur als eine Folge der verkehrten Politik erscheint, deren Spielball Griechenland gewesen und geblieben ist. Er selbst verkennt dies letztere auch keineswegs; aber je weniger er dies hat verkennen können und je offener und ungescheuter er es vielmehr ausspricht, desto weniger hätte er z. B. von „lächerlichem Bettelstolze“ der heutigen Athener, von einem „verfrühten Versuche, eine eigene neugriechische Literatur zu begründen“ reden, desto weniger hätte er namentlich in Vorwürfe und ungerechte Klagen über den mangelhaften Volksunterricht in Griechenland sowie über den schlechten Zustand der neugriechischen Literatur, die sich angeblich nur auf die „allerelendesten Machwerke der neuesten französischen Romanfabrikanten“ beschränken soll, ausbrechen sollen.*) Durch alles Das, auch abgesehen von der thatsächlichen Unwahrheit solcher Klagen und Vorwürfe, knickt selbst die sonst lebendige Theilnahme an dem unverdienten Schicksale des Landes und Volkes die Keime der Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, worauf denn doch auch die Griechen unserer Tage einen Anspruch haben dürften, selbst wenn sie einen solchen Anspruch hauptsächlich nur durch die Bestrebungen sich verdienen, an denen sie es durchaus nicht haben fehlen lassen, soweit überhaupt die Ungunst der Verhältnisse und eine feindselige Politik sie nicht auch hierin gehemmt hat. Wenigstens den in solchen Bestrebungen sich kundgebenden frischen Muth und eine gewisse Zähigkeit der Geduld sollte man ihnen, sollte ihnen am allerwenigsten ein deutscher Professor rauben wollen. Auch die Ansicht die der Verfasser S. 306 ausspricht, daß „ein Königreich Griechenland unter einem russischen Prinzen eine Zukunft sei die sich in Griechenland die Meisten als eine Wahrscheinlichkeit denken und die sich in der That recht Viele sehnlich herbeiwünschen“, ist eine unbedingt irrige Ansicht, und dieselbe ist vielmehr höchstens nur die der sogenannten Nappisten, nämlich der Anhänger der russischen Partei, während die Nationalen von einer Zukunft Griechenlands mit einem russischen Prinzen durchaus Nichts wissen wollen und überhaupt in der neuesten Zeit Stimmen der entschiedensten Abneigung gegen Rußland in politischer wie in kirchlicher Beziehung in Griechenland selbst vernehmlich genug sich haben hören lassen. Müssen wir auch im Allgemeinen zugeben daß das gegenwärtige Königreich Griechenland in seiner politischen Gestaltung nicht nur eine „erkünstelte“, sondern auch eine „traurige“ Schöpfung sei, so ist es doch ebenfalls eine aus Befangenheit ent-

*) Was den Volksunterricht im Königreich Griechenland anlangt, so lehrt eine 1853 von dem dortigen Cultusministerium veröffentlichte statistische Uebersicht, wie ungegründet jene Klagen und Vorwürfe sind. Nach dieser Uebersicht gab es in der ersten Hälfte 1853 in Griechenland, außer der Universität in Athen, sieben Gymnasien mit 1077 Schülern, 79 hellenische Schulen mit 3872 Schülern, sieben theils von Privaten, theils von Gemeinden unterhaltene Institute mit 511 Schülern, ein Seminar mit 30 Schülern, eine Normalschule mit 60 Schülern, 338 Gemeindeschulen für Knaben mit 33364 Schülern, 31 dergleichen für Mädchen mit 4380 Schülerinnen, 17 Privatinstitute für Mädchen mit 1479 Schülerinnen, eine von der Pädagogischen Gesellschaft unterhaltene Anstalt für Mädchen mit 464 Schülerinnen, eine agronomische Schule in Tieyeth mit 20 Schülern.

springende Uebertreibung daß das neue Griechenland „nur traurige und niederschlagende Eindrücke" habe, und wir möchten es umsomehr bedauern daß Hettner dies nirgend in Griechenland lebhafter als auf dem Schlachtfelde von Chäronea empfunden hat. Dessenungeachtet mögen immerhin Diejenigen die in irgend einer Beziehung für Griechenland sich interessiren, die vorliegenden Reiseskizzen nicht ungelesen lassen, und sie werden auch, je unbefangener ein Jeder sie liest und je echter seine eigene Theilnahme an dem neuen Griechenland ist, umsomehr daraus und selbst über die gegenwärtigen Verhältnisse mehr lernen und eine richtigere Einsicht über das Volk sich aneignen als ihm vielleicht lieb ist. Namentlich empfehlen sich die einzelnen Aufsätze, welche Schilderungen unmittelbarer Eindrücke des in Griechenland Gesehenen und Erlebten und Reiseskizzen aus dem Peloponnes und Nordgriechenland enthalten, durch lebendige Anschauung und eine gewisse Frische der Darstellung.

Auf ein ganz anderes Gebiet in dem Leben des neugriechischen Volks führen die unter 2 erwähnten „Studien über die Alt- und Neugriechen" von Télfy, Professor der classischen Philologie und Literatur an der pesther Universität; aber sie nehmen in gewisser Hinsicht ein um so lebendigeres Interesse in Anspruch, jemehr sie wenigstens zum Theil mit der Beantwortung von Fragen sich beschäftigen die dem unmittelbaren Leben selbst angehören. Und da ist es denn schon an sich erfreulich, hier einem Professor der classischen Philologie und Literatur zu begegnen, der seine Aufmerksamkeit jenen Fragen und den betreffenden Gegenständen zuwendet, von denen die Professoren der classischen Philologie in Deutschland etwas gar nicht wissen wollen, aber freilich auch ebendarum gar Nichts wissen. Zwar geht der Verfasser in seinen „Studien" zum Theil weniger tief in die Sache selbst ein, indeß regt er doch auch da wo dies nicht der Fall ist, manche Betrachtung und Erwägung über naheliegende Gegenstände an, deren es zunächst bedarf, damit auch von Andern tiefer eingehende Studien gemacht werden können. Namentlich ist es hier dem Verfasser um die Beantwortung der Fragen wegen der Verwandtschaft theils der Neugriechen mit den alten, theils ihrer Sprache mit der altgriechischen, sowie wegen der Aussprache der griechischen Buchstaben zu thun. In der erstern Beziehung weist er nun aus Sitten und Gewohnheiten, wie sie in wunderbarer Uebereinstimmung mit dem Alterthume bis auf unsere Zeiten sich erhalten haben, die Verwandtschaft der heutigen Griechen mit den alten nach, und gewiß darf diese Uebereinstimmung bei Beantwortung sothaner Verwandtschaftsfrage nicht unbeachtet bleiben, wennschon man sich in einzelnen Fällen wohl hüten muß hierauf ein zu großes Gewicht zu legen, indem für eine solche Uebereinstimmung, die nur scheinbar ist, auch andere Erklärungsgründe vorliegen können und vorliegen. Die Frage in Betreff der Abstammung der heutigen Griechen von den alten wird natürlich gegen die einseitige und auf Uebertreibungen beruhende und zu einseitigen Ergebnissen führende Ansicht Fallmerayer's beantwortet, der bei Würdigung unleugbarer historischer Thatsachen der Vergangenheit und bei Veranschlagung des Einflusses den sie und in welchem Umfange sie einen Einfluß gehabt haben, jedenfalls zu wenig Rücksicht auf die Erscheinungen der Gegenwart und auf das unleugbar altgriechische Gepräge und Wesen nimmt, dessen Vorhandensein offenbar unerklärlich sein dürfte, wenn Fallmerayer's Ansicht unbedingt die richtige wäre. Was freilich in dieser Richtung auch durch die neuerlichen Studien des Engländers Finlay ermittelt worden ist, darf bei historischer Prüfung der Sache ebenso wenig unbeachtet bleiben. Von besonderm Interesse sind die weitern Erörterungen des Verfassers über die Sprache der heutigen Griechen sowie über die Lautgeschichte und Aussprache der griechischen Buchstaben, wobei derselbe auch etwas tiefer in die Sache selbst eingeht. Mit vollem Recht hält auch er die Meinung fest daß die Sprache der heutigen Griechen keine neue und keine andere als die altgriechische Sprache ist, möchte man es nun auch einerseits zugeben müssen daß sie im Laufe der Jahrhunderte vielfach verderbt und mit fremdartigen Elementen zersetzt worden, oder könnte man es sogar andererseits nicht ableugnen wollen daß die Sprache der heutigen Griechen in neuester Zeit sich vielfach gereinigt und auf der Grundlage der alten Sprache veredelt, ja daß sie selbst nicht unglückliche Versuche gemacht hat zu der letztern zurückzukehren, auch wenn man es bezweifeln möchte daß dies jemals wahrhaft und unbedingt geschehen könne. Namentlich diese Mittheilungen und Erörterungen über die neugriechische Sprache sollten die Hellenisten des Occidents und vor allen Dingen die Hellenisten Deutschlands einer nähern Ansicht und Prüfung würdigen, um mit einem Gegenstande sich bekanntzumachen, der für ihr unmittelbares Studium nicht so gar fern liegt als sie selbst meinen dürften; und ebenso muß man jenen Hellenisten Dasjenige besonders empfehlen was hier über und gegen die lächerliche Inconsequenz und Rechthaberei gesagt wird, mit der man noch immer fortfährt das Griechische nach einem gemachten Systeme, nämlich nach dem des Erasmus, und ohne die gebührende Rücksicht auf die Aussprache der lebenden griechischen Nation auszusprechen. Darin daß ihre Aussprache des Griechischen soweit verbreitet ist, können die Erasmianer eine besonders wichtige Autorität umsoweniger finden, als es außer der lebenden Nation der Griechen an schlagenden Gründen der Widerlegung und an wichtigen Autoritäten gegen jene Aussprache selbst durchaus nicht fehlt. Wenn das Wort „Non scholae, sed vitae discimus" auch hier eine Wahrheit ist die Anerkennung verdient, so kann es nicht fehlen, daß jemehr das gegenwärtige Geschlecht der Griechen in politischer oder in sonst einer Beziehung unserer eigenen Beachtung und Rücksichtnahme nähertritt, wir uns auch entschließen müssen eine willkürliche Doctrin der Schule aufzugeben und den Griechen selbst näherzutreten, indem wir ihre Aussprache des Griechischen annehmen, statt unsere Aussprache, die sie nicht verstehen, eigensinnig beizubehalten. 9.

Mancherlei.

Bei vielen protestantischen Geistlichen wird eine Neigung sichtbar sich geltendzumachen, gern das Wort zu nehmen, entschieden abzuurtheilen, was sehr wohl daraus erklärt werden kann daß sie wirklich bei ihren Gemeinden gelten, auf Kanzeln das Wort führen, ohne daß man ihnen besondern Stolz und Hochmuth vorzuwerfen hätte, gleichwie bei Schullehrern Dasselbe angetroffen wird, die täglich vor Lernenden sprechen und über deren Fragen Auskunft geben. Katholische Geistliche fallen weniger in diese Eigenthümlichkeit, und zeigen eher eine gewisse Zurückhaltung, die sich ungern äußert und bedeutende Mittheilung vermeidet; denn sie sind sich allerdings des Besitzes der Wahrheit durch Kirchenautorität bewußt, setzen aber denselben ohne weiteres bei gläubigen Kirchengliedern voraus, und die ungläubigen Ketzer bedürfen theils keiner Widerlegung oder Geltendmachung geistlicher Einsicht, theils besteht auch in Auseinandersetzung der Gedanken stets eine gewisse Gefahr, selbst auf ungeeignete Behauptungen hingeleitet zu werden und ketzerische Farbe anzunehmen. Wo Persönlichkeit mehr Einfluß hat auf Ueberzeugung, steigt das Vertrauen zur eigenen, und wie sollte es nicht steigen in einem Amte welches Sittlichkeit und Ehrfurcht vor Gott fodert, Sünden rügt und straft, warnt und ermahnt, überhaupt ein geistiges Werk treibt, welches jederzeit in Werth und Würde anerkannt sein will? Weltleuten ist deswegen ein Umgang mit Geistlichen oft unbequem, auch wenn sie nicht gerade als Sünder ertappt zu werden fürchten; der Standpunkt ihres Lebens ist ein anderer, und geistliche Zuversicht wird kein Bedenken tragen, damit in Gegensatz zu treten. Unsern neuern Glaubensstreitigkeiten scheint derselbe Charakter eigen. Ist Einer orthodox, er will daß die Welt es wisse, ist Einer Freidenker, er will daß die Welt ihn dafür halte: Jener sucht Ruhm im Zurück-

bleiben hinter der Zeitbewegung, Dieser sucht ihn im Fortschritt mit derselben. Claus Harms und Wislicenus, Hengstenberg und die Lichtfreunde lieben Erklärungen, Auftreten vor dem Publicum, und Mittelsmänner drängen sich dazwischen ohne es beiden Theilen recht zu machen. Begreiflich wird der Zank hierdurch ärger, mit lauter Wortführern treiben die Kirchen auseinander, und ihre nichtgeistlichen Glieder sagen sich am Ende, sie hätten gleichfalls darein zu sprechen und könnten bestimmen welche Art der Lehre sie wünschten. Lautlose Stille ist freilich kein Zeichen des besten Kirchenzustandes, es muß ja gesprochen werden, aber Lärm und unaufhörliche Unruhe führen ebenso wenig zum Heil. Wie letztere ohne niederdrückende Gewalt, die hier unanwendbar ist, sich austoben, weiß Niemand, wahrscheinlich wird Zersplitterung zunehmen und gewünschte Einheit vergebens gesucht. Die Bewegungen des 16. Jahrhunderts hatten zum gemeinschaftlichen Gegner das Papstthum, die Bewegungen des 19. Jahrhunderts haben eine Fülle verschiedenartiger Gegner; durch jene zerfiel die Christenheit in zwei kirchliche Hauptlager, durch diese scheint sie in eine Menge von Lagern getheilt, unter denen das römische hinter alten Verschanzungen sich genug gesichert hält, um auf vortheilhafte Ausfälle und Eroberungen zu sinnen.

Erbaulichkeit und Erbauung sind Begriffe welche die alten Heiden nicht kannten; denn ihre Religion, ihr Leben und ihre Schriften waren unerbaulich. Das Erbauliche ist erst durch das Christenthum in die Welt gekommen mit den Kirchenvätern und gilt allem Demjenigen was vom Irdischen zum geistig Unsichtbaren hinweist, was Sündigkeit des Menschen, Demuth vor Gott und Gehorsam gegen seinen Willen predigt, was wegen des sündig-irdischen Hangs der Menschen immer vorgebetet und nachgebetet, gepredigt und wiedergepredigt werden muß. Die Alten predigten nicht, sondern wiesen stumm auf das Schicksal, welches über der Götterwelt thronte: sie hatten keinen Trost, keinen Eingang ins Reich Gottes, und ohne Tröstung und Erhebung über das Schicksal gibt es keine Erbaulichkeit. Recht Gläubige sollen eigentlich ununterbrochen erbauen und sich erbauen lassen, ihrer waren genug in christlichen Jahrhunderten, daraus erwuchs die Unzahl von Erbauungsschriften, Predigten, Gebetbüchern; hatte ja die christliche Kirche nichts Anderes zu thun. Durch Menge und Wiederholung wird aber am Ende das Erbauliche unerbaulich, und wenn der Glaube nicht stark durchhält, entspringt früher oder später Gleichgültigkeit oder Ermüdung. Man könnte sich einen Gradmesser denken, wie lange Jemand das Erbauliche auszuhalten im Stande wäre; die Ungläubigen würden schon in den ersten Stunden davonlaufen, die Starkgläubigsten sich aber tagelang ermahnen, trösten, abkanzeln lassen, immer derselben wiederholten Erbauung bedürftig, weil sie am folgenden Tage geblieben was sie am vorigen gewesen und ein schwaches Gedächtniß ihnen das früher schon Gehörte neu vorkommen ließe, ein stärkeres aber wörtlich Alles wieder in die Gedanken riefe, weswegen dann am besten erbaut was man auswendig weiß. 52.

Bibliographie.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1854. Herausgegeben von J. G. Seidl. 30ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Aus den Familien-Papieren derer von H... Herausgegeben von einem Familiengliede. Zwei Bändchen. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus grünen Zweigen. Gedichte von *.* Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 16. 1 Thlr.

Barthel, K., Erbauliches und Beschauliches aus seinem Nachlasse. Mit einer biographischen Charakteristik des Verfassers von J. W. Hanne. Halle, Mühlmann. 8. 24 Ngr.

Berduschek, H. A. H., Graf Albrecht von Zollern-Hohenberg und sein Verhältniß zu Kaiser Rudolph I. und Kaiser Albrecht I. aus dem Hause Habsburg. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Bilderdyk's Dichtungen. Das wahrhafte Gut und die Geisterwelt. Aus dem Holländischen von P. W. Quack. Stuttgart, Quack. Br. 12. 9 Ngr.

Birch, C., Marguerite. Roman. Drei Theile. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1854. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Bornstedt, Louise von, Gedichte. Berlin, A. Duncker. 16. 20 Ngr.

Braubach, Grammatik des Styls und Organismus der Sprache. Für Schule und Wissenschaft. Mit pädagogisch-praktischen Zugaben für den Gebrauch des Lehrers. Gießen, Ferber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Braun, J., Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur. Vierzehn Vorlesungen. Mannheim, Bassermann u. Mathy. 1854. 8. 2 Thlr.

Brühl, J. A. M., Die Jesuiten. Des Ordens Geschichte, religiöse und wissenschaftliche Leistungen, wirkliche Einrichtungen und angebliche Lehren. Eine gedrängte Darstellung. Mainz, Wirth Sohn. 8. 12 Ngr.

Camerarius, J., Georg, der Gottselige, Fürst zu Anhalt. Eine Charakterschilderung aus dem Zeitalter der Reformation. Nach dem beigefügten lateinischen Texte in deutscher Sprache mit geschichtlichen Anmerkungen und Erläuterungen aus Fürst Georgs Schriften herausgegeben von W. Schubert. Zerbst, Wallerstein. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Dahlmann, F. C., Zwei Revolutionen. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Damerow, H., Sefeloge. Eine Wahnsinns-Studie. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutschlands Dichterinnen. Von H. Kletke. Berlin, Hollstein. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Döllinger, J., Hippolytus und Kallistus; oder die Römische Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Mit Rücksicht auf die Schriften und Abhandlungen der HH. Bunsen, Wordsworth, Baur und Gieseler. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ernst, K., Johann Huß. Historisches Trauerspiel. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 20 Ngr.

Furtmair, M., Philosophisches Real-Lexikon. 1ster Band: A—E. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1854. 23ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Giseke, R., Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Guericke, H. E. F., Gesammtgeschichte des Neuen Testaments. Oder neutestamentliche Isagogik. Der Historisch-kritischen Einleitung ins Neue Testament 2te völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Winter. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Jakobäa. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Harleß, G. C. A., Christliche Ethik. 5te Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

— — Kirche und Amt nach lutherischer Lehre. In grundlegenden Sätzen mit Luther's Zeugnissen zusammengestellt. Ebendaselbst. Gr. 8. 6 Ngr.

Holger, P. von, Oryctognostische Studien als Fortsetzung und im Anschlusse an die Geognosie vom philosophischen Standpunkte betrachtet. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hornyánszky, V., Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. 1ster Band: Die österreichischen Länder von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526. Pest, Heckenast. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 33ster Jahrgang, für 1854. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1854. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fünfzig Jahre Stillleben im Drange der Zeit und der Geschäfte. (1801—1850.) Poetische Aufzeichnungen eines greisen Hof- und Staatsmannes, der seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr.

Iduna. Taschenbuch für 1854. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland. 6te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 1854. 8. 12 Ngr.

Kapper, S., Falk. Eine Erzählung. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr.

Kappler, A., Sechs Jahre in Surinam oder Bilder aus dem militärischen Leben dieser Colonie, und Skizzen zur Kenntniss seiner socialen und naturwissenschaftlichen Verhältnisse. Stuttgart, Schweizerbart. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klencke, Der Parnaß zu Braunschweig. Historischer Roman in drei Büchern. Cöthen, Schettler. 1854. 8. 4 Thlr.

Knies, K., Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Kock, P. de, Ein Herr, der sich zu verheirathen wünscht. Komischer Roman. Deutsch bearbeitet von E. Bloch. Mit Illustrationen. Berlin, Lassar. 8. 7½ Ngr.

Küstner, K. T. von, Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin. Zur Geschichte und Statistik des Theaters. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lecerf, Emilie, Poetische Kränze. Gedichte. Dessau, Gebr. Katz. 16. 24 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Auf Rügen. Roman. Cöthen, Schettler. 1854. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Macaulay's, T. B., Geschichte von England seit der Thronbesteigung Jakob's des Zweiten. Aus dem Englischen von A. Schrader. Vollständige und wohlfeilste Stereotyp-Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Friedlein. 1854. 8. 10 Ngr.

Maierhöfer, A., Der Drachen-Ritter, oder Denkwürdigkeiten der Wiesensteiger Alp. Wiesensteig, Schmid. 1854. Gr. 16. 9 Ngr.

Matthes, K., Comparative Symbolik aller christlichen Confessionen vom Standpunkte der evangelisch-lutherischen Confession. Das ist Vergleichende Darstellung der öffentlichen Lehre der Lutheraner, Katholiken und Griechen, der Reformirten, Socinianer, Mennoniten, Quäker rc. Aus den Quellen bearbeitet. Leipzig, Löschke. 1854. 8. 2 Thlr.

Meyer, C. G. S., Gedichte. Pasewalk, Braune. 8. 20 Ngr.

Michiels, A., Der Capitain Firmin. Oder: Das Negerleben in Afrika. In's Deutsche übertragen. Zwei Bände. Quedlinburg, Basse. 8. 1 Thlr.

Mügge, T., Bilder aus dem Leben. Erzählungen für das Volk. 1stes Heft. Berlin, Janke. 1854. 16. 4 Ngr.

Mühlenfels, Elfriede von, Gedichte. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Stralsund, Löffler. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Mutterherz in der deutschen Dichtung. Eine Festgabe für Mütter. Von E. Fischer. Leipzig, Brandstetter. 16. 1 Thlr.

Die Nachtviolen des Blinden. Berlin, W. Schultze. 8. 5 Ngr.

Nibelungen. Einzige Handschrift der ältesten Darstellung und 23sten Handschrift. Von F. H. v. d. Hagen. Mit 2 Schriftbildern. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Papius, K., Ueber staatswirthschaftliche Bildung. Ulm, Adam. Gr. 8. 8 Ngr.

Pieper, W., Gedichte. Insterburg, Wilhelmi. 12. 20 Ngr.

Pözl, J., Die Competenzfrage in dem Gräflich Bentinck'schen Successionsstreite. Ein rechtliches Gutachten, im Einverständnisse mit Prof. Dr. J. C. Bluntschli erstattet. München, Franz. Gr. 8. 21 Ngr.

Rogge, F. W., Musodoron. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland, übertragen von G. Freih. Vincke. Dessau, Gebr. Katz. 16. 24 Ngr.

Schiller's Briefe. Mit geschichtlichen Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteristik Schiller's als Mensch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu dessen Werken. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Gr. 16. 4 Ngr.

Schloenbach, A., Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit. Zwei Bände. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 2 Thlr.

Schults, A., Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus. Leipzig, Brockhaus. 8. 18 Ngr.

Steinheim, S. L., Aristoteles über die Sklavenfrage. Antagonismen gegen alte und neue Ausleger. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

Storch, L., Gedichte. Leipzig, Keil. 1854. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tautphoeus, J. Baronin, Cyrilla. Eine Erzählung. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. à 20 Ngr.

Tegnér, E., Die Frithjofs-Sage. Aus dem Schwedischen von G. Berger. 2te verbesserte Auflage. Mit Titelbildern. Stuttgart, Rieger. 1854. 32. 18 Ngr.

Tennyson, A., Gedichte. Uebersetzt von W. Hertzberg. Dessau, Gebr. Katz. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Der Mensch, das Ebenbild des dreieinigen Gottes. Versuch einer dogmatischen Berichtigung. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von K. Gutzkow. 1ster Band. 52 Nummern. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage: Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Waldleben in Amerika. Nach J. T. Headley's „Adirondack, or the life in the woods" frei bearbeitet. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr.

Würdig, L., Volksgeschichten. Dessau, Neubürger. 8. 12 Ngr.

Zoepfl, H., Ueber hohen Adel und Ebenbürtigkeit nach dem deutschen Reichsstaatsrecht und dem deutschen Bundesrecht überhaupt und mit Rücksicht auf den gräflich Bentinck'schen Rechtsstreit insbesondere; zugleich eine kritische Beleuchtung der Schrift: „Die Competenzfrage in dem gräflich Bentinck'schen Successionsstreite. Ein rechtliches Gutachten, im Einverständnisse mit Dr. J. C. Bluntschli erstattet von Dr. J. Pözl, Professoren der Rechte rc., München 1853". Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Asher, C. W., Beiträge zu einer Criminal-Statistik für Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Meusel, F. A., Gottesfurcht und Weisheit. Predigt über Psalm CXI, 10 am Stiftungsfeste der Königlich Sächsischen Landesschule zu Grimma den 14. September 1853 gehalten. Grimma, Werl. Gr. 8. 3 Ngr.

Schenck, C., Ueber die Folgen der Güter-Zersplitterung. Wiesbaden, Kreidel u. Riedner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmidt, K., Theologische Zeitfragen; beantwortet. Köthen, Schettler. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19—22; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni, in Nr. 33—38.)

63. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Achtundsechzigstes bis sechsundsiebzigstes Heft, oder neunten Bandes viertes bis achtes Heft (Schluß) und zehnten Bandes erstes bis viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

64. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Dreiundsechzigste bis siebzigste Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der 28. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 36. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 44. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 52. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 62. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 68. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel 2—4 Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

65. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Fünftes bis siebentes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts hat sich das Conversations-Lexikon einen wohlverdienten Platz unter den **Nationalwerken der Deutschen** errungen. Von bescheidenen Anfängen aus hat es sich allmälig, in zehnmaliger Umarbeitung, zu einer reichen und umfassenden **Real-Encyklopädie für die gebildete Welt** entwickelt, die Alles in sich faßt, was Vergangenheit und Gegenwart an allgemein Wissenswürdigem und Interessantem darbieten. Das Conversations-Lexikon, in gegen 200,000 Exemplaren verbreitet, ungerechnet die zahlreichen Nachbildungen und Uebersetzungen, darf sich gewiß mit vollem Rechte rühmen, zur Förderung wahrer Bildung und Aufklärung in den weitesten Schichten des deutschen Volkes Etwas beigetragen zu haben. Wie alle frühern Auflagen des Conversations-Lexikon hat auch die noch im Erscheinen begriffene **zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage sich der größten Anerkennung und lebhaftesten Theilnahme seitens des deutschen Publicums zu erfreuen. Außer den genau revidirten und zum Theil völlig umgearbeiteten Artikeln der frühern Auflagen enthält dieselbe eine große Anzahl ganz neuer Artikel. Sie ist ein ebenso vollständiges als treues Bild des gegenwärtigen Standes der Cultur und Wissenschaft. Schon im Hinblick auf den merkwürdigen, in der Geschichte der Literatur und des Buchhandels einzig dastehenden Erfolg des Conversations-Lexikon wird die Verlagshandlung desselben niemals eine wesentliche Aenderung damit vornehmen, vielmehr die weitere Ausbildung und Vervollkommnung der bisherigen Idee des Werks, wie es dem Publicum einmal zum Bedürfniß geworden, stets als ihre Hauptaufgabe betrachten. Dennoch hat sie sich nicht verhehlen können, daß für einen großen Theil des Publicums eine andere Ausführung derselben Idee, die dem Conversations-Lexikon zu Grunde liegt, ein ebenso dringendes Bedürfniß sei. Während nämlich das aus 15 Bänden bestehende Conversations-Lexikon in zum Theil größern Artikeln eine umfassende und ausführliche Belehrung über alle Zweige des Lebens und der Wissenschaft ertheilt, und als wahres Familienbuch zugleich anziehende Unterhaltung gewährt, wünscht der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörende, der Beamte, Geschäftsmann, Oekonom, Handwerker ꝛc. oft lieber ein ähnliches Werk, das ihm nur eine kurze Auskunft über jede ihm gerade auftauchende Frage gibt, ein weniger umfängliches, billigeres **Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch.** Um diesem oft geäußerten und gewiß berechtigten Wunsche zu genügen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, neben dem Conversations-Lexikon, und ganz von diesem getrennt, ein neues encyklopädisches Werk herauszugeben, das sie bis auf weiteres als **„Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch"** bezeichnet. Dieses Werk soll in kurzen, aber ganz selbständigen Artikeln nicht nur den Gesammtinhalt der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon darbieten, sondern noch weit mehr, wenn auch ganz gedrängte Artikel enthalten als jenes Werk. Es soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc., sich selbst oder Andern rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches **Nachschlagebuch** kommt es dem unmittelbaren und rein praktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungskreise entgegen; es ist zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon.**

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Auf die äußere Ausstattung wird die größte Sorgfalt verwendet. Der Satz, mit ganz neuen Lettern, ist zweispaltig, das Aufschlagen eines Artikels sehr erleichternd, den Raum aufs zweckmäßigste schonend. Das Papier, mit dem zu der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon verwendeten übereinstimmend, zeichnet sich durch Weiße und Festigkeit aus.

Es ist die Absicht der Verlagshandlung, die Herausgabe des Werks in dem Zeitraum von ungefähr **zwei Jahren** zu beendigen, und es werden daher in der Regel **monatlich zwei Hefte** erscheinen. **Ausdrücklich garantirt dieselbe aber, daß der Umfang des Werks 40 Hefte zu 5 Ngr. nicht überschreiten wird, und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern.**

Sammler von Subscribenten werden aufgefodert, sich mit einer soliden Buchhandlung in Verbindung zu setzen, die ihnen angemessene Vortheile zugestehen wird. Bei Bestellungen einzelner Exemplare können die Buchhandlungen keinen Rabatt bewilligen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

66. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Achtundneunzigstes bis hundertstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis achte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

67. **Die heiligen Frauen.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Dritte Folge der Frauen der Bibel. 4. Dritte bis zehnte Lieferung. Jede Lieferung 8 Ngr.

Die zwei ersten Folgen erschienen 1851 und kostet jede geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr.

Ebendaselbst erschien früher:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 46. —— 12. November 1853.

Inhalt.

Bettina Arnim.

Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuchs zweiter Band von Bettina Arnim. Berlin, Arnim's Verlag. 1852. Gr. 8. 3 Thlr.

Zwischen dem ersten Theile des „Königsbuch", welches unter dem Titel „Dies Buch gehört dem Könige" erschien, und dieser Fortsetzung ist beinahe ein ganzes Decennium verflossen. Große Weltgeschicke sind seitdem eingetreten, welche manche Metamorphose ins Leben riefen, und auch Bettina hat eine wichtige Erfahrung mehr gemacht.

Und jetzt — so lautet ihr eigenes Geständniß, mit dem sie den Leser am Eingange des zweiten Theils empfängt — nach geraumer Zeit hörte ich wieder des Königs Stimme, die redete zu mir, früher sei ich eine Macht gewesen deren Theilnahme ihm schmeichelte. Aber heute? Ob es da gut sei daß wir uns wiedersehen? Das solle ich selbst entscheiden. Da war ich eilig zu erwidern: Ja! Herz und Geist und Gewissen sagen mir, es ist gut. Und ich zählte die Stunden, aber die Tage vergingen und einer hielt dem andern nicht Wort. Und sein guter Dämon sprach zu mir: Hab' ich dich nicht oft gewarnt, mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen?

Bettina hatte viel zu viel prophezeit, mit warnendem Geiste prophezeit; manches „Entweder — oder" hatte sich zum Leidwesen Derer denen es zugerufen worden in eine unabweisbare schlimme Thatsache verwandelt, Manches war in Erfüllung gegangen; und wer weiß nicht daß man in einem solchen Fall dem Propheten nicht gern wieder begegnet, weil man in seinem Antlitz das befriedigte Gefühl seines Triumphs zu lesen fürchtet, wenigstens durch seine Gegenwart immer von neuem in die Irrgänge böser Erinnerungen gedrängt wird.

Die kluge Prophetin beherzigte den Wink des Dämon und die wunderliche Ironie der Weltgeschichte dictirte ihr die Dedication dieser Gespräche, sie widmete dieselben „dem Geiste des Islam, vertreten durch den großmüthigen Abdul-Medschid-Khan, Kaiser der Osmanen". Denn der Geist des Islam war es, bei dem die vom vaterländischen Boden vertriebenen Kämpfer eines niedergeworfenen Heldenvolks Schutz und Gastfreundschaft fanden. So ungefähr wenigstens combinirt und motivirt Bettina, um der bizarren Dedication eine würdige Folie zu geben. Mit dem Schutz und der Gastfreundschaft hat es allerdings seine Richtigkeit, ob aber der Geist des Islam heutzutage noch etwas auf eigene Faust wagen durfte, das ist eine andere Frage, und wir denken unwillkürlich an jene Unterredung Napoleon's mit Goethe, in welcher der Kaiser die Politik statt des Fatums als das große Agens der modernen Menschheitsgeschicke bezeichnete.

Doch was ist der Inhalt dieser Gespräche mit Dämonen? Bei Allah und Mohammed, seinem Propheten! das ist schwer zu sagen, das bedarf einer langen Recapitulation, eines langen Besinnens, einer langen Sammlung. Denn wenn wir die letzte Seite gelesen haben, ist uns zumuthe als tauchten wir aus einem Traume auf, der mit uns in allen Winkeln des Himmels und der Erde umhergeflogen. Wir könnten uns die Sache allerdings leicht machen, wenn wir die Antwort in echt Bettina'scher Weise selbst gäben und auf unserm kritischen Saiteninstrument eine allgemein poetische Phantasie über das Buch anstimmten. Auf diese Weise hat sich schon Mancher aus der Schlinge geholfen, der über Bettina zu sprechen hatte und Nichts so sehr fürchtete als von den schönen Seelen und den Genialitätsaspiranten für einen Philister gehalten zu werden. Doch wir wollen sogar auf diese Gefahr hin nüchtern und der Objectivität der Kritik eingedenk bleiben.

Die Schwierigkeit jener Antwort ist zweifelsohne selbst schon eine Antwort, wenigstens eine in Bezug auf den allgemeinen und formellen Charakter des Buchs. Sie bezeichnet den Geist der Behandlung, sie weist direct auf die romantische Schule hin und auf das Tel est notre

plaisir des genialen und dieser seiner Genialität schrankenlos genießenden Subjects. Der „Dämon" ist obenein eine spiritualistische Natur, ein Luftgebilde, frei von der lastenden Macht der Schwere und Körperlichkeit, die den Gesetzen der Trägheit und Stetigkeit gehorchen muß; kein Wunder daher wenn er in allen Regionen umher irrlichtelirt.

Man pflegt die Uebereinstimmung der Form und des Gehalts, wie alle Welt weiß, als das höchste Ziel aller künstlerischen Composition anzusehen. Die Schwierigkeit der Antwort auf die Frage nach dem Inhalt gab uns das Wesen der Form des Bettina'schen Buchs, der innern Form, abgesehen von der äußern Einkleidung in das Gewand des Dialogs, das Wesen der innern Structur, und diese Structur der Form führt uns — man könnte hierin fast einen Triumph der abstract-speculativen Analyse erkennen — bis zum Kern des Inhalts selbst; ihr Princip ist die Tendenz des Buchs, ist das Fundament seines Hauptgedankens, der freien, weltgestaltenden, genialen Subjectivität. Der „Dämon" hält sein Gespräch mit dem „schlafenden Könige": der König, die subjective Persönlichkeit des Individuums, soll der Messias, der Erlöser der Welt werden, und zwar nicht im Hinblick auf äußere Elemente und Normen, sondern ganz aus sich selbst heraus, aus dem Entschluß des eigensten, innersten Schauens und Wollens.

Aber — spricht der Dämon zum schlafenden Könige — es steht in den Sternen geschrieben: Das Philisterthum der Weltklugheit ist die Mördergrube des Herrschergeistes.... Nicht Sittenlehre noch Königsgelübde und Gesetze der Kirche begründen Harmonie zwischen Fürsten und Völkern.... Königlicher Luxus im Gesetz ist sklavisches Bedürfniß dem Despoten, der nicht versteht selbst zu regieren.... Nach Grundsätzen regieren, göttlicher Eingebung abgewendet, das ist nicht königlich, das ist knechtisch Handeln und Alles sich erlauben wo das Genie zittert Hand anzulegen, da es den Bau der Seele eines Volks in sich trägt.... Mir aber scheint es besser, an die Stelle falscher Königswürde die höchste Würde deines Charakters heraufzubeschwören.... Sittliches Handeln erzeugt höheres Bewußtsein als auf Erfahrung sich gründet; es ist Licht.... Es muß ebenso gut eine geistige Anschauung in dir möglich sein, wie auch eine der Erfahrung, und wie du die einzig mögliche Theorie dieser finden kannst, ebenso liegt die einzig wahre Theorie des Göttlichen in dir.... Es ist nicht dein Beruf, dies Erdenleben gegen ein künftiges geringer zu achten. Du mußt Trieb haben diese Welt zum Himmel umschaffen zu können. Es ist magnetische Lebensweisheit des Werdens, die höher ist als die des Seins. Du mußt wollen können und in diesem Wollen zum Bewußtsein kommen einer idealen Kraft, zwischen tausend streitenden Stimmen gegen eine geistige Tendenz, und gerade diese durchzuführen — angewiesen auf kühnes Erfassen des Nothwendigen und auf Opfer, so groß wie ihre unsterblichen Zwecke.... Wenn dein Geist als Mensch dem König Trotz bietet, so ist seine Macht (die Macht des Großen-Allerfüllenden) in dir umfassender als Regierungsformen — Element der Absolutheit.

In diesen abgerissenen Sätzen ist zugleich der allgemeine politische Standpunkt Bettina's angedeutet. Während ein großer Theil der Welt glaubt daß der Einzelne heutzutage Nichts mehr vermöge, daß die Fürstenepoche der Weltgeschichte vorüber sei, und daß die Macht der That an die Massen übergegangen sei hält Bettina entschieden am Royalismus fest, aber nicht an einem historisch verknöcherten, sondern an einem Royalismus der selbst revolutionnair geworden. „Er soll revolutionnair werden", so lautet ihre Foderung die sie an den Fürsten stellt. Welch eine unendliche Kluft zwischen jenem kalten Diplomaten von Florenz mit seinem diabolischen Buche „Il principe" und dem neuen Buche vom Fürsten, das uns hier die begeisterte Prophetin des 19. Jahrhunderts geschrieben! Man erinnert sich noch deutlich genug der Worte eines deutschen Fürsten aus den Märztagen von 1848, indem er erklärte, er wolle sich selbst an die Spitze der Bewegung stellen. Das ist es was auch der Dämon im vollsten und umfassendsten Sinne von dem schlafenden Könige verlangt, und man wird bemerken daß Bettina unter der Figur des letztern sehr häufig eine directe und ziemlich deutliche Beziehung auf jenen Fürsten eintreten läßt. Man würde sich indeß sehr irren, wollte man den Royalismus Bettina's aus der gesellschaftlichen Stellung welche die Dichterin einnimmt deduciren, sie kennt diese kleinliche Parteimäkelei mit ihrer Parole nicht, ihr Royalismus stammt weit eher aus den Einflüssen der literarischen Epoche der ihre Jugend angehörte und deren Charakter sie ihr ganzes Leben lang treu blieb, aus der Epoche des Romanticismus und seinem schon oben erwähnten Princip von dem freien Belieben des genialen Subjects. Bettina hatte zu Goethe's Füßen gesessen und war sich der ungeheuern Macht welche der Dichterfürst übte vielleicht tiefer als tausend Andere bewußt geworden; sie hatte in ihm das größte Subject der Kunstsphäre kennengelernt, welches der ganzen Zeit eine neue Gestalt gab. Es war nur ein kleiner Schritt, dem obersten Staatskünstler eine ähnliche Stelle in seinem Kreise zu dictiren.

Bettina's Hinneigung zur Politik, ihr Interesse für das factische Geschick der Menschheit und der Völker ist bekanntlich keine neue Phase ihrer Entwickelung. Schon in ihrem „Briefwechsel mit Goethe" spielt die Politik eine Rolle, was dem alten Herrn gewiß in der geheimen Tiefe seines Innern einige Unbehaglichkeit verursachen mochte. Wer erinnert sich nicht noch ihrer damaligen Begeisterung für die Sache des tiroler Aufstands. Ihre Muse hatte sich den spitzigen Filzhut mit der breiten Krämpe und dem Gemsbart aufgesetzt, hatte sich den Stutzen und das Pulverhorn umgehängt und war in die Berge geeilt, um Schritt für Schritt mit dem braven verwegenen Alpenvölklein gegen den Usurpator zu kämpfen. Später wandte sich ihr Auge auf einen andern Kampf, auf den Kampf der Gegenwart, auf den großen, unablässigen Krieg im tiefen Frieden; ihre Muse wurde Socialistin. Dies ist, wie man weiß, die Phase des ersten Theils des „Königsbuch". Im zweiten Theile erklimmt ihre Betrachtung einen noch höhern Gipfel, der uns allerdings ein viel weiteres Terrain, die Länder und Völker von ganz Europa überblicken läßt, sich aber auch in dem Maße seiner Höhe über den leider allzu schwerfälligen Gang der praktischen Möglichkeiten erhebt. Doch fern sei es von uns, diese letztere Bemerkung als Maßstab an das begeisterte Buch legen zu wollen. Die Jesuiten hatten eine Sen-

tenz die da lautete: Lüge und verleumde tapfer darauf los, es bleibt immer etwas hängen. Vielleicht läßt sich die richtige Erfahrung die in diesem schlechten Grundsatz liegt nicht minder erfolgreich auf die Lehre des Edeln, Großen und Schönen beziehen, wenn wir sagen: Predige tapfer darauf los, predige mit flammenden Worten das Ideal, es bleibt immer etwas hängen. So mochte Bettina sich selbst zurufen, wenn sie unter der Gestalt des Dämon das Hochbild eines gewaltigen Herrscherthums besang und ihre Weisheit mit Siegesfanfaren dem schlafenden Könige in die Seele brauste.

Der erste Abschnitt unsers Buchs datirt aus dem Jahre 1808 und enthält ein Gespräch mit dem Primas über die Emancipation der Juden. Der geistliche Herr ist kein großer Freund dieses Volks und hatte unlängst ein Geschenk das ihm die frankfurter Judengemeinde dargeboten von der Hand gewiesen. Bettina liest ihm darüber den Text und es entspinnt sich zwischen Beiden ein lebhafter Disput, worin Bettina die Unterdrückten mit der ganzen Wärme der allgemeinen Menschenliebe in Schutz nimmt. Der Kernpunkt des Disputs resumirt sich in dem Nachstehenden. „Wenn dem Juden", bemerkt der Primas, „dies Eine einleuchtet, das Irdische zu verlassen — ganze Taschen in zerlumpter Kleidung, ist ihr politischer Standpunkt — und dem Himmlischen nachzugehen, so wird der Wald der Eintracht sich genügend belauben, um Christen und Juden Schatten zu geben, allein dazu ist wenig Hoffnung!" wogegen Bettina erwidert: „Der Jude kann sich bekehren ohne daß er sich Christ nennt, durch das einzige Gebot: Liebet euch untereinander!" Inzwischen vergaß der Disput doch, so sehr er auch auf die mannichfaltigsten Argumente eingeht, einen wichtigen Punkt in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Die Juden hatten vom reinmenschlichen Standpunkte aus stets allen Grund, sich aufs bitterste über die Grausamkeiten der Christen und ihre Verfolgungssucht zu beklagen. Aber woher datirt die Verfolgungssucht im Christenthum in ihrer letzten, äußersten Instanz? Die philosophische Geschichtsbetrachtung muß leider erwidern: eben aus dem jüdisch-zelotischen Element, das im Christenthum vom Ursprung seiner Entstehung an zurückgeblieben. Es manifestirte sich hier vielleicht die schrecklichste Verkettung weltgeschichtlicher Consequenzen.

Im Verlauf geht der Disput Bettina's mit dem Primas von den Juden auf die Fürsten über, und wir begegnen hier alsbald dem Satze, auf den sich die ganze spätere Anschauung des „Dämon" vom Fürstenthum gründet.

Die Fürsten sollen beten: Herr, bewahre uns vor Krücken, mit unsern Beinen wollen wir schon fertig werden! Und ein Gesetz wollte ich machen, wer nicht auf eigenen Füßen könne stehen, der solle nicht mit Krücken das Herrscherauge beleidigen. . . . Ein Fürst braucht nur soviel Genie, die schlechte Umgebung von der guten zu unterscheiden, und er würde groß in der Geschichte genannt werden.

Während Bettina ihre Metamorphose in dem Dämon bewerkstelligt und dem schlummernden Fürsten, den sie mit dem Auge der Phantasie vor sich schaut, die ersten Worte zuzuraunen beginnt, macht der Primas, ehe er ganz von der Scene verschwindet, noch einige ganz allerliebste Bemerkungen. Der hohe Würdenträger kennt seine Herren Collegen besser als die jugendlich begeisterte Prophetin und Dichterin; er hat keinen rechten Glauben daran daß der Fürst, in seinem Schlafe gestört, dem Dämon sogleich ein williges Gehör leihen oder ihn gar bitten werde: „Bleibe bei mir!" Nein! Nein! „Der schlafende König", sagt er, „wird sich von seinem Ruhepolster erheben und der kleinen summenden Mücke, die Nachts wie eine Violine ihm vorgezirpt hat, einen Schlag versetzen." Aber der Dämon läßt den klugen geistlichen Herrn immerhin den Kopf schütteln; er vertraut seiner Macht und hebt seinen großen Dialog mit dem Schlummernden an. „Ist es wahr, o träumender Fürst, daß Vorurtheile, denen die Menschheit längst schon den Laufpaß gab, vor dir noch Gehör finden?"

Diese Vorurtheile sind die Schranke welche der Dämon zuerst niederreißen muß. Aber das ist keine kleine Mühe; denn hier gilt es nicht bloße Einzelheiten, vielmehr erscheint dem Dämon der ganze historische Staat und Pomp in welchem das Königthum von heute auftritt als ein solches Vorurtheil. Es gilt den großen Kampf des lautern, allzeit geoffenbarten Verstandes und des ewig lebendigen, natürlichen Empfindens gegen die todten, misgestalteten Ablagerungen des Historischgewordenen. In der Person des Fürsten hat das Gewand den Menschen bis zur Unkenntlichkeit umhüllt, Fürst und Mensch sind in Einer Person sich fremd geworden. Das fühlt der schlafende König mitunter selbst zur Genüge. „Heimlich", sagt er, „verfügt mein Herz anders und anders öffentlich der Königswille." Dieser Zwiespalt muß beseitigt werden, das todte, einengende Zwangsgewand muß fallen, der Mensch muß sich im Könige emancipiren. Dies ist der Anfang und das Ende der Weisheit des Dämon.

Der schlafende König hegt wenig Zuversicht, die Menschheit im Sinne des Dämon beglücken, d. h. vergeistigen zu können, worin allein die Aufgabe des Herrschens bestehe.

Auch der Fürst — klagt er — ist gefesselt an ein anderes Wirken, durch alle Bande der Seele und des Leibes gefesselt an die Formen der Welt, die keinen Anziehungspunkt haben für das Volk, dem man vergeblich Empfindung seiner Würde und Pflichten sucht einzuflößen, aber mit Leichtigkeit die Empörung anfacht in ihm.

Die Revolution ist es die ihm immerfort als drohendes Gespenst im Hintergrunde steht. Der Dämon trifft jedoch das rechte Wort, den Geist der Revolution zu erklären und die Völker deshalb in Schutz zu nehmen; denn nur dann bildet sich ein Volk zu einem „Freiheitsvulkan" aus, wenn ihm das „Gleichgewicht der Bildung und Anerkenntniß" versagt wird. Nicht dem Adel, nicht der Kirche, nicht seinen Räthen vertraue der Fürst; er sei einzig und allein er selbst; er setze kühn über die „Ringmauern der Resignation" hinweg.

Das Unverhoffte — ruft der Dämon dem schlafenden Könige zu —, das Gefahrvolle, das Tollkühne selbst kannst du wagen, das Mittelmäßige allein macht rettungslos elend. Göttlich frei die befleckte Schlangenhaut der Lebensfugen abstreifen mit streitbarer Seele, nie Rettung denkend, nur groß sein wollen

im Gefühl des Handelns, da flieht Gefahr! Du aber willst sicher gehen auf dem Weg des Alltäglichen, des Gemeinen. Du aber willst das Große zu thun nicht wagen, offen mit der Kraft des freien Willens! Wer sich nicht erhebt über den Abgrund, der muß ihm den Rachen ausfüllen.

Und was ist in letzter Instanz das Tollkühne was der Fürst wagen soll? Das ganze bestehende Staatengebäude Europas zu zertrümmern, alle unterdrückten Völker zu befreien und unter seinem Scepter zu versammeln! Gewiß, man wird den erhabenen Geist und den Schwung solcher Phantasien bewundern. Man wird der Verfasserin um ihrer großen und schönen Gedanken willen vielleicht gern die äußere Formlosigkeit ihres Buchs verzeihen, diese sich über mehr als 300 Seiten erstreckende betäubende Monotonie eines Dialogs. Aber man wird sich einer eigenthümlichen, halb lächelnden, halb schmerzlichen Empfindung nicht erwehren können, wenn man sieht daß Bettina sich nicht völlig im Aether der reinen Abstraction umhertummelt, sondern dann und wann concrete Persönlichkeitsbeziehungen im Sinn hat, und unter dermaligen Umständen, Verhältnissen und Bedingungen von Planen träumt, für deren Realisirung die Welt bisher wol nur ein ausreichendes Genie schuf, Alexander den Großen.

Vor der Hand wollen wir dieses Evangelium des neuen Königthums unter jenen Stein legen, unter dem einst das Schwert des Theseus schlummerte. Vielleicht kommt einst einmal der Held der den riesigen Stein zu erheben und das Wort dieser Schrift zu erfüllen vermag.

19.

Die Reform des Medicinalwesens.

Die Zukunft der ärztlichen Arbeit. Von von Grauvogl. Erlangen, Enke. 1848. Lex.-8. 24 Ngr.

Die Entstehung der vorliegenden kleinen Schrift fällt in die nunmehr längst hinter uns liegenden merkwürdigen Tage des Jahres 1848, in denen sich bekanntlich aller Unmuth und alle Bitterkeit die sich im Verlaufe der frühern Zeiten angehäuft, mit einem male Luft zu machen suchte und sich auf die verschiedenartigsten Gegenstände der vermeintlich misbräuchlichen und veralteten Staatseinrichtungen warf. Wie auf ein gegebenes Zeichen erhoben sich aller Orten und Enden Stimmen, die, unzufrieden mit dem Bestehenden, alle alten Misstände, Mängel und Gebrechen ans Licht zogen und auf ihre sofortige Abstellung drangen, und dies zwar nicht immer in einer Weise die der Bescheidenheit und Billigkeit entsprach. Man beeilte sich die köstlichen Momente der freien Schrift und Rede nicht ungenützt vorübergehen zu lassen; das lange Schweigen war einmal gebrochen, und man konnte es Manchem nicht verargen, wenn es ihm jetzt Freude machte zu reden, ja selbst hier und da zu viel und mehr zu reden als es mit Bescheidenheit und Ueberlegung verträglich war. Man konnte es selbst geschehen lassen, wenn Knaben, denen kaum der erste Anflug des Bartes die Lippen säumte, das große Wort führten und sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats- und Volkslebens vernehmen ließen; man konnte ihnen die Freude gönnen, mit „am sausenden Webstuhle der Zeit" ihr Schiffchen herüber- und hinüberzuwerfen, war es ja doch nicht absolute Nothwendigkeit daß jedes aus ihrer Werkstätte kommende Fabrikat sogleich zum öffentlichen Wohl verwendet und verarbeitet werden mußte. Es läßt sich nicht leugnen daß in jenen Tagen Manches ans Licht des Tages gezogen wurde, was der Berücksichtigung und ernsten Erwägung nicht unwürdig war und denkenden, dem Fortschritte nicht abholden Staatsmännern auch jetzt noch, nachdem der Strom der allgemeinen Aufregung wieder in seine Ufer zurückgetreten, wol zu Verbesserungen und neuen zweckmäßigen Einrichtungen Veranlassung geben könnte. Anderes dagegen was zum Theil den Stempel der Unreifheit und des jugendlichen Uebermuths an der Stirne trägt, zum Theil von Leidenschaft und Parteisucht eingegeben wurde, verdient freilich keine Beachtung und fällt schon von selbst der Vergessenheit anheim.

Zu den Gegenständen über welche sich seit den Märztagen des Jahres 1848 die mannichfaltigsten Klagen, Beschwerden, Verbesserungsvorschläge u. s. w. erhoben haben, gehört auch das Medicinalwesen, ein Zweig der staatlichen Administration, der — man kann es nicht, ohne undankbar zu sein, aussprechen — in den verschiedenen deutschen Staaten seit den letzten 30—40 Jahren in besondern Schutz genommen und in Vergleich mit frühern Zuständen auf mannichfaltige Weise gefördert und verbessert worden ist. Ich erinnere nur unter Anderm an den Wetteifer unserer Universitäten bedeutende Lehrkräfte für sich zu gewinnen, an die Errichtung von Spital- und ambulanten Kliniken, an die vielen naturwissenschaftlichen Sammlungen, physikalischen, chemischen und physiologischen Laboratorien, an die Gründung von Medicinalcollegien und die Anstellung von Physikatsärzten, Districtswundärzten und Thierärzten und ihre bessere pecuniaire Stellung, an die zweckmäßigern Apothekenvisitationen und Prüfungen der Apotheker, an die Einführung und öftere Revision der Medicinaltaxen, an die Errichtung von Hebammenschulen, von Irrenanstalten, an die medicinisch-polizeilichen Vorkehrungen gegen Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke, gegen Vergiftungen, gegen das Lebendigbegraben u. s. w. Niemand, der nicht absichtlich sein Auge gegen diese und andere Medicinaleinrichtungen und Verbesserungen verschließen will, wird hier den Fortschritt verkennen, und er wird eingestehen müssen daß Manches was noch zur Zeit, als J. P. Frank sein berühmtes Werk über die medicinische Polizei schrieb, zu den piis desideriis gehörte, sich jetzt verwirklicht hat. Und doch vernehmen wir auch hier von den ärztlichen Kunstgenossen Klagen ohne Ende über Mangel an Fortschritt, über Benachtheiligungen und Zurücksetzungen, über Hemmnisse in der freien Ausübung des Berufs, veraltete und dem Geist der Zeit nicht mehr entsprechende Einrichtungen u. s. w. Allerdings mögen manche dieser Klagen gegründet

sein. Das Rad der Zeit rollt schnell dahin, und was es heute in seinem Umschwunge obenauf brachte, hat es morgen schon wieder nach unten gewälzt. Auch die Wissenschaft folgt diesem Umschwunge. Eine Reform in ihr stellt alle alten, auf andere Ansichten basirten Einrichtungen in Frage, und was heute noch ihren Principien gemäß war, ist morgen veraltet oder kann nur noch nach vorgängigen Modificationen sich behaupten. Indessen können nicht alle Klagen aus dieser Quelle abgeleitet werden. Manche treffen nur scheinbar die Mängel der Gesetzgebung und der staatlichen Einrichtungen, indem diese Mängel anderswo, namentlich in der Unvollkommenheit der Wissenschaft und Kunst selbst oder in der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen überhaupt liegen. Andere haben lediglich ihren Grund in der Verschiedenheit der Ansichten. Man will Dieses und Jenes anders haben, weil man die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, ohne dabei zu berücksichtigen daß Diejenigen welche mit uns nicht übereinstimmen auch ihre Gründe haben, und ohne nur diese Gründe zu hören, noch weniger sie in Erwägung zu nehmen. Endlich entspringen dergleichen Klagen oft nur aus einer gewissen Sucht sich wichtig zu machen, oder man will die schönen Tage der Redefreiheit benutzen, seinem lange verhaltenen Groll gegen einzelne Persönlichkeiten Luft zu machen, oder es versteckt sich hinter die öffentliche Klage die verletzte Eigenliebe, der Grimm über Zurücksetzung und was dergleichen persönliche Motive mehr sind.

Auch der Verfasser der kleinen Schrift die mir hier zu besprechen obliegt gehört zu der Classe der Unzufriedenen und Klagenden. Obwol nun seine Beschwerden und Verbesserungsvorschläge zunächst die im Königreiche Baiern bestehenden Medicinaleinrichtungen angehen, so finden sie doch größtentheils auch auf andere deutsche Staaten ihre Anwendung, und ich erlaube mir deshalb sie wenigstens insoweit als sie ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen, der folgenden Darstellung zugrundezulegen, meine eigenen Bemerkungen und Vorschläge mir dabei vorbehaltend.

Nachdem der Verfasser eine historische Skizze über die ärztliche Arbeit bis auf die Epoche des neuesten Umschwungs derselben vorausgeschickt, entwirft er uns ein sehr trostloses Bild von dem Zustande der Medicin bis dahin, indem er namentlich zu zeigen versucht daß zwischen Theorie und Praxis die beispielloseste Inconsequenz herrschte, die ganze Behandlungsweise der Aerzte nur eine symptomatische gewesen sei, die Resultate der erfahrensten Praktiker sich gegenseitig Lügen straften, daß Das was man Erfahrung nannte gar keine solche gewesen sei u. s. w. Wenn wir ihm nun auch alles Das zugeben wollten, so scheint es doch nur eine sehr ungerechte und einseitige Beschuldigung, dafür und für alle daraus entspringenden Folgen den Staat verantwortlich zu machen. „Was hat der Staat gethan", fragt der Verfasser, „was thut er, um einer solchen unlautern Wirthschaft ein Ende zu machen?" Also der Staat soll sich zum Richter in wissenschaftlichen Fragen aufwerfen? er soll den Aerzten den richtigen Weg vorzeichnen, über reinscientifische Principien sich zu einigen und dadurch zur wahren Erfahrung zu gelangen? Das wollten wir uns doch sehr verbitten, ja der Verfasser selbst würde, im Falle sich der Staat herausnehmen wollte den Weg des wissenschaftlichen Fortschritts, den er selbst als den allein richtigen bezeichnet, zu verwerfen, es als die größte Ungerechtigkeit erklären. Der Beruf des Staats ist: jede wissenschaftliche Richtung, sofern sie nur nicht gegen den gesunden Menschenverstand verstößt oder das Wohl seiner Angehörigen geradezu gefährdet, frei gewähren zu lassen und zu fördern, sich aber jedes daraus gewonnene Resultat anzueignen, und wenn er seine Zweckmäßigkeit erkannt hat, für die öffentliche Wohlfahrt zu verwenden.

Dem Verfasser zufolge weiß aber überhaupt der Staat wie das Publicum so wenig wie Nichts von der Qualität und Quantität der ärztlichen Thätigkeit und deshalb sucht er diese in einem besondern Abschnitt seiner Schrift: „Die Arbeit des einzelnen Arztes aus den letzten anderthalb Decennien", sich dabei auf den Gang seiner eigenen Studien berufend, zu bezeichnen. Er beklagt sich daß er auf der Universität aus Rücksichten gegen die Examinatoren manche theuere und unverdauliche Vorlesungen habe besuchen müssen, über Gegenstände die er mit größerm Gewinne, in kürzerer Zeit und mit weit mehr Aufmerksamkeit zu Hause habe studiren können; daß damals das praktische Studium der Anatomie an Leichen nicht als Vorbedingung für das Absolutorium gegolten habe und daß alle Uebungen in den zu jener Zeit schon bekannten technischen Fertigkeiten für Chirurgie und Geburtshülfe privatissime und zu hohen, nur den Bemittelten erschwingbaren Preisen betrieben worden seien; daß man endlich in den Kliniken tödtlich Erkrankte aus den Sälen habe verschwinden lassen unter dem Vorwande durch ihre Transferirung neuen lehrreichern Fällen Platz zu machen, und so die Gelegenheit gerade die schwierigste Seite des Berufs kennenzulernen den Studirenden geraubt habe. Diesen allerdings auf manchen unserer Universitäten stationair gewordenen Misständen und Unvollkommenheiten gegenüber entwirft nun der Verfasser ein glänzendes Bild von der neuen medicinischen Schule, namentlich von den Verdiensten Rokitansky's, auf dessen Sectionssälen sich ihm eine ganz neue Welt eröffnet habe, und von den Vorzügen der pathologisch-anatomischen Studien, sowie der Studien der Auscultation und Percussion, der pathologischen Chemie und Mikroskopie, der Mensuration und Inspection u. s. w. Von diesen Hülfsmitteln nun erwartet derselbe eine gänzliche Umgestaltung der ärztlichen Wirksamkeit, aus ihnen nur geht die wahrhafte Erkenntniß krankhafter Zustände hervor, und dem Staate liegt nichts Angelegentlicheres ob als sie allenthalben ins Leben zu rufen, ja man kann es zwischen den Zeilen lesen daß der Verfasser das Verlangen hegt, der Staat möge eiligst alle alten Perücken von den Universitäten entfernen und lauter junge Leute, ausgerüstet mit hinreichenden Kenntnissen in der

pathologischen Anatomie, organischen Chemie, Mikroskopie u. s. w., an ihre Stelle setzen.

Es ist nun zwar eine nicht zu bestreitende Thatsache daß durch die genannten Hülfsmittel namentlich die Diagnose der Krankheiten einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat, und daß überhaupt die ganze Medicin insbesondere mit Hülfe der neuern physiologischen Forschungen in eine neue Aera eingetreten ist, die sowol für die Wissenschaft als für die Thätigkeit des Einzelnen von den heilsamsten Folgen zu werden verspricht. Ebenso wenig ist es zu bezweifeln daß die dadurch bewirkte Umwandelung der bisher geltenden medicinischen Ansichten bereits so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß sich dagegen aufzulehnen ein vergebliches Bemühen sein würde, daß sie vielmehr sich lebenskräftig genug erwiesen hat, um auch von den Staatsbehörden beachtet und nach Kräften befördert zu werden. Aber was kann der Staat mehr thun als bereits in vielen deutschen Ländern geschehen ist: Lehrstühle für pathologische Anatomie, physiologische Institute errichten, einzelne hervorragende, der neuen Richtung angehörende Lehrer zu gewinnen suchen, dem Auftreten junger, eben dieser Richtung folgender Privatdocenten keine Hindernisse in den Weg legen u. s. w.? Oder soll er ohne weiteres Alles was nicht dieser Richtung angehört für Contrebande erklären, die alten Lehrer beseitigen und durch jüngere ersetzen, in den Staatsprüfungen nur vorzugsweise die Handhabung des Hörrohrs, des Mikroskops u. s. w. zum Kriterium der Tüchtigkeit machen und nur Diejenigen der Anstellung würdig halten, die sich in diesen Gebieten des Wissens die erfoderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten erworben haben? Dies würde ebenso unweise als ungerecht sein. Ich wenigstens bin der Meinung, man solle das alte Kleid nicht eher wegwerfen bis sich das neue tüchtig, dauerhaft und bequem erwiesen hat. Ich sage mit Absicht: auch bequem, denn Manches was uns tüchtig erscheint eignet sich deshalb noch nicht zum täglichen Gebrauch und ist für alle Hände gleich anwendbar.

Zur Begründung meiner Behauptung wähle ich das Beispiel des jetzt so allseitig gepriesenen Stethoskops. Es ist dieses Instrument in der Hand des Erfahrenen und Geübten unbestreitbar ein sehr schätzbares Mittel zur Vervollständigung der Diagnose, namentlich bei Krankheiten der Lungen und des Herzens, mit dessen Hülfe der mit seinem Gebrauche vertraute Arzt nicht nur manche Leiden dieser Organe sicherer und leichter zu erkennen, sondern sie auch in ihren einzelnen Phasen zu verfolgen vermag. Aber, frage ich, eignet sich dieses Instrument auch zur allgemeinen Anwendung? Kann jeder Mensch mit gesunden Sinnen und mit den erfoderlichen geistigen Fähigkeiten dahin gelangen, die verschiedenen Modificationen des Schalls und die mannichfaltigen Geräusche, wie sie durch die verschiedenen krankhaften Zustände bedingt werden, deutlich wahrzunehmen und zu unterscheiden, sodaß er sich in vorkommenden Fällen mit Zuversicht auf die dadurch gewonnenen Wahrnehmungen zu stützen vermag? Ich möchte es sehr bezweifeln, ja ich möchte es sogar für die Mehrheit der sich jenes Instruments bedienenden Aerzte bezweifeln, denn abgesehen davon daß die nöthige Fertigkeit im Gebrauch desselben nur in großen Krankenanstalten unter der unmittelbaren Leitung eines erfahrenen und darin geübten Lehrers erworben werden kann, und daß die Gelegenheit sich in der Privatpraxis durch Leichenöffnungen von der Wahrheit der mittels des Stethoskops gestellten Diagnosen zu überzeugen nur selten geboten und somit die fortgesetzte Uebung in dem Gebrauche dieses Instruments nur in sehr enge Grenzen eingeschlossen ist, so scheint auch noch eine gewisse eigenthümliche, ich weiß nicht ob physische oder psychische Befähigung zu seiner Anwendung erfoderlich zu sein, die nicht Jedem gegeben ist. So z. B. ist es mir häufig vorgekommen daß die auf die stethoskopische Untersuchung gegründeten Diagnosen mehrer Aerzte sich geradezu widersprachen, ja in einem Falle diagnosticirten vier Aerzte auch ebenso viele verschiedene Krankheitszustände. Desgleichen erklärte ein berühmter Anatom die ganze Stethoskopie für eine eitle Spielerei, denn unter den vielen Leichen die man ihm aus den Spitälern auf das anatomische Theater gebracht habe sich die darauf gegründete Diagnose nur in einem und dem andern Falle bewahrheitet. Obwol nun ein solcher Ausspruch das Kind mit dem Bade ausschütten heißt, und damit nicht mehr und nicht weniger bewiesen wird, als daß Einzelne die sich für Virtuosen in der Stethoskopie ausgeben es in der Wirklichkeit nicht sind, und obschon deshalb der Vorwurf der den Einzelnen trifft der Sache an sich ihrem Werth nicht nehmen kann, so bleibt doch immer der obige Zweifel, ob dieses Hülfsmittel der Diagnose auch einer allgemeinen Anwendung fähig sei, ob es zum Gemeingut werden könne, ungelöst. Solange aber darüber die Erfahrung noch nicht entschieden hat, müssen auch alle bisherigen Methoden und Hülfsmittel sich der Diagnose in Krankheiten zu versichern in ihrem Werthe bestehen bleiben, und es scheint deshalb rathsam daß die Staatsbehörden zwar von der Sache Notiz nehmen, aber nicht voreilig allgemeine Maßregeln darauf gründen, sondern der Zeit die weitere Aufklärung überlassen.

In einem besondern Abschnitte „Das Publicum und sein Arzt" erklärt sich der Verfasser im Allgemeinen zwar nicht gegen die ärztlichen Vereine, fodert aber daß dieselben nicht unter sich eine gewisse Jurisdiction ausüben dürfen, durch welche insbesondere die ärztliche Collegialität aufrechterhalten werden solle. Was mit dieser Jurisdiction eigentlich gemeint sein soll ist uns nicht klar geworden. Es versteht sich ja wol von selbst daß in dergleichen Vereinen jedes Mitglied gleiche Rechte und gleiche Pflichten habe, daß von Stand und Würde abgesehen werden müsse, und daß nur Demjenigen ein Vorzug eingeräumt werden könne, der von dem Vereine wegen seiner Kenntnisse und wegen seiner übrigen guten Eigenschaften eines solchen Vorzugs würdig gehalten wird. Soll aber mit dem Worte Jurisdiction das Bestreben einzelner Mitglieder oder der ganzen Coalition bezeichnet werden, einzelne zur Schonung und Nachgie-

bigkeit gegen ihre Collegen zu bewegen, bestehende Misverhältnisse und Streitigkeiten beizulegen und überhaupt Collegialität und Humanität unter sich zu verbreiten und aufrechtzuerhalten, so wüßte ich in der That nicht, ob es unter Männern eines Standes, die mit- und untereinander leben und durch gegenseitige Achtung sich auch bei dem Publicum in Achtung zu erhalten suchen sollen, ein edleres Ziel geben könne als eben dieses, ja ich bin der Meinung daß unsere ärztlichen Vereine gerade in dieser Beziehung schon manches Gute erzielt haben und auch ferner erzielen werden, und ich habe noch insbesondere den wohlthätigen Einfluß wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, welchen die Persönlichkeit eines humanen, von allen Mitgliedern geachteten und selbst von den Vortheilen des collegialischen Zusammenhaltens durchdrungenen Präsidenten eines solchen Vereins auf die übrigen Mitglieder desselben auszuüben im Stande ist.

Ein anderer in diesem Abschnitt zur Besprechung kommender Gegenstand ist die wichtige, jetzt in so vielen Staaten zu Discussionen Veranlassung gebende Frage: Soll die ärztliche Praxis freigegeben werden oder nicht? Eine Frage, welche insbesondere von Denen bekämpft wird welche bereits im Besitz der Praxis sind, weil sie durch Concurrenz verlieren, dagegen von Denen bejaht wird welche dadurch hoffen zu gleichem Besitz zu gelangen.

Der Verfasser erklärt sich gegen die Freigebung der Praxis, und ich kann ihm darin nur beitreten, denn obschon es Manches für sich zu haben scheint daß man auch hier die Fesseln fallen lasse, die dem Einzelnen die [illegible] Ausübung seines Berufs und die Wahl des Orts, in welchem seinem Fortkommen die wenigsten Hindernisse im Wege stehen, erschweren, so kommen hier doch auch noch andere Interessen in Betracht, die zu Gunsten ei[ner] Beschränkung nicht weniger schwer ins Gewicht fallen.

Die Aufgabe des Staats ist es, soweit als möglich [Le]ben und Gesundheit aller seiner Staatsbürger zu schützen [und] ihnen allen möglichst gleichen ärztlichen Beistand [zu] gewähren. Wie dies aber möglich sei, ohne daß sich [der] Staat das Recht vorbehält, die Aerzte gleichmäßig [zu] vertheilen und jedem den Ort anzuweisen, an wel[chem] seine Gegenwart Bedürfniß ist und an welchen [zugleich] für ihn die meiste Wahrscheinlichkeit für eine hinrei[chende] Wirksamkeit und für ein genügendes Auskommen [vorhanden] ist, ist nicht wohl einzusehen. Denn bleibt es den [Aerzten] selbst überlassen, sich den Ort ihrer praktischen [Thäti]gkeit zu wählen wie es ihnen beliebt, so kann es [nicht] fehlen daß diese Wahl in den meisten Fällen [auf] die volkreichen Städte oder doch auf solche Orte fal[len] wird, die ihrer glücklichen Lage oder ihrer wohlha[benden] Bewohner wegen die sicherste Aussicht auf eine [erspieß]liche Wirksamkeit versprechen. Aber nicht der pe[cuniaire] Gewinn allein ist es der die Aerzte zu einer [solchen] Wahl bestimmen wird. Die größern Städte ge[währen] auch noch andere Vortheile die der Aufenthalt [in kl]einern und auf dem Lande nicht bietet. In größern Städten stehen die Aerzte hohen und einflußreichen Personen näher, sie können vortheilhafte Verbindungen schließen, eine Anerkennung ihrer Verdienste ist dort von größerer Bedeutung als an kleinern Orten, und sie können so leichter zu Aemtern und Würden gelangen. Die größern Städte bieten mehr Gelegenheit zu weiterer Aus- und Fortbildung in ihren wissenschaftlichen und praktischen Anstalten, ihren Bibliotheken und Sammlungen, ihren wissenschaftlichen Associationen, im Umgange mit einzelnen Fachgenossen; sie gewähren Stoff zu mannichfaltigen Vergnügungen in Bällen, Concerten, Theater, Familienverbindungen u. s. w. Alles Das wird in kleinen Städten und auf dem Lande vermißt oder doch nur in unvollkommener Weise geboten. Dazu kommt noch daß die ärztliche Praxis auf dem Lande noch mit mannichfaltigen Unbequemlichkeiten, Hindernissen und Inconvenienzen verbunden ist, daß der Arzt hier mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen hat, daß die Landbewohner nur ungern sich seiner Hülfe anvertrauen und lieber zu Quacksalbern und Hausmitteln ihre Zuflucht nehmen, daß sie ihm nur ungern seinen verdienten Lohn verabreichen und auf mannichfache Weise zu schmälern suchen, daß viele Derjenigen die ihn gern lohnen würden es wegen ihrer Dürftigkeit nicht können, daß die Landpraxis wegen des steten Reisens mit vielen Beschwerden verbunden ist und daß es häufig an den nöthigen Transportmitteln fehlt, daß der Arzt auf dem Lande in vielen schwierigen Fällen meist auf sich selbst angewiesen ist und sich nicht bei andern Collegen Raths erholen kann, daß ihm keine Bibliotheken zugebotestehen und literarische Hülfsmittel nur schwer und mit vielen Kosten zu beschaffen sind u. dgl. m. Aus allen diesen Gründen aber wird der Arzt suchen seine Wohnstätte lieber in größern als in kleinen Orten aufzuschlagen, ja er wird sich in den erstern lieber mit Wenigem begnügen, um nur der mit ihnen verbundenen Vortheile und Annehmlichkeiten theilhaftig zu werden, und wenn ihn das Schicksal ja an einen kleinen Ort verschlagen haben sollte, immer mit neidischen Blicken auf das Loos seiner Collegen in größern Städten hinsehen und dahin trachten, wo möglich sich in eine gleiche Lage zu versetzen.

Was wird aber nun die Folge einer solchen Freigebung der ärztlichen Praxis sein? Ohne Zweifel die daß sich die Mehrzahl der Aerzte nach den größern Städten zieht, dagegen an kleinern Orten und auf dem Lande Mangel an der nöthigen ärztlichen Hülfe eintritt. Es wird sich aber auch durch die größere Culmination der Aerzte in größern Städten noch der Nachtheil herausstellen daß diese sich gegenseitig befeinden, in der freien Ausübung ihres Berufs sich zu benachtheiligen suchen, sich gegenseitig herabsetzen, um Praxis zu erlangen, ihre pecuniairen Foderungen immer mehr herabstimmen und so zwar dem Publicum Vortheil gewähren, aber zu ihrem eigenen Ruin hinarbeiten, zu allerlei unerlaubten und inhumanen Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmen und so sich und ihren ganzen Stand bei dem Publicum mehr und mehr in Miscredit setzen werden.

Obschon nun der Verfasser die Freigebung der Praxis für ein falsches Mittel gegen den bestehenden krankhaften Zustand der ärztlichen Wirksamkeit erklärt, so können wir doch das Mittel welches er zu seiner Abhülfe in Vorschlag bringt ebenso wenig für das geeignete erkennen. Er glaubt nämlich dieses Mittel darin zu finden daß man die Arbeit der Aerzte möglichst gleichheitlich und populair mache. Dadurch werde der Pfuscherei am wirksamsten begegnet, der Baum der Wissenschaft und Kunst nicht von Parasiten benagt und Collegialität und Brüderlichkeit unter den Aerzten am leichtesten angebahnt werden.

Wenn ich den Verfasser recht verstehe, so will er doch wol unter jener Gleichheit und Popularität einen gleichen Grad der wissenschaftlichen Befähigung der Aerzte und eine daraus hervorgehende allgemeinere Anerkennung bei dem Publicum, eine Erweiterung der ärztlichen Wirksamkeit verstanden wissen. Das würde allerdings ein sehr wünschenswerthes Auskunftsmittel sein, wenn es nur in der Wirklichkeit zu erreichen wäre. Aber mögen auch unsere Examinationsbehörden an einem möglichst gleichen Grad des Wissens und der ärztlichen Bildung festhalten, zu einer Gleichheit der Beobachtungsgabe, der Urtheilskraft, Entschlossenheit, Hingebung, Umgänglichkeit, Menschenliebe u. s. w. werden sie es nicht bringen. Sowie es große und kleine Staatsmänner, Feldherren, Rechtsgelehrte, Kanzelredner, Künstler u. s. w. gibt und geben wird, solange die Welt besteht, so wird es große und kleine Aerzte geben, und so sehr sich der Staat auch bemühen mag durch eine gewisse Uniformität in der Bildung seiner Aerzte seine Angehörigen mit gleich guten Aerzten zu versorgen, so wird es sich doch das Publicum nicht nehmen lassen, nur denen unter ihnen sein Vertrauen zuzuwenden, denen es nicht allein die meisten Kenntnisse zutraut, sondern denen es auch anderer geistigen und gemüthlichen Eigenschaften wegen den Vorzug gibt. Ebenso wenig wird aber eine solche gleichförmige wissenschaftliche Bildung eine gleiche humane Gesinnung unter sämmtlichen Kunstgenossen zur Folge haben und Neid, Misgunst, Ehrgeiz und alle jene kleinlichen Kunstgriffe, zu denen manche unter ihnen ihre Zuflucht nehmen, um sich Ansehen und Praxis zu verschaffen, verbannen, denn leider steht der Adel der Gesinnung nicht immer mit der höhern Geistesbildung auf gleicher Höhe und nur zu oft lehrt die Erfahrung daß die geistvollsten und einsichtsvollsten Aerzte gerade die inhumansten und unverträglichsten sind.

Der Abschnitt über die „Arbeit des Gerichtsarztes" ist hauptsächlich gegen mehre Artikel des bairischen Strafgesetzbuchs gerichtet, infolge deren theils dem Arzte in medicinisch-gerichtlichen Fällen von den Gerichten ein zu enger Spielraum gelassen ist, theils Foderungen an ihn gestellt werden, die er innerhalb der bestehenden Grenzen der Wissenschaft nicht zu befriedigen im Stande ist. An ähnlichen Beschwerden dürfte aber auch außerhalb des Königreichs Baiern kein Mangel sein. Allenthalben werden die Gerichtsärzte nur als Handlanger der Justizbehörden behandelt. So z. B. muß es als höchst unzweckmäßig erscheinen daß man sie hier und da von aller Einsicht in die durch die Voruntersuchung gewonnenen Ergebnisse ausschließt, während man ihnen doch zumuthet, über Alles was sich im Verlauf einer solchen Untersuchung herausstellt Rede und Antwort zu geben; daß man ihnen bei wissenschaftlichen und technischen Untersuchungen, in welchen der Richter keine Einsicht hat, unbedingten Glauben schenkt, während man sie von der andern Seite nöthigt diese Untersuchungen selbst unter den Augen des Richters vorzunehmen, und so gewissermaßen als verdächtige Zeugen behandelt; daß ferner der Gerichtsarzt in seiner Beurtheilung oft nur an die Fragen des Richters gebunden ist, während doch in manchen Fällen die technische Untersuchung Resultate herbeiführt die bei der Unkenntniß des Richters in medicinischen Angelegenheiten in jenen Fragen nicht berücksichtigt sind u. s. w. Aus diesen und andern Gründen dürfte es aber sehr wünschenswerth sein daß man auch hier dem Arzte, wie sich der Verfasser ausdrückt, keine bureaukratischen Handschellen anlege, ihn selbständig seinem Berufe nach Pflicht und Gewissen nachkommen lasse, hauptsächlich aber ihn nicht blos als Diener und Handlanger der Justiz behandle, sondern ihm wie jedem andern Gliede des Gerichtshofs gleiches Vertrauen schenke und der collegialischen Theilnahme würdig halte.

In einem Abschnitt „Die Arbeit des Polizeiarztes" bringt der Verfasser verschiedene Mängel insbesondere in Bezug auf die Untersuchung der Militairpflichtigen zur Sprache, die allerdings gerügt zu werden verdienen, indessen der Reform des Medicinalwesens im Allgemeinen zu fern liegen, als daß ein näheres Eingehen darauf hier am Platze wäre. Dasselbe gilt von dem Abschnitt über die „Arbeit des ordinirenden Arztes in öffentlichen Heilanstalten und die des Assistenzarztes daselbst". Beide Abschnitte gehen nicht über die freilich nicht beneidenswerthe Stellung der bairischen Militairärzte hinaus.

Der Abschnitt „Der Staat und sein beamteter Arzt" geht wieder auf einen medicinisch-gerichtlichen Gegenstand zurück, der eigentlich in einen frühern Abschnitt gehört hätte, wie denn überhaupt der Verfasser eine logische Ordnung nicht einhält, sondern die verschiedenartigsten Dinge pêle-mêle durcheinanderwirft. So kommt er denn auch in demselben Abschnitt wieder auf die Militairärzte und ihre Stelle im Heere zu sprechen. Namentlich ist es die drückende Abhängigkeit in welcher sie den Offizieren gegenüberstehen, welche ihm zu den bittersten Beschwerden Veranlassung gibt, Beschwerden welche bekanntlich auch die Militairärzte der preußischen Armee schon seit längerer Zeit, neuerlich aber wiederholt und in großer Mehrheit erhoben haben. In der That ist es eine schmähliche Einrichtung daß man Männern von wissenschaftlicher Bildung, die ihrer Kunst einen großen Theil ihres Lebens geopfert haben und vermöge ihrer Bildungsstufe auf allgemeine Achtung Anspruch machen können, nicht allein den gleichen Rang mit den Offizieren vorenthält, sondern sie auch jedem unbärtigen und

in dem wissenschaftlichen Fache dem sie dienen gänzlich unwissenden Lieutenant unterordnet. Wer die Wichtigkeit des ärztlichen Berufs in Bezug auf das Wohl einer Armee sowol zur Zeit des Friedens als des Kriegs, die Strapazen und Gefahren welchen das ärztliche Personal besonders während des letztern ausgesetzt ist, und überhaupt das ganze Gewicht aller der Pflichten welche diesem Personale bezüglich der Erhaltung und Beschützung des Lebens vieler Tausende obliegen, gehörig zu würdigen weiß, muß eine solche erniedrigende, sowol den ganzen Stand der Militairärzte herabwürdigende als ihre freie Wirksamkeit beschränkende Abhängigkeit und Unterwürfigkeit mit Entrüstung zurückweisen und wünschen daß eine solche unzweckmäßige Stellung dieser Aerzte, wie sie wol noch zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs, als noch Feldscherer die Stelle gebildeter Aerzte vertraten, ihre Geltung haben mochte, für immer aus unsern Heeren verbannt werden möge. Wem aber über diese Misstände und ihre Folgen noch Zweifel aufsteigen sollten, der vernehme die Klagen des Verfassers, der selbst Militairarzt die Gründe dafür aus eigener Erfahrung geschöpft hat.

Unser Verfasser kommt nun zu der Hauptsache, zu den „Reorganisationsvorschlägen und Entwürfen für die ärztliche Arbeit". Als Postulat für eine nachhaltige Reform des Medicinalwesens stellt er zunächst die Erschaffung eines neuen Organs in der Staatsform auf: a) zur eigenen Wahrnehmung Dessen was die fortschreitende Zeit von den Wissenschaften und Künsten aller Art verlangt; b) zur eigenen Wahrnehmung Dessen was dieselben diesen Anfoderungen gemäß ins Werk zu setzen haben. Dieses würde am zweckmäßigsten geschehen durch Bestellung eines Collegiums, von allen Aemtern, Künsten, Gewerben und Industriezweigen beschickt, damit es 1) die Kunst und Wissenschaft Aller repräsentire und in sich fasse, um 2) als legislativer Centralpunkt in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung die Gesetzmäßigkeit des Verfahrens nach dem Bedürfnisse im Einzelnen wie im organischen Ineinandergreifen aller Branchen zu leiten und 3) als executiver Centralpunkt das technische Gelingen aller Arbeit selbst im Auge zu haben. Ein solches Organ würde demnach eine Akademie im weitern Sinne sein, eine in alle Branchen des wissenschaftlichen wie des praktischen Lebens eingreifende Oberbehörde, deren Ziel ein ganz anderes wäre als das unserer jetzigen Universitäten, welchen nur die Erziehung und Bildung zukäme. Der Verfasser würde sie in drei Sectionen abtheilen: I) Für Philosophie, d. h. allgemein menschliche Bildung. Dahin würden gehören: Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Chemie, Physik, Technologie, Anatomie, Physiologie, Gymnastik, Diätetik, Phonologie, physikalische und medicinische Geographie, Mathematik, Geschichte der Völker und aller einzelnen Wissenschaften und Künste, Geschichte der verschiedenen Glaubenslehren, Theologie, Philosophie, Staatswissenschaft. II. Für Politik, d. h. die angewandte Geschichte. Dahin würden gehören: Polizei, Verwaltung, Justiz, Statistik, Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin, medicinische Polizei, Diplomatie, Kriegswissenschaft. III. Für Technik, d. h. die angewandte Naturwissenschaft. Dahin würden gehören: Bergbau, Forstwesen, Landwirthschaft, Baukunst, Kriegskunst, Nautik, Gewerbslehre, Handelswissenschaft, plastische Künste, Malerei, Musik, Astronomie, Heilkunde, Chirurgie und Geburtshülfe. Aufgabe dieser verschiedenen Sectionen würde sein: a) durch Wort und Schrift von sich selbst und den Fortschritten der Zeit öffentliche Kunde zu verbreiten, durch wohlfeile periodische Schriften, sowie durch unmittelbare Mittheilungen an die Arbeiter des Staats aller Art, sei es an die Lehrer der Anstalten oder an die Beamten oder an die Gewerbe, Kaufleute u. s. w.; b) in öffentlichen Separat-, dann Gesammtsitzungen für die Bearbeitung aller Gegenstände Instructionen und Novellen zu berathen und da wo das öffentliche Wohl betheiligt ist, sich der richtigen Arbeit zu versichern; c) endlich würden die Unterabtheilungen dieser Sectionen noch je nach dem Bedürfniß der Gesellschaft das der Technik nothwendige Instrumentarium selbst zu bestellen haben. Es ist nicht zu verkennen daß eine Akademie, in diesem Sinne eingerichtet, einen beiweitem segensreichern Einfluß sowol auf das Gedeihen der Wissenschaften und Künste als auch auf den täglichen Verkehr ausüben würde, als unsere bisherigen, die man mehr als Zierden einzelner Länder und Städte denn als in das praktische Leben eingreifende und den wissenschaftlichen Geist im Allgemeinen fördernde Hülfsmittel betrachten konnte.

Von den Akademien geht der Verfasser auf die Bildungsanstalten, die Universitäten über. Niemand wird inzwischen hier mit ihm übereinstimmen, wenn er die Vorlesungen über die Kunst Krankheiten zu erkennen und zu heilen für überflüssig erklärt und ihnen die Technik vorausgehen läßt. Er meint, dergleichen Vorlesungen könnten zweckmäßiger durch Handbücher ersetzt werden; aber wie viele Studirende werden sich finden welche diese Handbücher lesen und verstehen? und muß denn nicht eine Anweisung über Das was man am Krankenbette zu suchen und zu finden habe, und auf welche Weise man es zu suchen habe, der Naturanschauung vorangehen, abgesehen davon daß das lebendige Wort einen tiefern Eindruck zurückläßt als der todte Buchstabe?

Einverstanden aber muß ich mit dem Verfasser über die Conversationen und ihre Einführung auf Universitäten erklären. Sie sollten nicht wie bisher blos von einzelnen Privatdocenten geleitet, sondern mit den Vorlesungen aller Lehrer verbunden werden. Sie dienen nicht allein als Controle der Schüler über ihre Lehrer und lassen unter diesen keine Ignoranten aufkommen, sie rütteln auch den säumigen und trägen Schüler auf, ziehen ihn tiefer in das Interesse des Gegenstandes hinein und dienen übrigens noch als eine gute Vorschule für mündliche Vorträge. Da den Lehrern durch solche Conversationen schon hinreichende Gelegenheit gegeben ist sich über die Fähigkeiten und Fortschritte ihrer Schüler ein ausreichendes Urtheil zu bilden, so hält der Verfasser

wie billig die namentlich im Königreiche Baiern üblichen Semestralprüfungen für entbehrlich. Dagegen fodert er mit Recht eine Schlußprüfung, zu welcher jedoch nicht allein die Professoren, sondern auch Privatdocenten und praktische Aerzte, mit dem Rechte zu prüfen und abzustimmen, gezogen und alle Fächer der ganzen Facultät, sowie die übrigen Facultäten und Sectionen der ganzen Universität vertreten werden sollen. Mit jeder Prüfung soll ein Symbol und Titel verbunden werden. Dies wäre demnach eine akademische Prüfung, ohne Staatsprüfung, über deren Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit sich der Verfasser nicht ausgesprochen hat.

Ich glaube diesem Gegenstande umsomehr hier eine weitere Besprechung angedeihen lassen zu müssen, als man bereits in einigen Staaten angefangen hat die Doctorpromotion als eine leere Formalität und unnöthige Belästigung beiseitezuschieben und nur die Staatsprüfung als alleinige Bedingung zur Ausübung der medicinischen Praxis festgehalten hat.

Allerdings haben die Doctorpromotionen in neuerer Zeit, und mit Rücksicht auf manche Universitäten die damit einen nichtswürdigen Handel trieben wol nicht ohne Grund, allen Credit verloren. Die Staatsbehörden sind dahinter gekommen daß manche medicinische Facultäten diese Würde an Unwissende und Unwürdige ertheilten, daß sie dieselbe auch an Solche verliehen welche nur eine — ob selbst oder von Andern verfaßte — Probeschrift, ja oft nicht einmal diese, sondern nur die dabei üblichen Gebühren einschickten; daß die Doctoranden entweder gar keine Dissertationen schrieben oder von Andern schreiben ließen; daß man ihnen die vorgeschriebenen Disputationen erließ und was dergleichen Misbräuche mehr sind. Die Regierungen waren daher in vollkommenem Rechte als sie auf diese Promotionen kein Gewicht mehr legten, die Staatsprüfungen dafür eintreten ließen und diese ihren Medicinalcollegien in die Hände gaben. So nur konnten sie die erfoderliche Controle über diese Prüfungen führen und den Staat wenigstens gegen jene Misbräuche sicherstellen. Aber, frage ich, berechtigt uns der abusus, der an die Stelle des usus getreten ist, das ganze alte Institut der Doctorpromotionen für immer fallen zu lassen, und gewähren die Staatsprüfungen einen vollkommenen Ersatz für diese Doctorpromotionen?

Werfen wir zuerst unsern Blick auf die Universitätsprüfungen. Die Prüfenden sind hier die Lehrer der Hochschule, dieselben Männer von denen die Schüler Das was sie an Wissen gesammelt empfangen haben, wie jeder von ihnen es auf dem Standpunkte der Wissenschaft den er gerade einnahm für das Beste und Geeignetste zur Mittheilung an seine Schüler hielt. Diese Lehrer sind demnach auch die competentesten Richter über das Wissen der Letztern, sie vermögen am besten zu beurtheilen, ob diese Das was sie ihnen lehrten richtig gefaßt und behalten haben. Sie haben also wenigstens den Vortheil vor allen Andern voraus, über die Fähigkeiten und Leistungen ihrer Schüler ein richtiges Urtheil fällen zu können, wenn sie es irgend fällen wollen. Halten wir nun die Staatsprüfungen dagegen. Hier prüfen die Mitglieder der Medicinalcollegien, Männer die größtentheils aus den Kreisen der Professoren oder praktischen Aerzte zu diesem bevorzugten Posten berufen worden sind, sich als solche durch Schriften oder in ihrer praktischen Laufbahn verdienten Ruf erworben haben, meist schon im Alter vorgerückt, und wenn auch nicht gerade hinter der Zeit zurückgeblieben, so doch wegen ihrer praktischen Arbeiten oder wegen anderweitiger Geschäfte behindert sind, ihre geistige Kraft, wie dies doch zum Behuf der abzuhaltenden Staatsprüfungen unbedingt erfoderlich wäre, den Fortschritten der Wissenschaft nach allen Richtungen zuzuwenden. Ja die Erfahrung lehrt daß es unter ihnen Männer gibt die entweder aus Bequemlichkeit oder aus Unfähigkeit oder endlich aus strenger Anhänglichkeit an das Alte von allen neuern Errungenschaften der Wissenschaft Nichts wissen wollen. Dazu kommt daß es auch Denen die eben keine Verächter des Neuen sind oft unendlich schwer wird sich in diesem zurechtzufinden, alte Vorurtheile aufzugeben und in neue Ideenkreise einzugehen, umsomehr, da sich die Wissenschaft in einem steten Gährungsprocesse befindet, von dem Einen neue Theorien und Ansichten aufgestellt werden, die Andere wieder verwerfen, und daß überhaupt, wie man sich z. B. aus den neuern Handbüchern der Physiologie überzeugen kann, in Stoff und Form die größten Verschiedenheiten obwalten. Es existirt demnach in keinem Zweige der Wissenschaften ein fester Codex, auf welchem man fußen und nach welchem ein Examinator, der jedem Examinanden gerecht werden will, seine Prüfungen einrichten könnte. Den Urtheilen solcher Männer aber sollen junge Leute die soeben die Universität verlassen und sich dort für die neuen, vielleicht (was indeß hier gleich gilt) einseitigen Ansichten ihrer Lehrer begeistert haben, unterstellt werden? Werden diese Schüler vor den Augen jener Examinatoren Gnade finden? Sie werden es vielleicht, wenn sie klug genug sind sich auf irgend eine Weise den Ansichten der Letztern zu accommodiren, oder wenn sie sich durch schon früher Geprüfte ungefähr die Richtung haben bezeichnen lassen, der sie bei der Prüfung durch solche Examinatoren zu folgen haben. Aber sie werden jede veraltete Richtung, zu der sie sich für kurze Zeit haben bequemen müssen, perhorresciren, und wenn sie das Prüfungszimmer verlassen haben, den Staub von den Füßen schütteln. Sie werden aber auch unter solchen Verhältnissen über Das was ihr eigentliches geistiges Eigenthum geworden ist, über Das woran sie glauben und festhalten so gut wie nicht geprüft werden.

Was nun aber die Dissertationen und Disputationen betrifft, so scheint man auch hier zu weit zu gehen, wenn man sie nur als leere und nutzlose Formalitäten betrachtet, die man der Vergessenheit anheimgeben müsse. Die Dissertationen galten in den ältern Zeiten als Belege, ob der Doctorand auch fähig sei sich schriftlich gut auszudrücken, ob er aus Dem was er gelernt eine Anwendung für wissenschaftliche Zwecke zu machen

verstehe, und ob sich in ihm Spuren einer geistigen Productionskraft regten oder nicht. In gar mancher dieser Probeschriften lag schon der Keim eines großen Talents verborgen, das sich erst in der Folge zur vollen Blüte entfaltete; gar Mancher dankte aber auch der Aufmerksamkeit, die er dadurch bei den Einsichtsvollern erregte, seine künftige ehrenvolle Bevorzugung, und nicht wenige dieser Dissertationen wurden ihres anerkannten Werths wegen als literarische Seltenheiten gesucht und aufbewahrt. Sie wurden zur Mittheilung neuer Ansichten, neuer Heilmethoden und interessanter Krankheitsfälle benutzt, und ich selbst erinnere mich noch aus älterer Zeit eines Falls, wo ein junger Mann, der sich außer seiner Dissertation noch durch kein anderes Geistesproduct in der literarischen Welt bekanntgemacht, in jener aber interessante Ansichten über Geburtshülfe niedergelegt hatte, darauf hin einen Ruf an eine auswärtige Universität erhielt.

Ebenso galten in ältern Zeiten die Disputationen als Veranlassungen und Uebungen seine Geschicklichkeit öffentlich und in freier Rede, sowie nebenbei auch in der lateinischen Sprache zu zeigen. Es waren hier Siege zu erkämpfen und Palmen zu gewinnen, von denen freilich die neuere Zeit Nichts mehr weiß und wissen will. Aber sind deshalb jene Uebungen ohne alle Bedeutung, und war es ohne Nutzen, wenn ein junger Mann auch eine Probe davon ablegte daß er frei zu sprechen und eine Ansicht die er zu der seinigen gemacht gegen Angriffe zu vertheidigen wisse? Liegt nicht ein tiefer Sinn darin daß man ihm Gelegenheit gab sein Talent und seine Kenntnisse auf dreifache Weise, durch Prüfung, Schrift und freie Rede zu zeigen? In letzterer Beziehung erinnere ich nur daran daß bereits die Zeit gekommen ist, wo mit Einführung der Geschworenengerichte die Nothwendigkeit sich frei und öffentlich über wissenschaftliche Gegenstände auszusprechen auch für den Arzt sich oft genug aufdringen wird, wozu ihm dann jene Vorübungen sehr zustattenkommen dürften, nicht zu gedenken daß sie Manchem auch als Vorbereitungen zu einem künftig zu übernehmenden Lehramt von wesentlichem Nutzen sein werden.

Liegt nun aber, wie ich zu zeigen versucht habe, jenem alten Institute der Doctorpromotionen doch noch ein guter Kern zugrunde, so sollte man es nicht, wie man hier und da die Absicht zu haben scheint, geradehin der Vernichtung preisgeben, sondern sich vielmehr bemühen, ihm frische Nahrung zufließen zu lassen, es zu veredeln und den Fortschritten der Zeit genehm zu machen suchen. Dies könnte leicht und zwar in einer Weise geschehen, bei welcher nicht allein den medicinischen Facultäten, namentlich kleinerer Universitäten, der Lebensfaden nicht abgeschnitten, sondern ihnen sogar ein frischer Impuls gegeben werden würde. Es müßten sich, was freilich schwer zu erreichen, sämmtliche deutsche Regierungen gegenseitig die Hand bieten, um nicht allein die Doctorpromotionen wieder zu Ehren zu bringen, sondern sich auch entschließen sie für ganz Deutschland als gültig anzuerkennen. Ein Doctor rite promotus müßte, auf welcher der deutschen Universitäten er auch die Doctorwürde erlangt haben möchte, hinfort, wie in ältern Zeiten, als solcher Anerkennung in allen deutschen Gauen finden, sein Doctordiplom ihn gegen alle weitern Plackereien sicherstellen. Um aber die verschiedenen Staaten und das Publicum vor Misbräuchen und Unterschleifen sicherzustellen, würden allen Prüfungen und Promotionen, die zur Bequemlichkeit zu einer bestimmten Zeit im Jahre abgehalten werden könnten, Mitglieder der Medicinalcollegien der verschiedenen Länder, mit dem Rechte selbst mit zu prüfen und abzustimmen, beizuwohnen haben. So würde die Staatsprüfung mit der Universitätsprüfung zu einer verschmolzen, die erstere würde überflüssig und den Examinanden würde der gewiß billige Anspruch, durch ihre Lehrer selbst geprüft zu werden, nicht verkümmert werden. Die Dissertationen würden sich auf eine Probeschrift in deutscher Sprache beschränken, und es würden sich Mittel und Wege finden lassen ihre Vaterschaft auf den wirklichen Autor zurückzuführen. Auch würde es nicht nothwendig sein alle diese Probeschriften durch den Druck zu verewigen; die Erlaubniß zum Drucke würde im Gegentheil als ein Ehrenzeichen gelten können. Ebenso leicht würde es sein, den öffentlichen Disputationen, bei denen man sich gleichfalls der deutschen Sprache bedienen könnte, da die lateinische nun einmal für Viele ein Stein des Anstoßes geworden ist, ein neues Leben einzuhauchen und sie zu Pflanzstätten des freien Worts zu machen.

In einem besondern Abschnitt: „Reorganisationsvorschläge und Entwürfe für die ärztliche Arbeit", begegne ich einem Vorschlag des Verfassers dem ich nicht beitreten kann. Er will nämlich daß dem Arzte auf dem Lande ein größerer District zugewiesen werde als dem in der Stadt, weil dort ärmere Menschen wohnen und daher bei einem kleinern Districte die Existenz des Arztes gefährdet sein würde. Nun ist zwar das letztere vollkommen richtig, allein jeder Arzt der eine zeitlang auf dem Lande der Praxis obgelegen hat, wird auch die Erfahrung gemacht haben daß dort die Schwierigkeiten viele Kranke in einem Tage zu besuchen und zu behandeln weit größer sind, daß dabei die Reisen nach entferntern Orten die meiste Zeit in Anspruch nehmen, und daß daher, während der Arzt einen Kranken an dem einen Orte besucht, andere an andern Orten so lange die ärztliche Hülfe entbehren müssen. Gerade umgekehrt drängt sich daher das Bedürfniß auf, den Landbewohnern mehr Aerzte zuzutheilen als den Städtebewohnern, und es würde der Pfuscherei schon längst wirksamer haben begegnet werden können, wenn man für eine größere Zahl von Aerzten auf dem Lande Sorge getragen hätte. Was den Kostenpunkt betrifft, so lassen sich auch hier Mittel und Wege zur Abhülfe finden, entweder durch Unterstützung aus Staatsmitteln oder durch Assecuranzen, wie sie bereits für die Fabrikarbeiter in manchen Städten bestehen. Wenn jeder Mensch von seiner Geburt an auch nur einen kleinen monatlichen Beitrag in

eine solche Krankenkasse niederlegte, so würde eine hinreichende Summe zusammenfließen, um Aerzte und Medicamente zu bezahlen.

Berücksichtigenswerth finde ich dagegen den Vorschlag des Verfassers, die jüngern Aerzte beim Antritt ihrer Praxis auf das Land zu schicken und ihnen für die ältern Tage die größere Ruhe und Bequemlichkeit der Stadt aufzubewahren. Sie taugen nicht allein besser dahin als ältere, weil sie die erfoderlichen Lebenskräfte und den frischen Muth dazu mitbringen, sondern sie würden dabei auch nicht mehr nöthig haben sich in Städten mühselig und auf mancherlei Schleichwegen Praxis zu erringen, abgesehen davon daß ihnen gerade die Landpraxis vielfältige Gelegenheit darbietet sich in den Besitz einer hinreichenden und reichen Erfahrung zu setzen.

Die Organisation des ganzen Medicinalwesens will der Verfasser durch besondere Instructionen für die Aerzte begründet wissen. Er stellt zu diesem Zwecke folgende Postulate auf, die ich hier ohne weitere Bemerkung mittheile, da sie der Berücksichtigung nicht unwürdig scheinen:

1) Um eine gleichartige Arbeit der Aerzte zu erzielen, muß sie durch neue Gesetzentwürfe nach innen und außen geregelt und durch periodische Novellen sowol im Geleise des ewigen Verjüngungsprocesses der eigenen Wissenschaft und Kunst als auch in ununterbrochener Verbindung mit den Veränderungen erhalten werden, welche die übrigen Wissenschaften und Künste gleichfalls in der Zeit erfahren. 2) Diese neuen ersten Instructionen müssen aus einem Congresse von Aerzten aus dessen öffentlicher Discussion hervorgehen, unter dem Beirathe von Männern aus den zunächst einschlagenden Fächern. 3) Die darauf folgenden periodischen Novellen sind eine der Aufgaben des der Landesakademie einverleibten Medicinalcollegiums. Ehe es aber eine in seinem Kreise berathene Instruction sanctionnirt, muß sie erst dem ganzen ärztlichen Publicum seines Bezirks mitgetheilt und dessen gutachtliche Erklärung eingeholt werden. 4) Bestehen in Deutschland mehre Landesakademien, so muß eine derselben, zur Reichsakademie ernannt, die Schlußentscheidung über Alles aussprechen was in das deutsche Medicinalwesen überhaupt einschlägt. Darin bestünde der legislative Modus. 5) Mit diesem akademischen Medicinalcollegium stehen die Referenten der einschlägigen Staatsministerien oder der Reichsministerien für das Militair- und Civilmedicinalwesen in coordinirter gutachtlicher Verbindung. Diese Referenten empfangen nämlich ihre Instructionen für ärztliche Wissenschaft und Kunst nach den Anfoderungen der Zeit zur Vorlage und Genehmigung höhern Orts; dagegen haben sie selbst die Qualification des Personals ihrer angehörigen Branche herzustellen, es demgemäß zur Anstellung oder Beförderung den einzelnen Ministerien vorzuschlagen, oder Demjenigen dem die Ertheilung dieser Anstellung zukommt, und sich zu versehen daß ohne triftige Gründe nicht davon abgewichen werde. 6) Das Referat über das Personal zum Behufe der Anstellung und Beförderung kann niemals von weniger als drei Aerzten und nach deren öffentlicher collegialer Berathung ausgearbeitet werden. 7) Zur Anstellung dieser Referenten für die Ministerien ist a) die Wahl aus und von sämmtlichen Aerzten ihrer Branche, Civil oder Militair, nöthig, denen alle die Personalitäten eines Jeden zur beliebigen Einsicht offenstehen; b) dann deren Bestätigung durch die Ministerien und sofortige Realisirung, sofern nicht triftige Gründe dagegen vorgebracht werden. 8) Zur Anstellung der Mitglieder des Medicinalcollegiums in der Akademie ist vordersamst die Wahl des vom Staate zusammenberufenen ärztlichen Congresses, in der Folge die Wahl der Referenten in den Ministerien nöthig, stets aus sämmtlichen Civil- und Militairärzten, ebenfalls unter vorbehaltlicher Bestätigung der Centralgewalt; doch dürfen diese wählenden Referenten selbst zu diesen Stellen nicht mehr wählbar sein. 9) Ebenso geschieht die Anstellung der Professoren auf Universitäten durch die Wahl der Referenten und des Medicinalcollegiums u. s. w. Freiwillige Privatdocenten bleiben neben diesen als Gegenpole stehen. Der executive Modus besteht 1) in Herstellung der Qualification des untergeordneten Personals a) durch die Oeffentlichkeit der Sitzungen der Sanitätscommissionen und -Collegien; b) durch einzusendende oder veröffentlichte literarische Arbeiten, denen wo möglich jeder Arzt sich unterziehen soll; c) durch jährliche Inspectionen durch die Mitglieder des akademischen Medicinalcollegiums oder die Stabsärzte beim Militair. Diese Inspectoren nehmen zu unbestimmten Zeiten im Jahre Einsicht von dem Instrumentarium der Aerzte, haben die Befugniß die Ausführung eines ärztlichen Experiments zu verlangen und zu prüfen, sowie sich darüber zu besprechen und einige Ordinationsbogen und sonstige Aufzeichnungen zur Durchsicht zu begehren. 2) In Vertheilung der berathenen und allseitig genehmigten Instructionen.

Es haben diese Organisationsvorschläge eine sehr ansprechende Seite und würden im Falle ihrer Ausführung ein reges und frisches Leben über die ganze ärztliche Thätigkeit verbreiten: aber welche Hindernisse stehen ihrer Verwirklichung entgegen, und würde diese nicht schon an dem Particularismus der einzelnen Staaten scheitern?

An die Stelle der bisherigen Chirurgen, die auch vollkommen überflüssig sind, da es an Aerzten, die freilich zugleich im Besitze vollkommener technischer Fertigkeit in der Wundarzneikunst sein müssen, nicht fehlen wird, und da die bisherigen chirurgischen Schulen nur Halbwisser und eine vornehmere Sorte von Pfuschern erzeugten, will der Verfasser Krankenpfleger angestellt wissen, welche Physik, Chemie, reine Anatomie, Verbandlehre, Diätetik und Krankenpflege erlernen und sämmtliche unblutige chirurgische Operationen, jedoch nicht selbständig, sondern nur auf Geheiß des Arztes vornehmen sollen. Es ist jedoch zu fürchten daß auch solche Leute, bei dem Grade wissenschaftlicher Bildung zu dem sie herangezogen werden sollen, leicht ihre Befugnisse überschreiten würden. Warum daher nicht lieber Krankenwärter, die blos auf Aderlassen, Schröpfen, Blutegelsetzen u. s. w. angewiesen sind?

Unter der Rubrik „Krankenpflegerinnen" entwirft der Verfasser ein Bild von dem Orden der Barmherzigen Schwestern, das jede Staatsregierung bedenklich machen muß, ihnen die Krankenpflege in Heilanstalten zu übertragen, und doch ist eine Vereinigung mitleidiger weiblicher Seelen zu solchem Zwecke, freilich ohne allen Beigeschmack nach religiösem Sektengeist, ebenso natürlich als wünschenswerth.

Karl Hohnbaum.

John Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen, oder Geschichte der Romane, Novellen, Märchen u. s. w. Aus dem Englischen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt sowie mit einleitender Vorrede, ausführlichen Anmerkungen und einem vollständigen Register versehen von Felix Liebrecht. Berlin, Müller. 1851. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

John Dunlop's „History of fiction, being a critical account of the most celebrated prose works of fiction from the earliest Greek romances to the novels of the present age" erschien schon 1814 in Edinburg, eine verbesserte Auflage daselbst 1816, ein unveränderter Abdruck der letztern in London 1843. Ist es auffallend daß ein so reichhaltiges und eigenthümliches Werk in Deutschland während fast 40 Jahren wol manche Beachtung, aber keinen Bearbeiter oder Uebersetzer fand, so könnte es fast noch auffallender scheinen daß sich der letztere jetzt noch nach so langem Zeitraume gefunden hat, und dies nach einem Zeitraume der gerade für diesen Zweig der Literaturgeschichte zahlreiche neue Quellen zugänglich gemacht, zahl- und erfolgreiche neue Forschungen veranlaßt und somit Dunlop's Arbeit in vieler Beziehung überholt hat. Und doch haben wir alle Ursache uns zu freuen daß uns durch die vorliegende Verdeutschung ein so gehaltreiches Werk zugänglicher gemacht worden ist, als dies bei den wissenschaftlichen Arbeiten der Briten der Fall zu sein pflegt, zumal diese Uebertragung von einem Manne unternommen worden ist, der dieselbe aus eigenem reichen Wissen und umfangreichen Sammlungen so auszustatten gewußt hat, daß er den Abstand, welcher zwischen dem Erscheinen des Originals und dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft stattfindet, möglichst ausgefüllt hat.

Ehe ich jedoch von den Verdiensten des deutschen Bearbeiters spreche, wird die Eigenthümlichkeit der ursprünglichen Arbeit näher ins Auge zu fassen sein. Dunlop erwähnt selbst am Schlusse seiner Arbeit daß sie ihm eine Erholung, keineswegs seine einzige Beschäftigung gewesen sei. Ohne etwas von seinen Lebensverhältnissen zu wissen, glaube ich hieraus schließen zu dürfen daß Dunlop zu der zahlreichen Classe seiner Landsleute gehört habe, die neben einem ernsten und praktischen Lebensberufe sich in ihren Mußestunden mit entschiedener Neigung gründlichen und umfassenden Studien auf wissenschaftlichem Gebiete aus reiner Freude an der Wissenschaft widmen. Diese Gattung von Schriftstellern ist in Deutschland leider äußerst selten; die Wissenschaft ist bei uns in so herkömmliche Formen gepaßt daß wir in ihren Bearbeitern fast immer entweder den Facultätsgenossen mit aller steifen Würde oder den etwas luftigen Dilettanten leicht wieder erkennen; Beispiele einer goldenen Mittelstraße sind bei uns ebenso selten als in Britannien wenigstens verhältnißmäßig häufig, und zu diesen letztern glaube ich auch John Dunlop und seine „History of fiction" rechnen zu dürfen; daher ihre mancherlei Schwächen, daher aber auch ihre bedeutenden Vorzüge. Zu den letztern rechne ich vor allen Dingen eine gewisse Art von Naivetät, die sich sowol im Inhalt als in der Form offenbart. Dunlop ist nirgend durch herkömmliche Urtheile und gelehrte Autoritäten beengt, sondern er gibt mit aller Unbefangenheit sein subjectives Urtheil ganz unverhohlen zum besten; und dabei ergeht er sich nicht vom gelehrten Dreifuße aus in wohlgesetzten Orakelsprüchen, sondern er spricht in dem Tone der in ihm gerade durch seinen Gegenstand angeschlagen wird. Ist er von dem ernsten Gehalt einer bedeutenden Dichtung ergriffen, so schämt er sich nicht diesen Ausdruck des eigenen Gefühls auch durch die eigenen Worte hindurchschimmern zu lassen; regt ihn aber ein ergötzlicher oder komischer Stoff zum Scherz oder zur heitern Ironie an, so scheut er sich nicht im mindesten selbst auf den entsprechenden Ton einzugehen. So wird man wol kaum ein anderes wissenschaftliches Werk finden, in dem der Verfasser sich erlaubt den eigenen Witz so vielfach auf Kosten des dargestellten Gegenstandes zu üben; es ist z. B. seiner kräftigen und gesunden Auffassungsweise die mittelalterliche Ritterromantik eine unaufhörliche Quelle großen Ergötzens, das er mit dem allernüchternsten Humor ausspricht, wie er z. B. von dem Graalskönige Pecheur gelegentlich äußert: „Er war, wie es scheint, nur durch seine Wunden am Leben erhalten worden, wie dies auch sonst bei manchen Leuten hinsichtlich der Gicht der Fall ist". Aehnliche Aeußerungen finden sich in Menge. Sind dergleichen Wendungen allerdings keine wissenschaftlichen Urtheile, so scheint es mir doch als ob sie der deutsche Herausgeber in seiner Vorrede zu sehr nur als Schwächen und Mängel Dunlop's ansieht; wenn sie auch wirklich hier und da einen launigen Einfall an die Stelle eines tiefer begründeten Urtheils setzen, so geben sie doch der ganzen Darstellung eine Frische, Wahrheit und Natürlichkeit, die auch kein geringer Vorzug ist. Bedenklicher ist freilich der Umstand daß Dunlop's ästhetische Urtheile weniger auf festen Principien als auf reinpersönlichem Belieben beruhen und deshalb vor einer ernstlichen Prüfung sehr häufig nicht zu bestehen vermögen. Wer möchte z. B. damit einverstanden sein, wenn S. 428 Pope's „Lockenraub" als das „geschmackvollste Gedicht in englischer Sprache" bezeichnet wird, oder wer möchte das oft wiederkehrende Urtheil theilen, daß Shakspeare seine Stoffe gewöhnlich in einer Weise umgestaltet habe, die denselben eher Eintrag thue als sie verbessere. Wenn aber Dunlop nach alle Dem in ästhetischen Dingen nur als ein sehr unsicherer Wegweiser gelten kann, so ist dies doch auch gerade nicht die Seite auf der man den Werth eines derartigen Werks vorzugsweise zu suchen berechtigt ist, noch macht er selbst hierauf besondere Ansprüche.

Weit wichtiger und tiefgreifender ist ein anderer Mangel an Dunlop's Arbeit, der nämlich daß er fast nirgend auf die ältesten Quellen und die eigentliche Heimat der Dichtwerke zurückgeht, die den Gegenstand seiner Darstellung bilden; doch auch hier ist ihm persönlich kaum ein Vorwurf zu machen; denn vor 40 Jahren hatte man noch kaum eine Ahnung von dem Wesen echter Volkspoesie, in welcher doch das ganze Märchen-, Sagen- und Romanwesen ursprünglich wurzelt und die mit den ältesten religiösen Vorstellungen und Ueberzeugungen auf das engste zusammenhängt. Da nun diese Quelle für Dunlop so gut wie nicht vorhanden ist, so sucht er wol die Entstehung der einzelnen literarischen Gattungen und Richtungen in allgemeinen Stimmungen auf, das einzelne Werk aber bleibt ihm doch zuletzt immer eine willkürliche Schöpfung Dessen der es zuerst niedergeschrieben hat; und diese einmal durchgehende Auffassung macht sich dann nicht blos bei den ältesten literarischen Anfängen geltend, sondern wirkt auch in der Darstellung späterer Entwickelungen nach, sodaß dieselben nicht, wie es der gegenwärtige Stand der Literaturgeschichte erheischt, als der nothwendige Ausdruck der jedesmaligen Gesammtbildung erscheinen, sondern als zufällige, ja fast mechanische Productionen des einzelnen Schriftstellers. Es ist dies indeß eben nicht die persönliche Anschauungsweise des Verfassers, sondern die Zeit in welcher er schrieb gab ihm zu einer andern keine Veranlassung. Als einen Beleg für das eben Gesagte führe ich namentlich an was über die Entstehung der Zauber- und Wundermärchen gesagt ist, welche einen wesentlichen Bestandtheil der ritterlichen Romantik bilden; hier, wo wir jetzt ganz vorzugsweise ein Zurückgehen auf den ältesten Volksglauben, auf den ursprünglichen Zusammenhang zwischen Religion und Dichtung, auf die früheste Art der Naturbetrachtung u. s. w. fodern, ist Dunlop kaum darüber hinausgekommen, ein durchaus mechanisches Aggregat subjectiver Einfälle unter der sehr allgemein gehaltenen Einwirkung gewisser Zeitrichtungen zu erkennen.

Daß Dunlop's Werk nicht den ganzen Umfang seiner Aufgabe erschöpft, daß er nicht alle namhaften Schöpfungen der Prosadichtung bespricht, das würde ihm nur Der zum Vorwurf machen können, der die Schwierigkeiten kennt welche er hier zu überwinden hatte. Wesentlicher freilich ist der Uebelstand gerade für uns Deutsche, daß Dunlop unsere Literatur so gut

wie gar nicht gekannt haben muß. Von altdeutschen Dichtungen wird ganz allein das „Annolied" (S. 184) in einer Weise erwähnt, welche beweist daß der Verfasser nur aus dritter Hand eine sehr unbestimmte Kenntniß von demselben hat; ebenso wird Lessing ein einziges mal durch Vermittelung der Frau von Staël erwähnt, außerdem Alxinger ein mal, F. L. von Stolberg ein mal, Z. Werner ein mal, Wieland zwei mal, wobei auf Sotheby's englische Uebersetzung des „Oberon" ausdrücklich Bezug genommen wird; Goethe's Name endlich wird ein mal genannt, aber dabei sein „Faust" offenbar entweder mit dem alten Volksbuch oder dem von Klinger verwechselt. Nur mit Luther's Schriften scheint Dunlop näher bekannt gewesen zu sein, denn wiederholt werden seine „Tischreden" erwähnt, ein mal auch eine seiner lateinischen exegetischen Schriften. Dies ist, da man des Jesuiten Athanasius Kirchner „Mundus subterraneus" kaum zur deutschen Literatur rechnen kann, Alles was Dunlop von deutscher Literatur kennt, während man doch nach den neuern Forschungen das gänzliche Stillschweigen über die alten deutschen Volksbücher und Romane nicht blos als eine einzelnstehende Lücke betrachten kann, sondern damit für die ganze Entwickelung der Prosadichtung ein vielfach wesentliches Mittelglied fehlt.

Dem was ich bisher wenigstens theilweise als mangelhaft an Dunlop's Arbeit bezeichnet habe, stehen vielfache und große Vorzüge gegenüber. Nächst der Unbefangenheit seiner Urtheile und dem gewissenhaften Sammelfleiße, dem auf so schwierigem Gebiete verhältnißmäßig wenige und wenig bedeutende Irrthümer begegnen, halte ich es für eine wahre Tugend des Buchs daß es nicht blos über die literarischen Productionen spricht die in sein Gebiet fallen, sondern daß es den stofflichen Gehalt derselben durchweg in kurzen und knappen, aber doch vollkommen ausreichenden Inhaltserzählungen wiedergibt. Wenn man erlebt hat wie man bei der Durcharbeitung literarhistorischer Werke von unbestreitbarem Verdienste oft deshalb geradezu im Dunkeln tappt, weil sie den Inhalt der seltensten und unzugänglichsten Schriftwerke ohne weiteres als bekannt voraussetzen, der wird diese Seite von Dunlop's Fleiß doppelt zu schätzen wissen; enthält sie doch zugleich das einzige Gegengift gegen einseitige und schiefe Urtheile des Verfassers, denen man bei der entgegengesetzten Verfahrungsweise oft genug unrettbar preisgegeben ist.

Eine besondere Schwierigkeit hatte Dunlop bei seiner Arbeit deshalb zu überwinden, weil er nur eine Geschichte der Prosadichtung geben wollte. Da sich diese aber fast bei allen Völkern aus der Dichtuug in gebundener Rede entwickelt, so mußte hier die Darstellung der ersten Anfänge auf doppelte Schwierigkeiten stoßen, und der Verfasser hat jedenfalls das angemessenste Verfahren eingeschlagen, wenn er sich durch den Titel seines Buchs nicht unbedingt hat abhalten lassen, hier und da auch die unumgänglichen Seitenblicke auf metrische Dichtungen zu thun; ja man wird ihm hier eher zu große Enthaltsamkeit als ein Uebermaß vorwerfen können.

Da es an dieser Stelle unmöglich sein würde den ganzen reichen Inhalt des massenhaften Buchs zu besprechen, da auch eingehende Bemerkungen über streitige Einzelheiten besser für andere Gelegenheiten aufgespart werden, so gebe ich nur noch eine allgemeine Uebersicht über den gesammten, in 14 Capitel vertheilten Stoff und seine Anordnung, und bemerke dabei zugleich daß eine fortlaufende, wirklich genußreiche Lecture des Buchs für solche Leser, denen es um gelehrte Nach- und Beweise nicht zu thun ist, dadurch ermöglicht ist daß alle Anführungen, die meisten Büchertitel und ähnliches Beiwerk aus dem Text ausgeschieden und in die hinten angedruckten Anmerkungen verwiesen sind.

Nach kurzer Einleitung geht Dunlop sofort an die Sache selbst: ohne sich an dieser Stelle mit orientalischer Urpoesie aufzuhalten, beginnt er mit den griechischen Romanschreibern, den sogenannten Erotikern; daß er die weit ältern Logographen mit Stillschweigen übergeht, ist schon dadurch gerechtfertigt daß diese keine Dichtung zu liefern beabsichtigten; eher hätten hier Paläphatus und andere Erzähler von Wundergeschichten angezogen werden sollen, von denen nur der Erstere weit später (S. 405) eine gelegentliche Erwähnung erfährt. Es folgt im zweiten Capitel der erste Anbau des Romans in Italien, der freilich bei den nüchternen Römern ebenso beschränkt blieb als er in spätern Jahrhunderten auf demselben Boden sich zur üppigsten Blüte entfaltete. Die echte Heimat der Prosadichtung betritt denn Dunlop auch erst mit dem dritten Capitel, mit welchem er zu der mittelalterlichen Ritterromantik übergeht. Er eröffnet diesen Abschnitt mit einer ausführlichen Untersuchung über die Entstehung dieser „wundervollen Märchenwelt". Fehlt ihm hier auch, wie schon oben erwähnt, vielfach die rechte positive Grundlage, ist seine Auffassung eine mehr oder weniger mechanische, so ist doch der consequente Gedankengang und die Klarheit seiner Auseinandersetzung von nicht geringem Werth und übertrifft entschieden alle Phantastereien die das Romantische auch in romantischem Stile erklären wollen; es kommt hierzu eine sehr umfassende Kenntniß der zu Dunlop's Zeit zugänglichen literarischen Erzeugnisse, soweit sie dem altbritischen und altfranzösischen Kreise angehören, sodaß die verschiedenen Verzweigungen der Sagen von Merlin, dem heiligen Graal, Arthur und der Tafelrunde nebst verwandten Sagenstoffen in klarster Uebersichtlichkeit hervortreten; nur die Naturwüchsigkeit und Unwillkürlichkeit mit der sich diese Sagen weiter bildeten ist nicht erfaßt. Ganz das Gleiche gilt von dem vierten Capitel welches im engsten Anschluß an das vorhergehende den Sagenkreis von Karl dem Großen behandelt. Es folgen im fünften Capitel die spanischen Ritterbücher, an ihrer Spitze Amadis von Gallien. Da hier die willkürliche und absichtliche Erfindung und Zusammensetzung von Seiten der einzelnen Dichter sich merklich steigert, tritt des Verfassers ganze Anschauung des literarischen Lebens weit berechtigter hervor; man fühlt festern Boden unter den Füßen und überläßt sich der Darstellung mit steigendem Vertrauen zu ihrer Richtigkeit. Nachdem im sechsten Capitel die mittelalterlichen Umgestaltungen antiker Sagenstoffe schon deshalb ziemlich kurz besprochen sind, weil hier die metrischen Bearbeitungen durchaus vorherrschen, gelangt der Verfasser mit dem siebenten Capitel an die Stoffe denen er eine besondere Vorliebe gewidmet zu haben scheint, zu der italienischen Novellistik; mit ihr und ihren französischen Nachahmern sind zwei höchst anziehende Capitel angefüllt. Die interessanteste Erscheinung auf diesem Gebiete ist für den Literarhistoriker wol ohne Zweifel einerseits die wunderbare Wiederkehr derselben Stoffe an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten, andererseits die kleinen Umgestaltungen, Zusätze und Fortsetzungen die ein und derselbe Stoff je nach Zeit und Ort erfahren hat. Es offenbaren sich hier geistige Bindeglieder zwischen dem Morgen- und dem Abendland, zwischen germanischen und romanischen Stämmen, denen im Einzelnen nachzuspüren einen um so größern Reiz hat, je schwieriger hier der Nachweis äußerer Ueberlieferung ist. Für die eigentliche Lösung der letzten Fragen, auf welche man bei dieser Erforschung geistigen Völkerverkehrs oder ursprünglich gemeinsamen literarischen Eigenthums stößt, hat Dunlop allerdings nach seiner Art nicht viel geleistet, aber er hat ein äußerst reiches Material nicht nur zusammengestellt, sondern auch durch die Art der Zusammenstellung die Verarbeitung desselben wesentlich erleichtert. Außerdem beginnt hier eine Rücksicht mehr hervorzutreten, die der Verfasser in den frühern Abschnitten nicht ganz ausreichend beachtet hat, die auf den jedesmaligen sittlichen und geistigen Bildungszustand der Völker, deren Hervorbringungen er gerade betrachtet. Das neunte Capitel behandelt in gleicher Weise den geistlichen, das zehnte den komischen, satirischen und politischen Roman in Frankreich, Italien, Spanien und Britannien. Zu ganz neuen Gegensätzen gegen das absterbende Ritterthum und seine Wunderwelt führt das elfte Capitel, welches den Schäferroman zum Gegenstand hat, und das zwölfte „Der heroische Roman" über.

bestehen die ältesten Prosadichtungen fast nur in einer Aneinanderreihung wunderbarer Thatsachen und Abenteuer ohne merkliches und tiefes Eingehen auf innere Seelenzustände, so gestaltet sich das im Laufe des Mittelalters dahin um daß neben den äußern Erlebnissen der handelnden Personen auch ihre Stimmungen und Leidenschaften Gegenstand der Darstellung werden und die erstern häufig nur als symbolische Umhüllungen der letztern erscheinen. Jemehr wir uns der Neuzeit nähern, destomehr wird die Darstellung des innern Lebens zur Hauptsache, und ungewöhnliche äußere Erlebnisse werden nur deshalb ersonnen und zusammengestellt, um unter ihrem Einflusse die Charaktere sich in einer Weise entwickeln und äußern zu lassen, zu welcher der gewöhnliche Verlauf der Dinge keine Gelegenheit geboten hätte. Ein bedeutender Unterschied waltet dabei aber doch zu verschiedenen Zeiten ob: während jetzt der gebildete Geschmack verlangt daß die Erfindung des äußerlichen Romanstoffs sich der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit möglichst nahe halte, daß die einzelnen Charaktere sich unter Umständen entwickeln und bewähren, in die allenfalls auch jeder Leser einmal verflochten werden könnte, so gab es dagegen auch Zeiten, wo man in der Gestaltung romanhafter Erzählungen der Phantasie möglichst den Zügel schießen ließ in der Annahme daß außerordentliche Gefühle und Gesinnungen auch nur unter außergewöhnlichen äußern Verhältnissen zum Vorschein kommen könnten. Befördert wurde diese Neigung zu den buntesten Spielen einer unbegrenzten Phantasie im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts durch den ganzen Bildungsstand der höhern Volksclassen, und so nimmt denn in dieser Zeit zuerst der französische Roman eine ganz neue Richtung, zu deren Darstellung Dunlop im dreizehnten Capitel übergeht; es ist dies die Zeit, wo der Stoff zu Romanen theils unter allerhand Umhüllungen der delicaten Hofgeschichte europäischer Regentenfamilien entlehnt, theils in wunderbare Fernen, nach Peru, nach China u. s. w. verlegt wurde. Aber immer war doch hier durch das menschlich Mögliche eine Grenze gezogen, welche die Phantasie mehr beschränkte als es jener Zeit gefiel; so that denn Giambattista Basile 1637 den ersten Schritt in die Feenwelt, welche bald auf maßlose Weise ausgeplündert wurde. An dieser Stelle nimmt denn auch Dunlop erst Veranlassung die orientalischen Märchenschöpfungen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, denen er eine selbständige Besprechung an der Stelle, wohin sie die Zeit ihrer Entstehung gewiesen haben würde, nicht gewidmet hat, weil er sie eben nicht an sich, sondern nur als Quelle und Vorbild europäischer Nachbildungen behandelt. Von langer Dauer jedoch konnte ein solcher Geschmack am Fabelhaften und Unnatürlichen nicht sein; es folgte ihm vielmehr durch einen ganz natürlichen Rückschlag das Verlangen nach möglichst einfachen und naturwahren Darstellungen. Und hier sind es vorzugsweise die Engländer, unter denen die neue Richtung, der sogenannte Sittenroman, ein Abbild der Wirklichkeit, sich zuerst durch meisterhafte Werke dieser Art Bahn brach. Mit der Geschichte des englischen Romans seit den Zeiten der Königin Elisabeth beschäftigt sich das letzte, vierzehnte Capitel. Dunlop faßt sich bei der Darstellung der neuern Zeit weit kürzer als bei der des Mittelalters, theils weil hier eine allgemeine Bekanntschaft mit den Hauptwerken vorauszusetzen sei, theils weil eine Analyse von Werken, in denen eben nicht das Außenwerk, sondern die schrittweise Entwickelung von Seelenzuständen das Anziehendste ist, in dem engen gegebenen Raume nicht ausführbar erscheine. Muß man auch die Richtigkeit beider Gründe zugestehen, so ist es doch zu beklagen daß Schriftsteller wie Richardson, Fielding, Smollett, Swift eigentlich nur flüchtig überblickt werden, zumal Dunlop gerade zu ihrer treffenden Würdigung ganz besonders befähigt gewesen sein dürfte; ganz unerwähnt bleibt auffallenderweise Goldsmith's „Landprediger von Wakefield".

Vorstehende Uebersicht möge hinreichen, um von dem umfassenden und übersichtlichen Inhalte des Werks eine ungefähre Vorstellung zu geben. Es erübrigt nun noch von der Aufgabe die sich der deutsche Bearbeiter gestellt, und der Art wie er sie ausgeführt hat ein Wort zu sagen. Nach Dem was ich im Eingange über die Beschaffenheit von Dunlop's Werk im Allgemeinen bemerkt habe, wäre es jedenfalls das Zweckmäßigste und Wünschenswertheste gewesen, wenn Liebrecht statt einer Uebersetzung mit vereinzelten Zusätzen und Berichtigungen eine durchgreifende und selbständige Umarbeitung des Originals unternommen hätte. Nicht die fehlende Einsicht daß dies das passendste Verfahren gewesen sein würde, hat ihn daran verhindert, sondern die Unmöglichkeit der Ausführung, da „ihm an seinem jetzigen Aufenthaltsorte alle und jede Hülfsmittel zu einer so umfassenden Unternehmung fehlen" (S. VI), eine Klage die mehrfach in specieller Anwendung auf bestimmte Fragen wiederkehrt. Dagegen zeigt der Thatbestand auch ohne ausdrückliche Erwähnung daß Liebrecht statt der vermißten literarischen Hülfsmittel außerordentlich reiche und genaue Collectaneen zur Hand sein müssen, aus denen er einerseits zahlreiche Berichtigungen und Vervollständigungen in den Text selbst hineingearbeitet, namentlich aber die nachweisenden und kurz begründenden Anmerkungen in dem Maße vermehrt hat daß von den 80 Seiten die sie mit den Nachträgen einnehmen, gewiß drei Viertheile Eigenthum des Uebersetzers sind. Dies Verdienst aber ist umsomehr hervorzuheben, je unscheinbarer seine Außenseite, je gewichtiger sein Gehalt ist; denn durch diese Anmerkungen ist Das in der That geleistet worden was noch möglich war, nachdem Liebrecht auf eine vollständige Umarbeitung verzichtet hatte. Sie bieten neben dem fortlaufenden Text ein überaus reichhaltiges kritisches Repertorium über die gesammte Literatur der Prosadichtung, indem nicht nur die literarischen Nachweisungen bis auf die Gegenwart verzeichnet, sondern auch selbständige kritische Forschungen in aller Kürze angedeutet sind, bei denen man nur die weitere Ausführung oft sehr ungern vermißt. Daß bei einer so mühsamen Arbeit einzelne Verstöße mit unterlaufen ist natürlich und es wäre unrecht Liebrecht daraus einen besondern Vorwurf machen zu wollen, bei der vielen und reichen Belehrung die der Unterzeichnete und gewiß Jeder ihm verdankt, der die Mühe einer eingehenden Beschäftigung mit Dem was derselbe zu Dunlop's Arbeit hinzugethan, nicht verschmäht. Gewiß noch reicher würde diese Belehrung ausfallen und vielleicht bequemer benutzt werden können, wenn es Liebrecht recht bald möglich werden sollte seine umfassende Gelehrsamkeit in selbständigen Arbeiten zu bethätigen.

W. A. Passow.

Zur Regierungsgeschichte Friedrich's VI., Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, Holstein und Lauenburg. Nach den dänischen Vorlagen von H. P. Giessing umgearbeitet von G. F. von Jenssen-Tusch. Zwei Theile. Kiel, Schröder und Comp. 1851—52. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die hier gelieferten 890 enggedruckten Seiten bilden ohne Zweifel das umfangreichste Werk welches jemals der deutschen Lesewelt über einen dänischen Fürsten dargeboten worden ist. Allerdings handelt es sich hier nicht um eine unbedeutende, kurze Regierung und es kommt nicht blos das kleine Dänemark in Betracht; vielmehr hat Friedrich VI. 55 Jahre hindurch regiert, und in seine Geschichte greifen vielfach die gewaltigen Ereignisse ein welche Europa seit der Französischen Revolution erschüttert haben. Auch abgesehen hiervon zeigt die dänische Geschichte in den frühern Lebensjahren dieses Königs sehr interessante Seiten — z. B. Struensee's Glück und tragisches Ende, die Intriguen gegen die unglückliche Königin Karoline Mathilde, die Palastrevolution vom 14. April 1784, die Aufhebung der Leibeigenschaft, den Zustand der Presse in Dänemark —, sodaß von dem Fürsten, unter dessen Regierung eine solche Menge von merkwürdigen Dingen vorgekommen, wol Manches zu erzählen ist was einen größern Leserkreis zu fesseln vermag. Nur

wird es darauf ankommen, in welcher Weise erzählt wird, und vorzüglich darauf daß der Stoff in bequemer Uebersicht vorgeführt wird, um nicht durch seine Massenhaftigkeit abzuschrecken. Die in letzterer Beziehung zu machenden Ansprüche werden durch das vorliegende Werk nicht befriedigt; wir vermissen in ihm das Zusammenfassen des Zusammengehörigen, die wohlberechnete Gruppirung, welche ein historisches Kunstwerk von einer Chronik unterscheidet. So z. B. folgen in Einem Capitel hintereinander Nachrichten über Staatsschulden, Krankenladen der Handwerkerinnungen, das Bergwerkseminar, die Vermählung der Kronprinzessin, die Creditkasse, den isländischen Handel, die kopenhagener Universität, die Aufhebung des Schollbandes, die russische Allianz und den Krieg mit Schweden u. s. w. Es ist wie eine amerikanische Table d'hôte, auf welcher sämmtliche Gerichte, Brateft, Chocolade, Käse, Salat, Kartoffeln, Suppe, Apfeltorte, Schinken — Alles auf einmal erscheint und von hungerigen und höchst eilfertigen Gästen verschlungen wird, ohne den behaglichen Genuß der Tafelfreuden zu gewähren. Ein solcher Uebelstand ist sehr erheblich bei einer Schrift welche nach dem Vorworte des Verfassers „nicht dem eigentlichen Geschichtsforscher, sondern den gebildeten Lesern überhaupt" gewidmet sein soll; er ist umsomehr zu bedauern, als hier ein so reiches und anziehendes Material vorhanden ist, aus dem sich ein gutes, auch in weitern Kreisen ansprechendes Geschichtsbuch hätte machen lassen. Wenn wir nicht umhinkonnten diesen Fehler zu rügen, so sind wir doch weit entfernt dem Verfasser alles Verdienst abzusprechen. Er hat nicht nur mit redlichem Fleiß eine Menge Bausteine zusammengetragen, aus denen ein geschickter Architekt ein schönes Gebäude errichten kann: auch in seinen Urtheilen über die Personen und Thatsachen bekundet sich überall eine edle und männliche Gesinnung, ein richtiger und ungetrübter Blick, und es leidet keinen Zweifel daß der Verfasser von dem ernsten Bestreben durchdrungen gewesen ist, durch sein Werk die geschichtliche Wahrheit zu fördern.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier auf die lange Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich's VI. näher einzugehen; wir beschränken uns darauf, zwei bemerkenswerthe und weniger bekannte Gegenstände aus derselben herauszuheben, nämlich die eigenthümliche Erziehungsweise Friedrich's in seinen ersten Kinderjahren und den an das mittelalterliche Faustrecht erinnernden Kampf, durch welchen er sich die Regierungsgewalt aneignete.

Die Zeit in welcher Friedrich VI. geboren wurde hatte in allen Lebensrichtungen neue Keime getrieben und das welke Laub der Vorurtheile fiel Blatt auf Blatt; Voltaire's Esprit durchwehte die höhern Regionen und Rousseau's Erziehungsprincipien hatten schon vielfach Eingang gefunden. Diese letztern wurden in ziemlich grober Form auch bei dem Kinde welches einst den dänischen Thron besteigen sollte in Anwendung gebracht. Seine physische Erziehung leitete Struensee; was er in dieser Beziehung gethan, wurde ihm später als Hochverrath angerechnet und trug mit dazu bei ihn aufs Schaffot zu bringen. Im peinlichen Verhör sprach sich Struensee folgendermaßen über die von ihm bei der Erziehung des drei- oder vierjährigen Kronprinzen befolgten Maximen aus:

„Der Prinz war von schwacher Leibesconstitution, hatte Ansatz zur sogenannten Englischen Krankheit, war oft eigensinnig, schrie viel, wollte nicht gehen, sondern immer getragen werden, hing sich an gewisse Personen, mochte nicht allein spielen, und es mußte vor ihm gelärmt, gesungen oder getanzt werden, während ihm dabei eine gewisse Furcht vor der Königin beigebracht worden war, indem man ihm damit drohte, Mama werde kommen, wenn er nicht artig sein wollte. Zur Unterdrückung aller dieser übeln Dinge wurden daher folgende Gegenmittel angewandt. Se. königliche Hoheit erhielt nur einfache Nahrungsmittel: Gemüse, Brot, Reis, Milch, Wasser, dann auch Kartoffeln, und zwar Alles kalt. Anfangs wurde der Prinz zwei bis drei mal wöchentlich in kaltem Wasser gebadet, was zur Folge hatte daß er zuletzt von selbst ins kalte Bad stieg. In den beiden letzten Wintern hielt er sich in einem kalten Zimmer auf, wenn er nicht eben bei der Königin war. Daneben trug er leichte Kleidung und ging vorigen Winter meistens ohne Schuhe und Strümpfe. Ihm war Alles erlaubt was er mittels eigener Kräfte erreichen und ausführen konnte; wenn er aber nach etwas schrie oder auf eigensinnige Weise verlangte was nicht zu seinen Bedürfnissen gehörte, so bekam er es deshalb nicht, wurde jedoch weder dafür bestraft, zurechtgewiesen, bedroht noch getröstet, um ihn zum Schweigen zu bringen oder auch blos zu beruhigen. Fiel er, so mußte er selbst wieder aufstehen, ohne daß man sich darüber erschrocken zeigte oder ihm überhaupt deshalb etwas sagte. Der junge Prinz hatte nur einen Spielkameraden; es ward zwischen Beiden kein Unterschied gemacht, und beim An- und Auskleiden mußten sie sich gegenseitig Hülfe leisten. Sie kletterten, machten entzwei und thaten was sie wollten, nur entfernte man Alles von ihnen womit sie sich beschädigen konnten. Meistens ließ man sie allein, oft selbst im Dunkeln. Verletzte sich einer von ihnen, so bedauerte man ihn nicht, und wurden die Beiden uneinig, mußten sie sich von selbst wieder vertragen, während es der Dienerschaft untersagt war sich in Gespräche mit ihnen einzulassen oder mit ihnen zu spielen."

Eine solche Behandlungsweise mag bei kleinen Prinzen nicht oft vorgekommen sein, nicht einmal bei Kindern des Mittelstandes; indeß waren die Resultate nicht schlecht. Struensee sagt darüber in seinem Verhöre:

„Die Folgen dieser Erziehungsmethode sind gewesen daß die Leibesbeschaffenheit des Prinzen so gut und stark geworden, als es seiner Natur nach erwartet werden konnte. Se. königliche Hoheit der Kronprinz ist seitdem, einige geringe Unpäßlichkeiten ausgenommen, nicht krank gewesen; er hat die Inoculation der Blattern mit Leichtigkeit überstanden; er kennt den Gebrauch seiner Gliedmaßen wie es seinem Alter angemessen; er kleidet sich selbst an, kann die Treppen ohne Hülfe hinauf- und hinabsteigen und weiß sich vor Zuschadenkommen in Acht zu nehmen. Er weiß auch Nichts von der Aengstlichkeit welche aus zu häufigen Warnungen entsteht, scheut und fürchtet sich nicht vor Menschen und ist weder eigenwillig noch verwöhnt."

Daß jene rauhe Abhärtung nicht verderblich gewirkt hat, wird durch die Thatsache glaubhaft, daß jener schwächliche, mit skrophulösen Anlagen behaftete Prinz 72 Jahre alt geworden und in seinem Leben wenig krank gewesen ist. Auch mag eben diese spartanische Erziehung des Kindes den Grund zu der Festigkeit und Willenskraft die sich später bei dem Jünglinge zeigten gelegt haben. Kaum 16 Jahre alt wußte er sich durch kluges und entschlossenes Handeln des Staatsruders, welches bisher in den Händen der verwitweten Königin Juliane Marie und ihres Sohnes erster Ehe gewesen war, zu bemächtigen. Es ging dabei nicht ohne eine förmliche Balgerei ab. Als diese Palastrevolution im besten Gange war und Christian VII. bereits die von seinem Sohne Friedrich ihm vorgelegten Verfügungen über die Regierungsveränderung unterschrieben hatte, wollte der Halbbruder des geisteskranken und willenlosen Königs diesen mit sich fortführen, um ihn zur Königin zu bringen und dergestalt Friedrich's Plan zu vereiteln. Dieser Letztere sprang aber hinzu, ergriff den König bei der andern Hand und bat ihn eindringlich, wieder in seine Gemächer zurückzukehren und überzeugt zu sein daß Nichts unternommen werden sollte, das nicht mit seinem, des Königs Willen und dem Wohl seiner Unterthanen übereinstimmte. Als nun der König mehr Neigung verrieth wieder umzukehren, wie ihn sein Sohn gebeten hatte, als mit dem Halbbruder weiter zu gehen, so brachte dies den Letztern so ganz außer Fassung daß er den Kronprinzen am Kragen ergriff und den König mit Gewalt von ihm loszureißen sich anstrengte. Aber der junge Prinz hielt des Vaters Hand so fest, und brauchte die andere freie Hand so geschickt gegen den Angreifer, daß der Oheim sich bald genöthigt sah, von seinen handgreiflichen Versuchen auf den Neffen abzustehen. Kurz aus diesem körperlichen Kampfe um die Person des armen Königs ging Friedrich als Sieger hervor, und sein Oheim sah

sich nach dem andern Ende des Saals geschleudert, ohne selbst zu wissen wie ihm dabei geschehen war. Uebrigens bewies der Kronprinz bei diesem Ringen eine umsichtige Ueberlegung; denn kaum war es ihm gelungen, sich von seinem erbitterten Oheim loszumachen, als er auch sogleich in die Tasche griff, die vom Könige zur Auflösung des bisherigen Cabinets unterzeichneten Befehle hervorzog und sie an seinen neben ihm stehenden Freund Bülow zur sichern Hut übergab, damit sein Gegner nicht Gelegenheit fände, diese Papiere auf welchen Alles beruhte ihm zu entreißen. Seitdem die Verfeinerung der Sitten ihren Einfluß auf das Hofleben übt und nur noch die Waffen des Geistes in den königlichen Sälen geschwungen werden, ist dies wol der einzige Fall, in welchem zur Entscheidung über den streitigen Besitz der Regierungsgewalt fürstliche Personen sich im eigentlichen Sinne des Worts beim Kragen gefaßt und gleich andern sterblichen Menschen handgemein geworden sind.

Unter solchen Umständen gelangte Friedrich VI. zur Herrschaft. Daß er derselben nicht unwürdig war, hat er auch unter den schwersten Schlägen des Schicksals bewiesen. Zwar hat er als Politiker bedeutende Fehler gemacht, jedoch als Landesvater gehört er zu den besten welche auf einem Throne gesessen haben. Recht und Gesetz waren unter ihm in höchstem Ansehen; einer wenig beschränkten Presse war es gestattet, jeden Misbrauch amtlicher Gewalt ans Tageslicht zu ziehen. Eifrig sorgte Friedrich VI. für das höhere Unterrichtswesen und die Volksbildung. Die Kirche war unter ihm ein Haus der Gottesverehrung ohne jeglichen Zwang. „Denn", sagte der König zu einem englischen Reisenden, welcher ihm über den Volksunterricht und die in Dänemark verbreitete Aufklärung eine Eloge machte, „ich hoffe daß die Fähigkeit des Volks selbst eine Einsicht zu haben, es am besten vor den Irrthümern bewahren werde, die Verdummung und religiöser Fanatismus erzeugen." Von hellem Verstande, schneller Auffassung und staunenswerthem Gedächtnisse, war es zu bedauern daß diesem Fürsten nicht ein besserer Unterricht in der Jugend zutheil geworden war. Nichtsdestoweniger hatte er Sinn für alles Wissenschaftliche und ganz besonders für geschichtliche Sachen. Mäßig in allen Lebensgenüssen, bewahrte er bis zum Abend seiner Tage eine gute Gesundheit, die ihm Kraft zu anhaltender Thätigkeit verlieh, wie sie wol wenige Fürsten besitzen. Mit der Zeit geizend, war er kurz in seinen Antworten, oft bis zu einem Anstrich von Härte, doch trat augenblicklich die nie verleugnete Güte seines Herzens aus seinen Blicken und Worten hervor, wenn sein Mitgefühl angeregt wurde. Täglich stand der Zutritt zum Könige Jedermann offen, und wie in Kopenhagen überall der letzte Trost das „Gaa' til Kongen!" war, so herrschte dieses Vertrauen zu der Person des Königs zuletzt auch im ganzen Reiche, wo sich Jeder der mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, die er nicht zu beseitigen vermochte, auf den Weg zum König machte, um eine mögliche Hülfe von dem Landesherrn zu erbitten, der auf alle Klagen hörte und Jedem zugänglich war. Prunk und Ostentation waren Friedrich VI. zuwider, ohne daß er darum der königlichen Würde etwas vergab. Der Umgang unter den Mitgliedern seines Hauses war der einer jeden gebildeten Familie; Vater und Mutter nannten die Kinder die königlichen Aeltern, nicht blos im Familienkreise, sondern auch in hohen Cirkeln vor aller Welt. Die Tochter am Arm war Friedrich VI. schon als Kronprinz und Regent in den Straßen Kopenhagens umhergegangen, und wenn er auf seinen vielen Reisen im Lande die Schulen, Gefängnisse, Krankenhäuser u. s. w. besuchte, war er stets dabei so dicht vom Volk umgeben daß es oft schwer war, den König aus dem Haufen herauszufinden. Mit einem Wort: Friedrich VI. war ein volksthümlicher König und er hatte eine ungetheilte Liebe zu seinem Volke. 27.

Romanliteratur.

1. Eine Schriftstellerin. Roman von Wilhelmine von Gehren. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die junge, schöne, hochgeborene Schriftstellerin Johanna haßt und verachtet die Männer und ihre Schriften athmen diese Männerverachtung. Ein Mann, ein Rittmeister von Blumenau, bekehrt sie, sie liebt ihn und will sich ihm verloben; da trifft ihn ein Verdacht der Untreue, ihre alten Ansichten von Männerunwerth erwachen, sie hört nicht auf Blumenau's Rechtfertigung und weist ihn von sich. Johanna, des Ministers Tochter, in glänzenden Verhältnissen geboren und erzogen, verliert Vater und Mutter und steht allein, ohne Vermögen. Sie wird in Venedig Theaterdichterin, Schauspielerin. Aus den wiener Hof- und Aristokratenkreisen tritt sie unter italienische Schauspieler ins öffentliche Leben ein und bewegt sich in deren Gesellschaft. Sie wird geliebt, erregt Eifersucht, wird verfolgt. Italienische Charaktere machen sich geltend in südlicher Leidenschaftlichkeit, italienische Zustände werden geschildert. Zuletzt findet sie der Oberst von Blumenau wieder und auf einer Gondel bei Sturmesgefahr erklärt sie ihm ihre Liebe, da sie längst schon geahnt daß die seine nicht erloschen. Wir konnten nur geringes Interesse dieser modernen Corinna zuwenden; es fehlt ihr Natur und Wahrheit, wie allen Gestalten des vorliegenden Romans.

2. Erzählungen von Emma von Niendorf. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Verfasserin gibt in der vorliegenden Sammlung die am Wege gepflückten Blumen, untermischt mit den Blüten ihres Geistes. Es sind anmuthige Novellen in schöner Sprache mitgetheilt. Jedes Wort, jeder Satz ist geprüft und gefeilt, und man begegnet dem Wohllaut der Sprache sowie dem des Stoffs. Letzterer ist stets gut gewählt, mit treuer Naturschilderung bereichert, mit Charakteren die Wohlwollen und Menschenliebe hervorrief. Die Novellen sind meist angeknüpft an eine bekannte Stätte oder an eine bekannte Mähr. Sie sind fesselnd und befriedigend. Sehr rührend sind „Die zwei Nonnen in Lichtenthal". Die ganze Sammlung von Erzählungen möchte sich zum Vorlesen in Familien eignen.

3. Anton Gregor. Eine Erzählung von Th. König. Zwei Theile. Leipzig, H. Schulze. 1853. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Bauer läßt seinen Sohn studiren, damit derselbe Bauer bleibe. Es werden in dem vorliegenden Buche die Vortheile und die Nachtheile des Bauernstandes hervorgehoben und Mittel angegeben wie man letztere verringern, erstere vermehren kann. Eine größere Bildung wird für den Bauer als nothwendig erachtet und man hofft eine solche von der künftigen Zeit. Der vorliegende Roman ist keine eigentliche Dorfgeschichte. Der Autor scheint die Bauern nur von weitem zu kennen, er scheint nicht mit und unter ihnen gelebt zu haben. Was eine auf Beobachtung gegründete Theorie leisten kann, hat er geleistet, und der Leser wird einsehen, wie gut es wäre wenn alle Bauern gebildet sein könnten. Man müßte ihnen nur die rechte Bildung wünschen die keine Arbeit scheut, und nicht jene halbe Bildung die sich der schweren Arbeit schämt. Referent fürchtet daß leicht auf diesem Wege die Hände zur Feldarbeit mangeln könnten; er hat überhaupt Manches einzuwenden gegen die Phantasie des Autors welcher die handelnden Personen schuf. Gute und böse Charaktere sind sehr grell dargestellt, an letztern wird nichts Gutes gelassen, an erstern kein Fehler gerügt. Die Herzen der beiden Jungfrauen fangen schnell Funken und wechseln auch ziemlich rasch deren Gegenstände. Obgleich Referent nun nicht mit den Hauptzügen des Romans einverstanden ist, so erkennt er darin doch einige meisterhaft geschilderte Scenen an, und die Gruppe des alten Graßvaters mit seiner Enkelin Klara nebst den Dienern Jonathan und Susanne ist voll Humor und Lebensfrische.

Die Repräsentativregierung Englands unter Georg III.

History of England, by Lord *Mahon*. London 1851. — The Grenville papers. London 1852. — Memoirs of the marquis of Rockingham and his contemporanies, by G. Earl of *Albemarle*. London 1852.

Georg III. war seit funfzig Jahren der erste König der geborener Engländer war. Georg I. und II. hatten England mehr als eine zeitweilige Eroberung betrachtet denn als ihr Königreich. Beide waren nur Kurfürsten von Hanover und kümmerten sich um die englische Regierung so gut wie gar nicht. Georg I. hatte sogar zwei alte und häßliche Hanoveranerinnen zu Maitressen, drei Deutsche bildeten seinen Geheimrath und zwei Türken waren seine einzigen Diener. Die Regierung überließ er Walpole, mit dem er nur dann und wann kurze Gespräche hatte. Dem Cabinetsrath konnte er nicht beiwohnen, weil er nicht genug Englisch verstand. Nebenbei hatte er sich mit seinem Sohne fürchterlich überworfen.

Georg II. war ein wenig besser als sein Vater. Auch er hatte indeß eine häßliche Maitresse, die Gräfin von Yarmouth, welche allmächtig war, sodaß selbst Pitt, als er 1756 ins Cabinet trat, bei ihr vorsprechen mußte. Sein Haß gegen seinen Sohn Friedrich, mit dem er sich völlig entzweit hatte, war noch heftiger als der seines Vaters gegen ihn selbst. Der Prinz bildete in seinem Palast Leicester-House den Mittelpunkt der Opposition und schickte die abscheulichsten Pamphlete gegen seinen Vater in die Welt. Er starb indeß frühzeitig und sein Sohn Georg III. folgte seinem Großvater Georg II. Georg III. wollte zuerst nicht blos König sein, sondern auch regieren.

Seit der Vertreibung der Stuarts hatten die Whigs unumschränkt regiert; sie waren keine bloße Partei, sondern die compacte Masse der Intelligenz, des Protestantismus, der Freiheitsliebenden, der Industriellen, der Handelswelt und des größten Theils der Aristokratie. Die Gegner derselben waren bloße Factionen. Walpole mußte nach einem zwanzigjährigen Ministerium nicht vor seinen Feinden weichen, sondern vor seinen Nebenbuhlern unter den Whigs. Pelham und der Lord-Kanzler Hardwicke nahmen eigentlich nur sein Werk wieder auf und in ihr Ministerium trat 1756 Pitt ein, so sehr Georg II. auch sich dem widersetzt hatte. Als Georg III. 1760 den Thron bestieg, war daher die Partei der Whigs noch immer mächtig und am Ruder.

Georg III. hatte wie schon gesagt den Entschluß gefaßt, dieser Bevormundung durch die Whigs sich zu entziehen und nicht blos König zu sein, sondern auch zu regieren. Den Gedanken, ein freieres und thätiger in das Staatsleben eingreifendes Königthum zu schaffen, war zuerst von Bolingbroke angeregt worden in seinem Pamphlet: „Idea of a patriot king." Der Erzieher Georg's III., der Schotte Lord Bute, hatte sie seinem Zögling beigebracht, und die Mutter desselben hatte nicht aufgehört ihm zuzurufen: „Georg, sein Sie König!"

Während auf diese Weise an einer Aenderung der Regierungsweise gearbeitet ward, hatte Pitt's Genie England auf eine Stufe der Macht, des Reichthums und des Einflusses erhoben, daß die City von London sich bewogen fühlte dem Lord Chatham das Monument zu errichten auf dem geschrieben war: „Der Handel verband sich mit den Waffen und blühte durch den Krieg." Georg III. fand also bei seiner Thronbesteigung die Möglichkeit die königliche Macht zu vergrößern und dabei sein Land in voller Zufriedenheit und bestem Gedeihen. Welchen Gebrauch machte er von der königlichen Gewalt? Was ward unter seinen Händen aus der Größe und dem Glück seines Landes?

Das Ziel Georg's III. war nach seinen Gedanken und seinem Willen auf die Regierung Englands einzuwirken. Er stieß hier sofort auf die mächtige und organisirte Partei der Whigs, die bisher regiert hatten. Solange sie zusammenhielten, waren sie unbesiegbar; er mußte sie daher vereinzeln; unter dem schwankenden Ehrgeize der Einzelnen war dann das Königthum die einzige feste und permanente Stütze.

Offen wie Jakob II. durfte Georg III. nicht auftreten, er nahm als Mittel für seine Zwecke das Recht die Minister zu wählen. Auch hier ging er schlau zuwerke; er entließ nicht die Minister in Masse und besetzte die Stellen nicht mit seinen Günstlingen, sondern entfernte die Häupter der Whigs nur nach und nach vom Ministerium und den hohen Hofchargen. Dazu bedurfte es nicht einmal eines großen Verstandes; es genügte ein so kleiner wie der Georg's.

Die Whigpartei zerfiel zur Zeit der Thronbesteigung Georg's in vier bis fünf Hauptsectionen. Die eine war die Gruppe Pitt's und der Grenville, dann die des Herzogs von Newcastle, die Fraction des Herzogs Bedford und die des Herzogs von Devonshire und des Marquis von Rockingham.

Pitt war kein eigentlicher Parteimann; dazu war er zu wenig geschmeidig, zu wenig in den Geschäften erfahren; sein Genie war erhaben, wenn schon launenhaft. Er war von hoher Figur, sein Kopf, seine Augen, seine Gesten, seine Beweglichkeit harmonirten mit der gewaltigen und begeisterten Beredtsamkeit, durch die er seine Collegen und das Parlament beherrschte und die ihn so populär machte. Discussion und Argumentation waren ihm fremd, er brauchte heftige Declamationen; sein Einfluß war daher am größten, wenn Gefahr drohte. Er war dann „der große Plebejer" (the great commoner), der Schrecken seiner Feinde und Nebenbuhler, die Hoffnung und letzte Quelle Englands, der den Gemeinen, den Parteien und dem Könige befahl.

Pitt war mit der mächtigen Familie der Grenville eng befreundet, später heirathete er die Schwester der beiden Häupter derselben, des Lord Temple und George Grenville's. Jener meinte mit Georg II. daß die Minister die Könige von England seien, und diese Minister sollten er, sein Bruder und sein Schwager sein. Er überwarf sich durch sein schroffes Benehmen mit Allen, nur nicht mit den Pamphletisten, und starb einsam auf seinem glänzenden Schlosse Stowe. George Grenville war erfahrener in Geschäften als sein Bruder. Er war vielseitig gebildet und bekleidete nacheinander jedes Ministerium. Allein er war dabei nur ein geübter Commis, ein guter Arbeiter, wortreicher Statistiker, ein pedantischer Formenmensch. Weil er sparsam war, glaubte er ein Cato zu sein; auf sein Wissen war er eitel und bediente sich wie sein Bruder gern der Pamphletisten. Er war die langweiligste Person seines Jahrhunderts, wie Lord Temple die insolenteste. Georg III. sagte: „Wenn er mich zwei Stunden lang ennuyirt hat, sieht er nach der Uhr um mich noch eine Stunde länger zu ennuyiren."

Die gouvernementale Geschichte ward durch den Herzog von Newcastle repräsentirt, welcher seit 40 Jahren Minister gewesen war. Er war eine lebende Caricatur und intrigant wie eine alte Frau. Sein Leben hindurch kümmerte und sorgte er sich ab um Nichts. Dabei war er gutmüthig, freigebig bis zur Verschwendung und gab seinen Freunden genug Stoff zum Lachen. Ihm schloß sich der beste Chef der Whigpartei an, Lord Hardwicke, der gleich ihm College Walpole's und Pelham's gewesen war und denen er die nützlichsten Rathschläge gegeben hatte.

John Russell, Herzog von Bedford, einer der reichsten Männer Englands, war der entschiedene Parteigänger des Friedens und des Freihandels. Großer Seigneur, Mann der Gesellschaft, von beweglichem Charakter, hatte er vielen Einfluß. Zu ihm zählten Fox, der Vater des berühmten Charles Fox, ein geschickter und geschmeidiger Redner, der sich aber nach den Umständen schickte; Rigby, ein geschickter Intrigant; Lord Sandwich, ein Weltmann der zum Staatsmann geworden war und später eines der gelehrigsten Werkzeuge Georg's III. ward.

Das Gros der Whigs, die intelligente, ehrenwerthe Masse der Partei folgte der bestimmten Richtung des Einflusses des Herzogs von Devonshire, den die Mutter Georg's III. den Fürsten der Whigs nannte und dessen Einfluß und Stellung nach seinem Tode auf den Marquis von Rockingham überging.

Der Marquis von Rockingham stammte von dem berühmten Minister Karl's I. ab, von Strafford. Er hatte keine der glänzenden Eigenschaften eines Politikers, er war kein guter Redner, allein er hatte die soliden Eigenschaften eines Parteichefs, den gesunden, unabänderlichen Verstand, einen gewinnenden Geist, Festigkeit in der Zeit der Entmuthigung und der Täuschung. Ihm folgten die Männer des reinen Gewissens und Talents: Burke, Charles Fox. Seine Verdienste sind durch die kürzliche Herausgabe seiner Briefe durch Lord Albemarle ans Tageslicht gefördert worden, wie wir auch Lord Chatham, die Grenville, den Herzog Bedford und seine Coterie durch ihre Correspondenzen kennengelernt haben.

Ueber diesen verschiedenen Kreisen schwankten Die welche sich keiner Fraction bestimmt anschlossen, der Herzog von Grafton, Lord Shelburne, der General Seymour Conway, von der Tugend Rockingham's zum Genie Pitt's. Noch Andere dienten jeder ministeriellen Fahne; aus ihnen suchte Georg III. sich seine Stützen im Parlament, sie hießen die Partei „der Freunde des Königs".

Die erste That der Selbstregierung Georg's III. bestand darin daß er die Thronrede selbst mit Lord Bute entwarf, während dies früher durch die Minister geschehen war, und nur eine einzige Stelle auf deren Drängen änderte, da sich dieselbe gegen den französischen Krieg aussprach, den Pitt gehegt und gepflegt hatte. Das Zweite was geschehen sollte war der Frieden. Der König und Lord Bute, sowie die drei Minister Bedford, Devonshire und Newcastle wollten ihn; Pitt und Lord Temple wollten ihn nicht. Bute ließ es nicht daran fehlen die Tyrannei Pitt's, welcher allein herrschen wolle, seinen Collegen gegenüber hervorzuheben. Als der Herzog von Choiseul das spanisch-französische Bündniß bewerkstelligt hatte, arbeitete Pitt sofort die Kriegserklärung gegen Spanien aus, in der sichern Erwartung daß sie im Ministerrath werde angenommen werden. Dies geschah nicht und er und Lord Temple traten ab.

Das Ministerium ward nun von Bute, Lord Egremont, einem Tory, und Georg Grenville geleitet, die den alten Herzog von Newcastle gar nicht mehr befragten und zuletzt fast fortschickten. Jetzt galt es den Frieden zum Abschluß zu bringen. Das Amt, das Haus der Gemeinen zu gewinnen, ward dem gewandten und wenig scrupuleusen Fox übertragen, der die Stimmen förmlich kaufte; der niedrigste Preis war 200 Pf. St. An einem einzigen Morgen gingen auf diese Weise 25000 Pf. darauf. Fox ward dafür Graf von Holland, während den Whighäuptern die hohen Hofchargen genommen wurden.

Die Whigs waren bereits gebrochen und in der Opposition mistrauisch gegeneinander. Pitt haßte den Herzog von Newcastle, dem er sein Misgeschick zuschrieb, und überwarf sich mit Grenville; in einer Sitzung, wo dieser Pitt fragte, was aus den Finanzen geworden, und Pitt ihn lächerlich machte, kam es zum vollen Bruche. Somit hatte der König freies Spiel, während die Whigs ihre eigene Schwäche kannten und Rockingham an Devonshire schrieb daß man ruhig abwarten müßte.

Lord Bute war durchaus unpopulair wegen des Friedens den er bewirkt, wegen seiner Feindschaft gegen Pitt, wegen der Steuer die er auflegte um die Wunden des Kriegs zu decken, und weil er Schotte war. Er ward vom Volke verfolgt, sobald er sich blicken ließ, konnte zuletzt nicht mehr ohne Escorte ausfahren und trat ab. Sein Einfluß blieb auf das neue Ministerium Grenville, Egremont, Lord Halifax und Sandwich derselbe. Was dabei aus dem Lande ward war ihm gleichgültig. Das Ministerium Grenville war das traurigste und schlechteste Cabinet seit 1688. Grenville schuf die berüchtigte Wilkes-Agitation, er war Schuld an dem Verlust der amerikanischen Colonien. In beiden Fällen glaubte der König sein Ansehen auf Kosten der Größe Englands aufrechterhalten zu müssen.

Der Wilkes-Skandal von 1763 ist bekannt. Wilkes war unvermögend und gesellte sich zu einem Haufen junger und reicher Wüstlinge, die in einer alten Franciscanerabtei bei London ihre Orgien feierten; durch deren Einfluß kam er 1757 in das Haus der Gemeinen. Lord Bute wies seine Dienste zurück und Wilkes ward Journalist. In seinem „North Briton", den er auf Kosten Lord Temple's gründete, griff Wilkes nunmehr den Günstling des Königs und des Letztern Politik aufs furchtbarste an. Dies und die kühne Neuerung, die politischen Personen bei Besprechungen mit dem vollen Namen zu bezeichnen, statt wie bisher nur mit dem Anfangsbuchstaben, machten das Glück des Journals. Zwei mal schoß er sich mit politischen Gegnern, das zweite mal ward er in der Brust verwundet. Er erweckte durch seine Kühnheit und Ungebundenheit das allgemeinste Interesse und gewann die Masse. Lord Temple blieb stets sein Beschützer. Die „Grenville papers" bestehen zum größten Theil aus der Correspondenz dieser Beiden. Das Ministerium ließ ihn 1765 verhaften, weil er die Rede des Königs, mit der dieser die Sitzungen 1765 geschlossen hatte, zu sehr angriff. Jetzt ward Wilkes als Märtyrer der Freiheit betrachtet und ganz London nahm Partei für Lord Temple, und seine Freunde besuchten den vom Günstlinge des Königs Verfolgten mit großer Affection im Tower, machten seine Unverletzlichkeit als Mitglied des Hauses der Gemeinen geltend und Wilkes' Verhaftung ward für ungesetzlich erklärt. Jetzt ließ das Ministerium ihn durch die gefügige Kammer verjagen. Zwei mal ward er in Middlesex gewählt, zwei mal cassirten die Gemeinen die Wahl und ließen seinen mit einer lächerlich geringen Stimmenzahl durchgefallenen Gegner zu. Dagegen erhob sich London. Wilkes ward zum Alderman der City, Lordmayor der Stadt und zuletzt Kanzler von London gewählt, was er bis zu seinem Tode 1797 blieb. Zehn Jahre lang dauerte der Kampf Wilkes' mit dem verkehrten Ministerium, und die thörichte Hartnäckigkeit des kurzsichtigen Königs brachte es dahin daß ein Wilkes als Märtyrer der Freiheit angesehen ward! Sobald das Ministerium den Kampf aufgab, verlor sich seine Popularität von selbst, er ward ministeriell und verleugnete in den Empfängen des Königs seine frühern Anhänger und sich selbst.

Mit dem amerikanischen Kriege endete das Ministerium Grenville. Der Gedanke, Amerika zu besteuern, war schon Walpole vorgeschlagen worden. Er hatte es abgelehnt, weil er das Gefährliche dieses Vorschlags ahnte. Grenville schloß so: weil der französische Krieg zu Gunsten der amerikanischen Colonien geführt worden war, mußten diese auch die Lasten desselben mit tragen helfen. Gewiß würden die Amerikaner auch freiwillig sich eine Steuer auferlegt haben, allein sie weigerten sich die willkürlichen Besteuerungen Englands zu dulden. Grenville erlebte die Folgen seiner verwerflichen Politik nicht.

Der König und Lord Bute waren entschlossen, aus den Ministern ein bloßes Werkzeug zu machen. Noch war aber Grenville nicht gefügig genug. Um eine Aenderung herbeizuführen, ließ Georg III. endlich Pitt zu sich rufen. Allein dieser wollte die Chefs der Whigs ins Cabinet haben und die Sache zerschlug sich. Grenville triumphirte und glaubte sich unentbehrlich. Ein zweiter Versuch, Pitt zu gewinnen, scheiterte daran daß Lord Temple sich weigerte ins Ministerium zu treten und daß Pitt ohne ihn nicht eintreten wollte. Jetzt war der Hochmuth Grenville's ohne Grenzen, und der König ward gerade durch Den tyrannisirt den er zu einem bloßen Werkzeuge hatte machen wollen.

Um nur wenigstens den Herrn zu ändern, kam das Ministerium Rockingham zustande. Durch die Zurücknahme der amerikanischen Stempeltaxe und die Einschränkung der Warrants ward Amerika und die Wilkes-Agitation beruhigt. Gleichwol konnte Rockingham sich nicht halten. Das Vertrauen des Volks gehörte Pitt, der gern am Ruder gewesen wäre, und das Vertrauen des Königs Lord Bute, der gegen das Ministerium intriguirte. Die ganze Doppelzüngigkeit des Königs ist in dem Werke Albemarle's aufgedeckt. Die Folge war die Auflösung des Cabinets und das zweite Ministerium Pitt's mit Grafton, Shelburne, Camden, Conway und Charles Towns-

hend. Pitt trat zu gleicher Zeit als Lord Chatham ins Oberhaus, ein Schritt der dem „großen Commoner" in den Augen seiner Anhänger ungemein schadete.

Pitt war erst sechs Monate Minister, als ihn jene bekannte Krankheit überfiel die noch jetzt nicht aufgeklärt ist. Sechzehn Monate blieb Pitt verzweifelt, dumpf und einsam mit seinem Spleen auf seiner Villa, ließ Niemand zu sich und kümmerte sich in keiner Weise um Politik; das Erste was er that als er aus seiner sonderbaren Melancholie erwachte war die Bitte um seine Entlassung. Lord Chatham, der die ehrenwerthen Bestrebungen Lord Rockingham's so stolz über die Achseln angesehen hatte, mußte die beiden großen Fragen die dieser beseitigt hatte wieder hervorrufen sehen. Durch Pitt's Abwesenheit auf dem Lande war in seinem Ministerium eine gewisse Anarchie ohne leitendes Princip eingetreten. Der geistreiche Townshend hatte auf diese Weise einmal von der Ministerbank aus in einem gewissen Uebermuthe vorgeschlagen, das Deficit mit einer Steuer auf die Colonien zu decken. Die Folge davon war die Empörung Amerikas. Townshend erlebte die Folge seiner Unbesonnenheit so wenig wie Grenville. Ebenso erregte die Eigenliebe des Königs, der Wilkes nicht aufkommen lassen wollte, von neuem die Agitation. Zum ersten male empörte sich das Volk gegen die Eigenmächtigkeit der Kammern und des Königs; die ersten Meetings wurden abgehalten, die Journale wurden mit einem Talente und einer Leidenschaft geschrieben, von der die „Juniusbriefe" ein unvergängliches Zeugniß ablegen, und bekamen immer mehr Einfluß. So schuf Georg's III. eigene Politik ein ganz neues politisches Leben in England.

Der Herzog von Grafton, der nach Pitt's Austritt die Leitung des Ministeriums übernommen hatte, ward auch entlassen und ihm folgte Lord North, mit dem endlich Georg III. sein System selbständiger Regierung ins Werk setzte. Es war das siebente Ministerium während 10 Jahren und dauerte 12 Jahre lang. Diese Zeit der persönlichen Regierung Georg's III. ist mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege ausgefüllt.

Anfänglich stieß Lord North auf denselben Widerstand wie Lord Bute. Allein der Krieg gegen Amerika war populair und die Opposition kam in Conflict mit der Volksstimmung. Auf diese Weise konnte Lord North sich halten und vom König für seine Zwecke benutzt werden. Der unglücklichste Mann dabei war Lord Chatham. Er mußte sehen daß der Krieg den er gegen Frankreich für Amerika geführt hatte jetzt zum Verluste Amerikas führte, und wie Frankreich durch sein Bündniß mit Amerika Rache an England für den Verlust Canadas nahm. Vergeblich suchte er den erblichen Haß der Amerikaner gegen Frankreich aufzustacheln, um eine Einigung mit England zu erzielen. Er wollte ein Bündniß beider Länder und starb krank und ermattet nach seiner letzten Rede im Parlament, wohin er sich hatte tragen lassen.

Die Whigs waren entmuthigt. Ihre Correspondenz zeigt dies am deutlichsten. Sir Georg Saville, einer der reinsten Charaktere unter den Whigs, schreibt ebenso muthlos an Rockingham als dieser an den Herzog von Richmond und Letzterer an Rockingham. Ihr Gewissen allein war in dieser allgemeinen Muthlosigkeit ihre Zuflucht. Gleichwol stand ihre Sache nicht so schlecht. Lord North fühlte allmälig das Verantwortliche seiner Stellung und hätte sie gern an Lord Chatham abgetreten, allein der König wollte Pitt nur unter Lord North und schrieb diesem, ob er ihn denn auch in der Stunde der Gefahr so verlassen wolle wie Grafton; gleichwol „wollte er lieber die Krone verlieren als unter Pitt's Joch sich beugen".

Die Krisis mußte aber endlich eintreten. Der Tag kam, wo das Unglück des Kriegs das englische Volk erschöpfte und erschreckte und ihm die Augen öffnete, der Tag wo Lord North selbst nicht weiter wollte. Im J. 1782 kam Lord Rockingham unverhofft wieder ans Ruder, Georg III. war besiegt, sein System war erschöpft. Wenige Jahre darauf kam der jüngere Pitt und die Politik seines großen Vaters an die Regierung und vernichtete die persönliche Politik des Königs für immer. Er selbst mußte die zweite Hälfte seiner Regierung hindurch mit dem Wahnsinn kämpfen. Seltsam! Der einzige König des Hauses Hanover der die Repräsentativregierung Englands beugen wollte unter seiner persönlichen Regierung mußte wahnsinnig sterben!

Dies ist in kurzen Zügen die schlechteste Seite in der Geschichte der Repräsentativregierung Englands, wie die in der Ueberschrift bezeichneten Schriften sie uns zum ersten male von Zeitgenossen schildern. 15.

Notizen.

Cardinal Wiseman's gesammelte Schriften.

Von dem vielgenannten Cardinal Wiseman erschien ein dreibändiges Werk unter dem Titel „Essays on various subjets", welches zum größten Theil aus einem Wiederabdruck seiner im „Dublin review" seit 1836 erschienenen Aufsätze besteht. Cardinal Wiseman war — anfangs in Verbindung mit dem Begründer, dem verstorbenen Quin, und mit O'Connell — ein Hauptleiter und Hauptmitarbeiter dieses Review, des Organs der englischen Katholiken. Der größte Theil des Werks ist der Aufgabe gewidmet, die Vorzüge des katholischen Ritus ans Licht zu stellen; im dritten Theil findet man aber auch Aufsätze über christliche Kunst, über spanische und englische nationale Kunst, über die socialen und kirchlichen Verhältnisse Spaniens, eines Landes mit welchem der Verfasser innig vertraut ist und für das er große Zuneigung zeigt, einen kleinen Artikel über italienische Gesticulation und einen andern „Superficial travelling" überschriebenen, worin er Dickens und Mrs. Trollope zurechtsetzt. Was das literarische Verdienst dieser Arbeiten betrifft, so werden sie selbst von solchen englischen Journalen welche ihrer religiösen Tendenz nach ganz auf der Gegenseite stehen sehr hoch angeschlagen, indem sie den Wiseman'schen Schriften einen schönen, geschmackvollen und beredten Stil, seltene und gelehrte Kenntnisse und männliche, tüchtige Ideen zugestehen. In seinem Artikel über die Gesticulation der Italiener beweist er selbst Talent für humoristische Auffassung und Darstellung und in seiner Kritik der Dickens'schen und Trollope'schen Reiseschriften die Gabe einer einschneidenden, scharfsinnigen Kritik. Man kann beim besten Willen nicht leugnen daß der Katholicismus in den letzten Jahren von energischern, beredtern, dabei sich an das Volksinteresse inniger anschmiegenden Talenten vertheidigt worden ist als der Protestantismus; man braucht nur an Görres und seine Schule in Deutschland, an den Grafen Montalembert in Frankreich, an O'Connell und Cardinal Wiseman in Irland und England zu erinnern. Dabei lassen sie sich auch Kunst, Poesie, die leichtern Literaturgattungen, die Volkssitte u. s. w. nicht entgehen, Gegenstände denen die protestantischen Theologen nur geringe oder gar keine Beachtung schenken. Zu den seltenen Ausnahmen auf protestantischer Seite gehört in dieser Hinsicht, und was geistreiche Auffassung betrifft, Bunsen, der preußische Gesandte in London.

Maria Norris gab heraus „The life and times of Madame de Staël". Jedenfalls ein anziehendes Buch. Eine englische Zeitschrift sagt davon: „Die Verfasserin hat uns hier mit einem getreuen Lebensabriß der Frau von Staël beschenkt und damit soviel Details aus der Revolutionszeit verflochten daß das Werk als ein nützlicher Commentar zur Geschichte jener Periode empfohlen werden darf." 71.

Das Théâtre français unter Napoleon I.

Das Théâtre français hat seinen Historiker bis heute noch nicht gefunden, und wird wahrscheinlich noch lange auf ihn warten müssen. Der Grund hiervon liegt in der Schwierig-

keit des Unternehmens, denn die Geschichte des Théâtre français ist identisch mit der Geschichte des Theaters in Frankreich überhaupt, mit seiner Literatur und seinen Sitten, von den Mysterien, Moralitäten und Possenspielen der Zeit Karl's VI., VII., Ludwig's IX., Karl's VIII. und Ludwig's XII. an bis zum letzten Vaudeville des kleinen Lazary. Welch reichen Stoff böten hier nicht schon einzelne Abschnitte, das Regiment Ludwig's XII. z. B., jenes so eigenthümlich liberalen Königs, welcher die Theater frei gewähren ließ, und wollte „daß man auf ihnen uneingeschränkt die Misbräuche darstelle, welche an seinem Hofe und in seinem Reiche vorkämen, damit die Wahrheit zu seinen Ohren dringe". Die Materialien für ein erschöpfendes Werk in diesem Genre sind allzu zerstreut. Als frühere Vorarbeiten kann man allerdings die gelehrten Untersuchungen der Gebrüder Parfait, die Studien Fontenelle's und eine Schrift Magnin's betrachten; allein neuerdings sind diesen Autoren nur zwei Schriftsteller mit Versuchen über das Théâtre français gefolgt. Und von diesen ist das 1843 von Hippolyte Lucas erschienene Buch mehr Kritik als historische Studie; eine Arbeit von Regnier dagegen ist nur ein kahler Geschichtsabriß. Trotzdem bleibt das anziehende Material nicht unbearbeitet: ein Versuch über das pariser Theater in der ersten Revolution ist angekündigt, und ein anderer unter dem Titel: „Documents historiques sur la Comédie-Française pendant le règne de S. M. l'empereur Napoléon I. par *M. Eugène Laugier*" (Paris 1853), ist erschienen. Laugier zählt vollständig die Wohlthaten und Ermunterungen auf, die der Kaiser der Kunst und den Künstlern zutheilwerden ließ; ferner die Vorstellungen denen derselbe beiwohnte und die er in den Tuilerien, dem Elysée, in St.-Cloud, Fontainebleau, Malmaison, Trianon, Compiègne, Mainz, Erfurt und Dresden veranstaltete. Er berichtet ferner die Details über die außerordentlichen Dotationen des Théâtre français und über die bedeutenden Geschenke welche die Schauspieler als Auszeichnungen erhielten. Charakteristisch für den hohen Grad des Ansehens das sie genossen ist die Pracht des Leichenbegängnisses von Molé am 13. December 1802. Natürlich fehlt in dem Buche auch nicht eine Uebersicht der auf dem Théâtre français zur Aufführung gekommenen Stücke und sodann eine Aufzählung und Vergleichung der Einkünfte desselben mit dem Ertrag späterer Zeiten und andern pariser Bühnen. Zum Schluß werden mancherlei Vorschläge gemacht, welche den alten Glanz des Théâtre français wiederherzustellen bezwecken.

Ein verlorener Sohn im Geschmack Nordamerikas.

Lady Emmeline Stuart-Wortley erzählt in ihren „Travels in the United-States etc. durlug 1849 and 1850" folgende Geschichte: Ein Vater hatte seinem noch im Knabenalter stehenden Sohn geheißen ein Scheit Holz zu holen. Da er das rechte nicht brachte hatte der Vater ihn gepeitscht. Alsbald nahm das Kind von diesem Vorfalle Veranlassung auf- und davonzulaufen und nie hörte die Familie wieder Etwas von dem verlorenen Sohne. So waren dreißig lange Jahre vergangen. Da trat eines Abends, als der alte greise Vater am Herde sich wärmte, der davongelaufene, zum reifen Mann gewordene Sohn mit einem gigantischen Scheite Holz in das Wohnzimmer des älterlichen Hauses.] Der alte Herr nahm das Holz in Empfang, prüfte es lange und ruhig und warf es dann ins Feuer, indem er sagte: „Nun, das ist so ein Stück wie ich dir befohlen habe mir eins zu bringen; nur hast du sehr viel Zeit gebraucht meine Befehle zu erfüllen."

Ein neues Rousseau'sches Manuscript.

In London ist vor kurzem in einer öffentlichen Auction ein sehr interessantes Exemplar des „Emile" von Jean Jacques Rousseau verkauft werden. Dasselbe hatte dem berühmten Verfasser eigenthümlich zugehört. Was ihm aber einen ganz besondern Werth verleiht, ist daß die beiden Bände an den Seiten ganz mit Anmerkungen von Rousseau's Hand bedeckt sind. Diese Noten enthalten, wie man hört, ein vollständiges Werk über Metaphysik und Philosophie, welches nach der Versicherung der Redacteure des Auctionskatalogs dem „Novum organon" Baco's nicht nachstehen soll. In der That arbeitete Rousseau bekanntlich während seines Aufenthalts in England an einer Abhandlung dieser Art, von der man annahm er habe sie wieder vernichtet. Die beiden Bände gingen für den Preis von 42 Pf. St. fort. 31.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. 4ter Band. Stereotyp-Ausgabe. Mannheim, Bassermann u. Mathy. 1854. 8. 1 Thlr.

Bacchus Buch des Weins. Sammlung der ausgezeichnetsten Trinklieder der deutschen Poesie herausgegeben von E. M. Oettinger. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1854. 8. 27 Ngr.

Baier, A. H., Symbolik der christlichen Confessionen und Religionspartheien. 1ster Band. — A. u. d. T.: Symbolik der römisch-katholischen Kirche. 1ste Abtheilung: Die Idee und die Principien des römischen Katholicismus. Greifswald, Koch. 1854. Gr. 8. 28 Ngr.

Bauer, E., Symbolik des Kosmos in ihrer Anwendung auf Psychologie, Pädagogik und Religion. Nebst einem Anhang: Aphorismen gegen Oersted's Philosophem. Ein Versuch. 2te vermehrte Auflage. Weimar, Voigt. 1854. 8. 25 Ngr.

Bauer, F. A., Der Kirchenbauer und seine Familie. Eine schwäbisch-bayerische Dorf-Geschichte. Ulm, F. Ebner. 1854. Gr. 12. 8 Ngr.

Beck, K., Mater dolorosa. Erzählung. Berlin, Schindler. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Briefe an einen christlichen Laien angesehener Stellung über religiöse und kirchliche Fragen. Von K. H. S. Hamburg u. Gotha, Fr. u. A. Perthes. 1854. Gr. 12. 20 Ngr.

Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer. Mit einem Bildnisse von Schultz. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Danzel, T. W., Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. 2ter Band. — A. u. d. T.: Gotthold Ephraim Lessing's Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife. Von G. E. Guhrauer. 1ste Abtheilung. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Einhorn, D., Das Princip des Mosaismus und dessen Verhältniß zum Heidenthum und rabbinischen Judenthum, dargestellt. 1ster Theil. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fichte, I. H., System der Ethik. 2ter darstellender Theil. 2te Abtheilung. — A. u. d. T,: Die Lehre von der Rechts-sittlichen und religiösen Gemeinschaft oder die Gesellschaftswissenschaft. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Francke, H., Ein Frühlingstraum. Gedicht in sieben Gesängen. Mit 1 Stahlstich. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Baumgärtner. 16. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Aus zwei Welten. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1854. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Frauen und ihrer Stellung in der menschlichen Gesellschaft bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Eine Weihegabe für die Frauenwelt. Mit Abbildungen. Leipzig, Dyk. Br. 8. 24 Ngr.

Populäre Geschichte der Päpste aller christlichen Jahrhunderte. Von Petrus bis auf den jetzt glorreich regierenden Papst Pius IX. Dem deutschen Volke erzählt und verfaßt von einem katholischen Geistlichen. Mit empfehlenden Worten des hochweisen Bischofs Joseph von Lipp in Rottenburg. 1ste Hälfte. Ulm, F. Ebner. Gr. 8. 20 Ngr.

Holbein, F. von, Deutsches Bühnenwesen. Ein Handbuch für Alle, welche auf irgend eine Weise mit dem Theater in Beziehung stehen, oder sich auch nur für das Innere desselben interessiren. 1ster Theil. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Homer's Gesänge verdeutscht von J. Minckwitz. 1ster Theil: Die Ilias. 1ster Band: 1ster bis 12ter Gesang. Leipzig, W. Engelmann. 1854. 8. 22½ Ngr.

Humboldt, W. von, Sonette. Berlin, G. Reimer. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hungari, A., Katholischer Anekdoten-Schatz zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. 1ster Band. — A. u. d. T.: Heilige Denksteine. Ein katholisches Anekdoten-Büchlein 2c. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hupfeld, H., Die Quellen der Genesis und die Art ihrer Zusammensetzung. Von neuem untersucht. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr.

Jacob, Th., Allgemeiner Theil der Erkenntnißlehre. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 22½ Ngr.

Koch, M., Die Alpen-Etrusker. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 15 Ngr.

Künstler-Briefe übersetzt und erläutert von E. Guhl. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 3 Thlr.

Leipelt, A., Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan. Sorau. Gr. 8. 24 Ngr.

Lenz, G., Ueber die geschichtliche Entstehung des Rechts. Eine Kritik der historischen Schule. Greifswald, Koch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lepsius, R., Ueber einige Ergebnisse der ägyptischen Denkmäler für die Kenntniss der Ptolemäergeschichte. Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 29. Juli 1852. Mit 10 Tafeln. Berlin, Hertz. Imp.-4. 5 Thlr.

Lochner, G. W. K., Der Stadt Nürnberg Entstehung und erste Geschichte. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 3 Ngr.

Meyer muß reisen. Humoristisch-satyrische Reise-Abenteuer eines Berliners. 1ster Ausflug; Meyer in Hamburg. Mit Illustrationen von D. Peters. Hamburg, Berendsohn. 8. 7½ Ngr.

Mohr, J. J., Epigramme. Frankfurt a. M., Völcker. 16. 5 Ngr.

Deutscher Musen-Almanach für das Jahr 1854. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naumann, F., Engel und Kinder. Ein Festgeschenk. Dresden, Meinhold u. Söhne. Br. 8. 1 Thlr.

Niboyet, P., Les veillées de Noël. (Weihnachts-Bilder.) Simples récits du foyer pour les petits et les grands. Leipzig, Michelsen. 1854. 8. 20 Ngr.

Oettinger, E. M., Blutende Lieder. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pelz, E., Transatlantische Federzeichnungen. 1ster Band. Mit einem Plane von New-York. Rudolstadt, Froebel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pott, A. F., Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen. Eine sprachliche Untersuchung. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Preyer, J. N., Canova. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Pulszky, F., u. T. Pulszky, Weiß, Roth, Schwarz. Skizzen aus der amerikanischen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten. Aus dem Englischen. Fünf Bände. Cassel, Fischer. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rank, J., Schön-Minnele. Erzählung. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr.

Ritter, F. Freih. von, Beiträge zur Regierungs-Geschichte König Ludwig I. von Bayern. 1ster Band. München, Rieger. Gr. 8. 21 Ngr.

Rodenberg, J. von, Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie. Hannover, Rümpler. 8. 10 Ngr.

— — Lieder. Ebendaselbst. 1854. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Roquette, O., Das Reich der Träume. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scott's, W., Poetische Werke. Deutsch von A. Neidhardt. 1stes Bändchen. Darmstadt, Leske. 1854. 16. 25 Ngr.

Umbreit, F. W. C., Die Sünde. Beitrag zur Theologie des Alten Testaments. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Universitätsfrage in Oesterreich. Beleuchtet vom Standpunkte der Lehr- und Lernfreiheit. Wien, Gerold. Gr. 12. 20 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1854. Neue Folge, 5ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Waldbrühl, W. von, Das Leben berühmter Werkmeister. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Weiß, C., Blüthen und Dornen. Ein lyrisch-episches Zeitbild aus dem XVI. Jahrhundert. 2te Auflage. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1854. 16. 15 Ngr.

Weißenhorst, O. von, Der moralpolitische Antagonismus unserer Zeit. Ein Versuch. 1ster Theil. Zürich, Schultheß. 1854. 8. 21 Ngr.

Wiedemann, F. J., Einige Bemerkungen über das Neugriechische und sein Verhältniss zum Altgriechischen und zu den romanischen Sprachen. Reval. 1852. Gr. 8. 9 Ngr.

Würde und Unfehlbarkeit des römischen Papstes und der allgemeinen Concilien in der römisch-katholischen Kirche. Bewiesen aus der heiligen Schrift, den Aussprüchen der heiligen Väter, aus der Geschichte und Vernunft. Zur Befestigung der Katholiken im Glauben für die Tage der Gefahr und zur Widerlegung der Gegner geschrieben vom Verfasser der biblischen Geschichts-Predigten über das Reich Gottes auf Erden 2c. Gratz, Dirnböck u. Mühlfeith. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Ball, C. F., Der Kämmerer aus Mohrenland. Gast-Predigt, während des Kirchentages gehalten zu Berlin, am 22. September 1853. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Ngr.

Besse, A. von, Das türkische Reich. Geschichte und Statistik; Religions- und Staatsverfassung, Sitten und Gebräuche; gegenwärtige Lage. Mit Erklärung aller in der türkischen Staats-, Militär- und Religionsverfassung üblichen Ausdrücke. Für Zeitungsleser, Geschichtsfreunde 2c. aus authentischen Quellen, namentlich auch aus dem Koran, dargestellt. Nebst einer Karte der europäischen Türkei und der angrenzenden Länder. Leipzig, Remmelmann. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.

Bodenheimer, L., Predigt, zur Einweihungs-Feier der neuen Synagoge zu Crefeld, am 17. Juni 1853 gehalten. Crefeld, Gehrich u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann, W., Predigt zur Eröffnung des sechsten deutschen evangelischen Kirchentages gehalten den 20. September zu Berlin. Berlin, Hertz Gr. 8. 3 Ngr.

Hundeshagen, K. B., Ueber die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee in ihrem Verhältniß zu Kirche und Staat. Eine akademische Festrede. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Abschiedsgruß und Willkomm. Zwei Predigten gehalten bei seinem Amtswechsel zu Berlin und Potsdam. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

68. **Giseke (R.), Moderne Titanen.** Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk **Robert Giseke's** und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten zweiten Auflage verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

69. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Sechste Lieferung. (Heer—Itzerott.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** ꝛc. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

70. **Hübner (J.), Zwei mal zweiundfunfzig auserlesene Biblische Historien** aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **D. J. Lindner.** Die hundertundsechste der alten, oder die siebente der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 10 Ngr.

71. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständiges Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Dritte Auflage. In sechs Heften. Drittes und viertes Heft. 8. Geh. Jedes Heft 10 Ngr.

Dieses Fremdwörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung und billigen Preis vor ähnlichen Werken aus.

72. **Küstner (K. T. v.), Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung** in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin. Zur Geschichte und Statistik des Theaters. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein interessantes und für die Geschichte des deutschen Theaters sehr werthvolles Werk aus der Feder des um die deutschen Bühnen mannichfach verdienten Hrn. von Küstner, das in den verschiedensten Kreisen Theilnahme finden wird.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Rückblick auf das Leipziger Stadttheater. Ein Beitrag zur Geschichte des Leipziger Theaters, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Bühnenleitung in artistischer, wie finanzieller Hinsicht. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.

73. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Neunte bis zwölfte Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für **jeden Gebildeten,** der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte,** dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

74. **Meyer (Ch. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** Zweite Auflage. Drittes bis fünftes Heft (Schluß). 8. Geh. Jedes Heft 8 Ngr.

75. **Noback (Ch. und F.), Münz- Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maas- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Drittes Heft. Ferrara—Island. 8. Geh. 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der größten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse“ von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniß nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maaß- und Gewichtsbuch“. Das ganze Werk wird nicht mehr als **sechs bis höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. Den Besitzern des „Voll-

ständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein bloßer Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

76. **Pfeiffer (L.), Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Volumen Tertium. — A. u. d. T.: Monographiae Heliceorum viventium supplementum. Sistens enumerationem auctam omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum, accedentibus descriptionibus novarum specierum et enumeratione fossilium. 8. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.

Mit dem erschienenen dritten Bande ist diese ausgezeichnete Monographie, eine Zierde der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur, vollständig geworden.

Der erste und zweite Band (1848) kosten zusammengenommen 9 Thlr. 10 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Die im Monat **October** erschienenen Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 1—5 des zweiten Bandes) enthalten folgende Aufsätze:

Nur ein Schreiber. Ein Provinzleben in vier Capiteln erzählt von **M. Reich.** — Seele und Leib. Zur Untersuchung der Frage: Ob Geist? Ob Materie? — Ein Cirknitzersee auf dem Harze. Von **F. Gottschalck.** — Was ist Humor? — Aus der Sächsischen Schweiz. — Welchem Lebensalter gehört die Herrschaft der Welt? — Der werdende Mensch. — Die Combination. — Die deutsche Dichtanlage. — Das Schachspiel. Von **W. Orges** in Paris. — Donizetti's Todtenfeier in Bergamo. Aus dem Musikleben Italiens von **F. Sieber.** — Kaulbach's Fresken an der neuen Pinakothek in München. — Die dunkle Geisteszukunft der Völker. — Die Ehrlichkeit. — Zur Euthanasie. — Was bedeutet der Begriff Vorwelt? Von Professor **Cotta** in Freiberg. — Die Erziehung zur Naturbetrachtung. — Selbstbeurtheilung. — Der Mensch und das Leben. Von **H. Landesmann.** — Zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs. Von Dr. **R. Treitschke.** — Die Königin der Wasserpflanzen. — Lebensblicke. — Das Mittelalter im heutigen Amerika. — Eine Feuerprobe. — An einen Autor. — Die Wellenlehre. Gespräch an einem Teiche. — Aus dem deutschen Fabrikleben. — Deutsche Sprüchwörter. Historisch erläutert. — Magnetismus und Somnambulismus. — Die Schriften über Nikolaus Lenau. — Ein unrichtig gebrauchtes Fremdwort. — Gottselige Schelmerei. — Die gesunden Naturen. — Beim Lesen eines arabischen Dichters. — Zur Kunst, Feindschaft zu ertragen. — Ein Lied vom Hasse.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. October begonnene **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Der Preis** beträgt

vierteljährlich nur Sechzehn Neugroschen.

Leipzig, im November 1853.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rogge (Friedrich Wilhelm), **Musodoron.** 8. Geh. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Gedichte. Vierte, stark vermehrte Auflage. 12. 1847. 2 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen,

bis Ende des Jahres 1853

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

(Ausländische schöne Literatur.)

Dumas (A.). La Dame de Monsoreau. 6 volumes. 8. 1845—46. (3 Thlr.) **24 Ngr.**

Féval (P.). Le fils du diable. 8 volumes. 8. 1846. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Le Parnasse français du 19me siècle. — Oeuvres poétiques de *Lamartine*, *Delavigne* et *Béranger*. 8. 1832. (2 Thlr.) **12 Ngr.**

Staël-Holstein (Anne Louise Germaine, Baronne de). De l'Allemagne. Nouvelle édition, précédée d'une introduction par *C. F. D. de Villers* et enrichie du texte original des morceaux traduits. 4 volumes. 12. 1823. (3 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.**

Las dos Comedias famosas: Los bandos de Verona de *F. de Rojas* y Los Castelvines y Monteses de *L. de Vega*, colegidas y reimpresas por el Conde *P. W. de Hohenthal*. 8. 1839. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

Moreto y Cavanna (D. A.). Donna Diana. Comédie imitée de l'espagnol par *H. Jouffroy*. 8. 1838. (15 Ngr.) **4 Ngr.**

Pellico (S.). Des devoirs des hommes. Traduit de l'italien en grec moderne par *Cébès de Thèbes*. 12. 1835. (20 Ngr.) **4 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen aus demselben Verlage sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

☛ **Bei einer Bestellung von 10 Thlrn. 10% Rabatt.** ☚

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Regesten des aus dem alten deutschen Herrenstande hervorgegangenen Geschlechts **Salza**, zugleich mit einer kritischen Zusammenstellung aller die Fürsten, Herren (Voigte), Grafen und Freiherren von Salza in Deutschland, Schweden und Rußland betreffenden Acten, Schriften und Bücher und einer die innere und äußere Geschichte des Geschlechts umfassenden literar-historischen Einleitung auf Grund der in dem Familien-Archive, den Hauptstaats-Archiven zu Berlin, Dresden, Gotha, Königsberg, Meiningen und Weimar, den städtischen Archiven zu Breslau, Langensalza, Lauban und Görlitz und den ritterschaftlichen Archiven zu Reval und Stockholm vorhandenen Nachrichten. 8. Geh. 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 47. —— 19. November 1853.

Inhalt.

Die wichtigsten Erscheinungen der neuern und neuesten Shakspeare-Literatur in England und Deutschland.

Zweiter Artikel.*)

Hudson. Fletcher. Birch. Courtenay. Collier. Hunter. — Rötscher. Ulrici. Vischer. Hiecke. Sievers. Eckardt. Rietmann. Gervinus. Rehse. Francke. Delius.

Lectures on Shakspeare. By *H. N. Hudson*. Zwei Bände. Neuyork 1848.

Studies of Shakespeare, in the plays of King John, Cymbeline, Macbeth, As you like it, Much ado about nothing, Romeo and Juliet: with observations on the criticism and the acting of those plays. By *George Fletcher*. London 1847.

Die beiden Schriftsteller die wir hier zusammen nennen sind zwar in ihrer Auffassung Shakspeare's höchst verschieden, allein in der bewundernden Begeisterung für denselben stehen sie einander gleich. Der erste derselben, Hudson, ist ein Amerikaner, und wir erwähnen ihn unter den Engländern, weil sein Werk in englischer Sprache geschrieben ist. Der Herausgeber des „Table talk" von Coleridge hatte Recht in der Behauptung daß der Einfluß dieses außerordentlichen Mannes sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes erstreckt habe. Der Amerikaner Hudson ist in seinem Werke über Shakspeare als ein Schüler Coleridge's zu bezeichnen. Hudson geht in seiner Betrachtung Shakspeare's von denselben Anschauungen aus die wir von Coleridge kennen; den Gedanken von der Allseitigkeit und Unparteilichkeit Shakspeare's, die Vergleichung Shakspeare's mit Homer, und Anderes was Coleridge eigen ist finden wir auch bei Hudson. Seine Beurtheilung der englischen Kritiker, welche das Genie und die Gesetzlosigkeit und Regellosigkeit Shakspeare's in einem Athem proclamirten, ist fast eine Variation des von Coleridge aufgestellten Themas zu nennen. Hudson erkennt mit dankbarer Bescheidenheit seine Abhängigkeit von Coleridge an; wir müssen hinzufügen daß er seine Vorgänger, unter den Deutschen A. W. Schlegel, nicht sklavisch benutzt, sondern in freier Eigenthümlichkeit verarbeitet. Hudson's Werk gewährt durch schöne Vorzüge reichen Genuß und nachhaltige Belehrung. Es ist in einem anschaulichen, oft phantasiereichen Stile geschrieben; seine Auffassung des Dichters ist fein, aber nicht haarspaltend; seine Erläuterungen sind oft tief, aber weit entfernt von der Deutungswuth, zu deren ganzer Unnatürlichkeit deutsche Schriftsteller sich verstiegen haben. Hudson hat nicht blos Sinn für Ideen und Charaktere, er hat auch ein lebhaftes Gefühl für die Sprache und Darstellung seines Dichters, er ist empfänglich für den reichen Phantasiegehalt desselben. So hebt er in schönen Worten die „Süßigkeit der Versification" hervor, den Geist der Melodie, welchen Shakspeare überall seinen Gedichten (er meint „Venus und Adonis" und „Lucretia") eingehaucht habe. Er sagt (I, 28):

> Die Gedanken scheinen aus freien Stücken sich in Musik gesetzt zu haben; die Worte scheinen ihre Stelle gekannt und sich selbst zu den harmonischen Klängen ihrer eigenen Accorde geordnet zu haben. Deshalb erscheint die Melodie nicht als eine äußerliche Zubehör, die nur gebraucht ist die andern Elemente zu schmücken, sondern sie ist ein wesentliches Element der lebenden Structur; Gedanke, Bild und Musik sind nicht vermischt, sondern zu einem organischen Ganzen zusammengewachsen, sodaß das Leben eines jeden mit der Einheit des Ganzen innig verbunden ist. Vielleicht gibt es keinen stärkern Beweis des Genies als diesen. Bloßes Talent kann zwar durch Studium und Uebung Gedanken, Bilder und Klänge zusammenbringen zu einem Scheine von Poesie, wie es Stoff, Farbe und Form zu einer künstlichen Blume zusammenbringen kann; aber dieser eingeborene, wesenhafte, ursprüngliche Einklang von Seele und Ausdruck ist die Gabe, die krönende Gabe des Genius allein.

Eine ähnliche Bemerkung macht Hudson (I, 50) über Shakspeare's Sprache überhaupt, und wir vermissen und bedauern daß er auf eine weitere Untersuchung der poetischen Sprache Shakspeare's sich nicht eingelassen

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 40 d. Bl. D. Red.

hat. Was in seinem Werke so sehr anzieht, ist die phantasievolle Art wie er einzelne Dramen, z. B. den „Sturm", charakterisirend reproducirt. In einer phantasiereichen Weise spricht er von dem Wesen der Poesie überhaupt. Er sagt (I, 115):

Poesie ist die Kunst der Erdichtung genannt worden; aber Jeder der jemals einen Blick in die Dinge geworfen hat weiß daß sie vielmehr eine Kunst des Offenbarens ist. Es gibt kein Blatt, keine Zeile in dem Buche der Schöpfung, welches, treu übertragen, nicht zur ausgezeichnetsten Poesie wird; und alle guten Dichtungen sind nur solche Uebertragungen. Jeder Wind kann zur Musik werden; alle Düfte des Paradieses schlafen in der trägsten Scholle, und aus den gewöhnlichsten Sonnenstrahlen können die Farben des Regenbogens gezogen werden. Poesie ist überall gegenwärtig (an universal presence), obgleich sie nicht wahrgenommen wird von uns, wenn sie nicht in uns selbst lebt; sie ist in unserm Athem und unter unsern Füßen; sie nistet hier, sie flüstert dort; sie sprießt aus der Wiege, schwebt um den Altar, lauscht an dem Grabe; sie hat ihre Wohnung in dem Lichte der sinkenden Sonne, in dem offenen Ocean, im blauen Himmel und im Gemüthe des Menschen, mit einem Worte: sie ist der leidenschaftliche Ausdruck, die athmende Beredtsamkeit, welche in dem Antlitze aller Natur liegt; aber sie wählt ein weissagendes Schauen und Vermögen, der Natur Verständniß und eine Sprache zu geben. In den Händen des Genius wird der trockenste Stock ein Aaronsstab, welcher poetische Knospen und Blüten treibt.

Ein zweiter Vorzug des Hudson'schen Werks besteht in der philosophisch-ästhetischen Bildung des Verfassers. In seinen einleitenden Betrachtungen, wie wir sie nennen können, hat er treffliche Bemerkungen über Witz und Humor, über Natur und Kunst, über den Unterschied des classischen und romantischen Drama, über die Einheit von Zeit, Ort und Handlung. In der Bezeichnung der Unterschiede welche das romantische Drama von dem antiken trennen, schließt sich Hudson an Coleridge und Schlegel an, führt aber die Gedanken dieser Männer weiter aus. Was er von den berühmten Einheiten sagt zeugt von großer Einsicht. Da auch Gervinus im vierten Bande seines „Shakspeare" die Einheiten besprochen hat, heben wir aus Hudson nur einen Hauptgedanken hervor. Er erklärt die Nothwendigkeit daß Shakspeare das Gesetz der Einheit von Zeit und Ort nicht respectiren konnte, aus dem ungleich größern Reichthum an Handlungen und der größern Tiefe und Mannichfaltigkeit der Charaktere die wir im romantischen Drama finden. Er hat diesen letztern Gedanken trefflich entwickelt und macht ihn an dem Beispiele des Orest und Hamlet deutlich. Er sagt (I, 158):

Das classische Drama stellt uns einen Orestes dar in dem einfachen Charakter als Sohn, welcher eine Alles beherrschende Leidenschaft besitzt, welcher nach der Vollstreckung eines Alles verschlingenden Vorsatzes drängt; das romantische Drama stellt uns einen Hamlet in dem complicirten Charakter des Sohnes, Prinzen, Gelehrten, Freundes und Liebenden dar, der von widerstreitenden Leidenschaften geschüttelt und von widerstreitenden Motiven hin und her gezogen wird.

Hudson geht bei der Betrachtung der Einheiten auf die Religion zurück, und seine Gedanken (insbesondere I, 161—163) sind höchst geistvoll und belehrend. Nach den einleitenden Betrachtungen, welche bis S. 203 des ersten Bandes reichen und aus denen das Capitel über die weiblichen Charaktere Shakspeare's als vortrefflich hervorgehoben zu werden verdient, geht Hudson zur Kritik der Dramen selbst über. Er behandelt zuerst die Lustspiele, dann die Tragödien. Die historischen Dramen Shakspeare's hat er zu unserer Verwunderung und zu unserm Bedauern in die Betrachtung nicht mit eingeschlossen. Unter den Lustspielen ist „Troilus und Cressida", unter den Tragödien „Timon von Athen" und „Titus Andronicus" unerörtert geblieben. Die größte Ausführlichkeit ist den fünf großen Tragödien „Romeo und Julie", „Hamlet", „Macbeth", „Lear", mit welchem „Cymbeline" zusammengestellt wird, und „Othello" gewidmet, und die Abhandlungen über diese Stücke füllen fast den ganzen Raum des zweiten Bandes aus. Diese Kritiken der Dramen haben einen ungleichen Werth. Einige, wie über den „Sommernachtstraum" und die „Komödie der Irrungen", sind verhältnißmäßig zu kurz und skizzenhaft. Zuweilen erzählt der Verfasser den Inhalt, was uns überflüssig erscheint, er bespricht in den Lustspielen nur die Hauptcharaktere; wo der Verfasser mit Vorliebe verweilt ist er ausgezeichnet. Wir weisen auf seine Abhandlung über den „Sturm" hin, in welcher er das phantasiereichste Stück mit Phantasie reproducirt und den Beweis gibt daß er von dem Zauberstabe der Shakspeare'schen Phantasie berührt ist. Wir weisen ferner auf seine Charakteristik des Shylock und des Petruchio, insbesondere des Hamlet hin. Mit tiefer Einsicht, namentlich in das Psychologische, sind die Tragödien behandelt, aber manche Bemerkungen erlauben oder erfodern eine Bestreitung, und nur Flüchtigkeit konnte den Verfasser zu der Behauptung verführen daß die „Komödie der Irrungen" gar keine Charaktere habe und die beiden Brüderpaare ohne Individualität seien. Auch in der Reihenfolge in welcher der Verfasser die Dramen behandelt finden wir Willkür; wenigstens tritt es nicht hervor daß der Verfasser diese Reihenfolge nach einem Princip gäbe. Es gibt hier zwei Wege welche von deutschen Schriftstellern eingeschlagen sind; entweder man stellt die Stücke nach den Gesichtspunkten zusammen die sie miteinander gemein haben, oder nach der Zeit der Entstehung, und das letztere Verfahren wird am sichersten zu der Erkenntniß führen, welche Eigenthümlichkeiten in Auffassung, Composition und Sprache die verschiedenen Perioden des Dichters charakterisiren. Hudson scheint den ersten der beiden Wege betreten zu haben, denn er stellt z. B. den „Kaufmann von Venedig" und „Maß für Maß", den „Sturm" und den „Sommernachtstraum" zusammen; aber man findet nicht daß er die Ideen oder Eigenschaften, durch welche diese Stücke einander verwandt sind, hervorhebt. Zuletzt müssen wir bei aller Anerkennung der Vorzüge welche Hudson's Werk besitzt hervorheben, daß die Frage über die Eigenthümlichkeit der Shakspeare'schen Poesie, über die Composition und Sprache nur andeutungsweise, aber keineswegs erschöpfend beantwortet ist.

Ein Schriftsteller von ganz anderm Charakter ist George Fletcher. In der Begeisterung für Shakspeare

stimmt er mit Hudson überein; in der Auffassung weicht er unendlich von ihm ab. Was in Hudson's Buch fesselt, ist die warme und phantasievolle Reproduction, die Frühlingsfrische seiner Darstellung; Fletcher dagegen ist fast ein kalter Anatom, welcher mit unbarmherzigem Verstandesmesser zergliedert. Fletcher ist gründlich und sorgfältig; seine Bestrebungen stehen auf einem erhabenen Standpunkte. Da die Schlegel und Coleridge (sagt er S. 7) kaum mehr als die centrale Idee angegeben hätten, welche jedem größern Drama Shakspeare's innewohne, so wolle er diese Idee in ihren einzelnen Zügen verfolgen und „den Lebensverzweigungen der Idee durch das Detail der Charaktere, Ereignisse und des Dialogs nachspüren". Vorallem denkt er durch seine Arbeit auf die Bühne zu wirken, da diese verpflichtet sei eine „wirksame Interpretation der tiefsinnigsten Orakel des begeistertsten Dichters zu geben" (S. xvi). So ehrenvoll dieses Bestreben ist, so wenig können die Resultate desselben befriedigen. Fletcher's zergliedernde Verstandesmethode führt ihn weit ab von dem einfachen und richtigen Wege der Erkenntniß. Wir wollen sein Verfahren und die Resultate desselben an zwei Beispielen deutlich machen, an seiner Analyse von „Romeo und Julie" und „Macbeth", die wir auswählen, weil hier die Einseitigkeit seiner Constructionen in ihrem ganzen Umfange zur Erscheinung kommt. Fletcher sieht in „Romeo und Julie" keine tragischen Persönlichkeiten, sondern nur Unglückliche, die einem unseligen, feindlichen Geschick als Beute zufallen. Die Quelle der tragischen Handlung des Stücks liegt nach Fletcher nicht darin daß der Held und die Heldin irgend einen Mangel des Charakters zeigen, ihre reine Tugend und Aufführung wird ein Opfer der äußern Uebel von denen sie bedrängt werden, ein Opfer der gemeinen oder selbstsüchtigen, thörichten oder lasterhaften Denkart ihrer Umgebung, ein Opfer der beständigen Verfolgung eines widrigen Schicksals. Romeo und Julie sind nach Fletcher weit entfernt vorzugsweise italienische Charaktere zu sein, von einem heftigen und ungestümen Temperamente, sie sind vielmehr Persönlichkeiten von idealer Schönheit, Würde und Harmonie in physischer, moralischer und intellectueller Beziehung. Eine große Ermahnung endlich ist nach Fletcher durch dieses Drama an die Aeltern gerichtet, daß sie die Gefühle ihrer Kinder nicht unbeachtet lassen mögen.

Wie Fletcher Romeo und Julie zu absoluten Tugendidealen macht, so sieht er umgekehrt in Macbeth Nichts als einen absoluten Schurken. Eine höchst reizbare Phantasie, äußerste Selbstsucht, moralische Feigheit, vollkommene Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin, das sind nach Fletcher die Eigenschaften des Macbeth. Gütiger oder vielmehr zu gütig ist er gegen Lady Macbeth gewesen; sie ist nach seiner Meinung ganz uneigennützig, ohne allen Ehrgeiz, den ausgenommen, der aus Liebe zu ihm in ihr entsteht.

Wie kam Fletcher zu einer so gänzlichen Verkennung der Charaktere? Mit Recht bemerkte schon Hudson daß eine solche Auffassung mehr „die Einfachheit personificirter Abstractionen als den mannichfaltigen Inhalt lebensvoller Personen" gebe, daß sie einer Verkehrung der Charaktere in Caricaturen sehr ähnlich sehe; auch hat Palleske (in Rötscher's „Dramaturgischen Jahrbüchern") mit gesundem und geschmackvollem Urtheil die Auffassung Fletcher's widerlegt. Wir fügen hinzu daß unter Shakspeare's männlichen Charakteren, wenn sie die Hauptcharaktere der Dramen sind, sich weder ein solches abstractes Tugendideal wie Fletcher in Romeo sieht, noch ein solcher Inbegriff vollendeter Gemeinheit findet, wozu Fletcher den Macbeth stempelt. Selbst einem Richard III., dessen Verbrechen noch ungleich furchtbarer und umfangreicher sind als die des Macbeth, hat er einen gewaltigen Willen und großartige Tapferkeit als Widerlage gegen die Abscheulichkeit der Verbrechen gegeben. Fletcher übersieht ganz die Zeiten in welchen Shakspeare seinen Macbeth auftreten läßt, Zeiten von der Beschaffenheit daß sie Raum geben für heroische Größe, aber auch Raum für die Ausschweifung heroischer Größe zu blutiger Gewaltthat. Macbeth ist Heros in Gesinnung und That, aber verführbar; und wohin das erste Verbrechen, in das er stürzt, die Ermordung des gnadenreichen Duncan, führt, wie der ursprünglich edle und heroische Charakter immer tiefer herabsinkt, wie er zuletzt, um Vischer's Ausdruck zu gebrauchen, als Roué des Gewissens endet: das hat Shakspeare mit erschütternder Tiefe dargestellt, der aber auch dem Charakter immer noch einen Zug des ursprünglichen Heroismus in der Verirrung gelassen.

Der Fehler den Fletcher in der Beurtheilung der Charaktere in „Romeo und Julie" begeht besteht darin daß er keinen Begriff zu haben scheint von dem Wesen der Leidenschaft. Wir sind weit entfernt die vorherrschend nüchterne Auffassung zu theilen, welche Gervinus aufgestellt hat, aber hätte Fletcher Recht, so sänke Shakspeare bei allem Aufwande von Schönheit der Composition zu einem ärmlichen Schicksalstragöden à la Müllner herab. So hat Shakspeare nie gedichtet daß er die Hauptpersonen seiner Tragödien willenlos von einem außerhalb stehenden Schicksal zerschmettert werden ließe. Romeo und Julie gehören ganz und ungetheilt der Leidenschaft der Liebe an; macht diese Leidenschaft schon untergeordnete Köpfe und prosaische Gemüther vorübergehend zu Dichtern, wenn auch zu keinen großen, wie viel mehr muß sie so begabte Geister wie Romeo und Julie sind aus der Sphäre der gemeinen Wirklichkeit heben und ganz in das Reich der Empfindung und Phantasie tragen; diese Leidenschaft, einzig und ungetheilt die Herrscherin ihrer Seelen, gibt ihnen den lyrischen Schwung, die poetische Weihe, sodaß ihr ganzes Wesen lyrische Schönheit athmet; sie verwandelt den Romeo, sie gibt dem schmachtenden Träumer den fröhlichen Muth, die entschlossene Thatkraft; sie gibt Julie eine erhabene Standhaftigkeit welche den Tod nicht scheut. Insofern ist diese Dichtung ein einziger und unvergleichlicher Hymnus auf die Macht der Liebe. Aber insofern diese Leidenschaft keinem andern Gedanken, keiner andern Em-

sehr brauchbares Hülfsmittel für Denjenigen der Shakspeare's Verhältniß zu dem historischen Stoffe kennenlernen will.

Eine durchaus reine und ungetrübte Freude muß der forschende Freund des großen Dichters an den Arbeiten der Engländer nehmen, welche als philologische und historische Forschungen zu bezeichnen sind. Angeregt durch die Begeisterung welche Coleridge für Shakspeare verbreitete, ging hier N. Drake in einem großen und gründlichen Werke („Shakspeare and his times", zwei Bände, London 1817) voran. Da wir keine Geschichte der Shakspeare-Literatur schreiben, sondern nur das Wichtigste hervorheben wollen, können wir auf die einzelnen Werke der Männer nicht eingehen, welche sich zur Shakspeare-Gesellschaft vereinigt haben, zu einem Denkmale für den Namen des Dichters, das, wie Ulrici mit Recht sagt, edler, würdiger und großartiger ist als die Monumente in der Westminsterabtei und zu Stratford am Avon. Der Stifter der Shakspeare-Society ist J. P. Collier. Wir heben von diesem Manne hier drei Werke hervor, durch welche er sich die größten Verdienste um Shakspeare und die ihn betreffende Literatur erworben hat, und werden in dem dritten Artikel über die Collier'schen Emendationen des Shakspeare-Textes und die hierdurch hervorgerufene Literatur sprechen:

History of English dramatic poetry to the time of Shakspeare and annals of the stage to the restauration. Drei Bände. London 1831.

The works of William Shakspeare. The text formed from an entirely new collation of the old editions, with the various readings, notes, a life of the poet and an history the early English stage. Acht Bände. London 1842—44.

Shakspeare's library: a collection of the romances, novels, poems and histories used by Shakspeare as the foundation of his dramas. New first collected and accurately reprinted from the original editions. With introductory notices by *J. Payne Collier*. Zwei Bände. London 1853.

Von dem zuerst genannten Werke ist besonders der zweite Band von Wichtigkeit welcher die Geschichte der dramatischen Poesie in England von ihren Anfängen bis zu Shakspeare's Zeit enthält. Collier beginnt mit den Mirakelspielen als der Quelle des nationalen Drama und bezeichnet dann ihren Zusammenhang mit den „Moralitäten". Seine Untersuchungen über die „Moralitäten" geben eine Anschauung, wie aus denselben die Tragödie und Komödie sich entwickelte und wie die gesonderten Naturen beider im Laufe der Zeit ineinander übergingen. Collier betrachtet darauf das Wachsthum der Tragödie und Komödie „von ihrer Kindheit an bis zu der Reife die sie in den Händen Shakspeare's erreichten". Dieser Band des Werks umfaßt eine Prüfung der Vorgänger und frühern Zeitgenossen Shakspeare's, und Collier's Untersuchung sucht festzustellen was Shakspeare seinen Vorgängern verdankt und wieweit er das Lob Dryden's verdient habe, der Schöpfer der Bühne zu sein (I, IX—XI). Der erste Band des Werks enthält „Annalen der Bühne" und der dritte Band bezieht sich auf den Ursprung und die Geschichte der alten Theater in England. Es leuchtet ein, von welcher Wichtigkeit die Forschungen eines so gründlichen und gelehrten Mannes, dem so viele gedruckte und ungedruckte Quellen zugebotestanden, für die Kenntniß der dramatischen Poesie und insbesondere des Zusammenhangs Shakspeare's mit seinen Vorgängern haben. Aus einer solchen geschichtlichen Entwickelung läßt sich auch erst vollständig begreifen, worin Shakspeare einzig und unvergleichlich ist. Zu den einzelnen Stücken sind Einleitungen gegeben und der erste Band enthält eine auf den sorgfältigsten Forschungen beruhende Lebensbeschreibung Shakspeare's.

Das oben bezeichnete dritte Werk von Collier ist eine Sammlung der Quellen welche Shakspeare zu seinen nicht historischen Dramen benutzt hat. Collier nimmt an daß Shakspeare die Bücher aus denen er schöpfte selbst besessen habe, und er nennt deshalb die von ihm besorgte Sammlung „Shakspeare's library". Wir besitzen in Deutschland bekanntlich ein ähnliches Werk: „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen. Herausgegeben von Th. Echtermeier, L. Henschel und K. Simrock." (3 Thle., Berlin 1831.) Eine Vergleichung dieses letztern Werks mit Collier's Sammlung beweist daß die deutsche Sammlung minder vollständig ist. Um nur wenige Beispiele hervorzuheben, so findet sich in der deutschen Sammlung nicht die Erzählung von dem Juden („Of a Jew, who would for his debt have the pound of the flesh of a Christian; from the orator of *Al. Silvayn*, translated by *Al. Munday*, 1598"), ferner nicht das Gedicht „Königin Cordila" („Queen Cordila, a poem, by *John Higgins*; from the mirror for magistrates, 1587"); auch eine von Collier mitgetheilte Erzählung die auf „Cymbeline" Bezug hat vermissen wir in der deutschen Sammlung. Zu „Romeo und Julie" theilt Collier das Gedicht von Brooke („Romeus and Juliet, a poem by *Arthur Brooke*") mit und die Bearbeitung der Bandello'schen Novelle von Paynter. Die deutsche Sammlung enthält zu „Romeo und Julie" nur die Novelle von Bandello. Die Herausgeber halten es für unwahrscheinlich (III, 160) daß Shakspeare die Novelle des Bandello nicht selbst gekannt haben sollte; wie dem auch sei, Collier hat bewiesen daß Shakspeare das Gedicht von Brooke beiweitem mehr benutzte als Paynter's Erzählung, welche ihrerseits doch wieder von Bandello abweicht. Der Umstand z. B. daß Capulet die Namen der Gäste niederschreibt, welche zu dem Feste einzuladen sind, findet sich auch in Brooke's Gedicht, wird aber weder von Paynter noch von der italienischen Novelle erwähnt. Die Residenz der Capulet heißt bei Paynter und bei Bandello Villafranca, bei Shakspeare und Brooke dagegen Freetown. Dann scheinen verschiedene Stellen in Shakspeare's Tragödie nach Winken des Gedichts von Brooke gebildet, von denen keine Spur bei Paynter oder im Original ist, und einige Ausdrücke hat Shakspeare aus Brooke entlehnt. Es ist demnach nicht unwichtig das Gedicht Brooke's zu kennen, und die Herausgeber der deutschen Sammlung hätten gut gethan, wenn sie das Gedicht übersetzt hätten.

Eine Anzahl kleinerer Schriften Collier's, welche Shakspeare und sein Zeitalter betreffen oder Ausgaben von Stücken enthalten, findet man in den Schriften der Shakspeare-Gesellschaft. Unter den Forschern welche der Shakspeare-Gesellschaft angehören sind insbesondere noch Halliwell, Halpin und Alexander Dyce hervorzuheben, der als der gründlichste Kenner der Shakspeare'schen Sprache gerühmt wird. Die Forschungen Hunter's („New illustrations of the life, studies and writings of Shakspeare", zwei Bände, London 1845) beziehen sich unter Anderm auf Shakspeare's Familie; seine Ansichten über die Entstehungszeit des „Sturm" sind nicht haltbar, worüber Ulrici (S. 540) zu vergleichen ist; aber das angeführte Werk enthält viele schätzbare Erklärungen schwieriger Stellen. Die Schrift von Hazlitt und die „Charakterbilder in Shakspeare's Dramen" von Mrs. Jameson haben wir weiter nicht erwähnt, da sie in Deutschland durch Uebersetzung bekannt sind. Dagegen beklagen wir, Nichts über Lamb's und Campbell's Arbeiten mittheilen zu können, da wir die Werke derselben nicht zu Gesicht bekommen konnten.

Indem wir zu der Betrachtung der Shakspeare-Literatur in Deutschland übergehen, kann es wieder unsere Absicht nicht sein, ausführliche Kritiken zu liefern; wir versuchen hauptsächlich den Standpunkt zu bezeichnen zu welchem die auf Shakspeare gerichtete Erkenntniß gelangt ist. Es lassen sich drei Gruppen von Schriftstellern unterscheiden, eine philosophische, eine historische, eine philologische. Ein tiefer eingehendes Studium Shakspeare's begann bekanntlich mit Lessing. Dieser große auf Wahrheit und Natur gerichtete Geist hat Shakspeare für Deutschland entdeckt. Wie gewaltig und verderblich der falsch verstandene Shakspeare auf die Schwarmgeister der Sturm- und Drangperiode einwirkte, lehrt die Geschichte der deutschen Poesie; Goethe hat den großen Engländer je nach den Perioden seines Lebens mit dichterischem Enthusiasmus erhoben oder mit nüchternem Misverständniß gemishandelt; Schiller, als Dichter der Geschichte mit Shakspeare wahlverwandt, lernte ihn, je reifer er wurde, namentlich in seinen Tragödien immer tiefer würdigen. Eine Epoche der begeisterten Bewunderung, des liebevollsten Studiums beginnt mit den Romantikern; nur aus dieser Liebe, die mit seltener Sprachgewandtheit sich einigte, konnte das noch unübertoffene Meisterwerk der Schlegel'schen Uebersetzung entspringen, welche Tieck in würdiger Weise, wenn auch nicht in gleicher Vollendung vervollständigte. Wie Tieck in seinen poetischen Werken aus dem Phantastischen, Wunderbaren, Märchenhaften, aus den romantischen Elementen Shakspeare's, aus der Regellosigkeit die er in ihm fand oder in ihn hineinlegte, eine oft ungesunde Nahrung sog, so beruhte seine Liebe zu Shakspeare hauptsächlich auf der romantischen Eigenthümlichkeit desselben, und seine Abhandlung über Shakspeare's „Behandlung des Wunderbaren", schon in frühen Jahren (1793) geschrieben, ist von großer Vortrefflichkeit. Es ist anerkannt daß Tieck trotz seiner großen Kenntniß Shakspeare's doch zu vielen schiefen und einseitigen Urtheilen über Charaktere verleitet wurde, daß er oft das Nothwendige in Shakspeare's Stücken für willkürlich, das Willkürliche für nothwendig hielt, daß der geschmackvolle Mann in Beurtheilung des Werths einzelner Stücke das Richtige verfehlte; aber seine Verdienste um die Erklärung Shakspeare's, indem er viele Schönheiten aufhellte, viele namentlich sprachliche Schwierigkeiten erklärte, dürfen nie vergessen werden. Was A. W. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" geleistet hat, ist in Deutschland und England wirksam gewesen; es besteht hauptsächlich in der Anregung die er gab, die Schönheiten Shakspeare's zu empfinden; seine Erklärungsart tritt am anschaulichsten und anmuthigsten in seiner Abhandlung über „Romeo und Julie" hervor, welche in geistreichen Reflexionen den romantischen Zauber dieses Drama dem Gefühle aufschließt. Mit Recht verlangte schon der vortreffliche Solger eine wissenschaftlichere Behandlung, eine größere Gründlichkeit und Tiefe; und die Andeutungen die er selbst in seiner herrlichen Beurtheilung der Schlegel'schen „Vorlesungen" gab sind von unschätzbarem Werthe. Schon Solger wies auf den tiefen ethischen Gehalt hin der in Shakspeare's Stücken ruht.

Anders als die Romantiker, bei denen wir umsoweniger zu verweilen brauchen, da Stahr in seiner Abhandlung „Shakspeare in Deutschland" (im „Literarhistorischen Taschenbuch" von Prutz) sie gründlich beurtheilt hat, ging Rötscher zu Werke. In seinen kunstphilosophischen Abhandlungen verfolgte er das Ziel, „die großen Kunstwerke in ihrer innern Vernünftigkeit, in ihrer Einheit von Gedanke und Darstellung zu begreifen". Er richtete seine Thätigkeit gegen den Dilettantismus, der kein ästhetisches Ganzes aufzufassen fähig ist, der nur für einzelne Stellen des Kunstwerks schwärmt, nur im Einzelnen lobt oder tadelt. Rötscher brachte zu seiner Thätigkeit einen gewissenhaften Ernst, eine eindringende Vertiefungsfähigkeit mit; seinen Sinn für Kunst hatte er durch das Studium der großen Alten gebildet. Es gelang ihm vortrefflich die sittlich-lebendige Seele des Kunstwerks zu erfassen und diese Seele als das Lebensprincip des künstlerischen Organismus in allen seinen Gliedern nachzuweisen. Rötscher war unsers Wissens der Erste welcher durch seine philosophischen Erörterungen thatsächlich jenen Ansichten entgegentrat, als ob der Genius blind und willkürlich seine Schöpfungen hervorbringe; er bewies daß in dem Genius eine Kraft in organisirender Nothwendigkeit wirke. Mit gerechtem Lobe ist seine Kritik eine positiv begreifende genannt worden. In dieser Richtung hat sich Rötscher um das Verständniß einzelner Dramen Shakspeare's („Lear", „Romeo und Julie", „Kaufmann von Venedig") unbestreitbare Verdienste erworben. Aber diese construirende Methode hat doch auch ihre Einseitigkeit und darin ihre Gefahren; Rötscher ist denselben nicht vollständig entgangen. Indem er im „Lear" eines der reifsten und vollendetsten Dramen zur Betrachtung wählte, in welchem die sittliche

sehr brauchbares Hülfsmittel für Denjenigen der Shakspeare's Verhältniß zu dem historischen Stoffe kennenlernen will.

Eine durchaus reine und ungetrübte Freude muß der forschende Freund des großen Dichters an den Arbeiten der Engländer nehmen, welche als philologische und historische Forschungen zu bezeichnen sind. Angeregt durch die Begeisterung welche Coleridge für Shakspeare verbreitete, ging hier N. Drake in einem großen und gründlichen Werke („Shakspeare and his times", zwei Bände, London 1817) voran. Da wir keine Geschichte der Shakspeare-Literatur schreiben, sondern nur das Wichtigste hervorheben wollen, können wir auf die einzelnen Werke der Männer nicht eingehen, welche sich zur Shakspeare-Gesellschaft vereinigt haben, zu einem Denkmale für den Namen des Dichters, das, wie Ulrici mit Recht sagt, edler, würdiger und großartiger ist als die Monumente in der Westminsterabtei und zu Stratford am Avon. Der Stifter der Shakspeare-Society ist J. P. Collier. Wir heben von diesem Manne hier drei Werke hervor, durch welche er sich die größten Verdienste um Shakspeare und die ihn betreffende Literatur erworben hat, und werden in dem dritten Artikel über die Collier'schen Emendationen des Shakspeare-Textes und die hierdurch hervorgerufene Literatur sprechen:

History of English dramatic poetry to the time of Shakspeare and annals of the stage to the restauration. Drei Bände. London 1831.

The works of William Shakspeare. The text formed from an entirely new collation of the old editions, with the various readings, notes, a life of the poet and an history the early English stage. Acht Bände. London 1842—44.

Shakspeare's library: a collection of the romances, novels, poems and histories used by Shakspeare as the foundation of his dramas. New first collected and accurately reprinted from the original editions. With introductory notices by *J. Payne Collier.* Zwei Bände. London 1853.

Von dem zuerst genannten Werke ist besonders der zweite Band von Wichtigkeit welcher die Geschichte der dramatischen Poesie in England von ihren Anfängen bis zu Shakspeare's Zeit enthält. Collier beginnt mit den Mirakelspielen als der Quelle des nationalen Drama und bezeichnet dann ihren Zusammenhang mit den „Moralitäten". Seine Untersuchungen über die „Moralitäten" geben eine Anschauung, wie aus denselben die Tragödie und Komödie sich entwickelte und wie die gesonderten Naturen beider im Laufe der Zeit ineinander übergingen. Collier betrachtet darauf das Wachsthum der Tragödie und Komödie „von ihrer Kindheit an bis zu der Reife die sie in den Händen Shakspeare's erreichten". Dieser Band des Werks umfaßt eine Prüfung der Vorgänger und frühern Zeitgenossen Shakspeare's, und Collier's Untersuchung sucht festzustellen was Shakspeare seinen Vorgängern verdankt und wieweit er das Lob Dryden's verdient habe, der Schöpfer der Bühne zu sein (I, IX—XI). Der erste Band des Werks enthält „Annalen der Bühne" und der dritte Band bezieht sich auf den Ursprung und die Geschichte der alten Theater in England. Es leuchtet ein, von welcher Wichtigkeit die Forschungen eines so gründlichen und gelehrten Mannes, dem so viele gedruckte und ungedruckte Quellen zugebotestanden, seine Kenntniß der dramatischen Poesie und insbesondere des Zusammenhangs Shakspeare's mit seinen Vorgängern haben. Aus einer solchen geschichtlichen Entwickelung läßt sich auch erst vollständig begreifen, wie Shakspeare einzig und unvergleichlich ist. Zu den einzelnen Stücken sind Einleitungen gegeben und der erste Band enthält eine auf den sorgfältigsten Forschungen beruhende Lebensbeschreibung Shakspeare's.

Das oben bezeichnete dritte Werk von Collier ist eine Sammlung der Quellen welche Shakspeare zu seinen nicht historischen Dramen benutzt hat. Collier nimmt an daß Shakspeare die Bücher aus denen er schöpfte selbst besessen habe, und er nennt deshalb die von ihm besorgte Sammlung „Shakspeare's library". Wir besitzen in Deutschland bekanntlich ein ähnliches Werk: „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen. Herausgegeben von Th. Echtermeier, L. Henschel und K. Simrock." (3 Thle., Berlin 1831.) Eine Vergleichung dieses letztern Werks mit Collier's Sammlung beweist daß die deutsche Sammlung nicht vollständig ist. Um nur wenige Beispiele hervorzuheben, so findet sich in der deutschen Sammlung nicht die Erzählung von dem Juden („Of a Jew, who would for his debt have the pound of the flesh of a Christian; from the orator of *Al. Silvayn*, translated by *A. Munday*, 1598"), ferner nicht das Gedicht „Königin Cordila" („Queen Cordila, a poem, by *John Higgins*; from the mirror for magistrates, 1587"); auch eine von Collier mitgetheilte Erzählung die auf „Cymbeline" Bezug hat vermissen wir in der deutschen Sammlung. Zu „Romeo und Julie" theilt Collier das Gedicht von Brooke („Romeus and Juliet, a poem by *Arthur Brooke*") mit und die Bearbeitung der Bandello'schen Novelle von Paynter. Die deutsche Sammlung enthält zu „Romeo und Julie" nur die Novelle von Bandello. Die Herausgeber halten es für unwahrscheinlich (III, 100) daß Shakspeare die Novelle des Bandello nicht selbst gekannt haben sollte; wie dem auch sei, Collier hat bewiesen daß Shakspeare das Gedicht von Brooke beiweitem mehr benutzte als Paynter's Erzählung, welche ihrerseits auch wieder von Bandello abweicht. Der Umstand z. B. daß Capulet die Namen der Gäste niederschreibt, welche zu dem Feste einzuladen sind, findet sich auch in Brooke's Gedicht, wird aber weder von Paynter noch von der italienischen Novelle erwähnt. Die Residenz der Capulet heißt bei Paynter und bei Bandello Villafranca, bei Shakspeare und Brooke dagegen Freetown. Dann scheinen verschiedene Stellen in Shakspeare's Tragödie nach Winken des Gedichts von Brooke gebildet, von denen keine Spur bei Paynter oder im Original ist, und einige Ausdrücke hat Shakspeare aus Brooke entlehnt. Es ist demnach nicht unwichtig das Gedicht Brooke's zu kennen, und die Herausgeber der deutschen Sammlung hätten gut gethan, wenn sie das Gedicht übersetzt hätten.

fühlte sich Ulrici veranlaßt die Dramen Shakspeare's nicht in chronologischer Reihenfolge zu betrachten, sondern unter dem Gesichtspunkte des ideellen Zusammenhangs. Er gibt eine Entwickelung der fünf großen Dramen „Romeo und Julie", „Othello", „König Lear", „Macbeth", „Hamlet" in der bezeichneten Folge, denen er „Titus Andronicus" und „Timon von Athen" anreiht; denn er findet in den fünf ersten Meisterwerken die besondern Hauptgrundlagen des menschlichen Daseins, Liebe, Ehe, Familienleben, Staat, und die Tiefe des Gedankens in tragischer Form verkörpert; ihnen reihe sich „Timon von Athen" an, „in welchem die allgemeine Menschenliebe zum tragischen Pathos umschlage" (S. 463); wobei wir nur nicht einsehen warum er „Titus Andronicus" hier einschiebt, den er an einer andern Stelle (S. 624) mit größerm Rechte den drei Römertragödien anreiht. Aus Gründen des ideellen Zusammenhangs bespricht Ulrici auch die Lustspiele Shakspeare's nicht in chronologischer Folge, sondern stellt sie unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten zusammen, wie er z. B. den „Sommernachtstraum", den „Sturm", das „Wintermärchen" dem Begriffe des Märchenhaften unterordnet, die „Lustigen Weiber von Windsor" und „Troilus und Cressida" dem Begriffe der Satire. Die historischen Dramen erfahren ihre Behandlung nach dem Gange der Geschichte selbst, worin schon Schlegel voranging. Wie vortrefflich auch die Bemerkungen theilweise sind, die Ulrici zu den historischen Dramen macht, so scheinen uns doch diese Abhandlungen den Widerspruch vielfach nothwendig zu machen. Ulrici sieht die Schönheit dieser Dramen unter Anderm darin daß sie einen Cyklus bilden; „die historische Tragödie in der cyklischen Gestalt gewinne eine Schönheit von größerer und allgemeinerer Bedeutung" (S. 622); Ulrici bezeichnet es als ein Verdienst Shakspeare's daß er „die Nothwendigkeit der cyklischen Beschaffenheit als das wahre Wesen des historischen Drama" erkannt habe. Dabei verkennt er nicht daß das epische Element in den historischen Dramen ein Uebergewicht gewinne, daß das historische Drama in vollendeter, dramatischer Durchbildung, namentlich in formeller Hinsicht zurückstehe (S. 619); aber es müsse dies so sein. Ulrici sieht auch in Shakspeare's Römertragödien einen Cyklus von zusammengehörigen Dramen, in einer Weise wie etwa die Stücke der englischen Geschichte einen Cyklus bilden, wie insbesondere „Richard II.", „Heinrich IV." und „Heinrich V." als zusammengehörig betrachtet werden müssen, in welchen der Dichter in dem einen Drama ausdrücklich auf das andere hinweist. Die Römertragödien bilden dagegen vielmehr jede ein in sich abgeschlossenes Drama, und der epische Ton der in manchen Dramen der englischen Geschichte herrscht hat hier ganz aufgehört. Hier haben wir nicht eine Reihe historisch-epischer Scenen die nur lose zusammengehalten werden, wie in „Heinrich VI.", hier concentrirt sich alles tragische Interesse in einem Hauptcharakter. Der cyklische Zusammenhang des einen Drama mit dem andern hat ganz aufgehört. Diese Dramen stehen unter sich in keinem andern Verhältnisse als „Romeo und Julie", „Othello", „Lear", „Macbeth", „Hamlet", jede ist ein für sich bestehendes, in sich vollendetes Drama. Nicht der Kampf der aristokratischen und demokratischen Principien ist die Hauptsache im „Coriolan", wie Ulrici sagt (S. 628), sondern der Gegenstand der Tragödie ist ein aristokratischer Held, der in dem Bewußtsein von seiner und seines Stamms Größe alle Schranken überfliegt, in selbstüberhobenem Trotze das Volk verachtet und aus Rachsucht zum Verräther am Vaterlande wird. Von einem Uebergange aber aus dem aristokratischen ins demokratische Regiment (Ulrici, S. 634) stellt das Drama „Coriolan" durchaus Nichts dar. So handelt es sich auch im „Julius Cäsar" nicht hauptsächlich „um die letzten vergeblichen Anstrengungen der sterbenden Republik gegen die neu sich bildende monarchische Staatsform"; das ist die Grundlage auf welcher der Charakter des Brutus steht, dessen tragisches Geschick aus einer Collision politischer Ueberzeugungen und reinmenschlicher wie Pietätspflichten (gegen Cäsar) sich entwickelt. Dieselbe Betrachtungsweise ist auf „Antonius und Kleopatra" anzuwenden. Sie widerstreitet der Ansicht Ulrici's daß der cyklische Zusammenhang dem historischen Drama eine besondere Schönheit aufpräge; sie zeigt daß der Dichter, je reifer er in seiner künstlerischen Thätigkeit wurde (und die drei Römerstücke fallen in die reifste Periode), auch um so weiter von der cyklisch-epischen Behandlung sich entfernte und der tiefsten dramatischen Concentration sich zuwandte. Wir weisen an dieser Stelle auf die treffliche Kritik hin, welche H. Hettner in seinem eleganten Werke „Das moderne Drama" (Braunschweig 1852) an die historische Tragödie namentlich Shakspeare's anlegt. Wir beklagen die Unzulänglichkeit des Raums, die uns nicht gestattet auf andere Gesichtspunkte des trefflichen Ulrici'schen Werks näher einzugehen, eines Werks das durch die Sorgfalt, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit des Verfassers, durch den echt historischen Sinn wie durch die feine, ästhetische Bildung desselben imponirend, fördernd und unentbehrlich ist.

Die Gesammtheit der Shakspeare'schen Tragödien hat eine kurze und übersichtliche, aber tiefgehende und gediegene Betrachtung erfahren durch Fr. Vischer in der Abhandlung: „Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen" (im „Literarhistorischen Taschenbuch" von Prutz, zweiter Jahrgang). Vischer stellt in seiner Arbeit das Verhältniß der Poesie zur Politik fest und zeigt wie der echte Dichter kein politischer Tendenzdichter sein könne. Er hatte schon früher mit großem ästhetischen Scharfblicke gezeigt, daß die politische Lyrik Herwegh's keine echte Poesie, sondern versificirte Rhetorik sei. Es sind vortreffliche Sätze, in welchen Vischer nachweist daß die Poesie der Geschichte nicht vorangehe, sondern ihr folge, daß der Dichter den vergangenen Kampf, nicht den zukünftigen oder gegenwärtigen zu besingen habe. Mit kraftvoller Eleganz und schöner Anschaulichkeit der Sprache wird angedeutet welcher historische Sinn Shakspeare eigen ist, wie auch die Schicksale der Personen in den nicht histori-

Idee zugleich so einfach und offen vorliegt, durfte er getrost jenen bewunderungswürdigen Bau nachzeichnen, in welchem alle Theile so harmonisch zu einem Ganzen sich zusammenschließen; er durfte Dasselbe bei „Romeo und Julie“ und dem „Kaufmann von Venedig“ thun. Aber zum Verständnisse eines Kunstwerks darf man doch nie vergessen daß der Künstler Mensch und, wie groß auch immer, ein Sohn seiner Zeit ist. Er ist seiner eigenen wie der Schwäche seiner Zeit unterworfen, und nicht alles Einzelne in seinem Werke ist so nothwendig daß es nicht auch anders sein könnte. In Bezug auf die Erstlingsdichtungen Shakspeare's wird dieses Rötscher selbst zugestehen, aber auch bei den vortrefflichsten Dramen wird man nicht alle Einzelheiten in ihrer absoluten Nothwendigkeit nachweisen können. Jener Umstand daß der größte Künstler immer Mensch und Sohn seiner Zeit ist, gibt ihm zugleich das Eigene, das Individuelle, worin ein Hauptreiz aller künstlerischen Darstellung zu suchen ist. Man wird in Lessing's „Nathan“ (und Rötscher hat es gethan) denselben strenggeschlossenen Bau nachweisen können, eine Strenge der Disposition möchte ich es nennen, in welcher sich alle Glieder dem Hauptgedanken subordinirt zeigen. Aber wie unendlich verschieden ein Lessing'sches Drama von einem Shakspeare'schen ist, und wie der symmetrische Bau des Shakspeare'schen Drama in einem Reichthume der phantasievollsten Charaktere, der lebendigsten Fülle poetischen Bildes, in einer unvergleichlichen Mannichfaltigkeit zu verschwinden scheint, bedarf keiner Erörterung. Wir finden nun daß Rötscher in seinen Constructionen die individuelle Eigenthümlichkeit des Dichters nach den beiden angegebenen Seiten hin zu wenig berücksichtigt, daß er zuweilen Willkürliches für nothwendig hält und seine Constructionen das schlechthin Eigene in der Shakspeare'schen Composition zu wenig berücksichtigen. Freilich ist dies auch nur möglich in einem Werke welches den ganzen Dichter und seine sämmtlichen Werke historisch und ästhetisch betrachtet. Was wir in Rötscher's Abhandlungen vermissen, kann uns die Freude nicht verderben an Dem was er gegeben hat: ein feiner Sinn für Composition ist ihm eigen und vorallem ein tiefes Verständniß der Charaktere. Von dem letztern hat er die trefflichsten Beweise in dem „Cyklus dramatischer Charaktere“ geliefert, welche namentlich in psychologischer Weise die Tiefen Shakspeare's in musterhafter Weise aufschließen.

Das Verdienst den ganzen Shakspeare zuerst in wissenschaftlicher Behandlung betrachtet zu haben gebührt Ulrici, dessen Werk auch bereits auf die englischen Kritiker erfolgreich gewirkt hat. Ulrici's Buch ist bereits in einer zweiten, beiweitem vollständigern Ausgabe erschienen. Es ist für Jeden der ein wissenschaftliches Studium Shakspeare's unternimmt, ein unentbehrliches Werk und in seiner Eigenthümlichkeit durchaus unübertroffen. Ulrici bezeichnet das Streben welches er in seinem Werke („Shakspeare's dramatische Kunst“, Leipzig 1847) verfolgt, mit den Worten (S. 347) daß er die historische und ästhetische Kritik zu vereinigen gesucht habe. Er gibt einen „Ueberblick über die Geschichte des englischen Drama bis zur Zeit Shakspeare's“, welcher das Interesse gewährt zu sehen, wie Shakspeare als die höhere Einheit zweier verschiedener in Greene und Marlowe gespaltener Richtungen anzusehen ist. Diese Einleitung, gestützt auf gründliche und sorgfältige Studien, ist von dem größten Interesse und gewährt eine reiche, für die tiefere Kenntniß Shakspeare's unentbehrliche Belehrung. Ausgezeichnet sind auch die Abschnitte über Shakspeare's Zeitalter. Mit der Sorgfalt und Gründlichkeit des Historikers verbindet Ulrici die philosophische Bildung und den durchgebildeten Geschmack des Aesthetikers. Er hat in das Wesen der dramatischen Kunst tiefe Einsichten entwickelt, über Shakspeare's Composition geistreiche Andeutungen gegeben, obwol wir den Wunsch nicht unterdrücken daß dieser feine und sorgfältige Forscher über Composition und namentlich über die Sprache uns umfangreicher und eingehender möchte belehrt haben. Der philosophische Geist mit welchem Ulrici an die Betrachtung Shakspeare's ging, zeigt sich in seinem Bestreben den ideellen Gehalt dieser Dichtungen zu entwickeln. Ulrici ist sich bewußt daß die ästhetische Kritik oft Gedanken in das Kunstwerk hineinträgt die nicht darin liegen; wie er von dem ideellen Gehalte des Kunstwerks überhaupt denkt, lehren die richtigen Sätze auf S. 343; er geht an sein Werk mit der bescheidenen Ueberzeugung „daß die Angabe der Grundidee jedes Shakspeare'schen Drama nur ein Versuch sein könne“. Daß auf diesem Gebiete verschiedene Ansichten auftreten können, gibt der Verfasser selbst zu; daß man bei der Bestimmung der Grundidee vorsichtig und behutsam zuwerkegehen muß, hat der Verfasser durch seine eigene Thätigkeit hinlänglich bewiesen. Nichtsdestoweniger glauben wir daß der Verfasser in der Bestimmung der Idee das Gesuchte nicht immer vermieden habe. Er sieht z. B. in der „Komödie der Irrungen“ „eine Satire auf das menschliche Wahrnehmungs- und Erkenntnißvermögen“ (S. 487). Wir möchten diese Jugendarbeit Shakspeare's einfach für eine Posse halten, freilich für eine Posse im Stile Shakspeare's, mit verhältnißmäßig feiner Charakteristik, und wir fühlen uns in dieser Auffassung durch Ulrici's eigene Worte bestärkt, welcher in dem Werke „einen eigenthümlich frischen, jugendlichen Duft des Scherzes und Witzes“ findet, „eine naive, fast kindliche Lust an Spaß und Lachen“, welche doch wol dem Wesen der Satire widerspricht. So würden wir auch in der Auffassung anderer Lustspiele, z. B. „Wie es euch gefällt“, mit Gervinus von Ulrici abweichen. Es ist aber in Bezug auf die Komödien ausdrücklich hervorzuheben daß die Betrachtungen Ulrici's außerordentlich viel Feines und Anregendes darbieten.

Was Ulrici's Werk so werthvoll und so bedeutend macht, ist der Umstand daß er Shakspeare's Dichtungen als ein großes Ganzes auffaßt, daß er nachweist wie aus dem umfangreichen Geiste Shakspeare's die poetische Darstellung der wesentlichsten Anschauungen und Ideen der Menschheit hervorgegangen ist. Um dies klar zu machen,

chen; wir verweisen einfach auf die höchst werthvollen Entwickelungen über das Verhältniß der im Ganzen des Kunstwerks enthaltenen Einzelbilder (§. 497), über den Contrast (§. 498), über die Motivirung, vorallem aber über das Gesetz des Rhythmus (§. 500). Hier hat der Verfasser den Rhythmus nachgewiesen welcher in der ganzen Composition des „Lear" waltet; eine Entwickelung von bewunderungswürdiger Tiefe und Schönheit. Wir legen auf diese Betrachtungen Vischer's einen um so größern Werth, jemehr wir der Ueberzeugung sind daß die Forschung über Shakspeare auf die Eigenthümlichkeit seiner Composition in ihrem ganzen Umfange sich vorallem zu richten hat.

Karl Konrad Hense.

(Der Beschluß des zweiten Artikels folgt in der nächsten Lieferung.)

Friedrich August von Heyden.

Gedichte von Friedrich von Heyden. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Theodor Mundt. Leipzig, Brandstetter. 1852. 8. 2 Thlr.

Der Dichter, der sich durch seine epischen und dramatischen Dichtungen, sowie durch seine Thätigkeit auf dem Felde der Roman- und Novellenliteratur schon längst ein befreundetes Publicum gewonnen hat, tritt uns hier in seinen lyrischen Dichtungen in vollster Individualität entgegen, und offenbart einen Charakter, in welchem man den Typus des deutschen Charakters mit seinen Vorzügen und Fehlern auf das treueste ausgeprägt erblicken kann. Warme Empfänglichkeit für alles Das was dem Höhern in uns Leben und Impuls gibt; glühendes Trachten nach den Idealen, die sich unter dem Einflusse solcher Empfänglichkeit die Seele bildet; gewissenhafte Pflicht- und Berufstreue; gemüthliche Seligkeit im stillen Frieden des Hauses; zugleich aber schwankende Aengstlichkeit, Sorge, innerer Kampf, Mangel an Energie, wenn ein thatkräftiges Streben nach den heißgeliebten Idealen den ebenso heißgeliebten Frieden des innern und äußern Lebens zu stören droht: das sind die Eigenthümlichkeiten des Dichters, die uns bei dem Lesen seiner Gedichte zu klarer Anschauung kommen und die sich auch in dem Charaktergemälde abspiegeln, das der Herausgeber in der den Gedichten beigefügten geistreichen und interessanten Biographie des Dichters von demselben entworfen hat, obschon die oben angedeuteten Schattenseiten, wie wir keineswegs tadeln wollen, durch die Pietät des Freundes gegen den Verstorbenen in den Hintergrund gestellt und in milderer Form umschrieben sind. Der Herausgeber äußert sich in dieser Beziehung so: „Es hat wenige begabte Persönlichkeiten in neuerer Zeit gegeben, die so abgeschlossen in einer reinen Sphäre von Poesie gewohnt hätten als Heyden, der sich diese Einfriedigung in die poetische Production nicht in feigem Zurückweichen vor seiner Zeit erwarb, sondern damit zugleich das schärfste Verständniß für alle politischen Entwickelungen und Leiden der Gegenwart und eine fast prophetische Gabe die Wandelungen der Tagesgeschichte zu erkennen verband. Er hatte sich die Poesie als eine glückselige Insel in seinem Gemüthe gerettet, und indem er bewunderungswürdig genau wußte was um ihn her auf den brausenden Kampfplätzen des Tages vorging, indem er ebenso sehr die geheimsten Stichwörter der politischen Parteien und der Cabinete kannte und darüber oft die überraschendsten Aussprüche that: hielt er es doch beiweitem mehr der Mühe werth, gewissermaßen hinter dem Rücken dieser Zeit ein ganz poetisches Gedicht zu machen und vielleicht in einem ganz unzeitgemäßen Rahmen die alten ewigen Rechte der Natur und der Idee zur Geltung zu bringen. Er war dabei weder Reactionnair noch Phantast. Denn die Freiheit war ihm der eigentliche Lebensathem, ohne den es keinen gesunden und daseinsfähigen Organismus geben konnte. Und vor der Phantasterei war er schon deshalb gesichert, weil ihm der schärfste und durchdringendste Instinct für alle Formen der Wirklichkeit beigegeben war und er sowol in gesellschaftlicher wie in staatsmännischer Hinsicht mit einer seltenen Sicherheit auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse sich bewegte."

Der Verlauf seines äußern Lebens bietet nichts Außergewöhnliches dar. Er wurde am 3. September 1789 zu Nerfken in Ostpreußen auf dem Landgute seines Vaters geboren, erhielt seine erste Erziehung durch einen ausgezeichneten Lehrer im Hause der Aeltern, seine spätere Ausbildung in Königsberg, wo er auch studirte, und bezog sodann noch die damals besonders berühmte Universität Göttingen, wo er neben der Jurisprudenz sich eifrig mit Geschichte, Literatur und Kunst beschäftigte und vorzüglich die italienische Sprache und Literatur gründlich studirte. Er hatte in Göttingen das Glück in dem Hause der ebenso gelehrten als liebenswürdigen Dorothea von Rodde, der Tochter A. L. von Schlözer's, welche ihre Cirkel zum Sammelpunkte aller ausgezeichneten Persönlichkeiten von nah und fern gemacht hatte, Zutritt und gastliche Aufnahme zu erhalten und gelangte hierdurch zu intimem Umgang mit Villers, Benjamin Constant und andern berühmten Männern. „Seine Kräfte wuchsen in diesem Feuer lebendiger und geistesechter Mittheilungen, in denen die edelsten und besten Menschen sich begegneten, und er machte sich in dieser geselligen Schule der Poesie vornehmlich die feine Gemessenheit der Ausdrucksformen und den fertigen Weltschliff zueigen, der seine poetische Darstellungsweise auch noch mitten in den fessellosesten lyrischen Gefühlen beherrscht."

In den Jahren 1813—15 war er in ein Jägerdetachement eingetreten, ging dann in Staatsdienst, verheirathete sich im Jahre 1826 mit Friederike von Hippel, einer Gattin in der er das größte Glück seines Lebens fand, und starb als Oberregierungsrath zu Breslau am 5. November 1851, nachdem er fast 25 Jahre lang in ununterbrochener Amtsthätigkeit in dieser Stadt gewirkt hatte.

Im Jahre 1840, nachdem sein Schauspiel „Album und Wechsel" in Potsdam und Berlin mit ganz entschiedenem Erfolge zur Aufführung gelangt war, trat ein Zeitpunkt für ihn ein der zu neuen Lebenswendungen führen und ihm einen bedeutendern äußern Wirkungskreis eröffnen konnte. Er würde für diesen Zweck seinen „von der Welt abgelegenen Aufenthaltsort in Breslau mit dem großweltlichern Berlin" zu vertauschen gehabt haben. Aber „die stille, fast idyllische Zurückgezogenheit der breslauer Häuslichkeit, in der Frieden, Liebe und Poesie wohnten, hatte für ihn eine nothwendige Bedeutung gewonnen, die nicht so leicht mit größern, aber ungewissen Verhältnissen und mit neuen und künstlichen Sorgen zu vertauschen war. Er wollte sogar finden daß in Berlin selbst Niemand heimisch sei", und so blieb er in seiner bisherigen Lage. Von dieser breslauer Häuslichkeit, wie sie sich gleich von Anfang an gestaltete, gibt uns der Dichter selbst in einem Briefe an seinen Freund Niederstetter, der in der Biographie mitgetheilt ist, eine anziehende Schilderung. „Auch meinem innern Leben", schreibt er, „ist Friede und Zufriedenheit zutheilgeworden. Ich möchte gern sagen Glück. Indeß es ist in diesem Worte ein seltsamer feindlicher Zauber der die Furien zu wecken scheint, sobald es ertönt. Man soll still des Glücks sich erfreuen, man soll aber damit nicht prahlen und großthun, denn — es schwebt auf einer Kugel. Laß dich, mein Theurer, lieber in mein stilles Zimmer einführen und sieh dich darin um, gewiß wirst du dann ohne meiner Auseinandersetzung zu bedürfen ermessen können ob ich zufrieden sein kann. Das Zimmer ist nicht groß noch klein, es ist mein Arbeitszimmer, das letzte in einer Reihe von vieren. Der Hausrath ist neu, aber der einfache eines redlichen Bürgersmanns. Die Fächer meines Arbeitstisches sind reichlich mit Acten ausgestopft. Ein ernstes Bildniß des hei-

ligen Bernhard von Clairvaux schaut richtend herunter auf meinen Fleiß. Wenn der ernste Blick des Heiligen mich entmuthigt, so schweift mein Auge seitwärts und sucht ein anderes Bild neben meinem Tische. Möchtest du dem letztern einige Aufmerksamkeit widmen? In diesen weiblichen Zügen die mir so schön vorkommen, wohnen Unschuld, Friede und Zärtlichkeit: in dieser zarten Brust, die von wirklichem jugendlichen Leben bebt, schlägt ein unvergleichliches, reines, geprüftes Herz — das mein ist. In diesem Momente würdest du die Augen nicht sehen können, diese Augen voll Milde und Güte, denn sie lesen eifrig in einem Buche, in Shakspeare's «Sturm», wie ich bemerke. Dieses süße Geschöpf ist meine heißgeliebte Friederike, mein junges treffliches Weib; in wenigen Monaten, so Gott ihr gnädig ist, die Mutter meines Kindes."

In diesem Arbeitszimmer entstanden nun nach und nach seine bedeutendsten literarischen Werke: „Reginald" (1831); die Dramen „Der Spiegel des Akbar", „Album und Wechsel" (1839), „Nadine"; ferner die Lustspiele „Die Modernen", „Der Geschäftsführer"; das Schauspiel „Der Liebe Zauber"; der Roman „Die Intriguanten" (1840); eine Sammlung kleiner Novellen und Erzählungen: „Die Randzeichnungen" (1841), und die episch-romantischen Dichtungen: „Das Wort der Frau" (1843), „Der Schuster zu Ispahan" (1850), „Die Königsbraut" (1851) — und das Alles neben der angestrengtesten Berufsthätigkeit. „In den Geschäften des Staatsamts," sagt sein Biograph, „konnte Niemand zuverlässiger, besonnener sein. Seine Ausarbeitungen waren immer unter dem einzig praktischen Gesichtspunkt gefaßt und verriethen außerdem noch zwischen den Zeilen den überlegenen Blick und den durchdringenden Weltverstand, der von der Einzelheit immer auf das Ganze zurückging und die höchsten leitenden Ideen der Politik und Verwaltung geltendzumachen strebte. Neben den Acten aber stand das Gedicht als eine ebenso selbständige, in ihren eigenen Grenzen abgeschlossene Welt. Hier lebte der Poet in seiner ganzen Herrschaft, die ihm durch Nichts bestritten werden konnte und die er, selig über sein stilles Schaffensglück, mit einer Machtfülle ausübte, als wenn es sich jedesmal um die Eroberung einer neuen Welt handelte, ohne daß er jedoch nur im geringsten irgend einen äußern Erfolg oder einen Schatten von den wohlfeilen Ruhmeskränzen des Tages erstrebte."

Aus äußerer Unbehaglichkeit „rettete" er sich in die Poesie. Er schreibt darüber im Jahre 1843 an Th. Mundt: „Die heutigen Machthaber wollen zwar ihre Gemächer bunt ausmalen lassen, aber nur durch die Schablone die sie selbst ausgeschnitten: sie wollen viel Pinselei im Tempel der Wissenschaft und Kunst, aber nur nach Musterblättern von ihrer Composition. Das ist ihr Historisches. Sie sprechen immer von Geschichte, aber mit dem Vorbehalte daß man keine neue mache. Die alte lassen sie frisiren, damit sie in ihre Kanzleien und Salons paßt. Was wird nun daraus? — Ich fühle mich unbehaglich aufs äußerste. Bisweilen rette ich mich in die Poesie. Seit lange habe ich nicht so viele kleinere lyrische Gedicht gemacht als jetzt. Es ist mir damit so als müßte ich mein Herz ausbluten lassen, wenn es zu voll ist von unterdrücktem Weh. Ich halte mir ordentlich ein poetisches Album, in das ich meine Herzensergießungen niederlege. Niemand sieht es als meine Frau, die treue, verständige Begleiterin aller meiner Bestrebungen."

Diese „rettenden" Herzensergüsse liegen nun vor uns und gewähren einen klaren und erquickenden Einblick in ein wahrhaft reiches Dichtergemüth. Natur und Leben, in den mannichfachsten Beziehungen sinnig aufgefaßt, müssen dazu dienen, um dem Drange eines Herzens Ausdruck zu geben, das für das Wahre und Schöne glüht, für alle Menschen menschlich schlägt, der Selbstsucht den Krieg erklärt und Liebe predigt. Dabei sind diese Lieder, abgesehen von der gefälligen äußern Form, durch Gedankenfülle, treffende Schluß-Pointen und durchweg geläuterten Geschmack ausgezeichnet. Sie zerfallen in die vier Abschnitte: „Welt und Gemüth," „Sonette," „Aus der Gegenwart" und „Der Zeit Krankheit, Tod und Wiedergeburt."

In dem Gedichte „Vom Berge herab" (Abschnitt I) singt der Dichter:

. . . . Wohl schön als Aussicht ist,
Was bang das Herz erschüttert, wenn man das Wesen mißt.
Wie viele Sorgen wohnen in diesen Hütten wol,
Wie vieles warme Hoffen erwies sich dort als hohl!

Wie schimmern dort die Bäche hellsilbern in dem Schein,
Und ach! wie viele Thränen da fielen wol hinein.
Wie treiben dort auf Wiesen die Heerden ihre Lust,
Doch welcher Kummer naget an ihres Hirten Brust.

. . . .

Es zog sich dicht zusammen. Im Schatten lag die Flur.
Kaum blinkte noch durch Spalten des Himmels Lichtazur.

Und aus den schweren Dünsten drang bis zu meinem Ohr
Der allgemeine Jammer, der Klageton empor.
Erst war es dumpfes Grollen, dies wuchs zum Donnerhall.
Es ging mir durch die Seele der große Weheschall.

Ich riß mir auf den Busen und flehte: Wär's gerecht,
Daß Eines Fall erhöbe dies ächzende Geschlecht,
O möchte dann zerspalten mein Herz ein Wetterstrahl,
Und stockten dann die Thränen, die Klagen auf einmal!

Da ging ein lindes Säuseln durch all den Nebeldampf,
Ein warmer Friedensathem beschwichtigte den Kampf.
Ein Lichtstrahl, ein Zertheilen, kaum merklich, wie's geschah;
Dann klang es wie durch Harfen und Wolken: „Ich bin da."

Und prächtig wuchs die Stimme. Sie trug den Wiederhall
Von Bergen zu den Thälern beschwichtigend durchs All.
Da kam die Klarheit wieder. Die Klagen stillten sich.
Im weißen Glanz verherrlicht lag rings die Welt um mich.

Zwar hing in jeder Blume der Thränentropfen klar,
Doch spiegelt' er in Farben so rein, so wunderbar.
Aus allen jenen Hütten, von Wiesen fern und nah,
Schien leiser Hauch zu flüstern: „Geduld, denn Er ist da."

Die Religiosität die sich in diesem Gedichte ausspricht ist ein Grundzug im Charakter des Dichters. Er hält aber am Geistigen, Ewigen fest; die Form faßt er als Das auf was sie ist, als vorübergehend, sich nach der Zeit gestaltend. So in dem Gedichte „Das historische Christenthum":

. . . .
Das Licht ist ewig, wie sein Quell es ist,
Das Dunkel steigt bisweilen hoch in Wellen.
Doch nicht zu lange wird das Licht vermißt.
Ein Funke schon kann tiefes Dunkel hellen.
Die Form kann höchstens nur historisch sein,
In der das Licht sich zeitweis offenbart,
Weil jede Zeit mit anderm Aug' gewahrt;
Die blendet, jene lockt derselbe Schein.

So kommt es auf den ew'gen Inhalt an,
Nicht auf die Form, worin er ausgegeben.
Die Form gestalte Jeder, wie er kann.
Der Inhalt ist allein das wahre Leben.
. . . .
Das Christenthum, wenn es historisch ist,
Mag dann historisch sich auch überleben,
Schließt sich historisch ab — und wird vermißt.
Vergangenheit ist nur historisch eben.
Auch Gegenwart und Zukunft brauchen Licht,
Und brauchen Gnade, die vom Himmel rinnet.
Ein Christenthum, das täglich neu beginnet,
Ist göttlich immerdar, — historisch nicht.

Daher eifert er auch gegen diejenige Richtung welche sich lediglich auf das Dogma wirft in dem satyrischen Liedchen:

Bekehrte Predigt.

Es sitzen in der Kirche
Gereihet Weib und Mann.
Der Pfarrer auf der Kanzel
Hub seine Predigt an.
Weil wir im ersten Theile
Der Andacht eben sind,
Laßt uns als Text erwägen:
Woher wohl weht der Wind?

Sodann im zweiten Theile,
Der frisch zum Ziele geht,
Beschäftigt uns die Frage:
Wohin der Wind wohl weht?
Im dritten Theil wird endlich
Gebracht das rechte Licht,
Denn darin wird erwiesen:
Wir wissen Beides nicht.

Da scheinet der Gemeinde,
Sie habe schon genug,
Und durch die Kirchenthüre
Schiebt sich hinaus der Zug.
„Ihr Thoren!“ — ruft der Pfarrer,
Vom höchsten Eifer heiß —
„Man predigt nur dogmatisch
Von Dem was man nicht weiß.“

Auch sonstiges Heiteres neben dem Ernsten, den Frühling in der Natur und im Leben, Jugend und Liebe finden wir in dem Abschnitt „Welt und Gemüth“ und in den Sonetten gefeiert, wie in den Liedern: „Jugendträume“, „Seufzer von Oben“, „Die Bergführer“, „Der Vogel“, „Dichtertrieb“, „Was geblieben ist“, von denen noch eins, „Der Händedruck“, hier Platz finden möge:

Sie hätte meine Hand gedrückt?
Die Hand sagt: „Nein! dich täuscht Verlangen.
Es hat dein Herz dich nur berückt,
Als sie vorüber ist gegangen.“

„Ja!“ spricht dagegen hoch im Brand
Mein volles Herz. Wem soll ich glauben?
Das Herz fühlt zarter als die Hand,
Ich lasse mir mein Glück nicht rauben.

Der letzte Abschnitt „Der Zeit Krankheit, Tod und Wiedergeburt“ enthält in einem Cyklus von Gesängen eine Schilderung der Zustände im öffentlichen Leben vor dem Jahre 1848 voll scharfer Ironie und schließt in einem Gesange „Das Gesicht“ mit einem begeisterten Hinblick auf eine bessere Zukunft. Auch der dritte Abschnitt und die Sonette enthalten zum größten Theile Lieder politischen Inhalts und zwar ebenfalls aus der Periode vor 1848. Der Dichter verlangt Freiheit, Fortschritt, gleiches Recht für Alle. Das letztere in dem Liede:

Charfreitag.

Charfreitag heut’; es ward um diese Stunde
Der Weltenheiland einst ans Kreuz geschlagen.
Warum? Weil ihm in lügenvollen Tagen
Die Wahrheit floß vom gottgeweihten Munde!

Weil in der Noth er brachte Rettungskunde,
Den Glauben weckte, kühnen Flug zu wagen!
Der Liebe Pflicht in Wuth und Haß getragen;
Die Menschheit rief zum frommen Bruderbunde.

Kann solche Wohlthat solche Qual verschulden?
Die Selbstsucht, Jesus, hat dein Kreuz gezimmert,
Die jederzeit in Höllenflammen schimmert.

Es kann das Volk Wohlthäter niemals dulden,
Wenn Allen sie bestimmen gleiche Gaben.
Für sich allein will Jeder Alles haben.

Bei dem Regierungsantritt des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., singt er:

Was Kindesehrfurcht auch verschwiegen lange,
Wird endlich nun zur lauten Sprache kommen
Mit Fod’rungen von wichtigstem Belange.
Durch Ströme Blutes ist das Volk geschwommen,
Bis es den Kranz des Sieges hat errungen;
Und welchen Antheil hat es überkommen
Von allem Großen, das ihm ist gelungen?
Für Freiheit stritt es, die des Feindes Höhnen
Entrissen ihm. Es ward der Feind bezwungen;
Und welche Freiheit ward den Heldensöhnen?
Die Staatskunst stellte das Wieviel in Frage,
Die Durstenden an Warten zu gewöhnen,
Sie, von jeher der Kern der Völkerklage.
Zu fiel das Thor von Janus’ heil’ger Stätte,
Doch öffneten sich an demselben Tage
Die leisen Thüren aller Cabinette,
Die feinen Listen wieder auszulassen,
Für die kein Arm sich je bewaffnet hätte.

. . . .

Ernst ist die Zeit, sie rüstet sich zum Streite.
Was man nicht gibt, wird sie sich stürmisch nehmen.
Ihr steht der Menschheit Genius zur Seite,
Das Vorurtheil der Selbstsucht zu beschämen.
Der Rückschritt ist Gespenst. Ein nichtig Streben,
Den Mündigen zu bieten einen Schemen.
Der Stillstand ist Verwesung. Fortschritt Leben.

In ähnlicher Weise, aber hier und da noch weit stärker und schärfer im Ausdrucke, spricht sich der Dichter an andern Stellen und in den Gedichten „Die Geschosse“, „Das Königswort“, „Der Vampyr und die Camarilla“, „Die rechte Mitte“ u. a. aus. Gegen die Uebernahme des Censoramts erklärte er sich mit Entschiedenheit und auf die Gefahr hin seine Stellung zu verlieren. Er glaubte daß dadurch seine und seiner Kinder Ehre würde beeinträchtigt werden:

Ob nahe mir, ob fern mein Ziel gestellt —
Doch wenn man mich zur Gruft wird künftig tragen,
So sollen nicht um Alles in der Welt
Von mir erröthend meine Kinder sagen,
Daß ich die Fod’rung meiner Zeit verkannt
Und Werkzeug war, den Völkergeist zu knechten.
Sie sollen Den, so Vater sie genannt,
Mit edelm Stolze zählen zu den Echten.

Gegen die Bemühungen endlich, den Stand der Dinge auf ein Patriarchenthum zurückzuführen, ist das längere Gedicht „Patriarchen und wer sonst“ gerichtet, in welchem das patriarchalische Zeitalter in seinem wahren Lichte geschildert und mit der Herrlichkeit die im Christenthume und den durch dasselbe gestellten Foderungen liegt, als im schroffsten Gegensatze stehend dargestellt wird:

Mit solcher Zeiten Sitten liebäugelt nun der Wahn?
Will heut’ noch stumme Knechte, der Willkür unterthan?
Will für das Recht, das Jedem soll gleich sein, der es sucht,
Nach Patriarchenweise die väterliche Zucht?

. . . .

Was väterlich ihr preiset, gibt bald die Sklaverei,
Weil ihm die Liebe fehlet, die Billigkeit dabei.
Mit einem schönen Worte verknüpft ihr argen Sinn,
Aus Volksunmündigkeiten wollt ziehen ihr Gewinn.

Laßt ab, es ist vorüber die Patriarchenzeit,
Denn Christus ist erschienen in seiner Herrlichkeit.
Das, was des Kaisers, will er dem Kaiser geben zwar,
Doch Brüder nur vereinen am heiligen Altar.

Nicht strenge Zucht, nur Liebe setzt er als Losung ein,
Zu gleichen Rechten, Pflichten die Menschheit einzuweih’n.
Der Starke soll dem Schwachen mild reichen seine Hand,
Der Schatz des Reichen werden des Armen Segenspfand.

Aus Liebe- Liebe- Liebe und aus dem heil'gen Recht
Soll strahlend dann erblühen die Freiheit voll und echt,
Die Freiheit, die den Zügel der milden Sitten ehrt
Um vom Gesetz die Richtung in edler Kraft begehrt.

. . . .

Ueberraschend ist es, nach allem Diesem in einigen wenigen Liedern, die aus der Zeit nach 1848 stammen, Gedanken und Gefühle ausgesprochen zu finden, nach denen es den Anschein gewinnen könnte, als ob der Dichter zu einer völlig entgegengesetzten Gesinnung gelangt sei, wie z. B. in dem Gedichte: „Das Volk wie es ist," dessen Schlußzeilen lauten:

Frei pries es sich und war nur Sklav' der Leiter.
Im eig'nen Dünkel kommt das Volk nicht weiter,
In weiser Zucht nur kann es vorwärts gehen.

Diese Worte stehen mit Obigem in diametrischem Widerspruch. Nichtsdestoweniger glauben wir es dem Biographen daß sich der Dichter der Reaction nicht zugewandt habe. Wer kennt nicht das Zürnen Schiller's in ähnlichen Zeitverhältnissen? Und doch ist er gerade Derjenige den sein „Wehe!" sein:

Weh' Denen, die den ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!

zu allermeist treffen würde, wenn es träfe. Denn Niemand hat das Himmelslicht durch alle Classen des Volks, also auch durch die Reihen der „ewig Blinden" kräftiger und reiner hindurchgetragen als eben er. Auch unser Dichter spricht für Licht und Liebe, für Wahrheit und Freiheit und gegen ihre Feindin, die Selbstsucht, mit solcher Wärme daß wir nicht annehmen können, es sei die Glut in seinem Innern erloschen oder zu jener trüben Flamme die nur der Selbstsucht leuchtet umgeschlagen. Aber Idealisten solcher Art sind die echten Jünglinge vor dem Bilde zu Sais. Sie jagen begeistert der Wahrheit nach, solange der Strahlennimbus des Ideals dieselbe vom wirklichen Leben abschließt; aber wenn das Ideal zur Wirklichkeit sich gestalten soll, und wenn es in der verkörperten Form, unter der dies allein möglich ist, zugleich die Unvollkommenheiten anzieht, die nun einmal die nothwendige Zugabe aller Erdenerscheinungen sind, dann schaudern sie entsetzt zurück und die begeistert gepriesene Göttergestalt wird ihnen zum Medusenhaupte. — „Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denket sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist." — Halten wir uns an den Trost den der Dichter in seinem Schlußgesange an eine poetische Vision von der Rückkehr Christi anknüpft:

Ein hehres Wunder hat dann angefangen.
Der Menschensohn erschien, im Arme tragend
Das bitt're Kreuz, an dem er einst gelitten.

Er hub es auf, es in den Boden schlagend,
Und Wurzel fassend ward es gleich zum Baume,
In reicher Blätterpracht zum Himmel ragend.

Die Zweige, weit verbreitet in dem Raume,
Sie neigten sich im Bogen bis zur Erde,
Damit ein jeglicher zu neuem Baume

Mit zarten Bläten, gold'nen Früchten werde.
So ward zum heil'gen Haine das Gefilde.
Und Hunderttausend kamen, mit Beschwerden

Hoch überbürdet — rührendes Gebilde! —
Und legten vor dem Menschensohn sie nieder,
Sich frei zerstreuend dann in dem Gefilde.

Bei vollem Klang des Jubels und der Lieder.
Zuletzt erscholl das Wort vom Menschensohne:
„Nun ist die Zeit erfüllt, ich komme wieder,

Zum zweiten mal, nicht mit der Dornenkrone, —
Denn nun sind Freud' und Frieden meine Sendung.
Dem Streiter wird der grüne Kranz zum Lohne.

Ihr habt an mich geglaubt, nun in Vollendung
Sollt ihr nicht glauben nur, sollt von mir wissen. —
Und hierin liegt der Menschheit große Wendung.

Das Weltgericht, vernehmt, ist im Gewissen.
Der jüngste Tag ist der im Lauf der Zeiten,
Da Selbstsucht ihren Freibrief hat zerrissen.

. . . .

Der Liebe widmet eure Huldigungen,
Mit Bruderarm die Menschheit zu umfassen,
Sie zu verkünden laut in tausend Zungen.

So werdet ihr in klarem Sinn erfassen,
Daß in der That mein selig Reich begonnen,
Wie von Propheten Gott es künden lassen.

Nur aus Verbrüderung, aus Liebeswonnen,
Wird dann die neue Freiheit auch erstehen,
Bisher gewünscht, doch niemals noch gewonnen."

14.

Die Erde, die Pflanzen und der Mensch.

Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Populaire Naturschilderungen von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von H. Zeise. Mit der Biographie des Verfassers von P. L. Möller und seinem Portrait nach Marstrand. Leipzig, Lorck. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schouw war ungefähr 27 Jahre alt, als er nach glänzend überstandenem juristischen Examen die Leiter der Beamtenhierarchie zu ersteigen begann, zugleich aber auch, wenn er in der kopenhagener Kanzlei nicht protokolliren mußte, an seiner Dissertation über die ursprüngliche Heimat der Pflanzen arbeitete. Im Jahre 1816 war das etwas Besonderes, da die Wissenschaft der Pflanzengeographie noch so jung war daß Leute von Fach sie noch kaum kannten, kaum anerkannten. Erst ein Mann hatte gewagt aus eigener weitumfassender Anschauung, die doch auch wieder wenig gewesen wäre ohne entsprechende Beobachtungsgabe und ebenso umfassendes Urtheil, einen „Essai sur la géographie des plantes" zu schreiben; derselbe Mann welcher schon damals die Grundzüge seines „Kosmos" entwarf, womit er jetzt sein vieljähriges Wirken glänzend abschließen will. Der junge Kanzlist mußte daher mit seiner Neigung in so brachliegenden Gebieten des Wissens sich zu beschäftigen allgemeine Aufmerksamkeit erregen, einer Neigung welche offenbar keine Spur phantastischer Laune ansichtrug. Wenn den meisten Menschen eine und dieselbe Wissenschaft Gelegenheit bietet praktisch zu wirken und theoretisch sich auszubilden, so findet sich doch auch oft eine Trennung beider. Besonders scheinen Jurisprudenz und Botanik, gerade weil sie so heterogener Natur sind, sich wie zwei Complementairfarben gern zusammenzufinden, wovon unter vielen Beispielen nur das glänzendste neuerer Zeit erwähnt werden mag: M. J. Schleiden, Dr. juris utriusque und Prof. der Botanik zu Jena. In Dänemark hatte man — damals wenigstens — die löbliche Weise, auf jedes junge Talent welches an dem freilich bald zu übersehenden Horizont erschien ein achtsames Auge zu haben, es zu stützen und zu fördern, bevor es noch alt geworden und veraltet war, ihm lieber gleich Fittige zu leihen, statt erst durch Druck zu erproben wieviel es zu tragen vermöchte ohne zu verkümmern. Die Regierung kargte nicht einem jungen Manne der in Kunst oder Wissenschaft etwas hoffen ließ einen genügenden Lebensunterhalt zu geben; die Nation sah in dem Ruhme eines der Ihrigen ihren eigenen Ruhm, und ließ es an Aufmunterung

nicht fehlen; drittens kamen endlich die Deutschen und nahmen ebenfalls innigen Antheil, denn wie sollte es sie nicht freuen, wenn sie sehen daß ihr geistiges Brot den fremden Vettern wohlbekommt? Kaum hatte unser Schouw also seine Dissertation beendigt, als er die Actenberge, welche er nicht ohne Besorgniß in der Perspective seiner Zukunft erblickt haben mag, auch schon vor sich verschwinden sah und ein Reisestipendium ihn in den Stand setzte frei von Nahrungssorgen seinen Lieblingsstudien in fremden Ländern nachzugehen. Noch heute hat die Welt ihren Vortheil davon, denn ein guter Theil des vorliegenden Werks stützt sich auf das damals gesammelte Material. Nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt war, nahm ihn die definitive Anstellung als Professor der Botanik an der Universität völlig für die Naturwissenschaften in Beschlag, wofür er auch bis zu seinem im April 1852 erfolgten Tode thätig geblieben ist. Obgleich ein günstiges Geschick ihn des sogenannten Brotstudiums enthoben hatte und damit der zweifachen divergirenden Richtung des Geistes, welche immer etwas Mangelhaftes haben muß, so scheint er doch nicht vollständige Befriedigung in seinem jetzigen Lebensberufe gefunden zu haben, da er sich aus freien Stücken durch lebhafte Betheiligung an der Politik wiederum einen Nebenweg bahnte, der ihn — man muß seiner Kraft und Befähigung das Zeugniß geben — abermals zu Ehren und Auszeichnungen führte. Als vieljähriger Präsident der Ständeversammlungen ist Schouw auch in Deutschland bekannt genug geworden um die Hinweisung auf diese Seite seiner Wirksamkeit an diesem Orte entbehrlich zu machen. Das schöne Lob welches sein Biograph Möller ihm ertheilt: „Von Schouw sagte Jeder im Jahre 1831 wie im Jahre 1834: «Er ist ein kluger und besonnener Mann, ein wahrer Patriot, eine grundehrliche Natur»", mag in dieser Beziehung genügen, um auch nach der Seite einen charakteristischen Umriß von der Weise seiner Wirksamkeit zu geben. Sehen wir das Portrait darauf an welches dem Buche beigegeben ist, sowie die Darstellungsweise und den Stil in demselben, so stimmt Alles überzeugend und wohlthuend miteinander überein.

Wenn der Verfasser der biographischen Skizze bemerkt daß der Gelehrte auf zweierlei Weise die Wissenschaft fördern könne, einestheils durch strenge, gründliche Forschungen, anderntheils durch geschickte Verbreitung derselben in weitere Kreise, so ist keine Frage, welche Seite er dabei für Schouw im Auge hatte. Bezeichnend für diese Richtung ist es daß er gerade das Gebiet der Botanik vorzugsweise anbaute, welches das am weitesten nach andern Gebieten hin vorgeschobene Außenwerk genannt werden kann. Erd- und Pflanzenkunde sind einander begegnet in der Phytogeographie, seitdem sich beide aus dem geistlosen Wuste bloßer Nomenclatur zu dem ihnen gebührenden Range emporgearbeitet haben, und hier finden sich wie auf einem neutralen Platze Angehörige beider Seiten zusammen, von denen manche sich gegen andere Specialitäten der Botanik sonst gleichgültig verhalten. Die Verwunderung welche die Erzeugnisse einer andern Zone bei ihrem ersten Anblicke erwecken, ist, wie schon Humboldt ausführt einer der wirksamsten Erreger für eine aufmerksamere Naturbetrachtung; die Nutzpflanzen bringen bei Andern auf demselben Wege, den auch die ganze Wissenschaft genommen hat, die ersten Wünsche hervor auch die übrigen Gewächse kennenzulernen; wer endlich von der Betrachtung der ganzen Erdoberfläche herkommt, findet die Pflanzendecke als eins der wesentlichsten Momente derselben, worin ihre Verschiedenheiten den offensten Ausdruck gewinnen. Von solchen Punkten aus hat es Schouw verstanden sich für seine kleinern naturhistorischen Arbeiten, welche er schon früher unter dem Titel „Naturschilderungen" zusammenstellte, ein dankbares Publicum zu bilden, und indem er Viele anzog die sonst wol einer sinnigen Naturanschauung abgewandt geblieben wären, darf man wol behaupten daß er mehr damit gewirkt habe als mit seinen größern wissenschaftlichen Werken. Neben dem unbestreitbaren innern Werthe trägt zu dieser Wirkung gewiß auch die ganze Darstellungsweise des Verfassers bei, die durchaus die des klaren ruhigen Verstandes ist, fern von aller Liebhaberei für das Romantische und Transscendente. Er geht Hand in Hand mit den Ansichten der Zeit, er vertritt überall die Cultur gegen die Lober vergangener Zeit als entschiedener Anhänger des Fortschritts. Er kann nicht in die Klagen über das Aushauen der Wälder einstimmen, denn er findet nicht daß — wenigstens in der gemäßigten Zone — dadurch eine Abnahme der Regenmenge oder eine Zunahme des Preises der Feuerung veranlaßt sei, wie man allgemein zu behaupten pflegt; er kann nicht in die Trauer um den Verlust aller landschaftlichen Schönheit durch die Uebergriffe des Anbaus einstimmen, da doch auch der Anblick des wohlbestellten Landes schön sei und das Verschwinden vieler einheimischer Gewächse mehr wie ersetzt werde durch die Einführung unzähliger Pflanzen aus allen Weltgegenden. „Kampf gegen die Natur", sagt er, „wenn er nicht zu hart ist, befördert die Civilisation. Arbeit ist die Mutter der Aufklärung."

Ungeordnet wie früher diese Aufsätze in den „Naturschilderungen" zusammengestellt waren, konnten sie leicht den Eindruck nur gelegentlich in müßigen Stunden hingeworfener Zeichnungen machen, umsomehr da die Klarheit der Composition und der ungeschmückte Vortrag die Mühe und die Vorarbeiten nicht durchblicken ließen, welche doch dazu nöthig gewesen waren. Die neue Auswahl und Zusammenstellung dieser Aufsätze in dem vorliegenden Buche hat nun den innern Connex, welcher früher nur im Allgemeinen durchschimmerte, auch äußerlich dargestellt und auch in dem Titel diese gemeinsame Tendenz wiederzugeben versucht. Vielleicht hätte er sich noch etwas schärfer fassen lassen, denn er meldet zwar daß auch von den Pflanzen gehandelt werden soll, aber nicht daß sie die Hauptrolle in dem Buche spielen, daß ihre Geschichte, ihre Verbreitung, die Physiognomik welche sie den verschiedenen Theilen der Erdoberfläche verleihen, den wesentlichen Inhalt bilden, die Erde und der Mensch dagegen nur insoweit als sie auf diese bezogen werden. Kurz, aus den regellos zusammengescharten Naturschilderungen ist jetzt eine populaire Pflanzengeographie geworden, welche freilich Alles hat vermeiden müssen was sich nur durch genauere Kenntniß begründen ließ, dagegen aber auch wirklich populair genannt werden kann, weil sie überall da anknüpft, wo ein Jeder etwas weiß und geneigt ist mehr zu erfahren.

Mit Recht werden daher die Nutz- und Nährpflanzen stark in den Vordergrund geschoben, niemals die wissenschaftlichen Resultate, welche sich vielmehr beiläufig ergeben als erwürbe sie der Leser selbst durch eigenes Nachdenken. Wenn von Birken, Buchen und Fichten, von Gerste, Hafer und Roggen geredet wird, so fühlt sich Jeder zu Hause, und wenn letztere unter einem noch allgemeinern Begriffe, dem der Brotpflanzen, untergeordnet werden, so ist dieses vortreffliche Wort so einleuchtend daß man gern mit dem Verfasser auf der Karte die „Brotlinie" zu zeichnen sucht. Das ist die Grenze, bis wohin die Natur noch das wirkliche Brot spendet, um welches so viele Millionen Menschen sie täglich anflehen. Ganz von selbst kommt man bei der Betrachtung dieser Grenzlinie auf die Ueberzeugung daß sie freilich durch die Wärmegrade bedingt wird, doch aber mit ihren eigenthümlichen Krümmungen weder mit den mathematischen Breitegraden noch mit den physikalischen Isothermen zusammenfällt. Noch deutlicher wird die Eigenartigkeit der Vegetationslinien bei der Besprechung der Wälder, deren nördlichste Säume gerade umgekehrte Biegungen machen als die Isothermen; wenn diese sich nämlich bekanntlich gegen das káltere Innere der großen Continente senkt, so erhebt sich jene gerade dort. Man bemerkt daß die Grenzen des Getreidebaus und des Baumwuchses nicht zusammenfallen, sondern nach Gesetzen sich richten die in der Individualität der Pflanzen begründet liegen. Während z. B. die Gerste bis Lappland hinaufgeht, die Buche aber kaum noch im südlichsten Norwegen fortkommt, steigt diese umgekehrt auf den höhern Bergen Italiens weit über die Gerstenfelder in die Höhe, da doch sonst die senkrechte Erhebung mit der Abstufung nach den Polen zu eine

gleichartige Vegetation hervorzurufen pflegt, die Gerste aber als Sommerpflanze eine höhere Isothere verlangt. Wie genau auch die Geographie der Pflanzen mit der physikalischen zusammenhängt, so macht sich doch in jener der Charakter der Organismen alsbald geltend, welcher sich schwer von starren Linien begrenzen und schematisch darstellen läßt. Hat man die Wärme als einen Hauptfactor des vegetativen Lebens erkannt, so ist doch, wie die wenigen Beispiele schon zeigten, eine tiefergehende Untersuchung nöthig, um auch nur im Allgemeinsten die Erfahrung mit der Rechnung in Uebereinstimmung zu bringen. Nun kommen aber auch noch die andern Factoren hinzu: die Feuchtigkeit, die geologischen und atmosphärischen Verhältnisse und endlich die unermeßliche Mannichfaltigkeit der Pflanzen selbst. Es ist daher kaum möglich daß alle diese verschlungenen Fäden durch bloße Büchergelehrsamkeit erfaßt und zu einem organischen Ganzen verwebt werden können. Nur die eigene Anschauung, der freilich ein gediegenes theoretisches Wissen nicht fehlen darf, vermag ein lebendiges Bild aller dieser Verhältnisse zu geben, weil es ihr selbst nicht aus Theilen und Stücken, sondern im Großen und Ganzen entstanden ist. Daher hat ein großer Theil jener Darstellungen eine so concrete Gestaltung und eine Wahrheit des Colorits, die so oft viel gelehrtern Werken abgeht. Wir blicken mit dem Verfasser von den Höhen der norwegischen Alpen und der Apenninen, wir besteigen mit ihm den Aetna, wir untersuchen mit ihm die Fiebergegenden Italiens und überlegen, welche Ursachen die Malaria doch wol haben mag, fast ohne gewahr zu werden daß seine Vorstellung, die er an allen diesen Orten selbst gewonnen hat, uns eigentlich allein dabei leitet. Aber auch wo die unmittelbare Anschauung ihm nicht die Farben reicht, wie in den Schilderungen tropischer Pflanzenwelt, oder wo Ueberblicke gegeben werden sollen, die ihrer Natur nach nicht ganz auf eigener Erfahrung beruhen können, bewährt sich das Talent des Verfassers in dem massenhaften Stoffe leichtfaßliche Gruppen hervortreten zu lassen. Seine vier großen Abtheilungen der Waldbäume: die formenreichen Wälder der Tropen welche sich durch die Region der Kätzchenbäume nach Norden hin mit einem Kranze von Nadelwäldern abschließen, die nach dem Südpole hin ihre Analogie in den Wäldern mit steifem Laube finden, geben der Vorstellung einen recht erquicklichen Halt, da man bei allen speciellern Untersuchungen nur zu leicht in Gefahr kommt die Wälder vor den Bäumen nicht zu sehen.

Ein anderes Beispiel solcher anschaulichen Disposition bildet sein Abriß des allgemeinen Pflanzensystems, welches er nicht gut umgehen konnte, wenn der Charakter der vorweltlichen Vegetation klar hervortreten sollte. Wenn man Leser voraussetzen muß die eigentlich außer den gemeinsten und auffallendsten Pflanzen ihrer nächsten Umgebung gar keine kennen, so ist es begreiflich keine geringe Aufgabe über diese wenigen bekannten Punkte die großen Linien zu ziehen, welche das ganze Pflanzenreich in deutlich zusammengehörige Gruppen theilen. Wie macht es Schouw? Er stellt sich einen der Unwissendsten vor und fragt sich was ein solcher wol im Allgemeinen von den Pflanzen aufgefaßt haben möchte. Antwort: Blätter und Blüten. Demnach scheidet der erste große Strich seiner Classification die Pflanzen mit Blättern von denen ohne Blätter; denn daß die Pilze, die Flechten und Algen keine rechten Blätter besitzen ist Jedem einleuchtend. Die Blattpflanzen aber theilt ein zweiter Strich in die mit Blüten und in die ohne Blüten; denn daß die Moose und Farrn u. s. w. zwar Blätter, aber keine rechten Blüten tragen, ist wiederum Jedem klar. Nachdem er auf diese Weise die Kryptogamen von den Phanerogamen geschieden hat, folgt er für letztere der gewöhnlichen Systematik und charakterisirt die Monokotylen durch dreizählige Blütentheile und gradnervige Blätter, die Dikotylen durch fünfzählige Blüten und krumme Blattnerven. Man muß gestehen daß es kaum möglich ist populairer die großen Ordnungen des Pflanzenreichs aufzufassen und wenigstens im Ganzen und Großen zum Bewußtsein zu bringen. Natürlich gehen diese großen, augenfälligen Striche viel zu gerade durch, als daß sie auch im Einzelnen mit der viel krausern und scheinbar launigen Limitirung der wirklichen Natur genau zusammenfallen sollten, allein es kam hier auch nicht so sehr auf das Einzelne an. Der Natur hat es bekanntlich gefallen einige Tange auch mit blattartigen Organen auszustatten und in der sonst wohlbegrenzten Gruppe der Lebermoose, wovon die Mehrzahl allerdings Blattspreiten zeigt, einige dieser Pflänzchen mit ungetheiltem Laube, einer bloßen Lagerausbreitung gleich den Flechten, zu charakterisiren; allein das kann den Anordner nicht hindern die ganze ersterwähnte Classe zu den Unbeblätterten, die zweite ganz zu den Beblätterten zu rechnen. Er nimmt keine Rücksicht darauf daß dem Bryologen gar wohl die Blüten der Moose u. s. w. bekannt sind, daß die Dikotylen keineswegs streng die Fünfzahl innehalten, sondern sehr oft auch in die den Monokotylen vorbehaltene Dreizahl übergehen, denn es kommt ihm nur auf durchgreifende Unterscheidungszeichen an, welche sich so scharf in der Natur nirgend finden. Es gelingt ihm durch diese Anordnung den Charakter der ältesten fossilen Flora, in welcher die blütenlosen Gewächse so außerordentlich überwiegen, auch dem Unkundigen verständlich zu machen und in ihrer kolossalen Einförmigkeit zur Vorstellung zu bringen. Scharfsinnig benutzt er nun das so gewonnene Verständniß, um auch die großen und räthselvollen Fragen nach der Entstehung der Pflanzenwelt, ihrer Geschichte und dem Zusammenhange der jetzigen Flora mit der vorweltlichen besprechen und wenigstens einige Wahrscheinlichkeiten darüber aufstellen zu können. Müssen wir — schließt er — die beblätterten, aber blütenlosen Pflanzen für ein älteres Erzeugniß der Erde halten als unsere heutige mit Blumen so reich geschmückte Vegetation, zwischen denen dann noch die einfachern Monokotylen und die mit unscheinbaren Blüten ausgestatteten Dikotylen als Mittelstufen liegen, so können wir uns auch eine Vermuthung über das relative Alter unserer heutigen Pflanzengeschlechter verstatten. Es läßt sich danach die naive Ansicht des vorigen Jahrhunderts würdigen, welche selbst den großen Linné noch unter ihren Anhängern zählte, derzufolge die Berge die ursprüngliche Heimat der Pflanzen gewesen seien, die dort nach der Analogie des ersten Menschenpaars ebenfalls ihre ersten Stammältern, und zwar, da die meisten Arten hermaphroditisch sind, in einer Person gehabt und von diesen Ursitzen ihre Nachkommenschaft über die allmälig abtrocknende Erde verbreitet hätten. Man dürfte also wol vermuthen daß auch jetzt noch die höhern Gebirge die älteste Vegetation besäßen, welche eine größere Aehnlichkeit mit der urweltlichen fossilen Flora aufzuweisen hätte als die auf den Ebenen verbreitete. Nun braucht man aber gerade kein Botaniker zu sein, um zu bemerken mit welcher Fülle großblumiger Gewächse die Alpen sich schmücken, daß also gerade im Gegentheil die offenblühenden Dikotylen als das jüngere Geschlecht hier sowol den Arten als der Zahl nach überwiegen. Ja seit uns die Geologie auch über das relative Alter der Gebirge unverwerfliche Nachweise geliefert hat, können wir auch sie in dieser Hinsicht vergleichen, und finden keineswegs daß die Flora der ältesten immer dem Charakter der vorzeitlichen Pflanzenwelt sich mehr nähert als die der später erhobenen. Dagegen deutet der Verfasser darauf hin wie geringe Entwickelung vielmehr bei den Strandpflanzen gefunden wird, wie diesen also weit eher ein höheres Alter zuzuschreiben sein möchte. Indem er aber den hier so naheliegenden Hypothesen über die ursprüngliche Entstehung des Pflanzenreichs möglichst ausweicht, und lieber die so oft räthselhafte Erscheinung der Pilze und Algen, welche für eine Ueberzeugung zu sprechen scheinen, gar nicht erwähnt, zeigt sich deutlich sein Bestreben keinen Schritt weiter zu gehen als die Erfahrung gutheißt. Gewiß verdient solche Enthaltsamkeit in einem für das große Publicum bestimmten Buche umsomehr Lob, als dieses verwöhnt durch andere auf den Effect berechnete Productionen gern über nüchterne Philisterhaftigkeit klagt, wenn ihm nicht viel Wunder und Wunderches vorgeführt wird. Geht andererseits diese Selbstbeschrän-

kung aber auch so weit, die neuern Entdeckungen und Combinationen der Chemie und Physiologie, soweit sie hier eingreifen, möglichst auszuschließen, so kann man freilich mit dem Verfasser nicht rechten, da so viele andere Werke sich dem Publicum dafür darbieten, aber doch der Meinung sein daß es z. B. den Abhandlungen über die Kaffee- und Theepflanzen nicht geschadet haben würde, wenn dabei der chemischen Qualitäten gedacht wäre, wodurch der so ungeheuer ausgedehnte Verbrauch seine Rechtfertigung erhält. Wird ferner unter den merkwürdigen Nutzpflanzen auch die Mistel aufgeführt, so verdankt sie ihre Aufnahme doch nur der physiologischen Merkwürdigkeit daß sie zu ihrer Ernährung des schon von andern Pflanzen bereiteten Saftes bedarf, sowie ihren andern mit diesem Parasitismus zusammenhängenden Eigenthümlichkeiten. Zwar möchte eine strenge Consequenz und wohlberechnete Organisation billigerweise wol nicht von einem Werke gefodert werden können, dem diese ursprünglich gar nicht zugedacht war, sondern erst später eingeordnet wurde, doch hätten sich manche Ungleichheiten mit geringer Mühe beseitigen lassen. Der innere Zusammenhang den es jetzt doch offenbar hat und haben soll, läßt einige Aufsätze mit Befremden ansehen, was sie hiehergeführt haben mag. Wenn in dem einen von dem Regen und seiner Vertheilung auf der Erdoberfläche die Rede ist, so sieht man, wenn auch Nichts von der Vegetation darin vorkommt, daß er doch in genauer Beziehung zu derselben steht, da die Feuchtigkeit als eins der wesentlichsten Erfodernisse zu ihrem Gedeihen anerkannt ist und daher auch von den Quellen derselben zu sprechen war; für die Aufnahme einer Abhandlung über die italienische Malaria dagegen erblickt man auch nicht die entfernteste Veranlassung. Sie ist an sich interessant und auch vortrefflich geschrieben, allein man erwartet sie hier nicht; was man erwarten könnte, wäre eine Ergänzung zu der über den Regen, die Besprechung des andern, so oft ganz übersehenen und daher umsomehr zu berücksichtigenden Nahrungsmittels der Pflanzen, der atmosphärischen Luft. Natürlich ist einem Professor der Botanik nicht zuzutrauen daß er dieses wichtige Element ganz sollte unbeachtet gelassen haben, weist er doch selbst darauf hin wie sich die Wälder vor der mit salzigen Dünsten beladenen Luft der Küsten zurückzuziehen pflegen; doch scheint es auffallend daß eben jene Malaria ihm nicht Veranlassung gab das ganz verschiedene Verhalten der Menschen und der Pflanzen zu der Luft zu berühren, worin sie leben. Während sie dem Menschen unfehlbar Krankheit und Tod bringt, befördert sie aufs beste eine üppige Vegetation, wie umgekehrt manche Pflanzen nicht mit dem Menschen in demselben Zimmer zu leben im Stande sind. Eine Ausführung auch nur der allgemeinsten darauf bezüglichen Thatsachen würde mit der Tendenz des Buchs, soweit wenigstens der Titel diese ausspricht, wohl übereinstimmen, jedenfalls mehr als die Beschreibung des Trollhätta-Wasserfalls, deren Verbindung mit dem übrigen Inhalt doch in der That zu locker erscheint. Brächte eine etwaige neue Auflage statt dessen eine anschauliche Schilderung der großen Einwirkung welche die verschiedenen Bodenarten auf die von ihnen ernährten Pflanzen ausüben, so schlösse sich damit eine andere wesentliche Lücke dieses Buchs, die doch durch die oberflächliche Berührung des Kalkgebirgs und seiner Flora im Karsch u. s. w. zu wenig gedeckt wird.

Da das Buch das in unserer Zeit so seltene Geschick gehabt hat, sich begünstigt durch eine freundliche Aufnahme bei einem großen Leserkreise zweier Nationen allmälig zu seiner jetzigen Gestalt heranzubilden, so sind die eben ausgesprochenen Wünsche, die auch noch eine fernere Zukunft voraussetzen, wol erlaubt, indem man nicht blos hoffen, sondern auch wünschen muß eine so gesunde und echt populaire Lecture recht weit im Volke verbreitet zu sehen. 76.

Das Fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun (843—861) von W. B. Wenck. Leipzig, G. Wigand. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn auch dies Werk keine Novität im gewöhnlichen Sinne des Worts mehr ist, so hat es doch auch um seines innern Werths willen keineswegs schon gealtert, und ebenso wenig ist es des Anspruchs verlustig gegangen durch eine öffentliche Beurtheilung den verdienten Platz in der Literatur zu erhalten. Es nimmt dasselbe aber, wie wir gleich von vornherein bemerken müssen, eine doppelte Stellung ein: eine allgemeine zur betreffenden Geschichtsliteratur über den Zeitraum den es behandelt überhaupt und eine besondere Gfrörer gegenüber, der gleichzeitig die Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger ausführlich, aber in eigenthümlicher Weise dargestellt hat. In ersterer Beziehung können wir aus voller Ueberzeugung die Versicherung aussprechen daß ihm in der deutschen Historiographie ein ehrenvoller Platz zugestanden werden muß, und zwar nicht blos in Absicht auf die historische Kunst die in ihm sichtbar ist, sondern auch in Betracht der umfangreichen und gründlichen Benutzung der Quellen die auf die Periode von 843—861 sich beziehen. Und diejenigen Historiker die künftighin mit der Darstellung oder Erforschung jenes Theils der deutschen Geschichte sich befassen wollen, werden dem vorliegenden Werke große Aufmerksamkeit zu schenken haben und in dem Falle sich befinden, ihm dankbar zu sein, umsomehr als es unsers Wissens das erste Werk ist welches nach dem gegenwärtigen Stande und Werthe der Quellenforschung die betreffende Geschichtsperiode unsers deutschen Vaterlandes aufgefaßt und dargestellt hat. Das Verdienst des Verfassers wächst aber in den Augen Derer nothwendig um ein Bedeutendes, die mit den Schwierigkeiten und der theilweisen Verworrenheit und Parteilichkeit der Quellen jener Periode näher bekannt sind. Es gehörte ebenso viel Ausdauer als Scharfsinn und Combinationsgabe dazu um zu einem möglichst klaren und sichern Resultate hindurchzudringen. Verdienstlich muß es endlich genannt werden daß der Verfasser seine Quellen nicht nur zahlreich citirt und theilweise ausführlicher mitgetheilt, sondern auch vielfach kritisirt hat: seinen Nachfolgern ist dadurch die Bahn mehrfach gebrochen und geebnet worden. Genug: des Verfassers Werk sollte in keiner Bibliothek eines Historikers von Fach fehlen.

Der historische Stoff ist in sieben Capitel vertheilt. Die wichtigern Persönlichkeiten der Zeit sind immer im Vordergrunde gehalten, und den Verhältnissen der einzelnen Staaten sowol nach innen als nach außen ist diejenige Aufmerksamkeit zugleich gewidmet daß man ein möglichst klares Bild von der Zeit erhält. Daß es nicht eben erfreulich ist, daran trägt der Verfasser natürlich keine Schuld. Zu den düstern Streifen die das Geschichtsbild jener Zeit durchziehen gehören bekanntlich die verheerenden Einfälle der Normannen: die Länder der Karolinger dies- und jenseit des Rhein werden gleichzeitig schwer heimgesucht; Städte und Klöster sinken in Asche, die beweglichen Besitzthümer wandern als Raub in die zahlreichen und zu raschem Rückzuge geeigneten Fahrzeuge der kühnen Räuber, die staatliche Existenz selbst steht auf dem Spiele. Wir theilen zur Charakteristik der Darstellungsweise unsers Verfassers den Lesern eine Stelle mit welche einen normannischen Raubzug schildert:

„Von den Pyrenäen bis zur Eider blieb fast kein Punkt des weitgedehnten Küstenlandes den furchtbaren Ausbrüchen normannischer Thatenlust entzogen. Kaum war an den Ufern der Seine Paris der Verheerung verfallen, da ertönte vom Strande der Elbe her der Klageruf über die Zerstörung eines hoffnungsreichen Orts, einer in junger Blüte begriffenen Pflanzstätte des Christenthums. Hamburg war seit zwölf Jahren Sitz des Erzbisthums welches schon Karl der Große nach Unterwerfung der Sachsen jenseit der Elbe zu stiften beabsichtigt hatte. Nicht auf die überelbischen Sachsen sollte sich die neu-

gebildete Kirchenprovinz beschränken, sondern den ganzen skandinavischen Norden hatte man ihr zugedacht; Ansgar, der Erzbischof, war auch einer der ersten Glaubensboten unter Dänen und Schweden gewesen und leitete fortwährend die auf diese Länder gerichteten Bekehrungsversuche. Schon mehr als ein mal hatte sich aber seit Ludwig's des Frommen Tode der heilige Mann in diesem seinem Berufe, die Grenzen der Christenheit zu erweitern, durch den Zustand der Spaltung und Schutzlosigkeit, an welchem gegenwärtig das Christenreich selbst litt, auf das schmerzlichste gehemmt und beeinträchtigt gefunden. Während der Bruderkrieg der ersten Vierzigerjahre das Innere des Reichs zerriß, waren Normannen auch in Hamburg plündernd eingebrochen; und als der Krieg durch die Theilung von Verdun beendet worden war, mußte eben diese Theilung für Ansgar und seine Kirche neue Verluste herbeiführen. Im Hinblick nämlich auf die Ungewißheit und den gefährdeten Zustand der meisten Hülfsquellen die der jungen Stiftung aus den eigenen Gegenden zufließen konnten, hatte Ludwig der Fromme sie auf die Einkünfte Thorouts, eines flandrischen Klosters, angewiesen. Flandern gehörte damals großentheils zum Gebiete Karl's des Kahlen, und dieser statt der deutschen Kirche jenen Besitz noch länger zu gönnen, hatte Thorout einem seiner weltlichen Großen in die Hände gegeben. Der Beraubung durch einen fernen Christenkönig folgte dann rasch eine abermalige Heimsuchung von Seiten der heidnischen Nachbarn. Nicht weniger als 600 Schiffe sollen es gewesen sein, mit denen die Normannen im Jahre 845 unerwartet in der Mündung des Elbstroms erschienen. Die rechtzeitige Sammlung des Heerbanns aus den umliegenden Gauen wurde theils durch die Schnelligkeit des Angriffs verhindert, theils konnte dabei die zufällige Abwesenheit des Grafen nicht ohne schädliche Wirkung sein, und Ansgar dachte zwar anfangs an Vertheidigung, richtete aber nachher seine Bemühungen nur auf Rettung der Reliquien mit denen seine Kirche ausgestattet war. Er selbst verließ Hamburg so spät daß Tod oder Gefangenschaft — das Schicksal vieler unter den Flüchtigen — fast auch ihn erreicht hätte. Gegen Abend zogen die Normannen ein; zwei Nächte und einen Tag hausten sie in den Mauern, Alles plündernd, verheerend, verbrennend. Die Vernichtung der von Ansgar erbauten Kirche, die Zerstörung eines Klosters, welches während der wenigen christlichen Jahrzehnde Hamburgs schon Zeit gehabt hatte in ungewöhnlicher Pracht emporzusteigen, der Verlust vieler Bücher und unter ihnen einer schöngeschriebenen Bibel, eines Geschenks des verstorbenen Kaisers, erweckte vorzüglich die Klage der Geistlichkeit. Gering schien im Vergleich mit solchen Einbußen was dieser oder jener von den Flüchtlingen mit sich fortzunehmen im Stande gewesen, und verdiente Bewunderung erhielt die fromme Ergebung des Erzbischofs, dessen Schmerz oft in Hiob's Worte ausbrach: «Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet in Ewigkeit.» Indeß wurde diesmal den Beraubten, den Verletzten noch eine Genugthuung anderer Art zutheil. Ein heranziehendes Heer war vermuthlich schon die Ursache gewesen weshalb die Normannen so auffallend kurze Zeit in Hamburg verweilten. Trotz ihrer Vorsicht aber kehrten sie nicht zum Meere zurück, ohne zuvor in einem Treffen den Arm der Sachsen schwer gefühlt zu haben." Uebrigens hat sich Hamburg als einen so trefflich ausersehenen Vorposten christlich-germanischen Wesens nach Norden hin bewährt daß er ein volles Jahrtausend der Eifersucht oder feindlichen Politik der Skandinavier ein Dorn im Auge geblieben ist.

Was nun des Verfassers Oppositionsstellung gegen Gfrörer betrifft, so müssen wir unsern Lesern in Kürze die Grundzüge mittheilen, auf welche dieser überhaupt etwas eigenthümliche Historiker sein Geschichtswerk über die Karolinger gebaut hat. Zwei kirchliche Parteien unterwühlten im Vereine mit den weltlichen Feinden und Bedrängern des westfränkischen Throns Karl's des Kahlen Herrschaft: die eine „pseudoisidorische", mit ihrer bekannten Tendenz, die bischöfliche Gewalt von der über ihr schwebenden Metropolitangewalt nach Möglichkeit zu emancipiren und zu diesem Zwecke sowie zur kräftigen Einigung der Kirche und zur Befreiung derselben von weltlichen Einflüssen das Papstthum mit einer außerordentlichen, Alles durch feste Bande zusammenhaltenden, allenthalben tiefeingreifenden Macht zu bekleiden; die andere „chorbischöfliche", welche der ganzen Kirchenaristokratie von Bischöfen und Erzbischöfen zu Gunsten des niedern Klerus ein Ende habe machen wollen. Vorzüglich dieser letztern Partei habe Gottschalk gedient; sein Prädestinatianismus sei darauf ausgegangen, mit der herrschenden Kirchenlehre, deren Aufrechterhaltung natürlich vorallem des hohen Klerus Sache war, eben diesen hohen Klerus zu stürzen. Dienstbarkeit gegen Ludwig den Deutschen und Haß gegen Hinkmar, den stärksten Wahrer der bestehenden Ordnung und insbesondere der Metropolitangewalt, sei indeß der chorbischöflichen mit der pseudoisidorischen Partei bei allem sonstigen Unterschiede, ja Gegensatze ihrer Bestrebungen gemeinschaftlich gewesen, und hierdurch veranlaßt habe auch die pseudoisidorische Partei sich der Sache Gottschalk's angenommen. Theils aus diesen, theils aus andern Motiven seien ferner dem Bündnisse viele weltliche Große der westfränkischen Herrschaft beigetreten; ähnlich den deutschen Fürsten der Reformationszeit habe diese Aristokratie sich von der Anfechtung des herrschenden Lehrbegriffs und dem damit verbundenen Ruin der Hierarchie eine leichte Möglichkeit versprochen, über den weltlichen Reichthum der Kirche herzufallen und ihren ungeheuern Grundbesitz sich selbst in die Hände zu spielen. Auf Gottschalk und seine chorbischöfliche Partei habe endlich aus Rache gegen Hinkmar der Kaiser Lothar, auf die chorbischöfliche, die pseudoisidorische Partei und jene weltlichen Großen zusammen aber Ludwig der Deutsche sein Augenmerk gerichtet; während er mit den weltlichen Begünstigern Gottschalk's ein directes Complot zum gewaltsamen Umsturze des westfränkischen Königthums geschmiedet, seien ihm alle jene kirchlichen Umtriebe als indirecte Vorbereitung dieses Umsturzes, d. h. als Mittel erschienen, Karl's des Kahlen Herrschaft mit Verwirrung zu erfüllen und in Hinkmar den getreuesten Unterthanen, den wichtigsten Vertheidiger des westfränkischen Throns zu Schanden zu machen. Man sieht leicht daß Gfrörer ein sehr künstliches Gewebe geschaffen hat, um den Beweis führen zu können daß Gottschalk oder wenigstens seine mächtigen Vertheidiger die Absicht gehabt hätten, den herrschenden Lehrbegriff der Kirche zu untergraben und mit ihm zugleich die Hierarchie zu stürzen. Unser Verfasser wirft nun mit vollem Rechte die Frage auf, ob eine so künstliche Deduction in den Quellen wirklich eine Stütze habe und haben könne? Mit Belesenheit in den Quellen ausgestattet und von guter Combinationsgabe unterstützt wird es dem Verfasser möglich, Gfrörer's künstlich geschaffenes Netz größtentheils zu zerstören und die Sache auf ihren natürlichen Verhalt zurückzuführen. Indeß dürfen wir dabei nicht in Abrede stellen daß Gfrörer nicht in allen Fällen so Unrecht zu haben scheint wie unser Verfasser glaubt: ein Oppositionsgeist der weltlichen Macht und deren Träger gegen die erwachende Hierarchie und eine mehr oder minder feindliche Haltung der Metropolitangewalt gegen die pseudoisidorische Kirchengewalt, die sich in Rom immer mehr befestigte, sind ebenso natürliche als deshalb nicht abzuleugnende Erscheinungen. Aber gleichwol kann man es dem Verfasser nur Dank wissen daß er Gfrörer mit ebenbürtigen Waffen entgegengetreten ist und sich der mühevollen Arbeit unterzogen, durch Resultate die aus den Quellen gewonnen worden sind die Geschichtswahrheit vor Eindringlingen und Fälschungen zu bewahren.

Noch auf einem andern Gebiete tritt der Verfasser dem Geschichtswerke Gfrörer's über die Karolinger mit nicht minder starkem Nachdruck entgegen: in der Auffassung des Kampfes zwischen Königthum und Adel oder Aristokratie. Gfrörer hält auch hier wie bei dem vorherbesprochenen Streitpunkte das eine Auge immer auf die Gegenwart gerichtet: das andere Auge, möchte man sagen, liest die Quellen, das eine auf die Gegen-

wart gerichtete aber deutet und erklärt sie. Daher erblickt Gfrörer in dem Kampfe zwischen Volk und Königthum einen planmäßigen wohlgeordneten Streit, geführt mit dem vollen Bewußtsein der Principien die man vertritt, geführt mit dem gründlichsten Verständniß der Mittel die zur Verwirklichung derselben zu ergreifen sind. Auf der einen Seite sucht das Königthum mit weitsehender Berechnung große bureaukratische Maßregeln durchzusetzen und das ganze germanische Recht durch ein anderes dem Absolutismus günstigeres zu verdrängen; auf der entgegengesetzten Seite weiß der Adel nicht nur diese feinen Absichten zu vereiteln, sondern steht auch festgeschlossen zusammen im Streben nach „politischen", nach „landständischen" Rechten, läßt sich von der Krone eines dieser Rechte nach dem andern abtreten und sucht ein „verfassungsmäßiges" Verhältniß zu derselben zum Theil in äußerst künstlichen Formen herzustellen. Die Könige selbst nehmen auch verschiedene Stellungen ein bei diesem Principienkampfe; die einen sind die Vertreter des absolutistisch-bureaukratischen Princips, die andern sind Anhänger des aristokratisch-constitutionnellen Systems; Karl der Kahle schloß sich dem erstern an, während Ludwig der Deutsche das letztere vorzog, um die Aristokratie im Heerlager Karl's für sich zu gewinnen. Unser Verfasser hegt in dieser Beziehung eine ganz entgegengesetzte Ansicht und hat dieselbe S. 267 fg. seines Werks dargelegt. Die Widerlegung Gfrörer's dagegen ist unter Herbeiziehung und Prüfung der Quellen im vierten Anhange niedergelegt: sie ist weitläufig und gründlich; Gfrörer's Einseitigkeit hat die gebührende Würdigung erfahren. Wer also künftighin die Geschichte unsers Vaterlandes auf dem Gebiete darzustellen hat, auf dem sich Gfrörer's und Wenck's Werke bewegen, wird beide sorgfältig zu Rathe zu ziehen haben, bei unparteiischer Prüfung aber zu der Ueberzeugung gelangen daß er des Letztern Werke vorzugsweise folgen müsse. Schließlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken daß der Verfasser durch eine ähnliche wissenschaftliche Arbeit, wie die vorliegende, die Lücke ausfüllen möchte, die in unserer Geschichtsliteratur noch zwischen 861 und 919 zutagetritt. Die Befähigung dazu beweist die Arbeit die wir soeben besprochen haben.

Karl Zimmer.

Ein Ausspruch des „Edinburgh review" über Kaiser Joseph II.

Das „Edinburgh review" hat bei Gelegenheit einer Besprechung von Vehse's „Geschichte des östreichischen Hofs und Adels" einen Ausspruch gethan, der, weil er allerdings gegen die Alltagsansicht der Menschen auffallend verstößt, bereits auch in der deutschen Presse als ein sehr absonderlicher und unhaltbarer citirt worden ist. Dieser Ausspruch lautet: „Es würde der Natur minder schwer fallen, einen zweiten Napoleon als einen zweiten Joseph II. hervorzubringen." Ueber einen so kühnen Ausspruch verwundert man sich bei uns höchlichst. Wie? Joseph II., der keine weltberühmten Schlachten gewann, der mit den meisten seiner Reformplane verunglückte, sollte am Ende wol gar größer sein als Napoleon, der gewaltige Eroberer, der Sieger in so vielen Feldschlachten, der Ueberwinder der größten und bestorganisirten Armeen Europas, der Erfinder der Continentalsperre, der furchtbare Todesengel so vieler Hunderttausende, der Hinrichter Enghien's, Palm's, Hofer's, der Schill'schen Offiziere und der eidverweigernden Bürgermeister in Preußisch-Polen, der Unterdrücker jeder constitutionnellen Freiheit, der Zwingherr der Presse und der Vernichter jeder seinem Gewaltsysteme feindlichen geistigen Entwickelung? Aber der Mann welcher jene Behauptung aufstellte wußte gar wohl was er sagte. Solange wir noch in der mehr heidnischen als christlichen Stimmung sind, einen zwar genialen, aber despotischen Kriegshelden wie Napoleon (obschon ihm auch ein großes gesetzgeberisches Talent nicht abzusprechen ist, nur daß er auch dieses nach dem Princip eines eisernen Despotismus anwandte) größere Bewunderung zu zollen als dem Förderer der Humanität, dem Philanthropen, dem liebevollen Menschen- und Vernunftfreunde, solange beweisen wir damit daß wir trotz des glänzenden Firnisses einer illusorischen Civilisation noch tief in der Barbarei stecken. Man hat freilich auch Joseph II. vorgeworfen daß er bei der Einführung seiner Reformen in mehr oder weniger despotischer Weise verfuhr; der politische und moralische Zustand seiner Staaten bedingte dies jedoch; seine Absichten dabei waren die lautersten und menschenfreundlichsten, und er nahm diejenigen Reformversuche wieder freiwillig zurück, bei denen er auf einen Widerstand stieß, den zu überwinden, wie er einsah, es Ströme von Blut gekostet haben würde. Er verrechnete sich in Dem was möglich war und in der menschlichen Natur; das mochte ein politischer Fehler sein, aber seinem menschlichen Herzen gereichte dieser Fehler zur Ehre. Auch Kaiser Joseph war in seiner Art ein Held, denn er kämpfte mit mächtigen Vorurtheilen welche von allen Seiten seine reformatorischen Plane kreuzten; Napoleon dagegen wurde groß, indem er sich auf barbarische Vorurtheile stützte, auf die Vorurtheile der Franzosen, die ersten Soldaten und als solche berufen zu sein die Welt zu unterwerfen und — gelegentlich zu plündern. Zwei unsterbliche Thaten Joseph's, die Aufhebung der Leibeigenschaft und das Toleranzedict, sind von ihm übriggeblieben; denn auch die Wirkungen des letztern haben sich bei allen zeitweiligen Gegenbestrebungen so nachhaltig gezeigt daß einen Zustand wie den unter den jesuitischen Regenten des 17. Jahrhunderts in Oestreich wieder zurückzuführen für die Dauer unmöglich sein möchte. Friedrich der Große, der nicht blos als Feldherr groß war, und Joseph II. sind als die letzten (Jeder in seiner Weise) wahrhaft großen Monarchen Deutschlands zu betrachten; denn während wol der Eine und der Andere sich später in irgendeiner speciellen Richtung bedeutend zeigte, faßten jene Beiden ihre Regentenaufgabe im Ganzen auf und verfuhren dabei genial und schöpferisch; sie intriguirten nicht gegen sich selbst und rissen nicht mit der linken Hand nieder was sie mit der rechten aufbauten. Wir erinnern zum Schluß an Klopstock's schöne Ode an den Kaiser Joseph vom Jahre 1781:

> Den Priester ruffst du wieder zur Jüngerschaft
> Des großen Stifters; machest zum Unterthan
> Den jochbelad'nen Landmann; machst den
> Juden zum Menschen; wer hat geendet,
> Wie du beginnest? — — — — —

70.

Dienstboten, Frauen und Kinder in Amerika.

Es hält in Amerika schwer den Bedienten die gewöhnlichen äußern Achtungsbezeigungen anzugewöhnen die wir in Europa von ihnen verlangen. „Ein Gentleman aus Boston", berichtet der Reisende Johnston in seinen «Notes on North America», „erzählte mir daß er einen Pachtknecht ermiethet hatte, mit dem er bis auf einen Punkt ganz vortrefflich zufrieden gewesen sei: sein Knecht behielt regelmäßig, wenn er ins Zimmer trat, den Hut auf. «Jean», sagte er eines Tages zu ihm, «du nimmst nie den Hut ab wenn du bei mir eintrittst.» «Nun, Sir, habe ich nicht etwa das Recht ihn aufzubehalten?» «Wohl, gewiß...» «Also! Wenn ich das Recht habe, was soll ich ihn dann abnehmen?» Darauf war eine Antwort einem solchen Nordamerikaner gegenüber freilich nicht leicht. Nach einem Augenblicke des Stillschweigens sagte der Herr daher schlau: «Jean, wieviel würde ich dir wol an Lohn zulegen müssen wenn du den Hut in Zukunft beim Eintreten abnehmen solltest?» «Ei, das will überlegt sein, Sir.» «So überlege dir die Sache, Jean, und sage mir morgen früh Antwort.» Der Morgen kam und der Herr fragte: «Wie steht's? Was zahle ich dir fürs Hutabnehmen?» «Das kostet wol monatlich einen Dollar, Sir.» «Abgemacht, Jean! Du bist ein höflicher Mann und bekommst monatlich einen Dollar.» So kann man nur durch Geld die demokratischen Arroganzen beseitigen." Eine

andere liebenswürdige Eigenschaft amerikanischer Diener rügt Lady Emmeline Stuart-Wortley in ihren „Travels in the United-States". Sie berichtet: „Eines Morgens rief der Colonel Talbot seinem Bedienten zu, er möge ihm warmes Wasser zum Rasiren bringen. Der Bediente antwortete nicht, und als der Colonel mehre male vergeblich geschellt hatte, erinnerte er sich daß der Mensch öfters seine Unzufriedenheit geäußert hatte; hieraus schloß er mit Recht, er möge fortgelaufen sein. Mehre Jahre später als der Colonel wieder einmal, aber natürlich einem andern Bedienten, nach warmem Wasser rief, trat der davongelaufene Schlingel plötzlich mit heißem Wasser ein und machte sich bereit die Functionen eines Bedienten wieder zu übernehmen, gleich als wäre er nur eine Stunde weggewesen. Er spielte den Unbefangenen und erwähnte das Vorgefallene mit keinem Worte."

Bemerkenswerther als diese Dienstbotenwirthschaft ist die demokratische Tyrannei welche Frauen und Kinder in Amerika üben. Johnston erzählt wie ein Kind von 12 Jahren, welches für einen seiner Freunde Commissionen verrichtete, ihm öfters Papier oder Bücher gebracht habe. Während dann Johnston die Briefe beantwortete, besah sich das Kind ungenirt die Bücher und Papiere die auf dem Tische lagen, las in ihnen, stellte sich dann vor den Spiegel und brachte Haare und Toilette in Ordnung. Anfänglich ward Johnston durch diese Unverschämtheit amusirt; endlich aber langweilte ihn solch Betragen, und er machte dem Knaben bemerkbar daß in seinem Lande die kleinen Kinder sich nicht solche Freiheiten nehmen dürften. „Ich erzählte diesen Vorfall einer Dame", fährt der Reisende fort, „die erschreckt zu mir sagte: «Haben Sie denn keine Angst dem Kinde solche Vorwürfe zu machen? Es kann ja eines Tages Präsident der Republik werden.» «Nun, und dann?» «Und dann?» «Dann kann es Ihnen sehr viel Böses zufügen.»" Diese kleinen Yankees von 12—15 Jahren sind also, wie sie uns von vielen Reisenden geschildert werden, in der That furchtbare Personen. Sie treten in ein Bankhaus oder eine Manufactur von Neuyork oder Boston, hängen ihren Hut auf, stellen ihren Stock in den Winkel, ziehen ernsthaft die Handschuh aus, klemmen das Lorgnon in die Augen, pfeifen eine Opernarie, geben ihre Kritik über das Talent der Jenny Lind, ziehen dann ihre Schreibtafel hervor und schließen Geschäfte ab daß es eine Lust ist. Das was auf die Amerikaner wirkt ist die Möglichkeit des Reichthums, des Erfolgs, der Macht. Das Kind ist furchtbar, denn es kann Präsident werden; der Mann ist es beiweitem weniger, sobald er seine Fähigkeiten hat messen lassen; wahrscheinlich wird er nie Präsident.

Die Tyrannei der Frauen kommt der der Kinder zum mindesten gleich; vielleicht übersteigt sie dieselbe noch. Frauen und Kinder haben in Amerika allein Nichts zu fürchten, sie werden angebetet und verzärtelt. Ihre Launen sind Gesetz und ihr Veto hat gewiß mehr Gewicht als das des Präsidenten. Man muß daher nur den verächtlichen Ton hören, mit dem die Frauen und Kinder von der Sklaverei der englischen Frauen und der jungen Europäer sprechen. „Als ich mich verheirathen wollte", sagte ein Pflanzer des Westen zu Johnston, „ging ich eine Frau in Canada zu suchen. Wenn ich heimkomme, finde ich bei ihr ein schmackhaftes Abendessen und ein gutes Feuer, während, wenn ich eine Amerikanerin genommen hätte, diese gewiß bei meiner Nachhausekunft mir entgegenrufen würde: «Ach, Jean, hole mir doch Wasser und setze den Topf an.» Daß dergleichen Sitten die Beziehungen der Familie nicht fördern, liegt auf der Hand. Es besteht wenig Verbindung zwischen den Männern in Nordamerika, noch weniger aber zwischen den Verwandten und den Sprößlingen eines Blutes. Gewohnt nur auf sich selbst zu rechnen, von den Vätern ausschließlich auf das Vertrauen zu ihrer eigenen Energie hingewiesen, nehmen die Kinder ihren Flug nach auswärts sobald das Jünglingsalter gekommen ist, gerade wie der Vogel wenn er flügge geworden. Und die Aeltern sehen ihre Söhne mit nicht mehr Besorgniß in die Welt gehen als die Vögel wenn ihre Jungen groß geworden sind. Weder Vater noch Sohn beklagen sich. Eines Jeden Schicksal ist Glück, Abenteuer zu suchen, und im Grund, urtheilt Johnston, hat auch kein Volk soviel natürliche Anlage zum Abenteurerthum. Wenig Zuneigung zu den Menschen, Gleichgültigkeit gegen leblose Dinge, Haß gegen einen stabilen Zustand, Liebe zum Zufall und zum Wechsel, der Grundsatz daß zu enge Beziehungen, zarte und innige Verhältnisse der Kraft und dem Erfolg des Mannes schädlich sind: alles Das charakterisirt den echten Abenteurer und den echten Amerikaner. Der Letztere sucht daher in der That nur den Erfolg und nicht einmal das Glück, oder mit andern Worten: für ihn liegt das einzige Glück im Erfolg.

15.

Notizen.

Paradoxe Ansichten über Körperschönheit.

Als ein vielfach piquantes und anregendes Buch rühmt die englische Presse mit Recht die jüngst in zwei Bänden erschienene Schrift von James Bruce: „Classic and historic portraits", das auch dem Kunstkenner und Aesthetiker vieles Interessante bietet. Der Verfasser verbreitet sich darin unter Anderm auch über den Begriff der körperlichen Schönheit und stellt in diesem Punkte Ansichten auf die von den gebräuchlichen oft in merkwürdig überraschender Weise abweichen. In der That ist auch der Begriff der Schönheit häufigem Wechsel unterworfen gewesen, er schwankt bei den verschiedenen Völkern wie zu den verschiedenen Zeiten, und oft läßt die Mode heute für schön gelten was noch gestern für unschön galt. Gegenwärtig z. B. preist und bewundert man hohe Stirnen, während, wie der Verfasser behauptet, die Alten, die in dieser Hinsicht die besten Richter sind, die mehr niedern und zarten Stirnen bei den Frauen vorzogen. Daher hätten auch, wie schon Winckelmann bemerkte, die Frauen bei den Griechen, um ihren Stirnen den Charakter größerer Anmuth zu geben, häufig ein Band unter ihrem Haar befestigt, und die schönen circassischen Frauen suchten ihren Reiz in wirksamer Weise dadurch zu erhöhen daß sie mit sinnreicher Berechnung ihre Stirn durch tiefhängende Locken beschatteten. Der Verfasser bezieht sich hierbei auch auf die Stelle im Horaz:

> Insignem tenui fronte Lycorida
> Cyri torret amor.

Diese Ansicht könnte man noch gelten lassen, denn Jedermann kann allerdings alltäglich die Erfahrung machen daß ein Kranz zierlicher Locken den weiblichen Gesichtern meist vortheilhafter steht als ein hoch zurückgescheiteltes Haar welches die Stirn frei läßt und gewissermaßen noch nach rückwärts verlängert. Dagegen möchte der Verfasser wol allseitigen Widerspruch finden, wenn er die gewöhnliche Ansicht, wonach ein kleiner Mund zu den ersten Attributen der Schönheit gehört, nicht gelten lassen will. Er sagt: „Ein kleiner Mund ist von allen urtheilsfähigen Schönheitsrichtern verworfen worden." Dagegen haben, auch nach Bruce, große Augen stets als schön gegolten, und was den Rangstreit zwischen den schwarzen und den blonden Haaren betrifft, so sagt er, daß wo die Alten eine Schönheit schilderten, sie ihr eine blonde, lichtflachsene Farbe zuertheilten. Es ist auch in der That richtig daß selbst die italienischen Maler, die doch im Lande der schwarzen Haare leben, ihre Madonnen und weiblichen Heiligen viel öfter mit blonden als mit schwarzen Haaren darstellten, und daß wol nicht leicht ein Maler einen schwarzhaarigen Engel gemalt hat. Manche Traditionen zerstört der Verfasser mit grausamer Hand; so den poetischen Glauben an die körperlichen oder geistigen Reize der Agnes Sorel, der Heloise, der Anna Boleyn. Abälard nennt er kurzweg einen „unverschämten und erbärmlichen Charlatan", wogegen er den Charakter der Lucrezia Borgia und der Katharina von Rußland in Schutz zu nehmen

sucht. Der Verfasser scheint sich hiernach doch ein wenig in paradoxen Behauptungen zu gefallen.

Nur im bibliographischen Interesse — in jeder andern Hinsicht aber meine Hände in Unschuld waschend — führe ich folgende, von F. W. Newman verfaßte und bei Chapman in London erschienene Schrift an: „The crimes of the house of Habsburg against its own liege subjects." Das „Athenaeum" sagt davon: „Wie in allen Schriften Newman's begegnen wir auch in diesem kleinen furchtbaren Bande auf jeder Seite einer ernsten Haltung, einer inhaltreichen Reflexion und gründlichen Kenntniß des Gegenstandes." Das „Athenaeum" meint ferner: die Geschichte fast aller Dynastien sei der Art daß der Blick sittlich fühlender Menschen darauf nicht mit Vergnügen weilen könne; Tudors wie Stuarts, Bourbons wie Bonapartes, Hohenstaufen wie Romanows, alle Königsfamilien der modernen Welt hätten zu den Verbrechen, Intriguen und Verräthereien die in den Geschichtsbüchern verzeichnet seien ihr redliches Theil beigesteuert, und Newman habe Recht wenn er behaupte: „Alle großen Reiche sind in Verbrechen geboren." Newman analysirt und schildert (in seiner Weise) die habsburgische Politik in Castilien, Valencia und Aragonien, in Böhmen, im protestantischen Deutschland, in den eigenen östreichischen Erbstaaten, in den Niederlanden, gegen die Protestanten und Moriscos in Spanien, in Oestreichisch-Polen, in Ungarn, in Serbien und Kroatien, in Oestreichisch-Italien und in Sicilien und verweilt namentlich auch bei den galizischen Ereignissen von 1846.

Smith der Aeltere und Co. kündigt eine ganze Reihe interessanter Erscheinungen an, als: „Modern German music" (2 Bände), von H. F. Chorley; „Leaves from the golden book of Venice, being extracts from the correspondence of Sebastian Giustiniani, Venetian ambassador to the court of Henry VIII., illustrating the characters, manners and politics of the period. Translated from the Libri d'Oro, in the archives of Venice", von Rawdon Brown; „The life and death of Silas Barnstake", von Talbot Gwynne, Verfasser der „School for fathers" und der „School for dreamers"; „Memorandums made in Ireland in the autumn of 1852" (2 Bände), von John Forbes; „The Bhilsa topes; or Buddhist monuments of Central India", von Major A. Cunningham, mit zahlreichen Illustrationen.

Wie sich die Theilnahme des englischen Publicums für Deutschland und seine Geschichte zu seiner Theilnahme für Frankreichs Geschichte verhält, dafür dürfte vielleicht folgendes Factum einen Anhaltspunkt geben: Von der Mrs. Markham „History of France; from the conquest by the Gauls to the death of Louis Philippe" (mit Holzschnitten) sind bereits 30,000 Exemplare übersetzt und von der „History of Germany; from the invasion by Marius to the year 1850" (ebenfalls mit Holzschnitten) erst 6000. 71.

Der Gesandte eines kleinen deutschen Fürsten im Jahre 1733.

Der gefürstete Abt von Korvei schickte im Jahre 1733 seinen Kanzler als Gesandten nach Braunschweig, um über verschiedene nachbarliche Streitpunkte persönlich zu unterhandeln. Dieser erstattete seinen Reisebericht und erzählte mit überschwänglicher Weitläufigkeit die kleinlichsten Dinge. Mit seinem Empfang war er zwar im Ganzen zufrieden, konnte es aber nicht verschmerzen daß man ihm nur eine zweispännige Hofkutsche mit nur einem Lakai geschickt habe, und glaubte vor seiner Abreise noch ein Schreiben an den Minister von Münchhausen richten zu müssen, in welchem es unter Anderm heißt: „Erlauben Ew. Exc. gnädig, Deroselben annoch in Geziemenheit beizubringen, daß man zu Corvey der Meinung sei, ein von Sr. Hochf. Gnaden zeitlig Abgeschickter wurde in größerem Comitat und Aufzug, denn mir widerfahren, zur Audienz gebracht; und sollen dem sel. Canzler bei dessen Absendung, unter vorig regierender Herzoglicher Durchl. Wachten gestellt, auch die Abholung mit mehreren Laquaien und gar sechs Pferden geschehen seyn. Anbei lassen sich die Bremer verlauten, daß denen ad congratulandum huic Ser. Duci, wegen angetretener Landesregierung, Abgeschickten der Reichsfreien Stadt Bremen, die honneur der Wachtensetzung zugelegt. Sollte dem so seyn, so kommen dergleichen Prärogative einem Reichsfürsten, welcher, me teste et practico, einen ganz hohen, vornehmen Sitz auf der niederrheinisch-westphälischen Kreisdiät hat, nicht minder zu Regensburg im Fürstencollegio ein wirkliches Votum führt, a fortiori zu. Der Wagen, so man mir von Hof geschickt, war gar alt und abgeschlissen. Wegen dieses meines Erwähnens werden Ew. Exc. zuversichtlich über mich keinen Unwillen werfen, nam haec non me, sed Principem Corbeiensem concernunt; und wäre es wohl ein ungehirnter Mensch der für sein Particulair hierin eine superbie suchen wollte, welche albern ist und mich nicht anfechtet. Meine wenige Gedanken zielen dahin, daß, wenn obige facta sich so verhalten sollten, man inskünftig juxta illud es zu achten belieben wolle. Bei J. Herz. Durchl. habe ich dieserwegen mit Fleiß Nichts angebracht; einestheils, ne viderer statim querulosus aulam ingredi, und anderntheils, weil mir die Gewohnheit, wie ein Corveyscher Gesandter dahier courtesirt wird, nicht beiwohnt. Uebrigens werde nicht genugsam anrühmen können die gnädige Empfangung und Ehrenbezeigungen, so mir bei Hof und besonders auch bei J. Exc. werkthätig zugeflossen; tantorum recte factorum memoria nunquam dilabetur; zumahlen eher dies zeitlige Leben schließen, als mit unabänderliger Devotion zu seyn aufhören werde u. s. w. Braunschweig, 24. August 1733." Solche nichtsnutzige Lumpereien wurden damals nicht nur zu Wien und Regensburg, sondern auch am kleinsten Hof deutscher Duodezfürsten mit ungemeiner Wichtigkeit angesehen und behandelt und gaben beständig zu Reibungen, Prätensionen und Verwahrungen willkommenen Anlaß. Um die großen und wichtigen Angelegenheiten des Deutschen Reichs bekümmerte man sich dagegen sehr wenig. 13.

Bibliographie.

Angermann, F., Das Stottern, sein Wesen und seine Heilung. Für Aerzte und Pädagogen. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Barthe, E., Die religiöse Wahrheit vor dem Richterstuhle der Vernunft. Aus dem Französischen übersetzt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 27 Ngr.

Baur, F. C., Das Christenthum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Behr, K., Genealogie der in Europa regierenden Fürstenhäuser nebst der Reihenfolge sämmtlicher Päpste. Mit den Wappen in Kupferstich. 1ste Lieferung. Leipzig, B. Tauchnitz. 1854. Imp.-4. 8 Thlr.

Beiträge zur Geschichte des bayerischen Oberlandes. Von Sepp. 1stes Heft: Die Wenden im Isarthal, oder über den Ursprung von Tölz, Scharnitz und Traunitz. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 4 Ngr.

Bremer, Frederike, Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. (Leben im Norden. Eine Skizze. Morgen-Wachen. Ein Glaubensbekenntniß. Leipzig, Brockhaus. 12. 10 Ngr.

Bilder des Lebens, den Aufzeichnungen eines katholischen Seelsorgers entnommen. Mitgetheilt von J. A. M. Brühl. Trier, Lintz. 8. 9 Ngr.

Clausberg, Amalie von, Schloß Bucha. Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Cotta, B., Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen. 1ste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Dolores. Ein Gedicht. 2te Auflage. Halle, Delbrück. Gr. 16. 2 Thlr.

Grimm, J., Geschichte der deutschen Sprache. Zwei Bände. 2te Auflage. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 Thlr.

Hauch und Forchhammer, H. C. Oersted's Leben. Zwei Denkschriften. Nebst einem chronologisch geordneten Verzeichniß von Oersted's sämmtlichen literarischen Arbeiten. Aus dem Dänischen von H. Sebald. Spandau, Vossische Sortiments-Buchhandlung. 8. 22½ Ngr.

Keil, K. F., Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Schriften des Alten Testamentes. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Perthes, C. T., Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 1ster und 2ter Band. 2te Auflage. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Pressel, P., Reimbuch zu den Nibelungen. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 6½ Ngr.

Raumer, K. von, Die Erziehung der Mädchen. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 24 Ngr.

Rückert, H., Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum. 1ster Theil. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Ruth, E., Studien über Dante Allighieri, ein Beitrag zum Verständniss der göttlichen Komödie. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr.

Sartorius, E., Die Lehre von Christi Person und Werk in populairen Vorlesungen. 6te Auflage. Hamburg, F. Perthes. 12. 1 Thlr.

Schäffer, A., Dort und Hier. Dichtungen. Ulm, Sailer. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Andreas Hofer, der treue Commandant in Tirol, und seine braven Genossen. Für Alt und Jung beschrieben. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.

Schwab, G., Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern. 3te durchgesehene Auflage. Drei Theile. Mit 6 bildlichen Darstellungen. Stuttgart, S. G. Liesching. 1854. 8. 3 Thlr.

Nicht illustrirte Soldaten-Geschichten. Ein Jahrbuch für das Militär und seine Freunde. Von F. W. Hackländer. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein Soldaten-Leben. Erinnerungen aus den napoleonischen, südamerikanischen, griechischen, polnischen, spanischen und algerischen Feldzügen. Herausgegeben von J. von Wickede. 1ster Theil: Feldzüge in Spanien, Rußland und Frankreich. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Souvenir. Album für deutsche Frauen und Jungfrauen. 2te sehr vermehrte Auflage. Berlin, Simion. 1854. 16. 20 Ngr.

Stern, A., Sangkönig Hiarne. Ein nordisches Märchen. Leipzig, Hinze. 8. 7½ Ngr.

Die Verfassungsfrage in Kurhessen auf ihrem jetzigen Standpunkte. Den deutschen Stände-Mitgliedern gewidmet. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Waldmüller, R., Merlin's Feiertage. Hamburg, Meißner u. Schirges. 16. 20 Ngr.

Walther's von der Vogelweide Gedichte übersetzt von K. Simrock. 2te vervollständigte Ausgabe. Leipzig, Hirzel. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Mit Einleitungen und Erläuterungen, von K. Weinhold. Mit 1 Musikbeilage. Gräz, Damian u. Sorge. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zeller, E., Das theologische System Zwingli's dargestellt. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 25 Ngr.

Zitz, Kathinka, Die Najade des Soolsprudels zu Nauheim nebst andern Novellen und Erzählungen. Mainz, Faber. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Letzte Rheinsandkörner. Ein Novellen-Cyklus. Ebendaselbst. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke über die Entziehung der der freien Gemeinde in Magdeburg ertheilten Conzession. Unter Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Alvensleben, L. von, Die deutsche Colonie Dona Francisca in Brasilien. Der vortheilhafteste Punkt für deutsche Auswanderer. Ein Rathgeber und Wegweiser für deutsche Auswanderer dahin und nach Brasilien überhaupt. Nach zahlreichen Privatmittheilungen und officiellen Nachrichten des Colonisationsvereins für 1849 in Hamburg bearbeitet. Leipzig, Haendel. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Bekenntniß der lutherischen Kirche gegen das Bekenntniß des berliner Kirchentags gewahrt von etlichen Lehrern der Theologie und des Kirchenrechts. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Domänenfrage im Herzogthum Sachsen-Altenburg, mit besonderer Rücksicht auf den zwischen dem jüngst verstorbenen Herzoge Georg und der Landschaft des Herzogthums abgeschlossenen Vertrag vom 29. März 1849 behandelt. Frankfurt a. M., Schmerber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Förster, K. G. J., Programm der deutschen Sprachwissenschaft zur Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des deutschen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen am 15. Oktober 1853. Berlin, Hayn. Gr. 4. 15 Ngr.

Die Gefahr der Gegenwart für die Fürsten und Völker der Christenheit. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Geschichte der geringen Schwestern der Armen. Aus dem Französischen. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 3 Ngr.

Haan, W., Die Entlassenen aus Straf- und Versorgungs-Anstalten unter der Fürsorge der Geistlichkeit. Ein Sendschreiben an seine Amtsbrüder. Freiberg, Wolf. Gr. 8. 6 Ngr.

Klein, S., Noch ein Wort zum Frommen des ärztlichen Standes, nebst einer Revision der Königl. Preuß. Medicinal-Taxe vom 21. Juni 1815. Ratibor, Wichura. Br. 8. 15 Ngr.

Kohlschütter, E. B., Der Herr ist mit uns. Predigt über den 46. Psalm, bei dem 3. Gottesdienste der 11. Haupt-Versammlung des evangelischen Gustav-Adolf-Vereins am 8. Sept. 1853 zu Coburg gehalten. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 2 Ngr.

Mann, K., Die Zeitfrage der evangelischen Kirche: ob die Apokryphen aus der heiligen Schrift wegzulassen seien? aufs Neue gegen die Herren Dr. Hengstenberg und Stier. Karlsruhe, Groos. Gr. 8. 2 Ngr.

Marck, P. T., H. Haas's Abenbergische Phantasieen über die Abstammung des Preußischen Königshauses, vom Hohenzollerischen Standpunkte beleuchtet. Berlin, Stubenrauch u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nielsen, Predigt bei der 11. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Coburg am 7. Sept. 1853 über Ebr. 10, 19—25 gehalten. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 2 Ngr.

Pansch, C., Rede bei dem Weberfeste zu Eutin am 12. September 1853. Eutin, Völckers. Gr. 8. 2¼ Ngr.

Die Ursachen der Lebensmittel-Theurung. Von D. A. L. Altona, Lange. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Votum über A. Günther's theologische Speculationen mit Rücksicht auf deren Beurtheilung durch Dr. Clemens. Von einem Theologen aus Oesterreich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 46.)

77. **Raumer (F. v.), Vermischte Schriften.** Zweiter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese Sammlung vermischter Schriften wird **drei Bände umfassen.** Der erste Band (1852) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

78. **Regesten** des aus dem alten deutschen Herrenstande hervorgegangenen Geschlechts **Salza** zugleich mit einer kritischen Zusammenstellung aller die Fürsten, Herren (Voigte), Grafen und Freiherren von Salza in Deutschland, Schweden und Rußland betreffenden Acten, Schriften und Bücher und einer die innere und äußere Geschichte des Geschlechts umfassenden literar-historischen Einleitung auf Grund der in dem Familien-Archive, den Hauptstaats-Archiven zu Berlin, Dresden, Gotha, Königsberg, Meiningen und Weimar, den städtischen Archiven zu Breslau, Langensalza, Lauban und Görlitz und den ritterschaftlichen Archiven zu Reval und Stockholm vorhandenen Nachrichten. 8. Geh. 2 Thlr.

79. **Rogge (F. W.), Musodoron.** 8. Geh. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Gedichte. Vierte, stark vermehrte Auflage. 12. 1847. 2 Thlr.

80. **Schults (A.), Martin Luther.** Ein lyrisch-epischer Cyklus. 8. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Ein Gedicht von poetischem Schwung und sittlicher Kraft, das die Theilnahme des ganzen protestantischen Deutschlands verdient. Das Leben Martin Luther's wird vom Dichter in einem Cyklus von Bildern frisch und anschaulich vorgeführt. Einzelne dieser Bilder, vom „Deutschen Museum" mitgetheilt, haben bereits viel Aufmerksamkeit erregt. Auch hat sich **Adolf Schults** schon früher in der poetischen Welt rühmlich bekannt gemacht.

81. **Schuselka (F.), Das türkische Verhängniß und die Großmächte.** Historisch-politischer Beitrag. 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Schrift aus der Feder des bekannten östreichischen politischen Schriftstellers **Schuselka** über die **orientalische Frage**, unbedingt die wichtigste Frage des Augenblicks. „Mit historischer Begründung einen Beitrag zu liefern zur Beurtheilung der jetzt oder in nicht ferner Zukunft unvermeidlich bevorstehenden orientalischen Katastrophe, zur Erwägung der dabei voraussichtlichen Eventualitäten, zur Prüfung aller dahin zielenden Rechte, Ansprüche und Anmaßungen, dies ist die Aufgabe dieser Schrift; sie will nicht dem Augenblicke dienen, sondern, gestärkt durch Blicke in die Vergangenheit, die Zukunft erkennen." Es ist somit keine die letzten, schon durch die Zeitungen bekannten Ereignisse erzählende Broschüre, sondern eine ruhige und gründliche Beleuchtung der einschlagenden Verhältnisse, die deshalb von Allen gelesen zu werden verdient, die sich über die voraussichtlich noch längere Zeit die politische Welt in Spannung haltende Zeitfrage unterrichten wollen.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein. Ein deutsches Lesebuch. 12. 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.

82. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Fünfter Jahrgang. 12. 1854. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

I. Der Indische Archipelagus und die Engländer. Von **K. F. Neumann.** — II. Frankreich und die Bartholomäusnacht. Von **W. G. Soldan.** — III. Eine Reise nach Südamerika. Von **Fr. v. Raumer.** — IV. Walther VI. von Brienne, Herzog von Athen und Graf von Lecce. Von **C. Hopf.** — V. Rembrandt's Leben und Werke, nach neuen Actenstücken und Gesichtspunkten geschildert. Von **E. Kolloff.**

Die erste und zweite Folge des **Historischen Taschenbuch** (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis vierter Jahrgang (1850—53) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

83. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Erster Band. 8. Geheftet 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Die unter diesem Titel seit 1. October 1852 in meinem Verlage erscheinende **populäre Wochenschrift** beginnt mit dem 1. October 1853 ihren **zweiten Band.** Sie hat wegen ihres reichen Inhalts in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands in kürzester Zeit den lebendigsten Anklang und die weiteste Verbreitung gefunden. Das „Magazin für die Literatur des Auslands" gesteht selbst zu: „**daß Gutzkow's «Unterhaltungen» die englische Zeitschrift «Household Words», von Dickens herausgegeben, an Gediegenheit der Aufsätze und belehrender Unterhaltung weit übertreffen**", besonders durch mit Erzählungen des Herausgebers, Berthold Auerbach's und anderer beliebter Novellisten abwechselnde naturwissenschaftlich-populäre Artikel, die dem Blatte in unserer für die Wissenschaft der Natur so empfänglichen Zeit einen besondern Werth verleihen. Immer näher rücken **Gutzkow's** „Unterhaltungen" dem Ziele: ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** zu werden, das in keiner Familie fehlen sollte. **Gutzkow** wird dem Blatte fortwährend seine ganze Thätigkeit widmen. Auch andere namhafte deutsche Gelehrte und Dichter werden an demselben mitzuwirken fortfahren.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. October beginnende **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der Preis beträgt vierteljährlich nur 16 Ngr.

84. **Volkslieder der Serben.** Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von **Talvj.** Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Als diese „**Volkslieder der Serben**" vor einem Vierteljahrhundert zuerst in ihrem deutschen Gewande erschienen, wurden sie, wie die gelehrte und geistvolle **Talvj** in der Vorrede zu dieser neuen Auflage sagt, von den Edelsten der deutschen Nation freudig begrüßt, als noch nie vernommene Urlaute einer tiefen, ursprünglichen Poesie, herrlich und lieblich zugleich in ihrer classischen Naivetät und orientalischen Färbung. Sie werden dem deutschen Publicum jetzt in bedeutend ver-

mehrter und sorgfältig umgearbeiteter Form dargeboten und gewiß von demselben mit erhöhter Theilnahme begrüßt werden.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Heloise. Eine Erzählung. 12. 1852. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Auswanderer. Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. 1852. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als geistreiche und gelehrte Schriftstellerin unter dem Namen **Talvj** längst rühmlichst bekannte Verfasserin hat kürzlich mit der Erzählung „Heloise" auch das Gebiet des Romans mit bestem Erfolg betreten. „Heloise" ist das ursprünglich deutsch geschriebene Original des in englischer Sprache erschienenen, nach dem deutschen Manuscript übersetzten Romans «Heloise, or the unrevealed secret» (Neuyork 1850), der binnen einem Jahre drei Auflagen erlebte.

Die Verfasserin hat jenem ersten Roman unter dem Titel: „Die Auswanderer" einen zweiten folgen lassen, der durch **Schilderung der socialen Zustände Nordamerikas**, mit denen die Verfasserin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimat innig vertraut geworden, in Deutschland wie in Amerika die größte Beachtung verdient.

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. 8. 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. 8. 1840. 20 Ngr.

Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. 8. 1847. 3 Thlr. 15 Ngr.

85. **Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens** en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Eléments du droit international. Seconde édition. 2 vol. In-8. 1852. 4 Thlr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Ballhorn (F.), Alphabete orientalischer und occidentalischer Sprachen zum Gebrauch für Schriftsetzer und Correctoren zusammengestellt. Sechste vermehrte Auflage. 8. Auf feinstem Velinpapier. Geh. 22½ Ngr.

M. Alexander Castrén's Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—1844. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von **A. Schiefner.** Mit dem Bildniß des Verfassers und vier Samojedenportraits. 8. Petersburg. 1853. 2 Thlr.

Castrén (M. A.), Nordiska Resor och Forskningar. Tredje Bandet: **M. A. Castréns** Föreläsningar i Finsk Mytologi. 8. Helsingfors. 1853. 1 Thlr. 15 Ngr.

Svenskt-Finskt Handlexikon. Sednare Delen. Ruotsalais-Suomalainen Sanakirja. Jälkimäinen Osa. 8. Helsingfors. 1853. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Abtheilung ist zu gleichem Preise ebenfalls von mir zu beziehen, und ist mit diesem zweiten Theile das Werk vollständig.

Lemminkäinen, en sång-cykel ur Kalevala. Öfversatt af **Carl Gust. Borg.** 8. Helsingfors. 1852. 1 Thlr.

Schauman (F. L.), Handbok i Finlands Kyrkorätt. Förra Delen. 8. Helsingfors. 1853. 2 Thlr. 6 Ngr.

Suomen kansan Arwoituksia ynnä 189 Wiron arwoituksen kanssa Toinen lisännetty painos. 8. Helsingissä. 1851. 22½ Ngr.

Uusi Testamenti. Neljällä teräspürto-kuwalla. 4. Helsingissä. 1852. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vårt Land af J. L. Runeberg, jemte Finsk och Tysk öfversättning. 4. Helsingfors. 1851. 3 Ngr.

Poplinski (A.), Wybór prozy i poezyi polskiéj. Trzecie poprawione i pomnożone wydanie. 8. Poznań. 1853. 20 Ngr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig zu bedeutend ermäßigten Preisen** durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.
   Die Preisermäßigung der in diesem Verzeichniß enthaltenen Artikel hört mit Schluß des Jahres 1853 auf.
   ☞ Bei einer Bestellung im Betrage von 10 Thlr. und mehr auf ein mal wird 10% Rabatt bewilligt.
2. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. **XIII.—XVIII.**
3. **Catalogue de Livres au rabais,** qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
4. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais** de **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
5. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude des langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 48. — 26. November 1853.

Inhalt.

Die wichtigsten Erscheinungen der neuern und neuesten Shakspeare-Literatur in England und Deutschland.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Die monographische Erklärung welche Rötscher von einigen Werken Shakspeare's gegeben hatte wirkte anregend fort, und wir glauben in der Meinung nicht zu irren, daß zwei Männer von Rötscher einen begeisternden Anstoß zur Erklärung Shakspeare's erfahren haben, nämlich Hiecke und Sievers. Nicht als ob diese beiden Erklärer von Rötscher abhängig wären, vielmehr ist die Methode Hiecke's eine praktische, während er selbst Rötscher's Methode eine wissenschaftliche nennt, und den Unterschied seiner Methode von der Rötscher's hat Hiecke selbst in der Vorrede zu seinem „Macbeth" (leider das einzige Werk Shakspeare's das dieser Schriftsteller erläutert hat) so gründlich erörtert daß Nichts hinzuzufügen bleibt. Hiecke schrieb für ein Publicum „welches bei reifern Schülern der obern Gymnasialclassen beginnt und bei den Männern und Frauen abschließt, welche, schon dem Leben und dem öffentlichen oder häuslichen Berufe angehörend, noch weit weniger im Stande sind, mit Theorie und Geschichte der Kunst umfassender sich zu beschäftigen und doch des göttlichen, reinigenden Anhauchs der Kunst nicht entbehren mögen". Wie weit der Verfasser seinen Zweck bei dem letztern Publicum erreichte, wissen wir nicht; daß er demselben sehr viel zumuthet ist gewiß; daß sein Publicum größer geworden wäre, wenn er in minder schwieriger Form seine Gedanken mitgetheilt und seine Freigebigkeit in Participialconstructionen (vergl. S. 15, 16) und Parenthesen nicht fast bis zur Verschwendung gesteigert hätte, steht zu vermuthen. Was die Schule betrifft, so bezeichnet der Verfasser sein Werk „als einen praktischen Beleg zu der in seinem Buche «Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien» (1842) entwickelten pädagogischen Theorie". Der Zweck unsers Aufsatzes verbietet uns auf die vielbesprochene Frage einzugehen, ob überhaupt und inwieweit und in welcher Weise moderne Dichterwerke auf Gymnasien erklärt werden sollen. Wir halten eine solche Erklärung für wünschenswerth, ja in richtiger und maßhaltender Weise betrieben für nothwendig, und sind über die Methode der Erklärung ganz in Uebereinstimmung mit den Ansichten welche Heiland in seinem geistvollen, pädagogisch wichtigen und schön geschriebenen Buche „Zur Frage über die Reform der Gymnasien" (Halle 1850) entwickelt. Betrachten wir Hiecke's Buch über „Macbeth" an und für sich, so ist es ein wichtiger Beitrag zur Shakspeare-Erklärung, ausgezeichnet durch Sorgfalt und Gründlichkeit der psychologischen Analyse, unterrichtend durch Feinheit der Auffassung, welche sich auch auf einzelne Theile der Composition bezieht (vergl. S. 72 fg.). Eine Widerlegung dagegen läßt das Urtheil Hiecke's zu, daß Shakspeare's Darstellungsweise episch sei, ein Urtheil dem er freilich gleich beifügt daß „man sie andererseits auch wieder durchaus unepisch, das gerade Widerspiel des Epischen nennen könnte" (S. 71). Ein Verdienst Hiecke's ist es daß er Shakspeare's „Macbeth" kritisch zu würdigen sucht; denn die Bewunderung soll nicht blind sein oder von Vorurtheilen ausgehen. Er scheint uns dagegen zu irren wenn er manche Verkürzungen der Schiller'schen Bearbeitung, z. B. die Verkürzung der furchtbaren Anrede Macbeth's an die Hexen (4, 1), als Verbesserungen ansieht (vergl. S. 137). Diese Ansicht hat ihren Grund offenbar in dem Umstande daß Hiecke in seiner Analyse des Macbeth eine Haupteigenschaft dieses Charakters, seine überaus fruchtbare und entzündliche Phantasie, übersah und fast ganz unberücksichtigt ließ. Man könnte hier zwar einwenden daß alle Personen Shakspeare's Phantasie haben und sich durch dieselbe von den Personen des wirklichen Lebens unterscheiden. Indessen ist sehr darauf zu achten mit welchem Grade der Phantasie der Dichter seine Charaktere begabte, und ob die Phantasie als charakterisirende Eigenschaft der Persönlichkeit mit auftritt. Dies letztere ist der Fall bei Richard II., welchem Mac-

beth in dieser Eigenschaft völlig gleicht, nur daß beide Charaktere durch die Mitwirkung ihrer Phantasie auf ganz verschiedene Wege geführt werden. Nicht umsonst läßt der Dichter den Mann dessen Größe vor dem Falle gerade in dem kriegerischen Heldenmuthe bestand sagen (Act 5, Scene 5):

Es gab eine Zeit wo kalter Schauer mich faßte wenn der Nachtvogel schrie, das ganze Haupthaar bei einer schrecklichen Geschichte empor sich richtete, als wäre Leben drin.

Aus dieser phantasievollen Disposition des Macbeth, auf deren Grunde seine übrigen Eigenschaften wirken, ist seine schnelle Erregung durch die Hexen zu erklären, denen gegenüber der kältere Banquo ruhiger bleibt, ist seine Vision des Dolchs, ist sein Verhältniß zu Banquo's Geist, ist vorallem seine oft stürmisch erregte Sprache, die Kühnheit und Häufung der Bilder, welche vollständig auszuführen die rastlos fortstürzende Phantasie sich nicht immer Zeit nimmt, erst vollständig zu begreifen. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit die treffliche Abhandlung A. Stahr's über „Macbeth" („Oldenburgische Theaterschau", 1845), welche die Tragödie tief auffaßt und durch anschauliche Darstellung ganz geeignet ist ein größeres Publicum zum Verständniß des „Macbeth" zu führen.

Von einem philosophischen Standpunkte ging der neueste Bearbeiter von Shakspeare's Dramen aus, E. W. Sievers. Sievers arbeitet für weitere Kreise. Er hat bis jetzt fünf Dramen Shakspeare's bearbeitet: „Hamlet", „Julius Cäsar", „Lear", „Romeo und Julie", „Othello", wozu noch Abhandlungen im Herrig'schen „Archiv" und in Rötscher's „Jahrbüchern" über „Hamlet", „Othello", „Heinrich IV." zu erwähnen sind. Er hat nach seiner eigenen Versicherung z. B. in Bezug auf „Hamlet" eine durchaus neue Auffassung („Hamlet", S. 5) gegeben, und seine durchaus neue Auffassung des „Lear" vor der Kritik unumstößlich hingestellt zu haben, ist ihm nach seiner Versicherung („Lear", S. 5) gelungen, seine Studien haben ihm diese Ueberzeugung gegeben. Sievers besitzt eine große Vertiefungsfähigkeit und einen ungemeinen Scharfsinn; es ist daher umsomehr zu beklagen daß diese ausgezeichneten Eigenschaften des Bearbeiters in Bezug auf „Hamlet", „Lear", „Romeo und Julie" auf Irrwege gerathen sind. Die neue Auffassung von Sievers besteht darin daß er im „Hamlet" und „Lear" die Idee von Freiheit und Nothwendigkeit dargestellt sieht. Die Idee von „Romeo und Julie" ist anders gefaßt, aber auch in diesem Drama, sagt Sievers (S. 11), ist von Seiten der Liebenden ein Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit, er ist es thatsächlich, für uns. Auch in „Heinrich IV." stellt sich nach Sievers ein Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit dar, und er bemerkt ausdrücklich (in Herrig's „Archiv") daß die Idee dieses Dramas der des „Hamlet" ähnlich sei. Sievers hat vollkommen Recht, wenn er in diesen Dramen einen Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit findet, er hätte nur bemerken sollen daß dieser Kampf sich nicht blos in den vier genannten Dramen findet, sondern in jedem Drama überhaupt. Denn auf diesem Kampfe beruht, wenn wir diese allgemeine Formel anwenden wollen, das ganze Leben und die Geschichte, also auch die gesammte dramatische Poesie, welche ja ein Bild des Lebens und der Geschichte ist. Weil also die Formel von Freiheit und Nothwendigkeit eine viel zu allgemeine ist, sagt sie Nichts oder zu wenig. Wir können auf eine Widerlegung der Art wie Sievers seine Formel in den genannten Dramen im Einzelnen durchgeführt sieht nicht eingehen, da der Raum es verbietet. Unabweislich ist aber eine kurze Betrachtung des Verhältnisses der Dichtung zur sogenannten Idee. Diese muß in einer viel concretern, bestimmtern und inhaltsreichern Weise ausgesprochen werden als von Sievers geschehen ist. Daß das Kunstwerk eine Idee darstellt ist außer Zweifel, wäre es nicht der Fall, so würden wir in dem Drama keine Gruppe von Personen haben, von denen jede einzelne nothwendig zum Ganzen gehört, sondern einen Maskenzug willkürlicher Gestalten, die aneinander bunt und mannichfaltig, aber zusammenhangslos und störend vorüberzögen. Wie in der dichterischen Phantasie und Thätigkeit Idee und Gestaltung oder Darstellung so sehr unmittelbar eins sind daß von einem getrennten Wirken beider gar nicht gesprochen werden darf, wie der Dichter einen vorausgefaßten Gedanken nicht nachträglich verkörpert oder wie man sagt poetisch einkleidet, braucht nach den vorzüglichen, die Sache ganz erschöpfenden Forschungen Vischer's über die Phantasie („Aesthetik", II, 299 — 370) nicht mehr erörtert zu werden. Darin daß in der dichterischen Phantasie Idee und Gestaltung unmittelbar eins sind und ungetrennt wirken, ist der Dichter von dem Philosophen unterschieden, der die Ideen als geschieden von der Körper- und Erscheinungswelt betrachtet, und wie sich der Dichter nie mit philosophischen Formeln beschäftigt, so ist in seinem Werke auch nicht eine philosophische Formel als Idee zu suchen. Freiheit und Nothwendigkeit ist eine abstracte, philosophische Formel. Bei der Darlegung der Idee eines Kunstwerks wird man daher wohlthun Zweierlei zu beachten. Das Eine ist daß gerade die größten Dichter den Stoff ihrer Werke nicht erfunden haben, daß sie ihn als ein Naturschönes vorfanden und ergriffen. Die großen Dichter der Alten fanden den Stoff zu ihren Werken in der Volkssage bereits vor, die sie unermüdet poetisch bearbeitet haben; und so fanden Shakspeare, Goethe und Schiller Sagen, Novellen und Geschichte als Stoff für die künstlerische Hand vor, welche ihn bildend gestaltete. Was man Idee nennt lag oft schon ganz, in der Regel als Anknüpfungspunkt für den Dichter in der stofflichen Entwickelung jener Geschichten; und dieser Umstand bewahrte den Dichter vor der Bearbeitung einer vorgefaßten Idee, wenn er dazu überhaupt geneigt oder fähig sein könnte. Daher meinen wir zweitens daß die Idee eines Kunstwerks von dem Erklärer stofflich auszusprechen ist, mit andern Worten daß die Idee nicht anders von ihm ausgedrückt werden darf als durch die kürzeste Inhaltsangabe der Dichtung, als durch die Zusammenziehung der stofflichen Entfaltung in den engsten Raum. So ist Hiecke in seiner Erläuterung des „Macbeth" zuwerke

gegangen. Bezeichnet man aber die Idee des Kunstwerks rein für sich, so kann die ausgesprochene Idee keine andere als eine ethische sein. So ist Becker in Bezug auf „Hermann und Dorothea" verfahren, und musterhaft ist, mit welcher Klarheit und Einfachheit Rosenkranz in seinem Werke über Goethe verfährt. Wir wollen, weil es Shakspeare betrifft, unsere Ansicht durch Hiecke's Methode deutlich machen. Wir schreiben den schwerfälligen Riesensatz desselben hierher; hat der Leser sich durch die grausam harte Schale durchgearbeitet, wird er einen vortrefflichen Kern haben. Hiecke sagt (S. 67):

Macbeth ist die Darstellung des Ehrgeizes als einer dämonisch wirkenden Macht, welche auch eine großgesinnte und zum umfassendsten Wirken befähigte, aber durch eine äußere Schranke begrenzte Heldennatur zum Frevel gegen eine geheiligte Macht, von deren Anerkennung und Unterstützung wie das Wohl Aller, so das eigene wahre Glück des Frevelnden selbst abhängt, gegen die Macht des geordneten Erbkönigthums antreibt, dadurch unzähligen Andern den Untergang bereitet, aber auch den Frevelnden selbst wie in moralisches, so zuletzt in nothwendiger sittlicher Verkettung auch in physisches Verderben stürzt, aber gerade hiermit die angetastete Macht durch den Sieg aus jener Negation um so herrlicher hervorgehen läßt.

Um nach dieser Erörterung zu Sievers zurückzukehren, so scheint es uns verfehlt eine philosophische Formel von solcher Allgemeinheit wie Freiheit und Nothwendigkeit als den Inhalt eines Dramas zu bezeichnen, noch dazu da diese Formel auf alle Dramen paßt. Wir vermuthen daher auch daß der Verfasser, hätte er bei der Bestimmung der Idee sich nicht so ins Unbestimmte verlaufen, vor so vielen gezwungenen Deutungen bewahrt geblieben wäre. Es findet sich in den drei genannten Bearbeitungen von Sievers viel Feines, der Verfasser hat wirklich oft ganz neue und überraschende tiefe Auffassungen (wir verweisen auf den Eingang des „Lear"), aber er verkümmert uns die Freude an diesen gesunden Pflanzen, da wir sie in dem Gestrüpp so vieler gezwungener Deutungen aufsuchen müssen, durch welche er oft das Poetische geradezu zerstört. Wir bedauern auf alles Einzelne nicht eingehen zu können; um aber unsere letztere Behauptung zu erhärten, erwähnen wir des Verfassers Auffassung von „Romeo und Julie". Der Verfasser sieht natürlich auch die Liebe in diesem Drama dargestellt, aber in einer ganz andern Weise als man bisher geglaubt hat. Nur das „tiefste Verständniß des Mittelalters, von dem «Romeo und Julie» uns ein Ausschnitt ist", sagt der Verfasser, „kann die Bedeutung des in diesem Drama dargestellten Kampfes aufschließen". Sievers hat uns dieses tiefste Verständniß eröffnet. Nach seiner Auffassung ist (S. 30)

der ganze Bau des mittelalterlichen Staats die festgefügte mittelalterliche Kirche und alle äußern Lebensformen bis herab auf die Familie und Gemeinde Nichts als eine Nachbildung des Lichtreichs, das der mittelalterliche Mensch in seinem Himmel sah, das aber selbst wieder der äußern Natur entnommen war.

S. 32:

Die Kreuzzüge sind nichts Anderes als der Ausdruck dafür daß die Menschheit müde ward das Licht als ein Jenseitiges zu denken, daß sie den Himmel schon auf Erden finden wollte. In diese Welt hat uns der Dichter versetzt, sagt Sievers. Bedeutungsvoll tönt uns in diesem Sinne der Doppelgruß entgegen, den hier zu Anfang unsers Stücks Benvolio und der alte Montague an die Sonne, die „heilige" und „allerfreuende", richten. Auch von dem Bett des Mittelalters hat die Sonne jetzt den Schattenvorhang weggezogen und Aurora lächelt freundlich in die jugendliche Welt. (S. 34.)

So hat Sievers nun die Personen in „Romeo und Julie" auf Licht und Finsterniß bezogen, das Licht ist ihr „Ideal" (S. 54). Wenn die Amme Julien mit den Worten „Lämmchen", „Sonnenkäfer" (lady-bird, Act 1, Scene 3) anredet, so liegt nach Sievers der Nachdruck auf dem Glänzenden (S. 148, Note 5); denn der nächste Gegenstand in dem für die Amme das Licht verkörpert ist, ist der Glanz des Hauses ihrer Herrschaft, und wieder möchte sie vorallem ihr Milchkind glänzen sehen, ja sie sieht es jetzt schon nur im Lichte ihres Innern und nennt es deshalb Lämmchen, Sonnenkäfer. Wir können dem Verfasser nicht in alle Einzelheiten seiner Lichttheorie folgen, wir heben nur noch die Mishandlung hervor mit welcher er zwei Stellen von besonderer, obgleich ganz verschiedener Schönheit verfolgt. Der herrliche Monolog des Lorenzo („Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angesicht", Act 2, Scene 3), für sich betrachtet ein Meisterstück didaktischer Poesie, galt bisher als ein Beweis der sorgfältigen Motivirung des Dichters. Dieser Monolog zeigt uns den Mönch wie er der Betrachtung der Natur hingegeben ist, Kräuter sammelt, damit wir später wissen wie er zu dem Schlaftrunke kommt, den er Julien gibt. Er zeigt uns den Mann der ruhigen Betrachtung im Umgange mit der stillen Pflanze, im Gegensatze gegen eine von Leidenschaften des Hasses wie der Liebe heftig entbrannte Welt, der er durch Thatkraft nicht gewachsen ist, in der seine Absichten zur Vermittelung und Versöhnung so unheilvoll scheitern. Die Besonnenheit der Reflexion liegt der Unbesonnenheit der Leidenschaft gegenüber, und Gervinus konnte in diesem Monolog den Schlüssel zur Beurtheilung des ganzen Drama finden. Aber diese einfache Auffassung genügte dem tiefwühlenden Geiste von Sievers nicht. Er findet in der Schilderung des Mönchs („Die Mutter der Natur" u. s. w.)

ein vollständiges Bild des Mittelalters; sie ist, obgleich im Munde dieses Alten im eigentlichen Sinne zu fassen, doch zugleich Allegorie.... Die Grundidee ist aber hier: die Selbstkritik des mittelalterlichen Geistes durch die aus ihm entsprungene Liebe; aber nur der Forscher, der bis in die tiefsten Tiefen vordringt (S. 93)

sieht dieses. Der edle Lorenzo sagt daß wie in der Pflanzenwelt so auch im menschlichen Gemüthe zwei Feinde lagern, der rohe Wille und die Güte. Die simple Auffassung meinte daß Lorenzo unter dem rohen Willen den störrischen Eigenwillen, Eigensinn und Trotz verstehe. Aber ganz im Gegentheil. Der rohe Wille ist, wie Sievers lehrt, im Munde Lorenzo's Nichts weiter als der Freiheitsdrang im Menschen; er ist „das männliche Princip, der Geist, der gleich ist mit seiner innern Unendlichkeit, der Subjectivität" (S. 95); die Güte ist das weibliche Princip, die Naturseite des Menschen u. s. w. „Das

schlechtere Princip ist nach Lorenzo's Weltanschauung das der Subjectivität, die er nicht gelten lassen will" u. s. w. (S. 96). Die zweite Stelle, deren wunderbare, in der erotischen Poesie unvergleichbar dastehende Schönheit Sievers durch seine Erklärung zerstört, ist der Monolog Juliens (Act 3, Scene 2): „Hinab, du flammenhufiges Gespann" u. s. w. Die allegorisirenden und symbolisirenden Ausdeutungen des Verfassers sind in Bezug auf „Romeo und Julie" allerdings soviel wir wissen neu, an sich sind diese Verunstaltungen der Schönheit alt, sie sind auf die Gestalten der antiken und mittelalterlichen Poesie, auf Homer, die „Nibelungen" und andere Dichtungen angewandt worden; und Sievers' Erklärungen von „Romeo und Julie" muthen uns gerade so an, wie wenn wir lesen daß Achilles ein Fluß ist, Odysseus ein Frühlingsgott oder die Sage von Artus ein Sonnenmythus, eine Deutungswuth, gegen welche San-Marte („Die Arthursage", S. 3) treffliche Worte gesprochen hat. Eine Verirrung anderer, obwol ähnlicher Art ist es, wenn Clement („Shakspeare's Sturm. Historisch beleuchtet", Leipzig 1846) den „Sturm" so ausdeutet daß unter Prospero König Jakob I., unter der Hexe Sycorax die Königin Elisabeth u. s. w. (vergl. Ulrici, S. 540) verstanden sein soll.

Wir fragen zuletzt noch, wie durfte Sievers hoffen derartige Erklärungen weitern Kreisen zugänglich zu machen? Nach einer Bemerkung im „Lear" (S. 6) scheint er selbst an der Möglichkeit zu verzweifeln, und in seiner neuesten Erklärung in Bezug auf Palleske's Recension gibt er die Form seines „Hamlet" preis, welche Rosenkranz im „Deutschen Museum" von Prutz mit gewohnter Feinheit getadelt hat. Da auch Palleske über die Form der Sievers'schen Erklärungen genügend gesprochen hat, lassen wir diese für einen Erklärer eines Dichters so wichtige Sache unerörtert, und wenden uns zu den zwei Arbeiten von Sievers, die wir in die bisherige Betrachtung noch nicht eingeschlossen haben. Sie unterscheiden sich von den drei genannten Arbeiten auf das wesentlichste und vortheilhafteste. „Julius Cäsar" ist von Sievers tief und gründlich aufgefaßt und einfach erläutert. Im Gegensatze gegen die hergebrachte Meinung zeigt Sievers daß es sich hier nicht hauptsächlich um einen Gegensatz staatlicher Principien, sondern vorallem um die Persönlichkeit des Brutus handle. Wie ganz anders geht hier Sievers in der Bezeichnung der Idee zuwerke. Nicht die abstracten Formeln von Freiheit und Nothwendigkeit wendet er an, sondern er gibt einen concreten Inhalt (S. 108), wobei wir nur wünschten daß derselbe noch stofflicher ausgesprochen worden wäre. Was der Verfasser über den Charakter des Brutus (vergl. S. 45, 75) und über Antonius (vergl. S. 69, 70, 79) gesagt hat, ist ganz vorzüglich. Seine Auffassung des Gewitters (S. 40) ist sehr schön. Es scheint uns als ob die Freiheit von jeder Deutungswuth sehr wohlthätig auch auf die Darstellung gewirkt habe. Der „Julius Cäsar" von Sievers ist einfach und edel geschrieben und wir keuchen hier nicht unter der Last zu vieler scholastisch-philosophischer Ausdrücke. Die letzte Arbeit von Sievers, „Othello", hält sich in noch größerer Einfachheit. Nachdem er in einem Programm und in Herrig's „Archiv" eine tiefere Auffassung des „Othello" gegeben und das psychologische Verständniß dieses Charakters sehr wesentlich erweitert hatte, lieferte er in seiner neuesten Bearbeitung eine Erzählung, er verwandelte das Drama in eine Novelle. Man würde aber irren, wenn man meinte der Verfasser habe nur eine Erzählung gegeben. Er hat eine psychologische Entwickelung in die Erzählung in einer einfachen und sehr geschickten Weise verflochten. In seinen Bearbeitungen des „Lear", „Hamlet", „Romeo und Julie" erzählt der Verfasser den factischen Gehalt der Dramen, aber die philosophischen Erörterungen sind so schwerfällig daß die Erzählung leidet und die Bearbeitungen in stilistischer Hinsicht in zwei ungleiche, unverschmolzene Behandlungsarten auseinanderfallen. In seinem „Othello" hat der Verfasser diesen Uebelstand ganz vermieden, und wegen der einfachen und edeln Form, die zugleich feine, psychologisch tiefe und klare Erörterungen zweckmäßig einschließt, ist „Othello" von Sievers den weitern Kreisen angelegentlich zu empfehlen, sowie sein „Cäsar" das Streben nach tieferm Verständniß trefflich befriedigt.

Wir schließen hier noch eine Erwähnung der neuesten Schrift über „Hamlet" an, welche unter dem Titel erschienen ist:

Vorlesungen über Shakspeare's „Hamlet". Versuch einer psychologischen Entwickelung von Ludwig Eckardt. Aarau, Sauerländer. 1853. 8. 24 Ngr.

Seit Goethe und Schlegel ihre Ansichten über „Hamlet" mitgetheilt haben, ist dieses Drama oder der Charakter des „Hamlet" in Deutschland so oft besprochen worden daß es jetzt schwer ist etwas Neues zu sagen. Gans hat in seinen „Vermischten Schriften" eine Abhandlung über „Hamlet" mitgetheilt; die größern Werke über Shakspeare von Ulrici und Gervinus mußten begreiflicherweise über dieses Drama sich verbreiten; eine Abhandlung über „Hamlet" von Marquard ist uns unbekannt geblieben; über den Charakter des Helden haben Rötscher und Vischer trefflich gesprochen. Eine originale und von der herkömmlichen höchst abweichende Ansicht hatte Tieck über Ophelia und den Monolog „Sein oder Nichtsein" aufgestellt, welche Ziel in Herrig's „Archiv für neuere Sprachen und Literaturen" (III, 1) angriff und Hüser (Ebendaselbst, IV, 328 fg.) theilweise vertheidigte. Ueber das Verhältniß des Hamlet zum Orestes hat Thrandorff ein interessantes Programm geschrieben; der Abhandlung Börne's hat auch Eckardt gedacht, und einer interessanten und geistvollen Abhandlung über das Drama vom Landgerichtspräsidenten Hoffmann, welche bereits 1847 im Herrig'schen „Archiv" (III, 373—412) erschien, möge hier noch ausdrücklich Erwähnung gethan werden. Sie ist klar und einfach, aber fesselnd geschrieben, verbreitet sich über die verschiedenen Ausgaben des Drama, erzählt die Sage von Amleth nach Saxo Grammaticus und vergleicht mit ihr das Drama, entwickelt den Inhalt des „Hamlet" und

bespricht die Charaktere. Ueber den Humor und Wahnsinn des Hamlet macht Hoffmann treffliche Bemerkungen, insbesondere sind aber seine Betrachtungen über den Geist und den König Claudius als ausgezeichnet hervorzuheben. So viel Literatur war bereits vorhanden, als Sievers seine Arbeiten über „Hamlet“ bekanntmachte. *) An diesen schließt sich Eckardt insofern an als er eine Betrachtung über Freiheit und Nothwendigkeit seiner psychologischen Betrachtung der Charaktere vorausschickt. Bei Eckardt ist diese Betrachtung indessen nur Einleitung; seine weitere Thätigkeit besteht in dem Bestreben, „die in dem Drama zerstreuten Charakterzüge in möglichst lückenlose, selbst die kleinste Andeutung des Poeten benutzende Biographien zu verwandeln“. Eckardt beginnt seine Arbeit mit einer Vergleichung zwischen Hamlet und Faust, wie er es überhaupt liebt Parallelen aufzustellen; Hamlet's Gedanken an den Selbstmord stellt er mit Faust's Selbstmordversuch zusammen, woran schon Hoffmann erinnerte; Eckardt vergleicht noch Karl Moor's Selbstmordgedanken und den wirklichen Selbstmord des Ajax. Den Charakter des Hamlet selbst vergleicht er auch mit Wallenstein, Egmont, Macbeth (105 fg.) und, wie schon Thrandorff that, mit Orestes, und wir wunderten uns daher daß er den Geist Hamlet's des Vaters nicht mit dem Geiste des Darius in den „Persern“ des Aeschylos in Vergleichung zog. In der Entwickelung der Charaktere zeigt Eckardt Feinheit der Auffassung und hier begegnet dem Leser mancher glückliche Gedanke. Mit Recht tritt er als ein Vertheidiger von Ophelia's Unschuld auf, gegen welche Tieck einen unbegründeten Verdacht erhob. Aber Eckardt hätte nicht sagen sollen daß Vischer unter die Männer gehöre welche Ophelia als entweiht annehmen. Aus den Worten Vischer's in der „Aesthetik“ (I, 307), auf welche Eckardt bei seiner Behauptung sich stützt und in welcher es heißt daß „Ophelia den Schwüren des Prinzen zu wenig mistraute“, geht nicht hervor daß Vischer sie als eine entweihte betrachtet. Außerdem beweisen aber die wenigen Worte welche Vischer in den „Jahrbüchern der Gegenwart“ (Jahrgang 1845, S. 364) über „die süße und doch so geheimnißvolle Gestalt“ Ophelia's gesprochen hat, daß er keineswegs die Unschuld derselben in Zweifel zieht. Wir hätten gewünscht daß Eckardt die Motive entwickelt hätte aus welchen der Wahnsinn und Untergang der unglücklichen Ophelia entspringt. Da Eckardt sich die Aufgabe einer psychologischen Entwickelung hauptsächlich stellte, hätte er die Gestalt des Geistes tiefer betrachten müssen, während er jetzt sich begnügt den Geist in seiner symbolischen Bedeutung und in seinem Verhältniß zu andern Charakteren zu fassen. Es ist aber bewundernswürdig wie der Dichter in dem Geiste den ermordeten König uns ganz in der Leibhaftigkeit des Lebens hinstellt. Dagegen hat es Eckardt sehr gut entwickelt wie der Dichter in dem Laertes ein vollkommenes Gegenbild des Hamlet, eine rüstige, unbesonnene, verwegene Thatkraft gegen ein unthätiges, überlegendes Zögern aufgestellt. Dieses Verhältniß des Contrastes ist auch in Gervinus' Abhandlung vortrefflich beleuchtet. In der Charakterentfaltung des Hamlet hat der Verfasser seine Beobachtungsgabe gezeigt und das Capitel „Hamlet's Jugend“ (S. 38 fg.) ist von Interesse. Eckardt bestreitet hier die gewöhnliche Annahme daß Hamlet erst auf die Nachricht vom Tode seines Vaters aus Wittenberg nach Dänemark heimgekehrt sei, eine Annahme welche auch einer dramatischen Scene Gutzkow's: „Hamlet in Wittenberg“, zugrundeliegt. Eckardt sagt S. 46:

> Das Gegentheil erweist sich aus dem Gespräch mit Horatio, den Hamlet sogar nicht augenblicklich erkennt, was eben eine längere Trennung voraussetzt. Auch der Umstand daß sich der bescheidene bürgerliche Mann zwei Monate hindurch vom Königssohne, seinem frühern Studienfreunde, fern hält und ihn erst dann aufsucht als ihn die Mittheilung eines wichtigen Geheimnisses dazu verpflichtet, spricht für mich. Wäre Hamlet erst zur Leichenfeier von Wittenberg abgereist, so würde er wol vorher mit den in der Universitätsstadt verweilenden Dänen gesprochen haben;

ja er müßte mit Horatio verreist sein, der ja ausdrücklich erklärt zu dem genannten Trauerfeste gekommen zu sein. Alles Dies beweist daß Hamlet schon früher zurückgekehrt war und sich wieder des Anblicks der geliebten Aeltern erfreute. Ich möchte dies sogar betonen. Gerade daß das Unselige in seiner nächsten Nähe geschieht, muß ihn um soviel schmerzlicher treffen und niederschmettern. Der Verfasser hebt hier einen interessanten Gesichtspunkt hervor, obgleich er uns von der Richtigkeit seiner Ansicht nicht überzeugt. Wir halten die gewöhnliche Annahme fest daß Hamlet erst nach dem Tode seines Vaters aus Wittenberg in die Heimat zurückkehrte. Wie es dem Claudius gelang den Thron zu erlangen, obgleich in Hamlet ein rechtmäßiger Nachfolger vorhanden war, hat der Dichter weiter nicht dargestellt; aber erklären läßt sich dieser Umstand nur durch die Annahme daß Hamlet bei dem Tode seines Vaters noch fern war und seine Abwesenheit gerade von Claudius arglistig zum eigenen Vortheil benutzt wurde. Auf welche Weise der Vater starb, „wie sich Aussatz um seinen Leib mit ekler Rinde schuppte“, muß Hamlet erst durch die Erzählung des Geistes erfahren. Schon ehe der Geist ihm erscheint und die Lage der Verhältnisse offenbart, hat Hamlet „ein weissagendes Gemüth“ daß sein Oheim dem Geheimnisse des Verbrechens die Krone verdanke. Wäre er bei dem Tode seines Vaters schon wieder an Dänemarks Hofe gewesen, müßte sein Verdacht gegen seinen Oheim viel stärker geworden sein und der Dichter würde dadurch die Gewalt und Wirksamkeit des erscheinenden Geistes geschwächt haben. Man muß daher annehmen daß Hamlet nicht vor dem Tode seines Vaters nach Dänemark zurückkehrte, daß er jahrelang abwesend war und nicht Zeuge sein konnte von dem Verfahren des Oheims, sich in die Gunst der schwachen Königin schon bei Lebzeiten des Gemahls einzuschleichen. Zu dieser Annahme will uns, scheint

*) Eine neue Abhandlung über „Hamlet“ erschien im „Album des literarischen Vereins zu Nürnberg“ für 1853 von H. Wölffel, während in demselben Album schon 1844 Mönnich über Ophelia geschrieben hatte.

es, der Dichter veranlassen, indem er die Verhältnisse Hamlet's vor dem Tode seines Vaters nicht weiter aufklärt als durch die Mittheilung daß Hamlet seinen Studien in Wittenberg oblag. Aber mit Recht weist Eckardt auf das Befremdende des Umstands daß Hamlet den Horatio kaum zu kennen scheint, daß Horatio, wenn er zur Leichenfeier des Königs kam, schon fast monatelang in Dänemark war, ohne mit Hamlet zusammengetroffen zu sein. Vielleicht ist dies ein Punkt an welchen die negative Kritik anknüpfen könnte; eine solche negative Kritik hat Vischer in Bezug auf den Monolog „Sein oder Nichtsein" begonnen („Jahrbücher der Gegenwart", Jahrgang 1845, S. 377), und wir beklagen daß Eckardt auf die Aeußerungen Vischer's keine bestätigende oder widerlegende Rücksicht genommen hat. Die Ansicht Eckardt's über Hamlet's tragischen Ausgang weicht von der bisherigen ab, indem er bemerkt daß Hamlet, als er den Claudius tödtet, im Sinne der Gottheit, aber auch zugleich aus seinem freien Willen heraus handle. Er sei ein Werkzeug der Weltordnung, aber es sei sein freier Entschluß der ihn zum Werkzeuge mache. Hiergegen scheint bemerkt werden zu können daß Hamlet, der soviel grübelt und überlegt, bei der Ermordung des Claudius gerade so wenig frei und besonnen handelt als bei der Ermordung des Polonius. Denn was Hamlet zur Ermordung des Claudius veranlaßt, ist offenbar zunächst und in erster Linie das leidenschaftliche Bedürfniß, mehr sich selbst als den ermordeten Vater an dem Giftmischer zu rächen. Der Raum verbietet uns auf andere Gedanken des Verfassers weiter einzugehen; die Abhandlung enthält manches Anregende und ist in einem gemüthvollen und klaren Stil geschrieben. Vielleicht dürfte der Verfasser in seiner Darstellung noch gewinnen, wenn er in seinen künftigen Abhandlungen einer größern Kürze sich befleißigte.

Aus der Schweiz kommt uns ein anderes Werkchen zu, dessen Beurtheilung wir hier anschließen:

Ueber Shakspeare's religiöse und ethische Bedeutung. Eine praktische Studie von J. J. Rietmann. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1853. 12. 27 Ngr.

Der Verfasser war gekränkt, wie er S. 20 bemerkt, von „dem blinden und abergläubigen Cultus welchen Shakspeare sich hat gefallen lassen müssen", er war beleidigt daß

> das reine Bild des Dichters vom betäubenden Weihrauch unwissender oder heuchlerischer Hierophanten umnebelt und umdüstert worden war.

Er suchte in dem Dichter die „lebendige Natur";

> nicht um die Schule, sondern um den praktischen Werth des Dichters, um seine Bedeutung fürs Leben war es ihm zu thun, und so gab er sich Mühe Shakspeare's Grundansichten und Intentionen nachzugehen und deren Zusammenhang mit und in seiner selbstgeschaffenen Welt zu entdecken.

Ein vortrefflicher Plan, wie ihn offenbar auch die trefflichsten Forscher vor Augen gehabt haben. Der Verfasser betrachtet einleitenderweise das Verhältniß der dramatischen Poesie zur Religion in Sätzen deren Wahrheit nicht immer einleuchtet. So stellen z. B. nach des Verfassers Meinung

> alle Kunstschöpfungen der Griechen den ungetrübten Sinnengenuß als die letzte Bedeutung des Lebens dar, und die Kunst lag ihnen nur in der Heraushebung der objectiven Naturschönheit, in der reinen Wiederspiegelung der Körperwelt. (S. 50.)

Andere Stellen haben einen mindestens sehr einseitigen Inhalt. Der Verfasser sagt S. 66: im classischen Alterthum sei die plastische Darstellung der Geschichte ohne freie menschliche Selbstbestimmung die Spitze poetischer Leistung gewesen, das Mittelalter habe sein Ideal in mystischer Lyrik, in gottseligem Untergange der Subjectivität verhaucht.

Mit diesen Worten ist weder das Wesen der antiken noch der mittelalterlichen Poesie getroffen. Der Verfasser wird „Tristan und Isolde" von Gottfried von Strasburg gewiß als eine das Mittelalter charakterisirende Dichtung bezeichnen; wie stimmt aber die frivole Weltlichkeit welche in diesem Epos wie in so vielen Minneliedern herrscht mit dem Ausdrucke daß das Mittelalter sein Ideal in mystischer Lyrik verhaucht habe? Was soll überhaupt der Ausdruck „sein Ideal verhauchen" hier bedeuten? Was Shakspeare betrifft, so weist ihm Rietmann mit vollem Recht seine Stelle in religiöser Beziehung innerhalb des biblisch-evangelischen Christenthums an (vergl. S. 68), und bildet dadurch einen trefflichen Gegensatz gegen den Engländer Birch, welcher Shakspeare für einen frivolen Atheisten hält, wie wir früher erwähnt haben. Der Verfasser sucht nun die Weltanschauung des Dichters aus einer großen Anzahl von Stellen deutlich zu machen, die er aus den Werken Shakspeare's auszieht und durch seine Reflexionen und Betrachtungen in Verbindung bringt. Wie vielfach Shakspeare mit dem Gedanken über Schein und Wesen der Dinge beschäftigt war, hat schon Gervinus trefflich nachgewiesen, und Rietmann theilt S. 70 fg. eine Anzahl Stellen mit, in welchen dieses Thema in verschiedenen Variationen erscheint. Dann hebt er Stellen aus welche Shakspeare's Sinn für Wahrheit belegen, welche das Verhältniß des menschlichen Willens zur göttlichen Gnade, die Reue, die Liebe behandeln (S. 73—96). Mit Sachkenntniß bezeichnet der Verfasser eine Anzahl Stellen in welchen Shakspeare die Bibel benutzt hat (S. 84—85), wie etwas Aehnliches schon in Nr. 234 d. Bl. f. 1850 geschehen ist. Von der Heiligkeit der Pietät, des Grundpfeilers im Baue menschlicher Gesittung, war Shakspeare so tief durchdrungen daß er ihr eine ganze Tragödie, den „Lear", widmete. Rietmann hebt Stellen über die Pietät hervor und findet hier den Uebergang zu den über Staat, Gesetz und Gesetzlosigkeit, Leidenschaften und Würde des Menschen bei Shakspeare vorkommenden Gedanken. Der Leser findet also hier eine Menge trefflicher Sprüche und Gedanken beisammen. Rietmann selbst aber bemerkt S. 11 daß ihm „der Stoff über den Kopf gewachsen sei", worin ein Zugeständniß liegt daß viele Stellen noch hätten angeführt werden können. Bei der Auswahl derselben muß Derjenige der einmal ein solches Unternehmen macht

nicht allein von dem Inhalte, sondern auch von der Form den Maßstab empfangen. Gegen den Inhalt hat Rietmann verstoßen, wenn er z. B. eine Stelle aus „Macbeth" in einem andern Sinne anführt als sie im Zusammenhange des Drama hat. Der Verfasser sagt S. 156:

> Unsere Zeit schlägt in kindischer Ungeduld und dünkelhaftem Trotze nach allen Seiten aus und will den lieben Gott aus dem Himmel werfen, wenn er den Wünschen ihres genußlechzenden Egoismus und ihrem zügellosen Entêtement nicht gleich entspricht oder zuvorkommt. Shakspeare weiß Nichts von dieser Schwäche oder vielmehr er bekämpft sie als unmännlich und unchristlich wo er kann:
>
> — — — Komme, was kommen mag,
> Die Stund' und Zeit durchläuft den rauhsten Tag.
> („Macbeth".)

Diese Verse welche „Macbeth" (Act 1, Scene 3) spricht waren in diesem Zusammenhange nicht anzuführen, denn aus Macbeth's Munde an der bezeichneten Stelle kommend sind sie keineswegs ein Ausdruck christlicher Ergebung. Einen Verstoß größerer Art hat der Verfasser in der Beurtheilung eines schönen Charakters gemacht. Shakspeare hat die Thorheiten und Träumereien des Communismus, welche schon zu seiner Zeit in manchen Köpfen ihren Spuk trieben, auf eine vortreffliche Weise gezeichnet, indem er im „Sturm" dem liebenswürdigen und gemüthvollen Gonzalo eine ironische und heiter-spöttische Lobpreisung communistischer Zustände in den Mund legt. Rietmann nimmt den Spott Gonzalo's als vollen Ernst und nennt den edeln Greis einen „Narren, ein faselndes Muster des blödsinnigsten Communismus" (S. 109). Wie las Rietmann seinen Shakspeare? Wenn er Gonzalo's Spott über communistische Thorheiten nicht merkte, so hätte er doch aus dem Drama diesen Mann anders kennen müssen, den Prospero einen edeln Neapolitaner (Act 1, Scene 3), einen wackern Mann (Act 3, Scene 3, vergl. Act 5, Scene 1) nennt, der sich des vertriebenen rechtmäßigen Herzogs annimmt und ihm aus Leutseligkeit Geräth und werthvolle Bücher gibt, der der Schuldlose unter Schuldigen ist (Act 3, Scene 3) und den Prospero zuletzt (Act 5, Scene 1) mit den Worten umarmt daß er ein Mann von ungemessener, unbegrenzter Ehre sei.

In der Gruppe der Shakspeare-Literatur die wir die historische nennen nimmt Gervinus beiweitem die erste Stelle ein. Das Werk dieses Mannes über Shakspeare hat einen verschiedenartigen Eindruck gemacht. Während es die Einen anstaunten als ein Werk das die Forschung über diesen Dichter auf lange Zeit hin unmöglich mache, konnte es von Andern (wie von Hettner: „Das moderne Drama", S. 24) als ein geistloser Absud alten Kohls bezeichnet werden. Gervinus brachte zu der Arbeit welche er über Shakspeare unternahm ausgezeichnete Vorzüge mit. Er besaß eine seltene Kenntniß der Literatur. Seine erstaunliche Belesenheit, die er in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" documentirt, hatte ihm in aller Literatur nur Einen gezeigt der mit Shakspeare rivalisiren durfte, den alten und ewig jungen Homer. Frühzeitig hatte er den Blick auf den englischen Dichter gerichtet, frühzeitig hatte die große Gestalt desselben die deutschen Dichter für ihn in tiefen Schatten geworfen; die unerbittliche Kritik mit welcher er auf dem Gebiete der deutschen Poesie waltete und die man oft kalt und ungerecht genannt hat, war ihm durch Shakspeare auferlegt worden, weil er „diesem Höchsten gegenüber eine theilweise Unbefriedigung auch von den ersten Leistungen unserer ersten heimischen Dichter nicht ganz verbergen konnte". Aber der strenge Mann wollte der Welt doch auch zeigen

> daß der kalte historische Darsteller doch auch an sich und von Natur eine angeborene und echte Freude habe an dichterischen Bestrebungen und Wettkämpfen, und daß es ein Speerfreund von Haus aus sein müsse, der sich so ganz darin gefiel dem «Speererschütterer» seine Rüstung abzunehmen und in ihrem echten ursprünglichen Glanze zu zeigen. (IV, 6.)

In seiner Begeisterung für Shakspeare war Gervinus überzeugt

> daß dieser Dichter nicht allein gelesen werden dürfe, sondern müsse, und zwar gelesen werden müsse mit der Genauigkeit mit der wir in der Schule gewöhnt werden die alten Classiker zu lesen, weil man sonst nicht einmal die äußere Schale, viel weniger den innern Kern erfasse. (I, 5.)

Mit dieser Gründlichkeit und Sorgfalt studirte Gervinus diesen Dichter selbst; er faßte den höchsten Gesichtspunkt der Erklärung auf und war bestrebt

> aus dem ganzen Sinne des Dichters den Sinn der Stücke, aus dem ganzen Sinne der Stücke den Sinn der Charaktere, aus dem ganzen Sinne der Charaktere ihre einzelnen Aeußerungen und Züge zu beurtheilen. (III, 339.)

Nach langer Vorbereitung, nach mancher harten Mühseligkeit forschender Arbeit schenkte er dann der Welt sein Werk unter dem stolzen Titel „Shakspeare", ich weiß nicht ob in dem stolzen Bewußtsein, den ganzen Shakspeare ganz und ungetheilt erklärt zu haben.

Die Eigenschaften durch welche Gervinus in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" ausgezeichnet ist, übertrug er auch auf seine Behandlung des Shakspeare. Eine genaue, umfangreiche und tiefgehende Kenntniß des Gegenstandes ist ihm eigen, und eine sorgfältige Lecture setzte ihn in den Stand viele Stellen richtiger aufzufassen als in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung geschehen ist. Er hat die Schriften der Engländer, welche zum historischen Verständniß Shakspeare's soviel beitragen, gründlich benutzt, und aus diesen Quellen sind manche Erklärungen geflossen, welche zur Einsicht in die Compositionsmethode Shakspeare's höchst werthvolle Beiträge liefern; wir verweisen, um nur ein Beispiel anzuführen, auf die Erklärung der lyrischen Stellen in „Romeo und Julie" (II, 3—6). Gervinus schrieb ferner sein Werk mit der Kritik eines Geschichtschreibers; nicht der ideelle Zusammenhang der Stücke untereinander gab ihm den Maßstab der Betrachtung, sondern die historische Folge der Entstehung. Die verschiedenen Perioden der Shakspeare'schen Dichtungsweise treten in seiner Methode klar und bestimmt hervor. Von dem gründlichen Kenner der Literatur hätten wir ein tieferes Eingehen auf die Poesie von Shakspeare zwar erwarten sollen, aber vielleicht ver-

mied Gervinus eine erschöpfendere Betrachtung absichtlich, um sich von dem Mittelpunkte seiner Forschung nicht zu weit zu entfernen. Wie er das Leben des Dichters mit seinen Dichtungen in Verbindung bringt und darstellt, ist vortrefflich; die Combinationen des Historikers sind nicht immer haltbar, aber oft sehr glücklich und belehrend, wie das Verhältniß lehren mag in welches Gervinus den Dichter zu seinem Lieblingshelden Heinrich V. gesetzt hat. Es mußte dem Historiker vorallem am Herzen liegen, nach dem persönlichen Charakter des Dichters, nach den schlechthin menschlichen Eigenschaften desselben zu forschen; und was Gervinus hierüber mitgetheilt hat (vergl. IV, 428—431) verdient große Beachtung. Eine unerlaßliche Eigenschaft des Historikers ist die psychologische Kenntniß, die Fähigkeit sich in die Charaktere gründlich zu vertiefen und ihr Wesen zu erfassen. Shakspeare's Charaktere bieten dem Psychologen den reichsten Stoff zum Denken dar; sie sind von verschiedenen Betrachtern immer verschieden aufgefaßt worden, und über manche gehen auch die Meinungen der Forscher noch weit auseinander; um von Rapp's Mishandlung der Desdemona nicht zu reden, wie verschieden ist über Ophelia geurtheilt worden, „sodaß die Einen eine brennende Granatblume im hellen Sonnenlichte sehen, wo die Andern das verborgene, keusche Kind stillen Waldesdunkels suchen" (Vischer, „Jahrbuch der Gegenwart", 1845, S. 365). Daher ist es nicht zu erwarten daß Gervinus das psychologische Verständniß sollte zum Abschluß gebracht haben; auch ist mit Recht gegen manche seiner Auffassungen starker Widerspruch, wie von Sievers, Palleske u. A., erhoben worden. Aber immer steht für Gervinus das Verdienst fest daß er die psychologische Einsicht in die Charaktere und das Ganze der Dramen wesentlich gefördert und den psychologischen Zusammenhang entdeckt hat, wo die Romantiker ihn leugneten. Wir dürfen auf das Einzelne nicht eingehen und verweisen deshalb beispielsweise auf die Abhandlung über „Was ihr wollt" oder auf die Entwickelung des Charakters Richard's II. oder Heinrich's V. Gervinus ist immer glücklich in der psychologischen Analyse, wo sie ohne tiefere ästhetische Einsicht möglich ist; er fehlt aber wo das psychologische Verständniß nicht ausreicht, sondern in dem ästhetischen seine Ergänzung finden muß. Es ist daher auch für eine historische Betrachtungsweise höchst charakteristisch daß er die Resultate seiner Betrachtung so oft durch Vergleichung zu erreichen sucht. Er vergleicht Shakspeare überhaupt mit andern Dichtern, mit den Alten, mit den deutschen, spanischen Dramatikern; er vergleicht Shakspeare mit Zeitgenossen, wie mit Bake, eine besonders unterrichtende Parallele; er vergleicht die verschiedenen Charaktere der Dramen untereinander und verschafft uns dadurch oft überraschende und feine Ansichten. Durch diese Vergleichung gelingt es ihm vollkommen seinem Dichter eine hohe, ja einzige Stellung in dem Gebiete der gesammten Poesie anzuweisen und seine bewundernde Liebe, wenn dies nöthig wäre, zu rechtfertigen. Diese Liebe ging, wie es scheint, mehr noch von der Bewunderung der hohen Sittlichkeit aus die er in Shakspeare's Dichtungen verkörpert sieht, als von der Begeisterung für die Schönheit dieser Dichtungen. Gervinus ist für diese Schönheit keineswegs verschlossen, aber er hat sie beiweitem nicht in der Weise uns zur Anschauung gebracht, wie man es von einer Arbeit die den ganzen Shakspeare zu erklären unternimmt erwarten darf und wie es überhaupt für Shakspeare erfoderlich ist.

Gervinus hat in seinem Werke an verschiedenen Stellen und insbesondere in seiner Schlußabhandlung Bemerkungen niedergelegt welche zum Verständniß des Poetischen von großer Wichtigkeit sind. Was er über den Unterschied Shakspeare's von den antiken Dramatikern, über die Einheiten, über Idealität u. s. w. sagt, ist höchst belehrend. Aber dessenungeachtet bleiben viele Fragen unerörtert, viele Wünsche unbefriedigt, auf deren Erfüllung die Freunde des Dichters sehnlich hofften. Gervinus verschmähte es, wie es scheint, die Forschungen der neuern Zeit über Kunst und Poesie zu benutzen. Wir wissen nicht daß er einen Solger oder Vischer angeführt oder die Resultate ihrer Forschungen in Anwendung gebracht hätte. Und doch wie viel hätte Gervinus von diesen Männern lernen können! Wie würde sich z. B. seine Ansicht von dem Komischen bei Shakspeare anders gestaltet haben, wie viel tiefer würde er in dieser Sphäre geworden sein! Was Gervinus, um einzelne Beispiele anzuführen, über einzelne komische Charaktere sagt, besonders über den Prototyp der neuern Komik, Falstaff, ist sehr unzureichend, weil der Verfasser nur historisch-moralisch, nicht specifisch-ästhetisch interpretirt. Wie wichtig eine psychologische Analyse der Shakspeare'schen Dramen ist, sie bildet doch nur eine Vorstufe für das höhere Verständniß der Composition. Aber wie wenig hat Gervinus über die Composition mitgetheilt was über das Bekannte hinausginge. Gervinus macht oft auf den Parallelismus der Handlungen aufmerksam, wodurch wie in „Lear" die Tragödie Shakspeare's sich so wesentlich von der antiken unterscheidet, er zeigt uns vortrefflich wie komische Partien eine „burleske Contrafactur" von ernsten sind; aber die letzten Gründe dieser Erscheinungen erfahren wir nicht; die vielerwähnte Erscheinung z. B. in Shakspeare's Tragödien, daß die komischen Partien, wie in „König Johann" und vorallem in „Heinrich IV.", eine so bedeutende Stelle einnehmen, ist von Gervinus nicht ästhetisch erklärt, wozu der Verfasser umsomehr sich aufgefodert fühlen mußte, da ja bei Shakspeare selbst in spätern Dramen diese Neigung zum komischen Intermezzo, wie fast ganz in „Macbeth" und „Cäsar", verschwindet. Um von den Fragen die von Gervinus unbeantwortet geblieben sind nur noch eine hervorzuheben, wir hätten gerade von ihm erwartet daß er über die Eigenthümlichkeit der poetischen Sprache Shakspeare's uns unterrichtet hätte; was er über dieselbe gelegentlich, z. B. über den italisirenden Stil in Shakspeare's ersten Stücken oder gegen eine prosaische Kritik (IV, 257) bemerkt, hält sich nur im Allgemeinen. Auf dieses Thema tiefer einzugehen scheint den Verfasser eine ästhetische Scheu abgehalten zu haben, denn er bemerkt

ausdrücklich, die poetische Schönheit der Sprache analysiren heiße sie zerstören. Aber er würde diese Schönheit nicht zerstört haben, wenn er zurückgehend auf die Grundgesetze der poetischen Sprache überhaupt die Eigenthümlichkeiten der Shakspeare'schen Sprache erörtert hätte, wozu eine Vergleichung namentlich mit der Sprache des antiken Drama der solideste Weg wäre. Wenn Gervinus von der Häufung der Metapher bei Shakspeare spricht (IV, 267), so hätte man meinen sollen er werde hier diese eigenthümliche Fülle und Schönheit aus dem Grunde der modernen Poesie erklären und seinen Dichter gegen den von ihm erwähnten Tadel rechtfertigen; aber er geht flüchtig über diesen wichtigen Gegenstand hin, er erörtert nicht was der Dichter für seine Weltanschauung und dadurch für seine Sprache aus der Romantik des Mittelalters gewann und aus der Tiefe des protestantischen Geistes, welcher der romantischen Fülle seiner Anschauungen und Bilder erst das markige, energische Gepräge verleiht.

Was die romantische Fülle in Shakspeare überhaupt betrifft, so scheint es als wenn Gervinus dafür zu wenig Sinn besäße, als ob Nüchternheit und Reflexion dem ernsten Manne hier das Verständniß verschlösse. Es ist eine Eigenthümlichkeit in dem Werke von Gervinus, daß unsere deutschen Romantiker mit alleiniger Ausnahme Schlegel's, dessen Gedanken zuweilen benutzt sind, vor dem strengen Auge des historischen Kritikers keine Gnade finden, und daß er Tieck fast nur anführt, um die Ansichten desselben herbe abzuweisen. Und doch wenn sich dergleichen lernen läßt, hätte Gervinus von Tieck lernen können mit Shakspeare zu phantasiren. Wie viel Irrthümliches Tieck auch über Shakspeare gesagt haben mag, für das Wunderbare, Geheimnißvolle, Phantastische, Musikalische hatte er einen herrlichen Sinn; er legte auf diese Eigenschaften Shakspeare's vielleicht einen ebenso großen Werth als Gervinus einen geringen. Daraus erklären wir es daß die Abhandlungen über diejenigen Lustspiele in welchen der romantisch-phantastische Charakter der Shakspeare'schen Dichtung, das Märchenhafte, die germanische Mythologie vorherrscht, uns am wenigsten befriedigt haben. Gervinus zeigt uns in diesen Lustspielen den psychologischen Zusammenhang, wie in „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt", „Sturm" und andern Stücken; dies ist um so dankenswerther als die Romantiker zu weit gingen wenn sie diesen Zusammenhang leugneten und Willkür fanden wo Gesetzmäßigkeit ist; aber die Erörterungen über diese Stücke lassen uns wenig oder Nichts ahnen von dem romantischen Dufte der über der reizenden Landschaft dieser Dichtung lagert; und sie stimmen den Leser fast gerade so nüchtern als uns die Stücke selbst durch die Fülle der phantasiereichsten Situationen, durch die überströmende Lust des Humors und die musikalische Anmuth hinreißen und bezaubern. Wir glauben daher daß Gervinus zuweilen den großen Dichter zu einem kühlen Moralisten gemacht habe. Wir erwähnen es zuletzt noch als ein großes Verdienst daß Gervinus die sittliche Bedeutung der Shakspeare'schen Poesie so bedeutend hervorgehoben und oft so vortrefflich erörtert hat; es ist gewiß daß es eine falsche, vermeintliche Schönheit ist, der als Opfer die Sittlichkeit gebracht wird; wir verwerfen Gedichte aus denen die Lüsternheit des Satyrs meckert, wie aus so vielen Heine's, oder „geile Grazien" reden, wie aus so manchen Wieland's; aber es darf bei der Betrachtung der Poesie nicht vergessen werden daß der Dichter ein unmittelbares Wohlgefallen hat an der Gestalt, an der schönen oder interessanten Situation, daß er dichtet der Phantasie gehorchend und der Schönheit huldigend. Gervinus macht Shakspeare oft stark zu einem moralisirenden Lehrer. Oder ist dies nicht der Fall, wenn er meint, Shakspeare habe im „Kaufmann von Venedig" das Verhältniß zum Besitze darstellen wollen. Wir schweigen von andern Beispielen. Es ist bekannt daß das Werk von Gervinus eine große Popularität erlangt hat. Der Standpunkt desselben und der übrige bedeutende Werth des Werks brachte dies mit sich, und die Klarheit der Darstellung und der gleichmäßige Fluß einer kühlen Eleganz mögen das Ihrige beigetragen haben.

Eine solche einheitsvolle Behandlung finden wir nicht in dem Werke von E. Vehse: „Shakspeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter" (2 Bde, Hamburg 1851). Der Verfasser geht, wie es scheint, von verschiedenen Standpunkten aus und schreibt für ein verschiedenes Publicum. Ein mal bemerkt er ausdrücklich (II, 4), er habe in seinem Werke gesagt „was Gervinus in vier dicken Bänden nicht gesagt habe", und mit seiner Hauptansicht, die er II, 4 wiederholt, will er Ulrici widerlegen. Dann aber erklärt er wieder (II, 5), „seine Methode auch im Luftreiche der schönen Geister sei: Jedermann nach seinem Humor!" So hat denn sein Werk ein mal einen wissenschaftlichen, dann wieder nach des Verfassers eigenem Bekenntniß (II, 5) einen „dilettantischen" Charakter. Das Verhältniß des Verfassers zu Ulrici brauchen wir nicht weiter zu erörtern, da Ulrici selbst in der „Allgmeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" (August 1852) sich ausgesprochen und dem Verfasser gezeigt hat daß die Auffassungen desselben keineswegs so neu sind. Was Vehse in seinem ersten Capitel über Shakspeare's Protestantismus mittheilt ist zwar auch nicht neu, denn wie sehr das Princip des Protestantismus in Shakspeare thätig gewesen ist hat Julian Schmidt in seiner „Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und Revolution", I, 69—134) mit großer Tiefe erwiesen. Ebenso sind manche Bemerkungen Vehse's Denjenigen nicht neu welche mit Vischer's Schriften bekannt sind. Vehse hat indessen Manches geistreich und treffend, namentlich populair ausgesprochen, und seine Darstellung ermüdet nur dadurch daß er dieselben Gedanken zu oft wiederholt. Wo er von Shakspeare's religiösem Glauben spricht, den er als den Glauben des biblischen Christenthums bezeichnet, trifft er nach unserer Ansicht, die wir schon bei Gelegenheit des Birch'schen Buchs geäußert haben, durchaus das Richtige. Das Capitel „Die Kunst der Shakspeare'schen Charakteristik und seine Hauptbedeutung als

mied Gervinus eine erschöpfendere Betrachtung absichtlich, um sich von dem Mittelpunkte seiner Forschung nicht zu weit zu entfernen. Wie er das Leben des Dichters mit seinen Dichtungen in Verbindung bringt und darstellt, ist vortrefflich; die Combinationen des Historikers sind nicht immer haltbar, aber oft sehr glücklich und belehrend, wie das Verhältniß lehren mag in welches Gervinus den Dichter zu seinem Lieblingshelden Heinrich V. gesetzt hat. Es mußte dem Historiker vorallem am Herzen liegen, nach dem persönlichen Charakter des Dichters, nach den schlechthin menschlichen Eigenschaften desselben zu forschen; und was Gervinus hierüber mitgetheilt hat (vergl. IV, 428—431) verdient große Beachtung. Eine unerlaßliche Eigenschaft des Historikers ist die psychologische Kenntniß, die Fähigkeit sich in die Charaktere gründlich zu vertiefen und ihr Wesen zu erfassen. Shakspeare's Charaktere bieten dem Psychologen den reichsten Stoff zum Denken dar; sie sind von verschiedenen Betrachtern immer verschieden aufgefaßt worden, und über manche gehen auch die Meinungen der Forscher noch weit auseinander; um von Rapp's Mishandlung der Desdemona nicht zu reden, wie verschieden ist über Ophelia geurtheilt worden, „sodaß die Einen eine brennende Granatblume im hellen Sonnenlichte sehen, wo die Andern das verborgene, keusche Kind stillen Waldesdunkels suchen" (Vischer, „Jahrbuch der Gegenwart", 1845, S. 365). Daher ist es nicht zu erwarten daß Gervinus das psychologische Verständniß sollte zum Abschluß gebracht haben; auch ist mit Recht gegen manche seiner Auffassungen starker Widerspruch, wie von Sievers, Palleske u. A., erhoben worden. Aber immer steht für Gervinus das Verdienst fest daß er die psychologische Einsicht in die Charaktere und das Ganze der Dramen wesentlich gefördert und den psychologischen Zusammenhang entdeckt hat, wo die Romantiker ihn leugneten. Wir dürfen auf das Einzelne nicht eingehen und verweisen deshalb beispielsweise auf die Abhandlung über „Was ihr wollt" oder auf die Entwickelung des Charakters Richard's II. oder Heinrich's V. Gervinus ist immer glücklich in der psychologischen Analyse, wo sie ohne tiefere ästhetische Einsicht möglich ist; er fehlt aber wo das psychologische Verständniß nicht ausreicht, sondern in dem ästhetischen seine Ergänzung finden muß. Es ist daher auch für eine historische Betrachtungsweise höchst charakteristisch daß er die Resultate seiner Betrachtung so oft durch Vergleichung zu erreichen sucht. Er vergleicht Shakspeare überhaupt mit andern Dichtern, mit den Alten, mit den deutschen, spanischen Dramatikern; er vergleicht Shakspeare mit Zeitgenossen, wie mit Bake, eine besonders unterrichtende Parallele; er vergleicht die verschiedenen Charaktere der Dramen untereinander und verschafft uns dadurch oft überraschende und feine Ansichten. Durch diese Vergleichung gelingt es ihm vollkommen seinem Dichter eine hohe, ja einzige Stellung in dem Gebiete der gesammten Poesie anzuweisen und seine bewundernde Liebe, wenn dies nöthig wäre, zu rechtfertigen. Diese Liebe ging, wie es scheint, mehr noch von der Bewunderung der hohen Sittlichkeit aus die er in Shakspeare's Dichtungen verkörpert sieht, als von der Begeisterung für die Schönheit dieser Dichtungen. Gervinus ist für diese Schönheit keineswegs verschlossen, aber er hat sie beiweitem nicht in der Weise uns zur Anschauung gebracht, wie man es von einer Arbeit die den ganzen Shakspeare zu erklären unternimmt erwarten darf und wie es überhaupt für Shakspeare erfoderlich ist.

Gervinus hat in seinem Werke an verschiedenen Stellen und insbesondere in seiner Schlußabhandlung Bemerkungen niedergelegt welche zum Verständniß des Poetischen von großer Wichtigkeit sind. Was er über den Unterschied Shakspeare's von den antiken Dramatikern, über die Einheiten, über Idealität u. s. w. sagt, ist höchst belehrend. Aber dessenungeachtet bleiben viele Fragen unerörtert, viele Wünsche unbefriedigt, auf deren Erfüllung die Freunde des Dichters sehnlich hofften. Gervinus verschmähte es, wie es scheint, die Forschungen der neuern Zeit über Kunst und Poesie zu benutzen. Wir wissen nicht daß er einen Solger oder Vischer angeführt oder die Resultate ihrer Forschungen in Anwendung gebracht hätte. Und doch wie viel hätte Gervinus von diesen Männern lernen können! Wie würde sich z. B. seine Ansicht von dem Komischen bei Shakspeare anders gestaltet haben, wie viel tiefer würde er in dieser Sphäre geworden sein! Was Gervinus, um einzelne Beispiele anzuführen, über einzelne komische Charaktere sagt, besonders über den Prototyp der neuern Komik, Falstaff, ist sehr unzureichend, weil der Verfasser nur historisch-moralisch, nicht specifisch-ästhetisch interpretirt. Wie wichtig eine psychologische Analyse der Shakspeare'schen Dramen ist, sie bildet doch nur eine Vorstufe für das höhere Verständniß der Composition. Aber wie wenig hat Gervinus über die Composition mitgetheilt was über das Bekannte hinausginge. Gervinus macht oft auf den Parallelismus der Handlungen aufmerksam, wodurch wie in „Lear" die Tragödie Shakspeare's sich so wesentlich von der antiken unterscheidet, er zeigt uns vortrefflich wie komische Partien eine „burleske Contrafactur" von ernsten sind; aber die letzten Gründe dieser Erscheinungen erfahren wir nicht; die vielerwähnte Erscheinung z. B. in Shakspeare's Tragödien, daß die komischen Partien, wie in „König Johann" und vorallem in „Heinrich IV.", eine so bedeutende Stelle einnehmen, ist von Gervinus nicht ästhetisch erklärt, wozu der Verfasser umsomehr sich aufgefodert fühlen mußte, da ja bei Shakspeare selbst in spätern Dramen diese Neigung zum komischen Intermezzo, wie fast ganz in „Macbeth" und „Cäsar", verschwindet. Um von den Fragen die von Gervinus unbeantwortet geblieben sind nur noch eine hervorzuheben, wir hätten gerade von ihm erwartet daß er über die Eigenthümlichkeit der poetischen Sprache Shakspeare's uns unterrichtet hätte; was er über dieselbe gelegentlich, z. B. über den italisirenden Stil in Shakspeare's ersten Stücken oder gegen eine prosaische Kritik (IV, 257) bemerkt, hält sich nur im Allgemeinen. Auf dieses Thema tiefer einzugegen scheint den Verfasser eine ästhetische Scheu abgehalten zu haben, denn er bemerkt

in der deutschen Shakspeare-Literatur ausfüllen, da Ulrici's Werk rein wissenschaftlich und Gervinus, wenn auch populairer, für ein größeres Publicum zu umfangreich ist. Aber um dies zu erreichen hätte Vehse vorallem seinem Werke eine andere Form geben müssen, hätte er hinsichtlich der stilistischen Darstellung ungleich größere Sorgfalt anwenden müssen. Die Abrundung zum Ganzen fehlt durchaus. Zuweilen wollte es uns vorkommen als ob Vehse blos seine Excerpte und Studien unverarbeitet hätte drucken lassen. Die Ungleichmäßigkeit der stilistischen Darstellung wird schon dadurch hervorgerufen daß Vehse von den verschiedenartigsten Schriftstellern zuweilen seitenlange Stellen mittheilt; so haben Börne, Schiller, Goethe, Rapp, Schlegel, das „Morgenblatt", Lessing, Ulrici, Vischer, Pope, Coleridge, Jean Paul u. A. ihr Contingent zu Vehse's Arbeit beisteuern müssen. Außerdem wird derselbe Gedanke namentlich in den einleitenden Capiteln des ersten Bandes ermüdend oft wiederholt und die Satzbildung des Verfassers schwankt oft zwischen Lockerheit und Unbeholfenheit. Der einzelne Ausdruck ist oft nachlässig, trivial, ja zuweilen unedel. Der Verfasser rühmt es als sein Verdienst daß er die von ihm mitgetheilten Stellen selbst übersetzt habe. Es versteht sich zwar von selbst daß ein Mann der über Shakspeare schreibt den Dichter in seiner eigenen Sprache liest, aber der Verfasser durfte vielleicht deshalb seine englischen Studien mit Recht hervorheben, weil es in Deutschland auch Leute gibt die über Shakspeare schreiben, obwol sie ihn nur aus Uebersetzungen kennen. Indessen hätte Vehse doch besser gethan die von ihm angezogenen Stellen in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung mitzutheilen, da seine eigenen Uebersetzungen größtentheils mislungen sind. Der Verfasser bildet Jamben die keine Metrik gutheißen kann, die Härten und Gezwungenheiten sind in Ueberfülle vorhanden und die Fehler der frühern Uebersetzungen nicht immer vermieden.

Indem wir zu der dritten Gruppe der deutschen Shakspeare-Schriftsteller übergehen, die wir als die philologische bezeichnen, bemerken wir mit Bedauern daß im Verhältniß zu den Erläuterungsschriften anderer Gattung die Summe der philologischen außerordentlich klein ist. Die verschiedenen Uebersetzungen zu prüfen liegt nicht in unserer Absicht; in denen welche wir kennengelernt haben ist die Schlegel'sche Uebersetzungskunst selten erreicht, noch weniger übertroffen. Mit Recht ist die Schlegel'sche Uebersetzung als ein Nationalschatz bezeichnet worden; und eine Anzahl von Männern hat bereits Beiträge geliefert, um die in dieser Uebersetzung noch vorhandenen Fehler zu verbessern, sie überhaupt von den ihr noch anhaftenden Mängeln zu reinigen. Auf dem Gebiete dieser höchst anerkennungswerthen Bestrebungen, welche mit der Interpretation Shakspeare's zusammenfallen, sind Aßmann, Hagena, Struve (in dem trefflichen Programm „Studien zu Shakspeare's Heinrich IV.", Kiel 1851), Heussi, Breier, Francke, Delius zu nennen, deren Beiträge zum Theil in Herrig's „Archiv für neuere Sprachen" stehen. Leider ist von den Berichtigungen selbst auch in die neueste Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung Nichts übergegangen. Wir wollen diese Bemerkung durch ein paar Beispiele erhärten. Die Worte in dem reizenden Gespräch Lorenzo's mit Jessica („Kaufmann von Venedig", Act 5, Scene 1):

> Soft stillness and night
> Become the touches of sweet harmony;

übersetzt Schlegel fehlerhaft:

> Sanfte Still' und Nacht,
> Sie werden Tasten süßer Harmonie;

während es heißen muß:

> Sanfte Still' und Nacht
> Sind hold den Hauchen süßer Harmonie.

(Vergl. „An evening-hour with Shakspeare", S. 19.) Aus den Stellen deren richtiges Verständniß Gervinus eröffnet hat erinnere ich nur an „Romeo und Julie" (Act 3, Scene 2), wo die Worte aus Juliens Monolog „That run-away's eyes may wink" in der Schlegel'schen Uebersetzung noch immer nicht richtig aufgefaßt sind. Man vergleiche ferner die mangelhafte Tieck'sche Uebersetzung der Stelle in „Maß für Maß" (Act 3, Scene 2) mit der richtigen Auffassung welche Gervinus (III, 148) gegeben hat. Wieweit die Tieck'schen Uebersetzungen der Verbesserung bedürftig sind, hat Simrock im „Macbeth" bewiesen, einer höchst beachtenswerthen Arbeit, obgleich uns Simrock in den Foderungen die er an die Wortstellung macht zu weit zu gehen scheint.

Von den Ausgaben welche zum Bedürfniß der Schule veranstaltet sind, heben wir die Arbeiten Francke's (insbesondere „Hamlet") hervor, in denen die Anmerkungen ein sorgfältiges und tief eingehendes Studium des Dichters verrathen und zum Verständniß desselben sehr förderlich sind.

Zur sprachlichen Erklärung des Dichters hat Delius wesentlich beigetragen, sowol durch seine Schrift „Die Tieck'sche Shakspeare-Kritik", in welcher viele Stellen richtiger und treffender erläutert sind, als auch durch seine Studien über einzelne Dramen, die er in Herrig's „Archiv" mittheilte und welche für den Forscher von großem Werthe sind. Bereits durch die Ausgabe des „Macbeth" (Bremen 1841), nach welcher Simrock seine Uebersetzung veranstaltete, hat sich Delius um die Kritik Shakspeare's Verdienste erworben, er erhöhte die Bedeutung derselben durch sein „Shakspeare-Lexikon" (Bonn 1852). In diesem wichtigen Werke hat Delius den ganzen Shakspeare'schen Sprachschatz zusammengestellt und dadurch das Studium des Dichters sehr wesentlich erleichtert. Das Werk enthält außer dem speciellen Lexikon eine Reihe von Anmerkungen zu sämmtlichen Stücken welche sehr beachtenswerth sind. Bei jedem Stück beginnen die Anmerkungen mit einer kurzen Einleitung, in welcher das Entstehungsjahr des Drama und die Quelle aus welcher der Dichter schöpfte angegeben ist, wozu dann noch Bemerkungen über das Versmaß folgen. Mit diesen letztern ist die kurze, aber treffliche Uebersicht zu vergleichen, welche Delius in der Ein-

leitung S. xiv—xvi über die Perioden der Shakspeare'schen Dichtung namentlich in Rücksicht auf das Metrum gegeben hat. Ein besonderer Vorzug der Anmerkungen ist, daß Delius bei denjenigen Stücken von welchen wir von des Dichters eigener Hand zwei Bearbeitungen besitzen, auf die frühere unvollkommenere vergleichend zurückblickt. So theilt er S. 168 eine Scene aus der ersten Ausgabe von „Romeo und Julie" (Act 2, Scene 5) mit, welche eine Anschauung gibt mit welcher Sorgfalt bis ins feinste Detail hinein Shakspeare sein früheres Stück umgearbeitet. So benutzt er den Umstand daß in der Ausgabe des „Hamlet" von 1603 Polonius Corambis und Reynaldo Montano genannt wird, zur Befestigung der Ueberzeugung daß wir durch Shakspeare selbst zwei Bearbeitungen des „Hamlet" besitzen. Dieselbe Ansicht hat auch Knight, wie wir früher mitgetheilt haben, während Collier („The works of W. Shakspeare", I, CLXXVII) sie bestreitet. Die Ausgabe des „Hamlet" von 1603, die erste Bearbeitung des Dichters selbst nach Knight's und Delius' Annahme, ist auch in Deutschland bei Ernst Fleischer in Leipzig 1825 gedruckt worden. Es gibt aber keinen sicherern und solidern Weg zur Einsicht in die künstlerischen Absichten des Dichters zu gelangen, als die Vergleichung solcher Bearbeitungen. Der Werth den die von Delius gegebenen Anmerkungen ferner haben ist in kritischer und exegetischer Hinsicht sehr bedeutend. Da die Anmerkungen als eine Ergänzung des Lexikon anzusehen sind, können wir mit Delius nicht rechten daß das Lexikon eine so große Kürze einhält, ja es ist diese Kürze, insofern sie alle unnütze und weitschweifige Gelehrsamkeit vermeidet, als ein Vorzug des Lexikon zu bezeichnen. Wenn wir daher die Wünsche mittheilen die uns bei dem Gebrauche des Lexikon aufsteigen, so möge der treffliche Forscher in denselben nichts Anderes sehen als einen Beweis des lebhaften Antheils den wir an seinem Werke nehmen. Der Verfasser erklärt in den Anmerkungen zuweilen schwierige Sprüchwörter (vergl. die treffliche Auslegung der Worte in „Romeo und Julie" [Act 1, Scene 4]: „For I am proverb'd with a grandsire-phrase", S. 164); wir wünschten er hätte dies noch öfter gethan und die kurzen Erklärungen gleich ins Wörterbuch angenommen; so hätte er unter Fox die sprüchwörtliche Wendung Falstaff's: „To wake a wolf, is as bad as to smell a fox" („Henry IV.", Theil 2, Act 1, Scene 2), mit kurzer Erläuterung geben können, obgleich solche Erläuterungen für Denjenigen weniger nöthig sind dem das „Glossary" von Nares zugebotesteht. Wir wünschten ferner daß der Verfasser mit der Erklärung der Wortspiele und des bildlichen Ausdrucks freigebiger gewesen wäre, soweit derselbe mit der lexikalischen Bedeutung der Wörter zusammenhängt. Leider verbietet uns der Raum hier auf Einzelheiten einzugehen. Unter allen Umständen hat Delius durch sein Werk den größten Anspruch auf den Dank Derer welche Shakspeare zum Gegenstande des Studiums machen.

Von zwei kleinern Schriften von Delius behandelt die eine das Theaterwesen zu Shakspeare's Zeit, in der andern: „Der Mythus von W. Shakspeare" (Bonn 1851), weist er mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit viele von den sagenhaften Erzählungen als unbegründet zurück, welche Shakspeare's Leben und Charakter verunstalten. In dieser Thätigkeit war ihm in England bereits Knight vorangegangen. Die ganze Geschichte von Shakspeare's Wilddiebstahl und seinem Verhältniß zu Sir Thomas Lucy schrumpft durch diese Kritik zu einem Nichts zusammen. Shakspeare's Verhältniß zu seiner Gattin erscheint in einem ganz andern Lichte. Auf Knight's Forschungen gestützt, weist Delius nach, wie grundlos es war von Shakspeare's Misverhältniß zu seiner Frau zu reden und als Beweis dafür den Umstand anzuführen, daß Shakspeare derselben in seinem Testamente Nichts als sein „zweitbestes Bett mit dem Bettzeug" vermacht habe. Dieses Vermächtniß war keine Kränkung von Seiten Shakspeare's, „kein letztes Geständniß seiner Abneigung gegen die Gefährtin seines Lebens", es war ein „freundliches Erinnerungsgeschenk", da nach Knight's Beweisen, die er aus englischen Gesetzen und dem Wortlaut anderer gleichzeitiger Testamente geführt hat, Shakspeare nur aus dem Grunde seiner Frau Nichts weiter vermachte, „weil ihr Anrecht auf ein bestimmtes Witthum, auf den Nießbrauch der Einkünfte aus seinem Grundbesitz sich von selbst verstand" (S. 34). Wir haben die treffliche Schrift von Delius mit der Freude gelesen, die man immer empfindet, wenn man die düstern Nebel die sich um den Ruf einer geliebten Person lagern zerstreut sieht. Auch die Annahme daß wir in den Sonetten eine Autobiographie Shakspeare's besitzen, ist von Delius erschüttert worden (S. 30), obgleich uns Delius nicht vollständig überzeugt hat. Delius sagt S. 31:

> Die Sonette schildern uns die Liebe, die Eifersucht, die Freundschaft, die Reue, alle die Regungen des menschlichen Herzens in ihrer unmittelbaren Wahrheit, aber nicht speciell William Shakspeare's Liebe, Eifersucht, Freundschaft und Reue, nicht die Regungen in William Shakspeare's eigenem Herzen.

Die letzte Wendung scheint uns sehr gewagt und wir bezweifeln stark die Wahrheit ihres Inhalts. Gerade das dichterische Gemüth ist für alle Empfindungen geistiger wie sinnlicher Art mehr als jeder Andere zugänglich, und Shakspeare wäre der einzige unter allen Dichtern der nicht wirkliche Erfahrungen der Art gemacht hätte, wie er sie in den Sonetten schildert. Wir halten daher die Frage, wieweit Shakspeare in seinen Sonetten Bekenntnisse über Selbsterlebtes gab, durch Delius' Erklärung nicht für erledigt und verweisen noch auf Ulrici's Aufsatz über Shakspeare's Persönlichkeit (vergl. Nr. 105 d. Bl. f. 1851) und auf Kühne's Arbeit: „Shakspeare als Mensch und als Lyriker" (in dem Werke: „Männliche und weibliche Charaktere"). Im Uebrigen ist die Schrift von Delius eine höchst wohlthuende, und wie es sich auch mit den Sonetten verhalten mag, der Satz mit welchem Delius schließt behält seine Wahrheit:

> In Shakspeare's Werken haben wir sein Leben nicht im

Sinne der biographischen Interpreten, sondern in dem Sinne daß wir uns im Anschauen solcher Wunder des Geistes sagen: Es lebte ein William Shakspeare, der diese Werke schrieb, und von dem Verfasser dieser Werke läßt sich nie groß genug denken. *)

Karl Konrad Hense.

Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht. **)

Die Begriffe, sofern sie lautlich dargestellt gedacht werden, heißen Bedeutung; die Begriffe werden bei allem Denken in einer gewissen Beziehung zueinander gedacht. In der Art und Weise wie Bedeutung und Beziehung lautlich ausgedrückt werden, beruht das Wesen der Sprache. Es kann möglicherweise blos die Bedeutung ausgedrückt und die Beziehung lautlich ganz übergangen werden, aber sie fehlt nie ganz, der Bedeutungslaut muß dann durch Stellung im Satze, durch den Ton u. A. in eine bestimmte Beziehung gesetzt werden. Es gibt Sprachen welche nur die Bedeutung, nicht aber die Beziehung lautlich ausdrücken, es sind die einsilbigen Sprachen, vor allen das Chinesische. Wird ferner die Beziehung durch Laute ausgedrückt die lose an den unveränderten Bedeutungslaut angehängt werden, sodaß die Wurzel innerlich unveränderlich bleibt, so erhalten wir die zweite Classe der Sprachen, die agglutinirenden (anleimenden), zu der die meisten Sprachen gehören. Die dritte Classe bilden die flectirenden Sprachen, in der Bedeutung und Beziehung ihren lautlichen Ausdruck erhalten, die Wurzel von innen heraus verändert wird.

In der geschichtlichen Zeit geht es mit den Sprachen abwärts; beim ersten Dämmern der Geschichte finden wir die Sprache schon fertig, die Sprachbildung fällt vor die Geschichte; erst wenn ein Volk seine Sprache vollendet hat, vermag es in die Geschichte einzutreten. Aber in jener vorgeschichtlichen Zeit der Sprachentwickelung finden wir als das Ursprünglichste die Einsilbigkeit, die sich noch in den Wurzeln zeigt, dann die Agglutination, endlich die Flexion; aber nicht alle Sprachen haben die drei Stufen durchgemacht, einige erstarrten schon auf der ersten, andere auf der zweiten Stufe. Auch im Verfall der Sprachen zeigt sich Regel. Je freier sich der Geist entfaltet, desto mehr entzieht er sich dem Laute, die Flexionen schleifen sich ab, alles irgend Entbehrliche fällt weg, die physischen Gesetze der Lautorgane erhalten das Uebergewicht über die ursprüngliche Bedeutsamkeit der einzelnen Lautelemente. Völker die eine reiche Geschichte gehabt haben in sprachlicher Beziehung verloren, andere die außer dem Bereich der Geschichte geblieben haben ihre Sprache fast in ihrer Ursprünglichkeit erhalten.

Bei der Betrachtung und Vergleichung der Sprachen kommt es auf das Wesen der Sprache an, das ist die Art und Weise wie Bedeutung und Beziehung lautlich ausgedrückt werden; die Grammatik, nur die grammatische Beschaffenheit einer Sprache entscheidet über ihre Verwandtschaft mit andern, blos lexikalische Uebereinstimmung zweier Sprachen ohne grammatische beweist Nichts; zahlreiche Entlehnungen können stattgefunden haben, ohne das wahre Verhältniß der Sprache selbst zu ändern, wie das Englische trotz aller aufgenommenen romanischen und celtischen Wörter eine durchaus germanische Sprache ist. Bisweilen ist auch der Einfluß fremder Sprachen nicht blos auf das Lexikalische, sondern auch auf Lauteigenthümlichkeiten ausgedehnt, ohne daß ebenfalls die so ähnlichen Sprachen näher miteinander verwandt wären. Ob alle Sprachen von einer Muttersprache abstammen oder ob die Uebereinstimmung in ihnen nur auf eine Uebereinstimmung der menschlichen Natur überhaupt schließen lasse, darüber läßt sich Nichts entscheiden.

Alle europäischen Sprachen mit Ausnahme des Baskischen haben in Asien Verwandte und bestätigen damit die Annahme der Bevölkerung Europas von Asien her. Der flectirende indogermanische Sprachstamm erstreckt sich vom Ganges bis nach Island, der andere flectirende Sprachstamm, der semitische, hat in Europa nur Reste in dem arabischen Dialekt der Insel Malta. Der tatarische (agglutinirend) Sprachstamm erstreckt sich vom äußersten Osten und Norden Asiens (Tungusen, Mongolen, türkische Familie) und hat sich durch die Türken von Süden her nach Europa verbreitet; im Norden herrscht die finnische Abtheilung dieses Sprachstamms in den Samojeden, Finnen, Esthen, Lappen, es gehört dazu das isolirte Magyarische. Nur der äußerste Westen Europas steht mit dem Baskischen in keiner Verbindung mit den asiatischen Sprachstämmen, und ähnlich steht der äußerste Süden und Südosten Asiens, die Sprachen von Dekan, Hinterindien, Tibet, das Malayische, Chinesische in keinem Verhältniß zu den europäischen Sprachen. Zu den Sprachen Afrikas und der Neuen Welt haben die europäischen Sprachen keine Berührung.

Die sprachlichen Abtheilungen fallen nicht durchaus mit den körperlichen Verschiedenheiten, den sogenannten Racen, zusammen, wie z. B. der mit dem Magyaren sprachlich nahverwandte Lappe einen wesentlich verschiedenen körperlichen Typus hat. Diese Erscheinung erklärt man aus dem Einflusse klimatischer Verhältnisse und der Lebensweise.

Manche jetzt untergegangene Sprachen sind nur dem Namen nach todt, leben aber in veränderter Gestalt fort, wie das Latein und das Griechische in den romanischen Sprachen und dem Neugriechischen, andere, z. B. das Preußische, sind ganz verdrängt und wirklich ausgestorben.

In Europa haben wir kein Beispiel einer einsilbigen Sprache. Ein solches ist unter den asiatischen Sprachen das Chinesische. Diese Sprache besteht aus lauter einsilbigen Wörtern, die mit einem Consonanten anlauten und auf einen Vocal enden. Consonantengruppen kennt sie nicht, manche Consonanten fehlen, so r, d, b. Es kommen im Ganzen 480 Lautverbindungen vor, die aber durch die verschiedenen Betonungen vermehrt werden; doch bleibt der Wortvorrath ein sehr geringer. Der Zusammenhang muß immer die Bedeutung an die Hand geben; jede Silbe ist sehr vieldeutig. Daher gibt es keine Buchstabenschrift, sondern die Schrift war ursprünglich eine reine Bilderschrift, für jede Bedeutung ein besonderes Zeichen, daher wohl verständlich, weshalb Jemand sehr gut eine Schrift verstehen kann, ohne ein Wort lesen zu können. Der Schriftzeichen sind 50,000, die perpendiculair untereinander gesetzt werden, theils reine Bilder, also Begriffs- und Lautzeichen zugleich, theils Schriftcharaktere, d. i. Zeichen die aus einem Lautzeichen und einem Begriffszeichen zusammengesetzt sind; das eine Zeichen ist nämlich so vieldeutig daß ein anderes dazugefügt werden muß, um ihm einen bestimmten Begriff zu geben. Die Redetheile sind gar nicht gesondert, es gibt keine Formenlehre, die Grammatik ist nur Syntax; Genus, Numerus, Casus u. s. w. werden durch gewisse Substantive bezeichnet, Passiv und Activ unterscheiden sich nur durch die Stellung oder ersteres wird umschrieben.

Zweite Classe: Agglutinirende Sprachclasse. Agglutination ist das lose Anfügen der Beziehungslaute an den Bedeutungslaut; nach Humboldt unterscheidet man bei derselben die Einverleibung, wenn in dem Anfügen an den Bedeutungslaut die Grenzen der bloßen Beziehung überschritten, sogar selbständige Bedeutungslaute der Verbalwurzel zugesetzt und so ein ganzer Satz in ein Wort zusammengefaßt wird. Die Bedeutung des Verbums überwiegt dann die des Nomens und das Verbum nimmt zuweilen nicht blos das regierende und regierte Pronomen, sondern ganze Nomina in den Schoos seiner Beugung

*) Den dritten und letzten Artikel bringen wir im December.

D. Red.

**) Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht. Von A. Schleicher. Bonn, König. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

auf. Zu diesen einverleibenden Sprachen gehören vor allen die amerikanischen, unter den europäischen die baskische.

A. Agglutinirende Sprachen im engern Sinne. 1) Tatarischer Sprachstamm, die Familie der Türken, Mongolen und Finnen; ihre Heimat ist die Altaikette. Die höchste Stufe unter ihnen nimmt die finnische, die Suomi-Sprache ein, die sich schon dem Wesen der Flexion nähert, die tiefste das Mandschu. In diesen Sprachen duldet die Wurzel nie von vorn Zusätze; ferner geht das Regierte stets dem Regierenden, z. B. das Object dem Verbum voraus; Präpositionen gibt es nicht, sondern nur Postpositionen; endlich müssen sich die Vocale der Beziehungssilben nach denen der Bedeutungslaute richten. Die östliche Abtheilung des Stamms umfaßt das Tungusische (wozu das Mandschu gehört), das Mongolische und Türkische, die westliche die finnischen oder tschudischen Sprachen.

Das Tungusische ist nicht in Europa vertreten, das Mongolische oder Kalmükische bei den Horden an den Wolgamündungen. Die Schrift hat 7 Vocale und 17 Consonanten, der Consonant ist immer mit dem Vocal zusammengefaßt, sie hat also kein Alphabet, sondern ein Syllabar.

Die Türken Europas, die sogenannten Osmanli, haben ihre Sprache sehr mit arabischen und persischen Wörtern angefüllt. Reiner sind die Dialekte der Tataren im russischen Reiche, der Kasanschen Tataren, der Kirgisen, Baschkiren, Nogaiten, Kumüken, Karatschaiken, Meschtscherjaken, Tschuwaschen. Die Türkenstämme bedienen sich des arabischen Alphabets. Aus dem Princip der Agglutination, der minder strengen Worteinheit, kann leicht eine außerordentlich große Formenmenge entstehen; diese tritt im Türkischen besonders beim Verbum hervor, was für den Begriff der Verneinung, der Unmöglichkeit, des reciproken negativen Transitivums u. s. w. eine Fülle von Formen gibt, an welche wieder die Personalendungen antreten; dabei findet aber kein organischer Unterschied des Verbums vom Nomen statt, in dem scheinbaren Reichthum also doch Armuth.

Die finnischen Sprachen heißen auch tschudische, ugrische, uralische. Es gehören dazu das Samojedische, die Idiome der Ostjaken und Wogulen oder Ugrer, der Stammverwandten der Magyaren, ferner der Syrjänen zwischen Dwina und Mezen, Permier und Wotjaken, der Tscheremissen und Mordwinen am Einfluß der Kama in die Wolga. Westlich vom Weißen Meere begegnen uns das Lappische, das Finnische oder Suomi und Esthnische in Esthland, dem nördlichen Theile von Livland und den Inseln Oesel und Dagö. Getrennt ist das Magyarische, in vielfache Sprachinseln zerklüftet. An Reichthum der grammatischen Formen steht unter den nordwestlichen tatarischen Sprachen die finnische oben an. Sie liebt den Wohlklang, vermeidet die nackten einsilbigen Wurzeln, setzt ihnen einen unbetonten auslautenden Vocal zu; die Wurzel wird nie verändert, wohl aber der auslautende Consonant. Die ungarische Sprache dagegen im Vergleich mit dem Finnischen hat einen consonantischen Charakter und zieht daher oft Wurzeln zusammen (z. B. finnisch kala, magyarisch hal = Fisch; finnisch elä, magyarisch él = leben; finnisch pelke, magyarisch fél = fürchten). Der Casusformen, d. h. Suffixe, erscheinen am finnischen Nomen funfzehn, es gibt aber wie im ganzen Sprachstamme nur eine Declination und der Plural unterscheidet sich vom Singular nur durch ein vor die Suffixe gesetztes i. Im Magyarischen ruht der Accent auf der ersten Silbe des Wortes, d. i. der Wurzelsilbe, dabei wird aber die Quantität beobachtet und unter den lebenden Culturspachen ist daher die magyarische für antike Metra die geschickteste; der Casusendungen sind noch weit mehr als im Finnischen, die Suffixe sind aber derber und den uns geläufigen Casusendungen minder ähnlich, das Pluralzeichen ist k.

2) Kaukasische Sprachen. In denselben wird allerdings in der Conjugation hier und da nicht blos der Auslaut, sondern auch der Inlaut der Wurzel verändert, aber ohne Regel, blos nach dem Wohlklang, sodaß also hier nicht der Charakter der Flexion, d. h. eines eine bestimmte Beziehung ausdrückenden Lautwechsels herrscht. Die Sprachen sind rauh, consonantenhäufend, ein einziger Consonant kann als Wurzel gelten. Am höchsten steht unter ihnen das Georgische oder Iberische (russisch Grusische), daran schließt sich das Lazische und Mingrelische oder Kolchische in den alten Phasisländern, weiter das Suanische um den Fluß Enguri herum, noch mehr steht ab und auf der untersten Stufe das Abchasische und das Tscherkessische am untern Kuban, die am Zeitwort Numerus und Personen nicht unterscheiden; die lesghischen Idiome in Daghestan und Lesghistan sind noch unbekannt, ebenso die der westlich und nordwestlich davon wohnenden Mizdschegen d. h. der Tschetschenzen, Inguschen, Karbulak u. s. w.

B. Einverleibende Sprachen. Baskischer Sprachstamm. Die baskische oder euskarische Sprache lebt als Rest eines ehedem viel verbreiteten Sprachstamms auf einem kleinen Gebiete im innersten Winkel des Meerbusens von Biscaja und zerfällt in drei Dialekte, den labortanischen, guipuzcoanischen und biscajischen. Sie hat im Allgemeinen das Princip der Agglutination, sie liebt Zusammensetzungen und ähnlich wie die nordamerikanischen Indianersprachen läßt sie in der Composition oft nur eine Silbe, einen Buchstaben in die Composition übergehen, z. B. aus odeia, Geräusch, und otsa, Wolke, entsteht odotsa, Donner. Es wird wie in den agglutinirenden Sprachen durch Postpositionen declinirt, ein angehängtes a ist der Artikel. Es gibt nur eine Conjugationsweise, die Zeitwörter im Participium stehend werden meist mit einem Hülfsworte versehen, an welches die Zusätze treten; dies ist die regulaire Conjugation; selten treten die Beziehungslaute an den Stamm der Verba selbst, dies ist die irregulaire Conjugation. Da es eine große Anzahl von Hülfszeitwörtern gibt, die verschiedenen angeredeten oder nebenbei berührten Personen alle mit am Verbum bezeichnet werden, so entsteht eine ungeheuere Formenmenge, sodaß man 206 Conjugationen annimmt. Das Baskische ist wesentlich von allen andern Sprachen unsers Welttheils verschieden und die früher angenommene Verwandtschaft mit dem Celtischen rein aus der Luft gegriffen.

Dritte Classe: Flectirende Sprachclasse. Hier kann die Wurzel selbst durch die Flexion verändert werden. Das Genus wird bezeichnet, namentlich tritt aber die Verwandelung der Wurzellaute im Verbum hervor. Zeitwort und Nomen sind scharf in der Abhandlungsweise voneinander geschieden. Weil die Worteinheit festgehalten wird, kann nicht wie bei den agglutinirenden Sprachen eine so große Anzahl von Beziehungen am Worte bezeichnet werden.

Die flectirende Classe hat zwei Sprachstämme, den semitischen und den indogermanischen. Die dazu gehörigen Völker waren bisher die Träger der Geschichte, daher sind die Sprachen dieser Stämme im Verfall begriffen. Die semtischen Sprachen haben im Gegensatz zu den indogermanischen zwei beengende Eigenthümlichkeiten, sie verlangen drei Consonanten in jedem Wortstamme und Consonant und Vocal enthalten nicht zusammen die Bedeutung der Wörter, sondern die Bedeutung ist ausschließlich den Consonanten, die Beziehung den Vocalen zugetheilt, die Wurzel an sich kann nicht in der Sprache erscheinen, sondern immer nur in Verbindung mit Vocalen in einer bestimmten Beziehung. In der Anwendung der lautlichen Mittel zur Bezeichnung der Beziehung tritt in den semetischen Sprachen ferner ein Unterschied hervor, die eigentliche Wortbildung nämlich geschieht durch innere Verwandelung der Wurzel; wo dagegen die Bedeutung unberührt gelassen wird, werden die Beziehungen nur durch äußere Zusätze bezeichnet, daher z. B. eine flectirende Declination gar nicht existirt. Auch die Abneigung gegen Zusammensetzung ist ein Nachtheil gegen die indogermanischen Sprachen. Die Einheit von Bedeutung und Beziehung tritt in den indogermanischen Sprachen am entschiedensten hervor.

A. Semitischer Sprachstamm. Der Name ist abgeleitet von Sem, Noah's Sohne. Die Heimat ist das südwestliche

Asien. Verbreitet ist das Arabische. Ausgestorben sind das Hebräische, Phönizische, Aramäische (Chaldäische, Syrische). Die einzige semitische Sprache in Europa ist das Maltesische, ein arabischer Dialekt.

B. Indogermanischer Sprachstamm. Die ursprüngliche Heimat ist der Gebirgsrücken des Mustag und Belurtag nach dem Kaspischen See.

a) Arisches Familienpaar. (Inder und Iranier.)

aa) Indische Familie. Die Sprache ist uns aus uräl̈testen Zeit als Sanskrit bekannt und ist das gelungenste Beispiel flerivischen Sprachbaus. Das Sanskrit blieb heilige Sprache, entwickelte aber früh Töchtersprachen, zuerst das Pali, ursprünglich Volkssprache des westlichen Hindustan, Sprache der buddhistischen Bücher auf Ceylon und Hinterindien, und die unter dem Namen Prakrit zusammengefaßten zahlreichen Dialekte. Auch diese sind ausgestorben und haben wieder Töchtersprachen hinterlassen, deren 26 üblich sind, das Hindi, Hindustani, Bengali, Pendschabische, Guzeratische u. s. w. Zu der indischen Familie gehört auch das Zigeunerische, keineswegs eine Gaunersprache, sondern mit den Volksidiomen des nördlichen Vorderindien innig verwandt. (In Ungarn leben allein noch 120,000 Zigeuner.)

bb) Iranische Familie. Die Sprache ist von der indischen durch bestimmte Lautgesetze geschieden. Die Hauptsprachen der ältern Zeit sind das Zend (Sprache der Heiligen Bücher) und Altpersische (Sprache der Keilinschriften), der neuern Zeit das Neupersische, das Kurdische und das eigenthümliche Afghanische. Ziemlich entfernt steht das Armenische, mehr bewahrt den iranischen Typus das Ossetische, eine iranische Sprachinsel mitten im Kaukasus unter kaukasischen Völkern. Die Armenier haben als Handelsleute im östlichen Europa sich niedergelassen, besonders am untern Don und in Siebenbürgen; ihr eigenthümliches Alphabet ist auf das griechische gebaut, ihre historische Literatur sehr reich und durch die Druckerpressen des Mechitaristenklosters auf St.-Lazzaro bei Venedig bekannt.

b) Pelasgisches Familienpaar. (Griechisch und Lateinisch.) Das Lateinische hat einen weit alterthümlichern Charakter bewahrt als das Griechische; eine Herleitung des Latein aus dem Griechischen ist sinnlos.

aa) Griechische Familie. Das Griechische hatte sich in der Periode in der es uns zuerst erscheint, vom Ursprünglichen schon weit entfernt. Von den Dialekten hielt der äolische das Alte treuer fest. Die neugriechische Sprache steht der altgriechischen zumal als geschriebene Sprache nicht so fern als z. B. die romanischen Sprachen dem Latein. Ein Hauptunterschied in der Aussprache ist die Verdrängung der Prosodie durch den Accent, jede betonte Silbe ist in der heutigen Sprache lang, jede unbetonte kurz. Ferner sind die Conjugations- und Declinationsformen entartet, der Dual, Optativ, Infinitiv verloren, aber die Entartungen sind nicht so auffallend wie in den romanischen Sprachen, das Passiv ist erhalten, die feinere Umgangs- und Schriftsprache hält fremde Wörter fern.

Das Albanesische, die Sprache der Schkipetaren (wie sie sich selbst nennen) oder (türkisch) Arnauten, scheint eine in früher Zeit entartete Tochter des Griechischen zu sein; eine Literatur besitzt sie nicht.

bb) Romanische Familie. Mit dem Latein gleichalterig wahrscheinlich waren das Umbrische und Oskische; beide unterlagen der um sich greifenden Herrschaft des Lateinischen, ebenso wie andere nicht indogermanische Sprachen, so das Etrurische. Vor dem Latein wichen ebenso zurück celtische, baskische und albanesische Sprachen. Die Töchtersprachen des Latein, die romanischen, haben den barytonirten lateinischen Accent ziemlich treu erhalten, daher die betonten Silben vor dem mannichfaltigen Spiele des Zufalls bewahrt sind. Die Flexion dagegen wurde sehr verwüstet, die consonantischen Endungen zu vocalischen abgeschleift oder ganz abgeschnitten; Präpositionen mußten die Casus bezeichnen, Pronomina das Geschlecht. Von der Flexion des Verbums hat sich mehr erhalten, die Anwendung der Personalpronomina vor dem Verbum beliebte nur die neufranzösische Sprache. Die Bezeichnung der Vergangenheit und der Zukunft wurde durch das Verbum habere mit dem Particip der Vergangenheit und dem Infinitiv ausgedrückt. Das Passivum mußte bei der Abwerfung des lateinischen r und s am Ende der tonlosen Flexionssilben ganz durch das Hülfswort sum gebildet werden. Die Umwandelung die die Lautlehre und Wortbildung in den romanischen Ländern erfuhr beruht sicher auf der früher landesüblichen Aussprache des Latein in diesen Ländern im Gegensatz gegen die normale classisch-römische. Alle die Wörter die wir in den romanischen Sprachen gemeinsam, aber nicht im classischen Latein finden, haben sicher ihren Ursprung in der alten römischen neben der Schriftsprache bestehenden Volkssprache, in der wieder ein großer Theil von ihnen aus dem Einflusse des Germanischen zu erklären ist.

1) Italienisch. Es ist am wenigsten dem Latein durch fremde Beimischung entfremdet; die griechischen Wörter sind meist durch das Medium des Lateinischen herübergekommen. Der toscanische Dialekt setzte sich zuerst fest und wurde herrschend. Die italienische Sprache hat sich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wo sie zuerst schriftlich auftritt, weit weniger verändert als die andern romanischen Sprachen. Wesentlich ist die Verweichlichung in der Assimilation, welche einen Consonanten dem nächstfolgenden opfert, und in dem Mangel consonantischer Endungen und des Hiatus.

2) Spanisch, im Laute und Wortschatze dem Latein entfremdeter, in der Flexion zum Theil treuer als das Italienische. Der herrschende Dialekt ist der castilische; der galicische nähert sich dem Portugiesischen, der catalonische dem Provenzalischen. Altspanisch und Neuspanisch unterscheidet sich ziemlich bedeutend. Die Consonanten erfahren mehrfache Erweichungen, das c und die Lippenlaute werden vielfach vocalisch aufgelöst, das durch j erweichte l verflüchtigt sich im Inlaut zu der eigenthümlichen gutturalen Aspiration (viejo = vetulus); consonantische Endungen kommen mehr vor als im Italienischen, der lateinische Accent wird weniger genau beobachtet.

3) Portugiesisch. Es hat im Lauf der Zeit nicht so starke Veränderungen erlitten wie das Spanische. Von diesem unterscheidet es sich im Lautsysteme. Es kennt den spanischen stark aspirirten Kehllaut nicht und gebraucht dafür den Zischlaut. Die Tempora der Vergangenheit drückt es aus nicht durch habere, sondern durch das abgekürzte tenere, hat das lateinische Plusquamperfectum bewahrt und hat die Fähigkeit den Infinitiv sogar zu conjugiren durch Ansetzung von Pronominen.

4) Provenzalisch bildet den Uebergang zu dem Nordfranzösischen. Es ist untergegangen, ehe die Dialekte sich zu einer Norm festgesetzt hatten. Es war nicht blos in Südfrankreich verbreitet, sondern griff auch weit ein in Spanien, Helvetien und Italien. Wegen dieser Ausdehnung hieß die Sprache auch vorzugsweise die romanische. Sie war auch vor ihren Schwestern am frühsten von Dichtern angewendet, schon im 10. Jahrhundert. Die Diphthonge spielen in ihr eine große Rolle. Eigenthümlich ist dem Provenzalischen und Nordfranzösischen für eine Zeit lang die Unterscheidung des Nominativ von den Casus obliqui in der Wortendung, die aber auch von ihnen bald aufgegeben wurde.

5) Französisch. Auf dem Wege der Abplattung, Verstümmelung, Synkopirung und Contraction ist diese Sprache noch weiter vorgeschritten als das Provenzalische. Sie hat schon in ältester Gestalt (der Strasburger Eid 842) eine größere Unempfindlichkeit gegen den musikalischen Wohllaut reiner Vocale und voller Vocalendungen, eine geringere Scheu vor consonantischen Auslauten. Sie behält nur von den tonlosen Endvocalen ein trübes e, die betonten Vocale gehen in dunkle Diphthonge über; wie andere romanische Sprachen löste sie verschiedene Consonanten vocalisch auf und die Alteration der Vocale wird vollendet durch den eigenthümlichen Nasallaut des m und n, der die meisten vorhergehenden Vocale lautlich ändert. Unter den Consonantenveränderungen ist am auffallendsten die

auf. Zu diesen einverleibenden Sprachen gehören vor allem die amerikanischen, unter den europäischen die baskische.

A. Agglutinirende Sprachen im engern Sinne. 1) Tatarischer Sprachstamm, die Familie der Türken, Mongolen und Finnen; ihre Heimat ist die Altaikette. Die höchste Stufe unter ihnen nimmt die finnische, die Suomi-Sprache ein, die sich schon dem Wesen der Flexion nähert, die tiefste das Mandschu. In diesen Sprachen duldet die Wurzel nie von vorn Zusätze; ferner geht das Regierte stets dem Regierenden, z. B. das Object dem Verbum voraus; Präpositionen gibt es nicht, sondern nur Postpositionen; endlich müssen sich die Vocale der Beziehungssilben nach denen der Bedeutungslaute richten. Die östliche Abtheilung des Stamms umfaßt das Tungusische (wozu das Mandschu gehört), das Mongolische und Türkische, die westliche die finnischen oder tschudischen Sprachen.

Das Tungusische ist nicht in Europa vertreten, das Mongolische oder Kalmükische bei den Horden an den Wolgamündungen. Die Schrift hat 7 Vocale und 17 Consonanten, der Consonant ist immer mit dem Vocal zusammengefaßt, sie hat also kein Alphabet, sondern ein Syllabar.

Die Türken Europas, die sogenannten Osmanli, haben ihre Sprache sehr mit arabischen und persischen Wörtern angefüllt. Reiner sind die Dialekte der Tataren im russischen Reiche, der Kasanschen Tataren, der Kirgisen, Baschkiren, Nogaiten, Kumüken, Karatschaiken, Meschtscherjaken, Tschuwaschen. Die Türkenstämme bedienen sich des arabischen Alphabets. Aus dem Princip der Agglutination, der minder strengen Worteinheit, kann leicht eine außerordentlich große Formenmenge entstehen; diese tritt im Türkischen besonders beim Verbum hervor, was für den Begriff der Verneinung, der Unmöglichkeit, des reciproken negativen Transitivums u. s. w. eine Fülle von Formen gibt, an welche wieder die Personalendungen antreten; dabei findet aber kein organischer Unterschied des Verbums vom Nomen statt, in dem scheinbaren Reichthum also doch Armuth.

Die finnischen Sprachen heißen auch tschudische, ugrische, uralische. Es gehören dazu das Samojedische, die Idiome der Ostjaken und Wogulen oder Ugrer, der Stammverwandten der Magyaren, ferner der Syrjänen zwischen Dwina und Mezen, Permier und Wotjaken, der Tscheremissen und Mordwinen am Einfluß der Kama in die Wolga. Westlich vom Weißen Meere begegnen uns das Lappische, das Finnische oder Suomi und Esthnische in Esthland, dem nördlichen Theile von Livland und den Inseln Oesel und Dagö. Getrennt ist das Magyarische, in vielfache Sprachinseln zerklüftet. An Reichthum der grammatischen Formen steht unter den nordwestlichen tatarischen Sprachen die finnische oben an. Sie liebt den Wohlklang, vermeidet die nackten einsilbigen Wurzeln, setzt ihnen einen unbetonten auslautenden Vocal zu; die Wurzel wird nie verändert, wohl aber der auslautende Consonant. Die ungarische Sprache dagegen im Vergleich mit dem Finnischen hat einen consonantischen Charakter und zieht daher oft Wurzeln zusammen (z. B. finnisch kala, magyarisch hal = Fisch; finnisch elä, magyarisch él = leben; finnisch pelke, magyarisch fél = fürchten). Der Casusformen, d. h. Suffixe, erscheinen am finnischen Nomen funfzehn, es gibt aber wie im ganzen Sprachstamme nur eine Declination und der Plural unterscheidet sich vom Singular nur durch ein vor die Suffixe gesetztes i. Im Magyarischen ruht der Accent auf der ersten Silbe des Wortes, d. i. der Wurzelsilbe, dabei wird aber die Quantität beobachtet und unter den lebenden Culturspracen ist daher die magyarische für antike Metra die geschickteste; der Casusendungen sind noch weit mehr als im Finnischen, die Suffixe sind aber derber und den uns geläufigen Casusendungen minder ähnlich, das Pluralzeichen ist k.

2) Kaukasische Sprachen. In denselben wird allerdings in der Conjugation hier und da nicht blos der Auslaut, sondern auch der Inlaut der Wurzel verändert, aber ohne Regel, blos nach dem Wohlklang, sodaß also hier nicht der Charakter der Flexion, d. h. eines eine bestimmte Beziehung ausdrückenden Lautwechsels herrscht. Die Sprachen sind rauh, consonantenhäufend, ein einziger Consonant kann als Wurzel gelten. Am höchsten steht unter ihnen das Georgische oder Iberische (russisch Grusische), daran schließt sich das Lazische und Mingrelische oder Kolchische in den alten Phasisländern, weiter das Suanische um den Fluß Enguri herum, noch mehr steht ab und auf der untersten Stufe das Abchasische und das Tscherkessische am untern Kuban, die am Zeitwort Numerus und Personen nicht unterscheiden; die lesghischen Idiome in Daghestan und Lesghistan sind noch unbekannt, ebenso die der westlich und nordwestlich davon wohnenden Mizdschegen d. h. der Tschetschenzen, Inguschen, Karbulak u. s. w.

B. Einverleibende Sprachen. Baskischer Sprachstamm. Die baskische oder euskarische Sprache lebt als Rest eines ehedem viel verbreiteten Sprachstamms auf einem kleinen Gebiete im innersten Winkel des Meerbusens von Biscaja und zerfällt in drei Dialekte, den labortanischen, guipuzcoanischen und biscajischen. Sie hat im Allgemeinen das Princip der Agglutination, sie liebt Zusammensetzungen und ähnlich wie die nordamerikanischen Indianersprachen läßt sie in der Composition oft nur eine Silbe, einen Buchstaben in die Composition übergehen, z. B. aus odeia, Geräusch, und otsa, Wolke, entsteht odotsa, Donner. Es wird wie in den agglutinirenden Sprachen durch Postpositionen declinirt, ein angehängtes a ist der Artikel. Es gibt nur eine Conjugationsweise, die Zeitwörter im Participium stehend werden meist mit einem Hülfsworte versehen, an welches die Zusätze treten; dies ist die regulaire Conjugation; selten treten die Beziehungslaute an den Stamm der Verba selbst, dies ist die irregulaire Conjugation. Da es eine große Anzahl von Hülfszeitwörtern gibt, die verschiedenen angeredeten oder nebenbei berührten Personen alle mit am Verbum bezeichnet werden, so entsteht eine ungeheuere Formenmenge, sodaß man 206 Conjugationen annimmt. Das Baskische ist wesentlich von allen andern Sprachen unsers Welttheils verschieden und die früher angenommene Verwandtschaft mit dem Celtischen rein aus der Luft gegriffen.

Dritte Classe: Flectirende Sprachclasse. Hier kann die Wurzel selbst durch die Flexion verändert werden. Das Genus wird bezeichnet, namentlich tritt aber die Verwandelung der Wurzellaute im Verbum hervor. Zeitwort und Nomen sind scharf in der Abhandlungsweise voneinander geschieden. Weil die Worteinheit festgehalten wird, kann nicht wie bei den agglutinirenden Sprachen eine so große Anzahl von Beziehungen am Worte bezeichnet werden.

Die flectirende Classe hat zwei Sprachstämme, den semitischen und den indogermanischen. Die dazu gehörigen Völker waren bisher die Träger der Geschichte, daher sind die Sprachen dieser Stämme im Verfall begriffen. Die semtischen Sprachen haben im Gegensatz zu den indogermanischen zwei beengende Eigenthümlichkeiten, sie verlangen drei Consonanten in jedem Wortstamme und Consonant und Vocal enthalten nicht zusammen die Bedeutung der Wörter, sondern die Bedeutung ist ausschließlich den Consonanten, die Beziehung den Vocalen zugetheilt, die Wurzel an sich kann nicht in der Sprache erscheinen, sondern immer nur in Verbindung mit Vocalen in einer bestimmten Beziehung. In der Anwendung der lautlichen Mittel zur Bezeichnung der Beziehung tritt in den semetischen Sprachen ferner ein Unterschied hervor, die eigentliche Wortbildung nämlich geschieht durch innere Verwandelung der Wurzel; wo dagegen die Bedeutung unberührt gelassen wird, werden die Beziehungen nur durch äußere Zusätze bezeichnet, daher z. B. eine flectirende Declination gar nicht existirt. Auch die Abneigung gegen Zusammensetzung ist ein Nachtheil gegen die indogermanischen Sprachen. Die Einheit von Bedeutung und Beziehung tritt in den indogermanischen Sprachen am entschiedensten hervor.

A. Semitischer Sprachstamm. Der Name ist abgeleitet von Sem, Noah's Sohne. Die Heimat ist das südwestliche

Asien. Verbreitet ist das Arabische. Ausgestorben sind das Hebräische, Phönizische, Aramäische (Chaldäische, Syrische). Die einzige semitische Sprache in Europa ist das Maltesische, ein arabischer Dialekt.

B. Indogermanischer Sprachstamm. Die ursprüngliche Heimat ist der Gebirgsrücken des Mustag und Belurtag nach dem Kaspischen See.

a) Arisches Familienpaar. (Inder und Iranier.)

aa) Indische Familie. Die Sprache ist uns aus urältester Zeit als Sanskrit bekannt und ist das gelungenste Beispiel flexivischen Sprachbaus. Das Sanskrit blieb heilige Sprache, entwickelte aber früh Töchtersprachen, zuerst das Pali, ursprünglich Volkssprache des westlichen Hindustan, Sprache der buddhistischen Bücher auf Ceylon und Hinterindien, und die unter dem Namen Prakrit zusammengefaßten zahlreichen Dialekte. Auch diese sind ausgestorben und haben wieder Töchtersprachen hinterlassen, deren 26 üblich sind, das Hindi, Hindustani, Bengali, Pendschabische, Guzeratische u. s. w. Zu der indischen Familie gehört auch das Zigeunerische, keineswegs eine Gaunersprache, sondern mit den Volksidiomen des nördlichen Vorderindien innig verwandt. (In Ungarn leben allein noch 120,000 Zigeuner.)

bb) Iranische Familie. Die Sprache ist von der indischen durch bestimmte Lautgesetze geschieden. Die Hauptsprachen der ältern Zeit sind das Zend (Sprache der Heiligen Bücher) und Altpersische (Sprache der Keilinschriften), der neuern Zeit das Neupersische, das Kurdische und das eigenthümliche Afghanische. Ziemlich entfernt steht das Armenische, mehr bewahrt den iranischen Typus das Ossetische, eine iranische Sprachinsel mitten im Kaukasus unter kaukasischen Völkern. Die Armenier haben als Handelsleute im östlichen Europa sich niedergelassen, besonders am untern Don und in Siebenbürgen; ihr eigenthümliches Alphabet ist auf das griechische gebaut, ihre historische Literatur sehr reich und durch die Druckerpressen des Mechitaristenklosters auf St.-Lazzaro bei Venedig bekannt.

b) Pelasgisches Familienpaar. (Griechisch und Lateinisch.) Das Lateinische hat einen weit alterthümlichern Charakter bewahrt als das Griechische; eine Herleitung des Latein aus dem Griechischen ist sinnlos.

aa) Griechische Familie. Das Griechische hatte sich in der Periode in der es uns zuerst erscheint, vom Ursprünglichen schon weit entfernt. Von den Dialekten hielt der äolische das Alte treuer fest. Die neugriechische Sprache steht der altgriechischen zumal als geschriebene Sprache nicht so fern als z. B. die romanischen Sprachen dem Latein. Ein Hauptunterschied in der Aussprache ist die Verdrängung der Prosodie durch den Accent, jede betonte Silbe ist in der heutigen Sprache lang, jede unbetonte kurz. Ferner sind die Conjugations- und Declinationsformen entartet, der Dual, Optativ, Infinitiv verloren, aber die Entartungen sind nicht so auffallend wie in den romanischen Sprachen, das Passiv ist erhalten, die feinere Umgangs- und Schriftsprache hält fremde Wörter fern.

Das Albanesische, die Sprache der Schkipetaren (wie sie sich selbst nennen) oder (türkisch) Arnauten, scheint eine in früher Zeit entartete Tochter des Griechischen zu sein; eine Literatur besitzt sie nicht.

bb) Romanische Familie. Mit dem Latein gleichalterig wahrscheinlich waren das Umbrische und Oskische; beide unterlagen der um sich greifenden Herrschaft des Lateinischen, ebenso wie andere nicht indogermanische Sprachen, so das Etrurische. Vor dem Latein wichen ebenso zurück celtische, baskische und albanesische Sprachen. Die Töchtersprachen des Latein, die romanischen, haben den barytonirten lateinischen Accent ziemlich treu erhalten, daher die betonten Silben vor dem mannichfaltigen Spiele des Zufalls bewahrt sind. Die Flexion dagegen wurde sehr verwüstet, die consonantischen Endungen zu vocalischen abgeschleift oder ganz abgeschnitten; Präpositionen mußten die Casus bezeichnen, Pronomina das Geschlecht. Von der Flexion des Verbums hat sich mehr erhalten, die Anwendung der Personalpronomina vor dem Verbum beliebte nur die neufranzösische Sprache. Die Bezeichnung der Vergangenheit und der Zukunft wurde durch das Verbum habere mit dem Particip der Vergangenheit und dem Infinitiv ausgedrückt. Das Passivum mußte bei der Abwerfung des lateinischen r und s am Ende der tonlosen Flexionssilben ganz durch das Hülfswort sum gebildet werden. Die Umwandelung die die Lautlehre und Wortbildung in den romanischen Ländern erfuhr beruht sicher auf der früher landesüblichen Aussprache des Latein in diesen Ländern im Gegensatz gegen die normale classisch-römische. Alle die Wörter die wir in den romanischen Sprachen gemeinsam, aber nicht im classischen Latein finden, haben sicher ihren Ursprung in der alten römischen neben der Schriftsprache bestehenden Volkssprache, in der wieder ein großer Theil von ihnen aus dem Einflusse des Germanischen zu erklären ist.

1) Italienisch. Es ist am wenigsten dem Latein durch fremde Beimischung entfremdet; die griechischen Wörter sind meist durch das Medium des Lateinischen herübergekommen. Der toscanische Dialekt setzte sich zuerst fest und wurde herrschend. Die italienische Sprache hat sich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wo sie zuerst schriftlich auftritt, weit weniger verändert als die andern romanischen Sprachen. Wesentlich ist die Verweichlichung in der Assimilation, welche einen Consonanten dem nächstfolgenden opfert, und in dem Mangel consonantischer Endungen und des Hiatus.

2) Spanisch, im Laute und Wortschatze dem Latein entfremdeter, in der Flexion zum Theil treuer als das Italienische. Der herrschende Dialekt ist der castilische; der galicische nähert sich dem Portugiesischen, der catalonische dem Provenzalischen. Altspanisch und Neuspanisch unterscheidet sich ziemlich bedeutend. Die Consonanten erfahren mehrfache Erweichungen, das c und die Lippenlaute werden vielfach vocalisch aufgelöst, das durch j erweichte l verflüchtigt sich im Inlaut zu der eigenthümlichen gutturalen Aspiration (viejo = vetulus); consonantische Endungen kommen mehr vor als im Italienischen, der lateinische Accent wird weniger genau beobachtet.

3) Portugiesisch. Es hat im Lauf der Zeit nicht so starke Veränderungen erlitten wie das Spanische. Von diesem unterscheidet es sich im Lautsysteme. Es kennt den spanischen stark aspirirten Kehllaut nicht und gebraucht dafür den Zischlaut. Die Tempora der Vergangenheit drückt es aus nicht durch habere, sondern durch das abgekürzte tenere, hat das lateinische Plusquamperfectum bewahrt und hat die Fähigkeit den Infinitiv sogar zu conjugiren durch Ansetzung von Pronominen.

4) Provenzalisch bildet den Uebergang zu dem Nordfranzösischen. Es ist untergegangen, ehe die Dialekte sich zu einer Norm festgesetzt hatten. Es war nicht blos in Südfrankreich verbreitet, sondern griff auch weit ein in Spanien, Helvetien und Italien. Wegen dieser Ausdehnung hieß die Sprache auch vorzugsweise die romanische. Sie war auch vor ihren Schwestern am frühsten von Dichtern angewendet, schon im 10. Jahrhundert. Die Diphthonge spielen in ihr eine große Rolle. Eigenthümlich ist dem Provenzalischen und Nordfranzösischen für eine Zeit lang die Unterscheidung des Nominativ von den Casus obliqui in der Wortendung, die aber auch von ihnen bald aufgegeben wurde.

5) Französisch. Auf dem Wege der Abplattung, Verstümmelung, Synkopirung und Contraction ist diese Sprache noch weiter vorgeschritten als das Provenzalische. Sie hat schon in ältester Gestalt (der Strasburger Eid 842) eine größere Unempfindlichkeit gegen den musikalischen Wohllaut reiner Vocale und voller Vocalendungen, eine geringere Scheu vor consonantischen Auslauten. Sie behält nur von den tonlosen Endvocalen ein trübes e, die betonten Vocale gehen in dunkle Diphthonge über; wie andere romanische Sprachen löste sie verschiedene Consonanten vocalisch auf und die Alteration der Vocale wird vollendet durch den eigenthümlichen Nasallaut des m und n, der die meisten vorhergehenden Vocale lautlich ändert. Unter den Consonantenveränderungen ist am auffallendsten die

durchgehende Umwandelung des harten Kehllauts vor a in den Zischlaut (ca in che), ferner daß die Kehllaute das ihnen halbvocalisch angefügte u nicht erhalten haben, denn das u bei g im Neufranzösischen ist bloßes Schriftzeichen; daß ferner die einfachen zwischen zwei Vocalen stehenden Consonanten mehr als in einer andern Sprache elidirt werden, wonach dann die neufranzösische Sprache die Vocale zu contrahiren liebt. Das Verstummen des s am Ende und vor Consonanten ist auch dem Französischen eigenthümlich. Das Altfranzösische weicht von dem Neufranzösischen sehr ab, das letztere hat eine große Anzahl lateinischer Wörter neu eingeführt und liebt es in seiner Orthographie auf die Etymologie Rücksicht zu nehmen und Laute zu verzeichnen die in der lebendigen Sprache nicht mehr oder nie üblich waren. Die neufranzösische Sprache hat die provinziellen Dialekte gänzlich verdrängt; nur verwildert lebt im Süden fort das Provenzalische und in Lüttich, Namur nnd Luxemburg das dem Altfranzösischen verwandte Wallonische.

6) Walachisch. Durch seine Isolirung hat es von dem gemeinromanischen Typus viel in der Flexion verloren, der Laut ist willkürlich getrübt und der Sprachschatz hat mehr unromanische (slawische, magyarische, türkische, griechische, deutsche) als romanische Wörter. Das Volk nennt jedoch noch sich und sein Idiom Romeni, Romenia.

7) Rhätoromanisch oder Churwälsch, in zwei Dialekte geschieden, den Rumonischen im Rheingebiete von Graubündten und den Ladinischen im Innngebiet; es ist durch den deutschen Einfluß sehr alterirt, daher stammt die unromanische Umschreibung des Futurums und des Passivs durch venire statt durch habere und sum, auch ist das zum historischen Tempus verwandte Perfectum verloren.

c) Lettisch-slawisches Familienpaar. Beide Familien sind in der lautlichen Organisation, Wortschatz und Flexion sehr verwandt, in Bezug auf Nominalbildung und Nominalflexion ist aber das Littauische, in der Conjugation das Slawische ursprünglicher und reicher.

aa) Lettische Familie. Dazu gehört die älteste unter den jetzt lebenden indogermanischen Sprachen,

1) die lithauische oder preußisch-lithauische. Es hat noch die ursprünglichen sieben Casus und den Dualis und hat sich von den gewaltigen Lautveränderungen der Sprachen dieses Paars fast gänzlich freigehalten, aber beim Verbum hat es die Reduplication, Augment, Veränderung des Wurzellauts aufgegeben und in den Flexionsendungen manche Einbuße erfahren, dagegen ein Medium bewahrt. Es hat eine geringe Literatur, wird nur noch in Rußland von 1,200,000, in Preußen von 150,000 Menschen (in den Gegenden von Memel, Tilsit, Ragnit, Labiau und Insterburg) gesprochen und geht seinem Untergange entgegen. Das Alphabet besteht aus den gewöhnlichen lateinischen Buchstaben. Es gibt mehre Mundarten, von denen die schamaitische im Gouvernement Wilna von der reinen lithauischen Form sich schon weit entfernt.

2) Das Preußische, Sprache des Küstenlandes östlich der Weichsel bis in die Nähe der Memel, ist gegen Ende des 17. Jahrhunderts ganz ausgestorben und nur bekannt durch den auf Befehl Albrecht's von Brandenburg in das Preußische übersetzten Katechismus. Es ist weniger alterthümlich als das Lithauische, doch noch frei von den Entstellungen des Lettischen, der Dual ist verloren, die Zahl der Casus beschränkter als im Lithauischen.

3) Das Lettische, Volkssprache von Kurland, des Süden und Südosten von Livland und der Kurischen Nehrung; es hat den im Lithauischen fehlenden Artikel, ist abgeschwächter in den grammatischen Formen und stimmt in den Lautgesetzen mit dem Slawischen, hat aber das deutsche Alphabet. Es gibt mehre Dialekte; der der Bibelübersetzung ist der livländische bei Riga; daneben treten als reine Dialekte auf der semgallische bei Mitau und der kurländische im Doblemschen. Eine Nationalliteratur gibt es nicht.

bb) Slawische Familie. Es hat das Slawische unter allen europäischen Sprachfamilien die größte Ausdehnung, von der Dwina bis ans Erzgebirge, vom Eismeere bis ans Schwarze und Adriatische Meer. Den Namen leiten die slawischen Philologen theils von slovo = Redende ab, theils von slava, Ruhm = Ruhmvolle, J. Grimm von svoba = Freie. Die Hauptrückungen in lautlicher Beziehung haben in den slawischen Sprachen schon früh stattgefunden, daher das Kirchenslawisch des 11. Jahrhunderts nicht sehr von den jetzigen Sprachen abweicht. Die Veränderungen des Slawischen beziehen sich besonders auf den Einfluß der Vocale, besonders der I- und J-Laute auf die vorhergehenden Consonanten, wodurch viele Stummlaute zu Zischlauten herabsanken, doch sind die consonantischen Härten durch Reichthum an vollen Vocalen ersetzt. Die slawischen Dialekte sind reicher an grammatischen Formen als die romanischen und germanischen Sprachen, sie haben noch keinen Artikel, meist kein persönliches Pronomen neben dem Verbum, sieben Casusendungen, freiere Wortstellung; sie haben für das Adjectiv eine doppelte Form wie das Deutsche, eine bestimmte und eine unbestimmte; das Substantiv hat drei Geschlechter; die Verba haben für den Begriff des Dauernden und Momentanen doppelte Formen; die Ableitungsfähigkeit aus den Stämmen ist groß, die Zusammensetzung seltener.

Sämmtliche slawische Dialekte zerfallen in die südöstlichen und westlichen, die sich in den Lautgesetzen unterscheiden. Jene sind: Russisch, Bulgarisch (mit dem Altbulgarischen, Kirchenslawischen), Illyrisch (Serbisch, Kroatisch, Slowenisch), diese: Lechisch (Polnisch), Czechisch (Böhmisch), Sorbisch in der Lausitz, Polabisch (ausgestorben).

Die Slawen vom griechischen Ritus bedienen sich der Cyrillischen Schrift, die vom lateinischen Ritus und die Protestanten des aus den lateinischen Buchstaben gebildeten Alphabets. Das Cyrillische Alphabet, angeblich vom Slawenapostel Cyrill erfunden, wird für das Kirchenslawische in seiner ursprünglichen Form noch jetzt gebraucht, ebenso von den galizischen Ruthenen; es ist dem Griechischen nachgebildet; das russische und serbische Alphabet sind daraus entstanden. Die übrigen Slawen haben sich jede Nation für sich das gewöhnliche Alphabet mundrecht gemacht. Die katholischen Südslawen gebrauchen für das Kirchenslawische das sogenannte glagolitische oder Hieronymische Alphabet, wahrscheinlich aus dem Cyrillischen entstanden.

α) Südöstliches Slawisch.

1) Russisch. Es ist außerordentlich weit verbreitet und sehr wohlklingend; es schiebt gern Vocale ein. Das Zeitwort kann es ohne das persönliche Pronomen nur selten gebrauchen. Es gibt drei Dialekte: Großrussisch, Weißrussisch, Kleinrussisch, aber eine Schriftsprache, das Moskowitische, eine Mundart des Großrussischen. Die Aussprache stimmt nicht ganz mit der Schrift. Die Sprache ist accentuirend. Eine Varietät des kleinrussischen Dialekts sprechen die Ruthenen in Galizien, Nordungarn und Bukowina.

2) Bulgarisch. In alter Zeit herrschte diese Sprache im Süddonaugebiete und Ungarn bis zu den Karpaten. Diese alte Sprache ist in den gottesdienstlichen Büchern der Slawen erhalten. Das jetzige verderbte Bulgarisch beschränkt sich auf die Länder südöstlich der Donau, südlich und westlich durch eine Linie von Salonik nach Ochrida und von da nach Widdin begrenzt, schließt aber überall türkische Colonien in sich. Das Kirchenslawische, dessen sich die Apostel Cyrill und Methodius bedienten, ist wahrscheinlich das Altbulgarische; es besteht jetzt nur als heilige Sprache bei den Slawen des griechischen Ritus: Russen, Serben, Bulgaren. Die ältesten Handschriften gehen zurück auf das 11. Jahrhundert. Das Neubulgarische hat in der Flexion viel eingebüßt, mehr als eine der andern slawischen Sprachen.

3) Illyrisch. Darunter werden zusammengefaßt das Serbische, Kroatische und Slowenische. Das Illyrische beherrscht Serbien, Bosnien, das südliche Ungarn bis Temeswar, Slawonien, Kroatien, Krain und das südliche Steiermark und Kärnten;

die Küste des Adriatischen Meeres fällt dem Romanischen zu. Das Serbische ist die wohlklingendste aller slawischen Sprachen durch gefällige Vertheilung der Consonanten und Vocale; es beherrscht das ganze genannte Gebiet, nur der nordwestliche Theil fällt dem Slowenischen und Kroatischen zu. Die Serben griechischen Bekenntnisses heißen bei den Slowaken, Magyaren u. s. w. Razen, von der ehemaligen Hauptstadt Raß. Das Serbische hat drei Dialekte: das Herzegowinische im Osten, das Ressawische im Westen, das Syrmische im Norden. Das Kroatische herrscht in Kroatien, das Slowenische, in dessen Gebiete viele Italiener und Deutsche wohnen, in Steiermark, Kärnten und Krain und einem Theil von Istrien.

β) Westliches Slawisch.

1) Lechisch (Polnisch), früher weiter nach Westen verbreitet, hat jetzt zwei Dialekte: Polnisch und Kassubisch. Das Polnische liebt Zischlaute; der Accent ruht stets auf der vorletzten Silbe. Mundarten sind die masurische, großpolnische, schlesische (die der Wasserpolaken östlich der Oder), kleinpolnische, lithauische u. s w. Das Kassubische hat ein schmales Gebiet an der Ostseeküste zwischen Laba und Lauenburg.

2) Czechisch in Böhmen, Mähren und im nordwestlichen Ungarn, dort mit deutschen, hier mit magyarischen Sprachinseln vielfach durchsetzt. In Böhmen und Mähren herrscht das Böhmische oder Czechische im engern Sinne, in Ungarn das Slowakische. Die böhmische Schriftsprache ist in ihrer grammatischen Entwickelung in einigen Fällen unorganisch gehemmt und abgestumpft, die Declination und Conjugation ist in manchen Formen mangelhaft Sie hat den Accent stets auf der ersten Silbe, beobachtet aber die Länge und Kürze. Die bedeutendsten Denkmäler des Altböhmischen stammen aus dem 9. und 13. Jahrhundert. Das Mährische steht dem Altböhmischen näher als das jetzige Czechische, es hat Mundarten wie das Horakische, Hanakische, Mährisch-Slowakische, Walachische (nicht mit dem romanischen Walachischen zu verwechseln). Das Slowakische, reich an Mundarten, enthält die meisten Schönheiten des Czechischen, ist aber noch wenig zur Schriftsprache ausgebildet.

3) Sorbisch oder Wendisch in der Lausitz, ehedem weit verbreitet, jetzt auf einen kleinen Theil der Lausitz beschränkt, zerfällt in das Ober- und Niederlausitzische, beide scharf gesondert und stark germanisirt, von denen jenes dem Böhmischen, dieses dem Polnischen sich nähert.

4) Polakisch, die Sprache der Polaken, d. h. Elbanwohner, der ehemaligen Slawen bis zur Ostsee und Elbe und darüber westlich hinaus, der Weleter, Bodrizer (Obotriten), Wagrer, Drewaner u. a., ist jetzt untergegangen, zuletzt die der Drewaner in der Altmark und dem Lüneburgischen am Ende des 17. Jahrhunderts, welche in Gebetsformeln und einem Volksliede erhalten ist.

d) Germanische Familie. Die germanischen Sprachen unterscheiden sich nach der ausführlichen Darstellung J. Grimm's in der „Geschichte der deutschen Sprache" durch vier Kennzeichen: Ablaut, Lautverschiebung, schwaches Verbum und schwaches Nomen. Die Lautverschiebung ist zwei mal eingetreten, im Gothischen und dann im Althochdeutschen. Die Sprachen, welche die zweite Lautverschiebung nicht mit durchgemacht haben, also mit dem Gothischen auf einer Stufe stehen, bilden die eine, die welche die zweite Stufe der Lautverschiebung innehaben, das Hochdeutsche, die andere Classe germanischer Sprachen.

Das Gothische ist uns bekannt durch die Bibelübersetzung des Ulfilas († 388); es ist erloschen. Die mit ihm gleiche Lautverschiebung zeigenden Sprachen zerfallen in die deutschen, d. i. auf dem Festlande heimischen oder von da in späterer Zeit ausgewanderten, und in die seit alter Zeit in Skandinavien heimischen nordischen Sprachen. Eigenheit der nordischen Sprachen ist der angehängte Artikel und die Passivflexion. Die altnordischen Lieder der „Edda" zeigen Sage und Sprache der ältesten Zeit. Die altnordische Sprache lebt fast noch ungestört auf Island; abgeschwächt sind das Schwedische und noch mehr das Dänische, welches die verwandte norwegische Sprache zu einer Mundart herabgesetzt hat; zu ihm gehören auch die Sprache der Faröer und die mit Gälischem gefärbte der Shetland- und Orkney-Inseln. Das Angelsächsische ist aus vielen Denkmälern uns bekannt. Versetzt mit celtischen und noch mehr romanischen Bestandtheilen, ist es zum Englischen abgeschleift, der an grammatischen Endungen ärmsten Sprache der germanischen Familie. Dem Altnordischen und Angelsächsischen am verwandtesten ist das Friesische, jetzt nur noch als Volksidiom fortlebend, hauptsächlich in Westfriesland. Zum Niederdeutschen gehört zunächst das Niederländische, jetzt blühend als Holländisch und Vlämisch, beide dieselbe Sprache, aber in der Orthographie verschieden, letzteres mit dem eingedrungenen Französischen einen schweren Kampf kämpfend. Das Altsächsische, die Sprache Westfalens, hat im „Heliand" ein ausgezeichnetes Denkmal aufzuweisen; es entwickelte sich aus ihm das Mittelniederdeutsch, daraus das jetzige Plattdeutsch; die Dialekte des östlichen Norddeutschland gehören zum Theil dem Niederdeutschen an.

Die zweite Lautverschiebung, die im 6. oder 7. Jahrhundert eintrat, charakterisirt das Hochdeutsche; sie tritt recht augenfällig hervor durch das allem Niederdeutschen fremde z und ʒ (sz) für ursprünglich t. Es sondert sich hauptsächlich in drei Mundarten, die schwäbische, bairisch-östreichische und fränkische, sowol das Althochdeutsche (7. bis 11. Jahrhundert) als das Mittelhochdeutsche (bis auf Luther). Durch die Reformation kam die neuhochdeutsche Sprache und zwar ein hochdeutscher Dialekt eines von Slawen bevölkerten Gebiets zur Alleinherrschaft. Seitdem sind die niederdeutschen und die von der Schriftsprache abweichenden hochdeutschen Dialekte zu Volksmundarten herabgesunken. Das Neuhochdeutsche steht an Fülle der Formen und Laute der frühern Stufe nach, in grammatischer Beziehung dem Dänischen und Niederländischen gleich, weit über dem Englischen, an Wohlklang weit hinter dem Schwedischen zurück.

e) Celtische Familie. Das Celtische ist die am weitesten nach Westen vorgedrungene Abtheilung des Indogermanischen, abgesehen von dem erst später nach Island gebrachten Germanischen und der erst in neuerer Zeit nach der Neuen Welt verpflanzten romanischen und germanischen Sprachen. Es war früher weiter verbreitet und wird jetzt nur in Irland, im nordwestlichen Schottland und auf den Hebriden, auf den englisch-irischen Inseln, in Wales und in der Bretagne gesprochen. Es riß sich zuerst von dem gemeinsamen Stamme los und hat die eigenthümlichsten Wege eingeschlagen. Auffallend ist der vielfache Wechsel der Anlaute, durch den Auslaut des vorhergehenden Worts bedingt. Es gibt zwei Hauptabtheilungen: 1) Cymrisch oder Bretonisch umfaßt a) das eigentliche Cymrische oder Wallisische, b) Cornische in Cornwallis, im 18. Jahrhundert ausgestorben, c) Armorikanische oder Bas-breton in Bretagne; 2) Gälisch umfaßt a) das Irische, b) das eigentliche Gälische, Sprache der Hochschotten, auch Erse genannt (die Sprache Ossian's), c) die Sprache der Insel Man. Im Gälischen weicht die Aussprache noch mehr von der Schrift ab wie im Englischen. Dem Cymrischen fallen die von den Alten überlieferten Reste des ältern Celtisch zu.

Hiermit ist der Kreis der europäischen Sprachen durchlaufen, welche sich nach innern Gesetzen naturgemäß entwickelten. Auf ihnen haben sich zahlreiche Idiome fortgebildet, die nicht in dem schaffenden Drange ihren Grund haben, sondern willkürlich zu bestimmten Zwecken gemacht sind. Dies sind vor allen die Gaunersprachen. Wie der Mensch an seiner Sprache in organischer Weise Nichts zu ändern vermag, zeigt sich an ihnen; die Grammatik derselben ist die Grammatik der Sprache der die sie redenden Personen angehören, nur fremde Wörter sind gewählt. Es gehören dahin in Deutschland das Rotwälsch (Roter-Bettler), in den slawischen Landen die Hantyrka, in Frankreich das Argot, in Italien das Gergo, in Spanien die Germania u. a. Sie schmieden die Wörter der Landessprache um, geben ihnen einen andern Sinn oder nehmen Wörter aus dem Hebräischen durch Vermittelung des Judendeutsch.

20.

Des deutschen Michel jüngste Begeisterung.

Keine Frage, der deutsche Michel ist ein Genie! Zwar haben seine Herren Aeltern lange daran gezweifelt, jedoch seit er sich in den letzten Zeiten so ausgezeichnet klug und praktisch benommen hat, erzählen sie mit Stolz allen Leuten: „Unser Herr Sohn ist ein Genie, unser Herr Sohn Michel hat eine große Zukunft!" Es geht Nichts über ein stilles Familienglück. Ruhe ist der Güter höchstes. Am Ofen wachsen die schönsten Gedanken. Die neueste telegraphische Depesche aus dem unermeßlichen Reiche der Phantasie lautet: „Der deutsche Michel ist enorm begeistert!" Alle Visiten sind verbeten, selbst Cousinchen Hoffnung klopft vergebens an seiner Thüre, er dichtet. Was dichtet er denn? Dumme Frage! Das versteht sich von selbst, Ausgezeichnetes! Solange der Geist des deutschen Michel über den politischen Sümpfen schwebte, hat er sehr unpoetische Krokodile und salonunfähige Ungethüme ausgebrütet; nun aber blickt er mit geistreichem Lächeln auf seine Tölpeljahre zurück. Im Spiegel seine schneeweißen Vatermörder und seine nach der letzten Mode enggeschnürte Cravate wohlgefällig betrachtend, hielt er unlängst folgenden Monolog: „Ich bin solid geworden! Michel, ich bin zufrieden mit dir! Du gedeihst, du wirst groß, du siehst blühend aus, ja Michel, du bist ein netter Kerl! der Mama Jungfer Germania Stolz und Glück!" O wer so überselig war, ihn nur ein mal von Antlitz zu Antlitz zu schauen, der vergißt diese süße Stunde nie wieder! Welch ein Auge! Der zarteste, liebevollste Rhinocerosblick ist Nichts dagegen. Welch eine hohe, edelgeschwungene, freie Stirne! Ein prall gefüllter Mehlsack ist Nichts dagegen. Welch eine feine Nase! Die frankfurter Paulskirche ist etwas dagegen. Und was für ein mächtiger Gliederbau! Eine Heldengestalt im vollsten Sinne des Worts. Ich armer Sterblicher war so glücklich ihn zu sehen in seiner ganzen Glorie und Herrlichkeit. Man stelle sich meine Ueberraschung vor, eines schönen Morgens klopft es an meiner Thüre, es tritt ein so sonderbar gekleideter Mann ein daß ich im ersten Momente meinen Augen nicht trauen wollte; denn Stieler's Landkarte Deutschlands war der Stoff des kurz zugeschnittenen Phantasiefracks, welchen der Fremde mit stolzer Eleganz, ja sogar mit aristokratischem Selbstbewußtsein trug. In seinen Blicken war es deutlich zu lesen: Diese Mode kann mir Niemand nachmachen!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach einem flüchtigen Gruße rief ich aus: „Bester Michel, Ihr Frack ist ein Meisterstück! Die Idee ist so innig, sie muß Ihnen in einer Stunde der Begeisterung gekommen sein!" Ueber diese Bemerkung erröthete Michel schamhaft wie eine Jungfrau. Endlich seufzte er tief auf und flüsterte vor sich hin: „O Begeisterung, o!" Ich darauf: „Was ist Ihnen, mein Theuerster?" Michel: „Sie sind Kritiker?" Ich: „Wozu diese Frage? Ich gehöre eigentlich von Haus aus nicht zu diesem Vampyrgeschlecht, doch die Launen des Schicksals haben mich in diesen magischen Kreis hineingezogen." Michel: „O Begeisterung, o, o!" Ich: „Fassen Sie Muth, bester Michel, womit kann ich Ihnen dienen? Was haben Sie denn da in den vollgestopften Taschen Ihres Phantasiefracks?" Michel erröthend: „Die Kinder meiner jüngsten Begeisterung, natürliche Kinder, denn die Begeisterung hat sich noch nie aufs Heirathen eingelassen." Ich: „Und was soll ich mit diesen Kindern? Halten Sie das Herz eines Kritikers für eine öffentliche Versorgungsanstalt? oder für ein Waisenhaus? Es kommt leider in unserer ledernen Zeit sogar der Fall vor daß unnatürliche Väter ihre natürlichen Kinder verleugnen, wenn sie auch das schönste Maroquinfell haben und auf der leipziger Messe einen wahren Prachtartikel abgeben könnten." Michel stutzte bei diesen Worten; mich scharf fixirend, aus seinem Phantasiefrack neun Bücher hervorziehend, entgegnete er mit Entrüstung: „Ja, ich will diesmal ein unnatürlicher Vater sein! will diese neun jüngsten Kinder meiner Begeisterung verleugnen! Und wissen Sie warum? Nur um endlich Ruhe und Frieden zu haben. Sie werden es kaum glauben, wenn ich Ihnen sage daß ich den deutschen Kritikern 3742 schlaflose Nächte verdanke. O Begeisterung, o, o, o!" Ich: „Armer Michel! Geben Sie mir diese neun Bücher; loben ist meine Leidenschaft, ich will Ihnen Honig in die verwundete Dichterseele träufeln. Sie sollen nach Durchlesung meiner Kritik süßer schlafen als das abgefallene Herbstlaub unter der weichsten Schneedecke." Michel: „Hochherziger Mann! Welch ein Trost! Wie soll ich Ihnen danken? Ich bin in der That schon sehr schläfrig, unendlich schläfrig!" Dabei gähnte er, ein Heuwagen hätte in sein offenes Maul einfahren können. Ich rief ihm zu: „Legen Sie sich in Gottesnamen schlafen! Träumen Sie von Lorberkränzen, Sauerkraut und Klösen! Verlassen Sie sich darauf, Niemand soll Ihre aufs Quadrat erhobene Anonymität auch nur leise ahnen, ich bewundere Ihre Erfindungsgabe! Neun Bücher zugleich unter verschieden angenommenen Autornamen erscheinen zu lassen und hinter jedem sich als deutscher Michel zu verstecken: parbleu! So etwas ist noch nie da gewesen! Michel, Sie sind die Bescheidenheit selbst!" Hierüber war er bis zu Thränen gerührt, wollte sich aber mir gegenüber als Mann keine solche Blöße geben; daher machte er sich fortwährend etwas mit seinem Phantasiefrack zu thun; endlich zwängte er einen Knopf * * * in ein unrichtiges Knopfloch, wodurch die ganze Herrlichkeit des Fracks eine schiefe Windrichtung bekam, was Michel's edler Gestalt einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Er zeigte hiermit seine Verwandtschaft mit dem ehrenwerthen Cousin John Bull auf das treffendste an. Mir noch ein mal warm die Hand drückend, eilte er gähnend fort. Ich beschloß sogleich im ersten Gefühle des Mitleids die liebevollste Kritik zu schreiben, die je von einem Recensenten, der das tödtliche Gift gekränkten Ehrgeizes und schlafloser Nächte und all seiner fürchterlichen Folgen auf die Constitution eines Genies kennt, in der Welt geschrieben worden ist. Ich rückte den Stoß Bücher heran und las folgende Titelblätter:

1. Gedichte von Wilhelm Risch. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 15 Ngr.
2. Dichtungen von Heinrich Beer. Breslau, Trewendt und Granier. 1853. 16. 1 Thlr.
3. Lieder des Herzens von Bernhard von Hoffmann. Breslau, Kern. 1852. 16. 24 Ngr.
4. Gedichte in allerlei Humoren von Rudolf Rodt. Stuttgart, Scheitlin. 1853. 16. 27 Ngr.
5. Dichters Nachtquartiere. Von Waldmüller. Hamburg, Meißner und Schirges. 1853. 16. 10 Ngr.
6. Die Tochter Jephthah's. Dichtung von Emanuel. Frankfurt a. O., Hoffmann. 1852. 16. 12 Ngr.
7. Vom Oelberge. Alte und neue geistliche Lieder. Von J. P. Lange. Frankfurt a. M., Brönner. 1852. 8. 27 Ngr.
8. Ein Frühlingstraum. Gedicht in sieben Gesängen von Hermann Franke. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1853. 16. 1 Thlr.
9. Alma. Von Ludwig Stiebritz. Leipzig, Hinrichs. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nr. 1. Eine Sammlung von Gedichten, die jedenfalls zu den bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart gehört. In dem Talente des Verfassers paart sich Gedankentiefe mit vollendeter Meisterschaft in der Form. Selbst mit antiken Versmaßen spielt er blos. Man kann nur bedauern daß Klopstock, Voß und Platen schon die Ueberfahrt im Kahn des Charon gemacht haben; wahrlich sie hätten ihre Freude an diesen Gedichten erlebt! Eine besondere Kraft zeigt der Verfasser in der Anwendung richtiger Bilder; er weiß sie treffend zu benutzen; z. B. S. 7:

> Schon taucht die Königin Sonne
> Ins Meerbad ihren Fuß.

Es ist in unserer frivolen Zeit viel über das Ahnungsver-

mögen gespottet worden. Ich glaube fest daran. Nach allen meinen Erfahrungen kann es Dichtern unter keiner Bedingung abgesprochen werden. Man lasse Jedem seinen Glauben, man störe ihn nicht, wenn er prophetisch in die Zukunft blickt. Heilige Schauer durchziehen die Menschenseele bei dem Hereinragen jener düstern Macht in das Thun und Treiben der Sterblichen. Es liegt etwas Großes darin, wenn ein echter Dichter seinen Tod ahnt. S. 44:

Wie soll ich die Liederflut hemmen,
Die ich herauf beschworen?
Ich kann den Spruch nicht finden,
Bis ich dich aus dem Herzen verloren.

Das ist von dem Zauberlehrling
Die traurige Geschichte:
Mich werden noch verderben
Die eigenen Gedichte.

Nr. 2. Ein seltenes Talent, das alle Saiten der Lyra anzuschlagen weiß; da klingt es und singt es auf dem Krankenlager, dort von Frühlingsahnung, hier „Auf dem Ball", dort „In der Fremde", Veilchen- und Schmetterlingslieder, Studenten- und Reiterlieder im buntesten Gemisch, und Alles durchzieht ein so edler, gesunder, thränenreicher Idealismus daß der Leser kein Gefühl, kein Herz, keine Thränensäcke haben müßte, wenn er sich in dieser Liederflut nicht baden wollte. Der Verfasser scheint tiefe psychologische Studien über das vortreffliche Sitzleder des Ritters Toggenburg gemacht zu haben. Hier eine Probe (S. 46):

Erinnerung.

Und wieder, wieder ist es Lenz geworden,
Und wieder singt die Lerche ihre Lieder,
Und wieder sitz' ich an des Stromes Borden
Und starre sinnend in die Flut hernieder.

Zwei Jahre sind's; es war dieselbe Zeit,
Hoch in den Lüften klangen Lerchenlieder,
Da saß ich an dem Strom, einsam wie heut',
Und starrte sinnend in die Flut hernieder.

O bitt'rer, thränenreicher Trennungsschmerz!
Mein süßes Liebchen war davon gezogen.
Wie pochte sehnsuchtsvoll mein liebend Herz!
Und meine Thränen rannen in die Wogen.

O süße Wonne, wundersel'ges Bangen!
Tief in der Brust erklang's wie Lerchenlieder,
Ein Thränlein sah in ihrem Aug' ich hangen,
Als sie mir warf den Abschiedsgruß hernieder.

Was willst du, dunkle Flut? Vorbei, vorbei!
Längst trockneten die Thränen unterdessen,
Verweht, gestorben ist die Lieb' und Treu';
Zwei Jahre sind's; ich hab' es nicht vergessen.

Und wieder, wieder ist es Lenz geworden,
Und wieder singt die Lerche ihre Lieder,
Und wieder sitz' ich an des Stromes Borden
Und starre weinend in die Flut hernieder.

Nr. 3. Ein paar hundert neue Variationen über das alte Thema Liebe. Goethe hat irgendwo, wenn wir nicht irren im zweiten Theil des „Faust", gesagt daß kein neuer Gedanke mehr erfunden werden könne, es sei Alles schon längst gedacht worden. Schade daß der Dichterfürst nicht mehr lebt, aus dieser Gedichtsammlung hätte er lernen können, wie übereilt seinen Lippen die obige Aeußerung entschlüpfte. Ich bin davon fest überzeugt, Goethe hätte seine Behauptung zurückgenommen. Der Verfasser hat ohne Zweifel das Verdienst, der Liebe mehr als eine neue Seite abgewonnen zu haben. Was hat Goethe, der Freund der Optik, davon gewußt daß in einem einzigen Liebesblick mehr als 17,000 Lichtfacetten thätig sind? Um von den vortrefflichen Dichterspenden des ganzen Buchs zu schweigen, Goethe hätte für das einzige hier folgende Liedchen den Sänger auf die Stirn geküßt (S. 25):

Die Blicke.

Es kost der bunte Schmetterling
Im Sonnenlicht auf Blumenbetten
Und blickt aus jedem Augenring
Mit siebzehntausend Lichtfacetten.

Mit wie viel tausend Augen mag
Mein Geist nach der Geliebten blicken,
Wenn schon ein Schmetterling vermag
So viele Blicke zu verschicken?

Nr. 4. Was auch Swift in seinen „Gulliver's travels", was Sterne und Jean Paul an Humor, Witz und Satire je aufgeboten haben, es ist nur matter Kaffeeabsud gegen diese Gedichte in allerlei Humoren, denn der Verfasser macht das unglaubliche Kunststück den Jocus in Versen auf den Kopf zu stellen, indeß seine drei Vorgänger ihn nur gewöhnliche Purzelbäume schlagen ließen, wie sie allenfalls jeder Straßenjunge auch auf Verlangen producirt, wenn man ihm dafür das gewichtige Honorar einiger Kupferdreier in Aussicht stellt. Der Verfasser hat zu dem Thurm seines unsterblichen Ruhms mit dem berühmten „Wanderlied" in den „Fliegenden Blättern" den Grundstein gelegt, wahrlich ein gutes Fundament! Darauf läßt sich weiter bauen. Dieses Lied ist keine Satire auf die Mignon im „Wilhelm Meister"; schon die erste Strophe ist so piquant daß es mich unwiderstehlich zieht sie zur Erbauung und sittlichen Erhebung unserer Leser zu citiren (S. 93):

Nach Italien, nach Italien
Möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
Wo die Pomeranze wohnt,
Wo die wunderschönen Mädchen
Unter süßen Triolettigen
Singen, wandelnd unterm Mond —
Dahin, Alter, laß mich zieh'n!

Wer sähe in dieser einzigen Strophe nicht den echten Humoristen! Doch wem dies nicht genügt, der lese „Ultramontanes Genie" (ein Amaranthgesang), „Almanächtige Reime", „Albummelei", „Aus dem Handbuche der Liebeleien und Geibeleien", „Dachstubenpoesie der Lenautiker", „Der Concurs, eine Civilromanze", und den erhabenen „Hymnus auf das Schwert des Dr. Fridolin Brüller". „Der Dorfbarbier" hat auf dieses neue ausgezeichnete Talent, auf diesen Stern erster Größe an unserm verrückten Dichterhimmel das Publicum bereits aufmerksamgemacht. Dazu ist Nichts zu bemerken als daß wol das Hauptverdienst dieses Autors darin besteht, alle seine poetischen Erzeugnisse mit wohlthuender Klarheit zu überhauchen, z. B. S. 49:

Heidebilder.

Zigeuner mit alten Geigen,
Grafen mit schwarzen Dirnen,
Reizender, schamloser Reigen,
Finsteres, sprechendes Schweigen,
Schweißperlende Stirnen.

Unheimlich alte Weiber,
Glühende Glutweinbecher,
Zottende Roffetreiber,
Unmaßgeblicher Beschreiber,
Je interessanter, je frecher.

Nr. 5. Drei Erzählungen: „Coralla", „Die Todtenwache" und „Die Geschwister", ihrem stofflichen Gehalt nach höchst interessant, die Hauptmomente ungemein scharf pointirt, in fünffüßigen Jamben fließend erzählt. Die bei epischen Productionen gewöhnlich vorwaltende Breite hat der Verfasser weise vermieden, und da auch der Schluß dieser Erzählungen immer so außerordentlich befriedigend ist, so können sie dem Publicum auf das wärmste empfohlen werden.

Nr. 6. Der Prolog schon ist ein meisterhafter Versuch, unser ungläubiges Zeitalter zu dem allein wahren Glauben zu-

rückzuführen. Solche Bücher wie diese „Tochter Jephthah's" sind ein wahres Bedürfniß für „die dumpf und leer gewordene Welt", warum erscheinen derlei Kinder religiöser Begeisterung so selten? Wenn sie das Publicum des 19. Jahrhunderts auch nicht mit offenen Armen aufnimmt, wer wollte sich deshalb allein die Bemerkung erlauben daß sie seit Voltaire's Auftreten doch nicht mehr zeitgemäß seien? Alberne Philosophie! man lese nur solche Bücher, die guten Folgen werden nicht ausbleiben.

Nr. 7. Auch diese reiche Liedersammlung enthält des Trefflichen viel. Ein hochpoetischer Schwung durchzieht diese Gesänge, die in gedrängter Kürze den Stoff in einer Art und Weise bewältigen, wie es an modernen Poesien selten zur Erscheinung kommt. Man könnte zwar einwenden, der Verfasser habe auf Kosten der Euphonie dieses Ziel verfolgt, jedoch wage Niemand hierüber zu Gericht zu sitzen, wenn er nicht nach wiederholter Prüfung alle Vorzüge auf die ästhetische Wage gelegt hat. Man lese zum Beweis des eben Gesagten nur die Hymne „Der Herr wird aus Zion brüllen!" und Mancher wird seine vorgefaßte Meinung fahren lassen. Bedenkt man noch daß es der Verfasser mit historischen Motiven zu thun hatte, wobei häufig das Eigenthümliche des Dichters in Rauch aufgeht, so muß man darüber staunen, wie sehr es dem Verfasser gelungen ist diese Productionen mit dem Fluidum seiner Originalität zu impfen. Ein Punkt noch, der durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, ist das verschiedenartige, schlagkräftige Reimen auf ein und dasselbe Wort, worin Lange eine besondere Meisterschaft andentaglegt, z. B. S. 119:

Die Pracht des Himmels in der Nacht der Erde.

Nur in der Erdennacht
Seh'n wir des Himmels Pracht,
Seh'n wir ihn in allen Höh'n und Fernen
Erfüllt von Sternen.

Nur durch der Buße Nacht,
Wann unser Geist erwacht,
Kommen wir zum hellen Vaterhause
Aus dunkelm Grause.

Nur in der Trübsalsnacht
Sehen wir Gottes Macht,
Strömt sein Licht aus allen Himmeln wieder,
Mit Trost hernieder.

Nur in der Todesnacht
Sind wir so ganz erwacht,
Daß wir Gott in allen Himmelshöhen
Beseligt sehen.

Nr. 8. Ein größeres Gedicht wie Deutschland noch keins besitzt. Auf dem Gebiete des Märchens ist noch etwas zu leisten; alle andern poetischen Fundgruben sind bereits ausgebeutet. Zum Glück kommen die Romantiker von heute endlich zu dieser Ueberzeugung; denn sie pilgern nun scharenweise ins gelobte Land der Märchenwelt, wo die beflügelte Phantasie Gott sei Dank noch Platz genug hat. Das scharfzeichnende, markige Dichten des Verfassers kann allen Musenjüngern die im Polkasprunge den Parnaß hinanschwindeln als Muster vorgehalten werden. Hier ist Nichts von jener mystischen Verschwommenheit, hinter die sich gewisse fatale Genies zu verstecken pflegen, Nichts von jener Hölty-Matthisson-Schwerherzigkeit, die sich an einen gefühlvollen Leser wie das Gewicht einer Pendeluhr hängt, hier ist Alles gesund, tüchtig, wahr und klar. Es athmet, es pulst Leben in allen diesen Gestalten von den tieflockenden Sirenen bis hinauf zum „durstigen Kellermeister". Sehr sinnreich hat der Verfasser in das Ganze historische und politische Momente eingeflochten; er ließ sich mit Recht von den modernen Eiferern gegen die Episode nicht einschüchtern und brachte sie mit weiser Umsicht zur Geltung. Das Buch ist auf das eleganteste ausgestattet, und da also Innen- und Außenseite sich gleichsam um den Vorrang streiten, so steht zu erwarten daß sich das Märchenpublicum Deutschlands an dem Absatze warm betheiligen werde. Hier eine reizende Probe (S. 108):

Alle Blümchen,
Alte Mühmchen,
Duftige, glühende,
Lieblich erblühende
Dirnen, die Stirnen
Zierend mit Edelstein,
Funkelnd im Mondenschein,
Sammeln sich bald,
Wandeln hernieder;
Liebliche Lieder
Wehen im Wald.
Dem Zug voran
In lustigen Banden
Die Musikanten,
Mann für Mann!
Hänfling und Zeisig
Spielen gar fleißig;
Rothkehlchen, Wachtelchen
Trillern in Achtelchen.
Klapperstorch lächelt still,
Träumend von süßer Lust,
Ihm nur allein bewußt,
Wenn er einst bringen will
Engelchen hold und fein,
Trägt sie dem Paar hinein.
Alle im Feierkleid
Schweben hinunter;
Das ist ein Tosen,
Kichern und Kosen.
Immer nur bunter,
Immer nur munter,
Wenn auch die Elster schreit:
„Seid nicht gescheit!"

Nr. 9. Ludwig Stiebritz ist bereits bekannt durch seine 1851 erschienenen Gedichte: „Frühling eines Sängerherzens." Die Kritik hat ihm zwar damals den Vorwurf gemacht daß er sich um das Banner jener modernen Lyrik schare die ins Blaue hinein bildert und Phrasen macht; ich jedoch kann mich zu dieser Ansicht keineswegs bequemen. Mir ist Stiebritz durchaus originell. Jedenfalls zeigt sich in seiner „Alma" entschieden ein Fortschritt. Er besitzt die seltene Gabe den poetischen Stoff ganz auszubeuten, ohne unter dem Schaffen das dramatische Gebaren gedrängter Kürze aus dem Auge zu verlieren. In formeller Hinsicht sind die Vorzüge dieser „Alma" ein sehr reiner Reim, keine unnützen Assonanzen, eine durchweg fließende Diction. Z. B. S. 81:

O höre mich, mein Vaterland,
O höre meinen letzten Gruß,
Weil ich nun bin aus dir gebannt,
Weil ich nun von dir scheiden muß!
O fahre wohl!

O sei gesegnet allezeit,
Du schönes, blüh'ndes Heimatland!
Behüt' dich Gott vor wildem Streit,
Wie der, der um mich her entbrannt!
O fahre wohl!

Es wende gnädig Gott den Fluch,
Den du gesät in jener Nacht!
Geflossen ist des Bluts genug
Zur Schmach dir in der Glaubensschlacht!
O fahre wohl!

O Vaterland, des Friedens Stern
Mag ob dir glänzen hell und klar!
Will für dich beten in der Fern',
Will für dich beten immerdar!
O fahre wohl!

Noch eine Thräne weih' ich dir,
Mein heißgeliebtes Vaterland!
O nimm sie an als Dank von mir,
Den ich im Scheiden dir gesandt!
O fahre wohl!

Donnerwetter! Loben ist keine kleine Arbeit! Neun unnatürliche Kinder können Einem warm machen! Wenn dir, deutscher Michel, diese Kritik auch eine schlaflose Nacht verursacht, dann mußt du die Empfindsamkeit selbst sein. Meine zarte Seele schaudert vor dem bloßen Gedanken. Möchten die Kritiker doch bedenken, was es heißt, dem deutschen Michel, sage dem guten, lieben, frommen, fleißigen, unschuldigen, lammsanften deutschen Michel schlaflose Nächte zu machen! Möchten sie bedenken wie viele bedeutende jüngere Talente durch vorwitziges Hecheln schon um die Maifreuden des Daseins gekommen, wie viele ältere ohne Lorber und italienischen Salat zugrundegegangen sind! Ich will solch einen Vorwurf nicht ins Grab mitnehmen. In Rußland soll unlängst eine Prügelmaschine für die Sünden unbedeutender Autoren erfunden worden sein, weh' uns! wenn es in unserm lieben Vaterlande auch dazu kommt. O Michel! O Begeisterung, o, o! Es geht Nichts über ein stilles Familienglück!

Großinquisitor (Publicum)! Ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!

Emanuel Raulf.

Lord Denman über Dickens.

Bei Longman u. Comp. in London erschien „Uncle Tom's Cabin, Bleak House, slavery and the slave trade. Six articles by Lord *Denman*, reprinted from the Standard and one by Sir George Stephen, from the Worthampton Mercury". Das Interessanteste in dieser Schrift ist eine kritische Analyse der schriftstellerischen Wirksamkeit Dickens', die in der That manches Beachtenswerthe enthält. Dickens, dieser Meister der Seelenmalerei, gilt mit Recht für einen der wärmsten und beredtesten Anwalte der armen und unterdrückten Classen. Ohne Zweifel hat Dickens auch praktisch gewirkt, praktischer als die französischen Socialisten, die mit ihren Theorien den ganzen Gesellschaftskörper reorganisiren zu wollen vorgeben, statt wie Boz auf die einzelnen Schäden und Gebrechen hinzuweisen und für die besondern Krankheitsfälle auch besondere Heilmittel vorzuschlagen. Jeder Versuch, für den menschlichen Körper ein Universalheilmittel zu finden, hat bisher stets nur zur Charlatanerie geführt. Aehnlich verhält es sich mit dem Gesellschaftskörper, dem jedes versuchte Universalheilmittel nur schädlich werden kann. Dickens schlug wie gesagt einen praktischern Weg ein, und gewiß hat seine Methode die philanthropischen Bestrebungen in England mächtig gefördert und zur allmäligen Abhülfe mancher schreienden Misbräuche beigetragen. Praktisch genommen ist der Werth eines Schriftstellers auch nur nach dem Nutzen zu bemessen, den er für das Allgemeine und das Allgemein-Beste hat; alles Uebrige läuft zuletzt nur auf einen schönen Schein, auf eine äußerliche Verschönerung des Daseins hinaus, die sogar ihr Bedenkliches hat, weil hinter dem täuschenden Firniß der fressende Wurm um so ungestörter das Werk der Vernichtung betreiben kann. Boz hat immer danach getrachtet, das Menschengemüth praktisch zu befruchten, während die deutschen und französischen Tagesschriftsteller vorzugsweise den Geist oder besser den Esprit zu verherrlichen und anzubauen suchen. Daher vereinsamen bei beiden Nationen die Schriftsteller so leicht; denn der Esprit ist perfid, er übt Verrath und es wird an ihm wieder Verrath geübt. Ist aber die praktische Wirksamkeit Dickens' nicht hoch genug anzuschlagen (wir erinnern hier beiläufig auch an die Stiftung für arbeitsunfähig gewordene verdiente Schriftsteller, zu deren Gründung Dickens das Meiste beigetragen hat), so ist es andererseits auch richtig daß er ästhetisch genommen sich immer mehr in eine Manier hineingeschriftstellert hat die dem ästhetischen Gefühl nicht wenig widerstrebt. Lord Denman sagt in Bezug hierauf: „Dickens ist vielleicht ein so großer Günstling des Publicums, wie es keinen zweiten gegeben hat. Gleich andern Günstlingen droht ihm die Gefahr, um diese Popularität zu kommen. Sein letzter Roman («Bleak House»), obschon an Lebensbeobachtungen und treffender Charakterzeichnung so bewundernswerth reich wie nur irgend ein früherer, leidet an denselben Fehlern die man schon sonst an Dickens wahrnahm, nur daß sie noch stärker hervortreten, und an andern die früher nicht wahrnehmbar waren. Der Erzählungston ist darin wie gewöhnlich unkünstlerisch; die Intrigue verwirrt mehr als sie spannt; seine Liebe zu Darstellungen aus dem niedern Leben scheint ihm über den Kopf zu wachsen. Er nöthigt uns, zu lange Zeit in schmuzigen Winkeln zuzubringen, und es wird uns zuletzt garstig dabei zu Muth, wenn wir der Zartheit tugendhaften Gefühls stets in den untersten Tiefen menschlicher Degradation begegnen müssen." Auch meint Lord Denman daß Boz nicht selten der Sache der er dienen will durch Uebertreibungen schade, z. B. wenn er in seinem neuesten Roman eine Frau schildere, welche sich für das Wohl der Neger in Afrika aufs lebhafteste interessire, während sie ihre eigenen Kinder in einem Zustand der unerträglichsten Sklaverei und des Elends schmachten lasse. Der letztere Tadel ist jedoch wol unbegründet; denn obschon wir Lord Denman Recht geben, wenn er meint daß eine Gattung von Philanthropen nicht für das Pharisäerthum eines einzelnen Exemplars verantwortlich gemacht werden könne, so ist es doch ebenso richtig daß das Pharisäerthum eines Einzelnen oft hinreicht, dem Publicum den Geschmack an einer ganzen Gattung zu verderben. Daher hat der Sittenschilderer wol das Recht dieses Exemplar in seiner ganzen Blöße hinzustellen. Ohnehin hat es der Dichter überhaupt mehr mit Individuen als mit Gattungen zu thun.

70.

Miscellen.

Petrus Ramus oder, wie er eigentlich hieß, Pierre de la Ramée (geb. 1515) schwang sich aus niedrigem Stande bis zum Lehrer in Paris empor. Er lehrte Philosophie und Philologie und pflegte, da er bei Erklärung des Cicero und Virgilius gewohnt war nicht mehr als ein Blatt auszulegen Paginarius genannt zu werden. In der Philosophie erwarb er sich für seine Zeit großes Verdienst. Er reinigte besonders die Logik von vielen Subtilitäten, in welcher er im zweiten Theil von der Urtheilskraft handelte, daher seine Anhänger, die Ramisten, deren es in England, Schottland und Deutschland viele gab, von Einem dem es an Urtheilskraft gebrach zu sagen pflegten, es fehle ihm die altera pars Petri, welcher verblümte Ausdruck bis auf die neuesten Zeiten sich erhalten hat, wie selbst aus Kant's „Kritik der reinen Vernunft" ersehen werden kann. Ramus hatte übrigens das Unglück, zu Paris 1572 in der Bartholomäusnacht auf Veranlassung eines seiner Feinde, Charpentier, ermordet zu werden.

Gibbon fragte einst den Geschwindschreiber in Westminster-Hall: wie viel Worte ein geschickter und feuriger Redner in einer Stunde aussprechen könnte? Die Antwort war: 7000 — 7500. Die mittlere Zahl von 7200 wird 120 Worte für eine Minute und zwei Worte für jede Secunde geben. Allein diese Berechnung paßt blos auf die englische Sprache.

Der heilige Augustinus, Bischof von Hippo (gest. 430), soll in seinem Werke „De civitate Dei" des Varro Schriften geplündert haben, weswegen diese Papst Gregor VII. verbrennen ließ, damit Augustinus nicht des Plagiums beschuldigt werden möchte.

Wenn man erwägt, zu welch außerordentlich hohen Preisen Bücher vor Erfindung der Buchdruckerkunst erkauft werden mußten, wovon namentlich Robertson in dem der „Geschichte der Regierung Kaiser Karl's V." vorangesetzten Abriß des Wachsthums und Fortgangs des gesellschaftlichen Lebens in Europa Beispiele angeführt hat: so muß man billig erstaunen über die Ruhmredigkeit des römischen Kaisers Justinianus in der zweiten und dritten Vorrede zu den Pandekten woselbst gesagt wird: daß die Anschaffung (der vier Bücher der Institutionen, der 50 Bücher der Pandekten und der zwölf Bücher des Codex) den mehr wie minder Begüterten für eine höchst unbedeutende Summe (vilissima pecunia) möglich sei, und daß also für den niedrigsten Preis (minimo pretio) große Weisheit erkauft werden könne. Hätte der Kaiser anstatt der gebrauchten pomphaften Rede doch lieber die angebliche Kleinigkeit etwas näher bezeichnet, für die ein so höchst umfangreiches Werk seiner Aeußerung nach sollte haben erkauft werden können!

Auf den wissenschaftlich hochgebildeten und kunstliebenden Papst Leo X. folgte (1522) Hadrian VI., der einen solchen Abstand von seinem Vorfahr in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft bildete daß er allgemeines Misfallen erregte. Als man ihm die berühmte Gruppe Laokoon's zeigte, wendete er sich gleichgültig ab mit den Worten: „Sunt idola antiquorum." Sogleich ging hierauf in Rom die Rede, der Papst würde die Gruppe zu Kalk brennen lassen, um die Peterskirche damit aufzubauen. Die Meinung von seiner Unfähigkeit wurde täglich größer, sodaß endlich seine Person sowol als seine Regierung seinen Unterthanen zum Gelächter wurde. Nach seinem (1523) erfolgten Tode wurde daher in der Nacht die Hausthüre seines ersten Leibarztes mit Blumenkränzen geschmückt und die Ueberschrift hinzugefügt: „Dem Befreier seines Vaterlandes."

Gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts stieg der Misbrauch durch Herrschergunst sich emporzuheben unter den fränkischen Königen aufs höchste, sodaß man sich durch königliche Verordnungen, praeceptiones genannt, sogar Weiber zu verschaffen wußte. Jede reiche Witwe oder Jungfrau mußte alle Augenblicke gewärtig sein durch eine solche königliche Präception einem Manne zutheilzuwerden, von dem sie in ihrem Leben Nichts gesehen oder gehört hatte.

Zu Ende des 6. Jahrhunderts war es eine gefährliche Sache königlicher Leibarzt zu sein. Denn es erzählt der fränkische Geschichtschreiber Gregor von Tours (gest. 595) daß Austregild, die Gemahlin des fränkischen Königs Guntram, diesen ihren Gemahl ersucht habe ihre zwei Leibärzte nach ihrem Tode sogleich umbringen zu lassen, weil sie glaubte sie wären Schuld an ihrem Tode. Guntram versprach es und hielt Wort.

Johann Prätorius, Magister der Philosophie in Leipzig und kaiserlicher gekrönter Poet (gest. 1680), gab ein Buch heraus unter dem Titel „Weihnachtsfratzen", worin von den Misbräuchen dieses Festes gehandelt wird. 77.

Bibliographie.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. 6te Auflage. Berlin, Schroeder. 16. 2 Thlr.

Album hundert ungrischer Dichter. In eignen und fremden Uebersetzungen herausgegeben durch C. M. Kertbeny. Dresden, Schaefer. 1854. 16. 2 Thlr.

Bernstein, A., Aus dem Reiche der Naturwissenschaft. Ein Buch für Jedermann aus dem Volke. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

Blüthenklänge. Breslau, Dülfer. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Ennemoser, J., Der Magnetismus im Verhältnisse zur Natur und Religion. 2te verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Frantz, C., Versuch einer Geschichte des Marien- und Annen-Cultus in der katholischen Kirche. Halberstadt, Frantz. 1854. 8. 18 Ngr.

Galletti's, J. G. A., allgemeine Weltkunde oder Encyklopädie für Geographie, Statistik und Staatengeschichte mittelst einer geographisch-statistisch-historischen Uebersicht aller Länder, hinsichtlich ihrer Lage, Größe, Bevölkerung ꝛc. und einer Skizze der ältern und neuern Geschichte. 11te durchaus umgearbeitete Auflage mit einer ganz neuen Einleitung über die Erde im Allgemeinen in drei Abtheilungen vermehrt. Nach den besten Quellen und Hülfsmitteln bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von F. H. Ungewitter und H. Meynert. Mit vielen Illustrationen, 5 astronomischen und 35 General- und Specialkarten auf 4 Folio- und 32 Quartblättern. 1ste Lieferung. Wien, Hartleben. 1854. Gr. 4. 18 Ngr.

Geistliche Gedichte des XIV. und XV. jarhunderts vom Niderrhein, herausgegeben von O. Schade. Hannover, Rümpler. 1854. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Giseke, R., Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Legendenbuch aus dem Munde deutscher Dichter. Trier, Lintz. 1854. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lenau, N., Savonarola. Ein Gedicht. 4te Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ludwig von Granada, Die Lenkerin der Sünder. Zwei Bände. 5te verbesserte Auflage. Aachen, Cremer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mann, F., Naturwissenschaftlich pädagogische Briefe. 1ste Reihe. Zürich. Gr. 8. 6 Ngr.

Mäurer, G., Blüthen aus dem Abendlande. Mit dem Bildniß des Verfassers. Zürich, Kiesling. 1854. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Pecht, F., Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1854. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Erwerbs- und Verkehrs-Statistik des Königstaats Preußen. In vergleichender Darstellung. Drei Abtheilungen. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 9 Thlr. 10 Ngr.

Reithardt, J. J., Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen, Holzschnitten und Titelbild. Leipzig, Costenoble. 1854. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schade, O., Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforschung. Hannover, Rümpler. 1854. Gr. 8. 22½ Ngr.

Sternberg, A. v., Die Nachtlampe. Gesammelte kleine Erzählungen, Sagen, Mährchen und Gespenstergeschichten. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Storch, L., Am warmen Ofen. Erzählungen und Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Keil. 1854. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Walther von Aquitanien. Heldengedicht aus dem Lateinischen des 10. Jahrhunderts, übersetzt und erläutert von San-Marte. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Wichtigkeit der Silberwährung für Deutschland. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 15 Ngr.

Wiesner, A. C., Der Feldzug der Ungarn gegen die Oesterreicher und Russen im J. 1848—49. Mit 1 strategischen Uebersichtskarte. 1ste Abtheilung. Chur, Hitz. Gr. 12. 27 Ngr.

Wolff, A. W., Aus der Jugendzeit. Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Jahrgang 1853. Monat October.

Nr. 40. Schalk, der Benedictiner. Eine biographische Skizze. Von **H. Koenig.** — Die Schutzzölle unter dem culturgeschichtlichen Gesichtspunkt. Von **A. Lammers.** — Die Schlacht von Chiozza. Aus „Carlo Zeno". Von **R. Gottschall.** — Literatur und Kunst. (Buddeus, „Schweizerland. Natur- und Menschenleben. Erster Theil: Die ebene Schweiz." — Wilhelmine von Gehren, „Eine Schriftstellerin"; Julie Burow, „Novellen"; Emma Niendorf, „Erzählungen"; Dräxler-Manfred, „Geschichten aus und nach dem Leben.") — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Altpreußen. — Aus Dresden. — Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 41. Die Jesuitenmission in Baiern. Von **C. Werner.** — Ein spanisches Blutgericht in den Niederlanden. Von **K. Grün.** — Literatur und Kunst. (Klippel, „Deutsche Lebens- und Charakterbilder aus den letzten drei Jahrhunderten". — Erk, „Deutscher Liederhord". — Brunn, „Geschichte der griechischen Künstler". Erster Theil.) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus dem Harzgau.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 42. Eine „schwebende" Sache. Von **L. Bucher.** — Eine Erklärung des Herrn Professor Klencke in Braunschweig. — Literatur und Kunst. („Kalewala", übersetzt von A. Schiefner; Castrén, „Reisen im Norden". — „Classiker des Alterthums"; „Französische Classiker.") — Correspondenz. (Aus Paris. — Aus Tirol.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 43. Gedichte. Von **J. Große.** — Briefe aus Konstantinopel. I. — Ein Tagebuch aus Helgoland. Von **F. Löher.** — Literatur und Kunst. („Unterhaltungen am häuslichen Herd", herausgegeben von K. Gutzkow; „Bremer Sonntagsblatt", herausgegeben von F. Pletzer; „Münchener Hauschronik"; „Illustrirtes Familienbuch", herausgegeben vom Oestreichischen Lloyd. — „Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise von W. J. L. M." — „Deutscher Dichterwald von Opitz bis Lenau", zweiter Band. — Meißner, „Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee.") — Correspondenz. (Aus Breslau. — Aus Frankfurt a. M. — Aus Brüssel.) — Notizen — Anzeigen.

Nr. 44. Fanny Lewald und ihr neuester Roman. Von **R. Prutz.** — Polen und Deutsche in Westpreußen. Von **W. Andrä.** — Aus den böhmischen Bädern. IV. — Literatur und Kunst. (Küstner, „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin". — Rehlen, „Bildungshalle im Sinne und Geiste unserer Zeit". — „Historisches Taschenbuch", herausgegeben von Raumer, dritte Folge, fünfter Jahrgang.) — Correspondenz. (Aus Leipzig. — Aus Naumburg. — Aus München.) — Notizen. — Anzeigen.

Das **Deutsche Museum** erscheint in **wöchentlichen Lieferungen** zu dem **Preise** von jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen **Bestellungen** an. **Inserate** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im November 1853.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen,

bis Ende des Jahres 1853

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Adolphine. Lotosblätter. Drei Novellen. 8. 1835. (1 Thlr.) **10 Ngr.**

—— Ideal und Wirklichkeit. 8. 1838. (1 Thlr. 8 Ngr.) **10 Ngr.**

Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau v. W. 12. 1842. (1 Thlr. 24 Ngr.) **10 Ngr.**

Berthold (Franz). Gesammelte Novellen. (Von *Adelheid Reinbold.*) Herausgegeben von *L. Tieck.* 2 Theile. 12. 1842. (3 Thlr.) **20 Ngr.**

Cordelia. Von der Verfasserin von „Agnes von Lilien". (Von *Karoline v. Wolzogen.*) 2 Theile. 8. 1842. (3 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Düringsfeld (Ida v.). Margarethe von Valois und ihre Zeit. Memoiren-Roman. 3 Theile. 12. 1847. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

Huber (Therese). Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. 8. 1821. (2 Thlr.) **10 Ngr.** — Jugendmuth. 2 Theile. 8. 1824. (3 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.** — Die Ehelosen. 2 Bände. 8. 1829. (3 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.** — Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von *V. A. Huber.* 6 Theile. 8. 1830—33. (13 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

(**Lewald,** Fanny.) Clementine. 12. 1842. (1 Thlr.) **12 Ngr.** — Eine Lebensfrage. 2 Theile. 12. 1845. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.** — Diogena. Roman von Iduna Gräfin *H. H.* 2te Auflage. 12. 1847. (1 Thlr. 6 Ngr.) **12 Ngr.**

Romainville (Leontine). Selbstopfer. 8. 1829. (2 Thlr.) **10 Ngr.**

—— Die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Parisers. 8. 1831. (2 Thlr.) **10 Ngr.**

Schopenhauer (Johanna). Richard Wood. 2 Theile. 8. 1836. (4 Thlr.) **16 Ngr.** — Die Tante. 2 Bändchen. 16. 1837. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.** — Gabriele. 2te Auflage. 3 Theile. 8. 1826. (5 Thlr.) **16 Ngr.** — Sidonia. 3 Theile. 8. 1828. (5 Thlr). **16 Ngr.**

Schopenhauer (Adele). Feld-, Wald- und Hausmärchen. 12. 1844. (24 Ngr.) **8 Ngr.** — Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. 2 Theile. 12. 1845. (3 Thlr.) **20 Ngr.**

Tarnow (Fanny). Zwei Jahre in Petersburg. Aus den Papieren eines alten Diplomaten. 2te Auflage. 12. 1848. (1 Thlr. 24 Ngr.) **12 Ngr.**

Taufkirchen-Engelburg (Fanny, Gräfin). Die Schwärmerin. 12. 1846. (1 Thlr. 12 Ngr.) **10 Ngr.**

—— Die Schwestern von Savoyen. 12. 1847. (1 Thlr. 15 Ngr.) **10 Ngr.**

Therese. Novellen. 2 Theile. 8. 1849. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Die Tochter einer Schriftstellerin. Von der Verfasserin der „Tante Anna". Aus dem Dänischen von *Emell.* 2 Theile. 12. 1846. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Werder (Bertha v.). Altes Lieben, neues Hoffen. Roman. 12. 1844. (1 Thlr. 24 Ngr.) **16 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen aus demselben Verlage sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

☞ Bei einer Bestellung von 10 Thlrn. 10% Rabatt. ☜

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 49. —— 3. December 1853.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Vermeintliche und wirkliche Figuren aus dem Leben in Goethe's Dichtungen.

Erschrick nicht, lieber Leser! Du wirst seit einiger Zeit mit Nachtischen zu Goethe's Gastmahlen von so großer Zahl und mitunter so zweifelhaftem Confect unablässig bedient, daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn dir die Lust zu Allem was dem ähnlich sieht für lange Zeit vergangen wäre. Ich eile daher zu versichern daß ich nicht zu Denjenigen gehöre, die auf diese Weise dich nur scheinbar, in Wahrheit aber sich in Nahrung setzen, indem sie gleichsam eine Fabrik von unendlichem Goethe-Papier errichtet haben, auf welches sie durch Jahre fort unter Einigem was zu des Dichters Gedächtniß oder Verständniß gehört, Vieles was nicht dazu gehört ausbreiten und durch das einfache Mittel der Aufnahme auch des letztern sich gegen jedes Ausgehen des Stoffs gründlich geschützt haben. Ich habe mich nicht über eine oder die andere in Goethe's Leben erwähnte Gestalt mit Personen die Notiz von ihr besitzen in Briefwechsel gesetzt, um Das was ich von ihnen über jene und beiläufig über mehre anderweitige Leute erfahre, des Breitern für den Druck zu verfassen, durch wiederkäuende Einleitungen, Uebergänge und Anhänge zu vermehren und durch Abschreiben großer Stücke aus Goethe's Selbstbiographie (mit alleiniger Aenderung der ersten Person des Vortrags in die dritte) zu einem dicken Buch anzuschwellen. Solche Künste bewundere ich, ohne sie nachahmen zu können.

Im Gegentheil ist meine Absicht den wahren Goethefreunden, die von dem Zuviel jener Gaben eine Empfindung gleich der des verdorbenen Magens haben, mit Gegenwärtigem in kathartischer Weise zu Hülfe zu kommen. Ich will nämlich zuerst auflösend gegen einige Vermengungen verfahren, in die man Personen aus dem Leben mit Goethe'schen Dichtungen gebracht hat, und darauf nach richtiger Diät nur eine leichte Speise reichen, indem ich in einer Goethe'schen Dichtung eine bisher nicht bemerkte Figur aus der Wirklichkeit aufweise, die aber darin nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Zunächst sei mir erlaubt einiger Damen mich anzunehmen, die mit dem Dichter in überflüssige Beziehungen durch leere Hypothesen gesetzt werden, da er doch in diesem Betracht einer Nachhülfe durch Einbildungen nicht bedarf.

Gleich im ersten Jahre seines weimarischen Lebens gibt man Goethe die aufknospende Amalie Kotzebue zur Geliebten. Ganz neuerdings beruft sich Eckhardt in seinen „Vorlesungen über Tasso" (S. 14) auf dieses Verhältniß und daß Goethe in den „Geschwistern" im Wilhelm sich, in Marianne Malchen portraitirt habe. Hieran ist nur wahr daß bei der ersten Aufführung des Stücks am Hof Malchen die Marianne spielte, Goethe den Wilhelm. Aus dieser theatralischen Liebhaberschaft hat oberflächlicher Klatsch die wirkliche abgeleitet und dann die Sache umgekehrt. Die Quelle für diese oft wiederholte Misdeutung der „Geschwister" ist nur Böttiger, der 16 Jahre nach deren Dichtung in Weimar eintrat, und was er über Vergangenes von Diesem oder Jenem im ungebundenen Gespräch hinwerfen hörte, aus dem Gedächtniß in sein Notizenbuch mit einer Bonhommie hinschrieb, die nie das Einzelne genau nahm; und gerade diese Angabe steht (Böttiger's „Literarische Zustände und Zeitgenossen", S. 52) in einer bunten Reihe von Anekdoten die ihre Herkunft nicht von historischer Aengstlich-

keit, sondern von Spaß- und Schwatzlust deutlich an der Stirne tragen. Die kleine Kotzebue kann keinerlei inspirirenden Antheil an den „Geschwistern" gehabt haben, da Entstehung und Form dieses Dramas innig und bestimmt mit der gleichzeitigen Wendung in Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein zusammenhängen, von der sogar ein Briefchen darin aufgenommen ist. (Vergl. Prutz' „Deutsches Museum", 1851, Nr. 1, S. 7 fg.)

Bald nach der „Seladonschaft" bei Malchen, die Böttiger dem Dichter schenkte, wollen ihn Andere in Leidenschaft für die Kammersängerin Corona Schröter sehen. W. Schäfer in seinem vorzüglichen, durch klare Uebersichtlichkeit und liebenswürdige Gesinnung sich empfehlenden „Leben Goethe's" sagt (S. 249 fg.):

Es hatte seine lebendige Empfänglichkeit für die Reize weiblicher Anmuth in der leidenschaftlichen Erregbarkeit seiner sinnlichen Natur eine gefährliche Begleiterin, die ihn leicht von der Bahn der Sitte fortriß; vornehmlich mochte wol im Beginn des weimarer Lebens seine Lippe „gewohnt sein von der Liebe süßem Glück zu schwellen und wie eine goldene Himmelspforte lallende Seligkeit aus und ein zu stammeln"; klagt er doch bald nach diesem von den Küssen „ringsumfangender Liebe" durchglühten Gedichte („An den Geist des Johannes Secundus") mit reuigem Rückblicke „daß er immer der ganz sinnliche Mensch bleibe". Daß die reizende Corona Schröter gegen seine Liebesbewerbung nicht unempfindlich blieb, leidet wol keinen Zweifel, wenn auch nur leise Andeutungen uns in dies Verhältniß blicken lassen.

Vollkommen überzeugt von der Humanität des Verfassers, kann ich es denn doch nicht gerechtfertigt finden, wenn man einer unbescholtenen Jungfrau — sei sie immerhin schon lange todt — persönliche Gefälligkeit gegen männliche Wünsche aus bloßer Vermuthung nachsagt. Diese Indiscretion ergibt hier (vielleicht ohne die Absicht des Verfassers) der Zusammenhang, der jeden Leser veranlaßt sich in der lebhaften Scene der unmittelbar vorher citirten Verse die gute Kammersängerin als stumme Mitspielerin zu denken. Darin geschieht ihr nun auf jeden Fall bitter Unrecht; denn dies Kußfeuergedicht ist vom 2. November 1776, und sie kam erst 1778 nach Weimar. Freilich hatte Goethe sie schon in Leipzig kennengelernt, war er es der sie nach Weimar brachte, und konnte sein Umgang mit ihr, besonders in den ersten Jahren ihrer Anstellung, wo das Liebhabertheater des Hofs von ihm geleitet wurde, nicht spärlich sein, da sie Rollen seiner Angabe zu spielen, Lieder von ihm zu singen hatte, auch wol kleine Gesellschaften in seinem Hause verschönte. Welches sind nun aber die leisen Andeutungen die den trefflichen Schäfer in dieses Verhältniß blicken und an Corona's Nachgiebigkeit nicht zweifeln ließen? Eine Note Riemer's ist es, und zwar eine durchsichtige Conjectur des alten Philologen. Zu einer Anführung aus einem Schreiben Wieland's an Merck vom Sommer 1778, worin derselbe sagt, Goethe habe Liaisons, Freuden und Leiden, an welchen er seinerseits nicht theilnehmen könne, macht Riemer („Mittheilungen", II, 63) die Anmerkung: „Er zielt auf Goethe's freundschaftliches Verhältniß zu Frau von Stein und auf das mehr leidenschaftliche zu Corona Schröter." Woher wußte Riemer das letztere? Vom Sehen? Als er nach Weimar kam (1803), war Corona schon ein Jahr todt. Aus Geständnissen Goethe's? Goethe hat ihm über diese Zeiten und Liaisons keine gemacht; dies erhellt sehr deutlich daraus daß Riemer in seiner so angelegentlich zusammengestellten und glossirten Chronik jener Jahre nicht einen Zug, nicht eine Anekdote von Belang aus solcher Mittheilung beizubringen, sondern zu seinen ausschließlichen Quellen gedruckte Briefe nebst einigen in Goethe's Archiv gefundenen und besonders das Tagebuch Goethe's hat, welches er gleichfalls aus diesem Archiv erhielt. So fand er nun auch — was uns hier angeht — für das Erste in einem gedruckten Briefe Wieland's, und zwar in dem gerade von ihm citirten, unmittelbar vor jener Erwähnung der Liaisons des Dichters, die kurze Schilderung von Wieland's Zusammentreffen im Park mit dem Herzog in Gesellschaft Goethe's und der schönen Schröter, „die in der unendlich edeln attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinirten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend aussah". Zum Andern fand Riemer in Goethe's Tagebuch im Juli des nächsten Jahres, inmitten einer kurzen Rechenschaft über die Nachwirkung von Merck's Besuch, des Herzogs Entwickelung, die wenig bewegbare Art Anderer in seiner Umgebung, die Worte: „Auch dünkt mich, sei mein Stand mit Cronen (Corona) fester und besser." Diese Worte und jene Wieland's, in welchen er „insidiosen" und „Nymphe der anmuthigen Felsengegend" unterstrichen hat, gaben dem Philologen die Conjectur von dem leidenschaftlichen Verhältniß ein. Evident ist sie nicht, da Goethe, der sich damals in den verschiedensten persönlichen Verhältnissen mit Militaircommissions-, Straßenbau-, Wiesenwässerungs-Collegen, Rekruten und Hofleuten aufmerksam selbst beobachtete, ebenso über seinen Stand mit Corona reflectiren konnte, wenn es sich auch nur um das richtige Maß zwischen dem Intendanten und dem muntern Freund ohne irgend gefährliche Leidenschaft handelte. Das letztere zu schließen, gibt noch weniger jene Schilderung Wieland's Anlaß. Zu kurz erst war Corona in Weimar, von Wieland vielleicht damals zum ersten mal gesehen, als daß er etwas Bestimmtes von einer Liaison Goethe's mit ihr hätte merken können. Zwischen den Bemerkungen daß der Herzog ungemein liebreich gegen ihn und die Seinigen gewesen, so gesund ausgesehen, so edel und gut sich gezeigt daß gewiß Goethe ihn recht geführt und am Ende von seiner sogenannten Favoritschaft vor Gott und der Welt Ehre haben werde, ferner daß Goethe simpel und gut, aber äußerst trocken gewesen, will sein Bild von der schönen Schröter nichts Loses andeuten. Es gesellt sich vielmehr zur vorhergehenden Erwähnung von den neuen Parkanlagen als ein Lob des Dichter- und Hofgeschmacks. Die „Nymphe", der „insidiose" und „raffinirte" Anzug sind neben der „unendlich edeln attischen Eleganz" nur im Sinne dieses Lobes ganz gutmüthig gemeinte Ausdrücke in Wieland's französirend-galantem Stil.

Es fehlt nicht an Spuren daß Goethe wahres Interesse an Corona und ihrer Ausbildung nahm und besonders in der Zeit von ihrer Berufung bis ins Jahr 1783 für ihre mimischen und musikalischen Leistungen und für ihre geselligen Beziehungen Antheil hatte. (Vergl. „Goethe's Briefe an Frau von Stein", I, 20 fg., 293, 359; II, 16, 23, 64, 69, 80, 91, 99, 111, 207, 217, 246). Es ist aber bezeichnend daß vom Jahr 1784 an, mit welchem der Eintritt einer stehenden Schauspielertruppe in Weimar Goethe's Bethätigung für Dilettantenaufführungen am Hof minderte und ebenso die Verwendung von Corona's Talenten sich mehr auf Gesang im Hofkreise und Vorlesungen in dem der Herzogin Amalie beschränkte, auch die Spuren von Goethe's Verkehr mit ihr ausgehen. In den vorhergehenden Jahren, wo aus jenen Berufsanlässen die häufigern Berührungen erfolgten, war jedoch Goethe's tiefe Neigung zu Frau von Stein dergestalt im Wachsen und Culminiren daß die Vermuthung einer gleichzeitigen zweiten nicht begünstigt ist. Im Frühjahr und Sommer 1781 lesen wir in den „Briefen an Frau von Stein": „Ich gehe zur Schröter und bin nur halb da, nicht einmal halb"... „Die Schröter hat das Salve Regina recht schön gesungen, meine Gedanken waren indessen bei dir", oder: „Ich bin heut musikalisch und esse mit der Schröter, bin und bleibe doch aber ganz dein", u. A. Diese Versicherungen von Goethe selbst kann freilich, wer es liebt das Gras wachsen zu hören, im entgegengesetzten Sinn auslegen als Verwahrungen, die dadurch nöthig geworden daß in den zwei vorausgehenden Jahren Momente vorgekommen, wo Corona das Herz des Dichters nicht so unbestritten der jetzt herrschenden Freundin überlassen. Gedanken sind zollfrei, aber was man zu Buch nimmt muß man etwas directer begründen können.

Am Dreikönigsabend 1781 ließ Goethe vor der fürstlichen Gesellschaft sein Epiphaniaslied von drei Maskenkönigen, deren einer Corona war, singen und bezeichnete sie neckisch im Liede selbst damit daß der erste König, „der weiß' und auch der schön', mit allen Specerei'n sein Tag kein Mädchen wird erfreu'n". Im März 1782 verfaßte er das unvergleichliche Gedicht auf Mieding's Tod, worin er sie, mit dem vollen Zauber seiner Muse übergossen, aufführt als eine durch die Natur selbst in Wesen und Erscheinung vollendete Künstlerin. Er schrieb von diesem Gedicht an die Stein:

> Ich habe der Schröter zu Ehren zwölf Verse (eigentlich zwölf Verspaare) darin, die du, hoff' ich, schön finden und in allem Sinne damit zufrieden sein sollst.

Der Herzog schrieb davon an Knebel:

> Mieding ist fertig und die Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade daß der Minnesold in neuern Zeiten so theuer ist; wäre er es weniger, gewiß sie könnte Goethe nicht anders als mit ihrer Person danken; o wie wollten wir nicht noch in unsern alten Tagen Verse machen lernen!

Hier sieht es nun, meine ich, deutlich genug daß Corona, wenn sie auch (mit Schäfer zu reden) gegen Goethe nicht unempfindlich war, darum noch keinen Minnedank im Sinne Gottfried's von Strasburg oder Ulrich's von Lichtenstein bewilligte, und wir kein Recht haben sie mit des jungen Dichters Eingeständniß seiner Sinnlichkeit in captiöse Verknüpfung zu bringen. In wohlunterrichteten, altangesehenen Familien Weimars habe ich die Erinnerung an das sittlichschöne, durchaus haltungsvolle Wesen der Schröter gefunden; wie sie denn daselbst in der besten Gesellschaft als eine Zierde derselben bis in ihre letzten Jahre geschätzt blieb, wo sie wegen Gesundheitsleiden sich erst nach Jena, dann nach Ilmenau (dort starb sie nach kurzem Aufenthalte) zurückzog.

Wie sich nun aber in unserer lieben Welt Nichts so leicht fortpflanzt als das Verfängliche, so weiß nun auch Eckhardt („Vorlesungen über Tasso", S. 12) daß Corona „eine Flamme Goethe's" gewesen, und führt neben Riemer den bei dem Letztern citirten Brief Wieland's an, aus welchem er ganz misverständlich entnimmt, „wie man den Herzog, Goethe und die Schröter, nymphenartig gekleidet (!), in einer anmuthigen Felsgegend an der Ilm von der offenen Straße aus sehen können". Der Himmel behüte uns! Diese Auffassung und Uebersetzung des Wieland'schen Gleichnisses in die Wirklichkeit eines antiken, noch dazu von offener Straße aus sichtbaren Halbcostumes hat gewiß nicht wenig zu der Vorstellung Eckardt's beigetragen, Goethe habe in Weimar vor der italienischen Reise „auf dem breiten Polster eines entnervenden Glücks geruht" (Ebendaselbst, S. 217). Andererseits ist ihm die Vermuthung erwachsen, das „Original zu Leonore Sanvitale im «Tasso» sei Corona Schröter gewesen; einzelne Züge habe vielleicht auch Fräulein von Göchhausen geliehen" (Ebendaselbst, S. 219).

Ehe man dem Dichter solche Recepte unterlegt, sollte man doch etwas wissen von den Gestalten die man in den Mischkrug wirft. Eckardt durfte nur in den Briefen Schiller's an Körner beachten, wie Schiller Corona erschien, wie er sogar anfangs ihr ruhiges Wesen für Kälte und Gleichgültigkeit nahm, bis er sie in der Ausübung ihres Talents und Liebe des Kunstschönen wärmer fand; so würde er in ihr kein Urbild der lebhaften, von der Grazie Geschäft machenden, aufs feinste genußsüchtigen Sanvitale vorausgesetzt haben. Und hätte er einige Vorstellung von der kleinen, etwas schiefen Göchhausen gehabt, von den lebhaften Fehden die sie mit Knebel hatte, von dem langwierigen, Nichts weniger als zärtlichen Witz- und Kriegsfuß, auf dem sie mit dem Herzog und mit Goethe stand, so dürfte er wol überzeugt sein daß die Schröter auch durch Zumischung einiger Gran Göchhausen um Nichts mehr zur Sanvitale geworden wäre.

Noch blinder mischt Eckardt die Hypostasen für die Prinzessin im „Tasso". Er findet „einzelne Züge an Frau von Stein, dann im Bilde der Herzogin Luise, dann vorzüglich im Leben des Fräulein von Klettenberg, und einige lieh vielleicht auch die schöne Unbekannte aus Mailand". Wie kann man sich nur einbilden daß eine Schöpfung von so lauterer Individualität und Ganzheit,

wie Eleonore im „Tasso“, aus einem solchen Allerlei-Blümleinextract hervorgehen könne! Will man sagen daß nur Goethe's mannichfaltige Verhältnisse zu vorzüglichen weiblichen Erscheinungen und seine persönliche Empfänglichkeit für solche diese Tiefe seiner poetischen Frauenbilder möglich gemacht, so ist das doch etwas ganz Anderes als einzelne Züge so sehr voneinander verschiedener Naturen in einer Gestalt die so ganz aus einem Guß ist wahrnehmen zu wollen. Die Mailänderin, wie wir sie eben nur aus Goethe's Schilderung kennen, ist ein naives, weltunerfahrenes Kind, von dem die hochgebildete, bewußtvolle Prinzessin Nichts haben kann. Was die Poesie aus Zügen des Fräulein von Klettenberg machen konnte, haben wir in der „schönen Seele“ der „Lehrjahre“; uud wie sehr unser Dichter Das was Geschichte und Wesen jener Freundin ihm dazu dargeboten ins Feinere und Idealere gesteigert hat, ist erst recht deutlich geworden, seit Lappenberg die wirklichen Papiere des Fräuleins herausgegeben hat. Die Kränklichkeit und den frühen Zug zu einem sich selbst beobachtenden innern Leben hat diese Seele mit Eleonorens gemein. Diese Aehnlichkeiten werden aber sehr abstracte, wenn man auf die Beschaffenheit dieses innern Lebens und sein Verhältniß zur Wirklichkeit sieht. Die Klettenberg befriedigt sich in pietistischen Selbst- und Himmelsbespiegelungen und sieht mit selbstgefälliger Heiterkeit in die Außenwelt die ihr Nichts anhaben soll. Eleonore, die Platonikerin, wird durch die tiefe Harmonie die sie in sich entfaltet hat nur um so zarter und inniger empfänglich für das Bedeutende und Anmuthige der Wirklichkeit. Sie sucht ihr Glück im wirklich Schönen, sie hofft, es sich bleibend durch die sorgsamste Freundschaft, den beseeltesten Umgang zu verknüpfen, und indem sie erfährt und klar einsieht, wie die unveräußerliche Nähe anderer Mächte der Wirklichkeit und des Gemüths das Bewahren einer so zarten Verknüpfung schwer, ja unmöglich macht, resignirt zwar auch sie, aber nicht wie dort mit himmelnder Behaglichkeit, sondern mit der tiefsten Wehmuth. Von jener ehemaligen Freundin kann man also Goethe's Auffassung der Prinzessin nicht herleiten. Etwas Anderes ist es mit Frau von Stein. Welchen Antheil Goethe's Liebe zu ihr an der Conception des „Tasso“ hatte, liegt urkundlich vor.

Nachdem Goethe dieser Freundin in der ersten Woche des November 1780 von der ersten Scene des „Tasso“, bald darauf vom ersten Act gesagt, der den 13. fertig geworden, schreibt er am 15. (I, 367 fg.):

Ihr gütiges Zureden und mein Versprechen haben mich heute früh glücklich den zweiten Act anfangen lassen.

Dann im folgenden März (II, 53):

Merken Sie nicht wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt: vor Monaten war mir die nächste Scene unmöglich, wie leicht wird mir sie jetzt aus dem Herzen fließen.

Im Monat darauf (S. 64 fg.):

Ich will sehen wie mich die Geister heute behandeln (sein gewohnter Ausdruck für das Dichten): Ihr guter Geist sei immer bei mir.

Bald nachher:

Da Sie sich Alles zueignen wollen was Tasso sagt, so hab' ich heute schon so viel an Sie geschrieben daß ich nicht weiter und nicht darüber kann.

Tags darauf:

Ich habe gleich am „Tasso“ schreibend dich angebetet, meine ganze Seele ist bei dir.

Und wieder:

Diesen Morgen ward mir's so wohl daß mich ein Regen zum „Tasso“ weckte. Als Anrufung an dich ist gewiß gut was ich geschrieben habe u. s. w.

Was unter so naher Einwirkung dieser Liebe entstand, sind freilich die in Prosa abgefaßten zwei ersten Acte des „Tasso“, die Goethe, als er die Dichtung sechs Jahre später in Italien wieder aufgriff, nebelhaft und weichlich fand und umarbeiten mußte. Gleichwol zeigt auch das umgestaltete Drama noch ähnliche Züge im Verhältniß von Tasso und Eleonore, wie sie in der Geschichte jener Liebe des Dichters vorkamen. Eleonore sieht Tasso zuerst als eine nur halb Genesene, die, in stiller Zurückgezogenheit während glänzender Hoffeste, nun an seinem Anblick die Hoffnung eines neuen schönen Lebens schöpft. So war während der Feste des neuen Regierungsantritts und der Vermählung des jungen Herzogs, die der Dichterjüngling mitzufeiern kam, Frau von Stein eine halb Genesene, die im Hintergrunde der frohen Bewegungen eine stille Trauer nährte; und als sie schnell das Vertrauen des jungen Mannes gewonnen hatte, schrieb sie ihm:

Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie — vor einem halben Jahr war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr.

Daß dann Goethe in der Entwickelung seiner Beziehungen in Weimar bis in die Zeit wo Tasso in ihm keimte, ähnliche Conflicte seines Phantasielebens mit der Wirklichkeit, wie der italienische Sänger, und in seiner Liebe selbst — wennschon vorübergehend — den Schmerz erfahren, daß die Fülle derselben zur Aengstigung und Kränkung der Geliebten und ein poetisches Verkennen der Zustände zum Zerwürfniß auszuschlagen drohte, lassen seine Briefe an sie aus jener Zeit erkennen (I, 203 fg.).

Hier finden sich wirkliche Anknüpfungen, wiewol man nie vergessen darf daß der Dichtergenius Situationen und Charakterlichter aus Erlebnissen schöpft, die ihnen Verwandtes, Analoges, nicht Identisches darboten. Es ist oberflächlich, obschon Zeugniß für die Illusionsmacht der Dichtung, wenn man das Gleiche der letztern vorher vom Dichter erlebt glaubt. Dennoch sind in diese Voraussetzung bei Goethe's „Tasso“ Viele gefallen, verführt durch die im Allgemeinen gegebene Aehnlichkeit daß Goethe nicht nur wie sein Held Dichter, sondern auch an einen Hof geknüpft und durch Gunst und Auszeichnung ebenfalls den Vertrautesten der fürstlichen Familie und den ersten Staatsdienern gleichgestellt war. Man hat sich daher nicht enthalten, hinter der Prinzessin Herzogin Luise ahnen zu wollen, was Eckardt, wie oben gedacht, theilweise annimmt, in ausgedehnterm Sinn An-

dere vor ihm gemeint haben. Bei leidlichem Nachdenken sollte Jedem klar werden, daß wenn Goethe's Verhältniß zur jungen Herzogin eine nur einigermaßen nahe Verwandtschaft zu dem seines Tasso mit Eleonore gehabt hätte, gerade dies am bestimmtesten ihn hätte abhalten müssen, es in einem Schauspiel zu publiciren, und wo er es doch gethan, unausbleiblich die Entfremdung der doppelt beleidigten Fürstin würde zur Folge gehabt haben. Ganz im Widerspruch hiermit ist die einstimmige, unzweideutigste Ueberlieferung, daß wenn es je ein Verhältniß wahrer und rücksichtsvoller, gleichmäßig dauernder Hochhaltung gegeben, dies in der reinsten Gegenseitigkeit zwischen der Herzogin Luise und Goethe durch die 55 Jahre bestanden habe, während welcher ihr sein Antheil und Pflichtgefühl, ihm ihr Vertrauen gewidmet blieb. Es dürfte auch schwerlich Jemand gefunden werden, der eine sentimentale Verirrung, sei es der leisesten Art, den Jugendtagen der Herzogin Luise nachsagen möchte. Hingegen wirklich vorhanden ist der Mythus daß Goethe in der ersten Zeit seines weimarischen Lebens eine heimliche Leidenschaft für die Fürstin gefühlt; und es ist insofern schon der Mühe werth darzuthun, wie wenig Grund diese Sage hat.

Den einen Anlaß zu derselben haben Goethe's „Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg", die vor nunmehr 13 Jahren zuerst erschienen sind, gegeben. Unter denselben fand man in denjenigen die aus der weimarischen Einstandszeit herrühren eine hochsentimentale Stimmung die ihr Woher nicht verräth. Erst will er nicht mehr schreiben, will „lieber gar nicht beten als mit fremden Gedanken untermischt", dann versichert er wieder immer derselbe zu sein, weiter läßt er von „seltsamen Schicksalen" etwas fallen, daß er „wieder von vorn anfange zu tragen und zu leiden", daß er „noch viel auszustehen habe" u. dergl. Man wußte keinen Gegenstand für die so zarten Herzensleiden jener Tage, und weil man den jungen Dichter und Briefschreiber seinen klagenden Mund immer wieder schließen sah, ohne den Gegenstand genannt oder nur angedeutet zu finden, gerieth die Muthmaßung auf eine Angebetete, bei der sich die Nothwendigkeit der Geheimhaltung mehr als bei irgend einer andern begriff, und auf die zu rathen das vielgerühmte und abenteuerlich geschilderte Günstlingsglück des am jungen weimarischen Hof gefesselten poetischen Gastes nicht zu kühn erscheinen ließ. Dazu nun die Eindrücke des Tasso-Drama, die man auf den Autor zurückzutragen ohnehin geneigt war und sich durch Goethe's Versicherung daß er in diese Dichtung viel des Eigenen gelegt berechtigt glaubte: und die Fabel war fertig.

Der Vorstellung einige Verbreitung zu geben, half von anderer Seite her der Umstand daß Damen die sich der ritterlichen Aufmerksamkeit Goethe's in der Zeit erfreuten, in welcher seine früher so innige Verbindung mit Frau von Stein zu einem Verhältniß mehr äußerlicher Rücksicht herabgestimmt war, gern glauben mochten, es habe dasselbe nie eine wahre Tiefe gehabt. Indem sie nun zugleich bemerken konnten daß Frau von Stein gelegentlich nicht ohne Bitterkeit des ehemaligen Freundes gedachte, hingegen Herzogin Luise, zu deren vertrautestem Umgang Frau von Stein gehörte und von Anfang gehört hatte, nie etwas auf ihn kommen ließ, nicht minder Goethe's wahre und zarte Verehrung der Fürstin unverkennbar war: so ergänzten sie sich aus diesen Eindrücken die Vergangenheit ihrer eigenen Neigung gemäß. Sie spiegelten sich vor, Goethe's Freundschaft mit Frau von Stein sei großentheils Täuschung gewesen. Eigentlich habe er im Stillen die junge Herzogin geliebt, die Stein sei nur als Vertraute der Herzogin die seine geworden und habe es verstanden die unaussprechbare Leidenschaft, die sie sich vertrauen ließ, allmälig für sich zu gewinnen. Diese Einbildung habe ich sogar damit unterstützen hören daß man unangenehme persönliche Eigenschaften namhaft machte, die Frau von Stein der Herzogin als Mängel Goethe's angegeben habe, um ihn ihr widerlich zu machen. Ist hieran etwas Wahres, so sind gewiß die Zeiten verwechselt und man hat Auslassungen, welchen der nie ganz verwundene Schmerz der einst so treu umworbenen, dann in ein kälteres Vernehmen gesetzten Freundin zugrundelag, in eine Zeit zurückverlegt welche die Erzählenden weder gesehen noch sonst kennengelernt hatten.

Denn daß Goethe's Liebe zu Charlotte von Stein durch sein ganzes erstes weimarisches Jahrzehnd hindurch wahr, lebhaft, tiefgehend gewesen, darüber lassen die in den letzten vier Jahren herausgegebenen Briefe an diese Freundin keinen Zweifel. Legt man zwischen die frühsten derselben nach der Ordnung der Daten jene Briefe und Tagebuchblätter an Gräfin Auguste Stolberg hinein, so erhellt unmittelbar daß die mystischen Seufzer in den letztern nur von der Wärme dieser damals lebhaft steigenden Neigung zur neuen Lotte und von dem Kampf herrührten, den ihm die Schwermuth der anziehenden Frau, ihre Gewissensbedenken, ihr öfter scheues Zurücktreten auflegte.

Wer für jenen Mythus von der andern höher emporblickenden Leidenschaft des jungen Goethe schon eingenommen ist, kann freilich eine Bestätigung dafür in einigen Ausdrücken eben jener frühsten Briefe an Frau von Stein zu finden glauben, aber nur, wenn er über dem Einzelnen das Ganze der damaligen Stimmungen des Dichterjünglings verkennt. Es klingt unbewunden vertraulich, wenn wir am 3. Januar 1776 lesen: „Grüßen Sie die Herzogin, ich weiß doch allein wie lieb ich Euch habe"; ist aber nach der Gesammtsprache seines damaligen „Freiweghumors" zu fassen, deren allmälige Abgewöhnung mit zum Bezeichnenden gerade dieser Einstandsjahre gehört; wie wir denn am 1. September desselben Jahres die Exegese finden:

Luisen (hab' ich) nur eine Verbeugung gemacht; sagen Sie ihr daß ich sie noch lieb habe, versteht sich, in gehörigen termes.

Es klingt leidenschaftlich was dort am 27. Januar steht:

Es drückte mich und die Herzogin daß Sie fehlten — die

Herzogin-Mutter war lieb und gut, Herzogin Luise ein Engel, ich hätte mich ihr etliche mal zu Füßen werfen müssen! Aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig; doch machte ich sie nachher lachen.

Wem aber eigentlich die Leidenschaft galt, läßt, was an Briefchen vorangeht und folgt, sowie Anfang und Schluß des gegenwärtigen selbst nicht im mindesten ungewiß; und die Verbindung in welche dieser lebhafte Ausdruck für die Liebenswürdigkeit der jungen Fürstin mit der Erwähnung sowol der Freundlichkeit der Herzogin-Mutter als des kleinen Wortwechsels mit dem jungen Gemahl gebracht ist, führt schon auf Das was damals dem Interesse Goethe's für die junge Herzogin seine eigentliche Gestalt und zarte Wärme gab. Aus Knebel's Aufzeichnung über jene Tage ist es bekannt daß die in Weimar eintretende Gemahlin Karl August's nach den strengern Anstandsgrundsätzen, in welchen sie erzogen war, Manches was die temperamentvolle Natürlichkeit ihres Gemahls oder zwanglosere Gewöhnung seiner Umgebungen mitsichbrachte, nur mit Ueberwindung dulden konnte. Auch das deutet Knebel an daß ein Theil der dem Hofe der Herzogin-Mutter Anhangenden im Hinblick auf deren große Liebe zum Sohn und mögliche Befürchtung, durch seine Vermählung etwas an seinem Umgange zu verlieren, die Wahrnehmung von der strengern Haltung der jungen Fürstin dazu nützen zu können glaubte, durch Unterhaltung eines freien vergnüglichen Tons und Treibens am verwitweten Hof diesen dem jungen Herzog behaglicher als den eigenen Salon und durch die Behauptung dieser Anziehung sich selbst der Herzogin-Mutter angenehm zu machen. Indem sich andere Hofleute desto eifriger auf die Seite der jungen Herzogin stellten, entstand hierdurch einige Spannung in der Umgebung, obgleich — wie Knebel ausdrücklich versichert — das Wohlwollen und Einvernehmen in der fürstlichen Familie selbst nicht gestört wurde. Das etwas besorgte Aufmerken auf dieses Einvernehmen und den Einklang des hohen Paares gab damals dem Antheil der Frau von Stein wie Goethe's an der Herzogin Luise eine gewisse Erregtheit. Dies wird noch deutlicher aus Stellen wie folgende:

Luise schien offen zu sein.... Luise war gestern lieb. Großer Gott, ich begreife nur nicht was ihr Herz so zusammenzieht. Ich sah ihr in die Seele, und doch, wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet. Ihr Verdruß über's Herzogs Hund war auch so sichtlich. Sie haben eben immer Beide Unrecht. Er hätt' ihn draus lassen sollen, und da er hinn war, hätt' sie ihn eben auch leiden können.... Die junge Herzogin war heut' hoben ganz in Gestalt und Wesen eines Engels, sie waren lieb zusammen, sie war auch lieb mit mir.

Nach solchen Aeußerungen welche die reine, treue Beziehung so klar offen legen, kann man es nicht mehr misverstehen, wenn vereinzelt vorkommt (wie am 5. Juli): „Gestern hatt' ich mit Luisen einen lieben Augenblick"; zumal so mitteninne unter den mannichfaltigsten unverkennbarsten Spuren, wie sehr gleichzeitig Goethe's Gefühle für Frau von Stein durch ihr nur sorgliches Nahen, Ausweichen, Zurückziehen gesteigert waren. Noch längerhin waren die Getreuen zeiweise beunruhigt durch Contraste zwischen dem feinen, sich selbst bewachenden Wesen Luisens und dem solche Ruhe nicht wohl ertragenden Karl August's. Dahin ist es mit zu deuten, wenn Goethe am 1. September 1776 vor dem Ausfluge nach Ilmenau, wo der Herzog seinen Geburtstag mit Jagd- und Waldabenteuern verbringen wollte, der Freundin schreibt:

Wenn das so fortgeht, beste Frau, werden wir wahrlich noch zu lebendigen Schatten. Es ist mir lieb daß wir wieder auf eine abenteuerliche Wirthschaft ziehen, denn ich halt's nicht aus. So viel Liebe, so viel Theilnehmung, so viel treffliche Menschen und so viel Herzensdruck!

Es ist die weiche Rührung darüber daß edle Eigenschaften doch nicht immer einen frohen Einklang sichern, nicht aber eine persönliche Leidenschaft, woraus elf Tage nach der obigen Klage die Worte fließen:

Gestern war ich in Belvedere: Luise ist eben ein unendlicher Engel: ich habe meine Augen bewahren müssen, nicht über Tisch nach ihr zu sehen — die Götter werden uns Allen beistehen.

In welchem Sinne er diesen Beistand meint, erklärt das vier Tage später an Lavater Geschriebene:

Wegen Karl und Luise sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind.

Die bisher angeführten Stellen sind die einzigen die wenigstens außer dem Zusammenhange die bezeichnete falsche Vorstellung könnten zu unterstützen scheinen. So oft in der großen Zahl der weitern Zuschriften an Frau von Stein auch noch der Herzogin Luise gedacht wird, so doch nie in einer Weise die solcher Misdeutung auch nur scheinbar entgegenkäme. Man sieht wol daß Goethe beharrlich war in pflichtlicher Ergebenheit und in bescheidener Aufmerksamkeit für seine Fürstin, daß er ihr seine Dichtungen und Aufsätze mittheilte, ihr mit dem Herzog Neues von sich oder Andern vorlas, eigenhändige Zeichnungen ihr verehrte (mehrmals dafür die Freundin um Entschuldigung bittend, für die sie eigentlich seien gezeichnet worden); man sieht insbesondere wie die Gelegenheitsgedichte, mit welchen er die Festlichkeiten des Hofs verschönte, vornehmlich unter dem Einflusse der Rücksicht auf die Herzogin, deren Geburtsfeier sie meist gewidmet waren, von Humoresken und Schäkereien zu jenen feinersinnigen Maskenzügen und Ballets übergingen, die mit Anmuth auf Erheiterung, mit Zartheit auf Einstimmung hinwirkten und ihn erfinderisch in gewählten, schön empfundenen Huldigungen für die Fürstin zeigten. Dagegen erscheint der bildungseifrige Dichter nicht als gehätschelter Günstling, tassoähnlich; sodaß er sogar in demselben Jahre (1781), wo sein Geburtstag vom Hof und Herzog mit so heiterer Auszeichnung gefeiert worden, andererseits die Absicht, ihn in Adelstand zu heben, ihm schon eröffnet war, sagen konnte:

Die Gunst die man mir in Gotha gönnt macht viel Aufsehen. Es ist auch billig daß ich durch einen Hof wieder erhalte was ich durch einen Hof verloren habe. Denn mein

passiv Wesen bisher war nicht genug, und die öffentliche Gleichgültigkeit des unserigen gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publico auch die nothwendige Sensation gemacht.

Nicht das sagt er hiermit daß ihn der Hof oder die fürstliche Familie mit Gleichgültigkeit überhaupt behandelt hätte. Denn nicht nur ward er in die engern und weitern Hofcirkel öfter gebeten als er es annahm, sondern auch vom Herzog durch unablässig vertraulichen Verkehr, Mitnahme auf Reisen und zu Besuchen, Sendungen an Höfe, wie man zu sagen pflegt, distinguirt. Aber gerade dies daß er durch immer neues Hereinziehen in die ceremonielle und die Neigungsgeselligkeit des Herzogs, durch Vertrauensaufträge für das Haus (vom diplomatischen bis zu Oefen, Treppen, Thüren der Sommerschlösser) und Commissionen des Staatsdienstes keineswegs für seinen eigentlichsten Beruf der Poesie gespart und geschont wurde, diese Verwickelung in viel Prosa, die er geschehen ließ und, obschon er sie auch als Dichter nutzte, sein „passiv Wesen" nennt, erzeugte, verglichen dem großen Aufsehen das bis vor fünf Jahren der aufstrahlende Dichter gemacht, ein Uebersehen oder Vergessen seiner poetischen Genialität im weimarischen Publicum, die „öffentliche Gleichgültigkeit", die auch auf das größere wirkte. In Weimar ward die Gunst, deren er genoß, vornehmlich als die des vertrauten Dieners und Raths aufgefaßt; die dem Gast in Gotha erzeigte galt ausschließlicher und merklicher dem Menschen, dem gebildeten Geiste, dem Dichter, und indem er sie auch von außenher so bemerkt sah, sagte er, er gewinne durch einen Hof was er durch einen Hof verloren. Hätte ihn Karl August, wie Alfons den Tasso, unbetheiligt an Staatsaufgaben, für poetische gepflegt, und wäre er Luisens Troubadour gewesen, wie Tasso Eleonorens, so hätte er das nicht sagen können und wäre (nebenbei gesagt) schwerlich ein größerer Dichter geworden als er Gott sei Dank sattsam geworden ist.

Allerdings galt Goethe der jungen Fürstin nicht blos als Diener, sondern auch, wie man aus eben den Briefen an die Stein an gelegentlichen kleinen Zügen sehen kann, als Freund vom Hause. War die Fürstin leidend, wie es in diesen Jahren unter Kindererwartung und Kinderverlusten öfter der Fall war, so fehlten seine dienstlichen und geselligen Aufmerksamkeiten nicht. Auch konnte er sie bisweilen mit dem Herzog unter sein bescheidenes Dach bitten oder seinen Garten räumen, daß seine Freundin sie darin am schönen Frühlingsmorgen bewirthe. Gern sah Herzogin Luise nicht erst in den spätern Jahren, wo der Herzog in preußischen Militairverhältnissen häufig abwesend war, sondern gelegentlich schon in diesen frühern Goethe mit Wenigen bei sich. Von Eisenach schreibt er am 10. Juni 1784:

Heute hab' ich einen angenehmen Tag zugebracht. Die Herzogin ist mit der Wedel allein nach Wilhelmsthal. Ich bin zu Mittage hinausgeritten und komme erst jetzt halb elfe zurück. Erst fand ich den Prinzen von Barchfeld und dann waren wir allein. Sie war anmuthig und offen, und ich konnte mit ihr reden wie ich mit dir rede, einige Punkte ausgenommen, die deine Regalien sind.

Dies einfache Zeugniß von dem Vertrauensverhältniß zwischen Goethe und seiner Herrin, indem es zugleich durch die ausdrückliche Versicherung, sie sei offen gewesen, an viel frühere, hier auch schon berührte, „sie schien offen zu sein" u. dgl. erinnert, führt mich darauf noch etwas näher zu begründen, wie wenig das eigene und allerdings edle Wesen der Herzogin Luise dem Phantasiebilde entspricht, das Die sich von ihr malen, die sie auch nur ein mal ähnlich zu Goethe gestellt wähnen wie seine Prinzessin zu seinem Tasso.

Die Prinzessin, obwol sich selbst beherrschend, voll natürlicher Würde und zum Adel reiner Entsagung reifend, ist doch innerhalb dieser Selbstbewachung von unendlicher Weichheit, liebebedürftig und zu einem geistreich-gemüthlichen, phantasievoll-zärtlichen Umgange geneigt und begabt. Bei der Herzogin Luise fand beinahe das Umgekehrte statt, daß sie zu einem geistreichen Austausche und einnehmenden Entgegenkommen zwar durch Bildung befähigt und durch Wohlwollen bestimmbar war, poetische Selbstvergessenheit aber, süße Schwärmerei, weibliche Weichheit nicht in ihrer Natur lag. Sie hatte vielmehr eine Anlage zum Stoischen, zu männlicher Philosophie; und daß sie auch nach dieser Seite hin die Schranken der Weiblichkeit nie überschritt, war Folge derselben großartigen Nüchternheit, die alle poetischen Ekstasen oder Ausschreitungen der Empfindsamkeit ihr fern hielt. Jene äußere Regelrichtigkeit und Gemessenheit die ihr anerzogen war hatte sie nicht aus träger Gewohnheit beibehalten, sondern durch Aufnahme in einen bewußtvollen Ueberblick ihrer Stellung und Lage und eine unerschütterliche sittliche Haltung veredelt und befestigt. Von außen konnte sie daher den Eindruck des Stolzes geben (wie z. B. Schiller bei seinem erstmaligen Aufenthalt in Weimar vom bloßen Sehen diesen Eindruck in hohem Grade empfing), während die besser Bekannten ihre reine Bescheidenheit verehrten, und konnte Oberflächlichen steif und kalt scheinen, während sie human und großmüthig war.

Dieses klargeordnete und gemäßigte Wesen, welches der Herzogin die Hochachtung und Freundschaft ihres Gemahls durch das ganze Leben erhielt, war dennoch in dessen jungen Jahren zu wenig gleichen Temperaments mit seinem unruhigen, nach Aufregung bis zum Muthwillen, nach Erfahrung bis zur Verwegenheit begierigen Geiste. Neben dem daher daß er in Gesinnung und in Regierungsfähigkeit sich immer tüchtiger entwickelte, gab er einer großen Beweglichkeit, einem Bedürfniß wechselnder Berührungen mit verschiedenen Menschen und Zuständen, einer Gewöhnung an häufige Ausflüge, kleinere und größere, sich hin. Dabei entging er auch nicht der Anziehung geistreicher und vorzüglicher Damen; eine Gefahr welche die ihm und der Herzogin Treuergebenen beunruhigte, bevor sie durch Erfahrung von der edeln Selbstverleugnung und ruhigen Duldsamkeit der Herzogin und von des Herzogs bleibender Anhänglichkeit an die Ge-

mahlin überzeugt waren. Es war ein solcher Anlaß, eine solche Beunruhigung, von der Goethe in einem Schreiben an seine Freundin aus dem Frühjahr 1782 zu folgenden Aeußerungen bestimmt wurde, welche für uns eine Andeutung von den oben bemerkten Charakterzügen der Fürstin enthalten.

Die arme Herzogin dauert mich von Grund aus. Auch diesem Uebel sehe ich keine Hülfe. Könnte sie einen Gegenstand finden der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht für sie. Die Gräfin ist gewiß liebenswürdig und gemacht einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ist es auch, nur daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. Der Zugeschlossene schließt alle zu, und der Offene öffnet, vorzüglich wenn Superiorität in Beiden ist. Man kann nicht angenehmer sein als die Herzogin ist, wenn es ihr auch nur Augenblicke mit Menschen wohl wird; auch sogar wenn sie aus Raisonnement gefällig ist, das neuerdings mehrmals geschieht, ist ihre Gegenwart wohlthätig.

Damals also fürchtete Goethe die Vereinsamung der Fürstin, und indem er sich nach der Hoffnung umsah daß doch ihr Gemüth sich zu einer wohlthuenden Strömung noch lösen könne, hielt er die Momente sich vor, wo er sie anmuthig sich mittheilen gesehen; gleichwol mußte er gestehen daß ihre gewöhnliche Haltung mehr zuschließe als öffne und sie wol keinen Gegenstand finden könne, der ihr Herz aus seiner festen Stelle bewegen möchte. Wäre er je im Falle gewesen von seiner Herrin auch nur so leise ätherische Wiederhalle auf lyrische Geständnisse, wie von Eleonore der liebende Tasso, zu vernehmen, so hätte er nicht sagen können, er sehe keine Hülfe, nicht zweifeln können an ihrer Bewegbarkeit zu seelenerleichterndem Selbstvergessen, nur etwa an bereiten Gegenständen von hinreichender Würdigkeit und Lauterkeit. Und doch müßte, wenn irgend einmal eine sentimentale Bewegung zwischen ihnen stattgefunden hätte, dies nothwendig vor der Zeit dieses Briefs gewesen sein, da in derselben und in den drei folgenden Jahren bis zu dem der italienischen Reise seine Anschließung an Frau von Stein eine Innigkeit, Stetigkeit und Ausschließlichkeit hatte, die allein und abgesehen von allem Andern für eine zwischeneintretende schwärmerische Neigung zur Gebieterin durchaus keine Wahrscheinlichkeit übrig läßt.

Um endlich zu zeigen daß diese dem Bilde der Tasso-Prinzessin unähnliche Abgeschlossenheit der Herzogin Luise nicht etwa vorübergehende Stimmung, sondern Charakter gewesen, kann ich noch eine Zeugin aufführen, welche der Fürstin in der Zeit vor und nach Goethe's italienischer Reise nahe gekommen ist. Charlotte von Kalb, deren Erinnerungen als Manuscript gedruckt so manchen erwünschten Beitrag zur Kenntniß jener Epoche unserer Bildungsgeschichte gewähren, schildert auch den tiefen Eindruck den Herzogin Luise auf sie gemacht. Sie bemerkt daß es eines reinen und hellen Gemüths bedurfte, um den Werth und die Geistesgaben dieser Fürstin ganz zu erkennen, und nennt sie eine plastische Natur, der man mit ehrfurchtsvollem Zutrauen nahte. Stets ebenmäßig, unbefangen, frei wie die Jungfräulichkeit, sei sie jeder kleinlichen Ansicht unzugänglich gewesen. Ihre Haltung bezeichnet Charlotte als eine selbsterwählte, die in sich keinen Wechsel noch Affecte duldete, die selbst die Klage des Schmerzes der Natur verbot.

Ein solches Wesen — setzt sie hinzu — ist auch gerecht in der Beurtheilung Anderer; denn es weiß wohl, würde ich mein Gesetz verletzen, so wäre ich wie sie. Bei ihrer behaglichen Würdigkeit, ihrer erhabenen Bildung, ihrem stets gleichmäßigen Sinne hätten sie (die gern um die Fürstin Versammelten) jeden Muth für sie gewinnen können, nur nicht den Muth der Freudigkeit. Man hätte ihr vielleicht Indifferenz zugeschrieben; aber wer über Personen und Handlungen selbst mit ihr sprechen konnte, fühlte wohl daß sie eine klare Anschauung der Zustände und Verhältnisse sich gebildet hatte. So war sie auch mit Keinem ihrer Umgebung in Widerstreit, weil ihr die Verschiedenheit der Ansichten bedingt schien.

Genug für diesmal, um zu sehen daß man hier einen Charakter vor sich hat mit dem die Einbildung nicht Roman spielen kann.

Zu andern Lebensgestalten übergehend, die man auch für Studien Goethe'scher Dichterbilder hat nehmen wollen, gedenke ich zunächst einer unbedeutenden Verwechselung von solchem Bezuge.

Als äußern Anlaß zur Erfindung des phantasievollen, vielgedeuteten „Märchens" von Goethe hat Schönborn einen Abendspaziergang des Dichters zu Jena im sogenannten Paradiese bezeichnet, wo sich ihm zufällig für Auge und Ohr eine Scene mit ähnlichen Erscheinungen wie sie das Märchen ausführt dargeboten. Dabei wird einer schönen, mit herrlicher Stimme begabten Frau gedacht, die Goethe auf der jenseitigen Wiese im weißen Kleide und bunten Turban wandeln sah und ihren Gesang über das Wasser herüber hörte. Unter dieser hat Guhrauer in seinem lehrreichen Aufsatz über die Quellen Goethe'scher Erzählungen (wiener „Jahrbücher der Litteratur", Bd. 116) die Professorin Schütz vermuthet. Es war ohne Zweifel Frau von Knebel. Ihre schöne Stimme hat nicht nur in Weimar, solange sie dort herzogliche Kammersängerin war, sondern auch in Jena, wohin sich ihr Gemahl zuletzt mit ihr zurückzog, Vielen Genuß gegeben, ihre Gestalt war schlank genug um sich in einer Frauengruppe auszuzeichnen, und den eigenthümlichen turbanähnlichen Kopfputz hat sie bis in die letzte Zeit ihres Lebens beibehalten.

Ich komme nun zu einer fälschlich von Düntzer in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" eingeführten Lebensfigur.

Anknüpfend an verschiedene Stellen in Goethe's „Briefen an Frau von Stein" aus den Jahren 1781 und 1782 und einzelne Züge damit combinirend, die ich dem damaligen Grafen auf Neunheiligen hier und da hatte nachsagen hören, Kleinigkeiten, deren Gedächtniß natürlich nur in der Nähe seiner Wohngegend sich erhalten hat, konnte ich Einiges über die Erstgestalt des Romans der „Lehrjahre" hervorheben und namentlich nachweisen daß zu dem Bilde des Grafen wie auch der Gräfin in diesem Roman Graf und Gräfin auf Neunheiligen einige Motive hergegeben. Da kam nun Düntzer in seinen „Studien zu Goethe's Werken" und machte es, wie er es zu machen pflegt, um seiner Compilato-

abhängigkeit den Anstrich von Meisterselbständigkeit zu geben. Er nahm von mir Begründung und Resultat an, einen Theil aber meiner Begründung gab er ohne mich zu nennen, einen andern, zu dem er mich citirte, bemäkelte er ein wenig (S. 262, Note 1), nicht weil etwas daran zu berichtigen war, sondern damit er als der Disponent erscheine. Dann stellte er voran: „So boten ihm der Graf und die Gräfin Werther zu Neunheiligen — die Urbilder zu dem Grafen und der Gräfin im dritten Buch des Romans" (versteht sich als seine Bemerkung), und nach Zwischenschiebung des bemäkelten Nebenarguments: „Die auffallende Aehnlichkeit des Grafen und der Gräfin Werther mit den Personen des Romans hat schon Schöll hervorgehoben." Auffallend ist sie nun eben nicht, da die Züge für die Gräfin welche die Briefe geben in voneinander entlegenen Stellen zerstreut sind, die des Grafen erst bestimmtere Aehnlichkeit erhalten, wenn man die Anekdoten dazu nimmt, die ich zufällig aus mündlichen Erzählungen Verschiedener aufgegriffen hatte. Aber „auffallend" mußte sie bei Düntzer heißen, damit es nicht herauskomme als habe ich etwas entdeckt; und das Wörtchen „schon" bei Erwähnung meiner Hervorhebung sagt daß sie erst jetzt recht festgestellt werde, natürlich von Düntzer; obgleich er im Folgenden nichts Beweisendes dafür anzuführen hat als was er von mir abschreibt. Um nun aber mit mehr wirklicher Selbständigkeit in der Spur, auf die ich ihn gebracht, weiterzugehen, baute er hernach auf Stellen in den Briefen von 1783 und die Anmerkungen dazu folgende ihm eigene Vermuthung:

Das Jahr 1783 scheint Goethe in der wunderlichen Liebesgeschichte des Prinzen Konstantin die Grundzüge zu dem Verhältnisse Lydiens zu Lothario geliefert zu haben. Prinz Konstantin hatte sich, nachdem er sich zu Paris von seinem Begleiter getrennt, mit einer schönen Französin, Madame Darsaincourt, nach London begeben, von wo er sie nach Weimar vorausschickte. Man brachte sie zunächst in das Haus eines Oberförsters, wo sie den Ausgang abwarten sollte, ähnlich wie man Lydien zu Theresen sendet; später ward sie ihrem eigenen Wunsche gemäß, da sie sah daß sie ihren Zweck beim Prinzen nicht erreichte, nach Frankreich zurückgeleitet.

Aus den Stellen auf die Düntzer sich stützt hätte er sehen müssen daß Prinz Konstantin's Wesen und Betragen mit dem Lothario's gar keine Aehnlichkeit hatte; und da er vom Charakter der Darsaincourt schlechterdings Nichts wußte, also auch seinem Leser Nichts sagen konnte, so war seine Vermuthung ein blindes Zutappen, und ist eine solche Herleitung des im Romane Klaren und Kenntlichen aus einem Unklaren, Ungekannten das lächerlich Umgekehrte einer Erklärung; indem man die Vorstellung Dessen was man zugrundlegen will, sich aus Dem was man daraus herleiten will erst bildet. Denn was bleibt hier bestimmt Uebereintreffendes als daß Lydie wie Madame Darsaincourt fortgebracht wird, jene durch Wilhelm zu Theresen, diese zu einem Oberförster. In Wahrheit findet zwischen dem Charakter der Darsaincourt und dem Lydiens dieselbe entschiedene Unähnlichkeit statt wie zwischen dem des Prinzen und Lothario's. Lydien hat der Dichter vordringlich in ihrer Liebe, leidenschaftlich gegen die Abwehrenden, und nachdem sie mit List getrennt worden, bitter empört über die Falschheit der Veranstalter dargestellt. Nichts von dem Allem bei der Darsaincourt. Briefe von ihr und ihr Tagebuch sind noch vorhanden und beurkunden daß sie ein beschränktes, naivgläubiges, höchst gutmüthiges und lammgeduldiges Kind war. Sie hatte in Paris an die Liebe des Prinzen wie an ein Wunder des Himmels geglaubt, war ihm voll Verehrung, schwärmend über das unverdiente Glück, nach London gefolgt, und als er ihr hier nach kurzer Seligkeit ohne nähere Erklärung sagte, es sei nothwendig daß sie voraus nach Weimar reise, war diese unverhoffte Trennung zwar ihrer Anhänglichkeit unendlich schmerzhaft, ihrer Zaghaftigkeit unendlich schwer, aber fern von einem Zweifel an der Treue ihres Gebieters oder der Nothwendigkeit seiner Verfügung, gehorchte sie in voller Ergebung. Ebenso wenig setzte sie den unbestimmten Tröstungen in Weimar und der Weisung sich einweilen in Tannroda still zu halten Mistrauen oder Widerstreben entgegen. Sie lebte auf dem einsamen Schlößchen in steter Erwartung den Prinzen wiederzusehen und von ihm zu hören daß die ihr unbekannten Verhältnisse nun ihm gestatteten ihr sein Versprechen zu erfüllen. Ihr einziges Anliegen war durch Treue und Geduld seiner würdig zu bleiben. Sie besuchte die kleine protestantische Dorfkirche, und so wenig sie von der Sprache verstand, zeigen doch die Bemerkungen die sie niederschrieb daß sie von dem ihr neuen Gottesdienst und der Frömmigkeit der Leute sich gute Vorstellungen machte. Sie sah eine ländliche Hochzeit mit Theilnehmung, und als hernach die Leute mit der Musik unter ihre Fenster kamen, war sie tiefgerührt über diese Freundlichkeit des Volks gegen eine Fremde. Sie erhielt auch Besuche in ihrer Einsamkeit von Hofleuten und Offizieren, und nach leisen Spuren möchte man vermuthen daß diese zum Theil nicht abgeneigt waren, durch Anknüpfung eines kleinen Romans mit ihr, der freilich zur Lösung des Prinzen das beste Mittel gewesen wäre, sich verdient zu machen. Das Tagebuch zeigt deutlich wie wenig die arglose Seele dies merkte, wie sie für das vorausgesetzte Wohlwollen dankbar war, immer aber nur mit Dem beschäftigt blieb, dem sie sich für immer angehörig glaubte. So sehr diese Täuschung in der Monotonie ihres verlassenen Zustands hätte schwinden sollen, so ward sie doch gewiß von der endlichen ausdrücklichen Zerstörung derselben als etwas Unerwartetem überrascht; worauf sie schmerzlich-willig sich von Goethe's Diener nach Frankreich zurückgeleiten ließ.

Man sieht, mit diesem Original für Lydien hat es Düntzer ebenso getroffen wie mit dem für Philine in Christiane Vulpius („Studien", S. 313, mit Anm.). Freilich Philine ist blond, Christiane war brunette, Philine ist schlank und leicht, Christiane war klein und corpulent, Philine ist schalkhaft und schlaugewandt, Christiane war etwas einfacher und derblicher; und freilich haben wir Grund anzunehmen daß die Zeichnung Phi-

linens bereits in den sieben Büchern enthalten war, bis zu welchen die „Lehrjahre“ vor der italienischen Reise gediehen waren, während Christiane erst nach dieser Reise dem Dichter erschien. Aber desto besser. Denn ist es hiernach eigentlicher die Vorahnung der künftigen Christiane, woraus Düntzer den Dichter seine Philine schöpfen läßt, so begreift sich um so leichter daß die Aehnlichkeit nicht größer ist.

Es ist meine Art sonst nicht mit Widerlegung solcher leeren Einfälle Papier zu verderben oder, wie ich oben that, von Dem der sich das Meinige uneingestanden zu nutz macht, es ausdrücklich zu reclamiren. Leicht habe ich als die „Studien“ erschienen über diese Punkte weggesehen. Denn ich war Düntzer dankbar sowol für seine in Nr. 92—96 d. Bl. f. 1848 gegebene fleißige Sammlung alles Dessen was ein urkundliches Licht auf Goethe's sesenheimer Idylle werfen kann, als auch für die ähnliche Arbeit in den „Studien“ über diejenigen Lebensverhältnisse des Dichters, unter welchen der „Werther“ entstand. Sah ich auch an Düntzer's Versuch die innere Bedeutung des „Werther“ zu entwickeln, seine entschiedene Unfähigkeit zu ästhetischem Verständniß, so erkannte ich doch daß er durch sorgfältiges Aufsuchen und Zusammenstellen biographischer und literarhistorischer Notizen die Kunde vom Dichter und seinen Werken förderte, und gern ließ ich mich von ihm über einen von mir begangenen Verstoß belehren, indem ich irrthümlich geglaubt, die zweite Ausgabe des „Werther“ habe stellenweise Abweichungen von der ersten gehabt. Als ich aber das genannte Buch von Düntzer genauer durchging, sah ich wie es bei ihm durchaus Maxime ist seine Vorgänger und Mitarbeiter möglichst zu verkleinern, wie er die Anlässe vom Zaune bricht, ihnen Versehen auch da wo für den Zusammenhang Nichts darauf ankommt, Weglassungen des ganz Entbehrlichen, Misverständnisse die nur ihm so scheinen, zum Vorwurf zu machen, und empfand mit Unwillen den anmaßlichen Ton, in welchem er z. B. über Lehmann's Auffassung von Goethe's „Novelle“ gerade da wegwerfend abspricht, wo sie ganz richtig ist und der Fehler nur an des Tadlers gröberm Sensorium liegt. Nachdem ich ihn nun fortwährend sowol in seinen fernern Monographien zur Goethe-Literatur als in seinen Kritiken (z. B. über das verdienstvolle Xenienbuch von Boas) diese unfeinen Praktiken üben sehe, mit welchen er Die welche er ausbeutet zu seinen Schemeln herabdrücken und sich als den Papst der Goethekunde vor dem Publicum befestigen will, däucht mir angemessen, an noch einem Beispiel zu zeigen wie faul es mit dieser Superiorität aussieht.

In seinem Aufsatze im „Morgenblatt“ über Goethe's Gedicht „Die Geheimnisse“ mußte Düntzer, was er über die Entstehungszeit desselben beibringt, aus den „Briefen an Frau von Stein“, was er über ungedruckte, wahrscheinlich dieser Dichtung zugedachte einzelne Strophen sagt, meinen Anmerkungen entnehmen. Nach seinem Princip war es nun seine erste Sorge, bevor er mit diesen blos ausgeschriebenen Mittheilungen ankomme, etwas aufzutreiben, worin er mir widersprechen könne, damit der erste Eindruck von ihm als Selbstforscher die folgende Compilation überleuchte. Er schickt daher nächst der Bemerkung daß Goethe den Anfang zu dieser Dichtung 1784 gemacht, die Erinnerung voran, ich wolle dasselbe schon früher erwähnt finden, aber irrig. Goethe schreibt nämlich der Freundin am 24. Juni 1782:

> Heute Abends, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, bringe ich dir meine Schlüssel selbst u. s. w.

Hierzu lautet meine Anmerkung:

> Das epische Fragment dieses Namens hat Goethe im Sommer 1784 (vgl. den 8. August 1784) und Frühjahr 1785 auszuführen begonnen. Idee und Plan könnten darum doch schon hier gemeint sein (vgl. unten den 17. September). Von andern Geheimnissen spricht u. s. w.

Man sieht, ich verweise selbst auf die spätere Zeit, in der Goethe notorisch die Einleitungsverse des Gedichts schrieb. Ich spreche nur von der Möglichkeit daß die Idee ihn schon so viel früher beschäftigt haben könnte, und habe dazu ein Recht schon darum, weil es von andern Dichtungen Goethe's bekannt ist daß er den Plan dazu lange in der Seele hatte ehe er sie angriff. Ich beziehe mich aber noch außerdem auf einen Brief aus eben diesem Jahre, kein volles Vierteljahr später als der vorstehende. Darin heißt es:

> Ich versuchte mir den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken und stellenweise Verse zu versuchen; es ginge wol, wenn ich Zeit hätte und häusliche Ruhe.

Da Goethe den Ausdruck Märchen öfter ganz allgemein für Phantasieconceptionen braucht, da er hier von einer spricht, die er, wie eben „Die Geheimnisse“, in Versen ausführen wollte, da außerdem in diesen und den nächsten Jahren Nichts von einem andern Dichtungsplane, den er ebenfalls in Versen hätte gestalten wollen, bekannt ist, so muß man wol einräumen, dies vermehre die Zulässigkeit der Annahme, das vorerwähnte Vertiefen in die Geheimnisse könne ein Nachsinnen über den Plan der gleichnamigen Dichtung bezeichnen. Was setzt nun dem Düntzer entgegen? Nichts. Weil er diese zweite Stelle nicht zu heben weiß, schweigt er davon. Der Deutung der erstern aber setzt er mit einfacher Zuversichtlichkeit die bare Vermuthung entgegen, Geheimnisse bezeichne hier Rousseau's „Confessions“. Daß ich seiner Citate aus den „Briefen an Frau von Stein“ nicht bedurfte, um zu erfahren daß Goethe um jene Zeit die „Confessions“ hatte und darin las, wußte Düntzer wohl; dennoch gibt er sie ausführlich, damit er etwas zu beweisen scheine, weil er doch den Beweis nicht geben kann, der nöthiger gewesen wäre, daß confessions zu deutsch Geheimnisse heißt. Die confessiones ins Ohr des Priesters sollen freilich Geheimnisse bleiben, Rousseau aber ließ die seinigen in der entgegengesetzten Absicht drucken. Von diesen spricht Goethe am 9. Mai, am 5. Juni jenes Jahres, wieder am 9. Juli 1784 und nennt ganz einfach den Namen des Buchs oder des Verfassers. Woher kommt also Düntzer die Gewißheit daß

er sie hier unter dem Ausdruck Geheimnisse verstanden? Aus der Nothwendigkeit, um jeden Preis irgend etwas besser zu wissen.

Nachdem er hierauf in demselben Aufsatze genöthigt ist Mehres von mir anzunehmen, wird es wieder Zeit durch Abweisung einer Ansicht von mir seine Superiorität zu wahren. Er bezieht sich daher auf meine Bemerkung, gewiß sei Goethe das romantisch-mythische Religionsepos der Geheimnisse fallen zu lassen mit durch die unerbaulichen Eindrücke bestimmt worden, die Jacobi's theologische Controversphilosophie auf ihn machte. Ich hatte nämlich beachtet wie eng die Entstehung der „Geheimnisse" mit Goethe's Freundschaft zu dem in dem Gedichte selbst verherrlichten Herder und ihrer gleichzeitigen Gemeinschaft in metaphysischer und religiöser Lecture und Besprechung zusammenhing; ich sah wie in der letztern die Jacobi-Mendelssohn'schen Verhandlungen einbegriffen waren, der Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi belegte daß Goethe in Herder's Behandlung dieser Fragen und Probleme entschiedenes Vertrauen setzte, Jacobi ihm ebenso entschieden den Zweifel aussprach daß Herder sie lösen könne, und endlich daß Goethe in der Zeit wo sein Dichten an den „Geheimnissen" abbrach, sich vom weitern Eingehen auf diese theologische Dialektik mit Unmuth abwandte und dem Jacobi mit Hinstellung weniger Thesen, in welchen er (Goethe) dem Spinoza beipflichte, die Erklärung machte, er beschränke sich mit seinem Forschen auf die Natur und sei darin befriedigt. Daß nun diese lebhafte Empfindung der unerquicklichen Misverständnisse, in welche theologische Erörterungen ausliefen, und diese entschlossene Verzichtleistung auf die letztern dem Dichter auch ein Epos verleiden konnte welches verschiedene Confessionen gruppiren, jede für sich lebendig begründen und sie unter sich in eine innere Harmonie vereinigen sollte — was ohne eine im Grund und Ganzen mitgehende Dialektik nicht möglich war — dies, meine ich, war kein fernliegender Gedanke. Düntzer verwirft ihn. Warum? Weil es sich in Goethe's Dichtung gar nicht um den abstracten Beweis für das Dasein Gottes gehandelt habe. Gewiß nicht; und ich bedanke mich für die Insinuation, etwas so Abgeschmacktes vorausgesetzt zu haben. Aber war es denn der abstracte Beweis für das Dasein Gottes, um welchen der Jacobi-Mendelssohn'sche Streit sich drehte? Nein. Es handelte sich darum, ob Lessing Spinozist gewesen oder Theist, ob Spinozismus Pantheismus oder Monotheismus oder Atheismus sei, ob Religion nur auf Glauben und sittlicher Foderung oder ob sie auch auf Erkenntniß ruhen könne; eine Frage die Goethe jedenfalls sich vorgängig und in der Darstellung factisch beantworten mußte, wenn er unterschiedene Religionsbekenntnisse herleiten und in einer Gipfelanschauung versöhnen wollte. War nun Düntzer so unbekannt mit den betreffenden Schriften und meiner Erörterung derselben in „Goethe's Briefen und Aufsätzen ꝛc.", um ihnen oder mir arglos einen so unpassenden Inhaltsgedanken zuzuschreiben? Keines von Beiden; aber um kurzab widersprechen zu können, brauchte er etwas Absurdes, und da er es nicht vorfand, mußte er es unterschieben.

Nun kommt Düntzer auf den Plan des ganzen Gedichts zu sprechen, von welchem Goethe nur den Anfang ausgeführt hat. Hier sollte man nun meinen läge es in der Natur der Sache daß er nichts Anderes könne als abschreiben, was der Dichter selbst über die Tendenz und Gestalt der Fabel die er beabsichtigt habe ausdrücklich erklärt hat. Aber die Krankheit des Tieferblickens verfolgt ihn bis hierhin. Er weiß besser als der Dichter selbst was dieser hat machen wollen. Er setzt voraus, Goethe habe nothwendig die örtliche Scene die der Eingang der Dichtung schildert durch das ganze Epos beibehalten müssen und den Leser mit seinem Pilger nicht weiter und höher führen können. Auf Grund dieser lächerlichen Voraussetzung findet er Goethe's Angabe über die weitere Ausführung unmöglich. Mit seinem gewohnten Scharfsinn in Entdeckung der Irrthümer Anderer combinirt er eine Erklärung, wie Goethe in diesen Irrthum über seinen eigenen Plan verfallen, und macht nun den wahren Plan auf seine Hand. Da für diesen jene willkürliche Voraussetzung maßgebend ist, entstehen nun neben einer sehr langweiligen Monotonie des Verknüpfungsmittels verschiedene Schwierigkeiten, die Düntzer als Ungewißheiten und Bedenklichkeiten des Goethe'schen Plans bespricht, ohne zu merken daß er es nur mit seinem eigenen unglücklichen quid pro quo zu thun hat.

Genug davon und genug für immer. Düntzer mag nun hiergegen eine Diatribe zur Behauptung seiner Anmaßungen schreiben, gleichwie er in einer solchen vergeblich versucht hat die Fehler und Eigenmächtigkeiten zu Verdiensten zu stempeln, die ihm an seiner Correctur der Werke Goethe's von einem gründlichen Kenner ihrer Textesgeschichte nachgewiesen worden sind; ich werde nicht antworten. Er mag sich ferner seines Mittels wider die Gegner bedienen daß er etwas einleuchtend Falsches widerlegt was sie nicht gesagt haben, und etwas einleuchtend Wahres zeigt, was Nichts gegen ihre Aufstellung beweist; ich werde schweigen. Meine Absicht war nur, unbefangene Leser, die zwar Goethe's Dichtungen lieben, nicht aber die mancherlei darauf bezüglichen Aufsätze alle gegenwärtig haben, über die Düntzer sie entstellend abspricht, gegen seine Illusionen zu schützen. Ich kehre zurück zu meiner Aufgabe. Noch eine Gestalt aus einer Goethe'schen Dichtung ist es, deren irrthümliche Zurückführung auf eine aus dem Leben zu entfernen ist.

In Eckardt's mehrberührten „Vorlesungen über Tasso", worin Manches gut zusammengestellt und fleißig entwickelt ist, wird unter Anderm (S. 93 fg.) ausführlich besprochen daß Antonio dem Tasso nicht so eigentlich in der Bedeutung des Weltmanns oder des Politikers gegen den Dichter, vielmehr dem werdenden Jüngling als fertiger Mann, dem Schwankenden als Vollendeter, in sich Abgeschlossener, dem Menschen der überwiegenden Phantasie

als Mann des überwiegenden Verstandes gegenübergestellt sei. Im Verlaufe bringt der Verfasser mit dieser These in Zusammenhang daß Antonio zwar das Gewordene scharf beobachte, das Werdende aber kaum verstehe, daher in Tasso's Welt sich nicht hineinversetzen könne; worauf dann in sehr vergrößerter Schrift folgt:

Wie Herder Goethe gegenüber versteht Antonio einen auf falscher Bahn Gehenden durch Spott zu reizen, aber nicht zu führen.

In dem Abschnitt über die Grundlagen des „Tasso" in Goethe's eigenem Leben heißt es dann geradezu (S. 221):

Das Vorbild zu Antonio, zu dessen belehrendem Tone, Spottlust, Superiorität über jüngere Männer findet man leicht in Herder, wenn man bedenkt daß Goethe sich zu der Zeit des „Tasso" noch immer mit vieler Aengstlichkeit um das Urtheil Herder's bewarb, dieser aber, wie es scheint, Goethe's Genius nie ganz zu verstehen vermochte. Auf Herder's poetische Versuche, Uebersetzungen und Volksliedersammlungen sollte vielleicht jene seltsame, sonst unerklärbare Stelle zielen:

> Er, der mit steifem Sinn
> Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
> Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
> Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint?

Ich gestehe daß mir die Schwäche dieser Begründung augenfällig schien. Da aber ein so wohlangesehener Literaturkenner wie Varnhagen von Ense (in den „Hamburger Jahreszeiten", Nr. 18) sagen konnte, der Verfasser habe ihn „völlig überzeugt", so kann es doch so ganz unnöthig nicht sein, die Unstatthaftigkeit des Einfalls zu zeigen. Um vom letzten anzufangen: wie kann man es seltsam und sogar unerklärlich finden daß ein gebildeter Italiener, Welt- und Hofmann in Tasso's Zeit gelegentlich auch Verse macht? Wie viel wußte sich damals die feine Gesellschaft mit Witz und Poesie und wie viel galante Versemacher gab es. Bestanden nun Antonio's Versuche der Art, wie Tasso sagt, aus Reminiscenzen, so wäre daran auch nichts Verwunderliches; denn dies ist ja überall die häufigste Sorte in der großen Zahl der poetischen Versuche. Und war Antonio, wie Tasso glaubt, eitel darauf, hielt sich für einen ganzen Dichter: so ist in der That Nichts gewöhnlicher als daß vorzügliche Männer weniger auf die Gaben die sie wirklich auszeichnen, als auf solche die sie gegen ihre Natur erstreben, sich etwas einbilden. Allein ein Tasso-Erklärer hätte nicht übersehen sollen daß diese Stelle für Antonio weit minder als für Tasso charakteristisch ist. Der reizbare, phantasiegeschäftige Dichter, der vor seinen Träumen die Wirklichkeit nicht sieht, nimmt sich die Erklärung für Alles was ihm aufstößt nicht aus der gegebenen Art der Dinge und Menschen, sondern aus den Wogen seines Busens. Da er sich Antonio's Betragen aus dessen wirklichem Charakter und einer unbefangenen Betrachtung der Situation zu deuten nicht im Stande ist, da er nur im Gefühl seines eigenen guten Willens und tiefbeleidigten Stolzes in diesem Benehmen den unedelsten Haß und Neid sehen kann, liegt Nichts ihm näher als diesen Haß und Neid auf sein eigenes Innerstes und Theuerstes, seine Poesie und ihren Ruhm gerichtet zu glauben; und so wird er, auch wenn Antonio noch so selten den Poeten spielt und noch so wenig sich darin überschätzt, ihm Dichtereitelkeit und Rivalität zutrauen. So ganz reiht sich die Stelle den wesentlichen Motiven des Drama ein daß sie gar keinen Anlaß gibt, eine Bedeutung zu vermuthen die über das Stück hinausgreifend auf einen wirklichen Rival Goethe's wiese. Wäre das aber der Fall, so würde sie immer nicht auf Herder noch auf Goethe's Urtheil über Herder passen.

Ein „steifer Sinn" wäre das allerunpassendste Prädicat das man dem Verhalten oder dem Dichten Herder's geben könnte, so elastisch und sympathetisch wie er sich im Umgange, im Nachfühlen entlegener Völkerzustände, Auffassen von Kunstwerken und Literaturphasen gezeigt hat. Sein eigenes Dichten wird kein Einsichtiger ein „Zusammenreihen der Gedanken mancher Dichter" nennen. Seine Gedichte sind von ungleichem Werth, Originalität aber kommt ihnen überwiegend zu, und es fehlen die gelungenen nicht die in eigenthümlicher Liederform Zartheit der Empfindung und Wohllaut des Ausdrucks verbinden; wie dies (damit ich nicht ohne einen Zeugen aussage) Wilhelm von Humboldt in seinen „Briefen an eine Freundin" treffend bezeichnet hat.

Oder hätte vielleicht Goethe über Herder so ungünstig geurtheilt? Keineswegs. Goethe hat nicht verhehlt was er bei seiner ersten Bekanntschaft mit Herder in Strasburg unter der vielseitigen Gedankengährung des genialen Mannes, unter dessen verstimmenden äußern Verhältnissen und der durch eine schmerzhafte Operation und ihr Mislingen gesteigerten Reizbarkeit von seiner schonungslosen Dialektik und Kaustik zu leiden hatte. Er hat aber ebenso entschieden ausgedrückt wie er hierbei durch Herder in seiner Bildung und Dichterentwickelung um eine bedeutende Stufe höher getrieben worden, und die ganz eigene Vorzüglichkeit seines Wesens, das nicht mit gewöhnlichem Maße zu messen, fühlbar geschildert. Ueber Herder's persönlichen Einfluß auch auf Andere sagt er (XXXI, 39):

Herder wirkte später (als Klopstock). Sein anziehendes Wesen sammelte nicht eigentlich eine Menge um ihn her, aber Einzelne gestalteten sich an und um ihn, hielten an ihm fest und hatten zu ihrem größten Vortheile sich ihm ganz hingegeben.

Goethe selbst hatte in jenen Jugendtagen sich durch ausdauerndes Anschließen nach beseitigten Misverständnissen Herder's Freundschaft errungen; und er war es der Herder nach Weimar zog. Hier war allerdings in den ersten Jahren ihr Einvernehmen manchmal gestört, ohne daß darum Goethe Herder's Genialität oder sein Wohlwollen unterschätzt hätte. Am 11. November 1777 schreibt Goethe an Frau von Stein um Zusendung verschiedener Lieder, worunter Herder's nach Shakspeare verdeutschtes „Süßer Tod", mit dem Beisatze: „Ich bring' auch wieder ein lieblich Lied von ihm mit." Im Jahre 1778 schreibt er an Knebel („Briefwechsel", S. 11): „Herder's Büchlein ist köstlich." Am 1. Juni 1781 an Frau von Stein: „Herder war gar gut; wenn er öfter so wäre, man möchte sich nicht Besseres wünschen."

Am 21. September desselben Jahres an Knebel: „Mit Herder bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht." Im December liest er mit der Freundin Herder's „Liebe und Selbstheit"; am 28. December sagt er: „Herder's «Gespräche über die Seelenwanderung» sind sehr schön und werden dich freuen, denn es sind deine Hoffnungen und Gesinnungen. Einige Stellen sind ganz allerliebst." Am 3. März 1783 an Knebel: „Wieland und Herder haben zwei Singstücke, der Eine für den Hof, der Andere für die Kirche hervorgebracht; du wirst sie mit Vergnügen lesen." Im November 1783 an Jacobi: „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück, daß die Wolken die Herder so lange von mir getrennt haben endlich und wie ich überzeugt bin auf immer sich verziehen mußten. Es würde dir jetzt gewiß recht wohl bei uns werden." Und in dieser Harmonie und Theilnehmung bestand das Verhältniß nachweislich von da an über zehn Jahre. Am 8. December an Knebel: „Herder schreibt eine Philosophie der Geschichte, von Grund aus neu; die ersten Capitel haben wir vorgestern zusammen gelesen; sie sind köstlich." Ende des Monats an Jacobi: „Wir haben uns mit dir und Lessing unterhalten, Herder ist diesen Sachen auf dem Grunde. Wir haben jetzt sehr gute Abende zusammen." Am 12. März 1784 an Frau von Stein: „Herder's Fortsetzung (der «Ideen zur Philosophie der Geschichte») ist ganz trefflich." Im November: „Herder hat mir seine Abhandlung über das «Griechische Epigramm» geschickt, die recht schön ist, und seine «Mythologischen Fabeln», die ich mit dir lesen will und soll." Zur selben Zeit an Knebel: „Herder ist über der Anthologie und ist im Uebersetzen sehr glücklich (d. h. hat viel Vergnügen daran) und übersetzt glücklich (d. h. gut)." Den 6. Januar 1785 an Knebel: „Herder ist fleißig an seinem zweiten Theil (der «Ideen»)." Im März liest Goethe mit Frau von Stein Herder's neueste Aufsätze. An den Musiker Kayser schreibt er um diese Zeit über dessen Composition seiner Operette: „Möchten Sie hören was Herder darüber sagt, der mir unter allen nahen Musikfreunden der wertheste und zuverlässigste ist. Er kann ihnen mehr sagen als ich, er ist eine musikalischere Natur als ich." Nicht minder liegt in Goethe's Briefen aus Italien sein Interesse für Herder's damalige Productionen vor. Noch in den Tag- und Jahresheften gedenkt Goethe 1795 als eines „dem allgemeinen Bemerken sich aufdringenden Werks" der Gedichte Balde's, welche „nach Herder's Uebersetzung mit Verheimlichung des Autors ans Licht kommend sich der schönsten Wirkung erfreuten".

Sind unter den angeführten Stellen auch nur wenige die sich ausdrücklich auf selbständige Poesien Herder's beziehen, so belegen sie doch daß Goethe in dieser musikalischen Natur keinen Gegner sah, der „mit steifem Sinn die Gunst der Musen ertrotzen" wolle, und die Uebersetzungen des Freundes, statt, wie Eckardt meint, sie anzufechten, rühmte. Bei dem „Zusammenreihen der Gedanken mancher Dichter" mit Eckardt an Volksliedersammlungen zu denken, verbietet der Wortsinn. Wenn er es aber auch nicht verböte, so könnte eine Misdeutung gerade dieser verdienstvollen Arbeit Herder's dem Sinne Goethe's nur Der unterlegen der sehr schlecht mit ihm bekannt wäre. Goethe hat ja selbst in seinem Leben erzählt, welche Erweiterung seiner Anschauung und Erweckung gerade diese Aufschlüsse Herder's ihm gaben. Wie thätig er selbst gleich damals mitsammelte, liegt urkundlich vor („Goethe's Briefe und Aufsätze", S. 120 fg.). Wie glücklich dies auf seine eigene Poesie zurückwirkte, zeigen einige Balladen der nächsten Zeit; wie wichtig der neue Weg ihm war, die Aufnahme solcher mit der Hinweisung auf die von neuern Gelehrten dem Volksliede zugewandte Anerkennung in seine „Claudine". Daß dann in Weimar sein Antheil an diesem Unternehmen Herder's fortwährte, beweist sein Beitrag des morlakischen Klagegesangs zu den Volksliedern. Sein Festhalten überhaupt an dieser Richtung geht aus den Beiträgen zu Seckendorf's „Volksliedern", aus den alten volksmäßigen Liedchen die er seiner „Fischerin" einflocht, aus seiner Charakteristik des italienischen Volksgesangs und einiger Formen desselben, der auch späterhin fortgesetzten Bearbeitung romanischer Balladen, ferner aus seiner eingehenden Würdigung von „Des Knaben Wunderhorn", endlich aus den noch in seinen späten und spätesten Jahren dem Volkslied aller Nationen gewidmeten Anzeigen und Uebersetzungen hervor, die er in „Kunst und Alterthum" gab.

Es liegt aber der ganzen Auffassung des Antonio als Herder eine große Unkenntniß Herder's wie Goethe's und ihres Verhältnisses zugrunde. Ausdrücklich ruht bei Eckardt diese Auffassung auf der Ansicht, Goethe sei bis zur Vollendung seines „Tasso" ein in seinem Berufe noch schwankender Dichter, ein erst Werdender gewesen, der von Herder's geschlossener Männlichkeit sich abhängig gefühlt, aber, da dieser ihn nicht genug verstanden, viel zu leiden gehabt. Diese Ansicht ist in Haupt und Gliedern unrichtig.

Betrachten wir zuerst den vermeintlich schwankenden, erst werdenden Goethe. Nach dessen Verwickelung in die weimarischen Verhältnisse, meint Eckardt (S. 11), „begann der Politiker auf den Dichter ungünstig einzuwirken". Er führt eine von jenen brieflichen Aeußerungen Wieland's an, welche einen momentanen Eindruck wiederzugeben und insgemein, wo nicht in demselben Schreiben, doch gewiß in einem der nächsten von Wieland selbst widerrufen zu werden pflegen. Nach jener „drohte der Genius Goethe zu verlassen; seine Einbildungskraft schien erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, politischer Frost um ihn her". Dieser politische Frost war nichts Anderes als die Außenseite der Sammlung mit welcher Goethe sich unter seinen bunten Verhältnissen in sich zusammenhielt und mit energischer Consequenz den stillen Weg seiner Ausbildung verfolgte. Wieland, der diese innern Operationen und ihre künftigen Resultate nicht sehen konnte, ist sehr entschuldigt wenn er die Schweigsamkeit nach außen bedauerte und falsch auslegte. Eckardt aber, wenn er dies jetzt noch

nachspricht, nachdem die Resultate sowol als die ununterbrochenen Stufen ihrer Entwickelung amtageliegen, ist nicht entschuldigt. Er fährt fort:

Kein vollendetes größeres Werk bietet uns der Zeitraum vom 7. November 1775, wo Goethe in Weimar eintraf, bis zum Spätjahr 1786, elf Jahre. Nichts als Geburtstagspoesie, arrangirte Schwänke, dramatisirte Complimente, die ihren Schöpfer nur ermüdeten, ohne dauernde Früchte für die Folge zu bieten. (Bei welchem der Jungen die in Goethe den Hofmann angekläfft haben, hat Eckardt diese leere Radotage gefunden?) Goethe fühlte sich selbst immer gedrückter, seine Rettung erwartete er von der bildenden Kunst: er mochte wol dunkel ahnen daß ihn das Studium der Antike der classischen Periode seines Dichterlebens zuführen werde.

Ferner führt es Eckardt breit aus, Goethe, der sich verloren gehabt, habe sich erst in Italien wiedergefunden; und nachdem er an früherer Stelle gewisse Aeußerungen Goethe's übertreibend behauptet hat, durch den „Werther" habe sich derselbe vom Untergang gerettet, schließt er hier:

Gleichwie „Werther" das Monument der ersten, so ist uns „Tasso" das Monument der zweiten Durchgangsperiode: dort ward der Mensch, hier der Dichter Goethe gerettet....

Ja doch! Wenn man einen „Götz" und einen „Werther" hinter sich hat, umgeben von mehren ewigen Lenzen der schönsten Lyrik, auf seinem Atelier einen „Faust" ersten Theil, in vielen Hauptscenen schon genial gestaltet, in andern begonnen und dabei in diesen elf, wie sie Eckardt ansieht, Müßiggangsjahren neben den Commissionen des Straßen-, Wasser- und Wiesenbaus, der Militairadministration, des Bergbaus, vielen besondern Hofaufträgen und zuletzt auch noch dem Vorsitz im Kammercollegium, wenn man, sage ich, neben dem Allem in den elf Jahren solche Geburtstagspoesien wie „Die Maskenzüge des Winters", „Die Weltalter", „Die weiblichen Tugenden", „Die Planeten" und das „Ilmenauer Gedicht" (wir bitten Eckardt sie noch ein mal zu lesen, um sie richtiger zu schätzen) und zwischendurch so viele liebliche Gedichte, Balladen, classische Oden und Epigramme verfaßt hat, wenn man in denselben elf Jahren außer den Schwänken „Die Empfindsamen", „Das Neueste aus Plundersweilern", „Narrenschneiden", „Midas-Urtheil", „Die Vögel", außer den kleinen Dramen „Die Geschwister", „Lila, die Fischerin", „Jeri und Bäteli", „Scherz, List und Rache", dem epischen Fragment „Geheimnisse", dem dramatischen „Elpenor" und zwei Acten des „Tasso" eine „Iphigenie", einen „Egmont" und sieben Bücher des „Wilhelm Meister" geschrieben hat, dann, dann braucht man keinen getreuen Eckardt, um als Dichter gerettet zu werden.

Er wird mir einwenden, „Iphigenie" und „Egmont" seien erst in Italien vollendet worden. Ich verweise auf die „Briefe an Frau von Stein" (III, 287, mit Anmerkung) zur Erhärtung daß die Angaben über „Iphigenie", die Goethe in der Bearbeitung seiner italienischen Reise 40 Jahre nach derselben ausgesprochen hat, ungenau sind und er an der „Iphigenie" in Italien nur noch das Wenigste gethan hat. Desgleichen auf dieselben Briefe (II, 127), wo er schon 1781 schreibt:

Mein „Egmont" ist bald fertig, und wenn der fatale vierte Act nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch dieses Stück beschließen;

worauf er im nächsten Frühjahr (Ebendaselbst, S. 166 fg., 169 fg.) noch daran thätig war und am 5. Mai ihn an Möser zur Beurtheilung schickte (Riemer II, S. 143). Diese erste Ausarbeitung des „Egmont" liegt uns freilich nicht, wie jene der „Iphigenie", urkundlich vor, um auch hier, wieviel oder wiewenig noch in Italien daran geschehen, abmessen zu können. Wol aber haben wir vom „Werther", dessen Ueberarbeitung mit neuer Episode vor der italienischen Reise (1782 und August 1786) vollendet worden ist, beide Gestalten und sehen daß diese den Künstlerfortschritt bezeugende Umbildung von größerm Umfange war als die Nachfeile an „Iphigenie" in Italien („Briefe an Frau von Stein", III, 284, Anmerkung). Will sich Eckardt alles hier Angedeutete, was Goethe notorisch in der bezeichneten Zeit gedichtet hat, ins Einzelne zusammenstellen, so wird er sagen müssen daß man einen Dichter der ausschließlich seiner Muse zu dienen gehabt hätte, wegen dieser Hervorbringungen in dem Zeitraum fruchtbar und fleißig nennen dürfte. Und doch ist dies, auch abgesehen von den Amtsgeschäften, noch lange nicht Alles was Goethe im ersten Jahrzehnd zu Weimar an seiner Ausbildung gethan.

In diese erste weimarische Periode vor der Reise nach Italien fällt die ganz selbständige Grundlegung von Goethe's eigenthümlicher wissenschaftlicher Ausbildung. Dahin gehören „Studien über Poesie und Literatur", wie die oben berührten über das „Volkslied", wie die über „Shakspeare" und Shakspeare's „Hamlet", welche letztern mit andern über Drama, Theater, Lyrik in „Wilhelm Meister's Lehrjahre" übergingen, deren erste Abfassung des Theoretischen noch ungleich mehr nachher Ausgemerztes enthielt. Auch sein (noch nicht herausgegebenes) „Gespräch über die deutsche Literatur" gehört dazu. Ferner seine Bemühungen um Einsicht in die bildende Kunst durch Verkehr mit den schweizer Kunstfreunden, mit Merck und Oeser, Sammeln von Bildern, Kupferstichen, Holzschnitten, Handzeichnungen für den Herzog und für sich, eigenes Zeichnen von Landschaften nicht nur und Köpfen, sondern gelegentlich auch von Baurissen und Säulenordnungen, und aufmerksames Betrachten von Galerien und Privatsammlungen auf Ausflügen und Reisen. Nebenbei die Befassung mit Musik im Umgange mit den weimarischen Concertmusikern und mit Kayser. Das Wichtigste aber und Folgerichtigste in dieser seiner Selbsterziehung sind seine Wege der Naturforschung. Dies meine ich nicht eben wegen des Gewinns für die Naturwissenschaft als solche, den ich wenigstens abzuschätzen nicht im Stande bin. Zwar Goethe's Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens (1784), damals von den Koryphäen der Wissenschaft abgewiesen, ist jetzt völlig anerkannt, und die von ihm ergriffene Richtung auf eine Gesammtharmonie des thierischen Organismus hat sich in der gelehrten Welt weiter gebildet. So ist auch seine Pflanzenmetamorphose, die

er sich schon 1785 begründete, als eine geniale Anschauung allmälig verbreitet, befruchtend in die Naturgelehrsamkeit übergegangen. In der Mineralogie und Geognosie, deren Studium er noch vor jenen im Thier- und Pflanzenreich anfing und eifrig fortbetrieb, ist man über ihn, den lange Zeit mehrseitig geschätzten Mitarbeiter und Förderer, hinausgeschritten, da die Erhebungstheorie die er in seinen alten Tagen standhaft ablehnte sich durchgesetzt hat. Seine Farbenlehre endlich, die er wenigstens im Keim auch schon mit nach Italien brachte, gerieth in ein ähnliches, nur bedingtes Verhältniß mit der Zeitwissenschaft. Einzelne Capitel, wie das von den subjectiven Farben, wirkten lebendig ein und fort, während das Ganze als System, die Widerlegung Newton's, das Bemühen, die Physik von ihrer Auflösung in anschauungslose Mathematik zu befreien, die Zustimmung der Fachmänner nicht gewonnen hat. In der Wissenschaft also trugen zwar alle diese Arbeiten Goethe's ihre Früchte; über ihre Größe jedoch kann man streiten. Darüber aber, ob sie für Goethe den Dichter schädlich oder nützlich gewesen, kann nur arger Unverstand streiten. Sie wurden die Grundlagen seiner classischen Größe.

Während Goethe's junge Weggenossen in die Widersprüche der sittlichen Welt wie sie sie vorfanden und die Probleme der Menschlichkeit sich tumultuarisch hineinstürzten und ihr Ende im Wahnsinn, wie Lenz, im trockenen Stoicismus, wie Klinger, in Bockslascivität, wie Heinse, nahmen, ging er mit stillem Fleiß und frommer Zuversicht auf Gott-Natur in die innern Gesetze der Wirklichkeit ein. Schon in seinem Antheil an Lavater's „Physiognomik", dessen Bethätigung durch Beiträge in die erste Zeit seines weimarischen Lebens hineinreicht, zeigt sich mit mehr Plan als Lavater hatte die Richtung auf das Constante, Typische der bildenden Natur. Im Zusammenhange dann mit der Pflege des eigenen kleinen Baumgartens, in dem Goethe bäuerlich wohnte, der Anlage des darangrenzenden herzoglichen Parks, den Jagd-, Forst- und agronomischen Excursionen mit dem Herzog und der ihm übertragenen Wiedereinrichtung des ilmenauer Bergbaus sehen wir ihn unter allen poetischen Spielen, geselligen Pflichten, Inspections- und Kanzleigeschäften immer nüchterner, immer tiefer in die Naturbetrachtung dringen. Im Jahre 1777 macht er schon zu seiner Einweihung ins Bergwesen die Harzreise im Winter, 1778 und 1779 nimmt sein Fleiß im Garten, am Park, im mineralogischen Sammeln und Betrachten immer zu (Riemer, II, S. 66; „Briefe an Frau von Stein", I, 198); und wie ins Große gehend, schlicht und rein schon seine Naturanschauung war, bezeugen aus dem Herbst und Winter 1779 die „Briefe aus der Schweiz", die wahrlich zum Classischen unserer Literatur gehören. Im Frühjahr 1780 studirte er eifrig Buffon's „Epochen der Natur" („Briefe an Frau von Stein", I, 296) und war im Herbst auf Gipfeln und in Tiefen der Erde darauf aus, der großen formenden Hand nächste Spuren zu entdecken (Ebendaselbst, S. 334). Im Jahre 1781 erweiterte er durch Veranstaltung planmäßiger Reisen eines jungen Mineralogen, durch Correspondenz und Lesen seine geognostischen Einsichten, dehnte seine Aufmerksamkeit auf Reisebeschreibungen aus, nahm auch Einblicke in die Astronomie, machte anatomische Zeichnungen, ließ von Loder sich Knochen und Muskeln erklären und hielt dann selbst Vorträge über den menschlichen Knochenbau (Ebendaselbst, II, 6). Es fehlt auch von 1782 nicht an Spuren des Fortgangs aller dieser Studien (Ebendaselbst, S. 140; Riemer, II, 165). „Ich weiß", schreibt er an Merck, „meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzusagen" u. s. w. „Die Kosmogonie", schreibt er an Knebel, „und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf mich der Oekonomie zu nähern, umgibt mich wie Bacon's großes Salomonisches Haus." Im Jahre 1783 macht er einen naturwissenschaftlichen Ausflug in den Harz, dann zu Sömmering und Forster, und im Spätjahr ist er ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört ausgegossen (Riemer II, 184). Im Jahre 1784 schrieb er im Januar eine Abhandlung über den Granit und kam in Verfolgung der osteologischen Betrachtungen im Frühjahr zur Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens, worüber er ebenfalls eine Abhandlung mit Beschaffung und Untersuchung von Präparaten und Vorbereitung der Zeichnungen dazu in Angriff nahm. Ferner setzte er im Thüringerwald und dann im Harz seine Felsenspeculationen fort und ließ sich auch hierzu planmäßige Zeichnungen fertigen. Wie er in beiden Richtungen auf Grundgesetze hinarbeitete und die geheime Harmonie der Natur durch das Ganze festhielt, hat er gleichzeitig ausgesprochen („Briefe an Frau von Stein", III, 5 fg.). Jene Abhandlung vollendete und verschickte er in diesem Winter; im Anfang 1785 war er außerdem bereits mit Beobachtungen über Pflanzensamen und Pflanzenentwickelung nach Büchern und im Freien, in Gesprächen mit Kundigen und in eigenen Experimenten beschäftigt, und auch auf dem mineralogischen Ausflug mit Knebel ins Fichtelgebirge begleitete ihn das Mikroskop. Schon im Frühjahr hatte er für Knebel eine botanische Abhandlung aufgesetzt, im Sommer an einer Gebirgslehre weitergeschrieben (Ebendaselbst, S. 131 fg., 153, 163). Dies Botanisiren und mikroskopische Untersuchen, verbunden mit Zeichnen des Wahrgenommenen und Niederschrift der Ergebnisse verfolgte er lebhaft 1786, und was er von seiner Befriedigung darin und der Art seiner Anschauung sagt, beweist daß das Gesetz der Pflanzenmetamorphose bereits von ihm erfaßt und in Aufsätzen festgehalten war (Ebendaselbst, S. 218 fg.).

Diese Erwerbungen also und Leistungen in der Naturwissenschaft während der ersten zehn Jahre Goethe's in Weimar halte man zusammen mit dem obigen Ueberblick seiner dichterischen Hervorbringungen und ästhetischen Studien in derselben Zeit, nehme hinzu wie aufmerksam auch auf die sittliche Natur des Menschen im Beobachten der Mitlebenden und seiner selbst, Vergleichen der Gesellschaftsstufen, Eingehen in die Schriften von Lavater und von Diderot, von St.-Martin und von Voltaire, Duclos, Rousseau sich Goethe in eben diesem Zeitraum

erwies, und man wird fühlen daß Nichts auf der Welt unwahrer ist als Eckardt's Wort (S. 217), Goethe habe in Weimar wie Tasso auf dem breiten Polster eines entnervenden Glücks geruht.

Gerade diese vernünftige Befreundung Goethe's mit der Natur nimmt Eckardt, so weit geht sein Misverständniß, für Verwirrung. Er liest in dessen Briefen auf dem Wege nach Italien („Vorlesungen über Tasso", S. 15):

zwischen je zwei Zeilen immer das stumme Geständniß, der Verfasser schwanke in der Auffassung seines Berufs, ja habe sich verloren. Gleich der erste Brief ist charakteristisch: da sieht man das planlose Beobachten des Wetters, der Steine, des Landbaus, der Jesuiten und in einem Eckchen auch des Theaters; die Steine erdrücken die Poesie, sie steht noch bestaubt im Hintergrunde.

Da bin ich nun bei der rechten Erbsünde der Verkenner Goethe's angekommen, in die Eckardt mit schweren Füßen hineintappt. Ein Dichter der seinen Beruf kennt darf nach Eckardt nicht mit offenen Sinnen reisen, Himmel und Erde betrachtend, aufmerksam auf die Bewegungen der Atmosphäre, die Gestaltungen des Bodens, den Charakter der Vegetation, die Agricultur, den Sittenspiegel öffentlicher Gebäude und Anstalten, dies zu bemerken ist Selbstverlorenheit, Planlosigkeit, diese Auffassungen sind Steine welche die Poesie erdrücken und bestaubt in den Hintergrund drängen. Ein Dichter muß es natürlich nur mit eigenen Hirngespinnsten zu thun haben, die mit wirklicher Natur und wirklicher Menschensittlichkeit Nichts zu schaffen haben, die nur gestört werden durch das Wahrnehmen von ewigen Naturcharakteren auf dem Grunde der wechselnden Landesarten und beweglichen Erscheinungen. O des Armen, der in solchen Betrachtungen schwankt, statt nach Italien zu reisen, ohne des Wegs zu merken, wie ein Koffer voll translunarischer Träume!

Man gibt zu, man weiß, man fühlt daß Goethe der größte deutsche Dichter wurde, der in die Nation eine wunderbare Erfrischung ausgoß. Wie aber und wodurch, darüber denkt man so wenig daß man den Weg auf dem allein er dahin gelangte für einen Irrweg erklärt, weil er abliegt von der Straße auf der sich Goethe ebenso im Haufen würde verloren haben wie die Andern, die solche Erfrischung nicht bieten konnten, wie diese Tadler, die zwar die Erfrischung annehmen, aber meinen, er hätte sie auf anderm und kürzerm Wege gewinnen sollen.

So wurde schon Goethe's „Werther" um eben deswillen, wodurch er allein so gewaltig wirken konnte, bei allem Eingeständniß der Wirkung getadelt. Weil der Dichter, unbekümmert um die Natur welche die Dogmatik dictirte, die Moral voraussetzte, die Convenienz heuchelte, die Natur der Empfindung wahr gab und die Consequenz der Leidenschaft kühn zog, so düster sie auch ausfiel, dadurch war der „Werther" unwiderstehlich. Man verlangte, der Dichter solle diese seine geniale Macht ferner üben, aber mit mehr Delicatesse gegen die Convenienz, mehr Anbequemung an die Moral, mehr Einstimmung in die Dogmatik. Er aber fühlte wol daß wenn er das Leben so nähme wie die Geschichtsverquickung bis zu seiner Zeit es aggregirt hatte und die aus widersprechenden Traditionen zusammengewirrte Bildung es erklärte, seine Poesie wie die Anderer nur die vorhandene Prosa rütteln und wieder auftischen würde. Daher ließ er Mode und Tradition liegen und ging bei Gottes Schöpfung in die Schule. Den Boden auf dem sein Leben und das Leben all der sublimen Zöpfe um ihn her nun einmal wirklich ruhte, lernte er kennen, fing beim A, bei den Bergen und Straten des Landes und den Knochen des Organismus an und stieg von diesen allgemeinen Grundlagen aller Lebenswirthschaft und Gattungstypen zum angelagerten blühenden Leben auf, indem er sich die Erstbedingungen aller wirklichen Cultur in der Ausbeutung des Landesbodens durch Feldbau und Gewerk und die Grundform der ersten organischen Entwickelung in der Pflanzenbildung klar machte. Er wurde dabei selbst Gärtner, Damm- und Wiesenbauer, Bergmann und Landesökonom. Und bei dem geschäftlichen und geselligen Verkehr in den er hierunter mit Nahen und Fernen, Hohen und Niedern kam, versäumte er nicht, ebenso das menschliche Reich, statt blos aus Büchern und Redensarten, aus den Bedürfnissen, Neigungen und Leistungen zu erkennen, in den verschiedenen Schichten der Stände und Kreisen der Sitte auch hier die Consequenz der Grundnatur herauszufinden, die an ihren festen und an ihren wandelbaren Bedingungen das Unterschiedene aus dem Gleichen erzeugt. Und indem er so in der wirklichen Heimat sich heimisch gemacht hatte und überall, im Gras zu seinen Füßen und in der Wolke über seinem Haupt, im Frieden der Wälder und im Streiten der Menschen Gesetz, Zusammenhang, innere Harmonie gefunden, das unveräußerliche Dasein und die bunte Anschauung sich mit Seele und Verstand durchgeistet hatte, war er, unabhängig von Reichskalender, Diöcese und Modejournal, König seines eigenen Reichs. Das ward und das ist der Zauber von Goethe's Poesie, daß immer, im leichten Scherz und im weitumfassenden Ernst, daß überall, bis in die Spitzen des Widerspruchs, bis in die Klage der Leidenschaft, der Grundton einer Seele mitklingt, die mit der Wirklichkeit versöhnt ist, mit der Allnatur im Einklang lebt; „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit". Und den strengen, stillen Weg auf dem Goethe diese Höhe erreichte, nennt man eine „falsche Weltrolle", ein „Schwanken im Beruf", „Planlosigkeit", „Verlust seiner selbst".

Ich kann Eckardt nur auf all die Briefe die Goethe während dieser Studienjahre schrieb, an Lavater und Merck, an Jacobi, Knebel, Frau von Stein, und auf Riemer's Tagebuch-Auszüge verweisen, so wird er die reichlichen und entscheidenden Belege finden, wie planfest, wie mit steigender Klarheit und Befriedigung Goethe steuerte und auf nichts Anderes hin als auf den Dichter. Aeußerungen in den Briefen auf dem Wege nach Italien und den ersten aus Rom, die Eckardt auf ein unklares Suchen deutet, haben einen ganz andern Sinn. Zum Theil drücken sie seine Ungeduld aus, und diese kam aus der

Wärme der Reife. Denn jetzt, nachdem Goethe seiner Anschauung feste Grundlagen und die Nerven der Stetigkeit gewonnen hatte, war er so weit daß er die wahre Kunst und die Wahrheit der Kunst erfassen konnte, die langgehegte Sehnsucht endlich befriedigen durfte und je minder er zweifelte, umsomehr eilen mußte. Zum andern Theil sind diese Aeußerungen nur mittelbare Entschuldigungen seiner Verheimlichung des Reiseentschlusses und Reiseziels, milde Umkleidungen der Thatsachen daß er keines Raths dazu bedurfte, keine Begleitung mit seinem Zweck verträglich fand. Endlich sind es sanfte Andeutungen gerade seiner wohlbewußten Planmäßigkeit. So, wenn er schreibt:

Ihr habt mich oft ausgespottet wenn ich Steine, Kräuter, Thiere betrachtet; nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler und werde mich auch hier finden lernen.

Hier überließ er es den Freunden zwischen den Zeilen zu lesen: Jenes getadelte Naturstudium war die beste Vorbereitung zum Kunstverständniß. Denn mein Studium des dynamischen Naturbaus hat mich mit dem Material und Bedingungen des Architekten, das des organischen Naturbaus mit dem Prototyp des Bildners, meine Aufmerksamkeit überhaupt auf charakteristische Natur mit den Gegenständen des Malers vertraut gemacht. Ausdrücklicher hatte er gerade dies bereits von Venedig aus am 5. October geschrieben.

So viel zur Andeutung daß Goethe auf dem Wege nach Italien der gedrückte, dunkel suchende Mensch nicht gewesen wie ihn Eckardt sich denkt.

Zugeben muß ich daß an Eckardt's Meinung von Goethe's damaliger Vernachlässigung seines Dichterberufs Goethe selbst insofern mitschuldig ist, als er im Eingang seiner spät redigirten „Italienischen Reise" unrichtige Angaben über sein Verhalten zu jener Zeit gemacht hat. Goethe sagt dort, er habe zur Ausgabe seiner gesammelten Werke die vier ersten Bände von Karlsbad aus an Göschen geschickt und sei im Begriff gewesen mit den vier letzten, die theils nur entworfene Arbeiten, theils Fragmente enthalten, das Gleiche zu thun,

wie denn meine Unart, Vieles anzufangen und bei vermindertem Interesse liegenzulassen, mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen zugenommen hatte.

Und nun erzählt er daß erst die Gedichte der Freunde zu seinem Geburtstag, die im Namen seiner vernachlässigten Arbeiten um deren Vollendung gebeten, zusammen mit Herder's Zureden ihn bestimmt hätten, diese Papiere und namentlich die „Iphigenie" behufs der Ausarbeitung mit nach Italien zu nehmen. Ich kann nur sagen daß Goethe sich hier sehr Unrecht thut und Eckardt, wenn er die „Briefe an Frau von Stein", die er citirt, durchgelesen hätte, dies wissen müßte.

Goethe war zur Ausarbeitung und zur Ueberarbeitung seiner Sachen, namentlich der „Iphigenie", entschlossen, ehe er nach Karlsbad ging. Schon am 15. Juni schrieb er über seine Redaction an Frau von Stein daß er die kleinen Gedichte unter allgemeine Rubriken gebracht und den „Triumph der Empfindsamkeit" bearbeitet habe, und daß sie Wieland ihr Exemplar der „Iphigenie" zum Durchgehen schicken möge. Tags darauf: daß er den „Triumph der Empfindsamkeit" bis auf den ersten Act, den er zuletzt gelassen, fertig habe, nun an „Stella" denke und nicht ruhen wolle, bis auch die nach seinem Sinne sei. Acht Tage darauf: daß er an dem (schon vor drei Jahren überarbeiteten) „Werther" corrigire und zu Mittag Wieland bei sich habe; es werde über „Iphigenie" Gericht gehalten. Am 6. Juli: Wieland gehe die Sachen fleißig durch, „und so wird es mir sehr leicht wenigstens die vier ersten Bände in Ordnung zu bringen, die vier letzten werden mehr Mühe machen". Hätte er sie Göschen wie sie waren übergeben wollen, so konnten sie nicht einmal so viel Mühe machen als jene ersten Bände mit ausgeführten Dichtungen, die er gleichwol noch überfeilte. Sah er mehr Mühe voraus, so haben wir daran den entscheidenden Beweis daß er sie zu vollenden schon damals entschlossen war. Am selben Tage schrieb er auch vom Durchnehmen des „Werther" mit Herder und am 9. Juli daß er den „Götz" durchgegangen, Wieland's und Herder's Bemerkungen verglichen und sich über verschiedene Correcturen decidirt.

Ich fahre nun fort; was ich hier thue, hab' ich in Karlsbad zugut und kann dort meine Gedanken zur „Iphigenie" wenden.

Aus Karlsbad dann berichtet er am 20. August: „Mit «Werther» geht's vorwärts"; am 22.: „Die Erzählung am Schlusse «Werther's» ist verändert"; am 23.:

Gestern Abend ward „Iphigenie" gelesen und gut sentirt. Jetzt da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude, man sieht auch eher was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite dran und denke morgen fertig zu werden.

Das ist also das allein Wahre an jenem Bericht daß er die „Iphigenie" wol noch von Karlsbad aus (aber nicht unvollendet) abzufertigen gemeint hatte; da er aber noch Einiges daran zu thun fand, sie mitnahm wie die andern Dinge die er unter Italiens mildem Himmel auszureifen gedachte. Daß aber diese „Iphigenie" der bloße Prosaentwurf von 1799 gewesen, ist unrichtig. Er hatte in all den Zwischenjahren (viele Erwähnungen in den Briefen an die Freundin bezeugen es) hier und da an ihr gebessert; und wie sollte er zu ihrer Ausführung erst am 28. August durch die Freunde bestimmt worden sein, da er sie schon im Juni von Wieland durchsehen ließ und mit ihm durchging, da sie fünf Tage vor dem 28. August schon in Verse geschnitten vor ihm lag und er in der Hoffnung baldiger Vollendung daran arbeitete.

Hiermit hoffe ich nun Eckardt überzeugt zu haben daß der Goethe der sich zur italienischen Reise bereitete kein an sich irregewordener Dichter, sondern einer war der es mit seiner Ausbildung und der Ausbildung seiner Schöpfungen gründlich nahm. Und nun komme ich auf Herder zurück und auf die Frage ob er damals gegen Goethe gestanden, wie Eckardt sagt, gleich dem Antonio gegen Tasso, indem er

den auf falscher Bahn Gehenden durch Spott zu reizen, aber nicht zu führen verstanden. (S. 99.)

Diese Vorstellung daß Herder an dem Goethe jener Tage eine ironische Superiorität geltendgemacht, ist im geraden Widerspruch mit den urkundlichen Zeugnissen. Oben habe ich angeführt wie Herder in jenen Jahren, was er selbst Neues hervorbrachte, fortwährend an Goethe mittheilte. Und so war es der freundschaftlichen Gegenseitigkeit gemäß wenn Goethe ein Gleiches that, ohne daß er darum „sich noch immer mit vieler Aengstlichkeit um das Urtheil Herder's bewarb" (Eckardt, S. 221). Schon im März 1779 schickt Goethe an Knebel die drei Acte der „Iphigenie", daß er sie Herder lese. Im Frühjahr 1781 schreibt er von Neunheiligen aus, die Freundin möge ihm mittheilen was Herder über sein „Gespräch über die deutsche Literatur" sage. Im Februar 1784 ließ er Herder seine Rede zur Eröffnung des Bergbaus in dem Augenblick einhändigen, da er sie zu Ilmenau hielt („Briefe an Frau von Stein", III, 21). Wie die Freundschaft mit Herder auf Plan und Sinn der Dichtung „Geheimnisse" einfloß, ist schon oben berührt. Als Goethe im August 1784 den Anfang dazu während eines Reiseintermezzo gedichtet hatte, schickte er ihn sofort an Herder und durch diesen an Frau von Stein („Briefe an Frau von Stein", III, 80). Im Gedichte führte er Herder selbst ein als Humanus in warmer Zeichnung, die gar anders aussieht als der Cavalier Antonio. Im November 1785, als Goethe das sechste Buch des „Wilhelm Meister" beendet hatte, sagte er der Freundin, er freue sich auf Herders und die Imhof (Schwester der Frau von Stein), und schrieb bald darauf Knebel seine Freude über den vielen Beifall den er bei diesem seinem kleinen Publicum gefunden. Wie häufig vom Spätjahr 1783 an Goethe mit Herders und der Stein trauliche Leseabende zubrachte, sieht man aus den Briefen an die Letztere. Am 3. Juni 1784 sagt er vor einem Ausflug: „Herder verlaß ich ungern, er ist gar gut, lieb und herzlich." Am 29. Juni schreibt er: „Ich habe Briefe von Herders, diese sind gar lieb und gut gegen mich, ich sehne mich auch um ihretwillen sehr nach Hause." Im December an Knebel: „Die Stein und Herder sind mir vom größten Werth und sind beinahe meine einzigen hiesigen Capitale von denen ich Zinsen ziehe." Im September 1785 an Frau von Stein: „Mit Herders bin ich und wir leben angenehm zusammen." Im Frühjahr 1786 meldet er der Freundin seinen Fortschritt an der Operette und „Wilhelm Meister" mit dem Beisatze, er hoffe Donnerstags ihr und Herders etwas zu lesen.

Schon diese Stellen können belegen daß Herder Goethe nicht durch Spottlust abstieß, sondern durch Theilnahme anzog. Oder waren es die Naturstudien Goethe's, gegen die sich Herder so ironisch verhielt? Hier und da einmal mag ihm des Steineklopfens etwas zu viel geworden sein; aber lächerlich ist es wenn man ihn darum zu einer stehenden Maskenfigur der Ironie stempeln will. Kaum hatte Goethe im März 1784 zu Jena die anatomische Entdeckung des Zwischenknochens gemacht, so kündigte er es Herder unter dem Siegel der Verschwiegenheit an („Briefe an Frau von Stein", III, 31). Als die Abhandlung ausgearbeitet war, las er sie ihm; Herder fand sie sehr einfach und schön und schrieb darüber an Knebel: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege"; und wieder schrieb er im März 1785: „Goethe trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritte seines Lebens ein Mann." (Knebel, „Literarischer Nachlaß", II, 236, 240; vergl. 232, 234, 297). Wie paßt das zu der Imagination vom schwankenden Goethe und vom abgeschlossenen Herder, der ihn nicht versteht? Herder nahm Gesichtspunkte Goethe's in den Eingang seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte" auf („Goethe an Knebel", S. 55), und im Januar 1785 schreibt Goethe an Knebel, er habe in der letzten Zeit in der Mineralogie pausirt; in den andern Theilen der Naturgeschichte treibe er sich mit Herder durch Disputiren immer weiter. Im April 1786 schreibt er an Frau von Stein: „Gestern Abend war Herder bei mir, und wir haben viel durch's Mikroskop gesehen." Im Juli d. J.: „Ich habe Herdern neulich mit der Pflanze, deren Blume zuletzt fortfliegt, bei Tafel regalirt und sie hat ihm viel Vergnügen gemacht." Man sieht, Herder verhielt sich gegen Goethe's Naturbetrachten nicht als Spötter, sondern als Mitgenießer. Wenn Goethe selbst in jenem spätern und ungenauen Bericht über die Zureden in Karlsbad Herder's Auffoderung anführt, daß er die rhythmische Ausbildung seiner „Iphigenie" lieber vollenden solle als „taubes Gestein klopfen", so schickt er zur Erklärung voraus daß Herder, unbekannt mit seinem größern Reiseplan, geglaubt, es sei nur wieder eine Bergwanderung auf die er sich (wie die Jahre her so häufig) begeben wolle. Und wenn er hier sagt, gegen Mineralogie und Geologie habe sich Herder immer spöttisch erwiesen, so hat er doch vorher hinlänglich die Einsicht und treue Meinung bezeichnet aus der jene Ermahnung floß, der genannten Dichtung noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, „die sie wohl verdiene". Dringend, sagt er, habe ihm Herder das ans Herz gelegt; und im Vorangehenden hat er gesagt daß er seine ersten vier Bände unter der treuesten Mitwirkung Herder's abgeschlossen. Hieraus hätte also Eckardt nicht blos die „ironische Weise" sich abschöpfen sollen. Wie verständig und wie liebevoll Herder damals Goethe's Dichtungen erwogen, lag ja vor. Im Brief an Frau von Stein vom 6. Juli 1786 heißt es: „Herder hat den «Werther» gut sentirt und genau herausgefunden, wo es mit der Composition nicht just ist." Am 9. Juli schickt Goethe Herder's Zettelchen womit er den Götz zurücksandte. Herder schreibt:

„Lieber Bruder, hier hast du deinen „Götz", deinen ersten, einigen, ewigen „Götz" mit innig bewegter Seele. Die Correcturen bedeuten Nichts oder äußerst wenig; sie corrigiren meistens den heiligen Martin (Wieland) zurück, der die e bis zum Lachen eingeschaltet und wenig Rücksicht darauf genommen hat, wer rede. Hiervon mündlich. ‚Wie auch von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, insonderheit in Weislingen's

Wunde. Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig. Herder.“

Bei der Mittheilung aus Karlsbad vom 22. August, daß die Erzählung am Schluß des „Werther“ geändert sei, fügt Goethe hinzu: „Gott gebe daß sie gut gerathen sei, noch weiß ich Nichts davon. Herder hat sie noch nicht gesehen.“ Am Schluß des Briefs wieder: „Herders sind gar gut“.... Kann man hiernach auf Goethe's Seite statt Vertrauen Aengstlichkeit, auf Herder's statt warmen Antheil lehrmeisternde Superiorität finden? Gewiß nicht.

A. Schöll.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Im Golf von Neapel. Von Friedrich Aulenbach. Neustadt an der Haardt, Gottschick. 1853. Gr. 16. 25 Ngr.

Eine dichterische Seele, nach Freiheit und Luftveränderung schmachtend, flattert nach Italien um Erinnerungen zu sammeln für das Alltagsleben, verbracht im praktisch-intelligenten Streben einer industriellen Zeit. Diese Erinnerungen werden einer Jugendfreundin geweiht, die als Herzensideal vor, während und auch nach der Wanderung vorzuschweben scheint. Ihr theilt der Autor die Eindrücke der schönen Natur, der Kunst und der geschichtlichen Erinnerungen mit, ihr schreibt er die begeisterten Briefe aus und über Tivoli, Sorrent und Capri, ihr gibt er wieder in begeisterter poetischer Auffassung was er sieht, was er fühlt und was er denkt. Ihr zeigt er wie die Außenwelt ein Eche findet in seiner Seele und wie dieses Echo ein dankbares ist, jauchzend in Entzücken. Man hat so viele Reisebeschreibungen von Italien und vielleicht ist die hier vorliegende eine der unvollständigsten, doch ist sie frisch und macht den Eindruck einer mündlichen Erzählung; das Auge leuchtet und das Herz klopft. Des armen Tasso Liebes- und Leidensgeschichte wird mitgetheilt in ihrer einfachen, traurigen Wahrheit. Einzelne Gedichte sind eingelegt, wie innere Stimmung und äußere Eindrücke sie erzeugten, und an Träumereien des Herzens fehlt es nicht, welche die Freundin aufsuchen und sie oft zur Gefährtin des Reisegenusses machen. Zuletzt legt er die Blätter der Frühlingsbegrüßung in ihre jungfräuliche Hand, weil an dem schattigen Herd weiblicher Eingezogenheit die Blüten des Gefühls länger und besser Schutz finden. Sie sollen ein Andenken sein für die ewig Getrennten, denn das Büchlein schließt folgendermaßen: „Wenn die Ideale der Welt nicht mehr umschwärmen und die Erde uns zum Wohnort geworden und du getrennt bist von mir und ich allein stehe mit meinen Erinnerungen und Hoffnungen; wenn auch längst diese Blätter, vom Stamme gelöst, dahin wirbeln und gleich den kleinen Blütenkronen, nachdem sie ihren Duft ausgehaucht, vom irdischen Staub beschwert, flügellahm sich unter die Erde betten, mag vielleicht in dem Herzen der Freundin, der sie duften, kaum mehr eine Spur von dem Verfasser, der ihr einst lieb und werth war, übrig bleiben; dann laß mir wenigstens den Glauben daß du gut bleibst, tugendhaft und wahr! Schütze die Ideale, die wie Sterne an deinem innern Himmel glänzen, und lasse sie dir nicht rauben durch flaches Geschwätz der Welt.“ Der Leser hat also noch den Genuß, unter den interessanten Mittheilungen und poetischen Ergüssen einen stillen Liebesschmerz zu ahnen, ein Herzensweh das unter dem Freudenjauchzen pulsirt. Nachstehende Schilderung der Tarantella wird dem Leser das Talent des Autors bekunden:

„Ich möchte die Tarantella, dieses Universal-Lexikon aller wortlosen Liebeserklärungen und Liebesschwüre, mit denen man die selige Trunkenheit des Herzens in alle Sprachen der Welt übersetzen kann, den Tanz der Grazien nennen, umsomehr, wenn er, wie hier, von Grazien getanzt wird.

Ich will versuchen dir einigermaßen ein Bild von diesem so beliebten Nationaltanz zu geben und lasse dem Auge deines Geistes ein capritanisches Pärchen — es tanzt nämlich nur Paar gegen Paar — vorschweben, einen schönen schlanken Burschen mit offenem Blick, leicht und zierlich gekleidet, dem der spitze Hut mit dem Marienbilde und den bunten Bändern verwegen in den krausen, schwarzen Locken sitzt; und ein liebliches Mädchen mit brennenden Augen, welche aus langen Wimpern hervorstrahlen, und einem Busen auf dessen süßer Fülle die rothe Korallenschnur wogt; ihr schönes Flechtenhaar ist von keinem Schleier verhüllt, sondern nur durch den silbernen Pfeil mit der offenen Hand zusammengehalten. Langsam, aber mit unendlicher Anmuth beginnen sie den Tanz, und während jener mit gesenktem Haupte und zierlich gebogenem Arm um seine Schöne, deren reizende Formen im anmuthigen Tanze nur noch verführerischer hervortreten, gaukelt, schwebt diese, die linke Hand in die Hüfte gestemmt und mit der rechten das Seidentuch schwingend, dem Geliebten entgegengleitend, ihn bald schamhaft fliehend, bald ihm wieder mit vor Glück und Zärtlichkeit leuchtenden Augen nahend, mit bezaubernder Anmuth über den Boden dahin. Es ist die verborgene, schwellende Sehnsucht welche noch nicht laut zu werden wagt. Die Castagnetten schlagen leise begleitend an, man ahnt die innere Glut die sich hinter diesen anmuthigen Bewegungen verbirgt. Allmälig wird der Tanz lebhafter, lauter tönen die Castagnetten, und leise mit den Zehen auftretend scheinen die Gestalten, ewig wechselnd, sich in lauter harmonische, wunderbare, reizende Bewegungen aufzulösen. Jetzt geht die verborgene Sehnsucht in der wachsenden Begierde unter; feuriger werden die Blicke, gewaltiger die innere Neigung, sie stürzen einander entgegen als sei der Moment der Hingebung nun gekommen. Da tritt die Furcht dazwischen, sie blicken sich erschrocken an und fliehen sich, doch immer wieder mit zärtlichen Seitenblicken sich suchend. Aber das Zittern, die Furcht selbst enthüllt nur neue Reize durch die seltsamsten und dennoch anmuthigsten Biegungen. Die Begierde, einmal erwacht, kennt keine Grenze; immer heftiger, immer glühender folgen sich die feurigen Bewegungen. Es sind nicht die Füße, die Arme, Kopf oder Leib allein, die von den wechselnden Verschlingungen des Tanzes ergriffen werden; ein jeder Theil des Körpers, jegliche Muskel ist thätig, an dem vorüberfliegenden, brennenden Leben theilzunehmen. Beide scheinen durch ein unsicheres Band gefesselt gleichsam eine geistige Einheit zu bilden. Die Castagnetten erklingen immer wilder, und als nun die entzündete Glut den ganzen Körper der Tanzenden durchzuckt und die feurige Lust jeden Nerv durchzittert, als Flammen aus den rollenden Augen zu blitzen scheinen und die Castagnetten den Sturm der Leidenschaft durch wilden Wirbel andeuten, als die Begierde den höchsten Gipfel ereicht, während die leichtschwebenden Gestalten in aller flammenden Glut doch die höchste Grazie der Bewegung bewahren, in glühender Lust vergehen mögen, da mit einem male schweigt das Tambourin, die Castagnetten verstummen und der Tanz ist geendigt.“ 8.

Mysterien der Sprache.

Scharfsinnige Naturforscher haben es verstanden aus einzelnen aufgefundenen Knochen die Größe, Gestalt und andere Eigenschaften urweltlicher, längst vom Erdboden verschwundener Thiere, denen diese Ueberbleisel angehörten, mit Genauigkeit zu bestimmen. In ähnlicher Weise läßt sich bisweilen aus kurzen Sätzen die Richtung, der wesentliche Inhalt einer Schrift, der Geist und Geschmack ihres Verfassers erkennen. Wie man mit solcher Divination aber auch fehlschießen kann, zeigt nachstehender Fall.

Einem Freunde, der sich nicht wenig darauf einbildet jene Gabe des Rathens, Combinirens und Construirens zu besitzen, las ich nachfolgende Zeilen vor, um seine Geschicklichkeit auf die Probe zu stellen. „Berlin lieferte das stärkste Contingent und nahm die Spitze. Sachsen und Thüringen schien der Per-

sonenzahl nach schwächer vertreten gewesen zu sein; um so decidirter traten diese auf. Spiritus stand gerüstet im Hintergrunde; er wurde von den Magdeburgern in Affection genommen." Mein Freund verlangte hierauf zu wissen, aus welcher Schrift diese Stelle entnommen sei, und als ich ihm gesagt hatte, sie stehe in einer Nummer der berliner „Nationalzeitung", fand er die Aufgabe gar zu leicht und begann sofort seine Erklärung: „Es handelt sich hier offenbar um eine Volksversammlung aus den Jahren 1848 oder 1849, etwa um die Fassung wichtiger Beschlüsse gegen freiheitsmörderische Minister, reactionnaire Cabinetsintriguen u. dergl.; oder vielleicht auch um das Gegentheil: einen bewaffneten Zug patriotischer Männer nach der anarchischen Hauptstadt, um dieselbe zu demoliren, eine blutige Züchtigung der rebellischen Straßendemokratie zu vollstrecken und die bedrohte Autorität gegen die frechgewordene Majorität zu schützen. Ob nun erstere oder letztere Annahme richtig ist, läßt sich allerdings aus obigem Bruchstück nicht abnehmen, ist aber auch ziemlich gleichgültig; jedenfalls steht fest daß hier über eine politische Parteidemonstration berichtet wird, und es liegt klar am Tage daß es dabei folgendermaßen zugegangen ist: Die Haupt- und Zweigvereine eines großen Bundes haben ihre Getreuen aus verschiedenen Landesgegenden an einen bestimmten Ort zusammenberufen; hier haben sich Deputationen in Menge eingefunden; die Berliner sind dabei am zahlreichsten vertreten gewesen und haben sich äußerst großmäulig und naseweis vorgedrängt, ohne jedoch etwas Tüchtiges zu leisten. Die Sachsen und Thüringer sind zwar nicht so massenhaft erschienen, haben auch nicht soviel Lärm gemacht, sich aber um so entschiedener, thatkräftiger und handgreiflicher bewiesen. Der gewaltigste Instigator, ein gewisser Spiritus, hat im Stillen wirkend hinter den Coulissen gestanden, um die Redner zu stärken und die Zuhörer zu begeistern; stets kampfbereit, wollte er bei etwa eintretender Erschlaffung sofort aus dem Hintergrunde hervortreten, um den Leuten frische Energie einzuflößen; zwar haben alle Anwesenden unter dem Einflusse des wackern Spiritus gestanden, sind sich aber nicht völlig bewußt geworden, in welchem Grade sie von seinem Antriebe abhängig gewesen; nur die Magdeburger haben dies deutlich erkannt, die großen Verdienste dieses mächtigen Bewegers des Menschengeistes einsichtsvoll gewürdigt und ihm ihre besondere Liebe und Verehrung bezeigt. Der weitere Verlauf der Sache —". Hier unterbrach ich die sinnreiche Interpretation mit der Versicherung daß der Aufsatz, aus welchem obige Zeilen excerpirt sind, weder demokratische noch reactionnaire Parteiumtriebe aus dem Jahre 1848 oder 1849 betreffe, sondern daß hier ganz einfach weiter Nichts vorliege als ein in Nr. 319 der „Nationalzeitung" vom 13. Juli 1853 über den köthener Saatmarkt enthaltener Handelsbericht, der in schlichten Worten etwa also hätte abgefaßt sein können: „Es waren viele Berliner auf dem Markt, weniger Sachsen und Thüringer, die aber entschiedenere Kauflust zeigten. Spiritus wurde besonders von Magdeburgern begehrt." Eine solche Form wäre aber viel zu simpel für den nationalökonomischen Correspondenten einer großen Zeitung gewesen; statt in gewöhnlichem Deutsch die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, hat er seine Gedanken über Korn und Schnaps in sublimes Kauderwelsch gehüllt und den Beweis geführt daß die mercantilische Sprache, wenn sie blühend und schwunghaft wird, eine bodenlose Mystik in sich birgt und zu den wunderlichsten Conjecturen verleiten kann. 27.

Aus einem literarischen Tagebuche.

Von **Alexander Jung.**

Krisis.

Ein Zusammenstoß in unserer jetzigen Geschichtsentwickelung ist unausweichbar, wenn man sich irgend auf die Zeichen der Zeit versteht. Dieser Conflict hat an einzelnen Punkten lange schon stattgefunden, aber er muß bald eine Ausdehnung und Wirkung erreichen, wie er sie bis dahin noch niemals gehabt hat; denn die Reife, freilich auch die Verwirrung, ist auf beiden Seiten zu weit gediehen. Glücklicherweise wird dieser Kampf mit geistigen Waffen, mit der Waffe des Worts ausgefochten werden. Der Menschenfreund muß es wünschen daß er es werde. Jede Katastrophe die sich anderer Waffen bedient setzt Uebelstände ab, welche diejenigen beiweitem überwiegen welche fortgeschafft werden sollen. Jener Zusammenstoß ist der der Rationellen (nicht Rationalisten) und der Historiker. Er wird um so nachdrücklicher erfolgen, da keiner der beiden Gegner das Wahre oder Falsche allein vertritt, sondern es in seltsamer Mischung darstellt. Nicht umsonst hat die Philosophie in Deutschland seit einigen Jahrzehnden den Physikern — mögen sie es zugeben oder nicht — so vorgearbeitet, nicht umsonst haben die Naturwissenschaften solche Triumphe gefeiert und sind Schätze auf Schätze auch anderweitiger Cultur aufgehäuft worden. Sie dürfen und werden nicht todte Capitalien bleiben, sie müssen Allen zugutekommen. Die Rationellen sind insofern im vollen Rechte, als sie überall die Vernunft, den Geist respectirt wissen wollen, obwol die Weisern von ihnen für jede Periode die einstweilige Grenze menschlichen Erkennens bereitwillig einräumen. Das Unrecht der Rationellen fängt erst da an, wo sie sich in den Wahn verlieren daß ihr auflösender Verstand, den sie für Vernunft ausgeben, die Existenz der Welt zu begreifen vermöge, wozu noch kommt daß sie die Geschichtsströmung oft ohne Resultat ins völlig Unbestimmte ausmünden lassen. Die Geschichte ist nach ihrem Wahnwitz ein Proceß um des Processes willen, ein Schauspiel oder vielmehr ein Narrenspiel, wobei nicht die Individuen, die ja vorübergehen sollen, sondern die Gattungen, die nur bewußtlos existiren und für welche sich jene handelnd und leidend zwecklos aufopfern, das einfältige Zusehen haben. Die Historiker dagegen sind insofern nicht ohne Berechtigung, als sie auf eine Uroffenbarung hinweisen, ohne welche die menschliche Vernunft ebenso wenig wie die Natur eine Erklärung findet, aber auch insofern als sie ein Endergebniß für die Geschichte, ja für den ganzen Weltproceß als nothwendig erachten. Freilich verirren sich die Historiker von der strengsten Observanz ins Widersinnige, indem sie bei der bloßen Ueberlieferung, bei dem Unterschiede von fatalistischer Macht und fatalistischem Gehorsam stehen bleiben. Und an diesem Punkte eben muß der Kampf entbrennen, dessen Feuer sich um so weiter leiten wird, als beide Richtungen in ihrer Grundansicht von der Geschichte, in Mitteln und Zwecken im äußersten Gegensatz sich befinden. Die Rationellen sind davon erfüllt daß nur Bildung der Menschheit zu allgemeinerm Wohlsein verhelfen könne. Die Historiker dagegen trauen der Bildung nicht sonderlich, fürchten sie unter Umständen sogar, verfolgen sie und begnügen sich mit einer Sicherheit die nicht aus dem gesunden, intelligenten Organismus des Ganzen entspringt, sondern aus dem Gewichte der Massen, deren Schutz für die höchsten Güter der Menschheit nie ausreicht, da sie keine Einsicht in den Werth derselben haben.

Nähere Bezeichnung heutiger Verwirrung.

So gewaltig durchkreuzen und verwirren sich in unserer Zeit die Verhältnisse daß wir nicht selten die Historiker im Besitze aller rationellen Ueberlegenheit finden, wogegen die Rationellen bisweilen so stockhistorisch und salzlos werden daß sie allen Geist, alles richtige Denken in ihrer Experimentalphysik verpuffen lassen. Dieser Vorwurf trifft in der Gegenwart viele Männer der exacten Doctrinen. Was hilft aller Fortschritt der Naturwissenschaft, was hilft alle Schärfe der Beobachtung, alles gewandte Experimentiren, wenn man zuletzt bei ausgemachten Trivialitäten anlangt und darin jede Kopfhängerei unendlich überbietet? Die Elektrisirmaschine ist noch lange kein Schöpfungsapparat, und der Dampf, der jetzt auf einmal der einzige Gott und Beweger der Welt sein soll, ist noch lange kein Geist (kein Pneuma). Was hilft es, wenn man in seiner Gedankenlosigkeit und philosophischen Unwissenheit von der Ma-

terie keine andere Erklärung zu geben weiß als die schülerhaft-einfältige: Materie ist Alles und außer Materie gibt es Nichts? Mit solchen Erklärungen legt man nicht das Sokratische Bekenntniß ab, daß man wisse daß man Nichts wisse, sondern nur daß man sich einbilde Etwas zu wissen und doch in der That Nichts wisse. Sagt man das noch, wie es heutzutage bei Männern exacter Wissenschaft vorkommt, mit selbstgefälligem Haschen nach Witz, so entsteht eine Geistreichigkeit, die ebenso fade wie frivol ist. Es gibt gegenwärtig naturwissenschaftliche Historiker, deren menschlichen Geist wir stark in Zweifel ziehen müssen, da ihnen bei ihrer zu materiellen Beschäftigung mit der Thierseele die Circe Natur den Zauberstreich spielt sie selbst in Thiere zu verwandeln, wovon der echte Naturforscher, wie einst der gewitzigte Odysseus, stets verschont bleiben wird. Alle Welt sei vor jenen verthierten Gelahrtheiten gewarnt. Sie sind in ihrer Geistscheu und Bissigkeit höchst gefährlich. Allen den Einseitigkeiten nun von rationellem Gedankenvorwitz und historischer Gedankenlosigkeit nebst den Spielarten, in welchen die Experimentalphysik und Thiergeschichte geistlos wird, indem sie nur noch den Unkundigen mit einem prächtigen Pfauenrade von Witzeleien täuscht, und wiederum die Historie plötzlich Geist erhält und durch ein rationelles Verfahren sich auszeichnet, wird die kommende Krisis das gerechte Gericht bringen, um die kosmische Ordnung wiederherzustellen und den im edelsten Sinne Rationellen die Lenkung der Menschengeschichte zuzuweisen, denn sie sind die wahrhaften „Ritter vom Geist", wie sie sich denn auch von dem Geiste der Geister herschreiben, welcher das Universum aus sich entläßt und daher auch durchdringt, wie zu bleibender Verklärung in sich zurücknimmt.

Zur Kenntniß der menschlichen Seele.

Es dürfte doch, ohne der Freiheit zunahezutreten, etwas von der Wissenschaft der Statik auf die menschliche Seele angewendet werden müssen, um bestimmte Erscheinungen zu erklären. Wenn die Statik nämlich die Gesetze für das Gleichgewicht der Kräfte zu ergründen hat, so liegt die Anwendung auf gewisse Seelenzustände sehr nahe. Besonders scheint dieses im Leiden der Fall zu sein. Ein Schmerz, welchen das Gemüth in aller Heftigkeit empfängt, würde dasselbe oft zerstören, würde es wenigstens außer Fassung bringen. Nun kommt aber noch ein anderer Schmerz von gleicher Stärke hinzu, und es entsteht ein Gleichgewicht des Ertragens, eine Seelenstimmung, welche sogar einen kräftigen Entschluß zum Handeln hervorzurufen vermag. Ja ein drittes Leid findet sich ein, und wenn auch die Handlung stockt, so gewinnt das Gemüth doch die Beruhigung in sich, von der es keine Ahnung bei dem ersten Schmerze gehabt hat. Im letzten Falle sehen wir in der Seele des Menschen mit aller Deutlichkeit das Gesetz der Polarität sich geltend machen, bis auf den Indifferenzpunkt hin.

Geschmacklosigkeiten.

Wirkliche Kenner der Musik werden, abgesehen von der Uebung in der Fingerfertigkeit, im Allgemeinen nicht viel auf Variationen geben. Der Meister aller Meister, Mozart, bezeichnet natürlich auch hier eine Ausnahme. Was soll man aber gar zum Variationsspiel in der Religion und Poesie sagen? Aus allen Liedersammlungen und Chrestomathien müßten daher alle Variationen auf das Vaterunser im Namen der Würde der Religion und des guten Geschmacks ausgerottet werden, in denen sich der Dichter unterfängt jeder Bitte des Gebetes Jesu einen verschönernden Strophensalm nach- oder gar voranzuschicken. Selbst der herrliche Klopstock hat sich einmal in seinem „Psalm" so weit verirren können. Diese Geschmacklosigkeiten gleichen jenen widerlichsten aller Bildwerke, die man noch vor kurzem häufig über den Ruhesitzen in Putzzimmern angebracht sah, indem der Künstler, ein lithographirter Kalligraph und Schreiblehrer, das Vaterunser in pomphafter Fracturschrift zum Familienbesten gab und jede Bitte wie das Ganze in einem schnörkelhaften Wust von Arabesken prangen ließ.

Schlaraffenleben.

Daumer und Bodenstedt haben jedem Kenner echter Poesie höchst dankenswerth den Beweis gegeben daß die Dichtkunst des Orients einen unversiegbaren Fortgang in frischester Weise auch im Westen findet. Wenn aber jetzt ein Heer von bloßen Reimern unter uns ersteht, die da meinen, es heiße dichten wenn man „schreiben" auf „kneipen" reimt und das drucken läßt, so muß man sich wenigstens für die Oeffentlichkeit so grobe Unbill verbitten. Goethe liebte es und war weise darin, am Tage im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten und erst dann sich mit Freunden einen guten Abend zu machen. Jene Reimer indessen erzählen uns naiv daß sie den ganzen Tag und die Nacht noch dazu als Stammgäste in der Schenke setzen, und nennen solchen Zeitdiebstahl „Cultus westöstlicher Poesie".

Die beiden Principien der Bibel.

Es ist meines Erachtens noch von keinem Theologen darauf hingewiesen, noch weniger die große Bedeutung dieses Umstandes ausgebeutet worden, daß die Heilige Schrift ihre beiden Hauptschöpfungen, die sich auf den alten und den neuen Menschen beziehen, mit demselben Anfange anfängt. Die mosaische Urkunde und das Johannesevangelium (indem Johannes doch der innerlichste Evangelist genannt werden muß) beginnen in derselben Weise die Schöpfungsgeschichte der alten und neuen Welt: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde", und: „Im Anfang war das Wort."

Versicherung.

Wer in den alten Hellenismus, in das Christenthum und in das germanische Wesen wahrhaft eingedrungen ist, ohne sich von dem tödtenden Buchstaben berücken zu lassen, dem sind auch Indien und Aegypten aufgeschlossen, der Orient und der Occident sind ihm klar geworden und er kann nicht groß genug von der menschlichen Natur wie von der Zukunft der Menschheit denken.

Der Reiz des Gedankens.

Die Deutschen befinden sich in dem eigenen Widerspruch, daß sie ein unendlich gedankenreiches Volk sind und daß dennoch der halbgebildete Theil unter ihnen eine wahre Scheu vor dem Gedanken hat. Daher auch unsere besten Schriftsteller so wenig Gemeinbesitz der Nation werden können, weil sie eben so gedankenreich sind. Und doch sollte man von früh auf zur Empfänglichkeit für den Gedanken erziehen, denn erst durch Gedanken lernt man denken, und das Denken macht selbständig im Urtheilen und Handeln. Die ausländischen Schriftsteller, die Franzosen und Engländer, einige leuchtende Beispiele ausgenommen, sind viel reicher an Ereignissen, an Situationen als an Gedanken. Das behagt denn auch dem deutschen Mittelleser. In Goethe dagegen findet sich Alles: Gedanke, Ereigniß, Situation, Gestaltung aufs herrlichste vereinigt, daher genießen ihn auch erst so Wenige.

Bibliographie.

Blendermann, E. H., Beiträge zur Verständigung über die Lehre der in der Bremischen reformirten Kirche geltenden Bekenntnißschriften. 1stes und 2tes Heft. Bremen, Heyse. 1852, 53. Gr. 8. 15 Ngr.

Brooks, S., Aspen Court. Wer es verlor, und wer es erhielt. Eine Geschichte aus unserer Zeit. Aus dem Englischen übertragen von W. E. Drugulin. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. à 20 Ngr.

Geldart, Mrs. Th., Beispiele der Menschenliebe.

zu aus dem Leben des Sir Thomas Fowell Burton, Joseph John Gurney und der Elisabeth Fry. Leipzig, Kittler. 8. 6 Ngr.

Die Geschichte vom Doctor Faust in Reimen. Nach dem Unicum von 1587 in norddeutscher Bearbeitung durch J. Scheible. Stuttgart, Scheible. 16. 28 Ngr.

Gottschall, R., Carlo Zono. Eine Dichtung. Breslau, Trewendt u. Granier. 1854. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Graul, K., Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten vom Juli 1849 bis April 1853. 1ster Theil: Palästina. Mit einer Ansicht und einem Plane von Jerusalem und einer Karte des Heiligen Landes. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hesekiel, G., Zwischen Hof und Garten. Geschichten und Novellen. Zwei Bände. Magdeburg, Baensch. 1854. 8. 3 Thlr.

Klesheim, A. Freih. von, Frau'n-Kaeferl. Gedichte in österreichischer Mundart. Dresden, Schaefer. 1854. Gr. 16. 1 Thlr.

Kothe, H., Mnemonik der Bibel. Praktische Anleitung für Religionslehrer und Bibelfreunde aller Confessionen, sich zu sämmtlichen Capiteln Alten und Neuen Testaments Buch und Capitelnummer, so wie zu den vornehmsten Bibelstellen die genaue Angabe von Buch, Capitel und Vers in wenigen Tagen fest einzuprägen. Kassel, J. G. Luckhardt. Gr. 12. 20 Ngr.

Das Lied vum Lockschen. Parodie uf Schiller sein Lied vun de Glock. In jiddisch-deitschem Dialekt un mit Erklärungen für Nichtjidden vun Mausche Worscht. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Morgengedanken einer Frau. Zürich, Meyer u. Zeller. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Moritz, A., Tagebuch der Reisen in Norwegen in den Jahren 1847 und 1851. Vollständige Anweisung zur Bereisung dieses Landes, nebst Gesellschafts-Reiseplan, Reiserouten, 17 Illustrationen und 1 correcten Reise-Karte. Stettin. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Neigebaur, J. F., Die Insel Sardinien. Geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen Zustände derselben in ihrer Verbindung mit Italien. Herausgegeben von J. Minckwitz. Nebst 12 Kupfern und einer Karte von Sardinien. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr.

Passavant, J. D., Die christliche Kunst in Spanien. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Pichler, Louise, Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige. Historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Prowe, L., Zur Biographie von Nicolaus Copernicus. I. Ueber die Thorner Familien Koppernigk und Watzelrode. II. Ueber die Zeit der Geburt und des Todes von Nicolaus Copernicus. Festschrift des Königlichen Gymnasiums zu Thorn zur Feier der Enthüllung des Copernicus-Denkmals. Thorn, Lambeck. Gr. 4. 1 Thlr.

Robitsch, M., Geschichte der christlichen Kirche. In populärer Darstellung zur Belehrung und Erbauung. Gratz, Ferstl. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Röpe, G. R., Schillers Götter Griechenlands, ein Zeugniß für die gute Sache des Christenthums. Als Beitrag zum Verständniß und zur gerechteren Würdigung Schillers. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Scheve, G., Katechismus der Phrenologie. Mit Titelbild und 18 in den Text gedruckten Abbildungen. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Schnerr, J., Gedichte. 3te reich vermehrte Auflage. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1854. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schöpffer, C., Bibliothek des Wissenswürdigen für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 1ster Band. Braunschweig, Ramdohr. 1854. Br. 8. 1 Thlr.

Schweizer, A., Die protestantischen Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche. 1ste Hälfte: Das 16. Jahrhundert. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Die Ritter von Marienburg. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Trautmann, F., Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis Derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb. Für Alt und Jung erzählt. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen über die politischen Zustände des Herzogthums Sachsen-Altenburg bei Anlaß des gegenwärtigen Regierungswechsels. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman. Drei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1854. Gr. 12. 4 Thlr.

Geffcken, J., Das allgemeine evangelische Gesangbuch und die von der Conferenz in Eisenach darüber geführten Verhandlungen. Eine offene Erklärung. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Jolowicz, H., Was lehrt uns der Hinblick auf das Erntefeld? Predigt, gehalten am Schemini 'Azeretfeste des Weltjahres 5614 zu Posen. Leipzig, Friese. Gr. 8. 3 Ngr.

Keller, J. W., Bruchstück aus einem evangelischen Katechismus für das Jahr 1900 mit Anmerkungen für die Gegenwart nebst Allerlei aus meinem Tagebuch. Barmen, Sartorius. 8. 5 Ngr.

Körner, F., Bericht über die Verhandlungen der fünften Versammlung deutscher Realschulmänner, welche vom 27. bis 29. September 1853 zu Braunschweig abgehalten wurde. Leipzig, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lotichius, W., Lasset uns bleiben an seiner Rede, so sind wir seine rechten Jünger. Predigt bei der allgemeinen Lehrerconferenz der Ephorie Glauchau am 15. September 1853 zu Glauchau gehalten. Glauchau, Cramer. 8. 2½ Ngr.

Maximus, Das wahre Glück eines christlichen Landes. Bettagspredigt, gehalten zu Mümsliswil am 18. September 1853. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 2 Ngr.

Maydorn, R., Zur biblischen Lehre vom Schädlichkeits-Begriff. Ein Anhang zu dessen Schrift: der Giftbegriff der Alkoholgiftgegner biblisch-theologisch entwickelt. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Pirazzi, J., Zur Abwehr. Eine Entgegnung auf die Schrift des Herrn Johannes Georg Keilmann: „Warum bin ich wieder katholisch geworden?" Angriffe gegen die deutschkatholische Gemeinde zu Offenbach a. M. Ein Beitrag zur Krankheitsgeschichte der Seele, den Denkenden aller Confessionen gewidmet. 2te durch Zusätze vermehrte Auflage. Offenbach, Heinemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Predigt zum Gedächtnisse Sr. Erlaucht des Königlichen Generalfeldzeugmeisters Karl Grafen und Herrn zu Pappenheim. Gehalten am 4. September 1853. Pappenheim. 8. 3 Ngr.

Rede bei der Beisetzung Sr. Erlaucht des Königlichen Generalfeldzeugmeisters Karl Grafen und Herrn zu Pappenheim am 29. August 1853 und dessen Lebenslauf enthaltend. Pappenheim. 8. 3 Ngr.

Reymann, F., Der Kirchentag zu Berlin. Predigt am 20. Sonntag nach Trinitatis 1853 zu Sagan gehalten. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben der

zehnte Band (73.—80. Heft).

Lüneburg — Mythus.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im December 1853. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **Gebrüder Katz** in Dessau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rose und Distel.

Poesien aus England und Schottland.

Uebertragen von

Gisbert Freiherrn Vincke.

Auf feinstem Velinpapier eleg. brosch. 24 Sgr.; eleg. gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Soeben ist erschienen:

Geschichte des Alterthums

von

Max Duncker,

außerordentlichem Professor an der Universität zu Halle.

Zweiter Band. 44 Bogen. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser Theil enthält die Geschichte der indischen Staaten, der Baktrer, Meder und Perser, der Völker Kleinasiens, sowie die der griechischen Colonien in diesem Gebiet.

Die Vedas, das Zendavesta und die Inschriften der persischen Könige, die denkwürdigen Culturformen des alten Orients haben hier zum ersten mal eine geschichtliche Behandlung erfahren; die Auffassungs- und Darstellungsweise des Verfassers ist schon durch den ersten Band dieses Werks bekannt. Auch im zweiten hat derselbe die neuesten Forschungen und Entdeckungen der Orientalisten, der ältesten Denkmale der Poesie und der bildenden Kunst, wie die Nachrichten der griechischen Autoren so eingehend benutzt, daß überall eine lebensvolle Anschauung jener Völker und Zeiten geboten wird.

Der erste Band ist im vorigen Jahre erschienen und kostet 2 Thlr.

Duncker u. Humblot in **Berlin.**

Bücher zu herabgesetzten Preisen,

bis Ende des Jahres 1853

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

(Forst- und Jagdwissenschaft.)

Baur (K. F.). Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. 2 Theile. 8. 1842. (3 Thlr.) **20 Ngr.**

Behlen (S.). Lehrbuch der gesammten Forst- und Jagdthiergeschichte. 8. 1826. (2 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.**

— — Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd- und Volkskunde. 3 Bände. Mit Karte. 8. 1822—27. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Döbel (H. W.). Neueröffnete Jäger-Practika. 4te, zeitgemäss umgearbeitete Auflage. In Verbindung mit einer Gesellschaft praktischer Forstmänner von *K. F. L. Döbel* und *F. W. Benicken*. Mit Abbildungen etc. 3 Theile. 4. 1828. (10 Thlr.) **2 Thlr.**

Jester (F. E.). Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. 3te Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von *K. H. E. v. Berg*. 2 Bände. Mit Lithographien und Holzschnitten. 8. 1848. (3 Thlr. 6 Ngr.) **2 Thlr.**

Schubert (F.). Handbuch der Forstchemie. Mit 127 Holzschnitten. 8. 1848. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Büchern zu herabgesetzten Preisen aus demselben Verlage sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

☞ **Bei einer Bestellung von 10 Thlrn. 10% Rabatt.** ☜

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die letzten Blüten. Ein Roman von Arthalis. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Demnächst erscheint im Verlage von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld** das vor einiger Zeit von der Buchhandlung H. B. König in Bonn angezeigte Werk:

William Shakspere's Werke

herausgegeben von

Dr. Nicolaus Delius.

Diese Ausgabe, das Resultat einer vieljährigen Beschäftigung und selbständigen Kritik, enthält den **englischen Text** nach einer neuen, mit Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel angestellten Recension, und unter dem Texte **deutsche** Anmerkungen kritischer und erklärender Art, welche in übersichtlich bequemer Anordnung nur das Wesentlichste, aber dieses in einem auch für ein tieferes Studium des Dichters ausreichendem Maße nach eigener Auswahl und Zusammenstellung des Herausgebers bringen. Jedes Werk — zunächst jedes Drama, dann auch die epischen Gedichte und lyrischen Sammlungen — erscheint in einzelner Lieferung als ein in sich abgeschlossenes Ganze, versehen mit einer auf dieses einzelne Werk bezüglichen deutschen Einleitung über die jemaligen Quellen des Dichters, über die metrische und stylistische Beschaffenheit des Textes, über die bisherigen Ausgaben, über die Zeit der Abfassung u. s. w. **Im Februar 1854** wird die Reihe der Dramen mit „**Hamlet**" als einer Probe der ganzen Ausgabe eröffnet werden.

Das Werk wird elegant ausgestattet und der Preis billigst gestellt. Jedes Stück wird einzeln gegeben, doch findet bei Abnahme des completen Werks eine besondere Preisermäßigung statt, was bei der Herausgabe des ersten Stücks genauer angegeben werden wird. Delius' berühmter Name und die Anzeige des Erscheinens dieses **Hauptwerks** werden genügen, um demselben bei allen Freunden und Verehrern Shakspere's schon im Voraus das lebhafteste Interesse zu sichern.

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Nobeck und Friedrich Noback.

Drittes Heft. Ferrara — Island. 8. Geh. 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse" von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniss nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maass- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als **sechs bis höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein blosser Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

Leipzig, im November 1853.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **Fr. Lintz**'schen Buchhandlung in **Trier** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Legendenbuch

aus dem Munde deutscher Dichter.

8. Elegant geheftet 1 Thlr. 5 Sgr., oder 2 Fl. Gebunden in englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr., oder 3 Fl.

Diese Sammlung der schönsten deutschen Legenden, wie sie von begeisterten Dichtern bearbeitet worden sind, wird allen Denen willkommen sein die bei Dichtungen nicht allein auf die poetische, sundern auch auf die sittliche und religiöse Bedeutung Werth legen. In drei Abtheilungen: **Christus- und Marienlegenden, Heiligenlegenden, Dom- und Klosterlegenden**, enthält sie 140 der besten Dichtungen und eignet sich des Stoffes wie der Bearbeitung halber zu Namenstags-, Weihnachts- und Neujahrsgeschenken, wie als Prämienbuch.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Koenig (Heinrich), **Auch eine Jugend.** 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die Jugendgeschichte eines unserer beliebtesten Romanschriftsteller: **Heinrich Koenig** in Hanau, des Verfassers von „William Shakspeare" (zweite Auflage, 1850), „Die Clubisten in Mainz" (1847) u. s. w., die den Leser in eine schon ziemlich vergessene Zeit zurückversetzt und ihm Zustände der Gesellschaft und Lebenslagen des Autors vorführt, die durch Eigenthümlichkeit ersetzen, was ihnen vielleicht an großen und auffallenden Erlebnissen abgeht. „Knabenwege" und „Studentenwandel" sind die Hauptabschnitte dieser anziehenden Selbstbiographie überschrieben.

Im Verlage von **Trewendt & Granier** in **Breslau** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Carlo Zeno. Eine Dichtung von R. Gottschall.

24 Bogen. Miniatur-Ausgabe, höchst elegant gebunden, reich vergoldet und mit Goldschnitt. Preis 2¼ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 50. —— 10. December 1853.

Inhalt.

Vermeintliche und wirkliche Figuren aus dem Leben in Goethe's Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Für Goethe's von Tasso's Conflict mit Antonio grundverschiedenes Verhältniß zu Herder gerade in der Zeit vor der Ausarbeitung des Tasso-Drama legen ebenso entschiedene Zeugnisse die Briefe aus Italien ab. Er schreibt ihm am 17. Mai 1787:

Für Alles was du Liebes und Gutes an meinen Schriften thust, danke ich dir tausend mal, ich wünschte immer etwas Besseres auch dir zur Freude zu machen. Was mir auch von dir begegnen wird und wo, soll mir willkommen sein, wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten als es möglich ist ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten. Wenn du diese Zeit her viel aus dir selbst geschöpft hast, so habe ich viel erworben, und ich kann einen guten Tausch hoffen.

Am 16. Juli: mit „Egmont" denke er in drei Wochen fertig zu sein und werde ihn gleich an Herder abschicken. Am 11. August:

Um Ende August, wo alle unsere Geburtstage zusammentreffen (auch Herder's), will ich eurer fleißig gedenken.

Am 28. August:

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet und heute zum Feste kam mir Herder's Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich, sie in diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen.... Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunst herum und werde dir mit Freuden von da aus entgegenkommen.... In der Naturgeschichte bring' ich dir Sachen mit die du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unsers Gottes mit Freuden beschauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit Dasselbe gefunden u. s. w.

Am 6. September:

Ich höre daß Herder nicht wohl ist und bin darüber in Sorge, ich hoffe bald bessere Nachrichten zu vernehmen. Mir geht es immer an Leib und Seele gut — der „Gott" leistet mir die beste Gesellschaft u. s. w.

Den 22. September:

Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe daß die vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wol sagen, es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke euch für Alles was ihr an diesen Blättern gethan habt und wünsche euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen.

Am 5. October bezeugt er seine Freude über mehre ihm zugeschickte neue Schriften von Herder: „Es ist mir nun ein Schatz auf die ganze Villeggiatur." Am 8. October:

Wie sehr mich Herder's „Ideen" freuen, kann ich nicht sagen. Da ich keinen Messias zu erwarten habe, so ist mir dies das liebste Evangelium.

Am 12. October an Herder:

Zuerst den lebhaftesten Dank für die „Ideen"! Sie sind mir als das liebenswertheste Evangelium gekommen und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplackt hat, wird einem nun so vollständig zugeführt. Wie viele Lust zu allem Guten hast du mir durch dieses Buch gegeben und erneut! u. s. w.

Den 10. Januar 1788:

Glück zum vierten Theil der „Ideen" ... Wenn ich dich nur ein mal für alle das Gute auf dem Capitol bewirthen könnte! Es ist einer meiner angelegensten Wünsche.

Den 6. Februar:

Hier ist der dritte Act „Claudinens"; ich wünsche daß er dir nur die Hälfte so wohlgefallen möge als ich vergnügt bin ihn geendigt zu haben.

Am 1. März:

Zur Sammlung der verschiedenen kleinen Gedichte hab' ich mir deine Sammlungen der zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen u. s. w.

Man vervollständige sich diese Züge von Goethe's und Herder's treuem Einvernehmen in jenen Jahren durch einen Blick in die Schreiben die Herder um die Zeit von Goethe's Rückkehr an den Herzog richtete („Weimars Herder-Album", S. 22 fg.). Sie sprechen mit der schönsten Rücksicht Herder's Rührung und Dank wegen der Verfügungen aus, die der Herzog damals

traf, um Goethe's amtliche Stellung in Weimar seinen Wünschen und Neigungen gemäß einzurichten. Man sehe wie Goethe's Ankunft in Weimar sogleich von Herder mit Freude und Lob an Knebel berichtet ward („Nachlaß", II, 242); wie Goethe, da acht Wochen darauf nun Herder nach Italien reiste, die Trennung mit Schmerz empfand („Briefe an Frau von Stein", III, 304, 327 fg.), mit welchem Interesse er gleich seine ersten Reisebriefe las (Ebendaselbst, S. 307), wie er als echter Hausfreund der Frau und der Kinder sich annahm (Ebendaselbst, S. 309, 328). Goethe's Briefe an Herder nach Italien, welche besonders in Bezug auf dessen lästiges Verhältniß zur Reisegesellschaft, an die er zuerst geknüpft war, die Freundesgesinnung in Theilnahme und Rath offenbaren, sind freilich noch ungedruckt; indessen sieht man gegenseits in jenen Herder's an seine Familie, wie dieser unterwegs Goethe's Geburtstag feierte und von Rom und Neapel aus den Kindern und der Frau trauliche Mittheilungen und Grüße an Goethe aufgab (Herder's „Werke", XXI, 267, 297, 310). Als Herder aus Italien zurückkam (am 9. Juli 1789), war Goethe mit der Ausarbeitung des „Tasso" fertig („Briefe an Frau von Stein", III, 332; „Briefe an Knebel", S. 94). Also genügt hier, gezeigt zu haben wie bis dahin die Beziehungen beider Freunde ganz anderer Natur waren als in diesem Drama die des Dichters und des Staatsmanns; und nur beiläufig bemerke ich daß von da an noch fünf Jahre die vertrauliche Gegenseitigkeit fortbestand. An Documenten fehlt es nicht, und es ist auch in Goethe's „Jahresheften" erst zum Jahr 1795 daß er bemerkt: „Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthut, betroffen", und die neuerdings eingetretenen Zustände bezeichnet, unter welchen der Zwiespalt unheilbar wurde. Dieses gehört also ebenso wenig hierher als die Superioritätsauslassungen, die der strasburger Student Goethe von dem fünf Jahr ältern, viel belesenern, im Vordertreffen der Literaturbewegung kämpfenden Herder zu erfahren hatte, Reibungen die der ersten Entstehung des „Tasso" um 9, der Vollendung um 18 Jahre vorausliegen.

Ist im Vorstehenden nachgewiesen daß gerade in den Jahren wo Goethe's „Tasso" reifte und zum Abschluß kam, der Dichter im wärmsten Einverständniß mit Herder lebte: wie wäre es denkbar daß er gleichzeitig in diese Dichtung das Gefühl, von ihm misverstanden und falsch behandelt zu sein, niedergelegt, wie denkbar daß er den Mann, über dessen neueste Werke er sich so herzlich anerkennend aussprach, als einen Steifsinnigen gezeichnet, der die Gunst der Musen zu ertrotzen glaube, und wenn er mancher Dichter Gedanken zusammenreihe, sich selbst einer scheine! Nun aber davon abgesehen; wenn man die Charaktere an und für sich faßt, ohne Rücksicht auf ihren Conflict, so ist ebenso leicht deutlich zu machen daß der damalige Goethe kein Tasso, Antonio durchaus kein Herder war.

Wie falsch Eckardt's Vorstellung vom tassoähnlichen Goethe ist, glaube ich oben hinreichend erhärtet zu haben, obgleich es aus einer gründlichen Darstellung seines Verhaltens in den achtziger Jahren noch viel glänzender erhellen müßte. Stimmungen und Bewegungen von einer gewissen Verwandtschaft mit jenen aus welchen Tasso's Leiden hervorgehen, muß Goethe allerdings in seiner Entwickelungszeit durchgemacht haben, wiewol ein Dichter aus seinem tiefmenschlichen Gefühl Charakterzüge, Tugenden, Mängel, Kämpfe eindringlich schildern kann, die nie die seinigen waren. Goethe's Tasso ist nach seiner Dichternatur und seiner zugleich reizenden und engenden Situation dergestalt in seiner Empfindung und Einbildung gesteigert daß er die Klarheit über sich und Andere und die Herrschaft über seine Vorstellungen und seine Lebensbelange verliert. Das war bei Goethe durchaus nicht der Fall. Bei allem Schwung seiner Anlage, seinen eigenthümlichen Dichterneigungen und Erregbarkeiten hatte er auf wunderbare Weise immer an sich selbst einen nüchternen Wächter, Beobachter, Abrechner und Führer. Verfolgt man sein Tagebuch und die Mittheilungen an Vertraute, die Einrichtungen seines Lebens und Stadien seiner Thätigkeit, so muß man mehr und mehr erstaunen über die Vorsicht die mit der Verwegenheit, die Entsagung die mit dem Lebensgenuß, die Geduld die mit der Lebhaftigkeit, die Oekonomie die mit der Läßlichkeit Hand in Hand geht. Schon in den Jahren ehe er den „Tasso" ausbildete sah Goethe ungemein hell und richtig die Menschen um ihn her, seine wirklichen und möglichen Verhältnisse zu ihnen, und nahm seine offenen Stellungen mit einer Klugheit, die stillen Wege seiner innern Anliegen mit einer Planmäßigkeit, die beiderseits vom Erfolge bestens bewährt wurden. Den reinsten Hauch der Wahrheit haben von Jahr zu Jahr zwischen den laconischen Rechenschaften die er von seinen Problemen und Kämpfen sich gab, die gelegentlichen Ausdrücke des unverrückbaren Fortgangs seines innern Lebens — des frommen Dankes gegen Gott — des stillen Jubels, mit dem er die Summe seiner Glückseligkeit zieht und seinen Ring, wie Polykrates, ins Wasser werfen möchte — daß er sich wie ein Krösus vorkommt — im Innersten seiner Plane, Vorsätze, Unternehmungen sich geheimnißvoll selbst getreu bleibt und sein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einem verborgenen Knoten zusammenknüpft, wie ihm das Buch der Natur so lesbar wird, sein langes Buchstabiren ihm geholfen, daß es jetzt auf ein mal rückt und seine stille Freude unaussprechlich ist. So auch aus Italien:

> Seine völlige Entäußerung von aller Prätension kommt ihm wieder einmal recht zustatten und macht im Stillen ihn höchst glücklich. . . . Es ist ihm erlaubt Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die ihm einen Abgrund von Reichthum eröffnen.

Wol ward in dieser großen und reichen Welt, was Goethe Weiches und was er Bildungseifriges hatte, dermaßen erhöht, erregt, gespannt, daß er abbrechen mußte und in tief elegischer Stimmung schied. Er hat es selbst ausgesprochen daß diese Stimmung sympathetisch in die Vollendung seines „Tasso" einfloß. Wie er aber schon

vorher freier und selbstmächtiger gewesen als der Held seiner Tragödie, so zeugen auch die „Römischen Elegien", deren Dichtung gleichzeitig ist mit der Ausgestaltung des „Tasso", für das männliche Behagen und poetisch genießende Leben das Goethe zu behaupten wußte.

So unähnlich Goethe seinem Tasso, so unähnlich ist Herder dem Antonio. Antonio kann ganz wohl als ein Weltmann bezeichnet werden. Denn nicht nur geht sein Ehrgeiz dahin eine Rolle in der Welt zu spielen, sondern es zeigt auch die Natur der Geschäfte die sein Fürst ihm anvertraut, sein Glück in diesen und die ganze Art seines Betragens am Hofe daß er für die Welt, für Staat und Hof sich gebildet und seine Stärke in der Fähigkeit hat Andere je nach ihrer Stellung zu behandeln, ihnen zu imponiren oder zu gefallen, unter ihnen mit Klugheit und Sicherheit sich zu behaupten. Herder wollte keine Rolle in der großen Welt spielen. Auf ein seelensammelndes, priesterliches Wirken ging sein Sinn. Herder hatte auch nicht die Eigenschaften des Weltmanns. Daß er sehr anziehend und zart im Umgange, daß er durch Würde imposant sein konnte, war das ungesuchte Ergebniß seiner Gemüthlichkeit, Vielseitigkeit und seines bedeutenden Wesens. Aber es lag nicht in seiner Art, aus der Beobachtung Derjenigen mit welchen er lebte und zu thun hatte, sich ein Geschäft zu dem Ende zu machen, um nach ihren Eigenschaften und Bedingnissen sein Betragen einzurichten und einflußreich zu machen. Um so berechnend und umsichtig für die äußern Verhältnisse zu sein, dazu war er zu voll von innerer Arbeit des Geistes und der Empfindung; um Andere so klug mit absichtlicher Anbequemung zu gewinnen und zu bestimmen, dazu war er zu warm und wahr, zu selbstvertrauend und reizbar. Wie es daher an Beispielen nicht fehlt daß Herder auf Große einen sehr vortheilhaften Eindruck machte, so haben sich auf der andern Seite auch Anekdoten fortgepflanzt, welche — die Wahrheit der einzelnen dahingestellt — wol glaublich machen daß er sich keine hofmäßige Selbstbewachung auflegte. Auch wie seine Erhebung in den Adelstand (die übrigens nur den Zweck hatte einem seiner Söhne einen Gutskauf in Baiern zu ermöglichen) im weimarischen Hofkreise ignorirt blieb, deutet an daß Herder nicht in dieser Richtung bedacht gewesen sich geltendzumachen. Um zunächst nach dieser Seite Herder's Unterschied von einem Antonio zu beurkunden, verweise ich auf Goethe, wie er in seinem Leben Herder's Erscheinung bei ihrer Begegnung in Strasburg schildert: „Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre." Sodann, was ein wohlberechnetes Weltmannsbetragen betrifft, auf die „Erinnerungen" von Herder's Gattin („Werke", XXII, S. 186):

Ein Zug seines Charakters war es besonders der das Mislingen von mehr als einem seiner wohlthätigen Plane veranlaßte: er besaß die nöthige Kunst nicht dieselben lange genug zu verbergen, er legte sie den Personen die oft Nichts als ihre bloße Bei- und Zustimmung zu geben hatten, zu frühe offen dar: und da wußten seine geheimen Neider zu rechter Zeit die gehörigen Steuer immer sehr geschickt in den Weg zu legen daß es nicht gelingen konnte. Diese Offenherzigkeit schadete ihm oft. Andere male vernachlässigte er es zu sehr Einfluß habende Personen zu irgend einem guten Zweck durch persönliches Nachsuchen zu gewinnen; er schmeichelte sich mit der Hoffnung, für das allgemeine Wohl würde sich die allgemeine Theilnahme von selbst mit ihm vereinigen. Wichtige Geschäfte blos als sein Werk zu betreiben: diese Eitelkeit blieb ihm fremd. Wer ihn kannte wird ihn von dem Bestreben „eine Rolle für sich zu spielen" gewiß frei sprechen.

Man vergleiche was eben dort kurz vorher gesagt ist, wie höchst bitter es Herder fiel, wenn er einen Obern seinem Charakter nach nicht achten konnte, wie er es „gegen alle Gesetze der physischen und geistigen Natur erklärte daß der Schlechte, der Schlaue und Niedrige herrsche"; dann was später folgt, daß im Amte, was er für pflichtmäßige Wahrheit erkannte, ihm zu verhehlen unmöglich gewesen und er in solchen Fällen geäußert: „Wenn ich auch Nichts ausrichte, so muß es gesagt sein zum Zeichen und zum Zeugniß für die Wahrheit." Man begreift daß Herder ein Diplomat nicht war, nicht sein konnte, nicht sein wollte. Antonio beträgt sich durchaus als ein solcher. Man könnte dem widersprechend glauben daß Antonio beim ersten Auftreten seine Verstimmung über die dem Tasso, wie er es nimmt, zutheilwerdende Ueberschätzung und Verzärtlung so wenig verhehlt. Aber mit Unrecht. Ein Diplomat ist nicht ohne Prätensionen und darf nicht ohne Prätensionen sein. Er weiß zu gut daß man in der Welt für Das genommen wird wofür man sich gibt. Es handelt sich nur darum, seinen Ansprüchen eine Form zu geben die respectirt wird und sie wirken macht. Dies beachtet Antonio sehr wohl. Er bringt den Fürsten in die Lage die Anerkennung seines Verdienstes lebhaft aussprechen zu müssen und schöne Belohnung zu verheißen, und er imponirt der Prinzessin, so sehr sein Urtheil im Widerspruch mit ihrer Empfindung ist, dergestalt daß sie nichts Angelegeneres hat als möglichst bald den Dichter in ein gutes Verhältniß zu dem nicht zu umgehenden gewichtvollen Manne zu bringen. Nachdem dies mislungen ist wegen Tasso's zu rascher Wärme und Antonio's zu bewußtvoll stolzer Abneigung gegen den jungen Schwärmer und Frauengünstling, und nun der Fürst mitten in ihren Streit tritt, bedient sich Antonio mit gewohnter Sicherheit des Vortheils der unverlorenen Haltung und sorgt für seine Rechtfertigung ohne die geringste, menschlich doch naheliegende Schonung Tasso's. Als ihm aber die Weisheit des Fürsten den einseitigen Vortheil seiner Rechtfertigung nicht zugesteht und ihm es zur Aufgabe macht den gekränkten Dichter zu beruhigen und herzustellen, unterzieht sich Antonio diesem für ihn schwierigen Auftrag, sowie er des Fürsten ernstlichen Willen sieht, unweigerlich mit ebenso viel Vorsicht als Ausdauer. In heller und voller Erfassung seiner Aufgabe arbeitet er ernstlich für Tasso's Bestes, benimmt sich dabei ganz geeignet, um Tasso nicht als Schmeichler oder Heuchler, sondern als aufrichtiger Freund und Rather zu erscheinen, und verbirgt bei möglichstem Eingehen in Tas-

so's Wünsche und Ansinnen mit nichten daß er an jedem Vorschlage desselben neben der wirklichen Zweckmäßigkeit oder Nachtheiligkeit für den Begehrenden auch das erwägt, welches Licht die Beförderung solchen Vorschlags auf ihn, den Vermittler, günstig oder ungünstig werfen werde. Da im fernern Gang der Handlung sich ihm von selbst sowol das Nichtvorhandensein der Gefahr, seinerseits durch Tasso in der Anerkennung des Hofs verdunkelt zu werden, als auch des Dichters Unzurechnungsfähigkeit immer mehr herausstellen muß, so ist alsdann Antonio dem Letztern gegenüber unbemüßigt genug als Diplomat, um ein wahres, menschliches Mitleid mit ihm zu fühlen und den Contrast der Schwäche Tasso's mit seinen schönen Dichtergaben, der Verzweiflung desselben bei aller Gunst seines Schicksals tiefgerührt zu empfinden. Er ist kein gefühlloser Mensch, kein niedriger Diplomat, aber ein ganzer Diplomat.

Es genügt nicht mit Eckardt den Antonio unter Ablehnung anderer Bezeichnungen schlechthin als den fertigen Mann, den in sich Abgeschlossenen zu fassen, der in seiner Superiorität einen Werdenden nicht verstehen könne. Hier fehlt der Inhalt des Charakters der in Goethe's Zeichnung nicht fehlt. In dem schwachen Schein dieser nur abstracten Fassung konnte Eckardt das abstoßende und ironische Verhalten Antonio's gegen Tasso in der einen Scene, wo dieser ihm vergeblich seine Freundschaft anträgt, in eine oberflächliche Vergleichung mit Herder's Verhalten gegen den jungen Goethe bringen, obschon letzteres ein Necken und Tadel mit mehr persönlicher Offenheit und mittheilungslustiger Wärme verbunden war, die eine Grundlage des Einverstandes und der Freundschaft voraussetzt. Nun aber, sobald man den Antonio in der Bestimmtheit wie ihn der Dichter eingeführt hat und ausgeführt hat, erfaßt, sobald man die oben angedeuteten Züge des entschiedenen Weltmanns im runden Bilde vor sich hat, ist Herder's Gemüth und Art in keiner Weise damit zu vereinigen.

Man versuche es nur sich in Antonio's Brust ein solches inneres Leben zu denken, diese zarte, Ahnungen und unbekannten Welten entgegenathmende Spannung („Erinnerungen", III, 190, 251), diese Ausdehnung mit Geist und Gemüth in ferne Zeiten und Sitten, Hieroglyphen und Sagen, in die Literaturblüten alter und neuer Bildung, in Theologie und Naturbetrachtung, Homiletik und englische Moralphilosophie, diese ganze, immer in Ideen und Gefühlen bewegte Seelenwelt Herder's, man versuche es auch nur einen Theil dieser Neigungen, Arbeiten, Ideale in Antonio's Wesen unterzubringen, und man wird die Unmöglichkeit fühlen. Wären ihm nicht solche Anlagen und Strebungen fremd gewesen, so würde Antonio weder die Neigung noch die Muße gehabt haben sich zu einem solchen ganz für die interessirte Gesellschaft geöffneten und geschickten Weltmann auszubilden. Und umgekehrt, wer nur einige Vorstellung von Herder hat, dem ist es ebenso unmöglich mit Herder's Gemüthsart und Gehabung eine solche Sprache und ein solches Benehmen wie Antonio's gleich in seinen ersten Auftritten irgend zu vereinigen. Man kann mit Zuversicht behaupten: wäre Herder in eine solche Scene hineingetreten, wie jene um den frischbekränzten Tasso, er wäre, wie kaum ein Anderer, der Mann gewesen, durch schnelles Verständniß und Mitfühlen des zarten Moments, durch ein überraschend feines und geistreiches Einstimmen in die Situation und eine bis ins Feierliche beredte Hebung derselben die Gefühle der Vereinigten zu steigern und sie zu entzücken. So kannten Herder den Jüngling die geselligen Kreise zu Riga („Erinnerungen", I, 109, 113 fg.), so den Reisenden die Geistesverwandten zu Hamburg, die Gebildeten zu Eutin, Merck und dessen Freunde in Darmstadt (Ebendaselbst, S. 133, 151, 155), so in Weimar der poesieliebende Cirkel der Herzogin Amalie. Es ist nur aus einer solchen nicht allein in sich bedeutenden, sondern zugleich sympathetischen Natur zu erklären daß Herder auch auf seinen spätern und letzten Reisen oft bei nur kurzen Berührungen mit den verschiedenartigsten Gesellschaften und Berufsmännern, ältern und jüngern, Literaten und Staatsbeamten, Weltlichen und Geistlichen, in Italien und Deutschland so lebhafte Liebe und Verehrung gewann, wovon viel Beispiele sind. Wo Herder ein junger nach Anschluß verlangender Mann so bittend, ehrend, hingebend nahte, wie Tasso dem Antonio, da traf er auf ein wahres Bedürfniß Herder's, welchem Glauben, Wissen, Poesie gerade als Seelenverbindungsmittel am wichtigsten und faßlichsten waren. Ein solcher hatte sich bei ihm der erwärmendsten Aufnahme zu erfreuen. Will man hier wieder zurückkommen auf die Art wie er Goethe in Strasburg gemeistert, so vergesse man nicht, daß Goethe's erste Bitte, ihn besuchen zu dürfen, ganz freundlich aufgenommen ward und die anziehende Weise Herder's jener abstoßenden die Goethe beschreibt voranging und zur Seite blieb, auch so überwog daß Goethe, nachdem Herder abgereist war, doch nicht von ihm lassen konnte. Man beachte nur auch daß es Herder bei dem damaligen Goethe mit keinem so einfach und bedürfnißvoll sich Hingebenden zu thun hatte, daß seine Ironie zum Theil gegen das „enge Wesen" gerichtet war, von dem Goethe selbst sagt daß er sich es in Leipzig angewöhnt habe und von Herder zu seinem Besten daraus aufgerüttelt worden sei, endlich daß Herder an Goethe etwas „Spatzenmäßiges", wie er es nennt, zu gewahren glaubte, was uns dessen damalige Romane nicht eben unbedingt als Verkennung erscheinen lassen. Wie rein liebevoll aber und ermunternd nahm Herder nach Goethe's eigener Darstellung eben damals den gemüthlich vertrauenden Jung-Stilling auf. Und so erfuhren später eine gleich wohlthuende Empfänglichkeit und erhebende Mittheilsamkeit seines Wesens der originelle naturforschende Einsiedel, der Theolog Georg Müller, der Dichter Jean Paul, der junge Physiker Ritter, des innig an ihm hängenden Knebel, sowie nicht weniger vorzüglichen Frauen zu geschweigen, die sich an seiner edelzarten, seelenärztlichen Weichheit aufrichteten. Einem Jeden kann dieses aus den Erzählungen und noch

nach Jahren der Trennung begeisterten Ergießungen von mehren der Genannten deutlich genug werden.

Es steht also fest daß Antonio Nichts von Herder hat, daß gerade Das worin Herder seine Stärke hatte ihm fehlt, hinwieder Antonio's nüchterne Selbstbehauptung und sichere Lebenspolitik Herder abging. Müßte es durchaus sein — wie es denn gar nicht sein muß — daß wir in den zwei Rollen des Tasso-Drama Goethe und Herder zu suchen hätten, so würde sich für das Umgekehrte Dessen was Eckardt ergriffen hat wenigstens weit mehr als für seine Wahl anführen und Herder sich viel eher mit Tasso, Goethe mit Antonio vergleichen lassen.

Herder war eine viel pathologischere Natur als Antonio und als Goethe. Der Abgeschlossene, in sich Fertige, als welchen ihn Eckardt im Antonio sehen will, war er nie. Herder hatte Seelengaben, gelehrte Kenntnisse, Fertigkeiten die Goethe nicht hatte, er war ohne Vergleich belesener und in seinen geistigen Thätigkeiten mannichfaltiger, aber das glückliche Gleichgewicht zwischen Geist und Körper, die feste Harmonie seiner Kräfte untereinander wie jener hatte er nicht. Sein Sohn, der Arzt, sagt von ihm („Erinnerungen", III, 264):

Er lebte nur geistig in einer fortdauernden Verschwendung seiner Seelen- und Nervenkraft, indeß sein körperliches Leben nur in einer Vegetation bestand; ungeübt blieb sein Muskelsystem.

Die Gattin sagt (Ebendaselbst, S. 194): sein sonst so elastischer, kräftiggebauter und wohlproportionirter Körper habe eine gewisse Ungewandtheit gehabt; er hatte nie Tanzen, Fechten und andere körperliche Uebungen gelernt. Goethe sagt in jener Stelle aus seinem Leben:

Was Herder betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen.

Man vergleiche Herder's frühe Jugend voll Druck, Schwierigkeiten und Kampf mit den viel vortheilhaftern Umständen die Goethe heraufwiegten. Blieb vor Goethe's jugendlichen Ausschreitungen und den Büßungen derselben schon in den ersten akademischen Jahren der junge Herder bewahrt, so steigerte in diesem dafür die frühe Nothwendigkeit des Lehrens und der ungemeine Durst nach Geistesnahrung und Geistesbewegung, sodann neben dem schwungvollen Amts- und Freundschaftsleben schon in Riga die thätige Verwickelung in die Anbrüche einer tiefern Gelehrsamkeit, neuen Kunstkritik und sich aufringenden Literatur — Alles steigerte in dem Jüngling Herder die Vielartigkeit, Fülle und Spannung der innern Processe. Sie setzten reizbare Nerven voraus und erhöhten nothwendig die Reizbarkeit, sie bildeten eine eigene Welt von Gemüthsbestimmtheiten und fortgehenden Entwickelungen, die nothwendig für das Bemerken der Menschenwelt wie sie ist, das Abwägen und Nützen ihrer Bedingnisse wenig Raum lassen konnte; wogegen Goethe von seinen Jugendsünden und Jugendbußen bei einer unverwüstlichen Natur und angeborenen Vigurosität für das Gegenwärtige eine frühe Ernüchterung, Zunahme im Weltverstand und die Gewohnheit gewann, bei aller Bewegung nach außen zugleich in sich zu gehen, bei aller Geschäftigkeit der Einbildung die Wirklichkeit scharf zu beobachten. Während daher Goethe in Sicherheit und Abfindung mit seinen äußern Verhältnissen immer fortschritt, litt Herder — insofern allerdings Tasso vergleichbar — fortwährend an einem Misverhältniß seines strebungsvollen innern Lebens gegen das äußere, das ihn zu Ruhe und Behagen nicht kommen ließ.

Paßt es nicht auf Tasso wie sich Herder selbst seiner Braut schildert? („Erinnerungen", I, 162):

Ich bin in einer dunkeln, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit geboren, und von Kindheit auf erinnere ich mich Nichts als Scenen, entweder der Empfindsamkeit und Rührung oder eines einsamen Gedankentraums, der meistens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht sucht.

Nach Schilderung seiner Vortheile in Riga erzählt er:

Geliebt von Stadt und Gemeinde, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu mancherlei Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich dessenungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen Aller die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!" ... In Paris bekam ich Briefe zur Reise mit dem Prinzen (von Eutin); ich nahm sie an und genoß der Gnade des Hofs mehr als es billig war, ohne aber je auf eine Stunde mich zum Sklaven zu machen. Vielmehr war mein tägliches Gespräch die Ahnung daß ich die Reise nicht vollenden würde.

Als er dies schrieb, war er bereits zur Lösung dieses Verhältnisses entschieden, in Strasburg der Operation wegen dort weilend. Goethe sagt vom damaligen Herder:

Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingestehen wird, wenn man bedenkt wie viele Jahre nachher und was er Alles gewirkt und geleistet hat.

Es lag in der Natur dieser genialen Gährung und der Kleinheit der Zustände daß Herder in Bückeburg, wohin er von dort ging, bei aller Hochachtung, allem Zutrauen, deren er auch hier genoß, und edelzarten Verhältnissen nicht zufrieden werden konnte. „Erinnerungen", S. 225:

Und hinter alle den Scheidewegen ist Bückeburg nun der edle Platz wo ich stehe, wo ich liege, wo ich modere und vom Schauplatze der Welt in eine Grube getreten bin, die aus zehn Ursachen Grube ist, wo ich sehe daß ich eben dem Schönsten was ich mir dachte, so gerade entgegen bin ... ich höre auf zu schreiben. Es ist eine elende Welt für Menschen von Gefühl und Brust! Koth und Wurm der Erde hat gut leben, für alles Andere ist's Tand, Unrath — Traum! Nichts!

Was Herder hier drückte und nicht minder das Gute was er leistete und erfuhr, hielt ihn beides auf im in-

nern Abschließen mit sich. Wäre er in sich fertig gewesen, so hätte er für die Universitätsthätigkeit sich entschieden, die ihm offen stand. Nun zog ihn Goethe's Freundschaft und Weimars Hoffnung an den neuen Bestimmungsort Weimar, wo er die 27 Jahre die er hier lebte bei steigender Wirksamkeit doch nicht zur Befriedigung kam.

Daß Herder auch zu Weimar in kein Gleichgewicht des Behagens kommen konnte, hatte mehrfältige Ursachen. Das schlecht geheilte Gallenfieber das ihn gleich im ersten Winter befiel ließ ihm eine erhöhte physische Reizbarkeit und Leidenskeime zurück. In seinen amtlichen Beziehungen lagen Schwierigkeiten und Widrigkeiten die jeder Brave übel empfunden, indessen ein auf das Gegebene concentrirter Mann, auch von geringern Gaben als Herder, gelassener getragen und wol auch glücklicher besiegt hätte. Aus allem zuvor Gesagten begreift man daß Herder sie doppelt fühlte, daß er, wie redlich auch, nicht politisch genug wider sie kämpfte. Indem nun aber Herder neben der Thätigkeit die sein Amt in nicht geringem Maße in Anspruch nahm, und unter Sorgen welche die vermehrte Familie mit sich brachte, nicht umhin konnte den vielen Studien und Arbeiten seines innern Berufs lebhaft nachzugehen, ja wenn ihm amtliche und gesellige Verdrießlichkeiten zusetzten, sich noch mehr in diese Geistesarbeiten zu seinem Troste warf („Erinnerungen", II, 235); wie konnte von diesen gedrängten Anstrengungen ein vermehrter Nachtheil für die Gesundheit wegbleiben? Und da mit der Ausdehnung die Aufgaben wachsen, unter den Störungen ihre Verfolgung unruhiger werden und die Stimmung doppelt leiden mußte, so konnte der edle Geist von keiner Seite zum Abschluß kommen; im äußern Leben nicht, da er sich demselben zu wenig unterzuordnen und anzubequemen vermochte, im Geistesleben nicht, da er es für das bedingte und beengte Dasein zu groß angelegt. „Erinnerungen", III, 203:

Ohne irgend ein classisches Buch alter oder neuer Zeiten ging Herder nie spazieren. Hatte er auf seinen Spaziergängen nicht irgend einen fixirten geistigen Gegenstand, so fielen seine Gedanken leicht auf seine ihm nicht passende Lage, auf sein „verfehltes Leben", wie er es oft nannte, und er kam dann echauffirt und bewegt, trübe und gleichsam kämpfend mit seinem Genius nach Hause.... Eine Schrift gedruckt zu sehen war ihm die schärfste Kritik. „Jetzt erst wünschte ich sie schreiben zu können", sagte er mehrmals, „wie Manches sollte besser sein, ich werde zu oft in meinen Arbeiten unterbrochen und muß im besten Zusammenhang meiner Ideen abbrechen, wo ich so viele wieder verliere." (Vergl. Ebendaselbst, S. 115 fg. — Umarbeitung seiner „ältesten Urkunde", Verdeutschung der Bibel, Uebersetzung des Ossian, Erweiterung seiner Arbeiten an römischen und griechischen Dichtern, Aufweisungen unerkannt liegender Schätze der spätern jüdischen Literatur, Uebertragungen von griechischen und von Shakspeare's Trauerspielen und wie viel Anderes trug er im Sinn: „Ach wenn ich nur Zeit, Zeit, Zeit hätte!" wie oft rief er dies aus! Das Herz wollte ihm oft brechen daß er so Vieles in sich verschließen mußte.)

Wol also war Herder ein Genius, durch ursprüngliche Kraft und reiche Bildung für geringere Geister imposant, für bedeutende anziehend, für empfindende Seelen unendlich wohlthätig und begeisternd, der zugleich in die verschiedensten Gebiete des Wissens und der edelsten Genüsse hebend und anregend eingriff: ein in sich abgeschlossener Mann aber war er nicht. Wie hoch man auch die äußern Widerwärtigkeiten anschlage, der Hauptgrund daß er es nicht sein konnte, lag in seiner für den eigenen Körper und für Menschenmaß zu weit und hoch gespannten Strebung. Sehen wir den Tasso wesentlich an seiner Genialität untergehen, so war auch Herder's Leiden von seinem Leisten untrennbar und gab ihm der Herausgeber der „Erinnerungen" an ihn das Motto: „Mag ich mich aufreiben, wenn ich Gutes fördere" (Terar, dum prosim!).

Wenn man auch gar nicht auf den Conflict sieht, in den Herder durch seine reich bestimmte Innerlichkeit mit seiner Situation gerieth, sondern seine ideale Welt für sich betrachtet und mit der Goethe's vergleicht, so ist es immer gleich falsch ihn als einen in sich fertigen Antonio Goethe als einem erst werdenden Tasso entgegengestellt zu glauben.

Ich habe oben gezeigt daß Goethe's Ideal in der Zeit als er den „Tasso" dichtete, die durchgeistete Anschauung der Wirklichkeit, das Ergreifen der Gründe und innern Gesetze des organischen Lebens, das Einstimmen der Seele in die Harmonie der Natur war. Ich habe Stellen angeführt und hätte deren viel mehr anführen können, kraft welcher er in eben jener Zeit die Befriedigung in dieser erreichten und sich erfüllenden Anschauung mit hoher Freudigkeit ausspricht. Die Spitze dieses seines innern Aufbaus war die wahre Poesie, ein Leben im Schönen und ein schönes Leben. Daß ihm in dieser Spitze seine Studien und seine Lebenseinrichtungen zu vereinigen wirklich gelungen ist, beweisen sowol seine Dichtungen und zumal jene dem eigenen Leben entschöpften classischen Distichen aus der Vollendungszeit des Tasso-Drama als auch die steigende olympische Heiterkeit und Ruhe seiner Lebenstage.

Herder's Ideal war ein verwandtes, aber anderes, weiteres, welches nicht dergestalt im eigenen Hervorbringen und eigenen Behagen sich abschließen konnte. Wenn Goethe als einen in der Natur befriedigten, d. h. wahrhaft lebenden Menschen sich darstellte, so war auch Herder's Ideal die Humanität, die es ihm aber nicht genügt hätte, an sich in seiner persönlichen Freiheit und für sich im natürlich menschlichen Lebensgenusse darzustellen. In Herder's Natur das ungemein Sympathetische, in seiner Entwickelung das frühe Eindringen ins Reich der Gelehrsamkeit und Literaturen, in seiner Führung der Beruf zum Lehrer und Priester, Alles wirkte dahin zusammen daß er die Humanität als allgemeines Ideal und als allvereinendes aus Natur und Tradition herauf, durch das Universum der Bildung hindurch und hinein in die Lebendigkeit einer sich überall erkennenden Menschengemeinde führen und wahrhaft erbaulich ausbreiten wollte.

Herder's Zurückgehen auf die Elemente der Völkertradition, auf die Mythen und Gesänge aus den Jugend-

epochen aller Nationen, sein Auffammeln der Volkslieder aus allen Ländern und Zungen war getrieben von dieser einen Idee, das Identisch-Menschliche an den Ursprungsgrenzen sowol als den Verbreitungsgrenzen des Menschengeschlechts zu erkennen, und nicht nur zu erkennen: mitzufühlen, mitzuleben und seine Mitlebenden mitfühlen zu machen.

Seine Bibelauslegung und Homilie, sein Zusammenfassen der Literaturblüten und Kunstblüten alter und neuer Zeit, seine anthropologischen Entwickelungen und das Ausziehen älterer und neuer Philosophen, Alles hatte seine Einheit in diesem Bestreben der Erläuterung des Allgültig-Menschlichen, der Bewahrung seiner edeln Früchte zum bleibenden Genuß, des Zusammenbiegens seiner extremen Richtungen in ein bewußtvolles Gemeingefühl.

Dieses Theilhaben und Mittheilen von allem Hohen und Tiefen aller menschlichen Bildung mußte natürlich Herder hindrängen zu einer Universalgeschichte, die handeln sollte von der Menschheit und geschrieben sein für die Menschheit, sodaß die Kette der Zeiten lebendig schwinge, die längstvergangenen erwachen in den Kindern der Gegenwart, und diese durch das Empfinden der Vorzeiten als ihrer eigenen Anfänge, der ungleichsten Zustände als ihrer Entfaltungen und Durchgänge ihr Leben zum allgemeinen erhöhten.

Diese „Ideen zur Philosophie der Geschichte" begann Herder in der Epoche seiner gesteigerten Freundschaft mit Goethe auszuarbeiten. Wie freudig auffassend und zur naturgeschichtlichen Einleitung mitwirkend Goethe an diesem Anfange theilgenommen, darauf und auf das Lob welches er der Fortsetzung die Herder ihm nach Italien schickte gezollt, ist schon oben hingewiesen. Herder's Begeisterung für die Idee der Humanität mußte, indem er ihre Bestätigung in der ganzen Geschichte suchte, der letztern den Sinn einer fortschreitenden Entfaltung zur immer umfassendern, immer heller geläuterten, immer bewußter die Stämme und Völker verbindenden Humanität beilegen. Schon darum konnte Herder's Geisteswelt minder in sich abgeschlossen sein als Goethe's. Herder's Ideal erstreckte sich über sein eigenes Leben hinaus in die gehofften Blütentage künftiger Geschlechter, in eine geahnte Vollendung der Menschheit, während Goethe's Ideal, die Harmonie des natürlichen Daseins und seine lebendige Harmonie mit ihr, gegeben war in der wirklichen Individualität des Dichters selbst und in der beseelten Fülle seines Lebens sich abschloß. In der zur bewußten Totalität erhobenen Gegenwart suchte und fand Goethe sein Ideal; Herder erstrebte, hoffte und foderte die Erfüllung des seinigen von der Zukunft. In der Zeit also wo Goethe den „Tasso" in Italien wiederaufnahm, war Herder nach seiner Weltanschauung vielmehr der Werdende, Goethe nach der seinigen der Befriedigte, Insichgeschlossene.

Beiläufig verweise ich auf Schiller's Brief an Körner über seine erste Begegnung mit Goethe in Rudolstadt bald nach Goethe's Rückkehr aus Italien und ehe noch sein „Tasso" ganz vollendet war. Schiller, dessen Interesse gespannt war und der daher mit gesammeltem Sinn beobachtete, hatte von Goethe den entschiedenen Eindruck des insichfertigen, abgeschlossenen Mannes. Allein schon in Goethe's Briefen aus Italien und zwar gerade in der Beziehung auf Herder's Humanitätsideal finden wir ihn als den entschlossener sich Beschränkenden, nüchterner Denkenden dem jugendlicher hoffenden Herder gegenüber.

Goethe schreibt an Herder den 17. Mai 1787 aus Neapel:

Ich bin freilich, wie du sagst, mit meiner Vorstellung sehr an das Gegenwärtige geheftet, und jemehr ich in die Welt sehe, destoweniger kann ich hoffen daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Constitution der unserigen bleibt mir so wenig für sie als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen.

Zehn Tage später:

Auf Herder's dritten Theil freue ich mich sehr. Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen, halte ich es für wahr daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürchte ich daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde.

Hier hätten wir denn auf Seiten Goethe's, den Eckardt nur ängstlich bemüht um Herder's Urtheil sich vorstellt, die Ironie die ihm in Antonio's Charakter ein so wesentlicher Zug Herder's dünken wollte.

Wir sehen also, dem innern Leben nach ist Herder, mit Prophetensehnsucht ausschauend, weniger als der naturgetroste Dichter des „Tasso" in sich abgeschlossen und insofern gewiß der Letztere eher als Herder dem Antonio ähnlich. Nehmen wir den Bezug auf das äußere Leben und dieses selbst mit in die Betrachtung, so bestätigt sich immer mehr das Umgekehrte der Eckardt'schen Ansicht. Schon oberflächlich ist es doch leichter dem Staatsmanne Antonio den Geheimrath Goethe zu vergleichen als den Seelsorger Herder, leichter den Vertrauten seines Fürsten, geschäftlich in vornehme Berührungen gebrachten Goethe in Parallele mit jenem Weltmanne zu stellen als den geistlichen Herder. Besonders aber wenn man den wesentlichen Punkt festhält daß Tasso mit der Welt sich nicht stellen kann, Antonio dagegen sehr wohl, bleibt, wenn einmal verglichen werden soll, Nichts übrig als den Tasso Herder, den Antonio Goethe zuzutheilen. Wäre freilich Goethe von seiner politischen Stellung so gedrückt gewesen als Eckardt sich vorstellt, dann bliebe Antonio leer. Aber dem war nicht so. Wir sind im Falle von Jahr zu Jahr zu erkennen wie er sich in sie zu schicken wußte, wie er sich darin ohne Selbsttäuschung behagte.

Als Goethe im Frühjahr 1782 nach so manchen andern Commissionen das Kammerpräsidium übernommen hatte, schrieb er an Knebel (I, 34):

Nun habe ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est, aut nusquam, quod quae-

rimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt Nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch. Du kannst denken daß ich über diese Dinge mit Niemandem spreche, und also bitte ich dich auch keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem Vortheile zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun was man muß.

Im Winter dieses Jahres schreibt er demselben Freunde (Ebendaselbst, S. 38):

Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich, versteht sich), und so befinde ich mich am besten. Ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lasse ich jetzt den Geheimrath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimrath sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat.

Im Winter des folgenden Jahres (Ebendaselbst, S. 50):

Es hat sich zu Ende des Jahres noch viele physische und politische trübe Materie um mich versammelt, die nun durchgearbeitet ist. Das neue Jahr bietet mir einen anmuthigern Anblick als noch keins.

In diesem am 16. Februar 1784:

Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut, und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oeconomicum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis meines Daseins, in den ich mich klüglich verschanzt habe.

Wieder ein Jahr später, November 1785 (Ebendaselbst, S. 69 fg.):

Ich führe mein stilles Leben fort, bin manchmal in Jena; erst jetzt komme ich von Ilmenau zurück, wo Alles sehr gut geht, bin über Gotha gegangen und habe einige freundliche Tage daselbst zugebracht.... Außer meinen gewöhnlichen Geschäften bin ich auch sonst fleißig.

Am 30. December 1785 (Ebendaselbst, S. 74):

Meine Geschäfte gehen ihren Gang, sie bilden mich indem ich sie bilde.

Es sind das nur einige von den unmittelbaren Zeugnissen die keinen Zweifel lassen daß Goethe in den Jahren vor der italienischen Reise sich mit seinem Staatsdienste und in den gegebenen Verhältnissen wohl zu gehaben und nach Grundsätzen einer echten Weltklugheit zu befriedigen vermochte. Nach der Reise war es infolge seines eigenen Wunsches daß er den Sitz im Geheimen Rath nur dem Namen und Range nach behielt, seine Geschäfte aber auf solche beschränkt wurden die sich am unmittelbarsten mit seinem innern Berufe verknüpften. Durch die vorhergehende Ausdauer hatte er sich diese Begünstigung erworben, und wie er in Wirksamkeit und Würden bei steigender Ehre durch die langen Jahre sich behauptet, ist bekannt genug.

Der Dichter des Tasso und des Antonio war also auch Weltmann, und was die Haltung betrifft, ein so runder als Antonio; wie denn auch äußere Zeugnisse beigebracht werden könnten, qu'il n'était pas seulement présentable partout, mais même aimable. Sein Antonio ist ohne Zweifel dem politischen Leben mehr hingegeben als er es jemals war, ist in ihm allein begnügt, was sein Fall niemals war. Wenn er aber einer innern Welt von Betrachtungen und Bildungen lebte, dergleichen Antonio nicht hat, so wußte er diese (wir sahen es oben) rein zu scheiden von seiner Weltrolle, wußte sie unbeeinträchtigt fortzuführen, ohne in den äußern Geschäften das Gleichgewicht und ohne die Vortheile dieser Stellung in der Welt zu verlieren. Das vermag sein Tasso nicht, dem das Hof- und Gesellschaftsleben die Unbefangenheit der Dichtung nimmt, dem die Dichternatur die Hof- und Weltrolle verdirbt, dessen äußerer also und innerer Beruf sich gegenseitig stören. Und dieses war auch Herder's Fall, wie wir bereits in Hauptzügen bemerkt haben.

Wenn Goethe's Weltrolle ausgesprochenermaßen schon damals auf Resignation ruhte die ihr Bestes im Innern hielt, von der Menschenwelt wenig erwartete, was sie darbot, aber wohl zu nutzen verstand, so konnte Herder die gleiche Resignation nach seinem Ideal und in seiner Weltstellung nicht haben. Sein Ideal war, wie gezeigt, nicht blos Genuß einer eigenen Welt, sondern Foderung an die Menschheit. Nach seiner Weltstellung als Lehrer in Predigt und Schrift, als Erbauer in Verkündigung der Humanität und in kirchlicher Seelsorge war er auf die gehoffte Gemeinde und auf die gegebene mit seinem innern Bedürfniß ebensowol als den äußern Banden angewiesen. Alles Unzulängliche, Hemmende in der gegebenen Gemeinschaft, jeden Mangel der Wirkung in der gehofften mußte er als Kränkung seines Besten empfinden und empfand es so.

Schon im Angriff jener „Philosophie der Geschichte" sehen wir den Verkündiger so von der Welt gehemmt (Knebel's „Nachlaß", II, 310):

Mit meinen leidigen „Ideen" stockt es abermals; ich habe wieder weggeworfen was ich geschrieben habe, oder muß es thun; und doch kann ich nichts Besseres schreiben. Die Rücksichten auf die Regierungen placken mich auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht, darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch was er ist für die beeinträchtigte Menschheit.

Nicht minder drückt ihn der Mangel der Wirkung schon im Beginn der Herausgabe. Den 2. März 1785 an Knebel („Nachlaß", II, 240):

An meinen „Ideen" wird schrecklich langsam gedruckt, weil Papier fehlt. Sie sind bis auf das fünfte Buch, das ich blos aus Trägheit zum Schreiben noch unterlassen habe, im Manuscript fertig. Die Lust zum Schreiben ist mir ziemlich vergangen, und wenn sich die Materie nicht selbst hebt, ich will und mag sie nicht heben. In Deutschland ist Alles gleichviel und

je platter, je besser. Wir sind platte Barbaren und werden es bleiben.

In der Entfaltung also und im Innern selbst war Herder's Ideal angefochten durch die Welt wie sie ist. Nun nehme man hinzu den Druck der mechanischen Lasten und Beigaben seines Amts auf den mehr als er und die Seinen wußten leidenden Körper und zurück auf die geistige Stimmung. Den 11. September 1784 (Knebel's „Nachlaß", II, 231):

Mein Bächlein des Lebens hat diese Tage zwischen dem und jenen unwürdigen Felsen gebrauset, daß ich es mehr als ein mal lebhaft gefühlet, unter und zwischen welchem erbärmlichen Zickzack unser kurzes Erdenleben hinstreicht, wo wir Wochen und Jahre ohne Lust und Gewinn verloren haben. Doch still mein liebes Herz, auch dir werden bessere Zeiten kommen, ehe die Grabschaufel den Staub über dich wirft und du das Schlagen verlernt hast.

Den 6. November 1784 (Ebendaselbst, S. 235):

Ich eile, wie ein verschmachteter Hirsch zur Quelle eilt, zu irgend einer zusammenhängenden Arbeit und fange sie vielleicht schon morgen an, ob mir gleich, die Wahrheit zu gestehen, noch das punctum saliens fehlt.... Ich bin diese Woche so nieder gewesen daß ich drei Tage kein materielles, physisches Wort habe sprechen können und gewesen bin wie eine verschlossene, stumme Wand.

(Und zum Zeichen wie er rang, schreibt Goethe in demselben Winter an Knebel [I, 58]:

Herder ist fleißig, es ist unglaublich was er arbeiten kann.)

Später (Ebendaselbst, S. 238):

Ich habe täglich Stunden und Geschäfte vor denen ich mich fürchte, u. s. w. Ich bin in einem Zustande den Hemann der Esrahite im 88. Psalm so ausdrückt, daß es ein Land sei da man Nichts gedenket. Daß ich mir von außen zuweilen eine freie oder frohe Laune gebe, ist ein Gewand die Blöße zu decken.

Wahrlich nicht willkürlich, wahrlich nicht Auslassungen der Superiorität waren diese und andere öftere Klagen in die Brust des Freundes. Daß unter diesen Klemmungen zwischen die Widersprüche seines innern und äußern Lebens Herder, wie ich schon früher berührte, für das letztere nicht genug Weltmannsklugheit hatte, ist zu begreifen und er wußte es selbst. In eben der Zeit in welcher ihn Eckardt als den fertigen Mann mit nüchterner Geschlossenheit auf den gährenden Goethe will herabsehen lassen, schreibt er an die Gattin („Erinnerungen", II, 253 fg.):

An dem mancherlei Ueberstandenen bist ja du nicht, sondern das tausendarmige Schicksal und zuletzt, da Alles sich zuletzt auf uns bezieht, ich selbst am meisten schuld. Ich habe zu wenig Vernunft und zu viel Eigenheit, wenn diese auch selten weder Eigensinn noch Eigenliebe ist.

Und aus Rom schreibt er an Knebel („Nachlaß", II, 246) erstlich in Bezug auf seine Absicht, Handschriften im Vatican zu nutzen:

Wenn das Glück mich nicht sonderbar heimsucht, werde ich diese meine Hoffnung, die vielleicht auch eine kleine Eitelkeit war, wol aufgeben und andern Glücklichern überlassen müssen.... In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißiger, und ich gebe Goethe in Allem Recht was er darüber sagt. Das einzige Schlimme dabei ist — aber ich will nicht einreden. Ich studire so oft ich kann an diesen Gestalten der Alten Welt, mir verschwindet dabei Raum und Zeit; ich habe die Idee aus der Alles ward, aber ich habe keine Sprache sie herzustammeln. Sie läßt sich, wie Alles in der Welt, nur durch That, durch Schöpfung zeigen; in meiner Seele indeß soll sie bleiben.

Endlich noch:

Die lebendige, große, mittlere und kleine Welt in Rom, die ich genug zu sehen Gelegenheit habe, ist auch ein Bild das ich nicht so leicht vergessen werde. Man sieht in ihm Aegypten, Griechenland, den alten römischen Staat, das Juden- und endlich das päpstliche Christenthum durch alle Zeiten. Wer nur Augen und Zeit hätte Alles zu finden, Alles zu erfassen und zu ordnen. Ich bin aber ein armer Wicht, meine Augen reichen nicht weit und mein Glas ist dunkel.

Während Goethe in Weimar den „Tasso" vollendete, sein eigenes Leben aber so behaglich führte wie die gleichzeitigen persönlichen Gedichte es abstrahlen („Briefe an Frau von Stein", III, 322), schrieb Herder von Neapel an die Seinen („Erinnerungen", II, 312):

Ich lebe in der höchsten Sinnlichkeit von außen so ätherisch-unsinnlich daß ich selbst keinen Begriff davon in Deutschland gehabt hätte.... Wo Alles sinnlich ist wird man unsinnlich; man sucht mit seiner Seele etwas das man mit den Sinnen nicht findet.

Von Einsiedel, der mit Herder bei herrlichstem Wetter von Pausilippo nach Bajä fuhr, erzählte, wie sich derselbe ganz dem Eindruck des schönsten Tags hingegeben, beim Nachhausefahren aber so unaussprechlich wehmüthig und schwermüthig geworden, wie er ihn noch nie gesehen, sodaß es ihm für seine Gesundheit die größte Sorge geben müssen (Ebendaselbst, S. 243). Er selbst schrieb als er von Neapel zurück war (S. 312):

Seit gestern sind wir wieder in Rom, und statt des hellen, ewig beweglichen Meers stehen stille, dunkle Cypressen mir vor den Augen, an denen sich kein Wipfelchen regt.... Diese Nacht habe ich fast von Nichts geträumt als daß ich in einem Grabe schliefe, nicht aber todt, sondern lebendig; es war keine böse Ahnung im ganzen Traume.... Zu Rom habe ich nach der Rückkehr am 5., 6. erschreckliche, ängstliche Nächte gehabt, eine toller als die andere, daß Werner (der Diener) endlich nicht wußte wie er mit mir daran wäre. Seit zwei Nächten ist mir besser, indessen ist Rom kein Ort für mich. Ich sehne mich aus Italien und wollte daß ich schon an der deutschen Grenze wäre, ob ich gleich an meine kirchliche und politische Situation in Weimar nicht eben mit Vergnügen denke.

Ich will nicht wiederholen wie sehr das Vorgefühl in den letzten Briefworten in Erfüllung ging, wie Herder immer mehr in seinen unveräußerlichen vielseitigen Spannungen durch Consistorialgeschäfte, Dienstärgernisse, Krankheit unterbrochen und verstimmt, gehetzt und erschöpft „sich umhertrieb ans Rad der Nothwendigkeit gebunden und von ihm in Staub und Koth fortgewälzt", wie er heute einmal scherzend sagen mochte:

Wenn ich nur so glücklich wäre einen Geist zu sehen und zu sprechen, da mich das Treiben der gegenwärtigen Welt so gar nicht mehr interessirt; ich lechze nach geistigen Aufschlüssen;

morgen einmal mit Wehmuth wünschte daß er im Mittelalter geboren wäre, und oft ausrief: „O mein verfehltes Leben!"

Seine stete Stimmung war so zu reden wie im Zusammen-

hange mit einer unsichtbaren Welt; er hatte oft bestimmte, obgleich in ihrer Beschaffenheit dunkle Ahnungen und fürchtete sich darum unter Anderm vor zu übermäßiger Zuneigung zu diesem oder jenem Menschen, aus Besorgniß sie möchte ihm durch Misbrauch derselben vergolten werden.... In heitern Augenblicken glaubte er zuweilen die Erfüllung seines heißesten Wunsches zu ahnen, nur eine zeitlang frei von Amtsgeschäften blos seinen geistigen Planen und der ungestörten Ausführung seiner Entwürfe leben zu können; aber dunklere Ahnungen verdrängten diese lichtern gewöhnlich wieder in der nämlichen Stunde. Sein Gefühl dabei war mit nichts Anderm zu vergleichen als mit dem eines auf eine wüste Insel Verschlagenen, der sich an gar nichts Anderes als an eine unerwartete Hülfe von oben halten kann....

Genug dieser Leidenszüge einer großartig strebenden Natur, die man im Ganzen fassen sollte, um nicht immer wieder mit wenig Begriff auf den einen Zug des ironischen Humors zurückzukommen. Ist doch deutlich genug daß die Schwächen Herder's ihm erspart gewesen wären, wenn er weniger stark, weniger weitausfühlend gewesen wäre. Und in diesem tragischen Leiden, das die Nachwelt, der nur die geistigen Früchte davon blieben, zu ehren hat, in diesen Zuständen bewegter Ahnungen die selbst seiner Liebe ein Mistrauen oder Bangen beimischten, in diesem Glück in Träumen die der nächste Augenblick verdunkelt zusammensinken ließ, erscheint sein Gemüth und Loos allerdings dem eines Tasso verwandt, gewiß verwandter als der Gestalt und Rolle eines Antonio.

Da ich einmal gesagt habe daß Eckardt's Auffassung des Tasso als Goethe und Antonio als Herder in Haupt und Gliedern unrichtig sei, so will ich letztlich das Widersprechende derselben noch darin zeigen daß zu ihrer völligen Umkehrung mit Antonio's Verhalten gegen Tasso gerade Goethe's Verhalten gegen Herder sich parallelisiren läßt. Ich meine dies insofern als Antonio in seiner nüchternen Klarheit zuerst Tasso's Wesen unverträglich mit den wahren Maßgaben der Welt findet und ihm fremd bleiben will, dann veranlaßt sich ihm freundlich zu nahen, bei möglichst wohlwollendem Eingehen auf seine Denkweise ihm die Verhältnisse im Lichte seines Weltverstandes darzustellen sucht, endlich in seinem Zerwürfniß ihm als Rather und redlicher Freund zur Seite steht.

In der That konnte sich Goethe in den ersten Jahren des Zusammenlebens mit Herder in Weimar dessen Stimmungen nicht gut zurechtlegen. Im August 1780 schrieb er von ihm an Lavater: „Er macht sich und Andern das Leben sauer." Im September schrieb er an Frau von Stein:

> Herders haben, merke ich, die Minute abgepaßt daß ich weg wäre, um einen Fuß in Ihr Haus zu setzen; ich bitte die Götter auch daß ich darüber recht klar werden möge, was bei der Sache an mir liegt, bis dahin ist mir's ekelhaft.

Aber ein Jahr später tritt Goethe in die Rolle des Vermittlers und Beruhigers. Unter Vorauserklärung daß ihm sein neueres Verhältniß zu Herder alles Gute verspreche, sagt er Knebel (am 21. September 1781):

> Schone ihn! Man schont sich selbst wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unserigen wieder näher werden können.

In diesen Jahren wird nun ihre gegenseitige Anerkennung warm und tief; Goethe hat aber in Herder's Lage und Wünsche einen nüchternen, von seinem erustlichen Freundesinteresse an ihm unabhängigen Blick. Er schreibt den 14. Juli 1786 an Frau von Stein:

> Im Vertrauen! Herder ist sondirt worden ob er einen Ruf nach Hamburg an die Oberpfarrerstelle annehme. Er will es nicht ablehnen und ich kann Nichts dagegen sagen. Er verbessert sich nicht, aber er verändert sich doch, und seines Bleibens ist hier nicht.... Ich verliere viel wenn er geht, denn außer dir und ihm wäre ich hier allein.

Ich habe oben an die Briefe aus Italien erinnert, in welchen Goethe die Denkweise Herder's und ihre Nähe zur seinigen mit Liebe hervorhebt, ohne über dessen hoffendes, prophetisches Ideal einer allgemeinen Humanität seinen Zweifel zu verschweigen. Diese Briefe sind aus dem Frühjahr 1787. Im Herbst folgen weitere an Herder aus Rom. Mit Zartheit in der Wendung zeigen sie die Absicht, den Freund von jenem Hinblick auf Wirkung und Erbauung, der ihm nahelag und, wenn diese im höhern Sinne nicht sichtbar ward, ihn betrübte, auf sich selbst und (gemäß Goethe's eigenem Ideal) auf die Genüge im Erfüllen dieses Selbst zurückzuführen. Den 5. October 1787:

> ... Fahre du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben, ohne dich um Andere zu bekümmern. Man muß schreiben wie man lebt, erst um sein selbst willen, und dann existirt man auch für verwandte Wesen.

Den 27. October 1787:

> Herder's „Ideen" habe ich nun durchgelesen und mich des Buchs außerordentlich gefreut. Der Schluß (des dritten Theils) ist herrlich, wahr und erquicklich, und er wird wie das Buch selbst erst mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohlthun. Jemehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden. Auch habe ich dieses Jahr unter fremden Menschen Acht gegeben und gefunden daß alle wirklich klugen Menschen, mehr oder weniger, zarter oder gröber, darauf kommen und bestehen: daß der Moment Alles ist und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Vorher im Schreiben vom 17. Mai war noch Goethe's „sehr ans Gegenwärtige geheftete Vorstellung" als Abweichung von Herder zur Sprache gekommen; hier sehen wir wie er, anknüpfend an geeignete (aber nicht identische) Aussprüche Herder's, ihn ganz in der entschlossenen Beschränkung seines eigenen Lebensverstandes mit sich vereinigen will.

Als Herder in Italien war, suchte ihn dort ein sehr vortheilhafter Ruf nach Göttingen auf. Er verschob die Entscheidung auf die Rückkehr.

Goethe schreibt an Frau von Stein (8. Juni 1789):

> Herder zeigt leider in seinen Briefen eine große und fast entschiedene Neigung sich zu verändern, es wird schwer halten ihn für Weimar zu bestimmen und wenn er bestimmt ist ihm gute Lage zu verschaffen.

Goethe sah also daß diese Entscheidung so oder so die Katastrophe für Herder's Lebensglück sein werde.

Einen mächtigen Zug nach dieser Universitätsstellung mußte Herder empfinden. Was etwa von Bedenken in

ihm dagegen war, erhielt durch die Anhänglichkeit die man in Weimar ihm zeigte und das Entgegenkommen mit Besserung und Höhung seines dasigen Amts das Uebergewicht. Ob sein im Physischen schon tief angegriffener Organismus in Göttingen sich erholt, ob die Anstrengungen des akademischen Lehrers neben dem Fortschwingen der anderweitigen, mit seiner Natur schon verwachsenen Geistesarbeiten und den Reizen zu neuen an diesem Herde der Wissenschaft ihn nicht ebenfalls aufgerieben hätten, kann man wol fragen. Das aber blieb natürlich daß Herder, nachdem er nicht ohne schweren Kampf diesem Angebot hatte entsagen können, Alles was ihn nachher in seiner weimarischen Stellung belästigte und kränkte, mit einer Beimischung von Reue daß er seinem Genius nicht nach Göttingen gefolgt, doppelt bitter empfand, und um so unvermeidlicher als der größte Theil dieser Lasten und Kränkungen gerade mit der Erweiterung und Erhöhung seines Amts unmittelbar oder mittelbar zusammenhing, welche den Vortheil des Rufs nach Göttingen hatte aufwiegen sollen. Auch dies vorauszusehen war Goethe einsichtsvoll und gefaßt genug. Während daher in jener Epoche der Wahl andere Anhängliche in Weimar das Mögliche thaten, Herder's Gefühl für das Bleiben zu bestimmen und den Zustand in Göttingen ihm ungünstig schilderten,

> zeigte sich Goethe (sagt Herder's Gattin, „Erinnerungen", III, 10) als treuen Freund. Er wollte nicht darein reden, Herder's Schicksal nicht irreleiten, sprach von der Gefahr einer solchen Veränderung in diesem Alter und bat nur daß wir in unserer Agitation möglichst ruhig beide Situationen überlegen möchten u. s. w.

Wir haben also Grund zu sagen, in dem Jahr in welchem Goethe's „Tasso" seinen Abschluß erhielt, stand bei Herder in der Katastrophe seines Lebens Goethe ruhig vorschauend, in gefaßtem Antheil, mit treuem Rath, wie bei Tasso in seiner Katastrophe Antonio steht, ohne den tragischen Ausgang verhüten zu können.

Will man hinausblicken über diese Periode, die eigentlich allein hierher gehört, da das Weitere jenseit der Vollendung des „Tasso" fällt, so finden wir wenigstens was Goethe's Haltung betrifft, nur die Fortsetzung des bisher bemerkten ruhigen und selbst den Abgeneigten wohlthätigen Weltverstandes.

In dieser spätern Zeit, 1795,* wo Goethe's Zusammenhang mit den Kantianern in Jena und sein Wirken mit Schiller, welches Herder's Maximen und Neigungen anstößig war, ihm die Entfremdung Goethe's anfing fühlbar zu machen, im Ende dieses Jahres sehen wir Herder's Gattin in einer Sorge, die sie mit ihrem Manne, sein Gefühl schonend, nicht besprechen konnte, sich durch Knebel an Goethe wenden und durch Goethe die Beruhigung erhalten („Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", I, 119, 120 fg., 124, 126). Und nachdem jene Spaltung nur größer geworden und in Herder's und seiner Frau Briefen an Knebel oft unmuthig berührt war, schreibt die Letztere an Knebel den 21. Januar 1801:

> Daß Goethe lebt, darüber wollen wir Gott danken. Es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden. Er ist doch immer Der der Schranken setzt wenn es zu bunt werden will.

Er war ein Mann des Anstoßes geworden und man mußte sich doch noch an ihn halten, wie Tasso den Antonio umfassend sich an den Felsen hält an dem er scheitern sollte.

Hier sind meine Bemerkungen gegen Eckardt's Ansicht zu Ende. Der Leser verzeihe ihre Ausdehnung. Ich hätte sie mir nicht gestattet, wäre es nicht darauf angekommen Vorurtheile über Goethe und Herder zu zerstreuen, die noch zu verbreitet sind und von welchen vor dem gründlichern Kennenlernen der Lebenszeugnisse dieser seltenen Männer ich selbst nicht frei war. Mein Interesse war nicht Eckardt's Bekämpfung, sondern verkannte Entwickelungen und wesentliche Seiten dieser edeln Geister in das gebührende Licht zu stellen. Eckardt's „Vorlesungen über Tasso" verdienen in ihrer Art Anerkennung. Da sich einmal die Masse der Schweizer doch nur halb oder nicht einmal halb zu uns Deutschen rechnen will, so müssen wir es schon anschlagen wenn ein Schweizer unserm Dichter so viel Bedeutung zuerkennt und so viel Fleiß anwendet ihn seinen Landsleuten nahezubringen, als Eckardt in den an mehren Orten gehaltenen Vorträgen, die sein Buch widergibt. An ihm läßt es sich ohne Unwillen bemerken wenn eine unzureichende Kenntniß von Goethe's und von Herder's Bildung ihn dem Erstern vor seiner italienischen Reise ein Wesen und Leben beilegen ließ, die seinem wirklichen diametral entgegengesetzt sind, dem Letztern einen vermeintlichen Charakter der nur die einseitige und übertriebene Auffassung eines Nebenzugs ist.

Wir Deutsche aber und gar die Literaten von Fach sollten unsere Meister und Heroen besser kennen. Wenn nun Varnhagen gerade dieser verkennenden Auffassung beider Großen öffentlichen Beifall gibt, wenn die Anzeige eines Andern, der in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Eckardt's Buch bespricht, nur empfehlend und einstimmend ist, dann darf man wol bedauern daß die Individualitäten unserer Bildungsführer dem Zeitbewußtsein so wenig gegenwärtig sind, und ein gründlicheres und gerechteres Aufmerken zu wecken suchen.

So viel zur Beseitigung irrthümlich in Goethe's Dichtungen gesuchter Lebensgestalten. Zunächst soll nur noch von einer die Rede sein, die Goethe wirklich aus dem Leben griff, um ihr Bild in seinen „Wahlverwandtschaften" aufzubewahren.

Es versteht sich von selbst daß keine Dichtereinbildung zu bedeutender Darstellung gedeiht, ohne daß Erfahrungen sie genährt hätten; nicht minder daß ein bloßes Aufzeichnen von Erfahrungen niemals eine Dichtung macht. Die Nachweisung von wirklichen Grundlagen einer dichterischen Schöpfung kann also im Allgemeinen nur lehren was man ohnehin voraussetzt und im Besondern

keinen großen Werth für das Auffassen des Dichterwerks haben welches rein aus sich zu verstehen ist. Dennoch kann sie lehrreich sein. Der Unterschied zwischen Dem was die Wirklichkeit gegeben und Dem was der Dichter daraus gemacht hat kann seine Kunst ins Licht stellen. So hat mich bei einem der minder beliebten Werke Goethe's, seiner „Natürlichen Tochter", ein Freund aufmerksam gemacht, welche poetische Läuterung und Steigerung darin die Motive der wirklichen Memoiren jener angeblichen Prinzessin Bourbon-Conti erhalten haben. Sodann gewinnen die sichtlichen Herübernahmen von Lebensmomenten in das dichterische Bilden in dem Grade mehr Interesse als sie sich bei einem reichen Meister so vielfach und in allen Epochen seines Hervorbringens so häufig wie bei Goethe zeigen. Denn sie lassen die Energie einer Einbildung ermessen, deren Erfundenes und frei Vorgestelltes so sehr den Charakter der Wirklichkeit hatte daß ihm sich reell Gegebenes ohne Fremdheit und Widerstand an- und einfügte. Wo wir den Dichter während des Ausbildens seiner Träume das äußerlich Begegnende, ja zufällig in dieselben Tage Tretende mit jenen verbinden sehen, da fühlen wir welch lebendige Gegenwart für ihn seine geträumten Gestalten und Zustände haben mußten, um Erscheinungen der baren prosaischen Gegenwart offen aufnehmen, sich unterordnen und für das eigene Wachsthum verwenden zu können. In je größerm Umfang wir dies bei ihm bemerken und also sein unwillkürliches Leben mit dem freien Dichten zusammenstimmen sehen, umsomehr tritt er und sein Schaffen für die fromme Anschauung unter den Begriff göttlicher Vorbestimmung, nach welcher ihm in seiner Art wie den Gottseligen alle Dinge zum Besten dienen mußten, und der Naturdenker seinerseits findet eben darin den Beweis von dem concreten Geiste der Anschauung dieses Dichters, deren willkürliche Erzeugnisse der Wahrheit der Natur und Folgerichtigkeit des Wirklichen angemessen genug waren, um sich überall mit dem Lebendigen und Reellen in harmonischer Wechselwirkung entwickeln zu können.

Unter diesem Gesichtspunkt ist der Wunsch verzeihlich daß wir doch mehr als leider der Fall ist von den Lebensbezügen wüßten welche die Grundlage des Romans der „Wahlverwandtschaften" gebildet haben. Diese Dichtung, die angefochtenste, selbst von nahen Freunden Goethe's verworfene, ist, was man auch sage, in einem tiefen Naturverstande mit classischer Bestimmtheit und genialer Macht ausgeführt. Daß sie aber bei all ihrer epischen Objectivität aus persönlichen Erfahrungen und Gemüthsleiden entsprungen war, hat Goethe selbst ausdrücklicher als von irgend einem seiner Werke versichert. Er sagt:

> Niemand verkennt in diesem Roman eine tiefleidenschaftliche Wunde die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz das zu genesen fürchtet.... Wie in einer Grabesurne habe ich darin so manches herbe Geschick tiefbewegt niedergelegt.... Der 3. October 1809 (an welchem die Herausgabe zu Ende kam) hat mich von dem Werke befreit, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.

Hier also wird uns eine Geschichte des eigenen Herzens angedeutet, als deren Ausfluß und symbolische Verewigung der Dichter selbst seinen Roman ansah und empfand. Aber von dem Bestimmten dieser wirklichen Epoche seines Lebens haben wir bisjetzt, soviel ich weiß, Nichts als einen Namen, welchen W. Schäfer („Goethe's Leben", II, 188 fg., Anm. 32) in einen begründeten Zusammenhang mit den Sonetten vom Spätjahr 1807, sowie mit Goethe's „Pandora" und den „Wahlverwandtschaften" bringt. Der letztern Gleichzeitigkeit und Beziehungsgleichheit versichern Goethe's eigene Worte („Jahresheft" 1807):

> „Pandora" sowol als die „Wahlverwandtschaften" drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen.

Hiernach traf die Anlage des Romans in das Jahr 1807, wo Goethe im März und Mai, dann von Mitte November bis Mitte December in Jena war. Die Grundzüge scheinen sich gleich bestimmt geformt zu haben. Meyer hat öfters erzählt daß ihm Goethe auf einer Rückfahrt von Jena die „Wahlverwandtschaften", ehe sie geschrieben worden, in der Hauptgestalt merkwürdig wohlgeordnet und klar vorerzählt habe. Goethe sagt von seinen Arbeiten in diesem Jahr (XXXII, 28, vgl. 41):

> Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heitern Stunden und auch die „Wahlverwandtschaften" sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Stoff war allzu bedeutend und zu tief in mir gewurzelt als daß ich ihn auf eine so leichte Art hätte beseitigen können.

Bei Erwähnung der Fortsetzung des bereits halb ausgeführten Romans im Mai 1809 (Ebendaselbst, S. 44) bemerkt er übereinstimmend: die erste Conception habe ihn schon längst beschäftigt und der Hauptgedanke sei vor einigen Jahren schon gefaßt gewesen. Auf die vielen Vorarbeiten, deren dieselbe Stelle erwähnt, ist mit zu beziehen, was er im vorhergehenden Jahr (2. Juli 1808) aus Karlsbad an Frau von Stein schrieb: „An kleinen Erzählungen war ich fleißig"; da ja die Anfänge der „Wahlverwandtschaften" mit dem Plan geschrieben wurden, sie unter diese kleinen Erzählungen zu verflechten, „aber die Ausführung erweiterte, vermannichfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgrenze zu überschreiten". Daß im Anfange 1809 die Hälfte schon ausgeführt war, beweisen die Zeilen an dieselbe Freundin, worin er am 28. April die letzte Abendvorlesung vor seinem Abgang nach Jena ankündigt, am 9. Mai aus Jena schreibt, er habe schon einige mal sein Gebet an die heilige Otilie (bisjetzt aber vergeblich) gewendet, am 30. Mai: es sei ihm in diesen Tagen gelungen an dem Roman fortzuarbeiten, der ihm durch die gute Aufnahme seiner ersten Hälfte erst wieder werth geworden.

> Mögen Sie unserer verehrten Fürstin sagen daß ich, indem ich mir jene Wirkungen zurückrief, die Dasjenige hervorgebracht hatte was schon auf dem Papier fixirt war, mir den Muth und die Freude geben konnte, das Uebrige was noch zwischen Sein und Nichtsein schwebte hervorzurufen und festzuhalten.

Am 6. Juni: wenn er noch 14 Tage weder rechts

noch links hin sehe, sei dieses wunderliche Unternehmen geborgen. In der letzten Woche Juli begann der Druck.

Obgleich wir nun von jenem Selbsterlebniß kein Bild haben, welches Goethe als den Keimgrund seiner „Wahlverwandtschaften“ bezeichnet, so läßt sich doch für diese Zeit ihrer Gestaltung von 1807—9 an gleichzeitigen minder bedeutenden wirklichen Vorkommnissen und Interessen im Leben Goethe's ein Uebereinstimmen mit untergeordneten Motiven und Figuren des Romans mehrfach nachweisen, welches auch hier jene prästabilirte Harmonie seines Lebens und Dichtens uns auszuführen beiträgt.

Weniger zum Beweise wie Goethe die Wirklichkeit Linien dieser Dichtung dargeboten, als vielmehr dafür wie die Grundform der Personenverhältnisse seines Romans in seiner Anschauung schon dergestalt herrschte daß sie ihm zur Fassung auch für gleichzeitige Lebensgruppen wurde, läßt sich seine Skizze einer Badegesellschaft im Sommer 1808 anführen, wo er bereits mit dem Niederschreiben des ersten Theils beschäftigt war. An eine befreundete Familie, die ihn entschieden anzog, schlossen sich Bekannte und Verwandte, nicht geringe Zierden des Verhältnisses, an.

Alles suchte zu gefallen und Jedes gefiel sich mit dem Andern, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete und Scheelsucht und Mishelligkeit gänzlich ausschloß. Diese ungesuchten Verhältnisse brachten eine Lebensweise hervor die bei bedeutendern Verhältnissen eine Novelle nicht übel gekleidet hätten. Das Leben zwischen Karlsbad und Franzensbrunnen, im Ganzen nach gemessener Vorschrift, im Einzelnen immer zufällig veranlaßt, von der Klugheit der Aeltern zuerst angeordnet, von der Leidenschaftlichkeit der Jüngern am Ende doch geformt, machte auch die aus solchem Conflict hervorgehenden Unbilden immer noch ergötzlich, sowie in der Erinnerung höchst angenehm, weil doch zuletzt Alles ausgeglichen und überwunden war.

Hier also nahm der Dichter an Wahlverwandtschaften theil, die nicht ohne leidenschaftliche Wechselzüge, obwol heiter, waren.

Bestimmter aber läßt sich solches Uebereintreffen der Gegenwart und Dichtung nachweisen, wenn man auf die mehr mittelbaren Bestandtheile derselben sieht, welche stoffartig die innern Bezüge sondern und von einzelnen Seiten beleuchten, Dialoge und Reflexionen veranlassen und die Färbung des Gemäldes ausbreiten. In diesen zeigt sich unter Anderm ein mehrfaches Berühren mit Motiven der damals in Literatur und Kunst blühenden Romantik, welches um so interessanter ist als durch diese Mittel und das Ganze ein der romantischen Weltauffassung ganz entgegengesetzter Sinn allgemein nothwendiger Naturconsequenz sich durchsetzt. Von dem letztern hier absehend bemerken wir in dem Roman die Liebhabereien der Romantik, das Hervorheben altnationaler Ueberreste, altchristlicher Architektur und Malerei in Anwendung gebracht. In den letzten Jahren vor dem Entstehen dieser Dichtung hatte Friedrich Schlegel's Anpreisung der altdeutschen kirchlichen Malerei, die er als tiefe Hieroglyphik ansah und den Blüten freier Kunst vorzog, sich verbreitet. Hierauf war Goethe sehr aufmerksam, wie später seine geschichtliche Beleuchtung der neuen religiös-patriotischen Kunst im zweiten Heft von „Kunst und Alterthum“ bewies, wo er anmaßlicher Einseitigkeit entgegentretend Schlegel's Verdienst die Forschung auf die alte niederrheinische Malerschule hingeleitet zu haben nicht verschwieg. Mit diesem Verdienst Hand in Hand ging Schlegel's und seines jüngern Freundes Boisserée Begeisterung für die Spitzbogenbaukunst, von Goethe in eben jener Zeit um so gewisser bemerkt, als ihm Graf Reinhard, 1807 in Karlsbad befreundet, bereits Boisserée's Bestrebungen empfahl. Anstreifend also an diese Zeitrichtungen wird in den „Wahlverwandtschaften“ eine Spitzbogenkapelle restaurirt und mit Gemälden ausgestattet, deren Vorbilder sehr anmuthig ganz im Charakter der altrheinischen Kirchenbilder geschildert werden (Th. 2, Cap. 2). Daß zudem der Architekt selbst, den der Dichter diese Studien hegen und anwenden läßt, seinesgleichen unter den wirklichen Bekannten Goethe's gehabt, macht er in den „Tag- und Jahresheften“ (XXXII, 71) bemerklich, wo er den Architekten Engelhardt von Kassel mit dem Beisatz erwähnt: „Man wollte behaupten, ich habe ihn als Musterbild seines Kunstgenossen in den „Wahlverwandtschaften“ im Auge gehabt.“ Wenn übrigens in der Erzählung des Romans jenes Bauen und Malen im vorzeitlichen Stil sich bei der Umänderung eines Kirchhofs ergibt, die vorher ein Gespräch veranlaßt, welches über Grabdenkmäler im Allgemeinen, den Sinn der sie gründet oder erhält, die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit ihrer Form sich verbreitet: so mag hier erwähnt werden daß Goethe gleichzeitig die Ausführung von Grabdenkmälern zu überwachen hatte, deren Wahl und Form zu überlegen und vorzuschlagen er bestimmt worden war.*) Im Roman bringt das Gespräch über dies Thema den Architekten auf die Grabhügel der nordischen Völker mit ihrem Inhalt an Waffen und Geräthschaften, von welchen er eine wohlgeordnete Sammlung vorzeigt, Alles im Anfang des zweiten Theils der Dichtung. Wenige Monate, ehe Goethe diesen schrieb, hatte er den Besuch des nordischen Antiquarius Arendt gehabt und Vorträge desselben über solche Alterthümer mit Aufweisung einiges Gesammelten veranstaltet („Briefe an Frau von Stein“, III, 403 fg.). In den „Tag- und Jahresheften“ (XXXII, 45) führt er diese Vorträge in einer Reihe mit literarischen und poetischen Gegenständen der geselligen Unterhaltung an, welche damals das Interesse fast ausschließlich auf die romantische Vorzeit gewendet. Ging doch gleichzeitig auch die Physik auf die altromantische Wünschelruthe, auf Rhabdomantie und Metalloskopie in wissenschaftlichen Experimenten zurück.

Im Jahre 1806 und 1807 stellte der Physiker Ritter in München solche Versuche mit dem Metallfühler Campetti an, wie sich diese persönliche Eigenschaft offenbare an den Schwingungen des vom Fühler über metallische Substanzen gehaltenen Pendels, den Drehungen

*) Goethe's „Briefe an Frau von Stein“, III, 370, 372, Anm. 2; 376, 383, Anm. 1; 388.

des bipolaren Cylinders, den körperlichen Empfindungen des Fühlers, was Ritter unter dem Namen Siderismus wissenschaftlich zu fixiren suchte. Goethe kannte Ritter persönlich von seinem frühern Aufenthalt in Jena her. Am 6. März 1800 schreibt er an Schiller von Ritter's Besuch und nennt ihn am 29. September desselben Jahres einen wahren Wissenshimmel auf Erden. Daß demselben Goethe's und seiner Freunde Aufmerksamkeit auch nach München folgte, deutet eine Zeile Knebel's an in einem Brief an Goethe vom 1. Juli 1807: „In München treiben sie wunderlich Zeug und sind in der Gewißheit, das Journal «Der Siderismus» wird nächstens erscheinen.“ Knebel hatte das wol von dem gleich vorher erwähnten Doctor Seebeck. Diesen lud Goethe im April 1808 zu galvanischen Vorträgen in seinem Hause, um in seinem geselligen Kreis „die wundersamen Metalle“ wirken zu lassen (Goethe's „Briefe an Frau von Stein“, III, 391 fg.); und in dem Jahre dann, in dessen Herbst die „Wahlverwandtschaften“ erschienen, kamen Amoretti's „Physikalische und historische Untersuchungen über die Rhabdomantie“, deutsch von Salis, mit ergänzenden Anmerkungen von Ritter heraus.

Auch einen Bekenner dieser dem Dicher damals nahegetretenen Studien finden wir dann im zweiten Theil der „Wahlverwandtschaften“ (Cap. 11). Er entdeckt Otiliens Siderismus an dem Schauer den sie empfindet, wenn sie einen Weg betritt welcher ihm deutliche Spuren von Steinkohlen zeigt. Er hat den rhabdomantischen Apparat bei sich und die Eigenschaft Otiliens bewährt sich an diesem, der bei Charlotte versagt, in den Kreisen, Ellipsen und geradlininigen Schwingungen des siderischen Pendels, auch durch das Kopfweh das die fortgesetzten Versuche ihr verursachen. Hiervon sie zu heilen, will er den Mesmerischen Siderismus anwenden, was aber Charlotte nicht zugibt; wie denn auch durch den Begleiter des Physikers das Zweifelhafte solcher Experimente schon vorher zum Ausdruck gebracht war.

Endlich ist in dieser Episode der „Wahlverwandtschaften“ der eben genannte Begleiter eine Figur aus dem Leben und dies die Nachweisung die ich versprochen und nun zu geben habe.

Dieser Mann wird im zehnten Capitel des zweiten Theils eingeführt: ein Engländer, wohl empfohlen, neugierig die schönen Anlagen jenes Gutes zu sehen. Indem er öfter mit Begleitung und einzeln die Gegend durchstrich, konnte man seinen Bemerkungen wol ansehen daß er ein Liebhaber und Kenner solcher Anlagen war. Obgleich in Jahren, nahm er auf eine heitere Weise an Allem theil was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann. In seiner Gegenwart genossen seine Wirthinnen erst vollkommen ihrer Umgebung, sein geübtes Auge empfing jeden Effect ganz frisch, durch seine Bemerkungen wuchs und bereicherte sich der Park. Uebrigens beschäftigte er sich die größte Zeit des Tags die malerischen Aussichen des Parks in einer tragbaren dunkeln Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch sich und Andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieses seit mehren Jahren schon in allen bedeutenden Gegenden gethan und sich dadurch die angenehmste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille das er mit sich führte zeigte er den Damen vor und unterhielt sie theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Gefragt, wo es ihm am besten gefallen, wußte er mehr als eine schöne Gegend vorzuzeigen und was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem eigens accentuirten Französisch mitzutheilen; und auf die Frage, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, entwickelt er, wie er sich angewöhnt, überall zu Hause zu sein, in einer verständigen Darstellung, die er, mehrmals das Gespräch aufnehmend, in heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit ausführt.

Es kann nicht zweifelhaft sein daß das wirkliche Vorbild zu diesem Engländer im Roman Charles Gore gewesen. Dieser, aus Yorkshire stammend, in jungen Jahren durch eine glückliche Heirath und bedeutendes Vermögen unabhängig, machte, nachdem er dem Schiffzeichnen und Schiffbauen sich mit Talent und Lust ergeben, von seinen dreißiger Jahren bis in die vierziger viele Küstenfahrten um England und Frankreich, reiste dann der Gesundheit seiner Frau wegen nach Lissabon, im nächsten Jahr auf einer englischen Fregatte durch das Mittelmeer nach Livorno und weilte hierauf über zwei Jahre in Italien, erst in Florenz, wo er seine jüngste Tochter dem Lord Cowper vermählte, dann in Neapel und Rom. Er befreundete sich mit dem Landschafter P. Hackert, brachte, nach und mit ihm malend, zwei Sommer in Castel Gandolfo und Albano, die Wintermonate in Rom zu, reiste mit ihm und Knight im Frühling 1777 in Sicilien, des folgenden Jahres wieder mit Hackert in Oberitalien, nach der deutschen und der französischen Schweiz, wo sich Gore mit den Seinen fast zwei Jahre aufhielt, ehe er über Frankreich und die Niederlande nach England zurückging. Er verließ es wieder nach nicht vollen zwei Jahren, brachte die leidende Gattin nach Spaa und kehrte blos in der Absicht nach Haus, Alles zu seiner völligen Uebersiedelung nach Neapel zu ordnen, als in seiner Abwesenheit die Gattin starb. Nachdem er ihre Ueberreste in die Heimat bringen lassen, hielt Gore mit den zwei Töchtern sich einige Monate im Haag auf, dann bereisten sie Deutschland. Im October 1787 kamen sie nach Weimar, gewannen hier in der Gesellschaft und beim Hofe Freundschaft und gingen gegen Ende des Jahres weiter nach Dresden und Berlin. Sie erneuten aber in den beiden nächsten Jahren ihre Besuche und 1791 nahm Gore seinen bleibenden Aufenthalt in Weimar, obwol er auch von hieraus noch verschiedene Reisen in Deutschland und nach Italien machte und auch auf diesen einen Maler, den weimarischen Rath Kraus, zum Begleiter und Genossen seiner Prospectzeichnungen hatte.

Dieser Tourist also der 30 Jahre seines Lebens mit Reisen zubrachte und von seinem fünfundfunfzigsten bis zum einundsechzigsten Jahr, wo er sich in Weimar zu

bleiben entschloß, ohne bestimmten Wohnort war, entspricht sowol von dieser Seite dem Lord im Roman, als auch nach seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen mit der tragbaren dunkeln Kammer und Sammeln von Ansichten.

Gore's früheres Leben — sagt sein Biograph — auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospectzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte solche Uebungen immer fort — und dann beschäftigte ihn sehr angenehm die Sorgfalt, womit er seine frühern Zeichnungen zusammenstellte, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Aussichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt.

So freuen im Roman an dem großen Portefeuille des Lords die Damen sich

hier in ihrer Einsamkeit die Welt so bequem zu durchreisen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüsse, Städte, Castelle und manches andere Local das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeiziehen zu sehen.

Auch was näher vom Charakter des Lords gesagt ist, daß er, obgleich in Jahren, eine heitere Theilnahme für Alles hatte was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann, stimmt völlig zu der Schilderung Gore's:

Selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er Vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte —

und wie er weiter als wohlthätig theilnehmend und heiter mittheilend gezeichnet ist. Das „eigens accentuirte Französisch" des Lords ist bei Gore nicht minder, wenn es ja dessen bedarf, noch nachweisbar, da Goethe in einer Episode der Belagerung von Mainz Gore's „Englisch-Französisch" erwähnt (XXX, 320).

Wenn übrigens der Lord das Aufgeben seiner Heimat mit dadurch motivirt daß der Sohn, welchem vornehmlich zulieb er Gut und Besitz eingerichtet, an allem keinen Theil nehmend, nach Indien gezogen sei, so ist dies zwar nicht aus Gore's Geschichte entnommen, aber dieser Mangel der Anknüpfung an den Heimatboden durch die Nächsten war völlig sein Fall, da er gar keinen Sohn hatte, seine Frau die Luft des Vaterlandes nicht vertrug, der Schwiegersohn fern dem Geburtsland lebte und sein Gedanke sich in Neapel niederzulassen, am meisten der Frau wegen gefaßt, durch ihren Tod ihm verleidet ward. So legte auch ihm das Geschick die Theorie des Lords nahe daß wir bei festem Einwohnen zu viel vorbereitenden Aufwand aufs Leben machen, uns häuslich einrichten, um wieder auszuziehen, wo nicht mit Willen, doch durch Zufälligkeiten, Verhältnisse, Nothwendigkeit gezwungen, weshalb zuletzt Nichts bequemer sei als Andere für uns bauen, pflanzen und sich häuslich bemühen zu lassen.

So als ein grundsätzlich Reisender kam Gore zuerst nach Weimar. Bei allen gegenseitigen Anziehungen die er und die Töchter hier fanden, setzten sie das Wanderleben noch drei Jahre fort, obschon man in Weimar gleich nach dem ersten Besuch sie festzuknüpfen hoffte. Der Herzog schreibt den 22. Januar 1788 an Knebel (Knebel's „Nachlaß", I, 167):

Die Erscheinung der Gores hatte eine ganz besonders gute Wirkung. Noch vortrefflichere Folgen erwarte ich von dem ausgezeichneten Beifall den meine Frau und auch meine Mutter dieser so reichbegabten Familie geweiht. Noch nie habe ich meine Frau Jemanden so loben hören und Wenige haben die Verdienste meiner Frau so rein erkannt und gefühlt wie Emilie. Diese Engländer werden endlich sicher des Herumirrens müde, und Emilie, die immer Deutschland besonders liebte, kann in ihren und meiner Frau alten Tagen ein Bündniß knüpfen das Beiden nöthig ist u. s. w.

Daß der Herzog diese Hoffnung gerade gegen Knebel so lebhaft aussprach, dürfte wol mit dem Glauben oder Wunsche zusammenhängen, von dem wir gleichzeitig bei Knebel's Freunden Spuren finden, daß zwischen Knebel und Gore's ältester Tochter Elisa sich eine Neigung entspinne. Aus Rom, gewiß also durch Andeutungen in weimarischen Briefen veranlaßt, schrieb Goethe schon im December 1787 an Knebel: „Nach Weimar ist die schöne Gore gekommen, die dir doch auch wol in die Augen gestochen hat" („Briefwechsel", I, 86). Und als der zweite Besuch der Gores bevorstand, schrieb im Juni 1788 Herder an Knebel nach Ilmenau („Nachlese", II, 242): „Den ersten treffen die Gores ein, verlassen Sie also die Berge und kehren zum schönen Geschlecht zurück." Indessen blieben die interessanten Gäste nur vom 5. Juli bis 25. August; und nachdem sie im folgenden Sommer zum dritten mal eingesprochen, schreibt wieder Herder an Knebel (8. October 1789): „Die Gores sind während der Abwesenheit des Hofs durchgegangen." Als sie endlich um Anfang 1791 zum Längerbleiben kommen, während Knebel seit fast einem Jahr in seiner fränkischen Heimat weilte, nimmt ein Brief Herder's vom 7. Januar („Nachlaß", II, 260) ihn deutlicher ins Gebet:

Und nun fällt mir eben eine Gewissensfrage ein, die ich Ihnen gern als Beichtvater ans Herz legen möchte. Sie werden sich wundern, aber nur damit heraus. Schreiben Sie mir doch aufrichtig wie Sie sich mit der Elisa Gore gestanden haben? oder vielmehr wie Ihr Gemüth, Ihr Sinn zu ihr stehe? Die Frage wird Ihnen sonderbar scheinen, Sie verbänden mich aber wenn Sie mir darauf eine Antwort gäben. Die Ursache kann ich Ihnen nicht sagen; Sie werden aber von selbst glauben daß ich nicht aus Neugierde oder zur Persiflage, sondern als Freund frage u. s. w.

Da Knebel noch säumte, enthielt ein Brief desselben Freundes vom 6. März (Ebendaselbst, S. 263) scherzhaft eingekleidet dieselbe Mahnung. Nachdem Herder von den poetischen Vorlesungen bei der Herzogin-Mutter gesprochen, sagt er:

Daß wir Sie dabei vermissen, können Sie denken; wie oft hat sie die Frau von Berlepsch in den Leserkreis gewünscht. Und wie viele andere hübsche, schöne, artige und feine Damen mögen dies mir unbewußt gethan haben, weil ihnen zur cortesia della conversazione den ganzen Winter durch il fior della cortesia gefehlt hat. Kommen Sie also ja mit dem Frühlinge, geliebter Herr, und lassen uns nicht länger warten.

Allein dies zarte Band, welches wol den Vater vom Gefühl eines Pilgers und Gastes zum Behagen an frischgepflanztem Herde hätte hinüberleiten können, flocht sich nicht. Knebel kam mit seiner Schwester (welcher die Obhut der Prinzeß Karoline vertraut ward) noch vor Mitte März; sein Herz aber, scheint es, war damals von einer fränkischen Landsmännin eingenommen. Seine sehr zärtlichen Briefe an Henriette Bose („Nachlaß", Bd. 3) berühren wiederholt die Aussicht, seine und seiner Schwester Tage mit den ihrigen zu vereinigen, und daneben deuten sie an, „die Menschen haben ihn vielleicht hier zu gern, um ihn glücklich zu machen". Vom Mai dieses bis in den October des folgenden Jahres liegen seine warmen Briefe an Henriette Bose uns vor; dann ist eine Lücke von sieben Jahren, aber spätere und viel spätere Briefe zeigen daß ein wohlwollendes Verhältniß nicht erlosch. In jenen Jahren zu Weimar mußte Knebel bei innern Kämpfen und beständiger Sehnsucht nach einsamer Ruhe zum Gesellschaftsleben sich zwingen. Ohne die erwartete engere Beziehung sah er sich freundschaftlich mit Gores. *)

Gore's Leben blieb denn auch im neuen Wohnsitz unabgezogen im gewohnten Gleise des Reisebildersammelns, umsomehr als er mit seinen Töchtern am meisten dem Kreis der Herzogin Amalie sich anschloß, welche, selbst kürzlich aus Italien zurückgekehrt, sich das Erinnern der dort genossenen Scenen und ihr Erneuen in Betrachtung von Abbildern und im Nachzeichnen zur Lieblingsbeschäftigung machte. Hier war er aufgefodert seine zahlreichen Blätter vorzulegen und ihre Gegenstände zu besprechen, sowie Mitwirkung und Rath als geübter Zeichner zu ertheilen. Desgleichen erhöhte diese Erinnerungen und Uebungen jene Tochter Elisa, welche Goethe eine der würdigsten Schülerinnen Hackert's nannte. So stellt eine Aquarellskizze des Malers Kraus auf der weimarischen Bibliothek diesen Cirkel vor: um einen Tisch die Herzogin tuschend, Elisa ebenso beschäftigt, dabei Gore's wohlhäbiges Gesicht aus der Brille sehend, Emilie Gore neben der Hofdame, auf der andern Seite Goethe und Einsiedel, und hinter ihnen Meyer, aufgeschlagenen Büchern zugebückt.

Kaum zwei Jahre hatte der alte Herr mit dem gemächlichen Ansichtenwechsel und kurzen Ausflügen sich genügt, als er den Herzog und bei ihm Goethe am Rhein im Feld wußte und die Belagerung von Mainz ihm, der früherhin öfter vor Seecastellen auf Kriegsschiffen gelegen, neue Prospecte versprach. Da Knebel den „Einladungen seines guten alten Gore" mit dahin zu reisen, zwar gern gefolgt wäre, aber die gewaltsame Zerstreuung fürchtete („Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", I, 111), nahm Gore den Parkzeichnungscollegen Kraus zum Begleiter. Goethe's Tagebuch jener Belagerung thut seiner zuerst am 14. Juni 1793 Erwähnung, wo nach der vergeblichen Erwartung eines nächtlichen Sturms auf eine Schanze die Beobachter verdrießlich nach Haus gehen, „besonders Herr Gore als auf solche Feuer- und Nachtgefechte der Begierigste". Dann nach Schilderung der Beschießung von Mainz mit Bomben in der Nacht des 28. Juni:

> Herr Gore und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien daß ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch vorhanden ist und wohlerleuchtet mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte.

Aber zu Anfang Juli als Weißenau und die flußabwärtsliegende Schanze erobert ist, zeigt unser Engländer erst recht die Gesinnung des Lords im Roman. Wenn dieser alle Entbehrungen und Beschwerden auf Reisen, weil nicht besser erwartet, erträglicher nennt als die Verluste und Störungen im häuslichen Leben, welche wider eine feste Gewohnheit laufen, mit dem Zusatz:

> Und wenn mir das Haus über den Kopf zu brennen anfängt, so packen meine Leute gelassen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus;

so sehen wir hier Gore seinem Zuschauersinn bis unter Feuer und in Lebensgefahr nachgehen. Er machte den Zug der Freunde in den Kirchhof des zertrümmerten Orts bis in feindliche Schußweite mit,

> wo sich Herr Gore ganz besonders gefiel. Ein Theil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeschossen, man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten die auf den Wällen etwas Lebendiges in diesem Raume, so schossen sie mit Prellschüssen nach der Lücke; nun sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herankommen, da man sich dann zuletzt hinter die stehengebliebene Mauer oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel heiter nachschaute. Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der, um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt, uns Allen ins Gewissen sprach und die kühne Gesellschaft zum Rückzug nöthigte.

(XXX, 308; vergl. 303 fg.). Nehmen wir ferner aus dem Roman die Worte des Lords:

> Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt; es mag so gut oder schlimm sein als es will, nirgend find' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwen-

*) „Spät war ich noch bei Gores", sagt er in seinem Tagebuche am 22. Januar 1782 („Nachlaß", III, 301). Die Jahresbezeichnung fehlt zwar bei diesen Tageblättern, ist aber unzweifelhaft, da ihr Ende den Anlaß zu jenem Aufsatze Knebel's über Höflichkeit erwähnt, der vom Jahr 1782 ist (Ebendaselbst, S. 265). Die zahlreichen Redactionsfehler in diesem gedruckten Nachlaß hat neuerdings nach Guhrauer's Mittheilungen in dem „Deutschen Museum" ein Mitarbeiter unter Anführung einiger von mir bei Goethe's „Briefen an Frau von Stein" angemerkten Irrungen in jenem Nachlaß auf den Vorarbeiter Kanzler von Müller geschoben. Dies würde leichter anzunehmen sein, wenn die Herausgeber nur diejenigen Datums- und Ordnungsfehler vermieden hätten die sich bei nur einiger Uebersicht des Manuscripts von selbst heben mußten. Nicht anders fallen die greiflichen Redactionsfehler im „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" Guhrauer zur Last, wenn sie auch in der vorläufigen Zusammenstellung von Müller's gegeben waren.

digen Gewohnheit oder ganz von der willkürlichsten Zufälligkeit abzuhängen. —

so macht dazu die passendste, heiterste Illustration Gore's Frühstück zu Klein-Wintersheim, welches das Bild davon auf der weimarischen Bibliothek: Dejeuné de Klein-Wintersheim le 17 juillet 1793, nennt. Goethe erzählt:

Am 15. Juli besuchten wir Herrn Gore in Klein-Wintersheim und fanden Rath Kraus beschäftigt ein Bildniß des werthen Freundes zu malen, welches ihm ganz wohl gelang. Herr Gore hatte sich stattlich angezogen um bei fürstlicher Tafel zu erscheinen, wenn er vorher sich in der Gegend abermals würde umgeschaut haben. Nun saß er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, in der Bauernkammer eines deutschen Dörfchens, auf einer Kiste, den angeschlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben sich; er hielt die Kaffeetasse in der einen, die silberne Reißfeder statt des Löffelchens in der andern Hand, und so war der Engländer ganz anständig und behaglich auch in einem schlechten Cantonnirungsquartier vorgestellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen steht.

Es trat dieselbe Maxime des gleichmüthig Reisenden nur von anderer Seite hervor, als Gore acht Tage später Goethe's Vertheidigung der flüchtigen Clubisten gegen den mainzer Pöbel als einen gefährlichen Vorwitz freundschaftlich tadelte (Ebendaselbst, S. 317 fg.). Er hielt seinen objectiven, rein ästhetischen Standpunkt auch in der eroberten Stadt fest, wo er mit Goethe und Kraus auf die Citadelle stieg.

Herr Gore stellte seine tragbare dunkle Kammer auf dem Walle sogleich zurecht, in Absicht eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entstellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus gewissenhaft und genau zustande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie sie uns in seinen schöngeordneten Blättern noch vor Augen liegt.

Eine andere Tour die er von Weimar aus mit demselben Kunstgenossen machte ging nach den Borromeischen Inseln. Zwischen solche Ausflüge nahm er Mitgenuß am damaligen poetischen Leben Weimars, sah Schiller's neue Tragödien, genoß Herder's und Goethe's Umgang.*) Von der Zeit aber seit Gore das siebzigste Jahr überschritten, wissen wir nur noch das Traurige das ihn betroffen. Im Herbst 1802 starb seine ältere Tochter. Knebel schreibt an Herder den 30. November 1802:

Der Tod der trefflichen Elisa hat mich heftig betroffen, insonderheit des guten Hauses und auch meiner Schwester willen.

Herder's Tod im folgenden Jahr betrübte ihn und die Tochter Emilie wegen ihrer Freundschaft mit Herder's Haus und um der Herzogin-Mutter willen, welcher dieser Verlust sehr nahe ging. Endlich 1806 die Plünderungstage Weimars nach der Schlacht bei Jena hatten für Gore unter andern die empfindliche Folge daß der treue Theilnehmer seiner Lieblingsneigungen, Kraus, den die Plünderer geängstet und zu Bedientendienst gezwungen, unvermögend sich von der Erschütterung zu erholen, am 5. November 1806 verschied. Aber Gore entbehrte ihn nicht lange, da er im dritten Monat darauf, am 22. Januar 1807, selbst das Leben verließ, im Anfang seines 78. Jahres; denn er war am 25. December 1729 geboren. Acht Tage darauf schrieb Knebel an Goethe:

Der Tod des alten Gore hat mich sehr betrübt. Er war doch von wohlthätiger Natur!

Die nun allein stehende Emilie Gore (sie hatte von Nächstverwandten nur noch die in Florenz verheirathete Schwester) wandte sich an Goethe wegen einer Gruft für die Ihrigen und sich. Nachdem er es anfangs eher abgelehnt, that er ihr einen „sehr stattlichen Vorschlag" („Briefe an Frau von Stein", III, 370). In den „Wahlverwandtschaften" (Th. 2, Cap. 1), wo Goethe über Grabdenkmäler spricht, läßt er die Ansicht hervortreten daß man vom Platz der Todten sich lossagen sollte, nicht von ihrem Andenken, welches auszudrücken den Künstlern viele Formen zugebotestehen, obwol das schönste Denkmal immer des Menschen eigenes Bildniß bleibe, nur müßte es in seiner besten Zeit gemacht sein, nicht wie gewöhnlich von der in später Eile abgegossenen Todtenmaske genommen. Da die schönen Bände der Prospectensammlung, die in den letzten Jahren Gore's größte Freude gemacht, nach seinem letzten Willen dem Herzog verehrt, auf der Bibliothek niedergelegt wurden und daselbst auch seine Marmorbüste (von Weißer) aufgestellt ward, dachte vielleicht Goethe zuerst an eine für dies Bildniß, jene Vermächtnisse und verwandte Erinnerungsbilder eigens eingerichtete Denkstätte. Indessen bezeichnet jenes Gespräch über Monumente auch die Kirchen als geeignete Stätten, und zu Ende von Gore's Biographie heißt es:

Seinen Ueberresten gestattete man den Vorzug in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elisa eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein vollständiges Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Es besteht in einem Sarkophag, worauf in weißem Marmor Boussole und Globus, Bibel und Malergeräth, von einem Palmzweig überlegt, mit englischer Inschrift des Namens, Geburts- und Todesjahrs. Auch in englischer Sprache nennt an der nahen Wand eine marmorne Inschrifttafel Elisens Namen, Geburts- und Sterbejahr über Trauerversen, unter welchen Hanna und Emilie als Stifterinnen des Denkmals für Vater und Schwester genannt sind. Ist nun auch diese Kirche nichts weniger als kunstmäßig schön, der sauber gearbeitete Sarkophagschmuck nicht plastisch gedacht, und bleibt ungewiß, ob Goethe's Vorschlag auf eben diese Denkmalform geführt, so lassen seine Erwähnungen in Briefen an Frau von Stein, Ende Juni 1807, daß er des Monuments wegen an Meyer geschrieben, und im November, daß die Arbeit am Grabmal ununterbrochen fortgehe, doch auf seine Mitsorge für die Ausführung schließen. Es war also in der Zeit wo sich die „Wahlverwandtschaften" in ihm bildeten, die Erinnerung des alten Freundes, des an 20 Jahre Bekannten, kürzlich Geschiedenen ihm fortwährend nahegelegt. Und dies auch noch von anderer Seite. Ein Vierteljahr nach Gore's Tod starb zu Florenz Philipp Hackert (April 1807). Goethe erhielt die

*) Die zweite Aufführung der „Piccolomini" im Februar 1799 sahen Herders, die zur ersten keinen Platz mehr gefunden, aus Gore's Loge (Knebel's „Nachlaß", II, 323.). Am ersten Tag des neuen Jahrhunderts war Goethe Gore's Gast (Briefe an Schiller vom 1. und 2. Januar 1800).

Nachricht sowie nach Hackert's Anordnung Aufsätze und Skizzen von seinem Leben, welches er zu schreiben sich entschloß (XXXII, 11). Da nun mit Hackert in seiner Blütezeit Gore nebst seiner talentvollen Tochter drei schöne Jahre in gemeinsamem Naturgenießen, Malen, Reisen verlebt hatte, mußte Goethe auch bei der Vorbereitung zu Hackert's Biographie sich das Bild Gore's vorstellen. Mit Hackert's Papieren war Goethe schon während er den ersten Theil der „Wahlverwandtschaften" bildete, beschäftigt.*) Wo nicht aus diesen Notizen, so noch wahrscheinlicher durch vormalige Mittheilung Gore's wußte Goethe daß dem Letztern das von Knight geschriebene Tagebuch der sicilischen Reise geblieben war, die sie 1777 mit Hackert gemacht. Daß Goethe diesem Tagebuch bei Emilie Gore nachgefragt und sie es vermißte, geht aus einigen Zeilen Goethe's vom 2. Juli 1808 aus Karlsbad an Frau von Stein hervor, worin er ihr aufgibt Emilie zu sagen daß er Hoffnung habe dies Tagebuch aus Frankfurt zu erhalten, wohin es mit dem Nachlaß des Raths Kraus an dessen Erben gekommen.

Es wird mir sehr angenehm sein es zu erhalten, indem ich dadurch in Stand gesetzt werde das unternommene freundschaftliche Denkmal desto besser und ausführlicher aufzustellen.

Also auch Gore's Leben und Charakter aufzuzeichnen hatte Goethe bereits versprochen, wie er denn wirklich in der Schrift „Philipp Hackert" sowol Knight's Tagebuch mit vorausgeschickter kurzer Nachricht über Gore, als auch in den Nachträgen Gore's Biographie gegeben hat. Bei den vielen Bewegungen aber von außen und innen die 1808 und 1809 Goethe in Anspruch nahmen, konnte diese Schrift erst 1810 zur Ausarbeitung kommen und zur Erscheinung erst 1811**); während die Campagne und Belagerung von Mainz, worin Goethe ebenfalls neben den einzelnen Zügen Einiges im Allgemeinen zur Charakteristik Gore's bemerkte, erst 1822 erschien. So war denn das erste Charakterbild des alten Freundes, das Goethe bei schon gefaßtem, aber hinausgeschobenem Vorsatz einer eigentlichen Lebensbeschreibung in die Welt gehen ließ, dasjenige welches namenlos und episodisch, aber in treffenden Hauptzügen dem zweiten Theil der „Wahlverwandtschaften" eingewebt ist und mit ihnen 1809 herauskam.

Figuren und Anliegen seines wirklichen Lebens in die Götterwelt seiner Poesie zu tauchen blieb Goethe's Weise vom „Götz" und „Werther" bis zum zweiten Theil des „Faust". Wenn aber in der letztern Dichtung die Unzugänglichkeit der sammelnden Form für die mancherlei aufgenommenen Bestandtheile die greisende Kraft verräth, wie umgekehrt im „Götz" und „Werther" ihre tonvolle Verschmelzung in das Gedicht die Jugendwärme, so wird in den „Wahlverwandtschaften" die sinnvolle Feinheit mit der das Hereingenommene für Entwickelung und Verständniß des Ganzen angewendet ist, Jedem der sie in das Einzelne beachtet zeigen, daß damals des Dichters Kunst auf ihrer Höhe stand. **A. Schöll.**

*) Er las den Freunden schon um Anfang 1808 einzelne Stücke daraus vor („Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", I, 31[illegible]).

**) „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", II, 25; Goethe's „Werke", XXXII, 61 fg.

Die Propaganda. Ihr Umfang und ihre Einrichtung.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Erst in der allerneuesten Zeit haben wir wieder in Deutschland die Missionen der Jesuiten kennengelernt; wir haben gesehen und sehen noch wie sie hier die gläubige Andacht anfachen, dort den Widerstand gegen sich erwecken. Dort kommt ihnen die Regierung freundlich entgegen, ladet sie zu sich ein; hier gibt sie ihnen nur mit Widerwillen nach oder hält sie standhaft fern. Mit dem Rufe daß der Jesuitismus die Immoralität und Irreligiosität selbst sei, meinen die Einen ihr Votum, daß ihren Wanderzügen Einhalt geschehen müsse, hinlänglich gerechtfertigt, mit dem Satze daß die Freiheit Allen zukomme die Andern die Behauptung, von keinem Territorium dürfe man die Jesuiten zurückhalten, erwiesen. Mit solchen allgemeinen Sätzen läßt sich nicht streiten; fest stehen wir nur auf dem Rechtsboden. Die Geschichte sagt uns daß die Mission im Charakter der katholischen Kirche liegt, daß sie gegen den Protestantismus sich fortwährend bewegt mit den Waffen des Worts, solange Feuer und Schwert wieder zu gebrauchen ihr noch nicht verstattet ist; die Rechtsgeschichte belehrt uns von welchem protestantischen Territorium die katholische Mission mit Fug und Recht noch ferngehalten werden darf. Denn die protestantischen Regierungen haben von den Territorien auf die sie früher allein Anspruch hatten leider viel geopfert, und auch in neuester Zeit ist man noch unbehutsam genug gewesen zu wähnen, die katholische Kirche könne zum Kampfe gegen den Unglauben sich mit der evangelischen verbünden; gegen den Unglauben bedarf sie auf die Dauer eines Bundesgenossen nicht, mit dem Unglauben kann sie wol gegen die evangelische Kirche Hand in Hand gehen, den Protestantismus selbst kann und wird sie niemals anerkennen. Was aber einzelne aufgeklärte Katholiken glauben und behaupten ist nicht kirchliches System, ist auf das geschlossene System der Kirche nicht von dem geringsten Einfluß und auf solche vereinzelte Gesinnungen kann sich nicht das Verhältniß des evangelischen Staats zur katholischen Kirche gründen. Will diese ihr Recht haben, so hört der evangelische Staat auf; und sie fodert es, freilich nicht gleich in allen seinen Consequenzen, aber jemehr man ihr nachgibt, je weiter geht sie. Sie fodert jetzt Parität, Dasselbe was Pius VII. für die größte Beleidigung seiner Kirche erklärt hat: sie kirrt damit die Anhänger des bureaukratischen Systems und verblendete Ideologen; der Begriff wird ihr bald dehnbar genug werden. Die Geschichte gibt Auskunft; der zweite Band des vortrefflichen Buchs von O. Mejer über die Propaganda bietet uns reichen Stoff zum Nachdenken.

Das kanonische Recht der Kirche steht da wie eine feste Mauer, aber wo es die Zweckmäßigkeit erheischt, wo irgend eine gesetzliche Bestimmung der Missionsthätigkeit Hindernisse in den Weg legen könnte, da ist es erlaubt zu Gunsten der höhern Absicht Abweichungen zuzulassen. Am meisten ließ die Curie sie zu in Ostasien; am weitesten gingen in ihrem Anschluß an die heidnische Landessitte die Jesuiten in China, sodaß auf die Anklage durch die Dominicaner die Inquisition ihnen Beschränkungen auflegen mußte und der Papst nicht gestattete z. B. die Lehre von Christi Kreuzigung zu verschweigen, dagegen erlaubte er einen Altar für den Kaiser an den christlichen Kirchen zu erbauen und darauf zu opfern, bis seit 1742 das Verbot gegen den Cultus des Confucius durchdrang. Ueberall wird aber bei den Abweichungen auf die Zweckmäßigkeit hingewiesen, daher

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 30 d. Bl. D. Red.

die großen Unterschiede in den Privilegien der Bischöfe in den Missionsländern, daher die strenge Gliederung des Personals der Propagandabeamten, Erleichterung der Ordination für die Missionare, selbst der Pflichten des Ordens um hier und da Aufsehen zu vermeiden, z. B. in der Tracht, im Cölibat, im Messelesen, im Laienkelchgeben für die orientalische Kirche, in der Erlaubniß der Ehe bei naher Verwandtschaft; Ehe zwischen Katholiken und Ketzern ist nur im Missionsgebiet gestattet, doch hat der akatholische Theil das eidliche Versprechen der katholischen Kindererziehung zu geben und findet keine kirchliche Proclamation statt; in Bezug auf Erleichterung des Fastens, Lesen verbotener Bücher im Interesse der Mission u. s. w. finden vielfache Abweichungen von der kanonischen Regel statt. Alles Beweise wie sehr die Curie sich zu accommodiren vermag wenn es der Vortheil erheischt.

In Europa werden außer den früher aufgeführten Districten im Osten England, Holland, Skandinavien, Schweiz und ein großer Theil von Deutschland officiell zum Gebiet der Propaganda gezählt; von den mehr als 3½ Millionen Francs der Ausgaben des einzigen lyoner Hülfsvereins für Ausbreitung des Glaubens gehen fast 200,000 nach England, 170,000 nach Deutschland und Skandinavien; der münchner Missionsverein verwendet für Deutschland allein 11,000 Gulden. In allen diesen Gegenden existirten vor der Reformation bereits Bisthümer; sie gelten jetzt noch für zu Recht bestehend, nur augenblicklich unterbrochen, weshalb der Papst selbst für sie sorgt, sei es durch apostolische Vicare, sei es durch einzelne Missionare die den Nuntien zu Brüssel, Köln, Luzern und Wien untergeordnet sind.

Unter den außerdeutschen Missionen im Gebiete des Protestantismus zieht heute besonders die großbritannische die Aufmerksamkeit auf sich. Die irische Mission unterscheidet sich dabei von der englischen und schottischen dadurch daß die irischen altkatholischen Bisthümer niemals zu existiren aufgehört haben; in England dagegen sind erst neuerdings Bisthümer und meist andere als die alten geschaffen, in Schottland bisjetzt blos apostolische Vicariate vorhanden. Auf Alles was in England Katholisches entsteht ist ein großer Einfluß Irlands wahrzunehmen. Die Einrichtung der irischen Kirche ist uns erst durch die Berichte der Commissionen genauer bekannt geworden, welche behufs der Vorarbeiten der Katholikenemancipation von 1829 für Untersuchung der irischen Zustände 1824 und 1825 im Ober- und Unterhause ernannt worden waren. Der Zustand Irlands ist kirchlich ein eigenthümlicher; es hat nämlich eine vollständige Hierarchie, keine apostolischen Vicare; dennoch ist es ein Missionsland, d. h. der Propaganda steht die Anstellung der Geistlichen und dadurch dem Papste ein größerer Einfluß zu. Irland hat vier Erzbisthümer (Armagh, Dublin, Cashem, Tuam) und 23 Bisthümer; die Diöcesen zerfallen in Parochien. In vielen Diöcesen sind bischöfliche Capitel, der Bischof besetzt alle Pfarren, theils mit eigentlichen Pfarrern, die nur aus Rechtsgründen durch einen kanonischen Proceß, oder mit Curaten, die den französischen Desservants entsprechen und ad nutum entfernt werden können. Der Bischof wird merkwürdigerweise von den untergebenen Pfarrern gewählt oder wo ein solches ist von dem Capitel und den Pfarrern, d. h. sie erwählen unter dem Vorsitze eines vom Erzbischofe bestellten Vicars drei Candidaten, welcher Act aber nur Recommendation, d. h. Empfehlung, genannt werden darf; der Erzbischof mit seinen übrigen Suffraganen hat die Wahl zu begutachten; unter den Vorgeschlagenen ernennt die Propaganda den ihr gefälligen. Somit ist die irische Kirche theils abhängiger vom Papste als andere Kirchen, theils unabhängiger. Bei dem Obedienzeide den die irischen Bischöfe zu leisten haben wird aus Rücksicht auf England die gewöhnliche Verpflichtung auf Ketzerverfolgung ausgelassen. Der Bischof hat über seinen Diöcesanklerus die disciplinare Aufsicht und die Gerichtsbarkeit; die Klöster sind sehr frei gestellt. Der Klerus wird vorgebildet theils in den Diöcesan-Seminarien, theils in den irischen Collegien zu Rom und zu Paris. Das Einkommen der Geistlichkeit beträgt durchschnittlich 300 Pfd. St.; sie ist etwas besser bestellt als die presbyterianische; Dienstwohnungen sind selten; der Bischof hat häufig zwei Pfarren und außerdem eine Abgabe von sämmtlichen Pfarrern und Curaten seiner Diöcese; sein Einkommen ist durchschnittlich 500 Pf. St.

In England wirkte die Mission seit den Zeiten der Königin Elisabeth. Wichtig wurde besonders das von Wilhelm Allen in Douay 1568 gestiftete Seminar für Ausbildung der für England bestimmten Geistlichen, dem 1597 das anglikanische Seminar zu Rom folgte, dann ähnliche Seminarien zu Valladolid, Sevilla, St.-Omers, Madrid, Lissabon, Paris, meist unter Rectoren aus dem Jesuitenorden. Die gemeinsame Oberbehörde über alle Missionen war der Protector der englischen Nation zu Rom, welcher für England einen Archipresbyter ernannte, der die Direction sämmtlicher Weltpriester aus den Seminaren erhielt; der Regularklerus stand dagegen unter dem Jesuitenprovinzial. Für Schottland existirten Collegien zu Rom, Madrid, Paris und Douay; die Lage der schottischen Katholiken war günstiger, da dort auch der Katholicismus weniger verfolgungssüchtig aufgetreten war. Auf die Wünsche des englischen Klerus nach Ernennung eines Bischofs wurden endlich 1623 dem Bischof von Chalcedon W. Bishop und nach seinem Tode R. Smith die Facultäten eines Bischofs nebst den Rechten der bisherigen Archipresbyter übertragen, beide galten aber rechtlich immer nur als päpstliche Delegaten mit widerruflicher Gewalt oder als apostolische Vicare; seitdem standen also die Angelenheiten der Kirche von England unter der Propaganda. Auf die kirchliche Verfassung des katholischen England hat auch die Emancipation der Katholiken von 1829 nicht Einfluß gehabt, sie hat nur die Katholiken von den Hindernissen befreit durch welche ihnen bisher die Theilnahme an öffentlichen Aemtern, dem Parlamente u. A. unmöglich gemacht war. Seit 1840 zerfiel das Land in acht apostolische Vicariate, Schottland in drei Districte; 1843 betrug die Zahl der Katholiken in England eine Million, in Schottland 100,000, der Priester in England 624, in Schottland 86; 1848 Priester in England 707, in Schottland 99. Jedes Vicariat zerfällt in Shires und Hundrede oder Dekanate, jedes Dekanat in Missionen. Missionen besitzen in England noch die Jesuiten, Dominicaner, Franciscaner-Observanten, Augustiner-Barfüßer, Benedictiner. Englische Collegien sind noch zu Rom, Douay, Lissabon, Valladolid, schottische zu Rom, Valladolid und Regensburg; außerdem jetzt zehn in England selbst, eins in Schottland. Pius IX. that nun den wichtigen Schritt daß er 1850 wieder zwölf Bisthümer einrichtete und die Zahl der Diöcesen vermehrte, und zwar creirte er neue Bisthümer, hob aber die alten nicht auf; Westminster wurde zum Erzbisthum erhoben. Es wird bemerkt daß die Bisthümer vermehrt und ihre Grenzen verändert werden können; sie sind also als Missionsbisthümer charakterisirt; es liegt aber die Tendenz vor, endlich die alten englischen Erzbisthümer und Bisthümer zu reconstruiren. Der Erzbischof und die Bischöfe sollen fortwährend an die Propaganda referiren, sie sollen eifrig im Bekehrungsgeschäft sein, sie erhalten aber schon jetzt alle Rechte und Facultäten, die andere katholische Erzbischöfe und Bischöfe haben, behalten jedoch dabei die besondern Rechte der englischen apostolischen Vicare, denen gegenüber sie wieder freier dastehen. Im kirchlichen Verwaltungsorganismus unterscheidet sich somit England nicht wesentlich von Schottland, wo die Verfassung der apostolischen Vicariate noch fortbesteht. In Gibraltar, welches überwiegend protestantisch ist, besteht seit 1839 ein apostolisches Vicariat; es sind dort 13,000 Katholiken. Malta ist wesentlich katholisch und hat ein altes Bisthum; auf der Insel und den Nebeninseln sind 109,000 Katholiken und nur 5000 Akatholiken; der Bischof wird jetzt vom Papst unmittelbar ernannt; ihm sind 715 Priester untergeben.

Die niederländische Mission ist der englischen durch den Zusammenhang der antikatholischen Bewegungen im 16. und 17. Jahrhundert verwandt. Man muß wohl unterscheiden die

sieben alten verbündeten Provinzen von den sogenannten Generalitätslanden (Stücke von Brabant, Limburg, Flandern), die erst durch den Frieden von Münster erworben wurden. In jenen blieb bis 1798 das Papstthum von jeder öffentlichen Religionsübung ausgeschlossen, in diesen war zwar die evangelische Kirche herrschend, aber die Bevölkerung der Mehrzahl nach katholisch und genoß volle gottesdienstliche Freiheit mit Ausnahme des Verbots der Processionen. In den alten Provinzen waren seit 1559 sechs Diöcesen, für die nach dem Decrete Wilhelm's von Oranien der Papst Gregor XIII. einen apostolischen Vicar ernannte, dessen Bezirk noch heute als die holländische Mission im engern Sinne besteht. Die Generalitätslande hatten ihre eigene geistliche Regierung. Beide waren der Nuntiatur von Brüssel, die 1597 errichtet wurde, übergeben. Das Capitel von Utrecht, welches sich trotz der Decrete der Generalstaaten erhielt, wählte die apostolischen Vicare der holländischen Mission. Von Anfang bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts verdoppelte sich die Zahl der Katholiken, von da an bis zum Ende des Jahrhunderts sank sie wieder. Störend für die katholische Kirche war der Abfall der Kirche von Utrecht. Im Jahre 1699 nämlich wurde der apostolische Vicar Codde jansenistischer Irrthümer wegen nach Rom vorgeladen und dann abgesetzt; die vom Papste gewählten Vicare wurden regelmäßig von dem vom Papste nicht anerkannten Capitel von Utrecht verworfen und von den Generalstaaten verbannt, von dem Capitel zu Utrecht aber Andere gewählt und zwar als Bischöfe, das Bisthum Harlem hergestellt, ein zweites Bisthum zu Deventer errichtet, die Versuche zur Einigung der Dissidenten mit Rom schlugen fehl und die Kirche von Utrecht besteht noch in ihrer Opposition fort, jedoch 1838 nur noch mit 30 Priestern und 5000 Seelen; der Herbst des Jahres 1853 hat uns noch eine erneuerte Excommunication gemeldet. Seit 1708 ließ der Staat die apostolischen Vicare nicht mehr zu, seitdem wurde die holländische Mission erst von den Nuntien zu Köln und Brüssel, dann seit Anfang dieses Jahrhunderts von einem eigenen Superior verwaltet. Seit der Erklärung Hollands zur Republik 1795 war aller Unterschied zwischen herrschender und geduldeter Religion aufgehoben. Die oranische Regierung unterhandelte mit der Curie, erst 1827 wurde das Concordat geschlossen, wonach die Errichtung von drei neuen Bisthümern in Amsterdam, Brügge und Herzogenbusch stipulirt wurde, somit das ganze Königreich der Niederlande in acht Diöcesen getheilt. Der Ausführung traten die politischen Verhältnisse entgegen, Belgien zeigte sich so gut katholisch daß es nicht mehr als Missionsland betrachtet zu werden brauchte. Für Holland wurde ein Nuntius im Haag accreditirt, aber nur als Vicesuperior; als eigentlicher Superior wird entweder der Nuntius von Brüssel betrachtet oder man hat einen Bischof von Amsterdam im Rückhalt. Politische Geschäfte besorgt der Internuntius nicht, sondern die niederländische Gesandtschaft in Rom. In den Generalitätslanden ist in Luxemburg ein apostolischer Vicar, jetzt Laurent; neu geordnet wurde 1841 das apostolische Vicariat Breda, Herzogenbusch und Limburg. Seit nun 1851 das holländische Ministerium die parlamentarische Erklärung abgegeben hat, daß das Gouvernement die Selbstconstituirung der katholischen Kirche in Gemäßheit des Concordats nicht mehr zu hindern gedenke, drängt die Entwickelung darauf hin daß holländische Missionsbisthümer entstehen.

Die Schweiz gehört auch zum Missionsgebiet. Die schweizerische Reformation zerstörte aber keinen der alten Bischofsitze ganz, sondern beschränkte nur die Diöcesen durch Ausfall der reformirten Theile, und einzelne Cantone waren ausschließlich protestantisch, andere gemischt, andere streng katholisch. Da kein Bischof zu ersetzen war, so hatte ein apostolischer Vicar keinen Platz; aber um Einheit in die bischöfliche Thätigkeit zu bringen und Italien nicht ganz von Deutschland absperren zu lassen, wurde auf Antrieb des heiligen Borromeo 1597 in Luzern eine ständige Nuntiatur eingerichtet die noch jetzt besteht. Der Nuntius hatte von je darauf zu sehen daß die katholischen Districte gut katholisch erhalten wurden, wozu er sich außer den Bischöfen der Jesuiten und Kapuziner bediente. Daß man auch gewaltsame Mittel gegen den Protestantismus nicht scheute, z. B. in Bündten, ist aus dem Veltelliner Morde 1620 bekannt. Außer den Regularen standen dem Nuntius zur Verfügung die Schüler des Collegium Helveticum in Mailand, des päpstlichen Collegs in Dillingen und des Germanicum in Rom. Die Jurisdiction der schweizerischen Nuntiatur erstreckte sich auch auf Oberdeutschland und umfaßte die fünf großen Bisthümer Konstanz, Lausanne, Sitten, Chur und Basel, auch das Bisthum Como und einen großen Theil der Diöcese Mailand. Als die Propaganda gestiftet war, waren wol anfangs nur die protestantischen und gemischten, nicht aber die sieben katholischen Cantone der Schweiz als Missionsgebiet betrachtet; katholisches Kernland war auf der deutschen Seite Konstanz und das graubündtner Bisthum Chur, welche dem Nuntius gegenüber einige Selbständigkeit hatten. Die Stiftung der helvetischen Republik 1798 duldete keinen Nuntius im Lande. Das französische Concordat von 1801 schnitt die zu Frankreich gehörigen Theile schweizerischer Diöcesen ab und löste den Metropolitanverband schweizerischer Bisthümer mit französischen Erzbischöfen. Als aber für die Schweiz die sogenannte Mediationsverfassung eintrat, kehrte der Nuntius 1803 wieder nach Luzern zurück. Er fand in Konstanz an dem Bischof Dalberg und seinem Generalvicar Wessenberg Gegner welche von dem liberalen Geiste der Josephinischen Zeit erfüllt waren, ihre Macht aber in den deutschen Theilen der Diöcese hatten. Der Nuntius und die strengkatholische Partei in den Urcantonen regten deshalb den Gedanken an ein Nationalbisthum an, d. h. dessen Grenzen mit den schweizerischen Landesgrenzen übereinstimmten. Die meisten schweizerischen Diöcesanstände des Bisthums Konstanz aus den verschiedensten Motiven sprachen sich dafür aus. Die Dismembration erfolgte, 1815 wurde ein apostolischer Vicar für diese Theile ernannt, welcher aber nur die reingeistlichen Geschäfte besorgte, während der Nuntius die staatsrechtlichen Verhältnisse verwaltete. Aber 1818 erklärte dieser den Cantonen daß es mit dem einen schweizerischen Nationalbisthum Nichts sei, und nun wurde begonnen die von Konstanz getrennten Diöcesantheile zwischen Chur und Basel zu theilen; der baseler Bischofssitz wurde 1828 nach Solothurn verlegt und das Bisthum umfaßt jetzt Luzern, Solothurn, Zug, einen Theil von Bern, Basel und Aargau, Thurgau, Zürich. Zu Lausanne-Genf gehören der größte Theil von Bern, Waadtland, Freiburg, Neufchatel, Genf. Sitten ist nicht verändert. Das Bisthum Chur-St.-Gallen umfaßt Graubündten, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Appenzell, St.-Gallen, Schaffhausen und steht unmittelbar unter dem Nuntius, wie Basel, Lausanne-Genf und Sitten. Durch diese Aenderung steht der Nuntius über allen Schweizerbischöfen, die Schweiz ist aber in allen ihren Theilen Missionsland geworden. Der Canton Tessin gehört zu den beiden Diöcesen Mailand und Como. Die alten Missionen der Kapuziner und Benedictiner in der Schweiz stehen nicht unter den Bischöfen, sondern unter dem Nuntius. Doch treiben nicht blos die Orden, sondern auch die Bischöfe in der Schweiz die Mission; sie bekommen dazu Unterstützung vom lyoner Verein und haben die Rechte der Missionare. Ist nun die Schweiz eine Provinz der Propaganda, so vermittelt sie doch nicht alle Beziehungen der Bischöfe zu der Curie, vielmehr hält sich jeder Schweizerbischof in Rom einen Agenten, wie auch andere Bischöfe, der ihm die laufenden Expeditionen von den gewöhnlichen Curialbehörden extrahirt, was der Curie schweres Geld einbringt.

Schweden war besonders im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts Gegenstand eifriger Missionsthätigkeit; durch die Verbindung mit Polen, von Danzig und Braunsberg wirkten die Jesuiten, und in Braunsberg wurde ein schwedisches Missionsseminar von dem Cardinalbischof von Ermeland, Hosius, und ein ähnliches in Olmütz angelegt, diese sowie das Germanicum zu Rom und das Collegium zu Fulda bildeten Alumnen aus.

Aber die bei Sigismund's Thronbesteigung 1592 gehegten Hoffnungen scheiterten gänzlich. Es gab in Schweden nur katholische Gesandtschaftskapellen, erst 1778 wurde für die Fremden die katholische Religionsübung gestattet; 1783 wurde ein apostolisches Vicariat von Schweden errichtet, das sich später auch nach Norwegen ausdehnte. Die Zahl der Katholiken ist gering.

Als der Kurfürst Johann Sigmund (1608—20) von Brandenburg die Belehnung über Ostpreußen von König Sigismund von Polen erhielt, mußte er den Katholiken volle Religionsfreiheit zusichern, was 1663 anerkannt wurde. Der Bischof von Ermeland nahm auch den Titel eines Bischofs von Samland, dessen Sitz Königsberg, und der von Culm den eines Bischofs von Pomesanien, dessen Sitz Marienwerder gewesen war, an. Die Regierung führte dagegen einen langdauernden Streit; erst im 19. Jahrhundert wurde derselbe durch die Bulle De salute nach den Gesichtspunkten der Curie entschieden, daß die ehemals zu Samland und Pomesanien gehörigen Parochien zu Culm und Ermeland geschlagen sind, obgleich die Bischöfe sich nicht mehr Bischöfe von Samland und Pomesanien nennen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Rudolf von Werdenberg im Freiheitskampfe der Appenzeller. Von Thomas Bornhauser. Frauenfeld, Verlagscomptoir. 1853. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wir hätten über dieses Gedicht viel zu sagen; doch wollen wir uns bescheiden, indem wir blos die Worte von Gervinus, die er darüber an den Verfasser geschrieben und die durch die Schweizerblätter in die Oeffentlichkeit gelangt sind, für weitere Kreise wiedergeben. „Ich mag Sie nicht mit einer ästhetischen Besprechung belästigen", schreibt Gervinus, „denn sie dünkt mich kaum angewandt bei einem Gedichte das so aus Einem Gusse ist, das so aus Einer Natur und, um es anders zu betonen, aus einer Natur stammt, daß man es wie jeden charaktervollen Menschen in seinem entschiedenen Wesen und Beschaffenheit hinnehmen muß und darf, ohne daß einem auch nur der Gedanke auftaucht, daran mäkeln oder aussetzen zu wollen. Sie haben die kühnsten Wagnisse der epischen Dichtung in Ihrem Romanzenkreise nicht gescheut, haben Himmel und Hölle, Geister und Engel in Bewegung gesetzt, Amazonen ausgerüstet und wie Vieles sonst zu Hülfe genommen, vor dem sich Poeten von ängstlichem Gewissen und Vermögen heutzutage bedanken würden. Aber Sie haben es mit solcher freudigen Gewißheit und Sicherheit gethan als ob das Alles so sein müßte. Sie haben es mit solcher Gesundheit und solcher Kraft, mit so gänzlicher Entfernung von aller poetischen Fratze und Affectation gethan daß Niemand daran straucheln wird. Ich will mein Lob in Ein Wort pressen: Ich beneide Sie und Ihr Vaterland um diese Stoffe, um diesen Geist, der diese alte Erinnerung so lebendig, so kraftvoll, so gegenwartvoll zu verjüngen, mit dem Zustande des Tags so in enge Beziehung zu setzen weiß, der unter einer zehnjährigen Arbeit die künstlerische Begeisterung festzuhalten fähig ist, ohne Mühe, weil die vaterländische Begeisterung unverkümmert im Herzen lodern darf. Wie krank ist all unsere deutsche Dichtung der Gegenwart neben solch einem Werke, solch einem nationalen Stoffe! Die Stickluft unsers politischen Lebens läßt solche heitere, lichte Bergatmosphäre in unserer Poesie nicht mehr zu. Wir tragen schwer, wir athmen schwer — woher sollten uns so «reine, so holde Accorde in das tönende Gold» kommen? Und doch sollten unsere jungen Dichter am ersten gerüstet sein, uns vaterländisch über uns selbst hinauszuheben und uns aus unsern wirklichen Zuständen emporzureißen. Wie schmachvoll müssen wir aber stehen mit dem «Amaranth» in der Hand, mit schwachmüthigen lyrischen Gedichten, mit der bürgerlichen Misère in Trauerspielen, mit Uebersetzung französischer Lustspiele, wo doch Alles in unserer Geschichte voll und von großen Zügen die wenigstens als tragische Schreckbilder der Zeit vorzuhalten eine große und lohnende Aufgabe wäre. Wirft sich einmal einer in einem feinsollenden deutschthümlichen Anfluge auf vaterländische Stoffe, so wird er sie gewiß in dem bequemen Halbschlummer der Nibelungenstrophe hinleiern, während Sie den lebensvollen Tanz Bürger'scher Strophen und den ganzen frischen Ton seiner eigenthümlichen Gedichte anzustimmen wagen, ohne in Mitte und Ende die erste Frische des Anfangs zu verlieren. Solch ein einziger formeller Unterschied — welche Geheimnisse stecken darin!"

Wir glauben freilich, Gervinus ist in seinem Anathema über die jüngern deutschen Dichter zu weit gegangen; die neuere Zeit hat am Ende doch mehr als einen kopfhängerischen „Amaranth" hervorgebracht: doch was wäre dem patriotischen Schmerz nicht zu verzeihen, wenn er sich Luft macht. Diesem wiederum ist allerdings auch die Ueberschwänglichkeit jenes Lobes nicht ganz fremd geblieben. Die bittere Empfindung des eigenen Verlustes läßt den fremden Besitz desto anziehender erscheinen. 78.

Literarische Notizen.

Guizot's Werk oder vielmehr Flugschrift oder Dissertation über die Kunst ist bekanntlich auch ins Englische übersetzt worden unter dem Titel: „The fine arts, their nature and relations. Translated, with the assistance of the author by *George Grove*" (mit Holzschnitten von G. Scharf jun.). Das „Athenaeum" enthält über diese Schrift eine ziemlich scharfe Beurtheilung, indem dem Verfasser, ohne ihm Geist in der Auffassung und Meisterschaft des Stils abzusprechen, Flüchtigkeit in der Behandlung und Mangel an tieferer Kenntniß des Gegenstandes vorgeworfen wird. Es wird dem berühmten Verfasser z. B. vorgerückt daß unter den in seiner Schrift behandelten Meistern sich solche unbekannte wie Lomi und Squazzella befinden, während vieler der berühmtesten Meister, wie Leonardo da Vinci, Sebastiano del Piombo, Tintoretto, Fra Bartolommeo, Parmegianino, Daniel da Volterra, Albano u. s. w., nicht mit einer Silbe Erwähnung geschieht. Es wird ihm ferner vorgerückt daß er, was inzwischen von der deutschen Kunstkritik geleistet worden, gar nicht zu kennen scheine, und es ist ohne Zweifel richtig daß Niemand, und besitze er auch einen so glänzenden Geist wie Guizot, ein gründliches und sicheres Urtheil über Kunst abgeben kann, der sich nicht mit den Forschungen der deutschen Kunstkritiker und Kunsthistoriker vertraut gemacht hat. Der Berichterstatter im „Athenaeum" sagt daher mit Recht, nachdem er Guizot's Bemerkungen über die ältere französische Schule Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit vorgeworfen hat: „Man muß die Schrift mehr als das Product eines meisterhaften Stilisten als eines Kunstgelehrten und Kunstlehrers betrachten und lesen."

Als die „only complete and correct translation" zeigt H. G. Bohn an: „Gervinus's Introduction to the history of the 19th century. Translated from the German, with a memoir of the author." Als Empfehlung wird dabei bemerkt daß das deutsche Original in Preußen verboten sei. Soviel uns bekannt, ist es zwar in verschiedenen deutschen Staaten, in Preußen aber nur von einzelnen Localbehörden verboten. Jedenfalls haben alle Unterdrückungsmaßregeln nur dazu beigetragen der Schrift einen Nimbus zu ertheilen, welcher ihrer Weiterverbreitung nur förderlich ist.

Der vierte Band von „Sir Robert Peel's speeches delivered in the house of commons" ist jetzt fertig geworden und damit das interessante Werk vollständig. Es bildet in der That eine Geschichte der letzten 40 Jahre, denn während dieses Zeitraums ist nicht eine einzige wichtige politische Frage aufgetaucht, über welche Sir Robert Peel seine Meinung nicht abgege-

ben hätte. Dem Werke ist ein allgemeiner erklärender Index und ein chronologisches Verzeichniß derjenigen Gegenstände beigegeben welche in diesen Reden behandelt sind.

In zwei Bänden und mit nahe 800 Illustrationen ausgestattet erschien in London: „The imperial lexicon of the English language, exhibiting the pronunciation, etymology and explanation of every word usually employed in science, literature and art." Ein ähnliches Unternehmen, gleichfalls in zwei Bänden, erschien unter dem Titel: „The imperial dictionary, English, technological and scientific; adapted to the present state of literature, science and art, on the basis of Webster's English dictionary." In der Zahl der Illustrationen sucht dieses Werk das erstere noch zu überbieten, denn es enthält deren gegen 2000.

In Bohn's Buchhandlung erschien: „History of the house of Austria, from 1792 to the present times, in continuation of Coxe" (mit dem Portrait des jetzt regierenden Kaisers). 71.

Bibliographie.

Bodelschwingh, E. von, Leben des Ober-Präsidenten Freiherrn von Vincke. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet. 1ster Theil: Das bewegte Leben. Mit Vincke's Bildniß und 9 Nachahmungen von Handschriften. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwickelungsganges der Erde und ihrer Bewohner. Für die Gebildeten aller Stände. 5te verbesserte Auflage. Mit 228 größtentheils nach Handzeichnungen des Verfassers von J. Allanson in Holz geschnittenen Illustrationen. Leipzig, O. Wigand. 1854. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Enger, R., Ueber die Parabase der Wolken des Aristophanes. Ostrowo. 4. 7½ Ngr.

Féval, P., Die Glückskinder. Aus dem Französischen. Drei Bändchen. Quedlinburg, Basse. 16. 1 Thlr.

— — Rollan Eisenfuß. Aus dem Französischen. Ebendaselbst. 1854. 16. 10 Ngr.

Fortune, R., Dreijährige Wanderungen in den Nord-Provinzen von China. Nach der 2ten Auflage aus dem Englischen übersetzt von E. A. W. Himly. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ficker, H., Die Philosophie des Friedrich Heinrich Jacobi, nach Disciplinen bearbeitet und kritisch beleuchtet. Augsburg, Kollmann. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Fritzsche, F. T., Vergleichung und Beurtheilung der älteren und neueren Homiletik evanglischer Kirche. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lehmann, G. W., Ueber die Irvingianer. Hamburg, Oncken. 12. 1½ Ngr.

Liefde, J. de, Der Eilwagen oder die Reise nach der Stadt des Erbes. Aus dem Holländischen von P. W. Quack. Stuttgart, Quack. Gr. 8. 9 Ngr.

Lubojatzky, F., Schloß Stolpen oder Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin von Cossell. Historischer Roman. Drei Theile. Dresden, Arnold. 4 Thlr. 20 Ngr.

Menzel, G., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung dahin nach eigener Anschauung beschrieben. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mühlbach, L., Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde. Historischer Roman. Vier Bände. Berlin, Simion. 1854. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Franz Rákóczy II., Fürst von Ungarn und Siebenbürgen. (1703—1711.) Ein historisches Charakterbild. Leipzig, O. Wigand. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reich, L., Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde, entworfen und geschildert; mit der Feder auf Stein gezeichnet von J. N. Heinemann. Karlsruhe, Herder. 4. 5 Thlr.

Die Sagen von Merlin. Mit alt-wälschen, bretagnischen, schottischen, italienischen und lateinischen Gedichten und Prophezeihungen Merlins, der Prophetia Merlini des Gottfried von Monmouth, und der Vita Merlini, lateinische Gedichte aus dem 13. Jahrhundert. Herausgegeben und erläutert von San-Marte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Scherer, Graf T. von, Lebensbilder aus der Gesellschaft Jesu. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Restauration. Schaffhausen, Hurter. 1854. 8. 1 Thlr.

Spanien seit dem Sturze Espartero's bis auf die Gegenwart (1843—1853). Nebst einer Uebersicht der politischen Entwickelung Spaniens seit 1808. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte; oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Nordamerika. Mit 50 Illustrationen. 4te mit Anmerkungen vermehrte Auflage. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Thlr.

De Swienegel als Wettrenner. Ein plattdeutsches Märchen. Neu illustrirt und mit einem Nachwort versehen von J. P. T. Lyser. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 5 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1854. Herausgegeben von J. N. Vogl. 41ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tieck, L., Die Sommernacht. Eine Jugenddichtung. Mit einem Vorwort von J. D. Walter. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4. 15 Ngr.

Véron, L., Memoiren eines Pariser Bourgeois über das Ende des Kaiserreichs, die Restauration, die Julimonarchie, die Republik und die Wiedereinführung des Kaiserreichs. Aus dem Französischen übersetzt von G. Fink. 1ste Lieferung. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 9 Ngr

Littauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Dümmler. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wesché, W. L., Napoleon III., Kaiser der Franzosen. Sein Leben und sein Wirken. Nach authentischen Quellen dargestellt. Leipzig, Wengler. Gr. 8. 2 Thlr.

Wild, K., Der Verbrecher und sein Freund. Eine Erzählung. Nördlingen, Beck. 1854. 8. 9 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Olympia Morata, ein christliches Lebensbild. Stuttgart, Scheitlin. 1854. 8. 2½ Ngr.

Zeit- und Charakterbilder aus dem Mittelalter. Nach dem Altfranzösischen bearbeitet von der Uebersetzerin des Vasari. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Augustin, C. F. B., Liturgischer Gottesdienst am Geburtsfeste Sr. Maj. des Königs den 15. Oktober 1853 zu Halberstadt gehalten. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die ungarische Krone. Geschichtliches aus alter, neuer und neuester Zeit. Von einem Ungar. Pest, Heckenast. 8. 10 Ngr.

Langbein, B. A., Abschiedspredigt in Chemnitz Domin. 25 post Trinit. am 13. November 1853 gehalten. Chemnitz, Starke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der gegenwärtige Stand der Finanzen und des Geldumlaufes in Oesterreich. Von einem Unbetheiligten. 2te Auflage. Leipzig, Armbruster. Gr. 8. 7½ Ngr.

Steinmetz, R., Predigt am 29. Juni 1853 bei der Jahresfeier der Bibelgesellschaft, des Missions- und Gustav-Adolfs-Vereins zu Göttingen gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Jahrgang 1853. Monat November.

Nr. 45. Gutzkow's „Philipp uud Perez." — Der Gesundheitszustand im Mittelalter. Eine culturgeschichtliche Betrachtung. Von **Karl Seifart.** — Aus den böhmischen Bädern. V. — Gedichte: Am Strande. Von **Leopold Stein.** Romanze. Von **Hermann Hölty.** Epigramm. Von **Friedrich Hebbel.** — Literatur und Kunst. (Wachsmuth, „Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. Erster Band: Die politischen Parteiungen des Alterthums". — Amely Bölte, „Eine deutsche Palette"; „Zwei Schwestern". — „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin"; Elisa Maier, „Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin u. s. w.") — Correspondenz. (Aus Prag. — Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 46. Südslawische Skizzen. Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah. Von **Siegfried Kapper.** I. — Das Arsen. Eine chemische Excursion. Von **Wilhelm Wicke.** — Zum Andenken an Lukas Cranach und die dreihundertjährige Wiederkehr seines Todestages. — Literatur und Kunst. („Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften"; „Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft". — Schmid, „Dramatische Schriften".) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus dem westlichen Mecklenburg.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 47. Der Dichter des „Waldmeister" als Dramatiker. Von **Robert Prutz.** — Aus dem Béarn. Genrebilder. Von Clàre von Glümer. I. — Die neuesten Bearbeitungen der römischen Geschichte. Von **Wilhelm August Passow.** — Südslawische Skizzen. Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah. Von **Siegfried Kapper.** II. — Literatur und Kunst. (Seemann, „Reise um die Welt". — „Neues Lesecabinet für die reifere Jugend". — Ule und Müller, „Kalender der Natur". — Ebeling, „Der Schalksknecht"; „Der Irre von St.-James".) — Correspondenz. (Aus Weimar. — Aus der Urschweiz.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 48. Gedichte: Guillem von Berguedan. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.** Rüdiger Manesse (1351). Von **Hermann Rollet.** Genrebilder. Von **C. Reinhold.** Nachtleben. Von **Maria Förster.** — Zur Geschichte der französischen Finanzen. Von **Karl Hagen.** — Südslawische Skizzen. Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah. Von **S. Kapper.** III. — Literatur und Kunst. (Emma Niendorf, „Lenau in Schwaben". — „Zehn Betrachtungen über Religion und Leben von Th. Parker. Uebersetzt von Ziethen". — Deinhardt, „Von den Idealen"; Nölting, „Ueber den Gebrauch der deutschen Anredefürwörter in der Poesie".) — Correspondenz. (Aus Paris. — Aus Frankfurt a. M. — Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Das **Deutsche Museum** erscheint in **wöchentlichen Lieferungen** zu dem **Preise** von jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen **Bestellungen** an. **Inserate** werden mit $2^1/_2$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im December 1853.

F. A. Brockhaus.

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Achter Jahrgang. 1853. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

October, November und December.

Nr. 47—52.

Inhalt: *Der Glaube. — Feierabende. (Beschluß.) — *Virgil's Grab. — *Der Bacbab. — *Anzeige. — *October. — *Englische Schweine. — *Schloß Klamm. — Sali und Lemi. — Der Pferdemarkt in Elisabethgrad. — *Ein Straußennest mit Eiern. — Hoffnung und Geduld. — *Cicero. — Die Schlacht von Worcester. — *Der Wachtelkönig. — Recht und Unrecht. — *Das Spitzenklöppeln. — *Schloß Tirol bei Meran. — Die Sperlinge und der Adler. — Ein alter Bericht über den Ausbruch des Vesuvs. — *Araber aus Tunis. — Jung gewohnt, alt gethan. — *Johannes Huß. — Gould's Kolibrisammlung im londoner zoologischen Garten. — An die untergebende Sonne. — Thätigkeit. — *Das Vicunnaschaf. — Die Puppe. — *Die Brüderschaft der weißen Büßenden. — Ein Napoleon'scher Gardegrenadier. — Der Martinstag in Nordhausen. — *November. — *Die Riesengrotte der Norischen Alpen. — *Die Tudars. — Unfall bei der Gemsenjagd. — Anzeige. — Lebensregel. — *Leonardo da Vinci. — Großmütterchen. — Eine tatarische Dorfschule in der Krim. — Das Eichhörnchen und die Klapperschlange. — *Das langwollige Schaf. — Mittelstraße. — *Die Jungfrau von Orléans. — Der Eisgang. — *Das Abendmahl. — Die Bernhardinerdoggen und der treue Barry. — Narrenprobe. — *Brücke im norwegischen Gebirge. — *Der St.-Stephansdom in Wien. — Gans und Schwan, oder Huß und Luther. — Wasserquellen in Thierkörpern. — *Der Suenostein in Schottland. — *December. — *Brusquet, Zwerg Karl's IX. — *Die Conwai-Eisenbahntunnelbrücke. — Osterfräulein. — Herr Rabe, Frau Krähe und Fräulein Elster. — *Quäker und Quäkerin. — Klugheit. — *Niederöstreichischer Gaisführer. — *Großsultan Abdul-Medschid-Khan. — Ins Riesengebirge! — Ein Schulschreibebuch der Maria Stuart. — Die Bretzeln. — Erkenntniß Gottes. — *Zum Weihnachtsfeste. — Hedwig. — *Todtentänze. — Das Schaf und sein Lämmchen. — Das Glück. — Abschied. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten fünf Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—51) kosten **zusammengenommen im ermäßigten Preise** 5 Thlr; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der siebente Jahrgang (1852) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Leipzig, im December 1853.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 51. —— 17. December 1853.

Inhalt.

Danubische Poesie.

Zweiter Artikel.*)

Serbische Volksdichtungen.

1. Lazar der Serbencar. Nach serbischen Sagen und Heldengesängen von Siegfried Kapper. Wien, Leo. 1851. 8. 1 Thlr. — Eine zweite Auflage erschien u. d. T.: Fürst Lazar. Epische Dichtung, nach serbischen Sagen und Heldengesängen von Siegfried Kapper. Leipzig, Herbig. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Marko Kraljevits. Serbische Heldensage von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Sollinger. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Gusle. Serbische Nationallieder. Von Ludwig August Frankl. Wien, Wenedikt. 1852. Breit 8. 1 Thlr.
4. Die Gesänge der Serben. Von Siegfried Kapper. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
5. Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wol ist es ein großer Genuß, ein schönes Erzeugniß der Natur oder Kunst in fertigem und vollendetem Zustande ruhig betrachten und bewundern zu können; aber ein ungleich größerer Reiz liegt darin, es in seinem Werden und Entstehen, in seinem allmäligen Wachsen und Fortschreiten zu belauschen und zu beobachten, wie es sich aus anfangs wirr und chaotisch gemischten Elementen durch eine Reihe organischer Metamorphosen hindurch zu immer festern und abgerundetern Formen und Bildungen entfaltet. Dieser Reiz ist es, der schon dem kleinen Kinde den Blick in das innere Getriebe einer Uhr unendlich viel werther macht als die Betrachtung des buntesten und glänzendsten Gehäuses, der dem Knaben Geduld gibt, oft stundenlang in den Werkstätten der Handwerker zuzubringen und zuzusehen wie aus den rohen Stoffen nach und nach sicher geformte und zweckmäßig zusammengesetzte Gebilde entstehen, und der auch den erwachsenen Kunstliebhaber sich nicht an dem Besuch der Gemäldegalerien und Kunstausstellungen, an der Bewunderung vollendeter Gebäude, an dem Genuß mimischer und musikalischer Aufführungen genügen läßt, sondern ihn antreibt, auch das oft wild genug sich darstellende Atelier des Malers und Bildhauers aufzusuchen, sich in das bunte Durcheinander der Bauplätze zu mischen und an den oft Ohr und Auge beleidigenden Proben und Vorbereitungen der Musiker und Schauspieler theilzunehmen. Nicht wenig wird dieser Reiz noch dadurch erhöht daß umgekehrt die zeugende, schaffende Kraft sich gern dem beobachtenden Auge entzieht und daß die Kunst wie die Natur gerade über die Geburtsstätten ihrer Productionen mit verschämtem Sinn am liebsten den verhüllenden Schleier breitet; und hieraus ist es wol zu erklären daß es uns doppelt reizt, einen Einblick in die Genesis der eigentlich poetischen Kunstwerke zu gewinnen, weil gerade diese es sind welche ihre Entstehung und allmälige Ausbildung am wenigsten beobachten lassen und das Mysterium das um ihre Zeugung und Geburt webt am sorgfältigsten bewahren. Ursprünglich freilich war es anders; ursprünglich war gerade der Dichter von allen Künstlern derjenige der seine Gedanken und Empfindungen am unverhülltesten der Wahrnehmung darbot und sie als lebendiges Wort unmittelbar vor den Augen und Ohren des ihm lauschenden Volks entstehen und sich zu einem erscheinenden, geordneten Ganzen gestalten ließ; seit aber die Dichter fast nur noch mit der Feder in der Hand schaffen und ihre Ideen, statt sie frisch vom Munde weg zu verkünden, zunächst auf dem Papiere Dasein und Form gewinnen lassen, bleibt für uns die Entstehung, Entwickelung und Vollendung der poetischen Kunstwerke ein wenigstens nicht unmittelbar zu beobachtender Vorgang, und was sie uns selbst darüber mittheilen können oder was wir etwa aus der Anhörung improvisirter Vorträge zu entnehmen vermögen, ist wenig geeignet uns dafür Ersatz zu bieten, da einerseits

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr 10 u. 11 d. Bl. D. Red.

dem wirklichen Dichter im Augenblicke der schaffenden Begeisterung fast stets die Fähigkeit der Selbstbeobachtung verloren geht und er sich demzufolge oft selbst das größte Räthsel ist, andererseits unsere modernen Improvisationen in der Regel mehr Erzeugnisse einer verstandesmäßig zusammensetzenden Rhetorik oder technischen Virtuosität als einer echt poetisch schaffenden Phantasie sind. Diejenigen Dichtungen aber welche einst lebendig von den Lippen der Sänger flossen und unmittelbar von Herz zu Herzen drangen, besitzen wir nur noch in geschriebenen Ueberlieferungen, zum Theil in nicht mehr ursprünglicher, sondern vielfach modificirter, bald entstellter und verwahrloster, bald künstlich verarbeiteter und gefeilter Form: das einst lebendige Wort, des Innern frisch quellende Offenbarung ist für uns zum geheimnißvollen Mythos, zum undurchdringlichen Mysterium geworden, und wir stehen vor den Räthseln dieser Schöpfungen fast rathloser und lösungsunfähiger als vor den Erzeugnissen der modernen Poesie, weil sie gewissermaßen das Geheimniß der natürlichen und künstlerischen, der elementarischen und individuellen Schöpfungsweise, das Dunkel der generatio aequivoca und der persönlichen Zeugung in sich vereinigen.

Ist hieraus einerseits der Eifer zu erklären, mit dem sich die Wissenschaft in unermüdlichen Forschungen der Aufhellung dieses Dunkels hingibt und nicht abläßt, der Art und Weise, wie die von den Indern, Persern, Griechen, Germanen u. s. w. uns überlieferten großen und kleinen Volksdichtungen entstanden sein mögen, historisch und kritisch nachzuspüren, so wird daraus andererseits auch begreiflich, warum wir gerade an diesen Dichtungen ein gesteigertes, sich stets erneuendes und frisch erhaltendes Interesse nehmen und einen Genuß an ihnen finden, wie ihn die Kunstdichtungen der Jetztzeit, selbst wenn sie an poetischem Werth jenen Gedichten gleich oder überlegen sein sollten, nur sehr ausnahmsweise zu erwecken vermögen. Nicht der poetische Werth allein nämlich ist es was jenen Effect erzeugt, sondern es wirkt dabei in starkem Maße das ihnen aufgedrückte Gepräge einer wunderbaren, uns verlorengegangenen, gleichsam urweltlichen Entstehung mit; bei manchen aber gesellt sich hierzu noch das neue Wunder daß ihre Entstehung in eine uns gar nicht so fernliegende Zeit fällt, ja ihr Werde- und Entwickelungsproceß bis in unsere jetzigen Zeiten hinreicht, sodaß wir den Act einer allmälig zustandekommenden Epopöenschöpfung, gegen dessen Annahme sich die Wissenschaft noch jetzt hier und da sträubt, selbst mit erleben und wenigstens in einem Theil seines Verlaufs verfolgen können.

Dies gilt namentlich von den hier unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Volksliedern der Serben; denn diese sind seit kurzem unter den Händen gelehrter Sammler, sichtender Kritiker, poetisch begabter Ordner und nachdichtender Uebersetzer in ein Stadium der Entwickelung und Gestaltung getreten, ähnlich jenem in welchem einst die Homerischen Gesänge aus vereinzelten, unzusammenhängenden Rhapsodien nach und nach in wohlgegliederte, einheitliche Heldengedichte verwandelt wurden. Allerdings stellt sich Das was in dieser Hinsicht für die serbischen Volkslieder bisjetzt geschehen ist und uns in den oben angeführten Zusammenstellungen und Uebertragungen hier zur Betrachtung vorliegt, eben nur als ein erster Anfang, als ein Versuch dar; aber doch ist, wenn wir die uns hier gebotenen Bearbeitungen mit den ältern von Fräulein Jakob (Talvj), Eugen Wessely, P. von Götze, W. Gerhard und dem Engländer Bowring vergleichen, ein wesentlicher Fortschritt in der Anordnung und Zusammenstellung nicht zu verkennen; denn während in diesen die einzelnen Gedichte noch völlig unzusammenhängend und in buntem Durcheinander erscheinen oder höchstens nach ihrem lyrischen oder epischen Charakter gesondert sind, finden wir hier die epischen bereits nach verschiedenen Sagenstoffen geordnet, ja in Nr. 1 dieser Sammlungen, in „Lazar der Serbencar" von Kapper, ist sogar eine solche Aneinanderreihung und Verbindung aller der auf den genannten Helden bezüglichen Gesänge versucht, welche den Eindruck eines zwar lose verknüpften, aber doch aus einem Kerne hervorkeimenden, um ein Centrum sich bewegenden und nach einem Ziele hinstrebenden Ganzen hervorbringt. Dieser Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt des Gedichts ist eben kein anderer als der vom Titel genannte Held Lazar, der letzte Car (sprich Zar) des großen, selbständigen Serbenreichs, welches sich seit etwa 1120 von dem schwachen byzantinischen Kaiserthum losgerissen und namentlich unter seinem Caren Stephan Duschan (1336 — 68) aus der Dynastie der Nemanja, welchen die dankbare Erinnerung Silni den Starken nennt, durch Unterwerfung Bosniens, Bulgariens, Albaniens und eines Theils von Macedonien eine solche Macht und Ausdehnung gewonnen hatte daß es als ein Reich von jugendlicher, heldenthümlicher Kraft an die Stelle des absterbenden Griechenreichs zu treten und die Vor- und Schutzmauer gegen den immer weiter vordringenden Strom der siegreichen Türkenscharen zu werden versprach. Leider aber erfüllte sich diese Hoffnung nicht. Nach Stephan Duschan's Tode entstanden bereits Zwistigkeiten im Innern, indem die mächtige Familie der Merlawtschewitsche und namentlich Wukaschin, der vom sterbenden Duschan selbst zum Regenten und Vormund seines unmündigen Sohnes Urosch eingesetzt war, selbst die Herrschaft über die einzelnen Theile des Serbenreichs an sich rissen. Infolge dieses innern Unfriedens gelang es den Türken ihre Eroberungen immer weiter auszudehnen; als aber Urosch durch Marko, Wukaschin's uneigennützigen Heldensohn, auf kurze Zeit selbst zur Herrschaft gelangte, war auch er, dem Wukaschin geflissentlich eine verweichlichende Erziehung hatte ertheilen lassen, nicht im Stande dem Reiche die alte Kraft wieder zu geben und ward überdies bald nach seiner Vermählung mit Helene, der Tochter des griechischen Kaisers, erschlagen. Auch Wukaschin selbst fiel bald darauf im Kampfe gegen die Türken, und nun ward Lazar, von dunkler Herkunft, der Sage nach ein Sohn

Stephan Duschan's und einer Wila, zum Caren erhoben. Aber so siegreich er auch anfangs die Türken bekämpfte und so heroenartig er mit seinen Helden später den Kampf erneuerte und dem Kreuze den Sieg über den Halbmond zu erringen suchte, in der großen Schlacht auf dem Amselfelde bei Kossowo, am 15. Juni 1389, erlag er, von einem seiner Großen verrathen, der Uebermacht Murad's, und mit ihm ging auch das kaum erblühte Serbenreich, nachdem ein Theil desselben noch eine kurze Zeit ein Schattenleben von Selbständigkeit gefristet hatte, wieder zugrunde und hat auch bis in die neuesten Zeiten hinein, die uns im Kampf der Montenegriner ein neues Bild der alten Kämpfe gewähren, zu keiner vollen Unabhängigkeit und selbständigen Machtentfaltung wieder gelangen können, obwol seit dem Frieden von Adrianopel (1829) die Bande durch welche Serbien an die Pforte geknüpft ist nur noch sehr lockere sind und eine fast ganz selbständige Entwickelung im Innern zulassen.

Das Heldenleben und der Heldentod Lazar's und der damit in Verbindung stehende Untergang des jugendlichen Serbenreichs bilden also die historische Unterlage der in vorliegender Sammlung zu einem Ganzen zusammengereihten Volkslieder. Ist schon hierin ein Reichthum von poetischen Elementen, die für eine epische Dichtung mit tragischer Färbung im höchsten Grade günstig sind, nicht zu verkennen, so darf es uns nicht wundern, wenn die Sage und der poetische Sinn des Volks daraus den Stoff zu einer großen Masse von Liedern entlehnt haben, die schon einzeln von tief poetischer Wirkung sind, zweckmäßig zusammengereiht aber dem Besten und Großartigsten was uns die Zeit an nationalen Heldengedichten überliefert hat, sich vergleichen dürfen. Da ich mit der ganzen Masse der bisjetzt gesammelten serbischen Dichtungen nicht hinlänglich vertraut bin, sie auch nicht im Original zu lesen vermag, so kann ich nicht darüber urtheilen, ob vielleicht der Zusammensteller Lieder die zur Ausfüllung dieser oder jener sich noch fühlbarmachenden Lücke geeignet sein würden, übersehen oder unbenutzt gelassen hat, noch auch, ob er vielleicht umgekehrt, um einen bessern Zusammenhang zu erzielen und die einzelnen Thatsachen tiefer zu motiviren, zu dem Echtnationalen etwas von seiner eigenen Erfindung hinzugethan hat. Betrachte ich jedoch das Gebotene rein an und für sich, so muß ich die Anordnung im Ganzen und Allgemeinen eine recht glückliche und von einem richtigen poetischen Gefühle und compositorischen Takt geleitete nennen, obschon mir einerseits einige Gedichte, namentlich das erste des zweiten Buchs: „Eine Warnung", das zweite des fünften Buchs: „Mara", und das fünfte des sechsten Buchs: „Car Lazar's letzter Trinkspruch", an sich allerdings gerade sehr schön und tief bedeutsam, im Einzelnen Spuren einer modernen Anschauungs- und Darstellungsweise zu verrathen scheinen, andererseits den mittlern Partien der Composition der Vorwurf zu machen ist daß hier der Hauptheld Lazar gar zu lange und gar zu weit in den Hintergrund gedrängt und dadurch dem Gedichte auf eine zeitlang der Halt- und Schwerpunkt entzogen wird. Desto schöner und den strengsten Gesetzen der Kunst entsprechend ist der Anfang und der Schluß der Dichtung, indem uns jener sofort mit der Herkunft, dem ersten romantischen Auftreten, der Liebe, den ersten jugendlichen Heldenthaten im Kriege gegen Macedonien und der Vermählung Lazar's, sowie auch mit seiner aus den Schicksalsbüchern gelesenen Bestimmung zum Serbencar bekannt macht, dieser aber in wahrhaft großartiger Weise seinen christlich-frommen Heldensinn, seinen letzten Genuß des heiligen Abendmahls, seinen Auszug, seinen letzten Trinkspruch und endlich seinen tragischen Untergang auf dem Amselfelde von Kossowo darstellt. Die einzelnen Rhapsodien, aus denen die Dichtung besteht und von denen fast jede, wie Perlen auf einem Faden, ein für sich verständliches und in sich schön gegliedertes und abgerundetes Ganzes ausmacht, sind trotz ihrer Verschiedenartigkeit und Mannichfaltigkeit im Einzelnen doch im Ganzen von einem und demselben Grundtypus und fast ohne Ausnahme von gleicher Schönheit in Stoff und Darstellung, sodaß es ungerecht wäre eins als vorzugsweise schön aus den andern hervorzuheben. Nur also um eine Probe von der gemeinsamen Schönheit aller zu geben, theile ich hier aus dem ersten Buche „Milizza und die Morgensonne" mit und schicke blos die Bemerkung voran daß im vorangehenden Gedicht der junge Lazar den Caren Duschan bittet, ihn mit in den Krieg nach Macedonien ziehen zu lassen, damit er sich hier auszeichne und sich würdig mache, um die geliebte Milizza, Tochter des Helden Bogdan, zu werben. Der Car umgürtet ihn hierauf mit dem eigenen Heldenschwerte und verspricht selbst für ihn zu werben; Lazar aber

> schaut noch in Gedanken
> Lang' im Strom die Wellen abwärts wanken.
> Hinzieh'n alle vor Milizza's Schwelle,
> Mitzieh'n möcht' er selber gleich zur Stelle,
> Mitzieh'n und das Schwert in Freude schwingen:
> „Das wär' mein! — werd' ich auch dich erringen?"

Hierauf beginnt

Milizza und die Morgensonne.

Früh des Morgens in der Morgensonne
Schlingt empor ein zweites Nelkenblümlein,
Schlingt empor sich zu des Thurmes Höhen.
Weiß wie Schnee ist's, frisch auf's Feld gefallen,
Schlank und zart und zierlich goldbeblättert.

Was empor sich schlingt zur Thurmeshöhe,
Ist kein Blümlein, ist kein Nelkenblümlein,
Ist Milizza, Bogdan's schöne Tochter.
Früh des Morgens, eh' der Morgen dämmert,
Eilt sie nach des Thurmes hoher Zinne,
Eilt hinan, ins ferne Land zu schauen.

Also spricht sie dort zur Morgensonne:
„Morgensonne, weiße Morgensonne,
Ei, wie ist es wunderbar und seltsam!
Täglich kommst du, kommst dieselben Wege,
Steigst empor zur steilen Himmelshöhe,
Schaust umher, als suchtest du Vieltheures,
Steigst hinab erst, wenn es dunkel worden —
Morgensonne, wirst du deß nicht müde?"

Spricht darauf die gold'ne Morgensonne:
„Schön Milizza, zartes Nelkenblümlein,
Du auch kommst dieselben Wege täglich,
Steigst empor zur steilen Thurmeszinne,
Siehst umher mit schlafentwöhnten Augen,
Spähst hinaus nach Macedoniens Seite,
Wo zwei Heere steh'n im wilden Streite,
Eins entbrannt, das and're zu besiegen,
Spähst hinaus, als suchtest du Vieltheures,
Steigst hinab erst, wenn es dunkel worden,
Und wirst dennoch, dennoch deß nicht müde —
Schön Milizza, ist nicht das auch seltsam?“ —

Spricht Milizza wieder d'rauf zur Sonne:
„Lenktest einmal du von deinem Pfade,
Lenktest seitwärts nach der Heeresstraße,
Wo die Krieger zieh'n nach Macedonien,
Lenktest seitwärts nach der weißen Eb'ne,
Wo die Heere steh'n im wilden Zweikampf,
Wo der Staub am dichtsten hüllt die Reiter,
Wo gewaltig, wie am Schlachtfeld nirgend,
An die blanken Schilder schlägt die Keule:
Dort erspähst du einen jungen Krieger,
Gestern noch des Caren treuer Diener,
Heute schon ein Held im Heer des Caren!
Sähst ihn dort von Feindesmacht umrungen,
Wie er schwingt das Schwert von allen Seiten,
Wie er ficht, ein Einz'ger gegen Tausend,
Wie er kämpft, ein Held unter den Helden!
Morgensonne, gold'ne Morgensonne,
Würdest bald die and're Welt vergessen,
Würdest scheinen nur in Macedonien,
Scheinen wollen nur über dem Schlachtfeld!
Lieben würdest du den jungen Helden,
Alle Strahlen, deine gold'nen Strahlen
Würdest du als gold'ne Lanzen senden,
Lanzen nach den Herzen seiner Gegner;
Würdest kämpfen an des Helden Seite,
Würdest tödten seine bösen Feinde,
Würdest ihm den Sieg erringen helfen!“

Da es hört im nahen Wald die Wila,
Wie Milizza spricht zur Morgensonne,
Wie sie Hülfe gern für den Geliebten
Von der gold'nen Morgensonn' erbäte:
Läßt zur Stunde sie sich also hören:
„Bitte nicht um Hülf' die Morgensonne,
Bitte nicht um Hülf' auf Erden Jemand!
Trefflich schlägt sich Lazar mit den Feinden,
Und des Beistands ist er nicht bedürftig!
Braucht' er Hülfe, wisse, schön Milizza,
Nicht an Waldesquellen säß' die Wila,
Ihrem Bruder stünd' sie bei im Kampfe!“

Aus diesem Gedichte wird man zugleich das charakteristische Gepräge, die poetische Diction und den Wohllaut der Uebersetzung erkennen, die wie die Composition der einzelnen Rhapsodien zu einem Ganzen davon Zeugniß ablegt daß wir die Arbeit eines wirklich dichterisch und künstlerisch begabten Mannes vor uns haben. Nur hier und da sind uns Härten, z. B. die Elision des auslautenden e vor Consonanten, die Ekthlipsis des i in „morg'gen“ 2c., und noch seltener gezwungene Wendungen oder befremdende Ausdrücke, z. B. „hiebt“ für „haut“, vorgekommen. Mehr Anstoß dürfte es erregen daß sich der Uebersetzer zuweilen erlaubt hat Reime einzumischen, z. B. in dem oben mitgetheilten Schlusse des zweiten Gedichts, da doch nach den bisherigen Uebersetzungen und Kapper's eigenen Mittheilungen zu schließen der Reim den serbischen Volksliedern, selbst den lyrischen, völlig fremd ist oder sich hier und da nur zufällig eingeschlichen hat. Dies raubt der Uebersetzung in den betreffenden Stellen nicht nur das einfache, nationale Gepräge und den schlichten epischen Charakter, sondern hat auch noch die Wirkung daß sich die gereimten und nicht gereimten Stellen gegenseitig in ihrem Effect beeinträchtigen, da die reimlosen Verse unmittelbar nach gereimten dem verwöhnten Ohr leicht klanglos und hölzern, diese aber, wenn sie willkürlich nach jenen eintreten, als ein leeres Geklingel erscheinen. Mit richtigem Takt hat übrigens der Uebersetzer den Reim nur sehr selten und größtentheils nur in den lyrischen Partien eintreten lassen; es steht aber zu wünschen daß sich der Verfasser für eine etwa erfolgende dritte Auflage die Mühe nicht verdrießen lasse, ihn ganz und gar zu verbannen und sich überhaupt, soweit es für das deutsche Ohr genießbar ist, möglichst eng an das Original anzuschließen; auch wäre es gewiß dankbar aufzunehmen, wenn er sich in der Einleitung oder in beigefügten Anmerkungen näher darüber aussprechen wollte, was er etwa behufs einer bessern Verknüpfung der überlieferten Rhapsodien aus sich selbst hat hinzuthun oder an dem Ueberlieferten hat umarbeiten müssen: denn daß er hierzu da und dort genöthigt gewesen ist, scheint schon daraus hervorzugehen daß einzelne Gesänge bei ihm eine in manchem Betracht andere Fassung als bei den andern Uebersetzern erhalten haben.

Stellt sich die eben besprochene Dichtung, wenn wir die Nationalgesänge der Serben überhaupt mit denen der Hellenen vergleichen, gleichsam als die serbische „Ilias“ dar, weil, wie in dieser der Fall Hektor's, der letzten Stütze des troischen Reichs, so in jener der Untergang Lazar's, des letzten Repräsentanten der serbischen Herrschaft, den End- und Zielpunkt der ganzen Dichtung ausmacht, in beiden also das tragische Erliegen und Verenden eines Heldengeschlechts poetisch verherrlicht wird: so läßt sich hingegen die zweite der oben verzeichneten Sammlungen, „Marko Kraljevits“, serbische Heldensage von J. N. Vogl, in gewissem Betracht als die serbische „Odyssee“ ansehen: denn wie diese ihrem Hauptinhalte nach in einer Erzählung und Schilderung einzelner Abenteuer und Wunderthaten besteht, die sich an einen den tragischen Hauptkampf überlebenden Helden, den vielgewandten Odysseus, knüpfen, so erscheint auch die von Vogl zusammengestellte serbische Heldensage als eine Sammlung einzelner Heroismen und wunderbarer Ereignisse aus dem Leben eines gewaltigen Helden, des Marko Kraljevits, der zwar, weil in türkischer Gefangenschaft, die Niederlage bei Kossowo und den Zerfall des Serbenreichs nicht hatte abwenden können, aber, sein Gefängniß durchbrechend, noch lange als ein Schrecken der Türken fortlebte, ja der selbst im Dienste des Sultans vermöge seiner unüberwindlichen Riesenstärke mehr den Herrn und Tyrannen als den Unterthan desselben spielte und so wenigstens den serbischen Namen, selbst nach dem Unter-

ganze der serbischen Macht, noch lange in Achtung und Ansehen erhielt. Wenn ich aber um dieses Inhalts willen die Vogl'sche Sammlung mit der „Odyssee" verglichen habe, so muß ich zur Abwehrung eines etwaigen Misverständnisses hinzufügen daß sie von Seiten ihrer Form und namentlich ihrer künstlerischen Verarbeitung zu einem zusammenhängenden Ganzen auf diesen Namen durchaus noch keinen Anspruch hat: denn ihre Einheit besteht eben nur darin daß sich alle hier zusammengestellten Volkslieder auf die Person des Marko beziehen; im Uebrigen haben die einzelnen Gesänge so gut wie gar keine Beziehung zueinander, es ist mit Ausnahme des Umstandes daß die auf den Tod des Helden bezüglichen Gedichte naturgemäß ihre Stelle am Ende gefunden haben, selbst keine chronologische Reihenfolge noch sonst eine Anordnung, die eine Entwickelung, einen Fortschritt in sich schlösse, darin zu entdecken, und die Sammlung ist daher noch keine wirkliche Dichtung, ja noch nicht einmal der Versuch, der Anlauf zu einer solchen, sondern sie enthält dazu nur das zum großen Theil schon von Talvj gesammelte und ähnlich zusammengestellte Material, und es muß erst noch der poetische Geist eines Amphion darüber kommen, nach dessen Melodien und Harmonien sich die bisjetzt nur einzeln bearbeiteten und nach dem Stoff zusammengeschichteten Bausteine und Werkstücke zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammenfügen. Abgesehen hiervon, also jedes Gedicht rein für sich betrachtet, ist der Inhalt dieser Sammlung sowie der des entsprechenden Abschnitts in der neu erschienenen Talvj'schen Sammlung dem der vorigen vollkommen ebenbürtig, ja das eigentliche Heldenthum, die hervorragende Größe und Gewalt des Individuums, die Ursprünglichkeit, Naivetät und derbe Naturwüchsigkeit eines heroischen, ja fast dämonischen Charakters tritt uns hier in noch weit imposantern Zügen und markigern Bildern entgegen, und wie der Stoff, so trägt auch die Behandlung desselben im Ganzen ein noch einfacheres, ureigenthümliches Gepräge, es ist Allem der Stempel der Unmittelbarkeit aufgedrückt, und man fühlt sich zu der Annahme berechtigt daß gerade die Markosagen, obschon sie sich größtentheils auf Ereignisse nach dem Fall Lazar's beziehen, zuerst von den Sängern für ihre Dichtungen ergriffen und mithin die auf sie bezüglichen Lieder die ersten, unmittelbar das Heldenleben selbst wiederhallenden Ausbrüche der serbischen Poesie gewesen sind, alle übrigen aber, in der Geschichte und Sage theils rückwärts, theils vorwärts greifend, sich erst nach dem Urtypus dieser gebildet haben. Natürlich sind mit dieser ihrer Ursprünglichkeit, wie einerseits glänzende poetische Lichtseiten, so andererseits auch manche anstoßerregende Schattenseiten, namentlich hier und da Züge der Ungebundenheit, einer eigensinnigen, trotzigen Willkür, ja selbst der Roheit verbunden, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn der alternde Goethe, dem bekanntlich die Sitte und Mäßigung über Alles ging, trotzdem daß gerade er mit als einer der Ersten den hohen poetischen Werth der serbischen Volkslieder erkannt und zu ihrer Verbreitung beigetragen hat, den Marko einen absoluten monstrosen Helden nennt, kurz gebunden, wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs anmuthen möge. Allerdings hat gerade das Gedicht, welches Goethe zu diesem Urtheil veranlaßt hat, „Marko Kraljevits und des Mohrenkönigs Tochter", worin Marko seiner Mutter gesteht, wie er sich einst schwer an Gott versündigt und dem Mohrenmädchen, welches ihn aus dem Kerker befreite, aus Grauen vor ihrem schwarzen Leibe und ihren weißen Zähnen das Haupt vom Rumpfe getrennt habe, etwas für unser Gefühl höchst Empörendes, und wir stimmen Goethe vollkommen bei, wenn er meint, schwerlich werde er durch die Kirchen und Klöster, die er hierauf reuig stifte, die Gottheit und unsere Gemüther zu versöhnen im Stande sein. Aber ein Charakterzug wie dieser kommt auch sonst nicht weiter in der ganzen Sammlung vor und wird durch viele andere, worin Marko umgekehrt als der Rächer der Unbill, als der Schützer der Unschuld, als der Hort des Rechts, als der Vertheidiger des Glaubens, kurz als ein echter Held erscheint, reichlich aufgewogen, und inmitten seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Herzensgüte, seiner Großmuth, seiner Freundestreue und anderer Tugenden scheint jener Zug mehr der unwillkürliche Ausbruch eines dämonischen, momentan ihn durchzuckenden Grauens vor einer unnatürlichen Verbindung mit dem Häßlichen und Unchristlichen, als die That des Undanks und der Gefühllosigkeit zu sein, und wir finden uns bei seiner Reue eher geneigt ihn deswegen zu beklagen als zu verdammen. Das Gegenstück hierzu bildet gewissermaßen das Gedicht „Marko und Rosanda", worin sich der dämonische Ausbruch seines Zorns nicht wie hier gegen die Häßlichkeit des Leibes, sondern strafend und vernichtend gegen die auf äußere Schönheit trotzende Häßlichkeit des Herzens wendet, wobei er freilich so kurzen Proceß macht daß manche unserer übermüthigen Schönen bei dem bloßen Gedanken an ein solches Strafgericht ein ernstliches Grauen empfinden mag. Ueberhaupt ist Marko kein Held in Glacéhandschuhen, kein Jung-Walther, kein Löwe des „Sommernachtstraum", der, um die Damen nicht zu erschrecken, das Gesicht Schnock's des Schreiners durch seinen Rachen gucken läßt; aber dessenungeachtet haben die Damen nicht Ursache sich vor ihm zu fürchten, und wenn sie sich nicht scheuen, Das was zuerst eine Damenhand in die deutsche Literatur einführte, jetzt neu zusammengestellt theils aus ihr, theils aus einer Männerhand anzunehmen, dürfen wir ihnen versprechen daß sie diese Lieder nicht blos von den derben Charakterzügen eines markigen Heldenthums, sondern auch, wie Goethe selbst sagt, von den leisesten menschlichen Empfindungen durchflochten finden werden. Als eine von denjenigen Empfindungen die uns am meisten für ihn gewinnen, ist hier seine Liebe und Ehrfurcht für seine Mutter Eufrosina hervorzuheben, der er mit gehorsamem Sinne und rücksichtsvoller Selbstüberwindung nicht selten das Verlangen seines eigenen Herzens, namentlich die Bethätigung seines Heldenzorns zum Opfer bringt. Als

ein Beispiel hiervon und außerdem als ein Beweis des Humors, mit dem er zugleich einerseits der Bitte seiner Mutter, andererseits dem ihm inwohnenden Bedürfniß, ein Rächer des erlittenen Frevels zu werden, Genüge leistet, kann sein Verfahren gegen die drei Türkenherren gelten, die ihn in Begleitung von 30 Janitscharen bei der Feier des Festtags seines Namensheiligen stören, ihn verhöhnen daß er hierbei den Bischöfen und Helden ehrfurchtsvoll selbst den Wein kredenzt, gewaltsam die Pforte zertrümmern und den Pförtner mit 36 guten Keulenschlägen mishandeln, bis dieser sich genöthigt sieht dem Marko davon Meldung zu machen. Hierauf nämlich verlief die Geschichte folgendermaßen:

Als der Marko dieses hat vernommen,
Nahm er seinen Säbel, nahm die Keule,
Schwur darauf den Gästen, die versammelt:
„Höret mich, ihr meine lieben Gäste,
Also wahr es ist, daß mich geboren
Diese meine königliche Mutter,
Kann ich auch jetzt nicht die Veste Prilip
Schmücken mit Basiliken und Rosen,
Aber schmücken will ich euch die Veste
Noch zur Stunde mit den Türkenköpfen."

Sprach des Marko Mutter, Eufrosina:
„Thue dieses nicht, mein starker Marko!
Du, den ich ernährt mit diesen Brüsten,
Nimmer tödten soll beim ew'gen Gotte
Dich die Schmerzensstunde deiner Mutter,
Nicht vergieße Blut am heut'gen Tage,
An dem Feste deines Namensheil'gen.
Jedem, der sich heute naht dem Schlosse,
Reiche dar zu essen, wenn er hung'rig,
Reiche dar zu trinken, wenn er durstig,
Um der Seele deiner Aeltern willen,
Um das Wohl Jeliza's und des deinen!"

War gehorsam Marko seiner Mutter,
Legte hin den Säbel und die Keule.
Kamen in das Schloß herein die Türken,
Setzten an den Tisch sich nach der Reihe.
Sprach der Marko da zu seinem Diener:
„Eile, Woistin, bring' Wein den Gästen,
Bis zu arg es machen uns die Kecken!' —
Glauben da die Türken, daß der Marko
Nicht verstünde ihres Landes Sprache,
Doch gewohnt hat Marko bei dem Kaiser
In dem türk'schen Schamu, über'm Meere.
Sieben Jahre speiste ihn der Kaiser,
Konnt' er d'rum die Sprache auch, als hätte
Eine Türkin ihn zur Welt geboren.
Und in ihrer Sprache sagte Marko:
„Trinket euch nun satt von meinem Weine,
Aber zahlt ein Schmerzensgeld dem Diener.
Wollt ihr aber dieses nicht entrichten,
So erhebet euch von euern Sitzen,
Daß ich euch dafür zurückbezahle,
Was gegeben ihr dem Diener Marko's,
Einen Schlag nun jedem von euch Türken
Hier mit dieser sechsgezackten Keule."
Mehr Gewicht doch hatte keine Keule,
Als des Marko sechsgezackte Keule,
Wiegt an siebzig Oca kaltes Eisen,
Wiegt an zwanzig Oca weißes Silber
Und sechs Oca noch an gutem Golde,
Wiegt zusammen sechsundneunzig Oca.
Spricht der Marko wieder zu den Türken:
„Ihr erkennt es doch, daß ihr's verdienet,
Weil ihr aufgebrochen mir die Pforte,
Und gezählt auf meines Dieners Rücken
Sechsunddreißig gute Keulenschläge?"
Ueberkam die Türken allzusammen
Nach der Reihe da ein kaltes Fieber,
So erschreckte sie des Marko Keule.
Zog da jeder von den Janitscharen
Aus der Tasche zwanzig Golddukaten,
Dreißig jeder von den Türkenherren,
Gaben die Dukaten hin dem Marko,
Um die Sache endlich zu beenden.
Doch kein Ende nehmen wollt' die Sache,
Viel des Weins getrunken hatte Marko,
Mochte gerne Händel mit den Türken.
„Trinket euch nur satt an meinem Weine,
Aber auch die Dienerin beschenket,
Keine Sklavin ist jedoch Jeliza,
Und beschmuzet hat sie sich die Seide,
Als sie aufgetragen euch die Speisen."
Sehr beschwerlich fiel dies Wort den Türken,
Fand geleert schon mancher seine Taschen,
Borgte Einer hier und da vom Andern.
Zog d'rauf jeder von den Janitscharen
Aus der Tasche noch zehn Golddukaten,
Zwanzig jeder von den Türkenherren,
Gaben die Dukaten dann dem Marko.
Ging mit Singen da hinaus der Marko,
Ging zu Eufrosina, seiner Mutter:
„Eufrosina, meine alte Mutter,
Nicht die Schätze nahm ich von den Türken,
Weil ich etwa ihrer selbst bedürfte,
Sondern nahm die Schätze nur von ihnen,
Daß davon man singe und erzähle,
Wie behandelt Marko hat die Türken."
Gingen weinend fort darauf die Türken,
Sagten unter sich in ihrer Sprache:
„Möge jeden Türken Gott erschlagen,
Der zu einem Giaur geht zu Gaste,
Wenn des Heil'gen Namensfest er feiert.
Was bezahlt wir heute für die Mahlzeit,
Reichte auf ein Jahr hin für uns Alle."

Da sich die meisten und gewichtvollsten der auf Marko bezüglichen Gedichte bereits in Talvj's Sammlung befinden, der wir noch eine besondere Besprechung widmen werden: so sehen wir hier von weitern Mittheilungen aus der Vogl'schen Sammlung ab und gehen unmittelbar zu Nr. 3 und Nr. 4 der vorliegenden Sammlungen: „Gusle", serbische Nationallieder von L. A. Frankl, und „Die Gesänge der Serben", von Siegfried Kapper, über, die insofern etwas Gemeinsames haben, als sie sich nicht blos auf eine Mittheilung epischer Gedichte beschränken, sondern daneben auch eine reichhaltige Auswahl aus dem Schatz der lyrischen Volkspoesie der Serben liefern, jedoch mit dem Unterschiede daß die aus zwei Theilen bestehende Sammlung von Kapper eine sowol im epischen wie im lyrischen Gebiet weit umfangreichere und gehaltvollere als die von Frankl ist und vermöge ihrer Vollständigkeit innerhalb des sie begrenzenden Gebiets neben der poetischen zugleich eine literarische Bedeutung in Anspruch zu nehmen vermag, während sich „Gusle" nur als eine Art Blumenlese, als eine Mittheilung einzelner Proben darstellt.

Was zunächst die epischen Gedichte beider Samm-

kungen betrifft, so stimmen sie darin überein daß sie sämmtlich einem etwas spätern Sagenkreise als die Gesänge von Lazar und Marko angehören und auch selbst wol etwas spätern Ursprungs, also Nachbildungen oder vielmehr naturgemäß sich machende Fortpflanzungen jener sein mögen, sodaß sie sich, wie jene mit den Rhapsodien der „Ilias" und „Odyssee", nicht unpassend mit den Dichtungen der nachhomerischen Epiker, der sogenannten Cykliker, vergleichen lassen. Im Allgemeinen sind diese Gedichte fast sämmtlich von elegischer oder tragischer Färbung und tragen rücksichtlich der in ihnen behandelten Stoffe in Vergleich mit den Lazar- und Markoliedern schon einen wesentlich andern Charakter. Während jene vorzugsweise die im Kampf für Gott und Vaterland, für Gut und Blut, für Recht und Ruhm sich bethätigende Manneskraft verherrlichen, werden in diesen mehr Liebesabenteuer, Familienzwiste, Freundschaftsverhältnisse, Züge aus dem Räuberleben rc. besungen, die Poesie zieht sich von der großen Welt mehr in die kleine, aus dem Gebiet der Offentlichkeit und Aeußerlichkeit mehr in die Gemächer oder Verstecke des Privat- und Gemüthslebens zurück, an die Stelle des Heroismus tritt die Romantik, die Gestalten die uns hier begegnen sind weniger reckenhaft, halbgottartig, dämonisch, aber dafür menschlicher, innerlich bewegter, von feinerm Zuschnitt und unserer modernen Denk- und Auffassungsweise um ein gut Theil nähergerückt. Und demgemäß ist auch der Stil, die Darstellung dieser Gedichte nicht mehr so großartig, so einfach, so imposant, oft schon gesucht und manierirt; aber dafür in mancher Beziehung reicher an einzelnen Bildern und Gedanken, überraschender durch kühne Wendungen und Uebergänge, von einem klarern Bewußtsein, einer tiefer eingehenden Reflexion durchdrungen, überhaupt kunst- und sinnvoll angelegt; kurz sie stehen zu den ältern Dichtungen etwa in demselben Verhältniß wie sich in der Entwickelungsgeschichte des griechischen Drama die Sophokleischen und namentlich die Euripideischen Tragödien den Aeschyleischen gegenüber verhalten oder wie sich in unserer mittelalterlichen Poesie die Dichtungen eines Gottfried von Strasburg den „Nibelungen" oder der „Gudrun" gegenüber darstellen, nur daß sie keine umfangreichern complicirten Kunstwerke, sondern immer nur kürzere, improvisirte, unter sich unverbundene Rhapsodien sind.

In Frankl's „Gusle" werden uns solcher „Heldenlieder" nur acht geboten, die unter sich durchaus in keinem weder stofflichen noch sonstigen Zusammenhage stehen. Das schönste unter ihnen, das sich übrigens auch bei Kapper findet, ist unstreitig „Militsch, der Fahnenträger", eine zwar höchst einfache, jeder Spannung, jeder Verwickelung ermangelnde, aber durch echt poetische Ausmalung der Situationen tiefergreifende Geschichte. Militsch will sich vermählen, kann aber weit und breit kein ihm genügendes Mädchen finden. Endlich macht ihn ein Freund auf eins aufmerksam:

Von der sagen Wunder sich die Leute:
Schlanken Leibes, die Gestalt voll Hoheit,
Ihre Haare sind 'ne Seidensträhne,
Ihre Augen helle Edelsteine,
Ihre Brauen Blutegel vom Meere,
Ihre Wangen sind zwei rothe Röslein,
Ihre Zähne sind zwei Perlenschnüre
Und ihr Mund ein süßes Zuckerbüchslein.
Wenn sie spricht, ist's wie die Taube girret,
Wenn sie lacht, als ob sie Perlen säte,
Wenn sie blickt, gleich einem grauen Falken,
Wenn sie wandelt, ists wie Gang der Pfauin. *)

Da beschließt Militsch um sie zu werben und reist mit glänzendem Hochzeitszuge nach dem Hofe ihres Vaters, der ihn und seine Werbung freundlich aufnimmt.

Als der vierte Morgen angebrochen,
Zwei der Brüder führen vor die Schwester.
Welch ein Mädchen ist sie, Ljeposlawa!
Durch den Schleier glänzet noch ihr Antlitz,
Und geblendet sind die Hochzeitgäste,
Blicken nieder zu der schwarzen Erde,
Ob dem schönen Mädchen ganz verwundert.
Und es sprach der Bräutigam des Mädchens:
„Schwiegermutter! Mutter meines Mädchens!
Hast du sie aus Gold gegossen, oder
Hast du sie aus Silber dir geschmiedet,
Oder gar der Sonne sie entwendet,
Oder gab sie Gott von deinem Herzen?"

Da erzählt ihm die Mutter weinend daß sie solcher Mädchen neun besessen, aber keine nach ihrer Vermählung jemals wieder gesehen habe; denn sie seien von verschrieenem Stamme, es durchbohre ein Pfeil sie auf dem Wege. Dennoch steht Militsch nicht von ihr ab und reist reich beschenkt und geleitet mit ihr seiner Heimat zu. Unterwegs aber verlangt sie plötzlich vom Pferde genommen und in den grünen Wasen gelegt zu werden, denn Kopfschmerz habe sie wüthend überkommen und verhaßt sei ihr die helle Sonne und die schwarze Erde lieb geworden. Da läßt man die Hochzeitlieder verstummen, die Instrumente schweigen, lehnt die Fahnen an die Tannen, läßt sie nieder in den grünen Wasen, läßt sie nieder und sie — entläßt die Seele. Da weinen alle Gäste bittere Thränen, doch am meisten weint der Fahnenträger. Darauf

versammeln sich die schmucken Gäste,
Zimmern einen Sarg ihr mit den Säbeln,
Graben ihr das Grab mit ihrer Streitaxt
Und begraben dann das schöne Mädchen,
Gegen Ost, der Sonne hellen Aufgang.
Streu'n Dukaten auf sie und Piaster,
Ob dem Kopfe leiten sie ein Wasser,

*) Diese Stelle ist von Kapper, der dieses Gedicht unter den Liedern „Aus der Familie" mit aufführt, folgendermaßen übersetzt:

Wunder spricht die Welt von dieser Schönheit!
Schlanken Baues sei sie, hohen Wuchses,
Seid'ne Flechten seien ihre Haare,
Ihre Augen Edelsteine kostbar,
Ihre Brauen Eglein aus dem Meere,
Ihre Wangen roth erglühte Röslein,
Ihre Zähne Reihen zwei von Perlen,
Ihre Lippen süße Zuckerbüchslein.
Wenn sie spricht, soll's sein wie Taubengirren,
Wenn sie lacht, ob zarte Perlen rollten,
Wenn sie schaut, als ob ein Falke sähe,
Wenn sie geht, als wie des Pfaues Schreiten.

Bauen um die Quelle Ruhebänke,
Pflanzen Rosen hin von beiden Seiten.
Wer da müd' ist, möge sich erholen,
Wer da jung ist, schmücke sich mit Blumen,
Wer da durstig, möge Wasser trinken,
Für die Seele dieses schönen Mädchens.
Wieder klagt der Fahnenträger Militsch:
„Schwarz Gebirge! sei du ihr nicht schrecklich,
Sei nicht schwer dem Mädchen, schwarze Erde.
Schlanke Tanne, strecke breit die Aeste,
Mache Schatten meinem lieben Bräutchen,
Weck' sie nicht zu früh auf, Vogel Kukuk,
Ruhig soll sie in der Erde ruhen.

Darauf eilt Militsch voraus zu seiner Mutter. Diese erblickt ihn schon von weitem und eilt ihm entgegen und fragt ihn:

„O mein Kind, mein Militsch, Fahnenträger!
Wo denn sind die Gäste, wo das Mädchen?
Führst du zu mir eine Stellvertret'rin,
Welche mich des Morgens wird vertreten,
Scheuern mir den Hof und Wasser bringen
Und mir ordnen wird die schönen Stühle?"

Da erwidert ihr Militsch:

„O du Alte, meine liebe Mutter!
Gäste kommen wol, doch ohne Mädchen.
Ach geblieben ist die Stellvertret'rin
Nicht in meinem, nicht in deinem Hofe,
Nicht bei meiner, nicht bei ihrer Mutter.
Eile schnell zum weißen Hofe, Mutter!
Und bereite mir ein weiches Bette,
Weder lang noch breit sehr, liebe Mutter!
Denn ich werde dir nicht krank sein lange."
Von der Mutter Augen fließen Thränen,
Weheklagend kehrt sie um zum Hofe
Und bereitet schnell ein weiches Bette,
Weder allzu breit noch allzu lange.
Alsdann kam der Fahnenträger Militsch,
Niederläßt er sich auf's weiche Bette,
Läßt sich nieder und verhaucht die Seele.
Bis die schmucken Hochzeitgäste kamen,
Bis dahin lag Militsch todt schon lange.

Die Hochzeitgäste begraben nun auch ihn. Die Mutter aber geht in ihren Rebengarten, schneidet ihr Haar ab und bindet damit die Reben, Thränen weint sie und begießt den Weinstock, leise klagend daß Der welcher ihn mit Sorgfalt gepflanzt habe nie wieder Reben von ihm pflücken werde. Dann wieder blickt sie auf zur Sonne und ruft:

„Wohl mir, wohl mir, bis zu meinem Gotte!
Von der Jagd schon kommt mein Sohn, der Mutter,
Bringt der Mutter mit verschied'ne Beute!"

Ein ander mal schaut sie in die aufgehende Sonne und ruft:

„Wohl mir! Kommt da meine Schwiegertochter,
Von der Quelle kühles Wasser bringend,
Will vertreten mich, die schwache Alte!"

Doch es kommt weder der Sohn noch die Tochter, auch keine Nachricht.

Nur die Mutter weheklagt voll Jammer,
Wie ein Kukuk klagt die Unglücksel'ge;
Doch melodisch, wie die Schwalben, klagen
Wird sie bis zu ihren letzten Tagen.

Von ergreifender Wirkung ist auch die „Heirath des Paul Pletikossa", wo sich eine Braut über der Leiche ihres von Räubern erschlagenen Bräutigams selbst den Dolch in die Brust stößt und dadurch den Räuber um seine Beute bringt; ebenso „Mujo und Alija" und „Milan-Beg und Dragutin-Beg", in denen beiden die das Gewissen quälenden Folgen eines verübten Brudermords geschildert werden, auch „Der Pilger von Risano und Limun, der Kaufmann", eine schon complicirtere, mit ethischem Bewußtsein entworfene Geschichte, in der die Rache für eine erlittene Gewaltthat dargestellt wird. Die übrigen Gedichte sind von geringerer Bedeutung und namentlich das letzte und längste: „Theodor von Zara", obwol nicht ohne einzelne schöne Stellen, den Raum welchen es einnimmt kaum werth; denn es leidet an einer unausstehlichen Breite und äußerer Ueberladung bei innerer Dürftigkeit, und von den epischen Wiederholungen, welche in den ältern Gedichten, mit Maß und richtigem Gefühl angewandt, einen so wohlthuenden Eindruck machen, ist hier bis ins Unerträgliche Gebrauch gemacht worden.

Von beiweitem größerm Reichthum ist, wie bereits erwähnt, die Kapper'sche Sammlung, die sich außerdem noch dadurch vor jener auszeichnet daß sie sich offenbar auf ein gründlicheres Studium der Originale stützt und mit kritischem, sichtendem und ordnendem Geiste angelegt ist. Sie enthält gegen 50 epische Dichtungen, von denen der Uebersetzer alle die welche sich auf einen und denselben Helden beziehen in eine Gruppe zusammengestellt hat, um so ein möglichst klares Bild davon zu geben, wie er im Gedächtnisse des Volks fortlebt. Demgemäß erhalten wir nacheinander folgende Gruppen: 1) „Die Jakschitsche", 2) „Janko der Cataraner und sein Sohn Stojan Jankowitsch", 3) „Starina Nowak und seine Söhne", 4) „Zehn Haiducken", 5) „Iwo der Zengger" und 6) „Von verschiedenen Kämpen und Kämpfen." Obschon natürlich nicht alle diese Gedichte von gleicher Schönheit sind, so ist es doch sehr schwer und mislich eins vor dem andern hervorzuheben, da jedes derselben seine eigenthümlichen Reize besitzt, von welchen die einen diesen, die andern jenen in höherm Grade ansprechen. Als die Hauptthemata welche in allen derselben behandelt werden sind zu bezeichnen ein mal der Triumph des Christenthums über den Islam, freilich nicht mehr im Gebiete der äußern Macht und Herrschaft, aber doch noch im Bereiche des innern Lebens und der persönlichen Bezüge, nicht durch siegreiche Kriegsthaten oder Heldenkämpfe, sondern durch unbezwingbare Ausdauer und Glaubenstreue sogar den verlockendsten Verführungsversuchen und den haarsträubendsten Schreckmitteln gegenüber; sodann die Romantik der Liebe, die namentlich in den zahlreichen Entführungen der Türkenmädchen durch Christen oder der Christenmädchen durch Türken, in dem Ueberfallen heimkehrender Hochzeitszüge und den sich daran knüpfenden Abenteuern, in den Bestrafungen treuloser Frauen u. s. w. eine unerschöpfliche Quelle zu immer neuen, zum Theil schon sehr interessant verschlungenen Liebesgeschichten findet; und endlich die Reize und

Schrecken, die Leiden und Freuden des Räuber- und Haiduckenlebens, das sich infolge des die Christen bedrängenden türkischen Uebermuths in großartiger Weise ausgebildet hatte und lange Zeit hindurch die Sphäre war, in welcher sich das serbische Heldenthum durch verwegene Thaten seinen Herrschern und Unterdrückern noch furchtbar zu machen wußte.

Das erste dieser drei Themata klingt besonders in der Gruppe der „Jakschitsche" wieder, und hier ist es vorzugsweise das Lied von „Jakschitsch Stjepan", welches die christliche Glaubenstreue in ihrer Ausdauer gegen alle Verführung und Gefahr auf das glänzendste verherrlicht. Als nämlich der im Titel bezeichnete Held dieses Gedichts bei einer plötzlichen Einnahme der Veste Belgrad in die Gefangenschaft des türkischen Veziers geräth, tödtet ihn dieser, von seiner Schönheit gerührt, nicht, sondern führt ihn dem Sultan zu, und auch dieser wird so von ihm hingerissen daß er ihn zum mächtigsten seiner Veziere machen, ihm seine eigene Tochter zur Frau geben, ihn wie seinen eigenen Sohn halten will, wenn sich derselbe entschlösse den Islam anzunehmen. Stjepan aber erwidert dem Sultan:

„Türkensultan, du das Haupt der Welten!
Nimmer, Sultan, möcht' ich Türke werden,
Nie entsagen meinem heil'gen Kreuze,
Nie verleugnen Christi schönen Glauben,
So du auch auf deinen Thron mich setztest
Und mir gäbest aller Welten Schätze!
Sterben lieber möcht' ich meinem Glauben!"

Da will der Sultan im Zorn ihn sogleich vom Henker tödten lassen, aber der Vezier bittet für ihn und verspricht ihn bald zum Glaubenswechsel zu bekehren. Er hält ihn ein ganzes Jahr lang bei sich und behandelt ihn auf das liebste und beste und wiederholt dann sein Ansinnen unter den glänzendsten Versprechungen auf der einen und der Todesandrohung auf der andern Seite. Aber Stjepan bleibt abermals fest und erklärt:

„Gerne meinen Kopf will ich verlieren
Für das Kreuz und für die Mutter Gottes,
Für die Satzung, die mir gab mein Christus,
Nimmer aber werd' ich euch ein Türke."

Er soll nun durch das Beil des Henkers fallen, aber das Glück steht ihm wiederum zur Seite, indem ihn sich der Pascha von Pasar vom Vezier erbittet, um auch seinerseits sein Heil an ihm zu versuchen. Dieser aber schlägt einen andern Weg ein. Er läßt ihn in den hintersten von 12 Kerkern im untern Söller werfen, wohin weder Mond- noch Sonnenschein dringt und ihn hier schmachten ein ganzes Jahr lang. Dann aber schickt er seine Tochter Haikuna, die für den Helden sogleich bei seinem ersten Anblick in Liebe entbrannt ist, zu ihm mit einem Fläschchen, „drin der Duft ist aller Bergesblumen" und dessen Wasser die Kraft besitzt, Denjenigen der es trinkt oder sich damit wäscht seines Glaubens überdrüssig zu machen, und verlangt von ihr ihn durch dieses zur Annahme des Islam zu bewegen. Er ist hingerissen von der Schönheit Haikuna's, merkt aber doch die List und läßt das Fläschchen zur Erde fallen und zersplittern daß das Wasser ihm Nichts schaden kann. Da bittet sie ihn Türke zu werden und sie wolle dann sein treues Lieb sein; er aber läßt sich auch hierdurch nicht verführen noch auch verleiten nur ihre Wange zu küssen; denn

„Nimmermehr gestatten kann's die Satzung,
Daß ein Kjaur ein Türkenmädchen küsse!
Aufthun müßte sich der blaue Himmel,
Steine aus dem Himmel müßten fallen
Und die Steine mich und dich erschlagen."

Da erbietet sich Haikuna, wenn er verspreche, sie zu seiner Hausfrau machen zu wollen, selbst ihren Glauben zu wechseln, Christin zu werden und mit ihm zu entfliehen; und nun erst leistet er seinen Gefühlen und ihren Reizen nicht länger Widerstand, gibt das Versprechen, flieht mit ihr, nachdem ihn Haikuna noch reich mit Schätzen beladen, nach Belgrad zurück, läßt sogleich zwölf Mönche holen, die Haikuna taufen und segnen müssen und führt sie dann heim als vielgeliebte Hausfrau.

Unter den Gesängen welche Liebesabenteuer behandeln verdient neben andern besonders das zweite Gedicht der zweiten Abtheilung: „Wie Stojan Jankowitsch die schöne Slatia erwirbt", hervorgehoben zu werden, indem es einige Züge enthält die an die griechische Sage vom Herakles erinnern und zugleich als ein interessanter Beitrag zu den orientalischen Entführungsgeschichten sich darstellt. Ganz besonders reich aber an neuen und überraschenden Mittheilungen sind die dem Räuber- und Haiduckenleben entnommenen Lieder, z. B.: „Wie Grujo verkauft wird", „Wie Nowak das Land von Mehmed dem Mohren befreit", und das diesem ähnliche: „Wie Grujo seiner Bundesschwester Ikonia beisteht"; und nicht minder die vom kleinen Radoija. Die Lieder von Grujo zeichnen sich hauptsächlich durch ihren heitern, komischen Charakter aus, indem sie erzählen, ein mal, wie er sich auf dem Markte als Sklave an eine reiche türkische Witwe verkaufen läßt, Nachts das Lager mit ihr theilt und dann Morgens, reichlich von ihr ausgestattet und mit Schätzen überladen, vorgeblich auf die Jagd geht, in Wahrheit aber wieder in den Wald zu seinen Genossen zurückkehrt; ein ander mal, wie er einen türkischen Pascha, der von einem serbischen Knesen verlangt hat ihn nebst 30 Helden zu beherbergen und für jeden von ihnen eine Kammer mit einem schönen Mädchen, darunter auch Ikonia, des Knesen Tochter, für ihn selbst bereit zu halten, für diesen Uebermuth dadurch bestraft daß er, der sehr schön geschildert wird, nebst 30 andern jungen Haiducken sich in Mädchenkleider steckt, und, als jeder von ihnen mit dem ihm zugefallenen Helden das Lager bestiegen, der Verwunderung derselben über den merkwürdigen Körperbau ihrer Liebchen durch den kurzen Proceß einer allgemeinen Abschlachtung ein bluthochzeitliches Ende macht. Diese Komik, die in sittlicher Beziehung überhaupt nicht sehr scrupulös ist, steigert sich in dem Gesange „Von Grujo's treuloser Lieben" bis zu einem haarsträubenden, barbarischen Humor, wofern es noch Humor genannt werden kann, wenn das grauenvolle und doch von zar-

ten Zügen durchschlungene Ende des Gedichts, worin die Bestrafung der treulosen Maximia geschildert wird, also lautet:

Grujo geht zurück ins Waldgebirge
Und zu seiner alten Lagerstätte,
Schlägt dort auf die seidenen Gezelte,
Fragt sodann die schöne Maximia:
„Maximia, treuloses Geblüte!
Willst als Kerze du mir lieber leuchten,
Oder willst das Schwert du lieber küssen?"

Spricht darauf die junge Maximia:
„Kann, o Grujo, dir das Schwert nicht küssen,
Denn befleckt von Manchem ist das Schwert dir;
Will dir denn als Kerze lieber leuchten,
Leucht' ich Arme mir auch nicht zu Bette!"

D'rauf erhebt sich Nowakowitsch Grujo,
Nimmt sein Lieb an ihrer weißen Rechten,
Nimmt ihr ab die seidenen Gewänder,
Nimmt das gold'ne Halsband ihr vom Halse,
Führt sie hin an eine wüste Stelle,
Uebertüncht mit purem Wachs und Theer sie,
Dann mit Schwefel und mit raschem Pulver,
Hüllt sie dann in weiche Baumwollhüllen,
Uebergießt sie noch mit feur'gem Branntwein,
Gräbt sie bis zum Gürtel in den Boden,
Zündet ihr das Haar an über'm Haupte,
Sitzt dann nieder, kühlen Wein zu trinken,
Und sein Lieb, das leuchtet ihm als Kerze.

Abgebrannt bis zu den schwarzen Augen,
Spricht also die schöne Maximia:
„O Gebieter, Nowakowitsch Iwo!
Dauern dich nicht meine braunen Haare,
Die so oft die Hände dir umwunden,
Hab' dann Mitleid mit den schwarzen Augen,
Mit den Augen, die so oft du küßtest!"
Abgebrannt bis an das weiße Antlitz,
Spricht also die schöne Maximia:
„O Gebieter, Nowakowitsch Iwo!
Dauern dich nicht meine schwarzen Augen,
Hab' dann Mitleid mit dem weißen Antlitz!
Wie mein Antlitz gibt's im Land kein zweites,
Viel des Guts verschwendete dein Vater,
Werbend, Grujo, dir dies weiße Antlitz!"
Grujo aber gibt ihr dies zur Antwort:
„Maximia, treuloses Geblüte,
Wahrheit ist's und gut weiß ich es selber,
Deinem Antlitz sei im Land kein gleiches,
Und daß viel des Guts mein Vater hingab,
Werbend um dein Antlitz, Maximia!
Besser aber seh' ich es verbrennen,
Als daß es den Türken mich verrathe!"

Da die Flamme schon dem Busen nahet,
Weinet laut das kleine Knäblein Stefan:
„O mein Vater, Nowakowitsch Grujo!
Sieh', es brennen meiner Mutter Brüste,
Brennen, die mich einst genährt, o Vater,
Die herangesäugt mich auf die Beine!"

Schmerzvoll rührt es Nowakowitsch Grujo,
Da er sieht das Knäblein Stefan weinen,
Und ihm selbst entquillen bitt're Thränen.
Tritt denn hin und löscht die rothen Flammen
Und bestattet was noch blieb zur Erde.

Wenn wir uns nun zu den lyrischen Gaben der beiden Sammlungen wenden, so finden wir in der von Frankl nur eine sehr kleine und nicht gerade das Beste vom Besten bietende Auswahl; und unter Dem was sie sonst noch enthält verdient nur noch die eigenthümliche Legende „Djakon Stefan und die beiden Engel" und eine Reihe von serbischen Sprüchwörtern hervorgehoben zu werden, z. B.: „Der Weingarten bedarf keines Gebets, sondern der Haue"; „Wer weise schweigt, spricht schön"; „Heirathe mit den Ohren, nicht mit den Augen"; „Besser versteht es der Papst und der Bauer als der Papst allein"; „Besser einen Tag der Hahn sein, denn einen Monat die Henne"; „Gott zahlt nicht jeden Samstag"; „Zwei mal nur ist der Mensch fröhlich: wenn er heirathet und wenn er sein Weib begräbt"; „Manchem schwimmt das Blei, Manchem geht auch das Stroh unter"; „Gott hat wollene Füße, aber eiserne Hände"; „Zwei Fische werden an einem Feuer gebraten und einer glaubt es dem andern nicht" u. m. a.

Von einem ganz außerordentlichen Reichthum dagegen ist auch in lyrischer Beziehung die Sammlung von Siegfried Kapper, die allein nahezu an hundert, in zwei Reigen vertheilte „Frauenlieder" und außerdem Gesänge „Aus der Familie", eine reiche Zusammenstellung von „Liebesgeschichten", „Legenden", „Gesänge der Blinden" und endlich „Trauergesänge und Tischgesänge", von denen die letztern eigentlich Tischsprüche oder Tischreden sind, enthält. Da wir voraussetzen dürfen daß gerade die Frauen- und Liebeslieder der Serben mit ihrem bald leichtsinnig-tändelnden, bald tiefergreifenden, bald gefühlvoll-innigen, bald witzig-sinnigen, bald jungfräulich-zarten, bald männlich-derben Charakter bereits aus den Mittheilungen der Talvj sowie aus den Empfehlungen Goethe's, Grimm's u. A. ihrem allgemeinen Wesen nach hinlänglich bekannt sind, so sehen wir hier von einer allgemeinen Charakteristik derselben ab und beschränken uns darauf, nur noch auf einzelne, die uns mitten im glänzenden Blumenflor durch Lieblichkeit oder Eigenthümlichkeit besonders aufgefallen sind, aufmerksam zu machen. Dahin gehören:

Das Mädchen, das schöner will sein als die Sonne.

Trutzt das Mädchen mit der Frühlingssonne:
„Schöner doch als du bin ich, o Sonne,
Schöner als du selbst und als dein Bruder,
Als dein Bruder Mond, der wunderhelle,
Und als deine Schwester Wandelsternlein,
Die da wandelt an des Himmels Wölbung
Wie ein Hirt vor seiner weißen Heerde!"

Gott dem Herrn klagt dies die Frühlingssonne:
„Was, o Gott, beginn' ich mit dem Mädchen?"
Gott der Herr der Sonne d'rauf erwidert:
„Frühlingssonne, Kind, du mein geliebtes,
Bleib mir heiter, wolle dich nicht grämen!
Arg entgelten soll uns dies die Stolze!
Scheine du und bräune ihr die Wangen!
Ich jedoch will bös Geschick ihr senden,
Will ihr geben lauter kleine Schwäger,
Böse Schwieger und noch schlimm're Schwäher —
Reuen wird sie's, daß sie mit dir trutzte!"

Wem am wohlsten ist.

Rühmt die Goldcitrone sich am
Meeresstrand:

„Wohler wol ist Niemand heute
Als wie mir!"
Hört das grüne Aepflein dies am
Aepfelbaum:
„Eitel prahlst du, Goldcitron' am
Meeresstrand!
Wohler wol zur Stund' ist Keinem
Als wie mir!"
Hört die grüne Wiese dies, noch
Ungemäht:
„Eitel prahlst du, grünes Aepflein
An dem Baum!
Wohler wol ist Niemand heute
Als wie mir!"
Hört das junge Mädchen dies noch
Ungeküßt:
„Eitel prahlst du, ungemähtes
Wiesenland!
Wohler wol ist Niemand heute
Als wie mir!"
Hört der junge Knabe dies, noch
Unvermählt:
„Eitel prahlt ihr, eitel heute
Allesammt,
Denn sowol wie mir ist heute
Keinem wol!
Goldcitron' am Meeresstrand, dich
Pflück' ich heut!
Aepflein, grün am Aepfelbaum, dich
Brech' ich heut'!
Ungemähte Blumenwies', dich
Mäh' ich heut!
Ungeküßte junge Maid, dich
Küss' ich heut'!"

Die eitle Eule.

Eule sitzt auf einem Buchenaste,
Adler über ihr im Tannenhorste.
Sehr verschämt zum Adler spricht die Eule:
„Geh' doch, Adler! Winke nicht beständig!
Gar besond'rer Art sind jetzt die Leute,
Sprächen gleich, der Adler liebt die Eule!"
D'rauf jedoch der Adler ihr erwidert:
Fürchte Nichts! Denn dieses weiß ein Jeder,
Daß für Eulen Adler nicht geschaffen!"

Held Mücke und Witwe Fliege.

Mück', der junge Held, ein Rößlein tummelt.
Auf des Meisters Metzger hohem Söller
Sieht auf ihn die Witwe Flieg' hernieder,
Sieht hernieder, redet zu sich selber:
„Guter Gott, welch wunderschöner Recke!
Bäte dieser Recke mich zur Liebsten,
Morgen noch wollt' ich dem Recken folgen!"
Mück', der junge Recke, der dies höret,
Geht zur Stell' und wirbt um Witwe Fliege.
Ihm jedoch zurück die Witwe Fliege:
„War so ernst gemeint nicht, Ritter Mücke!
Beff're warben schon um mich vergebens,
Bremsen — edle Paschas und Kadijas,
Wespen — edle Agas und Hadschias,
Hornissen — vielmächtige Veziere!"

Drei Mädchen, die einen Knaben fangen.

Pflanzten Blumen zart drei junge Mädchen,
Pflanzten Blumen in drei Gartenbeete,
Pflanzten Immortellen in das eine,
Pflanzten in das andere Basilien,
Pflanzten rothe Nelken in das dritte.
Kam daher ein unvermählter Knabe
Und zertrat den Mädchen ihre Blumen.
Da dies aber sah'n die jungen Mädchen,
Flochten sie ein Netz aus Rosenzweigen,
Fingen ein den unvermählten Knaben.
Rief die Eine: „Wollen ihn zerschmelzen!"
Rief die And're: „Wollen ihn zerreißen!"
Rief die Dritte: „Wollen ihn erhängen!"
Doch der Knabe also zu den Mädchen:
„Bin ja Gold nicht und ihr seid nicht Schmiede,
Daß ihr mich, o Mädchen hold, zerschmelzet!
Bin kein Lämmlein und ihr seid nicht Wölfe,
Daß ihr mich, o Mädchen lieb, zerreißet!
Bin ein Held und ihr seid junge Mädchen,
Laßt mich hängen — doch an euern Hals nur!"

Wir hätten nun noch die neue, nach Form und Inhalt umgearbeitete und bereicherte Auflage der Talvj'schen Sammlung, die uns unmittelbar vor Abdruck dieses Artikels zugegangen ist, zu besprechen; da jedoch dieselbe einerseits als die zugleich älteste und jüngste Vertreterin der serbischen Volkspoesie in Deutschland, gewissermaßen als das Alpha und Omega dieses Literaturzweigs, andererseits wegen der Fülle, Mannichfaltigkeit und Auserlesenheit des in ihr enthaltenen Stoffs und durch das ebenso nationale wie poetische Gepräge ihrer Form viel zu bedeutend ist, als daß wir sie hier mit wenigen Worten abthun könnten: so wollen wir uns hier mit einer bloßen Anzeige derselben begnügen, indem wir uns vorbehalten, in einer besondern Besprechung noch ein mal auf sie zurückzukommen.

Außer dem poetischen Inhalt bieten sämmtliche uns hier vorliegende Sammlungen mehr oder minder umfangreiche Einleitungen und erklärende Anmerkungen, unter denen namentlich die der Talvj und von Kapper, in literarischer Beziehung auch die von Frankl durch dankenswerthe Mittheilungen über die historische Grundlage, die Entstehungsweise, die allmälige Entwickelung und den jetzigen Standpunkt der serbischen Volkspoesie, sowie über ihren nationalen, ästhetischen Charakter, über ihren Versbau, über die Art ihres Vortrags und endlich auch über ihre Einführung in die Literatur und ihre Uebertragung in verschiedene Sprachen dem Leser als sehr willkommene Zugaben erscheinen werden. **Adolf Zeising.**

Die neue deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus. Von Heinrich Gelzer. Zwei Theile. Zweite Auflage. Leipzig, Weidmann. 1847—49. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Insofern die wissenschaftliche Theologie unserer Zeit noch nicht zu einer solchen Sicherheit ihrer Basis und ihres Lehrgebäudes gediehen ist daß auf die Frage, welches der Geist des Christenthums sei, eine ganz befriedigende Antwort mit wissenschaftlicher Schärfe hätte gegeben werden können, ist der Standpunkt von welchem der Verfasser die neuere deutsche Nationalliteratur betrachtet lediglich ein subjectiver und zwar innerhalb der

zu Berlin, an dessen Hochschule derselbe mehre Jahre Culturgeschichte lehrte, herrschenden Gläubigkeit oder, wenn man will, vorzugsweise der Standpunkt des paulinischen, auf das Gefühl unsers Sündenelends und Bedürfnisses einer Erlösung durch einen Gottmenschen basirten Christenthums. Deshalb läßt sich zum voraus erwarten, in welchem Licht dem Verfasser von seinem Standpunkt diese neuere Literatur erscheinen muß. Denn deren Entstehen, Erblühen und Erstarken fällt nicht blos der Zeit nach zusammen mit dem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Bereich des deutschen Protestantismus eingetretenen Aufschwung des Forschergeistes und der das ganze Gebiet der Theologie und Philosophie mit neuer ungewohnter Fackel beleuchtenden Kritik, sondern steht mit dieser Periode in natürlichem und organischem Zusammenhange, weil jene Kritik eben die Mutter und Ernährerin des größten Theils unserer modernen classischen Literatur ist.

Vilmar in seinen in mehrfältigen Auflagen verbreiteten „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" hält überhaupt den Standpunkt unsers Verfassers darum für einen verfehlten, weil dieser Dichtung und zeitliche Erscheinung der Person durcheinander zu mengen auf eine Weise versuche, welche den Dichtern, lebten sie noch — es ist von Goethe und Schiller die Rede — ohne Frage gar seltsam erschienen sein würde. Indeß erkennt auch Vilmar die Thatsache an daß eine Differenz zwischen dem Christenthum, und nicht blos dem kirchlichen, und unsern großen Dichtern vorhanden sei, daß Goethe mehr auf dem pantheistischen, die Natur vergötternden, Schiller mehr auf dem rationalistischen, den Menschen vergötternden Standpunkt stehe. Dennoch sucht Vilmar gewissermaßen die Christlichkeit Beider zu retten. Er will einerseits dem biblischen Christenthum nicht zu nahe treten, andererseits unsere Classiker, so gut es gehen mag, vertheidigen. Dieser Versuch, so geistreich und scharfsinnig er sein mag, konnte aber vom hergebrachten Gesichtspunkt des stabilen Christenthums nur halb gelingen und scheint dem Schreiber dieser Zeilen ziemlich gezwungen.

Wenn man auf das Abweichen der beiden genannten und so mancher andern Koryphäen unserer neuern Nationalliteratur von der positiven christlichen Grundlage, deren folgerichtiges Festhalten übrigens jedenfalls zum römischen Katholicismus führt, so großes Gewicht legen zu müssen glaubt, wie dies Vilmar mit unserm Verfasser thut, so möchten folgende Bemerkungen, die übrigens nicht darauf Anspruch machen neu zu sein, zu einer unbefangenen Ansicht und Würdigung dieser ganzen Frage dienlich sein.

Es wäre wahrhaftig seltsam, wenn das Christenthum, die vollkommenste Form in welcher die Religion bisher in der Menschheit sich ausgeprägt hat, obgleich Erzeugniß des religiösen Genius, eine Ausnahme machen würde von den Gesetzen des Verfeinerungs- und Vergeistigungsprocesses, dem wie alle Grundverhältnisse der Menschheit, das intellectuelle, das rechtliche, das ästhetische u. s. w., so auch das religiöse unterworfen ist; wenn allein auf diesem Gebiet statt Entwickelung im Laufe der Jahrtausende ewiger Stillstand auf der einmal vorhandenen historisch-positiven Grundlage, wie man spricht, stattfinden sollte. Es wäre seltsam wenn das Christenthum in seinem geschichtlichen Gang eine Ausnahme machte von dem größern Theil der übrigen Religionen, aus welchen im Verlauf der Zeit gegenüber dem sogenannten historischen Boden oder der traditionnellen Theologie eine Religion der Vernünftigen aufkeimte, die Wurzel und Bedingung einer Reform wie sie der übrigen Cultur entsprach, einer im Vergleich mit derjenigen aus welcher sie stammte wirklich neuen Religion.

Jene positive historische Grundlage, von der aus so viele Verdammungsurtheile gegen Andersdenkende geschleudert werden, wird einmal ebenso antiquirt werden wie es die positive Grundlage des Mosaismus durch das Christenthum wurde. Deswegen aber ändert sich die Religion aus dem Munde und Leben Christi niemals, wie Herder sagt. Im Polytheismus setzte sich mit den Fortschritten der geistigen Bildung diese selbst in Widerspruch mit der Volksreligion, mit deren positiver Grundlage, den Mythen, gleichwie das Christenthum selbst sich im Anfang mit dem starren Judenthume und dessen historischer Grundlage in Opposition setzte. In der Reformation des 16. Jahrhunderts dieselbe Erscheinung. Die positive historische Grundlage ward mit der kirchlichen Autorität durch das Princip des Protestantismus recht eigentlich negirt. Kirchliche Tradition war vor der Schrift vorhanden oder ihr gleichzeitig, und es ist eine Halbheit oder Inconsequenz dieselbe bezüglich ihres historischen und nicht auch des didaktischen Inhalts gelten zu lassen, um auf sie die Echtheit der neutestamentlichen Bücher zu stützen.

Denjenigen phantastischen Geschichtsphilosophen übrigens welche Christum als den Mittel- und Wendepunkt der Weltgeschichte angesehen wissen wollen, was der Messias nach jüdischen Begriffen allerdings sein sollte — vergl. die Ausdrücke αἰὼν οὗτος und αἰὼν δεύτερος — können wir nicht umhin die Bemerkung zu machen daß das Drama der Weltgeschichte nicht von jeher in Europa spielte und auch jetzt nicht allein dort spielt, wo das Christenthum herrscht; daß nicht einmal die Hälfte der Bewohner des Erdkreises dieses bekennt, und daß es, soll es wirklich allgemeine Weltreligion werden, seine bisherige Gestalt unmöglich behalten kann.

Allein es ist ein Kern in der Bibel der die Bürgschaft für seine unvergängliche Geltung insichträgt, der unserm Geschlecht psychologisch und moralisch unentbehrlich ist, von dem des Herrn Wort gilt: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen, ein Kern den weder Goethe noch Schiller angegriffen oder zerstört haben, der durch die neuere, eben doch in der Atmosphäre christlicher Gesittung erwachsene Literatur eher gepflegt und gefördert, neu belebt und neu beseelt als geschädigt und seiner Wirksamkeit beraubt ward und wird.

Kant hat schon vor mehr als 70 Jahren voraus-

gesehen daß eine Zeit kommen werde, wo die Theologie sich in Dem was sie zu lehren habe die Instruction von den Literatoren werde einholen müssen. Und wir finden dies ganz in der Ordnung, finden es in der Natur der Sache gegründet. Sind nicht Gottesoffenbarung und der Triumph der Kunst und Wissenschaft, der Poesie in ihrer Wurzel und in ihrem Wesen Eines? Ist der Gottesgeist, der die Völker erzieht, der in wahrhaft anbetungswürdiger Größe, Schönheit und Kraft mittels der Schätze unserer Nationalliteratur wirksam sich erzeigt hat und uns segnet, ein anderer als der welcher jene Orientalen begeisterte? In Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, eine zweite Bibel des mündigen Theils der Nation, predigen jene unsterblichen Geisteswerke die ewige Gotteswahrheit und können das nicht anders, da sie dem Boden christlicher Cultur entsproßt sind. Daß aber jenes örtliche und zeitliche Gewand, das im Christenthume die ewigen Ideen aller wahren Religion umgibt, jene sogenannte positive historische Grundlage und Form, für ewige Zeiten, für alle Stadien der religiösen Entwickelung maßgebend, für alle Nationalitäten einunddasselbe bleiben würde, eine solche Erwartung ließe sich mit der Erkenntniß des in geheimnißvoller Tiefe schaffenden Geistes der Menschheit, der keinen Stillstand kennt und des Göttlichen Ausfluß ist, nimmer vereinigen. In urkräftiger Wahrheit und Schönheit sprangen sie ans Licht des Tags, jungen Göttern gleich, die Heroen unserer neuen Literatur, ließen das Gewand hinter sich das sie beengte und zeugten in ihrer Weise von dem Licht, je nachdem der Geist es ihnen eingab. Fichte sagt irgendwo:

Auch der Künstler ist ein Diener Gottes in Andacht und Begeisterung, und alle die wahren Meister der Wissenschaft, sowie die Männer der That, die Heroen der Geschichte sind die Hohenpriester des Geistes, die Werkzeuge, um den Willen des Weltgeistes zu vollstrecken.

Konnte man nicht eher das Gegentheil erwarten als daß die großen Geister der Nation in ihrer schöpferischen Begeisterung streng der hergebrachten, besonders zu ihrer Zeit nicht empfehlenswerthen Theologie sich anbequemen würden? Oder thun sie der wahren Religion Abbruch, wenn sie die eigene Begeisterung für alles Edle, Gute und Wahre ihrem Zeitalter und Volk, ja nicht blos ihren Volks- und Zeitgenossen, sondern und noch mehr den nachfolgenden Generationen einhauchen, frisch, frank und frei, unbeirrt durch die orientalische Anschauungsweise des grauesten Alterthums, welche in der Bibel vorherrscht, und durch die Anmaßungen der Theologie, welche bestimmen will, was religiös, was christlich sei, was nicht? Hat nicht auch die Bibel und was die Theologie seit 1800 Jahren Christenthum nannte ohne ihre Schuld laut der Geschichte vielfach dem geistigen und leiblichen Wohl der Menschheit geschadet? Und was Schiller, was Goethe, angeweht vom Geist aus der Höhe, gesungen; was ein Lessing, ein Herder, wuchernd mit dem ihnen anvertrauten Pfunde, uns geschenkt; was, um auch einen Stern zweiter Größe zu nennen, Zschokke in einem Theil seiner Romane oder in andern Schriften *) mit siegender Kraft der Ueberzeugung uns ins Herz gesprochen, das sollte nicht gut, nicht christlich, im Geiste des Nazareners selbst gesprochen sein? Oder wo treten jene Koryphäen unserer Nationalliteratur dessen großen Gedanken und Bestrebungen für das Wohl unsers Geschlechts entgegen? Wo reden sie von dessen Plan und Werk ohne hohe Achtung? Wo stehen sie nicht auf seiner Seite im Weltkampf des Lichtreichs gegen die Finsterniß? Wir möchten fragen: kann überhaupt die Literatur eines christlichen Volks unchristlich, unsittlich sein? Wir sprechen natürlich nicht von Ausnahmen und Auswüchsen, ein Punkt worauf wir später kommen, wenn wir von der Berechtigung des allgemeinen Standpunkts unsers Verfassers reden werden, sofern dieser die Literatur hier aus anderm als dem ästhetischen oder historischen Gesichtspunkt betrachtet.

Wenn der Verfasser das Alles nicht für bedeutend genug hält um unsere neuere Literatur eine christliche nennen zu können, wenn diese ihm vielmehr als überwiegend der Humanitätsreligion dienstbar oder gar ein verfeinertes modernisirtes Heidenthum athmend erscheint, so darf man ihn daran erinnern daß sein biblisches Christenthum mit der historisch-positiven Grundlage, d. i. das Christenthum der dogmatischen Streitigkeiten, lange genug gehegt und gepflegt durch Jahrhunderte, im großen Gang der Weltgeschichte sich noch nicht so allwirksam erwiesen wie man dies erwarten sollte; das Böse, die Lüge, die Hinterlist, der furchtbarste, eingefleischteste Eigennutz steht, was auch die politischen Kämpfe unserer Tage lehren, in aufrechter Gestalt und drohender Haltung, mit guten Waffen versehen den Kämpen des Lichtreichs im Wege, und die Hoffnung nicht für den Sieg, sondern nur für das Nichtunterliegen des letztern schwindet zuweilen dermaßen zusammen daß der Glaube an eine Alles wohlmachende Weltregierung in schwachen Gemüthern erschüttert wird.

Als die Nationalliteratur sich noch wenig von dieser positiven Grundlage entfernte, also nach Gelzer christlicher war, im 15. bis 17. Jahrhundert, lag sie gerade in ästhetischer Beziehung am tiefsten darnieder; nicht nur dies, sondern sie ging Hand in Hand mit dem schrecklichsten Geistesdespotismus und Obscurantismus auf dem Gebiet des Staats und der Kirche. Mancher wurde verbrannt, weil er nicht an den Teufel glaubte, und die Asche so vieler unglücklicher Schlachtopfer christlichen Wahns streute man in die Flüsse oder nach allen vier Himmelsgegenden, um alle Spur Derer zu vertilgen die an dem Christenthum der Theologen gerüttelt. Erst das Aufkommen dieser Humanitätsreligion, über welche Gelzer vom hohen Pferde herab abspricht, an deren Aposteln, einem Herder z. B., dieser Bekehrte mit seinem christlichen Maßstab zu mäkeln sich unterfängt, hat dem

*) Vergl. „Lichtstrahlen, beleuchtend Religion, Christenthum und Welt. Aus H. Zschokke's Werken gesammelt u. s. w.", von G. Rittschlag, Verfasser des „Asyl auf dem Felseneiland, oder nur Christi Christenthum".

Gräuel der Hexenprocesse, dem himmelschreienden Unrecht ein Ende gemacht, womit man um Gottes willen Tausende Unschuldiger, Verirrter, Verblendeter, Verrückter qualvoll mordete. Wahrlich, dieses moderne Heidenthum, diese Religion eines Lessing, Herder, Schiller, Voß, Jean Paul u. s. w., ein Dorn im Auge der herrschenden Christgläubigkeit, hätte nimmer die Bewohner ganzer Districte dem Hungertod und verheerenden Seuchen preisgegeben, im schneidendsten Gegensatz gegen den Spruch des Meisters: „Arme habt ihr allezeit bei euch", und: „Was ihr gethan habt der Geringsten einem von meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan."

Wir wollen den Verfasser, der das paulinische Element so schmerzlich vermißt an unsern großen Nationalliteratoren, bitten zufrieden zu sein daß es doch noch so ist wie es ist; daß nicht das seiner Gläubigkeit entgegengesetzte Extrem, der Atheismus, Raum gewonnen hat in unserer Literatur — mit hervorgerufen durch die übergroße Gläubigkeit und ihre Schattenseiten —, die Gottlosigkeit an der Hand der politischen Freigeisterei. Der Hauptredacteur eines nicht unbedeutenden Organs der Demokratie schrieb einmal an den Verfasser dieser Zeilen unter Anderm: „Ich halte wirklich dafür daß man sich von der Religion befreien muß, und denke nicht in anderm Sinne auf das Volk zu wirken." So viel Ignoranz oder Wahnsinn auch eine solche Sprache verräth, so grenzenlos wäre doch der Jammer, wenn ein Stadium der Entwickelung denkbar wäre, wo dieser Sinn der herrschende würde. Gewiß aber würde ein solches eher durch das Dringen auf exclusive Christlichkeit, so oft verbündet mit politischem Absolutismus, vorbereitet als durch die Religion der allgemeinen Menschenwürde und jenen echtchristlichen Communismus wovon das neue Pharisäerthum Nichts weiß. Da werfen sich die Herren oft in die Brust, üben ein hämisches Spionirsystem mittels geheimer Berichte über ihre Untergebenen, die sie bei dem geringsten sittlichen Fehltritt unbarmherzig vom Brote jagen, aber für die Vergiftung der Sitten durch ein notorisches Sündenleben der Großen, wofern nur der Anstand nicht gar zu grob verletzt wird, sind sie blind und taub. Dem armen Handwerksburschen wird zu Leibe gegangen; das Landvolk, die Elenden und Niedrigen werden bearbeitet von Seiten jener „Innern Mission" und zu bessern gesucht, sie die durch den unchristlichen Sinn der Großen leiblich und sittlich verdorben sind. Aber die Krebsschäden der feinen Gesellschaft mit ihren bösen Exempeln, mit ihrer den Pöbel reizenden und erbitternden Schwelgerei und ihrem Uebermuth tastet man selten an. Dies überläßt man der sogenannten *schlechten* Presse.

Um aber wieder auf unsere Literatur zu kommen, so fragen wir: ist dieselbe, soweit sie der christlichen Weltanschauung gegenüberstehen soll oder wirklich steht, nicht gleichberechtigt als Ergebniß eines neuen geistigen Aufschwungs nach langer Erschlaffung? Und wenn die Nationalliteratur in ihrer höchsten Blüte in Widerspruch käme mit der positiven Grundlage des Volksglaubens, wäre es nicht für diesen selbst das schlimmste Zeichen, der Vorbote einer neuen religiösen Cultur, welcher die bisherige allmälig zu weichen bestimmt wäre? Als die griechische und römische Literatur auf ihrem Höhepunkte stand, als Sokrates neue Götter einführen zu wollen beschuldigt ward und der göttliche Platon lehrte; als der Römer Cicero schrieb, Worte die — ich meine nicht Moral — von jeder christlichen Kanzel erschallen dürften: da ward der positive Boden, wenn auch Millionen noch heilig, mehr und mehr durchlöchert, war die damalige Religionsform bereits im Stadium des Alters angekommen, fand das Judenthum Proselyten in Menge unter den wie man heute sagen würde gebildeten Ständen, und ein guter Boden bereitete sich allmälig für die geistigere Religion des Christs. Ueberliefert ist uns diese in Urkunden, die zugleich als Parteischriften nach innen und nach außen zu betrachten sind, aus der Zeit des Kampfs mit dem in Abnahme begriffenen Religionsprincip und der Gährungen im eigenen Schoose des neuen Glaubens. Diese Urkunden, ehrwürdig und geheiligt durch ihre Geltung seit Jahrhunderten, aber bruchstückartig, vielfach unklar und nicht frei von innern Widersprüchen, enthalten mehr heilige, mit Himmelsgewalt die Herzen rührende Poesie — „Poesie und Religion, beide Zwillingsschwestern", sagt irgendwo Gelzer —, mehr Symbolik als Thatsachen oder doch Beides in unentwirrbarer Mischung. Sie sind voll von Anklängen orientalischer Philosopheme, an deren Erzeugung, wie allbekannt, die üppige Phantasie des Morgenländers überwiegenden Antheil hatte, und boten von je reichen Stoff der Streitexegese und zu Glaubensspaltungen, dermaßen daß der größere Theil der Christenheit, die katholische Kirche, die Unzulänglichkeit jener schriftlichen Quellen für die Erkenntniß der Heilslehre als Glaubensartikel festsetzt. Die große Persönlichkeit des Propheten von Nazareth, des gewaltigen Predigers der Liebe Gottes und des Nächsten, der Menschenwürde, die er im unverdorbenen Gemüth des Kindes erkannte, der Herzensreinheit, welcher er die Seligkeit verkündete, die er des Schauens Gottes für fähig erklärte, erscheint in jenen schriftlichen Ueberresten des Urchristenthums zum Theil umgeben von mythischem Beiwerk, von einem symbolischen Gewand überkleidet, theologisch bald zum Ideal der Menschheit gesteigert, bald zum Abglanz des Weltengeistes, zum Gott erhoben und verklärt und zwar nach den sehr vermenschlichenden Zeitvorstellungen über das höchste Wesen. Vornehmlich ist es der energische und begeisterte Paulus, ernährt und ausgestattet mit jüdischer Gelehrsamkeit, welcher nach des Propheten Hingang die messianische Idee in der Anwendung auf diesen eigenthümlich gestaltete. Wenn Paulus' Anschauungsweise und Beispiel unter Mitwirkung unzähliger providentieller Momente bei Hunderttausenden allmälig Eingang fand, ja sie mit einer Thatkraft, einem Heldenmuth und Märtyrersinn erfüllte, welche die neue Lehre nicht mehr untergehen ließen und der neuen Sekte Zuwachs und Bestand sicherten; so wird sich nach 1800 Jahren die Ansicht rechtfertigen lassen, nicht daß das Christenthum sich überlebt habe, aber daß die Form zu wel-

cher das religiöse Denken und Fühlen einmal sich gestaltet hat für die heutige Welt nicht die ausschließliche und höchste sei; daß eine neue religiöse Cultur nach den ewigen Gesetzen der Entwickelung der Geisterwelt aus dem historisch-positiven Boden des Christenthums, aus dessen alter Form heraus sich zu entfalten begonnen hat, um neben der gegebenen und hergebrachten gleichberechtigt aufzutreten. Hierbei kann man zugeben daß die Massen der christlichen Form religiöser Wahrheit keineswegs entwachsen seien, noch der ausschließlich christlichen Hebel religiösen Lebens entbehren könnten. Wenn freilich als die entscheidenden sittlichen und historischen Grundlagen des Christenthums der Buchstabe der paulinischen Theologie, Christologie und Anthropologie zu betrachten ist, dann ist diese neuere Nationalliteratur vorwiegend unchristlich, mag sie auch in ihren edelsten Repräsentanten den Glauben an das Heilige und Göttliche stützen und fördern, das sittliche Gefühl wecken und schärfen, mag sie auch in neuer Sprache des Geistes ihre Verehrer wie auf Adlerschwingen über das Gemeine und Niedrige, über Raum und Zeit zu dem Ewigen und Unvergänglichen emportragen. Macht der Glaube an das natürliche Verderben des Menschen und an fortdauernde satanische Einflüsse, wovon übrigens der Kinderfreund Jesus Nichts gewußt zu haben scheint; macht der Glaube an die Nothwendigkeit unserer Erlösung durch den Tod eines Gottmenschen, in deren Voraussetzung doch Jesus vor seinem Tode unmöglich die acht Seligkeiten der Bergrede verkünden konnte, und an so manches andere Positive das Charakteristische des Christenthums aus: dann, ja dann sind ein Herder und Schiller unchristlich, mögen sie auch als die höchsten geistigen Güter Glaube, Liebe und Hoffnung und die Liebe als das Höchste unter diesen mit den Feuerzungen ihrer Beredtsamkeit preisen. Wir aber glaubten bisher daß ihre und vieler andern Trefflichen Werke das Reich Gottes auf Erden mächtig fördern müssen, daß seit der Erscheinung dieser Hochbegabten in der deutschen Nation Ideen Wurzel geschlagen haben und in ihr leben und weben, welche das überlieferte oder historisch-positive Christenthum zu reinigen, zu ergänzen, zu vergeistigen und zu erneuern, lebenskräftiger zu machen vermögen. Wir glauben daß der Nazarener nicht Gegner seiner Sache in diesen Koryphäen unserer Literatur, sondern Geistesverwandte und Lichtbringer erkennen würde; der Nazarener, dessen Lehre, hätte er zu anderer Zeit und unter einem andern Volke gewirkt, gewiß nicht eben diese Form würde haben annehmen müssen, in der sie in den Schriften des Neuen Testaments erscheint. Darum wollen wir sie Stützen und Förderer der echten Gottesreligion, nicht Feinde des Christs nennen, dessen Religion wie die ihrige auf den innern Menschenwerth hinarbeitete. Hat nicht z. B. ein Schiller in der trefflichsten seiner Schöpfungen, „Don Carlos", ein Reich der Freiheit und der Wahrheit, ein Reich des Rechts und der Liebe verkündigt, in dem auch der geringste Bürger zur Anerkennung seiner unendlichen unveräußerlichen Menschenwürde gelangen, in dem wir uns Alle als Brüder, als Mitglieder eines Weltstaats umarmen sollten? So entwarf der erhabene Mann das Bild eines Gottesreichs auf Erden, das, wenn auch in Knechtsgestalt verhüllt, von den Geistern der Finsterniß geschmäht, verfolgt, gefesselt und gekreuzigt, doch wenn die Zeit erfüllt ist von den Todten aufersteht und seine Verherrlichung und Verklärung feiert!

Da Gelzer's Werk laut seines Titels als Beitrag zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus anzusehen ist, so gibt uns dies Anlaß zu folgenden Bemerkungen.

Der Protestantismus ist es allerdings, aus welchem diese neuere Literatur herausgewachsen ist; dafür zeugt schon der Umstand daß fast keiner unserer Classiker wenigstens aus der Zeit des verflossenen und zu Anfang dieses Jahrhunderts der katholischen Kirche angehört. Sein Religionsprincip, gegen die Stabilität der einmal aufgekommenen historischen Form auch auf dem höchsten Gebiet, dem des Heiligen, gerichtet und der ruhelosen Forschung, der unablässigen Prüfung zugeneigt — wenngleich fast zwei Jahrhunderte in seinem innersten Lebenstrieb gehemmt durch Umstände die wir hier nicht weiter zu berühren brauchen — war die Bedingung jenes neuen Aufschwungs und Strebens auf dem wissenschaftlichen und literarischen Gebiet, welche das vorige Jahrhundert zu einem der merkwürdigsten in der Culturgeschichte machen. Sein Religionsprincip und kein anderes war Wurzel und Nahrungsmittel jener neuen edeln Geburten und Gestalten, zu welchen das deutsche Volk mit gerechtem Stolz und hoher Ehrfurcht zugleich hinanblickt, deren Wirksamkeit fast auf allen Gebieten des höhern Lebens so kostbare Früchte getragen hat. Seit ihre Werke Gemeingut der Nation geworden sind und es immer mehr werden, ist der Sieg der sittlichen Barbarei, des Despotismus und Glaubenszwangs auf lange Zeit nicht mehr zu fürchten, ist der neuen Religion der praktischen Humanität, des echten Socialismus, welche im Anzug ist, die Bahn gebrochen und die Hoffnung auf eine christliche Politik nach innen und außen, von welcher die neuere Geschichte so wenig Beispiele enthält, begründet. Die Gräuel des Glaubensfanatismus, ärger als die des religiösen Indifferentismus, sind fortan unmöglich; unmöglich die Scheiterhaufen, deren Flammen aus den finstern Zeiten, da die Literatur vom positiv-historischen Boden sich nicht entfernte, zu uns herüberleuchteten. Darum wünschen wir dem Protestantismus Glück und können uns nicht mit einer Anschauungsweise befreunden, wonach der freie Geist der Wissenschaft und Poesie in die Fesseln Einer traditionnellen religiösen Form sich schmiegen sollte, möge diese auch als gut, ehrwürdig, wohlthätig sich bewährt haben.

Mit der religiösen Grundanschauung des Verfassers geht seine Auffassung der politischen Begebenheiten und Zustände seit dem Jahre 1848 genau Hand in Hand. Ihm ist der nationale Aufschwung des deutschen Volks beinahe eine ungemessene Selbstüberhebung, auf welche die verdiente Demüthigung bald gefolgt ist. Er ficht gegen den politisch-nationalen Hochmuthsteufel in einer

Art die man an den Organen der pietistischen Richtung ersten und zweiten Rangs gewohnt ist; „das Auge des Gewissens muß Gerichte Gottes sehen in den Mißständen worin sich seit zwei (!!) Jahren das deutsche Volk befindet, welche Alle miteinander, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Lehrer und Schüler u. s. w. verschuldet haben". Schon ein Jahr vor den märzlichen Ausbrüchen hat der Verfasser einen dämonischen Zug durch die Gegenwart gehen sehen, der die wirklichen und scheinbaren Gebrechen und Wunden unserer Zustände zu einem allgemeinen Brande benutzen möchte. In der Vorrede zum zweiten Bande sagt er:

> Unsere Bildung, unsere Literatur, die uns auf der einen Seite an die Spitze des geistigen Europa stellt, ist auch bis in das innerste Mark durchzogen von Elementen der Zerstörung und Vergiftung, welche zuletzt unsere Nation in ihren hoffnungsvollsten Gliedern mit sittlichem und geistigem Bankrott bedrohen.

Wie es mit der Tiefe der philosophischen Bildung unsers Autors steht, mag sich zum Theil daraus schließen lassen daß er (II, 220) von Kant sagen konnte: das Bild eines wahren Philosophen habe dieser nicht von fern erreicht. Auch theologische Gelehrsamkeit ist nicht seine starke Seite, und daher mögen auch die mancherlei Widersprüche und Inconsequenzen zu erklären sein, in die er mit sich selbst geräth, das Hin- und Herschwanken zwischen Gegensätzen, wie man es bei Leuten von Genie findet welche keinen soliden Grund gelegt haben in den Fächern worüber sie schreiben, oder welche aus ihrer Rolle fallen. Dafür entschädigt er seine Gesinnungsverwandten durch fromme schöne Worte wie folgende:

> Eine Stufenreihe deutscher Männer, alle aus unsern beiden Urquellen, Griechenthum und Christenthum, schöpfend, alle wie nach Einem Urbilde unsers Volks gebildet und nach Einem Muster an dem einen Werke der Menschheit bildend, dessen Plan sie unerkannt einer dem andern zur Weiterführung überliefern bis zum künftigen christlichen Dichter und Denker und Meister, dem Gipfel Aller, dem dann der Herr selbst um seiner Liebe und Treue willen die Hand reicht: das ist der providentielle Plan den der Verfasser seinen Lesern vorhalten will.

Das Kriterium oder der Angelpunkt aber, „um den sich die Benennung christlich oder unchristlich dreht und neben welcher alle andern religiösen Verschiedenheiten doch nur ernste Nebensache sind, ist ihm der Glaube an die geschichtliche Wahrheit des idealen Christus als des Gottmenschen in dem wir die ganze Fülle einer göttlich ungetrübten Erscheinung der Menschheit verehren", und in Verbindung damit der Glaube an das natürliche Verderben aller Menschen, was schon im Eingang dieser Relation angedeutet worden ist; also der Glaube an diejenigen Punkte des biblischen Inhalts, welche den dogmatischen Streitigkeiten 18 Jahrhunderte lang den reichsten Stoff geliefert haben. Hiernach läßt sich auf die Beurtheilung unserer Nationalschriftsteller im Einzelnen von Seiten unsers Verfassers schließen.

Das erste Buch (Uebergangsperiode im 18. Jahrhundert von Haller bis Klopstock) zeigt uns noch im ersten Abschnitt die Literatur unter der Herrschaft religiöser Ideen, d. h. dieselbe suchte ihre Motive in den Lehren des positiven Christenthums. Allein

> alle die Foderungen mit denen der theologische Rationalismus später auf seinem ersten schüchternen Stadium anfing, die Foderungen die nachher die philanthropische Erziehungskunst mit großen Buchstaben auf ihr Panier schrieb, sie werden ganz ohne Arg als geistiges Bedürfniß von dem sonst gar nicht neuerungssüchtigen frommen Gellert empfohlen und vertheidigt. (I, 46.)

Auszüge aus dem „Leben der schwedischen Gräfin" von 1747—48 müssen diese Folgerung begründen. In der „mit sichtbarem Wohlgefallen ausgeführten Charakteristik des alten Steeley", von dem der Verfasser einige piquante Worte anführt, findet derselbe

> Gellert's Auffassung nur noch durch Eine Linie von der nach ihm herrschend gewordenen rationalistischen Moral getrennt, welche den paulinisch-augustinischen Gegensatz von Sünde und Gnade soviel als verwischt und die Seligkeit des Menschen von seiner Rechtschaffenheit und seinem guten Herzen abhängig macht. (S. 48.)

S. 51 meint der Verfasser:

> Eine genauere Bekanntschaft mit Gellert führt leicht zu der Annahme, derselbe habe sich in jener ängstlichen mittlern Stellung des religiösen Reflectirens befunden, wo das Gemüth die sichere heitere Zuversicht des unmittelbaren Besitzes der Wahrheit verloren hat, ohne daß der Geist den Muth findet sich vorläufig von der bisherigen geistigen Autorität zu trennen und auf freie Hand hin auf dem Wege des forschenden Gedankens die verlorene Gewißheit wieder zu suchen, um der Grenzen des wissenschaftlichen und religiösen Wissens inne zu werden.

An Haller, Gellert, Uz, „in welchen die Dichtung auf dem Grund einer positiven religiösen Ueberzeugung entweder lehrend oder strafend auftritt oder als Lied und Ode zum Erhabenen und Gefühlvollen aufstrebt", reiht der Verfasser die Satiriker Liscow, Rabener, Kästner, die mit den Obigen die Grundlage der geltenden Lehre, die Achtung vor dem christlichen Glauben gemein haben. In die Darstellung sind immer Auszüge aus den Werken der betreffenden Schriftsteller verflochten, welche zusammen wol die Hälfte des ganzen Werks ausmachen; eine schätzbare Blumenlese der entscheidendsten auf Religion und Ethik bezüglichen Stellen unserer Literaturheroen. Neben der genannten Richtung fast gleichzeitig geht eine zweite von Hagedorn und Gleim aus, nämlich die naturalistische (zweiter Abschnitt), deren Vertreter „ohne mit Sitte und Kirche offen zu brechen, dem stoischen Princip das epikuräische, dem Spiritualismus den sinnlichen Realismus entgegenstellen und statt wie die Vorigen an Bibel und Christenthum festzuhalten lieber zu Anakreon und Horaz zurückkehrten." So außer den Genannten Gemmingen, Michaelis, Uz, J. G. Jacobi, Gerstenberg, Pfeffel.

Der dritte Abschnitt, welcher überschrieben ist: „Das Erwachen des politischen Bewußtseins in der Literatur", führt uns im ersten und zweiten Capitel einen schwarzweißen, schwarzgelben und selbst schwarz-roth-goldenen Patriotismus vor Augen. Jenen repräsentiren die kaum als Angehörige der naturalistischen Richtung geschilderten Gleim und Jacobi, dann E. Ch. von Kleist, Ramler und Anna Luise Karschin (gest. 1791); von den, wie

der Verfasser sagt, mit Recht vergessenen Versen der Letztern sind jedenfalls immer merkwürdig die an Friedrich den Großen, welcher, belästigt durch ihre Bitten um Versorgung, sie durch ein ironisches Geschenk von 2 Thalern abzuschrecken meinte. Sie lauten (S. 148):

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
D'rum geb' ich es zurück.

Auch an dieser originellen Dichterin, wenn auch von halber Bildung, hat der Verfasser auszusetzen daß z. B. in ihrer „Rede zu Gott über die Kürze der Zeit" wie überall das paulinische Element des Christenthums völlig verwischt und nur das allgemein religiöse, alttestamentliche Mahnen an die Nähe des Todes u. s. w. zu finden sei, und daß sie im Geist eines Spalding die Weisheit und Güte der Vorsehung besinge. Als Dichter des antipreußischen östreichischen Patriotismus wird der Jesuit Denis (gest. 1800), als Sänger des allgemein deutschen der zugleich beiden früher genannten Richtungen der Literatur angehörige Uz bezeichnet. Dieser Uz, welcher der einen Seite seiner dichterischen Thätigkeit gemäß sich unter die Erotiker und Epikuräer reiht, nach einer andern Seite noch wesentlich (S. 61) von den Grundgedanken des christlichen Offenbarungsglaubens bestimmt und geleitet erscheint, theilt mit der ganzen sentimentalen Humanitätsschule den Grundirrthum, „als ob die tiefste Quelle des Kriegs je könnte verschüttet werden, ehe Sünden und Leidenschaft mit der Wurzel aus der Seele der Menschheit gerissen wären!" (S. 162.) Außerdem repräsentirt Uz mit Haller, Gemmingen, Jacobi und Gleim eine weitere Richtung der politischen Poesie, die sich außer dem Enthusiasmus für Friedrich's Siege und für Deutschlands Freiheit und Macht mit dessen innern Verhältnissen, nicht blos mit seiner Stellung gegen das Ausland beschäftigt und gegen politische Beknechtung, absolutistische Willkür, Entartung der Höfe und des Geistes der von diesen ausging, mit großem Nachdruck sich erhob.

Das zweite Buch schildert die gleichzeitige Entwickelung des christlichen und antiken Princips seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Gleichwie im Zeitalter der Kirchenreformation sich gleichzeitig die Wiedererweckung des biblischen und classischen Alterthums vollzog, so geht der Erneuerung des christlichen Princips in der Literatur durch Klopstock, den christlichen Dichter, und Hamann, den christlichen Philosophen (erster Abschnitt), zur Seite die Neubelebung des antiken durch Winckelmann und Lessing (zweiter Abschnitt). Sodann wird im dritten Abschnitt die Verbindung christlicher und antiker Bildung in Herder, endlich im vierten Abschnitt der Rückfall in den Naturalismus durch Wieland und dessen Schule (Blumauer, Alxinger, Trenk, Nicolai, Heinse, Meißner, Thümmel) dargestellt. Was das Einzelne betrifft, so hat die mit besonderer Wärme und sichtbarer Liebe entworfene meisterhafte Schilderung Klopstock's und seiner Dichtung den Referenten außerordentlich befriedigt. Unter dessen Schule versteht der Verfasser die Vorgänger, Freunde und Nachahmer Klopstock's. Dahin rechnet er a) die gleichzeitigen epischen Versuche, z. B. von Bodmer, dem Uebersetzer Milton's („Noah"), von Naumann („Nimrod") und sonderbarerweise Zachariä's (gest. 1777) scherzendes Heldengedicht „Der Renommist". Unter b) den lyrischen Erzeugnissen der Vorgänger und Freunde Klopstock's begegnen wir zuerst der pedantischen Gestalt Gottsched's. (Nur ist aus den mitgetheilten Versen nicht abzusehen, warum derselbe zur Schule Klopstock's in der angegebenen Bedeutung gerechnet wird.) Ferner folgen F. C. von Creutz (Oden und andere Gedichte), der schon genannte Zachariä, der als Lyriker mit Klopstock in der Verherrlichung der ewigen übersinnlichen Natur und Bestimmung des Menschen zusammentrifft; J. A. Schlegel („Geistliche Gesänge" von 1765—72); J. A. Cramer, der bekannte Fortsetzer Bossuet's, welcher übrigens in Opposition gegen die Klopstock'sche Manier mehr den didaktischen Zweck der heiligen Poesie im Auge hatte. Vergl. dessen „Sämmtliche Gedichte" (1782—83). J. A. Ebert, an den eine der schönsten Oden Klopstock's gerichtet ist, verräth in einigen religiösen Gedichten den Einfluß des Letztern, läßt aber wie auch Klamer Eb. C. Schmidt (gest. 1824), von dessen „Gesängen für Christen" mehre sich den besten von Klopstock an die Seite stellen lassen, eher auf eine innere Verwandtschaft mit Hagedorn und Gleim schließen. Mit den c) dramatischen Versuchen Klopstock's verwandt erscheinen außer Gottsched's Trauer- und Lustspielen und Bodmer's biblischen Stücken und politischen Schauspielen namentlich Johann Elias Schlegel's (gest. 1749) Bearbeitungen antiker, dann deutscher und skandinavischer Stoffe; von Cronegk, der wie Gellert und Klopstock an der moralischen Bestimmung der Bühne festhält, und der unter des Meisters Aufmunterung entstandene und von diesem trefflich (?) befundene „Ugolino" von Gerstenberg, bei welchem der Verfasser anmerkt, Klopstock habe also keine Ahnung davon gehabt daß in solchen Machwerken der Gefühlswühlerei ihm das warnende Extrem seiner eigenen Manier entgegentrat.

Den Inhalt des dritten Buchs, mit welchem der zweite Theil anfängt, bildet die Fortentwickelung des religiösen Princips in der deutschen Literatur, und zwar zeigt uns der erste Abschnitt die Durchdringung der geschichtlichen (kirchlichen) mit der beschaulichen (mystischen) Auffassung des Christenthums bei Claudius, Friedrich von Stolberg mit der Fürstin von Galyzin, Stilling, Lavater (mit Zinzendorf und Terstegen). Von dem Zweiten heißt es (S. 39):

Was Lessing von der Zukunft erwartete, suchte er in der Vergangenheit. Lessing blickte sehnsüchtig auf ein künftiges neues Evangelium hin. Stolberg wendete sich zu einer Ueberlieferung die den Anspruch macht einzig den Quell göttlicher Erleuchtung und Belebung unverfälscht fortgeleitet zu haben, und so sind sie Beide, der Eine factisch, der Andere förmlich

von der Gemeinschaft ausgeschieden, in welcher sie sich entwickelt hatten.

In einer Beilage zu diesem Theile sind auch die Urtheile der Zeitgenossen über Stolberg's Uebertritt zum Katholicismus, nämlich von Voß und Gleim, F. H. Jacobi, Lavater und Herder enthalten. Das des Vorletzten ist das sanfteste, man darf sagen christlichste; das Urtheil unsers Verfassers, weil keines Zeitgenossen oder Betheiligten, wol das unparteiischste, richtigste:

> Da Stolberg die Gegensätze, deren Lösung uns Allen auf der Seele liegt, nicht zu vermitteln vermochte, so entfloh er ihnen. An der Versöhnung, der Aufgabe unsers Jahrhunderts verzweifelnd, zerhieb er den Knoten!

Von der Fürstin von Galyzin heißt es (S. 46):

> In ihrer weltlichen, leeren, geistig verlassenen ersten Richtung, wie in ihrer prüfend philosophischen zweiten und zuletzt in ihrer gläubig christlichen sich unterwerfenden Haltung spiegeln sich die Hauptelemente ihrer und unserer Zeit. Wie diese drei großen Zeittendenzen in der Fürstin aufeinander folgten, so sind sie im Großen eine nach der andern in den die Zeit bedingenden Geistern herrschend geworden. Und wie hinwiederum alle drei nacheinander in Einem Herzen sich ausbreiten konnten, so sind sie damals und jetzt auch in der Zeit nebeneinander vorgekommen und streiten noch immer um die Beherrschung der Gegenwart.

In gegenwärtigem Abschnitt begegnen wir auch einer trefflichen Würdigung Lavater's (S. 93 fg.), dessen christologische Anschauungen und Winke, wie der Verfasser glaubt, von der wahren christlichen Philosophie, an der unsere Zeit arbeitet, als unverlierbare Voraussetzungen einer lebensvollern Gotteserkenntniß werden begrüßt werden.

Der zweite Abschnitt stellt die Combination der mystischen Auffassung des Christenthums mit den Resultaten moderner Philosophie und Kritik dar, wie solche bei F. H. Jacobi (Baggesen), Lichtenberg, Hippel, Jean Paul erscheint. Ersterer brachte es nach Gelzer nie zu einer wahren geistigen Ueberwindung des Ungöttlichen in seiner Zeit, ist auch zum geschichtlichen und kirchlichen Christenthum nie in ein ganz zusagendes Verhältniß getreten (S. 130) und

> Jean Paul wandelte mit den meisten seiner berühmten Zeitgenossen auf Einer Bahn, abgewendet von dem Borne, aus welchem die Vorzeit die Nahrung der Seele schöpfte. Die Macht einer rationalistischen ungeschichtlichen Zeitbildung hatte ihn schon in der Jugend manchen Thatsachen und Ideen des Christenthums entfremdet. Der lebendige innere Einfluß jener ewigen Religion ist hingegen in seinem Herzen niemals untergegangen (S. 254).

Wie können denn aber Religionsideen denen der Mensch entfremdet ist Einfluß auf dessen Herz üben und fortwährend behaupten? muß Referent fragen. Gelzer führt selbst die Worte Jean Paul's an (S. 263):

> In allen Reden Christi ist kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich gefallenen Sündern oder gar von der Genugthuung. Es gibt keine andere Offenbarung als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist erst in die Evangelien hineingetragen worden. Die rechte und wahre Gottlehre findest du — — in allen Wissenschaften auf einmal.

Wie konnte bei solchem Unglauben an das natürliche Verderben aller Menschen und den Versöhnungstod eines Gottmenschen Jean Paul ein Christ sein, d. h. den Einfluß der christlichen Religion in seinem Herzen immerwährend spüren? Gelzer schlägt sich mit seinen eigenen Worten; und Christ könnte man also sein, wirklich praktischer Christ, auch ohne jene Fundamentallehren zu bekennen!

Die Verflüchtigung der christlichen Ideen in religiöses Naturgefühl, wovon der dritte Abschnitt handelt, zeigt sich (nach unserm Verfasser) bei Geßner (Chr. E. von Kleist, Maler Müller), den Dichtern des Göttinger Hainbundes, bei Salis (Matthison, Kosegarten, Tiedge).

Die Fortentwickelung des antiken formalen und humanistischen Princips und der moderne Höhepunkt der ästhetischen Cultur in Goethe und Schiller bildet den Gegenstand des vierten Buchs. Ersterer hat aber, wie es scheint, dem Verfasser zu viel Platz (S. 332—458 des zweiten Theils) und Zeit weggenommen, sodaß jenes Buch nicht mit diesem Theile abgeschlossen ist und Schiller erst im letzten (im Laufe des jetzigen Winters auszugebenden) Bande an die Reihe kommen kann, für welchen zunächst die Darstellung der ethischen Ideen in der Literatur der Romantik und der seitherigen Bestrebungen (in Buch 5—7) bestimmt war.

Das Ergebniß seiner Prüfung der Christlichkeit von Goethe spricht aber der Verfasser in Folgendem aus:

> Das also bleibt Thatsache daß Goethe unzweideutig auf Seiten Derer stand welche nicht in einem Individuum, sondern in der Gattung, nicht in Christus sondern in der Menschheit die Offenbarung des göttlichen Lebens verehren.

Dies Urtheil findet er ganz besonders auch in denjenigen Worten des Dichterheros begründet die er S. 369 anführt:

> Wir geben uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hin, und als Söhne Gottes beten wir ihn an in uns selbst und in allen seinen Kindern.

Indem er aber (S. 402) „eine Versöhnung der unreinen und widersprechenden Elemente der Goethe'schen Muse" vermißt, „die unter Anderm in den «Römischen Elegien» und in «Wilhelm Meister's Lehrjahren» u. s. w. uns widerwärtig berühren", klagt er über das Unglück der Literatur daß sie sich theilweise, statt das Göttliche im Menschen zu wecken und zu nähren, zur Verherrlichung des Unwürdigen weggeworfen habe.

> Wer den unberechenbaren Werth und Einfluß einer Nationalliteratur erkannt hat, dem muß vor dem Gedanken grauen daß höhere Geistesbildung und sittlicher Adel je zu Widerspruch werden könnten.

Solche Aeußerungen geben uns den natürlichsten Anlaß schließlich auf die Frage überzugehen: ob und wie weit der ethische und religiöse Maßstab an die Literatur eines Volks überhaupt gelegt werden dürfe und solle.

Daß die Literatur eines Volks der Abdruck, das Bild seines ganzen Lebens ist, daß in ihr seine Bildungsstufe sich darstellt, seine Interessen, sein Streben sich aussprechen, seine ganze Stimmung erkennbar vorliegt, ist eine unbestreitbare Wahrheit. Und zwar gilt dies zu-

nächst und zumeist von der eigentlichen Nationalliteratur. Hängt doch schon der Erfolg, die Wirkung eines Buchs wie die jeder That davon ab, ob die in ihm ausgesprochenen Ideen der allgemeinen Disposition der Zeit entgegenkommen, ob das Erscheinen desselben in den Zuständen der Gesellschaft bedingt ist. In frühern Geschichtsperioden ist jener Abdruck des Volkslebens in seiner Literatur ein unmittelbarer, dem Volke selbst wie unbewußt; in neuerer Zeit erhält er von anderer Seite her seine vollgültige Beweiskraft durch das die Thätigkeit bestimmende Erkennen des Schriftstellers, der sich dem Dienste der die Zeit belebenden Interessen und Ideen weiht oder die letztern zu seinem Dienste verwendet.

Die Frage nach dem Grad des religiösen und ethischen Gehalts der Literatur käme somit im Grund auf die Frage nach dem moralisch-religiösen Zustand des Volks selbst zurück. Und wie in den Individuen, aus denen dasselbe besteht, die ethischen und religiösen Triebe und Ideen nicht in gleicher Stärke und Entwickelung vorhanden sind und unmöglich sein können, so wird sich auch bei den Nationalclassikern eine Verschiedenheit der religiösen Grundanschauung, der Gemüthsrichtung und des sittlichen Strebens und Gehalts ausprägen; denn nicht die religiöse und ethische Individualität des Schriftstellers macht seine Classicität aus, sondern die ästhetische Virtuosität oder die vollkommene Darstellung der Gedanken mittels der Rede. Und alle religiöse und sittliche Größe würde beim Mangel großer Gedanken und künstlerisch schöner Form ihres Ausdrucks Keinen zum Nationalschriftsteller machen. Schon Gerstenberg sagt daher in den „Prosaischen Gedichten“ (1759):

> Diejenigen die einen Dichter einen Heiden schelten, wenn er nicht bei den geheiligten Lehren der Religion stehen bleibt, sondern sich in die anmuthigen Felder der Fabellehre hinüberwagt und Wein und Liebe und Freude singt, diese strengen Männer überlegen nicht immer daß man die Werke der Dichtkunst nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach der Bildung, nach dem Genie beurtheilen müsse, womit sie bearbeitet sind. Die Dichtkunst sucht zu gefallen und zu diesem Entzweck dient ihr ein artiger Scherz.

Zwar kann es Keinem verwehrt sein die einzelnen Schriftsteller darauf anzusehen, ob sie den subjectiven christlichen Standpunkt des Lesers theilen oder ob eine ganze Schule der Schriftsteller (z. B. die Romantiker) den allgemein sittlichen und religiösen oder auch speciell christlichen Grundsätzen huldigt oder nicht. Aber diese Frage hat mit der Classicität Nichts zu schaffen und ist nicht einmal praktisch, außer insoweit als Der welcher den Umgang mit dem Einen nicht lieben kann sich an Andere, seiner Denkungsweise und ganzen Individualität mehr Zusagende halten und, wie dies im persönlichen Umgang gleichfalls geschieht, auch Andere, namentlich das Jugendalter vor ihrem Einfluß zu hüten suchen wird. Die Literatur repräsentirt wie die Gesellschaft alle Typen des menschlichen Charakters, und es kommt nur darauf an ob der herrschende Ton beider unsittlich und irreligiös ist. Daß aber blos die Frommen schreiben oder die Schreibenden alle fromm und sittlich gut seien, wie es dem Verfasser gefiele, ist unmöglich; das war, ist und wird nie bei einem Volk der Fall sein, das der Barbarei entwachsen ist. Nur bei halbbarbarischen Zuständen, wo die Priester zugleich die Literaten sind, ist das Schriftenthum völlig der Volksreligion conform, und da wo Inquisition und Scheiterhaufen die Geistesfreiheit hemmend bedrohen oder der Jesuitismus schon den Kindern als nährende Milch dargereicht wird. Ueberdies kommt hier in Betracht daß bei einzelnen Schriftstellern je nach den verschiedenen Gemüthslagen, Altersstufen und Lebensschicksalen die religiöse und ethische Denkungsweise sich modificirt, wie ja der Verfasser selbst bei Goethe drei Perioden unterscheidet, mit deren letzter er noch am zufriedensten sich äußert. Ferner hat auch der Dichter namentlich seine Personen stets ihrem Charakter getreu sprechen zu lassen, darf sie nicht aus der Rolle fallen lassen, noch seine eigene Meinung denselben blindlings in den Mund legen und muß sich der Natur des Gegenstandes fügen, den er zu besingen sich getrieben fühlt. Sonst verletzt er das höchste Gesetz, das der Wahrheit. Aus diesem Grunde aber läßt sich nicht immer ein sicherer Maßstab für die moralische und religiöse Grundanschauung des Autors finden, wie wir dies insbesondere bei Uz, Gleim, Kleist u. A. bemerken, deren Dichtungen in verschiedene, einander contraire ethische Gebiete streifen, was den Verfasser bei der Classification derselben auf eine die Uebersicht erschwerende Weise zu Wiederholungen veranlaßt.

So ist es auch höchst sonderbar daß man schon z. B. das Schiller'sche Gedicht „Die Götter Griechenlands“ zum Beweis eines völligen Bruchs seines Urhebers mit der christlichen Weltanschauung — was auch Vilmar thut — anführen zu können glaubte. Dem Priester der Wahrheit, dem Denker und Philosophen Schiller war gewiß der Monotheismus des Christenthums theuere Wahrheit, für welche er die griechische Götterlehre nimmermehr im Ernst vertauscht hätte. Allein daß der Reichthum an poetischem Stoff den letztere darbot dem Dichter höher stehen mußte als die vergeistigte Religion des Christenthums, zumal des protestantischen, das ist ebenso natürlich. Was aber solche Werke der classischen Literatur betrifft, in denen eine Verkehrung der allgemeinen Moral oder wirklicher Atheismus herrscht — wohin auch ein großer Theil der Erotiker zu rechnen sein wird — so sind dies Ausnahmen, von denen übrigens das Wort gilt: Dem Reinen ist Alles rein. Auch leben sie trotz der classischen Form selten im Herzen und Andenken des Volks fort. Wie Viele lesen heutzutage noch Wieland! Schiller dagegen wird noch in hundert Jahren allverehrt sein. Derartige Auswüchse sind eine natürliche Erscheinung in der Literatur jedes Volks und begründen keine allgemeine Anklage gegen den Geist derselben. Der Deutsche aber, dem die Ehre und Größe seines Volks theuer und werth ist, darf sich der Anerkennung freuen welche unserer Literatur mehr und mehr von Seiten der Nachbarvölker zutheilwird, und fühlt seine Brust höher

Klopfen bei den Worten des geistvollen Briten, welche der Verfasser mittheilt:

Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte ich nicht noch zu rechter Zeit die Classiker der neuern deutschen Literatur kennengelernt. Hier erst fand ich wieder einen Ausgang aus der geistigen Oede in der ich hungerte, hier erst wieder einen lebendigen Beweis daß die Brunnen des geistigen Lebens noch nicht versiegt sind.

51.

Die Propaganda. Ihr Umfang und ihre Einrichtung.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Ein protestantisches Deutschland ist rechtlich zuerst 1555 im Religionsfrieden anerkannt. Ob ein Land katholisch oder evangelisch sei, hing demnach allein ab von der persönlichen Ueberzeugung seines Herrn. Aber besondere Verträge zwischen Fürst und Landständen stellten allmälig auch für das Land einen confessionnellen, von der Confession des Landesherrn unabhängigen Charakter auf. Im Westfälischen Frieden wurde der Besitzstand des 1. Januar 1624 als der normale festgestellt, mit Ausnahme daß die Restitution der Amnestirten wie Unterpfalz, Würtemberg und andere durch jenen Termin nicht beschränkt werde, und daß für die kaiserlichen Erblande eine Restitution in kirchlicher Beziehung überhaupt nicht geschieht. Das fürstliche Reformationsrecht erhielt eine wesentliche Beschränkung; auch andersgläubige Unterthanen soll der Landesherr dulden, für den Fall daß sie keine Aufregung veranlassen. In Bezug auf die katholische Kirchenregierung hielten die evangelischen Stände den Grundsatz fest daß die Kirchengewalt dem Fürstenthume als solchem gehöre; es wurde festgesetzt daß jede Art geistlicher Regierungsgewalt in den evangelischen Territorien aufgehoben sei; für die katholischen Unterthanen in evangelischen Territorien, daß in dem Maße in welchem während des Jahres 1624 die Bischöfe hier im ungestörten Rechte des Diöcesanrechts gewesen, sie dasselbe behalten sollten, weiter aber keines, wonach es nur katholische Gemeinden in evangelischen Ländern gab die keinen bischöflichen Nexus hatten, wie im ganzen nördlichen Deutschland; für diese Gemeinden also haben die katholischen Paciscenten zu Osnabrück das Landesepiscopat ihrer evangelischen Territorialherren anerkannt.

Die katholische Kirche protestirte einfach durch Nuntius und Bulle gegen das neue Reichsgesetz, die säcularisirten Bisthümer hielt sie fortwährend nur für impedirte Bischofsitze, deren Regierung an die Erzbischöfe oder den Papst gekommen sei, dem es nun obliegt gegen die Ketzerei zu wirken, und zwar, da er keine weltlichen Mittel hat, durch die Mission. Das ganze protestantische Deutschland wurde damit Missionsland. Missionare lieferten die Orden, besonders die Jesuiten, das Germanicum zu Rom, die Collegien zu Braunsberg, Olmütz, Fulda, Prag, Wien, Dillingen, Köln. Die Leitung der Unternehmungen kam zum großen Theile in die Hände der Nuntien, so des wiener, kölner, luzerner; sie sind der personificirte Gedanke der Gegenreformation, der sich beschränkt die weltliche Macht zum Handeln zu veranlassen. So machte es Carafa, Nuntius zu Wien, während des Dreißigjährigen Kriegs; der wichtigste Legat für die Mission in Deutschland war der Nuntius zu Köln, dessen Gebiet ganz Deutschland bis Basel und Augsburg umfaßte und dessen Stiftung durch den Uebertritt des Erzbischofs Gebhard Truchseß veranlaßt war; seine Vollmachten waren ganz außerordentlich; durch ihn empfing die Congregation Relationen.

Wo in evangelischen Theilen der Diöcese die katholische Religionsübung verboten war, mußte der Bischof durch Missionare wirken; da aber diese von der Häresie mußten absolviren, da sie von manchen Kirchensatzungen mußten entbinden können, was sonst nur Recht des Papstes war, so mußten, um sie damit auszurüsten, die Bischöfe besondere Missionsfacultäten erhalten. Dies sind die sogenannten Quinquennalfacultäten, welche bis auf den heutigen Tag sie sich alle fünf Jahre erneuern lassen und die neuerdings bei dem Auftreten des Bischofs von Trier wieder zur Sprache gekommen sind. So darf der Bischof Ehedispense und Fastendispense geben, erlauben weltliche Kleider zu tragen u. s. w. Andere Bischöfe, die belgischen, spanischen, italienischen, französischen, haben solche Facultäten nicht, nur die deutschen. Sie wurden früher ausgestellt von der Inquisition, jetzt von der Propaganda. Es läßt sich annehmen daß diese Quinquennalfacultäten den Erzbischöfen deshalb ursprünglich ertheilt seien, um ihren Widerstand gegen die Nuntien, die ähnliche Facultäten besaßen, zu beseitigen; zudem wurde auch den Bischöfen dadurch die Mission wesentlich erleichtert; endlich war es angemessen daß den Bischöfen dieselben Vollmachten zutheil wurden, welche die ältern Orden und die Jesuiten besaßen und zu deren Anwendung diese selbst erst der Erlaubniß des Bischofs bedurften. Wie die Bischöfe ihr Diöcesanrecht in den evangelischen Ländern durch den Westfälischen Frieden nicht für suspendirt erachteten, das zeigten zahlreiche Bestrebungen zur Wiedereinführung des Katholicismus, namentlich da wo die Landesherrschaft eine zeitlang katholisch war, wie in der bisher durchaus evangelischen Unterpfalz nach dem Ryswijker Frieden, wie in Würtemberg, Baden-Baden, Nassau-Siegen, Wied, Sayn, Osnabrück u. s. w. Auch wie in katholischen Ländern Deutschlands die Propaganda die Bekehrung der Protestanten betreibt, zeigt die Geschichte von Salzburg, wo nach der Verjagung der Protestanten die verdächtigen Bergwerksdistricte in Missionen getheilt wurden welche die Propaganda bestätigte.

In den Theilen Deutschlands wo die Bisthümer gänzlich säcularisirt worden, gelangte die Kirchenregierung an die Erzbischöfe oder an den Papst, so für Osnabrück und Minden an Köln, Halberstadt und Verden an Mainz; für die übrigen Bisthümer, wofür es auch erzbischöfliche Sitze nicht mehr gab, wurde das apostolische Vicariat gegründet, seit 1667, als zu Hanover und Schwerin katholische Hofkapellen 1665 entstanden, der Herzog von Schwerin die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg herstellte, sich aber das Ernennungsrecht behalten und die Curie darauf nicht eingehen wollte und die Gründung eines Vicariats für zweckmäßiger hielt. Das apostolische Vicariat erstreckte sich zunächst auf Calenberg, Göttingen und Grubenhagen, wurde dann ausgedehnt auf die ganze Diöcese Halberstadt, Bremen, Magdeburg, die mecklenburgischen Lande, die Missionen von Altona und Glückstadt. Apostolischer Vicar war zuerst Maccioni, dann 1677 der dänische Convertit Nic. Steno, der 1685 nach Schwerin übersiedelte, hierauf der Italiener Hortensio Mauro in Hanover, der Freund von Leibniz, nach ihm der Bischof Joseph Clemens von Hildesheim. Zu dem apostolischen Vicariat gehörten damals nicht Naumburg, Zeitz, Merseburg, Meißen, Lebus, Brandenburg, Havelberg, Cammin, Lübeck und was von dem Bisthum Minden außerhalb der braunschweigischen Lande lag. In Lübeck und Hamburg wirkten Jesuiten; der kaiserliche Resident in Hamburg erhielt 1681 die besondere Weisung für Fortpflanzung der katholischen Religion zu sorgen, und so war er thätig auch über Hamburg hinaus in Braunschweig, Hanover und Mecklenburg. Im Jahre 1702 wurde das apostolische Vicariat in zwei selbständige Vicariate getheilt, das von Hanover und das des Norden; letzteres dehnte sich aus über das dänische, schwedische, schwedisch-deutsche Gebiet, Altona, Schwerin, Hamburg und Lübeck, ersteres jetzt auch über ganz Minden und alle östlich der Elbe gelegenen brandenburgischen säcularisirten Bisthümer; der Vicar von Hanover hatte seine Residenz meist in Hildesheim. Im Jahre 1780 wurden beide Vicariate wieder vereinigt. Für das nordische Vicariat diente zunächst das braunsberger Missionscollegium, dann das zu Linz unter den Jesuiten stehende, welches auch ein katholisches Kosthaus in Schwerin hielt; die Versuche die freie katholische Religionsübung in Mecklen-

burg rechtlich anerkannt zu sehen scheiterten. Zur Zeit der Wiedervereinigung hatte das Vicariat des Norden schon 14 Stationen (Stockholm, Kopenhagen, Friedrichsöde in Jütland, Fridericia, Friedrichstadt in Schleswig, Insel Nordstrand, Glückstadt, Altona, Hamburg, Lübeck, Schwerin, Bremen, Jever, Neustadt-Gödens in Ostfriesland), das Vicariat in Ost- und Nordsachsen Hanover, Celle und Lüneburg, Hameln, Göttingen, Braunschweig, Wolfenbüttel, Berlin (wo Friedrich der Große den Katholiken die Hedwigskirche eingeräumt hatte und diese durch einen besondern päpstlichen Delegaten, den Fürstbischof von Ermeland, eingeweiht war), Potsdam, Spandau, Magdeburg, Halle, Stettin, Dessau, Zerbst, wozu eine Reihe durch das Normaljahr erhaltener katholischer Klöster im Halberstädtischen, Magdeburgischen und Minden kam. In den östlichen Provinzen Preußens hing alle katholische Religionsübung rein von der Gnade des Königs ab, mit Ausnahme eines kleinen Flecks in Hinterpommern, der ehemals polnischen Landestheile Lauenburg, Bütow und Tempelburg, wo aber nur wenige Katholiken sich befanden. In Schwedisch-Pommern war nach dem Westfälischen Frieden katholische Religionsübung nicht gestattet, doch wurde 1775 in Stralsund der Bau eines katholischen Bethauses erlaubt und zwar auf Ersuchen des kölner Nuntius. Die katholische Gemeinde in Hamburg erhielt 1785 freie Religionsübung, Oldenburg 1787.

Die preußischen Könige waren der Ansicht, sie seien in den Dingen die keinen Glaubensartikel angehen auch für die Katholiken der oberste Bischof im Lande und hätten keine andere Autorität anzuerkennen; in der Praxis ignorirte man es, wenn ein katholischer Geistlicher auf den apostolischen Vicar zurück- ...g. Man wollte im Lande Niemanden zum Bischofe haben der nicht auch persönlich ein Unterthan des Landesherrn-Oberbischofs wäre, weshalb der Bischof von Hildesheim und Paderborn, als er unter westfälische Hoheit kam, seine Facultäten für die märkisch-pommerschen Lande dem Fürstbischof von Breslau übertrug; nach 1814 schlug der Fürstbischof von Breslau vor, die Marken und Pommern ganz zu seiner Diöces zu schlagen; indeß wies das berliner Ministerium jetzt den berliner Propst wieder an den Fürstbischof von Paderborn und Hildesheim. Unter den Stiftungen welche für das apostolische Vicariat des Norden gemacht sind ragt besonders hervor die sogenannte Ferdinandeische, 1682 von dem Fürstbischof von Münster und Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, gemacht, welche nach ...n mancherlei Unfällen die sie durch die Revolution erlebt jährlich noch über 5000 Thaler abwirft und die Geistlichen in Lübeck, Hamburg, Schwerin, Fridericia, Glückstadt, Kiel, Friedrichstadt u. s. w. besoldet; mehre Missionen werden jetzt von den Staatsregierungen unterhalten, z. B. Berlin, Potsdam, Spandau, Zerbst, Dessau u. s. w.

In Kursachsen, welches von Anfang an nicht zum apostolischen Vicariat des Norden gehörte, wurde, als der letzte Bischof von Meißen evangelisch wurde, der Dechant des östreichischen Stifts Bautzen zum Administrator der bischöflichen meißnischen Regierung in beiden Lausitzen ernannt; aber für die Niederlausitz behauptete der Abt von Neuzelle, dem einzigen katholischen Punkte, die bischöfliche Jurisdiction. Als die Lausitz ...35 an Sachsen kam, blieb hier der katholischen Kirche ihr Besitzstand unverkürzt, während in den sächsischen Erblanden nach dem Normaljahr von 1624 die Katholiken von Grundbesitz und Bürgerrecht ausgeschlossen waren. Von der Lausitz aus suchten die Jesuiten Sachsen zu bekehren. Nach dem Uebertritt des Hofs zum Katholicismus residirte häufig der Nuntius statt zu Warschau zu Dresden. Der Abt von Neuzelle, welches 1817 aufgehoben wurde, führte auch noch in preußischer Zeit den Titel eines apostolischen Vicars. Aus verschiedenen Verfügungen ist klar daß die sächsischen Erblande unter der Propaganda standen.

Schlesien war das erste katholische Land welches nach dem Westfälischen Frieden in akatholische Hände kam; es gehörte fast ganz zum Bisthume Breslau, welches wegen der vielen Protestanten auch eine Art Missionsbisthum war. An die gefürchtete Säcularisation des Bisthums dachte Friedrich der Große nicht im entferntesten, dazu war er zu indifferent, aber er machte ein landesbischöfliches oberstes Recht über die katholische Kirche seiner Lande geltend und wußte den Fürstbischof Sinzendorf für seine Emancipationsversuche von Rom zu gewinnen. Friedrich wollte in Berlin ein katholisches Appellationstribunal gründen, an das alle Sachen gehen sollten, auch aus Schlesien, statt an den Nuntius zu Wien, und den Bischof von Breslau zu einem Vicar für alle preußischen Lande machen, doch sollten die rheinisch-westfälischen Länder und Ostpreußen nicht dazu gehören. Der Plan zerschlug sich aber wegen der Bedenken des Papstes, der wiener Nuntius blieb für die schlesische Geistlichkeit das Verbindungsmittel mit Rom, und die kirchenrechtlichen Verhältnisse der breslauer Diöcese haben sich durch den Wechsel der Landesherrschaft nicht verändert, aber die Curie gewann den Vortheil, mit einem von der weltlichen Gewalt anerkannten Gliede ihres Leibes in das Missionsgebiet eingreifen zu können. Das war die Folge der Impotenz des protestantischen Rationalismus. Eine zeitlang, nämlich bis zum Tode des im Siebenjährigen Kriege exilirten Bischofs Schaffgotsch 1795, hat Schlesien apostolische Vicare gehabt. Auch in den zu Preußen kommenden polnischen Ländern blieb der status quo, auch hier hatte die katholische Kirche nun festen Fuß.

In Preußen war nach dem Allgemeinen Landrecht die katholische Confession mit der evangelischen völlig gleichgestellt, doch war in dem Oberaufsichtsrecht des Staats das Oberbischofsrecht materiell enthalten. Seit 1805 hielt Preußen einen Gesandten (W. von Humboldt) in Rom. In keinem protestantischen Lande Deutschlands stand der Katholicismus so günstig als in Preußen. Im Reiche hingegen blieb der Gegensatz zwischen katholischem und protestantischem Lande fortwährend bestehen, und nur hier und da war öffentlicher Gottesdienst erlaubt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß kamen viele katholische Länder in protestantische Hände; diese behielten ihre freie Religionsübung, der Landesherr erhielt aber auch das Recht andern Religionsverwandten alle bürgerlichen Rechte zuzugestehen; in den Entschädigungslanden blieb die bisherige kirchliche Organisation. Regensburg erhob der Papst zur Metropole von ganz Deutschland, Oestreich und Preußen ausgenommen; den Kur-Erzkanzler Dalberg versetzte er von Mainz dahin. Dalberg erbat sich Fesch zum Coadjutor, säcularisirte das bei Regensburg gelassene Kirchengut, indem er als weltlicher Fürst noch das Großherzogthum Frankfurt behielt. Napoleon begünstigte die Katholiken in Deutschland, aber er war doch nicht beliebt bei der Curie. Kaiser Franz bot dem Papste auch keinen Halt. Dieser unterhandelte deshalb mit den deutschen Einzelregierungen, aber ohne Erfolg, weil Napoleon, der die katholische Kirche Deutschlands von Frankreich abhängig machen wollte, hinderte. In dieser desolaten Zeit von 1803—13 wurden viele bischöfliche Sitze vacant, da regierten dann die Capitel mit einem Capitularvicar oder einem apostolischen Vicar; zur Zeit des Wiener Congresses lebten von allen deutschen Bischöfen nur noch fünf und davon waren drei über 70 Jahre alt. Nach Napoleon's Sturze foderte die Curie Wiederherstellung des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation, um dadurch die Verhältnisse vor 1803 wiederherzustellen; dann unterhandelte sie mit dem Bundestage, erst seit 1817 mit den einzelnen Staaten. Baiern verpflichtete sich durch das Concordat von 1817 wieder der strengkatholische Staat von ehemals zu sein. Die von protestantischen Regierungen beherrschten Theile Deutschlands waren natürlich Missionsgebiet, aber die Gliederung der katholischen Kirche innerhalb desselben war ungleich kräftiger geworden. Protestantischerseits wurden zu Rom drei im Allgemeinen voneinander unabhängige Unterhandlungen geführt: von Preußen, von Hanover und von den Staaten der später sogenannten Oberrheinischen Kirchenprovinz; Sachsen blieb diesen Verhandlungen fremd und in seiner bisherigen Verfassung, an-

dere Territorien haben sich später an Preußen oder Hanover angeschlossen.

Die Staaten der jetzigen Oberrheinischen Kirchenprovinz und andere conferirten zunächst zu Frankfurt seit März 1818, der württembergische Minister von Wangenheim präsidirte. Man hielt fest daran daß auf die bisherigen Bisthümer keine Rücksicht genommen werden könne, sondern die politischen Grenzen der Staaten auch die der da befindlichen oder neuen Bisthümer bezeichnen; über die in protestantischen Ländern befindlichen Katholiken solle der Bischof Gerichtsbarkeit haben; die Bischöfe seien vom Landesherrn zu ernennen; wolle der Papst nicht genehmigen, so gedachte man sich von Rom loszumachen. Hierauf aber schieden sich die verbundenen Staaten, die süddeutschen und Hessen-Kassel blieben bei den Beschlüssen, die mittel- und norddeutschen aber hielten sich freie Hand. Jene setzten nach Wiedereröffnung der Verhandlungen ferner fest daß der katholischen Kirche vollberechtigte Religionsübung gesichert sein solle. Es wurde die Errichtung von fünf Bisthümern für Würtemberg, Baden, Darmstadt, Nassau-Frankfurt, Kurhessen declarirt. Der sogenannte Vertrag vom 7. October sollte dem Papste vorgelegt werden. Die Gesandtschaft verweilte mehre Monate lang in Rom, erreichte aber Nichts, am allerwenigsten kam es zu einem Concordat, nur versprach die Curie die Bisthümer für jedes Land einzurichten, im Ganzen fünf, und dazu war sie gern bereit, weil ihr die Aussicht gegeben war in früher ausschließlich protestantischen Staaten staatlich anerkannte katholische Einrichtungen treffen zu können. Die norddeutschen Theilnehmer der Conferenz, Oldenburg, Mecklenburg, die Hansestädte, die thüringischen Herzogthümer, Waldeck, Lippe, sind später zurückgetreten. Die Bulle Provida solersque vom 16. August 1821 endlich setzte Alles fest, die neuen Bisthümer Rottenburg, Freiburg und Limburg wurden für Würtemberg, Baden, Nassau, die beiden neu umgrenzten Mainz und Fulda für die beiden Hessen organisirt und zwar für die „Christen", sie sollten sich also nicht auf die Katholiken allein erstrecken. So waren die fünf neuen deutschen Missionsbisthümer fertig; sie stehen mit der Propaganda in Verbindung, sind ihr aber nicht ausdrücklich untergestellt.

In Hanover trat das Bedürfniß der Unterhandlung mit Rom hervor seit der Erwerbung von Osnabrück und Hildesheim. Man bot eine Theilung des ganzen Königreichs in zwei Diöcesen, Hildesheim und Osnabrück, durch die Weser geschieden, an; indem man das gesammte altprotestantische hanoverische Land, in welchem seit dem Westfälischen Frieden und länger die bischöfliche Regierungsgewalt suspendirt gewesen, zum Gebiet katholischer Bisthümer schlug, beging man einen großen Fehler, allein durch den Wunsch beseelt, keinen apostolischen Vicar im Lande zu haben. Für die Bischöfe wurde eine Rente von 4000 Thalern ausgesetzt. Die Unterhandlungen zogen sich sehr in die Länge; nach fast sieben Jahren wurde der Plan ein Concordat zu schließen aufgegeben, und am 26. März 1824 erschien die sogenannte Circumscriptionsbulle Impensa, welche die Diöcesen gegeneinander abschied und organisirte. Weil sich nicht die nöthigen Mittel gefunden, blieb die Besetzung von Osnabrück suspendirt und sollte die Diöcese unter der Administration des Bischofs von Hildesheim von einem besondern Vicar verwaltet werden. Der Bischof wird vom Capitel gewählt, nachdem die Regierung von einer Liste die misliebigen Namen gestrichen, sodaß noch genug zur Wahl übrig bleiben; die Jurisdiction der Bischöfe, besonders in Ehesachen, ist durch die Consistorien mit geistlichen und weltlichen katholischen Räthen geschwächt. Der Vortheil für die Curie war daß der Bezirk in Norddeutschland, welcher noch durch apostolische Vicare verwaltet werden mußte, bedeutend verkleinert war. Beide Bisthümer in ihrem gegenwärtigen Umfange gelten aber für Missionsbisthümer; der Bischof in partibus von Osnabrück schickt direct die osnabrücker Sachen an die Propaganda, ist im Wesentlichen noch apostolischer Vicar.

Die Verhandlungen Preußens mit der Curie hat Niebuhr, der 1816 als Gesandter nach Rom abging, auf [illegible] geleitet. Man hielt damals in Preußen noch ziemlich fest an dem alten Grundsatze daß die katholische Kirche zum Staate nur in dem Verhältniß der absoluten Unterordnung stehen könne, nur daß auch schon vielfach der Liberalismus der Bureaukratie Eingang fand, der die Kirche im Grunde abgethan glaubte und an dem Irrthum theil hatte daß ein katholischer Bischof allemal bereit sein werde mit dem protestantischen Staate gegen den Papst Partei zu ergreifen. Niebuhr theilte diese Illusionen über Lebenskraft und Schwerpunkt der katholischen Kirchenverfassung nicht und wollte die majestätsrechtliche Aufsicht über die katholische Kirche auf die Bewahrung der Selbständigkeit des Staats und die unerlaßliche Nothwehr gegen eine außerhalb des nationalen Lebens und des Staatsverbandes liegende unbeschränkte Kirchengewalt beschränkt wissen. Niebuhr hatte ein Jahr auf seine Instructionen gewartet, ehe er abreiste, aber er mußte nachher noch vier Jahre warten. Man hatte anfangs auch ein Concordat schließen wollen, aber es stellte sich immer mehr die Unmöglichkeit für den protestantischen Staat sich principiell mit Rom zu einigen heraus; und die beiden Ministerien, das auswärtige und das geistliche, konnten gar nicht einig werden über den Inhalt der Instruction; jenes hielt den landrechtlichen Standpunkt fest und verlangte ein Concordat, dieses mit Niebuhr sah die Unmöglichkeit ein. Endlich kam man überein daß man unterhandeln müsse, die anerkannt bestehenden katholischen Diöcesen sollten neu abgegrenzt und ihnen die altprotestantischen Lande zugeschlagen werden, ähnlich wie in Hanover, nur daß in den letztern Landen die bischöflichen Rechte nur in der Prüfung und Beaufsichtigung der vom Landesherrn anzustellenden Geistlichen bestehen sollten. Am 16. Juli 1821 erließ nach Vernehmung der Propaganda der Papst die Bulle De salute animarum. Diese construirte neu die Diöcesen Trier, Köln, Paderborn und Münster als erzbischöfliche Provinz Köln, die Diöcesen Gnesen-Posen und Culm als erzbischöfliche Provinz Gnesen und die beiden eremten Bisthümer Breslau und Ermeland, ließ bei Ermeland und Culm die ostpreußischen, bei Culm und Gnesen die pommerschen Districte, schlug die Lausitz zu Breslau und ließ Glatz unter Prag, den District Katscher unter Olmütz; die Katholiken in den altprotestantischen Landen, die bisher zum apostolischen Vicariat von Norddeutschland gehörten, wurden den nächsten Bischöfen untergeordnet, ohne daß jedoch daraus eine wahre Diöcesenvereinigung entstand, wodurch sich die Propaganda die Entwickelung des Vicariats zum Missionsbisthum entgehen ließ; es kamen diese Gemeinden theils an Breslau, theils an Paderborn, beide Bischöfe traten für diese Städte in die Stelle des nordischen Vicars. Ganz Preußen als unter einer akatholischen Regierung stehend ist Missionsgebiet, auch in seinen überwiegend katholischen Provinzen, darum steht es unter der Propaganda und wird soviel irgend möglich gefüllt mit Zöglingen des Collegium Germanicum und anderer Missionsanstalten. In Bezug auf die Wahl der Bischöfe wurde nach langen Debatten in der Bulle gesagt daß bei allen Erledigungen die Capitel den neuen Bischof nach den gewöhnlichen kanonischen Formen wählen sollen, ein Breve [illegible] an die Capitel erlassen daß sie sich zu vergewissern haben, [illegible] der zu Wählende persona grata sei; das Wahlrecht kam [illegible] nur an Köln, Trier, Breslau, Paderborn und Münster; [illegible] Gnesen-Posen, Ermeland und Culm blieb der status quo, d. [illegible] die Nomination durch die Regierung.

Von den übrigen deutschen Ländern gehört Liechtenstein zum Bisthum Brixen, beide Hohenzollern zu Freiburg, [illegible] Homburg ein Theil provisorisch zu Mainz, Meisenheim zu [illegible] das einzige katholische Dorf in Meiningen ist noch nicht getheilt, Koburg-Gotha gehört zu Bamberg und Paderborn, [illegible]tenburg zum dresdener apostolischen Vicariat, über [illegible] übt der Bischof von Fulda die Jurisdiction factisch [illegible] Schwarzburg, Lippe-Detmold, Waldeck stehen unter Paderborn, Oldenburg unter Münster, Birkenfeld unter Trier, Braunschweig unter Hildesheim, Mecklenburg-Strelitz ist zum [illegible]

[illegible] apostolischen Vicariat gezogen und wird von Breslau behandelt. Die königlich sächsischen Erblande und die Oberlausitz bilden noch zwei gesonderte apostolische Vicariate, obwol sie seit 1846 einen einzigen Verwalter haben; der Dechant von Bautzen steht unter dem Erzbischof von Prag, ob jetzt nun auch der Vicar von Dresden, ist ungewiß; der Letztere ist seit 1816 Bischof in partibus, hat 20 Missionare und 5750 Katholiken unter sich; zum Missionssprengel von Leipzig gehört auch Altenburg. Die Katholiken in Köthen, wo die Pfarrkirche von den Jesuiten seit 1826 bedient wird, standen früher unter dem sächsischen Vicar, jetzt wahrscheinlich wie Dessau und Bernburg unter dem apostolischen Nuntius in München.

Das apostolische Vicariat des Norden beschränkt sich jetzt auf Mecklenburg-Schwerin, Lauenburg, die Hansestädte, Holstein, Schleswig, Dänemark. Dieses wurde bis 1839 von dem Bischof von Paderborn verwaltet, damals ernannte die Curie Laurent, Pfarrer zu Gymnich, mit dem Titel eines Bischofs zum apostolischen Vicar und wies ihm als Sitz Hamburg zu, wo man die Absicht hatte ein Bisthum zu errichten; der Senat und die dänische Regierung verboten ihren katholischen Geistlichen, Laurent Einflüsse auf ihre Gemeinden zu gestatten, während die östreichische Regierung sich Laurent's annahm. Laurent wollte durch das preußische Rheinland einen Triumphzug halten, wurde aber über die Grenze gebracht; in Rom stand man für den Augenblick von Weiterm ab, ließ aber Laurent, der auch apostolischer Vicar von Luxemburg ist, sein Amt und setzte ihm nur einen Stellvertreter in der Person des Generalvicars von Osnabrück, Bischofs von Antedona, Anton Lüpke. So ist es auch jetzt. Unter ihm zerfällt das apostolische Vicariat in die Missionen Hamburg (3000 Communicanten), Lübeck (250 Communicanten; auch Lauenburg, Eutin), Bremen ([illegible] Communicanten), Schwerin (250 Communicanten, auch Rostock), Ludwigslust (75 Communicanten, auch Parchim u. a.), Glückstadt, Altona, Kiel, Friedrichstadt (zusammen [illegible] Communicanten), Kopenhagen, Fridericia, Insel Nordstrand (zusammen 3000 Katholiken), Bückeburg. Ist nun jetzt noch das apostolische nordische Vicariat nicht in ein Bisthum verwandelt, so wird doch die Curie immer ihren Blick darauf gerichtet halten, sowie sie auch danach streben wird das sächsische Vicariat ähnlich zu gestalten.

Aus der ganzen Uebersicht erhellt daß mit Ausnahme von Baiern und Oestreich ganz Deutschland zum Missionsgebiete gehört; nur steht die katholische Kirche hier günstiger als in vielen andern Theilen des Propagandagebiets, zum Theil ähnlich wie in Oestreich und Baiern, wo der staatlich geschützten Häresie gegenüber die katholische Kirche sich gleichfalls auf Mittel der Mission beschränken muß. Weil aber Deutschland Missionsland ist, so erklären sich daraus die katholischen Verhältnisse, so die überall sich findenden Missionare, so die Missionen der Jesuiten die sich gegenwärtig so laut machen und allerdings unter den kirchlich kranken Katholiken wirken sollen, das heißt unter den Protestanten, so die Ausschließung der Missionen von den altprotestantischen Provinzen des preußischen Staats, so die militairische Unterordnung des deutschen Episkopats unter Rom und seine Verwerfung des nationalen Elements seit dem würzburger Bischofstage von 1848, dem der Erzbischof von Prag, Fürst von Schwarzenberg, Primas von Deutschland und Mitglied der Propaganda, präsidirte. An der Spitze der katholischen Tendenzen steht Oestreich, daher seine Theilnahme für die katholischen Missionsgemeinden in Norddeutschland, sein Einfluß auf Schlesien durch den Bischof von Breslau, auf Sachsen durch den Erzbischof von Prag, auf ganz Deutschland durch denselben als Primas von Deutschland. Rom greift ferner durch seine Nuntien, den von Wien, München, Brüssel weit in Deutschland ein; die Curie hat die Absicht, jetzt auch an verschiedenen protestantischen Höfen, z. B. dem berliner, Nuntien zu accreditiren. Fortwährend wird von der katholischen Kirche der protestantische Staat ebenso bekämpft wie chinesisches Heidenland; weil Deutschland Missionsland ist, wird sie nur von dem Gedanken der Bewegung gegen den Protestantismus geleitet, Freiheit heißt ihr Freiheit des Kampfs gegen den Protestantismus, und der deutsche protestantische Staat, indem er ihr dient, kann nur dann gemeint sein, nicht gegen sich selbst zu operiren, wenn er ohne Protestantismus bestehen zu können meint. 20.

Notizen.

Woher kommt der Name Bucentoro?

Bekanntlich hieß in Venedig das Staatsschiff, auf welchem der Doge die feierliche Vermählung mit dem Meere vollzog und von welchem man noch vor 30 Jahren in dem Arsenale Venedigs Ueberbleibsel sehen konnte, il bucentoro. Der Name kommt von bucentaurus, βουκένταυρος her, und ist danach in die italienische Sprache übergegangen. Weiter mag man diese etymologische Erörterung nicht treiben, auch wenn damit noch nicht ermittelt worden ist, warum jenes Schiff gerade den Namen Bucentaurus, einer mythologischen Person des alten Griechenland, geführt hat. Jedenfalls erledigen sich alle etymologischen Spitzfindigkeiten, wie sie hierüber neulich irgendwo versucht worden, hiermit auf das Vollständigste, wennschon es richtig ist, daß in der altgriechischen Sprache die Vorsetzsylbe βου (bu) groß bedeutet. Aber wahrhaft lächerlich ist es, wenn man den Namen Bucentoro aus dem Beschlusse der Republik Venedig vom Jahre 1311, der die Eroberung eines Fahrzeugs in Venedig mit den Worten anordnete: „Quod fabricetur navigium *ducentorum* hominum", als ob er eine Entstellung des Wortes bucentorum wäre, ableiten will. Das erinnert an die Albernheit jenes Etymologen, welcher den Namen Chirurgie von dem alten Chiron, der auch ein geschickter Arzt gewesen, ableiten wollte.

Ein Kirchengebet in der griechischen Kirche.

In der morgenländischen Kirche wird noch bis auf diesen Tag das alte, aus der Zeit des byzantinischen Kaiserthums herstammende Kirchengebet gesungen, das bis zum Jahre 1453 in dem Sophientempel in Konstantinopel ertönte. Es ist von eigenthümlichem Interesse und lautet nach der Mittheilung eines Griechen also: „Erhalte, Herr, dein Volk und segne dein Erbe, gewähre den Königen den Sieg über die Feinde und bewahre dein Reich durch dein Kreuz! Der du freiwillig am Kreuze, im neuen Reiche deines heiligen Namens, erhöht bist, erbarme dich unser; erfreue unsere gläubigen Könige mit deiner Kraft und verleihe ihnen Sieg über die Gegner; mache mit ihnen einen Bund, damit sie die unüberwindliche Waffe des Friedens führen!" 18.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Anna Magdalena von Reibnitz, ein Kind aus gemischter Ehe und eine Frau in gemischter Ehe. Ein Beitrag zur Geschichte des Elends der gemischten Ehen. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1854. 8. 8 Ngr.

Allioli, F. J. von, Die Bronze-Thüre des Domes zu Augsburg, ihre Deutung und ihre Geschichte. Eine im historischen Vereine des Kreises Schwaben und Neuburg gelesene Abhandlung. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Augsburg, Rieger. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von T. Fontane und F. Kugler. Dessau, Gebr. Katz. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Die Nachtgesichte Sacharias. Eine Prophetenstimme an die Gegenwart. 1ste Hälfte. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Biarowsky, W. von, Gedichte. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1854. 32. 27 Ngr.

Bremer, Frederike, Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger

Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 12. 10 Ngr.

Brendel, F., Grundzüge der Geschichte der Musik. 3te vermehrte Auflage. Leipzig, Hinze. 1854. 8. 8 Ngr.

Das Buch der Braut. Sammlung der schönsten Liebeslieder von deutschen Dichtern der neuern Zeit. Mit 1 Stahlstich. Cassel, Balde. 1854. 16. 1 Thlr.

Dainos. Littauische Volkslieder übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Dümmler. 16. 1 Thlr.

Damen-Kalender für 1854. Allen Gönnerinnen der Iris dargebracht von der Administration der Iris. 2te Auflage. Gratz. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von K. Streckfuß. 3te Ausgabe letzter Hand. 3te Auflage. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1854. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Duller, E., Der Fürst der Liebe. Dichtungen. 2te Auflage. Cassel, Balde. 1854. 16. 20 Ngr.

Hamburg's denkwürdige Männer in Bildnissen dargestellt. Neue Folge. 1ste Lieferung. Hamburg, Trupp. Hoch 4. 15 Ngr.

Heer, O., Ueber die Haus-Ameise Madeira's. Zürich, Höhr. 1852. 4. 14 Ngr.

Hesekiel, G., Neue Soldaten-Geschichten aus alter Zeit. Berlin, Grobe. 1854. 8. 12 Ngr.

Hesslein, B., Berliner Pickwickier. Mit vielen Illustrationen von L. Löffler. 1ste Lieferung. Berlin, Stubenrauch u. Comp. 1854. 8. 6 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 2te Ausgabe. 1ste Abtheilung. Hannover, Rümpler. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Illustrirter Kalender für 1854. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 9ter Jahrgang. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1854. Hoch 4. 1 Thlr.

Kurtz, J. H., Geschichte des alten Bundes. 1ster Band. 2te verbesserte und zum Theil umgearbeitete Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2 Thlr.

Korschelt, G., Geschichte von Herrnhut. Berthelsdorf. Gr. 8. 15 Ngr.

Neues Laienbrevier. Aus deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von W. Wolfsohn. 2te vermehrte Ausgabe. Dessau, Gebr. Katz. 1854. 16. 22½ Ngr.

Landau, G., Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung und ihre Entwicklung. Hamburg u. Gotha, Fr. u. A. Perthes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Lenau's, N., Briefe an einen Freund. Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von K. Mayer. 2te Auflage. Stuttgart, Mäcken. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leo, F. A., Die Delius'sche Kritik der von J. Payne Collier aufgefundenen alten handschriftlichen Emendationen zum Shakespeare gewürdigt. Berlin, Asher u. Comp. 8. 8 Ngr.

Leonhard, K. C. von, Aus unserer Zeit in meinem Leben. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Schweizerbart. 1854. Gr. 8. 27 Ngr.

Osterwald, W., Im Grünen. Naturbilder, Märchen und Arabesken. Berlin, Besser. 16. 27 Ngr.

Rollett, H., Heldenbilder und Sagen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1854. 16. 24 Ngr.

Rudolph, B., Blumen. Leipzig, Hartknoch. 1854. 16. 1 Thlr.

Ruperti, F., Ein Tag im Gasthofe. Lustspiel in fünf Akten. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 20 Ngr.

Schasler, M., Wald und Meer. Schilderungen aus dem Naturleben der Thiere und Pflanzen. Mit 8 sauber colorirten Kupfern. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Echte Perlen gefunden in dem Meer des Lebens. Berlin, Grobe. 1854. 16. 1 Thlr.

St. Georges, Der Spion der großen Welt. Historischer Roman aus der Zeit der Restauration. Aus dem Französischen von A. Schneider. Berlin. Gr. 8. 2 Thlr.

Stagnelius, E. J., Die Märtyrer. Dramatisches Gedicht. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Clarus. Regensburg, Manz. 16. 22½ Ngr.

Stüve, C., Geschichte des Hochstifts Osnabrück bis zum Jahre 1508. Aus den Urkunden bearbeitet. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tschudi, F. von, Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. 2te verbesserte Auflage. Mit 24 Abbildungen von E. Rittmeyer und W. Georgy. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.

Unser Vaterland. Land und Leute, geschildert für Schule und Haus. Im Verein mit mehren Schriftstellern herausgegeben von F. Körner. 1ster Band. 1stes Heft. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 1854. Br. 8. 5 Ngr.

Wachenhusen, H., In der Mondnacht. Märchen. Leipzig, Spamer. 1854. 16. 1 Thlr.

Wagner, R., Lohengrin. Romantische Oper in drei Akten. (Text.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 Ngr.

Was sich die Offiziere im Bureau erzählten. Mittheilungen eines alten Registrators. Berlin, Mittler u. Sohn. [illegible] 9 Ngr.

Welden, L. Freih. von, Der Krieg der Oesterreicher in Italien gegen die Franzosen in den Jahren 1813 und 18[illegible]. Mit 1 Karte. Gratz, Damian u. Sorge. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wisemann, Abhandlungen über verschiedene Gegenstände. Aus dem Englischen. 1ster Band. Mit dem [illegible]nisse des Verfassers und 1 Inschrifttafel. Regensburg, Manz. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Deutsche Wochenschrift. Herausgegeben von K. Gödeke. Jahrgang 1854. 52 Hefte. Hannover, Rümpler. Gr. 8. Vierteljährlich 2 Thlr.

Zuchthausgeschichten von einem ehemaligen Züchtling (J. M. Hägele). Mit einem Vorwort von A. Stolz. [illegible] Theile. Münster, Theissing. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Tagesliteratur.

Brückner, B. B., Des Herren Testament. Antrittspredigt zu Leipzig am 25. Sonntag p. Trin. gehalten. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Ngr.

Gilson, A., Nikolaus I. und Abdul Medjid. Ihr Privatleben und öffentliches Wirken. Nebst einem Anhang: Die Türken in Europa, ihr Wachsthum und Verfall. Aus dem Englischen. Nebst 2 Portraits. Leipzig, Remmelmann. 18[illegible]. 8. 12 Ngr.

Die Mutterkirche. Ein Friedenswort an unsere katholischen Mitchristen. Mit zwei offenen Briefen als Beilage. Frankfurt a. M., Brönner. 1854. 12. 6 Ngr.

Rinck, G., Ludewig I., Großherzog von Hessen als [illegible] derer kirchlicher Interessen. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier Seiner Geburt. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 4 Ngr.

Vogel, C., Beiträge zur Geschichte der chinesischen [illegible]tung in Kurhessen und der Gützlaff'schen Mission in China. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 5 Ngr.

Humoristisch-satirischer Volks-Kalender des Kladderadatsch für 1854. Herausgegeben von D. Kalisch. 5ter Jahrgang. Illustrirt von W. Scholz. Berlin, Hofmann u. Comp. [illegible] 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Kunst-Verlag in Carlsruhe ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig

Wirth's Geschichte der deutschen Staaten

bis auf unsere Tage, fortgesetzt von Wilhelm Zimmermann. 4 Bände. 8 Thlr.

Man hat Wirth's „deutsche Geschichte" das erste des deutschen Volkes wahrhaft würdige Nationalgeschichtswerk genannt. Die vorliegenden vier Bände der „Geschichte der deutschen Staaten" sind die Fortsetzung seiner „deutschen Geschichte". Sie behandeln den Zeitraum von 1805 bis auf unsere Tage.

Wahrheit, Würde, Unparteilichkeit und volksthümliche Schreibart zeichnen beide Werke gleich aus: das vorliegende hat vor dem erstern noch voraus, daß es, so weit es von Dr. Wirth herrührt, dessen letzte und reifste Arbeit ist; der Geist der Wahrheit, der ihm inwohnt und der sittlich erhebt, indem er belehrt, macht es zum schönsten Geschenk für alle Stände und Geschlechter, zumal auch für die deutsche Jugend.

Das Werk ist auch in folgenden, für sich bestehenden Abtheilungen zu beziehen:

Wirth's Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis zum Jahre 1830. 2 Bände. 4 Thlr.
Zimmermann, deutsche Geschichte von 1830—1848. Rthlr. 2.
Zimmermann, die deutsche Revolution. Rthlr. 2.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Bibliographisches Jahrbuch

für den deutschen

Buch-, Kunst- und Landkartenhandel.

I. Jahrg. 1853. (In 2 Bänden.) 2. Band.
$31^{3}/_{4}$ Bogen. Gr. 8. Velinpapier.
Subscr.-Pr. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.; cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt:

Wissenschaftliche Uebersicht der erschienenen Werke, nebst alphabetischem Materien-Register. — Register derjenigen Schriftsteller (Verfasser, Bearbeiter, Uebersetzer, Herausgeber) aus Abth. I., deren Name den Titeln als Ordnungswort nicht vorangestellt ist. — Register der Maler, Zeichner, Kupferstecher, Lithographen xc. aus Abth. I., deren Name den Titeln als Ordnungswort nicht vorangestellt ist. — Register der Buchhandlungen xc.

Erste Abtheilung: Erschienene Bücher und Zeitschriften, Kunstsachen und Landkarten. (Mit Angabe der Preise.)
I. Bücher und Zeitschriften. — II. Kunstsachen, — mit den Unterabtheilungen: Einzelne Blätter: Ansichten von Gegenden, Städten, Bauwerken xc.; Bildnisse; Historien- und Genre-Bilder xc.; Vermischtes. — III. Landkarten und Pläne.

Zweite Abtheilung: Künftig erscheinende Bücher und Zeitschriften, Kunstsachen und Landkarten.
(Nach den Angaben der Verleger redigirt.)

Die Reichhaltigkeit des im „Bibliographischen Jahrbuche" Gebotenen wird sich ganz besonders erst bei dem regelmäßigen und fortgesetzten Gebrauche desselben herausstellen; es ist bei Bearbeitung sowol des eigentlichen Katalogs als der beigefügten Register auf so verschiedenartige Bedürfnisse Rücksicht genommen, daß eine irgend bibliographische Auskunft schwerlich mit gleicher Leichtigkeit anderswo wird gefunden werden können. — **Keine andere Literatur besitzt ein derartiges Repertorium ihrer neuen Erscheinungen.**

Leipzig, im November 1853.

Avenarius & Mendelssohn.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Clausberg (Amalie von), **Schloß Bucha.** Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das Erstlingswerk einer Schriftstellerin, das die Beachtung der deutschen Lesewelt in vollem Maße verdient.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. ***Hermann Brockhaus*** in Leipzig.
Siebenter Jahrgang. 1853.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Viertes Heft.

Studien über die vorislâmische Religion der Araber. Von Dr. *Osiander*. — Zendstudien. Von Dr. *M. Haug*. (Fortsetzung.) — Ueber Pâraskara's Grihya-Sûtra. Von Prof. *Stenzler*. — Auszüge aus Saalebi's Buche der Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht. Von *v. Hammer-Purgstall*. (Fortsetzung.) — Die tamulische Bibliothek der evangelisch-lutherischen Missionsanstalt zu Leipzig. Von Dr. *Graul*. — Verordnung des Sultân 'Abdulmegîd zu Gunsten seiner protestantischen Unterthanen. — Aus Briefen von den Herren *Perkins, Chwolsohn, Osiander* und *Barth*. — Streifzüge durch Constantinopolitanische Handschriften. 2. Die Biographien des Ibn-el-Gauzi. Von Gesandtschafts-Attaché *Blau*. — Analyse der Kâdambarî. Von Dr. *A. Weber*. — Eine persische Kaside Saadi's. Uebersetzt von *v. Schlechta-Wssehrd*. — Aus einem Briefe von Prof. *Flügel*. — Aus einem Schreiben des Dr. *Sprenger*. — Berichtigung zu S. 108. — Zur Antwort. Von Dr. A. *Weber*. — Bibliographische Anzeigen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Aufforderung zur Subscription auf „Anecdota syriaca" von Dr. *P. Boetticher*. — Verkauf einer Sammlung Javanesischer, Balinesischer und Malaiischer Handschriften. — Verzeichniss der für die Bibliothek der Deutschen morgenländischen Gesellschaft eingegangenen Schriften u. s. w. — Verzeichniss der gegenwärtigen Mitglieder der Deutschen morgenländischen Gesellschaft in alphabetischer Ordnung. — Anhang (Documente zur Geschichte der neuesten Revolution in China).

Aus dem Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlag) in Berlin.

Miniatur-Ausgaben.

Grimm, Gebr., *Kinder- und Hausmärchen.* Kleine Ausg. Neunte Aufl. Geb. nur 10 Sgr. Kart. nur 12 Sgr. Velinp. eleg. kart. 24 Sgr.

Andersen's *Bilderbuch ohne Bilder.* Deutsch von Fr. Baron de la Motte-Fouqué. Geb. 20 Sgr.

Geibel, E., *König Sigurd's Brautfahrt.* Eine nordische Sage. Dritte Aufl. Eleg. geb. 15 Sgr.

Osterwald, W., **Im Grünen.** Naturbilder, Märchen und Arabesken. Kart. 27 Sgr.

Palleske, E., *König Monmouth.* Ein Drama. Eleg. geh. 25 Sgr.

Widmann, A., **Am warmen Ofen.** Eine Weihnachtsgabe. 2te Aufl. Geh. 27½ Sgr. Geb. 1⅓ Thlr.

Dichterisches und Unterhaltungsschriften.

Scherenberg, C. F., **Leuthen.** Zweite Auflage. Geh. 25 Sgr. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr. Prachtb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Goltz, Bogumil, **Ein Kleinstädter in Aegypten.** Geh. 2 Thlr.

Schlesinger, Max, **Wanderungen durch London.** 2 Bände. 4 Thlr.

Pulszky, Therese, *Sagen aus Ungarn.* 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Bruder, der, aus Ungarn, Roman von *A. Widmann.* 2 Bde. 4 Thlr.

Szarvady, Friedrich, **Paris.** Politische und unpolitische Studien. 2 Thlr.

Kunstsachen.

Heidel, H., Umrisse zu **Göthe's Iphigenie.** Gestochen von **H. Sagert.** 8 Tfln. Fol. 4 Thlr.

Heidel, H., **Luther, die Thesen anschlagend.** Lithogr. von **Pietsch.** 1 Thlr. Chin. Pap. 1 Thlr. 10 Sgr.

Historisches und für allgemeine Bildung.

Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Herausg. v. **Pertz, Grimm, Lachmann, Ranke, Ritter.** Lief. 1—22. 9 Thlr. 17½ Sgr.

Geschichte des deutschen Volkes, von **J. Venedey.** (Vollständig in 4 Bdn. in Lief. zu 10 Sgr.) 1r Band. Geh. 2 Thlr.

Geschichte Englands von 1816 — 1846. Von **Harriet Martineau.** 4 Bde. Geh. 4 Thlr.

Hellas von Friedrich Jacobs. Herausg. von **Wüstemann.** Geh. 1 Thlr. 15 Sgr. Kart. 1 Thlr. 20 Sgr. Geb. 1 Thlr. 25 Sgr.

Macchiavel, **Montesquieu, Rousseau.** Von **Jacob Venedey.** 2 Bde. 4 Thlr.

Rickards, *Drei volkswirthschaftliche Vorträge.* Deutsch von **Bucher.** Geh. 10 Sgr.

Shakespeare, Ergänzungsband zu allen Ausgaben, enthalt. die Collier'schen Textänderungen, englisch u. deutsch v. Dr. **J. Frese.** Geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Naturwissenschaftliches.

Aus d. Reiche der Naturwissenschaft, von **A. Bernstein.** Geh. 10 Sgr.

Airy, **Sechs Vorlesungen über Astronomie.** Eleg. geh. 1 Thlr.

Schouw, J. F., *Proben einer Erdbeschreibung.* Eleg. geb. 1 Thlr.

Technisches.

Baukalender für 1854. Von **L. Hoffmann.** 7ter Jahrgang Eleg. in Leder geb. 27½ Sgr.

Landwirthschaftlicher Kalender für **1854.** Von Dr. **Löbe** u. **F. W. Quandt.** 7ter Jahrgang. In Leder geb. 27½ Sgr., in Leinw. geb. 22½ Sgr.

Winckelmann, W., **Treppenbuch.** Querfol. 6 Bog. Text. 24 Kupfertaf. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der **Israeliten.** Nebst einer Auswahl aus den Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. Von Dr. **Jakob Auerbach.** Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen.** Zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus. Aus dem Grundtexte übertragen. Nebst einer Auswahl aus apokryphischen Schriften und einer Sammlung von Lehren und Sprüchen der nachbiblischen Zeit. 8. Geh. 24 Ngr.

Die Erste Abtheilung dieses Werks: „Geschichten aus den heiligen Schriften der Israeliten", erscheint demnächst. Die Zweite Abtheilung ist früher ausgegeben worden, um mit derselben dem dringendsten Bedürfnisse für den Religionsunterricht in den höhern Classen der jüdischen Schulen zu begegnen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 52. —— 24. December 1853.

Inhalt.

Die wichtigsten Erscheinungen der neuern und neuesten Shakspeare-Literatur in England und Deutschland.

Dritter und letzter Artikel. *)

Die von Collier herausgegebenen Emendationen und ihre Literatur. Frese. Leo. Delius. Ulrici's Ausgabe.

Auf dem Gebiete der philologischen Literatur welche über Shakspeare in Deutschland erschienen ist haben die von Collier aufgefundenen handschriftlichen Bemerkungen eine solche Bewegung hervorgebracht, daß sich an diesen Fund bereits eine Literatur knüpft welche den Werth desselben verschieden beurtheilt. Collier's Werk welches er unter dem Titel herausgab

Notes and emendations to the text of Shakspeare's plays from early manuscript corrections in a copy of the folio 1632, in the possession of *J. Payne Collier*, Esq.

enthält eine große Anzahl von Aenderungen des Shakspeare'schen Textes und Zusätze zu demselben. Der Verfasser derselben schrieb sie in ein Exemplar der Folioausgabe von 1632, und die Beschaffenheit der Handschrift sowie andere Gründe weisen der Entstehung dieser handschriftlichen Aenderungen die Zeit zwischen 1632—40 an. Der unbekannte Urheber derselben war vielleicht ein Schauspieler oder stand wenigstens zu einer Bühne in sehr naher Beziehung. Der große Werth den Collier seinem Funde beilegt stützt sich auf die Annahme, daß dem alten Corrector, wie er genannt wird, handschriftliche Hülfsmittel zugebotegestanden hätten, die jetzt verloren sind. Collier hat nun nicht allein diese sogenannten Emendationen in dem oben bezeichneten Werke herausgegeben, er hat auch eine ganze Ausgabe von Shakspeare's Werken veranstaltet, in welche er über 1000 Aenderungen seines Correctors ohne weiteres in den Text aufgenommen hat. Gegen Collier und seinen Corrector haben sich in England drei Schriftsteller erhoben welche die Echtheit und den Werth der Aenderung stark bestreiten, ja der eine von ihnen, Singer, sucht in der Schrift „The text of Shakspeare vindicated from the interpolations and corruptions advocated by J. P. Collier" fast den Verdacht zu erregen, als ob Collier eine Fälschung begangen habe, während A. Dyce in seiner Schrift „A few notes on Shakspeare; with occasional remarks on the emendations of the manuscript-corrector in Mr. Collier's copy of the folio of 1632" zu zeigen sucht daß von den „Emendationen" des Correctors mehre durchaus falsch sind, andere die Probe der Kritik nicht bestehen können; aber Dyce gesteht auch daß Collier's Arbeit, obgleich sie Ueberfluß an „unwissenden, geschmacklosen und ungerechtfertigten Aenderungen" habe, doch auch gelegentlich Verbesserungen darbietet welche keiner Autorität zur Empfehlung bedürften, weil die gesunde Vernunft sie für richtig erkläre (vergl. „Atlantis", herausgegeben von K. Elze, 1853, S. 192). Die dritte Schrift welche die Emendationen des alten Correctors bekämpft ist von Ch. Knight: „Old lamps or new?" Unabhängig von den genannten Männern hat in Deutschland Delius die Emendationen einer scharfen Kritik unterworfen in der Schrift:

J. Payne Collier's alte handschriftliche Emendationen zum Shakspeare gewürdigt von Nikolaus Delius. Bonn, König. 1853. Gr. 8. 12½ Ngr.

in welcher er sie bis auf 18 ganz zurückweist. Delius hat wegen dieser Schrift wieder starke Angriffe erfahren, theils in dem „Deutschen Museum", theils von

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 40, den zweiten in Nr. 47 und 48 d. Bl. D. Red.

In dem zweiten Artikel sind S. 1110, zweite Spalte, Zeile 8 von oben, folgende Worte nachzutragen:

Das zweite obengenannte Werk Collier's ist seine berühmte auf der sorgfältigsten Textesrecension beruhende Ausgabe Shakspeare's mit kritischen und erläuternden Anmerkungen, neben Knight's Ausgabe die beste, worüber wir ausführlicher in dem dritten Artikel berichten werden.

J. Frese und F. A. Leo. Von den beiden letztgenannten Männern sind Uebersetzungen der Collier'schen Emendationen erschienen unter dem Titel:

Ergänzungsband zu allen englischen Ausgaben und zur Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von Shakspeare's dramatischen Werken. Enthaltend die von J. Payne Collier in einem alten Exemplare der Folioausgabe von 1632 aufgefundenen und herausgegebenen handschriftlichen Bemerkungen und Textänderungen, in übersichtlich vergleichender Zusammenstellung bearbeitet und übersetzt von Julius Frese. Berlin, Besser. 1853. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Beiträge und Verbesserungen zu Shakspeare's Dramen nach handschriftlichen Aenderungen in einem von J. Payne Collier aufgefundenen Exemplare der Folioausgabe von 1632 für den deutschen Text bearbeitet und herausgegeben F. A. Leo. Berlin, Asher u. Comp. 1853. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Werk von J. Frese enthält eine vollständige Mittheilung und Uebersetzung der von Collier herausgegebenen Emendationen. Der Verfasser hat den bisherigen englischen Text in den betreffenden Stellen und daneben die Aenderung des alten Correctors drucken lassen; er hat dem bisher üblichen Texte die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung und der Textesänderung seine eigene hinzugefügt. Seine Arbeit zeichnet sich durch Vollständigkeit und Sorgfalt aus und sein Verfahren ist zweckmäßig, da es eine schnelle Uebersicht über die Textesänderungen des Correctors verschafft. Seine Uebersetzung ist größtentheils genau und fließend. Die Bearbeitung von F. A. Leo legt die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung zugrunde, der Verfasser übersetzt nur eine von ihm getroffene Auswahl von Textesänderungen und theilt andere im englischen Texte anhangsweise mit. Da der Natur der Sache nach eine Auswahl immer von subjectiver Ansicht und Geschmacksbildung abhängen muß, halten wir das Verfahren F. A. Leo's für minder zweckmäßig als das Frese's. Beide Bearbeiter haben eine Einleitung gegeben, in welcher sie die Geschichte der Emendationen und ihre Ansicht über den Werth derselben mittheilen. In der Einleitung Frese's findet der Leser eine gründliche Auseinandersetzung über die ersten Drucke von Shakspeare's Dramen und eine sorgfältige Zusammenstellung der Zusätze in Vers und Prosa, welche der Corrector gemacht hat (S. xv), er findet eine genaue Angabe aller Stellen, in welchen der Corrector den Reim „hergestellt" hat (S. xvi fg.). Beide Bearbeiter haben ihre Uebersetzung mit Anmerkungen begleitet und für oder gegen einzelne Stellen Partei genommen; von beiden ist F. A. Leo der conservativere, indem er mehr an dem bisher üblichen Texte Shakspeare's festhält, während Frese den Aenderungen des Correctors, wenn auch keine unbedingte Gültigkeit, doch einen sehr hohen Werth beilegt. Denn er nimmt an und hält es für wahrscheinlich (S. viii und xv) „daß dem Corrector Quellen zugebotegestanden haben müssen, von denen uns keine Spur mehr geblieben ist", und legt bei der Beurtheilung der Emendationen ein großes Gewicht auf den Umstand daß der Corrector „ein jüngerer Zeitgenosse des Dichters war und in einer nahen Beziehung zum Theater stand". Wenn der letztere Umstand wenigstens nicht erwiesen ist, so spricht dagegen sehr Vieles gegen die Wahrscheinlichkeit daß der alte Corrector im Besitze handschriftlicher Hülfsmittel, etwa der Theatermanuscripte Shakspeare's, wie Collier und Frese annehmen, gewesen ist. Er corrigirte in seiner Ausgabe von 1632 die Druckfehler an denen diese Ausgabe sehr reich ist; seine Correcturen der Druckfehler stimmen oft mit den Lesarten der betreffenden Stellen in den Quartausgaben und der Folio von 1623 gar nicht überein; da aber bei Shakspeare's Lebzeiten nur 16 seiner Dramen in Quartausgaben gedruckt waren (Frese zählt sie auf S. ix), so mußten die Freunde Shakspeare's, welche die Ausgabe seiner sämmtlichen Dramen 1623 besorgten, die noch nicht gedruckten Stücke nach Shakspeare's Theatermanuscripten drucken lassen; hätte aber der Corrector solche Manuscripte besessen und nach ihnen corrigirt, so müßten seine Correcturen der Druckfehler oder anderer Stellen mit den entsprechenden in der Folio von 1623 mehr übereinstimmen als es der Fall ist. Dazu kommt noch daß der Corrector, wenn er handschriftliche Hülfsmittel besessen hätte, viele durch Druckfehler verdorbene Stellen nicht würde unverbessert gelassen haben, während sein Verfahren bei solchen Stellen darin besteht daß er sie unverbessert läßt oder geradezu durchstreicht. Demnach sind seine Quellen keine andern als Aufführungen der Bühne und eigene Conjectur, und die Autorität seiner Emendationen ist hiernach wol einzig und allein zu messen. Die Emendationen des Correctors können daher einen objectiven Werth gar nicht in Anspruch nehmen; sie haben keinen etwas mehr als den subjectiven der Conjectur. Sie müssen, ehe sie ein Bürgerrecht im Text erlangen, ihrem Gehalte und Werthe nach geprüft werden. Eine solche Prüfung enthält die oben angeführte Arbeit von Delius. Der Verfasser ist wegen seiner Schrift am heftigsten jetzt von F. A. Leo angegriffen worden in einer kleinen Schrift unter dem Titel:

Die Delius'sche Kritik der von J. Payne Collier aufgefundenen alten handschriftlichen Emendationen zum Shakspeare gewürdigt von F. A. Leo. Berlin, Asher u. Comp. 1853. 8. 8 Ngr.

Leo nennt die Schrift von Delius eine „oberflächliche Schmähschrift" (S. 49). Er will sich, wie er S. iv bemerkt, gegen Delius so objectiv als möglich gehalten haben; wir haben indessen von dieser Objectivität wenig wahrgenommen, noch weniger aber gefunden daß F. A. Leo die Kritik von Delius in den Hauptsachen widerlegt hätte. Es ist nicht zu leugnen daß sich Delius einzelne Uebereilungen hat zuschuldenkommen lassen, auf welche F. A. Leo hinweist, wie wenn er behauptet daß die Königin im „Hamlet" ihren Sohn nie „my son" anrede, und Leo zwei Stellen (S. 22) beibringt, wo die Königin zu Hamlet mit „o gentle son" und mit „o my son" spricht; oder wenn er behauptet, prevision sei gar kein englisches Wort (Leo, S. 38), oder wenn er anführt, der Corrector habe grovelling heart geschrieben, während dieser grovelling beast schrieb. Aber beiweitem in den meisten Stellen hat Leo uns nicht überzeugt daß Delius Unrecht habe. Auch Leo greift den

Corrector in vielen Stellen an, und seine Kritik unterscheidet sich von der Delius'schen hauptsächlich dadurch daß Delius entschieden, Leo minder entschieden und in seiner Ansicht schwankend ist. Er behauptet S. 17 von dem Corrector daß derselbe durch sein Wissen wie durch seine Stellung befähigt gewesen sei die Fehler der zweiten Folio zu erkennen, und daß er in seinem Exemplare was ihm unrichtig schien, durch bessere Hülfsmittel geleitet, geändert habe. Nach diesen Worten wundert man sich wol billig, wie Leo von schlimmen, unverzeihlichen Fehlern, von lächerlichen, unsinnigen Emendationen des Correctors, „der durch bessere Hülfsmittel geleitet war" (S. 23, 49, 50), sprechen konnte. Nach dieser letztern Aeußerung sollte man Leo ganz auf Delius' Seite zu finden meinen, mit dem er in vielen Stellen vollkommen übereinstimmt. „Um die Unbefangenheit seines Urtheils anzudeuten" (S. IV), hat Leo ausdrücklich eine Anzahl von Stellen angeführt, in welchen er in seiner Kritik gar nicht von Delius abweicht. Wir begreifen freilich nicht, warum Leo diese Stellen anführt, da er viele andere die er nicht angreift, also wol billigt, nicht angeführt hat. Aber wie dem auch sei, wir haben etwa 15 Stellen (S. 19, 20, 28, 31, 35, 36, 40, 45, 47, 48) ausdrücklich angeführt gefunden, in welchen Leo mit Delius übereinstimmt. Wo er Delius angreift, hat uns seine Kritik selten, der Ton derselben nie gewonnen. Es würde eine eigene Schrift erfodern auf die Einzelheiten einzugehen, wir werden aber im Folgenden Gelegenheit haben manche von Leo vertheidigte Emendationen des Correctors näher zu betrachten. Nur einen Punkt, in welchem Delius und Leo übereinstimmend zusammentreffen, wollen wir noch hervorheben. Am Schlusse seiner Polemik gegen Delius bemerkt Leo (S. 50):

> Es sind bereits Ausgaben des Shakspeare mit Benutzung der Emendationen erschienen: Collier hat einen beklagenswerthen Anfang gemacht, indem er seiner neuen Ausgabe alle Emendationen, selbst die unsinnigsten aufzwang. In Leipzig ist man gleichfalls mit solchem Unternehmen beschäftigt, — — sowie bei Reimer in Berlin eine Bearbeitung der Schlegel'schen Uebersetzung (wie wir hören, von Mommsen) erscheinen soll. In Bezug auf diese Unternehmungen müssen wir die kaufmännische und unwissenschaftliche Eile tadeln, mit der so Wichtiges so oberflächlich behandelt wird. Man lasse der Kritik geraume Zeit, durch ernste Prüfungen und durch vielseitigen Austausch die Spreu vom Weizen zu scheiden, und dann erst gebe man daran das Resultat dieser Forschungen dem Publicum als Eigenthum zu übergeben.

Wir stimmen von Herzen in diese Ansichten und Wünsche Leo's und glauben mit Delius daß bei der Sonderung wenig Weizen übrigbleiben wird. Jene oberflächliche Behandlung des Wichtigen aber war es eben der Delius durch seine Schrift entgegentreten wollte (vergl. Vorwort, S. I). Mag daher der Ton derselben auch satirisch und beißend sein, durfte Delius dem alten Corrector auch nicht „Emendationsfrechheit" vorwerfen, da er meinte daß derselbe nur in der Harmlosigkeit des Privatvergnügens emendirte, frei von der Prätension, seine Emendationen für Shakspear'sche Originale auszugeben, wir können in seinem Werke keine Schmähschrift sehen, wie Leo, noch Hochmuth in seiner Kritik finden, wie Frese. Delius hat eine ungetrübte Pietät gegen den großen Shakspeare, und diese Pietät gerade, die doch wol einer Pietät gegen den Corrector vorzuziehen ist, macht ihn streng und rücksichtslos gegen den letztern. Der große Werth der von Delius gegebenen Kritik besteht darin daß sie aus einer tiefen und feinen Kenntniß der dichterischen Eigenthümlichkeit und Sprache Shakspeare's hervorgegangen ist. Eine Prüfung der von dem Corrector gemachten Aenderungen ergibt daß derselbe zuweilen Charakteristisches zerstört, daß er die kühnen Personificationen und Bilder welche Shakspeare eigen sind oft verflachte, daß er die Schärfe der Epithete zuweilen prosaisch abstumpft und den Glanz des antithetischen Stils verwischt, daß er vor dem Humor des Dichters oft sich fürchtet und an die Stelle des Kühnen das Zahme setzt, daß er zuweilen Anspielungen auf Verhältnisse nicht mehr verstand und für alte Ausdrücke solche setzte die seiner Zeit geläufiger waren. Obgleich der Charakter d. Bl. nicht verstattet in die Betrachtung der einzelnen Stellen tief einzugehen, so müssen doch zur Erhärtung der eben behaupteten Sätze einzelne Stellen mitgetheilt werden. Wir führen zuerst eine Stelle aus „Coriolan" an, in welcher (Act 2, Scene 1) Menenius sagt:

> Ich bin bekannt als ein lustiger Patricier und einer der einen Becher heißen Weins liebt, mit keinem Tropfen Tiberwasser gemischt. Man sagt ich sei etwas schwach darin, immer die erste Klage zu begünstigen; hastig und entzündbar bei zu kleinen Veranlassungen, einer der mit dem Hintertheil der Nacht mehr Verkehr hat als mit der Stirn des Morgens (said to be some imperfect in favouring the first complaint; hasty and tinderlike upon to trivial motion; one that converses more with the buttock of the night, than with the forehead of the morning).

Der Corrector ändert die Worte first complaint in thirst-complaint. Mit Recht verwirft Delius (S. 57) diese Aenderung, indem er bemerkt daß Menenius in den angeführten Worten

> als Lebemann sich charakterisire nicht nur in seiner Vorliebe für unverdünnten Wein, sondern auch in seiner bequemen Manier, die ihm vorgetragenen Rechtshändel leicht abzumachen, indem er dem ersten Kläger Recht gibt.

Infolge dieser Erklärung wird Delius von Leo zu den „Leuten gerechnet die aus jeder Stelle des Shakspeare wie sie uns in ihrer ersten unkritischen Form überliefert worden, einen Sinn um jeden Preis herauszwingen wollen" („Die Delius'sche Kritik", S. 36). Leo nennt diese Erklärung magern Inhalt und schwachen Zusammenhang und fährt fort: „Daß Menenius übrigens gar nicht so geneigt ist Jedem Recht zu geben der gerade kommt, geht aus der Thatsache hervor daß er fortwährend streitet und opponirt", was Leo durch die obenangeführten Worte beweist. Aber die Neigung zur Bequemlichkeit, mit welcher Menenius Rechtshändel abmacht die ihn persönlich nicht angehen, verträgt sich sehr wohl mit jener Hastigkeit und zundergleichen Entzündbarkeit welche Menenius in eigenen Angelegenheiten beweist. Wir glauben daher daß first complaint einen Zug der Charakteristik enthält, der Shakspeare's würdig ist, der

so gern seine Personen bis in die geringsten Einzelheiten hinein zeichnet.

Wir gehen zu der Betrachtung der Art über wie der Corrector Shakspeare'sche Bilder behandelt. Wenn Heinrich V. (Act 1, Scene 2) sagt: „I will keep my state, be like a king and show my sail of greatness", so ist dieses von der Schiffahrt hergenommene Bild für Shakspeare so natürlich daß die Aenderung von sail in soul eine Verflachung ist. Mit Recht wundert sich Delius (S. 85) wie eine solche Emendation von Collier gebilligt werden könne. So zerstört der Corrector in „Cymbeline", Act 1, Scene 5 (vergl. Delius, S. 87) eine Metapher geradezu, wenn er für under her colours die Worte and her dolours setzt. So hat der Corrector auch die vielbesprochene Stelle in „Romeo und Julie" (Act 3, Scene 2): „That Run-away's eyes may wink", gewiß auf eine höchst prosaische Weise geändert, wenn er Run-away's eyes in enemies' eyes verändert. Mit Recht verwirft Delius (S. 51) diese „Emendation", indem er sich für Dyce's Conjectur rude day's entscheidet, womit Leo (S. 251) übereinstimmt, während Frese die Aenderung des Correctors mit Geist, aber nicht mit Glück vertheidigt. Auffallend war es uns daß Delius von der geistreichen Erklärung jenes die fragliche Stelle enthaltenden Monologs, welche Halpin („The Shakspeare society's papers", II, 14 fg.) gegeben hat, keine Notiz genommen hat, obgleich schon Gervinus („Shakspeare", II, 5 fg.) auf diese Erklärung hinwies. Nach dieser Erklärung, von welcher jetzt Ulrici in seiner trefflichen Ausgabe von „Romeo und Julie", S. 114 einen Auszug gegeben hat, ist der Run-away Cupido selbst, der auch in den griechischen Epithalamien δραπετίδης, Ausreißer, Flüchtling hieß. Daß Shakspeare Run-away schrieb und darunter Amor verstand, ist aus der ganzen Fassung des Monologs zu erklären, der sich durchweg in den herkömmlichen Vorstellungen und Symbolen der Epithalamien bewegt und eine große Neigung zu mythologischen Bildern verräth. Die Vorstellung den Cupido als Flüchtling (weil er seiner Mutter entfloh) zu fassen war Shakspeare geläufig, dafür spricht eine zweite Stelle in „Romeo und Julie", in welcher der witzige Mercutio vom Young Abraham Cupid spricht (Act 2, Scene 1). Unter Abraham-men verstand man aber zu Shakspeare's Zeiten, wie Ulrici (S. 63) aus Knight mittheilt, „herumziehende, vagabundirende Leute". Daß die Aenderung enemies' „zuerst matt und unpoetisch" erscheine, gibt auch Frese zu (S. 432), aber er sucht ihr Wahrscheinlichkeit zu verschaffen durch die Erinnerung an die nächtliche Gartenscene (Act 2, Scene 2) zwischen Romeo und Julie, in welcher Julie ihre ängstliche Furcht ausspricht daß Romeo von einem ihrer Vettern ermordet werden könne. Bedenkt man aber wie ganz Julie in dem Monologe in den Vorstellungen ihrer Liebe, in der Sehnsucht nach der Zusammenkunft mit Romeo sich verliert, so muß man annehmen daß diese Vorstellungen und Empfindungen eine Erinnerung an die Feinde bei ihr ausschließen. Wenn Frese ferner meint daß die Worte untalk'd of and unseen sich auf neugierig spähende, schwatzhafte Menschen beziehen müßten, so ist zu entgegnen daß untalk'd of durch „unbesungen" übersetzt werden kann, indem Julie wegen ihrer heimlichen Ehe auf einen hymenäischen Festgesang verzichten muß. Wie sich der alte Corrector, wenn er ein Bild nicht versteht oder als zu kühn verwirft, einfach durch Streichen hilft, mag eine Stelle aus dem „Sommernachtstraum" (Act 3, Scene 2) lehren, wo Helena zu Hermia sagt:

> So wuchsen wir
> Zusammen, einer Doppelkirsche gleich,
> Zum Schein getrennt, doch in der Trennung Eins;
> Zwei holde Beeren, Einem Stil entwachsen,
> Dem Scheine nach zwei Körper, doch Ein Herz;
> Zwei Schildern eines Wappens glichen wir,
> Die friedlich steh'n, gekrönt von Einem Helm.

Das letzte Bild hat der Corrector gestrichen, wahrscheinlich, wie Collier selbst sagt, weil er es nicht verstand (vergl. Leo, S. 68). Es braucht kaum bemerkt zu werden, wie die Häufung verschiedener Bilder ganz in Shakspeare's Natur liegt, was viele Stellen beweisen, und wie viel echten Shakspeare wir verlieren würden, wenn die willkürlichen Streichungen des Correctors Gültigkeit haben sollten. Derselbe Mann hat zuweilen den Fluß der bildlichen Sprache bei Shakspeare zerstört oder unterbrochen, indem er mitten hinein einen prosaischen Ausdruck wirft. Davon geben die von Delius aus den „Lustigen Weibern von Windsor", aus dem „Wintermärchen", aus „König Johann" S. 65, 79, 83 angeführten Stellen einen genügenden Beweis. Wir führen das Beispiel aus den „Lustigen Weibern" (Act 1, Scene 3) an, wo Falstaff sagt:

> Mit einem Wort, ich habe im Sinn einen Liebeshandel mit der Frau Fluth anzufangen; ich wittere Unterhaltung bei ihr; sie discurirt, sie schneidet vor, sie ladet mit dem Blicke ein (she discourses, she carves, she gives the leer of invitation).

Der Corrector änderte carves in craves und zerstört ein Bild. Delius (S. 64) bemerkt mit Recht daß „der grobsinnliche Falstaff die guten Aussichten seiner Liebschaft mit der Frau Fluth einem leckern Gastmahle vergleiche, wo sie ihn auffodere zuzulangen, nachdem sie vorgelegt". Leo („Die Delius'sche Kritik", S. 40) vertheidigt die Aenderung des Correctors, weil „she craves" („sie verlangt") vortrefflich zu dem folgenden she gives the leer of invitation passe, und findet daß „die Erklärung von Delius etwas plump in den deutlich ausgesprochenen Gedanken hineinfalle". Solange nicht bewiesen werden kann daß Shakspeare „craves" schrieb, bleiben wir mit Delius bei der herkömmlichen Lesart, weil nach „craves" („sie fodert auf") die Worte „she gives the leer of invitation" matt erscheinen müssen, weil wir durch die Aenderung eine des sinnlichen und witzigen Falstaff gleich würdige Wendung und ein Bild einbüßen, welches so nahe lag, da, wie Steevens zu der Stelle bemerkt, in Shakspeare's Zeitalter auf das Vorschneiden ein solcher Werth gelegt wurde daß die-

Jugend beiderlei Geschlechts ausdrücklich darin unterrichtet wurde.

Ein anderes Beispiel wie der Corrector Bilder verstümmelt, wähle ich aus dem „Sommernachtstraum", Act 2, Scene 1, wo der Elf von der Titania sagt:

> Die Primeln sind ihr Hofgeleit;
> Ihr seht die Fleck' am gold'nen Kleid.

In dieser Stelle hat der Corrector das treffende Beiwort der Primeln „tall" in das nüchterne „all", ferner „coats" in „cups" verwandelt, wodurch die mit „pensioners" begonnene Personification der Primeln unterbrochen wird. Diese Emendation ist von Frese (S. 114) mit Auslassung des „all" übersetzt worden:

> Die Primeln sind ihr Hofgeleit;
> Die Fleck' im gold'nen Kelch verstreut.

Bei Gelegenheit dieser Emendation macht F. A. Leo die Erklärung Warton's lächerlich (S. 67), welcher bemerkt daß mit den „pensioners" auf die Ehrenwache der Königin Elisabeth angespielt werde; aber Warton's Ansicht wird durch den Umstand gerechtfertigt daß der Dichter im „Sommernachtstraum" der Königin Elisabeth öfter versteckte Huldigungen darbringt (vergl. meine Abhandlung „Ueber Shakspeare's Sommernachtstraum", S. 133), und daß die Leibwache der Königin pensioners hieß. Es liegt daher in den Worten des Elfen ein Vergleich und er will sagen: Wie die Königin Elisabeth ihre Leibwache hat, so hat sie auch die Elfenkönigin Titania, und diese besteht in den schlanken Primeln, an deren goldenen Röcken ihr seht 2c. Wie oft der Corrector treffende, oft metaphorische Epithete verflachte, davon kann man bei Delius S. 64, 74, 80 schlagende Beispiele finden. Auch F. A. Leo nimmt die schlagenden Epithete des Dichters gegen den Corrector in Schutz, z. B. S. 202. Nicht so verfährt er in Bezug auf manche antithetische Stellen, an welchen Shakspeare bekanntlich so reich ist. Wenn der Corrector das Wort beast, welches Lady Macbeth ihrem Gemahle gegenüber (Act 1, Scene 7) gebraucht, in boast verwandelt, so hat er die Zustimmung Frese's und F. A. Leo's, welcher das Wort, „abgesehen davon daß wenig Sinn darin läge", unschön in dem Munde der Lady Macbeth findet (S. 275); als ob Lady Macbeth nicht noch viel Unschöneres spräche und thäte! Auch war Shakspeare nicht so ängstlich im Gebrauche von dergleichen Worten: er läßt Julie („Romeo und Julie", Act 3, Scene 2), als sie ihren Romeo wegen der Ermordung Tybalt's gescholten hat, sagen: „O, what a beast was I to chide at him!" Nach F. A. Leo's Meinung dürfte sich das unbezweifelte Wort in der schönen Julie Munde so wenig ziemen als in des milden Lorenzo, welcher in derselben Tragödie dem Romeo (Act 3, Scene 3) „the unreasonable fury of a beast" zuschreibt und denselben Ausdruck gleich noch ein mal wiederholt! Mit Recht macht Delius S. 59 die Bemerkung daß durch die Aenderung des Worts in boast der antithetisch zugespitzte Stil der Rede und Gegenrede verwischt wird! Wir verweisen noch auf die von Delius S. 91 und 77 angeführten Stellen, aus deren letzterer hervorgeht daß der Corrector den „gezierten Antithesenstil, der bei Shakspeare häufig die Sprache der Vornehmern charakterisirt", zerstört hat. Am deutlichsten springt die Flachheit der Emendation ins Auge in der Stelle in „König Johann", Act 3, Scene 1, wo Konstanze sagt:

> Die Ringerkraft, das wilde Droh'n des Kriegs
> Kühlt sich in Freundschaft und geschminktem Frieden.

Der Corrector hat in dieser Stelle die charakteristischen Worte „painted peace" in die mattherzigen „faint in peace" verwandelt, und Frese übersetzt:

> Die Ringerkraft, das wilde Droh'n des Kriegs
> Kühlt sich in Freundschaft, schwächt sich ab in Frieden.

Diese Aenderung nimmt F. A. Leo in Schutz, indem er bemerkt (S. 124) daß Constanze von einem geschminkten Frieden, „von einem Bündnisse nämlich das nur den äußern Schein der Freundschaft trägt", gar nicht spreche. Abgesehen davon daß dem finstern Stirnrunzeln des Kriegs (rough frown of war) der geschminkte Friede in echt Shakspeare'scher Weise entgegengesetzt wird, wie Delius S. 82 richtig bemerkt, spricht die leidenschaftliche Konstanze von einem geschminkten Frieden, weil derselbe für sie ein falscher ist, da durch diesen Frieden sie und ihr Sohn verrathen und des Letztern Ansprüche und Hoffnungen verletzt werden. So scheint mir der Corrector auch in einer Stelle in „Verlorener Liebesmühe" Unrecht mit seiner Aenderung zu haben. Der König richtet hier an seine Geliebte das Sonett, dessen erste Verse lauten (Act 4, Scene 1):

> So lieblich küßt die gold'ne Sonne nicht
> Die Morgenperlen, die an Rosen hangen,
> Als deiner Augen frisches Strahlenlicht
> Die Nacht des Thaus vertilgt auf meinen Wangen.

Der Corrector verändert „die Nacht des Thaus" in den „Thau der Nacht". Aber er zerstört dadurch den Gegensatz, der in dem Strahlenlicht des Auges liegt, welches die Nacht des Thaus, d. h. die aus den dunkeln Gemüthsqualen entspringende Thräne vernichtet.

Daß der Corrector ferner kein genügendes Verständniß für den Humor des Dichters und die verschiedenen Formen desselben besaß, geht aus auffallenden Beispielen hervor welche Delius S. 38, 47, 69, 70 anführt. Auch F. A. Leo verwirft öfter Aenderungen des Correctors, weil sie entweder kecke Witze zahm machen oder Wortspiele vernichten. Hierher gehört, wenn Falstaff den Nym Nebengaul (coach-fellow) des Pistol nennt („Lustige Weiber", Act 2, Scene 2) und der Corrector aus dem Nebengaul einen Schlafburschen (couch-fellow) macht; hierher gehört ferner, wenn der Herzog in „Was ihr wollt" zum Narren sagt: „Erlaube mir dich zu beurlauben" („Give me now leave to leave thee", Act 2, Scene 4), und der Corrector dafür die Worte setzt: „Ich erlaube dir, dich zu beurlauben." Wie der Corrector humoristische Stellen zerstörte, weil er Anspielungen des Dichters nicht verstand, davon führt Delius ein auffallendes Beispiel aus „Viel Lärmen um Nichts" (Act 1, Scene 1) an, wo Benedict sagt: „Wenn ich das thue

(d. h. mich verliebe), so hängt mich in einer Flasche auf wie eine Katze und schießt nach mir, und wer mich trifft, dem klopft auf die Schulter und nennt ihn Adam.“ Unter Adam ist Adam Bell zu verstehen, der von englischen Balladen besungene ausgezeichnete Bogenschütze, und man bezeichnete zu Shakspeare's Zeiten jeden geschickten Bogenschützen sprüchwörtlich mit dem Namen Adam. Der Corrector, hiermit unbekannt, ändert und schreibt: „Wer zuerst mich trifft“, und Collier bemerkt daß unter Adam der „erste, vorzüglichste Mann“ gemeint sei, der Corrector dachte offenbar an den biblischen Adam. Auch F. A. Leo (S. 44) verwirft die Aenderung des Correctors, und Delius bemerkt daß doch nicht mehr als einer, nicht eine ganze Reihe nacheinander die in der Flasche hängende Katze habe treffen können, da sie ein mal getroffen heraus war. Man vergleiche hiermit noch die von Delius S. 76 besprochenen Aenderungen. Claudio in „Viel Lärmen um Nichts“, Act 5, Scene 1, als er von Benedict zum Zweikampfe gefodert ist, sagt:

> Er hat mich eingeladen auf einen Kalbskopf und einen Kapaun, und wenn ich beide nicht mit der größten Zierlichkeit vorschneide, so sagt, mein Messer tauge Nichts. Gibt's nicht etwa auch eine junge Schnepfe?

Der Corrector änderte „einen Kalbskopf und einen Kapaun“ in einen „Kalbskopf mit Kapern“ um, indem er vergaß daß Claudio auf das kunstvolle Zerlegen eines Kapauns anspielt, eine Geschicklichkeit die Shakspeare oft erwähnt. In Bezug auf den Corrector ist ferner noch hervorzuheben daß er durch seine Aenderung den Zusammenhang ganzer Stellen stört, wovon die von Delius S. 57, 58, 61, 63 angeführten Stellen Zeugniß ablegen. Er hat ferner die Gewohnheit, alte Ausdrücke, die Shakspeare gebraucht, in modernere, seiner Zeit geläufigere zu verwandeln. Daß er dies aus Unkenntniß der alten Ausdrücke that, wie Delius meint, ist nicht anzunehmen, und wir finden die Bemerkung welche Frese S. IX, Anm. in dieser Angelegenheit gegen Delius macht beachtenswerth. Zuletzt erwähnen wir noch daß der Corrector viele Stellen streicht, viele in Reime bringt und Verse einschiebt. Zum Streichen veranlaßte ihn der Umstand daß sein Geschmack von Cynismen beleidigt wurde, oder die Rücksicht auf die Bühne, auf religiöse und politische Verhältnisse. Viele schwierige Stellen strich er, weil er sie, wie Collier oft bemerkt, nicht verstand. Wofern die Streichungen des Correctors, deren Beschaffenheit man aus der sorgfältigen Angabe Leo's (vergl. S. 5, 41, 60, 68, 70, 76, 80, 90, 92, 94, 176, 197, 200, 224) kennenlernen kann, eine Gültigkeit hätten, würden wir viel Bedeutendes und Charakteristisches aus Shakspeare verlieren. Um nur ein Beispiel anzuführen: der Corrector streicht im „Kaufmann von Venedig“, Act 1, Scene 3, die Stelle von den Worten „Als Jakob Laban's Schafe hütete“ bis zu den Worten „O wie der Falschheit Außenseite glänzt“, eine für den Charakter, die Weltanschauung und Sprechweise Shylock's höchst bedeutsame Stelle. Von den Versen welche der Corrector dem Shakspeare hinzugefügt hat irgend welche anzuführen, können wir füglich unterlassen, da durchaus nicht erwiesen ist daß diese Zusätze eine Spur von Echtheit an sich tragen. Frese, der diese Zusätze sehr sorgfältig in seiner Einleitung S. XV fg. anzeigt, sagt zwar (S. XVI) daß dieselben der „einleitenden äußern Gründe nicht bedurften“, und behauptet kühn: „Sie tragen den Beweis ihres Ursprungs in sich: wir können nicht anstehen sie alle ohne Ausnahme als echt in den Shakspeare'schen Text aufzunehmen.“ Einen Beweis aber für diese behauptete Echtheit ist Frese durchaus schuldig geblieben. Ja er macht die sichere Festigkeit seiner Behauptung selbst wieder wankend, wenn er S. XX bemerkt, „des Correctors Werk für authentisch, seine Aenderungen für durchweg echt zu halten sei er weit entfernt“; wenn er auf derselben Seite hinzufügt „daß der Corrector auch sonst im Laufe seiner Arbeit über die Einführung echter Varianten hinausgegangen sei und aus eigenen Mitteln Aenderungen hinzugefügt habe, die theils unnöthig, theils geradezu falsch seien“. Und von den als durchweg echt behaupteten Zusätzen sagt Frese wieder S. XVIII: daß über sie oft jede Entscheidung abgeschnitten sei und Nichts zu sagen bleibe als daß Shakspeare so geschrieben haben könne, wie ihn der Corrector ergänze; daß die Ergänzungen an solchen Stellen am verdächtigsten seien, wo die eine Hälfte des betreffenden Verses eine Rede schließe und die andere eine folgende Rede anfange. Von einem solchen Standpunkte muß denn auch der Werth und die Gültigkeit der von dem Corrector gegebenen Reime beurtheilt werden. Der Corrector hat eine große Anzahl von Versen die bei Shakspeare keinen Reim haben in Reime gebracht. Frese zählt diese Stellen mit großer Sorgfalt S. XVI in verschiedenen Kategorien auf und sagt wie Collier daß der Corrector den Reim hergestellt habe, als ob es gewiß wäre daß diese Stellen aus der Feder des Dichters in Reimen geflossen seien. Frese bemerkt indessen schon S. XVII: „daß nicht jeder einzelne neue Reim dieser Art als echt vertheidigt werden solle. Ab und zu habe der Corrector des Guten wol zu viel gethan; aber die Mehrzahl halte Stich vor der Kritik und bei den übrigen werde sie mit der Verwerfung vorsichtiger sein müssen als mit der Aufnahme.“ Wir begnügen uns mit dem Resultate daß die [illegible] des Correctors nach Frese's Zugeständniß vor das Forum der Kritik gehören und daselbst ihre Echtheit zu rechtfertigen haben, daß eine aus authentischen Quellen bewiesene Echtheit ihnen nicht zukommt. Wie die zuletzt aus Frese's Einleitung mitgetheilten Stellen beweisen, steht Frese dem Corrector gegenüber auf dem Standpunkte der Kritik. Besteht nun der Werth der Bücher von Leo und Frese darin daß sie uns die Aenderungen des Correctors mittheilen, was Leo im Auszuge, Frese mit großer Ausführlichkeit thut (auch die Anmerkungen Beider sind zuweilen werthvoll, und der Fehler Leo's daß er im „Kaufmann von Venedig“ Indian beauty für „indische Schönheit“ nimmt, während Shakspeare eine indianische [illegible]ter versteht, kann aus der trefflichen Note Frese's S. 1[illegible]

berichtigt werden); so besteht der Werth der Schrift von Delius, abgesehen von der Sachkenntniß und Gründlichkeit des Verfassers, in der Energie, mit welcher er die Gefahr einer Entstellung der Shakspeare'schen Dichtungen, wofern die Emendationen unbesehen in den Text aufgenommen würden, rücksichtslos abzuwenden sucht, wenn er auch in seiner Rücksichtslosigkeit stellenweise zu weit gegangen sein. Delius selbst erkennt 18 Emendationen des Correctors als brauchbar an; der Werth des Emendationswerks ist so wenig absolut zu verwerfen als absolut anzuerkennen; insbesondere aber können die vielen Bühnenweisungen, welche der Corrector in seiner Ausgabe beigefügt hat, von Nutzen sein. Ueber die Gültigkeit der Emendationen theilen wir das besonnene Urtheil Ulrici's, daß die Textverbesserungen des alten Correctors nur nach gründlicher Erwägung jedes einzelnen Falles, d. h. nur da aufzunehmen sind, wo objective nachweisbare Gründe für eine Aenderung des Textes überhaupt und insbesondere gerade für die von dem Anonymus vorgeschlagene Emendation sprechen, daß es dagegen ein im höchsten Grade unkritisches Verfahren sei, wenn man seinen Correcturen blindlings folgen wollte. Nach diesen Grundsätzen ist Ulrici selbst verfahren in der von ihm unternommenen Ausgabe der Werke Shakspeare's, von welcher das erste Bändchen unter dem Titel erschienen ist:

…speare's Romeo und Julie im englischen nach den besten …len berichtigten Text. Mit kritischen und erläuternden …kungen von Hermann Ulrici. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1853.

Der Verfasser dieser vorzüglichen Arbeit will, wie er … Vorrede bemerkt (S. IX), „dem deutschen Leser …feile und bequeme Ausgabe liefern, welche un… lesbaren, dem Geübtern für sich verständlichen, … Druckfehlern gesäuberten Texte zugleich alle … kritischen und erläuternden Anmerkungen dar…ren der größte Theil der deutschen Leser benöthigt … dürfte". Der Verfasser hat dies Ziel vollkommen … Er hat der Tragödie eine Einleitung vorange…, in welcher er zuerst die Entstehungszeit des Drama …rischen wie sprachlichen Gründen bestimmt und … daß dasselbe 1592, vielleicht schon 1591 auf die … gekommen sein wird. Darauf handelt der Ver… von den Quellen der Tragödie und zählt die al… Ausgaben auf welche er bei der Constituirung des … benutzt hat. Insbesondere ist dies die Folioaus… von Shakspeare's Werken von 1623, mit der aber … die ältern Quartausgaben verglichen sind. Der …sser hat über die Lesarten die er wählte in den …kungen sorgfältige Rechenschaft gegeben und die … die ihn für die Aufnahme oder Verwerfung …ortes oder Stelle bestimmten dargelegt. Bei der … der Lesarten mußten oft ästhetische und psycho… Gründe den Ausschlag geben, und es war von … so tiefen und feinen Kenner Shakspeare's, wie …, zu erwarten, daß er hier Vorzügliches leisten … „Romeo und Julie" gehört zu den Stücken … Shakspeare in einer zweiten Bearbeitung auf die Bühne brachte, und die zweite Quartausgabe von 1599 enthält bedeutende Verbesserungen und Zusätze die von des Dichters Hand herrühren. Es ist sehr zweckmäßig daß Ulrici auf diese Veränderungen und Zusätze an verschiedenen Stellen ausdrücklich aufmerksam macht (vergl. die betreffenden Noten auf S. 98, 101, 161, 162, 184, 189, 195). Wir hätten gewünscht daß der Verfasser die Stellen der ersten Quartausgabe von 1597 in den Noten mitgetheilt hätte; aber das verbot ihm sein Plan und die in der Vorrede ausgesprochene Furcht in den Anmerkungen des Guten zu viel zu thun. Welch einen großen Fortschritt in seiner Kunst der Dichter in seiner zweiten Bearbeitung gemacht hatte, kann die Vergleichung der sechsten Scene des zweiten Acts in den beiden genannten Ausgaben beweisen, da Delius in seinen vorzüglichen Anmerkungen zu Shakspeare's Dramen („Shakspeare-Lexicon", S. 169) die erste Gestalt dieser Scene aus der Quarto 1597 mitgetheilt hat. Die frühern Herausgeber Shakspeare's haben zuweilen Stellen dieser Quartausgabe der spätern Bearbeitung des Dichters vorgezogen und in den Text aufgenommen. So verfuhr Steevens z. B. mit den Worten welche Graf Paris (Act 5, Scene 3) bei Juliens Grabe spricht, und Schlegel folgte ihm in seiner Uebersetzung; die spätere Aenderung dieser Stelle (Ulrici, S. 184) ist aber ungleich poetischer. Mit welcher Besonnenheit Ulrici bei der Constituirung des Textes zuwerkeging, mag ein Beispiel lehren das wir aus dem Monologe Juliens in der Schlaftrunksscene (Act 4, Scene 3) entnehmen. Julie spricht in diesem Monologe die Furcht aus daß der Pater Lorenzo ihr Gift gegeben haben könne, damit ihn ihre Vermählung mit Paris nicht entehre, da er sie zuvor mit Romeo vermählt. Julie sagt:

So, fürcht' ich, ist's doch, dünkt mich, kann's nicht sein,
Denn er ward stets ein frommer Mann erfunden.
Ich will nicht Raum so bösem Argwohn geben.

Dieser letztere Vers („I will not entertain so bad a thought") findet sich in der ersten Quarto, aber in keiner der übrigen ältern Ausgaben. Steevens hat in seine Ausgabe, nach welcher Schlegel übersetzte, den Vers aufgenommen, auch Collier hat ihn, weil er meint „daß derselbe nothwendig zur Vervollständigung von Juliens Zurückweisung ihres Verdachts gegen Lorenzo scheine." Ulrici hat den Vers nicht aufgenommen und rechtfertigt sein Verfahren durch folgende treffliche Bemerkung (S. 162):

Nimmt man an daß Julie — oder vielmehr Shakspeare — den Verdacht der in ihrer Seele aufsteigt gänzlich zurückweisen wolle, so scheint jener Vers allerdings nothwendig. Aber es fragt sich eben, ob dies die Absicht des Dichters sei. Nach dem Text der Quarto 1 war sie es allerdings; denn hier lautet die Stelle:

— — Ah, I wrong him much,
He is a holy and religious man:
I will not entertain so bad a thought.

Allein die Erweiterung und Umgestaltung, die der ganze Monolog in der „corrected, augmented and amended edition" von 1599 erhielt, besteht gerade darin daß Shakspeare hier die Zweifel, Befürchtungen und Schrecken die Juliens Seele

beim Anblick der zu leerenden Phiole ergreifen, weit stärker und eindringlicher als in der ersten Ausgabe hervorhebt, offenbar in der Absicht, die Energie ihres Charakters, die Hochherzigkeit ihres Entschlusses, die Größe ihrer Liebe und Treue in ein helleres Licht zu stellen.

Für diese Absicht wäre es offenbar sehr wenig zweckdienlich, den aufgestiegenen Verdacht gegen Lorenzo gänzlich wieder beseitigen zu wollen: im Gegentheil, er mußte, wenn auch nur als zweifelhafte Befürchtung, stehen bleiben. Daher sagt Julie ganz abweichend vom Text der Quarto 1: „I fear, it is etc.", womit die Worte „I will not entertain etc." wenig harmoniren. Dieser feine psychologische Sinn, den Ulrici bei der Verwerfung des fraglichen Verses beweist, entwickelt sich auch bei Gelegenheit einzelner Worte, welche der Verfasser schützt oder verwirft; wir beklagen auf die Einzelheiten nicht eingehen zu dürfen und verweisen beispielsweise auf die Anmerkungen auf S. 40, 116. Von Collier's Corrector hat Ulrici einige Aenderungen aufgenommen (vergl. S. 30, 48, 65, 67), von denen die wichtigste Act 2, Scene 2, S. 65 ist, wo der Corrector sicke and greene in white and green verwandelt, eine Aenderung die auch Frese lebhaft vertheidigt, während Leo sie verwirft. Eine andere Anzahl der Aenderungen des Correctors hat Ulrici verworfen und die Gründe in den Anmerkungen auf S. 50, 115, 142, 159, 177 dargelegt, wobei aus der Anmerkung auf S. 152 hervorgeht daß der Corrector eine Stelle strich, weil er sie in ihrer psychologischen Bedeutung nicht verstand.

Hat Ulrici durch den trefflichen Text den er gegeben seiner Ausgabe einen großen Werth verliehen, so hat er das Verdienst derselben noch durch sehr zweckmäßige und fördernde Anmerkungen erhöht. Dem Verfasser derselben kamen hier zwar schon die englischen Interpreten zu Hülfe und der Natur der Sache nach konnte es nicht anders sein als daß er aus den Engländern, die namentlich vieles Sachliche trefflich erklärt haben, schöpfen mußte; der Verfasser mußte Steevens, Knight, Collier Halpin u. A. benutzen. Allein namentlich in der Entwickelung des Sinnes mancher schwierigen oder dunkeln Stellen übertrifft er die englischen Interpreten (vergl. S. 22, 27, 86). Wie in den Shakspeare'schen Stücken überhaupt, so sind insbesondere in „Romeo und Julie" die humoristischen Stellen ohne Commentar gar nicht zu verstehen; Ulrici hat für die Erklärung solcher Stellen sehr viel gethan, und die kühnen und wilden Witze Mercutio's, von denen Schlegel viele in seine Uebersetzung gar nicht aufzunehmen wagte, sind durch Ulrici's Interpretation vollkommen verständlich. Die Menge der volksthümlichen und sprüchwörtlichen Wendungen (vergl. S. 15, 45, 46, 83, 94, 95, 122, 158) sind nicht minder sorgfältig erklärt als die Wortspiele und Anspielungen auf Sitten, Zeitverhältnisse, Volkslieder. Um den Werth dieser Interpretation nur an einem Beispiele deutlich zu machen, führen wir einige übermüthige Schimpfwörter an, mit welchen Mercutio dem Tybalt begegnet. Er nennt ihn Rattenfänger, redet ihn „guter Katzenkönig" an (Act 3, Scene 1, S. 108 zu vergl. mit Act 2, Scene 4, S. 82); diese Worte sind ganz unverständlich, wenn man nicht weiß daß im englischen „Reineke Fuchs" der Name des Katers „Tybert" war, den die Volkssprache in „Tybalt" verdreht hatte, wie Ulrici aus Steevens mittheilt. Von der Erklärung der Stelle in „Romeo und Julie", Act 1, Scene 1 möchten wir abweichen. Der Verfasser erklärt die Worte to take the wall durch „die Mauer behaupten gegen einen Angriff, d. i. Stand halten". Aber to take the wall of one bedeutet „Jemanden auf der Straße nicht an der Seite der Häuserreihe gehen lassen", was ein Zeichen der Unhöflichkeit ist, wovon das Gegentheil ist to give one the wall. Aus dieser Erklärung werden die Worte Gregorio's „for the weakest goes to the wall" und die folgenden obscönen Bedientenwitze erst verständlich, da der Begleitende das schwächere, d. h. schöne Geschlecht in England an der Seite der Häuser gehen läßt. Auch in die bildliche Sprache des Stücks und in den Charakter der Formen des Ausdrucks gewinnt der Leser durch Ulrici's Erklärung treffliche Einsichten. Wir finden in diesem Drama den gezierten Antithesenstil der Sonettendichter, und Romeo in seiner selbstquälerischen, unbefriedigten Liebe zu Rosalinden spricht charakteristisch genug für seine Stimmung in solchen Formen. Eine in Vorspielen und gesuchten Gleichnissen sich bewegende Rede war in Shakspeare's Zeitalter durch Lyly's Euphues Mode geworden (Euphuismus genannt). Dieser Euphuismus findet sich namentlich in den Reden der Gräfin Capulet, und es ist eine treffliche Ansicht Ulrici's (vergl. S. 40 mit S. 128), daß Shakspeare gerade dieser „verbildeten Weltdame, welche, von gewandtem Geiste, aber ohne feines Gefühl, ohne Herz und Gemüth, mehr auf modische Eleganz der Sitten, auf gesellschaftliche Vorzüge u. s. w. als auf den wahren innern Werth des Menschen gibt", absichtlich aus Gründen der Charakteristik eine solche [illegible] Redeweise verliehen habe. Von diesem gezierten [illegible] schließt Ulrici S. 128, mußte etwas auf Juliens [illegible] übergehen, welche sich bei aller ihrer Gemeinheit doch [illegible] vornehmen Redensarten gefällt; und dieser Umstand [illegible] stimmte Ulrici ganz mit Recht, gegen die Ansicht Collier's, Knight's und anderer Editoren in Act 3, Scene [illegible] die Worte „O woeful sympathy! Piteous predicament" in den Mund der Amme zu legen. Denn daß Shakspeare bereits in diesem Stücke für die gezierte, [illegible]dische Redeweise seines Zeitalters keine Sympathien [illegible] hatte, beweist der kecke Spott den „der patriotische Dichter" dem Mercutio auf „die neumodischen, der [illegible] nachgeäfften Sitten der Zeit" zutheilt (Act 2, Scene [illegible] S. 82). Die gründliche Einsicht in die Charaktere [illegible] Stücks, welche Ulrici besitzt, ist aber nicht allein [illegible] Texte zugute gekommen (vgl. S. 40), sondern setzte [illegible] Verfasser auch in den Stand den Dichter gegen [illegible] Vorwürfe zu vertheidigen, welche frühere Erklärer gegen ihn erheben. In Bezug auf Act 4, Scene 2 [illegible] Ritson daß „20 tüchtige Köche", welche der alte Capulet zu miethen befiehlt, für ein halbes Dutzend [illegible]

ein: solches Misverhältniß seien daß entweder der alte Capulet wunderlicherweise seine Meinung ganz geändert oder Shakspeare vergessen haben müsse, was er ihn kurz vorher (S. 134) habe sagen lassen. „Keins von Beiden“, erwidert Ulrici S. 157 mit Recht, sondern Shakspeare charakterisirt hier in seiner Weise durch kleine, anscheinend unbedeutende Züge den alten Capulet als einen Mann, dessen Stolz und Neigung zur Ostentation sich gern hinter Phrasen der Bescheidenheit und Einfachheit verbirgt, wie meist gerade der anmaßendste Hochmuth zu thun pflegt. Daher seine Redensart von dem „trifling foolish banquet“ (S. 59) und dem „half a dozen friends“, mit dem es ihm „so wenig Ernst war als mit jenem. Dazu kommt daß er trotz seines Alters ein Mann von heftiger, reizbarer Gemüthsart ist, der leicht aufbraust und nirgend Maß zu halten weiß“ (S. 157). So hat Ulrici auch die Schlußerzählung des Lorenzo gegen Johnson und Malone vortrefflich in Schutz genommen (S. 196). Ueber den Stil der Tragödie wie über sprachliche Wendungen macht Ul- ... in seinem Commentare hin und wieder noch treff- ... Bemerkungen (vergl. S. 20, 27) und zeigt auch an ...achlichen Eigenthümlichkeiten daß „Romeo und Julie“ ... den ältern Stücken des Dichters gehöre (S. 77, 171). ... die Schlegel'sche Uebersetzung erfährt durch Ulrici's ...mmentar einzelne wichtige Berichtigungen (vergl. S. 29, ... 102, 107, 125, 168). Wir wünschen daher dieser ...lichen Ausgabe eine weite Verbreitung, die sie in so ...em Maße verdient; wir erwarten mit Sehnsucht die ...enden Stücke Shakspeare's mit Ulrici's Erläuterun- ...; möge der Verfasser, der durch seine Studien und ...iften so trefflich vorbereitet ist zu seinem Unterneh- ..., seine schöne Aufgabe, den ganzen Shakspeare her- ...zugeben, recht bald vollenden!

Indem wir unsere Skizze, deren aphoristische Be- ...enheit namentlich durch die Schranken des Raums ...tem war, hier beschließen, bemerken wir daß wir die ...ische Literatur, deren Gegenstand Shakspeare gewor- ... ist, absichtlich nicht in die Beurtheilung aufgenom- ... haben. Ueber Koenig's Roman „William's Dich- ... und Trachten“ findet der Leser eine geistvolle Beur- ...ung von A. Zeising in einem frühern Jahrgange ... Bl. und über Tieck's interessante Jugendarbeit „Die ...mmernacht“ haben wir in Herrig's „Archiv“ in der ...schichte des Sommernachtstraums“ Einiges berichtet. ... Bezug auf die ästhetische Forschung über Shakspeare ...chen wir nur noch den Wunsch aus daß dieselbe auf ... Sprache und Composition dieses Dichters eine stär- ... Richtung nehmen möge. Wie viel Treffliches in ... Richtung im Einzelnen geleistet sein mag, noch ... uns ein eigenes Werk welches eine erschöpfende Lö- ... dieser wichtigen Frage enthielte. Wir freuen uns ... dem Verlangen nach einem solchen Werke mit An- ..., z. B. mit Julian Schmidt, übereinzustimmen, der ...ner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im ... Jahrhundert“ (Leipzig 1853) sehr beachtenswerthe Worte spricht und (I, 107) eine kritische Untersuchung der Shakspeare'schen Technik fodert.

Karl Konrad Hense.

Leibniz.

Ein Rückblick.*)

... Leibniz — lange war er im eigenen Vaterlande wie ein Fremder angesehen, schon weil er sich in seinen Schriften meist der lateinischen oder französischen Sprache bediente, was ihm für eine unpatriotische Geringschätzung, wo nicht gar als Zeichen der Unkunde der deutschen Muttersprache ausgelegt wurde. Das Beste über ihn wurde von Ausländern, namentlich Franzosen gesagt, die ihn fast zu einem der Ihrigen machen. Weil ferner Leibniz sein Leben im Dienste der Höfe**), im Umgange mit Königen, Fürsten und Fürstinnen zubrachte, konnte er leicht dem oberflächlichen Auge als schnöder Diener des Absolutismus im Zeitalter und im Geiste Ludwig's XIV. erscheinen. So wenig verstand man es einen großen Mann in dem Lichte der Verhältnisse und Bedingungen seines Jahrhunderts zu erfassen. Dies Alles hat in den letzten Jahren eine erfreuliche Wendung genommen, welche nicht nur dem Ruhme des großen Mannes, sondern auch der Literatur, besonders aber dem erhöhten Nationalbewußtsein zugutegekommen ist, und wozu nicht blos die Gelehrten von Fach, sondern auch unsere edelsten Schriftsteller und tiefgebildete Staatsmänner beitrugen. Varnhagen von Ense schrieb schon im Jahre 1837:

> Der deutsche Vaterlandssinn blickt mit Stolz auf das Wirken eines Mannes zurück der das ganze Vaterland umfaßte, der darin nirgend einen feindlichen Eindruck hinterließ und gegen das Ausland uns ein Ehrenschild war zu einer Zeit wo es deren nicht viele gab. Der Kunsteifer sinnt die würdige Gestalt in Erz und Marmor darzustellen. Die Literatur sieht seinen erneuten Schriften, deren Sammlung, deren Vervollständigung entgegen. Die Geschichte der Philosophie wird nicht mehr, wie bisher so häufig geschehen, flüchtig bei diesem großen Reichthume vorübereilen, sondern dessen Bestandtheile mehr und mehr im Detail erörtern müssen. Genug, der Fingerzeig auf Leibniz ist unverkennbar in unserer Zeit! Nicht aus blosem Zufalle treten so viele gleichartige Bestrebungen auch gleichzeitig hervor. Wir dürfen die Literatur deshalb umsomehr beglückwünschen, als sie gerade solcher Richtungen wie die Leibniz'sche nur allzu sehr entbehrte, und diese auch darin eine glückliche ist daß sie nur Gedeihen und Fruchtbarkeit mit sich führt und irgendwie Bedenkliches sich ihr niemals anschließen kann.

Seitdem diese Worte niedergeschrieben wurden, ist Das was Varnhagen als wünschenswerth und nothwendig namentlich zur Nacheiferung für die jüngern Kräfte hinstellte, in vieler Hinsicht ausgeführt und vollendet oder in der Ausführung begriffen. Durch Guhrauer's Leben Leibniz', die Frucht mehrjähriger Forschungen aus ge-

---

*) Vor mehren Jahren für einen Kreis Gebildeter niedergeschrieben, aber durch Umstände für den Druck verspätet.

**) In dem vortrefflich geschriebenen Werke von A. Sayous: „Histoire de la litérature française à l'étranger dépuis le commencement du XVIIme siècle“ (2 Bde., Paris 1843), wird auch Leibniz würdig in seiner Stellung zur französischen Literatur betrachtet.

druckten und ungedruckten Quellen, vorzüglich aus Leibniz' Nachlaß in Hanover und an andern Orten, sind neue unbekannte Thatsachen aus dem Leben des großen Mannes zutagefördert *), andere in ein neues und vollständiges Licht gestellt und die wunderbare Vielseitigkeit und Universalität des großen Mannes in Harmonie mit dem lebendigen Kern seiner philosophischen Ueberzeugungen dargelegt. Hieran schließen sich von verschiedenen Seiten Sammlungen und Veröffentlichungen ungedruckter Schriften in Deutschland und Frankreich, von Pertz, Erdmann, Grotefend, von Rommelt, Gerhard, Wachsmuth u. A.; in Frankreich hat sich Victor Cousin unbestreitbares Verdienst um Leibniz erworben; fast immer hören wir von neuen Funden und Entdeckungen, welche daher längst die Nothwendigkeit einer neuen und kritischen Gesammtausgabe der Werke Leibniz' herausstellten, welche hoffentlich noch ins Werk gesetzt werden wird. Eine Uebertragung der philosophischen Schriften Leibniz' ins Deutsche behufs ihrer allgemeinern Verbreitung hat Professor Schilling in Gießen begonnen; überdies füllen die eigenen Schriften Leibniz' in deutscher Sprache bereits ein paar Bände, welche heute fast verdoppelt werden könnten, während man noch vor zehn Jahren häufig die Behauptung lesen konnte, Leibniz habe bis auf den Aufsatz: „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Verbesserung und Ausübung der deutschen Sprache", niemals ein Wort deutsch geschrieben! So vorbereitet feierte man in Deutschland 1846 Leibniz' zweihundertjährigen Geburtstag mit lebhafter Theilnahme und Begeisterung, vorzüglich in Leipzig, Hanover und Berlin, von denen Leipzig sich den großen Mann wegen seiner Geburt, die beiden andern Städte aber wegen der an sie sich knüpfenden welthistorischen Wirksamkeit zusprechen. In Leipzig wurde überdies zur bleibenden Erinnerung an diese Jubelfeier eine königlich sächsische Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet, deren Eröffnung durch eine geistreiche Rede des damaligen Staatsministers von Wietersheim erfolgte. Auch wird ihm in seinem Geburtsort ein Standbild aus Erz vorbereitet. Wie durch Verabredung ist fast gleichzeitig zu Wien eine kaiserliche Akademie der Wissenschaften gestiftet worden, wo Leibniz noch in den letzten Jahren seines Lebens in Verbindung mit dem Prinzen Eugen eine Akademie, aber damals vergeblich ins Leben zu rufen gesucht hatte. Nur England hatte sich aus Nationaleifersucht für seinen Newton geweigert, unserm Leibniz Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Doch als wollte auch England bei dieser Jubelfeier sein Unrecht gut machen, sprach sich eines seiner angesehensten literarischen und wissenschaftlichen Organe (das „Edinburgh review", Juli 1846) neben manchen schiefen und einseitigen Urtheilen im Ganzen auf eine Leibniz' Größe würdig anerkennende Weise aus. An diese noch ziemlich frischen Eindrücke anknüpfend möchte es nicht unangemessen sein uns in der Gegenwart, wenn auch nur in allgemeinern Zügen näherzubringen, was wir an Leibniz haben, und wie er mit einem über sein Jahrhundert weit erhabenen Geiste in die fernste Zukunft hineinragt. Wir wollen zuerst die wichtigsten Ergebnisse der jüngsten Forschungen über den Gang seines Lebens kurz zusammendrängen und auf diesem Grund einige weitere Betrachtungen entwickeln.

Was den Bildungsgang seines Geistes anlangt, so hat Leibniz seinen Lehrern auf Schulen und Universitäten im Ganzen wenig, sondern fast Alles seinem schon im Knabenalter erwachten wunderbaren Drange und Triebe zur Universalität im Wissen, Forschen und Combiniren zu verdanken. Er war Autodidakt im höchsten und edelsten Sinne des Worts. Unter seinen eigentlichen Lehrern war Jakob Thomasius der einzige, dessen Namen in den Jahrbüchern der Wissenschaft sich erhalten und den Leibniz unveränderlich hochgehalten hat. Kaum 20 Jahr alt, übersah Leibniz die Gesammt-Encyklopädie der Wissenschaften von dem Standpunkte seiner Zeit; es fehlte ihm, um auf der Höhe seines Jahrhunderts zu stehen, Nichts als Kenntniß der Mathematik, welche damals in Italien, Frankreich und England ihre Grenzen täglich hinausrückte, während in Deutschland der Scharfsinn sich an den Spitzfindigkeiten scholastischer Philosophie und Theologie, an der Vertheidigung oder Widerlegung des Aristoteles übte. Als daher der junge Leibniz infolge einer Intrigue an der Promotion gehindert wurde, betrachtete er dies als einen Wink der Vorsehung den engern Kreis seiner Vaterstadt zu verlassen und die große Welt aufzusuchen. Eine Professur an der Universität zu Altorf, wohin er sich zunächst begab, um den Doctorhut zu gewinnen, lehnte Leibniz ab und lebte ein halbes Jahr in dem durch Künste und Gewerbfleiß blühenden Nürnberg, wo er sich einer geheimen Gesellschaft von Rosenkreuzern und Goldmachern so empfahl, daß sie ihn zu ihrem Secretair machte. Das Glück führte ihn hier mit dem Baron von Boyneburg zusammen, den seine Verehrer eine lebendige Bibliothek nannten und den die Ränke einer Hofpartei von dem hohen Posten eines ersten Ministers bei dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, in das Privatleben zurückgeführt hatten. Seinem Rathe folgend ging Leibniz nach Frankfurt a. M. und von da nach Mainz, wo er durch eine Schrift über eine Reform der Gesetzgebung die Aufmerksamkeit des durch seine Bildung und Staatsweisheit gefeierten Kurfürsten gewann. In dem Alter von 24 Jahren (1670) ward Leibniz, obgleich Protestant, kurfürstlich mainzischer Rath am obersten Gerichtshofe. Außer verschiedenen wissenschaftlichen Reformplanen fing besonders die Politik an Kopf und Feder bei Leibniz zu beschäftigen, wozu ihn der Umgang seines Gönners und Freundes Boyneburg ermunterte. Der Raum verbietet uns bei einer zur Unterstützung einer Mission Boyneburg's als Abgesandten nach Polen für den Pfalzgrafen von Neuburg als Candidaten der polnischen Krone im Jahre 1668 herausgegebenen durch

*) Doch läßt das seitdem bedeutend angesammelte neue Material eine vermehrte und verbesserte Ausgabe des Werks als zeitgemäß erscheinen.

Originalität ausgezeichneten Staatsschrift zu verweilen. Dagegen darf eine in kernigem Deutsch geschriebene Staatsschrift Leibniz' vom Jahre 1670 mit dem Titel: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen", nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die Tendenz dieser Schrift ist gegen den Particularismus der einzelnen Fürsten und Reichsstände gegenüber Kaiser und Reich, wie er durch den Westfälischen Frieden gewissermaßen sanctionirt worden war, gerichtet. Ohne die Verfassung des Deutschen Reichs in seinen Grundlagen zu erschüttern, will es Leibniz nur durch engere Bande zu einem kräftigen Bundesstaat erheben, in der Art ungefähr wie der Dreikönigsbund von 1849 dem ersten Entwurf nach hätte werden können und sollen. Es waltet eine Wärme vaterländischer Gesinnung in dieser binnen wenig Tagen entworfenen Schrift, welche noch heute jedem deutschen Leser wohlthut. So heißt es:

Das Reich ist das Hauptglied, Deutschland das Mittel von Europa. Deutschland ist vor diesen allen seinen Nachbaren ein Schrecken gewesen; jetzo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien furchtbar geworden, Holland und Schweden gewachsen. Deutschland ist der Erisapfel wie anfangs Griechenland, dann Italien. Deutschland ist der Ball, den einander zugeworfen, die um die Universalmonarchie gespielt; Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kürzlich, Deutschland wird nicht aufhören seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich gesammelt, sich vereinigt — und allen Freiern die Hoffnung es zu gewinnen abgeschnitten.

Um das den deutschen Grenzen von Ludwig XIV. drohende Unheil abzuwenden, zunächst aber und direct, um dem Ausbruch des französischen Rachekriegs gegen Holland zuvorzukommen, entwarf Leibniz 1671 den Plan zu einem Kreuzzuge der europäischen Christenheit gegen die Ungläubigen unter der Anführung Ludwig's XIV., welchem eine Expedition zur Eroberung von Aegypten zugedacht wurde. Der Baron von Boyneburg machte den patriotischen und scharfsinnigen Plan des jungen Gelehrten zu dem seinigen, und nachdem er das französische Cabinet von weitem darauf vorbereitet hatte, sandte er Leibniz im März 1672 an den französischen Hof. Die Zeit der Begeisterung für große Ideen war indeß vorüber und die verständige Politik Ludwig's XIV. verschmähte es, Dasjenige in weiter und unbestimmter Ferne zu suchen was so nahe an der eigenen Grenze lag. Es war der Französischen Revolution und ihrem größten Sohne, Napoleon Bonaparte, vorbehalten, die Idee Leibniz', die Eroberung Aegyptens, ins Leben zu rufen. Diejenigen jedoch welche damals in England einen geheimen Zusammenhang zwischen Bonaparte's Expedition nach Aegypten und Leibniz' angeblich im geheimen Staatsarchiv zu Versailles niedergelegten Denkschriften annahmen, gingen dabei von irrigen Voraussetzungen aus. Leibniz ging nicht mehr nach Mainz zurück. Er verlor nach kurzer Zeit den Baron von Boyneburg, sowie den Kurfürsten von Mainz durch den Tod und benutzte seinen Aufenthalt in Paris, der sich auf mehre Jahre ausdehnte, vorzüglich dazu, sich in die Tiefen der seit Descartes erweiterten Geometrie einweihen zu lassen; Dank seinem combinatorischen, von Entdeckung zu Entdeckung fortschreitenden Geiste stand nach wenig Jahren Leibniz als Nebenbuhler Newton's da, indem er bereits im Sommer 1676 die Grundzüge zu seiner Differentialrechnung gefunden hatte. Ein Ruf nach Deutschland, und zwar an den Hof des gelehrten Herzogs Johann Friedrich von Hanover, mit welchem Leibniz seit mehren Jahren im Briefwechsel stand, führte ihn von den Tiefen der reinen Wissenschaft in das praktische Staatsleben, in Geschäfte und Thätigkeiten aller Art, wie das Interesse seines Herrn und des Landes sie an die Hand gab, zurück. Durch ihn wurde Hanover ein Ort von europäischem Ruf. Wir können hier nicht den Versuch machen, den unübersehbaren Reichthum der Hand in Hand bei Leibniz gehenden Bestrebungen und Leistungen auf dem Gebiete des Staats und der Kirche, sowie in der encyklopädischen Weite und Tiefe aller Wissenschaften sammt deren Rückwirkung auf sein Leben und seinen Charakter darzustellen. Ein trockenes Gerippe von bloßen Büchertiteln und Jahreszahlen, wie man sie in historischen Wörterbüchern wol anzutreffen pflegt, kann noch viel weniger unser Zweck sein. Wir beschränken uns daher auf einige allgemeine Betrachtungen, zu denen wir durch die Zeit zunächst angeregt werden, ohne es dabei, wie sich von selbst versteht, auf systematische Ableitung oder Verbindung anzulegen.

In der vormärzlichen Zeit ist die Leibniz'sche Philosophie nicht selten als die wahrhaft christliche Philosophie gerühmt worden, ein Prädicat welches ihr daher gegenwärtig eben nicht zur Empfehlung gereichen möchte; es verhielt sich damit ungefähr wie mit dem Begriff des christlichen Staats. In Wahrheit traf jedoch jene Bezeichnung in dem Sinne den man damit vielleicht verknüpfte keineswegs Leibniz' wahre Philosophie, gleichviel ob ihr dies zum Lob oder zum Tadel gereiche; was bei ihm den Namen Philosophie verdient, verhält sich streng innerhalb der Wissenschaft als solcher, ohne jede Rücksicht und Seitenblick auf ein bestimmtes kirchliches Glaubenssystem. Eine christliche Philosophie in dem Sinne welcher auf ein offenes oder geheimes Bündniß zwischen Philosophie und Theologie hindeutet, läßt sich in der Geschichte der Philosophie wesentlich nur in zwei, obwol verschiedenen, ja entgegengesetzten Perioden denken; wenn nämlich die Philosophie von der Theologie oder umgekehrt die Theologie von der Philosophie beherrscht wird. Das erstere fand während des Mittelalters, das andere in der neuesten Zeit, namentlich in der Hegel'schen Schule statt, so lange bis die Offenheit der Junghegelianer das bei Lebzeiten des Meisters ziemlich verdeckt gehaltene Misverhältniß aufdeckte. Die gerühmte Tiefe jener sogenannten christlichen Philosophie beruhte auf einer trüben Vermischung ganz verschiedener Gebiete und Elemente, zu welcher der alte Goethe, mit dem die Hegel'sche Schule ein wenig coquettirte, nur den Kopf schüttelte. Die Auflösung jener künstlichen Verbindung ist in der Philoso-

phie eines Feuerbach und Ruge in so schneidender Art erfolgt daß die Abschaffung der Theologie und ihre Verwandelung in Anthropologie als Endresultat des Denkprocesses vom 18. Jahrhundert dem deutschen Volke als neues Evangelium verkündet wurde. So gewiß nun das christliche Bewußtsein, welches in dem Glauben wurzelt, die Theologie, dagegen die Vernunft die allgemeine freie Wissenschaft nicht aufgeben kann und wird, so gewiß muß die Philosophie in denselben Weg wieder zurücklenken, welcher in den Zeiten von Cartesius bis Kant die Philosophie zur allgemeinen, ja allgemeinsten Wissenschaft erhoben und von allem confessionnellen Particularismus befreit hatte. Diese Befreiung erscheint um so nothwendiger, als der Begriff der sogenannten christlichen Philosophie seit der Reformation immer schon mit dem confessionnellen kirchlichen Charakter einer protestantischen oder katholischen Philosophie auftritt, während beide den absolut christlichen Werth für sich in Anspruch nehmen. Das vorsichtige und kritische Auseinanderhalten jener beiden verschiedenen Gebiete, der Philosophie und der Theologie, mit andern Worten der Vernunft oder der Offenbarung, welches bei Leibniz überall, vorzüglich in der „Theodicee", durchgeht, hat ihm bei Hegelianern, namentlich bei Marheineke (wie in seiner Vorlesung gegen Schelling), den Vorwurf der Seichtigkeit und Oberflächlichkeit zugezogen. Wie es denn auch heute in Deutschland nicht Wenige gibt, welche jede Philosophie als seicht und geistlos verwerfen welche sich dem Gedankenkreise Spinoza's und des Pantheismus überhaupt entgegensetzte! Wenn nun gefragt wird, wer mehr zur Verbreitung und Befestigung christlich-sittlicher Denkart und Gesinnung beitrug: Leibniz, welcher die Theologie in ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der Philosophie bestehen ließ, oder die neuscholastische Schule, welche von der Identität, in Wahrheit aber von der Unterordnung der Theologie unter die Philosophie ausgeht, so kann wol im Ernste kein Zweifel darüber obwalten. Die „Theodicee", welche die Aufgabe des Philosophen dahin beschränkt, darzuthun daß die Geheimnisse der Offenbarung mit den Gesetzen der Vernunft in keinem Widerspruche stehen, ohne die Anmaßung, jene Geheimnisse aufzulösen und zu deduciren, indem die Vernunft nur fähig, aber zugleich verpflichtet sei die ewigen und allgemeinen Grundlagen aller Religion aus ihrem eigenen Innern zu entwickeln: diese von Marheineke als ein „erbärmliches Buch" bezeichnete „Theodicee" wird lange noch ein bestimmter Typus, als ein Correctiv gegen jede mystische Religionsphilosophie bleiben, wennschon die speculativen Voraussetzungen dieses Werks als beseitigt und das daran sich knüpfende polemische Interesse gegen Bayle als veraltet anzusehen ist. Die „Theodicee" hat auch weder einen bestimmt protestantischen noch katholischen Charakter; daher sie über ein halbes Jahrhundert ihre erbauliche Wirkung bei Katholiken wie Protestanten übte *) und bewies daß sie den Namen einer christlichen Philosophie in praktischem Sinne verdiente, und das dürfte die einzige richtige und wahre Verknüpfung jener Begriffe bleiben, bis Jemand die sittlich religiöse Idee in einer reinern und edlern Form aufzeigen wird, als das Christenthum es thut. Was den nichtsdestoweniger ehedem bisweilen gegen Leibniz vorgebrachten Vorwurf betrifft, als habe er bei seiner Philosophie auf die Orthodoxie seiner Zeit zu sehr Rücksicht genommen, so hat ihn Lessing dagegen so scharf und treffend in Schutz genommen daß man seine Worte als classisch gern immer wieder hört. Lessing sagt:

So eingenommen man sich auch Leibniz für seine Philosophie denken darf oder will, so kann man doch wahrlich nicht sagen daß er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprüchworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil; er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder Beides ist Nichts weniger als einerlei. Leibniz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wol oft die Gefälligkeit, die Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht im Kiesel.... Es ist allerdings nur großen Geistern gegeben, zwei an sich schon so seltene Eigenschaften zu vereinigen, wie es Originalität und Anerkennung Anderer, wie es Tiefe und Schärfe der Gedanken und Streben nach Popularität sind.

Was die Originalität in Leibniz' Ideen anlangt, so hat sich diese in neuester Zeit mit Bezug auf seine Philosophie immer glänzender herausgestellt. Hatten gewisse Geschichtschreiber der Philosophie, durch historische Analogien getäuscht, einen Durchgang der Speculation bei Leibniz durch Cartesius und Spinoza angenommen, so ist jetzt erwiesen daß Leibniz die ihm eigenthümliche Richtung in der Philosophie schon sehr früh und so unabhängig von dem einen wie von dem andern jener Philosophen eingeschlagen und folgerecht entwickelt hat. Dennoch hat nie ein Philosoph vor Leibniz so nachdrücklich darauf hingewiesen daß die Wahrheit weder an eine bestimmte Zeit noch an einen bestimmten Mann gebunden sei. So schreibt er einmal von sich selbst:

Außer daß ich bedacht gewesen bin Alles auf die Erbauung zu lenken, habe ich gesucht die Wahrheit, wie sie unter den Meinungen der verschiedenen Sekten der Philosophen begraben und zerstreut liegt, aufzugraben und zu vereinigen, und ich glaube etwas von dem Meinigen hinzugethan zu haben, um einige Schritte vorwärts zu thun. Die Gelegenheit meiner Studien seit meiner ersten Jugend hat mir darin Leichtigkeit verschafft.... Wenn ich die Muße hätte, so würde ich meine Ansichten mit denen der Alten und Andern vergleichen. Die Wahrheit ist verbreiteter als man glaubt; aber sie ist sehr oft entstellt, sehr oft auch verhüllt und selbst geschwächt und durch Zusätze verstümmelt, welche sie verderben oder minder nützlich machen. Indem man diese Spuren der Wahrheit in den Alten oder, um allgemeiner zu sprechen, bei den Vorgängern bemerkbar machte, würde man das Gold aus dem Miste, den Diamanten aus seiner Grube und das Licht aus der Finsterniß

*) Dies Buch ist in neuerer Zeit in die französischen Gymnasien als classisch eingeführt.

niß ziehen, und man hätte in der That: **perennis quaedam philosophia.** *)

An einem andern Orte heißt es:

> Ich habe gefunden daß der größte Theil der Sekten in einem guten Theil Desjenigen was sie behaupten Recht hat, nicht aber in Demjenigen was sie leugnen.... Ich wünschte daß ausgezeichnete Männer die eitle Hoffnung ablegten, im Reiche der Philosophen die Herrschaft an sich zu reißen, wie den Ehrgeiz, eine Sekte zu gründen, diese Quelle jener abgeschmackten Parteiumtriebe und ganz eitler literarischer Fehden, zum großen Schaden der Wissenschaft und der kostbaren Zeit. Es gibt nur eine Sekte Aller: die Wahrheit zu suchen, auf welcher Seite sie sich auch zeige. Auch dürfte nirgend Jemand aufstehen welcher das Erbe der Wissenschaft sich ganz zugesprochen oder an Talent das menschliche Geschlecht übertreffen und überstrahlen wollte, wie die Sonne im Aufgange alle Gestirne. Nichts schadet dem Fortschritte der Wissenschaft mehr als das übertriebene und knechtische Treiben der Nachbeter in der Philosophie. Denn wie die Einbildungskraft, wenn sie sich zu lange bei einer Melodie aufhält, schwer zum Gesange einer andern übergeht, und wie Der welcher auf dem von einem Andern gebahnten Wege verharrt selten auf neue Dinge verfällt, so sind Diejenigen welche an einen Schriftsteller sich gewöhnt haben gleichsam ihres Lehrers Sklaven, und es wird ihnen schwer sich zu etwas Neuem, Verschiedenem zu erheben, während doch kein Zweifel ist daß die Wissenschaften durch Nichts so sehr bereichert werden als durch die Mannichfaltigkeit der Wege welche Verschiedene in der Erforschung der Wahrheit einschlagen.

Daß Leibniz seine Philosophie nicht in einem schulgerechten Systeme gegliedert niedergelegt hat, ist oft bemerkt worden; ebenso wahr ist aber auch daß während die bändereichen Werke über Logik und Metaphysik, über Ethik und Psychologie so mancher Philosophen, deren Ruhm bei ihrem Leben die Schulen erfüllte, längst in Vergessenheit begraben sind, die flüchtigen Blätter Leibniz', wie man die Mehrzahl seiner Aufsätze und Denkschriften nennen könnte, bis auf diesen Augenblick und für eine lange Zukunft einen seltenen Reiz und eine unverwüstliche Frische behalten. Diesen Werth verdanken Leibniz' philosophische und naturwissenschaftliche Schriften sowol der ihnen zugrundeliegenden Methode als dem sie befruchtenden Geiste. Mögen seine Schriften auch nur Umrisse zu einem System enthalten, mag man die meisten seiner Sätze auch nur als glückliche Aperçus gelten lassen, so hat ihre Bewährung durch die Fortschritte der Wissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert, durch die Erfahrung also Das gewissermaßen bei ihnen ersetzt was ihrer apriorischen Gründung und Verknüpfung abging, während von so vielen andern Philosophen eher das Gegentheil gesagt werden muß. Jene Sätze aus dem Begriffe der Monaden, deren Verhältniß zur Welt und zu Gott wie zu sich selbst, der prästabilirten Harmonie, des unendlich Kleinen in der Natur wie in dem innern Seelenleben und was damit zusammenhängt, bestehen noch heute als großartige Postulate einer jeden Philosophie da, wenn der Geist der Menschheit in ihr ausruhen soll. Daher die Versuche der neuern Philosophie seit Hegel bei Leibniz wieder anzuknüpfen, daher die Hinneigung eines Dichters und Naturphilosophen wie Goethe zu den Monaden, wenn auch nicht dem Namen, so dem Begriffe nach. Dafür spricht endlich auch daß Leibniz' Philosophie mit den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, des Rechts und der höhern Bestimmung des Menschen, wie sie in dem Kern des deutschen Volks wurzeln und hoffentlich immer wurzeln werden, in Einklang steht. Wenn der Maßstab auf diesem Gebiete in der Brust eines Jeden sich findet, so sind es andererseits die Koryphäen der Wissenschaft, welche nicht umhin können die Tragweite dieses Genius anzuerkennen und zu bewundern. In einer in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Feier des Leibniz'schen Jahrestags gehaltenen Rede Ehrenberg's „Ueber Leibniz' Methode im Verhältniß zur Naturforschung" wird die Eigenthümlichkeit seiner Methode in die Verbindung der Philosophie und Mathematik gesetzt, eine Methode, die Leibniz, ausgerüstet mit gründlicher philologischer, alle Hauptquellen des menschlichen Wissens ihm zugänglich machender Schulbildung, neben großem philologisch-geschichtlichem Sammlerfleiße, abwechselnd mit besonderer Schärfe anwendete und die nicht in gleichem Grade Andern zugebotestand. Als Mathematiker fühlte er sich andern Mathematikern gegenüber getragen und gehoben durch die allgemeinen Ansichten aus der Philosophie, als Philosoph den Philosophen gegenüber gekräftigt und gestützt durch die Mathematik, und Beides brachte er zu wichtiger bisher unbekannter Anwendung in der Jurisprudenz, der Geschichte, der Diplomatie und Naturforschung, besonders aber in der Philosophie und Mathematik selbst. Auch in der Technologie und in jedem Zweige der andern Wissenschaften würde diese schnell und leicht berechnende und scharf logisch im Großen ordnende Methode, wo er sie irgend zufällig anwendete, glänzend erfolgreich geworden sein und ihn zum ausgezeichneten Beförderer derselben gestempelt haben. Diese Ansicht erklärt manche der etwas übermüthig erscheinenden Aeußerungen welche sich in Leibniz' Leben und Schriften finden. Es pflegen wol Schriftsteller welche systematische Compendien und Systeme verfassen, ihren eigenen Antheil an der Wissenschaft über welche sie handeln sehr zu überschätzen. Die eigenthümlich zusammengestellten und beurtheilten Thatsachen erscheinen ihnen selbst wie ihr Eigenthum, während es doch nur geliehene Pflanzen sind, die sie nach ihrer besondern Lust, vielleicht wol mit Anstrengung gruppirt haben und die jeder Andere später leicht mit gleichem Unrecht des Eigenthums anders gruppirt. Eine solche Alles umfassende systematisirende Thätigkeit umfaßt oft sehr wenig Eigenes. Daher können dergleichen Thätigkeiten auch keine wissenschaftliche Bedeutung erlangen, wenn die angewendete, obschon neue, obschon künstliche Methode nur eine ordnende, keine entwickelnde ist. Leibniz' überall hervortretende tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit und Gründlichkeit hingegen läßt seine specielle Methode der Behandlung der Wissenschaften überall leicht erkennen. Auf bloße Beschreibungen und systematische Zusammenstellungen hat er nie ein besonderes Gewicht gelegt, und es fällt überall leicht in die Augen daß der Gang seiner speciellen Methode sich in wenig Worte fassen läßt. Leibniz sammelte mit dem unermüdlichsten Fleiße Thatsachen, Ideen oder Urtheile und deren Gründe. Solche Sammlungen verband er von Zeit zu Zeit zu einem Ganzen, und vom allgemeinsten Standpunkte des Denkens aus bemühte er sich diese Materialien zu ordnen und abzugleichen, stets Das scharf, oft allein hervorhebend was er von entwickelndem Einflusse hielt. Das war sein philosophischer Geist, seine philosophische Methode, die Quelle seines Gefühls einer Superiorität über die

*) Anspielung auf das berühmte Werk eines Italieners im 16. Jahrhundert, Augustin Steuchus, mit dem Beinamen Eugubinus: „De perenni philosophia", welches Julius Cäsar Scaliger für das [illegible] Buch nach der Bibel erklärte.

Zeitgenossen, die Ursache seines einflußreichen und segensreichen Wirkens.

Dies wird von dem berühmten, geistreichen Naturforscher mit besonderer Hinsicht auf Leibniz' geologische und physiologische Ideen näher ausgeführt.

Um noch ein Beispiel anzuführen wie Leibniz, ohne im strengen Sinne Naturforscher zu sein, der Wissenschaft neue Bahnen vorzeichnete, so hat dieser große Mann in seinen Entwürfen und Denkschriften zur Hebung der materiellen und geistigen Cultur des russischen Reichs unter Peter dem Großen schon den Plan zu Beobachtungen über die Eigenschaft des Magnets innerhalb jenes unermeßlichen Reichs vorgeschlagen, welcher in neuester Zeit unter den Auspicien Alexander's von Humboldt, des Leibniz unserer Zeit, zu einer Angelegenheit der ganzen civilisirten Welt geworden ist. Und für welche Richtungen des Geistes- und des Völkerlebens böte nicht Leibniz Anknüpfungspunkte dar? *)

Wenn es zum Charakter der Gegenwart gehört das staatliche und sociale Leben in unmittelbare Verbindung mit der Wissenschaft zu setzen, so geschieht auch in dieser Richtung nur Dasjenige was sich Leibniz als Staatsmann wie als Philosoph zur ersten Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, worin er aber in seinem Jahrhundert nicht begriffen wurde. Die Lage Deutschlands und des größten Theils von Europa war von der Art daß Unternehmungen für das Wohl des Ganzen nur von den Fürsten nach ihrem Ermessen ins Leben gerufen und erhalten werden konnten, deren Neigungen und Interessen jedoch meistens ganz andern Zielen zugewandt waren. Es kam also überall darauf an ihnen anschaulich zu machen daß ihre eigenthümlichen persönlichen Neigungen oder dynastischen Interessen mit dem Wohle der Unterthanen Hand in Hand gingen. Auf solchem Wege hat der große Mann Einiges von seinen patriotischen und philanthropischen Bestrebungen wol erreicht, das Meiste und Wesentliche jedoch als Vermächtniß für die Nachwelt angesehen.

Leibniz gehörte nicht zu denjenigen Philosophen welche die geschichtlichen Zustände ihres Zeitalters als unbedingt nothwendig und gut erachten, vermöge der bloßen Thatsache ihres Daseins. Der Optimismus oder die Lehre von der besten Welt, wonach bisweilen die Leibniz'sche Philosophie bezeichnet und durch die Frivolität eines Voltaire dem Spotte preisgegeben wurde, ist himmelweit verschieden von jenem Quietismus, welchen sich die Selbstsucht, die Gleichgültigkeit gegen den Fortschritt und der Servilismus zum Ruhekissen wählte. Leibniz war nur Optimist im Glauben an Gott und Vorsehung, nicht aber in Bezug auf den Menschen und seine Werke. Sein Optimismus ist ein religiöser Gedanke, in seinem letzten Grunde beruhend auf der Anschauung der Harmonie im Universum zwischen den Reichen des Geistes und der Materie oder der Natur und der Gnade. Es ist, wenn auch nicht dieselbe, doch eine sehr verwandte Anschauung, welche dem so originellen Systeme des tiefsinnigsten neuern Socialisten, Fourier, zugrundeliegt, der deshalb von einem seiner Schüler mit Leibniz verglichen worden ist; nur daß der französische Socialist bei seiner Architektonik der menschlichen Gesellschaft überall und selbst da bloße Naturnothwendigkeit sieht, wo der freie Mensch Schöpfer einer eigenen Welt nach den Gesetzen der Freiheit zu sein berufen ist. Für Leibniz hat in der moralischen Welt oder dem Reiche der Geister Nichts unbedingte Nothwendigkeit als die ewigen Wahrheiten, die Kriterien der Wahrheit und die Richtschnur unsers Handelns. Mit einem Worte: das Sittlichgute, die Tugend, steht ihm über dem Politischen und Socialökonomischen. Wenngleich Leibniz in seinen Deductionen und Staatsschriften sich als einen Verfechter der Rechte seines Hofs und Fürsten bewährt, so ist er doch als Philosoph keineswegs für den Absolutismus, welcher im Zeitalter Ludwig's XIV. die allgemeine Staatsform in Europa zu werden strebte. In seinen vertrauten Briefen an einen Engländer, Thomas Burnet, lernt man Leibniz' eigenste Denkart auf diesem Felde kennen. So erklärt er unumwunden daß

der Natur gemäß die Herrschaft den Besten gehöre, wie es unrecht wäre, wenn Die welche das Seewesen nicht verstehen am Steuer sitzen wollten. Allein die Verderbtheit der Sitten und die Gewalt hätte gemacht daß man sich von dem Stande der Natur, in ihrer Vollkommenheit gedacht, entfernte und genöthigt gewesen sei, sich nach der Natur in ihrem verschlechterten Zustande (à la nature déreglée) zu richten. Auch müsse man gestehen, setzt er hinzu, daß die Menschen fast nur arbeiten sich unglücklich zu machen.

In einem andern Briefe spricht Leibniz seine Ansicht über den Kampf der Parteien in England in einer Weise aus daß man fast nur die Namen zu ändern braucht, um das Gesagte auf spätere Zustände anzuwenden. Er schreibt:

Es sind nur die äußersten Fractionen unter den Tories und Whigs welche man tadeln muß. Die Gemäßigten von beiden Seiten werden sich leicht vereinigen. Die äußersten Tories sind die Jakobiten, und die äußersten Whigs sind die Republikaner. Die gemäßigten Tories müssen anerkennen daß es außerordentliche Fälle gibt, wo der passive Gehorsam aufhört und es erlaubt ist dem Fürsten Widerstand zu leisten, und die gemäßigten Whigs werden darüber einig sein daß man nicht leichtsinnig oder anders als aus großen Ursachen zu diesem Widerstande kommen müsse. Es verhält sich ebenso mit dem erblichen Rechte der Nachfolge (nach heutiger Sprache: der Legitimität), von welchem man nicht abgehen darf, wenn

*) Es sei hier z. B. an den am Grabe des in Sicilien 1822 ermordeten deutschen Naturforschers A. F. Schweigger gestifteten „Verein zur Ausführung eines Leibniz'schen Missionsplans" erinnert (vgl. „Zeitgenossen", Dritte Reihe, S. 56—84), eine Idee, auf deren Grund die wissenschaftlichen Akademien, die in mancher Hinsicht sich überlebt zu haben scheinen, auf eine großartige Weise sich verjüngen könnten, indem sie „dem Leibniz'schen Plane gemäß als Anstalten für die Menschheit erscheinen, welche sich nie überleben können, bestimmt, immer weiter und weiter ihren Wirkungskreis in fremde Länder auszudehnen, wo sie wissenschaftliche, zugleich der Verbreitung religiöser Bildung förderliche Pflanzschulen, gleichsam geistige Colonien zu begründen haben, woran denn am Ende wol auch für andere wichtige Staatszwecke bedeutsame Colonien sich anschließen mögen. Dies ist die großartige, von Leibniz aufgefaßte Idee der Akademien, und getrost dürfen wir auf frühere oder spätere Ausführung jenes Leibniz'schen Plans rechnen".

nicht das Wohl des Vaterlandes die Völker dazu zwingt; denn zu glauben daß es in diesen Dingen ein unveräußerliches göttliches Recht gebe, heißt bis zum Aberglauben gehen, da diese Strenge nicht einmal beim Sabbath stattfindet. Sofern also die Vernünftigen auf beiden Seiten von dem Wesentlichen nicht weit entfernt sind, scheint es mir daß alle diese Kämpfe sehr häufig nur aus Muthwillen geschehen und zum Vorwande dienen, um zu Aemtern und zur Herrschaft zu gelangen.

In ähnlich vermittelndem Geiste sucht Leibniz den Streit der Interessen zwischen Gewerbe und Ackerbau, zunächst mit Bezug auf England, beizulegen, aber so daß seine Worte nöthigenfalls auch heute zum Muster angeführt werden können. Hier heißt es:

Die Cultur der Grundstücke ist die Basis der Größe der Nation wie der Stamm und die Wurzel die eines Baums. Aber der Handel und die Manufacturen ziehen das Geld vom Auslande herein und bereichern das Königreich; sie sind wie die Zweige des Baums welche ihn blühend und fruchtbringend machen. Das eine bedarf des andern. Die Leute welche den Boden besitzen verkaufen ihr Getreide gut, wenn der Handel blühend ist; und andererseits sind die Handelsleute und Manufacturisten im Wohlstande, wenn die Lebensmittel im Ueberflusse sind, wenn man ihnen im Lande gute Wolle und andere Handelsartikel liefert. Diejenigen hinwiederum welche durch den Handel Vermögen erworben haben suchen Güter zu erwerben, denn sie wissen daß es das beste Mittel ist ihre Familien zu befestigen. Die Abgaben aber müssen so proportionirt sein daß diese Harmonie nicht gestört werde.

Wir können nicht umhin, hier noch eine Stelle aus dem bedeutendsten nachgelassenen Werke Leibniz' (den „Neuen Versuchen über den menschlichen Verstand") anzuführen, aus welcher hervorgeht daß dieser große Mann die europäische Revolution, in deren Mitte wir uns noch immer befinden, um 100 Jahre vorausgesehen und prophezeit hat. Er sagt:

Ich finde daß Meinungen welche an eine gewisse Zügellosigkeit streifen und welche nach und nach sich der Kreise der großen Welt, von denen die Uebrigen sich führen lassen und die von deren Angelegenheiten abhängen, bemächtigen und in die Modebücher sich einschleichen, Alles für die allgemeine Revolution, von welcher Europa bedroht ist, vorbereiten und vollends Alles zerstören was noch in der Welt übrig ist von jenen großherzigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und die Sorge für die Nachwelt dem Vermögen und selbst dem Leben vorzogen. Jene public spirits, wie es die Engländer nennen, nehmen außerordentlich ab und sind nicht mehr Mode: sie werden immer mehr aufhören, wenn sie nicht länger durch die gute Moral und durch die wahre Religion, welche die natürliche Vernunft selbst uns lehrt, unterstützt werden. Die Besten auf dieser Seite haben kein anderes Princip als das was sie die Ehre nennen.... Laut spottet man über die Liebe zum Vaterlande und macht Diejenigen lächerlich welche für das Allgemeine Sorge tragen, und wenn irgend ein wohlgesinnter Mensch fragt was die Nachwelt sagen werde? so gibt man zur Antwort: Alors comme alors! Aber es kann diesen Personen begegnen daß sie die Uebel selbst erfahren welche sie den Andern vorbehalten glauben. Bessert man sich noch von dieser Krankheit, einer geistigen Epidemie, deren schlechte Wirkungen sich zu zeigen anfangen, so wird man diesen Uebeln vielleicht vorbeugen können; doch wenn sie immer zunimmt, so wird die Vorsehung die Menschen durch die Revolution selbst welche daraus entstehen muß bessern; denn was auch immer kommen mag, so wird jederzeit zuletzt Alles im Ganzen sich zum Besten wenden, obgleich dies nicht eintreffen soll und kann ohne Züchtigung Derjenigen welche sogar durch ihre schlechten Handlungen das Gute mit herbeigeführt haben werden.

So wenig wir geneigt sind die Französische und europäische Revolution der letzten 60 Jahre, welche vielleicht nur den Boden für eine noch viel größere Umwälzung urbar gemacht hat, nach dem heute verjährten Standpunkte der Weissagung Leibniz' zu beurtheilen, umsomehr müssen wir die große Wahrheit hervorheben welche darin ausgesprochen ist und heutzutage nur allzu wenig beachtet wird. Die politische und sociale Reform oder Revolution unserer Tage läßt den Menschen wie er ist und sorgt nur für seine äußere Freiheit und Wohlfahrt, ohne auf die innere Freiheit, welche auf Sittlichkeit und Religion gegründet ist, zu arbeiten; die Gesellschaft hat sich selbst den Krieg erklärt, und der Friede scheint entfernter als jemals. Wir schließen mit einem Ausspruch Châteaubriand's aus der letzten Zeit seines Lebens, welcher auf jenen Punkt bestimmt hindeutet, wenn er sagt: „L'avenir du monde est dans le Christianisme et c'est dans le Christianisme que renaîtra après un ou deux siècles la vieille société qui se décompose à présent."

65.

Vie de St.-Louis, roi de France, par *Le Nain de Tillemont*, publiée pour la première fois d'après le manuscrit de la bibliothèque royale et accompagnée de notes et d'éclaircissements par *J. de Gaulle*. Sechs Bände. Paris 1846—51.

Die Société de l'histoire de France läßt bekanntlich durch ihren Ausschuß die unter ihrem Namen erscheinenden Werke bestimmen und die Gelehrten wählen, die deren Ausgabe zu besorgen haben. Diese wird außerdem durch einen verantwortlichen Vertrauensmann controlirt, von dessen Zeugniß für die Güte der Arbeit das Erscheinen jedes einzelnen Bandes unter dem Namen der Société abhängt. Auf diese Art geht auch die Veröffentlichung des vorliegenden Werks von Tillemont unter der Controle von de Wailly vor sich, dessen Erklärung den Statuten gemäß jedem einzelnen Bande vorgedruckt ist.

Der Verfasser dieses Werks (gest. 1698) ist gleich seinen Zeitgenossen und Landsleuten Godeau, Natalis Alexander, Fleury und Bossuet keinem Kirchenhistoriker unbekannt, nicht blos durch seine „Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique des VI premiers siècles", ein mühsames, mit großem Fleiß, vieler Genauigkeit und Kritik aus alten und neuen Schriftstellern gesammeltes Werk, sondern auch durch seine „Histoire des Empereurs", die sich bei übrigens trockenem Stil durch die gleichen Vorzüge auszeichnet. Daß ihm Zierlichkeit und Schönheit der Form Nebensache war, erhellt auch aus vorliegender Lebensbeschreibung des heiligen Ludwig, welche zwar von französischen Gelehrten längst gekannt und benutzt wurde, namentlich von Filleau de la Chaise, der noch zu Lebzeiten Tillemont's eine Biographie von Ludwig dem Heiligen (2 Bde., Paris 1688) herausgab, allein jetzt zum ersten mal im Druck erscheint. Dieselbe wird von den competentesten Richtern jenes Landes für die beste und vollständigste Arbeit über den heiligen Ludwig erklärt, indem sie die ganze Geschichte seiner Regierung umfaßt, überdies in der den größern Theil des ersten Bandes füllenden Einleitung das Wichtigste aus der Regierungszeit seines Vaters und Großvaters und zwar nach zeitgenössischen Geschichtsquellen gibt. Auch in ihr bewährt sich die Pünktlichkeit und Sorgfalt

des fleißigen und umsichtigen Forschers, der seine Gewährsmänner mit Gewissenhaftigkeit anführt und stets über den Grad ihrer Glaubwürdigkeit sich selbst und dem Leser Rechenschaft gibt. Für Deutschland, das an speciellen Geschichtswerken über Ludwig IX. und seine Periode so arm ist, kann es nur höchst erwünscht sein, eine aus dem gründlichsten Quellenstudium hervorgegangene Arbeit dieser Art dem gelehrten Publicum zugänglicher gemacht zu sehen; eine Arbeit deren Veröffentlichung trotz der vorhandenen vielen französischen Werke über den heiligen Ludwig auch heute noch keineswegs überflüssig ist. Man vergleiche über diese unter Andern E. M. Oettinger's „Bibliographie biographique" (Leipzig 1850).

Mit dem fünften Band schließt das eigentliche Geschichtswerk über Ludwig (gest. 25. August 1270), dem noch eine allgemeine Uebersicht der von Tillemont gekannten oder benutzten Biographien beigefügt ist. Der sechste und letzte Band enthält zwei Schriften, welche zu dem Manuscripte unsers Biographen den Anhang bilden, nämlich eine Geschichte der Eroberung Neapels durch Ludwig's Bruder, Karl von Anjou (der bekanntlich den letzten Hohenstaufen Konradin *) im Jahre 1268 zu Neapel das Blutgerüst besteigen ließ), und eine Abhandlung über das Leben und die Werke Wilhelm's von Santo Amore, Rector der pariser Universität zur Zeit Ludwig's, Gegner der Bettelmönche und vom Papst, der für die Mönche war, übel behandelt. Hierauf folgen die nicht mehr vollständig vorhandenen Noten des Geschichtschreibers zu seinem Leben des heiligen Ludwig und zu den beiden genannten Tractaten, alle auf die Ereignisse bezüglich welche zwischen 1244 und 1270 stattfanden, nebst den eigenen Bemerkungen des Herausgebers, und ein allgemeines Namen- und Sachregister beschließt das Ganze.

Wenn über den heiligen Ludwig vom Schluß des 13. Jahrhunderts an bis auf die neueste Zeit in Frankreich mehr als dreißig größere oder kleinere biographische Werke verfaßt wurden; wenn die römische Kirche seinen Geburtstag (den 25. August) heute noch gottesdienstlich feiert als den eines der berühmtern Heiligen; wenn früher der Ritterorden des heiligen Ludwig fast dieselbe Bedeutung hatte wie der spätere Orden der Ehrenlegion; wenn seit dem 9. September 1849 ein Standbild zu Aigues-Mortes, Stadt im Departement Gard (Provinz Languedoc), wo sich der König zu seinen beiden Kreuzzügen einschiffte, den frommen Helden ehrt **); so bedarf es keiner weitern Begründung daß er jedenfalls als ein außerordentlicher Mann und nicht blos für Frankreich, sondern auch für die Weltgeschichte wichtig zu betrachten ist. Ein neuerer Schriftsteller sagt von ihm: „Ludwig IX. kann als der edelste Ausdruck des Mittelalters betrachtet werden. Bei ihm findet man jene Glut des Glaubens, jene ritterliche Geradheit und Biederkeit und jenen natürlichen Billigkeitssinn, in welchem die geselligen Tugenden der damaligen Zeiten hauptsächlich bestanden. Auch besaß er sehr wenig Fehler."

Die tiefe gründliche Gelehrsamkeit des französischen Historikers und die Trefflichkeit seines Urtheils spricht sich nicht weniger in dem vorliegenden großen Werke als in dessen übrigen Arbeiten aus. Daß es in jeder Hinsicht von wahrhaft geschichtlicher Wichtigkeit ist und in Beziehung auf historische Treue und schriftstellerische Genauigkeit wenige seinesgleichen haben dürfte, dafür bürgt schon der Name des Verfassers. Fast jeder Satz findet sich mit Citaten aus den Quellen belegt, die zum großen Theile in archivalischen Urkunden bestehen. Die politischen und kirchlichen Verhältnisse und Begebenheiten des genannten Zeitraums, die Beziehungen zu den Kronvasallen und Auswärtigen, zu den Bischöfen und Päpsten und alle darauf bezüglichen Staats- und Regierungsacte sind erschöpfend und vollständig, jedoch in chronikartiger Kürze, die meist nur das nackte Factum gibt, erzählt, und seine Darstellung verbreitet sich auch auf die synchronistische Geschichte anderer Länder, die sich mit der französischen verkettet, z. B. des Orients, des Deutschen Reichs u. s. w., und wirft ungeachtet ihres mehr als hundertfunfzigjährigen Alters hin und wieder auf dieselben ein neues Licht. Die unleugbare Trockenheit, Mattigkeit und Einförmigkeit des Stils, die übrigens den Historiker von Fach zumal von dem Studium eines in anderer Hinsicht so trefflichen Werks nicht abhalten darf, wird wenigstens nicht ermüdend oder zum Ekel und schon durch den Umstand gemildert daß der Text in ganz kleine Capitel je mit besonderer Inhaltsangabe zertrennt, auch die Benutzung durch ein am Ende eines jeden Bandes befindliches Register dieser Ueberschriften sehr wesentlich erleichtert ist. Die „Biographie universelle" drückt sich unter dem Artikel Tillemont über diese Trockenheit also aus: sie sei im Grund nur eine strenge Präcision, die weit mehr werth sei als ein gewisses Pathos und eitles Wortgepränge. Von Dem was man gewöhnlich pragmatische Geschichtschreibung nennt ist selten eine Spur vorhanden, wenn man nicht die meist erbaulichen Anmerkungen hieher ziehen will, welche sich aus dem Geist und der Sitte seiner Zeit und seines Standes als Priester erklären; dergleichen der Geschmack der neuern Zeit wol auch in Darstellungen von rednerischem oder dichterischem Charakter geeignet findet, indeß dieselben sich sonderbar ausnehmen in Werken die aus streng wissenschaftlicher Forschung hervorgegangen durch ihre ruhig-kalte, einfach-nüchterne Sprache sich auszeichnen. z. B. wenn es (I, 399) gelegenheitlich der Belagerung von Avignon durch Ludwig VIII. heißt: „Man sieht hierin Gottes Gerichte, der den Stolz dieser reichen und mächtigen Stadt demüthigen wollte"; oder von der Eroberung Jerusalems durch Saladin (ebendaselbst S. 222): „Es kommt eine Zeit, wo Gott nicht mehr hört und Derer sogar spottet die ihn nicht hören wollten als er redete", weil nämlich das Volk durch Beten, Beichten und Büßungen, wozu auch die Kinder angehalten wurden, den Herrn zu erweichen suchten; oder wenn er über den Tod des Sultans von Aegypten, den seine eigenen Leute tödteten um sich selbst das Lösegeld für den gefangenen Ludwig zuzueignen, im Geist des alten Testaments sich also ausdrückt: „Gott bediente sich der verbrecherischen Leidenschaft der Menschen um das Unrecht zu rächen, das der Sultan der christlichen Religion, dem König Ludwig und so vielen Andern zugefügt" u. s. w. (III, 355).

Der katholische Standpunkt wird trotz der völlig objectiv gehaltenen Geschichtserzählung allenthalben festgehalten. Dabei gehört Tillemont gleich dem großen Pascal, Arnauld, Nicole u. s. w. zu den Jansenisten, die bekanntlich Gegner der Jesuiten, strenge Moralisten und gefühlvolle Mystiker, nicht allein über die Untrüglichkeit des Papstes anders dachten, sondern auch auf Verbesserung der Sitten unter Mönchen und Weltgeistlichen, auf Unterricht des Volks in der Glaubens- und Sittenlehre, auf Verbreitung der Bibel drangen; aber auch als sie des Hangs zum Protestantismus beschuldigt wurden, sehr heftig wider diesen sprachen und schrieben. Der katholische Standpunkt aber, bevorab des Mittelalters, dem der Held unsers Autors mit dessen Geschichtsquellen und Gewährsmännern angehört, ist der eines maßlosen Wunderglaubens, mit dem sich die heutige Weltanschauung nimmer befreunden kann, welcher jedoch den unleugbaren Vorzügen gründlichen Fleißes und tief umsichtiger Forschung keineswegs Abbruch thut. Auf jenem Standpunkt erblicken wir Tillemont namentlich bei den auf die Heiligsprechung seines Helden bezüglichen Abschnitten (Bd. V), welchem durch 330 Zeugen 603 Wunderthaten, unter denen zwei Todtenerweckungen, bezeugt wurden. Auch der Leichnam des im Jahre 1246 kanonisirten Erzbischofs Edmund von Canterbury, der sich in eine Abtei der Diöcese von Auxerre ge-

*) Neuerlich durch eine gute Tragödie von D. H. Ayrer: „Der letzte Hohenstaufe" (Leipzig, 1850), verherrlicht.

**) Er ist auf dem Monument stehend und in kriegerischem Gewand dargestellt, die Rechte auf der Brust, die mit dem Kreuze bezeichnet ist, die linke auf dem Schwertgriff. Seinen Kopf schmückt die Königskrone. Zu seinen Füßen befindet sich der Helm mit geschlossenem Visir, dahinter ein Anker dessen Spitze in den Boden gesenkt ist.

rückgezogen hatte und zwanzig Stunden von da entfernt gestorben war, that unterwegs — so wird II, 401 erzählt — verschiedene Wunder, welche fortwährten bis er begraben war; nicht minder dessen Eingeweide, die man zu Provins bestattet hatte und die gleich denen des heiligen Ludwig selbst, als man sie mit großer Feierlichkeit in der anderthalb Stunden von Palermo belegenen Abtei Montereale (nach V, 174) bestattet, sogleich verschiedene Wunder thaten. Tillemont sagt (Ebendaselbst, S. 360): er wolle nicht untersuchen wie es mit der Gabe sei, welche die Könige von Frankreich von Gott empfangen haben, Drüsengeschwülste und Kröpfe zu heilen, von welcher uns auch Ennemoser in seiner „Geschichte der Magie" (!!) berichtet. „Gewiß ist", setzt er hinzu, „daß dieselbe sehr alt ist in der Dynastie der Capetinger, weil Philipp I. (regierte von 1060—1108) seines unordentlichen Lebens wegen dem Abt Quibert zufolge sie verlor; aber Gott schenkte sie wieder seinem Sohne, Ludwig dem Dicken, welcher die Kranken durch seine Berührung und Bekreuzen heilte."

Den katholischen Priester zeigt uns in Tillemont sein Ausspruch über die Albigenser und andere Sekten welche sich in dem Zeitalter des heiligen Ludwig der herrschenden Lehre, Kirche und Hierarchie widersetzt haben. Wenn auch diese Leute häufig zu Extremen hingerissen wurden, so kann doch blos vom Parteistandpunkt aus das Urtheil gelten, sie seien eins gewesen „par l'aversion de la verité, qui leur était commune à tous". (I, 52.) Den Jansenisten aber erkennt man alsbald wieder wenn es weiter heißt: „Alle Bekehrungsversuche durch Predigten (seit 1206) nutzten Nichts, weil die Ketzer stets den schlechten Wandel der Geistlichen entgegenhielten und man den Klerus hätte reformiren sollen, bevor man an der Bekehrung der Laien arbeitete." Auch von den Bischöfen welche Ludwig, damals noch Kronprinz, auffoderten das Kreuz gegen die Albigenser zu nehmen und Alles niedermachen zu lassen was in den Weg käme, mit dem Vorgeben, die Guten würden zu Gott kommen und die Bösen an ihren Ort, sagt Tillemont (Ebendaselbst S. 384): „Sie hatten die Lehre des Paulus gewiß nicht gelernt, der nicht will daß man Böses thue, damit Gutes daraus komme." Als man dem päpstlichen Legaten bei der Eroberung von Bezières, dessen Einwohner man über die Klinge springen ließ, vorstellte, es seien doch auch viele Katholiken in der Stadt, soll er erwidert haben: „Mordet immer zu; Gott kennt die Seinen."

Als Jansenist und Gallikane, nicht als Römling beurtheilt Tillemont auch den Streit der Kaiser mit den Päpsten damaliger Zeit. „Gewiß waren die Fürsten zu entschuldigen, wenn sie eine Autorität zu verringern strebten, der man sich bediente, einen moralischen Zwang gegen sie zu üben, indem man Himmel und Erde gegen sie zu bewegen drohte." (I, 160.) „Wir werden sehen daß die Päpste lieber die Kirche und sich selbst allen Arten von Unheil aussetzten als daß sie die Lombarden verließen und dulden wollten daß Friedrich sie zum Gehorsam zwinge." (Ebendaselbst, S. 128.) „Leider müssen wir fürchten daß die heftigen Klagen Friedrich's über den Papst ebenso gerecht waren als die seines Gegners. Die Laster des römischen Hofs gaben zu den Declamationen Friedrich's Anlaß, und der Papst fand ebenso viel auszusetzen an dem Lebenswandel des Kaisers, der sicherlich weder Ehre noch Gewissen noch Religion hatte. Von Seiten des Papstes Gregor IX. war die Excommunication blos Mittel um die Unterthanen und Nachbarn des Kaisers aufzuwiegeln, und Innocenz IV. entwickelte in der Verfolgung allen Muth oder vielmehr Hartnäckigkeit eines unbeugsamen Gemüths. Beider Verfahren verursachte die allgemeine Verwirrung der Kirche, die Verwüstung Deutschlands und Welschlands, den Verfall der Kaiserwürde, der Freiheit der italienischen Städte und man darf beifügen, den Verlust des Heiligen Landes und des konstantinopolitanischen Reichs." (II, 347.)

Von dem consequenten Festhalten des päpstlichen Stuhls an denjenigen Principien welchen zufolge nicht nur vor ein paar Jahrzehnden der Hermesianismus als Ketzerei behandelt, sondern auch in neuester Zeit dem von der katholischen Kirche Deutschlands mit Ausnahme der Ultramontanen hochgefeierten Theologen L. Schmid in Gießen die Bestätigung als erwähltem Bischof von Mainz versagt worden war, berichtet auch Tillemont (I, 485) ein Beispiel aus dem Jahre 1228. Am 7. Juli d. J. erließ der Papst an die Lehrer der Theologie zu Paris ein langes Schreiben, worin diejenigen getadelt wurden welche die positiven Religionslehren mittels der Philosophie und Physik erklären wollten. „Man muß es lesen," setzt Tillemont hinzu, der die Thatsache aus du Boulay Tom. III. anführt.

Um aber auf den Helden selbst zu kommen, der in der französischen Geschichte so einzig dasteht daß auch ein Voltaire von ihm sagte: „Il n'est guère donné á l'homme, de pousser la vertu plus loin", und: „Il a été en tout le modèle des hommes" — so möchte es der heutigen Welt allerdings als Schwärmerei, ja Wahnsinn erscheinen, wenn wir lesen daß Ludwig die Demuth so weit getrieben daß er nicht blos zu dem Bau der Mauern der infolge des Testaments seines Vaters zu stiftenden Abtei Royaumont in seinen Jünglingsjahren eigenhändig beitrug und seine Brüder und Gesellschafter zum Mitarbeiten veranlaßte, sondern auch einem aussätzigen Mönche daselbst die Füße wusch, trocknete und küßte, zu welchem — wie Papst Bonifaz VIII. in einer Predigt sagte — wegen des abscheulichen Gestanks der Geschwüre kein Mensch hinging und dem was er bedurfte aus einiger Entfernung gereicht oder zugeworfen wurde; was, wie Tillemont beifügt, den Mönchen zu Royaumont keine Ehre machte (III, 493). Welch ein himmelweiter Unterschied aber zwischen den neuern Zeiten der Aufklärung und jener, da die gesammten Kosten des Hochzeitsfestes Ludwig's und Margarethens, Gräfin von Provence, auf 2526 Livres (worunter 112 Livres für Minstrels) sich beliefen, dagegen der Preis der Auslösung der von den Kaisern zu Konstantinopel den Venetianern verpfändeten Dornenkrone Christi auf 20,000 (nach Andern 10,000 und für deren Transport nach Paris 2000) Livres, auch die drei ersten Nächte nach dem Beispiel des Tobias mit Gebet hingebracht wurden (II, 341). Wenn ferner der redliche Finder eines zu St.-Denys verlorengegangenen Nagels mit dem Christus gekreuzigt worden 100 Livres Parisis erhielt; wenn ein fast ellenlanges Stück vom wahren Kreuz Christi — dasselbe welches Helena dem Kaiser Konstantin dem Großen zubrachte und worauf die Kaiser zu Konstantinopel ihren Eid abzulegen pflegten — mit mehr als 25,000 Livres, wofür es den Venetianern verpfändet war, ausgelöst und mit Balduin's II. Beistimmung nach Paris gebracht wurde („Colbert hätte es nicht gethan", bemerkt Bossuet hierzu in seiner für den Dauphin geschriebenen Einleitung in die allgemeine Weltgeschichte); wenn Ludwig am Tage der Kreuzerhöhung, wo dasselbe unbedeckt dem Volk gezeigt ward, der Feierlichkeit nebst seinen Brüdern mit bloßem Haupt, Füßen, Armen und Beinen beiwohnte und für diese und andere Reliquien aus dem Morgenland, mit denen Gottes Gnade damals Frankreich bereicherte (wie Tillemont sich ausdrückt), eine eigene Kapelle*) in seinem Palast für 40,000 Livres bauen ließ (100,000 Livres soll die Verzierung der Reliquien gekostet haben [Ebendaselbst, S. 410 fg.]; wenn der König endlich vor seinem ersten Kreuzzug barfuß in die Notredamekirche ging, um die Messe zu hören und von der Kirche Abschied zu nehmen (III, 177): so mag freilich die kalte Verständigkeit und Gefühlsflachheit der spätern Zeiten nur staunen können über solchen Glauben oder ihn als

*) Im heutigen Justizpalast. Sie wird jetzt als Archiv benutzt. Die Dornenkrone kam in der Revolution ins Antikenkabinet der Bibliothek und ward von Napoleon der Kirche Notredame zurückgegeben (vergleiche Möller, „Paris und seine Bewohner ɪc.", Gotha 1823). Statt der fünf Hauptpriester mit je einem Kaplan und Diakon, auch zwei Küstern, welche bei der heiligen Kapelle angestellt worden, waren zu Tillemont's Zeit nur noch beide letztere vorhanden, um die Reliquien zu hüten. Das Stück vom Kreuz Christi ward 1575 gestohlen und blieb gestohlen.

frommen Wahn verspotten; aber sie vergesse dabei nicht daß solche Charaktere nur möglich sind in einem Zeitalter welches auch die Riesenbauten des himmelanstrebenden Strasburger Münsters oder des gewaltigen Kölner Doms erklärbar macht.

In welch hohem Grade übrigens die wahre und ungeheuchelte Frömmigkeit dieses im Sinne seiner Zeit ausgezeichneten Herrschers durch äußerliche Formen beengt gewesen, davon zeugt unter vielem Andern ein Umstand den Tillemont (V, 166) erzählt. In seiner letzten Krankheit ward ihm von Seiten seiner Aerzte Fleischbrühe von Geflügel geschickt; weil es aber Sonnabend war, nahm er sie nicht, weil sein Beichtvater, der zufällig abwesend war, solches ihm nicht speciell erlaubt hatte. Man könnte sogar versucht werden, ihn sowol deshalb als in Rücksicht seiner vielen mit Verschwendung vollzogenen geistlichen Stiftungen, seines Verlangens sich zum Priester weihen zu lassen, wovon ihn seine Familie nur mit Mühe abhielt, und in Hinsicht der kräftigen Unterstützung welche er den Inquisitionsgerichten durch Vorschriften für alle seine Beamten und für das Angeben der Ketzer ausgesetzte Preise ꝛc. angedeihen ließ, als einen Pfaffenknecht anzusehen. Dies war er aber so wenig als Kaiser Friedrich II., welcher sowol der Inquisition selbst als den weltlichen Beamten, ihren Gehülfen, die grausamsten Gesetze vorschrieb. Vielmehr, so ehrerbietig er gegen die Geistlichkeit, insbesondre die Bettelmönche war, zeigte er sich doch auch fest und klug genug, um im Innern seines Landes seine Herrschaft zu bewahren. Die Mönche eines Klosters bei Chateau-Landon in der Diöcese von Sens fanden einen Schatz in ihrem Weinberg, den sie dem König als Herrn des Landes brachten. Dieser schenkte ihnen denselben als Almosen, wogegen sie eine Urkunde ausstellten daß sie weder für diesen noch jeden andern auf ihrer Besitzung zu findenden Schatz ein Recht ansprächen (I, 326).

Als nach dem Tode Papst Cölestins' IV. (1241) zwei Jahre lang kein Papst gewählt worden, weil die Cardinäle sich nicht vereinigen konnten — „als hätten sie keinen Funken von Liebe für die Kirche gehabt", bemerkt Tillemont — schrieb Ludwig in sehr kräftigen Ausdrücken an die Cardinäle, drohend und befehlend daß sie die Kirche nicht länger ohne Oberhaupt lassen sollten, und ließ durch eine besondere Deputation ihnen erklären, wenn sie nicht schnell wählten, so werde man ein Kirchenoberhaupt diesseit der Alpen machen und ihm Gehorsam leisten. So wurde einstimmig Innocenz IV. gewählt (II, 490). Vor allem muß hier an die im Jahre 1268 von Ludwig eingeführte Pragmatische Sanction erinnert werden, durch welche den Eingriffen der Päpste in die Bischofswahlen und ihren Gelderpressungen Einhalt gethan und der erste Grund zu den Freiheiten der Gallikanischen Kirche gelegt ward. Auch die Rolle welche Ludwig in dem schauerlichen Drama des Kaisers Friedrich II. mit den Päpsten spielte war eine unparteiische. „Er ging in keine Prüfung der beiderseitigen Anklagen ein", sagt Tillemont, sondern „bewahrte den Respect welchen er der Würde des kirchlichen Oberhaupts schuldig war, und den Frieden welchen er dem Kaiser geschworen, ließ zwar die Bannbulle gegen diesen veröffentlichen, aber duldete nicht daß seine Unterthanen gegen ihn die Waffen trugen. Er hütete sich vor seinen Kunstgriffen und Praktiken und ließ es nicht zu daß er den Papst gewaltsam unterdrückte; wollte aber das Anerbieten des Letztern ihn auf Kosten Friedrich's zu bereichern weder für sich noch seinen Bruder benutzen und arbeitete nach Kräften an der Aussöhnung Beider. Der Kaiser beklagte sich daß der Papst die oft angebotene Vermittelung des Königs von Frankreich nicht angenommen. Des Befehls des Papstes ungeachtet brach Ludwig nicht mit jenem."

Auch die weitern Beziehungen des Königs zu seinem großen Zeitgenossen stellt Tillemont genau und umständlich dar und citirt von deutschen Autoren Goldast, Freher, den Abt Tritheim, Gerh. Vossius u. A. m.

Nach Joinville's Chronik, einer der ältesten gleichzeitigen Quellen für die Geschichte des heiligen Ludwig, deren Verfasser den Zug nach Aegypten selbst mitmachte, schickte Kaiser Friedrich II. eine Gesandtschaft an den ägyptischen Sultan nebst einem Briefe an Ludwig, worin er schrieb daß dieselbe bestimmt sei seine Freilassung und die seiner Leute zu verlangen. Sie kam übrigens zu spät, weil jene schon frei waren. Friedrich war aber so verrufen daß man glaubte, er habe diese Gesandtschaft nicht geschickt um sie zu befreien, sondern ihre Gefangenschaft zu verlängern. — Ludwig war es bei seinen Bemühungen Friedrich mit dem Papst zu vergleichen lediglich um den Frieden zu thun. In die Freundschaft des Kaisers setzte er kein Vertrauen. Während dieser Traurigkeit äußerte über die Dinge in Aegypten, machten seine Anhänger Freudenfeuer (III, 189 fg.).

Hier kann Referent nicht umhin, den Gefühlen Worte zu leihen welche die ehemalige Größe der deutschen Nation, an welche auch dieses Werk manche Erinnerungen enthält, in dem Freunde der Ehre und Geschichte seines Volks unwillkürlich rege macht. Tillemont, indem er die Grenze zwischen dem damaligen Frankreich und dem Kaiserreich, zu welchem noch Lyon und Viviers gehörten, beschreibt (I, 86 fg.), sagt: „Der heilige Ludwig selbst bezeugt daß die Rhône sein Reich vom Kaiserreich trennte. Diese Scheidewand scheint noch im Jahre 1421 bestanden zu haben. Als Raimund d. J. im Jahre 1216 über die Rhône ging um Beaucaire zu belagern, findet sich ausdrücklich angemerkt daß dieser Platz in Frankreich liege. Als Ludwig VIII. Avignon belagerte, im Jahre 1226, schrieb man es Kaiser Friedrich, der nach vorhandenen Urkunden als Oberherr dieser Stadt erscheint. Lyon gehörte erwiesenermaßen (nach Catel, „Histoire des comtes de Toulouse") damals wenn auch nicht zum Römischen Reich, doch auch nicht der Krone Frankreich, weder mittelbar noch unmittelbar." Tillemont glaubt daß man aus dem königlichen Archiv beweisen könne, daß Lyon erst unter Philipp dem Schönen infolge eines Volksaufstandes gegen den Erzbischof daselbst zu Frankreich kam. Auch der französische Historiker Tillemont aus dem Zeitalter Ludwig's XIV.,

„Als dessen Waffen klirrten, den letzten Zeiten gleich,
Und seine Raben schwirrten durch's heil'ge Deutsche Reich" —

nachdem außer der Entkräftung des letztern durch einen dreißigjährigen innern Krieg vermöge des Westfälischen Friedensschlusses die Centralgewalt des Reichsoberhaupts vollends fast auf Null zurückgeführt worden, kennt nur zu gut den faulen Fleck der sich durch die ganze Geschichte dieses Wahlreichs mit einer Menge theils mächtiger, theils schwacher Kronvasallen hindurchzieht und bis auf unsere Zeit der dynastischen Gelüste bei völlig veränderter Form des Ganzen unvertilgbar erscheint. „Die deutschen Kaiser", sagt Tillemont, „hätten sich ganz Europa furchtbar gemacht, wenn nicht die kaiserlosen Zeiten die Stände Deutschlands und Italiens an Unabhängigkeit gewöhnt und die Päpste sehr oft ihre Untergebenen gegen sie aufgewiegelt hätten — was sie endlich zu der Schwäche in der wir sie heutzutage erblicken herabbrachte" (I, 90).

Die nähern Umstände der Heiligsprechung König Ludwig's werden V, 211 fg. erzählt. Es ward auf dieselbe von dessen Sohne Philipp III. und den französischen Baronen und Prälaten zu wiederholten malen beim Papst angetragen. Die Heiligkeit seines Wandels war so bekannt daß Papst Nikolaus III. sagte: wenn auch nur zwei oder drei Wunderthaten bewiesen würden, wolle er ihn sogleich heilig sprechen. Zwar brauchte man keinen Anwalt des Teufels aufzustellen, allein bei dem häufigen Wechsel der Inhaber des Heiligen Stuhls verzog sich die Sache über 24 Jahre lang, trotz des Betreibens von Seiten des französischen Königs, hohen Adels und Klerus. Papst Nikolaus, der, wie Tillemont meint, für keinen großen Gönner Frankreichs in der Geschichte gilt, verlangte jedoch die strengsten Beweise für die angeblichen Wunder. Die auf diese Heiligsprechung bezüglichen Actenstücke betrugen mehr als eine Eselslast, was für jene Zeit gewiß sehr viel heißen will. Ein Florentinischer Notar Artus erhielt 200 Livres für seine diesfallsigen zu St.-Denys und am römischen Hofe gehabten Bemühungen von Philipp dem Schönen, Enkel Ludwig's IX.

Die lange Reihe der französischen Könige nach ihm zeigt keinen seinesgleichen, sehr wenige gute, dagegen viele große Verbrecher an ihrem Volk und der Menschheit, deren Missethaten dem Worte der Schrift gemäß, dem leider unbeherzigten und ungenützten, oftmals sich rächten an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; am härtesten an demjenigen Sprößlinge des Hauses der seinem frommen Ahnherrn vielleicht am ähnlichsten war an Gewissenhaftigkeit und Liebe, unter allen Nachfolgern desselben dem sechszehnten Ludwig, welchem sein Beichtvater im schrecklichen Augenblick als das Mordbeil der Guillotine dessen Nacken traf, zurief: „Sohn des heiligen Ludwig, fahre auf gen Himmel!" 51.

Handbuch der italienischen National-Literatur. Historisch geordnete Anthologie der Poesie und Prosa von den ältesten bis auf die neueste Zeit, nebst einem Abriß der Literaturgeschichte von Adolf Ebert. Marburg, Elwert. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, Privadocent in Marburg, hatte bei seinen Vorträgen über die italienische Sprache und Literatur das Bedürfniß gefühlt, sowol ein Lesebuch als auch eine Beispielsammlung aus den besten Werken italienischer Schriftsteller sich anzulegen, und so entstand ihm die gegenwärtige Anthologie, welche mit Ausschluß der dramatischen Poesie das Ausgezeichnetste aus der italienischen Literatur in Versen und in Prosa von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart umfaßt. Es fehlt bekanntlich nicht an Sammlungen ähnlicher Art, indeß möchte die vorliegende Arbeit wol unbedingt den Vorzug vor allen frühern verdienen, und zwar sowol wegen des verständig angelegten Plans als wegen der sorgfältigen und geschmackvollen Ausführung.

Der Verfasser welcher die ganze Geschichte der italienischen Literatur in drei große Perioden abtheilt, gibt nämlich jedesmal zuerst eine literarhistorische Uebersicht der wichtigsten Leistungen einer jeden Periode, wobei er sich bemüht sowol den Entwickelungsgang des ganzen Zeitabschnitts als die wichtigsten Persönlichkeiten desselben zu charakterisiren. Diese Arbeit verdient alles Lob. Konnte der Verfasser auch nicht eine vollständige, alle Erscheinungen der Literatur umfassende Geschichte derselben geben, so hat er doch das Wesentlichste geistreich aufgefaßt, und man sieht es seinen Charakteristiken der einzelnen Schriftsteller wohl an daß er sie wirklich selbst gelesen und studirt hat. Die auf diese Uebersichten folgende Anthologie ist in doppelter Hinsicht zu loben: ein mal ihrer Reichhaltigkeit wegen; der Leser findet hier Gedichte besonders aus den ältesten Zeiten, welche er sonst wol kaum jemals zu Gesicht bekommen hätte, da Werke dieser Art in Deutschland zu den größten Seltenheiten gehören; dann aber auch wegen der sehr zu billigenden Auswahl welche der Verfasser getroffen. Nur das Eine wissen wir uns kaum zu erklären, warum von der ältesten Prosa des Malespina, Giovanni Villani u. A. keine Proben gegeben sind. Auch gibt er nicht, wie so häufig sonst geschehen, nur unbedeutende Bruchstücke von größern Werken, sondern stets so viel als möglich ein selbständiges Ganzes; wie denn von den berühmtesten Dichtern, Dante, Bojardo, Ariosto, Tasso, ganze Gesänge, oft mehr als einer hier abgedruckt sind. Eben dieser Grundsatz aber hat es dem Verfasser unmöglich gemacht Proben dramatischer Werke in seine Sammlung aufzunehmen, da er nicht einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Scenen geben mochte und doch auch nicht ganze Stücke aufnehmen konnte. Die in Aussicht gestellte Fortsetzung dieses Werks wird diesem Mangel vielleicht bald abhelfen. Die abgedruckten Stücke sind, soweit es dem Verfasser möglich gewesen, stets den besten Ausgaben, welche auch angegeben sind, entnommen und von sparsamen, aber zweckmäßigen sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet. Es lag in der Natur der Sache daß die geschichtliche Darstellung sich vorzugsweise auf die zu gebenden Beispiele beziehen mußte, daher denn manche Schriftsteller von geringerer Bedeutung entweder ganz übergangen oder nur beiläufig erwähnt werden konnten; die bedeutendern dagegen sind mit Geschick und Geschmack charakterisirt; doch ist nicht zu leugnen daß die Entwickelung der Literaturgeschichte, jemehr sie sich den neuern Zeiten nähert, um so dürftiger und lückenhafter erscheint, was allerdings seine Entschuldigung in der unendlichen Zahl und zum Theil Unbedeutendheit neuerer Dichter finden mag. Auch in der Anthologie wird man von den ältern Dichtern nur wenige vermissen (Angelo di Costanzo möchten wir als einen solchen nennen), dagegen von den neuern nur die berühmtesten hier erscheinen. Als etwas Auffallendes muß hier noch erwähnt werden daß in der Anthologie Stücke von Davila, Botta und Casti vorkommen, während diese Namen in der Geschichte der Literatur nicht erwähnt werden. Einige Nachlässigkeiten in der Sprache, wie der häufige Gebrauch von mal für einmal und die durchgängige Schreibung Rythmus statt Rhythmus, hätte der Verfasser wohl vermeiden sollen. Wir wünschen diesem verständig angelegten und ausgeführten Werke die möglichste Verbreitung. 79.

Aus einem literarischen Tagebuche.

Von **Alexander Jung.**

Die Ritter vom Geiste.

So weit sind wir denn doch durch die Errungenschaften der letzten hundert Jahre gediehen daß sie aller Orten, mindestens über Europa zerstreut sind; daß sie sich erkennen wo sie aufeinander treffen, und daß sie zwar nicht blos im Historischen, sondern im Rationellen, welches mehr umfaßt als jenes, ihren Standpunkt genommen haben, so jedoch daß die Vernunft noch lange nicht ihr Gott ist, sondern, wie ihr Name schon sagt, der Geist, der höher ist denn alle Vernunft, weil er das Schöpferische, das Gottvolle ist.

Ueberlegenheit der Deutschen.

Darin sind die Deutschen mehr als jedes andere unter den lebenden Völkern Weltbürger, daß sie sich in die eigensten Zustandsweisen der andern zu versetzen vermögen, während jene in Betreff des deutschen Dasselbe nicht vermögen. Der Deutsche ist im Stande den amerikanischen Yankee, den Geldmenschen von Neuyork, den londoner Policeman, den wohlgenährten Pächter aus einer der Grafschaften von Altengland, den Fellow von Oxford, den pariser Studenten, den Epicier, die Grisette, den Ouvrier bis auf alle Spielarten und Schattirungen sich zu vergegenwärtigen. Wir wollten einmal den Amerikaner, den Engländer, den Franzosen kennenlernen, der Dasselbe zu leisten im Stande wäre beim berliner Eckensteher, beim halleschen Musensohne, beim preußischen Beamten, beim leipziger Professor, bei dem münchner Bürgermädchen, dem wiener Mittelbürger.

Die Presse und der Schriftsteller.

Jeder ehrenwerthe gewissenhafte Schriftsteller müßte stets über die Presse selbständig zu gebieten haben. Der Weg durch sie in die Oeffentlichkeit, vor das Forum der Nation müßte ihm jeden Augenblick ohne Mittelchancen zugebotestehen. Er müßte über die Presse ebenso unmittelbar zu verfügen haben, wie etwa der Wille des gesunden Individuums seiner Füße und Hände Herr ist, auf daß sie Das sofort vollbringen was er ihnen innerlich gebietet.

Das Wunder der Existenz.

Wie weit wir uns durch Unnatur, Verschrobenheit der Bildung und gedankenlosen Stumpfsinn in das Unglaubliche verirrt haben, geht daraus hervor daß wir die Existenz als etwas hinnehmen was sich von selbst verstehe, worüber wir uns nicht zu wundern hätten. Selbst flache Philosophen haben in neue-

ster Zeit diese Beschränktheit des Geistes zu erkennen gegeben und das Dasein mit einer Art brutaler Consequenz aus dem Verhältniß von Ursache und Wirkung der bloßen Natur hingenommen. Abgesehen aber davon daß der denkende Geist ein Bewußtsein von seiner und der Existenz überhaupt hat und sie doch nicht ergründen kann, so spricht Vieles dafür daß es höchst folgenreich für eine unendliche Zukunft ist, wie wir unsere Erdenexistenz benutzen, wie wir uns in ihr gleichsam zu fassen wissen, um uns nie wieder zu verlieren.

Heilsame Erinnerung.

Mitten in der Flucht der Augenblicke, mitten in der Unruhe und dem Gewirre der Leidenschaften können wir uns in einem Moment des Zeitlichen auf das bloße Gebot unsers Willens für das Ewige so fixiren daß wir nun ins Unendliche zur Bewegung kommen und nun erst unser eigentliches Leben beginnt, indem wir nur Das hören, schauen, in uns aufnehmen, was allein aufnehmenswerth ist, und auch dem gemäß handeln.

Doppelter Gesichtspunkt für Goethe.

Ein mit Recht berühmter Literaturhistoriker hat Goethe bekanntlich den Sinn für Geschichte abgesprochen. Hierin aber waltet ein bedeutender Irrthum. Goethe hatte einen ebenso aufgeschlossenen Sinn für die Geschichte wie er ihn für die Natur besaß. Aber Goethe beachtete die Geschichte freilich nur, wiefern sie Bildung abwirft. Ihm war Nichts fremdartiger als der barbarische Unterschied zwischen politischer und Culturgeschichte, in dem freilich eine furchtbare Ironie liegt. Goethe wandte sich mit Recht von dem Theil der Geschichte immer mehr ab, bei dem so wenig Ersprießliches für die Bildung herauskommt, durch welchen vielmehr alle Bildung fortwährend aufs Spiel gesetzt und gefährdet wird, von ihren Kriegen, ihren Schlachten, ihren Revolutionen, ihren Menschenopfern. Goethe wollte eine Geschichte die es nur mit solchen Ereignissen zu thun hat, welche aus dem immer tiefern Eindringen in die Natur entstehen. Er wollte und betrieb das Studium der Natur zum Behufe der Erkenntniß, aber auch zu dem einer Verklärung alles Natürlichen. Aus jener entsprang ihm die Wissenschaft, aus dieser die Kunst. Wie aber auf dem Wege der Bildung der Mensch hienieden nie fertig wird, sondern wie eine Unendlichkeit des noch Unbekannten ihm sich aufschließt, ja eine Macht die noch dazu ohne sein Zuthun sich ihm überall offenbart, so fühlte Goethe trotz aller gewonnenen Klarheit, Gesetzmäßigkeit doch auch fortwährend den Reiz des Geheimnisses, das Bedürfniß der Anbetung. Und diese beiden Gesichtspunkte müssen eben für Goethe stets festgehalten werden, um ihn seinem ganzen Wesen nach zu erfassen. Er war eben so stark und gesund im Rationellen, als er doch auch mit aller Freudigkeit und innern Erhebung das Mysterium anerkannte; daher sein Bestehen auf einem Credo, daher seine Ehrfurcht vor Dem was der Gegenstand seiner Religion war.

Zur Beruhigung.

Wenn die Bewegung unsers Körpers, welche wir Gehen nennen, ein stets aufgehobener Fall von der rechten zur linken Seite ist, wobei wir dennoch vorwärts gelangen, so dürfen wir wol auch in der Welt des Geistes einen Fortschritt da für sicher halten, wo Manches zu unsern Seiten dahinsinkt. Und wenn wir im Physischen einen Ansatz nehmen und also zurückschreiten, um einen bestimmten Punkt vor uns zu erreichen, so wird auch wol in der Geschichte da wo eine rückgängige Bewegung gemacht wird der größere Fortschritt nur um so gewisser sein und durch sie selbst bedingt werden.

Kohl's Buch: „Aus meinen Hütten."

Es gibt Werke in der Literatur die recht eigentlich dazu geschrieben zu sein scheinen, um in unerquicklichen Zeiten den Menschen wieder einmal auf den Reichthum seines Innern hinzuweisen, um zu zeigen welchen Schatz mehr oder weniger Jeder in sich selbst trägt, wenn er ihn nur zu heben und für die Außenwelt umzusetzen vermag. Ein solches Werk ist Kohl's Buch: „Aus meinen Hütten", welches wieder und wieder empfohlen zu werden verdient, da es lange nicht genug bekannt geworden zu sein scheint. Es ist ein Product von unendlich reicher, glücklicher Beobachtungsgabe, für Leser geschrieben, welche noch nicht lebensmüde sind, wol aber Siesta halten und doch nicht schlafen, sondern feiern wollen während des Mittags schwüler Hitze, während einer verhängnißvollen Stille, in der, wie heute am hellen Tage — wie es das Volk in Italien glaubt — Gespenster umgehen, die Geister zu sein vorgeben und es doch nicht sind. Der Leser, welcher ein Freund solcher Gedanken ist die neue Gedanken in das Unendliche hin zur Folge haben; der Schriftsteller, der voll ist seines heiligen Berufs und doch erliegen möchte bei gewissen Erfahrungen die er heutzutage macht: Beide mögen in jene „Hütten" des berühmten Touristen einkehren, und Beide werden in ihnen eine Aufnahme der Gastfreundschaft und Erquickung finden, welche ihnen wieder Zuversicht gibt, um den Weg des Lebens getrost fortzusetzen.

Verbildung in der Musik.

Man kann es an vielen der neuesten Compositionen schlagend nachweisen daß die Verbildung gerade wieder bei einer ähnlichen Kinderei und Roheit anlangt, wie die gewesen ist welche sich im Beginne der Cultur oder in Zeiten der Wildheit gezeigt hat. An die Stelle der rohen Kraft in dem Kindesalter der Menschen tritt jetzt in der Periode der Ueberfeinerung die Bravour, die bloße Renommisterei mit der Kraft, das forcirte und affectirte Scheinwesen, der Lärm oder auch die gemachte Delicatesse, die aber trotz alles zierlichen Auftretens den lärmenden Beifall beabsichtigt. Man könnte daher auch analog den Zuständen der Wildheit und Dessen was Kindern und Wilden Schmuck und schön zu sein scheint, einige dieser neuesten Reverien und andern Compositionen blos tättowirte Musik nennen.

Nur getrost.

Wenn sich Jemand im rechten Sinne auf die Sprache, auf das Wort versteht, so ist er stets guten Muths und voller Hoffnung, denn von dem Worte geht durch die Menschheit eine erlösende Gewalt aus die gar nicht zu berechnen ist. Vielleicht, indem du selbst dich vergebens mit der Lösung eines Problems abmühtest, entsteht so eben ein Sprachwerk welches nicht allein deine Aufgabe löst, sondern die Menschheit in eine völlig neue Bahn rückt und sie an ein Ziel bringt das du auf Erden nicht für erreichbar gehalten hattest.

Ehrenrettung eines Worts.

Eine phrasenhafte Schriftstellerei hat alle mal den Einfluß daß treffliche, gehaltvolle Wörter durch den Misbrauch uns so verleidet werden daß sie kaum noch gebraucht werden dürfen. Auf die Art sind uns schon viele Ausdrücke verloren gegangen. Man sollte daher durch vorsichtigen, gewissenhaften Gebrauch retten was noch zu retten ist. Auch das vielsagende Wort „geistreich" steht in Gefahr unbrauchbar zu werden. Man nennt bereits Jeden der bloße Anwandelungen, erträgliche Launen von Darstellungsgabe hat, sehr mit Unrecht geistreich; ja sogar die Proletarier unsers anarchischen Literaturstaats, die Eckensteher unserer elendesten Winkelblätter, Sudler die aus der Hand der elendesten Tagesneuigkeiten in den Mund leben und nicht eine Ahnung von Ideen, von schöpferischer Thatkraft haben, werden geistreich genannt. Und doch, wie unendlich viel drückt dieses Wort aus! Geistreich im wahren Sinne des Worts ist Derjenige, dem die schöpferische Kraft stets so zugebotesteht daß er das Analoge in allem Weltwesen, wo es darauf ankommt, nicht nur heraus zu combiniren, sondern ihm auch Gestalt zu geben vermag, sodaß der Geist die nie ausgehende

Fülle des schöpferischen Grundelements bei ihm ist, und die Arbeit nur darin besteht sich in solcher Unerschöpflichkeit auch weise zu beschränken. Der wahrhaft Geistreiche ist daher unermeßlich in ideellem Besitz und stets einfach in seinem Erscheinen.

Notiz.

Wilhelm von Oranien.

Von dem Historiker und Biographen verlangt man heutzutage vor allem Quellenstudium. Der Verfasser eines neuen Buchs: „Guillaume le taciturne, prince d'Orange, comte de Nassau etc., et les Pays-Bas depuis l'abdication de Charles-Quint jusqu'à l'année 1584, par *Eugéne Mahon*", versichert nun zwar in der Vorede, daß er bei seiner Stellung in Holland, wo er lange Zeit bei der französischen Gesandtschaft angestellt war, Gelegenheit gehabt habe, die englischen und deutschen Historiker zu Rathe zu ziehen und kostbare Winke von ihnen zu erhalten, er citirt auch 29 Schriftsteller, deren Worte er geprüft hat; nichtsdestoweniger hat er seine Aufgabe nicht gelöst, und die einschlagenden Publicationen, die er übersehen, bilden auch keine kurze Liste. Beispielsweise sei angeführt, daß er die „Archive oder Correspondenzen des Hauses Oranien-Nassau" nicht kennt, die auf Befehl des niederländischen Ministers Gröe van Priesten veröffentlicht wurden, ebenso wenig die „Correspondenz Wilhelm's des Schweigsamen nebst unedirten Beilagen" von Gachard oder die „Staatsschriften des Cardinals Granvella" in der Sammlung unedirter Documente zur Geschichte von Frankreich. Auch hat Mahon häufig die Titel der von ihm citirten Bücher verstümmelt oder die Quelle seiner Darstellung gar nicht angegeben, oder den Ort, die Archive der Städte, aus denen er geschöpft, nicht benannt, ferner sich auf Schriftsteller ohne sonderlichen Credit, wie Anquetil und Savagner, gestützt und überhaupt ohne die wünschenswerthe Präcision des Historikers ein Buch geliefert, dessen Hauptperson verfehlt zu nennen ist. Nicht einmal die Unparteilichkeit entschädigt für diese Misgriffe. Man entschuldigt wol, wenn der Autor für seinen Helden begeistert ist, allein die Geschichte ist kein Panegyricus. Ueberdem wird Oranien lediglich als großer Diplomat und Politiker, ehrlicher Unterhändler und loyaler Feind geschildert; allein er war auch Krieger, zwar nicht ein Hannibal, wol aber ein Fabius Cunctator, dessen Vorzug nicht sowol darin bestand, daß er siegte, als vielmehr darin, daß er nie besiegt ward. Vom Admiral Boisot, dem Vorläufer Tromp's und Ruyter's, der den Ocean vom spanischen Hofe befreite, wird in Mahon's Buche kaum gesprochen. Graf Egmont und Margarethe von Parma werden nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt, die sie verdienen. Die Thätigkeit der Meer- und Landgeusen ist gleichfalls nur oberflächlich angedeutet, und doch leisteten dieselben der Sache der Unabhängigkeit unschätzbare Dienste. Mahon hebt überhaupt Wilhelm's Persönlichkeit zu sehr hervor. Sein Talent bestand vorzugsweise darin, die verschiedenen Elemente, welche er vorfand, zu vereinigen, die zerstreuten Kräfte zu concentriren und sie dem einen großen Ziele zuzuwenden. Es ist daher ein Fehler, wenn der Historiker zu ausschließlich den einzelnen Mann, zu wenig das Volk beachtet. Wilhelm war ferner nicht weniger ehrgeizig als Befreier. Sein zweites Ziel war die Krone, ja man weiß nicht einmal, ob die Unabhängigkeit des Landes sein erster Gedanke war. Hatte er doch in dem Augenblicke, wo er den Tod fand, den Titel eines souveränen Grafen von Holland angenommen, hatte er doch Boisot im Augenblick des Triumphs vergessen. Wilhelm war ein alter feudaler Baron, ein Edelmann des Mittelalters, der Repräsentant des aristokratischen Princips, der seine Persönlichkeit von einer Verbindung getrennt hatte, die ihm durch Sprache und Sitte fremd und feindlich war. Seine Freiheitsliebe bestand in der eigenen Herrschsucht, Mahon aber hat, gleich andern Historikern, aus ihm einen Volksmann, einen modernen Independenten gemacht. Schließlich befremdet, daß Mahon eine Hauptperson ganz und gar vergessen hat, nämlich den „Prinzen Kasimir, Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, den die Sucht nach Abenteuern in die Niederlande geführt hatte, den sein Stolz jedoch unnütz machte und der zuletzt aus Verdruß wieder fortging." So wenigstens schildert ihn Abbé Raynal in seiner „Histoire du Stathoudérat". 31.

Miscellen.

Stephan Tabouret, Herr des Accords, ein französischer Dichter des 16. Jahrhunderts, machte auf einen Verleumder die Grabschrift:

> Bissot rempli de médisance,
> Parle mal de tous en tous lieux;
> Il medisoit meme de Dieu,
> S'il en avoit connaissance.

Dieser Gedanke wurde nachmals auf den 1537 verstorbenen, wegen seiner Lästerzunge berüchtigten Peter Aretin in mancherlei Wendungen benutzt, z. B.:

> Condit Aretini cineres lapis iste sepultos
> Mortales atro qui sale perfricuit.
> Intactus Deus est illi, causamque rogatus
> Hanc dedit: Ille, inquit, non mihi notus erat.

Dann:

> Hic iacet ille canis, qui pessimus ivit in omnes,
> Demto uno, quem non noverat ille, Deo.

Endlich:

> Amarus iacet hic, viator, hostis
> Vivorum simul atque mortuorum.
> Diis convitia nulla dixit, et se
> Excusans, sibi cognitos negavit.

Deutsch von Joachim Christian Blum:

> Zu schmähen alle Welt war Aretin gewohnt,
> Und hätt' er Gott gekannt, er hätt' ihn nicht verschont.

Dieser Aretin nannte sich selbst: Divum Petrum Aretinum, per divinam gratiam hominem liberum, acerrimum virtutum et vitiorum demonstratorem. Er ließ Münzen auf sich prägen, welche er den Großen der Erde mit den unverschämtesten Lobsprüchen auf sich selbst zum Geschenk schickte. Man kennt besonders deren vier mit der Umschrift: Divus Petrus Aretinus, flagellum Principum, welche sowol in des Grafen Mazzuchelli „Vita di Pietro Aretino" (Padua 1741) als auch in dessen „Museum" (Th. 1, Tab. 63) abgebildet und beschrieben sind. Aretin, welcher von mehren Großen Geschenke und Pensionen bekam, nur um zu verhindern, daß er Böses von ihnen ausposaune, pflegte zu sagen: „Nur durch Geschenke stopft man Dem der beißt das Maul." Was von Origenes, das galt auch von ihm: Ubi bene, nemo melius, ubi male, nemo peius.

Petrus du Moulin, Professor der Theologie und reformirter Prediger zu Sedan (gest. 1658), war den Katholiken so verhaßt daß sie ihn nicht nur unter die Erzketzer gesetzt, sondern auch aus seinem Namen das Anagramm gebildet haben: „Erit mundo lupus", mit den beigefügten Distichen:

> Petri hostis Petrus Christi insidiatus ovili,
> Quo deglubere, quo dilaniare queat
> More lupi, et verus lupus est, cui nomen et omen
> Et mores insunt ingeniumque lupi.

In Deutschland war man der Einführung der Inquisition durchaus abhold. Konrad von Marburg, Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Hessen, war der erste vom Papste Gregor IX. in Deutschland verordnete Inquisitor. Dieser übte sein Amt mit großer Strenge und ließ viele Personen blos der Religionsmeinungen wegen hinrichten. Darüber wurde das Volk so aufgebracht daß es zuletzt den Inquisitor mit seinem Gehülfen, Robert Bulgarus, 1233 ums Leben brachte.

Wenn es wahr ist daß, wie erzählt wird, dem Dichter Pierre Corneille (gest. 1684) von seinem Beichtvater wegen einer gebeichteten fleischlichen Sünde die Bußauflage gemacht worden, des Thomas von Kempen Werk „De imitatione Christi" in französische Verse zu übersetzen, was mit Erfolg geschah, so muß die Literatur der Ohrenbeichte der Katholiken einigermaßen sich für verbunden erklären.

Cäsar Cremoninus, Lehrer der Aristotelischen Philosophie zu Ferrara und Padua (gest. 1631), galt dem Aeußern nach für einen Christgläubigen, obwol er in diesem Punkte anders gesinnt war, indem er die Maxime befolgte: Intus, ut libet, foris, ut moris est.

Johann Laurentius Croll, Doctor der Theologie zu Heidelberg (gest. 1709), hat einen seltenen Beweis geliefert von der Liebe zum Studiren. Als 1693 Heidelberg von den Franzosen zerstört wurde, verlor er seine Bibliothek, seine Manuscripte und Collectaneen sowie sein sämmtliches Vermögen, von dem er nur eine ganz unbedeutende Summe, die kaum zum höchsten Bedürfniß hinreichte, retten konnte, sodaß er im französischen Lager mit seiner Frau und deren säugendem Kinde unter freiem Himmel liegen mußte. Nichtsdestoweniger kaufte er mit dem geringen Reste seiner Baarschaft von einem Soldaten des Anastasius Buch „De vitis Pontificum" und vergaß über dem Lesen dieses Buchs alle Noth und Drangsal.

Stephan Baluze, Professor der Rechte zu Paris (gest. 1718), ein fruchtbarer Schriftsteller, machte sich selbst die Grabschrift:

> Jl git ici le Sire Etienne:
> Il a consommé ses travaux;
> En ce monde il eut tant de meaux,
> Qu'on ne croit pas quil y revienne.

Johann Barbier d'Aucour (gest. 1694) war anfangs Parlamentsadvocat zu Paris, blieb aber in der ersten Rede die er vor Gericht hielt stecken, was ihn veranlaßte, die Advocatur aufzugeben und zu versuchen seinen Unterhalt durch Schriftstellerei zu gewinnen. Dabei ging es ihm aber so kümmerlich daß er die Tochter seines Wirths heirathen mußte, blos deswegen weil er diesen nicht bezahlen konnte. Den Jesuiten war er besonders abgeneigt, weil ihm dieselben den Spottnamen Advocat Sacrus gegeben hatten, da er einmal aus Unvorsichtigkeit anstatt Sacer — Sacrus gesagt hatte.

77.

Bibliographie.

Apel, T., Professor Mispel oder der Seele Wiederkehr. Leipzig, Naumburg. 1854. Gr. 16. 24 Ngr.

Arend, K., Alte und neue Lieder. Kassel. J. Luckhardt. 8. 25 Ngr.

Arnold, W., Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms. 1ster Band. Hamburg u. Gotha, Fr. u. A. Perthes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Austria. Oesterreichischer Universal-Kalender für das Jahr 1854. 15ter Jahrgang. Mit 20 Bildnissen in Stahlstich, 24 Kalender-Vignetten und 2 Holzschnitt-Abbildungen. Bearbeitet und mit Beiträgen astronomisch-mathematischen Inhalts von J. Salomon. Nebst Beiträgen vermischten Inhalts von mehreren Andern. Wien, Klang. Lex.-8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Barthel, K., Leben und Dichten Hartmann's von Aue, dargestellt. Berlin, Schindler. 1854. 8. 12 Ngr.

Bianca und Giuseppe oder: Die Franzosen vor Nizza. Oper in vier Acten. (Nach einem König'schen Roman.) (Text.) Musik von J. F. Kittl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 Ngr.

Golß, C. Baron v. d., Westphälische Idyllen. Mit 3 lithographirten Zeichnungen. Herford. Gr. 8. 12½ Ngr.

Gotthelf, J., Erlebnisse eines Schuldenbauers. Berlin, Springer. 1854. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Grün, A., Nibelungen im Frack. Ein Capriccio. 2te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 22½ Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 29ster Band: Geschichte Kaiser Karl's des Fünften von L. Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Heilmann, J., Die Wittelsbacher im Thronsaal der neuen Residenz zu München. Eine Reihe von Biographien. Mit 12 Abbildungen in Stahlstich. Regensburg, Manz. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Jolowicz, H., Die germanische Welt seit ihrer Berührung mit dem Christenthume bis zum Jahre 1831, dargestellt. Leipzig, Friese. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.

Macaulay, T. B., Ueber die römisch-katholische Kirche. (Versuch über Ranke's Geschichte der Päbste.) Bearbeitet von T. Creizenach. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1854. Gr. 8. 9 Ngr.

Märzroth, Lieder, Bilder und Geschichten. Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Berlin, Janke. 1854. 16. 20 Ngr.

Michelsen, A. L. J., Die Hausmarke. Eine germanistische Abhandlung. Mit 3 lithographirten Tafeln. Jena, Frommann. Gr. 4. 25 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Prinz Minnewin. Ein Mittesommerabendmärchen. Köln, Du Mont-Schauberg. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Osenbrüggen, E., Die Brandstiftung in den Strafgesetzbüchern Deutschlands und der Schweiz. Ein kritischer Commentar mit historischer Einleitung. Leipzig, Hinrichs. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Pachmayr, J., Knospen. Gesammelte Gedichte. München. 8. 20 Ngr.

Rathlef, C., Historische Umrisse. Reval, Kluge. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Riehl, W. H., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 1ster Band. — A. u. d. T.: Land und Leute. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schauenburg, Gedichte. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scherr, J., Die Pilger der Wildniß. Historischer Roman. Vier Bände. Tabor. Gr. 16. 2 Thlr.

Schrader, A., Friedrich der Rothbart. Historisch-romantisch dargestellt. Zwei Abtheilungen. Mit Illustrationen. Leipzig, G. Poenicke. Br. 8. 10 Ngr.

Das Weltall. Zeitschrift für populäre Naturkunde. Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren Cotta, Eschricht, v. Littrow, v. Martius, Reichenbach u. A. von C. Giebel und J. Schaller. 1ster Jahrgang. 1854. 52 Nummern. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 4. Vierteljährlich 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Beust, F. C. Freih. v., Die obererzgebirgische Eisenbahn. Freiberg, Engelhardt. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Die neuesten Hirtenbriefe des hochw. Episcopats der Oberrheinischen Kirchenprovinz, des hochwürdigen Hrn. Erzbischofs von Freiburg vom 11. Novbr. und der hochw. Herren Bischöfe von Mainz und Limburg vom 11. und 12. Novbr. 1853. Düsseldorf, Kampmann. Gr. 12. 1½ Ngr.

Hoplit, Das Karlsruher Musikfest im October 1853. Leipzig, Hinze. Gr. 8. 15 Ngr.

Warnkönig, L. A., Ueber den Conflict des Episcopats der oberrheinischen Kirchenprovinz mit den Landesregierungen in derselben. Erlangen, Enke. Lex.-8. 14 Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Billigste deutsche Modezeitung!

Die Mode, Journal für Damentoilette.

Dieses nur für Industrielle bestimmte Blatt erscheint jeden Donnerstag mit einem **Pariser Original-modebild** und ausführlichem Modebericht. Es liefert allmonatlich ein **Extrakupfer** mit Häubchen, Hüten u. s. w., jedes Quartal eine Musterbeilage und kostet trotzdem nur quartaliter

1 Thlr. 7½ Sgr. Preuß. Cour.

Probenummern sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Hamburg, im December 1853.

Verlags-Expedition der Jahreszeiten.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Jahrgang 1853. Monat December.

Nr. 49. Die deutsche Belletristik und das Publicum. Von **R. Prutz.** — Aus dem Béarn. Genrebilder. Von ... von **Glümer.** II. — Südslawische Skizzen. Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah. Von **S. Kapper.** IV. — Gedichte nach Thomas Moore. Von **W. Andreä.** — Literatur und Kunst. (Schloenbach, „Originale". — Overbeck, „Kunstarchäologische Vorlesungen"; Thaulow, „Wegweiser durch das ...ische Museum in Kiel". — Schults, „Martin Luther".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus dem Hannoverschen. — Aus Pommern. — Aus Leipzig.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 50. Die Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen. Von **K. Rosenkranz.** — Südslawische Skizzen. Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah. Von **S. Kapper.** V. — Literatur und Kunst. (Grimm, „Geschichte der deutschen Sprache"; ...mann von Fallersleben, „Geschichte des deutschen Kirchenliedes". — Trautmann, „Die Abenteuer Herzogs Christoph von Baiern, genannt der Kämpfer.) — Correspondenz. (Aus Baden.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 51. Winterleben in Südrußland. Von **Maria ...ter.** — Brüsseler Briefe. Von **K. Grün.** I. — Alfred ...sjon in Deutschland. Von **K. Schmitt.** — Literatur und Kunst. (Rosenkranz, „Aesthetik des Häßlichen". — Oster..., „Iwein, ein keltischer Frühlingsgott". — Wickede, „Preußische Husarengeschichten". Zweiter Band. — Sternberg, „Die ... von Marienburg"; „Die Nachtlampe".) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus Magdeburg. — Aus Schlesien. — Aus Thüringen.) — Notizen. — Anzeigen.

Nr. 52. Gedichte: Fünf Lieder. Von **M. Berend.** ... bleiche Kind. Von **R. Prutz.** Gedichte. Von **P. Fi...** — Brüsseler Briefe. Von **K. Grün.** II. — Die projectirte eidgenössische Hochschule. — Literatur und Kunst. (...elka, „Das türkische Verhängniß und die Großmächte"; ..., „Rußland, Deutschland und die östliche Frage". — Delius, „Gedichte". — „Aus einer alten Kiste." — Talvj, „Volkslieder der Serben".) — Correspondenz. (Aus der östlichen Schweiz. — Aus Böhmen.) — Notizen. — Anzeigen.

Das **Deutsche Museum** erscheint in **wöchentlichen Lieferungen** zu dem **Preise** von jährlich 12 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., vierteljährlich 3 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen **Bestellungen** an. **Inserate** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im December 1853.

F. A. Brockhaus.

Frederike Bremer's neueste Schrift.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Heimat in der Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Erschienen ist soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Preyer (Johann N.), **Canova.** Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Ein neuer Roman von A. v. Sternberg.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ritter von Marienburg. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der neueste Roman Sternberg's, ein historisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert, eins der bedeutendsten Werke des Verfassers.

Von A. v. Sternberg erschien vor kurzem in demselben Verlage:

Macargan oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ein Roman. 8. 1853. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman beschäftigt sich mit den Zuständen des 18. Jahrhunderts, in deren Schilderung Sternberg anerkanntermaßen Meister ist.

Ein Carneval in Berlin. 8. 1852. Geh. 1 Thlr.

Diese pikante Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins hat daselbst das größte Aufsehen erregt und wird überall mit Interesse gelesen werden.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Die in den Monaten **November** und **December** erschienenen Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 6—14 des zweiten Bandes) enthalten folgende Aufsätze:

Aus dem deutschen Fabrikleben. II. III. — Ueber Hamlet. Eine Skizze von Professor **H. Hettner** in Jena. — Ueber sogenannte „Fliegende Frucht". — Die Traubencur. — Das Allgemeinsame. — Aus dem Ehe-Leben. — Hülfsmittel zur Geistesfrische. — Zur Chronik der Jagdlust. Von **F. Gottschalck.** — Die Künste und die Sinne. — Zur Phrenologie. Von **H. Orges** in Paris. I. II. III. — Entwickelungsstufen der Thierwelt als Propheten. — Londons Straßenlärm. — Die Mikroskopie. — Das Ineinander der Natur. — Eine neue deutsche Original-Roman-Bibliothek. — Eine Begebenheit aus dem siebzehnten Jahrhundert. Zur Geschichte der Meinungen. Von **H. Asmus.** — Ein Tag in Berlin. — Von Berlin nach Helgoland. I. II. — Die Unvollkommenheit der Natur. — Für Shakspeare-Freunde. — Specifische Tugend. — Amalie von Weimar. Ein Lebensbild von **Armin Grafen zur Lippe.** — Der mecklenburgische Bauer. — Unsere Nahrungsmittel. — Ueber Kinderschriften. — Die angeborene Bildung. — Hölderlin. — Was uns der Wald erzählt. — Bildende Kunst und Musik. — Das Reisen in der Schweiz. — Theatralische Leiden. — Zur Beurtheilung der Größe. — Unser Leben. — Eine Besteigung des Titlis im Berner Oberland. Von Capitain **Noël** in Dresden. — Das mikroskopische Institut von Engell u. Comp. in der Schweiz. — Eine Vorahnung vom elektrischen Telegraphen. — Vom deutschen Parnaß. I. II. — Die Caricaturenfreiheit. — Empfehlenswerthe Jugendschriften. — Noch einmal Seele und Leib. Geschichte eines Wunderkindes. — Das englische Weihnachtsfest. — Kunstwerke als Zimmerschmuck. — Zum häuslichen Herd. — Ein Ausflug nach Afrika. Von **M. M. von Weber.** — Die Größe der Urmeere. Von Prof. **Cotta** in Freiberg. — Hony soit qui mal y pense. Historische Skizze von Dr. **K. Frenzel.** — Mein Terminkalender. Ein Jahresrückblick. — Zur Geschichte der Mythenbildung. — Die Kunst zu reden. — Unsere letzten Stunden. — Zu späte Reue. — Der stille Kapellmeister. Erzählung in drei Capiteln. Erstes Capitel. — Die Russen vor Konstantinopel. — Zum häuslichen Herd. — Die Flora der Winterlandschaft. — Die Pendelorakel. — Die Geraer Operntext-Preisbewerbung.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. October begonnene **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. **Wöchentlich** erscheint eine Nummer. Der **Preis** beträgt

vierteljährlich nur Sechzehn Neugroschen.

Leipzig, im December 1853.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kinder- und Volksmärchen.

Gesammelt von

Heinrich Pröhle.

LIII und 254 Seiten. 8. Velinpapier. Eleg. geb. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Bestrebungen des Herausgebers für die deutsche Volksliteratur haben bereits mannichfache Beachtung und überall Anerkennung gefunden; man wird sich nicht täuschen, wenn man annimmt, daß auch in der vorliegenden Sammlung der kindliche Sinn der Märchenwelt nicht misverstanden und der rechte Volkston getroffen sei. Kann das Buch somit als Volks- und Jugendschrift bestens empfohlen werden, so wird dem Gelehrten ein Blick in das Vorwort zeigen, wie umfassende Nachforschungen der Herausgeber über die ihm überlieferten Märchenstoffe angestellt nnd wie er durch die Vergleichung mit mancherlei andern Schriften nicht nur den wissenschaftlichen Gebrauch seiner eigenen Sammlung, sondern zugleich den der übrigen neuerdings erschienenen sowie der älteren Sammlungen zu erleichtern gesucht hat.

Leipzig, im November 1853.

Avenarius & Mendelssohn.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

☞ Soeben ist das **zehnte Heft** (Schluß des ersten Bandes) dieses von dem deutschen Publicum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenen Nachschlagebuchs für den augenblicklichen Gebrauch, das zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon** ist, erschienen. Die **fertigen Hefte** und eine **ausführliche Ankündigung** sind in allen Buchhandlungen zu haben, woselbst fortwährend **Unterzeichnungen** angenommen werden. Das Werk erscheint **in 4 Bänden oder 40 Heften zu 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh.** ☜

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

